Philoſophiſche
Betrachtungen
über
die thieriſche Schöpfung.

Aus dem Engliſchen.

> All Diſcord Harmony rightly underſtood,
> All partial Evil univerſal Good.
>
> Pope.

Leipzig,
in der Dyckiſchen Buchhandlung.
1769.

Vorrede.

Nichts trägt ſo viel zur Wohlfarth des Menſchen bey, als der Fortgang in dem Studio der Natur. Andre Unterſuchungen mögen ergötzend ſeyn; aber dieſe, die zu ihrem Gegenſtande den wirklichen Zuſtand der Dinge, ihre Eigenſchaften, ihre Abſichten, ihre Ordnung und ihre Verbindung hat, iſt, außer dem Vergnügen, das ſie gewähret, auch noch der Grund zu Entdeckungen, die für die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens nützlich ſind. — Da alle Kräfte der Natur feſten unwandelbaren Geſetzen unterworfen ſind, und ihre Wirkungen auf eine nothwendige Art hervorbringen: ſo müſſen ſie auch die Glückſeligkeit der Menſchen befördern, wenn nur der Menſch Geſchicklichkeit genung hat, ſie zu einem ſolchen Zwecke zu leiten. Dieß nun lernet er in gewiſſem Grade durch das Studium der Natur. Und wir finden demnach auch, daß ſo, wie die Menſchen in dieſem Studio,

dio weiter gekommen ſind: ſie das Elend des Lebens vermindert, und die Mittel zu einem bequemen und anſtändigen Unterhalte vervielfältigt haben. Es iſt noch ein andrer Vortheil, der aus dieſem Studio entſpringt, und nicht geringer als der erſte iſt. Indem man die Verbindung entdeckt, die nothwendiger Weiſe unter den verſchiednen Claſſen der Dinge vorhanden iſt, und die allgemeinen Geſetze, mit welchen ſie alle zu einem Hauptendzwecke ſich vereinigen: ſo bekommt die Seele dadurch diejenigen ausgebreiteten und erweiterten Begriffe, die uns fähig machen, von Gott richtig und ſeiner würdig zu denken. Durch dieſe Richtung unſrer Aufmerkſamkeit auf die wirkliche Einrichtung der Dinge in der Natur und auf dieſe allein, bekommen wir diejenige ſtandhafte Liebe zur Wahrheit, die bloß durch einen beſtändigen Umgang mit ihr erhalten wird, und die der ſtärkſte Damm gegen den Strom der Irrthümer iſt, der ſo durchgängig den menſchlichen Verſtand überſchwemmet hat. Hieraus entſteht ferner ein gewiſſes Vertrauen der Seele zu den Einrichtungen der Natur; denn ſo wie die natürlichen Urſachen der Dinge und Begebenheiten ſich vor unſern Augen enthüllen: ſo verſchwinden die Phantomen unſerer Einbildungskraft. Wir ſehen alsdann nur Ein ſelbſtſtändiges, alles belebendes, alles beherrſchendes Weſen, das mit unendlicher Macht, die noch weit liebenswürdigern Eigenſchaften der Weisheit und Güte verbindet; nicht eine partheyiſche und eigenſinnige Güte, ſondern eine allgemeine wohlthätige Neigung, die ihre Seegnungen auf jedes Zeitalter und auf jeden Ort ausgießet. Die Regel ſeiner Austheilungen iſt die Glückſeligkeit der Welt; die Grenze derſelben — die Ewigkeit.

Ohne einen gewiſſen Grad von Bekanntſchaft mit den Wirkungen der Natur, werden wir beſtändig von den Erſcheinungen, die ſie hervorbringt, beunruhiget werden. Eine Menge unerwarteter Phänomene, die der Welt augenblickliche Zerſtörung drohen, erwecken in der Seele unaufhörlich die Begriffe von einer erzürnten Gottheit, die auf alle Art beſänftiget werden muß; und dieß iſt der Urſprung der lächerlichſten Religionsübungen geweſen. Denn wenn unſre

Urtheilskraft bloß unter der Herrſchaft der Furcht ſteht: ſo iſt keine Ungereimtheit zu groß, die wir nicht alsdann begehen ſollten. Und in der That, was kann eine größre Ungereimtheit ſeyn, als das höchſte Weſen wie einen ſtrengen Herrn zu fürchten, der von ſeinen Geſchöpfen einen Dienſt über ihre Kräfte fodert, und hernach noch beſtändig unzufrieden mit demjenigen iſt, den ſie ihm leiſten; oder ihm in der Regierung der Welt, eine Menge von untergeordneten Beherrſchern zuzugeſellen, deren ganzes Vergnügen und Geſchäfte darinn beſtünde, die Ruhe der Menſchen zu ſtören. Und doch ſind das die Meynungen der Perſonen, die aus Unwiſſenheit der Kräfte, mit welchen die unendliche Weisheit die natürliche Urſachen begabt hat, jede außerordentliche Wirkung, die durch ſie hervorgebracht wird, als ſo viel feindliche Streiche anſehen, die uns von einer unſichtbaren, auf unſre Glückſeligkeit neidiſchen Hand beygebracht werden. Ihre Seelen, die jedes Ding als vorbedeutend anſehen, werden von unaufhörlichen Beſorgniſſen beunruhigt, und ſind deswegen immer bereit ſich dem knechtiſchen Joche des Irrthums und der Betrugerey zu unterwerfen. Die Religion, die natürlicher Weiſe die Quelle von Ruhe und Freude ſeyn ſollte, wird für ſolche Leute eine beſtändige Quelle von Schrecken und Unruhe. Unwiſſenheit iſt die Mutter des Aberglaubens, und Aberglauben macht den Menſchen zum ſchwächſten und lächerlichſten unter allen Geſchöpfen. Das Studium der Natur alſo kann dem Menſchen nicht zu eifrig empfohlen werden. Durch dieſes lernen wir eine Vorſehung erkennen, und jede Begebenheit als eine nothwendige Folge der Geſetze anſehn, die ſie gegeben hat, um die Ordnung der Welt zu erhalten, und ihre verſchiednen Theile unter einander zu verknüpfen. Wir finden deswegen auch, daß in allen Zeitaltern dieſes Studium die Aufmerkſamkeit der Philoſophen an ſich gezogen hat: da diejenigen hingegen, die daſſelbe vernachläßigten, beſtändig nach Schatten liefen; zu empfinden glaubten, was ſie niemals empfanden; eine große Wiſſenſchaft in Sachen ſich einbildeten, in denen ſie ganz unwiſſend waren; oder, welches einerley iſt, keine andere Kenntniß als gewiſſe Träumereyen hatten, denen ſie mit der größten Anhänglichkeit ergeben waren, ob es gleich beſſer für ſie geweſen wäre, wenn ſie ſie hätten vergeſſen können.

Es giebt keine wahre, unſers Beſtrebens würdige Kenntniß, die nicht auf richtige Begriffe von der Beſchaffenheit der Dinge gegründet iſt; und dieſe kann allein durch eine Unterſuchung der wahren Natur der Dinge erhalten werden. Dem unerachtet haben ſehr viele, anſtatt dieſen Weg zur Erlangung der Wahrheit einzuſchlagen, Grundſätze erfunden, und Hypotheſen erbauet, nach denen ſie von jeder Sache urtheilen wollten, ohne ſich erſt die verdrüßliche Mühe zu geben, die kleinſten Umſtände ſo wie ſie in der Natur ſind, d. h. ſo wie ſie ſich durch Erfahrungen und Beobachtungen zeigen, zu unterſuchen. Daher haben ſich ihnen die Dinge in der Welt unter ganz andern Geſtalten und in andern Abſichten gezeigt, als die ſie wirklich vermöge der göttlichen Einrichtung haben. Und dieſes bloß erdichtete Syſtem machen ſie zu dem Gegenſtande ihres Studii und ihrer Unterſuchungen; aus dieſem ſpinnen ſie nach Gefallen ihre ſeltſamen Anmerkungen; von hieraus nehmen ſie ihre Entdeckungen, ihre Muthmaßungen und den ganzen Prunk ihrer Gelehrſamkeit, da indeß andre noch ärgere Thoren ſorgfältig alle dieſe chimäriſche Begriffe ſammlen, und unaufhörlich arbeiten ſie in Uebereinſtimmung, — ich will nicht ſagen mit den Begebenheiten ſelbſt, ſondern nur mit andern eben ſo chimäriſchen Begriffen zu bringen.

Wenn die Natur der Gegenſtand unſerer Aufmerkſamkeit iſt: ſo ſind die Grundſätze, die wir eben erſt gegeben haben, die einzigen Regeln, um die Dinge in ihrer wirklichen Einrichtung kennen zu lernen. Und es iſt ein Glück, daß die Menſchen endlich angefangen haben, ihre Wichtigkeit einzuſehen, und die Evidenz der Erfahrung und Beobachtung zu fodern, ehe ſie einen entſcheidenden Ausſpruch thun. Das Geſchlecht der Hypotheſenmacher fängt an in Verachtung zu kommen; ihre Schriften dienen uns nur, ſo wie die Trümmer eines geſcheiterten Schiffes, die der Steuermann auf einer entfernten Klippe ſiehet, uns zu erinnern, daß dieß nicht der Weg ſey, den wir nehmen müſſen, wenn wir in dem Hafen, den wir wünſchen, anlangen wollen.

Die Natur ſtellt unſerm Verſtande eine unendliche Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden vor, die alle zu unſerm Vergnügen und Unterrichte beſtimmt ſind. Aber den größten Eindruck macht doch die unermeßliche Summe von Leben, von der alles in der ganzen Schöpfung wimmelt. Welche unzählbare Menge von Geſchöpfen theilt mit uns das Vorrecht des Lebens, der Empfindung, und der Luſt; und ſteht mit uns auf gleiche Art, unter dem Schutze einer aufmerkſamen Vorſicht. Wie mannichfaltig ſind ihre Geſtalten; wie verſchieden ihre Triebe; welches Feuer iſt in ihren Temperamenten, was für Leben iſt ihren Stellungen, was für Behendigkeit in allen ihren Bewegungen. Und doch welcher unerſättliche Hunger einander zu zerſtören! Ihre Abwechſelungen ſind mannichfaltig, ihre Unglücksfälle zahlreich; und doch welches richtige Verhältniß, welche Gleichförmigkeit bleibt nicht immer in ihrer Anzahl. Das thieriſche Leben kann in gewiſſen Abſichten mit einem Feuer verglichen werden, das ſich ſelbſt verzehrt, ohne zu verlöſchen. Gleich der Hydra, oder dem Vertumnus in der Fabel, zieht es die eine Geſtalt aus, um eine andre wieder anzunehmen. In einer andern Abſicht, iſt es einem reiſſenden Strome gleich, der ſich von einem hohen Gebürge herabſtürzt, und der, ob er gleich in ſein eignes Bette fällt, doch unruhig und ſtürmiſch iſt, bis er ſich ſelbſt zu einer gewiſſen Gleichheit gebracht hat. Dieſe Erſcheinungen verdienen unſtreitig die Achtſamkeit eines lehrbegierigen Geiſtes; und der, welcher ſorgfältig die Gründe derſelben unterſucht, wird über den ganzen Plan der Schöpfung das Licht aufgehen ſehn. Die ſchönen Irrgänge der Natur werden ihm bey jeder Wendung Ausſichten eröffnen, die ihn von dem Daſeyn eines unendlich weiſen und mächtigen Weſens überführen können.

Dieſe verſchiednen Phänomene in dem thieriſchen Leben haben eine Zeitlang unſer Studium ausgemacht, und wir haben uns bemüht die Merkmale von Ordnung und Weisheit aufzuſuchen, die die Werke der Allmacht bezeichnen. Wir haben aller der Schwierigkeiten ungeachtet, die andere vor-

gege

gegeben haben, gefunden, daß ſie nicht alle über die Grenzen des menſchlichen Verſtandes hinaus gehen. In Anſehung der Feindſchaft, die unter den Geſchöpfen verſchiedner Gattungen herrſcht, haben ſchon Büffon und andre Naturkündiger bemerkt, daß ſie die Urſachen von eben ſo gerechten als gütigen Folgen ſind. Aber ſie haben die Wahrheit bloß angezeigt; wir werden es wagen unſre Gedanken über dieſe wichtige Materie ein Stück weiter hinauszuführen, und zugleich einige andre Eigenſchaften des animaliſchen Syſtems aufzuklären. Unſer Ehrgeiz iſt, den Forſcher der Wahrheit aufzumuntern; ihm beyzuſtehen; und ihn einen Schritt in der Erkenntniß derſelben weiter zu bringen. Eine ſolche Abſicht wird uns alſo gewiß ſeine Aufmerkſamkeit verſchaffen; und die Art, wie wir ſie ausgeführt haben, wird hoffentlich uns nicht ganz derſelben unwürdig machen. Wir haben keine neue Entdeckung in der natürlichen Hiſtorie mitzutheilen: die, welche wir anführen werden, ſind allgemein bekannt. Aber der Geſichtspunkt vielleicht, in den wir ſie ſtellen, wird neu ſcheinen. Jedermann kennt z. B. die groſſe ſe Mannichfaltigkeit der Geſtalten und Arten, die durch das ganze Thierreich herrſchen; aber ſie wiſſen dem ungeachtet nicht die Abſicht, wozu dieſe Mannichfaltigkeit dient. Man macht ſich durchgängig die Vorſtellung, daß die Vollkommenheit unſers Syſtems in einer gewiſſen Kette beſteht, die durch unmerkliche Gradation die niedrigſte Gattung mit der höchſten verbindet; und auf den Bau dieſer Kette hat man den ganzen Plan der Vorſehung eingeſchränkt. Aber wir werden ſehen, daß ihre Abſichten weit edler und wohlthätiger ſind. Weiber und Kinder können uns ſagen, daß die Thiere Unglücksfällen unterworfen ſind, daß ſie ſich einander hervorbringen und zerſtören; und doch wiſſen auch viel Philoſophen nicht einmal, daß es unter dieſen Zufällen eine innere und nothwendige Verbindung gebe; und daß ohne ihre Vereinigung das thieriſche Leben, und alſo mit ihm alle Glückſeligkeit ein Ende haben würde. Und da einige unter ihnen ſich ſogar ihrer Unwiſſenheit in dieſem Stücke rühmen, und daraus Gelegenheit nehmen, den Glauben an ein höchſtes und gütiges Weſen, das die Regierung der Welt verwaltete, lächerlich zu machen: ſo kann es nicht unſchicklich ſeyn, ſich in die Unterſuchung einiger beſondern Theile dieſer Materie einzulaſſen. Dieſer Verſuch kann wenigſtens denen, die die natürliche Hiſtorie zu ihrem Studio machen wollen, ſtatt einer Einleitung dienen. Sie werden hier alle die verſchiednen Arten der Thiere gleichſam unter einem einzigen Geſichtspunkte vereiniget ſehn, und ſie werden die Natur und die verſchiednen Eigenſchaften einer jeden auf ſolche allgemeine Endzwecke reduciren lernen, aus denen das Beſte des Ganzen entſpringt.

Wir werden unſre Materie in drey Theile theilen. In dem erſten werden wir von der Natur des Lebens überhaupt, von den Endzwecken, dem Umfange, und der Mannichfaltigkeit deſſelben reden. Im zweyten werden wir den Streit, in welchem es mit ſich ſelbſt iſt, und die Nutzbarkeit dieſes Streits betrachten. Im dritten werden wir, nach Beantwortung einiger Einwürfe, die gegen unſre Theorie gemacht werden könnten, von dem Geſetze der Vervielfältigung, ſeinem Urſprunge und ſeinen Wirkungen handeln.

Inhalt.

Erſter Theil.

1. **Sect.** Anmerkungen über das thieriſche Leben. S. 1

2. **Sect.** Leben iſt der große Endzweck der Schöpfung. S. 8

3. **Sect.** Von der Menge lebendiger Geſchöpfe auf der Erde. S. 12

4. **Sect.** Von der Mannichfaltigkeit der Arten in dem thieriſchen Leben. S. 21

5. **Sect.** Von der Schönheit in dem Baue der Thiere. S. 30

Zweyter Theil.

1. **Sect.** Von dem beſtändigen Streite zwiſchen den verſchiedenen Thierarten. S. 41

2. **Sect.** Die Verwüſtungen die einen Theil des thieriſchen Lebens zerſtören, befördern im Ganzen die Vervielfältigung und den Wohlſtand deſſelben. S. 45

3. **Sect.** Beweiß des erſten Satzes. S. 47

4. **Sect.** Beweiß des zweyten Satzes. S. 64

5. **Sect.** Von dem Geſetze der Vervielfältigung bey den Thieren und von den Wirkungen deſſelben. S. 71

6. **Sect.** Von den Folgen, die aus dem Geſetze der Vervielfältigung nothwendiger Weiſe entſtehen. S. 79

7. Sect.

7. Sect. Von den verſchiedenen Wirkungen, die die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts nach der Verſchiedenheit der Umſtände und der Verfaſſung in welcher es iſt, hervorbringt. S. 83

8. Sect. Von den bey jeder Gattung nothwendigen einſchränkenden Kräften. S. 96

9. Sect. Von dem Gleichgewichte, das die Natur unter den verſchiednen Gattungen des Thierreichs feſtgeſetzt hat. S. 103

10. Sect. Von den Hinderniſſen, die ſich der übermäßigen Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts widerſetzen. S. 105

11. Sect. Beſondere Beyſpiele von dieſer einſchränkenden Kraft in dem Thierreiche. S. 123

Dritter Theil.

1. Sect. Die Welt wird durch allgemeine Geſetze regiert; Natur dieſer Geſetze. S. 137

2. Sect. Die Natur iſt keiner Grauſamkeit deswegen ſchuldig, daß ſie Krieg unter den Thieren erregt hat. S. 145

3. Sect. Das Geſetz der Vervielfältigung iſt im Thierreiche ſchlechterdings nothwendig. S. 151

4. Sect. Vortheile die aus dieſem Geſetze entſpringen. S. 158

5. Sect. Allgemeine Betrachtungen über das, was bisher vorgetragen worden. S. 161

Erſter Theil.

Erſte Section.

Anmerkungen über die Natur des thieriſchen Lebens.

Es iſt ſchwer, die Natur des thieriſchen Lebens zu beſtimmen. Soviel iſt demunerachtet klar, daß es ohne gewiſſe organiſirte Theile nicht beſtehen kann, und daß es einen deſto höhern Grad von Wirkſamkeit beſitzt, je vollkommner dieſe Organiſation iſt. Bey einer genauen Unterſuchung der thieriſchen Subſtanzen werden wir finden, daß ſie nicht aus einer verworrnen Maſſe von Materialien, die ohne Wahl und ohne Unterſchied zuſammengehäuft ſind, beſtehen, ſondern daß ſie in ihrem ganzen Umfange eine Sammlung von Theilen enthalten, die ſo ſorgfältig ausgearbeitet, und ſo wunderbar zuſammengefügt ſind, daß ſie ein vollſtändiges Ganze ausmachen. Sie ſind in feſte und in flüßige Theile getheilt. Die feſten begreifen unter ſich die Nerven, die Pulsadern, die Blutadern, die Muſkeln, die Sehnen, die Knorpel, die Drüſen, das Eingeweide, und mit einem Wort das Fleiſch und die Beine. Unter den flüßigen verſteht man den Milchſaft, das Blut, die Lympha, die Galle, die Lebensgeiſter und eine Menge von verſchiednen andern Feuchtigkeiten, die in den Drüſen enthalten ſind. Alle dieſe verſchiedne Theile der belebten Körper ſind zu ſoviel verſchiednen Abſichten beſtimmt. Jeder hat genau die Bildung, die Geſtalt, das Gewicht, die Biegſamkeit, und mit einem Wort alle die Eigenſchaften, die zu ſeiner Beſtimmung gehören. Keiner von ihnen iſt von den übrigen unabhängig, ſondern alle haben die genauſte Vereinigung mit einander, und erhalten ſich ſelbſt in beſtändiger Bewegung, indem ſie ihr gehöriges Gleichgewicht und die gegenſeitige Wirkung mit den übrigen unterhalten. Die feſten Theile befördern durch ihr beſtändiges Ausdehnen und Zuſammenziehen den Umlauf des Bluts durch alle Theile des Körpers. Die flüßigen, nachdem ſie ihre Gährung ausgeſtanden haben, und durch die Drüſen des Gehirns durchgeſeigt worden ſind, werden durch Hülfe der Nerven den feſten Theilen wieder zugeführt, und theilen denſelben ihre eignen Kräfte der Bewegung mit.

Wir haben geſagt, daß das Leben thieriſcher Körper deſto höhere Grade von Stärke und Vollkommenheit beſitzet, je vollkommner die Organiſation iſt. Und wir finden in der That, daß nicht allen Gattungen ohne Unterſchied ein gleicher Grad von Lebhaftigkeit und Feuer mitgetheilt ſey; ſondern daß den größten Antheil davon diejenigen haben, deren Organen die empfindlichſten, beweglichſten und zuſammengeſetzteſten ſind. Wir finden, daß in einzelnen Thieren derſelben Gattung das Leben mehr oder weniger thätig und munter wird, nach dem die körperlichen Werkzeuge in einem Stande der Auswicklung oder der Abnahme ſind. Welch ein Unterſchied in dieſer Abſicht zwiſchen dem Embryo und dem Thiere, das zu ſeiner vollkommnen Reife gelangt iſt! Wir finden endlich, daß wo nur eins von den vornehmſten Organen in einer Unordnung iſt, durch die die ihm eigne Wirkung unterbrochen wird, unmittelbar ein Aufhören des Lebens erfolgt.

Dieſe genaue Harmonie zwiſchen dem Leben und der Organiſation der Körper, hat einige Philoſophen zu glauben verführt, daß das Leben nichts anders ſey als eine gewiſſe Verbindung der Organe, die durch ihre gegenſeitige Wirkung auf einander, in beſtändiger Bewegung erhalten würden.

Aber dieſe Meynung ſcheint Leben mit Bewegung zu verwechſeln; zwo Sachen, die in jedermanns Begriffe ſo wie in der That ſelbſt unterſchieden ſind. Die Bewegung eines Körpers, ſie mag ſeyn von was für einer Art ſie will, hat keinen Einfluß auf die Natur und die Eigenſchaften dieſes Körpers. Sie verändert bloß ſeine Lage gegen einen andern Körper. Und dann iſt noch immer ein unendlicher Unterſchied zwiſchen dieſem Begriffe und dem Begriffe der Empfindungsfähigkeit, die eine der weſentlichſten Eigenſchaften des thieriſchen Lebens ausmacht. Wir müſſen alſo den Grund von ſeinem Daſeyn anderswo ſuchen. Einige haben ihn in die Wärme geſetzt, die allen thieriſchen Körpern gemein iſt. Büffon nimmt an, daß es organiſirte und lebende Elemente giebt, die beſtändig von einem Körper in den andern übergehen, und die, ſeiner Meynung nach, den unzerſtörbaren Saamen des thieriſchen Lebens ausmachen. Könnten Muthmaßungen uns befriedigen: ſo würden wir nicht anſtehen, das Leben in die Klaſſe der Elemente zu ſetzen; und wir könnten bemerken, daß wenn man es einmal als eine Subſtanz anſieht, es mit dem Feuer die größte Aehnlichkeit habe. Sollte jemand fragen, worinn dieſe Aehnlichkeit beſtünde, ſo würde ich antworten: daß, ſo wie Feuer durch Feuer angezündet, ſo Leben durch Leben hervorgebracht werde; daß ſchwach und zitternd bey ſeiner Entſtehung, wirkſam und ungeſtüm in der Mitte ſeines Laufs, matt und erſchöpft bey dem Schluß deſſelben, der Fortgang einer lebenden, vollkommen mit dem Fortgang einer brennenden Subſtanz gleichförmig ſey. Dieſes iſt anfangs nur ein Funke, ein ſchimmerndes Licht, kaum fähig ſich zu erhalten: nach und nach breitet es ſich aus und verwandelt ſich in eine ungeſtüme Flamme; endlich wenn es uns mit ſeinem Glanz eine Zeitlang in Verwunderung geſetzt hat, ſo verlöſcht es wieder von ſelbſt. Wir können hinzu ſetzen, daß, ſo wie brennende Subſtanzen einen beſtändigen Zufluß von Materie erfodern, ſo die lebende Subſtanz nicht ohne beſtändigen Zufluß der Nahrungsmittel beſtehen könne; daß, wie Feuer alles das, wovon es ſich erhält, ergreift und verzehret, ſo das thieriſche Leben ſich an alles das mache, und alles verſchlinge, was eine ſchickliche Nahrung für daſſelbe ſeyn kann; daß, ſo wie das Feuer durch eine zu groſſe Menge brennbarer Materie eben ſowohl, als aus Mangel derſelben verlöſchen kann, ſo eine überflüßige Menge von Nahrung dem Leben eben ſo nachtheilig werde, als die Beraubung derſelben; daß dieſelben Materialien, die auf lebende Körper die größte Wirkung thun, (wie z. E. gewiſſe Spiritus) gerade einen eben ſo ſtarken Einfluß auf brennende Körper haben; daß jedes Luft zu ſeiner Erhaltung erfodere; und daß Luft, die ſchon durchs Feuer hindurchgegangen ſey, und deswegen ihre ernährende Salze ſchon verloren hat, für beyde gleich nachtheilig iſt. Mit einem Worte, wir können bemerken: daß bloß durch den gelinden Einfluß der Wärme ein lebender Körper die erſte Entwickelung ſeines Saamens bekomme; daß es dieſe ſey, die ihn zu dem Gipfel ſeiner Vollkommenheit bringet, und die, nachdem ſie ihn ins Leben eingeführt hat, ihm die Dienſte einer Pflegerinn und eines Arztes leiſtet, indem ſie ſeine Fibern in der gehörigen Biegſamkeit, und ſeine flüßigen Theile in Bewegung erhält.

Wenn, ſage ich, wir uns mit Muthmaſſungen begnügen wollten, ſo könnten wir Leben ein Element nennen, und als ein ſolches es mit dem Feuer vergleichen. Aber das iſt auf keine Weiſe unſre Abſicht. Wir wollen aus

Sätzen ſchlüſſen, die eines weit höhern Grades von Gewißheit fähig ſind.

Zweyte Section.

Leben iſt der große Endzweck der Schöpfung.

Was auch immer das Principium des Lebens in den Thieren ſeyn mag: ſo iſt es doch augenſcheinlich, daß die Hervorbringung von Leben die edelſte Anwendung der Allmacht, und der Mittelpunkt ſey, in dem ſich alle ihre übrige Wirkungen vereinigen. Bloße lebloſe Dinge zu erſchaffen, wäre der Gottheit unwürdig geweſen. Da die Materie des Lebens unfähig iſt: ſo wirft die Exiſtenz ſolcher Dinge nicht die geringſte Idee von Vollkommenheit auf den höchſten verſtändigen Geiſt zurück; keine Zunahme von Glückſeligkeit fließt davon auf andere; und doch iſt es ungereimt, daß ein Weſen, das in ſich ſelbſt vollkommen glücklich iſt, aus irgend einer andern Urſache handeln ſollte. Gott hat alſo die ganze Welt mit Einwohnern bevölvölkert. Und der lebloſe Theil, aus dem ſie zuſammengeſetzt iſt, iſt zu keinem andern Ende da, als den lebendigen zu erhalten. Nicht bloß Luft, Erde und Meer, ſind dieſem Zwecke untergeordnet, ſondern die himmliſchen Körper ſelbſt; und nicht bloß die himmliſchen Körper, die unſer Syſtem ausmachen, ſondern das ganze Heer von Sternen, das am Firmamente ſchimmert.

Ob wir gleich dieſe Sprache reden, ſo vergeſſen wir doch nicht, daß die Wege der Vorſehung unerforſchlich ſind; aber wir glauben, daß dieſe Unbegreiflichkeit bloß auf die Mittel eingeſchränkt ſey, die ſie zu Erreichung ihrer Zwecke anwendet. In Abſicht der Zwecke ſelbſt, leuchtet es uns mit aller Stärke der Demonſtration ein, daß ſie in der Hervorbringung und Erhaltung des größten möglichſten Guten in der Welt beſtehen, und daß, wer irgend einen andern Zweck annimmt, ſich ganz unwürdige Begriffe von ihnen macht.

Es giebt Leute, die ſich einbilden, daß jedes Ding in der Schöpfung ſeine letzte Beziehung auf den Menſchen habe, und daß Gott ſeine ſchaffende Kraft bloß zum Vortheil des Menſchen äußere. Aber ſolche Begriffe kann man nicht beybehalten, wenn man nicht zugleich das ſeltſame Syſtem beybehalten will, das ihnen den Urſprung gab. Sie waren verzeihlich, ſo lange die Menſchen, ſelbſt die weiſeſten unter ihnen, ſchwach genung waren, zu glauben, daß die Erde eine ungeheure Fläche ſey, die in dem Mittelpunkt der Welt liege; daß der Himmel ein Gewölbe von Cryſtall, und die Sonne nichts anders als eine Platte glühendes Eiſen ungefähr ſo groß als der Peloponneſus ſey. Aber da das menſchliche Geſchlecht ſich itzt dieſer Irrthümer ſchämt, ſo ſollte es ſich noch weit mehr ſchämen, den ganzen großen Plan der Vorſehung auf ſich ſelbſt einzuſchränken. Kann wohl jemand behaupten, daß die Welt blos deswegen da ſey, um von den höhern Geiſtern betrachtet zu werden? Was für Begriffe muß man ſich von dem höchſten Weſen machen, wenn man ſich einbilden kann, daß es die Wunder ſeiner Macht bloß deswegen zeige, um einige von ſeinen Geſchöpfen zu beluſtigen? Und was für Vorſtellungen müſſen wir von dieſen verſtändigen Geiſtern ſelbſt unterhalten, wenn man annimmt, daß ſie mit irgend einer Art von Vergnügen Werke betrachten können, die zwar groß und verwundernswürdig, aber doch unfruchtbar und ohne Nutzen ſind, da ſie hätten der Sitz von Leben und Glückſeligkeit ſeyn können?

Es iſt alſo kein Zweifel, daß das Leben der vornehmſte Endzweck der Schöpfung ſey, und dem zu Folge müſſen (wie die vernünftigſten Philoſophen geglaubt haben,) mehrere Welten ſeyn. Die Fixſterne ſind eben ſo viele Sonnen, welche mit den Körpern, welche ſie erleuchten und in ihrer Laufbahn erhalten, eben ſo viele Syſteme ausmachen, die dem, wovon unſre Welt ein Theil iſt, gleichförmig ſind. Und nun denke man ſich die Anzahl dieſer Sterne, die Menge derer, die uns ſichtbar ſind, die noch größre Menge derer, die uns unſichtbar ſind; zu jedem von dieſen ſetze man eine gewiſſe Anzahl von Planeten, zu dieſen Planeten ihre Trabanten, und in alle dieſe Körper, nach dem Verhältniſſe ihrer Gröſse, Bewohner: und dann mag man, wenn man kann, die Menge von Leben berechnen, welches die Welt in ſich enthält.

Dritte Section.

Von der Menge von Leben auf der Erde.

Die Vorſehung ſcheint, in der Austheilung des Lebens an die beſeelten Geſchöpfe, bis zur äuſſerſten Gränze der Möglichkeit gegangen zu ſeyn. Dieſe Fülle von Daſeyn, die auf der Erde merklich iſt, macht es hinlänglich wahrſcheinlich, daſs es allenthalben mit eben dieſem erſtaunenden Ueberfluſſe vorhanden ſeyn werde. Das menſchliche Geſchlecht, welches einen ſo weiten Raum einnimmt, und in ſo viele verſchiedene Nationen getheilt iſt; das menſchliche Geſchlecht, ſage ich, macht nur einen Theil von den Einwohnern aus, die beſtimmt ſind, unſere Erdkugel zu bevölkern. Und es iſt nicht einmal der beträchtlichſte Theil. Es giebt Gattungen,

tungen, die weit zahlreicher ſind als die unſrige. Dieß iſt augenſcheinlich der Fall bey denen Inſecten, deren ungeheure Schwärme die Elemente, in denen ſie wohnen, in ein aneinander hängendes Gewebe von Leben zu verwandeln ſcheinen, und in deren Naturen das Feuer des Lebens mit nicht geringerer Wirkſamkeit brennt, als in der unſrigen. Einige Naturkündiger haben verſucht, die verſchiedenen Gattungen zu zählen, die die Erde bewohnen. Aber ihre Rechnung, geſetzt, daß ſie richtig wäre, muß doch auf gewiſſe Gegenden oder wenigſtens auf die Thiere eingeſchränkt ſeyn, die uns in die Augen fallen; denn was für eine Menge giebt es nicht noch, die entweder, wegen ihrer äusserſten Kleinheit, oder wegen der Oerter, die ſie bewohnen, unſern Nachforſchungen entgehen? Es mag genung ſeyn zu bemerken, daß kein Fleck der Erde, ſo entfernt oder ſo übel gelegen er immer ſeyn mag; unter dem äusserſten Grade von Hitze oder von Kälte, von Trockenheit oder von Näſſe; ohne Einwohner iſt. Und diejenigen Plätze, die am wenigſten für die menſchliche Gattung zugänglich ſind, haben vielleicht den größten Ueberfluß. Es giebt Länder, wo die lebende Subſtanz durch die Hitze der Sonne zum Leben gleichſam aufgährt, mit Ungeſtüm aus dem Schooße ihrer Mutter hervorbricht, und mit einer Art von Wut ſich über das ganze Land ausbreitet. Es giebt Gegenden, wo die Erde ganz mit kriechenden Thieren bedeckt iſt, und wo die Luft mit unzählbaren Mengen von geflügelten Inſecten verdunkelt wird. Das vermiſchte Geſchrey eines ungeheuren Haufens von Thieren aller Art; das Glänzende ihres Schmuckes, und ihre beſtändige Bewegung ſcheinen weite groſſe Wälder in eine einzige belebte Maſſe zu verwandeln. Mit einem Worte, es giebt Gegenden, wo das Daſeyn der Menſchen und der Thiere die zu ihrem Gebrauch beſtimmt ſind, der ungeheuren Menge von lebendigen Geſchöpfen wegen, die die Erde auf eine andere Weiſe erhält, überflüßig zu ſeyn ſcheinet. Die Einwohner von Carthagena ſind verbunden, ſich alle Augenblicke gegen ein Heer von kriechenden Thieren und Inſecten zu vertheidigen. Unter dieſen ſind die Moſchetos und Culebrillá, die ſich in ihre Haut ſetzen, und Geſchwüre und zuweilen den Brand verurſachen. Die Pferde und wilden Eſel haben ihre Füße von dieſen grauſamen Inſecten gleichſam roth gefärbt. Zu Portobello kommt nach einem Regen eine ſo unglaubliche Menge von großen Kröten aus den Wäldern, daß man nicht einen Schritt thun kann, ohne auf einige von dieſen Thieren zu treten, und ſich dadurch ihrem Biß auszuſetzen. Zu Guyaquil ſind die Häuſer mit Schlangen, Ottern, Scorpionen und Scolopendrá angefüllt, die aller Orten hin kriechen. Es iſt für die Einwohner gefährlich, ſchlafen zu gehen ohne zuvor ihre Betten unterſucht zu haben, und ſich mit einer Art von Himmel oder Zelt zu bedecken. Die Luft iſt an dieſen Orten ebenfalls ſo mit fliegenden Inſecten angefüllt, daß es unmöglich iſt, ein Licht drey Minuten lang brennend zu erhalten; oder ſich ſo lange, als es brennt, demſelben zu nähern, ohne Naſe, Augen, Mund und Ohren augenblicklich mit Schwärmen von ihnen erfüllt zu haben. Wir wurden, ſagt Don Ulloa, da wir in dieſer Stadt waren, bey unſern nächtlichen Obſervationen der himmliſchen Körper äuſſerſt beunruhiget; denn von der einen Seite waren wir den Stichen einer Menge von Inſecten ausgeſetzt, von der andern konnten wir kaum vor ihnen ſehen oder athmen. Einen ſolchen Ueberfluß von Leben bringen die heißen Climata hervor! und obgleich in den kältern Gegenden weniger Einwohner ſind, ſo können wir doch behaupten, daß ſie immer mit der Menge von Nahrungsmitteln, die die Erde hervorbringt, in Verhältniß ſtehen: und daß dieſe Menge nach ihrer Lage und den Graden der Hitze, welchen ſie ausgeſetzt ſind, in größerm oder in geringerem Ueberfluſſe ſey. Aber da es unmöglich iſt, daß alle Theile der Erdkugel gerade dieſelbe Lage haben ſollten, und da jeder Theil die Lage hat, die nöthig iſt, wenn im Ganzen die größte möglichſte Quantität von Leben da ſeyn ſoll, ſo können wir behaupten, daß wenn an und für ſich die Anzahl der Einwohner nicht ſo groß iſt, wie ſie hätte ſeyn können, ſie ſich dem unerachtet beſtändig dieſer Fülle nähere. Geſetzt, die Ekliptik machte mit dem Aequator einen Winkel von drey und vierzig, anſtatt von drey und zwanzig Graden, ſo würden drey Theile von der Erdkugel unbewohnbar ſeyn: denn die Wendekreiſe, wenn man ſie ſich in eben derſelben Lage denkt, in der ſie jetzund ſind, würden alsdann innerhalb eines Jahres alle Hitze des heiſſen Erdſtrichs, und allen Froſt des kalten empfinden. Und es iſt keine Pflanze, kein Thier, welches dieſe beyde Aeuſſerſten ertragen könnte. Wäre die Fläche der Ekliptik mit dem Aequator einerley oder parallel, ſo iſt wieder offenbar, daß der größte Theil der Erdkugel, ohne Sommer, alſo ohne Erndte, oder welches auf eins hinausläuft, ohne Einwohner ſeyn würde.

Wir geben zu, daß es Wüſteneyen giebt. Aber wer weiß, ob dieſe nicht für die bewohnbaren Theile eben das, was offne Plätze und Märkte für große Städte ſind; Oerter, die beſtimmt ſind, die Luft in einem gewiſſen Stande von Reinigkeit zu erhalten, den ſie ganz gewiß verlieren würde, wenn alle Theile gleich bewohnt wären? Oder wer kann es behaupten, daß ſie ganz ohne Einwohner ſind, da ein berühmter Naturforſcher erzählt, daß da er den Sand in den Egyptiſchen Wüſteneyen ſorgfältig unterſucht habe, er verſchiedne von den bekannten, und auch einige noch unbekannte Arten von Inſecten gefunden hätte? Aber geſetzt, ſie wären ganz leer, ſo iſt es äuſſerſt wahrſcheinlich, daß dieſe weiten Sandflächen, die ſich von dem äuſſerſten Ende von Afrika bis in die Mitte von Aſien erſtrecken, doch noch ihren Nutzen in Abſicht auf die lebende Natur haben; entweder indem ſie leere Räume machen, wo die Atmoſphäre ihre Elaſticität und andere Eigenſchaften wiederbekommen kann, die ſie verloren haben würde, wenn jeder Theil gleich voll von lebendigen Geſchöpfen wäre; oder weil ſie nothwendig ſind, das Licht, das beſtimmt iſt, die Welt zu erleuchten, mit größerm Glanz zurückzuwerfen. So iſt es auch wahr, daß es weite Strecken unangebautes Land giebt; aber wir dürfen nicht glauben, daß der Ackerbau durchgängig zu der Vermehrung von Daſeyn und Leben beytrage. Es giebt gewiſſe Länder, wo es wenigſtens zweifelhaft iſt, ob er nicht die Anzahl der lebendigen Geſchöpfe vermindert; die z. E. die eine Art von Inſecten im Ueberfluß haben, deren Zerſtörung der Ackerbau erfordert, und welche in der That durch die öftere Umkehrung des Bodens ausgerottet werden. Anſtatt einer einzigen Gattung von Thieren, für die der Anbau einiger von den Wäldern in Amerika nützlich ſeyn möchte, giebt es vielleicht zehen, deren Untergang er.ſeyn würde.

Die Welt, ſagen wir, enthält eine unzählbare Menge lebendiger Geſchöpfe; und es iſt aus Verſuchen klar, daß, ſo unzählbar auch die Menge iſt, die ſich unſern Augen zeigt, wir doch nur einen Theil, und zwar nur einen ſehr kleinen Theil der animaliſchen Schöpfung überſehen. Wenn wir die Natur durch das Microſcop unterſuchen, was für ein erſtaunlicher Anblick! Leben kommt in Ueberfluß aus den kleinſten Gegenſtänden hervor. Ein Grashalm, ein Tropfen des reinſten Waſſers, enthält tauſend

Millionen Weſen, die ihre Organen haben, die leben, ſich bewegen, und nach ihrer Art frölich ſind. Und wenn man ihren Urſprung unterſuchet, ſo findet man, daß ſie von einer unzählbaren Menge von Inſecten, die in der Luft herum fliegen, herkommen; ſo daß wir die größten Gründe haben zu glauben, daß die ganze Atmoſphäre mit Leben gleichſam geſchwängert ſey.

Dieſer erſtaunende Umfang von thieriſchem Leben erfordert ohne Zweifel zu ſeiner Hervorbringung, und noch mehr zu ſeiner Erhaltung eine unendliche Menge von Anordnungen, Verknüpfungen und Hülfsmitteln; und die Vorſehung hat in dieſer Abſicht für jedes eine beſondere Verfügung gemacht. Das iſt ein zweytes Merkmal, woran wir den wahren und einzigen Endzweck der Schöpfung erkennen können.

Vierte

Vierte Section.

Von der Verſchiedenheit, die man in dem thieriſchen Leben gewahr wird.

Man erlaube uns hier, die Wege des Höchſten durch das Licht einer geſunden und unpartheyiſchen Vernunft zu erforſchen. Die Vernunft iſt ein Ausfluß ſeiner Weisheit, und wir ſehen augenſcheinlich, daß er ihren Ausſprüchen in der Erſchaffung ſeiner Werke gefolgt iſt. Sie iſt ein Licht, das nicht betrüglich ſeyn kann. Alles was wahre Vernunft uns als gerecht, weiſe und vernünftig vorſtellt, muß nothwendig wirklich ſo ſeyn. Wir wollen alſo unterſuchen, was die höchſte Macht zum voraus hervorbringen mußte, um die Erde mit der Menge von Einwohnern, die ſie enthält, anfüllen, oder beſſer, ſie mit einer lebenden Subſtanz gleichſam bedecken zu können.

1. Da die Früchte der Erde der Grund zur Erhaltung derſelben ſind, ſo war es zuerſt nothwendig, daß die Erde dieſe in unzählbarer Men-

ge hervorbrachte; und da es eine unendliche Mannichfaltigkeit in dem Clima, den Jahreszeiten und dem Boden giebt; ſo war es nothwendig, den Pflanzen und Bäumen eine verhältnißmäßige Mannichfaltigkeit zu geben, damit jede Jahreszeit, jede Breite der Erdkugel, und jede Art des Bodens ſich für einige derſelben ſchickte; und damit Berge, Sand und Felſen eben ſo wohl als die fruchtbarſten Thäler und Flächen mit Grün bekleidet ſeyn könnten.

2. Da es alſo ſo viele Arten von Pflauzen und Bäumen gab: ſo mußte in die animaliſche Schöpfung eine eben ſo große Verſchiedenheit eingeführt werden. Man ſtellt ſich gemeiniglich vor, daß die Mannichfaltigkeit in den Pflanzen derjenigen, die wir unter den Thieren bemerken, untergeordnet ſey. Aber dieſe Vorausſetzung iſt irrig. Denn da es die Abſicht der Vorſehung war, die Welt mit lebendigen Geſchöpfen zu erfüllen und da jeder Boden nicht für die Hervorbringung aller Arten von Pflanzen gleich geſchickt iſt; ſo iſt es weit natürlicher, ſich vorzuſtellen, daß die Verſchiedenheit des Bodens

die in den Pflanzen, und die Verſchiedenheit der Pflanzen die unter den Thieren veranlaſſet habe. Und dem zu folge finden wir auch wirklich, daß in der Ordnung der Schöpfung, wie Moſes ſie erzählt, die Erde und ihre verſchiednen Geſtalten den erſten Platz einnahm; dann folgen die Pflanzen und Kräuter welche Saamen tragen; und zuletzt unter allen die verſchiednen Arten der Thiere.

Da die Pflanzen und Bäume in ſo viele Gattungen getheilt waren, ſo war es nothwendig, auch in die thieriſche Welt ſoviel Mannichfaltigkeit als möglich zu bringen. Es mußte eine geflügelte Gattung da ſeyn, die ſich ſchnell von einem Orte zum andern bewegen könnte, um die entfernteſten und höchſten Theile der Erdkugel zu beſuchen. Es mußten kriechende Thiere da ſeyn, die, indem ſie auf der Oberfläche der Erde herumglitten, den Theil von Nahrungsmitteln verzehren konnten, der für jede andre Gattung unzugänglich geweſen wäre. Es mußten vierfüßige Thiere da ſeyn, um die Zweige und Blätter der Pflanzen zu verzehren, indem andere die Saamenkörner aufſammleten. Mit einem Worte, es mußte verſchiedne Claſſen von Thieren geben, und jede Claſſe mußte in eine Menge von Arten von verſchiedner Geſtalt und Größe getheilt ſeyn, damit jeder Theil der Erdkugel von irgend einem Geſchlechte von Geſchöpfen könnte bewohnt, beſucht und genutzt werden; und damit alle Früchte, die ſie hervorbringt, in thieriſches Leben könnten verwandelt werden.

Man unterſuche jetzo den wirklichen Zuſtand der Dinge in der Welt, und man wird finden, daß das gerade der Plan iſt, den die Allmacht befolgt hat. Es muß den Augenblick zugeſtanden werden, daß er den Pflanzen eine unendliche Verſchiedenheit gegeben hat. Welches Land iſt von der Natur ſo verwahrloſet, daß es nicht einige Arten von Producten hervorbringen ſollten? Welche Jahreszeit iſt ohne ihre Früchte? Wo iſt ein noch ſo kleines Stück Land, das nicht den weiten Umfang der ſchaffenden Kraft der Natur bewieſe? Unter den viel tauſend Millionen Halmen, die das Gras der Felder ausmachen, wie wenige ſind ſich einander vollkommen ähnlich? Und was die Thiere betrifft, so überſteigt ihre Mannichfaltigkeit alle Vorſtellung. Sie iſt unendlich in Anſehung ihrer Geſtalt, ihrer Bildung, ihrer Neigungen, ihrer Art zu leben. Von der Milbe bis zum Elephanten giebt es eine unmerkliche Fortſchreitung in der Größe der Thiere, und jede Stufe iſt wieder aus einer Menge von Arten zuſammengeſetzt, die alle in ihren Bewegungen von einander verſchieden, und mit verſchiednen Waffen verſehen ſind. In jeder Stufe giebt es Land- Waſſer- und fliegende Thiere. — Es giebt fleiſchfreſſende Arten, andere die von Früchten leben, und vermiſchte. Doch giebt es keine, deren Geſtalt und Bildung nicht nach dem Orte, den ſie zu bewohnen beſtimmt ſind, und nach der Lebensart, der ſie folgen, eingerichtet ſey. Alle ſind mit gewiſſen beſondern Talenten begabt; und die, welche einerley Eigenſchaften haben, ſind dem unerachtet in der Art ſie zu beſitzen verſchieden. Iſt Stärke oder Behendigkeit der Character eines Thieres? Bey dem einen hat ſie ihren Sitz in den Ribben, bey einem andern in dem Rückgrade, bey andern in den Flügeln, in den Schenkeln, im Nacken, in den Kinnladen. Andre hinwiederum unterſcheiden ſich durch eine auſſerordentliche Feinheit der Sinnen; aber bey dem einen Thiere iſt ſie auf das Geſicht, bey einem andern auf das Gehör, bey einem dritten auf den Geruch eingeſchränkt; und bey einem vierten ſcheinen alle Sinnen ſich in dem Gefühle zu vereinigen. Alle haben von der Natur eine gewiſſe Anzahl von Werkzeugen bekommen, die in Abſicht ihres Gebrauchs, dieſelben, aber in ihrer Geſtalt und Einrichtung unendlich verſchieden ſind. Wie groß iſt z. B. die Verſchiedenheit in der Einrichtung des Gehirns und der Nerven bey den Vögeln und den vierfüßigen Thieren, zwiſchen dem Baue der Lunge bey den Erd- und den Waſſergattungen! Die Eingeweide der zweyfüßigen und vierfüßigen ſind aus verſchiednen Stücken zuſammengeſetzt, die alle ihre beſondre Form und Geſtalt haben. In den kriechenden Thieren und Inſecten iſt es ein einziger langer Sack oder Kanal, der vom Kopfe anfangt, und bis zum Schwanze reicht. Bey den Schalenthieren, die ſich an Felſen und die rauhern Theile der Erde anhängen, bedecken die Knochen das Fleiſch, da hingegen in allen andern Gattungen das Fleiſch die Knochen einhüllt. Aber der Theil der Thiere, wo man die größte Verſchiedenheit findet, iſt das Werkzeug, deſſen ſie ſich bedienen, ihre Nahrung zu ſich zu nehmen. Hier bekommt jedes Thier eine verſchiedne Form, nach dem Elemente, das es bewohnt. Die, welche auf der Erde und im Waſſer leben, und die, welche in der Luft leben, haben jede dieſes Werkzeug auf eine verſchiedne Art geſtaltet. Dieſe allgemeinen Formen ſind wieder in jeder Gattung modificirt, nach dem Orte, den ſie bewohnen, und der Nahrung, von der ſie ſich erhalten. Hierdurch unterſcheiden ſich die fleiſchfreſſenden Thiere von den fruchtfreſſenden; nicht bloß unter den vierfüßigen, ſondern auch unter den Vögeln und Fiſchen; nicht bloß unter denen Thieren, die dem bloßen Auge ſichtbar ſind, ſondern auch bey denen, die das Vergrößerungsglas entdeckt. Was für eine Zurüſtung von Sägen, Hebeln, Kneipzangen, Hämmern, und andern angreifenden Waffen findet man nicht in dem Vorderkopfe gewiſſer Thierchen, da anderer ihrer hingegen vollkommen glatt iſt. Durch dieſes Werkzeug unterſcheiden ſich auch die Gattungen, die von den Wurzeln der Bäume leben, von denen, die das zarte Gras abmähen. Die vierfüßigen Thiere der erſten Art haben eine lange dünne Schnauze, die Naſe hart und aufwärts gekehrt, die untere Reihe von Zähnen ragt über die obere hervor, die Lippen ſind feſte angezogen, und liegen hart an den Kinnbacken an. Die von der andern Art haben im Gegentheile breite und ſehr bewegliche Lippen; eine flache und weite Schnauze, die Zähne gleichförmig und dichte. So wahr iſt es, daß die Verſchiedenheit, die man in der thieriſchen Welt wahrnimmt, der Verſchiedenheit im Pflanzenreiche untergeordnet iſt.

Dieſe Verſchiedenheit bloß als Spiele der Einbildungskraft bey dem Allmächtigen, oder als den Eigenſinn eines Weſens anſehen, das ſich mit der Prahlerey ſeiner Weisheit erluſtigte, heißt, die Natur und die Vollkommenheiten des großen Baumeiſters der Welt nur in gewiſſen Syſtemen der Theologie ſtudirt haben; heißt, ſich völlig unwürdige Begriffe von ihm machen. Dieſe unendliche Verſchiedenheit, die man in der thieriſchen Natur wahrnehmen kann, iſt eine weiſe Einrichtung derjenigen höchſten Güte, die zu allen Einwohnern der Erde ſagte, ſeyd fruchtbar und mehret euch: denn durch dieſe Mittel ſind ſie in den Stand geſetzt, ſich über ihre ganze Oberfläche auszubreiten, und alle die Säfte des Lebens, die die Erde enthält, in Leben zu verwandeln. Da ſie in ſo viele Gattungen eingetheilt ſind, und da jede Gattung mit einer beſondern Art von Waffen verſehen iſt, ſo iſt kein Durchgang ſo enge, durch den nicht einige belebte Geſchöpfe hindurch könnten, keine Wohnung, die ſie nicht einnehmen könnten, kein Vorrath, der ihnen nicht offen ſtünde.

Fünfte Section.

Von der Schönheit in dem Baue der Thiere.

Wir werden ohne Zweifel uns erinnern, daß unerachtet der Mannichfaltigkeit der äußern Geſtalten ſowohl in dem Thier- als Pflanzenreiche, keine dem unerachtet in ihrem Bau unregelmäßig, keine von Schönheit und Annehmlichkeit entblößt ſind. Aber jeder aufmerkſame Beobachter wird finden, daß in Anſehung dieſer Eigenſchaften ſelbſt der Höchſte das Wachsthum und die Glückſeligkeit der thieriſchen Schöpfung weit eigentlicher als irgend einen andern Zweck zu ſeinem Augenmerke gehabt habe. Und in der That, was iſt Schönheit, als die nothwendige Folge der Schicklichkeit dieſer Geſtalten zu den Verrichtungen, für welche ſie beſtimmt ſind?

Aus der Verbindung von Blumen, Blättern, Aeſten, Sproſſen und Stämmen, aus der beſondern Bildung eines jeden von dieſen Theilen,

len, ihren Verhältniſſen und der Regelmäßigkeit ihrer Anordnung, entſteht ohne Zweifel eine große Schönheit in der Geſtalt der Bäume und der Pflanzen. Aber eben hieraus entſpringt auch ihre Fähigkeit zu wachſen, und aus dem Grunde der Erde dieſe Früchte herauszuziehen, die zum Unterhalte der Thiere da ſind. Keine Figur iſt bequemer eingerichtet, in dem kleinſten möglichſten Raume eine ſolche Sammlung von Fibern, Faſern, Röhren und Gefäßen, die zum Leben der Pflanzen nothwendig ſind, zu enthalten, als die cylindriſche Form ihrer Stämme und Aeſte. Keine widerſtehet jedem gefährlichen Stoße und jeder Art von Reiben ſo gut, und keine iſt alſo ſo geſchickt, ſie für eine ſo lange Zeit zu erhalten. Und was die Aeſte anbetrift, die regelmäßige Abtheilungen ausmachen, und die in ihren verſchiednen Krümmungen ſich eben ſo ſehr zu fürchten ſcheinen, ſich von dem Stamme zu weit zu entfernen, als ſich unter einander wechſelsweiſe zu verhindern: ſo konnten ſie unmöglich eine ſchicklichere Direction nehmen, um jeden Theil des Raums, den die Natur ihnen angewieſen hat, zu brauchen und auszufüllen. Auch die Blätter und Blüten haben ihren beſondern Nutzen; jene ſind beſtimmt die Ausdünſtung zu befördern, und dieſe dienen dazu, die zarte Frucht einzuwickeln, wenn ſie eben erſt ihre Gebährmutter verlaſſen hat. Mit einem Worte, es iſt unmöglich Bildungen zu erdenken, die mit den Abſichten ihrer Erſchaffung auf eine wirkſamere Art übereinſtimmen ſollten.

In der thieriſchen Welt iſt es eben die Mannichfaltigkeit, Regelmäßigkeit und das richtige Verhältniß der verſchiednen Glieder, die dem Körper, bey welchem ſie vereiniget ſind, ſeine vorzügliche Schönheit giebt. Aber das iſt weder der einzige, noch der vornehmſte Vortheil, der daraus entſpringt. Dieſen Verhältniſſen haben die Thiere ihre Stärke, ihre Geſchicklichkeit und ihre Behendigkeit zu danken; Eigenſchaften, die zu ihrer Erhaltung weit nothwendiger ſind, als Schönheit. Und doch was ſollen wir von den Umriſſen ſagen, die die Natur ihnen gegeben hat? Konnte ſie wohl etwas ſchöners und reizenders machen? Durch ihre Feinheit zeigen ſie die angenehmſte Miſchung von Licht und Schatten; durch ihre Weiche und Biegſamkeit bringen ſie tauſend verſchiedne Geſtalten hervor, die alle gleich voll von Schönheit und Ausdruck ſind. Jede Muſkel, die in Action iſt, jede innere Bewegung der Seele verurſacht eine Veränderung in dem Aeuſſern. Der Umriß ſchwillt auf oder ſchwindet; erweitert ſich oder zieht ſich zuſammen, ſo wie das Thier durch Zorn, Freude oder Kummer in Bewegung geſetzt wird. Der Maler zur Zeit ſeiner größten Begeiſterung ergreift dieſe ſichtbaren Formen, die die Natur den Empfindungen der Seele gegeben hat: und es iſt der Gipfel ſeiner Kunſt, dieſe unendliche Weisheit nachzuahmen, die über der Bildung der belebten Natur gewaltet hat.

Es iſt wahr, es kann keine Geſtalten geben, die mehrerer Annehmlichkeit fähig wären, als die, welche die Natur den Körpern der Thiere gegeben hat. Aber wir ſetzen noch hinzu, auch keine ſind zu einer ſo großen Mannichfaltigkeit von Bewegungen geſchickt. Die Thiere ſind, durch ihre Bildung, im Stande, ſich auszuſtrecken und zu entfalten, oder ſich zuſammenzuziehen und tauſend verſchiedne Wendungen zu machen; und doch immer, die Stellung mag ſeyn welche ſie will, ihr Gleichgewicht zu behalten. Einige Thiere gleiten auf der rauheſten Oberfläche fort, oder ſchlüpfen durch die engſten Päſſe mit der Geſchwindigkeit eines Meteors. Und unerachtet ſie nicht alle gleich gelenk und gleich behende ſind; ſo hat doch jedes ganz augenſcheinlich dieſe Eigenſchaften in einem gewiſſen Grade nöthig. Durch dieſe ſchmiegen ſie ſich in die Oerter, die ſie bewohnen; durch dieſe ſuchen und ergreifen ſie ihre Nahrung mit ſo vieler Leichtigkeit, und weichen jedem gefährlichen Stoße mit ſo vieler Geſchicklichkeit aus. Man gebe ihnen eine andre Geſtalt als die, welche ſie wirklich haben, und man wird den Augenblick alle die Eigenſchaften zerſtören, die zu ihrem Wohlſeyn nothwendig ſind.

Bloße Stärke erfodert nichts als Feſtigkeit; aber wenn ſie mit Biegſamkeit und Behendigkeit verbunden ſeyn ſoll, was für eine Menge von vereinigten Kräften verlangt ſie nicht? Sie erfodert eine unendliche Anzahl von Triebfedern; und jede derſelben aufs genaueſte gegen die übrigen abgewogen, jede gerade von der Schwere, denen Biegungen und der Feſtigkeit, die zur Hervorbringung ihrer Wirkung und keiner größern nöthig ſind. Sie erfodert, daß dieſe Triebfedern äuſſerſt klein ſeyn müſſen, zu gleicher Zeit ſo wenig Raum einzunehmen als möglich iſt, und doch die volle Freyheit der Bewegung zu erhalten; ſie erfodert, daß ſie alle in Formen eingeſchloſſen ſeyn müſſen, die dem Widerſtande am beſten ausweichen können, das heißt, in ſolche, die einfach, ſymmetriſch und beweglich ſind. Mit einem Wort, um Stärke, Biegſamkeit und Behendigkeit im demſelben Körper zu vereinigen, war die regelmäßigſte Anordnung, Symmetrie, Richtigkeit und Proportion, und alſo Schönheit nöthig [*]). Schönheit, die aus der Vereinigung aller dieſer Fähigkeiten nothwendig entſpringt.

Die Schönheit der Geſtalten alſo, die man in der thieriſchen Welt findet, iſt ihrer Nützlich-

---

[*]) Siehe Hogarths Zergliederung der Schönheit.

keit untergeordnet. Und ſie gefallen uns in dem Maaße, nach welchem ſie mehr oder weniger geſchickt ſind, dieſe beyden Sachen zu vereinigen. Wir betrachten den feinen Bau eines Schwans mit Vergnügen; aber dieſes Vergnügen wird verdoppelt, wenn wir die Leichtigkeit und Würde in ſeinen Bewegungen, oder wenn wir ihn ſeinen ſchönen Hals ausſtrecken, und ſeine Nahrung aus dem Grunde des Waſſers herauf fiſchen ſehen. Auf der andern Seite vermindert ſich der Werth der Geſtalt in unſern Augen nach dem Verhältniß ihrer Unbrauchbarkeit. Die Beine eines Hirſches ſind in ihrer gegenwärtigen Stelle nicht ganz ohne Schönheit; aber man ſetze ſie unter die ungeheure Laſt eines Elephanten, und ſie werden uns weit häßlicher vorkommen als die plumpen Säulen, die dieſes ungeheure Thier tragen. Dichter haben verſucht, die Natur zu übertreffen, indem ſie die Schönheiten, die ſie unter viele Geſtalten vertheilt hat, in eine einzige haben zuſammen bringen wollen. Sie haben Menſchen und vierfüßigen Thieren Flügel gegeben. Sie haben Löwen mit Adlersſchnäbeln, und Fiſche mit Menſchenhänden erdacht. Aber ſie gleichen damit nur denen, die ihren Hausthieren Schwanz und Ohren abſchneiden, um ſie mit Schellen und Bändern zu behängen. Sie zerſtören die Natur, und ſetzen Ungereimtheiten an ihre Stelle. So ſchön ihr Pegaſus und ihr Centaur und ihr Satyr und Delphin in der Schilderung ſcheinen mag; ſo würden ſie doch nur ſcheußliche Geſtalten ſeyn, wenn ſie wirklich würden. Ein Jüngling, auf dem Rücken mit Federn geputzt, und mit ein paar unnützen Flügeln beläſtiget, würde eben ſo gewiß für eine Mißgeburt als für einen Engel angeſehen werden. Wie weit ſind über dieſe lahme und kindiſche Geſtalten die einfachen und majeſtätiſchen Zeichnungen der Natur erhaben! Sie hat die Vögel mit Flügeln verſehen; aber wie ſchön ſtimmt ihre Leichtigkeit und ihre niedliche Form mit dieſem Putze überein! Sie hat ihnen einen langen dünnen Hals gegeben, der ſich in einer Spitze endiget. Aber wir empfinden den Augenblick, daß die übrigen

Theile des Körpers ein ſolches Werkzeug erfoderten, und daß es zu gleicher Zeit die Dienſte eines Schiffſchnabels und eines Gegengenwichtes verrichtet.

Selbſt unbelebte Körper leiten großentheils ihre Schönheit von ihrer Schicklichkeit zu dem Gebrauche her, für den ſie beſtimmt ſind. Daher kommt es, daß gewundene und ausgehöhlte Säulen, die ſo reizend ausſehen, wenn ſie eine verhältnißmäßige Laſt tragen, gerade die entgegengeſetzte Wirkung thun, wenn ſie unter einer Maſſe von Gebäuden ſtehen, die für ihre Stärke zu groß ſind. Daher kömmt es auch, daß die neuern Karoſſen, mit weniger Zierrathen ſchöner ſind, als die ehedem Mode waren.

Aber, wird man ſagen, wenn auch die Richtigkeit und Zierlichkeit der Figur in den Thieren dazu etwas beyträgt, ſie zu den Abſichten ihrer Erſchaffung geſchickter zu machen; ſo kann man doch nicht einſehen, wie die bewundernswürdigen Farben, die die Natur mit ſo vieler Verſchwendung auf die Oberfläche einiger dieſer Geſtalten geſtreut hat, dieſen Endzweck befördern können; und demnach beſitzen ſie doch Schönheit, die von der Schicklichkeit unabhängig iſt. Wir antworten, dieſe Schönheiten können in gewiſſen andern Abſichten zu ihrem Wohlbefinden etwas beytragen, und thun es wirklich; und das iſt genung. Alles, wofür wir jetzo ſtreiten, iſt, daß Gott niemals von ſeinem Plan bey irgend einer der Eigenſchaften abweicht, die er ſeinen Geſchöpfen mittheilt. Sich einzubilden, daß er bloß zur Zierrath dieſelben ausſchmücke, heißt, ihn denen Menſchen gleich machen, die oft bloß deswegen arbeiten, um ihre Geſchicklichkeit zu zeigen; und deren Werke eben deswegen keinen beſondern und beſtimmten Gebrauch haben. Die Schönheit, die verſchiednen Thieren verliehen iſt, iſt auſſer den ſchon angezeigten, noch in verſchiednen andern Abſichten brauchbar. Sie iſt es, die ſie ſo ſehr für ſich ſelbſt einnimmt, die ſie ſo aufmerkſam macht, ſich zu reinigen, auszuſchmücken, und Sorge für ſich zu tragen. Denn mit ihrer Schönheit haben ſie zugleich das Bewußtſeyn derſelben, und eine Begierde bekommen, ſie zu erhalten.

Was für ein Wohlgefallen ſieht nicht aus den Blicken heraus, die ſie auf ſich ſelbſt werfen! Was für ein Ausdruck von Selbſtbewunderung in ihrer Stimme und in ihrem Gange! Sie ſind beſtändig beſchäftigt, das Schmelzwerk, das ihnen die Natur gegeben hat, in allem ſeinem Glanze zu erhalten, und dieſe Bemühungen tragen nicht wenig zu ihrer Geſundheit bey. Sie empfinden aber nicht allein den Werth ihrer eignen Schönheit, ſondern ſie betrachten und bewundern ſie auch in andern. Das iſt ohne Zweifel der Fall in Anſehung beyder Geſchlechter derſelben Gattung. Niemals ſind ſie ſo geſchäftig, die Annehmlichkeiten ſehen zu laſſen, die die Natur ihnen verliehen hat; niemals ſind ſie ſo prahlend, als wenn ſie bey einander ſind. Und, dürfen wir von ihren Empfindungen nach unſern eignen urtheilen, wie viel muß dieſe Einrichtung zu ihrer Glückſeligkeit beytragen!

Zweyter Theil.

Erſte Section.

Von dem beſtändigen Streite, der unter Thieren von verſchiednen Gattungen herrſcht.

Es giebt noch eine andre Erſcheinung in der thieriſchen Welt, die alle unſre Aufmerkſamkeit verdient; und die wir aus eben dem Geſichtspunkte, wie die vorige, betrachten wollen. Ein Theil des Lebens iſt in einem beſtändigen Kriege mit dem andern; die eine Hälfte der lebendigen Weſen nährt ſich von der Zerſtörung der andern. Dieſe Erſcheinung hat viele ſehr in Verlegenheit geſetzt. Was hat man nicht für Sachen angeführt, um ſie mit den Begriffen einer wohlthätigen Vorſehung, die über die Glückſeligkeit und die Erhaltung ihrer Geſchöpfe wacht, zu vereinigen!

Einige haben angenommen: daß dieß eine nothwendige Folge derjenigen allgemeinen Verderbniß ſey, an der, wie ſie glauben, die ganze Natur ſeit dem Fall Adams Theil genommen habe. Und um doch wenigſtens einige Ausnahmen von ſo böſen Beyſpielen zu machen, ſo haben ſie ſich ſehr ſtrenge des Fleiſcheſſens enthalten. Andre haben geglaubt: daß es für dieſe unglücklichen Märtyrer unter dem thieriſchen Geſchlecht eben ſowohl einen künftigen Zuſtand, ein Paradies geben müſſe, als für die, die unter dem menſchlichen dieſen Titel verdienen. — Wenn man auch gar nicht darauf ſähe, daß dieſe Hypotheſen ohne allen Grund in der wirklichen Einrichtung der Dinge ſind; ſo heben ſie doch nicht einmal die Schwierigkeiten, ſondern ſetzen nur andre an ihre Stelle. So viel iſt gewiß, wenn wir uns richtige Begriffe von dem Plane der Vorſehung machen wollen, ſo müſſen wir nicht nach unſern eignen Einbildungen ſchlieſſen; wir müſſen nicht unſre Urtheile nach den Ausſprüchen einer angemaßten Unfehlbarkeit abmeſſen, die gewiſſe Leute ſich zuſchreiben.

Wir müſſen bey den Factis bleiben; ſo viele von dieſen ſammlen als möglich iſt; ſie von allen Seiten betrachten; ſie mit einander vergleichen, und dann ihre gegenſeitige Verbindung oder Abweichung von einander zum Grunde unſrer Schlüſſe machen.

Es iſt ſehr augenſcheinlich, daß die Vorſehung nicht bloß erlaubt, ſondern es auch will, daß ein Thier das andre freſſen ſoll. Wenn irgend jemand daran zweifelt, ſo darf er nur die gemeinen Triebe ſeiner Natur um Rath fragen. Woher kömmt dieſer Schauer, der uns wider unſern Willen bey der Annäherung gewiſſer Thiere überfällt? woher dieſe beynahe mechaniſche Begierde ſie anzufallen? — Leute von einer zarten Empfindung und feinen Sitten, werden vielleicht ſagen, daß ſie dieſe Bewegungen nicht kennen, und daß ſie bey andern nicht Beyſpiele genung finden, um daraus eine allgemeine Regel zu machen. Aber wenn ihnen ein ſolcher Hang unbekannt iſt, ſo kömmt es bloß daher, weil ſie ihn durch die Artigkeit der Sitten und das Sanfte der Denkungsart, die eine Folge der bürgerlichen Geſellſchaft iſt, unterdrückt haben. Er liegt aber deswegen nichts deſto weniger in ihrer Natur verborgen, und es kommen Zeiten, wo er trotz aller dieſer Einſchränkungen hervorbricht. „Die bürgerliche Geſellſchaft (ſagt ein vortreflicher neuer Kunſtrichter) *) zähmt uns zuerſt ſo weit, daß wir Menſchen werden; in der Folge ihrer Zucht bringt ſie uns alle zu einem todten Gleichgewichte. Ihr Werk iſt, aus allen eben daſſelbe biegſame, nachgebende Ding zu machen. Aber wenn heftige Leidenſchaften entſtehen, ſo werden (ſo wie bey jenen Affen, als ihnen die Aepfel vorgeworfen wurden) alle dieſe Künſte, wozu man uns abgerichtet hatte, bey Seite geſetzt, und wir kehren wieder in den freyen und zügelloſen Stand der Natur zurück.“

Aber wir wollen auf dieſer Art von Trieben nicht zu ſehr beſtehen. Es giebt andre, die noch tiefer unſrer Natur eingedrückt ſind. — Woher

kommt

---

*) Hurds Anmerkungen über die Dichtkunſt.

kommt die Begierde, die man bey den meiſten Menſchen findet, Fleiſch zu eſſen? Oder wenn man die menſchliche Natur in dieſem Stücke für verdorben hält, ſo unterſuche man andre Gattungen. Man ſehe, wie einige Thiere nach dem Blute der andern dürſten; wie die Natur ſie mit Klauen und Zähnen bewaffnet hat, ihren blutigen Vorſatz ins Werk zu richten; da ſie hingegen die Opfer ihrer Wuth bloß mit Wachſamkeit und Geſchwindigkeit begabt, und andern keine Mittel der Vertheidigung, als Schreyen und Seufzen, gelaſſen hat. Man betrachte die Raubbegierde des Adlers, die erſtaunende Stärke ſeines Schnabels, und ſein durchdringendes Auge, das ſchnell wie der Blitz auf die entfernteſten Gegenſtände herabſchießt; man unterſuche das Gewebe der Spinne, mit welcher Richtigkeit es angelegt iſt, und mit welcher Geſchicklichkeit ſie ſich deſſelben bedienet, ihre Beute zu fangen. Es iſt augenſcheinlich, ſage ich, daß die Thiere in einem beſtändigen Kriege unter einander ſind, und daß es der Wille des Schöpfers iſt, daß eines von der Zerſtörung des andern leben ſoll. — Und was läßt ſich nun daraus ſchließen? daß die Werke des Höchſten mangelhaft ſind? oder daß die Welt, die vollkommen erſchaffen war, ſeit der Zeit in einen Stand von Verderbniß gerathen iſt? Keines von beyden. Beweiſe von der Verderbniß der Natur kann man vielleicht anderswo aufſuchen. Aber das bleibt nichts deſto weniger gewiß, daß das Geſetz, welches die Zerſtörung des einen Thieres zum Beſten des andern fodert, zum Wachsthum und zur Glückſeligkeit des Lebens nützlich ſey. Und das wollen wir jetzt zu beweiſen ſuchen.

Zweyte Section.

Die Verwüſtung, die in dem thieriſchen Leben vorgeht, trägt das Ihrige zu der Wiederhervorbringung und dem Wohlſtande deſſelben ſey.

Ohne Zweifel wird man es zugeben, daß das Geſetz, welches ein Thier zur Nahrung des andern beſtimmt, zur Vermehrung und Glückſeligkeit des Lebens beytrage; wenn wir folgende zwey Sätze beweiſen können: 1) Daß es verſchiedne neue Gattungen einführt, die ſonſt gar nicht da ſeyn könnten. 2) Daß dieſe hinzugekommne neuen Gattungen den andern auf keine Weiſe ſchädlich, ſondern im Gegentheil nützlich, und in gewiſſen Abſichten ihnen nothwendig ſind.

Dritte Section.

Beweis des erſten Satzes.

Der erſte Satz gehört zu denen, die wenig mehr als bloß geſagt zu werden brauchen, um uns von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Was für eine große Menge neuer Arten von Thieren bringt nicht dieſes Geſetz in das thieriſche Syſtem! Es führt

1. Diejenigen kriechenden Thiere und Inſecten ein, die um todte Körper herumſchwärmen, und von ihrem Fleiſch ſich nähren. Nach dem erſten Anblick zu urtheilen, ſollte man glauben, daß dieſe Thiere durch die Fäulniß ſelbſt hervorge-

bracht würden. Und das war in der That die Meynung der Alten. Neuere Naturforſcher aber haben bey einer genauern Unterſuchung gefunden, daß ſie aus den Eyern entſtehen, die von gewiſſen andern Inſecten dahin gelegt ſind. Man hat friſch Fleiſch in verſchiedne Gefäße gethan, einige davon offen gelaſſen, andre mit einem feinen Tuch bedeckt. Das ſo eingeſchloßne Fleiſch hat angefangen zu faulen, und iſt in eine zähe und eckelhafte Flüßigkeit aufgelöſt worden, ohne irgend einige Thiere hervorzubringen, ob es gleich den Zugang der äußern Luft hatte. Die Gefäße hingegen, die man ganz der Luft bloß geſtellt hatte, ſind in ſehr kurzer Zeit mit Würmern angefüllt worden; und dieſe Würmer haben ſich in eine Art von Motten verwandelt, die denen vollkommen ähnlich waren, die man zuerſt um dieſe Körper herumkriechen ſah. *)

Ueberdieß gründete ſich dieſe Meynung der Alten vornehmlich auf gewiſſe Verwandlungen, die ſie bey einigen Arten der Thiere ſich einbildeten. Aber es iſt bewieſen, daß die-

---

*) Franciſcus Rhedi de Generatione inſectorum.

ſe Verwandlungen bloße Einbildungen ſind, daß das Thier, welches anfangs als eine Raupe, hernach als eine Puppe, endlich als ein Schmetterling erſcheint, ſchon unter der Geſtalt der Raupe die Flügel, die Fühlhörner mit einem Worte, alle Gliedmaßen, die dem Schmetterlinge eigen ſind, eingeſchloſſen enthält; und daß die verſchiednen Verwandlungen, durch die es geht, bloße Entwickelungen dieſer Theile ſind, die auf das ſorgfältigſte zuſammengefaltet, und mit verſchiednen Hüllen gleichſam enge eingewickelt ſind, gerade ſo wie die Knoſpe einer Blüte ſchon ihre Frucht, obgleich unter einer andern Geſtalt, einſchließet.

Aber es iſt zu unſerm Vorhaben genung, daß dieſes Geſchlecht der Thiere von animaliſcher Nahrung lebt; und wir ſind alſo berechtigt, ihm einen Platz unter denenjenigen zu geben, die durch das Geſetz, welches wir vertheidigen, in die thieriſche Welt eingeführt werden.

2. Zu dieſen Gattungen müſſen wir auch diejenigen rechnen, die ſich an die Körper lebendi-

ger Thiere ſetzen, und ihre Nahrung von da hernehmen. Von dieſer Art iſt eine faſt unbegreifliche Menge. Es giebt kein vierfüßiges, keinen Vogel, kein Thier irgend einer Gattung, das noch dem bloßen Auge ſichtbar iſt, auf dem man nicht andre Thiere finden ſollte, die von ihrer Subſtanz leben, und deren Geſtalten und Werkzeuge nach der Beſchaffenheit der Körper, von denen ſie ſich ernähren, verſchieden ſind. Es giebt im ſüßen Waſſer ein Inſect, das beynahe nur wie ein Punkt ausſieht; und doch wenn man es durch das Vergrößerungsglas unterſucht, ſo entdeckt man, daß es beſtändig beſchäftigt iſt, ſich gegen andre kleinere Inſecten zu wehren; und welches das auſſerordentlichſte iſt, die Natur hat es mit einer Art von Geiſſel bewafnet, mit welcher es unaufhörlich ſeine Seiten ſchlägt. Es iſt wahr, dieſe Thiere ſcheinen uns ſo wie die, deren wir oben gedacht haben, geringe und verächtlich. Aber was ſie auch immer für einen Rang in unſrer Achtung einnehmen mögen, ſo ſind ſie doch immer noch Werke des Höchſten; und ſie haben eben ſo wie andre wichtiger ſcheinende Thiere, Fibern, Sehnen, Muſkeln, Blut- und Schlagadern, umlaufende Säfte; die wundervolle Einrichtung der Triebfedern, die Wirkung und Gegenwirkung einer unendlichen Anzahl von Kräften; mit einem Worte, das unerklärliche Etwas, das das Weſen des thieriſchen Lebens ausmacht, und das niemand begreifen kann. — Der Abſcheu, den wir vor einigen dieſer Thiere empfinden, entſteht bloß aus ihrem Verhältniſſe und ihrer Lage gegen uns. Aber das iſt nicht der Geſichtspunkt, in dem man ſie betrachten muß, wenn man eine richtige Schätzung ihres Werths und ihrer Vortreflichkeit anſtellen will *).

---

*) Wenn wir von dieſen Inſecten nach den Berichten einiger Naturkundiger urtheilen, die ſie mit Sorgfalt und ohne Vorurtheile unterſucht haben, ſo werden wir ganz andre Begriffe von ihnen bekommen. Obgleich jedes Ding, ſagt Baker, da er von den Waſſerinſecten redet, einem unendlichen und allmächtigen Weſen gleich leichte iſt, ſo ſcheint es doch nach menſchlichen Begriffen ſehr wunderbar zu ſeyn, daß wir faſt ohne Ausnahme, in den lebendigen Punkten, deren Kleinheit ſie beynahe für das menſchliche Auge unmerklich macht, eine größre Anzahl von Gliedern in Bewegung, mehr Räder und Gewinde im Gange,

3. Wir kennen eine Menge Vögel, die beſtändig beſchäftigt ſind, die kriechenden Thiere und Inſecten, die auf der Oberfläche der Erde und auf Bäumen und Pflanzen leben, auszugraben und zu vernichten. Das iſt ein andrer Theil von den Arten derer Thiere, die durch den Plan der Vorſehung, von dem wir reden, in die Welt eingeführt worden. Und man muß geſtehen, daß dieſe Vögel höchſt wunderbar für die Stelle, die ſie einnehmen, ſowohl in Anſehung ihrer Geſtalt, als der Schärfe ihrer Sinne eingerichtet worden. Ihr Schnabel iſt dünne und lang; ihre Klauen ſtumpf, ihre Flügel kurz, ihr Flug ſchnell; ihre Geſtalt iſt kleiner als der übrigen geflügelten Thiere; dadurch

ſind

---

eine größre Mannichfaltigkeit des Mechaniſmus, einen Vorrath von mehr zuſammengeſetzten und wunderbarern Werkzeugen; einen dem Anſehen nach tiefer ausgedachten Plan; mit einem Worte, mehr Feinheit und Kunſteinſicht (wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf) in der Zuſammenſetzung; mehr Schönheit und Schmuck in der Ausarbeitung antreffen, als in der erſchrecklichen Maſſe des Elephanten, des Crocodils, des Wallfiſches; mit welchen verglichen jene eben ſo ſehr das Werk einer auserleſenern und höhern Kunſt zu ſeyn ſcheinen, als die Bewegungen einer Uhr in Vergleichung mit den Rädern eines Wagens. Bakers Gebrauch des Microſcops. Einleitung zum zweyten Theil.

ſind ſie im Stande, trotz allen Verſchanzungen in die Oerter hineinzuſchlüpfen, wo ſie ihre Beute erwarten, und ſie hinwegzuführen. Man hat bemerkt, daß ſie beſtändig damit beſchäftigt ſind, die Erde aufzukratzen. Durch dieſen Kunſtgriff ziehen ſie die Würmer gegen die Oberfläche, und erhaſchen ſie alsdann augenblicklich.

4. Unter dieſe gehöret auch die Art von Vögeln, die über dem Waſſer ſchwebt, und von Fiſchen ſich nähret; und vielleicht iſt kein Geſchlecht zahlreicher. Von einem Ende der Erdkugel bis zum andern ſind die Moräſte, Sümpfe, Flüſſe, Buchten, Meerbuſen, Rheeden und Seeküſten mit dieſen Thieren bevölkert, und erſchallen von ihrem Geſchrey. Sie ſind auf jeder Küſte der bewohnten Theile der Erde in Menge, und der unſchlüßige Steuermann iſt, wenn er ſie ſieht, nicht mehr ungewiß, was für einen Weg er nehmen ſoll, da ſie alle, nach Beſchaffenheit der Oerter, die ſie bewohnen, auf gewiſſe Art verſchieden ſind. Es iſt unmöglich, die Nachrichten der Reiſenden ohne Bewunderung der Weisheit der Vorſehung zu leſen,

die auch für die ödeſten und abgelegenſten Theile der Erdkugel Einwohner ausgemacht hat.

5. Von dieſer Zahl ſind ebenfalls die fleiſchfreſſenden Thiere, die auf der Erde leben, als z. E. unter den vierfüßigen: Löwen, Tyger, Wölfe, Bäre; unter den Vögeln: Adler, Geyer, Raben, Falken. — Man muß geſtehen, daß nach dem Menſchen dieſe Art der Thiere die vollkommenſten von allen ſind. Ihr ſtolzer und erhabner Gang, ihre kühnen und durchdringenden Blicke, ihr Muth, ihre Stärke, ihr Brüllen, ihre Wuth, alles beweißt, daß ſie einen zwiefachen Antheil von dem lebenden Principio bekommen haben. Und doch hätten dieſe nothwendig von der Schöpfung müſſen ausgeſchloſſen ſeyn, wenn nicht die Vorſehung dieſe Einrichtung gemacht hätte, daß ein Theil der thieriſchen Subſtanz von der andern leben ſollte.

6. Wir gehen weiter, und behaupten, daß der Menſch ſelbſt unter die Gattungen gerechnet werden muß, die nur durch dieſe Einrich-

tung in dem animaliſchen Syſtem vorhanden ſind. Lebt er nicht vornehmlich vom Fleiſche? Und geſetzt, es gäbe einige, die ſich bloß von Erdgewächſen unterhielten, iſt wohl ihre Anzahl der andern ihrer gleich? Und iſt wohl die Munterkeit, Stärke und der Muth dieſer Claſſe mit der Munterkeit, der Stärke und dem Muthe derer zu vergleichen, die von thieriſcher Nahrung leben? Ohne eine ſolche Einrichtung der Vorſehung, würden drey Viertheile des menſchlichen Geſchlechts ohne Unterhalt ſeyn; denn unmöglich könnten alle Menſchen von den Früchten der Erde leben. Die meiſten ihrer Gewächſe ſind untauglich, bis ſie von den Thieren, die von ihnen leben, verdauet und in ihre Subſtanz verwandelt worden ſind. Und was diejenigen anbetrift, die unmittelbar von Erdfrüchten leben, ſo giebt es wenig Länder, die dieſe in einer hinlänglichen Anzahl hervorbrächten, um daraus die einzige Nahrung ihrer Einwohner zu machen. Aber geſetzt, die Erde beſäße alle hierzu nöthige Fruchtbarkeit, ſo kann ſie doch dieſelben beſonders in gewiſſen Gegenden nicht ohne Bearbeitung zeigen a). Aber dieſe Bearbeitung erfodert Muße, Geſchicklichkeit, Künſte b); ſie erfodert eine gewiſſe Bekanntſchaft mit den Operationen, die zu Erzeugung der Pflanzen nöthig ſind; ſie erfodert den Pflug, das Grabſcheid, die Hacke; das heißt, eine Kenntniß der Metalle und der Art mit ihnen umzugehn c); ſie ſetzt eine ſchon errichtete Geſellſchaft, eine gewiſſe Art von Staatsverfaſſung, und eine vortheilhafte Lage in Anſehung der benachbarten Nationen voraus. Sie erfodert, daß die, welche die Erde bearbeiten, des Schutzes gegen die Ungerechtigkeit einzelner Per-

---

a) In Amerika bringt die Erde von ſelbſt eine große Menge von Früchten hervor. Ich vermuthe, daß Europa dieſen Vortheil nicht haben würde, wenn der Boden unbearbeitet bliebe. Wir würden alsdann kaum etwas anders als Wälder, Eichen und andre unfruchtbare Bäume ſehen. Esprit des Loix, liv. 16. ch. 9.

b) Esprit des Loix, liv. 18. ch. 15.

c) Locke ſieht die Erfindung des Eiſens als den Grund aller Wiſſenſchaften und Künſte an. Von was für einem Einfluß, ſagt er, die Erfindung eines einzigen natürlichen Körpers und ſeiner Eigenſchaften auf das menſchliche Leben ſeyn kann, iſt das ganze groſſe feſte Land von Amerika ein Beweis. Die Unwiſſenheit in den nützlichen Künſten, und der Mangel der meiſten Bequemlichkeiten des Lebens in einem Lande, das von aller Art von natürlichem Reichthum über-

Perſonen, und gegen die Einfälle auswärtiger Feinde ſicher ſeyn müſſen. Wo irgend einer dieſer Umſtände fehlt, da wird es äuſſerſt ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn, den Ackerbau einzuführen, beſonders in den kältern Himmelsſtrichen, wo die Erde nur wenig Monate im Jahr fruchtbar iſt, und wo die Menſchen alſo verbunden ſind, einen Vorrath von Lebensmitteln auf den Winter zu ſammlen. Und kann man wohl

---

überfloß, kann, glaube ich, ihrer Unwiſſenheit deſſen, was in einem ganz gewöhnlichen ſchlechten Stein, dem mineraliſchen Eiſen, verborgen liegt, zugeſchrieben werde. Und was wir auch immer von unſern Verbeſſerungen und unſern Einſichten in dieſem Theile der Welt denken mögen, wo Kenntniß und Reichthum mit einander zu ſtreiten ſcheinen; ſo vermuthe ich doch, ein jeder, der ernſthaft darüber nachdenkt, wird es ungezweifelt finden, daß, gienge der Gebrauch des Eiſens unter uns verloren, wir in wenig Geſchlechtsfolgen ganz unvermeidlich zu der Unwiſſenheit und dem Mangel der alten wilden Amerikaner zurückgebracht ſeyn würden, die an natürlichen Gaben keiner der blühendſten und polirteſten Nationen etwas nachgeben. Locke Verſ. vom menſchl. Verſt. 4 B. 12. C. §. 11.

Wenn die Wilden in Canada eine Axt brauchen, ſo nehmen ſie einen Kieſelſtein; und nachdem ſie viel Mühe und Zeit darauf gewendet haben, ihn zu ſchärfen und in eine ſchickliche Form zu bringen, ſo ſtecken ſie ihn in einen jungen Baum, in den ſie ſchon zuvor eine Oefnung gemacht haben. Hernach, wenn er größer geworden, und der Stein mit ihm zuſammengewachſen iſt, ſo hauen ſie den Baum nieder; und dieſes Werkzeug dient ihnen ſtatt einer Axt. Charlevoix, Th. 6. S. 50.

ſagen, daß ſich dieſe Umſtände auf gleiche Weiſe bey allen Menſchen vereinigen? Was für eine Menge, die ſelbſt nicht einmal den Namen dieſer Kunſt kennt! Was für eine Menge, die, beſtändig von wilden und herumſchweifenden Nationen umgeben, keine andre Sicherheit haben, als die Verwüſtung des Landes, das ſie bewohnen d)! Was für eine Menge derer, die Faulheit, Trägheit, Wildheit der Sitten, welche von ihrem Zuſtande unzertrennlich iſt, und vornehmlich ihre Dürftigkeit verhindert, ſich auf dieſe Kunſt zu legen! Leute, die beſtändig von einem Berge auf den andern, von einem Walde zu dem andern herumſchweifen müſſen, um ſich die Nothwendigkeiten des Lebens zu ſuchen, und die nichts mehr als dieſe Nothwendigkeiten finden, denken wenig daran, auf einem beſondern Flecke zu bleiben, ihn zu bebauen, und geduldig bis zur Zeit der Erndte zu warten. Das war ehedem der Zuſtand von Europa. Alle die ver-

ſchied-

---

d) Dieſe Länder, die die fruchtbarſten ſind, werden am öfterſten entvölkert, da hingegen die wüſten Gegenden des Nordens faſt immer bewohnt ſind, eben weil ſie beynahe unbewohnbar ſind. Esprit des Loix, L. 10. ch. 3.

ſchiednen Theile deſſelben waren ſchon lange mit Menſchen bevölkert, ehe der Ackerbau bekannt war. Das iſt noch jetzo der Zuſtand einer großen Menge amerikaniſcher Völker. Und ſie werden ohne Zweifel ſo lange in derſelben Verfaſſung bleiben, bis einige von ihnen, durch auswärtige Eroberungen in ein Reich vereiniget, ſich in irgend eine Art von Regierungsform feſt ſetzen werden, die im Innern des Reichs mehr Regelmäßigkeit, und auswärtig mehr Anſehen habe. Bloß durch die Eroberungen, die zuerſt die Egypter und Phönicier, dann die Griechen und Römer, endlich die Franken unter Carl dem Großen machten, fanden die Künſte und Wiſſenſchaften einen Weg in das Innre von Europa. Mit einem Worte, die Erfindung des Ackerbaues iſt ein Werk des Zufalls; und die Einführung deſſelben hängt von der Zuſammenkunft einer großen Menge von Umſtänden ab, die nicht in der Gewalt jeder Nation ſind. Welcher Beweis kann alſo wohl überzeugender ſeyn, daß der Menſch beſtimmt iſt, ſich von dem Fleiſche der Thiere und nicht bloß von den Producten der Erde zu ernähren? Und dem zu folge iſt auch dieſe Abſicht der Vorſehung den Sitten, Neigungen und Gewohnheiten des größten Theils des menſchlichen Geſchlechs eingedrückt worden. Die meiſten Nationen lieben die Jagd, und treiben ſie, die meiſten ſehen das Fleiſch der Thiere als ihre Lieblingsſpeiſe an.

Man hat angemerkt, daß die Zähne beym Menſchen anders geſtaltet ſind, als bey den fleiſchfreſſenden Gattungen; und ſie können alſo nach den Abſichten der Natur nicht zu dieſer Claſſe der Thiere gehören. Aber es iſt gewiß, daß ſie vier Augenzähne (wie man ſie nennt) haben, die den Thieren fehlen, die bloß von Früchten leben. Geſetzt aber auch, das menſchliche Geſchlecht hätte kein ſolches Werkzeug, das geſchickt wäre, ſeine Nahrung nicht ſowohl zu kauen als zu ergreifen und in Stücken zu reiſſen, ſo iſt doch augenſcheinlich, daß dem Menſchen nicht ganz eine ſolche Einrichtung fehlt, da die Natur ihn mit weit kräftigern Mitteln, dieſe Wirkung hervorzubringen, verſe-

hen

ben hat. Man hat ferner angeführt, daß der Menſch eher nicht das Fleiſch brauchen kann, bis es erſt durchs Feuer iſt zubereitet worden; und man hat (ohne Zweifel ſehr ſcharfſinnig) hinzugeſetzt, daß auch ſelbſt in dem jetzigen Zuſtande den Kranken der Genuß des Fleiſches verboten werde. Wenn man auch nicht darauf Acht hat, daß dieſe Behauptungen nicht völlig wahr ſind, weil es ganze Nationen gegeben hat und noch giebt, die von rohem Fleiſche leben, ſo beweiſen ſie doch eben ſo viel gegen den Gebrauch der Erdfrüchte, die ſich nichts beſſer für unſre Magen ſchicken, wenn ſie nicht zuvor ſind gekocht oder geſotten worden. Ferner hat man eben den Schluß aus dem Baue der menſchlichen Eingeweide *) gezogen. Es iſt wahr, ſie ſind länger und ſchlaffer, als die von den fleiſchfreſſenden Thieren. Aber dieſer Unterſchied ſcheint daher zu kommen: Beym Menſchen zermalmen die Zähne meiſtentheils, da ſie bey andern Thieren vornehmlich zerſchneiden; bey den erſten kommt die Nahrung ſchon gehörig zerkaut und

zur

---

*) Monros vergleichende Anatomie.

zur Verdauung vorbereitet in den Magen; da die letztern hingegen ſolche große Stücke hinunterſchlucken, die unmöglich ſo in die Gedärme gehen können. Dem zu folge finden wir auch, daß bey den Hunden, die am gierigſten ſind, und oft ſelbſt Knochen hinunterſchlucken, die ſo genannte tunica villoſa oder die zottigte Haut des Magens ihre Falte nach der Länge, nicht nach der Queere laufen hat. Wir finden auch dieſe Haut bey den Schlangen beſonders ſtark, die ganze Thiere verſchlingen. Dieſes ſchleimichte Weſen, das durch die umgebenden Ribben und Gelenke enge eingeſchloſſen iſt, ſcheint eben durch den unmittelbaren Druck derſelben in ſeinen Verrichtungen befördert zu werden. Mit einem Worte, Hühner und alle geflügelte Gattungen, die von Körnern leben, und ſie ganz verſchlingen, haben ihren Magen aus einer unendlichen Anzahl muſculöſer Fibern, die ſich durchkreuzen, zuſammengeſetzt, und die inwendige Oberfläche iſt mit einer Art von harthäutiger Subſtanz ausgefüttert, an die kleine Steine oder kleine Stücken Glas befeſtigt ſind; da indeß die Eingeweide der vierfüßigen Thiere, die auch von Körnern leben, aber ſie mit ihren Zähnen zermalmen, eine ganz verſchiedne Einrichtung haben, obgleich einige davon nicht größer als dieſe Art Vögel ſind. Dieſe Anmerkungen ſcheinen zu beweiſen, daß der Bau der Eingeweide in gewiſſer Abſicht von dem Bau der Kinnbacken und des Mundes abhängt; und daß alſo dieſe Häute, die die Eingeweide der fleiſchfreſſenden Thiere inwendig bekleiden, deswegen von ſolcher Dicke und Stärke ſind, weil ſie die Speiſe nur grob zerſtückt und unvollkommen zerkaut empfangen ſollen; es mag nun entweder dieſe Einrichtung nöthig ſeyn, der Wirkung der Galle zu widerſtehen, die zur Auflöſung einer ſolchen groben Speiſe ſo nothwendig iſt, oder die Verdauung zu vollenden, die die Zähne nur bloß angefangen haben. Wir ſagen alſo mit zwey Worten, daß die Zähne beym Menſchen deswegen nicht den Zähnen andrer fleiſchfreſſenden Thiere ähnlich gemacht worden, weil eine ſolche Bildung hier nicht nothwendig war, und daß ihr Eingeweide nicht von gleicher Stärke mit dieſer ihren ſind, weil die Geſtalt ihrer Zähne eine ſolche Stärke überflüßig macht. Die Natur thut nichts umſonſt.

Vierte Section.

Beweis des zweyten Satzes.

Wir haben bisher die verſchiednen Gattungen hergezählt, die durch das Geſetz der Natur, das die Zerſtörung eines Thiers zum Beſten des andern verlangt, in das thieriſche Syſtem eingeführt worden. Jetzo haben wir noch zu beweiſen, daß der Zuwachs dieſer neuen Gattungen, anſtatt daß er den übrigen nachtheilig ſeyn ſollte, vielmehr ſowohl nützlich als nothwendig für ſie iſt. Dieſer zweyte Satz muß, in Abſicht der beyden verſchiednen Arten der Thiere, die vom Fleiſche leben, erwieſen werden. Denn einige ſind fleiſchfreſſende, ohne ihre Beute zu zerſtören; andere zerſtören und verzehren zu gleicher Zeit.

In Anſehung der erſten Art fleiſchfreſſender Thiere iſt unſer Satz ſchon bewieſen. Es iſt augenſcheinlich, daß von ihrem Daſeyn, das auf keine Weiſe dem Daſeyn der übrigen hinderlich iſt, ein Wachsthum von Leben entſtehe. Eine nur flüchtige Unterſuchung ihres Urſprungs, ihres Fortgangs und ihrer Verrichtungen, wird den Augenblick zeigen, daß ſie dazu hervorgebracht ſind, die Ueberreſte von Leben bey den einen zu ſammlen, und andre dadurch bey Geſundheit und Munterkeit zu erhalten. Kaum iſt ein Thier todt; ſo ſehen wir ganze Schwärme um den Körper verſammlet. Einige ſcheinen aus ſeiner Subſtanz ſelbſt entſprungen zu ſeyn; andre werden durch die von ihm ausdünſtenden und durch den Wind verbreiteten Gerüche herbeygezogen; der Körper wird in kurzem von neuem eine belebte Maſſe, deſſen verſchiedne Theile ſich nachher zerſtreuen, und das Geſchenk des Lebens entweder hinwiederum an andre Gattungen abtreten, oder es nach der Beſchaffenheit ihrer Ordnung und ihrer Claſſe behalten.*) So iſt die wundervolle Haushal-

tung

---

*) Ich ſchloß, ſagt Rhedi, einige Fiſche, die Barben heißen, in eine Büchſe, die mit verſchiednen Lö-

chern

tung der Natur. Durch dieſes Mittel leidet die lebende Subſtanz durch die Vervielfälti-

gung

chern durchbort war. Vier Stunden ungefähr drauf öffnete ich die Büchſe; und fand eine unzählbare Menge ſehr kleiner Würmer auf dem Fiſche und in den innwendigen Ritzen des Holzes. Um die Würmer herum waren Haufen von kleinen Eyern, einige weiß, einige gelb. Wenn ſie zerbrochen wurden, ſo gaben ſie einen weißlichten Saft, dünner als das Weiſſe eines Vogeleyes aber nicht ſo zäh, von ſich. Ich ſetzte die Büchſe wieder auf ihre alte Stelle; und da ich ſie ein zweytesmal öffnete, ſo ſah ich, daß alle dieſe Eyer Würmer hervorgebracht hatten, und daß die leeren Schaalen auf den Stellen zurückgeblieben waren, wo ſie zuvor gelegen hatten. Ich fand auch, daß die den Tag zuvor erſchienen waren, noch eben ſo groß waren als den erſten Augenblick, da ſie ihre Schaale zerbrochen hatten, und was noch wunderbarer iſt, den Tag drauf waren ſie zu einer ſolchen Größe gewachſen, daß jeder von ihnen ungefähr ſieben Gran wog, da zwanzig oder dreyßig zuvor nicht über einen Gran gewogen hatten. Andre Würmer, die aus dieſen Eyern entſtanden, verzehrten, ſo erſtaunend klein ſie auch waren, den Fiſch in einem Augenblick; blos die Gräten lieſſen ſie zurück, die wie eben ſo viele Skelette aus dem Cabinet des ſorgfältigſten Anatomiſten ausſahen, ſo nett und zierlich waren ſie zertheilt. Ich machte alsdann ſorgfältig die Büchſe wieder zu, ſo daß die Würmer aller ihrer Bemühungen ungeachtet nicht herauskommen konnten; und ich fand, daß in einer Zeit von fünf oder ſechs Tagen nachdem ſie zuerſt waren ausgebrütet worden, ſie in eben ſoviel Eyer verwandelt waren; und daß einige Zeit drauf aus dieſen Eyern Fliegen von grüner, und Motten von blauer oder ſchwarzer Farbe entſtanden. Zwanzig Tage drauf, da ich bemerkt hatte, daß einige Eyer von einer ſchwärzlichen Farbe noch nichts hervorgebracht hatten, legte ich ſie zuſammen in ein Gefäß, und innerhalb zweyer Tage war eine weit größre Menge

Motten

gung der Gattungen keine Abnahme! Selbſt ihre Zerſtörung dient ſie wieder hervorzubringen. So zündet ſich die Flamme des Lebens, wenn ſie in einer Claſſe der Thiere ausgelöſcht iſt, in der andern wieder an, und brennt mit neuem Glanz und Stärke.

Aber dieß iſt nicht der einzige Vortheil, der aus ihrem Daſeyn entſpringt. Indem ſie dieſe todten Körper, und noch dazu in einer ſo kurzer Zeit verzehren, ſo verhindern ſie, daß ſie die Luft nicht mit ihren Ausdünſtungen anſtecken; und ſo tragen ſie etwas zum Leben und der Geſundheit der übrigen Thiere bey. Vielleicht giebt es keinen Fleck der Erde, wo dieſe Wirkung ſo ſichtbar iſt, als in der Nachbarſchaft von Carthagena in Süd-Amerika. Das Clima iſt hier erſchrecklich heiß; die Luft von gewaltigen Regen feuchte; das Land fruchtbar, und mit ungeheuren Wäldern bedeckt. Alle dieſe Umſtände kommen zuſammen, die Fäulniß

Motten als Eyer geweſen waren. Dieß veranlaßte mich einige zu öffnen, und ich fand, daß jedes fünf- und zwanzig bis dreyßig, und einige bis auf ſechs- und vierzig enthielten. Rhedi de Gener. Inſect.

zu begünſtigen, das in kurzer Zeit die Luft äuſſerſt ungeſund machen würde, wenn nicht eine erſtaunende Menge von Gallinazos da wäre, die die Natur ausdrücklich deswegen beſtellt zu haben ſcheint, die todten Körper, und jede Art von Unreinigkeit zu verzehren. Dieſer Vogel hat einen langen Sack oder einen Kropf unter ſeinem Schnabel, der aus dicken fleiſchigten biegſamen Häuten beſteht, und ſich wie Leder ausdehnt. Seine Geruchwerkzeuge ſind ſo fein, daß er ſeinen Raub in der Entfernung von drey bis vier Meilen wittert; und ſeine Gefräſſigkeit ſo groß, daß er ihn nicht eher verlaſſen wird, bis er ihn gänzlich verzehrt hat. a) In Egypten, wenn das Waſſer des Nils ſich wieder zurückzieht, und das Land mit Fröſchen und unzählbaren Inſekten bedeckt iſt; ſo kommen Tauſende von Pelikanen, Kranichen und andern Raubvögeln von der rothen See und den Küſten von Griechenland her, die in kurzem das Land von dieſem beſchwerlichen Ueberfluſſe von Leben befreyen, und alſo für die Einwohner

---

a) Don Ulloas Reiſe nach Peru 1. B. 7. C.

ner von äußerſtem Nutzen ſind. a) Aber ohne die Beyſpiele ſo weit herzuholen, ſo ſieht man ja in allen Ländern dieſe Gattung von Thieren, und beſonders nahe um große Städte. Dieſen ſind wir zum Theil die Reinigkeit der Luft, die wir athmen, ſchuldig; eine Betrachtung, die ſie gewiß vor jeder Beleidigung ſchützen ſollte; und doch giebt es Länder, wo die Einwohner ſie nicht nur ausrotten, ſondern auch ſich einbilden, ſie haben einen großen Schaden abgewendet.

Die Hottentotten, Kaffern, Negern und die Einwohner der Afrikaniſchen Küſten überhaupt, ſind nach todten Körpern ſehr begierig, und freſſen ſo gar ihren Unrath. b) Die Tartarn eſſen Pferde, Dromedarien und überhaupt alle ihre Hausthiere, die von ſelbſt ſterben; und was noch merkwürdiger iſt, ſie halten eine Kuppel Hunde, bloß, um zur Wiedervergeltung nach ihrem Tode von ihnen aufgefreſſen zu werden, indem ſie dieß für das anſtändigſte Begräbniß anſehen. Ihre große Herren halten dieſe Thiere in ihren Häuſern,

---

a) Haſſelquiſts Reiſe nach der Levante.

b) Dappers Beſchreibung von Afrika. Recit hiſtorique du royaume de Guinée, à Amſt. 1595.

und ſie machen einen Theil ihres Gefolges aus. Das gemeine Volk, das auf andre Art ſie nicht ernähren kann, hält eine Kuppel in Gemeinſchaft, damit ſie dieſen Liebesdienſt auch ihnen eines Tages erweiſen können. Wenn ſie dieſe Thiere auf den Verſtorbenen loslaſſen, ſo urtheilen die Gegenwärtigen günſtig oder ungünſtig von dem Zuſtande der Seele, nach der Anzahl der Hunde, die den Körper umringen. Ein halb Dutzend gehört wenigſtens dazu, wenn es ein gutes Zeichen von ihrem Zuſtande ſeyn ſoll. a) So weit dieſe Gebräuche von der Ordnung der Natur abzuweichen ſcheinen, ſo gehen ſie doch vielleicht weniger davon ab, als die, von denen wir vorher geſprochen haben.

So haben wir unſern zweyten allgemeinen Satz in Anſehung der Gattungen bewieſen, die Fleiſch freſſen, ohne ihren Raub umzubringen.

Fünf-

---

a) In Hyrcania plebs publicos alit canes; optimatis domeſticos etc. Cic. Tuſc. Quaeſt. L. 1. c. 45. — Siehe auch Hanways Reiſen S. 7.

Fünfte Section.

Von dem Geſetze, welches die Vermehrung der Thiere befiehlt, und von ſeinen Folgen.

Allen Einwohnern der Erde wurde dieſer Befehl der Vorſehung ertheilt: „Seyd fruchtbar und mehret euch;„ und da von der Beobachtung dieſes Geſetzes die Erhaltung der verſchiednen Gattungen abhängt: ſo ſind alle fähig gemacht, daſſelbe zu beobachten, und alle werden durch die ſtärkſten Bewegungsgründe dazu angetrieben. Die Reizungen des Vergnügens, die Begierde nach Friede und Ruhe, die Begierde nach Ueberfluß, die Begierde die Bedürfniſſe des Hungers und des Schlafs zu befriedigen, die Begierde zu leben ſelbſt; alles iſt dem untergeordnet. a) So daß es jeder Gattung natürlich iſt ſich fortzupflanzen, ob gleich dieſe Fortpflanzung nach dem Range, den ſie in dem Thierreiche einnehmen, mehr oder weniger zahlreich iſt. Man hat angemerket,

---

a) Virgil. Georg. L. 3. v. 257.

daß Hornvieh, Büffel und überhaupt alle Thiere, welche graſen, beſſer in Amerika fortkommen, als die fleiſchfreſſenden Arten. a) Das ſcheint allgemein wahr zu ſeyn: und ich glaube, daß die, welche von gewiſſen Gegenden reden, wo Truppe von Wölfen eben ſo gemein ſeyn ſollen, als bey uns Heerden von Schaafen, uns mit Fabeln unterhalten. b) Denn es iſt augenſcheinlich, daß die fleiſchfreſſende Gattung nothwendig in geringerer Anzahl exiſtiren muß, als die Thiere, von welchen ſie ſich nähren.

Man hat ferner behauptet, daß die Arten in Amerika weniger fleiſchfreſſend, und zugleich fruchtbarer wären, als in den übrigen Theilen der Erdkugel. c) Ohne die Gründe zu unterſuchen, worauf dieſes Vorgeben beruhet, wollen wir bloß anmerken, daß es dem Geſetze der Natur entgegen iſt, nach welchem die Gefräßigkeit des einen Theils der thieriſchen Welt in einem genauen Verhält-

niſſe

---

a) Esprit des Loix l. 18. c. 19.

b) Man hat dieß von Kamtſchatka geſagt.

c) Brookes natürliche Geſchichte.

niſſe mit der Fruchtbarkeit des andern ſteht. Es iſt auch dem, was von gewiſſen Thieren, die dieſen Theil der Welt bewohnen, geſagt wird, ganz entgegen; z. E. den Tiegern in der Nachbarſchaft von Carthagena, den Crocodilen in dem Fluſſe Guyaquil, den Adlern in den Arabiſchen Wüſten. und den wilden Katzen in Louiſiana. Aber dem ſey wie ihm wolle, wir finden bey uns Thiere, die in einem unglaublichen Grade fruchtbar ſind; ſo daß weder die Verwüſtungen, die die Menſchen unter ihnen anrichten, noch die Raubthiere ſie ausrotten können. Sie dauren trotz dieſer gegen ſie vereinigten Bemühungen fort; und ſobald ſie nur einen Augenblick vor dieſen Morden Ruhe haben, ſo ſtellen ſie ſo gleich ihre Anzahl wieder her. Von der Art ſind z. E. Ziegen, Rehe, Kaninchen, Haſen ꝛc. Es iſt kaum zu begreifen, bis zu welchem Grade die Natur dieſe Thiere mit der Gabe der Fortpflanzung verſehen hat. Die Weibchen bey den Haſen und Kaninchen haben kaum die Bruſt der Mutter verlaſſen, ſo laſſen ſie ſchon das Männchen zu, und arbeiten an der Vermehrung der Gattung. Nach 31 Tagen werfen ſie ihre Jungen, und bringen vier oder fünfe auf einmal. Die, welche dieſe Thiere anatomirt haben, berichten uns, daß ſie eine doppelte Gebährmutter haben; jedes Horn oder jeder Sack macht eine eigne; und durch dieſe Einrichtung der Geburtsglieder ſind ſie im Stande das Männchen zuzulaſſen, wenn auch ſchon mehrere Empfängniſſe vorhergegangen ſind; ſo daß ſie alſo oft mehr als eine Befruchtung und eine doppelte Zucht haben. a) Auf die Art erſetzen dieſe Thiere geſchwind ihren Verluſt, und die wenigen, welche in der einen Jahreszeit übrig bleiben, ſind hinlänglich, ihre Anzahl in der folgenden wieder vollſtändig zu machen.

Und doch überſchreitet ihre Fruchtbarkeit, ſo auſſerordentlich ſie ſcheinen mag, nicht die Gränzen, die die Natur ihnen in dieſer Abſicht vorgeſchrieben hat. Einige Arten haben dieſe Fähigkeit noch in einem höhern Grade. Ratten, Mäuſe, Feldmäuſe ſind weit fruchtbarer und

---

a) Buffon natürl. Geſchichte.

und kommen weit ſchneller zum Vorſchein. Nur vor wenig Jahren war eine benachbarte Nation in Gefahr, von einer von dieſen Arten untergraben und gänzlich zerſtöhrt zu werden. Und was ſollen wir von gewiſſen Inſecten ſagen, die nur wenig Tage brauchen, ihr Geſchlecht ſo zu vervielfältigen, daß ſie weite Ebnen und ganze Länder bedecken und verwüſten? Was, von gewiſſen Fiſchen, z. E. dem Stockfiſch, von denen ein einziger genung iſt, in wenig Jahren nicht bloß den ganzen Umfang des Oceans, ſondern die Welt ſelbſt anzufüllen? a) In

man-

---

a) Die Anzahl von Saamen, den gewiſſe Fiſche legen, iſt faſt unglaublich. Der Rogen des Stockfiſches z. E. enthält in dem Raume eines Würfels von einem viertel Zoll, 250 Eyer; und nach dieſem Verhältniß muß der ganze 1,000, 000 enthalten Der groſſe Lewenhoeck berichtet uns, daß in dem Raume eines kleinen Sandkorns in dem männlichen Saamen des Stockfiſches, über zehntauſend Saamthierchen ſind. Geſetzt alſo, jedes Ey eines einzigen Stockfiſches käme zur Vollkommenheit und in fünf Jahren wäre jeder von dieſen Fiſchen wieder im Stande andre hervorzubringen, ſo würde, wenn man auch nur die Hälfte Weibchen annimmt, der Zuwachs alsdann von 5,000, 000, 000 ſeyn; und in fünf Jahren drauf nach eben der Rechnung ein Zuwachs von ungefehr tauſend Myriaden von Myriaden. Eine ſolche Vermehrung von einem einzigen Fiſche in zehn Jahren läßt uns vermuthen, daß auf die Art in tauſend Jahren der Stockfiſch allein,

wenn

manchen Gattungen, beſonders aber in denen, die wir jetzt angezeigt haben, kann man das Leben als einen reiſſenden Strom anſehn, das unaufhörlich an die Dämme anſchlägt und ſie abſpült, die man ſeiner Gewalt entgegenſetzet, und der, wenn er einmal durch ſeine Schranken gebrochen iſt, ſich in einen unermeßlichen Ocean ausbreitet. Hanway erzählt, daß wenn die Grashüpfer von Perſien nach dem Königreiche Aſtracan reiſen, die Luft von ihrer Menge verfinſtert, und alles Grüne auf dem Felde, wo ſie ſich lagern, in weniger als einer Stunde völlig verzehrt werde. Dieſer Schriftſteller ſetzt hinzu, daß ſie vor Müdigkeit zuweilen in die Flüſſe, oder in die See fallen, wo ſie ſich in verſchiedne Haufen theilen, und auf der Oberfläche des Waſſers in ſolcher Menge herumſchwimmen, daß es mit Schiffen ſchwer iſt durch ſie hindurchzukommen. a) Shaw berichtet

---

wenn er ſich ſo fortpflanzte, mehr Raum ausfüllen würde, als die ganze Welt enthält. Die Fluß- und Teichfiſche ſind nach Proportion nicht weniger fruchtbar. Ein Karpfen giebt nicht weniger als 20,000, und eine Schleye halb ſoviel Rogen. Bradleys Philoſ. Account of the Works of Nature.

a) Hanways Reiſen, 7. Cap. S. 85.

tet auch, daß ſie in großen Schaaren ausfliegen, ſo daß ſie durch ihre Menge die mit Waſſer gefüllten Graben verſtopfen, und die gegen ſie angezündeten Hecken auslöſchen; daß ſie wie eine Reihe auf einander folgender Wolken vorüberziehen, und daß der letzte Haufen ſogar die Rinden von den Bäumen aufzuzehren im Stande iſt. a)

Wenn bey gewiſſen Gattungen die Vermehrung nicht ſo ſchnell iſt: ſo iſt das die Urſache, weil ihre größere und mehr zuſammengeſetzte Bildung längre Zeit erfodert, um zur Reife zu kommen. Im übrigen iſt die Begierde zur Fortpflanzung allen gemein. b) Die Natur hat dieſe Begierde bey allen mit einer ſo freygebigen Hand bekrönt, daß keine Gattung iſt, die nicht, wenn ſie ſich ſelbſt gelaſſen und vor aller Beſchädigung ſicher wäre, ſich ſtark genung fortpflanzen ſollte, um mit der Länge der Zeit alle übrige Gattungen zu übermannen,

mit

---

a) Shaws Reiſe in die Barbarey.

b) Omne adeo genus in terris hominumque ferarumque
Et genus aequoreum, pecudes, pictaeque volucres
In furias ignemque ruunt. Amor omnibus idem.
Virg. Georg. lib. 3. v. 242.

mit denen ſie doch ein beſtändiges Gleichgewicht halten ſoll. Sollte jemand nach Beyſpielen von den erſtaunenden Wirkungen der Vervielfältigung fragen, ſelbſt bey denen Gattungen, die am wenigſten fruchtbar ſind; ſo darf er nur die Vermehrung einiger unſrer Hausthiere in Amerika bedenken. Ein halb Dutzend Pferde, und eben ſo viel Kühe, die von den Spaniern nach Buenos-Aires gebracht worden ſind, haben ſchon lange die erſchreckliche Strecke Landes, die zwiſchen La Plata und der Magellaniſchen Meerenge liegt, bevölkert. Sie ſind ſo zahlreich, daß ſie bloß ihrer Haut und ihres Fettes wegen, zu Tauſenden umgebracht werden. a) Eine gleiche Anzahl von Windhunden, die von dem Vicekönig von Peru nach der Ferdinandsinſel geſchickt wurden, haben auf gleiche Art ſich vermehrt. b) Eine Menge Pferde und wilder Hunde findet man auch auf der Inſel St. Domingo, die ihren Urſprung einigen wenigen einzelnen Thieren

dieſer

---

a) Anſons Reiſe.

b) Don Ulloas Reiſe, 2. Th.

dieſer Gattung, die die Spanier mit ſich brachten, zu danken haben. a)

Jetzo wollen wir die Schlüſſe unterſuchen, die nothwendig aus dieſer Vervielfältigung jeder Gattung folgen; und dieſe werden uns von unſerm zweyten Satze richtige und deutliche Begriffe geben; nämlich, daß die Einführung der fleiſchfreſſenden Geſchlechter in das Thierreich, anſtatt den übrigen Gattungen ſchädlich zu ſeyn, ihnen vielmehr vortheilhaft und heilſam iſt.

Sechſte Section.

Von den Folgen, die aus dem Geſetze der Vervielfältigung nothwendig entſpringen.

Was folgt wohl aus dieſer erſtaunlichen Zunahme, die allen Gattungen gemein iſt, ſobald ſie vor Angriffen von auſſen beſchützt, und ihre eigne Bedürfniſſe ſich zu verſchaffen im

---

a) Labbats Reiſe, 7. Th. S. 191.

Stande ſind? Dieſes, daß alle ohne Ausnahme irgend einer einſchränkenden Gewalt bedürfen, die ihren ſchleunigen Fortgang zurückhalte, und ſie das gehörige Verhältniß gegen die übrigen Gattungen nicht überſchreiten laſſe. Denn, ohne das, würde das Geſetz der Vervielfältigung, das zu ihrer Erhaltung ſo nothwendig iſt, ihr ganz augenſcheinlich ihren Untergang drohen. Denn ſobald eine Gattung die Oberhand bekömmt, ſo muß ſie nothwendig die andre ihrer Nahrung berauben. Sie würde auch die Luft mit ſchädlichen Ausdünſtungen anſtecken; vornehmlich, wenn ſolche unzählbare Mengen durch den Tod weggeraft würden. Und durch die Vereinigung aller dieſer Urſachen müßte nothwendig eine allgemeine Schwäche und Ohnmacht in dem thieriſchen Syſtem Platz nehmen. Wir brauchen den Leſer nicht an die Plagen, mit denen Gott Egypten heimſuchte, beſonders die Fröſche und Inſecten zu erinnern, und an die tödtliche Seuche, die darauf folgte. Wenn er nur daran gedenkt, was wir den Augenblick zuvor von den Grashüpfern in der Barbarey geſagt haben: ſo wird er leicht das Elend eines Landes begreifen, wo die Bäume rein abgefreſſen, und die Erde von allen ihren Schätzen beraubt, dem Auge nichts als die Fußſtapfen einer traurigen Verwüſtung darbieten. Vielleicht iſt unter allen Plagen, mit denen Gott ſeine Geſchöpfe heimſucht, keine ſo fürchterlich als dieſe. — In Agenois in Frankreich giebt es ein kleines Inſekt, das ſich ans Korn ſetzt, auf dem Felde ſowohl als in der Scheune. Dieſes hatte ſich einmal ſo vermehrt, daß es den größten Theil des Getreydes verzehrte, und das gemeine Volk ohne Brodt ließ. a) Vor wenig Jahren verwüſteten die Mayenkäfer ganze Diſtricte von England. Und mehr als einmal hat ein Seewurm, der ſich über ſeine gehörige Verhältniß vermehrte, Holland an den Rand ſeines Untergangs gebracht.

So wie kein Land von dieſen Ueberſchwemmungen von Leben frey iſt: ſo iſt auch keine

---

a) Journal des Sçavans. Decbr. 1748.

Gattung derſelben unfähig: und dieſe mag ſeyn welche ſie will, ſo werden ſie allemal eine Geiſſel, nicht blos für die andern Gattungen, die dadurch in zu enge Gränzen eingeſchloſſen und ihrer Nahrung beraubt werden, ſondern auch für ſich ſelbſt. Denn es iſt mit dem Thier- wie mit dem Pflanzenreiche. Die verſchiednen Arten können nur alsdann beſtehen, wenn ſie mit dem Umfange des Bodens, welchen ſie einnehmen, proportionirt ſind; und ſobald die Anzahl der einzelnen Glieder der Gattung dieſe Proportion überſchreitet, ſo müſſen ſie abnehmen und verderben. Ein zu großer Ueberfluß von Leben muß allemal einen Mangel an Nahrungsmitteln veranlaſſen. Ueberdieß muß eine ſolche Anzahl von Körpern, die ungefähr in derſelben Luftſäule ſich bewegen, nothwendig geſchwind alle zum Leben nothwendige Salze derſelben verſchlucken, und die auf eine ſolche Art erſchöpfte und erwärmte Luft muß mit der Zeit eine verderbliche Beſchaffenheit bekommen. Das menſchliche Geſchlecht ſelbſt iſt ein Beyſpiel von der Wahrheit dieſes Satzes. In allen großen

Städten, wo der Arme, d. h. der größre Theil der Einwohner, in enge und unreine Wohnungen zuſammengedrängt iſt, iſt der daraus entſtehende Verluſt jedes Jahr ſehr beträchtlich.

Siebente Section.

Von den verſchiedenen Wirkungen der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts, nach den verſchiedenen Umſtänden ſeiner Verfaſſung.

Das was wir bisher angemerkt haben, führt uns natürlicher Weiſe darauf, einige Anmerkungen in Anſehung der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts zu machen. Einige Leute glauben, daß dieſe niemals zu groß ſeyn könne. Sie reden von der Bevölkerung, als von einer Sache, die allemal zu der Wohlfarth des Staats beyträgt, und die deswegen die Aufmunterung des Oberherrn verdient. Aber im Grunde ſind die Folgen nach dem Zuſtande des Landes, wo dieſe Vermehrung geſchieht, ſehr verſchieden. Bey einer freyen und aufgeklärten Nation, die durch die Lage ihres Landes oder durch andre Mittel vor allem feindlichen Einfalle geſichert iſt; wo jedes Stück Land angebauet werden kann: da kann auch die menſchliche Gattung niemals zu zahlreich ſeyn. Bey ſo einer Nation hat jeglicher Menſch ſeine Einrichtung, wird durch die Geſetze gegen die Angriffe einzelner Perſonen, und durch die Stärke des Staats gegen die Einfälle auswärtiger Feinde geſchützt. Hier blühen gemeiniglich Ackerbau, Manufacturen, und überhaupt Künſte und Wiſſenſchaften. Hier wird jeder Fleck Landes zu irgend einem Gebrauche angewendet; und die Bequemlichkeiten, die das Land ſelbſt nicht hervorbringt, werden durch den Handel von entfernten Himmelsſtrichen herbeygeführt. Wer hätte es denken ſollen, daß der Zuſammenfluß von Menſchen, die ſich zur Zeit des Herzogs von Alba nach Holland flüchteten, hier Unterhalt finden würde? Aber es war für dieſe Leute genung, daß ſie Künſte und Wiſſenſchaften kannten; und daß ſie irgend einen Winkel gefunden hatten, wo ſie, ohne beunruhiget zu werden, ſich damit beſchäftigen konnten, die Bedürfniſſe durch ihren Fleiß zu erſetzen, die ihnen ihr ſumpfichter Boden verſagt hatte.

Aber, ob es gleich einige Länder giebt, wo die Vermehrung der menſchlichen Gattung immer vortheilhaft iſt: ſo giebt es doch andre, wo ſie verderblich werden kann. Es giebt Länder, wo, wie Herr v. Monteſquieu es ausdrückt, ein Menſch ſo viel werth iſt als nichts; andre, wo er weniger werth iſt als nichts. Von der erſten Art ſind diejenigen geſitteten Nationen, wo bey einiger Veränderung der Umſtände, der Mittel ſich zu erhalten weniger ſind als der Einwohner; wo alſo eine Menge Menſchen ohne Verſorgung und dem Staat unnütz iſt. So ſind ferner die Länder, wo die Luft, die Nahrungsmittel, die Lebensart der Bevölkerung vortheilhaft ſind, aber die Unfruchtbarkeit des Bodens ihr nachtheilig iſt. Das iſt der Fall in China. — Von der zweyten Art ſind die Länder, die von

Wilden und Barbaren bewohnt werden, die von der Jagd oder der Milch ihres Viehes leben, und alſo eine weite Strecke Landes zu ihrem Unterhalte brauchen. Neue Einwohner in dieſe Gegenden einzuführen, hieße Gewaltthätigkeit, Raub und Mord einführen; denn anders könnten ſie nicht leben, als wenn ſie die Eingebohrnen ausplünderten. Die Einwohner von Canada ſind ein hinlängliches Beyſpiel zum Beweiſe dieſes Satzes. Sie nehmen beſtändig zu; ſie bepflügen kein Land; und ſind unaufhörlich beſchäftigt ſich einander wechſelsweiſe aufzureiben, um nicht ſelbſt vom Hunger aufgerieben zu werden. Das war ehedem das Geſchäfte der Deutſchen, der Gallier, Illyrier und aller alten Einwohner von Europa, deren Verfaſſung gerade mit der gegenwärtigen der Einwohner von Canada einerley war. Sie waren immer mit einigen ihrer Nachbarn im Kriege, und zur Zeit eines allgemeinen Friedens gaben ihnen ihre Verſammlungen das Recht Krieg unter ſich ſelbſt zu führen; ſo daß wenn ihre Soldaten nicht auswärts gebraucht wurden, das Volk ſich ſelbſt durch innerliche Streitigkeiten aufrieb. — Den Ackerbau in dieſe Gegenden einzuführen, ohne ihre Sitten und Regierungsform zu ändern, würde das Uebel noch vermehren, anſtatt ein Hülfsmittel dagegen zu verſchaffen. Denn da dieſe Völker in mehrere kleine unabhängige und herumſchweifende Nationen getheilt ſind, die die Räubereyen für erlaubt und anſtändig halten: ſo würden die, die ſich auf den Ackerbau legten, um deſto mehr der Gewaltthätigkeit anderer ausgeſetzt, und zugleich in den Waffen am ungeübteſten, d. h. des einzigen Mittels der Selbſtvertheidigung beraubt ſeyn. Die alten Deutſchen baueten die Erde nicht an, damit nicht, wie ſie ſagten, die Gewohnheit ihnen an dieſer Beſchäftigung einen größern Geſchmack als am Kriege einflößen ſollte, und damit nicht der Starke den Schwachen plündern möchte. Sie hatten auſſerdem noch eine Gewohnheit, die das, was wir geſagt haben, ausnehmend beſtätigt: ſie verwandelten alle ihre Gränzen in Wüſteneyen; und machten große Einöden zwiſchen ſich und ihrem Feinde, um, wie ſie ſagten, ihm alle Reizungen ſich nahe bey ihnen feſtzuſetzen zu benehmen, und alſo einen unvermutheten Angriff zu verhüten. a) Das war ohne Zweifel das ſicherſte Mittel, Nationen in einer Entfernung zu halten, die größtentheils niemals anders als ihres Unterhalts wegen, mit ihren Nachbarn Krieg führten. Ihren geſammleten Vorrath von Lebensmitteln verwahrten ſie in Hölen, die ſie ſich in die Erde gegraben hatten, theils ſie vor der Kälte zu bewahren, theils ſie vor ihren Feinden zu verbergen. Wenn ein Feind ins Land kommt, (ſagt Tacitus bey dieſer Gelegenheit,) ſo raubt er alles was er offen vor ſich findet; aber das, was unter der Erde vergraben iſt, weiß er entweder nicht, oder er mag ſich nicht erſt die Mühe geben es zu ſuchen. b)

Wir wollen hier einen Augenblick ſtehen bleiben, um eine Anmerkung zu machen, die,

indem

---

a) Caeſar de Bello Gallico, L. VI.

b) Si quando hoſtis advenit, aperta populantur: abdita autem et defoſſa ignorantur, aut eo ipſo fallunt quod quaerenda ſint. Tac. de Mor. Germ. c. 3.

indem ſie unſre Begriffe von der Verſchiedenheit der Wirkungen, die die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts hervorbringt, beſtätigt, uns zugleich ein Stück der Geſchichte aufklären wird, das einer Erläuterung ſehr nöthig hat.

Europa war ehedem in einer Verfaſſung, die von der gegenwärtigen ſehr verſchieden iſt. Schaaren von Barbaren, die auf den nordiſchen Küſten und Gebürgen wohnten, und die die Furcht vor ihren Feinden nicht mehr in den Schranken der bloſſen Vertheidigung erhalten konnte, ſtellten Wanderungen aus ihren alten Wohnungen in die ſüdlichen Länder an; wo ſie allenthalben Zerſtörung ausbreiteten, bis ſie ſelbſt zerſtört wurden. Gegen das fünfte Jahrhundert verwüſteten und zerſtörten ſie endlich das Römiſche Reich; ſie eroberten Frankreich, Spanien, Sicilien, England; und endlich, wenn ſie von Raube und Blute geſättigt waren, und ſie nun in dieſen Gegenden feſten Sitz nehmen wollten: ſo erlitten ſie von ihren Landsleuten eben das, was ſie den erſten Einwohnern angethan hatten. Das Gothiſche

Reich, das auf das Römiſche in Italien gefolgt war, mußte wieder dem Longobardiſchen Platz machen. Die Franken, die ſich in Gallien niedergelaſſen hatten, litten eben das von den Hunnen, Normännern und andern Barbaren. In England wurden die Sachſen, die die erſten Einwohner ſich unterworfen hatten, hinwiederum von den Dänen überwunden; und beyde kamen nachher unter die Botmäſſigkeit der Normänner. Mehr als fünf Jahrhunderte ſah man in Europa nichts als einen beſtändigen Fluß und Zurückfluß der Nationen; geplünderte Städte, verwüſtete Länder, zerſtörte Königreiche. Weil man heut zu Tage nichts mehr von ähnlichen Ueberſchwemmungen der Völker ſieht: ſo hat man den Schluß gemacht, daß das menſchliche Geſchlecht itzt nicht mehr ſo zahlreich ſeyn müſſe, als ehedem. Aber das iſt bloſſe Muthmaßung. Wie wäre es möglich, daß Länder, die noch unangebaut, zum Theil mit ungeheuren Waldern bedeckt, zum Theil Wüſteneyen waren, und die von einem wilden Volke bewohnt wurden, das allen rauhern Tugenden den Vorzug gab, und Menſchlichkeit für eine verächtliche Schwachheit hielt; nie war es möglich, ſage ich, daß Länder, wo der vornehmſte Unterhalt in der Jagd beſtand, eine größre Anzahl von Menſchen hätte enthalten können, als ſie in ihrem itzigen cultivirten Zuſtande thun können? a) Es iſt unſtreitig, daß, wären die nördlichen Theile von Europa itzo noch in eben der Verfaſſung, in der ſie ehemals waren: ſie ebenfalls nicht längere Zeit zureichen würden, alle ihre Einwohner zu beherbergen, als ſie in der damaligen Epoche zureichten. Die Sachſen, Dänen und alle die Nationen, die längs der Küſte des baltiſchen Meeres wohnen, würden noch immer genöthigt ſeyn, ihre Voraͤltern nachzuahmen und Ausfälle zu thun, ihren Nachbarn die Hälſe zu brechen, um ſich Brodt zu verſchaffen. Die Urſache dieſer Veränderung in Europa muß man alſo dem Fortgange zuſchreiben, den die Künſte und Wiſſenſchaften ſeit jenem Zeit-

---

a) Terra ſi aliquando ſpecie differt, in univerſum tamen aut ſiluis horrida aut paludibus foeda. Tac. de Mor. Germ. §. 5.

Zeitpunkte gemacht haben. So unangebaut als Europa damals war, konnte es unmöglich Nahrungsmittel in einer beſtändigen Verhältniß mit der Zunahme des menſchlichen Geſchlechts liefern. Jedes neue Geſchlecht, dem ſein Unterhalt von dem Lande, wo es gebohren worden, verſagt wurde, mußte ihn anderswo ſuchen. Und da ſie allenthalben eben den Ueberfluß an Einwohnern und eben die Seltenheit an Lebensmitteln fanden: ſo ſahen ſie ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, entweder ſelbſt umzukommen, oder andre umzubringen. Daraus entſtand die Wildheit der Sitten, die beſtändigen Wanderungen, die Räubereyen, und die Blutbäder. „Da ſie ſchon Krieger und Räuber „aus Neigung waren„ (ſagt **Pelloutier**, da er von den alten Einwohnern von Europa redet) „wurden ſie es auf gewiſſe Weiſe auch noch „aus Noth. Wo die Menſchen in allen „Künſten und Geſchäften unwiſſend ſind; wo „es eine Schande iſt von ſeiner Arbeit zu le„ben; und kein andres Gewerbe, als das Ge„werbe der Waffen bekannt iſt: da muß es

„nothwendig in Friedenszeiten einen großen Mangel an Lebensmitteln geben. Die Einwohner müſſen ſich alſo gefallen laſſen, entweder vor Hunger zu ſterben, oder andre todtzuſchlagen und zu plündern. Das war chedem das ehrenvolleſte und das einzige Geſchäfte der Spanier, Gallier, Deutſchen, Illyrier, Thracier, Ligurier und aller Europäiſchen Nationen überhaupt.„ a)

Itzo iſt die Erde angebaut; Handwerke und Manufacturen blühen; und durch Handlung und Schiffarth kann jedes Land ſeine überflüßige Producte umtauſchen; dieſe feindlichen Einfälle hören auf; jedermann findet ſeine Beſchäftigung und ſeinen Unterhalt zu Hauſe; die Menſchen werden nicht mehr von der Noth getrieben, wie eine Heerde hungriger Wölfe aus ihren Hölen hervorzubrechen, und auf ihre Beute zu fallen. Und wenn es noch in Europa Länder giebt, wo die Menge der Producte mit der Vermehrung der Einwohner in keinem Verhältniſſe ſtehet: ſo ſind die Folgen doch nicht mehr ſo fürchterlich,

da

---

a) Pelloutiers Geſchichte der Celten 2. B. 2. Kap.

da der Ueberſchuß von Menſchen ſich in fremde Länder begeben kann, wo die Künſte und Wiſſenſchaften ihnen Mittel des Unterhalts verſchaffen. Die Schweitz ſchickt jährlich etliche tauſend Menſchen in andre Länder: eine Menge verläßt Deutſchland. England allein iſt durch ſeine Colonien im Stande, die überflüſſigen Einwohner von Europa aufzunehmen.

Dem ungeachtet muß man geſtehen, daß, ob gleich die Künſte und Wiſſenſchaften in den Ländern, wo ſie angebauet werden, eine Menge Menſchen verſammlen und ernähren, ſie doch auf der andern Seite auch ihre Zerſtörung beſchleunigen. Die Gefahren, denen einige ausgeſetzt ſind; die Arbeiten, die andre ertragen; und vornehmlich der ausſchweifende Luxus und die Weichlichkeit, die allemal Begleiter dieſer Vorzüge ſind: ſind in der That eben ſo viel wirkſame Urſachen, die ſich zum Untergange der Menſchen vereinigen. Aber wir dürfen daraus nicht ſchließen, wie ein neuerer Schriftſteller gethan hat, daß der itzige Zuſtand der Einwohner von Europa weit weniger wünſchenswerth ſey, als der Zuſtand der Karaiben und Hottentotten; und daß ein Menſch, der ſich auf die Wiſſenſchaften legt, um deswillen weniger glücklich ſey, als wenn ſeine ganze Kenntniß blos darauf eingeſchränkt wäre, zu ſpringen, zu laufen, zu ringen, Steine zu werfen, und auf die Bäume zu klettern; und ſeine ganze Beſchäftigung darinn beſtünde, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, und ſich dann ohne weitere Sorge, wie ein Thier, unter einen Baum nieder zu legen und zu ſchlafen. Das ſind Begriffe, die nur auf Gerathewohl gemacht ſind, wenn man von den Dingen nichts als die Oberfläche ſieht, und aus denen alſo nichts wahres folgen kann. Die Künſte und Wiſſenſchaften bringen ohne Zweifel einen gewiſſen Nachtheil; aber iſt der wohl den Vortheilen gleich, die aus ihnen entſtehn? Iſt er wohl den Uebeln zu vergleichen, die aus der Vernachläßigung derſelben herkommen? Ja, hat nicht ſelbſt dieſes Nachtheilige einen gewiſſen Nutzen? und kann es nicht vielleicht dazu dienen, die übermäßige

Zunahme von Bevölkerung einzuſchränken, die ſonſt Statt haben würde? Jedermann ſieht, das ſind Fragen, die erſt beantwortet werden müſſen, ehe man einen endlichen Ausſpruch über die wahren und letzten Folgen der Cultur der Wiſſenſchaften thun kann.

Achte Section.

Von den einſchränkenden Kräften, die bey jeder Gattung nothwendig ſind.

Wir wollen nun itzo wieder zu unſrer Materie zurückkehren, von der wir dieſe Ausſchweifung machten, um ein Lehrgebäude zu beſtreiten, das vielleicht nicht einmal ſo viel Achtung verdient. Wir hatten es vor, zu beweiſen, daß unter gewiſſen Umſtänden, das menſchliche Geſchlecht durch ſeinen eignen Anwachs Schaden leide. Das was, wir von den Einwohnern von Canada und von allen Nationen überhaupt geſagt haben, bey welchen die

Künſte und Wiſſenſchaften unangebaut ſind, ſetzt dieſe Wahrheit auſſer allem Zweifel. Wir haben auch, in Anſehung aller übrigen Gattungen, geſehen, daß wenn ſie ſich bloß ſelbſt überlaſſen wären, ſie ſich alle, ohne Ausnahme, zu ihrem eignen Nachtheil ſowohl als zum Nachtheil aller übrigen vermehren würden. Wir haben geſehen, daß eine jede, wenn ſie in einem zu großen Ueberfluſſe vorhanden iſt, den Tod und den Untergang über das ganze Thierreich verbreiten kann. — Wir wollen einen Augenblick annehmen, alle mit einander überwänden zu gleicher Zeit die Hinderniſſe, die ihrem Wachsthume entgegengeſetzt ſind; und alle vermehrten ſich zu einer ſolchen ungeheuren Anzahl, als man zuweilen bey einigen beſondern Gattungen geſehen hat: was könnte wohl der Erfolg dieſer Begebenheit ſeyn? Es iſt augenſcheinlich, daß ſie ſich in dem gänzlichen Untergange des ganzen Thiergeſchlechts endigen müßte, und das noch dazu in einer ſehr kurzen Zeit. Es iſt alſo für jede Gattung vortheilhaft, daß es

Hinderniſſe giebt, die ſich ihrem Wachsthume widerſetzen.

Dem zu folge hat alſo auch die Vorſehung für die Wohlfarth der thieriſchen Welt in dieſem Stücke geſorgt. Ihr erſter Schritt war, jeder Gattung eine gewiſſe Grenze des Lebens vorzuſchreiben, die ſie keinem einzelnen Thiere der Gattung zu überſchreiten erlaubte. Obgleich dieſe Grenze bey einer Claſſe weiter hinausgeſetzt iſt, als bey der andern: ſo können wir doch behaupten, daß ſelbſt bey denen, die am längſten leben, dieſer Ueberſchuß nicht viel beträgt. So daß, (ein Thier mag noch ſo viel Sorgfalt anwenden ſich zu erhalten, es mag noch ſo viel Stärke und Geſundheit in einem gewiſſen Alter genießen,) es doch ein gewiſſes Ziel giebt, über welches es nicht hinaus kann; und ſo wie es ſich dieſem Ziele nähert, ſo ſehen wir es ſich verändern, ſchwach werden und vergehen: eben ſo wie die Feuer, die man des Abends anzündet und die nicht länger als bis zum Anbruche des Tages brennen ſollen. Dieſes erſte Mittel, das die Vorſehung anwendet, ein gehöriges Gleichgewicht in dem thieriſchen Syſtem zu erhalten, iſt nur bey einigen Gattungen wirkſam. Es giebt andre, auf die es beynahe gar keinen Einfluß hat; weil ihre Vermehrung zu ſchnell und zu ausgebreitet iſt. Bey dieſen braucht die Vorſehung die Härte und Unfreundlichkeit der Jahrszeiten, durch die ſie entweder zerſtört werden, oder doch in eine Art von Betäubung und Erſtarrung kommen. Und nur durch dieſe Mittel ſind die erſchrecklichen Ueberſchwemmungen von dieſen Thieren verhütet worden, die ſonſt ganz unvermeidlich hätten erfolgen müſſen, wenn die Vermehrung derſelben vielleicht nur einige Wochen länger fortgedauert hätte. Um aber ihrem Anwachs auch zu der Zeit Schranken zu ſetzen, da ſie noch in ihrer vollen Stärke und Munterkeit ſind, hat die Vorſehung eine Menge von Thieren in die Welt geſetzt, die von ihnen ſich unterhalten. Und da bey den fruchtfreſſenden Gattungen das Geſetz der Fortpflanzung in ſeinen Wirkungen dasjenige Geſetz weit übertrift, das den Untergang jedes einzelnen Thieres nach einer gewiſſen Zeit beſtimmt: ſo hat die Vorſehung um dieſen Folgen zu begegnen und ein gehöriges Gleichgewicht zu erhalten, ſie dem Raube der fleiſchfreſſenden Arten ausgeſetzt.

Es iſt alſo erwieſen richtig: daß die Einführung der fleiſchfreſſenden Gattungen in die thieriſche Welt, auf keine Weiſe für die übrigen Gattungen nachtheilig, ſondern ihnen im Gegentheile vortheilhaft iſt. Denn ſie ſind nichts anders als Schranken, die die Natur den Ueberſchwemmungen entgegen geſetzt hat, von denen wir geſprochen haben. Und wenn einmal dieſe Schranken ſchlechterdings nothwendig ſind: was kann den Regeln der Weisheit gemäßer ſeyn, als die lebende Subſtanz ſelbſt zu dieſem Endzwecke zu brauchen? So wirkt ſie als ihr eignes Gegengewicht; und der Ueberfluß von Leben in der einen Gattung dient dazu, den Mangel deſſelben in der andern zu erſetzen.

Das Mitleiden kann vielleicht das Schreckliche dieſer Verwüſtungen, die von verſchiednen Gattungen angerichtet werden, in unſrer Vorſtellung vergrößern; und ein gewiſſes Mißtrauen gegen uns ſelbſt kann uns geneigt machen, ſie als Folgen eines Fluches anzuſehen, den ein mit ſeinen Werken unzufriedner Herr auf dieſelben gelegt hat. Aber wenn wir nach den Erfahrungen und nach den Factis urtheilen: ſo werden wir ganz andre Begriffe bekommen. Es iſt nunmehr fünf tauſend Jahr, daß die Welt ſteht, und eben ſo lange haben die Menſchen mit den Löwen und Tiegern zugleich gegen die übrigen Thiere Krieg geführt. — Denn, mit Erlaubniß der Dichter, ich glaube, daß die Zeiten, die glücklichen Zeiten, wo der Menſch von Eicheln lebte, und Löwen und Tieger ſo artig waren, daß ſie die Füße derer leckten die die Leyer ſpielten; daß dieſe Zeiten niemals anders als in ihrem Gehirne exiſtirt haben. — Es iſt, ſage ich, wenigſtens fünf tauſend Jahr, daß ein Theil der lebenden Weſen in beſtändigem Kriege mit dem andern iſt: und doch finden wir nicht, daß dieſes Geſetz der Natur bis auf den heutigen Tag den Untergang einer einzigen Gattung veranlaſſet hätte. Ja, wir können hinzuſetzen, bloß durch dieſes Geſetz werden ſie in dem Stande von beſtändiger Jugend und Munterkeit erhalten, in welchem wir ſie ſehen. a)

Ohne dieſe weiſe und heilſame Einrichtung der Natur, würde das Leben ſchon lange das gehörige Gleichgewicht durchbrochen haben, welches das einzige Mittel zur Erhaltung der verſchiednen Gattungen iſt; und hätte demnach ſchon längſt einen völligen Untergang gelitten. Die Wirkung der fleiſchfreſſenden Arten iſt in Abſicht der andern Gattungen eben das, was das Beſchneidemeſſer in Anſehung der Sträucher, deren Wachsthum zu wild und zu üppig iſt; oder was die Hacke zum Ausrotten in Abſicht der Pflanzen, die zu dicht bey einander wachſen. Durch die Verringerung ihrer Anzahl kommen die übriggebliebnen zu größrer Vollkommenheit.

Neunte

---

a) Keine Gattung, ſagt Ray, iſt noch bisher verloren gegangen, deren in der Geſchichte gedacht wird; und wir dürfen alſo ſicher behaupten, daß alle Gattungen ſind erhalten worden. **Rays Weisheit Gottes in der Schöpfung.**

Neunte Section.

Von dem Gleichgewichte, das die Natur unter den verſchiednen Gattungen des Thierreichs feſtgeſetzt hat.

Das Geſetz der Natur, welches befiehlt, daß ein Theil der lebenden Weſen von dem andern ſich erhalten ſoll, iſt von einem ſo großen Nutzen, daß es der Grund der Ordnung und des Wohlbefindens in dem ganzen animaliſchen Syſtem wird. Wir finden deswegen, daß die Vorſehung dieſe ihre Oberherrſchaft über jede Gattung erſtreckt hat. Sie alle, vom kleinſten bis zum größten, ſind Feinden unterworfen, die ihrem Fortgange Einhalt zu thun bereit, und mit allen zu dieſem Endzwecke nöthigen Kräften und Waffen verſehen ſind. Den Schwärmen von Inſecten und Gewürmen, die die Oberfläche der Erde bedecken, iſt ein Heer von Vögeln entgegengeſetzt, ein munteres, geſchäftiges, wachſames und gefräßiges Geſchlecht, das zu ihrer

Zerſtörung erſchaffen zu ſeyn ſcheint. Haſen, Kaninchen, Ratten, Mäuſe, Feldmäuſe und alle die Thiere, die ſich ſo leicht vervielfältigen, ſind den Räubereyen der Vögel und der vierfüßigen Thiere zugleich ausgeſetzt; die eben ſo behend in ihren Bewegungen, wie ſie ſelbſt, aber mit größerer Stärke und einem durchdringendern Auge verſehen ſind. Die erſchreckliche Größe des Hornviehs, die Leichtigkeit des Rehes, die Stärke und Geſchwindigkeit des Hirſches; alle dieſe Eigenſchaften können doch die Thiere, welche ſie beſitzen, nicht von dieſem Geſetz der Natur ausnehmen. Sie hat unzählige andre Thiere gemacht; die eben dieſelben Eigenſchaften, aber in einem höhern Grade, beſitzen, und ſie zur Zerſtörung der erſtern anwenden. Die fleiſchfreſſenden Thiere hingegen finden an ihrem Theil, daß das menſchliche Geſchlecht mit unzählichen Hülfsmitteln verſehen iſt, ihren Wachsthum einzuſchränken, und die Vervielfältigung derſelben über ihre gehörige Grenze zu verhindern. Der Menſch iſt beſtimmt, über alle andre Gattungen zu wachen und das

Gleichgewicht unter ihnen zu erhalten. Darinn beſteht eben ſeine Herrſchaft über die übrigen Thiere; und das iſt mit eine Urſache, warum die Vorſehung die Menſchen ſo genau mit einander vereinigt, und warum ſie ihnen den Verſtand gegeben hat, der den übrigen Geſchöpfen iſt verſagt worden.

Zehnte Section.

Von denen Hinderniſſen, die ſich dem Uebermaaße von Bevölkerung im menſchlichen Geſchlechte widerſetzen.

Dieſer Vorzug des menſchlichen Geſchlechts ſetzt daſſelbe wenigſtens ſo weit vor den Verwüſtungen der übrigen in Sicherheit, daß keines derſelben eine hinlängliche Einſchränkung ſeines Anwachſes ſeyn würde. Unterdeſſen, da die Natur dem menſchlichen Geſchlechte eben ſo wohl als jeder andern Gattung den Befehl gegeben hat: Seyd fruchtbar und mehret euch! ſo iſt kein Zweifel, daß unſer Geſchlecht auch dem andern Geſetze unterworfen iſt, welches die Grenzen jeder Gattung beſtimmt. Und in der That, die Hinderniſſe, die ſich ſeiner Ausbreitung widerſetzen, ſind in großer Anzahl. Wenn die fleiſchfreſſenden Thiere nicht im Stande ſind, eine beträchtliche Verminderung in der Anzahl der einzelnen Menſchen hervorzubringen: ſo kehrt das menſchliche Geſchlecht oft ſeine Stärke gegen ſich ſelbſt, um dieſe zur Laſt fallende Vermehrung des Lebens zu verhüten. Die Menſchen ſind oft gegen einander das, was die fleiſchfreſſenden Thiere in Anſehung der andern Gattungen ſind. Hobbes nimmt an, daß die Menſchen in einem Stande des Krieges gebohren werden. Dieſe Meynung in Anſehung einzelner Perſonen iſt falſch; die Werkzeuge, die Fähigkeiten, die Bedürfniſſe, die Begierden des Menſchen, jedes Principium, was in ihnen iſt, zeigt an, daß ſie zur Geſelligkeit erſchaffen ſind: und je mehr ſie durch Liebe und Zuneigung mit einander verknüpft ſind, um deſto mehr nähern ſie ſich dem Stande und den Abſichten der Natur. Sie iſt auch falſch in Anſehung geſitteter Nationen und ihrer gegenſeitigen Verbindungen.' Denn obgleich der Haß, die Eiferſucht, das Mißtrauen und vornehmlich die Nationalvorurtheile, die ſie gegen einander hegen, dieſe Meynung zu beſtätigen ſcheinen: ſo haben doch die geſitteten Völker, durch die Cultur der Künſte und Wiſſenſchaften ſo viel Erhaltungsmittel in Händen, daß ſie niemals durch die bloſſe Bedürfniß zu der traurigen Nothwendigkeit gezwungen werden, Krieg anzufangen. Die, welche ihn ſuchen, werden mehr durch Ehrgeiz, eitle Ruhmſucht und Rache, als durch irgend einen andern Bewegungsgrund, angetrieben. Bey denen Nationen hingegen, die die Künſte und insbeſondere den Ackerbau vernachläßigen, iſt der Fall ganz unterſchieden. Da das Geſetz der Vervielfältigung ſeine volle Wirkung bey ihnen äußert, ohne durch den Luxus oder irgend ein andres Hinderniß eingeſchränkt zu werden: ſo muß es nothwendig Kriege veranlaſſen. Denn wo wollte die immer neu anwachſende Menge, die mit jedem Geſchlechte zum Vorſchein kommt, ihren Unterhalt finden, wenn ſie ihn nicht durch die Waffen ſuchte? So ſtellt Tacitus die alten Deutſchen als geſchworne Feinde des Friedens vor. a) Und Florus, da er von den Sarmaten redet, ſagt, daß ſie auch nicht einmal den Namen deſſelben kennten. b) Quintus Curtius ſagt von den alten Scythen, daß ſie immer gewaffnet wären. c) Es iſt wahr, uns, die wir in einem geſitteten Staate leben, ſcheint der Ackerbau eine Kunſt zu ſeyn, deren Ausübung in jedes Menſchen Gewalt ſteht. Aber wir haben ſchon erwieſen, daß dieß keinesweges wahr ſey. „Wenn „ihr ganz allein, ſagt Montesquieu, in ein „fremdes Land kommt, und ihr findet ein Stück „Geld: ſo glaubt gewiß, daß ihr bey einer „geſitteten Nation ſeyd. Der Landbau erfodert den Gebrauch des Geldes; er ſetzt alſo „nothwendig ſchon einen beträchtlichen Fortgang in den Künſten und Wiſſenſchaften voraus. Und wir werden finden, daß die Künſte, Wiſſenſchaften und die Bedürfniſſe des „Men-

---

a) Tac. de Mor. Germ.
b) Flor. lib. IV. c. 12.
c) Quint. Curt. lib. VII. c. 7. 8.

„Menſchen immer in gleichem Schritte mit einander fortgehn.„ a) Ein ſehr verſtändiger neuerer Schriftſteller drückt ſich über dieſe Sache eben ſo deutlich aus. Wenn Nationen ſich vereinigen: ſo dauert es lange, ehe ſie geſittet werden, ſelbſt ehe ſie nur eine Sprache unter ſich ausmachen: ob gleich einige eher geſittet werden als andre. Es koſtet ſo viel Schwürigkeit, ein regelmäßiges Syſtem von Regierungsform feſtzuſetzen, und Künſte und Wiſſenſchaften einzuführen; der angefangne Bau wird ſo oft durch Revolutionen unterbrochen: daß es ein Wunder iſt, daß nicht alle Nationen immer ſo wie Tartarn zu leben fortfahren. b) In Abſicht der Völker, bey welchen Künſte und Wiſſenſchaften unangebaut ſind, können wir die Meynung des Hobbes zugeben, die vor ihm Plato in ſeinen Dialogen dem Clinias in den Mund legt. c) Der Stand einer bürgerlichen Geſellſchaft gegen die andre iſt ein natürlicher Stand, das heißt, ein Stand der

Feind-

---

a) Eſprit des Loix. l. 18. c. 15.
b) Voltaire Hiſtoire de l' Empire de Ruſſie.
c) Lib. 1. de Legibus.

Feindſchaft. Und wenn alſo in demſelben ein Krieg geendigt wird: ſo iſt das, eigentlich zu reden, nicht ein dauerhafter Friede, ſondern ein bloßer Waffenſtillſtand. a)

Zu

---

a) De Cive. Die chriſtliche Religion befiehlt: Wenn deinen Feind hungert, ſo ſpeiſe ihn; wenn ihn dürſtet, ſo tranke ihn. — Wer dich auf den einen Backen ſchlägt, dem reiche den andern auch dar. Und wenn jemand mit dir rechten will um deinen Mantel, ſo gieb ihm auch den Rock. Und wenn jemand dich nöthigen will, zu gehen mit ihm eine Meile, ſo gehe mit ihm zwo. Dieſes ſind die Gebothe des Chriſtenthums. Aber wem ſind ſie gegeben? Schülern, die eine bürgerliche Regierung anordnen ſollten; und in Abſicht auf Verbindungen, in die ſie mit andern Staaten kommen könnten? Es würde ein Vorwurf gegen die Weisheit ihrer Urheber ſeyn, dieſes zu glauben. Die erſten Chriſten konnten gar nicht in dieſem Verhältniſſe betrachtet werden; und könnten ſie: ſo wären dieſe Vorſchriften unſchicklich geweſen. Ohne Zweifel ſind ganze Geſellſchaften einander eine genaue Beobachtung der Gerechtigkeit ſchuldig; aber die Verpflichtung zu ſolchen Handlungen der äußerſten Herablaſſung und der tiefſten Demüthigung würde weder ihre Ruhe noch ihren Vortheil ſehr befördern; und man muß den Ungeſtüm der menſchlichen Leidenſchaften wenig kennen, wenn man ſie auch nur für möglich halten will. Dieſe Vorſchriften wurden Leuten gegeben, die auf der ganzen Erde zerſtreuet werden, und die durch ihre Geduld, ihre Mäßigung, Freundlichkeit und Demuth eben ſo ſehr, als durch ihre Wunder, die Menſchen zum Chriſtenthum bekehren, und über die Bosheit ihrer Feinde triumphiren ſollten. Sie enthalten alſo nicht Pflichten ganzer Geſellſchaften, ſondern die Pflichten einzelner Perſonen gegen einander: und in dieſem Verſtande ſind ſie weiſe und nützlich.

Zu den Hinderniſſen einer übermäßigen Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts können wir auch Hunger und Peſtilenz rechnen. Es ſind dieſes ſchreckliche, aber dem unerachtet nothwendige Uebel, wenn die Menſchen eine lange Zeit eine ununterbrochene Glückſeligkeit genoſſen, und deswegen die gehörigen Grenzen der Bevölkerung überſchritten haben. Eben das iſt auch die Urſache, warum die göttliche Vorſehung oft unter den Genuß der gewöhnlichen Annehmlichkeiten des Lebens, das Elend des Krieges miſcht. Krieg iſt ohne Zweifel etwas Schreckliches; aber doch zeigt er uns bey weitem nicht einen ſo abſcheulichen Anblick, als die Peſt oder der Hunger. Dieſen Uebeln kann die menſchliche Natur nichts als Seufzer und Klagen entgegen ſetzen; weil ſie es nicht in ihrer Gewalt hat, dieſe geheime und unſichtbar wirkende Weſen, ich meyne die Mittelurſachen, aus denen dieſe Uebel entſpringen, zu regieren. Beym Kriege hingegen, der ein Werk des Menſchen iſt, weiß man ſchon den beſten oder den ſchlimmſten Erfolg, den er haben

ben kann, zum voraus, und kann ſich auf jeden Fall gefaßt machen. Wird eine Nation angegriffen, ſo kann ſie Gewaltthätigkeit der Gewaltthätigkeit entgegen ſetzen, Raub mit Raub und Mord mit Mord vergelten; und in der Hitze der Wuth fühlen Menſchen die Schläge nicht, die ſie bekommen. Wenn ein Held in der Schlacht fällt; ſo giebt ihm das *dulce et decorum pro patria mori*, oder irgend ein anderer aufmunternder Bewegungsgrund eine Art von Troſt; und ſein Leiden iſt alſo doch mit einer gewiſſen geheimen Beruhigung vermiſcht. Wer kann ſich enthalten, die Römiſchen Väter zu bewundern, die nach der unglücklichen Schlacht bey Cluſium, da ſie nicht im Stande waren auf das Capitol zu flüchten, ſich freywillig dem Tode unterwarfen, und ihn auf ihren Sitzen von Elfenbein in allen Ehrenzeichen ihrer Würde, ruhig erwarteten? Wer bewundert nicht das Betragen des Regulus? Nachdem er dem Römiſchen Senat gerathen hatte, die von Carthago angebotene Verſchläge zu verwerfen, riß er ſich aus den Armen

men ſeiner Gemahlinn und ſeiner Kinder loß, und kehrte nach Carthago zurück, die Martern zu leiden, die dieſes grauſame Volk für ihn zubereitet hatte. a) Wer die Geſchichte von Canada lieſt, wird finden, wie ſehr die Natur die Menſchen zu der Lebensart, zu der ſie beſtimmt ſind, geſchickt macht. Dieſe Völker, da ſie beſtändig mit der Jagd oder dem Kriege beſchäftigt ſind, und von der Barbarey ihrer Feinde alles zu fürchten haben, ſind, wenn ſie in die Hände derſelben fallen, mitten unter ihren Martern die geduldigſten und unerſchrockenſten unter allen Menſchen. „Nichts „iſt gewöhnlicher, ſagt Charlevoix, als daß „Perſonen von beyderley Geſchlecht, und von „jedem Alter, mehrere Tage hinter einander, „alle die Marter, die das Feuer verurſachen, „oder

---

a) Fertur pudicae coniugis oſculum
Paruosque natos, vt capitis minor,
Ab ſe remouiſſe, et virilem
Torvus humi repoſuiſſe vultum;
Donec labantes conſilio patres
Firmaret auctor nunquam alias dato,
Interque moerentes amicos
Egregius properaret exſul.
Hor. Od. L. 3. Od. 5.

„oder die die geſchäftigſte Wuth erfinden kann, „um jene noch quälender zu machen; alle dieſe „Martern, ſage ich, ertragen, ohne ſich einen „Seufzer entwiſchen zu laſſen. Das einzige „was ſie unter ihrem Leiden thun, iſt, ihre „Henker durch die empfindlichſten Schmähun„gen noch mehr aufzubringen.„ a)

Das war auch der Charakter der Europäer, vor ihrem geſitteten Zuſtande. Sie bewieſen gegen ihre Gefangene eben die Grauſamkeit; b) und die, welche das Unglück hatten, in die Hände ihrer Feinde zu fallen, bewieſen eben die Unerſchrockenheit unter ihren Martern. c)

Der

---

a) Charlevoix Journal Hiſt. t. 6. Lettre 21.

b) Nihil interea per omne id tempus reſiduum crudelitatis fuit in captiuos ſaeuientibus. Litare diis ſanguinem humanum, bibere in oſſibus capitum, et cuiusque modi ludibrio foedare mortem tam igni quam fumo, partusque grauidarum extorquere tormentis.

Flor. l. 3. c. 4.

Galli in Callienſes dira, et omnium quae unquam ad aures noſtras peruenerint, atrociſſima edidere facinora.

Pauſan. Phoc. XXII. p. 851.

c) Ex captiuis Sogdianorum ad regem triginta nobiliſſimi, corporum robore eximio, perducti erant. Qui vt per interpretem cognouerunt, iuſſu regis ipſos ad ſupplicium trahi, carmen laetantium more canere, tripudiisque et

Der Anbau der Künſte und Wiſſenſchaften kommt den Kriegen und dem Hunger zuvor, und vielleicht kann er in einem gewiſſen Grade auch die Peſt verhüten, durch die Veränderungen, die er in den Sitten der Menſchen, ihrer Kleidung, Wohnung, Nahrung und ihrer ganzen Lebensart hervorbringt, vornehmlich durch die Reinigung des Bodens, wodurch die Luft einen freyern Zug bekommt, und alſo geſünder und heilſamer gemacht wird. Aber obgleich die Künſte und Wiſſenſchaften auf gewiſſe Weiſe dieſen Uebeln zuvorkommen können: ſo veranlaſſen ſie doch dagegen andre, deren Einfluß nicht geringer, obgleich ihre Wirkung nicht ſo plötzlich iſt. Dazu gehört der Luxus, die Weichlichkeit, der Hang zum ſinnlichen Vergnügen, die Schwelgerey; alles ſo viele Hinderniſſe für einen zu großen Anwachs des menſchlichen Geſchlechts. Die Natur iſt in ihrem Fortgange

---

et laſciuiori corporis motu gaudium quoddam animi oſtentare coeperunt.

Qu. Curt. L. VII.

Et illud etiam deſipientiae Cantabrorum tribuunt, quod nonnulli capti et in crucem acti paeanas canebant.

Strabo L. III.

langſam und gleichförmig; und das iſt auch das einzige Mittel den wahren Vortheil der Menſchen zu befördern. Ihren Gang zu beſchleunigen, heißt ſie unzähligen Uebeln ausſetzen, und ſie zerſtören. Luxus aber, Weichlichkeit und herrſchende Wolluſt verändern den Lauf der Natur, indem ſie ihr neue Bedürfniſſe geben, und ſie mit unnöthigen Sorgen beladen. Die welche ſich dieſen Ausſchweifungen überlaſſen, entkommen niemals ohne dafür geſtraft zu werden; und wenn wir bedenken, wie viel Einfluß die Leibesbeſchaffenheit der Eltern auf der Kinder ihre hat: ſo können wir mit Recht behaupten: Non his iuuentus orta parentibus; nicht von der Nachkommenſchaft ſolcher Väter, die durch Weichlichkeit entkräftet, und durch Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet ſind, darf man die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts erwarten.

Noch ein andrer Nachtheil iſt mit der Cultur der Wiſſenſchaften und Künſte verbunden. Das ſitzende ſtudirende Leben, zu dem alsdann eine Menge Menſchen beſtimmt wird, hat eben ſo viel Gewalt, die Lebensgeiſter zu erſchöpfen, und die Geſundheit zu zerſtören, als die Urſachen, die wir bisher angeführt haben. Und was ſollen wir von den ermüdenden und ungeſunden Beſchäftigungen, von den gefährlichen Lebensarten, dergleichen die Bergwerksarbeit, die Schiffarth, das Reiſen in fremde Länder iſt, ſagen; die alle aus dieſer Quelle entſpringen? — Wenn wir auf dieſe Art die Folgen unterſuchen, die aus der Einführung der Künſte und Wiſſenſchaften entſtanden ſind: ſo werden wir finden, daß ob ſie gleich in einer gewiſſen Abſicht die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts befördern: ſie doch in einer andern ſeinen Fortgang durch ein geheimes Gift, das ſie ausbreiten, zurückhalten, und zu Hülfsmitteln gegen die Uebermaſſe von Bevölkerung dienen, die ſonſt aus der Ruhe und dem Frieden, den die Künſte und Wiſſenſchaften einführen, entſtehen könnte. Und da ihre Wirkungen ohne Gewaltthätigkeit ſind; da ſie keine einmal feſtgeſetzte Ordnung ſtören; da ſie kaum gemerkt werden: ſo ſehen wir ſie als unſchädlich an, wenn wir ſie mit der Peſt, dem Hunger und dem Kriege vergleichen; Uebel, die bey einer Nation unausbleiblich ſind, welche die Cultur der Künſte und Wiſſenſchaften unterläßt.

Nicht bloß die Natur hat der Fortpflanzung der Menſchen Grenzen vorgeſchrieben; ſondern ſie haben ſo gar ſelbſt oft die Abſicht der Natur in dieſem Stücke überſchritten, und ſich zur Einſchränkung der zu ſehr anwachſenden Bevölkerung Geſetze auferlegt, die die Natur niemals gegeben hatte. „In China „und Tonquin wird den Eltern erlaubt, ihre „Kinder zu verkaufen oder wegzulegen. Auf „der Inſel Formoſa verbietet die Landesreli„gion allen Weibern, vor dem fünf und dreyſ„ſigſten Jahre Kinder zu gebähren. Vor die„ſer Zeit findet die Prieſterinn Mittel, eine Ab„treibung zu befördern. Dieſelbe Wirkung, „(ſagt Montesquieu, von dem ich dieſen Ar„tikel borge,) a) die in den öſtlichen Ländern „durch natürliche Urſachen hervorgebracht wur„de, entſtand in Griechenland aus der Natur „ihrer

---

a) Eſpr. des Loix, t. 2. c. 16. 17.

„ihrer Regierungsform. In einem kleinen und „blühenden Lande muß die Anzahl der Bürger „bald ſo ſehr anwachſen, daß ſie zur Laſt wurde. „Dem zu folge unterließ auch dieſes Volk nichts, „was einem übermäßigen Anwachs von Kindern zuvorkommen konnte. Ihre Politik „war insbeſondere darauf gerichtet, eine gewiſſe Anzahl der Einwohner zu beſtimmen. „Plato ſchränkt ſie auf 45000 Menſchen ein, „und befiehlt die Bevölkerung nach Erfoderung „der Umſtände, durch Bewegungsgründe der „Ehre und Schande und durch zu rechter Zeit „angebrachte Ermahnungen der Aelteſten, entweder zu unterſagen oder aufzumuntern. Er „räth ferner an, die Anzahl der Ehen auf ſo „eine Art zu beſtimmen, daß der Verluſt des „Staats erſetzet werden könne, ohne mit zu „vielen Gliedern überladen zu werden. Wo die „Geſetze des Landes das Weglegen der Kinder „verbieten, ſagt Ariſtoteles, ſollte jeder Vater „auf eine gewiſſe Anzahl eingeſchränkt ſeyn. „Und wenn die Kinder zahlreicher ſind, als die „Geſetze erlauben, ſo giebt er den Weibern

„den Rath, die Abtreibung zu befördern, ehe „die Frucht noch belebt wird. Ariſtoteles bemerkt ferner, „daß es Länder giebt, wo die „Geſetze Fremde und unehlich gebohrne, oder „überhaupt alle Kinder, deren Mutter nur keine Leibeigne war, unter die Bürger aufnehmen; aber daß wenn ſie zahlreich genung „ſind, dieſe Freyheit jederzeit aufgehoben „wird.„. Die Wilden von Canada verbrennen ihre Gefangnen.; aber haben ſie einige leere Hütten zu beſetzen, ſo geben ſie ſie denſelben, und erkennen ſie für Glieder ihrer Völkerſchaft.

Das bisher angeführte beweiſt genungſam, daß die Vorſehung die Menſchen eben ſowohl, als die andren Thiere dem Geſetze der Natur unterworfen hat, welches der Anzahl der einzelnen Thiere jeder Gattung Schranken ſetzt. Sie hat die Menſchen nicht der Wuth der wilden Geſchöpfe bloßgeſtellt; aber ſie hat ſie dafür in verſchiedne Haufen getheilt, die beſtändig an einander ſtoßen, und ſo durch ihr gegenſeitiges Reiben immer einige von ihren Theilen verlieren.

lieren. Sie hat ſie auch verſchiednen andern einſchränkenden Urſachen unterworfen, von denen immer eine oder die andre ohne Unterlaß auf ſie wirket, und dieſe üppigen Zweige abſchneidet, die dem thieriſchen eben ſowohl als dem Pflanzenleben ſchädlich ſind.

Wir haben uns länger bey dieſer Wahrheit aufgehalten, weil hierinn vornehmlich unſer Syſtem den allgemein angenommenen Meynungen widerſpricht. Um bey den niedrigern Theilen der thieriſchen Schöpfung, den Menſchen die Abſichten der Vorſehung in den Wirkungen gewiſſer Urſachen begreiflich zu machen, iſt weiter nichts nöthig als ihnen den beſtändigen und gleichförmigen Einfluß dieſer Urſachen zu zeigen. Aber redet man von Wirkungen, die bey ihnen ſelbſt hervorgebracht werden: ſo hat man Mühe ſie zu überzeugen, daß die Vorſehung ſie zu eben ſolchen Endzwecken beſtimmt habe. Die Zeugniſſe ihrer Augen und Ohren werden in dieſem Stücke durch die Ausſprüche eines Richters, gegen den ſie noch weit mehr Achtung haben, ich meyne ihres Stolzes, überwogen. Sie können ſich nicht bereden, daß Weſen, die mit Verſtande begabt, und dazu beſtimmt ſind, die Herren und Regierer der übrigen Thiere zu ſeyn, dem unerachtet eben ſo wie dieſe, den Geſetzen, unterworfen ſeyn ſollten, durch welche die Anzahl der einzelnen Thiere jeder Gattung beſtimmet und eingeſchränket wird. Aber ſo lange als ſie ſich ſolchen Vorſtellungen überlaſſen: ſo lange müſſen ſie gegen die Ordnung, Schönheit und Vortreflichkeit des thieriſchen Syſtems blind ſeyn. Da ſie allenthalben Erſcheinungen finden, die ihren Begriffen der höchſten Weisheit und Güte geradezu widerſprechen: ſo müſſen ſie allenthalben nur Unordnung und Verwirrung gewahr werden. Aber wenn ſie hingegen ihre Abhängigkeit von den allgemeinen Geſetzen erkennen, die die Natur zur Hervorbringung und Erhaltung der größten Summe von Leben in der Welt feſtgeſetzt hat: wenn ſie nur zugeben, daß, ſo wie ſie mit allen übrigen Gattungen, die Kräfte der Fortpflanzung gemeinſchaftlich genießen, ſie auch einerley Folgen derſelben unterworfen ſeyn müſſen: ſo werden dieſe eingebildete Unordnungen verſchwinden, die ihre Ueberzeugung verhindern; ſie werden finden, daß Kriege, Empörungen, Krankheiten, und alle Zufälle, denen ſie ausgeſetzt ſind, und durch die täglich eine ſo große Menge hingerafft wird, auſſer den moraliſchen Urſachen, die wir anführen könnten, noch phyſiſche haben, die ihre Zulaſſung in der Welt hinlänglich rechtfertigen.

Eilfte Section.

Beſondre Beyſpiele von dieſer einſchränkenden Gewalt in dem animaliſchen Syſtem.

Es giebt, glaube ich, keine Gattung, die nicht dieſe einſchränkende Kraft bedürfte, wenn ſie innerhalb der gehörigen Grenzen erhalten werden ſoll. Dieß iſt eine nothwendige Folge des Geſetzes der Fortpflanzung, das allen gegeben ward; und die verſchiednen Erſcheinungen, die man in dem Thierreiche bemerkt, ſtimmen alle überein, dieſen Satz zu beſtätigen. Die Natur braucht bey jeder Gattung verſchiedene

Kräfte, die ſich dem ſchädlichen Anwachs der einzelnen widerſetzen. Den Menſchen hat ſie den Kriegen, der Peſt, dem Hunger, der Krankheit und den Schwachheiten unterworfen. Die fleiſchfreſſenden Thiere, die ſie unter die Herrſchaft des Menſchen gegeben hat, ſind dafür wieder beſtimmt, der ungebührenden Vermehrung der fruchtfreſſenden Gattungen Einhalt zu thun. Und einige von ihnen verwalten ihr Amt mit ſo vieler Liſt und Geſchicklichkeit, daß ſie augenſcheinlich zeigen, daß dieß die Abſicht der Vorſehung bey ihrer Hervorbringung geweſen ſey. Einige Beyſpiele davon haben wir ſchon angeführt; wir wollen noch einige andre hinzuſetzen, um dieſe wichtige Wahrheit in ihr möglichſtes Licht zu ſtellen.

„Die Crocodille, ſagt Don Ulloa, da er von dem Fluß Guyaquil redet, ſind die fürchterlichſten Feinde für die Fiſche die ſich in dieſem Fluſſe aufhalten. Sie erhalten ſich größtentheils von ihnen, und ſie fangen ſie mit ſo vieler Kunſt als der geſchickteſte Fiſcher. Acht oder zehne von ihnen vereinigen ſich zuſammen,

„und ſtellen ſich in eine Linie, queer vor die Mündung
„eines Stroms oder eines Canals, ſo daß
„kein Fiſch hindurch gehen kann, ohne ihre Beute
„zu werden. Dem unerachtet müſſen ſie noch
„ſelbſt den Angriff thun; denn unterdeſſen daß
„dieſe acht oder zehn an der Mündung des Fluſſes
„Wache halten, treiben andre die Fiſche den
„Strom hinunter vor ſich her. Wenn ſie keine
„Fiſche haben und ſehr hungrig ſind, ſo gehn
„ſie ans Land, und durchſtreichen die Ebenen
„die am Ufer des Fluſſes oder der See liegen;
„Kälber und junge Füllen ſind alsdann vor ihrer
„Wuth nicht geſichert; und haben ſie einmal
„ihr Fleiſch gekoſtet: ſo bekommen ſie einen ſolchen
„Geſchmack daran, daß ſie ſich hernach gar
„nicht mehr um Fiſche bekümmern. Nunmehr
„gehen ſie auf Menſchen und andre Thiere aus;
„thun ihre Ausfälle im Dunkeln, und überfallen
„ihre Beute in der Stille der Nacht.„

„Da die Art von Crocodillen die man Alligators
„nennt, eyerlegende Thiere ſind, und
„das Weibchen über hundert Eyer in einem oder
„zween Tagen legt: ſo würde ihre Menge in kur-

„zer Zeit die Oerter, wo ſie ſich aufhalten, von „allen übrigen Einwohnern entblößen, wenn „nicht die Vorſehung ihrer Vermehrung dadurch „Einhalt gethan hätte, daß ſie ſie wieder „andern Gattungen zinsbar gemacht hat. „Wenn das Weibchen legen will: ſo kommt ſie „ans Ufer und legt ihre Eyer in einer Grube ab, „die ſie zu dem Ende nahe am Rande des Fluſ„ſes gräbt. Alsdann bedeckt ſie ſie mit Sande „und hat die Vorſicht, ſich über der Stelle ſelbſt „und über den umliegenden herumzuwälzen, um „deſto gewiſſer den Fleck, wo die Eyer hinge„legt ſind, zu verbergen, und dadurch die Ver„ſuche ihrer Feinde zu vereiteln. Nachdem ſie „ſo für die Sicherheit ihrer Eyer geſorgt hat, „kehrt ſie wieder zum Waſſer zurück; läßt ſie „von ſelbſt lebendig werden, bis zu der Zeit, „da die Natur ſie gelehrt hat, daß es nothwen„dig ſey, den Jungen den Ausgang aus dem Ey „zu verſchaffen. Alsdann kehrt ſie mit dem „Männchen zurück, ſcharrt den Sand weg, „findet die Eyer und bricht die Schale entzwey. „Die jungen Alligators ſpringen ſogleich her-

„aus; und ſind vor unglücklichen Zufällen „ſo geſichert, daß oft von einer ganzen Brut „nicht ein einziges Ey verloren geht. Sobald ſie ausgekrochen ſind: nimmt ſie die Mutter auf den Rücken und um ihren Hals, „und eilt mit ihrer jungen Brut aufs Waſſer. „Aber während der Zeit führt der Gallinazo, „der immer auf der Wache ſteht, einige von ihnen weg, und das Männchen frißt auch ſo „viele auf, als es fangen kann. Das Weibchen ſelbſt bringt diejenigen um, die ſich von ihr „getrennet haben, oder die nicht im Stande „ſind zu ſchwimmen; ſo daß kaum fünf oder „ſechs von einer ſo zahlreichen Brut zurückbleiben.

„Dieſe Gallinazos ſind eben ſo behende und „liſtig, die jungen Crocodille zu zerſtören, als „dieſe ſind Fiſche und andre Thiere zu fangen. „Sie ſind vornehmlich nach ihren Eyern ſehr begierig, und wenden eine erſtaunliche Geſchicklichkeit an, ſie in ihre Gewalt zu bekommen. Zu der Zeit, wenn das Weibchen ſie

„an dem Ufer des Fluſſes niederlegt, halten
„ſie auf irgend einem nahen Baume Schildwache,
„und verſtecken ſich ſo unter den Aeſten
„und Blättern, daß ſie nicht geſehen werden. Sie
„laſſen ſie ihre Eyer ablegen, ohne ſie zu beunruhigen,
„und ſtören ſie auch nicht einmal
„in allen den Anſtalten, die ſie macht, ihren Schatz
„zu verbergen. Aber den Augenblick, wenn ſie
„den Rücken kehrt, ſetzen ſie ſich auf das Neſt
„und durch Hülfe ihrer Schnäbel, Klauen und
„Flügel, entdecken ſie die Eyer, und verzehren
„ſie augenblicklich. Wir müſſen, (ſagt der vortrefliche
„Schriftſteller, aus dem wir dieſe Umſtände
„erzählen,) wir müſſen die Weisheit der
„Vorſicht bewundern, die den Männchen unter
„den Crocodillen dieſe Neigung ihre eignen Jungen
„aufzufreſſen, und den Gallinazos eine ſolche
„Begierde nach den Eyern des Weibchens gegeben
„hat. Wäre das nicht: ſo würde weder
„das Waſſer noch das Land groß genung
„ſeyn, die Menge der Crocodillen zu faſſen,
„die durch eine ſolche Menge von Eyern entſtehen
„müßten; denn dieſer Verwüſtung, die bey-

„de anrichten ungeachtet, iſt es doch noch unbegreiflich wie viel übrig bleiben.“ a)

Es giebt auf den amerikaniſchen Inſeln einen Vogel, der den fliegenden Fiſch in der kurzen Zeit, die er außer dem Waſſer zubringt, auffängt. Was für Stärke, Geſchicklichkeit und Behendigkeit gehört nicht zu dieſer Abſicht. Die Natur hat auch dazu dieſem Vogel eine ganz eigne Geſtalt gegeben; einen langen, gebognen und an der Spitze krummen Schnabel, ſehr durchdringende Augen; kurze und gedrungne Beine, Füße mit ſtarken und krummen Klauen bewaffnet, lange aber ſehr leichte Flügel. Mit dieſen fahren ſie über der Oberfläche des Waſſers mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit hin. Dieſer Vogel, ſagt Labbat, wird mitten im Ocean, drey oder vierhundert Meilen vom Lande gefunden, welches ſeine unglaubliche Stärke und Geſchwindigkeit beweiſt. Denn da er nicht, wie andre Waſſervögel, auf dem

---

a) Reiſen des Don Ulloa, 1. B. 9. Cap.

dem Waſſer kauert: ſo muß er ſieben bis achthundert Meilen fliegen, ehe er auszuruhen, ſich wo niederlaſſen kann. a)

Es iſt auch bekannt, daß der Wallfiſch, deſſen erſtaunliche Größe und Stärke, ihn für den Angriffen aller andrer Thiere in Sicherheit zu ſetzen ſcheinen, dem unerachtet der Wuth des Schwerdtfiſches ausgeſetzt iſt, den die Natur ausdrücklich in der Abſicht ſcheint gebildet zu haben, um zu einer Einſchränkung gegen ihn zu dienen. Dieſes Thier hat an der Spitze ſeiner Schnautze ein hervorragendes, ſtarkes und hartes Horn, an beyden Seiten mit ſcharfen Spitzen von eben der Materie bewaffnet, in der Geſtalt flacher, ſtarker und ſcharfer Zähne; die nahe bey der Schnautze, funfzehn bis ſiebenzehn Linien lang ſind. Mit dieſem Werkzeuge greift er kühn den Wallfiſch an, wo er ihn findet. Ich habe oft das Vergnügen gehabt, ſagt Labbat, b) ihrem Gefechte zuzu-

---

a) Nouveau Voyage du Pere Labbat. tom. 8. p. 300.

b) N. V. tom. 6. p. 150.

zuzuſehen; der Wallfiſch vertheidigt ſich bloß mit ſeinem Schwanze, mit welchem er ſeinen Feind zu ſchlagen ſucht; und er iſt ſicher, daß ein einziger Schlag ihn tödten würde. Der andre, weil er behender iſt als der Wallfiſch, parirt leicht den Schlag aus, ſpringt in die Luft, ſtürzt auf den Wallfiſch herab, und verſucht, nicht ihn mit ſeiner Schnautze zu ſtechen, ſon- ihn mit den Zähnen, die ſie bewaffnen, zu ſchneiden oder zu ſägen; und wenn es ihm gelingt: ſo wird die See ganz roth von dem Blute, das aus der Wunde fließt. Die Wuth des Wallfiſches kann man aus der Heftigkeit ſehen, mit der er alsdann das Waſſer ſchlägt. Jeder Schlag ſeines Schwanzes, ſchallt wie der Schuß einer Kanone.

Zu dieſen Beyſpielen, die aus andern Ländern genommen ſind, wollen wir das Beyſpiel der Krähen nehmen, das wir vor unſern Augen ſehen, und das nicht ohne Gewicht iſt. Die Krähe lebt von Würmern, und beſonders von denjenigen Würmern, die aus den Eyern des Maykäfers auskriechen. Da dieſe und alle geflügelte Inſecten überhaupt ſich von den Wurzeln der Pflanzen erhalten: ſo legen ſie ihre Eyer ſehr tief in die Erde, in ein Loch das ſie zu dem Ende graben. Die Würmer und Raupen von denen ſich die Krähe nährt, ſind eher nicht in der Gewalt dieſes Vogels, als bis die Erde umgeackert iſt. Daher kommt es, daß die Krähen allemal neu umgepflügte Aecker beſuchen; daß der Anblick des Ackermanns mit ſeinem Pfluge ſie in Bewegung ſetzt, und daß ſie mit ſo viel Emſigkeit die Furchen umher durchſuchen, die erſt vor kurzem ſind gezogen worden.

Vor einigen Jahren glaubten die Pächter in einer von den vornehmſten Provinzen Englands, daß dieſe Vögel dem Getreyde ſchadeten; und ſie beſchloſſen einmüthig, ſie auszurotten. Die Krähen wurden allenthalben verfolget, ihre Neſter zerſtöret, ihre Jungen umgebracht. Aber, ſo wie die Anzahl dieſer Thiere abnahm: ſahen ſie ſich mit einem Schwarme von Raupen, Schmetterlingen und Maykäfern beläſtiget; dieſe hiengen ſich an das Getreyde, an die Blumen und Früchte, und verurſachten in einem Tage mehr Schaden, als die Krähen in zwölf Monaten würden gethan haben. Viel Pächter giengen zu Grunde. Endlich hörte die Verfolgung auf; und ſie fanden, daß, ſo wie dieſe Gattung von Thieren wieder anwuchs: die Plage, die durch die Ausrottung derſelben verurſachet worden war, ebenfalls aufhörte.

Verſchiedne kleine Vögel, insbeſondre die Zaunkönige und die Meiſen, ſiehet man während des Winters in den Gärten die Knoſpen und Aeſte der Bäume behacken. Dieſen kleinen Thieren hat die Natur es aufgetragen, den Anwachs der Würmer zu verhindern, die vom Obſte leben, und die in kurzem überhand mehmen, wenn die Sonnenwärme ſie im Frühlinge wieder erweckt. So hat die Natur zu jedem Dinge ihre Urſachen; insbeſondre zu den Stellen, die ſie jeder Gattung in dem Thierreiche angewieſen hat. Jede hat ihren beſondern Nutzen, entweder indem ſie andern Unterhalt verſchafft, oder zu Schranken einer andern Gattung dient. Ihre Vereinigung macht ein vollſtändiges Ganze, das ſich ſelbſt durch das Gleichgewicht ſeiner Theile erhält. Rottet man die eine Art aus, ſo iſt man in Gefahr alle zu verderben. Denn ſelbſt die, die uns die unnützeſten ſcheinen, dienen als Hinderniſſe gegen den ſchädlichen Anwachs der Inſecten, oder anderer ſchädlichen Gattungen.

Wir ſehen demnach, daß die Natur, ſo verſchwenderiſch ſie auch mit dem Leben einzelner Thiere umgehen mag, doch für die Erhaltung jeder Gattung insbeſondre Sorge getragen hat. Sie hat allen eine erſtaunliche Fruchtbarkeit gegeben; aber denen vorzüglich, die andern ihre Bedürfniſſe verſchaffen. Dazu hat ſie eine verwundernswürdige Scharfſichtigkeit geſetzt, die Schlingen, die ihnen gelegt werden, zu entdecken, und Geſchicklichkeit, ihnen zu entgehen. Sie hat ihnen deswegen eine Menge von Zufluchtsörtern gegeben, indem ſie die Erde mit unzählichen Wäldern, Bergen und unzugänglichen Felſen abgeändert hat. Aber was noch ein ſtärkrer Beweis von der Sorgfalt der Natur in dieſem Stücke iſt, ſo hat ſie die Herrſchaft des Menſchen über die Thiere durch die Empfindungen des Mitleidens, die ſie ihm gegeben hat, einigermaßen gemäßigt. Der Menſch allein iſt dieſes Gefühls fähig, weil er auch das einzige Geſchöpf iſt, von deſſen Willen die Erhaltung oder Zerſtörung einer ganzen Menge andrer Gattungen abhängt. Man bildet ſich irriger Weiſe ein, daß unſer Mitleiden bloß auf das Elend von Geſchöpfen unſrer Gattung eingeſchränkt ſey. Es giebt Thiere, die ohne unſern Beyſtand nicht leben können. Und dieſen hat die Natur eine ſanfte und biegſame Gemüthsart, ein mildes und demüthiges Betragen, Blicke voller Unſchuld und Freundlichkeit, mit einem Worte, alle die liebenswürdigen Eigenſchaften gegeben, die am meiſten im Stande ſind, in uns das Gefühl des Mitleidens zu erregen. Wir können alſo nicht mehr einen Augenblick zweifelhaft ſeyn: ob die Natur gewollt hat, daß dieſe Thiere die Früchte dieſer freundlichen, gütigen Neigungen eben ſowohl als wir ſelbſt genießen ſollen. Wir ſind auch dem zu folge auf ihre Bedürfniſſe aufmerkſamer. Ihr Leiden und ihr Geſchrey erweckt in uns ſelbſt eine unangenehme Empfindung, die wir anders nicht wegſchaffen können, als indem wir ihnen Erleichterung verſchaffen. Und wenn das Principium der Selbſtliebe uns zwingt das Anſehn zu gebrauchen, das wir über ſie haben, ſo merken wir es, wie billig es ſey, die Schmerzen, die wir ihnen nothwendiger Weiſe machen müſſen, ſo ſehr abzukürzen als wir können.

Der dritte Theil.

In welchem einige Einwürfe gegen die in dieſem Buche vorgetragne Meynung beantwortet werden.

Erſte Section.

Die Welt wird nach allgemeinen Geſetzen regiert. Beſchaffenheit dieſer Geſetze.

Es iſt mit dieſem Naturgeſetze, das die Zerſtörung eines Theils des thieriſchen Lebens zum Beſten des andern gebietet, wie mit allen andern Geſetzen, die die Vorſehung zur Erhaltung der Ordnung in der Welt gegeben hat. Sie können vielleicht nicht immer mit dem Vortheile einzelner Perſonen übereinkommen; aber ſie ſind dem unerachtet weiſe, gut und billig, ſelbſt in Anſehung der Geſchöpfe, deren Wohlfarth ſie entgegen zu ſeyn ſcheinen. Dieſe Wahrheit iſt ſchwer zu begreifen, weil überhaupt die meiſten Menſchen nichts begreifen, was nicht unmittelbar zu ihren Bedürfniſſen gehöret. In dieſen engen Geſichtskreys waren alle die Spekulationen der Zweifler eingeſchränkt; und daher kam es, daß ſie in dem Plane der Welt nichts als Unordnung und Verwirrung ſahen. In dieſem Geſichtskreyſe ſind auch die Betrachtungen aller der frommen Leute eingeſchränkt, die zu einem gewiſſen Syſtem geſchworen haben, und die deswegen, wenn ſie über die Wege der Vorſehung nachdenken, eben ſo blind gegen die Vortreflichkeit und Gerechtigkeit derſelben ſind, als der ungläubigſte Atheiſt. Um ſich alſo gegen die Angriffe, die wider die Vorſehung gemacht werden, zu vertheydigen, ſind ſie verbunden, ſich in ihre Unwiſſenheit einzuhüllen; jedes Ding, ſelbſt die bekannteſten Wahrheiten, Geheimniſſe zu nennen, in die es dem menſchlichen Verſtande nicht erlaubt ſey, einzudringen. Wir wollen Leute von dieſem Charakter die Sache ſo gut unter ſich ausmachen laſſen, als ſie können;

wir dürfen nicht erwarten, daß in ihren Köpfen jemals die Wahrheit ihren Sitz nehmen werde.

Wenn das, was dem Ganzen nützlich, nicht allemal zugleich das Beſte jedes Theils, abgeſondert vom Ganzen, befördert; wenn das allgemeine und beſondere Beſte, im gewiſſen Verſtande, verſchiedne Gegenſtände, und nicht durch einerley Mittel zu erreichen ſind: ſo iſt es unmöglich, daß allgemeine Geſetze, Geſetze, die die Erhaltung der ganzen Welt, und alſo einer unendlichen Anzahl von Weſen zum Zwecke haben, nicht zuweilen dem Vortheil einzelner Theile, wenn man ſie außer der Verbindung mit dem Ganzen betrachtet, zuwider ſeyn ſollten: und weil die Erhaltung des Ganzen ganz gewiß der Erhaltung eines Theils vorzuziehen iſt: ſo müſſen aus dieſem Grunde die Geſetze der Natur unwandelbar, unveränderlich und ewig ſeyn. Kein Geſchöpfe kann dieſelben, ohne eine beſondre Erlaubniß deſſen, der ſie gegeben hat, brechen. Er allein iſt dazu mächtig genug, er, der die Zügel des Ganzen in ſeiner Hand hält, und mit feſter ſichrer Hand jeden Erfolg und jeden Umſtand zu einem gemeinſchaftlichen und vorherbeſtimmten Endzwecke lenken kann. Zu erwarten, daß Gott die Wirkungen ſeiner Geſetze jedesmal aufheben werde, wenn ſie mit dem Vortheile einzelner Perſonen ſtreiten, iſt die gröſte aller Ungereimtheiten. Wie? Weil die Wellen der See in Gefahr ſind, einige unbedachtſame Elenden, die ſich ihrer Gewalt ausſetzen, zu erſäufen: ſoll deswegen ſein Geiſt aufhören, ſich auf den Waſſern zu bewegen; aufhören, ſie in der beſtändigen Bewegung zu erhalten, die ihnen ſo heilſam und nothwendig iſt? Soll er die ungeſtümen Winde zurückhalten, und ihnen verbieten die ſchädlichen Dünſte vor ſich her zu treiben, weil irgend ein unglücklicher Sterblicher, oder auch eine ganze Familie, unter dem Einſturz eines Gebäudes begraben werden könnte? Soll er dem Donner verbieten zu brüllen, dem Regen, den Strom anzuſchwellen, dem Hagel, die Felder zu verwüſten, ſo oft furchtſame Geſchöpfe Reliquien ausſetzen, Gelübde thun, oder Proceſſionen anſtellen, um dieſe Uebel abzuwehren? Gewiß nicht. — Nur auf der beſtändig gleichförmigen Wirkung dieſer Geſetze beruht die Erhaltung der Welt. Wäre es billig, ihre Wirkungen nur ein einziges mal zum Vortheile eines einzelnen aufzuhalten, ſo müßten ſie bey allen aufgehoben werden. Das Ganze würde untergehen; und die einzelnen Theile mit. Das iſt der Grund, warum dieſe Geſetze niemals von dem vorgeſchriebnen Wege abweichen, außer in Fällen, die die ganze Welt angehn, und gleichſam eine gänzliche Aenderung in derſelben hervorbringen. Sehen wir nicht auch in der That, daß die mittelbaren Urſachen, die nichts anders als dieſe Geſetze ſelbſt ſind, ſo hart und unbiegſam wie Eiſen und Erz gegen uns ſind, wenn auch die allgemeine Einrichtung der Dinge noch ſo ſehr unſerm Privatvortheile zuwider läuft? Und was würde aus der Geſellſchaft werden; was würde aus der Welt ſelbſt werden, wenn wir durch unſre Gelübde und Thränen die geringſte Aenderung darinn machen könnten? Bittet nicht die eine Hälfte des menſchlichen Geſchlechts

Gott, daß er gegen die Bitte der andern Hälfte taub ſeyn ſoll? Zündet nicht die eine Nation Weyhrauch auf ihren Altären an, bringt ſie nicht dem Höchſten Opfer, um ihn zu bewegen, daß er die Triumphgeſänge einer andern Nation in Wehklagen und Jammergeſchrey verwandeln ſoll? Machte die Vorſicht die Wünſche einzelner Perſonen zu der Regel ihres Verhaltens: ſo würden bald dieſe allgemeinen unwandelbaren Geſetze, dieſe wundervolle Ordnung, die in der Welt herrſcht, der Unordnung und Verwirrung Platz machen. Die allgemeine Freude und Zufriedenheit, die man in der thieriſchen Schöpfung wahrnimmt, würde ſich bald in allgemeines Schrecken und Verzweifelung verwandeln.

„Möge die Erde, aus ihrem Gleichgewicht „gebracht, ihrer Laufbahn entfliegen; Planeten „und Sterne mögen regellos durch den Himmel laufen; Engel aus den Sphären, die von „ihnen regiert werden, herabſtürzen; Weſen an „Weſen, und Welten an Welten ſcheitern; der „ganze Bau des Himmels bis zu ſeinem Mit-

„telpunkte wanken, und die Natur bis an den „Thron Gottes erzittern. Alle dieſe ehrwürdige „Ordnung werde zerſtört. — Für wen? für „Dich? Elender Menſch! O Thorheit, Stolz, „Gottloſigkeit!“ a)

Es iſt billig, daß das Beſte eines Theils dem Beſten des Ganzen untergeordnet ſey, und daß alſo die Mittelurſachen nicht in der Gewalt einzelner Perſonen ſtehen. Aber, wird man ſagen, wie widerlegen dieſe Betrachtungen den Einwurf, der natürlicher Weiſe aus der Menge der beſonderen Uebel entſteht, die durch das jetzo betrachtete allgemeine Geſetz verurſacht werden? Denn ſo ſehr auch von der Vorſehung die Strenge deſſelben gemäßigt worden iſt: ſo veranlaſſet es doch noch das Unglück von unzähligen einzelnen Geſchöpfen, und oft ganzer Gattungen ſelbſt. Wie oft haben nicht die fleiſchfreſſenden Thiere die Oerter, wo ſie ſich aufhalten, von allen andern Einwohnern entvölkert? Wie oft iſt nicht, im menſchlichen Geſchlechte, das Joch der Eroberer dem Nacken

---

a) Pope Verſuch vom Menſchen 1 Br

des Eroberten unerträglich geweſen? Wir kennen die Fakta ſehr wohl, auf die dieſe Einwürfe ſich gründen; aber wir behaupten, daß kein Fall angeführt werden kann, wo das Uebel nicht blos das Uebel eines Theils ſey, keiner, wo es nicht auf einen engen Theil der Erdkugel, und nur auf eine kurze Zeit eingeſchränkt ſey; und alſo keiner, der bey der gegenwärtigen Unterſuchung zu einer allgemeinen und entſcheidenden Regel dienen könne. Wir müſſen alle Wirkungen dieſes Geſetzes gegen einander halten, und ſie im Ganzen betrachten, nicht blos, in was für einem Verhältniſſe ſie mit dem gegenwärtigen Augenblicke, ſondern in welchem ſie mit der ganzen Zukunft ſtehen; nicht blos in Beziehung auf einige wenige Individua, ſondern auf jede Gattung überhaupt. Und wenn wir nach einer ſolchen Unterſuchung finden ſollten, daß es mehr Leben zerſtöre, als hervorbringe, daß es mehr Verwirrung als Ordnung, mehr Schmerz als Vergnügen, mehr Elend als Glückſeligkeit veranlaſſe: Dann dürften wir nicht anſtehen, es ungerecht und ungereimt zu nennen. Dann könnte es nicht das Werk eines höchſt gütigen Weſens ſeyn. Aber fänden wir, daß die Anzahl derer, welchen es ſchadet, gegen das Ganze klein ſey; daß die beſondern Uebel, welche dadurch verurſacht werden, allgemeine Ordnung, Harmonie, Vergnügen, und was noch mehr iſt, das Wachsthum des Lebens ſelbſt hervorbringen: ſo müßte ohne Zweifel der Schluß, den wir daraus ziehen, gerade das Gegentheil von dem erſten ſeyn.

Zweyte Section.

Die Natur hat keine Grauſamkeit durch die Kriege begangen, die ſie unter den Thieren erregt hat.

Aber, wird man ſagen, es iſt doch grauſam ein Thier ſo der Wuth eines andern bloßzuſtellen. Noch grauſamer iſt es, die Menſchen in die Nothwendigkeit zu ſetzen, einander entweder zu zerſtören oder ſelbſt umzukommen. Freylich würde das Schickſal der Thiere traurig ſeyn, wenn ſie in der Ferne die Uebel voraus ſehen könnten, die ihnen drohen. Aber die Natur hat dieſe ſorgfältig vor ihrem Geſichte dadurch verborgen, indem ſie ihnen einen niedrigern Grad von Erkenntnißvermögen gegeben hat. Und diejenigen unter ihnen, welche ſchlau genug ſind die Gefahr vorher zu merken, ſind auch doppelt ſo behende und geſchickt ſie zu vermeiden. Sie haben überdieß ihre Zufluchtsörter. Alle dieſe Vortheile flößen ihnen Muth ein. a) Mönche und Weiber ſehen den Soldatenſtand als den unglücklichſten an, weil ſie ſich in Gedanken ſelbſt an die Stelle ſetzen, und nach ihrer eignen Furchtſamkeit das Schickſal der andern beurtheilen. So, wenn wir von dem Zuſtande der Thiergeſchlechter, die von

---

a) Es giebt gewiſſe Thiere, die Schildwachen ausſtellen, und mit dieſer Vorſicht wagen ſie es getroſt, mitten unter ihren Feinden ruhig ihr Futter zu ſuchen. Dieſer Urſachen wegen haben die Spanier einen gewiſſen Vogel in America den Namen der Prediger gegeben. Wo ein Haufen dieſer Vögel beyſammen iſt, da hat man bemerkt, daß immer einer ſich auf eine Anhöhe ſtellt und ein ſolches Geräuſch macht, als wenn er an ſeine Brüder Anreden hielte. Aber in der That nimmt er dieſe Stelle bloß um einen plötzlichen Angriff zu verhüten.

uns abhängen, urtheilen: ſo ſetzen wir uns ſelbſt in ihre Stelle, nehmen alle unſre Einſicht und Vorherſehung mit, und ſchließen hernach, daß ſie ein elendes Leben führen. Aber die Wahrheit iſt: da ſie zu einem andern Endzwecke als wir beſtimmt ſind, ſo haben ſie auch weder die Einſicht noch die Empfindlichkeit, die wir haben. Das Lamm, das durch die Bedürfniſſe ſeines Herrn heute zum Tode verurtheilt wird, fährt dem unerachtet noch immer fort herumzuhüpfen und zu graſen; es iſt froh und glücklich bis auf den letzten Augenblick. Es liebkoſet die Hand, die zu ſeinem Verderben gewaffnet iſt, und der Streich, der es tödtet, kömmt unerwartet wie ein Donnerſchlag, der auf irgend ein ſchuldiges Haupt herabfällt. a)

In Anſehung des Krieges haben wir ſchon angemerket: daß die Natur, das Schreckliche

---

a) „Würde wohl das Lamm, das deine Schwelgerey „heute zum Tode verdammt, würde es wohl, wenn „es deine Vernunft hätte, noch hüpfen und ſpielen? „Froh bis zum letzten Augenblicke graſet es ſein blumichtes Futter ab; und leckt die Hand, die eben „aufgehaben iſt, ſein Blut zu vergießen.“ Popes Verſuch vom Menſchen, 1. Br.

deſſelben dadurch gemildert hat, indem ſie mit denen Unruhen, die er in der Seele hervorbringet, die Empfindungen von Zorn und Rache, oder einen Durſt nach Ehre vermiſcht hat, der durch die Gefahr erweckt wird, und den Menſchen über alle die Uebel, die der Krieg mit ſich führet, hinwegſetzt. Aber wenn er nun auch mit alle dem, die Urſache des Elendes einiger Perſonen wird: ſo iſt das Elend derſelben den Abſichten der Vorſicht eben ſo gemäß, als der Schmerz, der gewiſſe chirurgiſche Operationen in dem menſchlichen Körper begleitet. Dieſe wenigen ſind nichts anders als Schlachtopfer, die, nachdem ſie ihren Theil von den Annehmlichkeiten des Lebens genoſſen haben, nun für das allgemeine Beſte leiden. In dem gegenwärtigen Zuſtande der Welt können die Dinge nicht anders ſeyn. Sollte jemand noch daran zweifeln, ſo darf er nur bedenken, daß das Geſetz der Fortpflanzung den Menſchen eben ſowohl als die Thiere angeht; und er darf nur die Wirkungen betrachten, die durch dieſes Geſetz nothwendig hervorgebracht werden.

Ich ſehe, ſagt man, keine Nothwendigkeit, warum ein Thier das andre auffreſſen muß; noch weniger, warum Menſchen, in jedem Zuſtande, in den ſie geſetzt werden können, die Waffen gegen einander ergreifen, und ſich wechſelsweiſe umbringen müſſen. Gut alſo, ſo ſchafft dieſes Geſetz der Natur ab, und bringt in euren Gedanken das goldne Zeitalter der Dichter wieder hervor. Laßt allgemeine Ruhe und Uebereinſtimmung auf die Kriege folgen, die itzt unaufhörlich die Sicherheit der Nationen ſtören; verwandelt die Schwerdter in Pflugſchaaren, und die Spieße in Schneidemeſſer. Anſtatt daß ſie bisher die Erde mit Menſchenblute befleckt haben, laßt ſie dienen dieſelbe ſo fruchtbar zu machen, als möglich iſt. Die reiſſenden Thiere mögen ihre natürliche Wildheit vergeſſen; aufhören die andren Gattungen zu verfolgen, und ihre Zähne brauchen, mit Schaafen und Ziegen gemeinſchaftlich auf unſern Wieſen zu graſen. Mit einem Worte, alle Thiere ſollen eines vollkommnen Friedens genießen; alle in völliger Sicherheit, einſtimmig die Wälder und Berge von dem Preiſe des Schöpfers widerhallen laſſen. Ja, ſagt ihr, das iſt der Zuſtand, in welchem die Welt ſeyn ſollte, und in welchem ſie würde geweſen ſeyn, wenn — O thörichte und unwiſſende Sterbliche! Ihr wollt kleine Uebel wegſchaffen; und ihr ſetzt die größten an ihre Stelle. Ihr wollt einige unnütze Individua erhalten und ihr zerſtöret das Ganze! Da jede Gattung nun nicht mehr den Widerſtand haben würde, der den Wirkungen ihrer Vermehrungskraft gleich wäre: ſo würde eine allgemeine Ueberſchwemmung erfolgen, die bald dem ganzen thieriſchen Syſtem den Untergang drohte. Dieſe vollkommne Ruhe, die allgemeine und ununterbrochne Glückſeligkeit, die dieſe Leute in der Welt hervorzubringen wünſchen; dieſe ſchöne Chimäre wird immer nur denen möglich ſcheinen, die von den Dingen nach ihrer Einbildung urtheilen. Aber wer ein richtiges Urtheil zu fällen im Stande iſt, wird einſehen, daß die Erde niemals zu einem ſolchen Stande iſt beſtimmt geweſen.

Dritte

Dritte Section.

Das Geſetz der Vervielfältigung iſt in dem Thierreiche ſchlechterdings nothwendig.

Aber wenn dieſes die nothwendigen Folgen aus dem Geſetze der Viervielfältigung ſind: wozu (kann man einwenden) iſt dieſes Geſetz ſelbſt?

Erſtlich weil es in die Welt eine weit größere Summe von Leben einführt, als ſonſt Statt haben könnte. Die fleiſchfreſſenden Thiere könnten nicht ohne die fruchtfreſſenden beſtehen, und dieſe würden durch die Verwüſtungen, die die andern Thiere unter ihnen anrichten, bald untergehn, wenn ſie nicht im höchſten Grade fruchtbar wären. Aber wir müſſen dieſe Sache noch in ein heller Licht ſtellen.

Zweytens. Ohne dieſes Geſetz der Vervielfältigung könnte das thieriſche Leben gar nicht oder nur für eine kurze Zeit beſtehen. Das Leben iſt ein Gewebe von ganz beſondrer Zuſammenfügung, aus ſehr feinem, ſchwachem, zerbrechlichem zärtlichem Stoffe gemacht, der zuſammen in ein einziges Ganzes, von höchſt wunderbarem Bau und Beſtimmung vereiniget, aber eben deswegen tauſend Zufällen unterworfen iſt. Bildet man ſich ein, daß das Leben ohne eine ſo künſtliche Zuſammenſetzung beſtehen könnte: ſo vermengt man es mit dem Daſeyn ganz reiner Geiſter. Und glaubt man, daß Weſen, die nach dieſen Geſetzen gebildet ſind, in ihrem eignen Daſeyn, ohne auf einander folgende Geſchlechter, würden fortdauren können: ſo giebt man ihnen zugleich widerſprechende Eigenſchaften. Die Poeten haben Gottheiten erdichtet, die Arme, Füße, und mit einem Worte, einen dem Menſchen ganz ähnlichen Leib haben, und dem unerachtet ohne Blut ſind, und ohne unſre Nahrungsmittel leben können. a) Auf der andern Seite haben Fabeldichter, aus menſchlichem Fleiſch und Blute unverwundbare, unſichtbare, unſterbliche Weſen gemacht. Aber ſie ſind weiter gegangen,

---

a) Οὐ γὰρ σῖτον ἔδουσ' οὐ πίνουσ' αἴθοπα οἶνον,
Τοὔνεκ' ἀναίμονές εἰσι καὶ ἀθάνατοι καλέονται.
Hom. Il. E.

gen, als der Allmächtige ſelbſt in ſeinen Werken geben kann. Er hat alle Einwohner der Welt aus dem Staube der Erde gebildet, und ſo lange er es nicht für gut befindet, ihre Naturen zu ändern: ſo lange müſſen ſie unausbleiblich wieder zu Staube werden. Da ſie, vermöge ihrer Natur, ſterblich und verweslich ſind, ſo können ſie nicht zu gleicher Zeit unſterblich und unverweslich ſeyn. — Die höchſte Weisheit hätte können ein Rieſengeſchlecht in das Thierreich einführen, gegen das alle erſchaffne Kräfte umſonſt ihre Wuth erſchöpft hätten, ein Geſchlecht, das unſre Meere nicht hätten erſäufen, und unſre Gebirge unter ihrer ungeheuren Laſt nicht hätten begraben können. Aber ein ſolches Geſchlecht würde ohne Zweifel eine nach Proportion größre Welt erfodert haben, wenn es in derſelben hätte Raum haben ſollen. Wir mögen den Thieren eine Größe geben, wie wir wollen: ſo muß ſie doch immer gegen die Welt, die ſie bewohnen, ſehr klein ſeyn; und ihre Kraft, mit der Kraft der natürlichen Urſachen verglichen, die die

Welt in Wirkſamkeit ſetzen, muß immer ſo wenig betragen als nichts.

Das thieriſche Leben ſetzt alſo nothwendig Weſen voraus, die ohne eine Wiederhervorbringung von auf einander folgenden Geſchlechtern nicht fortdauern können. Und da ſie unzähligen Unglücksfällen ausgeſetzt ſind, die ganze Schaaren wegraffen können, ehe ſie dieſes Geſetz ihrer Natur erfüllt haben: ſo muß nothwendig dieſe Widerhervorbringung mehr als einfach ſeyn. Wäre es ein nothwendiges Geſetz der Natur, daß nicht mehr als zwey Thiere aus zweyen entſtehen ſollten: ſo iſt klar, daß dieſe Anzahl nicht hinreichend ſeyn würde irgend eine Gattung zu verewigen. Den es iſt natürlich daß einige Zeit zwiſchen der Geburth eines Thieres, und ſeiner Wiederhervorbringung verfließen müſſe. Sollten einige in dieſem Zeitraume untergehen: ſo wäre dieſer Verluſt für die Gattung unerſetzlich. Und da dieſer Verluſt nothwendig oft wiederkommen würde: ſo müßte er endlich dem Untergang der ganzen Art von Geſchöpfen verurſachen. Man darf nicht fürchten die Sache zu übertreiben, wenn man ſagt, daß die Wiederhervorbringung, ſechs, zehn, und hundertfältig, und zuweilen, nach der Natur der Gattung, und den beſondern Umſtänden ihrer Verfaſſung, noch häufiger ſeyn muß; und daß die Geſchlechter, die daraus entſpringen, in ſchneller Succeßion auf einander folgen müſſen, damit, wenn eine dieſer Gattungen durch die Umkehrungen, die zuweilen in der Welt geſchehn, einen beträchtlichen Verluſt ſollte gelitten haben: ſie ſich geſchwind wieder vollzählig machen könne, und in der Leiter der Weſen keine Lücke laſſen dürfe. Dieß alſo zeigt uns die Urſache, warum die Vorſehung dem Daſeyn jedes einzelnen Thieres ſolche enge Grenzen geſetzt hat. Denn wenn die natürliche Hinfälligkeit des thieriſchen Lebens die Hervorbringung neuer Individuorum nothwendig macht: ſo macht es hinwiederum dieſer Anwachs von neuen Geſchöpfen nothwendig, die Dauer ihres Daſeyns zu verkürzen. Erſtreckte ſich dieſe über eine gewiſſe Grenze: ſo iſt klar, daß das Geſetz der Vervielfältigung größtentheils in ſeinen

Wirkungen zu mächtig werden, und alſo nachtheilige Folgen haben würde. Obgleich die Verwüſtungen, die durch, Krieg, Unglücksfälle, Krankheiten, Schwächlichkeit angerichtet werden, zu gewiſſen Zeiten unermeßlich ſind, und größer als zur Einſchränkung des ſchädlichen Anwachſes einer Gattung nöthig iſt: ſo giebt es doch andre Zeiten, wo ſie nicht dieſe Wirkungen thun. Und da die Vorſehung die Welt durch allgemeine Geſetze regiert; da die Begebenheiten, die in derſelben vorgehen, nicht dieſen Geſetzen widerſprechen können, ſondern denſelben untergeordnet ſind: ſo iſt es nothwendig, daß außer dem einſchränkenden Geſetze, das ſich der ungebührlichen Vermehrung der ganzen Gattung widerſetzt, auch noch ein allgemeines ſey, welches das Daſeyn jedes Weſens auf eine gewiſſe Periode einſchränkt. Das Geſetz der Vervielfältigung kann unmöglich mit einer ſo langen Dauer des Lebens beſtehen, wodurch dieſe Vervielfältigung übermäßig würde. Es iſt auch wahrſcheinlich, (doch mit einigem Unterſchiede bey Erd- und Waſſerthieren,)

ren,) daß die Grenze des natürlichen Daſeyns jedes Weſens, mit der Anzahl der Vervielfältigungen bey jeder Zeugung, und mit der Zeit, die ihnen zur Wiederholung derſelben eingeräumt iſt, in Verhältniß ſtehe. Die Vorſehung hat den Inſecten, die alle Stunden ihre Geſchlechter wieder erneuern, nur wenige Augenblicke Daſeyn gegeben. Die vierfüßigen Thiere und Vögel, die bald der Fortpflanzung fähig werden, langen an dem Ende ihrer Laufbahn an, wenn andre weniger fruchtbare Arten erſt in die ihrige eintreten. Dieſes Geſetz iſt vorzüglich bey den Hausthieren ſichtbar. Die Hunde, Katzen und Schweine leben ſelten über ein Dutzend Jahre; da hingegen Pferde, Eſel und Kühe, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, ein weit höheres Alter erreichen. Die Menſchen, die eine gewiſſe Anzahl von Jahren brauchen, ehe ſie zur Zeugung reif werden, und alſo ſich langſamer vervielfältigen, genießen einen weit größern Umfang von Daſeyn, als den meiſten andern lebendigen Geſchöpfen gegönnt iſt.

Vierte Section.

Vortheile, die aus dem Geſetze der Vervielfältigung entſpringen.

Wir wollen noch eine Anmerkung über dieſes Geſetz machen. So wie es die größte Summe von Leben erhält; ſo vervielfältiget es auch die Vergnügungen deſſelben. Mit welchem andern Namen ſollen wir dieſe zärtliche Neigungen belegen, dieſe Erwiederungen der Zärtlichkeit die uns das Geliebte noch theurer machen; Empfindungen die alle diejenige erfahren, welche unter dem Einfluſſe dieſes Geſetzes ſtehen. Es entzündet zwar feurige und ungeſtüme Begierden in dem Herzen; aber eben dieſe Begierden machen das Herz höherer Grade von Glückſeligkeit fähig. Sie ſind die Urheber der angenehmen Träume, durch die ſchwache und hinfällige Sterbliche zum Range der Götter erheben werden. Aus ihnen entſpringen Blicke voll Zärtlichkeit und Liebe; reine und uneigennützige Zuneigung; gegenſeitige Hülfleiſtungen, die die Freude des Lebens ausmachen, und Hoffnungen, die die vornehmſte Stüze und der vortreflichſte Balſam deſſelben ſind. Es iſt wahr, dieſes Geſetz iſt auch der Vater der Sorgen; aber es macht dieſe Sorgen angenehm und ergötzend, durch den zärtlichen Antheil, den es uns für die Glückſeligkeit derjenigen einflößt, die der Gegenſtand derſelben ſind. Und wo es auch uns dem Verdruße und dem Kummer ausſetzet: ſo macht es doch auch dieſe durch die Vortheile erträglich, die aus jenem Kummer entſpringen. Kann irgend etwas ergötzender ſeyn, als dieſe Verbindungen unter den Thieren beyder Geſchlechter in jeder Gattung? Aus ihnen entſtehen dieſe Bande der Liebe, die einzelne Geſchöpfe mit einander ſo vereinigen, daß ſie nur eines aus ihnen machen. Aus ihnen der gegenſeitige Einfluß, der durch Beyſtand, Troſt und Freundſchaftsdienſte auf der einen, und durch Dankbarkeit, Achtung und Liebe auf der andern unterhalten wird. Niemals wollen wir mehr über die Natur klagen. Alle ihre Geſetze zielen zu unſrer Glückſeligkeit ab; und dasjenige Geſetz am meiſten, welches die Vervielfältigung der Thiere jeder Gattung gebietet. Durch die wohlthätigen Einflüſſe deſſelben, vergißt der Menſch, ſowohl als das Thier, ſeine Schmerzen und ſeine Schwachheit; durch ſie vergißt der Unglückliche das Elend ſeines Zuſtandes, und ſetzt ſeine Glückſeligkeit mit höherer Geiſter ihrer in einen Rang.

Mit einem Worte, die Begierden und Hoffnungen, die durch dieſes Geſetz dem Menſchen eingepflanzet worden, ſind, wie wir kurz zuvor bemerkt haben, der Balſam und der Troſt des Lebens. Zu was iſt nicht der Menſch fähig, wenn er von dieſen Trieben belebet wird? Sie geben dem Schwachen Stärke, dem Schüchternen Muth, dem Trägen Behendigkeit; ſie zähmen den Wilden; und geben hingegen den ſanfteſten Naturen einen Charakter von Wildheit; Mit einem Worte, ſie vermiſchen alle Leidenſchaften der Seele, und geben ihnen eine gewiſſe Würde und Stärke. Sie ſind es, die unter dem menſchlichen Geſchlechte die größten Heldenthaten hervorgebracht haben; und wenn ſie nicht die unmitelbare Urſache von glänzenden Tugenden geweſen ſind; ſo haben ſie wenigſtens einen beſondern Einfluß, die Seele zur Ausübung derſelben vorzubereiten. Es giebt eine gewiſſe Periode des Lebens, wenn die Seele des Menſchen für die Empfindungen des Wohlwollens, der Großmuth, des Mitleidens ungewöhnlich offen iſt; und dieſe Periode iſt die, wenn dieſes Geſetz mit unumſchränkter Gewalt in dem Herzen herrſchet. Es giebt eine andere, wo das Herz ſich zuſammenzieht, und ſeine edelſten Bemühungen nicht weiter als auf die Ausäbung irgend einer beſondern Tugend ſich erſtrecken; und das geſchieht, wenn dieſe ergötzende Flamme anfängt zu verlöſchen.

Fünfte Section.

Allgemeine Betrachtung über das, was vorgetragen worden iſt.

Wir können nicht zweifeln, daß alles, was Gott gemacht hat, gut ſey. Dieſe Wahrheit erkennen wir, nicht weil ſie andre vor uns erkannt haben, ſondern weil ſie aus der Ordnung und Schönheit, die in der Welt herrſcht, hervorleuchtet; und weil wir dieſe Verehrung dem Weſen ſchuldig ſind, das wir für die höchſte Güte halten, und das auch die höchſte Güte iſt.

Es giebt einen gewiſſen beſtimmten Endzweck in welchem ſich alle Abſichten der Natur vereinigen. Dieſer Endzweck iſt die Hervorbringung und Erhaltung des Lebens; und alle Weſen ſtimmen überein, dieſes Leben für eine Glückſeligkeit zu erkennen. Die Zeichen der Freude und der Munterkeit, die in allen ihren Bewegungen, in jeder Stellung und in jedem Laute, ſichtbar ſind, beweiſen, daß für alle, ſelbſt für die niedrigſte Klaſſe der Thiere, das Leben ſeine Süßigkeiten habe, und daß ſie alle fähig ſind dieſelbe zu genießen. Die Menſchen insbeſondre erkennen und ſchätzen dieſes Geſchenk ihres Schöpfers; ſie lieben das Leben, das er ihnen gegeben hat, und wachen über daſſelbe, wie über das größte ihrer Güther. Wenn es einige ſo kranke Seelen giebt, die das Leben als eine Laſt anſehen, und einen Gefallen daran haben es ſich aus dieſem Geſichtspunkte vorzuſtellen: ſo können doch ihre Urtheile, das Urtheil des menſchlichen

Geſchlechts im Ganzen nicht überwiegen. Ihre Stimme kann nicht die Stimme der Natur zum Stillſchweigen bringen. Man laſſe ſie nur die Zeiten der Geſundheit mit den Zeiten der Krankheit; die Augenblicke des Schmerzens mit den Stunden von Vergnügen und Wohlbefinden; die Tage des Traurens und der Noth mit denen, in welchen ſie davon frey ſind; man laſſe ſie nur die wenigen Elenden mit den tauſend Millionen glücklicher Geſchöpfe vergleichen: und alsdann mögen ſie den Ausſpruch thun, ob nicht das Maaß der Glückſeligkeit das Maaß des Elendes weit übertreffe. Leben, ſagen wir, iſt eine Glückſeligkeit; und der Wille des Schöpfers iſt, daß unzählige Schaaren dieſer Glückſeligkeit genießen ſollen. Unter einer Menge von Welten, hat er auch diejenige erſchaffen, die wir bewohnen; eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechſelt, durch Flüſſe und Seen erfriſcht, durch Pflanzen und Bäume bereichert, durch die Stralen der Sonne erleuchtet und erwärmet wird; eine Welt, wo unſichtbare Urſachen die Elemente die mit allen Principiis des Lebens geſchwängert ſind, in beſtändigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte dieſe reichen Schätze der Elemente an ſich ziehen, aufſammlen, und ſie zur Erhaltung der thieriſchen Schöpfung zubereiten; eine Welt, wo (ſo unendlich groß iſt die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen,) jedes Ding in eine lebendige Subſtanz gleichſam verwandelt, und alle natürliche Kräfte, jede Begebenheit und jedes Weſen, durch ewige und unveränderliche Geſetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten ſich vervielfältigen, es dazu geſchieht, den Verluſt leicht wieder zu erſetzen, dem ihre Hinfälligkeit ſie bloß ſtellt; und wenn ſie ſich einander aufreiben, wenn ihr Daſeyn in gewiſſe Gränzen eingeſchränkt iſt, dieſes geſchieht, das Uebermaaß in ihrem Anwachſe zu verhüten. Mit einem Worte: die große Abſicht auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet iſt, beſtebt in der Vollſtändigkeit und der Erhaltung des thieriſchen Syſtems. Es giebt allgemeine Geſetze, die jede Claſſe der Geſchöpfe antreiben, dieſe Abſicht zu befördern; und dieſe Geſetze ſind ſo genau mit einander verknüpft, daß ſie nothwendig einander wechſelsweiſe vorausſetzen und nach ſich ziehen.

Man führt an, daß es in dem Plane der Verſehung Widerſprüche gäbe. Aber wenn das vorgeſteckte Ziel ſo iſt, wie wir es vorgeſtellt haben: ſo konnte ſie gewiß weder eines wählen, das ihrer würdiger wäre; noch konnte ſie kräftigere Mittel anwenden, dieſen Endzweck zu erreichen, als die, welche wir ihr beygelegt haben, und die jedem, der ihre Werke betrachtet, in die Augen fallen. Worinnen beſtehen alſo dieſe Widerſprüche? Wenn es in dem animaliſchen Syſtem einen Widerſpruch giebt: ſo muß er ſich im Menſchen finden, in ihm, dem Gott Verſtand die Wahrheit zu erkennen, Urtheilskraft ſie zu unterſcheiden, ein Herz ſie zu lieben gegeben hat, und der ſich doch von ihr ſo oft, als ſie vor ihm erſcheint, wegwendet; ſo muß er darinnen liegen, daß die, welche durch göttliche und menſchliche Geſetze verpflichtet ſind, der Wahrheit nachzuforſchen, und den Vortheil derſelben zu

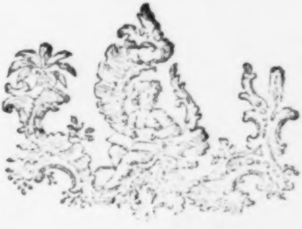
beför-

befördern, ſie doch als eine Gefangene verbergen, und ſie vor dem Publico nicht anders, als durch die Schranken der Heucheley und der Verſtellung zeigen, als wenn ſie eine ſtolze und grauſame Tyranninn wäre; ſo muß er darinnen liegen, daß es ſanftmüthige, freundliche, gutthätige, Herzen giebt, die die Beleidigungen andrer gern verzeihen, aber unverſöhnlich gegen die ſind, die ſich unterſtehen ihnen die Wahrheit zu zeigen. Dieß ſind Widerſprüche, die uns in Verwirrung ſetzen; aber außer ihnen finden wir in dem ganzen Thierreiche nichts, als Gegenſtände der Bewunderung und der Dankbarkeit.

Viele haben es unternommen den Urſprung des phyſiſchen Uebels in der Welt zu erklären; und man hat es ihnen zugeſtanden, daß ſie die Sache mit viel Deutlichkeit, Tiefſinn und Sorgfalt abgehandelt haben; aber doch bleibt bey dem allen die Hauptſchwierigkeit noch unaufgelöſt; die nämlich, gewiſſe Erſcheinungen in der Natur mit unſern Begriffen von einer unendlichen Weisheit und Güte zu vereinigen. Unterſuchungen dieſer Art ſind den Rechnungen der Algebre oder Arithmetic gleich. Ein Fehler in der Benennung eines einzigen Dati, kann die ganze Folge falſch machen; ſo richtig auch ſonſt die Schlüſſe ſeyn mögen, auf welche dieſe Folge gebaut iſt. Da ſie nicht auf das allgemeine Beſte Acht gehabt haben, das aus einer gewiſſen Einrichtung des animaliſchen Syſtems entſteht, ſo haben ſie Uebel genannt, was keines iſt. Und da ſie nun mit Grunde behaupten zu können glaubten, das vollkommenſte Weſen könne nicht der Urheber des Böſen ſeyn, ſo haben ſie ſich unendliche Mühe gegeben, die Zulaſſung deſſelben in der Welt mit den Vollkommenheiten der göttlichen Natur zu vereinigen. Aber, anſtatt die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, haben ſie ſie nur noch vermehrt. Einige haben ſich zwey Principia, ein gutes und ein böſes, erdacht; andre haben geglaubt, welches beynahe auf eben das hinausläuft, daß dieſe aufrühriſche und verwegne Geiſter, die die heil. Schrift als gebunden mit den Ketten der Finſterniß vorſtellt, noch immer Gewalt genug in der Welt haben, um, der göttlichen Allmacht zum Trotze, die Ruhe derſelben zu ſtören. Andere hingegen, die die Gottheit nicht der Ehre, die Welt allein zu regieren, berauben wollten, haben Gott als ein mächtiges unumſchränktes Weſen vorgeſtellt, das aber ohne Güte, ohne Einſicht, und ohne Regelmäßigkeit handle; als ein Weſen, das ſeinen Endzweck in der Erſchaffung der Welt verfehlt hatte, und deswegen beſchloß, ſie zu verfluchen, und ſie unendlich viel Uebeln auszuſetzen. Andre haben geglaubt, den Schöpfer zu rechtfertigen indem ſie die ganze Schuld auf die Geſchöpfe legten, ohne zu bedenken, daß, nach ihren eignen Grundſätzen, alle Dinge von ihm, und durch ihn und zu ihm ſind. Alle dieſe Widerſprüche beweiſen, wie nothwendig es ſey, die Natur in der Natur ſelbſt zu ſtudiren, und unſer Urtheil von Perſonen und Sachen einzig und allein nach den Endzwecken und den Verhältniſſen einzurichten, die in der Natur vor Augen liegen.

Ende.

Burkes,
Philoſophiſche Unterſuchungen
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Erhabnen
und
Schönen.



Nach der fünften Engliſchen Ausgabe.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch, 1773.

Vorrede des Verfaſſers
zur fünften Ausgabe.

Ich habe mich bemüht, dieſe Ausgabe etwas vollſtändiger und genugthuender zu machen, als die erſte. Ich habe alles, was gegen meine Meynungen öffentlich erſchienen iſt, mit der äußerſten Sorgfalt aufgeſucht, und mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen. Ich habe von den freymüthigen Erinnerungen meiner Freunde Vortheil zu ziehn geſucht; und wenn ich durch dieſe Mittel beſſer in den Stand geſetzt wurde, die Unvollkommenheiten meines Werkes zu entdecken, ſo wurde ich auf der andern Seite, durch die Nachſicht die es bey aller ſeiner Unvollkommenheit gefunden hat, deſto ſtärker gereitzt, ihm alle mögliche Verbeſſerungen zu geben. Ob ich gleich nicht hinlängliche Gründe, wenigſtens nie hinlänglich ſcheinende Gründe gefunden habe, weſentliche Aenderungen in meiner Theorie zu machen: ſo habe ich es doch an vielen Stellen nothwendig gefunden, ſie aus einander zu ſetzen, zu erläutern und zu befeſtigen. Ich habe eine Einleitung über den Geſchmack vorangeſchickt; eine

Materie, die an ſich ſelbſt wiſſenswerth iſt, und natürlicher Weiſe auf die Hauptunterſuchung führt. Dieß mit den übrigen Zuſätzen zuſammen genommen, hat das Buch um ein beträchtliches größer gemacht; und ich befürchte, es hat mit ſeiner Dicke zugleich die Anzahl ſeiner Fehler vermehrt; — So daß es alſo aller meiner Sorgfalt ungeachtet, jetzt vielleicht noch einer größern Nachſicht bedürfen mag, als da es zum erſtenmal erſchien.

Diejenigen, welche mit Unterſuchungen dieſer Art bekannt ſind, werden darauf gefaßt ſeyn viel Fehler zu finden, und geneigt ſie zu vergeben. Sie wiſſen, daß viele Gegenſtände dieſer Unterſuchungen, ihrer Natur nach dunkel und verwickelt ſind, daß viele andre durch erzwungenen Scharfſinn, und falſche Gelehrſamkeit dazu geworden ſind. Sie wiſſen, daß in der Natur der Sache ſelbſt, in den Vorurtheilen andrer in unſern eignen eine Menge Hinderniſſe liegen, die es äußerſt ſchwer machen, das ächte Antlitz der Natur in einem deutlichen Lichte zu zeigen. Sie wiſſen, daß, indem die Seele auf den ganzen Plan der Dinge aufmerkſam iſt, ihr mancher einzelner Theil derſelben entwiſcht; daß wir oft die Schreibart nach der Sache herabſtimmen, und den Ruhm der Feinheit und Eleganz aufgeben müſſen, um die Befriedigung der Deutlichkeit zu erhalten.

Die Züge der Natur ſind leſerlich; aber ſie ſind doch nicht ſo herausſtehend, daß die welche laufen, ſie leſen könnten. Wir müſſen mit Behutſamkeit, bald hätte ich geſagt mit Schüchternheit dabey einhergehen. Wir müſſen nicht verſuchen zu fliegen, wenn wir kaum vermögend ſind zu kriechen. Da die Natur uns ſo enge Schranken geſetzt, und unſrer Fähigkeit ſo beſtimmte Gränzen angewieſen hat, ſo ſollten wir, ſo oft wir einen zuſammengeſetzten Gegenſtand unterſuchen, alle einzelne Ingredienzien der Miſchung, Stückweiſe betrachten, und jede Sache auf die allereinfachſten Beſtandtheile bringen; wir ſollten hinterdrein dieſe gefundene Grundtheile durch die Wirkung des Zuſammengeſetzten beurtheilen, ſo wie wir das Zuſammengeſetzte aus der Wirkung ſeiner Grundtheile erklären wollen. Wir ſollten unſern Vorwurf mit Dingen von ähnlichen, und ſelbſt mit Dingen von entgegengeſetzten Beſchaffenheiten vergleichen; denn oft werden durch die Gegeneinanderſtellung Entdeckungen gemacht, die uns bey der Betrachtung der einzelen Dinge entwiſchen. Je mehr ſolcher Vergleichungen wir anſtellen, deſto allgemeiner und deſto gewiſſer wird unſre Kenntniß wahrſcheinlicher Weiſe werden können, weil ſie auf eine ausgebreitetere und vollſtändigere Induktion gebaut ſeyn wird.

Sollte eine mit aller dieſer Sorgfalt angeſtellte Unterſuchung dem ohnerachtet ihre Abſicht, die Wahrheit zu entdecken, verfehlen, ſo kann ſie doch wenigſtens einen andern nützlichen Zweck erreichen, um uns unſre eigne Schwachheit zu lehren. Wenn ſie uns alsdenn nicht einſichtsvoller macht, ſo wird ſie uns beſcheidner machen; wenn ſie uns nicht vor dem Irrthum bewahrt, ſo kann ſie uns wenigſtens vor dem Geiſte des Irrthums bewahren; und uns gegen ſchnelle und entſcheidende Ausſprüche behutſam machen, da ſie uns zeigt, daß ſo viele Arbeit doch noch in Ungewißheit ſich endigen kann.

Ich wünſchte, daß man in der Beurtheilung meiner Theorie nach eben der Methode verführe, welcher ich in der Anlegung derſelben gefolgt bin. Nach meiner Meynung müſſen alle Einwürfe, entweder gegen die verſchiedenen deutlich vorgetragenen

Grundſätze, oder gegen die daraus gezogenen Schlußfolgen gerichtet ſeyn. Aber es iſt ſehr gewöhnlich, über beyde wegzugehen, und dafür irgend eine Stelle aus einem Dichter anzuführen, deren Wirkung ſich aus den angegebenen Grundſätzen nicht leicht erklären läßt. Dieſe Art Einwürfe zu machen, halte ich für ganz unſchicklich. Wir würden niemals mit irgend einer Unterſuchung zu Ende kommen, wenn wir eher keinen Grundſatz feſt ſetzen dürften, als bis wir das in einander geſchlungene Gewebe jedes Gemäldes oder jeder Beſchreibung in allen Dichtern und Rednern aus einander geſetzt hätten. Und geſetzt, der Eindruck, den dieſe Gemälde machen, lieſſe ſich mit unſern Grundſätzen gar nicht vereinigen:

ſo kann dieß niemals die Theorie ſelbſt umſtoßen, ſo lange die Facta noch unangegriffen und unausgemacht bleiben, auf welche ſie gebaut iſt. Ein Lehrgebäude das nicht willkührlich angenommen, ſondern auf Erfahrungen gebaut iſt, taugt immer wenigſtens für ſo viel, als ſich dadurch erklären läßt. Unſre Unfähigkeit dieſe Erklärungen ohne Ende weiter zu treiben, iſt nicht im geringſten ein Einwurf gegen die Wahrheit der Theorie. Dieſe Unfähigkeit kann daher kommen, weil wir irgend einen nothwendigen Mittelbegriff noch nicht wiſſen, oder die Grundſätze nicht richtig anwenden, und von noch vielen andern Urſachen mehr, die alle noch von der Unrichtigkeit der Grundſätze ſelbſt verſchieden ſind. In der That erfordert dieſe Materie eine weit ſtrengere Aufmerkſamkeit, als wir bey unſerer gewöhnlichen Art zu verfahren erwarten dürfen.

Wenn es nicht aus dem Titel ſelbſt klar wäre, ſo müßte ich den Leſer gegen die Einbildung warnen, als wenn ich mir vorgeſetzt hätte, eine vollſtändige Abhandlung über das Schöne und Erhabne zu ſchreiben. Meine Unterſuchung geht nicht weiter als auf den Urſprung dieſer beyden Ideen. Wenn man alſo nur findet, daß alle die Eigenſchaften, die ich unter den Hauptbegriff des Erhabnen gebracht habe, zuſammengehören, und hingegen von allen denen, die ich zum Schönen rechne, innerlich verſchieden ſind, und wenn diejenigen welche die Gattung des Schönen ausmachen die nämliche Uebereinſtimmung unter ſich, und den nämlichen Abſtand von den Eigenſchaften haben, die ich unter die Benennung des Erhabenen zuſammengefaßt; ſo frage ich wenig darnach, ob es jemanden gefällt dieſen Eigenſchaften andre Namen zu geben, genung wenn er nur zugiebt, daß die Sachen, die ich unter verſchiedne Hauptbegriffe ſetze, wirklich in der Natur verſchieden ſind. Der Sinn in dem ich gewiſſe Wörter nehme, mag immer als zu enge oder zu weit getadelt werden; meine Sätze können dem ohnerachtet keinen Mißverſtand leiden.

Vorrede des Verfaſſers.

Endlich, ich mag nun zur Erfindung der Wahrheit in dieſer Materie ſo viel oder ſo wenig Schritte gethan haben als ich will: ſo bereue ich doch immer die Mühe nicht, die ich mir zu dem Ende genommen habe. Unterſuchungen dieſer Art haben immer ihren beträchtlichen Nutzen. Alles was die Seele einwärts gegen ſich ſelbſt kehrt, trägt etwas dazu bey, ihre Kräfte zu ſammlen, zu concentriren und ſie zu größern und weitern Ausflügen in dem Reiche der Wiſſenſchaften geſchickt zu machen. Durch jede Bemühung die Urſachen natürlicher Erſcheinungen aufzuſuchen, wird die Seele geöfnet und erweitert; und wenn man einen ſolchen Endzweck verfolgt, ſo mag man ſein Wild fangen oder verlieren, die Bewegung der Jagd ſelbſt iſt doch allemal von Nutzen. Cicero, ſo getreu er der academiſchen Philoſophie war und ſo geneigt alſo, die Gewißheit der Kenntniß der Natur ſo wie jeder anderer in Zweifel zu ziehen, geſteht dem ohnerachtet die Nützlichkeit der erſtern zur Kultur des Verſtandes. Eſt animorum ingeniorumque noſtrorum naturale quoddam quaſi pabulum conſideratio contemplatioque naturae. Wenn wir das Licht, das aus der Höhe ſolcher Spekulationen entſpringt, auf das mehr ebne Feld der Einbildungskraft und der Empfindung herableiten können: ſo ſind wir im Stande, indem wir ſo die Quelle unſrer Leidenſchaften aufſuchen, und ihren Lauf verfolgen, nicht nur dem Geſchmack etwas von philoſophiſcher Gründlichkeit zu geben, ſondern auch von dem Geſchmack auf die ernſthaftern Wiſſenſchaften, einige Stralen der Anmuth und des Reitzes zurückfallen zu laſſen; ohne welche der größte Fortgang in dieſen Wiſſenſchaften, immer noch den Schein von etwas unfreundlichem und widrigem hat.

Einleitung.

Von dem Geſchmacke.

Bey einem erſten flüchtigen Blick über die Menſchen, ſcheinet es, als wären ſie ſowohl in den Urtheilen ihrer Vernunft als in ihren Empfindungen des Vergnügens äuſſerſt von einander unterſchieden. Aber dieſer Verſchiedenheit unerachtet, die ich im Grunde mehr für ſcheinbar als wirklich halte, iſt doch wahrſcheinlicher Weiſe der Maaßſtab der Vernunft und des Geſchmacks für alle menſchliche Weſen derſelbe. Denn gäbe es nicht ſolche allen Menſchen gemeinſchaftliche Grundſätze der Urtheile und der Empfindungen: ſo gäbe es keinen

nen ſo beſtändigen regelmäßigen Einfluß, weder auf ihre Vernunft noch auf ihre Leidenſchaften, als zur Errichtung und Aufrechterhaltung der geſellſchaftlichen Verbindungen im menſchlichen Leben nothwendig iſt. In der That ſcheint es auch, in Abſicht auf Wahrheit und Irthum, allgemein zugeſtanden zu werden, daß es etwas dergleichen unveränderliches gebe. Wir finden, daß die Menſchen ſich bey ihren Streitigkeiten beſtändig auf gewiſſe Probierſteine und Maaßſtäbe berufen, die von allen Partheyen anerkannt werden, und die man als Grundeinrichtungen unſrer Natur anſieht. Aber in Abſicht des Geſchmacks, giebt es keine ſo ſichtbare Uebereinſtimmung zu gewiſſen gleichförmigen und ausgemachten Grundſätzen. Man ſetzt ſo gar gemeiniglich zum voraus, daß dieſe feine und geiſtige Fähigkeit, die zu volatiliſch ſcheint, die Feſſeln einer Definition zu vertragen, noch weit weniger auf einen gewiſſen Probierſtein gebracht, und nach einem ſichern Maaßſtabe ausgemeſſen werden könne. Der Gelegenheiten ſind ſo viele, wo wir zum Gebrauche unſrer denkenden Fähigkeit aufgefordert werden; und dieſe Aufforderungen werden durch die Streitigkeiten unter den Menſchen ſo ſehr unterſtützt: daß endlich gewiſſe Maximen der geſunden Vernunft auch bey den Ungelehrteſten ſtillſchweigend angenommen zu ſeyn ſcheinen. Die Gelehrten haben dieſe rohe Wiſſenſchaft bearbeitet, und dieſe Maximen in ein Syſtem gebracht. Wenn der Geſchmack nicht mit eben ſo gutem Erfolge iſt angebaut worden; ſo liegt die Schuld nicht an der Unfruchtbarkeit der Materie, ſondern an dem Mangel oder der Nachläßigkeit der Arbeiter. Die Wahrheit zu ſagen, die Bewegungsgründe ſind in dem einen Falle nicht ſo dringend wie in dem andern. Wenn die Menſchen in ihren Meynungen über Sachen des Geſchmacks von einander abgehen: ſo ſind die Folgen davon nicht ſo wichtig. Auſſerdem, zweifle ich nicht, würde die Logik des Geſchmacks, wenn man mir dieſen Ausdruck erlaubt, zu einer eben ſo vollkommenen Richtigkeit gebracht worden ſeyn, als die Logik der Vernunft; und wir würden über Sachen dieſer Art eben ſo ſicher den Ausſpruch thun können, als über diejenigen, die unmittelbar für den Verſtand gehören. Dieſer Punkt aber muß nothwendig erſt ausgemacht werden, ehe wir uns in die folgenden Unterſuchungen einlaſſen können. Denn wenn der Geſchmack gar keine feſten Grundſätze hat; wenn die Imagination ihre Eindrücke nicht nach gewiſſen und unveränderlichen Geſetzen erhält: ſo iſt unſre Arbeit wahrſcheinlicher Weiſe umſonſt, und ohne Abſicht. Denn für den bloßen Eigenſinn Regeln zu geben, und ſich zum Geſetzgeber von Einfällen und zufälligen Einbildungen aufzuwerfen, iſt wenigſtens ein unnützes Unternehmen, wenn es nicht ein abgeſchmacktes Unternehmen iſt.

Das Wort, **Geſchmack**, iſt, wie alle metaphoriſche Wörter, von keiner genau beſtimmten Bedeutung. Die Sache ſelbſt, die wir darunter verſtehen, hat in der Seele der meiſten Menſchen nichts weniger als eine einfache und ſich immer gleiche Idee; und natürlicher Weiſe muß alſo auch das Wort zweydeutig und dunkel ſeyn. Von einer Definition, dem geprieſenen Hülfsmittel gegen dieſe Mängel, erwarte ich wenig. Denn faſt immer ſind wir, wenn wir definiren, in Gefahr, die Natur in die Gränzen unſrer eigenen Begriffe einzuſchränken, Begriffe, die wir oft zufälliger Weiſe aufgefaßt, oder auf Treu und Glauben angenommen, oder durch eine einſeitige und partheyiſche Betrachtung des Gegenſtandes bekommen haben, anſtatt, daß wir erſt den Umfang aller Fälle und Abwechſelungen des Gegenſtandes in der Natur mit unſern Ideen umfaſſen ſollten. Wir werden alsdann in der ganzen folgenden Unterſuchung durch die Feſſeln gebunden, die wir uns beym Eintritt in dieſelbe durch unſere Definition angelegt haben.

— Circa vilem patulumque morabimur
orbem
Unde pudor proferre pedem vetat aut operis lex.

Eine Definition kann ſehr genau nach den Regeln ſeyn, und doch nur wenig dazu beytragen, uns die Natur der definirten Sache kennen zu lehren. Und wenn es Definitionen giebt, die dieß wirklich thun, ſo gehören ſie, nach der natürlichſten Ordnung, nicht an den Anfang einer Unterſuchung, ſondern ans Ende derſelben, weil ſie das Reſultat und gleichſam der kurze Inbegriff davon ſind. Allerdings muß man zwar zugeben, daß die Methode des Unterrichts von der Methode der Erfindung zuweilen, und zwar aus guten Gründen, verſchieden ſeyn könne; demohnerachtet glaube ich, daß je näher die Ordnung, in welcher man die Sache lehrt, der Ordnung kömmt, in der man ſie zuerſt unterſucht hat: deſto vollkommner die Methode ſey. Sie trägt uns alsdann nicht blos einige vertrocknete ſchon erſtorbene Früchte alter Wahrheiten auf, ſondern ſie führt uns zu dem Stocke ſelbſt, auf welchem ſie gereiſt waren; ſie arbeitet dazu den Leſer ſelbſt auf die Spur der Erfindung zu helfen, und ihn in eben die Pfade zu leiten, auf welchen der Schriftſteller ſeine Entdeckungen machte, wenn er anders einige gemacht hat, die des Namens werth ſind.

Aber um alle Zweydeutigkeit und allen Misverſtand in dieſer Materie zu vermeiden, ſo erkläre ich mich, daß ich unter dem Wort Geſchmack, nichts anders, als diejenige Fähigkeit, oder Fähigkeiten der Seele verſtehe, auf welche die Werke der Einbildungskraft und der ſchönen Künſte ihre Eindrücke machen, und von welchen ſie beurtheilt werden. Dieß iſt, denke ich, der allgemeinſte Begriff dieſes Worts, und der, welcher am wenigſten mit irgend einer beſondern Theorie zuſammenhängt. Und die Abſicht meiner gegenwärtigen Unterſuchung iſt es, zu finden, ob die Triebfedern und Geſetze, nach welchen die Imagination von den Dingen Eindrücke bekömmt, bey allen Menſchen ſo einſtimmig und bey jedem ſo beſtändig ſind, daß man darauf ſichere Grundſätze zu einem befriedigenden Raiſonnement über dieſe Gegenſtände bauen kann. Solche Geſetze nun und ſolche Triebfedern, glaube ich, giebt es wirklich; ſo ſeltſam auch dieſe Meynung denjenigen Leuten ſcheinen mag, die nach einem flüchtigen Blicke auf die Verſchiedenheiten, die unter den Menſchen in der Art und den Graden ihres Geſchmacks vorkommen, ſo gleich ſchließen, daß es hier gar keine Beſtimmung gebe.

Ich kenne keine andern natürlichen Fähigkeiten im Menſchen, die ſich mit den äuſſern Gegenſtänden beſchäfftigten, als die Sinne, die

Imagination, und die Urtheilskraft. Zuerſt alſo von den Sinnen. Wir nehmen, und mit Recht, an, daß, da bey allen Menſchen der Bau ihres ſinnlichen Werkzeuge beynah oder vollkommen derſelbe iſt, auch die ſinnlichen Vorſtellungen, die durch dieſelben erregt werden, bey allen Menſchen einerley oder wenig verſchieden ſind. Wir ſetzen mit Gewißheit voraus, daß, was dem einen Auge als Licht erſcheint, auch dem andern als Licht erſcheine, daß, was dem einen Gaumen ſüß ſchmeckt, auch dem andern ſo ſchmecke, daß, was für den einen finſter oder bitter iſt, auch für den andern Menſchen finſter und bitter ſey. Und den nämlichen Schluß machen wir vom großen und kleinen, harten und weichen, warmen und kalten, rauhen und glatten; und überhaupt von allen ſinnlichen Beſchaffenheiten und Veränderungen der Körper. Wollten wir uns die Einbildung erlauben, daß dieſelbe Sache in den Sinnen verſchiedener Menſchen ganz verſchiedene Bilder erregte, ſo würde dieſes einen allgemeinen Zweifel hervor bringen, der jede Art von Raiſonnement über irgend einen äußern Gegenſtand thöricht und unnütz machte, ſogar das Raiſonnement ſelbſt, wodurch wir zuerſt bewogen worden, an der Richtigkeit unſerer ſinnlichen Empfindungen zu zweifeln. Wenn aber dieß einmal gewiß iſt, daß einerley körperliches Objekt bey allen Weſen unſrer Gattung einerley ſinnliches Bild hervor bringt: ſo muß man auch zugeben, daß das Vergnügen und der Schmerz, welche dieſes Objekt bey dem einen erregt, von demſelben bey allen Menſchen erregt werden, vorausgeſetzt, daß es bloß ſeine einfache natürliche, und von ſeinen eignen Kräften abhängige Wirkung thue. Denn wollten wir dieß leugnen: ſo müßten wir annehmen, daß dieſelbe Urſache, wenn ſie auf denſelben Vorwurf und nach einerley Art wirkt, doch verſchiedene Wirkungen hervor bringen könne; welches durchaus ungereimt iſt.

Wir wollen dieſe Sache zuerſt bey dem Sinne des Geſchmacks unterſuchen; und dieß um ſo viel eher, weil die Fähigkeit, von der die Rede iſt, ihren Namen von dieſem Sinne erhalten hat. Alle Menſchen kommen überein, den Honig ſüße, den Eßig ſauer, und den Wermuth bitter zu nennen: und ſo wie ſie alle darinn einig ſind, dieſe Eigenſchaften in dieſen Gegenſtänden zu finden: ſo ſind ſie auch nicht im geringſten über die Wirkungen ſtreitig, die denſelben in Abſicht auf Schmerz oder Vergnügen zukommen. Alle nennen einſtimmig, das Süße angenehm, und das Bittere verdrüßlich. So weit iſt in ihren Empfindungen keine Mishelligkeit, und ein Beweis davon iſt der allgemeine gleichförmige Gebrauch der Metaphern, die von dem Sinne des Geſchmacks hergenommen ſind. Bittre Thränen, bittre Vorwürfe, bittre Scherze, ein ſaures Geſicht, ſind Ausdrücke, die von aller Welt vollkommen verſtanden werden. Und eben ſo leicht verſteht man uns, wenn wir im Gegentheil von einer ſüßen Mine, ſüßen Worten, ſüßen Mädchen reden. Freylich geben wir zu, daß durch Gewohnheit und durch einige andere Urſachen, Abweichungen von dem natürlichen Vergnügen oder Schmerz dieſer verſchiedenen Arten des Geſchmacks entſtehen können; aber es bleibt doch dabey immer noch das Vermögen den natürlichen Geſchmack von dem angewöhnten zu unterſcheiden. Ein Menſch bringt es oft dahin, daß der Toback ihm beſſer ſchmeckt als der Zucker, und Eſſig beſſer als Milch. Aber dieß bringt in ſeinen Empfindungen ſo lange keine Verwirrung hervor, als er nur noch weiß, daß Toback und Zucker nicht ſüße ſind, und als er ſich noch errinnert, daß nur Gewohnheit und Uebung ſeinem Gaumen dieſe zuerſt widrigen Eindrücke angenehm gemacht haben. Sollte ſich aber jemand finden, der ſich erklärte, der Toback ſchmecke ihm wie Zucker, und zwiſchen Eſſig und Milch werde er keinen Unterſchied gewahr; oder der behauptete, daß Toback und Eſſig ſüß, Milch bitter, und

Zucker ſauer ſey: ſo würden wir den Augenblick ſchließen, daß die Werkzeuge des Geſchmacks bey dieſem Menſchen in Unordnung, und ſein Gaumen verdorben ſeyn müßten. Mit einem ſolchen Menſchen würden wir eben ſo wenig über den Geſchmack ſprechen können, als wir mit jemanden über die Verhältniſſe der Größe philoſophiren könnten, welcher läugnete, daß alle Theile zuſammengenommen dem Ganzen gleich ſind. Menſchen dieſer Art nennen wir nicht bloß in ihren Begriffen irrig, ſondern durchaus wahnſinnig. Ausnahmen dieſer Art beeinträchtigen in keinem von beyden Fällen die Allgemeinheit der Regel, und wir ſchlieſſen aus ihnen nicht, daß die Grundſätze von den Verhältniſſen der Größen, oder die Empfindungen des Geſchmacks bey verſchiedenen Menſchen verſchieden wären. Wenn alſo geſagt wird: Ueber den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten; ſo kann dies nur ſo viel bedeuten: es läßt ſich nicht genau ausmachen, wie viel Luſt oder Unluſt einem gewiſſen beſtimmten Menſchen der Geſchmack eines gewiſſen beſondern Dinges mache. Darüber kann allerdings nicht geſtritten werden. Aber welches die Dinge ſind, die natürlicher Weiſe dem Sinne Vergnügen oder Verdruß machen, darüber läßt ſich, und zwar mit hinlänglicher Deutlichkeit und Richtigkeit ſtreiten. Reden wir hingegen von irgend einem beſondern und erkünſtelten Geſchmack eines gewiſſen Menſchen: ſo müſſen wir die Gewohnheiten, die Vorurtheile, die körperlichen Unordnungen dieſes beſondern Menſchen wiſſen, und aus dieſen müſſen wir unſere Schlüſſe herleiten.

Dieſe Uebereinſtimmung der Menſchen findet ſich nicht bloß bey dem Sinne des Geſchmacks. Auch die Vergnügungen des Geſichts entſtehen bey allen aus ganz gleichförmigen Urſachen. Licht iſt ergötzender als Finſterniß. Der Sommer, wo die Erde grün, der Himmel heiter und glänzend iſt, iſt angenehmer als der Winter, wo jedes Ding den entgegengeſetzten Anblick hat. Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein ſchönes Ding, es ſey Thier, Vogel oder Pflanze, noch ſo einer großen Anzahl von Leuten ſey vorgezeigt worden, ohne daß alle augenblicklich übereingekommen wären, es ſey ſchön; geſetzt auch, daß einige gedacht haben, es ſey unter ihrer Erwartung, oder andere Dinge wären noch ſchöner. Ich glaube, kein Menſch hält eine Gans für ſchöner als einen Schwan, oder glaubt, das, was man eine Frieſiſche Henne heißt, übertreffe an Geſtalt den Pfau. Man muß überdieß bemerken, daß die Ergötzungen des Geſichts bey weitem nicht aus ſo ungleichartigen Eindrücken zuſammengeſetzt, ſo vermiſcht, und durch unnatürliche Gewohnheiten und Nebenbegriffe so verſtellt ſind, als die Vergnügungen des Geſchmacks: deswegen, weil ſich die Vergnügungen des Geſichts weit mehr in ſich ſelbſt einſchließen, und ſich mit Ideen, die nicht vom Geſicht herkommen, weit ſeltner vereinigen laſſen. Die Dinge bieten ſich nicht dem Gaumen ſo von ſelbſt dar, wie dem Geſichte. Wir bringen ſie darauf mit Vorſatz, entweder als Nahrungs- oder als Artzneymittel: und vermöge der Eigenſchaften, die ihnen zu dieſen Abſichten der Ernährung oder der Heilung zukommen, bilden ſie auch oft, nach und nach das Urtheil des Gaumens, indem ſich jene Begriffe mit dem bloßen Geſchmacke vermiſchen. So iſt den Türken Opium des reitzenden Wahnwitzes wegen angenehm, in welchen es ſie verſetzt. Den Holländer ergötzt der Toback, weil er bey ihm eine Art der Betäubung und der Empfindungsloſigkeit hervorbringt, die ihm gefällt. Hitzige Getränke ergötzen unſer gemeines Volk, weil ſie die Sorgen verbannen, und die Vorſtellungen gegenwärtiger und künftiger Uebel unterdrücken. Alle dieſe Sachen würde man durchaus nicht geachtet haben, wenn ſie keine weitern Eigenſchaften hätten, als die ſich unmittelbar auf den Geſchmack beziehen; aber ſie ſind insgeſamt, ſo wie Thee und Koffee aus dem Apothekerladen auf unſere Tiſche gekommen, und ſind lange zuvor der Geſundheit wegen gebraucht worden, ehe man an ſie als Ergötzungen dachte. Die Wirkſamkeit eines Krauts hat gemacht, daß man es oft gebraucht hat; der öftere Gebrauch mit dem erwünſchten Erfolge verbunden, hat endlich den Geſchmack ſelbſt angenehm gemacht. — Aber dieß bringt unſere Urtheile nicht im geringſten in Verwirrung, weil wir noch immer das natürliche Wohlgefallen an einem Geſchmack, von dem angenommenen unterſcheiden können. Wenn jemand den Geſchmack einer unbekannten Frucht beſchreiben will, ſo wird er ſchwerlich ſagen, daß ſie ſo angenehm und ſo ſüſſe ſchmecke, als Toback, Opium, oder Knoblauch, geſetzt auch, daß er ſelbſt ſich an dieſe Dinge gewöhnt hat, und ſie angenehm findet. Jeder Menſch erinnert ſich deutlich genug der erſten und natürlichen Urſachen ſeiner Vergnügungen, um im Stande zu ſeyn, alles, was ſich ſeinen Sinnen darbiethet, auf dieſen Probierſtein zu bringen, und ſeine Gefühle und ſeine Urtheile nach denſelben zu prüfen. Geſetzt, einem Menſchen, deſſen Gaumen ſo verdorben iſt, daß Opium ihm beſſer ſchmeckt als Honig oder Butter; werde eine Lattwerge von Meerzwiebeln angebothen: es iſt kaum zu zweifeln, er wird Butter oder Honig dieſem eckelhaften Gerichte, oder irgend einer andern bittern Speiſe, zu der er nicht gewöhnt iſt, vorziehen. Sein Gaumen empfand alſo von Natur alle Dinge vollkommen, ſo wie der Gaumen der übrigen Menſchen; er empfindet viele Dinge noch ſo, und nur in einigen beſondern Fällen iſt er verfalſcht. So oft er daher von einem neuen Dinge urtheilt, obgleich von einem ähnlichen Geſchmack mit dem, woran er durch Gewohnheit, Vergnügen findet; ſo iſt doch der Eindruck deſſelben auf ſeinen Gaumen der urſprüngliche und natürliche, und den allgemeinen Geſetzen gemäß. So iſt das Vergnügen aller Sinne, des Geſichts, und ſelbſt des Geſchmacks, des ungewiſſeſten und zweydeutigſten, bey allen Menſchen, hohen und niedern, Gelehrten und Ungelehrten, einerley.

Auſſer denjenigen Ideen und der damit verbundenen Luſt oder Unluſt, die von den Sinnen herkommen, hat die menſchliche Seele noch eine Art von eigner ſchöpferiſcher Kraft; entweder die Geſtalten der Dinge, in der Ordnung und auf die Art, wie ſie ſie durch die Sinne bekommen hat, nach ihrem Gefallen wieder vorzuſtellen, oder dieſe Bilder auf neue Arten, und nach andern Ordnungen zuſammen zu ſetzen. Dieſe Kraft heißt Imagination, und zu ihr gehört alles, was man Witz, Phantaſie, und Erfindung nennt. Man muß aber bemerken, daß dieſe Kraft der Imagination keine ganz neue Vorſtellung hervor zu bringen vermag: ſie kann nur die Anordnung derjenigen verändern, die ſie von den Sinnen erhalten hat. Nun iſt die Imagination das weiteſte Feld für Vergnügen und Schmerz, weil ſie der Sitz unſrer Hoffnungen und Schrecken, und aller der Leidenſchaften iſt, die mit dieſen zuſammenhängen; und was alſo vermöge eines natürlichen urſprünglichen Eindrucks geſchickt iſt, die Imagination mit dieſen beherrſchenden Vorſtellungen anzufüllen, muß beynahe auf alle Menſchen eine gleiche Gewalt äuſſern. Denn iſt die Imagination bloß die Repräſentantien der Sinne: ſo kann ſie durch ihre Bilder nur um eben der Urſachen willen ergötzen oder beleidigen, um derer willen die wirklichen Gegenſtände ſelbſt dem Sinne ergötzend oder verdrüßlich waren; und es muß alſo eine eben ſo genaue Uebereinſtimmung unter den Menſchen, in Abſicht ihrer Einbildungen, als in Abſicht ihrer Empfindungen geben. Eine kleine Aufmerkſamkeit wird einem jeden zeigen, daß die Sache ſich wirklich und nothwendig ſo verhalte.

Aber auſſer dem Vergnügen oder Verdruß, der aus den Eigenſchaften des natürlichen Gegenſtandes bey ſeiner Gegenwart entſtehen würde, empfindet die Einbildungskraft noch ein zweytes Vergnügen, durch die Wahrnehmung der Aehnlichkeit, zwiſchen der Nachahmung und dem Original.

ginal. Und aus dieſen beyden Urſachen entſtehen, glaube ich, alle Vergnügungen, deren die Einbildungskraft fähig iſt, Urſachen, die bey allen Menſchen beynahe auf dieſelbe Weiſe wirken müſſen, weil der Grund zu dieſen Wirkungen in ihrer gemeinſchaftlichen Natur liegt, und nicht von Gewohnheiten und Vorurtheilen herrührt, die nur beſondern Perſonen eigen wären. Die Bemerkung des Locks iſt eben ſo ſcharfſinnig als wahr, daß der Witz ſich mit der Auffindung der Aehnlichkeiten, und die Urtheilskraft mit der Entdeckung der Unterſchiede beſchäfftigt. Es hat nach dieſer Erklärung das Anſehen, als wäre zwiſchen Urtheilskraft und Witz keine ſehr weſentliche Verſchiedenheit, weil ſie beyde nur verſchiedene Aeuſſerungen derſelben Fähigkeit, der Fähigkeit zu vergleichen zu ſeyn ſcheinen. Aber ſie mögen nun von einer oder von verſchiedenen Kräften des Geiſtes herrühren: ſo ſind ſie in ſo vieler Abſicht und ſo weſentlich unterſchieden; daß ſich ſogar nichts ſeltener finden läßt, als die vollkommene Vereinigung von Witz und Urtheilskraft. Wenn zwey von einander getrennte Gegenſtände einander unähnlich ſind; ſo iſt das nichts mehr, als was wir erwarten. Die Sachen ſind alsdann in ihrer Ordnung, und ſie machen alſo auf die Einbildungskraft keinen ſonderlichen Eindruck. Aber wenn zwey verſchiedene Sachen eine Aehnlichkeit haben, dann werden wir gerührt; wir merken auf, und wir empfinden Vergnügen. Es iſt natürlich, daß der menſchliche Geiſt eine lebhaftere Ergötzung daran findet, Aehnlichkeiten zu ſammlen, als Verſchiedenheiten aufzuſuchen; weil, wenn wir Aehnlichkeiten gefunden haben, wir zuſammen ſetzen, wir ſchaffen, wir unſern Vorrath erweitern. Die Wahrnehmung von Unterſchieden aber giebt unſrer Einbildungskraft keine Nahrung: die Arbeit ſelbſt iſt anſtrengender und verdrüßlicher, und das Vergnügen, was wir noch dabey finden, iſt mehr verneinend und entfernt.

Eine Neuigkeit wird mir des Morgens erzählt; ſie macht mir Vergnügen bloß als eine Neuigkeit, als ein neues Faktum, das zu dem Vorrath meiner Kenntniſſe hinzu kömmt. Des Abends erfahre ich, daß an der Neuigkeit nichts ſey. Was gewinne ich wohl hierbey, als den Verdruß, mich betrogen zu ſehen. Um dieſer Urſache willen ſind die Menſchen natürlicher Weiſe weit mehr zur Leichtgläubigkeit als zum Unglauben geneigt. Und nach dieſer Regel ſind die unwiſſendſten, barbariſcheſten Nationen in Bildern, Gleichniſſen, und Allegorien oft vortrefflich geweſen, ob ſie gleich in der Unterſcheidung und Abſonderuug ihrer Begriffe ſich unfähig und ungereimt bewieſen. Aus einem ähnlichen Grunde ſind

Homer und die orientaliſchen Schriftſteller, ob ſie gleich die Vergleichungen ſehr liebten, und oft auf vortreffliche geriethen, doch ſelten ſorgfaltig denſelben Richtigkeit zu geben. D. h. Sie ſind von der Aehnlichkeit der Dinge im Ganzen genommen ſtark gerührt, ſie zeichnen ſie mit einigen groſſen Zügen, aber ſie achten nicht auf die Verſchiedenheiten, die in andrer Abſicht zwiſchen den verglichnen Dingen ſich finden laſſen.

Da nun das Vergnügen an Aehnlichkeit dasjenige iſt, welches die Imagination am meiſten ergötzt: ſo ſind alle Menſchen einander in dieſem Punkte ziemlich gleich, ſo weit als ſich ihre Kenntniß von den abgebildeten oder verglichnen Dingen erſtreckt. Dieſe Kenntniß iſt ſehr zufällig, da ſie auf Erfahrung und Beobachtung, und nicht auf der Stärke oder Schwäche irgend einer natürlichen Fähigkeit beruhet. Und von dieſer Verſchiedenheit der Kenntniß kommt das her, was wir gemeiniglich, obgleich nicht ſehr richtig, eine Verſchiedenheit des Geſchmacks nennen. Ein Menſch, dem die Bildhauerkunſt ganz fremde iſt, ſieht einen Peruquenſtock, oder ein alltägliches gemeines Stück Bildhauerarbeit; er wundert und vergnügt ſich darüber, weil er etwas der menſchlichen Geſtalt ähnliches vor ſich ſieht, und von dieſer Aehnlichkeit des Bildes ganz erfüllt auf alle Mängel deſſelben nicht Acht hat. Und ich glaube, niemand hat darauf jemals Acht gehabt, wenn er ein Werk der Nachahmung zum erſtenmale geſehen hat.

Wir wollen ſetzen, einige Zeit darauf gerathe dieſer Fremdling über ein beſſer gearbeitetes Werk derſelben Art. Er wird nun mit Verachtung anſehen, was er zuerſt bewundert hatte. Aber auch damals bewunderte er es nicht ſeiner Unähnlichkeit mit der menſchlichen Bildung wegen, ſondern um der allgemeinen, obgleich nicht genauen Aehnlichkeit willen, die er mit derſelben fand. Was ihm alſo zu verſchiedenen Zeiten an dieſen ſo verſchiedenen Figuren gefiel, iſt gerade daſſelbe; und obgleich ſeine Kenntniß iſt vermehrt worden, ſo hat ſich doch ſein Geſchmack nicht geändert. Hier alſo entſtund ſein Irrthum aus einem Mangel an Kenntniß der Kunſt, und dieſer von ſeiner Unerfahrenheit; aber er hätte auch noch aus Mangel der Kenntniß der Natur ſelbſt fehlen können. Denn es iſt möglich, daß eben der Menſch, wovon wir reden, hiebey ſtehen bleibt, und daß ihm das Meiſterſtücke einer großen Hand, nicht beſſer gefällt, als das mittelmäßige Werk eines gemeinen Künſtlers; nicht, weil es ihm an einem feinern und größern Geſchmack mangelt, ſondern, weil die wenigſten Menſchen ſo genau auf die menſchliche Bildung

Achtung geben, daß ſie von der Nachahmung derſelben vollkommen urtheilen könnten. Und daß der kritiſche Geſchmack nicht von einer höhern Empfindungskraft, ſondern von einer größern Kenntniß abhange, kann aus mehreren Beyſpielen gezeigt werden. Jedermann weis die Geſchichte des alten Malers und des Schuſters. Der Schuſter wies dem Maler an dem Schuhe einer ſeiner Perſonen einen Fehler, den der Maler, weil er auf die Schuhe niemals ſo aufmerkſam geweſen, und mit einer allgemeinen Aehnlichkeit zufrieden war, nicht bemerket hatte. Aber dieß war kein Vorwurf für den Geſchmack des Malers, es zeigte nur, daß er ſich nicht darauf verſtund, Schuhe zu machen. Geſetzt, ein Anatomikus wäre in des Malers Werkſtätte gekommen. Sein Stück iſt im Ganzen wohl ausgeführt, die Figur wovon die Rede iſt, hat eine gute Stellung, und jeder Theil iſt nach ſeiner beſondern Bewegung richtig gezeichnet; und doch könnte der Anatomikus, der in ſeiner Kunſt zugleich Richter iſt, vielleicht das Schwellen eines Muskels bemerken, das nicht vollkommen der Handlung der Figur angemeſſen wäre. Der Anatomikus bemerkt hier, was der Maler nicht bemerkt hatte, und geht vorbey, was dem Schuſter anſtößig geweſen war. Aber der Mangel einer äuſſerſt kritiſchen Kenntniß in der Anatomie, macht dem natürlichen Geſchmack des Malers, oder jedes gemeinen Beobachters des Stücks, nicht mehr Unehre, als der Mangel einer genauen Kenntniß, wie ein Schuh gemacht wird. Man zeigte einſt einem türkiſchen Kaiſer, ein vortreffliches Gemälde von dem Haupte Johannis des Täufers. Er lobte viel daran, aber er bemerkte einen Fehler; er bemerkte nämlich, daß die Haut bey dem verwundeten Theile des Halſes nicht zuſammenſchrumpfte. So richtig dieſe Anmerkung war: ſo bewies ſie doch nicht, daß der Sultan mehr natürlichen Geſchmack hätte, als der Maler der das Stück verfertigt, oder als tauſend Europäiſche Kenner, die wahrſcheinlicher Weiſe dieſen Fehler nicht wahrgenommen hatten. Die Sache war, ihre türkiſche Majeſtät hatten das Schauſpiel ſehr oft geſehen, was die andern ſich nur in der Einbildungskraft vorſtellten. Alle dieſe Leute ſind von einander in Abſicht deſſen, was ihnen misfällt, in ſo weit unterſchieden, als ihre Kenntniſſe an Art und an Graden verſchieden ſind. Aber etwas iſt dem Maler, dem Schuſter, dem Anatomikus, und dem türkiſchen Kaiſer gemein: das Vergnügen über einen Gegenſtand der Natur, ſo weit als jeder ihn für richtig nachgeahmt erkennt; die angenehme Empfindung, eine wohlgebildete Figur zu ſehen; und die Sympathie, die aus einer rührenden und wunderbaderbaren Begebenheit entſpringt. So weit der Geſchmack naturlich iſt, ſo weit iſt er beynahe allen Menſchen gemein.

Bey Gedichten, und andern Werken der Imagination, findet man eben dieſe Uebereinſtimmung. Es iſt wahr, ein Menſch kann vom Bellianis entzückt werden, der den Virgil mit Kälte lieſt, indeß ein andrer bey der Aeneide auſſer ſich geräth, und den Don Bellianis den Kindern überläßt. Dieſe beyden Leute ſcheinen einen ſehr widerſprechenden Geſchmack zu haben, und im Grunde ſind ſie wenig unterſchieden. In beyden dieſen Werken, die ſo entgegengeſetzte Empfindungen erregen, wird eine wunderbare Geſchichte erzählt; beyde ſind voll Handlung, beyde pathetiſch; in beyden kommen Reiſen, Schlachten, Triumphe, und beſtändige Glücksveränderungen vor. Der Bewunderer des Don Bellianis verſteht vielleicht die feinere Sprache der Aeneide nicht: würde ſie zu der Schreibart des **Pilgrims Progreß** herab geſetzt, ſo würde er ſie in aller ihrer Stärke fühlen, aus eben dem Grunde, aus welchem er jetzt ein Bewunderer von Don Bellianis iſt.

In ſeinem Lieblingsautor wird er durch die beſtändige Verletzung der Wahrſcheinlichkeit, durch die Vermiſchung der Zeiten, durch die Fehler gegen das Uebliche, die Irrthümer in der Erdbeſchreibung, nicht beleidigt; denn von Zeitrechnung und Erdbeſchreibung weis er nichts, und die Gründe der Wahrſcheinlichkeit hat er niemals unterſucht. Er lieſt vielleicht von einem Schiffbruch an den Küſten von Böhmen. Ganz von einem ſo wichtigen Vorfalle eingenommen, und um das Schickſal ſeines Helden bekümmert, wird er durch dieſen ausnehmenden Schnitzer nicht irre gemacht. Denn wie wollte der von einem Schiffbruche an den böhmiſchen Küſten beleidigt werden, der nicht weis, ob Böhmen nicht eine Inſel im Atlantiſchen Meere ſey. Und was folgt alſo nach alle dem nachtheiliges daraus für den natürlichen Geſchmack des Mannes, den wir angenommen haben?

So weit alſo, als der Geſchmack zur Einbildungskraft gehört; ſo weit ſind ſeine Regeln bey allen Menſchen dieſelben. In ihren Empfindungen ſelbſt, und in den Urſachen dieſer Empfindungen iſt kein Unterſchied. Der Unterſchied iſt bloß in dem Grade. Und dieſer rühret hauptſächlich von zwey Urſachen her, entweder von einem größern Grade der natürlichen Empfindlichkeit, oder von einer genauern und längern Aufmerkſamkeit auf die Sache. Um dieß durch das Verfahren bey den Empfindungen der äuſſern Sinne zu erklären, wenn ähnliche Widerſprüche bey denſelben vorkommen, ſo wollen wir annehmen, vor zwey Menſchen werde ein ſehr glatter marmorner Tiſch geſetzt. Beyde werden gewahr, daß er glatt iſt, und beyde finden an ihm dieſer Eigenſchaft wegen, Vergnügen. So weit ſind ſie einig. Aber geſetzt, man ſtelle einen zweyten Tiſch, und nach dieſem einen dritten vor ſie, den letztern immer glatter als den erſten. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe beyden Leute, die vorher ſo einig waren, uber das, was glatt ſey, und über das Vergnügen, was ihnen dieß mache, nun uneins ſeyn werden, welcher Tiſch vor dem andern, in Abſicht der Politur, den Vorzug habe. In der That kömmt dabey die meiſte Verſchiedenheit des Geſchmacks vor, wenn über das Mehr und Weniger in den Dingen nach Graden und nicht nach Maaßen geurtheilt werden ſoll. Und es iſt nicht leicht, wenn Streit darüber entſteht, die Sache auszumachen, woſern der Ueberſchuß oder das mangelnde nicht ſehr in die Augen fallend iſt. Wenn wir in Anſehung zweyer Größen verſchiedener Meynung ſind: ſo können wir einen gemeinſchaftlichen Maaßſtab zu Hülfe nehmen, und die Frage mit der größten Genauigkeit entſcheiden; und dieß eben halte ich für den Grund der höhern Gewißheit, die den mathematiſchen Wahrheiten vor allen übrigen

gen Arten unſrer Kenntniſſe zukömmt. Aber bey Dingen, deren Verhältniß nicht nach der Länge und Breite beurtheilt werden kann, als Glätte und Rauhigkeit, Härte und Weiche, Licht und Dunkel, den Schattirungen der Farben; bey allen dieſen werden die Grade leicht unterſchieden, wenn die Verſchiedenheit beträchtlich, aber nicht, wenn ſie geringe iſt; eben weil uns ein gemeinſchaftlicher Maaßſtab mangelt, der vielleicht niemals gefunden werden wird. In Fällen, wo es auf ſolche Feinheiten ankömmt, wird, wo die Schärfe der Sinne gleich iſt, derjenige den Vorzug haben, der am meiſten Aufmerkſamkeit und Uebung in der Sache hat. Als in dem Falle mit den beyden Tiſchen wird ganz unſtreitig der Marmor-Polirer die Sache am richtigſten entſcheiden. Aber ungeachtet ein ſolches Maaß fehlt, durch welches man Streitigkeiten über die Empfindungen und ihre Nachbilder, die Imaginationen, entſcheiden könnte: ſo können wir doch ſo viel ausmachen, daß die Regeln, nach welchen die Natur wirkt, bey allen dieſelben ſind, und daß eher gar keine Uneinigkeit vorhanden iſt, bis es auf die Unterſuchung des Vorzuges und des Grades der Dinge ankömmt; welches ſchon mehr für die Urtheilskraft als für den Geſchmack gehöret.

So lange als wir von den ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge reden, ſo ſcheinet es, die Imagination allein komme dabey ins Spiel. Auch dann ſcheint nur die Imagination und wenig mehr zu thun zu haben, wenn Leidenſchaften vorgeſtellt werden, weil dieſe, vermöge einer natürlichen Sympathie, von allen Menſchen ohne Hülfe von Vernunftſchlüſſen gefühlt werden, und ihre Richtigkeit von jedem Herzen anerkannt wird. Liebe, Traurigkeit, Furcht, Zorn, Freude, alle dieſe Leidenſchaften haben zu verſchiedenen Zeiten jeden menſchlichen Geiſt in Bewegung geſetzt; und ſie ſetzen ihn nicht auf eine zufällige und willkührliche Art, ſondern nach ſichern, natürlichen, immer gleichförmigen Regeln in Bewegung. Aber da viele Werke der Einbildungskraft ſich nicht bloß auf die Abbildung ſinnlicher Gegenſtände, noch auf die gewaltſamen Ausbrüche der Leidenſchaft einſchränken, ſondern ſich auch auf menſchliche Sitten, Charaktere, Handlungen, Entwürfe erſtrecken, auf ihre Verhältniſſe, ihre Tugenden, und ihre Laſter: ſo gehören ſie zu dem Gebiethe der Urtheilskraft, die durch Aufmerkſamkeit und Uebung des Nachdenkens verbeſſert werden kann. Alle dieſe Sachen machen einen beträchtlichen Theil von denjenigen aus, was man als den Gegenſtand des Geſchmacks betrachtet;

tet; und Horaz ſchickt uns in die Schule der Philoſophie und der Welt, um ſie zu lernen. Gerade ſo viel Gewißheit, als wir von moraliſchen Handlungen und der Wiſſenſchaft des Lebens, in der wirklichen Welt erlangen können, ſo viel haben wir auch in den Nachahmungen derſelben. In der That beruht das, was wir vorzugsweiſe Geſchmack nennen, und was im Grunde mehr eine feiner ausgebildete Urtheilskraft iſt, größtentheils auf unſrer Einſicht in die Sitten, auf der Beobachtung von Zeit und Ort, und überhaupt von Anſtand; Sachen, die nirgends anders, als in denjenigen Schulen, gelernt werden können, die Horaz uns empfiehlt. Ueberhaupt ſcheint es mir, was man Geſchmack nennet, iſt in ſeiner gewöhnlichſten Bedeutung nicht eine einfache Idee, ſondern es iſt zuſammengeſetzt, aus den urſprünglichen Vergnügungen der Sinne, den abgeleiteten Vergnügungen der Einbildungskraft und den Schlüſſen unſrer Vernunft, über die verſchiedene Verhältniſſe von jenen, und über die menſchlichen Leidenſchaften, Sitten und Handlungen; dieß alles gehört zuſammen, den Geſchmack auszumachen. Die Grundlage von dem allen aber iſt in allen menſchlichen Geiſtern einerley. Denn da die ſinnlichen Empfindungen die Urbilder aller unſerer Ideen, und alſo die Quellen aller unſrer Vergnügungen ſind: ſo muß, wenn dieſe Empfindungen nicht ungewiß und willkührlich ſind, die ganze Anlage des Geſchmacks allen gemein ſeyn, und ſo iſt alſo zu richtigen Schlüſſen, über dieſe Materien, ein hinlänglicher Grund gelegt.

So lange wir den Geſchmack bloß nach ſeiner Natur und Gattung im allgemeinen betrachten: ſo lange finden wir ſeine Beſtandtheile vollkommen gleichförmig. Aber der Grad, in welchem bey einzelnen Perſonen, jeder dieſer Theile herrſcht, iſt eben ſo verſchieden, als dieſe Theile ſelbſt gleichartig ſind. Denn Empfindlichkeit und Urtheilskraft, zwey Eigenſchaften, die das ausmachen, was wir gemeiniglich Geſchmack nennen, wechſeln bey den verſchiedenen Menſchen auf eine auſſerordentliche Weiſe ab. Aus einem Fehler der erſten dieſer Fähigkeiten entſpringt der Mangel an Geſchmack, und aus einer Schwäche der letztern, entſpringt der verkehrte und ſchlechte Geſchmack. Es giebt Leute, deren Gefühl ſo ſtumpf, deren Temperament ſo kalt und phlegmatiſch iſt, daß man kaum irgend einmal in ihrem Leben von ihnen ſagen kann, ſie wachen. Auf Leute dieſer Arten, machen die allerrührendſte Gegenſtände nur ſchwache und dunkle Eindrücke. Andre ſind ſo beſtändig von den Erſchütterungen einer groben und bloß ſinnlichen Luſt in Bewegung, oder ſind ſo ſehr mit der niedrigen Tagelöhnerarbeit des Geizes beſchäfftigt, oder ſind in der Bewerbung um Ehre und Rang, ſo erhitzt, daß ihre Seele, die zu den Stürmen dieſer gewaltſamen und ungeſtümen Leidenſchaften gewöhnt iſt, durch das ſanftere und ruhigere Spiel der Einbildungskraft kaum in Bewegung geſetzt werden kann. Dieſe Art Menſchen wird, obgleich aus ganz andern Urſachen, eben ſo dumm und unempfindlich ſeyn, als die erſtere. Aber wenn es dann doch einmal geſchieht, daß eine von beyden von irgend etwas Großem oder Schönem in der Natur oder in den Werken der Kunſt gerührt wird: ſo geſchieht es nach eben den Regeln.

Vom falſchen Geſchmack iſt der Grund ein Fehler der Urtheilskraft. Und dieſer kann entweder von einer natürlichen Schwäche des Verſtandes herrühren, (die Stärke dieſer Fähigkeit mag nun beſtehen, worinn ſie will,) oder, welches noch öfter der Fall iſt, aus Mangel einer geſchickten und wohlgeleiteten Uebung, durch die nur allein der Verſtand ſtark und fertig werden kann; — Auſſerdem ſchaden Unwiſſenheit, Unachtſamkeit, Vorurtheil, Uebereilung, Leichtſinn,

ſinn, Hartnäckigkeit, kurz, alle Leidenſchaften und alle Fehler, die unſer Urtheil in andern Sachen verkehren, unſerm Urtheil eben ſo ſehr in dieſem Gebieth der Schönheit und der Anmuth. Dieſe Urſachen bringen eine große Verſchiedenheit in unſere Meynungen über jeden Gegenſtand des verſtändigen Nachdenkens, ohne daß wir deswegen veranlaſſet werden, alle feſten Grundſätze der Vernunft zu läugnen. Und im Ganzen wird man in der That finden, daß es bey Sachen des Geſchmacks weniger Verſchiedenheit unter den Menſchen gebe, als bey den Sachen der reinen Vernunft; und daß die Menſchen über die Vortrefflichkeit einer Beſchreibung im Virgil weit mehr übereinſtimmen, als über die Wahrheit oder Falſchheit einer Theorie im Ariſtoteles.

Die Richtigkeit des Urtheils in den Künſten, welche man einen guten Geſchmack nennen kann, beruht größtentheils auf der Feinheit der Empfindungen; weil, wenn die Seele nicht ſchon einen Hang zu den Vergnügungen der Einbildungskraft hat, ſie ſich ſchwerlich mit Werken dieſer Art genung beſchäfftigen wird, um die nöthige Kenntniß in denſelben zu erlangen. Aber ob gleich ein gewiſſer Grad von Empfindſamkeit zu einer guten Urtheilskraft erfordert wird, ſo iſt ein richtiges Urtheil doch nicht immer die Folge einer lebhaften Empfindung des Vergnügens. Es geſchiehet ſehr oft, daß ein ſehr armſeliger Richter von einem ſehr armſeligen Stücke, bloß vermöge einer größern Empfindlichkeit ſeiner Organe, mehr gerührt wird, als der Kenner von dem vortrefflichſten. Denn da alles, was neu, auſſerordentlich, groß, oder pathetiſch iſt, ſehr wohl geſchickt iſt, einen Eindruck auf dieſen Menſchen zu machen, und die Fehler gar keinen machen, ſo muß nothwendig ſein Vergnügen reiner und unvermiſchter ſeyn; und da ſein Vergnügen bloß von der Einbildungskraft herrührt, ſo iſt es weit lebhafter als das Vergnügen des Kenners, welches aus einer richtigen Beurtheilung entſpringt. Die Urtheilskraft gehet faſt immer damit um, die Einbildungskraft in ihrem Laufe aufzuhalten, die Scenen der Bezauberung zu vertreiben, und uns an das beſchwerliche Joch der Vernunft zu binden; und beynahe beſteht das einzige Vergnügen, was ein Menſch, der richtig urtheilt, mehr genießt, als andere, in einer Art von Stolz, und dem Bewußtſeyn der Erhabenheit, welcher über die übrigen hat, in ſo fern er richtiger denkt als ſie. Aber dieß iſt ein indirektes Vergnügen, ein Vergnügen das nicht unmittelbar aus dem Gegenſtande der Betrachtung ſelbſt entſtehet. Am Morgen unſers Lebens, wenn unſere Sinne noch ungebraucht und zart, wenn der ganze Menſch an jedem Theile lebendig und wach iſt, wenn der Glanz der Neuheit noch ganz friſch auf allen Gegenſtänden um uns herum liegt: wie lebhaft ſind alsdenn unſere Empfindungen, aber wie falſch und unrichtig die Urtheile, die wir fällen. Ich gebe es auf, jemals wieder denſelben Grad von Vergnügen bey dem vollkommenſten Werke des Genies zu finden, den ich in dieſem Alter bey Stücken fühlte, die mein jetziges Urtheil für kindiſch und verächtlich hält. Die unbedeutendeſte Urſache von Vergnügen iſt im Stande, einen Menſchen von ſanguiniſchem Temperamente in Bewegung zu ſetzen; ſein Hunger iſt zu ſcharf, als daß ſein Geſchmack fein ſeyn könnte: und er iſt in Abſicht auf alle Dinge, was Ovid in Abſicht auf die Liebe war.

Molle meum leuibus cor eſt violabile telis:
Et ſemper cauſſa eſt, cur ego ſemper amem.

Ein Mann von dieſem Charakter kann niemals ein Mann von einer ſehr feinen Beurtheilung, noch das ſeyn, was der Dichter elegans formarum ſpectator nennt. Nur auf eine ſehr unſichere Art kann man den Werth und die Stärke einer Schrift aus der Wirkung beurtheilen, die ſie auf den Geiſt eines Menſchen thut, wenn man nicht zuvor den Charakter und die Denkungsart dieſes Geiſtes kennt. Die allerſtärkſten Wirkungen hat die Dichtkunſt und die Muſik an Orten geäuſſert, wo beyde Künſte in dem niedrigſten und unvollkommenſten Zuſtande waren, und äuſſert ſie vielleicht noch an ſolchen. Der rohe und unwiſſende Zuhörer, wird durch die Kräfte gerührt, die in dieſen Künſten, auch in ihrer roheſten und plumpeſten Geſtalt wirken, und zur Entdeckung der Fehler hat er nicht Einſicht genung. Aber ſo, wie die Künſte ſich ihrer Vollkommenheit nähern, ſo geht die Wiſſenſchaft der Kritik ihnen zur Seite; und das Vergnügen des Beurtheilers wird ſehr oft durch die Fehler geſtöhrt, die ſich auch in den ausgearbeitetſten Werken entdecken laſſen.

Ehe ich dieſe Materie verlaſſe, muß ich nothwendig einer Meynung gedenken, die von vielen Perſonen unterhalten wird, als wenn der Geſchmack eine eigene Fähigkeit der Seele, und von Einbildungs- und Urtheilskraft unterſchieden wäre; ſie ſtellen ſich unter ihm eine Art von Inſtinct vor, durch den wir auf eine natürliche Weiſe, und bey dem erſten Blicke, ohne alles vorhergegangene Nachdenken, von den Vorzügen oder den Fehlern einer Schrift gerührt werden. So weit als die Sache bloß Einbildungskraft oder Leidenſchaft betrifft, glaube ich, daß die Vernunft wenig zu Rathe gezogen wird: aber wo es auf Richtigkeit des Plans, auf Anſtand, auf Schicklichkeit ankömmt, mit einem Worte, in dem, worinn der beſſere Geſchmack ſich von dem ſchlechtern unterſcheidet, da, bin ich überzeugt, wirkt der Verſtand, und weiter nichts. Und in der That iſt ſeine Operation bey weitem nicht allemal ſchnell, oder, wenn ſie ſchnell iſt, ſo iſt ſie oft bey weitem nicht richtig. Es wiederfährt Leuten vom beſten Geſchmacke, daß ſie nach einer ſorgfältigern Betrachtung, die frühzeitigen und übereilten Urtheile ändern müſſen, die die Seele aus Abneigung gegen Unentſchloſſenheit und Zweifel, ſo gerne auf der Stelle fallet. Es iſt bekannt, daß, was auch der Geſchmack ſey, er ſich doch eben ſo, wie das verſtändige Urtheil, durch die Ausbreitung unſerer Kenntniſſe, durch eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Sache, und durch eine öftere Uebung erhöhen und verbeſſern laſſe. Wenn diejenigen, welche dieſen Weg nicht gegangen ſind, ihren Geſchmack ſehr geſchwind entſcheiden laſſen, ſo iſt dieſe Entſcheidung immer ungewiß, und ihre Geſchwindigkeit kömmt bloß von ihrem Vertrauen zu ſich ſelbſt, und von ihrer Flüchtigkeit, und nicht von einer plötzlichen Erleuchtung her, die in dieſem Augenblicke Dunkelheit und Ungewißheit aus ihren Seelen vertriebe.

Die aber, welche ſich in derjenigen Gattung von Kenntniſſen geübt haben, die eigentlich den Gegenſtand des Geſchmacks ausmachen, erlangen ſtuffenweiſe nicht bloß eine Richtigkeit, ſondern auch eine Geſchwindigkeit im Urtheilen, ſo wie eben dieß bey allen andern Gelegenheiten durch eben dieſe Mittel geſchiehet. Erſt muß der Menſch buchſtabiren; aber zuletzt lieſt er leicht und geſchwind. Aber dieſe Geſchwindigkeit, mit welcher der Geſchmack den Ausſpruch thut, iſt kein Beweis, daß er eine eigne natürliche Fähigkeit ſey. Niemand, glaube ich, kann auf den Gang einer Unterſuchung, die über Materien der bloß reinen Vernunft angeſtellt worden, Acht gehabt haben, ohne zu bemerken, mit welcher äuſſerſten Geſchwindigkeit der ganze Verfolg der Gründe und Beweiſe fortgeführt wird, die Gründe entdeckt, Einwürfe gemacht und beantwortet, und die Schlußſätze aus den Vorderſätzen heraus gezogen werden; eine Geſchwindigkeit, die beynahe eben ſo groß iſt, als die, welche den Operationen des Geſchmacks zugeſchrieben wird. Allenthalben verſchiedene Grundkräfte annehmen, wo verſchiedene Erſcheinungen vorkommen, iſt unnütz, und überdieß in hohem Grade unphiloſophiſch.

Die Unterſuchung dieſer Sache könnte noch viel weiter verfolgt werden: Aber nicht der Umfang der Materie muß uns die Gränze vorſchreiben; (denn welche Materie erſtreckt nicht ihre Zweige ins Unendliche?) ſondern die Natur unſers Plans und der beſondere Geſichtspunkt, in welchem wir die Sache betrachten, muß uns in unſern Unterſuchungen Stilleſtand gebiethen.

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.
Neuheit.

Die erſte und einfachſte Bewegung, die wir im menſchlichen Herzen finden, iſt Neubegierde. Unter Neubegierde verſtehe ich das Verlangen und das Vergnügen, welche Dinge erregen, in ſo fern ſie das erſtemal vorkommen. Wir ſehen die Kinder in einer beſtändigen Bewegung, um etwas neues zu erhaſchen; ſie greifen mit großer Hitze und mit weniger Wahl nach der erſten beſten Sache, die ihnen in Weg kömmt; jedes Ding zieht ihre Aufmerkſamkeit an ſich, weil jedes Ding noch in dieſem Alter den Reiz der Neuheit hat. Aber weil die Dinge, die uns bloß ihrer Neuheit wegen gefallen, uns nicht lange an ſich ziehen können: ſo iſt die Neubegierde die ſeichteſte aller unſerer Empfindungen: ſie ändert ihren Gegenſtand beſtändig; ſie hat einen ſehr ſcharfen Hunger, der aber bald geſtillt iſt; und ſie hat immer das Anſehen von Unruhe, Aengſtlichkeit und Taumel. Die Neubegierde iſt ihrer Natur nach eine ſehr behende Triebfeder. Sie läuft ſchnell über die meiſten ihrer Gegenſtände hinweg, und erſchöpft in kurzem die Mannichfaltigkeit der gewöhnlichen Natur; dieſelben Sachen kommen oft wieder zurück, und bey jeder Wiederkehr mit wenigerm Vergnügen. Mit einem Worte, die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens, würden zu der Zeit, da wir anfangen uns ihrer bewußt zu werden, keine andere Empfindung, als Ueberdruß und lange Weile erregen können, wofern uns nicht viele Dinge nech vermöge anderer Eigenſchaften, als vermöge der Neuheit gefielen, und nicht andere Triebfedern als die Neugierde in uns erregten. Dieſe Eigenſchaften und dieſe Triebfedern wollen wir an ihrem Orte unterſuchen. Aber ſie mögen ſeyn welche ſie wollen: ſo müſſen ſie doch durchaus, wenn ſie wirkſam ſeyn ſollen, ſich nicht an Dingen äuſſern, mit denen wir durch einen täglichen Gebrauch bis zur Gleichgültigkeit und zum Eckel bekannt geworden ſind. Einiger

Grad von Neuheit muß ein Beſtandtheil aller der Werkzeuge ſeyn, die auf die Seele wirken ſollen; und die Neugierde vermiſcht ſich mehr oder weniger mit allen unſern Leidenſchaften.

Zweyter Abſchnitt.

Vergnügen und Schmerz.

Es ſcheint alſo nothwendig, daß um Leute, die nicht Kinder ſind, bis auf einen gewiſſen Grad in Leidenſchaft zu bringen, die Gegenſtände, auſſer einigem Grade der Neuheit, noch andere Quellen des Vergnügens oder des Schmerzens enthalten müſſen. Schmerz und Vergnügen ſind einfache Vorſtellungen, die ſich nicht erklären laſſen. Menſchen irren nicht leicht, in Abſicht deſſen, was ſie empfinden; aber ſie irren ſehr oft in den Namen, die ſie ihren Empfindungen geben, und in den Schlüſſen, die ſie darüber anſtellen. Viele ſind der Meynung, daß der Schmerz nur aus der Beraubung eines gewiſſen Vergnügens, ſo wie hinwiederum das Vergnügen aus der Verminderung, oder der Hinwegſchaffung des Schmerzens entſtehe. Ich für mein Theil, bin mehr geneigt zu glauben, daß Vergnügen und Schmerz, wenn jedes für ſich und auf die natürlichſte Weiſe wirket, von poſitiver Natur ſind; und keines von dem andern

noth-

nothwendig in ſeiner Entſtehung abhängt. Die menſchliche Seele iſt oft, und ich glaube, größtentheils in einem Zuſtande, wo ſie weder Vergnügen noch Schmerz empfindet, und den ich den Stand der Gleichgültigkeit nennen will. Wenn ich aus dieſem Zuſtande in den Zuſtand eines poſitiven Vergnügens übergehen ſoll, ſo ſcheint es nicht nothwendig, daß ich durch das Medium irgend einer Art von Schmerz hindurch müſſe. Geſetzt, ein Menſch, der ſich in einem ſolchen Stande der Gleichgültigkeit, oder der Ruhe, oder der Behaglichkeit, oder wie man es nennen will, befindet, höre plötzlich ein muſikaliſches Concert; oder er ſehe einen Gegenſtand von ſchöner Geſtalt, und hellen glänzenden Farben; oder er rieche den Duft einer Roſe; oder er trinke ohne vorhergegangenen Durſt irgend einen wohlſchmeckenden Wein; oder eſſe, ohne hungrig zu ſeyn, eine leckere Speiſe: ſo wird er bey allen dieſen verſchiedenen Empfindungen des Hörens, Riechens, Schmeckens, unſtreitig ein Vergnügen genießen; und doch, wenn er um den Zuſtand ſeiner Seele vor dieſen Ergötzungen befragt wird, ſo wird er ſchwerlich antworten können, daß ſie ihn in einem Zuſtande von Schmerz gefunden hätten. Oder, wird er wohl, nachdem er jeden dieſer Sinne mit der ihm eignen Art von Luſt befriedigt hat, ſagen können, daß irgend ein Schmerz darauf gefolget ſey, obgleich das Vergnügen völlig aufgehört hat? Geſetzt, im Gegentheil, eben dieſer Mann bekomme in demſelben Zuſtande der Gleichgültigkeit, einen heftigen Schlag, oder koſte einen bittern Trank, oder werde von kratzenden und rauhen Tönen betäubt: ſo giebt es hier kein aufgehobenes Vergnügen, und doch wird, in jedem der Sinne, die berührt worden ſind, eine merkliche Unluſt empfunden. Vielleicht könnte man ſagen, der Schmerz entſpringe zwar in dieſem Falle, wirklich aus der Aufhebung des zuvor genoſſenen Vergnügens; dieſes Vergnügen aber ſey von einem ſo niedrigen Grade geweſen, daß er es nur dadurch empfunden habe, indem es aufgehoben wurde. Aber dieß ſcheint mir eine Spitzfündigkeit zu ſeyn, die ſich in der Natur ſelbſt nicht finden läßt. Denn wenn ich das Vergnügen nicht wirklich gewahr werde, das vor dem Schmerz vorher gehen ſoll, was für ein Recht habe ich dann anzunehmen, daß es vorhanden ſey? Eben das läßt ſich mit gleichem Grunde vom Schmerz ſagen. Ich kann mich nicht überreden, daß Vergnügen und Schmerz bloße Beziehungen ſeyn ſollten, und nur in ſo fern da wären, als ſie gegen einander abſtechen; ſondern ich glaube ſehr deutlich zu bemerken, daß es poſitive Vergnügungen und Schmerzen giebt, die von einander ganz unabhängig ſind. Nichts iſt meinem innerſten Bewußtſeyn deutlicher als dieß. Nichts iſt in meiner Seele, was ich mit mehr Deutlichkeit von einander unterſcheiden könnte, als den Zuſtand der Gleichgültigkeit, des Vergnügens und des Schmerzens. Jeden von ihnen kann ich begreifen, ohne die geringſte Idee einer Beziehung auf ein ander Ding nöthig zu haben. Cajus hat einen Anfall von Kolik, der Mann hat jetzt wirklich Schmerz: aber ſpannet den Cajus auf die Folter: er wird noch größern Schmerz leiden. Aber entſteht wohl dieſer Schmerz der Folter aus der Wegſchaffung irgend eines Vergnügens? oder iſt der Anfall von Kolik bald Schmerz, bald Vergnügen, nachdem es uns gefällt, ihn zu betrachten?

Dritter Abſchnitt.

Unterſchied zwiſchen dem aufgehobenen Schmerze, und dem poſitiven Vergnügen.

Ich kann dieſen Satz noch einen Schritt weiter verfolgen; und ich getraue mir zu behaupten, daß Schmerz und Vergnügen nicht nur nicht nothwendig, in Abſicht ihres Daſeyns, von der Verminderung, oder dem Aufhören des Gegentheils

theils abhängen, ſondern daß im Grunde, die Verminderung oder das Aufhören eines Vergnügens ganz anders auf die Seele wirke, als wirklicher Schmerz; und daß das Aufhören oder die Verminderung des Schmerzens in ihren Wirkungen wenig ähnliches mit dem poſitiven Vergnügen habe. Der erſte dieſer beyden Sätze, wird, glaube ich, weit eher zugeſtanden werden, als der letzte, weil es in die Augen fällt, daß das Vergnügen, wenn es ſeine Bahn durchlaufen iſt, uns beynahe eben da wieder zurück läßt, wo es uns fand. Das Vergnügen jeder Art wird geſchwind genoſſen; und iſt es vorüber, ſo fallen wir in Gleichgültigkeit zurück, oder wir gerathen vielmehr in eine ſanfte Ruhe, die noch etwas von der angenehmen Farbe der vorhergehenden Empfindung an ſich hat. Ich geſtehe es, nicht eben ſo augenſcheinlich iſt es bey dem erſten Anblicke, daß die Wegſchaffung eines großen Schmerzens nicht dem wirklichen Vergnügen ähnlich ſehe. Aber wir dürfen uns nur des Zuſtandes eingedenk machen, in welchem wir unſere Seele gefunden haben, als wir einer nahen Gefahr entgangen, oder von dem heftigſten Anfall eines grauſamen Schmerzens befreyt worden ſind. Wir werden, wenn ich mich nicht ſehr irre, die Verfaſſung unſers Gemüths bey dieſen Umſtänden ſehr verſchieden von derjenigen gefunden haben, die die Gegenwart der wirklichen Luſt zu begleiten pflegt; wir werden ſie in einem Zuſtande der Stille und der Eingezogenheit gefunden haben, der aber doch noch mit einem Eindruck von Furcht vermiſcht war; in einer Art von Ruhe, die einen Schatten von Schrecken hatte. Die Mienen des Geſichts, und die Gebehrden des Körpers bey ſolchen Gelegenheiten, ſind dieſem Zuſtande der Seele ſo ähnlich, daß jeder, der die Urſache dieſer Erſcheinung nicht wüßte, eher glauben würde, wir wären in einer Art von Beſtürzung und Angſt, als in dem Genuß einer ſolchen Sache, wie poſitives Vergnügen.

Ὡς δ᾽ ὅταν ἄνδρ᾽ ἄτη πυκινὴ λάβῃ, ὅς τ᾽ ἐνὶ πάτρῃ
Φῶτα κατακτείνας, ἄλλων ἐξίκετο δῆμον
Ἀνδρὸς ἐς ἀφνειοῦ, θάμβος δ᾽ ἔχει εἰσορόωντας.

So wie ein Unglücklicher, den das ſchwere Schickſal betriſſt, um Mordes willen von ſeinem Vaterlande zu fliehen, eben die Gränze des fremden Landes erreicht, athemloß, blaß, beſtürzt, — Jedermann ſtarrt ihn an, und erſchrickt.

Dieſer beſtürzende Anblick des Mannes, den Homer als eben einer augenſcheinlichen Gefahr entgangen, vorſtellt; dieſe Miſchung von Schrecken und Verwunderung, welche er den Zuſchauern einflößt, iſt ein ſehr ſtarkes Gemälde von der Art und Weiſe, wie wir ſelbſt bey ähnlichen Gelegenheiten gerührt werden. Denn wenn wir irgend eine gewaltſame Erſchütterung erlitten haben, ſo bleibt die Seele natürlicher Weiſe noch in einem ähnlichen Zuſtande, auch nachdem die Urſache, die ihn zuerſt hervor brachte, aufgehört hat zu wirken. Das Schwanken der See dauret auch nach dem Sturm fort; und wenn dieſer Ueberreſt von Schrecken ſich völlig gelegt hat, ſo endigt ſich mit ihm zugleich die ganze Leidenſchaft, die der Vorfall erregt hatte, und die Seele kehrt in den ihr gewöhnlichen Zuſtand der Gleichgültigkeit zurück. Mit einem Worte, Luſt (ich meyne alles, ſowohl in der innern Empfindung als dem äuſſern Anblicke, was dem Vergnügen aus einer poſitiven Urſache ähnlich iſt,) entſteht niemals aus der Wegſchaffung von Schmerz oder Gefahr.

Vierter Abſchnitt.

Von Beruhigung und Luſt als einander entgegen geſetzt.

Aber werden wir deswegen ſagen, daß die Wegſchaffung oder die Verminderung des Schmerzens, immer durchaus ſchmerzhaft, oder das Aufhören und die Verringerung eines Vergnügens immer ſelbſt mit Vergnügen begleitet ſey? Keinesweges. Was ich behaupte, iſt nichts mehr als dieß: Erſtlich, daß es Schmerzen und Vergnügen von einer poſitiven und unabhängigen Natur gebe; und zweytens, daß das Gefühl, welches aus dem Aufhören oder der Verminderung von Schmerz entſpringt, nicht Aehnlichkeit genung mit dem poſitiven Vergnügen habe, um als eine Sache von gleicher Natur angeſehen, oder mit demſelben Namen belegt zu werden; und drittens, daß aus eben den Gründen, die Wegſchaffung oder Abänderung des Vergnügens keine Aehnlichkeit mit poſitivem Schmerz habe. Es iſt gewiß, daß das erſte Gefühl (das Gefühl bey dem Aufhören oder der Mäßigung des Schmerzens,) etwas enthält, das ſeiner Natur nach vom verdrüßlichen oder ängſtigenden ſehr weit entfernt iſt. Dieſes Gefühl, welches in vielen Fällen ſo angenehm, aber in allen von dem poſitiven Vergnügen ſo ſehr unterſchieden iſt, hat noch, ſo viel ich weis, keinen Namen; aber deswegen iſt es nicht weniger eine wirkliche, und von allen andern unterſchiedene Empfindung. Es iſt unſtreitig, daß alle Arten von Genuß oder Vergnügen, ſo verſchieden auch ſonſt der Eindruck ſeyn mag, den ſie machen, etwas poſitives in der Seele deſſen ſind, der ſie fühlt. Der Eindruck ſelbſt iſt ohne Zweifel ſel poſitiv; aber die Urſache kann, ſo wie ſie es in unſerm Falle wirklich iſt, eine Privation ſeyn. Und es iſt ſehr billig, daß wir zwey Dinge, die ſo verſchieden ſind, als ein Vergnügen, das einfach und ohne Beziehung iſt, von einem Vergnügen, das ohne Beziehung nicht ſeyn kann, und zwar ohne Beziehung auf Schmerz, mit zwey verſchiedenen Wörtern ausdrücken. Sehr ungereimt würde es ſeyn, wenn zwey Empfindungen, die in ihren Urſachen und in ihren Wirkungen ſo verſchieden ſind, mit einander vermiſcht werden ſollten, bloß, weil der gemeine Sprachgebrauch ſie unter einerley gemeinſchaftlichen Namen zuſammen gefaßt hat. So oft ich von dieſer Art vom verhältnißmäßigen Vergnügen zu reden habe: nenne ich es **Beruhigung**; (delight) und ich will mich hüten, ſo gut ich kann, dieſes Wort niemals in einem andern Sinne zu brauchen. Ich weis wohl, daß das Wort gemeiniglich nicht in dieſer eingeſchränkten Bedeutung gebraucht wird. Aber ich hielt es für beſſer, ein ſchon bekanntes Wort zu nehmen, und ſeine Bedeutung einzuſchränken, als ein neues einzuführen, das ſich vielleicht nicht ſo gut mit der Sprache vertragen hätte. Ich würde mir es niemals angemaßt haben, die geringſte Aenderung in unſern Worten zu machen, wenn nicht die Natur der Sprache, die mehr für die Geſchäffte des Lebens,

bens, als für die Unterſuchungen der Philoſophie gebildet iſt, und die Natur meiner Materie, die mich aus dem gemeinen Wege des Geſprächs heraus führt, mich auf gewiſſe Weiſe dazu nöthigte. Ich werde mich dieſer Freyheit mit aller möglichen Behutſamkeit bedienen. So wie ich alſo das Wort Beruhigung brauche, um die Empfindung auszudrucken, die die Wegraumung des Schmerzens oder der Gefahr begleitet: ſo werde ich, wenn ich vom poſitiven Vergnügen rede, es größtentheils Luſt nennen.

Fünfter Abſchnitt.

Freude und Betrübniß.

Man muß bemerken, daß das Aufhören eines Vergnügens, auf die Seele einen dreyfachen Eindruck machet. Hört es bloß auf, nachdem es ſeine gewöhnliche ihm gemäße Zeit fortgedauert hat: ſo iſt die Folge Gleichgültigkeit. Bricht es plötzlich ab: ſo folgt eine Unbehaglichkeit, die man die getäuſchte Erwartung (disappointment) nennt; iſt der Gegenſtand ſo gänzlich verlohren, daß gar keine Möglichkeit übrig bleibt, ihn wieder zu genießen: ſo entſtehet in der Seele die Leidenſchaft, die Betrübniß heißt. — Von dieſen dreyen nun, hat, wie mich dünkt, keines, ſelbſt nicht die Betrübniß, die das heftigſte darunter iſt, irgend eine Aehnlichkeit mit wirklichem Schmerz. Die Perſon, die ſich betrübt, giebt ihrer Leidenſchaft Gewalt über ſich, ſie nährt ſie, ſie liebt ſie. Aber das geſchieht niemals bey einem wirklichen Schmerz, den niemand freywillig irgend eine beträchtliche Zeit lang erträgt. — Daß Betrübniß, ob gleich bey weitem keine ganz angenehme Empfindung, doch gerne ertragen wird: iſt nicht ſchwer zu begreifen. Es gehört zum Weſen der Betrübniß, daß ſie ihren Gegenſtand beſtändig der Seele vorhält, daß ſie ihn von ſeinen angenehmſten Seiten zeiget, daß ſie alle Umſtände, die zu ihm gehören, bis auf die kleinſten wiederholt; daß ſie auf jede einzelne Ergötzung, die die Sache gewährt hat, zurück geht, ſich bey jeder verweilt, und allenthalben tauſend neue Annehmlichkeiten findet, die vorher nicht waren hinlänglich bemerkt worden. Bey der Betrübniß hat das Vergnügen immer noch die Oberhand; und die Unluſt, die wir leiden, hat mit abſolutem Schmerz, der immer verhaßt iſt, und den wir, ſo bald als möglich, von uns abzuwälzen ſuchen, keine Aehnlichkeit. Die Odyſſee des Homers, die mit ſo viel natürlichen und rührenden Gemälden angefüllt iſt, hat keines, welches mehr Eindruck machte, als dasjenige, welches Menelaus von dem unglücklichen Schickſal ſeiner Freunde, und der Art ſeines eigenen Gefühls dabey ben möcht. Er geſteht in der That, daß er oft ſich einen Nachlaß von ſolchen melancholiſchen Betrachtungen erlaube; aber er bemerkt zugleich, daß, ſo melancholiſch ſie ſind, ſie ihm doch Vergnügen gewähren:

> Ἀλλ' ἔμπης πάντας μὲν ὀδυρόμενος καὶ ἀχεύων
> Πολλάκις ἐν μεγάροισι καθήμενος ἡμετέροισι,
> Ἄλλοτε μέν τε γόῳ φρένα τέρπομαι, ἄλλοτε δ' αὖτε
> Παύομαι· αἰψηρὸς δὲ κόρος κρυεροῖο γόοιο.

„Dieſe alle habe ich verlohren, und mein Herz blu-
„tet noch. Oft, wenn ich in meiner Wohnung ein-
„ſam und ruhig ſitze, flieſſen meine Thränen, und
„erleichtern mir das Herz. Bald aber werde ich
„des Traurens müde, ſtehe auf, und trockne meine
„Thränen ab.„

Auf der andern Seite, wenn wir unſere Geſundheit wieder erlangen, wenn wir einer nahen Gefahr entgehen, iſt es alsdann Freude, die wir empfinden? Das, was in uns bey ſolchen Gelegenheiten vorgeht, iſt von der ſüſſen und einnehmenden Empfindung ſehr unterſchieden, die die gewiſſe Ausſicht auf Luſt uns gewährt. Die Beruhigung, die aus der Verminderung des Schmerzens entſteht, zeigt den Stamm, aus dem ſie hervor wuchs, durch den geſetzten, ſtrengen und ernſthaften Charakter an, den ſie hat.

Sechſter Abſchnitt.

Von den Leidenſchaften, die zur Selbſterhaltung gehören.

Die meiſten der Vorſtellungen, die fähig ſind einen ſtarken Eindruck auf die Seele zu machen, es ſey einen Eindruck von Vergnügen und Schmerz überhaupt, oder von gewiſſen beſondern Arten derſelben, beziehen ſich auf einen von dieſen beyden Gegenſtänden, Selbſterhaltung oder **Geſelligkeit**; eines oder das andere iſt das Ziel, für welches alle unſere Leidenſchaften beſtimmt ſind. Die Leidenſchaften, die die Selbſterhaltung betreffen, haben gröſtentheils Schmerz oder Gefahr zum Grunde. Die Jdeen von **Schmerz**, **Krankheit** und Tod erfüllen die Seele mit ſtarken Bewegungen des Abſcheues. Leben und Geſundheit hingegen, ob ſie uns gleich in den Stand ſetzen, Eindrücke des Vergnügens zu empfangen, machen doch ſelbſt durch ihren bloſſen Beſitz keinen. Die Leidenſchaften alſo, welche die Selbſterhaltung betreffen, gründen ſich hauptſächlich auf Schmerz und Gefahr, und ſie ſind die heftigſten unſerer Leidenſchaften.

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Erhabenen.

Alles, was auf einige Weiſe geſchickt iſt, die Vorſtellungen von Schmerz und Gefahr zu erregen, das heißt, alles, was auf irgend eine Weiſe ſchrecklich iſt, oder mit ſchrecklichen Gegenſtanden in Verwandſchaft ſteht, oder auf eine dem Schrecken ähnliche Art auf die Seele wirkt, iſt die Quelle vom **Erhabenen**; das heißt, es iſt dasjenige, welches die ſtärkſte Bewegung, deren die Seele fähig iſt, hervor bringt. Ich ſage, die ſtärkſte Bewegung: denn ich bin überzeugt, die Vorſtellungen von Schmerz ſind weit mächtiger, als die, welche zu dem Genuſſe der Luſt gehören. — Ohne allen Zweifel ſind die Martern, die man uns anthun kann, in ihren Wirkungen auf Geiſt und Körper weit größer, als alle Vergnügungen, die die ausgelernteſte Lüſternheit erfinden, oder die lebhafteſte Einbildungskraft, und der geſundeſte und empfindlichſte Körper genieſſen kann. Ja, ich zweifle ſehr, ob irgend ein Menſch ein Leben voll der höchſten Ergötzungen, unter der Bedingung annehmen würde, daß er es unter ſolchen Martern endigen ſolle, als an dem letzten Königsmörder in Frankreich vollzogen worden. Aber ſo wie Schmerz in ſeinen Wirkungen ſtärker iſt als Luſt: ſo iſt Tod gemeiniglich eine noch weit wirkſamere Idee als Schmerz; indem es ſehr wenig Schmerzen giebt, ſo gewaltſam ſie auch ſeyn mögen, die man nicht dem Tode vorzieht; ja, was größtentheils den Schmerz ſelbſt, ſo zu ſagen, am ſchmerzhafteſten macht, iſt, daß man ihn als einen Vorbothen dieſes Königes der Schrecken betrachtet. Wenn Gefahr oder Schmerz zu nahe auf uns eindringen, ſo ſind ſie unfähig uns auf irgend eine Art zu gefallen, und ſind bloß und durchaus ſchrecklich. Aber in gewiſſen Entfernungen, und mit gewiſſen Einſchränkungen können ſie ergötzend werden, und ſind es wirklich, wie wir alle erfahren. Die Urſache hievon werde ich hernach zu entdecken ſuchen.

Achter Abſchnitt.

Von den Leidenſchaften, die zur Geſelligkeit gehören.

Die andere Hauptgattung, unter welche ich unſere Leidenſchaften bringe, iſt die Gattung der **geſelligen Leidenſchaften**, die ſich wieder in zwey Arten theilet: 1) in die, welche auf die Verbindung der beyden Geſchlechter geht, und die zur Abſicht die Fortpflanzung hat; und 2) in die, welche ſich auf die allgemeinere Verbindung beziehe, in der wir mit den Menſchen überhaupt, mit den übrigen Thieren, und auf gewiſſe Art auch mit der lebloſen Welt ſtehen. Die Leidenſchaften, die zu der Erhaltung des einzelnen Menſchen gehören, beziehen ſich alle auf Schmerz und Gefahr; die, welche zur Fortpflanzung des Geſchlechts gehören, haben ihren Urſprung in Befriedigung und Luſt. Dasjenige Vergnügen, welches am unmittelbarſten zu dieſer Abſicht gehört, iſt ſehr lebhaft, entzückend, und heftig, und nach aller Geſtändniß das höchſte ſinnliche Vergnügen. Demohnerachtet entſteht aus der Abweſenheit einer ſo großen Ergötzlichkeiten eine eigentliche Unruhe; und, ausgenommen zu gewiſſen Zeiten, gar keine merkliche Empfindung. Wenn Leute beſchreiben, wie ihnen bey Schmerzen oder in Gefahren zu Muthe iſt, ſo halten ſie ſich nicht bey dem Vergnügen der Geſundheit, und dem frohen Zuſtande der Sicherheit auf, um dann bloß den Verluſt dieſer Annehmlichkeiten zu beklagen; ſondern ſie bleiben ganz bey den wirklichen Schmerzen, die ſie leiden, und dem gegenwärtigen ſchrecklichen ſtehen, das ſie fürchten. Giebt man hingegen auf die Klagen eines verlaßnen Liebhabers Acht, ſo bemerkt man, daß er am längſten bey den Vergnügungen, die er genoß, oder zu genieſſen hoffte, und bey den Vorzügen des geliebten Gegenſtandes verweilt. Es iſt immer die Idee des Verluſtes, die in ſeiner Seele am meiſten herrſcht. Die gewaltſawaltſamen Wirkungen der Liebe, die zuweilen bis zum Wahnwitz ſteigen, ſind kein Einwurf gegen unſern Grundſatz. Wenn ein Menſch ſeine Einbildungskraft lange auf einer Vorſtellung hat hafften laſſen: ſo kann ſie davon endlich ſo erfüllt werden, daß jede andere Idee ausgeſchloſſen, und die Aufmerkſamkeit auf jede andere Sache, die jene Vorſtellung ſchwächen könnte, unmöglich gemacht wird. Dieſe Folgen kann jede Vorſtellung auf gleiche Weiſe haben, wie man aus der unendlichen Mannichfaltigkeit von Urſachen ſieht, die Wahnwitz hervor bringen. Dieß kann alſo nur höchſtens ſo viel beweiſen, daß die Leidenſchaft der Liebe ſehr auſſerordentliche Wirkungen habe, nicht aber, daß dieſe auſſerordentliche Bewegung mit poſitivem Schmerz in Verbindung ſtehe.

Neunter Abſchnitt.

Die Endurſache des Unterſchiedes, zwiſchen den Leidenſchaften, die zur Selbſterhaltung gehören, und denen, welche die Vereinigung der Geſchlechter angehen.

Die Endurſache von der Verſchiedenheit, zwiſchen dem Charakter der Leidenſchaften, welche die Selbſterhaltung angehn, und derer, die auf die Vervielfältigung unſerer Gattung gerichtet ſind, wird die vorhergehenden Anmerkungen noch weiter aufklären; und ſie iſt, auch um ihrer ſelbſt willen, bemerkungswerth. Da die Vollbringung aller unſerer Pflichten, auf dem Leben; und die Vollbringung derſelben mit Muth und Glück, auf der Geſundheit beruht: ſo werden wir ſehr ſtark von allem gerührt, was eines von beyden zu zerſtöhren droht. Aber da wir nicht dazu gemacht wurden, bloß zu leben und geſund zu ſeyn: ſo iſt der bloße Beſitz dieſer Güter mit keiner wirklichen Luſt verbunden, damit wir uns nicht der Trägheit und Unthätigkeit überlieſſen. Auf der andern Seite iſt die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts eine große Abſicht der Natur, und es war nothwendig, um dem Menſchen zur Befolgung derſelben einen ſtarken Antrieb zu geben, daß ſie mit einem hohen Grade von Luſt begleitet wurde. Weil ſie aber bey weitem nicht unſer einziges und beſtändiges Geſchäffte ſeyn ſollte: ſo mußte auch die Abweſenheit dieſer Luſt mit keinem beträchtlichen Misvergnügen verbunden ſeyn. Der Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier iſt in dieſer Abſicht merkwürdig. Der Menſch iſt zu allen Zeiten zur körperlichen Liebe ziemlich gleich aufgelegt, weil die Vernunft ihn in der Zeit und der Art ihrer Befriedigung leiten ſoll. — Entſtünde eine große Unluſt aus dem Mangel dieſer Befriedigung, ſo würde es, fürchte ich, der Vernunft ſehr ſchwer geworden ſeyn, ihr Amt zu verwalten. Das Thier aber, welches Geſetzen gehorcht, an deren Beobachtung ſeine eigne Vernunft nur wenig Theil hat, hat eine beſtimmte Jahreszeit. Während dieſer empfinden ſie wahrſcheinlicher Weiſe den Mangel dieſer Luſt mit vieler Unruhe; weil der Endzweck entweder dann erreicht, oder bey vielen, vielleicht auf immer verfehlt ſeyn muß, da der Trieb erſt wieder mit der Jahreszeit zurück kehrt.

Zehenter Abſchnitt.

Schönheit.

Die Leidenſchaft, die auf die Fortpflanzung geht, iſt an und für ſich nichts als Inſtinct. Dieß iſt bey den Thieren augenſcheinlich, deren Leidenſchaften unvermiſchter ſind, und ihren Endzweck mehr ohne Umſchweif verfolgen als die unſrigen. — Der einzige Unterſchied, den ſie in Abſicht ihres Gattens bemerken, iſt der Unterſchied des Geſchlechts. Es iſt wahr, daß ſie genau bey ihrer eignen Gattung bleiben, mit Ausſchlieſſung aller andern. Aber dieſen Vorzug geben ſie ihr nicht ſowohl, weil ſie ein Gefühl von vorzüglicher Schönheit bey ihr hätten;

ſondern weil es ihnen, vermöge eines Geſetzes ihrer Natur, nothwendig iſt; und dieß können wir daraus ſchließen, weil ſie, ſo viel wir bemerken, unter den Thieren ihrer Gattung ſelbſt, keine Wahl anſtellen. Der Menſch hingegen, der zu weit mannichfaltigern und verwickeltern Verhältniſſen geſchickt iſt, verbindet mit dem Inſtinct, der aufs ganze Geſchlecht geht, die Vorſtellung gewiſſer geſelliger Eigenſchaften, welche den Inſtinct erhöhen und gegen einen beſondern Gegenſtand richten. Und da der Menſch nicht, gleich den Thieren, zu einer herumſchweifenden Liebe beſtimmt iſt: ſo muß er nothwendig etwas haben, wornach er einen Vorzug geben, und eine Wahl anſtellen könne. Dieß mußte irgend eine ſinnliche Eigenſchaft ſeyn; weil keine andre ſo geſchwind, ſo kräftig, und ſo ſicher ihre Wirkung hervor bringt. Der Gegenſtand nun von dieſer gemiſchten Leidenſchaft, die wir Liebe nennen, iſt die Schönheit des andern Geſchlechts. Der Mann hat einen Trieb gegen das Geſchlecht überhaupt, weil es das Geſchlecht iſt, und vermöge eines allgemeinen Geſetzes der thieriſchen Natur; aber ſeine Neigung gegen beſondere Perſonen wird nur durch Schönheit gefeſſelt. Ich nenne Schönheit eine geſellige Eigenſchaft; denn ſo oft uns der Anblick einer Mannsperſon, oder eines Frauenzimmers, und nicht bloß dieſer, ſondern, ſo oft uns der Anblick irgend eines andern lebendigen Geſchöpfs gefällt und Vergnügen macht: (und es ſind ihrer viele, die uns daſſelbe machen:) ſo flößen ſie uns zugleich eine Geſinnung von Zärtlichkeit und Zuneigung gegen ſie ein; wir wünſchen, ſie nahe um uns zu haben, und wir ſind geneigt, uns in eine Art von Vertraulichkeit mit ihnen einzulaſſen, wofern nicht ſtarke Urſachen zum Gegentheil da ſind. Zu was für einer Abſicht dieſes in vielen Fällen ſo eingerichtet ſey, bin ich nicht im Stande zu entdecken. Denn ich ſehe zu einer Verbindung zwiſchen dem Menſchen und denjenigen Thieren, die auf ſo eine anziehende Weiſe ausgeſchmückt ſind, keinen größern Grund, als zwiſchen eben denſelben und andern Thieren, die dieſe anziehende Kraft gar nicht, oder in einem weit geringern Grade, beſitzen. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß die Vorſehung auch dieſen Unterſchied nicht anders, als zur Erreichung irgend eines großen Endzwecks veranſtaltet habe, ob wir gleich nicht deutlich einſehen können, was es für einer ſey, da ſeine Weisheit nicht unſre Weisheit iſt, und ſeine Wege nicht unſre Wege ſind.

Eilfter Abſchnitt.

Geſellſchaft und Einſamkeit.

Der andere Zweig der geſelligen Leidenſchaften iſt der, welcher ſich auf Geſellſchaft überhaupt

haupt bezieht. In Abſicht dieſer bemerke ich, daß Geſellſchaft bloß als Geſellſchaft, ohne irgend einen Zuſatz, der den Eindruck davon erhöht, in dem Genuß kein poſitives Vergnügen gewähre. Aber eine gänzliche Einſamkeit, d. h. die völlige und immerwährende Beraubung aller Geſellſchaft, iſt ein ſo großer poſitiver Schmerz, als irgend einer, den wir uns denken können. Wenn man alſo das Vergnügen einer bloß allgemeinen Geſellſchaft, gegen den Schmerz einer abſoluten Einſamkeit abwägt: ſo iſt der Schmerz das überwiegende. Hingegen überwiegt die Luſt bey irgend einer beſondern geſellſchaftlichen Ergötzung, bey weitem die Unluſt, die durch die Entbehrung eben dieſer Ergötzung verurſacht wird; ſo, daß unter den Empfindungen, die ſich auf die Theilnehmung an beſondern Geſellſchaften beziehn, die Empfindungen des Vergnügens die ſtärkſten ſind. Angenehmer Umgang, lebhafte Geſpräche, und die Ergieſſungen der Freundſchaft füllen die Seele mit einem großen Vergnügen; auf der andern Seite iſt die Einſamkeit ſelbſt wieder angenehm, wenn ſie nur eine Zeitlang dauert. Dieß kann vielleicht beweiſen, daß wir eben ſowohl zum betrachten als zum handeln beſtimmt ſind, weil Einſamkeit ſowohl als Geſellſchaft ihre Annehmlichkeiten für uns hat; ſo wie wir hingegen aus der vorhergehenden Anmerkung ſchließen, daß ein ganz einſames Leben den Abſichten unſers Daſeyns widerſpreche, weil der Tod ſelbſt kaum eine ſchrecklichere Idee für uns iſt.

Zwölfter Abſchnitt.

Sympathie, Nachahmung, und Ehrgeiz.

Die Leidenſchaften, die unter dem Namen Geſelligkeit zuſammen gefaßt werden, ſind von einer ſehr verwickelten Art, und theilen ſich in ſo mannichfaltige Zweige, als es Endzwecke giebt, denen ſie in der großen Kette der Geſellſchaft untergeordnet ſind. Die drey Hauptglieder in dieſer Kette ſind, Sympathie, Nachahmung und Ehrgeiz.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Sympathie.

Durch die erſte von dieſen Leidenſchaften geſchieht es, daß wir an den Vorfällen anderer Theil nehmen, daß wir bewegt werden, ſo wie wir ſie bewegt ſehen, und daß wir niemals gleichgültige Zuſchauer bey irgend etwas ſeyn können, was andre thun, oder leiden. Denn die Sympathie muß als eine Art von Verwechſelung angeſehen werden, vermöge welcher wir uns in die Stelle eines andern Menſchen ſetzen, und in vieler Abſicht eben das empfinden, was er empfindet; ſo, daß alſo dieſe Leidenſchaft bald etwas von der Natur derjenigen, die die Selbſterhaltung betreffen, annehmen, und weil ſie ſich alsdann auf Schmerz bezieht, eine Quelle des Erhabenen werden, und bald auf Ideen von Vergnügen gerichtet ſeyn kann; und dann läßt ſich auf ſie alles anwenden, was wir von den geſelligen Neigungen geſagt haben, es ſey von denen, die die ganze Geſellſchaft, oder von denen, die nur beſondere Arten derſelben betreffen.

Durch dieſen Trieb vornehmlich geſchieht es, daß Poeſie, Malerey, und die übrigen auf die Seele wirkende Künſte, ihre Leidenſchaften von einem Herzen in das andere ergießen, und oft ſelbſt aus dem Elende, dem Unglück und dem Tode, einen Stoff zum Vergnügen ziehen können. Es iſt eine ſehr gemeine Bemerkung, daß Gegenſtände, welche in der Wirklichkeit widrig ſeyn würden, in der tragiſchen oder einer andern Nachahmung, die Quelle einer ſehr hohen Art von Ergötzungen werden. Dieß als ein gewiſſes Faktum voraus geſetzt, hat zu einer Menge von Erklärungen Anlaß gegeben. Man hat gemeiniglich jenes Vergnügen entweder aus der Beruhigung hergeleitet, die uns der Gedanke von Erdichtung bey ſo traurigen Geſchichten macht; oder aus dem frohen Gefühl unſerer eigenen Befreyung von den Uebeln, die wir vorgeſtellt ſehen. — Ich fürchte, es iſt bey Unterſuchungen dieſer Art ein gar zu gewöhnliches Verfahren, Empfindungen, deren Urſachen bloß in dem mechaniſchen Bau unſers Körpers, oder der natürlichen Anlage und dem Weſen unſers Geiſtes liegen, aus Vernunftſchlüſſen über die Natur der Gegenſtände zu erklären: denn ich bin geneigt zu glauben, daß der Einfluß, den das Nachdenken zur Hervorbringung unſrer Leidenſchaften hat, bey weitem ſo ausgebreitet nicht ſey, als man gemeiniglich annimmt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Die Wirkungen der Sympathie bey der Noth anderer.

Um dieſe Sache bey den Wirkungen des Trauerſpiels auszumachen, müſſen wir zuerſt unterſuchen, wie wir von den Empfindungen unſrer Nebenmenſchen bey ihrem wirklichen Leiden gerührt werden. Ich bin überzeugt, wir haben einen Grad von beruhigender Empfindung, und zwar keinen geringen, bey den wirklichen Unglücksfällen und Schmerzen andrer. — Denn, ſo lange dieſe Empfindung, ſie mag auch ſeyn, welche ſie will, nicht macht, daß wir ſolchen Gegenſtänden aus dem Wege gehn; wenn ſie uns im Gegentheil reizt uns denſelben zu nähern, wenn ſie macht, daß wir bey ihnen verweilen: ſo bin ich gewiß, wir müſſen ein Wohlgefallen oder ein Vergnügen irgend einer Art an dem Anſchauen derſelben haben. Leſen wir nicht die wahrhaften Geſchichten von dergleichen Auftritten mit eben ſo viel Vergnügen, als die erdichteten in Romanen oder Gedichten? Der Wohlſtand keines Reichs und die Größe keines Königes, wird uns beym Leſen auf eine ſo angenehme Art in Bewegung ſetzen, als der Untergang des macedoniſchen Staats, und die Noth ſeines unglücklichen Fürſten. Ein ſolcher Umſturz rührt uns in der Geſchichte nicht weniger, als uns in der Fabel die Zerſtöhrung von Troja rührt. Unſer Wohlgefallen bey Fällen dieſer Art ſteigt noch weit höher, wenn der Leidende ein vortrefflicher Mann iſt, der unter einem ungerechten Schickſal erliegt. Scipio und Cato ſind beydes tugendhafte Charaktere; aber wir werden von dem gewaltſamen Tode des letztern, und dem Falle der großen Parthey, welcher er anhieng, weit ſtärker gerührt, als von den verdienten Triumphen, und der ununterbrochenen Glückſeligkeit des erſtern. Denn Schrecken iſt eine Leidenſchaft, die allemal ein Wohlgefallen erregt, wenn ſie nicht zu nahe auf uns eindringt; und Mitleiden iſt eine Leidenſchaft, die mit Luſt verbunden iſt, weil ſie aus Liebe und geſelliger Zuneigung entſpringt. Allenthalben, wo die Natur die Abſicht hat, daß wir handeln und thätig ſeyn ſollen, da hat ſie die Leidenſchaft, die uns dazu antreibt, mit irgend einer Art von Wohlgefallen oder Luſt verbunden, der Gegenſtand derſelben mag ſeyn, welcher er will. Und da alſo der Schöpfer uns durch das Band der Sympathie hat vereinigen wollen: ſo hat er dieſes Band durch ein gleichmäßiges Vergnügen befeſtigt. Wäre dieſe Leidenſchaft bloß ſchmerzlich: ſo würden wir alle Perſonen und Oerter aufs ſorgfältigſte vermeiden, die eine ſolche Leidenſchaft in uns erregen könnten; ſo, wie einige Leute es wirklich thun, die allen Schmerz ſo ſehr ſcheuen, daß ſie auch nicht einmal eine ſtarke Empfindung ertragen können. Aber mit dem größten Theile der Menſchen verhält es ſich ganz anders. Kein Schauſpiel ſuchen wir ſo begierig auf, als das Schauſpiel ungewöhnlicher und ſchrecklicher Leiden. Und der Unglücksfall mag vor unſern Augen vorgehn, oder wir mögen ihn in der Geſchichte finden: ſo rührt er uns immer auf eine uns ergötzende Weiſe. Es iſt nicht reines lauteres Vergnügen, das wir dabey genießen, ſondern mit einer merklichen Unruhe vermiſchtes Vergnügen. Das Wohlgefallen, das wir an ſolchen Dingen finden, hindert uns, die Scenen des Elendes zu vermeiden: und der Schmerz, den wir dabey fühlen, treibt uns an, uns ſelbſt aufzurichten, indem wir denen, welche leiden, beyſpringen: und dieß alles unabhängig von allen Vernunftſchlüſſen, bloß durch einen Inſtinkt, der uns, ohne unſere Mitwirkung, zu ſeinem Ziel hintreibt.

Funfzehnter Abſchnitt.

Von den Wirkungen des Trauerſpiels.

So verhält es ſich bey wirklichen Unglücksfällen. Bey nachgeahmten Leiden findet ſich der einzige Unterſchied, daß wir noch ein neues Vergnügen aus der Nachahmung ſchöpfen. Denn ſo vollkommen ſie auch ſeyn mag: ſo werden wir doch immer gewahr, daß es Nachahmung iſt; und können uns alſo daran aus dieſem Grunde ergötzen. Und in einigen Fällen ſchöpfen wir in der That eben ſo viel, oder noch mehr Vergnügen aus dieſer Quelle, als aus dem Dinge ſelbſt.

Aber dann irren wir, glaube ich, ſehr, wenn wir irgend einen beträchtlichen Theil des Vergnügens, das uns die Tragödie macht, der Betrachtung zuſchreiben, daß ſie ein bloßer Betrug iſt, und ihre Vorſtellungen nicht Wirklichkeiten ſind. Je näher ſie der Wirklichkeit kommt, und je mehr ſie von uns alle Idee von Erdichtung entfernt, deſto vollkommner iſt ihre Wirkung. Aber mag ihre Wirkung ſeyn, welche ſie will, ſo reicht ſie niemals an den Eindruck der vorgeſtellten Sache ſelbſt. Man laſſe eines Tages das erhabenſte und rührendſte unſerer Trauerſpiele aufführen; man wähle dazu diejenigen Schauſpieler, welche den größten Beyfall haben; man ſpare keine Koſten an dem Theater und den Verzierungen; man vereinige die höchſten Kräfte der Dichtkunſt, Malerey und Muſik; und dann, wenn alle Zuſchauer verſammlet ſind, eben in dem Augenblicke, wo die Erwartung und Begierde am höchſten geſtiegen iſt, laſſe man die Nachricht ankommen, daß in einer benachbarten Straße ein Staatsverbrecher von hohem Range eben enthauptet werde: in einem Augenblicke wird die Leere der Schaubühne die verhältnismäßige Schwäche der nachahmenden Künſte, und den Sieg der wirklichen Sympathie beweiſen. Ich glaube, daß dieſe Meynung, als wenn wir bey der Wirklichkeit gewiſſer Sachen bloße Unluſt, und doch bey Abbildungen derſelben Vergnügen empfänden, daher entſtehe, weil wir nicht hinlänglich unterſcheiden, das was wir ſelbſt auf keine Weiſe würden thun wollen, und das, was wir doch begierig ſeyn würden zu ſehen wenn es geſchehen iſt. Wir ergetzen uns an dem Anblick von Dingen, die wir ſo weit entfernt ſind ſelbſt zu thun, daß unſre herzlichſten Wünſche darauf gehn, ihnen abgeholfen zu ſehen. Dieſe glorreiche Stadt, den Stolz Englands und Europens, durch Feuersbrunſt oder Erdbeben zerſtöhrt zu ſehen, dieß iſt, glaube ich, niemand verkehrt und boshaft genung zu wünſchen, wenn er auch für ſeine Perſon noch ſo weit von der Gefahr entfernt wäre. Aber geſetzt, der unglückliche Zufall wäre geſchehen: was für eine Menge von Menſchen würde ſich von allen Seiten herzu drängen, die Ruinen zu ſehen; und unter dieſer viele, die es ſich leicht würden haben gefallen laſſen, London in ſeiner Herrlichkeit niemals zu ſehen. Nun aber iſt weder bey wirklichen noch bey erdichteten Unglücksfällen anderer, der Gedanke daß wir von denſelben frey ſind, der Grund unſers Vergnügens: in meiner eignen Seele kann ich nichts dergleichen entdecken. Ich befürchte, dieſer Irrthum kömmt aus einer Art von Trugſchluß, von dem wir ſehr oft getäuſcht werden; daraus nämlich, daß wir nicht zwiſchen dem, was eine nothwendige Bedingung zu allem unſern Thun und Leiden iſt, und zwiſchen dem, was die Urſache einer gewiſſen beſondern Handlung iſt, unterſcheiden.

Wenn jemand mich erſticht: ſo war es dazu eine nothwendige Bedingung, daß wir beyde vor dieſer Begebenheit beym Leben ſeyn mußten; und doch wäre es ungereimt zu ſagen, dieſer Umſtand, daß wir beyde lebendige Geſchöpfe waren, ſey die Urſache ſeines Verbrechens und meines Todes. Auf gleiche Art iſt es gewiß, daß mein Leben nothwendig auſſer aller nahen Gefahr ſeyn muß, wenn ich an dem Leiden andrer, es ſey ein wirkliches oder eingebildetes, oder wenn ich überhaupt an irgend einer Sache in der Welt Vergnügen finden ſoll. Aber es iſt ein Trugſchluß, wenn man daraus folgert, daß dieſes auſſer Gefahr ſeyn, die Urſache meines Vergnügens bey dieſer oder irgend einer andern Gelegenheit ſey. Niemand, glaube ich, iſt ſich einer ſolchen Urſache von Vergnügen deutlich bewußt; ja, wenn wir nur nicht in dem Anfalle eines ſehr heftigen Schmerzen, oder einer ſehr nahe bevorſtehenden Gefahr ausgeſetzt ſind: ſo können wir für andre fühlen, während daß wir ſelbſt leiden; und dann oft am meiſten, wenn uns die Noth weicher gemacht hat. Wir ſehen Unglücksfälle mit Mitleiden an, mit denen wir gerne unſre eignen vertauſchen würden.

Sechszehnter Abſchnitt.

Nachahmung.

Die zweyte Leidenſchaft, die ſich auf die Geſellſchaft beziehet, iſt Nachahmung, oder wenn man lieber will, eine Begierde nachzuahmen, und alſo ein Vergnügen daran. — Dieſe Leidenſchaft entſteht ziemlich aus eben der Urſache als die Sympathie. Denn ſo wie uns die Sympathie an allem Theil nehmen läßt, was ein anderer Menſch empfindet: ſo treibt uns dieſe Neigung an, alles nachzumachen, was ein andrer thut. Und um deswillen macht uns das Nachahmen, und alles, was zu demſelben gehört, bloß in ſo fern Vergnügen, als es Nachahmung iſt, ohne Hülfe der überlegenden Vernunft, ganz allein vermöge der urſprünglichen Einrichtung unſrer Natur, die von der Vorſehung ſo gebildet worden, daß alle Sachen, die zu dem Endzwecke unſers Daſeyns gehören, nach der Verſchiedenheit ihrer Natur, Luſt oder Beruhigung in uns erwecken. Durch Nachahmung lernen wir weit mehr Sachen, als durch Unterricht; und was wir auf dieſe Weiſe lernen, das wird nicht nur weit beſſer, ſondern auch mit mehr Vergnügen erlernt. Die Nachahmung iſt es, die unſere Sitten, unſere Meynungen, unſere Lebensart bildet. Sie iſt das ſtärkſte Band der Geſellſchaft; ſie iſt eine

Art von natürlicher Gefälligkeit, durch welche jeder Menſch dem andern nachgiebt ohne ſich ſelbſt Zwang anzuthun, und die doch allen ausnehmend ſchmeichelhaft iſt. Auf ſie gründen die Malerey und viele andere ergötzende Künſte ihre vornehmſte Kraft. Und da ſie durch ihren Einfluß auf unſere Sitten und Leidenſchaften von ſo großen Folgen iſt: ſo will ich es verſuchen, eine Regel hier feſt zu ſetzen, die uns mit ziemlicher Gewißheit lehren kann, wann die Künſte ihre Wirkung, der Nachahmung oder unſerm Vergnügen an der Geſchicklichkeit des Nachahmers, und wann ſie ſie der Sympathie oder einer mit ihr verbundenen Urſache zu danken haben. Wenn der im Gedicht oder dem Gemälde vorgeſtellte Gegenſtand ſo beſchaffen iſt, daß wir keine Begierde haben würden ihn zu ſehen, wenn er wirklich wäre: dann rührt ſeine Kraft im Gemälde oder dem Gedicht lediglich von der Kraft der Nachahmung her, und von keiner in dem Dinge ſelbſt wirkenden Urſache. So verhält es ſich mit den meiſten ſolcher Stücke, die die Maler die ſtille Natur nennen. In dieſer iſt eine Hütte, ein Miſthaufen, ſind die niedrigſten und gemeinſten Küchengeräthe vermögend, uns Vergnügen zu machen. Aber wo der Gegenſtand des Gemäldes oder Gedichts von der Art iſt, daß wir in der Natur ſelbſt eilen würden, ihn zu ſehen: da können wir uns darauf verlaſſen, ſo ſeltſam auch die Empfindung ſeyn mag die er bey uns erregt, die Wirkung des Gedichts oder Gemäldes hangt mehr von der Natur des Dinges ſelbſt, als von der bloßen Wirkung der Nachahmung, oder von der Betrachtung der Kunſt des Nachahmers ab, ſo groß dieſe auch ſeyn mag. Ariſtoteles hat von der Wirkung der Nachahmung in ſeiner Poetik ſo viel und ſo viel gründliches geſagt, daß er jede andere Unterſuchung dieſer Sache ganz unnöthig gemacht hat.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Ehrgeiz.

Obgleich die Nachahmung eines von den großen Werkzeugen iſt, deſſen ſich die Verſehung bedient, unſere Natur ihrer Vollkommenheit näher zu bringen: ſo iſt doch leicht einzuſehen, daß wenn die Menſchen ſich lediglich der Nachahmung überließen, und einander in einem beſtändigen Cirkel auf dem Fuße nachgiengen, daß, ſage ich, alsdann alle Verbeſſerungen unter ihnen unmöglich ſeyn würden. Die Menſchen müßten alsdann, ſo wie die Thiere, nach Jahrhunderten eben das ſeyn, was ſie heute ſind, und was ſie am Anfange der Welt waren. Dieſem zuvor zu kommen, hat Gott dem Menſchen den Trieb des Ehrgeizes eingepflanzt, und dem Gedanken, daß er ſeine Nebenmenſchen in irgend einer unter ihnen werth gehaltenen Sache übertreffe, etwas ergötzendes gegeben. Dieſe Leidenſchaft iſt es, die die Menſchen zu allen den Unternehmungen treibt, durch die wir ſie ſich gewöhnlicher Weiſe hervor thun ſehn; ſie iſt es, die ſie alles zu thun bewegt, was in ihnen dieſe ſo reizende Idee ihrer Erhabenheit erwecken kann. Sie iſt ſo ſtark, daß ſie elende Menſchen mit dem Gedanken, die oberſten im Unglück zu ſeyn, getröſtet hat. Und es iſt gewiß, daß, wo wir uns nicht durch irgend eine wirkliche Vortrefflichkeit unterſcheiden können, wir anfangen, uns in unſern eignen Schwachheiten, Thorheiten oder Mängeln, beſonders wenn ſie ſonderbar und auſſerordentlich ſind, wohl zu gefallen. Dieſer Trieb iſt es, welcher der Schmeicheley ſo viel Gewalt über uns giebt: denn Schmeicheley iſt nichts anders, als was einem Menſchen die Einbildung eines Vorzugs giebt, den er nicht hat. Alles nun, was einen Menſchen mit oder ohne Grund, in ſeinem eignen Urtheile erhebt, bringt eine triumphirende Freude bey ihm zuwege, die der Seele ausnehmend angenehm iſt. Und dieſes Emporſtreben wird niemals mehr gefühlt, und wirkt niemals mit mehr Stärke, als, wenn wie ohne Gefahr mit ſchrecklichen Gegenſtänden umgehen: indem die Seele allemal einen Theil von der Würde und der Wichtigkeit der Dinge, die ſie betrachtet, ſich ſelbſt zuſchreibt. Daher kömmt der Stolz und die Empfindung eigner Hoheit, die, wie Longin bemerkt, allemal den Leſer bey denjenigen Stellen der Redner und Dichter einnimmt, welche wahrhaftig erhaben ſind; eine Sache, die jeder in ſich ſelbſt bey ſolchen Gelegenheiten wahrgenommen haben muß.

Achtzehnter Abſchnitt.

Wiederholung.

Um alſo das Ganze, was bisher iſt geſagt worden, in einige wenige Punkte zuſammen zu faſſen: ſo haben alle Leidenſchaften, die die Selbſterhaltung betreffen, mit Schmerz oder Gefahr zu thun. Sie ſind ſchlechterdings verdrüßlich, wenn ihre Urſachen unmittelbar auf uns wirken: ſie ſind ergötzend, wenn wir die Vorſtellung von Schmerz und Gefahr haben, ohne ſelbſt in dem Zuſtande des Schmerzens zu ſeyn. — Das Gefallen, was wir daran finden, habe ich nicht Luſt genannt, weil es ſich auf Schmerz gründet, und von allem poſitiven Vergnügen hinlänglich unterſchieden iſt. Alles, was dieſes Wohlgefallen erregt, nenne ich **erhaben.** Die Leidenſchaften, die die Selbſterhaltung betreffen, ſind die ſtärkſten unter allen.

Die zweyte Hauptgattung, in welche die Leidenſchaften in Abſicht auf ihre Endurſachen eingetheilt werden, iſt Geſelligkeit. Es giebt zwey Arten von Geſellſchaft. Eine zwiſchen den beyden Geſchlechtern: die Leidenſchaft, die darauf geht, heißt Liebe, und enthält eine Miſchung von thieriſchem Inſtinkt; ihr Gegenſtand iſt die Schönheit bey dem weiblichen Geſchlechte. Die andere zwiſchen den Menſchen und allen lebendigen Weſen überhaupt: die Leidenſchaft, die dazu gehört, heißt ebenfalls Liebe, aber ſie hat keine Miſchung von ſinnlichem Inſtinkt; und ihr Vorwurf iſt Schönheit. Unter dieſem Namen verſtehe ich alle diejenigen Eigenſchaften in den Dingen, die uns die Geſinnung des Wohlwollens und der Zärtlichkeit, oder ſonſt eine andre Leidenſchaft, die dieſen am nächſten kömmt, einflößen. Die Leidenſchaft der Liebe hat ihren Urſprung in einem poſitiven Vergnügen; ſie iſt, ſo wie alle aus dem Vergnügen entſpringende Leidenſchaften, fähig, mit einer Art von Unluſt vermiſcht zu werden, wenn nämlich die Vorſtellung ihres Gegenſtandes zugleich mit der Idee ihn unwiederbringlich ver-

verloh.

lehren zu haben, erreget wird. Dieſes vermiſchte Gefühl von Vergnügen und Unluſt habe ich nicht Schmerz genannt, weil es ſich auf wirkliches Vergnügen gründet, und in ſeinen meiſten Wirkungen allzuſehr vom Schmerz unterſchieden iſt.

Nach der allgemeinen Neigung, die wir für Geſellſchaft überhaupt haben; nach der Wahl eines einzelnen Gegenſtandes, in welcher wir durch das Vergnügen an demſelben beſtimmt werden, iſt die dritte beſondere Leidenſchaft dieſer Gattung, die Sympathie, und dieſe iſt von dem weiteſten Umfange. Das Weſen dieſer Leidenſchaft beſteht darinn, daß wir uns an die Stelle eines andern unter allen Umſtänden verſetzen, und in uns gleichförmige Empfindungen mit ihm erregen: ſo daß alſo dieſe Leidenſchaft, nachdem es die Gelegenheit erfordert, mit Schmerz oder mit Vergnügen verbunden ſeyn kann: doch mit den Einſchränkungen, die wir bey gewiſſen Fällen im zweyten Abſchnitte hinzu geſetzt haben. Was die Liebe zur Nachahmung und zum Vorzuge betrifft: ſo darf nichts mehr davon geſagt werden.

Neunzehnter Abſchnitt.

Beſchluß.

Ich glaubte, daß ein Verſuch einige unſrer Hauptleidenſchaften unter Klaſſen und auf gewiſſe Regeln zu bringen, eine gute Vorbereitung zu der Unterſuchung ſeyn würde, die wir in der folgenden Abhandlung anſtellen wollen. Die Leidenſchaften, die ich genonnt habe, ſind faſt die einzigen, deren Unterſuchung zu unſerer jetzigen Abſicht nothwendig ſeyn konnte, obgleich an ſich der Leidenſchaften weit mehrere, und alle einer genauen Erforſchung werth ſind. Je ſorgfältiger wir das menſchliche Herz unterſuchen, deſto ausnehmendere Spuren finden wir allenthalben von der Weisheit, die es gebildet hat. Wenn eine Abhandlung über den Gebrauch der körperlichen Gliedmaßen als ein Lobgeſang des Schöpfers angeſehen werden kann: ſo muß die Unterſuchung über den Gebrauch der Leidenſchaften gewiß nicht unfruchtbarer an Materie des Lobes für ihn, nicht unkräftiger für uns ſeyn, diejenige edle und ſeltene Verbindung von Einſicht und Bewunderung hervor zu bringen, welche nur von dem Anſchauen der Werke der unendlichen Weisheit, einem vernünftigen Geiſte gewährt werden kann. Wenn wir hiebey alles, was wir in uns ſelbſt richtig, gut und ſchön finden, ihm zueignen; ſeine Kraft und Weisheit auch in unſrer Schwäche und Unvollkommenheit entdecken; ſie da ehren, wo wir ſie deutlich gewahr werden; ihre Tiefe da anbeten, wo ſie ſich unſerm Nachſuchen entziehet: ſo können wir forſchen, ohne unbeſcheiden, und uns erheben, ohne ſtolz zu werden: wir können, wenn ich ſo ſagen darf, den Rathſchlüſſen des Allmächtigen beywohnen, indem wir ſeine Werke betrachten. Die Erhebung der Seele ſollte der vornehmſte Endzweck alles unſers Studirens ſeyn, und ohne dieſe Wirkung iſt es von geringem Nutzen. — Auſſerdem ſcheint mir die Betrachtung des Urſprungs unſrer Leidenſchaften noch dazu nothwendig, um ſie nach ſichern und feſten Regeln erregen zu können. Es iſt dazu nicht genung, ſie im allgemeinen zu kennen. Um einen Einfluß auf die feinern Arten derſelben zu haben, oder von den Werken deren Abſicht es iſt ſie zu erregen, richtig zu urtheilen, muß man genau die Gränze und das Gebieth einer jeden wiſſen, man muß ſie durch die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Wirkungen verfolgen, man muß in die innerſten, und dem Anſehen nach unzugänglichen Theile unſrer Natur eindringen.

Quod latet arcana non enarrabile fibra.

Zwar iſt es möglich, daß jemand ohne alles dieß, bloß nach dunkeln Vorſtellungen, doch ziemlich glücklich ſeyn könne, in ſeinen Werken die Natur zu treffen. Aber er kann niemals eine ſichere beſtimmte Regel haben, an die er ſich halte; noch kann er ſeine Sätze andern hinlänglich klar machen. Unter Dichtern und Rednern und Malern, und allen, welche irgend einen Theil der ſchönen Künſte bearbeiten, hat es immer einige gegeben, und es wird deren noch künftig geben, die ohne dieſe kritiſche Kenntniß, jeder in ſeinem Fache, mit glücklichem Erfolg arbeiten; ſo wie viele Künſtler Maſchinen verfertigt, und ſo gar erfunden haben, ohne die Geſetze der Bewegung zu kennen. Es iſt in der That nichts ſeltnes, in der Theorie falſch, und in der Ausübung richtig zu ſeyn; und es iſt ein Glück, daß es ſo iſt. Menſchen handeln oft richtig nach Gefühl, und urtheilen hinten drein über dieſe Gefühle falſch nach Vernunftſätzen. Aber da es gleich unmöglich iſt, alle Verſuchung zu ſolchen Schlüſſen zu vermeiden, oder den Einfluß derſelben über unſre Praxis zu verhüten: ſo iſt es wahrlich einiger Mühe werth, dieſe Schlüſſe zu berichtigen, und ſie auf ſichre Erfahrungen zu bauen. Wir könnten vielleicht erwarten, daß die Künſtler ſelbſt unſre ſicherſten Führer ſeyn würden: aber dieſe ſind zu ſehr mit der Ausübung beſchäfftigt geweſen. Die Philoſophen haben nur wenig gethan, und das meiſte, was ſie gethan haben, bezieht ſich auf ihre beſondre Syſteme und Meynungen. Und was die Kunſtrichter betrifft, ſo haben ſie insgeſammt die Regeln der Kunſt an dem unrechten Orte geſucht. Sie haben ſie unter Gedichten, Gemälden, Kupferſtichen, Statüen und Gebäuden geſucht: aber die Kunſtwerke können niemals die Regeln für die Kunſt geben. Ich will ſagen: die Urſache, warum die Künſtler überhaupt, und die Dichter insbeſondre, ſich immer in einem ſo engen Kreiſe bewegt haben, iſt, weil ſie mehr Nachahmer von einander als von der Natur waren, und dieß mit einer ſo getreuen Aehnlichkeit, und bis zu einem ſo entfernten Zeitalter hinauf, daß es ſchwer iſt zu ſagen, welches das erſte Muſter geweſen iſt. Die Kunſtrichter folgen den Künſtlern nach, und können ſich alſo nicht als Führer betragen. Ich kann nur ſehr dürftig von einer Sache urtheilen, wenn ich ſie nach keinem andern Maaßſtabe als nach ihr ſelbſt abmeſſe. Der wahre Maaßſtab der Künſte iſt in jedermanns Gewalt; und eine leichte Beobachtung der gemeinſten, und zuweilen

len der niedrigſten Dinge in der Natur, wird oft da das getreueſte Licht geben, wo der gröſte Scharfſinn und Fleiß, wenn er ſolche Beobachtungen verachtet, uns in der Dunkelheit läßt, oder welches noch ſchlimmer iſt, uns mit einem falſchen Lichte täuſchet und misleitet. Bey einer Unterſuchung iſt beynahe alles gethan, wenn man einmal auf dem rechten Wege iſt. Ich bin überzeugt, daß ich mit den folgenden Beobachtungen an und für ſich betrachtet nur wenig ausgerichtet habe; und ich hätte mir niemals die Mühe gegeben ſie in Ordnung zu bringen, und noch weniger es gewagt ſie bekannt zu machen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß nichts mehr zur Verderbniß der Wiſſenſchaft beytrüge, als ihr Stilleſtehen. Dieſe Gewäſſer müſſen erſt bewegt werden, ehe ſie ihre heilſame Kräfte zeigen können. Ein Mann, der ſich durch die Oberfläche der Dinge hindurch arbeitet, kann vielleicht ſelbſt irre gehn, aber er bahnt doch immer den Weg für andre, und ſeine Irrthümer ſelbſt können der Sache der Wahrheit nützlich werden. In den folgenden Theilen werde ich unterſuchen, welches die Dinge ſind, die in uns die Eindrücke des Schönen und Erhabenen erregen; ſo wie ich in dieſem dieſe Eindrücke ſelbſt betrachtet habe. Ich verlange nur eine Gunſt: dieſe, daß man keinen Theil dieſer Abhandlung allein, und auſſer dem Zuſammenhange mit den übrigen beurtheile: denn ich weis, daß ich mein Werk nicht geſchickt gemacht habe, die Probe einer mit Spitzfündigkeit geführten Controvers, ſondern nur einer beſcheidenen, und ſelbſt einer nachſichtsvollen Prüfung auszuhalten; ich weis, daß ich es nicht zum Streit ausgerüſtet, ſondern nur zum Beſuch bey denjenigen vorbereitet habe, die der Wahrheit einen friedlichen Zutritt zu verſtatten geneigt ſind.

Ende des erſten Theils.

Philo-

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Von den Leidenſchaften, die vom Erhabenen erregt werden.

Die Leidenſchaft, die von dem Großen und Erhabenen in der Natur, wenn dieſe Urſachen am ſtärkſten wirken, erregt wird, iſt Erſtaunen. Erſtaunen aber iſt derjenige Zuſtand der Seele, in welchem alle ihre Bewegungen, mit einigem Grade von Schrecken, gehemmt und unterbrochen werden. Die Seele iſt alsdann mit ihrem Gegenſtande ſo erfüllt, daß ſie an keinen andern denken, und ſelbſt über den erſten keine Betrachtungen anſtellen kann. Daher kömmt die große Gewalt, die das Erhabne über die Seele hat: eine Gewalt, die ſo wenig von unſerm Nachdenken über die Sache herkömmt, daß ſie vielmehr das Nachdenken verhindert, und uns auch wider unſern Willen mit ſich fortreißt. Dieß Erſtaunen alſo, iſt, wie ich geſagt habe, die Wirkung des Erhabnen in ſeinem höchſten Grade: die geringern Wirkungen deſſelben ſind, Bewunderung, Hochachtung und Ehrfurcht.

Zweyter Abſchnitt.

Schrecken.

Keine Leidenſchaft beraubt die Seele ſo gänzlich aller ihrer Kraft zu denken und zu handeln, als die Furcht. Denn, weil ſie in der Vorausſehung von Schmerz oder Tod beſteht: ſo wirkt ſie auch auf eine Art, die dem gegenwärtigen Schmerz ähnlich iſt. Was alſo unter Gegenſtänden des Geſichts ſchrecklich iſt, das iſt auch erhaben: es mag nun zugleich Größe der Ausdehnung haben, oder nicht. Es iſt unmöglich, irgend etwas, das gefährlich iſt, als klein und verächtlich anzuſehen. Es giebt viele Thiere, die nichts weniger als groß ſind, und doch eine erhabne Idee erwecken können, weil ſie als fürchterliche Thiere angeſehen werden, als z. B. die Schlangen, und faſt alle Arten giftiger Thiere. Und wenn zu

Dingen von groſſen Dimenſionen, noch die Idee des Schrecklichen hinzu kommt, ſo werden ſie ohne Vergleich erhabener. Eine groſſe weitausgedehnte Land-Ebene, giebt gewiß keine niedrige Idee. Die Ausſicht auf einer ſolchen Ebene kann ſich eben ſo weit erſtrecken, als eine Ausſicht aufs Meer. Aber kann ſie die Seele mit einem ſo groſſen Bilde anfüllen, als der Ocean iſt? Dieß kann von mehrern Urſachen herkommen; aber von keiner mehr als von der, daß der Ocean ein im hohen Grade ſchrecklicher Gegenſtand iſt. — In der That iſt das Schrecken, in allen Fällen ohne Ausnahme, bald ſichtbarer, bald verſteckter, das herrſchende Principium des Erhabenen. Verſchiedene Sprachen zeigen die Verwandſchaft dieſer Ideen an. Sie brauchen oft für Erſtaunen und Verwunderung eben das Wort, womit ſie das Schrecken ausdrücken. Θάμβος heiſſt im Griechiſchen ſowohl Furcht als Verwunderung, δεινὸς heiſſt ſchrecklich und ehrwürdig, αἰδέομαι, ich verehre und ich fürchte. Vereor iſt im Lateiniſchen, was αἰδέομαι im Griechiſchen iſt. Die Römer brauchten das Wort ſtupeo, ein Wort das den Zuſtand eines erſtaunenden Geiſtes ausnehmend wohl ausdruckt, ſowohl die Wirkungen der bloſſen Furcht, als die des Erſtaunens zu bezeichnen. Das Wort attonitus (vom Donner gerührt) drückt ebenfalls ſehr deutlich die Verbindung dieſer Begriffe aus. Und bezeichnet nicht das franzöſiſche Wort etonnement, das engliſche aſtoniſhment und amazement, das deutſche Erſtaunen, Beſtürzung, die verwandten Bewegungen, der Furcht und des Verwunderns? Diejenigen, welche eine ausgebreitetere Kenntniß von Sprachen haben, werden ohne Zweifel noch mehrere, und eben ſo einleuchtende Beyſpiele anführen können.

Dritter Abſchnitt.

Dunkelheit.

Um irgend eine Sache ſehr ſchrecklich zu machen, ſcheint allemal Dunkelheit nothwendig zu ſeyn. Wenn wir den genauen Umfang und die Gränzen einer Gefahr kennen; wenn wir mit dem Anblick derſelben bekannt geworden ſind: ſo iſt der größte Theil der Furcht verſchwunden. Jedermann wird dieſes empfinden, wenn er bedenkt, wie ſehr bey allen Arten der Gefahr die Nacht das Schrecken vermehre; und wie ſtark die Vorſtellung von Geiſtern und Geſpenſtern, von welchen ſich niemand deutliche Vorſtellung machen kann, auf die Gemüther derjenigen wirke, die den gemeinen Erzehlungen von dieſer Art Weſen Glauben beymeſſen. Diejenigen deſpotiſchen Regierungsformen, die auf die Leidenſchaften der

Menſchen, und vorzüglich auf die Leidenſchaft der Furcht gebaut ſind, halten ihr Oberhaupt ſo ſehr als ſie können, vor den Augen des Publici verborgen. Der nämliche Kunſtgriff iſt in vielen Religionen gebraucht worden. Beynahe alle heidniſche Tempel waren dunkel. Selbſt der Amerikaner ſtellt ſeinen Götzen in den dunkelſten Theil der Hütte, die er zu ſeinem Dienſt geweyht hat. Zu gleichem Ende verrichteten die Druiden alle Ceremonien ihres Gottesdienſtes mitten in den dunkelſten Wäldern, und in dem Schatten der älteſten und höchſten Eichen. Niemand ſcheint beſſer verſtanden zu haben, wie er ſchreckliche Dinge erhöhen, oder wenn ich ſo ſagen darf, ſie durch eine einſichtsvolle Dunkelheit in ihr ſtärkſtes Licht ſtellen ſolle, als Milton. Seine Beſchreibung vom Tode im zweyten Buche, iſt mit bewundernswürdigem Fleiße gemacht: es iſt erſtaunlich, mit welchem düſtern Pompe, mit welcher bedeutenden und ausdrucksvollen Ungewißheit in Zügen und Farben, er das Bildniß dieſes Königs der Schrecken ausmalt.

The other ſhape,
If ſhape it might be call'd, that ſhape had none
Diſtinguiſhable, in member, joint, or limb;
Or ſubſtance might be call'd that ſhadow ſeem'd,

For each ſeem'd either; black he ſtood as night;
Fierce as ten furies; terrible as hell;
And ſhook a deadly dart. What ſeem'd his head,
The likeneſs of a kingly crown had on.

Die andre Geſtalt ſtund,
Wenn es Geſtalt noch war, was keine hatte; woran man
Nichts gewiſſes entdeckte, von Theilen, Gelenken und Gliedern;
Und wenn Weſen das hieß, was einem Schatten nur gleich war;
Beydes ſchien es indeß; ſtund ſchwarz wie die Nacht da; ſo grimmig
Wie zehn Furien; ſchrecklicher noch als die Hölle. So ſchwang es
Einen drohenden Pfeil; und was ſein fürchterlich Haupt ſchien,
War mit der Schattengeſtalt von einer Krone gezieret.

Zachariä Ueberſetzung.

In dieſer Beſchreibung iſt alles im höchſten Grade dunkel, ungewiß, verworren, ſchrecklich und erhaben zugleich.

Vierter Abſchnitt.

Von dem Unterſchiede zwiſchen Klarheit und Dunkelheit in Anſehung der Leidenſchaft.

Etwas anders iſt es, eine Idee klar, und etwas anders, ſie für die Imagination eindringend machen. Wenn ich einen Pallaſt, einen Tempel, oder eine Landſchaft abzeichne: ſo gebe ich ſehr klare Begriffe von dieſen Gegenſtänden. Aber dieß mein Gemälde (die Wirkung der Nachahmung hinzu gerechnet,) kann aufs höchſte nur eben den Eindruck machen, den der wirkliche Pallaſt, der Tempel, die Landſchaft in der Natur ſelbſt würden gemacht haben. Eine Beſchreibung durch Worte hingegen, ſo lebhaft und ſo maleriſch ſie immer ſeyn möchte, würde nur eine ſehr dunkle und unvollkommene Idee dieſer Gegenſtände erregen: und doch wäre es möglich, durch dieſe Beſchreibung einen ſtärkern Eindruck hervor zu bringen, als durch jenes Gemälde. Dieſe beſtändige Erfahrung beweiſt, daß das eigenthümliche Mittel, geiſtige Veränderungen und Eindrücke von einem Menſchen zum andern fort zu pflanzen, die Worte ſind; daß alle andere Arten der Mittheilung hinter dieſer zurückbleiben: daß die Klarheit der Bilder ſo wenig zur Stärke der Leidenſchaften nöthig iſt, daß dieſe vielmehr ganz augenſcheinlich ohne irgend ein deutliches Bild des Verwurfs, durch bloſe Töne die zu der Abſicht geſchickt ſind, in Bewegung gebracht werden können: wovon wir einen ganz klaren Beweis in den zugeſtandnen und mächtigen Wirkungen der Inſtrumentalmuſik haben. In der That trägt eine große Deutlichkeit nur wenig dazu bey, die Leidenſchaften zu erregen, da ſie auf gewiſſe Weiſe eine Feindinn alles Enthuſiasmus iſt.

Fünfter Abſchnitt.

Fortſetzung derſelben Materie.

Es ſind zwey Verſe in Horazens Dichtkunſt, die das Gegentheil dieſer Meynung zu ſagen ſcheinen; und bey denen ich mich um deswillen etwas aufhalten muß, ſie zu erklären. Die Verſe ſind folgende:

> Segnius irritant animos demiſſa per aures,
> Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus.

Hierauf gründet der Abt du Bos ein Syſtem von Kritik, in welchem er der Malerey, in Anſehung der Erregung von Leidenſchaften, den Vorzug vor der Dichtkunſt giebt; und zwar hauptſächlich wegen der größern Deutlichkeit ihrer Vorſtellungen. Ich denke, dieſer vortreffliche Richter würde zu dieſem Irrthum, (wofern es anders ein Irrthum iſt,) durch ſein Syſtem verleitet, mit dem dieſe Meynung weit mehr als mit der Erfahrung übereinſtimmt. Ich kenne viele Perſonen, die die Malerey ſehr hoch ſchätzen und lieben, und deren Empfindungen bey den höchſten Meiſterſtücken dieſer Kunſt doch ziemlich kalt ſind, in Vergleichung des Feuers, von welchem ſie bey rührenden Stücken aus der Dichtkunſt oder Beredſamkeit belebt werden können. Niemals habe ich bemerkt, daß auf die Leidenſchaften der niedrigern Klaſſen des Volks, Gemälde viel Einfluß hätten. Es iſt wahr, die beſten Arten von Malerey ſowohl als Poeſie ſind in dieſer Sphäre nicht ſehr bekannt, oder werden nicht verſtanden. Aber es iſt doch gewiß, daß ihre Leidenſchaften durch einen fanatiſchen Prediger, oder die Ballade von Chevychaſe, oder die **Kinder im Walde**, oder durch andere ſolche kleine Gedichte, die unter Leuten von dieſem Stande herum gehen, ſehr ſtark erregt werden können. Ich weis keine Gemälde, weder ſchlechte noch gute, die eben dieſe Wirkung thäten. So demnach daß die Dichtkunſt, aller ihrer Dunkelheit ungeachtet, doch ſowohl eine weit allgemeinere, als eine weit ſtärkere Herrſchaft über unſere Leidenſchaften hat, als die Malerey. Und ich denke, es ſind in unſerer Natur Urſachen vorhanden, warum die dunkle Idee, wenn ſie uns auf die gehörige Art beygebracht wird, rührender ſeyn muß, als die klare. Unſere Unwiſſenheit von den Dingen iſt es, woraus alle unſere Bewunderung entſteht, und wodurch vornehmlich alle unſre Leidenſchaften erregt werden. Kenntniß und Gewohnheit machen, daß die Dinge, welche den allerheftigſten Eindruck zu machen geſchickt wären, uns nur wenig rühren. So verhält es ſich mit dem gemeinen Manne, und bey Sachen, die man nicht verſteht, iſt jeder eben ſo viel als ein gemeiner Mann. Die Vorſtellungen von Ewigkeit und Unendlichkeit gehören unter diejenigen, welche die Seele am meiſten erſchüttern: und doch verſtehen wir im Grunde von keiner Sache ſo wenig als von Ewigkeit und Unendlichkeit. Wir finden nirgends eine erhabnere Beſchreibung, als die eben erſt gerühmte des Miltons, wo er das Bildniß des Satans mit einer Würde, die dem Gegenſtande angemeſſen iſt, ſchildert.

He above the reſt
In ſhape and geſture proudly eminent
Stood like a tower: his form had yet not loſt
All her original brightneſs, nor appear'd
Leſs than archangel ruin'd, & th' exceſs
Of glory obſcur'd: as when the ſun new riſ'n

Looks through the horizontal miſty air
Shorn of his beams; or from behind the moon
In dim eclipſe diſastrous twilight ſheds
On half the nations; and with fear of change
Perplexes monarchs.

Er ſtund jetzt
Einem Thurm gleich, und ragete ſtolz an Muth und Betragen
Ueber die niedern hervor. Noch hatte ſeine Geſtalt nicht
Ganz den urſprünglichen Schein verlohren, er ſchien nichts geringers
Als ein Erzengel, welcher gefallen; allein nur verfinſtert
An der Herrlichkeit, die bey ihm ſonſt im Uebermaaß ſtralte.
So wie die Sonne, wofern ſie verhüllt in Nebeln herauf ſteigt,
Ihrer Stralen beraubt, erſcheint: und ſo wie ſie oftmals
Hinter dem Monde in düſterer Nacht mit furchtbarem Schatten,
Unglück weiſſagend, die Völker erſchreckt, und Monarchen in Sorgen
Wegen Staatsveränderungen ſetzt.

Zach. Ueberſ.

Hier iſt ein wirklich edles Gemälde; und woraus beſteht es? Aus dem Bilde eines Thurms, eines Erzengels, der unter Nebeln aufgehenden Sonne; aus einer Sonnenfinſterniß, aus dem Fall der Monarchen, und den Revolutionen der Königreiche. Die Seele wird durch eine Menge großer und mit Unordnung gehäufter Bilder auſſer ſich ſelbſt geſetzt; die eben deswegen, weil ſie gehäuft und verworren ſind, größern Eindruck machen. Man trenne ſie von einander, und ſie verlieren viel von ihrer Größe: man vereinige ſie zuſammen, und ſie verlieren ganz unſtreitig ihre Deutlichkeit. Die Bilder, die von der Dichtkunſt aufgeſtellt werden, ſind beynahe alle von dieſer dunkeln Gattung: obgleich überhaupt die Wirkungen der Dichtkunſt auf keine Weiſe den Bildern, die ſie in der Imagination erweckt, zugeſchrieben werden können, welchen Punkt wir hernach weitläuftiger unterſuchen werden. Die Malerey hingegen, kann bloß (das Vergnügen an der Nachahmung ausgenommen) vermittelſt der Bilder einen Eindruck machen, die ſie darſtellt. Und doch trägt ſelbſt in der Malerey eine mit Einſicht angebrachte Dunkelheit einiger Theile zu der Wirkung des Ganzen etwas bey; deswegen, weil die Bilder in einem Gemälde vollkommen ſo, wie die Dinge in der Natur wirken, und weil auch in dieſer, dunkle verworrene ungewiſſe Bilder eine größre Gewalt über die Phantaſie haben, ſie zu den heftigen Leidenſchaften zu bringen, als die klaren und beſtimmten. Aber wo und wann dieſe Bemerkung in der Ausübung angewandt werden kann, und wie weit ſie ausgedehnt werden dürfe, das wird beſſer aus der Natur des Stoffs und den beſondern Umſtänden als aus allgemeinen Regeln hergeleitet.

Ich weis wohl, daß dieſer Begriff Widerſpruch gefunden hat, und wahrſcheinlicher Weiſe von vielen verworfen werden wird. Aber man bedenke nur, daß kaum irgend eine Sache die Seele durch ihre Größe rühren kann, wenn ſie ſich nicht einigermaßen der Unendlichkeit nähert: und dieß kann kein Ding, deſſen Gränzen wir wiſſen; aber die Gränzen eines Dinges wiſſen, iſt eben ſo viel als es deutlich erkennen. Eine klare Idee iſt alſo nur ein andrer Name für eine kleine Idee. Im Buche Hiob iſt eine Stelle, die auſſerordentlich erhaben iſt, und dieſe Erhabenheit rührt größtentheils von der ſchreckensvollen Ungewißheit des beſchriebenen Dinges her.

„Im Traume des Geſichts in der Nacht, „wenn der Schlaf auf die Leute fällt, da kam „mich Furcht und Zittern an, und alle meine Gebeine erſchracken. Und da der Geiſt vor mir „über gieng, ſtunden mir die Haare zu Berge „an meinem Leibe. Da ſtund ein Bild vor mei-

„nen Augen, und ich kannte ſeine Geſtalt nicht, „es war ſtille, und ich hörete eine Stimme: Wie „mag ein Menſch gerechter ſeyn als Gott?„ Wir werden erſtlich mit der äußerſten Feyerlichkeit auf die Erſcheinung vorbereitet: wir werden erſchreckt, ehe wir auch nur die dunkle Urſache unſers Schreckens erfahren. Aber wenn nun dieſe Urſache des Schreckens endlich auftritt: was iſt ſie? Iſt ſie nicht, ſo verhüllt wie ſie iſt, in die Schatten ihrer eignen undurchdringlichen Dunkelheit, weit imponirender, weit ſchrecklicher, als die lebhafteſte Beſchreibung, und das klärſte Gemälde ſie möglicher Weiſe machen könnte? Wenn Maler es verſucht haben, von dieſen ſo phantaſiereichen und fürchterlichen Ideen der Dichtkunſt, klare und beſtimmte Abbildungen zu geben: ſo dünkt mich, iſt es ihnen beynahe allemal mislungen; ſo ſehr mislungen, daß ich bey allen Gemälden von der Hölle, die ich noch geſehen habe, ungewiß geweſen bin, ob der Maler nicht die Abſicht gehabt habe, etwas lächerliches hinein zu bringen. Verſchiedene Maler haben Subjecte von dieſer Art ſo behandelt, daß ſie alle gräßliche Phantomen zuſammen gebracht haben, die ihre Einbildungskraft ihnen nur darbieten wollte. Aber alle Zeichnungen, die mir z. E. von der Verſuchung des H. Antonius zu Geſicht gekommen ſind, waren mehr eine Art ſeltſamer wilder Grotesken, als irgend etwas, fähig, eine ernſthafte Leidenſchaft hervor zu bringen. Bey allen ſolchen Vorwürfen hat die Poeſie einen großen Vorzug. Ihre Geiſter, ihre Chimären, ihre Harpyen, ihre allegoriſchen Figuren ſind groß und machen Eindruck. Und obgleich das Bild des Gerüchts beym Virgil, und der Zwietracht beym Homer dunkel ſind: ſo ſind ſie nichts deſto weniger prächtig. In einem Gemälde würden dieſe Figuren deutlich genung ſeyn; aber ich fürchte, ſie würden zugleich lächerlich werden.

Sechſter Abſchnitt.

Kraft.

Auſſer den Dingen, welche unmittelbar die Vorſtellung von Gefahr erregen, und auſſer denen, welche aus körperlichen Urſachen eine ähnliche Wirkung thun, kenne ich nichts Erhabenes, das nicht in einer gewiſſen Art der Kraft beſtünde. Und dieſe Art des Erhabnen entſpringt eben ſo natürlich, wie die beyden andern, aus dem Schrecken, der gemeinſchaftlichen Quelle von allem was Erhaben iſt. Die Idee der Kraft ſcheint anfangs zu den gleichgültigen Ideen zu gehören, die nach Beſchaffenheit der Umſtände bald mit Vergnügen und bald mit Schmerz verbunden ſeyn können. Aber bey einer genauern Unterſuchung findet man, daß der Eindruck, den die Vorſtellung einer großen Kraft auf uns macht, nichts weniger als dieſen Charakter der Neutralität habe. Denn erſtlich, müſſen wir uns deſſen wieder erinnern, daß, da der Schmerz in ſeinem höchſten Grade eine weit ſtärkere Empfindung iſt, als der höchſte Grad von Vergnügen, er dieſes Uebergewicht auch in allen ſeinen übrigen Stuffen behalte. Daher kömmt es, daß, wo die Wahrſcheinlichkeit zu einem gleichen Grade von Leiden und von Vergnügen, ungefähr gleich groß iſt, der Gedanke an das Leiden allemal die Oberhand behält. Und in der That iſt der Gedanke des Schmerzens, und noch weit mehr des Todes, von einer ſo großen Wirkſamkeit auf die Seele, daß, ſo lange uns etwas gegenwärtig iſt, dem wir auch nur die Kraft zuſchreiben, uns eines von beyden zuzufügen, wir unmöglich ganz ohne Schrecken ſeyn können. Im Gegentheil wiſſen wir aus der Erfahrung, daß, um uns ein Vergnügen genieſſen zu laſſen, die Anwendung keiner großen Kraft nöthig ſey; wir wiſſen ſogar, daß die Anwendung derſelben den Genuß größtentheils zerſtöhren würde; weil das Vergnügen ſich bey uns einſtehlen, nicht uns aufgedrungen werden muß. Das Vergnügen iſt allemal unſrer Begierde gemäß; und um deswillen wird es uns ſehr oft von Dingen verſchafft, deren Kraft weit unter der unſrigen iſt. Schmerz aber, weil wir uns dieſen niemals freywillig gefallen laſſen, kann nur von einer Kraſt herrühren, die auf eine oder die andre Art der unſrigen überlegen iſt. Stärke alſo, Gewaltthätigkeit, Schmerz und Schrecken, ſind Vorſtellungen, die zu gleicher Zeit in die Seele eindringen. Man ſehe einen Menſchen oder ein Thier von auſſerordentlicher Stärke. Was iſt der erſte Eindruck, der vor allem Nachdenken bey dieſem Anblicke entſteht? Iſt es der, daß dieſe Stärke zu unſerer Bequemlichkeit, zu unſerm Vergnügen, oder zu unſerm Nutzen behülflich ſeyn könne? Nein, die erſte Bewegung iſt der Wunſch, daß ſie nicht zu unſerer Beraubung oder zu unſerm Untergange möge angewandt werden.

Daß Kraſt alle ihre Erhabenheit von dem Schrecken erhalte, mit dem ſie gewöhnlicher Weiſe begleitet iſt, ſieht man deutlich aus den wenigen Fällen, wo es möglich iſt, einen beträchtlichen Grad der Stärke von der Fähigkeit zu ſchaden abzuſondern. Thut man dieſes: ſo beraubt man die Sache alles ihres Erhabnen, und ſie wird den Augenblick verächtlich. Ein Ochſe iſt ein ungeheuer ſtarkes Thier, aber er iſt ein zahmes unſchuldiges Geſchöpf, uns im höchſten Grade dienſtbar, und nicht im geringſten gefährlich: und eben deswegen iſt die Idee eines Ochſen nicht erhaben. Ein Stier iſt auch ſtark; aber ſeine Stärke iſt von andrer Art; oft mörderiſch, ſelten (wenigſtens bey uns) zu unſern Arbeiten behülflich. Die Idee eines Stiers iſt um deswillen eine große Idee, und findet oft in erhabnen Beſchreibungen, und veredelnden Gleichniſſen ſtatt.

Wir wollen noch ein ander ſtarkes Thier in dieſem doppelten Lichte, deſſen es fähig iſt, betrachten. Das Pferd, als ein nützliches Thier, in ſo fern es für den Pflug, den Wagen, den Reuter gemacht iſt, in jeder andern Betrachtung von Geſchicklichkeit und Nutzen, hat nichts erhabnes. Aber dann macht es dieſen Eindruck, wenn wir uns das Pferd vorſtellen, „deſſen Hals bekleidet „iſt mit Donner, das ſtampft auf den Boden, „und freudig iſt mit Kraft, und zeucht aus dem Ge„harniſchten entgegen; das zittert und tobt, und „ſcharret in die Erde, und achtet nicht der Trom„meten Hall.„ In dieſer Beſchreibung verſchwindet die Nutzbarkeit des Pferdes gänzlich; und ſein Erhabnes tritt zugleich mit dem Schrecklichen deſſelben hervor. Wir haben beſtändig Thiere von einer beträchtlichen Stärke um uns; aber niemals gefährliche. Auch ſuchen wir nach dem Erhabnen niemals unter unſern Hausthieren. In dem dunkeln Walde und in der heulenden Wildniß ſtößt uns dieſes auf, in der Geſtalt des Löwen, des Tigers, des Panthers oder des Rhinoceros. So oft die Stärke bloß nützlich iſt, und ſich entweder zu unſerm Vortheile oder zu unſerm Vergnügen äuſſert: ſo oft iſt ſie nicht erhaben. Was uns angenehm ſeyn ſoll, das muß nach unſerm Willen wirken; aber um unſerm Willen gemäß zu wirken, muß es uns unterworfen ſeyn; und kein Ding von dieſer Art kann die Urſache einer großen und die Seele beherrſchenden Vorſtellung werden. Die Beſchreibung des wilden Eſels im Hiob, wird bloß dadurch erhaben, daß er als frey und den Menſchen zum Streit auffordernd, vorgeſtellt wird: „Wer hat die Bande des wilden Eſels aufgelöſt? Dem ich das „Feld zum Hauſe gegeben habe, und die Wüſte „zur Wohnung. Er verlachet das Gewimmel „der Stadt, das Pochen des Treibers hört er „nicht. Er ſchauet nach den Bergen, wo ſeine „Weide iſt.„ — Die prächtige Beſchreibung des Einhorns und des Leviathans in eben demſelben Buche iſt voll von ähnlichen erhöhenden Zügen. „Meynſt du, das Einhorn werde dir dienen, und „werde bleiben an deiner Krippe? Kannſt du ihm „ein Joch anknüpfen, dir Furchen zu machen? „Magſt du dich auf daſſelbe verlaſſen, daß es ſo ſtark „iſt, und wirſt es dir laſſen arbeiten? — Kannſt „du den Leviathan ziehen mit dem Hamen, und „ſeine Zunge mit einem Strick faſſen? Menneſt du, daß er einen Bund mit dir machen „werde, daß du ihn immer zum Knecht habeſt?

„Wenn du deine Hand an ihn legeſt, ſo gedenke, daß es ein Streit ſey, den du nicht ausführen kannſt.„ Kurz, wo wir nur immer Stärke finden, und in welchem Lichte wir ſie nur immer betrachten: da werden wir allemal bemerken, daß das Erhabne im Gefolge der fürchterlichen, und Verachtung die Folge der dienſtbaren und unſchädlichen Stärke iſt. Verſchiedne Gattungen von Hunden haben in hohem Grade Behendigkeit und Stärke; und ſie brauchen dieſe und andre ſchätzbare Eigenſchaften, die ſie beſitzen, hauptſächlich zu unſerm Dienſte und Vergnügen. Der Hund iſt in der That das geſelligſte, gutartigſte, liebenswürdigſte Geſchöpf des ganzen Thierreichs. Aber Liebe gränzt weit näher an Verachtung, als man gemeiniglich glaubt; und ob wir alſo gleich den Hund liebkoſen, ſo bergen wir doch von ihm das allerverächtlichſte unſerer Schimpfwörter. Jemanden einen Hund zu nennen, iſt in allen Sprachen das Zeichen der äuſſerſten Niederträchtigkeit und der gröſsten Verachtung. Der Wolf hat nicht mehr Stärke, als verſchiedene Hundsarten; aber ſeiner ungebändigten Wildheit wegen iſt die Idee eines Wolfes nicht verächtlich, und iſt weder von erhabnen Beſchreibungen noch Vergleichungen ausgeſchloſſen. — Dieß iſt der Eindruck, den phyſiſche Stärke macht. Die Gewalt im moraliſchen Verſtande,

ſtande, die, welche durch Verträge und willkührliche Einrichtungen, Königen oder Befehlshabern zukömmt, hat eben die Verbindung mit dem Schrecken. In vielen Reichen wird der Souverain mit dem Titel von furchtbarer Majeſtät angeredet. Und man wird finden, daß junge Leute, die noch wenig mit der Welt bekannt, und niemals zu Perſonen von hohem Range gekommen ſind, in ihrer Gegenwart eine ſolche ſchauervolle Ehrfurcht fühlen, die ſie des Gebrauchs aller ihrer Fähigkeiten beraubt. „Wenn ich ausgieng zum Thor in der Stadt,„ ſagt Hiob, „und mir ließ meinen Stuhl bereiten „in den Gaſſen: da ſahen mich die Jungen, und „verſteckten ſich, und die Alten ſtunden vor mir „auf.„ In der That iſt dieſe Schüchternheit bey dem Anblicke der Mächtigen ſo natürlich, und hängt ſo feſt an der urſprünglichen Einrichtung unſrer Natur, daß nur wenige im Stande ſind ſie ganz zu überwinden; und dieſes nur dann, wenn ſie viel mit den Geſchäfften der groſſen Welt umgegangen ſind, und ihren natürlichen Empfindungen oft Gewalt angethan haben. Ich weis, daß einige Leute glauben, die Vorſtellung der Macht ſey mit keiner Furcht verbunden; daß ſie ſo gar behaupten, der Gedanke an die Gottheit ſelbſt ſey ohne eine ſolche Bewegung. Ich vermied es mit Fleiß, bey dem Anfange meiner Betrachtungen über dieſe Materie, die Idee dieſes groſſen und furchtbaren Weſens als ein Beyſpiel einer ſo unbeträchtlichen Sache anzuführen, ob ſie ſich mir gleich oft darbot, nicht als ein Einwurf gegen meine Meynung, ſondern als ein ſtarker Grund für dieſelbe. Ich hoffe, daß ich das, was ich jetzt ſagen will, ohne Vermeſſenheit werde ſagen können, ob es gleich faſt jedem Sterblichen unmöglich iſt, mit vollkommner Genauigkeit von Gott zu reden. Ich ſage alſo, daß, wenn wir die Gottheit betrachten, bloß in ſo fern ſie ein Gegenſtand für den reinen Verſtand iſt; in ſo fern die Vorſtellung von ihr aus den Ideen von Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, alle in einem Grade genommen, der die Gränzen unſers Verſtandes weit überſteigt, zuſammengeſetzt iſt; daß, wenn wir die Gottheit auf dieſe abſtrakte und bloß geiſtige Art betrachten, unſre Einbildungskraft und unſre Leidenſchaften wenig oder gar nicht gerühret werden. Aber weil wir durch die Beſchaffenheit unſrer Natur genöthigt ſind, zu dieſen reinen Verſtandsideen durch ſinnlichere Vorſtellungen hinauf zu ſteigen, und von dieſen unſichtbaren Eigenſchaften des göttlichen Weſens, durch ihre ſichtbaren Wirkungen und Aeuſſerungen zu urtheilen: ſo wird es uns äuſſerſt ſchwer, unſern Begriff der Urſache ganz von den Wirkungen abzuſcheiden, durch welche wir zu der Kenntniß jener ſind geleitet worden. So alſo entſteht, wenn wir die Gottheit betrachten, durch die Vermiſchung ſeiner Wirkungen mit ſeinen Eigenſchaften, die ſich immer beyde zugleich der Seele darſtellen, eine Art von ſinnlichem Bilde; und dadurch werden dieſe Eigenſchaften fähig, unſre Einbildungskraft zu rühren. Ob nun gleich in unſerm deutlichen Begriffe von der Gottheit vielleicht keine ſeiner Eigenſchaften die Oberhand hat: ſo iſt doch in unſrer Imagination ſeine Macht bey weitem die lebhafteſte und rührendſte. Um von ſeiner Weisheit, ſeiner Gerechtigkeit, ſeiner Güte überzeugt zu werden, iſt einiges Nachdenken, einiges Vergleichen nöthig: aber um ſeine Macht zu empfinden, dürfen wir nur die Augen öffnen. Indem wir uns einen ſo unermeßlichen Gegenſtand als die Welt iſt, gleichſam in der Hand einer allmächtigen Kraft, und mit der Allgegenwart von allen Seiten erfüllt, vorſtellen: ſo ſinken wir in die Ohnmacht und Kleinheit unſers eignen Weſens zuſammen, und werden auf gewiſſe Weiſe vor ihm vernichtet. — Und obgleich die Betrachtung ſeiner übrigen Eigenſchaften unſre Zaghaftigkeit in gewiſſer Maaße wieder ermuntert, und unſre Schwachheit aufrichtet: ſo kann doch alle Ueberzeugung von der Gerechtigkeit, mit welcher dieſe Macht ausgeübt, und der Güte, mit welcher ſie gemildert wird, uns nicht ganz von dem Schrecken befreyen, welchen natürlicher Weiſe eine Gewalt, der nichts widerſtehen kann, erregt hatte. Wenn wir uns freuen, ſo freuen wir uns mit Zittern. Und ſelbſt, wenn wir Wohlthaten erhalten, ſo können wir nicht umhin, vor einer Macht zu ſchaudern, die uns Wohlthaten von ſolcher Wichtigkeit zu erweiſen im Stande iſt. Wenn David die Wunder der Macht und Weisheit betrachtet, die ſich in dem Bau und der Einrichtung des Menſchen zeigen: ſo wird er von einer Art von heiligem Schauer ergriffen; er ruft aus: „Fürchterlich „und wunderbar bin ich gemacht.„ Ein heidniſcher Dichter hat einen ähnlichen Gedanken. Horaz ſieht es als den Gipfel des philoſophiſchen Heidenmuths an, das unermeßliche und majeſtätiſche Gebäude der Welt, ohne Schrecken und ohne Erſchüttern anzuſehen.

> Hunc ſolem & ſtellas, & decedentia certis
> Tempora momentis, ſunt qui formidine nulla
> Imbuti ſpectent.

Lucretius iſt kein Dichter, der eines abergläubiſchen Schreckens wegen verdächtig ſeyn könnte; und doch, wenn er ſich vorſtellt, wie das ganze große Spiel der Natur vor dem Stifter ſeiner Secte aufgedeckt liege: ſo zieht ſich über ſeine Entzückung bey dieſem prächtigen Anblicke, den er mit den lebhafteſten und kühnſten Farben der

Poeſie ſchildert, ein Schatten von geheimem Schrecken und einem ſtillen Schauer.

> His tibi me rebus quaedam diuina voluptas
> Percipit, atque horror, quod ſic natura tua vi
> Tam manifeſta patet ex omni parte retecta.

Aber die heilige Schrift allein kann uns Vorſtellungen an die Hand geben, die der Majeſtät dieſes Gegenſtandes angemeſſen ſind. Allenthalben, wo Gott in der heiligen Schrift als erſcheinend oder redend vorgeſtellt wird: da wird auch jedes ſchreckliche Ding in der ganzen Natur herbey gerufen, das Ehrfurchtsvolle und Feyerliche ſeiner göttlichen Gegenwart zu erhöhn. Die Pſalmen und die prophetiſchen Bücher ſind voll von Beyſpielen dieſer Art. — „Die Erde erzitterte,„ ſagt der Pſalmiſt, „auch die Himmel ließen ſich herab vor der Gegenwart des Herrn.„ — Und welches merkwürdig iſt, das Gemälde bekömmt dieſen Charakter nicht bloß, wenn Gott vorgeſtellt wird, wie er herab kömmt, um Rache an den Gottloſen zu nehmen; ſondern auch, wenn er die ganze Fülle ſeiner Macht zu Handlungen der Wohlthätigkeit gegen die Menſchen anwendet. „Zittre du Erde vor der Gegenwart des Herrn, und vor der Gegenwart des Gottes Jakob, der den Fels verwandelt in ſtehendes Waſſer, die Kieſelſteine in eine Brunnquelle.

„quelle.„ — Die Stellen der heiligen und weltlichen Schriftſteller ſind unzählbar, die dieſe allgemeine Empfindung des menſchlichen Geſchlechts, daß mit dem Begriffe der Gottheit ein heiliges und ehrfurchtsvolles Schrecken verbunden ſey, beſtätigen. Daher dieſer gemeine Grundſatz, daß die Furcht die erſten Götter gemacht habe:

Primus in orbe deos fecit timor.

Dieſer Grundſatz, in ſo fern er den hiſtoriſchen Urſprung der Religion anzeigen ſoll, kann falſch ſeyn; und ich glaube, er iſt es wirklich. Der, welcher ihn machte, bemerkte die Unzertrennlichkeit dieſer beyden Vorſtellungen, ohne zu bedenken, daß der Begriff von einer großen Macht ſchon da ſeyn müſſe, wenn das Schrecken vor derſelben entſtehen ſolle. Aber ſo bald auch dieſer Begriff vorhanden iſt: ſo folgt die Furcht nothwendig. Aus dieſem Grunde hat die wahre Gottſeligkeit eine ſo große Miſchung von heilſamer Furcht, und muß ſolche haben. Ehe die chriſtliche Religion die Idee der Gottheit, ſo zu ſagen, menſchlicher gemacht, und ſie uns etwas näher gebracht hatte: wurde ſehr wenig von der Liebe Gottes geredet. Die Nachfolger des Plato haben etwas davon, aber auch nur etwas; die übrigen Schriftſteller des heidniſchen Alterthums, ſowohl Philoſophen als Dichter, haben gar nichts. Und wenn man bedenket, durch welche ſorgfältige

Bemühung, durch welche Geringſchätzung jedes vergänglichen Gutes, durch was für lange Uebungen von Andacht und Frömmigkeit es nur allein dem Menſchen möglich iſt, zu einer völligen Liebe und Ergebung gegen die Gottheit zu gelangen: ſo wird man einſehen, daß dieß nicht die erſte, die natürlichſte, und die ſtärkſte Wirkung ſey, die aus der Vorſtellung derſelben entſtehe. So haben wir alſo die Kraft durch ihre verſchiednen Stuffen bis zu der höchſten von allen verfolgt, wo unſre Einbildungskraft ſich verliert: und auf dieſem ganzen Wege finden wir ihr allemal das Schrecken zur Seiten, und ſehen es mit ihr, ſo weit wir ihr nachfolgen können, zugleich wachſen. Da nun Kraft ganz unſtreitig eine Hauptquelle des Erhabnen iſt: ſo zeigt dieß augenſcheinlich, woher der Eindruck des Erhabnen entſtehe, und unter welche Gattung der Ideen daſſelbe gehöre.

Siebenter Abſchnitt.

Privation.

Alle gänzliche Privationen ſind groß, weil ſie alle ſchrecklich ſind, Leere, Finſterniß, Einſamkeit, Stillſchweigen. Mit welchem Feuer der Einbildungskraft, und doch zugleich mit welcher ſtrengen Richtigkeit, hat Virgil dieſe

Umſtände da gehäuſt, wo er wußte, daß alle Bilder einer furchtbaren Würde vereinigt ſeyn ſollen, bey dem Eingange der Helle. Hier ſcheint er, bevor er die Geheimniſſe der großen Tiefe aufſchließt, von einem religiöſen Schauer ergriffen zu werden, und vor der Kühnheit ſeines eignen Unternehmens zurück zu beben.

Di, quibus imperium eſt animarum, vmbrae-
que *ſilentes!*
Et Chaos & Phlegethon! loca *nocte ſilentia*
late!
Sit mihi fas audita loqui! ſit numine veſtro
Pandere res alta terra & *caligine* merſas!
Ibant *obſcuri ſola* ſub *nocte*, per *vmbras*,
Perque domos Ditis *vacuas* & *inania* regna.

„Ihr Götter, denen die Geiſter, und ſchweigen-
„de Schatten gehorchen. O Chaos und Phle-
„gethon, die ihr weit umher das nächtlich ſchwei-
„gende Gebieth beherrſcht: vergönnt mir zu
„reden, was ich gehört habe. Zürnet nicht,
„wenn ich die Dinge ans Licht bringe, die in
„ihrem tiefſten Abgrunde, die Erde und Finſter-
„niß deckt. Verhüllt in Dunkelheit giengen ſie
„einher, in der einſamen Nacht, unter furchtba-
„ren Schatten; giengen durch die leeren Pallä-
„ſte des Pluto, und ſeine weiten unbewohnten
„Staaten.„

Achter

Achter Abſchnitt.

Größe der Ausdehnung.

Die Größe der Dimenſionen iſt eine andre ſichere Quelle des Erhabnen. Die Sache iſt zu augenſcheinlich, und die Bemerkung derſelben zu gemein, als daß ſie noch einige Erläuterung bedürfte. Aber das iſt nicht eben ſo gemein, die Art der Dimenſion zu unterſuchen, deren Größe den ſtärkſten Eindruck machet. Denn ſo viel iſt ausgemacht, daß eben daſſelbe Maaß körperlicher Größe, in der einen Lage und von der einen Seite betrachtet, eine weit größre Wirkung hervor bringe, als in einer andern Lage und von einer andern Seite. Ausdehnung begreift Länge, Höhe, und Tiefe unter ſich. Unter dieſen thut die Länge die kleinſte Wirkung. Hundert Ellen auf ebnem Boden werden bey weitem nicht ſo viel Eindruck machen, als ein hundert Ellen hoher Thurm, Fels, oder Berg. Ich glaube ferner, daß die Höhe weniger groß ſcheint als die Tiefe; und daß wir ſtärker gerührt werden, wenn wir in einen Abgrund hinab, als wenn wir an einer gleichgroßen Höhe hinauf ſehen. Eine lothrechte Fläche hat mehr Kraft Erhabenheit zu wirken, als eine ſchiefliegende, und der Eindruck, den eine rauhe unebne Oberfläche macht, iſt ſtärker als der von einer glatten und polirten. Es würde uns von unſerm Wege abführen, wenn wir den Urſachen aller dieſer Erſcheinungen nachforſchen wollten, ob ſie gleich ein weites und fruchtbares Feld für die Spekulation darbieten. So viel aber dürfen wir doch zu dieſen Anmerkungen über die Größe noch hinzu ſetzen, daß das äuſſerſt kleine in gewiſſer Maaße eben ſowohl erhaben ſey, als das ausnehmend große. Wenn wir auf die unendliche Theilbarkeit der Materie Acht geben, wenn wir das animaliſche Leben bis in dieſe unbegreiflich kleine und doch noch organiſirte Atome verfolgen, die dem ſchärfſten Auge entgehen; wenn wir mit unſern Nachforſchungen noch weiter hinab ſteigen, und die Möglichkeit noch um viele Grade kleinerer Thiere, und die ohne Ende abnehmende Stufenleiter des Daſeyns bedenken, bey welcher ſich die Einbildungskraft eben ſowohl als die Sinne verlieren: ſo erſtaunen wir über dieſe Wunder von Kleinheit; wir können den Eindruck dieſes äuſſerſt kleinen von dem Eindruck des großen nicht unterſcheiden. Das Theilen muß eben ſo unendlich ſeyn als das Vermehren, indem man zu der Idee einer abſoluten Einheit eben ſo wenig, als zu der Idee eines vollſtändigen Ganzen, zu welchem ſich nichts mehr hinzu ſetzen lieſſe, gelangen kann.

Neun-

Neunter Abſchnitt.

Unendlichkeit.

Die Unendlichkeit iſt eine neue Quelle des Erhabenen, wofern ſie nicht vielmehr mit der Gröſſe zu einerley Klaſſe gehört. Das Unendliche erfüllt die Seele mit derjenigen Art angenehmen Schreckens, welche die eigne Wirkung, und das ſicherſte Merkmal des Erhabnen iſt. Unter den Gegenſtänden der Sinne wird es ſchwerlich ein wirklich Unendliches geben. Aber ſolche giebt es, die unendlich ſcheinen, weil das Auge ihre Gränzen nicht abſehen kann; und dieſe machen eben den Eindruck, als wären ſie wirklich ohne Gränzen. Auf gleiche Art werden wir getäuſcht, wenn die Theile irgend eines groſſen Gegenſtandes, in einer ſo unbeſtimmten Zahl auf einander folgen, daß die Einbildungskraft durch nichts aufgehalten wird, dieſe Reyhe noch weiter fort zu ſetzen. Wenn einerley Vorſtellung oft hintereinander iſt wiederholt worden: ſo wird die Seele durch eine Art mechaniſcher Bewegung veranlaßt, ſie noch eine geraume Zeit nachher zu wiederholen, wenn ſchon die anfängliche Urſache aufgehört hat zu wirken. Wenn wir uns im Kreiſe herum drehen, und dann niederſetzen, ſo gehet alles noch eine Zeitlang mit uns herum. Nach einer langen Dauer oder Folge einförmiger Töne, dergleichen ein Waſſerfall, oder die Schläge eines Schmiedehammers verurſachen, rauſcht das Waſſer, und ſchlägt der Hammer noch lange in unſrer Imagination fort, nachdem ſchon längſt das Geräuſch dieſer Dinge ſelbſt aufgehört hat; und dieſe Empfindung wird ſich nur nach und nach in unmerklichen Stuffen verlieren. Wenn man an einer hohen Stange, mit dem Auge gegen die Spitze derſelben gerichtet, hinan ſieht: ſo ſcheint ſie von unglaublicher Länge zu ſeyn. Man mache an dieſer Stange eine Anzahl gleichförmiger, und gleich weit von einander abſtehender Merkmale: und vermöge einer ähnlichen Art von Täuſchung werden dieſe Merkmale ohne Ende fortzugehn ſcheinen. Die ſinnlichen Werkzeuge, wenn ſie einmal in eine ſtarke Bewegung von gewiſſer Art ſind geſetzt worden, können nicht ſogleich wieder in Ruhe kommen, oder den Eindruck andrer Dinge annehmen: ſie fahren in ihrer erſten Bewegung ſo lange fort, bis der Eindruck der bewegenden Urſache verlöſcht. Dieß iſt der Grund von einer bey Wahnwitzigen ſehr gemeinen Erſcheinung, daß ſie Tage und Nächte, zuweilen ganze Jahre mit der beſtändigen Wiederholung derſelben Sentenz, einerley Klagen, oder einerley Liedes zubringen. Dieſe Dinge hatten, zu der Zeit, da ſie in Wahnwitz verfielen, einen gewaltſamen Eindruck auf ihre zerrüttete Einbildungskraft gemacht;

jede nachmalige Wiederholung verſtärkte die Idee derſelben: und der Ungeſtüm ihrer Lebensgeiſter, der durch die Herrſchaft der Vernunft nicht gemäßigt wird, erhält ſie bis an das Ende ihres Lebens in ihrer erſten Stärke.

Zehenter Abſchnitt.

Einförmigkeit und Succeßion.

Succeßion und Einförmigkeit der Theile iſt das, woraus das künſtlich unendliche beſteht. 1. Succeßion. Die Theile müſſen ſo lange und in einer ſolchen Richtung fortgehn, daß der Eindruck auf den Sinn oft genung wiederholt werde, um die Imagination zu veranlaſſen, ſie ſich noch über ihre wirklichen Gränzen hinaus fortgeſetzt zu denken. 2. Einförmigkeit, weil, wenn die Geſtalten der Theile ſich ändern, die Imagination bey jedem Uebergange, ſo zu ſagen, aufgehalten wird. Jede Abwechſelung macht das Ende einer Vorſtellung und den Anfang einer neuen aus: und dadurch wird es unmöglich, ſich dieſe Reyhe als ununterbrochen fortgehend vorzuſtellen, welches allein begränzten Dingen den Schein von Unendlichkeit geben kann. In dieſer Art von künſtlicher Unendlichkeit haben wir, glaube ich, die Urſache zu ſuchen, warum eine Rotunde einen ſo edlen Anblick giebt. In einer

Rotunde nämlich, ſie mag in Gebäuden oder in der Gärtnerey vorkommen, läßt ſich nirgends eine Gränze beſtimmen. Man kehre ſich nach welcher Seite man will: ſo ſcheint derſelbe Gegenſtand fort zu gehn, und die Einbildungskraft findet nirgends einen Ruhepunkt. Aber, um dieſer Form ihre volle Wirkung zu geben, müſſen die Theile nicht bloß kreisförmig geſtellt, ſondern auch unter einander ähnlich ſeyn. Denn jede Verſchiedenheit in der Zuſammenſetzung, oder der Figur, oder ſelbſt in der Farbe der Theile, iſt der Idee von Unendlichkeit hinderlich; weil bey jeder Abwechſelung, gleichſam eine neue Reyhe von Ideen anfängt, und alſo der Fortgang gehemmt und unterbrochen wird. Aus eben dieſen Urſachen der Succeſſion und der Einförmigkeit, wird man das Große in dem Anblicke der heidniſchen Tempel leicht erklären können, die größtentheils in einer länglichten Form gebaut waren, und auf jeder Seite eine Reyhe gleichförmiger Säulen hatten. Aus eben dieſem Grunde thun die langen Gänge in vielen unſrer Kathedralkirchen ſo große Wirkung.

Ich halte die Figur des Kreuzes, in der einige neue Kirchen gebaut ſind, für weit ſchlechter als das Viereck der Alten. Wenigſtens giebt ſie von auſſen einen nicht ſo großen Anblick. Denn geſetzt, die Aerme dieſes Kreuzes ſind einander gleich: ſo wird, wenn man einer von den Seitenwänden gegen über ſieht, nicht nur keine Täuſchung, die den Anblick des Gebäudes noch länger machte, vorgehen, ſondern es wird auch ein beträchtlicher Theil (zwey Drittheile) ſeiner wirklichen Länge dem Geſicht entzogen werden. Und weil die Aerme des Kreuzes eine neue Richtung anfangen, und mit dem Stamme rechte Winkel machen: ſo machen ſie der Einbildungskraft durchaus die Fortſchreitung unmöglich, indem ſie ſie von der Wiederholung der vorigen Idee gänzlich abziehen. Geſetzt, der Zuſchauer ſtehe an einem Orte, wo er das ganze Gebäude überſehen könne, was wird alsdann die Folge ſeyn? nothwendiger Weiſe dieſe, daß ein guter Theil von jedem Schenkel der Winkel, die durch das Zuſammenſtoßen der Aerme formirt werden, verlohren geht, und daß das Ganze alſo ein zerſtücktes unzuſammenhängendes Anſehen bekömmt; daß die Lichter ſehr ungleich, hier ſtark und dort ſchwach ſeyn müſſen, ohne den ſtuffenweiſen Uebergang, der an Theilen, die in geraden Linien ununterbrochen fortgehen, durch die Geſetze der Perſpectiv hervor gebracht wird. Einige, oder alle von dieſen Fehlern werden ſich an jeder Art von Kreuz, und aus welchem Geſichtspunkte man es auch anſieht, finden laſſen. Ich habe das griechiſche Kreuz zum Beyſpiele genommen, weil bey ihm dieſe Fehler am merklichſten ſind; aber ſie ſind bis auf einen gewiſſen Grad in jeder Art des Kreuzes ſichtbar. In der That iſt nichts dem Groſſen in Gebäuden mehr hinderlich, als eine Menge von Winkeln: ein Fehler, der bey ſehr vielen Gebäuden vorkömmt, und der aus einer zu groſſen Begierde nach Mannichfaltigkeit herrührt. Wo dieſe Neigung die Oberhand hat, da läßt ſie wenig von einem wahren Geſchmacke übrig.

Eilfter Abſchnitt.

Größe der Dimenſionen in Gebäuden.

Wenn ein Gebäude erhaben ſeyn ſoll, ſo muß es nothwendig von groſſem Umfange ſeyn: denn bey wenigen und kleinen Theilen kann die Imagination ſich zu keiner Vorſtellung von Unendlichkeit erheben. Das Edle in der Manier kann auf keine Weiſe den Mangel einer hinlänglichen Größe erſetzen. Es iſt nicht zu befürchten, daß dieſe Regel zu ungeheuren und ausſchweifenden Entwürfen verführe; ſie ſchließt ſchon ihre eigne Einſchränkung in ſich. Eine zu große Länge zerſtöhrt eben dieſe Größe des ganzen Gebäudes, die ſie zu befördern beſtimmt war. Vermöge der Perſpectiv wird die Höhe um ſo viel verkleinert, als die Länge zunimmt. Das Gebäude wird hinten in einen einzigen Punkt zuſammen zu laufen ſcheinen, und die ganze Figur wird in eine Art von Dreyeck verwandelt werden, die armſeligſte unter allen Figuren, in Abſicht ihrer Wirkung aufs Auge. Ich habe faſt immer gemerkt, daß ein Säulengang oder eine Allee von mäßiger Länge, ohne Vergleich größer ſcheint, als die, welche man bis zu einer ſehr weiten Ferne fortgeführt hat. Ein wahrer Künſtler muß die Zuſchauer bey einer edlen Einfalt zu täuſchen wiſſen; er muß den größten Eindruck durch einfache Mittel erhalten. Entwürfe, die bloß durch ihre Länge und Breite groß werden, ſind allemal Zeichen einer gemeinen und niedrigen Einbildungskraft. Kein Werk der Kunſt kann groß ſeyn, als durch Täuſchung. Es auf andre Art zu ſeyn, iſt das Vorrecht der Natur. Ein gutes Auge wird das Mittel zwiſchen einer ausſchweifenden Länge oder Höhe, (denn an beyden laſſen ſich dieſelben Fehler begehen,) und zwiſchen einer abgebrochnen und verſtümmelten zu finden wiſſen. Und vielleicht könnte man dieſes Mittel mit ziemlicher Genauigkeit beſtimmen, wenn es meine Abſicht wäre, mich in das beſondere irgend einer Kunſt tief einzulaſſen.

Zwölfter Abſchnitt.

Unendlichkeit bey ergötzenden Gegenſtänden.

Unendlichkeit, obgleich von einer andern Art, hat eben ſo viel Antheil an der Luſt, die ergötzende, als an der Bewunderung, die erhabne Gegenſtände bey uns erregen. Der Frühling iſt die ſchönſte unter den Jahreszeiten. Die Jugend der meiſten Thiere, ob ſie uns gleich noch keine völlig ausgebildete Geſtalt zeigt, macht demohnerachtet einen angenehmern Eindruck, als das reife Alter. Die Einbildungskraft wird nämlich, im erſten Falle, durch die Hoffnung von noch etwas künftigem unterhalten, und bleibt nicht bloß bey dem ſtehen, was jetzt in der Sache ſichtbar iſt. In unausgeführten Zeichnungen habe ich oft etwas gefunden, was mir weit mehr gefiel, als die ſorgfältigſte Ausarbeitung; und dieß kömmt, glaube ich, von eben der Urſache, die ich jetzt angezeigt habe.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Schwierigkeit.

Eine andre Quelle von Größe iſt Schwierigkeit. So oft ein Werk ausnehmend viel Kraft oder Arbeit ſcheint erfordert zu haben: ſo iſt die Idee deſſelben groß. Stonehenge *) iſt weder durch ſeine Anordnung, noch durch ſeine Verzierungen, bewundernswürdig. Aber dieſe ungeheuren rohen Maſſen von Steinen, die auf einander aufgethürmt ſind, führen die Seele auf die unermeßliche Gewalt, die zu einem ſolchen Werke angewandt werden mußte. Selbſt das Rauhe, Wilde des Werks vermehrt dieſen Eindruck von Hoheit, weil es allen Gedanken von Kunſt und künſtlichen Methoden die Sache zu Stande zu bringen ausſchließt. Denn Geſchicklichkeit bringt einen ganz andern Eindruck hervor, der ſich von dieſem deutlich genung unterſcheiden läßt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Pracht.

Pracht, iſt ebenfalls eine Quelle des Erhabenen. Ein Ueberfluß von Dingen, die einen großen Glanz oder Werth haben, iſt prächtig. Der geſtirnte Himmel, ſo oft wir ihn auch geſehen haben, erregt doch immer noch eine Vorſtellung von Hoheit. Die Urſache davon ſind nicht die Sterne ſelbſt einzeln betrachtet. Ihre Anzahl iſt es. Die anſcheinende Unordnung vermehrt noch die Erhabenheit: denn jeder

---

*) Ruinen von einem Druidentempel in Wiltſhire in England.

Schein der Sorgfalt ſchadet der Pracht. Ueberdieß macht es uns dieſe ſcheinbare Unordnung unmöglich, ſie zu zählen; dieß giebt ihnen eine Art von Unendlichkeit. In Werken der Kunſt muß dieſe Gröſſe, die von der Menge herkömmt, mit vieler Behutſamkeit angebracht werden. Denn ein Ueberfluß von lauter vortreflichen Sachen iſt gar nicht, oder ſehr ſchwer zu erhalten. Und überdieß würde in vielen Fällen dieſe prächtige Unordnung das Nützliche der Sache zerſtöhren, auf welches man bey den meiſten Werken der Kunſt am ſorgfältigſten zu ſehen hat. Endlich iſt auch noch dieß in Betrachtung zu ziehen, daß, gelingt es uns nicht, durch dieſe Unordnung den Schein von Unendlichkeit hervor zu bringen, wir bloß Unordnung ohne Pracht haben. Es giebt demohnerachtet eine Art Feuerwecke, und einige andre Dinge, die durch dieſes Mittel ſich gut ausnehmen, und wirklich erhaben werden. Auch viele Beſchreibungen in den Dichtern und Rednern haben ihre Erhabenheit dem Reichthum, und einem verſchwenderiſchen Ueberfluſſe von Bildern zu danken, von denen die Seele dergeſtalt übermannt wird, daß ſie auf die genaue Uebereinſtimmung und Richtigkeit der Vergleichungen, die in jedem andern Falle gefordert wird, nicht mehr aufmerkſam ſeyn kann. Ich erinnere mich jetzt keines mehr in die Augen fallenden Beyſpiels

ſpiels davon, als der Beſchreibung, die Schakſpear, in Heinrich dem 4ten, von des Königs Armee macht.

All furnish'd, all in arms,
All plum'd like oſtriches that with the wind
Baited, like eagles having lately bathed:
As full of ſpirit as the month of May;
And gorgeous as the ſun in Midſummer,
Wanton as youthfull goats, wild as young bulls.
I ſaw young Harry with his beaver on
Riſe from tho ground like feather'd Mercury
And vaulted with ſuch eaſe into his ſeat,
As if an angel dropped from the clouds
To turn and wind a fury Pegaſus.

„Alle gerüſtet, alle in den Waffen, alle mit Federn geſchmückt, gleich Straußen die mit dem Winde kämpfen, oder gleich Adlern die jüngſt aus dem Bade kommen; ſo voll von Leben und Geiſt, als der Monath May, ſo ſtolz und brennend als die Sonne in der Mitte des Sommers, muthwillig wie junge Ziegen, wild und ungeſtüm wie junge Stiere. Ich ſahe den jungen Heinrich, ſeinen Hut auf dem Haupte, ſich vom Boden gleich dem geflügelten Merkur erheben, ſich ſanft und leicht in ſeinen Sattel ſchwingen, als wenn ein

„Engel von den Wolken ſich herab lieſſe, einen feurigen Pegaſus zu bändigen.„

In dem Buche Sirach, dieſem vortrefflichen Buche, das wegen der Lebhaftigkeit ſeiner Beſchreibungen eben ſo merkwürdig iſt, als wegen der Gründlichkeit und des Scharfſinns ſeiner Maximen, iſt eine erhabne Lobrede auf den Hohenprieſter Simon den Sohn des Onias; und es iſt ein ſehr gutes Beyſpiel von der Sache, wovon wir handeln:

„Wenn er aus dem Vorhang hervor gieng: ſo leuchtete er, wie der Morgenſtern durch die Wolken; wie der volle Mond, wie die Sonne ſcheinet auf den Tempel des Höchſten; wie der Regenbogen mit ſeinen ſchönen Farben; wie eine ſchöne Roſe im Lenzen, wie eine Lilie im Waſſer, wie der Weyhrauchbaum im Lenzen; wie ein entzündeter Weyhrauch im Räuchfaß; wie ein gülden Gefäß mit allerley Edelgeſteinen geziert; wie ein fruchtbarer Oelbaum, und wie der höchſte Cypreſſenbaum. Wenn er den ſchönen langen Rock anlegte, und den ganzen Schmuck anzog, und zum heiligen Altar trat: ſo zierte er das ganze Heiligthum umher. Wenn er aber aus der Prieſter Hände die Opferſtücke nahm, und bey dem Feuer ſtund, ſo auf dem Altar brannte: ſo ſtunden ſeine

„Brüder rings um ihn her, wie die Cedern auf „dem Libanon gepflanzt, und umringten ihn wie „Palmzweige; und alle Kinder Aaron in ihrem „Schmuck, und hatten des Herrn Opfer in ihren Händen vor der ganzen Gemeinde Iſrael „u. ſ. w.„

Funfzehnter Abſchnitt.

Licht.

Nach der Betrachtung der körperlichen Größe, in Abſicht auf Erhabenheit, folgt zunächſt die Betrachtung der **Farbe**. Alle Farben beruhen auf dem **Lichte**. Und alſo muß erſtlich die Wirkung des Lichts, und des ihm Entgegenſtehenden, der Finſterniß unterſucht werden. Wenn Licht das Erhabne hervor bringen ſoll, ſo muß es mit beſondern Umſtänden begleitet ſeyn: denn an ſich hat es keine andre Wirkung, als die Dinge ſichtbar zu machen. Bloßes Licht iſt etwas zu gemeines, um einen großen Eindruck auf die Seele zu machen; und ohne einen großen Eindruck kann nichts erhaben ſeyn. Aber ein ſolches, wie das Sonnenlicht, erregt, wenn es unmittelbar auf das Auge wirket, eine wirklich große Idee, weil es die Stärke des ſinnlichen Werkzeugs überwältigt. Ein Licht von mindrer Stärke, das ſich aber mit großer Geſchwindigkeit bewegt, hat dieſelbe Kraft. Der Blitz hat gewiß etwas Erhabenes, welches bloß von ſeiner ausnehmenden Schnelligkeit herkommt. Ein plötzlicher Uebergang von Licht zur Finſterniß, oder von Finſterniß zum Lichte, thut eine noch größre Wirkung. Ueberhaupt aber iſt Dunkelheit weit mehr fähig, erhabne Ideen zu erwecken, als Licht. Der große engliſche Dichter war davon überzeugt; und in der That war er von dieſer Idee ſo durchdrungen, und kannte die Kraft einer wohlangebrachten Dunkelheit ſo wohl, daß um die Erſcheinung der Gottheit zu beſchreiben, er mitten unter einen Ueberfluß der prächtigſten Bilder, die ihm von der Größe ſeines Gegenſtandes eingegeben wurden, die Dunkelheit mit ſetzt, die dieſes Unbegreiflichſte aller Weſen umgiebt.

—With the majeſty of darkneſs round
Circles his throne.

„Ein majeſtätiſches Dunkel hieng rings um
„ſeinen Thron.„

Ja, was noch merkwürdiger iſt: ſo weis unſer Dichter dieſe Idee zu erhalten, ſelbſt wo er ſich am weiteſten von ihr zu entfernen ſcheint; ich meyne, wenn er das Licht und die Herrlichkeit beſchreibt, die von ſeinem göttlichen Antlitze ausfließt; ein Licht, das durch ſein Uebermaaß ſelbſt in eine Art von Finſterniß verwandelt wird.

Dark with exceſſive light thy ſkirts appear.

„Dunkel von überſchwenglichem Licht ſcheint
„deines Kleides Saum.„

Dieſe Idee iſt nicht nur dichteriſch ſchön, ſondern ſie iſt auch philoſophiſch und im genaueſten Verſtande wahr. Das höchſte Licht verdunkelt, indem es die Werkzeuge des Sehens ſchwächt, und iſt alſo in ſeinen Wirkungen der Finſterniß ähnlich. Wenn man eine Zeitlang in die Sonne ſieht: ſo bleiben davon ſchwarze Flecken vor den Augen zurück. So kommen dieſe zwey einander äuſſerſt entgegen geſetzten Vorſtellungen, in ihren höchſten Graden, wieder zuſammen, und vereinigen ſich, ungeachtet ihrer unähnlichen Natur, das Erhabne hervor zu bringen. Und dieß iſt nicht der einzige Fall, wo die beyden Extreme auf gleiche Weiſe Erhabenheit wirken, der nichts ſo ſehr in jeder Sache als das Mittelmäßige entgegen zu ſtehen ſcheint.

Sechszehnter Abſchnitt.

Licht in Gebäuden.

Da die Behandlung und Anwendung des Lichts ein ſehr wichtiges Stück in der Baukunſt iſt: ſo iſt es der Mühe werth zu unterſuchen, in wie weit ſich dieſe Bemerkungen auf Gebäude anwenden laſſen. Ich denke alſo, daß alle Gebäude, die einen Eindruck von Erhabenheit hervor bringen ſollen, mehr dunkel als helle ſeyn müſſen; und dieſes aus zwey Gründen: erſtlich, weil ſchon die Dunkelheit an ſich, wie aus andern Fällen bekannt iſt, mehr und ſtärkere Leidenſchaften in Bewegung ſetzt, als das Licht; zum andern, weil, wenn ein Gegenſtand bey ſeinem erſten Auftritte großen Eindruck machen ſoll, er ſich von den Dingen, mit denen wir kurz zuvor umgegangen ſind, ſo ſehr unterſcheiden muß, als möglich iſt. Nun iſt es nicht möglich, daß bey dem Eintritte in ein Gebäude wir in ein größer Licht kommen ſollten, als wir unter freyem Himmel hatten. Iſt es nur um einige wenige Grade minder helle: ſo iſt die Veränderung nichtsbedeutend. Aber um den Uebergang im höchſten Grade frappant zu machen, muß man aus dem größten Lichte, in eine ſo große Dunkelheit kommen, als mit der Abſicht der Baukunſt beſtehen kann. In der Nacht wird die entgegenſtehende Regel, aber aus eben demſelben Grunde ſtatt finden; je heller ein Zimmer erleuchtet iſt, deſto größer wird der Eindruck ſeyn.

Siebenzehnter Abſchnitt.

In wie fern Farbe die Urſache des Erhabnen werden kann.

Unter den Farben ſind die ſanften und fröhlichen (ein ſtarkes Roth ausgenommen) unfähig, große Bilder zu erregen. Ein großer Berg mit einem friſchen grünen Raſen bedeckt, iſt nichts gegen einen ſchwarzen und finſtern; der bewölkte Himmel hat mehr Großes, als der blaue; und die Nacht iſt erhabner und feyerlicher, als der Tag. Um deswillen können in einem hiſtoriſchen Gemälde bunte und hellfarbigte Gewänder keine gute Wirkung thun; und bey Gebäuden, wo der höchſte Grad der Erhabenheit geſucht wird, dürfen die Materialien und Verzierungen, weder weiß, noch grün, noch gelb, noch blau, noch blaßroth, noch violet, noch geſprenkelt, ſondern ſie müſſen von dunkeln und ernſten Farben ſeyn, als ſchwarz, braun, oder Purpur. Vergoldungen, Moſaiſche Arbeit, Gemälde, Statüen ſind nicht die Mittel, ein Gebäude erhaben zu machen. Dieſe Regel wird aber nur alsdann in der Ausübung gelten, wenn in dem Ganzen und in jedwedem Theil eines Gebäudes ein gleicher Grad von derjenigen Hoheit geſucht wird, welche Ehrfurcht und Erſtaunen hervor bringt. Denn in der That darf dieſe Art melancholiſcher Größe, obgleich die erhabenſte unter allen, bey vielen Gebäuden nicht angebracht werden, bey welchen doch übrigens auf Erhabenheit geſehen werden muß. In ſolchen Fällen muß dieſe Erhabenheit aus einer der übrigen Quellen hergeleitet werden; nur immer mit einer ſorgfältigen Vermeidung alles deſſen, was lachend und fröhlich ſcheinen könnte: denn nichts tödtet ſo unausbleiblich allen Eindruck der Hoheit.

Achtzehnter Abſchnitt.

Schall und Geräuſch.

Das Auge iſt nicht das einzige ſinnliche Werkzeug, durch welches die Seele den Eindruck von etwas Erhabnem erhalten kann. Auch Töne ſind hierzu im Stande, ſo, wie jede andere Art der Leidenſchaften hervor zu bringen. Ich verſtehe aber unter Tönen nicht Wörter: denn dieſe wirken nicht als ein Schall, ſondern auf eine ganz andere Weiſe. Schon das auſſerordentlich laute eines Schalls iſt allein im Stande, die Seele zu überwältigen, ihre Thätigkeit zu unterbrechen, und ſie mit Schrecken zu erfüllen. Das Rauſchen eines Waſſerfalls, das Getöſe eines Sturms, das Brüllen des Donners oder des Geſchützes, erweckt eine ſtarke und furchtbare Empfindung in der Seele, ob wir gleich weder Kunſt noch Harmonie in dieſer Art der Muſik finden. Das Geſchrey einer groſſen Menge Volks hat eine ähnliche Wirkung; es erſchüttert und verwirrt die Einbildungskraft durch den bloſſen Schall dergeſtalt, daß bey dieſem allgemeinen Aufruhe, und bey dem Taumel, in den die Seele geräth, ſich auch der Mann von dem feſteſten ſtandhafteſten Charakter kaum erwehren kann, mit fort geriſſen zu werden, und in das allgemeine Geſchrey und die gemeinſchaftliche Schlüſſe des Haufens mit einzuſtimmen.

Neunzehnter Abſchnitt.

Ueberraſchung.

Das plötzliche Anfangen, oder Aufhören eines Schalls von beträchtlicher Stärke, hat dieſelbe Wirkung. Die Aufmerkſamkeit wird dadurch erweckt, und alle Kräfte der Seelen werden gleichſam aufgefordert auf ihrer Warte zu ſtehen. Jeder leichte und allmälige Uebergang von einem Aeuſſerſten zum andern, bey Gegenſtänden des Geſichts ſowohl als des Gehörs, erweckt keine Beſtürzung, und kann alſo nicht die Urſache von Erhabenheit werden. Bey jedem Dinge hingegen, das unerwartet iſt und plötzlich geſchieht, iſt es uns natürlich zu ſtutzen: d. h. wir haben die dunkle Vorſtellung von Gefahr, und unſre Natur ſetzt alles bey uns in Bewegung, uns dagegen zu vertheidigen. Man wird finden, daß ein einzelner Schall von gewiſſer Stärke, obgleich nur von kurzer Dauer, wenn er nach gleichen Zwiſchenräumen immer wiederholt wird, eine große Wirkung thue. Wenig Dinge erwecken ein ehrfurchtsvolleres Schauern, als die Schläge einer großen Glocke, wenn die Stille der Nacht unſre Aufmerkſamkeit darauf vereinigt, und die Zerſtreuung verhindert. Eben das gilt von einzelnen Schlägen auf einer Trommel, die nach gewiſſen Pauſen wiederholt werden, von dem wiederholten Abfeuern einer Kanone in einiger Entfernung. Alle Wirkungen, deren wir in dieſem Abſchnitte gedacht haben, entſtehen aus ſehr ähnlichen Urſachen.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Unterbrechung.

Auch ein leiſer, zitternder, unterbrochener Schall, ob er gleich dem vorigen in gewiſſer Abſicht entgegen zu ſeyn ſcheint, iſt der Erhabenheit fähig. Es iſt der Mühe werth, dieſe Sache ein wenig zu unterſuchen. Daß die Erfahrung ſelbſt richtig ſey, das kann ſich jedermann durch ſeine eigne Beobachtung und Erinnerung beſtätigen. Ich habe ſchon angemerkt, daß die Nacht mehr als alles andre unſer Schrecken vergrößert; es liegt in unſrer Natur, daß, wo wir nicht wiſſen, was uns wiederfahren wird, wir das ſchlimmſte befürchten; und dieß eben macht die Ungewißheit dergeſtalt ſchrecklich, daß wir ihrer ſelbſt mit Gefahr eines gewiſſen Unglücks loß zu werden ſuchen. Nun ſetzen uns leiſe, verwirrte, ungewiſſe Töne in Anſehung ihrer Urſachen, in dieſe ängſtliche Ungewißheit, und geben uns entweder gar kein oder ein ſehr zweifelhaftes Licht, von was für Dingen wir uns umgeben befinden.

Quale per incertam lunam ſub luce maligna
Eſt iter in ſilvis.

A faint ſhadow of uncertain light
Like as a lamp, whoſe life doth fade away
Or as the moon clothed with cloudy night
Doth ſhew to him, who walks in fear &
great affright.

„Ein ſchwacher Schimmer eines ungewiſſen
„Lichts, gleich dem Schein einer Lampe, die
„eben erlöſchen will, oder dem Monde, wie er in
„einer trüben Nacht durch Wolken ſcheint, zeigt
„ihm ſeinen Weg, indem er in Furcht und Grau-
„ſen fortwandert.„

Spencer.

Aber ein Licht, das mehrmalen hinter einander bald ſcheint und bald verſchwindet, iſt noch ſchrecklicher als die völlige Finſterniß; und eine Art dunkeln Geräuſches, kann, wenn die übrigen Umſtände zuſammen kommen, noch unruhiger machen, als eine gänzliche Stille.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Geſchrey von Thieren.

Jeder Schall, der den natürlichen unarticulirten Tönen des Schmerzens oder der Angſt bey Thieren oder Menſchen ähnlich iſt, kann in uns große Vorſtellungen erregen, es müßte denn die uns bekannte Stimme eines Thieres ſeyn, das wir gewohnt ſind zu verachten. Die Stimme des Zorns bey wilden Thieren, iſt im Stande, einen eben ſo großen als furchtbaren Eindruck bey uns zu machen.

Hinc exaudiri gemitus iraeque leonum,
Vincla recuſantum & ſera ſub nocte rudentum,
Setigerique ſues, atque in praeſepibus vrſi
Saeuire, & formae magnorum vlulare luporum.

,,Von hier aus hört man das zornige Brummen der Löwen, die gegen ihre Feſſeln wüthen, und noch tief in der Nacht brüllen; hier hört man den borſtigen Eber, und den Bär an ſeiner Krippe toben, und das Geheule ungeheurer Wölfe.,,

Man hat Urſache zu glauben, daß dieſe Töne nicht ganz willkührlich ſind, ſondern eine gewiſſe natürliche Verbindung mit den Dingen haben, die ſie ausdrücken. Wir verſtehen das natürliche Geſchreyen jedes Thieres, auch ſelbſt derer, mit denen wir am wenigſten umgehen. Von der Sprache kann man nicht eben dieſes ſagen.

Die Verſchiedenheiten der Töne, durch welche Erhabenheit gewirkt werden kann, ſind unzählig. Die, welche ich genannt habe, ſind bloß einzelne Beyſpiele, die den Grund anzeigen, auf den alle übrigen gebaut ſind.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Geruch und Geſchmack.

Auch Geruch und Geſchmack haben einigen Antheil an der Hervorbringung großer Ideen; aber nur einen ganz kleinen Antheil, der ſchwach an Kraft, und in ſeinen Wirkungen ſehr eingeſchränkt iſt. Ich will bloß dieß anmerken, daß kein andrer Geruch oder Geſchmack eine große Empfindung erregt, als eine auſſerordentliche Bitterkeit, oder ein unerträglicher Geſtank. Es iſt wahr, dieſe Art von Geſchmack oder Geruch, wenn ſie in ihrer vollen Stärke, und unmittelbar auf den Sinn wirkt, iſt bloß verdrüßlich, und wird mit keiner Art angenehmer Eindrücke begleitet; aber wenn die gemilderte Vorſtellung derſelben durch Beſchreibung oder Erzählung erweckt wird: dann kann ſie eine eben ſo ächte Quelle des Erhabnen werden, als ſonſt irgend etwas, und zwar aus dem nämlichen Grunde, weil ſie ein gemäßigter Schmerz iſt. Ein Kelch der Bitterkeit, den bittern Kelch des Unglücks trinken, die bittern Aepfel von Sodom, ſind lauter Ideen, die in eine erhabne Beſchreibung ſehr wohl paſſen. Folgende Stelle aus dem Virgil iſt nicht ohne Erhabenheit, wo die ſtinkenden Dünſte, die von Albunea aufſteigen, den Eindruck vermehren, den die ſchauervolle heilige Dunkelheit dieſes prophetiſchen Waldes gemacht hatte.

At rex ſollicitus monſtris, oracula Fauni
Fatidici genitoris adit, lucosque ſub alta
Conſulit Albunea, nemorum quae maxima ſacro
Fonte ſonat, *ſaeuamque exhalat opaca Mephitim.*

,,Der König von dieſen Ahndungen erſchreckt,
,,nahte ſich dem Orakel ſeines Ahnherrn Faunus,
,,und fragte den Hayn um Rath, der am Fuß
,,des hohen Albunea, unter den Wäldern der
,,größte, von dem Rauſchen der heiligen Quelle
,,erſchallte, und aus ſeiner Dunkelheit grauſame
,,Dünſte aushauchte.,,

In dem fünften Buche vergißt er bey einer ſehr erhabnen Beſchreibung, die giftigen Ausdünſtungen des Acheron nicht; und dieſe machen auch nicht die geringſte Mishelligkeit mit den übrigen Bildern, unter welche ſie geſetzt werden.

Spelunca alta fuit, *vaſtoque immanis* hiatu,
Scrupea, tuta lacu *nigro* nemorumque *tenebris*:
Quam ſuper haud vllae poterant impune volantes
Tendere iter pennis. *talis ſeſe halitus atris*
Faucibus effundens ſupera ad convexa ferebat.

„Es war eine tiefe felſigte Hóle, der Eingang „eines ungeheuren Abgrundes; eine ſchwarze „See deckte ſie, und finſtre dichte Wälder ſchloſ„ſen ſie ein. Kein Vogel konnte unverletzt ſei„nen Flug über ſie nehmen: ſolche tödtende Däm„pfe ſtiegen aus dem ſchwarzen Schlunde empor „und verbreiteten ſich gen Himmel.„

Ich habe dieſe Beyſpiele hinzu geſetzt, weil einige Freunde, deren Urtheil ich ſehr viel traue, der Meynung waren, daß, wenn der Satz ſo ganz nackend, und ohne Beyſpiel da ſtünde, er lächerlich und poſſierlich ſcheinen würde. Ich denke aber, dieß würde hauptſächlich daher kommen, weil uns bey Bitterkeit und Geſtank nur niedrige und verächtliche Dinge einfallen, die in der That oft damit verbunden ſind, und dieß in dieſem ſo wie in allen andern Fällen die Wirkung des Erhabnen ſchwächt. Aber nicht darnach läßt ſich die Erhabenheit eines Bildes beurtheilen, ob daſſelbe, mit niedrigen Nebenideen verknüpft, niedrig werden kann; ſondern ob, wenn es unter Bilder von ausgemachter Erhabenheit aufgenommen wird, es dem Ganzen ſeine Würde und Hoheit erhält. — Alle Dinge, die ſchrecklich ſind, ſind auch groß. Aber wenn Dinge bloß misfällige Eigenſchaften beſitzen, oder auch ſolche, die zwar einigen Grad von Gefahr erregen, aber eine Gefahr, die ſehr leicht überwunden iſt: ſo werden ſie bloß verhaßt; als Spinnen und Kröten.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Gefühl. Schmerz.

Vom Gefühl kann wenig mehr geſagt werden, als daß der körperliche Schmerz in allen ſeinen Arten und Graden, als ſchwere Arbeit, eigentlicher Schmerz, Angſt, das Erhabne wirke, und daß auſſer ihm bey dieſem Sinne nichts erhaben ſey. Ich brauche hier keine neuen Beyſpiele zu geben, da die, welche ich in den vorhergehenden Abſchnitten angeführt habe, eine Beobachtung hinlänglich beſtätigen, die jedermann machen kann, wenn er auf die Natur aufmerkſam ſeyn will.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe den Urſachen des Erhabnen bey jedem unſerer Sinne nachgeſpürt habe, ſo wird man meine erſte Anmerkung der Wahrheit ſehr nahe finden: nämlich, daß der Eindruck, den das Erhabne macht, ſich auf den Trieb der Selbſterhaltung gründe; daß er deswegen einer der lebhafteſten ſey, den wir haben; daß die Empfindung, die durch daſſelbe veranlaßt wird, in ihrem höchſten Grade, die Empfindung von Noth und Unglück ſey; und daß keine poſitive Luſt zum Erhabnen gehöre. Es könnten noch unzählige Beyſpiele außer den angeführten, zur Beſtätigung dieſer Wahrheiten gefunden, noch vielleicht viele nützliche Folgerungen daraus gezogen werden: —

Sed fugit interea, fugit irreuocabile tempus,
Singula dum capti circumuectamur amore.

Ende des zweyten Theils.

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Dritter Theil.

Erſter Abſchnitt.
Schönheit.

Ich habe die Abſicht, erſtlich die Schönheit, in ſo weit ſie vom Erhabnen unterſchieden iſt, zu betrachten; und dann zu unterſuchen, in wie fern ſie mit demſelben beſtehen kann. Aber ehe wir dieſes thun, müſſen wir erſt kurz die Meynungen durchlaufen, die man bisher von dieſer Eigenſchaft gehabt hat. Dieſe Meynungen möchten ſich ſchwerlich auf ſichere und gewiſſe Grundſätze zurück führen laſſen, da die Menſchen gewohnt ſind, von der Schönheit immer in bildlichen Ausdrücken, d.h. auf eine ſehr ſchwankende und unbeſtimmte Art, zu reden. Unter Schönheit verſtehe ich diejenige Beſchaffenheit oder Beſchaffenheiten eines Körpers, durch welche er Liebe, oder eine dieſer ähnlichen Leidenſchaft erregt. Ich ſchränke dieſen Begriff bloß auf die ſichtbaren Eigenſchaften der Dinge ein, um einen Gegenſtand einfacher zu machen, der uns nothwendig verwirren muß, wenn wir alle Urſachen von Zuneigung, alle Eigenſchaften der Dinge, durch welche ſie Liebe erregen können, es ſey vermöge des natürlichen Eindrucks den ſie bey ihrem Anblick machen, es ſey vermöge der Betrachtungen die wir über ſie anſtellen, dazu rechnen wollen. Ich unterſcheide ferner, Liebe, d. h. das Vergnügen, welches der Seele das Anſchauen des Schönen in jeder Gattung macht, von Begierde oder ſinnlicher Luſt, dem heftigen Beſtreben der Seele dasjenige zu beſitzen, was ihr nicht als ſchön, ſondern aus ganz andern Urſachen gefällt. Wir können eine große Begierde nach dem Beſitze eines Frauenzimmers von geringer Schönheit haben; da hingegen die vollkommenſte Schönheit einer Mannsperſon oder eines Thieres, ob ſie gleich Liebe erregt, doch nicht das geringſte von einer Begierde erweckt. Dieß beweiſt, daß Schönheit, und die Leidenſchaft, die von Schönheit erregt wird, und welche ich Liebe nenne, von Begierde wirklich unterſchieden ſey, ob ſich gleich zuweilen

weilen Begierde mit ihr vermiſchen kann. Aber nur dieſer letztern, und nicht dem Eindrucke der Schönheit müſſen wir diejenigen gewaltſamen und ſtürmiſchen Leidenſchaften, und die daraus entſtehenden Wallungen der Säfte zuſchreiben, welche die Liebe in der gewöhnlichen Bedeutung begleiten.

Zweyter Abſchnitt.

Das Verhältniß der Theile iſt nicht die Urſache der Schönheit im Pflanzen-Reiche.

Man ſagt gemeiniglich, daß die Schönheit in der Proportion der Theile beſtehe. Bey genauer Unterſuchung aber finde ich Urſache zu zweifeln, ob Verhältniſſe bey der Schönheit in irgend einige Betrachtung kommen. Proportion beziehet ſich faſt gänzlich auf Zuſammenhang und Verknupfung, ſo wie jeder andre Begriff, der eine Ordnung anzeigt; und ſie muß alſo mehr für eine vom Verſtande hervor gebrachte Idee, als für einen urſprünglichen Eindruck des Dinges auf die Sinne oder die Einbildungskraft angeſehen werden. Nicht durch eine lange Beobachtung und Unterſuchung werden wir gewahr, daß eine Sache ſchön ſey. Schönheit verlangt gar nicht den Verſtand unſers verſtändigen Nachdenkens; ſelbſt der Wille nimmt keinen Theil daran. Der Anblick der Schönheit bringt auf eben die nothwendige Weiſe einen gewiſſen Grad von Liebe in uns hervor, als Eis uns kalt macht, und Feuer wärmt. Um in dieſer Sache zu einem befriedigenden Schluſſe zu kommen, wäre es gut, vor allen Dingen zu unterſuchen, was Proportion ſey: denn viele, die das Wort brauchen, ſcheinen weder den eigentlichen Sinn deſſelben zu wiſſen, noch von der Sache, die es bedeutet, deutliche Begriffe zu haben. Proportion iſt die Gleichheit der Verhältniſſe zwiſchen Größen. Da jede Größe theilbar iſt: ſo iſt klar, daß jeder Theil, der ſich in einem gewiſſen Ganzen unterſcheiden läßt, zu jedem andern Theile und zu dem Ganzen ein gewiſſes Verhältniß haben müſſe. Aus der Vergleichung mehrerer Verhältniſſe entſteht der Begriff Proportion. Dieſe Verhältniſſe werden durchs Meſſen gefunden, und ſie ſind der Gegenſtand der mathematiſchen Unterſuchungen. Aber ob irgend ein Theil einer beſtimmten Größe, ein Viertheil, Fünftheil, Sechstheil, oder die Hälfte des Ganzen ſey; und ob er mit einem gewiſſen andern Theile gleich lang, oder doppelt, oder halb ſo lang ſey, das iſt der Seele durchaus gleichgültig, ſie nimmt daran nicht den geringſten Theil. Und eben von dieſer vollkommnen

nen Gleichgültigkeit und Ruhe des Geiſtes, hängt einer der beträchtlichſten Vorzüge mathematiſcher Unterſuchungen ab; dieſer nämlich, daß, weil bey ihnen nichts vorkömmt, was die Imagination einnehmen oder gewinnen könnte, die Vernunft ganz frey, und ohne die geringſte Partheylichkeit, über die vorgelegten Sachen den Ausſpruch thut. Jede Proportion, jede Anordnung der Theile einer Größe iſt für den Verſtand gleich; weil jede dem Verſtande die gleichen Wahrheiten darbietet, das Größere ſowohl als das Kleinere, die Gleichheit ſowohl als die Ungleichheit. Aber die Schönheit iſt ſicher kein Begriff, der ſich auf Meſſungen bezieht; ſie hat gewiß nichts mit Rechnungskunſt und Geometrie zu thun. Hätte ſie das, ſo würden wir anzeigen können, durch was für ein beſtimmtes Maaß, es ſey des Ganzen an ſich, es ſey eines Theils in Verhältniß mit einem andern, jedes Ding ſchön werde. Wir würden alsdann die Körper, denen wir bloß nach einem dunkeln Gefühl Schönheit zuſchreiben, auf dieſen Maaßſtab bringen, und die Stimme unſrer Leidenſchaft, durch das Urtheil unſrer Vernunft, rechtfertigen können. Da uns aber dieſer Vortheil mangelt: ſo wollen wir doch ſehen, ob Proportion auf irgend eine Weiſe als der Grund der Schönheit angeſehen werden könne, wie von ſo vielen, und von einigen ſo zuverſichtlich iſt behauptet worden. — Wenn Proportion ein weſentlicher Beſtandtheil der Schönheit iſt: ſo muß ſie dieſe Kraft entweder von Eigenſchaften bekommen, die nothwendig und weſentlich in einem gewiſſen Maaße der Größe liegen; oder von der Gewohnheit; oder von der Schicklichkeit, die ſo oder anders abgemeßne Theile zu der Abſicht ihres Gebrauchs haben. Wir müſſen alſo unterſuchen, ob die Dinge, welche im Pflanzen- oder Thierreiche von jedermann für ſchön erkannt werden, Theile von einem ſo beſtimmten Maaße und Verhältniß gegen einander haben, daß man daraus ſchließen könne, dieſes Verhältniß ſey der Grund ihrer Schönheit, es ſey nun vermöge mechaniſch wirkender Urſachen, oder durch Gewohnheit, oder vermöge der Schicklichkeit zu gewiſſen Abſichten. — Ich werde dieſe drey Punkte nach der Reihe zu unterſuchen vornehmen. Ehe ich aber weiter gehe, wird es mir, glaube ich, erlaubt ſeyn, meinen Leſern die Regeln vorzulegen, nach welchen ich bey dieſer Unterſuchung zu Werke gegangen bin, und die, wenn ich irre, mich misgeleitet haben.

1) Wenn zwey Körper einerley oder einen ähnlichen Eindruck auf die Seele machen, und bey genauer Betrachtung gefunden wird, daß ſie in einigen ihrer Beſchaffenheiten mit einander überein kommen, in andern von einander abgehn: ſo

ſo muß die gemeinſchaftliche Wirkung denjenigen Eigenſchaften zugeſchrieben werden, in denen ſie ähnlich, nicht denen, in welchen ſie verſchieden ſind. 2) Die Wirkung keines natürlichen Gegenſtandes darf aus der Wirkung eines künſtlichen Gegenſtandes erklärt werden. 3) Keine Wirkung eines natürlichen Gegenſtandes darf aus dem Nachdenken über ſeine Abſichten und ſeinen Gebrauch erklärt werden, wenn eine unmittelbar wirkende Urſache ſich finden läßt. 4) Eine beſtimmte Größe oder Verhältniß iſt nicht für die Urſache einer gewiſſen Wirkung anzunehmen, wenn die Wirkung auch bey der entgegen geſetzten Größe und Verhältniß hervor gebracht werden, oder jene Größe und Verhältniß da ſeyn kann, ohne die Wirkung hervor zu bringen. Dieſes ſind die vornehmſten Regeln, denen ich, bey der Unterſuchung der Kräfte, gefolgt bin, die der Proportion als einer durch ſich ſelbſt wirkenden Urſache zukommen; und findet der Leſer dieſe Regeln richtig, ſo wünſche ich, daß er ſie durch die ganze folgende Abhandlung vor Augen habe. Wir werden zuerſt unterſuchen, in welchen Dingen ſich dieſe Eigenſchaft Schönheit finde, und dann, ob ſich in dieſen irgend eine ſo beſtändige und allgemeine Proportion entdecken laſſe, daß man vermuthen könne, aus ihr entſpringe die Idee der Schönheit. Wir werden dieſe einnehmende Kraft erſt, wie ſie in den Pflanzen, dann wie ſie in den Thieren, und endlich wie ſie im Menſchen ſichtbar iſt, betrachten. — Im Pflanzenreiche finden wir nichts, das ſo ſchön ſey, als die Blumen. Aber Blumen giebt es faſt von jeder Geſtalt, und von jeder Anordnung der Theile. Die Mannichfaltigkeit der Formen, in die ſie von der Natur ausgebildet worden, iſt unendlich; und von dieſen Formen haben die Kräuterkenner ihnen ihre Namen gegeben, die beynahe eben ſo mannichfaltig ſind. Was iſt es denn für eine Proportion, die wir zwiſchen dem Stengel der Blumen und ihren Blättern, oder zwiſchen den Blättern und den Staubfäden gewahr werden? — Wie ſchickt ſich der ſchlanke Stiel der Roſe zu dem dicken Kopfe, unter welchem er ſich beuget? Aber die Roſe iſt doch eine ſchöne Blume. Und getrauen wir uns wohl zu ſagen, daß ſie nicht einen Theil ihrer Schönheit eben dieſem Mangel an Proportion zu danken haben könne? Die Roſe iſt eine große Blume, und wächſt doch auf einem kleinen Strauche. Die Aepfelblüthe iſt ſehr klein, und wächſt auf einem großen Baume. Doch ſind beyde, die Roſe und die Aepfelblüthe, ſchön; und die Pflanzen, auf denen ſie wachſen, erhalten, dieſer Disproportion ungeachtet, durch ſie ihren einnehmendſten Schmuck. Welcher Baum kann, der allgemeinen Empfindung nach, ſchöner ſeyn, als ein Orangenbaum, wenn Blätter, Blüthen und Früchte zugleich an ihm prangen? Aber umſonſt ſuchen wir bey ihm ein beſtimmtes Maaß der Höhe, Breite, und jeder andern Dimenſion des Ganzen, oder ein beſtimmtes Verhältniß der Theile unter einander. Ich gebe zu, daß es Blumen giebt, bey denen man eine regelmäßige Figur, und eine künſtliche Anordnung und Stellung der Blätter findet. Eine ſolche Figur und eine ſolche Anordnung der Blumenblätter hat z. E. die Roſe; aber wenn man ſie von der Seite anſieht, ſo geht dieſe Regelmäßigkeit der Figur gröſtentheils verlohren; die Ordnung der Blätter verwirrt ſich; und doch bleibt die Roſe noch ſchön. Die Roſe iſt ſogar ſchöner, bevor ſie völlig aufgeblüht iſt; und die Knoſpe iſt ſchöner, ehe ſie dieſe regelmäßige Figur bekommen hat. Und dieß iſt nicht der einzige Fall, wo Regelmäßigkeit und genaue Ordnung, die Seele der Proportion, die Schönheit mehr hindert als befördert.

Dritter Abſchnitt.

Proportion iſt nicht der Grund der Schönheit bey den Thieren.

Eben ſo augenſcheinlich iſt es bey den Thieren, daß Proportion nur einen geringen Antheil an der Hervorbringung der Schönheit habe. — Die am weiteſten von einander abgehenden Geſtalten, und die unähnlichſten Zuſammenſetzungen der Theile, ſind hier demohnerachtet gleich fähig, dieſe Vorſtellung zu erwecken. Der Schwan, den jedermann einen ſchönen Vogel nennt, hat einen Hals, der länger als ſein ganzer übriger Körper iſt, und nur einen ſehr kurzen Schwanz. Iſt dieſe Proportion ſchön? Ohne Zweifel iſt ſie es. Aber was werden wir alsdann zu dem Pfaue ſagen, der in Vergleichung einen kurzen Hals, und dafür einen Schweif hat, der länger iſt, als Hals und Leib zuſammen genommen. Was für eine Menge von Vögeln giebt es nicht, die von dieſen beyden Modellen, und von jedem andern, das man annehmen wollte, gleich weit abgehen, die ſehr unter ſich verſchiedne, und oft einander entgegen geſetzte Proportionen haben, und unter denen doch viele ausnehmend ſchön ſind? Es iſt uns nicht möglich, aus den Regeln, die wir nach angeſtellter Unterſuchung, bey der einen Gattung ſchöner Vögel feſtgeſetzt haben, zum Voraus zu ſchließen, was die andern Gattungen ſeyn werden, wo eben dieſe Regeln beobachtet oder nicht beobachtet ſind; oder es wird die Erfahrung die meiſten dieſer Schlüſſe widerlegen. Was die Farben, ſowohl der Vögel als der Blumen, betrifft, (denn beyde haben in ihrem Kolorit etwas ähnliches,) ſo läßt ſich weder in dem Raume, den jede Farbe einnimmt, noch in den Stufen, nach welchen ſie abwechſeln, eine Proportion wahrnehmen. Einige Vögel ſind nur von einer einzelnen Farbe, andre haben alle Farben des Regenbogens; einige haben eine von den einfachen Grundfarben, andre haben zuſammengeſetzte. Mit einem Worte, ein aufmerkſamer Beobachter kann leicht erkennen, daß in der Färbung und in der Geſtalt dieſer Gegenſtände, gleich wenig von Proportion angetroffen werde. Hiernächſt gehe man zu den vierfüßigen Thieren fort. Man unterſuche den Kopf eines ſchönen Pferdes; man finde das Verhältniß deſſelben zum Körper und zu den Gliedern, und die Verhältniſſe dieſer Glieder unter einander: und wenn man dann dieſe Proportionen, als das Muſter der Schönheit, feſtgeſetzt hat, ſo nehme man einen Hund, eine Katze, oder irgend ein ander Thier, und ſehe, ob ſich bey ihnen eben dieſe Proportionen zwiſchen Kopf und Hals, und zwiſchen Hals und Rumpf u. ſ. w. finden werde. Ich glaube, wir können getroſt behaupten, daß das Schöne jeder Gattung andre Verhältniſſe haben wird; ja, daß ſelbſt in einer Gattung, Individua von gleicher Schönheit ſehr weit in ihren Verhältniſſen von einander abgehen werden. Iſt es nun aber ausgemacht, daß ſehr verſchiedne und ſo gar entgegen ſtehende Formen und Zuſammenſetzungen, gleich gut mit Schönheit beſtehen können: ſo muß es, glaube ich, auch zugegeben werden, daß kein beſtimmtes Maaß der Theile, bloß um des natürlichen und nothwendigen Eindrucks willen, den es macht, zur Hervorbringung des Schönen erfordert werde, wenigſtens nicht ſo weit die thieriſche Schöpfung reicht.

Vierter Abſchnitt.

Proportion iſt nicht der Grund von Schönheit beym Menſchen.

Es giebt am menſchlichen Körper gewiſſe Theile, unter welchen man eine beſtändig gleiche Verhältniß findet. Aber ehe es bewieſen werden kann, daß in dieſen Verhältniſſen die wirkende Urſache der Schönheit liegt, muß erſt gezeigt werden, daß, wo dieſe Verhältniſſe genau beobachtet ſind, der Menſch, dem ſie zukommen, ſchön ſey; ſchön, ſage ich, in Abſicht des Anblicks, man mag nun ein Glied allein, oder den ganzen Körper zuſammen betrachten. Man muß ferner zeigen, daß dieſe Theile ſolche Verhältniſſe haben, die ſo leicht gefaßt, ſo leicht unter einander verglichen werden können, daß ſich der augenblickliche Eindruck auf die Seele, auf eine begreifliche Art daraus erklären laſſe. Ich für mein Theil, habe viele dieſer Verhältniſſe ſorgfältig unterſucht, und ich habe ſie in vielen Perſonen einerley, oder doch ſehr ähnlich gefunden, die an Schönheit ſehr weit von einander unterſchieden, und von denen ſogar einige ſehr ſchön, und andre ſehr häßlich waren. Was die Theile betrifft, unter denen man dieſe Verhältniſſe bemerkt: ſo ſind dieſelben ſo weit von einander, an Lage, Natur, und Abſichten entfernt, daß ich nicht einſehen kann, wie ſie mit einander verglichen werden, und wie ſie alſo, vermöge ihres Verhältniſſes, eine Wirkung thun können. Der Hals, ſagt man, muß bey einem ſchönen Menſchen mit der Wade gleich lang ſeyn; er muß ferner im Umfange zweymal ſo groß ſeyn, als das Gelenke an der Hand; und täglich lieſt und hört man eine unendliche Menge ähnlicher Bemerkungen. Aber was für einen Zuſammenhang hat die Wade mit dem Halſe, oder der Hals mit dem Gelenke an der Hand? Dieſe Proportionen mögen freylich an ſchönen Körpern zu finden ſeyn; aber man würde ſie ſicher auch an häßlichen finden, wenn man ſich die Mühe geben wollte ſie zu ſuchen. Ja, ich denke, ſie werden bey den ſchönſten oft am wenigſten genau beobachtet ſeyn. Man gebe für jeden Theil des menſchlichen Körpers ein Verhältniß an, welches man will: und ich wette, daß ein Maler alle dieſe Verhältniſſe aufs genaueſte beobachten, und doch, wenn er will, eine ſehr häßliche Figur hervor bringen kann. Eben dieſer Maler wird von dieſen Verhältniſſen ſehr merklich abweichen, und doch eine ſchöne Figur machen können. Und in der That findet man in den Meiſterſtücken alter und neuer Bildhauer, daß ſie in den Verhältniſſen ſehr ſichtbarer und ſehr beträchtlicher Theile, oft ſehr weit von einander, und eben ſo weit von den Verhältniſſen abgehen, die wir an den ſchönſten und reizendſten Geſtalten wirklicher Menſchen finden. Und endlich, wie einig ſind dann die Vertheidiger der aus Proportion entſpringenden Schönheit, in Abſicht der Verhältniſſe, die ſie dem menſchlichen Körper zuſchreiben? Einige behaupten, daß er ſieben Köpfe haben müſſe, andre machen ihn acht Köpfe lang, indem andre ihn bis auf zehne ausdehnen. — Eine ungeheure Verſchiedenheit, bey einer ſo kleinen Anzahl von Theilen! Jeder braucht eine andre Methode dieſe Verhältniſſe zu ſchätzen, und alle mit gleich gutem Erfolge. Aber ſind dann dieſe Verhältniſſe nur bey allen ſchönen Männern dieſelben? Oder ſind dieſe im geringſten einerley mit den Verhältniſſen ſchöner weiblicher Körper? Kein Menſch wird dieß behaupten: und doch ſind unſtreitig beyde Geſchlechter der Schönheit fähig, und das weibliche der größten; ein Vorzug, den man ſchwerlich der genauern Beobachtung dieſer

Proportionen wird zuſchreiben können. Wir wollen einen Augenblick bey dieſem Punkte ſtehen bleiben, und unterſuchen, wie ſehr die beyden Geſchlechter dieſer einen Gattung, an Größe der gleichartigſten Theile des Körpers von einander abgehen. Wenn man für die Glieder eines Mannes irgend eine beſtimmte Proportion angiebt, und man die menſchliche Schönheit auf dieſe Proportionen einſchränkt: ſo muß man, wenn ſich ein Frauenzimmer findet, die faſt in der Bildung jedes Theils von dieſem Maaßſtabe abweicht, entweder troz ſeiner Empfindung ſchließen, daß dieſes Frauenzimmer nicht ſchön ſey; oder man muß ſeiner Empfindung zufolge dieſen Regeln entſagen; man muß den Zirkel und das Winkelmaaß bey Seite legen, und ſich nach einer andern Urſache der Schönheit umſehen. Denn, wenn Schönheit an ein gewiſſes Maaß, als an ein natürliches Principium gebunden wäre: wie könnten einerley Theile mit ganz verſchiednen Proportionen doch gleich ſchön ſeyn, und dieß noch dazu in einer und derſelben Gattung? Aber um die Sache noch etwas mehr aufzuklären: ſo muß man bemerken, daß faſt alle Arten von Thieren, dieſelben Haupttheile, und ſie zu eben denſelben Abſichten haben. Alle haben einen Kopf, einen Hals, einen Rumpf, Füße, Augen, Ohren, eine Naſe und einen Mund. Aus dieſen wenigen und ſo gleichartigen Organen, hat demohnerachtet die Verſehung, die den Bedürfniſſen jeder Gattung aufs vollkommenſte abhelfen, und zugleich den Reichthum ihrer Güte und ihrer Weisheit an ihren Geſchöpfen zeigen wollte, eine faſt unendliche Menge von Geſtalten zuſammen geſetzt, die alle an Größe, Verhältniß und Stellung der Theile von einander verſchieden ſind. Bey dieſer unendlichen Verſchiedenheit aber, iſt doch, wie wir geſehen haben, ein Umſtand vielen Gattungen gemein, der nämlich, daß ſich in jeder Individua finden, die auf uns den Eindruck von etwas Liebenswürdigem und Reizendem machen. — Und dieſe Individua der verſchiednen Thiergeſchlechte, die in der Hervorbringung dieſer Wirkung mit einander überein kommen, ſind doch in dem Maaße und dem Verhältniſſe derjenigen Theile, wodurch ſie uns gefallen, äuſſerſt von einander unterſchieden. Dieſe Betrachtungen wären hinreichend, mich zu überführen, daß der ganze Begriff von einer beſondern Proportion, als der natürlichen Urſache des Wohlgefallens und der Ergötzung bey dem Anblicke der Schönheit, falſch ſey. Aber diejenigen, welche mir dieß, in Abſicht auf eine gewiſſe beſtimmte Proportion, zugeben werden, bleiben doch noch für Proportion überhaupt eingenommen. Sie glauben, daß, obgleich Schönheit nicht von einem beſtimmten Maaße der Theile abhänge, das allen reizenden Thieren und Pflanzen gemein ſeyn müſſe, es doch in jeder Gattung eine gewiſſe Proportion gebe, die zur Schönheit der Individuorum dieſer Gattung durchaus nothwendig ſey. Betrachten wir nun die thieriſche Schöpfung im Ganzen, ſo finden wir: nicht die Schönheit iſt es, die aus einem gewiſſen Maaße der Theile entſteht; ſondern, weil durch das Maaß und Verhältniß der Theile ſich eine Gattung der Thiere von der andern unterſcheidet, ſo muß freylich jedes Ding, das in ſeiner Gattung ſchön ſeyn ſoll, die Maaße und Proportionen ſeiner Gattung haben, denn ſonſt würde es von dem allgemeinen Begriffe derſelben abweichen, und alſo auf gewiſſe Weiſe ungeheuer werden. Aber dieſe Proportionen ſind bey keiner Gattung ſo fixirt, daß es nicht noch beträchtliche Abänderungen unter den Individuis geben könne. Und wie wir es bey den Menſchen geſehen haben: ſo wird man auch von den Thierarten zeigen können, daß unter dieſen Abwechſelungen in der Proportion, die jede Gattung zuläßt, ohne das Gemeinſchaftliche ihrer Form zu verlieren, keine iſt, bey der ſich nicht Schönheit finden lieſſe. — Dieſe Idee alſo einer gewiſſen, der ganzen Gattung gemeinſchaftlichen Form, dieſe iſt es, die das Verhältniß der Theile hier mit ins Spiel bringt, und gar nicht eine in dieſem Verhältniſſe liegende Kraft auf unſre Sinne gewiſſe Eindrücke zu machen. In der That wird es uns eine kleine Betrachtung zeigen, daß nicht die Gröſſe, ſondern die Beſchaffenheit, die Schönheit, welche in der Geſtalt liegt, hervor bringe. Was für Licht bekommen wir denn von dieſen gerühmten Verhältniſſen, wenn wir Zierrathen erfinden wollen? Es befremdet mich, daß Künſtler, die ſo ſicher, wie ſie vorgeben, überzeugt ſind, Proportion ſey die vornehmſte Urſache der Schönheit, nicht genaue Abmeſſungen von allen Arten ſchöner Thiere beſtändig bey ſich führen, um aus ihnen ſchickliche Verhältniſſe zu nehmen, wenn ſie irgend etwas von gutem Geſchmack entwerfen wollen; beſonders, da ſie ſo oft ſagen, daß es das in der Natur wahrgenommene Schöne ſey, wornach ſie ſich in den Werken der Kunſt richten. Ich weis, daß es ſeit ſehr langer Zeit geſagt wird, und von einem Schriftſteller zum andern tauſend und aber tauſendmal wiederholt worden iſt: daß die Verhältniſſe in der Baukunſt von den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers ſeyn genommen worden. Um dieſe erzwungne Aehnlichkeit noch vollſtändiger zu machen: ſo ſtellt man ſich einen Menſchen vor, der beyde Hände erhoben, und nach ihrer vollen Länge gerade ausgeſtreckt hat; und dann beſchreibet man ein ſolches Viereck, wie es entſtehet, wenn man an beyden Enden dieſer ſeltſamen Figur gerade Linien herunter läßt. Mir aber kömmt es ſehr deutlich vor, daß die menſchliche Figur dem Baumeiſter zu keiner einzigen von ſeinen Ideen verholfen habe. Denn erſtlich ſieht man die Menſchen ſehr ſelten in dieſer gezwungnen Stellung; ſie iſt ihnen weder natürlich, noch anſtändig. Zum zweyten, würde man, wenn man eine menſchliche Figur in der Stellung ſähe, nicht an ein Quadrat, ſondern weit eher an ein Kreuz zu denken veranlaßt werden. Es müßte erſt der große leere Raum, der zwiſchen den Aermen und dem Boden iſt, mit irgend etwas ausgefüllt ſeyn, ehe es einem Menſchen einfallen könnte, ein Quadrat in dieſer Figur zu finden. Drittens, viele Gebäude, die von großen Baumeiſtern entworfen worden, haben gar nicht die Figur dieſer beſondern Art von Viereck, und thun deshalb doch eine eben ſo gute, und vielleicht eine beſſere Wirkung. Und in der That könnte man ſich auch keinen ſeltſamern Einfall denken, als wenn ein Baumeiſter das Modell zu ſeinem Werke von der menſchlichen Figur nähme, da es doch wahrhaftig nicht zwey Dinge giebt, die einander weniger ähnlich wären, oder weniger mit einander gemein hätten, als ein Menſch und ein Haus; keine, die zu unähnlichern Abſichten, und zu einem verſchiednern Gebrauche beſtimmt wären. — Ich bin deswegen geneigt, zu vermuthen, daß man dieſe Aehnlichkeiten ausgedacht hat, nicht, weil man wirklich durch die Betrachtung der menſchlichen Figur auf die Regeln der Schönheit in der Baukunſt gekommen iſt, ſondern weil man den Werken der Kunſt dadurch ein größer Anſehn zu geben gehofft hat, wenn man ihre Uebereinſtimmung mit dem edelſten Werke der Natur zeigte. Und was mich noch mehr hierinn beſtärkt, daß die Anhänger der Proportion ihre Ideen, die ſie aus Kunſtwerken geſchöpft hatten, auf die Natur übergetragen, und nicht von dieſer die Proportionen zu den Werken der Kunſt entlehnt haben, iſt dieß, daß ſie in Unterſuchungen dieſer Materie, ſo geſchwind als ſie können, das offne Feld natürlicher Schönheiten, das Pflanzen- und Thierreich verlaſſen, und ſich hinter die kunſtmäßigen Linien und Winkel der Architektur verſchanzen. Die Menſchen haben einen unglücklichen Hang, ſich ſelbſt ihre Abſichten und ihre Werke, zu dem Maaße jeder Vortrefflichkeit in irgend einem Dinge zu machen. Weil ſie alſo fanden, daß ihre Wohnungen feſter und bequemer wurden, wenn ſie nach regelmäßigen Figuren, und mit einander correſpondirenden Theilen gebaut waren: ſo brachten ſie dieſe Begriffe auch zu ihren Gärten; ſie ſchnitten ihre Bäume zu Säulen, Pyramiden und Obelisken; ſie zogen ihre Hecken zu eben ſo viel grünen Wänden, und mit ihren Alleen beſchrieben ſie Quadrate, Triangel und andre mathematiſche Figuren, nach der ſtrengſten Genauigkeit und Symmetrie; und ſo dachten ſie, hätten ſie die Natur, nicht bloß nachgeahmt, ſondern verſchönert, und ſie erſt gelehrt, wie ſie ihr Werk hätte machen ſollen. Aber endlich iſt die Natur aus dieſer Zucht entkommen, endlich hat ſie dieſe Feſſeln abgeworfen. Und wenigſtens unſre Gärten zeigen es, wenn es auch ſonſt nichts zeigt, daß wir anfangen gewahr zu werden, wie wenig mathematiſche Abmeſſungen das Weſen der Schönheit ausmachen. Und in der That machen ſie es in dem Pflanzen- und Thierreiche eben ſo wenig aus. Denn iſt es nicht auſſerordentlich, daß in ſo vielen poetiſchen Gemälden der Schönheit, die in jedermanns Munde ſind, und wovon einige das Vergnügen mehr als eines Zeitalters ausgemacht haben, daß in dieſen unzähligen Oden und Elegien, in welchen die Liebe ſich mit allem Feuer ausgedrückt, und ihren Gegenſtand mit allen nur erſinnlichen Farben geſchildert hat, daß, ſage ich, in allen dieſen nicht ein Wort von Proportion vorkömmt, wenn doch Proportion der vornehmſte Beſtandtheil der Schönheit iſt, da hingegen vieler andern Eigenſchaften der Schönheit ſehr oft und mit vieler Wärme gedacht wird?

Aber wenn nun der Proportion dieſe Kraft Schönheit zu wirken, abgeſprochen wird: woraus läßt ſich das ſeltſame Vorurtheil erklären, das die Menſchen für Proportion ſo ſehr einnimmt? — Aus eben dieſer blinden Vaterliebe, glaube ich, von der ich geſagt habe, daß ſie die Menſchen zu ihren eignen Werken und Erfindungen haben; aus falſchen Schlüſſen über die Wirkungen der Gewohnheit bey den Geſtalten der Thiere; aus der Platoniſchen Theorie von Schicklichkeit und Uebereinſtimmung. Um deswillen will ich im folgenden Abſchnitte die Wirkung der Gewohnheit, und dann den Begriff der Schicklichkeit unterſuchen. Denn wirkt Proportion nicht durch eine natürliche Kraft, die gewiſſen Abmeſſungen und Verhältniſſen eigen iſt: ſo muß ſie entweder durch die Gewohnheit, oder durch die Idee des Nutzens wirken. Eine dritte Art und Weiſe giebt es nicht.

Fünfter Abſchnitt.

Fortſetzung der Materie von der Proportion.

Wenn ich nicht irre, ſo iſt das Vorurtheil für die Proportion größtentheils nicht ſowohl daraus entſtanden, weil man bey ſchönen Körpern ein gewiſſes Maaß und Verhältniß der Theile wahrnahm, ſondern weil man ſich von der Beziehung, die das Ungeſtaltete auf das Schöne hat, eine falſche Vorſtellung machte, indem man es für das Entgegengeſetzte deſſelben anſahe. Daraus ſchloß man: wo die Urſachen des Ungeſtalteten weggeräumt iſt, da muß nothwendig das Schöne hervor gebracht werden. Dieß halte ich für einen Irrthum. Denn die Ungeſtaltheit iſt nicht der Schönheit, ſondern der Vollſtändigkeit und der Richtigkeit der Form entgegen geſetzt. Wenn bey einem Menſchen ein Fuß länger iſt, als der andre, ſo iſt er ungeſtaltet: denn es fehlt ihm etwas, was wir zu dem vollſtändigen Begriffe einer menſchlichen Geſtalt fordern. Eben dieß iſt die Wirkung aller natürlichen Gebrechen, oder zufälligen Verſtümmelungen. Wenn der Rücken einen Buckel hat, ſo iſt der Menſch ungeſtaltet: denn ſein Rücken hat eine ungewöhnliche Figur, und eine ſolche, mit welcher die Vorſtellung von Uebelbefinden und Beſchwerde verbunden iſt. So, wenn eines Menſchen Hals um ein beträchtliches Stück länger oder kürzer iſt, als andrer Menſchen ihrer, ſo ſagen wir, dieſer Theil ſey ungeſtaltet, weil Menſchen ordentlicher Weiſe nicht ſo gebildet ſind. Aber davon können wir alle Stunden die Erfahrung machen, daß ein Menſch ſeine zwey Beine von gleicher Länge und einander in allen

Stücken ähnlich, einen Hals von der gehörigen Große, und einen ſchnurgeraden Rücken haben, und doch nicht im mindeſten ſchön ſeyn könne. In der That entſteht die Schönheit ſo wenig aus dem Eindrucke des Gewohnten, daß vielmehr nichts ſo ſelten und ungewöhnlich iſt, als was in uns die Empfindung des Schönen erregt. Das Schöne ſetzt uns eben ſo wohl durch ſeine Seltenheit in Verwunderung, als das Ungeſtaltete. So finden wir es bey den Thieren, mit denen wir bekannt ſind. Ueberdieß wenn uns eine neue Gattung vorkommt: ſo thun wir über ihre Schönheit oder Häßlichkeit den Ausſpruch, ohne erſt abzuwarten, daß ſich in uns durch Gewohnheit Begriffe von gewiſſen Proportionen feſt geſetzet haben. Das Ungeſtaltete entſpringt aus dem Mangel der gemeinſchaftlichen Eigenſchaften der Gattung; aber aus dem Daſeyn dieſer Eigenſchaften entſteht nicht nothwendiger Weiſe das Schöne. Sehen wir alſo die Proportion bey natürlichen Körpern in ſo fern für nothwendig an, als ſie ſich auf Gewohnheit bezieht: ſo folgt aus der Natur der Gewohnheit, daß Schönheit, die eine poſitive, und auf den erſten Anblick wirkende Kraft iſt, nicht von Proportion herrühren könne. Unſere Natur iſt ſo wunderbar eingerichtet: daß, indem wir nach Neuheit äuſſerſt begierig ſind, wir doch auch zugleich ſehr ſtark von dem Gewohnten gefeſſelt werden. Aber die Eigenſchaft der Dinge, die uns durch Gewohnheit an ſich ziehn, iſt dieſe, daß ſie uns ſehr wenig rühren, wenn wir ſie beſitzen; aber ſehr ſtark, wenn ſie uns fehlen. Ich erinnere mich, eine lange Zeit hinter einander, alle Tage, einen gewiſſen Platz beſucht zu haben: ich fand, die Wahrheit zu ſagen, ſo wenig Vergnügen an dieſem Orte, daß er mir vielmehr Ueberdruß und lange Weile machte: ich kam, ich hielt mich dort auf, ich gieng wieder weg, ohne Vergnügen zu genieſſen. Unterdeſſen, ſo oft mich irgend etwas abhielt, zu der gewöhnlichen Zeit an dieſen Ort zu gehn: ſo fühlte ich eine Art von Unbehaglichkeit und Unruhe; und ich wurde nicht eher ruhig, bis ich meinen alten Weg wieder eingeſchlagen hatte. Die Perſonen, welche Taback ſchnupfen, nehmen ihn gemeiniglich, ohne zu wiſſen, daß ſie ihn nehmen; die Empfindlichkeit dieſes Sinns iſt bey ihnen ſo getödtet, daß auch dieſer gewaltſame Reiz kaum von ihnen gefühlet wird. Aber man nehme dem Tobacksſchnupfer ſeine Doſe: und er wird der unruhigſte Menſch von der Welt. In der That iſt Gewohnheit und Wiederholung ſo wenig die Quelle von eigentlicher Luſt: daß ſie vielmehr jedes Ding, es mag von einer Art ſeyn, von welcher es wolle, ſeines natürlichen Eindrucks beraubt. So, wie ſie verdrüßlichen Dingen ihren Stachel nimmt, ſo ſchwächt ſie auf gleiche Weiſe die Annehmlichkeit des ergötzenden, und bringt alſo beyde in eine Art von Gleichgewicht, und in einen Stand der Ruhe. Gewohnheit wird mit Recht eine andre Natur genannt. Unſer natürlicher und gewöhnlicher Zuſtand aber iſt der Zuſtand der Gleichgültigkeit, der eben ſowohl zum Vergnugen als zum Verdruß vorbereitet iſt. Werden wir aus dieſem Zuſtande heraus gebracht, oder irgend einer Sache, die zur Erhaltung deſſelben gehört, beraubt: ſo werden wir, wenn die Urſache nicht in einem Vergnügen von poſitiver Art liegt, durch dieſe Aenderung allemal beleidigt. Eben ſo verhält es ſich mit der Gewohnheit, unſrer zweyten Natur, in allem, was auf ſie eine Beziehung hat. Der Mangel der gewöhnlichen Verhältniſſe an Menſchen oder Thieren, erweckt allemal Ekel, obgleich das Daſeyn derſelben nicht wirkliches Vergnügen macht. Es werden freylich die Proportionen, die man zu Regeln der menſchlichen Schönheit feſt ſetzt, ſehr oft auch an ſchönen Körpern gefunden, weil ſie überhaupt an allen menſchlichen Körpern gefunden werden. Aber wenn gezeigt werden kann, daß ſie oft ohne Schönheit vorhanden ſind, und Schönheit auch ohne ſie beſtehen kann, und daß dieſe Schönheit, wo ſie angetroffen wird, ſich aus andern weit weniger zweydeutigen Urſachen erklären läßt: ſo wird man daraus natürlicher Weiſe ſchließen, daß Proportion und Schönheit, nicht zwey Begriffe ſind die nothwendig zuſammen gehören. Das wahre Entgegengeſetzte der Schönheit, iſt nicht Disproportion oder Ungeſtaltheit, ſondern Häßlichkeit. Und da dieſe aus Urſachen entſpringt, die gleichfals den Urſachen der poſitiven Schönheit entgegen geſetzt ſind: ſo können wir eher nicht davon reden, bis wir dieſe werden unterſucht haben. Zwiſchen Schönheit und Häßlichkeit giebt es ein gewiſſes Mittel, in welchem die angenommenen Proportionen am häufigſten angetroffen werden; aber dieſe Mittelmäßigkeit macht auf uns keinen Eindruck.

Sechſter Abſchnitt.

Nicht Schicklichkeit iſt die Urſache von Schönheit.

Man hat geſagt, die Vorſtellung von dem Nutzen eines Dinges, oder von derjenigen Einrichtung und Bildung eines Theils, die ihn zu Erreichung ſeiner Abſicht geſchickt macht, ſey die Urſache von Schönheit, oder ſey vielmehr Schönheit ſelbſt. Wäre das Syſtem der Proportion nicht durch dieſe Meynung unterſtützt worden, ſo hätte ſie ſich unmöglich ſo lange erhalten können. Die Welt würde es müde geworden ſeyn, von Maaßen und Verhältniſſen reden zu hören, die ohne alle Beziehung auf uns waren, die weder eine mechaniſche Kraft die Sinne zu rühren, noch Schicklichkeit zu Erhaltung einer gewiſſen Abſicht einſchlöſſen. Die Idee, die wir uns von Proportion machen, beruht gemeiniglich auf der Uebereinſtimmung der Mittel zu gewiſſen Endzwecken. Und wo dieſe nicht in Betrachtung kommt: da bekümmern wir uns ſehr ſelten um die Größe und das Maaß der Dinge, oder um die Wirkung dieſer Maaße. Es war alſo bey dieſer Theorie nothwendig, darauf zu beſtehen, daß alle Gegenſtände der Natur und der Kunſt, ihre Schönheit von der Schicklichkeit ihrer Theile zu ihren verſchiednen Verrichtungen erhielten. Aber ich fürchte, man habe dieſe Theorie gemacht, ohne die Erfahrung gehörig zu Rathe zu ziehen. Denn nach dieſen Grundſätzen, müßte die keilförmige Schnauze eines Schweins, mit ihren zähen Knorpeln an der Spitze, müßten ſeine kleinen tiefliegenden Augen, und das ganze Gemächte ſeines Kopfes, das zu dem Geſchäffte deſſelben, dem Durchwühlen und Umgraben der Erde, ſo geſchickt iſt, ausnehmend ſchön ſeyn. Der groſe Beutel, der an dem Schnabel des Pelikans hängt, ein Ding, das für den Vogel im höchſten Grade nützlich iſt, müßte uns auch in eben dem Grade ſchön ſcheinen. Der Igel, der durch ſeine ſtachlichte Haut, gegen alle Angriffe ſo wohl bewaffnet iſt, und das Stachelſchwein mit ſeinen heraus fahrenden Spitzen, müßten für ſehr artige Geſchöpfe gehalten werden. Wenig Thiere ſind geſchickter gebaut, als der Affe. Er hat die Hände eines Menſchen, mit dem elaſtiſchen Körper eines Thieres. Seine Geſtalt iſt zum Laufen, Springen, Klettern aufs vortrefflichſte eingerichtet; und doch giebt es wenig Thiere, die in aller Menſchen Augen häßlicher ſchienen. Ich ſage nichts von dem Rüſſel des Elephanten, der eine ſo mannichfaltige Brauchbarkeit für ihn, und für uns doch ſo wenig Schönheit hat. Wie geſchickt iſt der Wolf zum Laufen und Springen? Wie bewundernswürdig iſt der Löwe zum Streite bewaffnet? Aber wird deswegen irgend ein Menſch den Elephanten, den Wolf und den Löwen ſchöne Thiere nennen? Ich glaube, niemand wird leicht den Fuß des Menſchen für ſo geſchickt zum Laufe halten, als den Fuß des Pferdes, des Hundes, des Rehes, und vieler andern Thiere: wenigſtens nicht ſo weit ſich dieſes Geſchicke ſehen läßt: und doch wird jedermann zugeben, daß ein wohlgebauter menſchlicher Fuß weit ſchöner ſey, als dieſe alle. Wenn es die Schicklichkeit der Theile wäre, die ihre

Annehmlichkeit ausmachte, ſo würde ihr wirklicher Gebrauch ohne Zweifel dieſe Schönheit noch vermehren. Aber ob dieß gleich aus andern Gründen zuweilen ſtatt finden kann, ſo iſt es doch nicht immer der Fall. Ein Vogel im Fluge iſt nicht ſo ſchön, als wenn er ſitzt; ja verſchiedne Hausvögel ſieht man niemals, oder ſehr ſelten fliegen, und ſie ſind deswegen nichts weniger ſchön. — Und doch ſind die Vögel in ihrer Geſtalt von den Menſchen und Thieren ſo ſehr unterſchieden, daß, wenn man ihnen um der Schicklichkeit dieſer Geſtalt willen, Schönheit zuſchreiben will, man ihre Theile zu ganz andern Abſichten, und zu einem verſchiednen Gebrauche muß geſchickt gefunden haben. Ich habe niemals in meinem Leben einen Pfau fliegen ſehen; und doch bin ich, lange zuvor, ehe ich auf die Schicklichkeit ſeiner Geſtalt zu den Luftwanderungen, Acht gehabt hatte, lange zuvor, ſage ich, bin ich von der auſſerordentlichen Schönheit gerührt werden, in der dieſer Vogel viele der beſt fliegenden Vögel in der Welt übertrifft; ungeachtet, nach allem, was ich von ihm ſahe, ſeine Lebensart nicht viel beſſer als der Schweine ihre war, die ſich mit ihm in Geſellſchaft auf dem Mayerhofe fatterten. Eben das kann von dem Hahne, der Henne, und ähnlichen Vögeln geſagt werden. Sie gehören, der Geſtalt nach, zu der fliegenden Gattung. In ihrer wirklichen Bewegung ſind ſie von Menſchen und vierfüßigen Thieren wenig unterſchieden. Um fremde Beyſpiele zu verlaſſen, wenn die Schönheit in unſrer eignen Gattung an den Nutzen gebunden wäre: ſo müßte die Geſtalt des Mannes liebenswürdiger ſeyn als die Geſtalt der Frau, und Stärke und Behendigkeit müßten als die einzigen Schönheiten angeſehen werden. Aber **Stärke, Schönheit** zu nennen, nur Einen Namen für die Eigenſchaften einer Venus und eines Herkules zu haben, Eigenſchaften, die in aller Abſicht ſo äuſſerſt verſchieden ſind: iſt eine ſeltſame Verwirrung der Begriffe, oder ein Misbrauch der Worte. Der Grund von dieſer Verwirrung liegt, glaube ich, darinn, daß wir oft dieſelben menſchlichen oder thieriſchen Körper ſchön, und zugleich zu ihren Abſichten bequem eingerichtet finden; und alſo zu dem Trugſchluſſe verleitet werden, dasjenige für die Urſache zu halten, was bloß eine begleitende Eigenſchaft iſt. Dieß iſt der Trugſchluß der Fliege, die ſich einbildete, ſie errege den Staub, weil ſie auf dem Wagen ſaß, indem dieſer den Staub wirklich erregte. Der Magen, die Lunge, die Leber, ſind eben ſo wohl als die übrigen Theile zu ihren Abſichten unvergleichlich geſchickt, und doch haben ſie nicht den geringſten Grad von Schönheit. Im

Gegentheil ſind hinwiederum viele Sachen ſehr ſchön, bey denen wir nicht den geringſten Nutzen gewahr werden. Und ich berufe mich auf das erſte und natürliche Gefühl jedes Menſchen, ob er, bey dem Anblicke eines ſchönen Auges, eines wohlgebildeten Mundes, eines gut geſtalteten Fußes, auf irgend eine Weiſe daran denke, daß ſie zum Sehen, Eſſen und Laufen ſehr bequem ſind. Was für eine Idee von Nutzen erwecken wohl die Blumen? Und doch machen ſie den ſchönſten Theil des Pflanzenreichs aus. Es iſt wahr, der unendlich weiſe und gütige Schöpfer hat oft den Dingen, die er nützlich gemacht hat, auch noch Schönheit zugeſetzt; aber dieß beweiſt nicht, daß Schönheit und Nutzbarkeit einerley ſey, oder daß eines von dem andern nothwendig abhange.

Siebenter Abſchnitt.

Die wahren Wirkungen der Schicklichkeit.

Wenn ich Proportion und Schicklichkeit von aller Theilnehmung an der Hervorbringung der Schönheit ausſchließe: ſo habe ich dadurch nicht ſagen wollen, daß ſie keine ſchätzbare Eigenſchaften wären, oder, daß man ſie bey den

Werken der Kunſt aus der Acht laſſen dürfe. Eben die Werke der Kunſt ſind ihr eigentlicher Wirkungskreis; und hier iſt es, wo ſie ihren vollen Einfluß zeigen können. Wo die Weisheit des Schöpfers die Abſicht hatte, daß ein Ding gewiſſe Neigungen in uns erregen ſollte, da ließ ſie die Erreichung dieſer Abſicht, nicht auf die langſamen und ungewiſſen Operationen unſerer Vernunft ankommen; ſondern ſie verſah das Ding mit Kräften und Eigenſchaften, deren Wirkung unſerm Verſtande und unſerm Willen zuvor kömmt, und die, indem ſie auf die Sinne und die Imagination den Angriff thun, die Seele feſſeln, ehe der Verſtand hinzukommen kann dieſer Wirkung beyzuſtehen, oder ſich derſelben zu widerſetzen. Nur durch lange Unterſuchungen und vielen Fleiß können wir dazu gelangen, die anbetungswürdige Weisheit Gottes in ſeinen Werken zu entdecken. Aber wo wir ſie entdecken, da iſt der Eindruck, den ſie auf uns macht, ſowohl in der Art ſeiner Entſtehung, als ſeiner Beſchaffenheit, ganz von demjenigen unterſchieden, welchen das Schöne oder Erhabne, ohne alle ſolche Vorbereitungen auf uns macht. Wie ſehr unterſcheidet ſich das Vergnügen eines Zergliederers, wenn er den Gebrauch der Muskeln und der Haut entdeckt, wenn er findet, wie vortrefflich der künſtliche Mechanismus der einen zu den verſchiedenen Bewegungen des Körpers, und das wunderbare Gewebe der andern zu einer allgemeinen Bekleidung des ganzen Körpers, und zu der Oeffnung der aus- und einführenden Kanäle geſchickt iſt; wie ſehr, ſage ich, unterſcheidet ſich dieſes Vergnügen von der Empfindung, die ein gemeiner Menſch bey dem Anblicke einer feinen glatten Haut, und aller der übrigen Theile der Schönheit hat, die ohne Unterſuchung wahrgenommen werden. In dem erſten Fall iſt es möglich, daß, indem wir zu dem Schöpfer mit Bewunderung und Preiſe empor ſehen, der Gegenſtand, der dazu Anlaß gab, uns dennoch ekelhaft und verhaßt ſcheine; in dem letztern hingegen werden wir von dem ſinnlichen des Gegenſtandes, vermöge ſeines Eindrucks auf unſre Einbildungskraft, dergeſtalt eingenommen, daß wir nur ſehr wenig an die Kunſt ſeines innern Baues denken können. Und es gehört eine gewiſſe Gewalt dazu, die wir uns durch Hülfe unſrer Vernunft anthun müſſen, wenn wir unſre Seele von den ſinnlichen Reizen des Objekts losreiſſen ſollen, um ſie mit der Weisheit zu beſchäfftigen, die eine ſo wunderbar wirkende Maſchine erfunden hat. Der Eindruck, den Proportion und Schicklichkeit auf uns macht, wenigſtens in ſo weit wir bloß das Werk ſelbſt anſehen, und nicht zugleich an den Urheber denken, iſt Billigung, eine gewiſſe Befriedigung unſers Verſtandes, aber nicht Liebe, nicht eine Bewegung des Herzens. Wenn wir die Struktur einer Taſchenuhr unterſuchen, und nun vollkommen den Gebrauch und den Nutzen jedes Theils einſehen, ſo mögen wir noch ſo ſehr mit der Schicklichkeit und der zweckmäßigen Einrichtung des Ganzen befriedigt ſeyn, wir werden deswegen doch in dem Uhrwerke ſelbſt, nichts der Schönheit ähnliches wahrnehmen. Aber nun zeige man uns das Gehäuſe der Uhr, und etwan ein artiges Schnitzwerk, das von einem guten Künſtler drauf gegraben iſt, bey dem ſich wenig oder gar kein Nutzen denken läßt. Und ich bin ſicher, wir werden bey dieſem Gehäuſe eine weit lebhaftere Empfindung von Schönheit haben, als vorhin das Uhrwerk ſelbſt in uns erregen konnte, und wenn es auch das Meiſterſtück eines Graham geweſen wäre. Bey der Schönheit geht, wie geſagt, der Eindruck vor aller Kenntniß des Nutzens vorher; aber um von der Proportion urtheilen zu können, muß man den Endzweck wiſſen, zu dem die Sache beſtimmt iſt. Nach der Verſchiedenheit des Endzwecks muß ſich auch die Proportion ändern. So hat ein Thurm andre Proportionen als ein Haus; eine Gallerie andre als ein Saal, und ein Saal andre als ein Wohnzimmer. Um beurtheilen zu können, ob bey jeder Sache die Proportionen richtig beobachtet ſind, muß man erſt die Abſichten wiſſen, zu denen jede beſtimmt iſt. Nicht unmittelbare Empfindung, ſondern Erfahrung mit Nachdenken iſt es, die uns lehren, was durch jedes Werk der Kunſt erreicht werden ſoll. Als vernünftige Geſchöpfe müſſen wir allerdings bey unſern Werken auf ihren Endzweck zuerſt ſehen, und die Befriedigung jeder andern auch noch ſo unſchuldigen Neigung, muß nur immer nach jenem in Betrachtung kommen. Hierinn alſo liegt die eigentliche Wirkſamkeit der Proportion und der Zweckmäßigkeit; ſie wirken auf den Verſtand, der ſie betrachtet, und bringen in ihm Beyfall und Befriedigung mit dem Werke hervor; aber mit den Leidenſchaften, und mit der Imagination durch welche Leidenſchaft am meiſten erregt werden, haben ſie wenig zu thun. Wenn man ein Zimmer ohne allen Hausrath, vier nackte Wände und eine glatte Decke ſieht: ſo mögen die Verhältniſſe, nach denen es gebaut iſt, noch ſo vortrefflich ſeyn, es wird uns doch ſehr wenig gefallen: eine kalte Billigung iſt alles, was es von uns erhalten kann. — Ein weit ſchlechter proportionirtes Zimmer hingegen, mit artiger Bildhauerarbeit, hübſchem Laubwerk, Spiegeln, und dem ganzen übrigen Aufputze, wird unſre Sinnlichkeit gegen unſre beſſere Einſicht einnehmen: es wird uns weit mehr gefallen, als die nackten Verhältniſſe des erſten Zimmers, die der Verſtand als ſo ausnehmend zweckmäßig gebilligt hatte. Was ich jetzt und im vorhergehenden von der Proportion geſagt habe, ſoll gar nicht Anlaß geben zu glauben, als wenn bey den Werken der Kunſt der Gedanke des Nutzens vernachläſſigt werden dürfe. Es ſoll bloß zeigen, daß dieſe zwey vortrefflichen Sachen, Proportion und Schönheit, nicht Eine Sache ſind; gar nicht aber, daß man eine von beyden aus der Acht laſſen dürfe.

Achter Abſchnitt.

Wiederholung.

Im Ganzen alſo: wenn diejenigen Theile menſchlicher Körper, die proportionirt ſind, auch allemal ſchön befunden würden, welches gewiß nicht geſchieht; oder wenn die proportionirten Theile allemal die Lage gegen einander hätten, daß aus ihrer Vergleichung ein unmittelbarer Eindruck des Vergnügens entſtehen könnte, welches ſehr ſelten der Fall iſt; oder wenn ſich an Pflanzen und Thieren irgend ein gemeinſchaftliches Verhältniß angeben lieſſe, welches immer mit Schönheit verbunden wäre, dergleichen ſich durchaus nicht angeben läßt; oder wenn Theile, die zu ihren Abſichten ſchicklich ſind, allemal ſchön wären, und wo der Nutzen fehlt, auch die Schönheit mangelte, welches aller Erfahrung zuwider iſt: alsdann könnten wir ſchlieſſen, daß Schönheit in Proportion oder Nutzbarkeit beſtehe. Aber da ſich in allen dieſen Abſichten die Sache ganz anders verhält, ſo können wir ſicher ſeyn: Schönheit hängt nicht von Verhältniß und Nutzen ab; ſie mag nun ſonſt auch entſpringen woraus ſie will.

Neunter Abſchnitt.

Nicht Vollkommenheit iſt die Urſache von Schönheit.

Hier iſt noch eine andre Modeidee, die mit der vorhergehenden ſehr genau zuſammenhängt; dieſe nämlich, daß Vollkommenheit die Quelle der Schönheit ſey. Dieſer Satz iſt viel weiter als auf die ſinnlichen Gegenſtände ausgedehnt worden. Aber, wenn man nur bey dieſen ſtehen bleibt: ſo findet man, daß Vollkommenheit an und für ſich betrachtet, ſo wenig die Urſache von Schönheit ſey, daß vielmehr dieſe, wo ſie bey dem andern Geſchlechte am gröſten iſt, faſt immer den Begriff von Schwäche und Unvollkommenheit mit ſich führt. Die Frauenzimmer wiſſen dieß ſehr wohl: ſie gewöhnen ſich deswegen eine liſpelnde Sprache, einen wankenden ungewiſſen Gang an; ſie bemühen ſich, ſchwach und ſogar krank zu ſcheinen. Alles dieß lehrt ſie die Natur. Schönheit im Unglücke iſt die einnehmendſte Schönheit. Das Erröthen thut eben die Wirkung. Und Beſcheidenheit überhaupt, die ein ſtillſchweigendes Geſtändniß von Unvollkommenheit iſt, wird ſelbſt für eine liebenswürdige Eigenſchaft angeſehen, und erhöht den Werth jeder andern. Ich weis, daß jedermann ſagt: man muß die Vollkommenheit lieben. Eben dieß iſt mir ein Beweis, daß ſie nicht der eigentliche Gegenſtand der Liebe ſey. Wer hat wohl jemals geſagt: man iſt verbunden, ein ſchönes Frauenzimmer, oder irgend ein ander ſchönes Geſchöpf zu lieben? Hier braucht es gar nicht erſt unſer Wollen, um von der Sache gerührt zu werden.

Zehenter Abſchnitt.

In wie weit der Begriff Schönheit ſich auf die Eigenſchaften der Seele anwenden läßt.

Eben dieſe Anmerkung läßt ſich auf die Eigenſchaften der Seele anwenden. Die großen bewundernswürdigen Tugenden, die zu dem Erhabnen gehören, erwecken mehr Furcht als Liebe: ſolche ſind z. E. Tapferkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, und die dieſen ähnliche. Niemals iſt ein Menſch dieſer Eigenſchaften wegen liebenswürdig genannt worden. Die ſanftern Tugenden ſind es, welche unſer Herz einnehmen, und in uns die Empfindung von etwas liebenswürdigem erregen, z. E. ein gefälliger nachgebender Charakter, Mitleiden, Freundlichkeit, Gutthätigkeit: obgleich dieſe letztern in der That von geringerer Wichtigkeit für das Beſte der Geſellſchaft, und von einer mindern Würde ſind. Aber eben deswegen gefallen ſie uns nur deſto beſſer. Die hohen Tugenden gehen vornehmlich mit Gefahren, Beſtrafungen und Unruhen um, und äuſſern ſich mehr darinn, dem Unglücke vorzubeugen, als Wohlthaten auszutheilen; ſie ſind alſo verehrungswerth, aber nicht liebenswürdig. Die Tugenden der zweyten Klaſſe haben es mit geleiſtetem Beyſtande, mit getheiltem Vergnügen, befriedigtem Verlangen zu thun; und gehen alſo den erſtern an Annehmlichkeit vor, aber ſtehen an Würde zurück. Diejenigen Perſonen, die ſich in aller Menſchen Herzen einſchleichen, die zu den Geſellſchaftern ihrer fröhlichern Stunden gewählt werden, bey denen ſie ſich von ihrer Arbeit und ihrem Kummer erholen wollen, ſind niemals Leute von glänzenden Eigenſchaften, und ſehr erhabnen Tugenden. Es iſt das ſanfte Grün, auf welchem wir gern unſre Augen ausruhen laſſen, wenn ſie von dem Anſchauen glänzenderer Gegenſtände ermüdet ſind. Man leſe die Charaktere des Cäſars und des Catos, die Salluſtius ſo fein gezeichnet, und ſo richtig verglichen hat, und man betrachte, was für einen verſchiednen Eindruck ſie auf uns machen werden. Bey dem einen das ignoſcendo, largiundo, bey dem andern das nihil largiundo; bey dem einen das miſeris perfugium, bey dem andern das malis perniciem. Bey dem letzten finden wir mehr zu bewundern, mehr zu verehren, und vielleicht etwas zu fürchten; wir halten ihn hoch, aber wir wollen ihn nur in einer gewiſſen Entfernung anſehen. Der andre macht ſich mit uns vertraut: wir lieben ihn, und wir folgen ihm, wo er uns hin führt. Um dieſe Sache unſern erſten und natürlichſten Empfindungen noch näher zu bringen: ſo will ich noch eine Anmerkung hinzu ſetzen, die ein ſcharfſinniger Freund bey der Durchleſung dieſes Kapitels gemacht hat. Das Anſehen eines Vaters, das zu unſerer Glückſeligkeit ſo nothwendig, und in aller Abſicht ſo verehrungswürdig iſt, hält uns ab, die ganze Liebe für ihn zu fühlen, die wir für unſre Mutter haben, bey der das Anſehen der Eltern ſich beynahe in der mütterlichen Zärtlichkeit und Nachſicht verliert. Aber wir haben größtentheils eine große Liebe zu unſern Großvätern, weil bey ihnen dieſes Anſehen ſchon um einen Grad weiter von uns entfernt iſt, und es überdieß von der Schwache des Alters bis zu einer Art von weiblicher Zärtlichkeit gemildert wird.

Eilfter Abſchnitt.

Wie weit der Begriff Schönheit ſich auf die Tugend anwenden läßt.

Aus dem, was in dem vorhergehenden Abſchnitte iſt geſagt worden, können wir leicht ſehen, in wie weit ſich von der Tugend in eigentlichem Verſtande ſagen läßt, daß ſie ſchön ſey. — Wenn man ſo ſchlechthin den Namen der Schönheit auf die Tugend anwenden will: ſo kann man leicht dadurch ſeine Begriffe von den Dingen verwirren. Und es hat dieß zu einer unendlichen Menge ſeltſamer Theorien von Tugend Anlaß gegeben: ſo wie die Anwendung des Wortes Schönheit auf Proportion, Uebereinſtimmung, Vollkommenheit, und andere noch mehr von dem natürlichen Begriffe derſelben abgehende Eigenſchaften, Urſache iſt, daß unſre Begriffe von Schönheit ſelbſt in Verwirrung gerathen ſind, und wir keine Regel ſie zu beurtheilen haben, die nicht noch unſichrer und trüglicher wäre, als unſer bloßes Gefühl. Dieſe unbeſtimmte und vieldeutige Art zu ſprechen, hat uns alſo eben ſowohl in der Theorie des Geſchmacks als der Moral irre geführt; und ſie iſt es, die uns verleitet hat, die Wiſſenſchaft unſerer Pflichten, von ihrem eigentlichen Grunde, der Vernunft, den Bedürfniſſen unſerer Natur, und den Beziehungen der Dinge, weg zu heben, und ſie auf den ſeichten Grund unſrer Empfindungen und unſers ſinnlichen Wohlgefallens zu bauen.

Zwölfter Abſchnitt.

Die wahre Urſache der Schönheit.

Nachdem ich mich bemüht habe, zu zeigen, was Schönheit nicht ſey: bleibt mir noch übrig, wenigſtens mit gleicher Sorgfalt zu unterſuchen, worinn ſie eigentlich beſtehe. Schönheit iſt eine Sache von einer viel zu merklichen Wirkung, als daß ſie nicht von einer ihr eigenthümlichen poſitiven Beſchaffenheit herkommen ſollte. Und da ſie nicht ein Werk unſers eignen Verſtandes iſt, da ſie ſelbſt da gefällt, wo ſich gar kein Nutzen entdecken läßt; da die Methoden und die Ordnungen der Natur gemeiniglich von unſern Abmeſſungen und Proportionen ſo weit abgehen: ſo müſſen wir natürlicher Weiſe ſchließen, daß die Schönheit, wenigſtens in den meiſten Fällen, eine beſondre Eigenſchaft der Körper ſey, die auf eine mechaniſche Art, vermittelſt der [illegible], auf die Seele wirkt. Es kömmt nun darauf an, zu unterſuchen, was die ſinnlichen Eigenſchaften ſolcher Dinge eignes haben, welche ſchön ſind, d. h. welche Liebe, oder eine ähnliche Neigung bey uns erregen.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Schöne Gegenſtände ſind klein.

Das erſte, was uns in jeder Sache in die Augen fällt, iſt ihre Ausdehnung, oder Gröſſe. Und welcher Grad der Ausdehnung bey ſchönen Gegenſtänden am häufigſten vorkömmt, können wir aus der Art ſchließen, wie wir uns in Abſicht derſelben ausdrücken. Man hat mich verſichert, daß in den meiſten Sprachen, Dinge die man liebt, mit verkleinernden Verwörtern benennt werden. Wenigſtens iſt es ſo in allen Sprachen, die ich kenne. Im Griechiſchen ſind das ιων, und andre Diminutiv-Endungen, faſt allemal Ausdrücke der Zärtlichkeit und Zuneigung. Die Griechen ſetzen gemeiniglich dieſe Endungen zu den Namen derjenigen Perſonen hinzu, mit welchen ſie auf eine freundſchaftliche und vertraute Art umgehen. Ob gleich die Römer

mer ein Volk von weniger lebhaften und feinern Empfindungen waren, ſo wurden ſie doch von den nämlichen Urſachen auf den Gebrauch der verkleinernden Endungen geführt. In dem alten Engliſchen wurde die verkleinernde Endung *ling* den Namen der Perſonen und Dinge, die man liebte, angehangen. Einige ſind noch in der Sprache, als darling (little dear) ein Liebling, und noch einige wenige. Aber noch bis auf dieſen Tag iſt es im gemeinen Umgange gewöhnlich, jedem Dinge das wir lieben, den Namen klein zu geben, wenn wir es liebkoſen wollen. Die Franzoſen und Italiäner brauchen dieſe zärtlichen Diminutiva noch weit mehr als die Engländer. Unter den Thieren ſind es die kleinen, die wir am meiſten liebzukoſen geneigt ſind; kleine Vögel, oder einige Gattungen kleiner vierfüßiger Thiere. Ein großes ſchönes Ding, iſt ein Ausdruck, der ſelten vorkommt: aber ein großes häßliches Ding, wird ſehr oft geſagt. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Bewunderung und Liebe. Das Erhabne, welches die Urſache der erſten iſt, hat allemal nur in großen und ſchrecklichen Gegenſtänden ſeinen Sitz; aber die letztere findet nur bey kleinen und ergötzenden ſtatt. — Wir beugen uns unter dem, was wir bewundern: aber wir lieben das, was ſich unter uns beugt. In dem einen Falle werden wir mit

Gewalt gezwungen; in dem andern durch Schmeicheleyen gewonnen. Mit einem Worte: das Erhabne und das Schöne ruhen auf ſo ganz verſchiedenen Gründen, daß es ſchwer, und ich hätte beynahe geſagt, unmöglich iſt, ſie in einem einzigen Gegenſtande zu vereinigen, ohne den Eindruck des einen oder des andern ſehr merklich zu ſchwächen. In Abſicht der Ausdehnung alſo, iſt ſchön, was vergleichungsweiſe klein iſt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Glätte.

Die nächſtfolgende Eigenſchaft, die ſich beſtändig an ſchönen Gegenſtänden findet, iſt Glätte: und dieſe ſcheint der Schönheit ſo weſentlich zu ſeyn, daß ich mich nicht eines einzigen Dinges erinnere, das ohne dieſelbe ſchön wäre. Die glatten Blätter an Bäumen und Blumen, ein ebner Abhang in Gärten, ein ebner Strom in einer Landſchaft, ein glattes Fell an Thieren oder Vögeln, eine glatte Haut bey einem ſchönen Frauenzimmer, und in allen Arten des Hausraths und der Verzierungen, glatte und polirte Oberflächen, ſind ſchön. Ein ſehr beträchtlicher, und vielleicht der beträchtlichſte Theil von dem Eindrucke, den die Schönheit macht, iſt dieſer Eigenſchaft zuzuſchreiben. Denn man nehme irgend einen ſchönen Gegenſtand, und gebe ihm eine rauhe und höckerigte Oberfläche, und er wird uns nicht mehr gefallen, ſo gut er auch in andrer Abſicht gebildet ſeyn mag. Dahingegen mögen ihm noch ſo viele von den andern Beſtandtheilen der Schönheit fehlen, er wird uns doch, wenn er nur dieſen hat, beſſer gefallen, als mit allen übrigen ohne dieſen. Dieß kömmt mir ſo augenſcheinlich vor, daß ich mich wundre, wie alle, welche von dieſer Materie geſchrieben haben, unter den Urſachen, die ſie von der Schönheit angeben, die Glätte haben auslaſſen können. Denn in der That iſt nichts dieſem Begriffe ſo ſehr zuwider, als eine unebne Oberfläche, plötzlich herausſpringende Theile, und ſcharfe Ecken.

Funfzehnter Abſchnitt.

Stuffenweiſe Abwechſelung.

Aber, ſo wie vollkommen ſchöne Körper nicht aus winklichten Theilen zuſammengeſetzt ſind: ſo gehen auch ihre Theile nicht lange in einerley geraden Linien fort. Sie verändern ihre Richtung alle Augenblicke, und verändern ſie durch unmerkliche, aber immer fortgehende Abweichungen

gen von der erſten Linie, dergeſtalt, daß es dem Auge unmöglich iſt den Punkt zu beſtimmen, wo ſie die erſte Richtung verließen, und wo ſich die neue anfängt. Der Anblick eines ſchönen Vogels wird dieſe Anmerkung erläutern. Hier ſehen wir den Kopf unmerklich bis zu ſeiner Mitte wachſen: dann ihn eben ſo ſtuffenweiſe abnehmen, bis er ſich an den Hals anſchließt. Der Hals ſchwillt nach und nach in ein dickeres Volumen bis zur Mitte des Körpers, von wo das ganze wieder bis zum Schwanze abnimmt. Der Schwanz nimmt eine neue Richtung; aber er verändert ſie ſogleich. Er verlauft ſich hinwiederum mit den übrigen Theilen; und allenthalben, oben, unten, zur Seite, wechſeln die Linien, welche den Umriß beſchreiben, beſtändig ihre Richtung. Ich habe bey dieſer Beſchreibung eine Taube in Gedanken. Sie ſtimmt ſehr wohl mit den meiſten Regeln der Schönheit überein. Sie iſt glatt, und mit einer weichen Pflaume bedeckt; ihre Theile verſchmelzen ſich (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt) in einander; nirgends ſieht man durch ihren ganzen Körper einen ſchrof hervorragenden Theil, und doch wechſelt die Figur dieſer Theile beſtändig ab. Man gebe auf diejenigen Theile eines ſchönen Frauenzimmers Acht, welche vielleicht die ſchönſten ſind, auf den Hals und den Buſen; auf ſeine Glätte, ſeine Weiche, ſein unmerk-

liches

lich ſanftes Emporſchwellen; auf die Abänderungen ſeiner Oberfläche, die nicht in dem kleinſten Raume dieſelbe Richtung behält; auf die verführeriſchen Irrgänge, durch welche das unſtete Auge ſanft fortgleitet, ohne zu wiſſen, wo es ſtehen bleiben ſoll, oder wohin es geführt wird. Iſt dieß nicht ein klarer Beweis, daß dieſe beſtändige und doch in keinem Punkte beſonders merkliche Veränderung der Oberfläche, einer der weſentlichſten Beſtandtheile der Schönheit ſey? Es freut mich ſehr, daß ich meine Theorie in dieſem Stücke, durch die Meynung eines ſehr ſcharfſinnigen Mannes, des Herrn Hogarths, unterſtützen kann. Seine Idee von der Schönheitslinie halte ich, im Ganzen genommen, für ſehr richtig. Aber weil er nur überhaupt Abwechſelung fordert, ohne zu beſtimmen, was es für eine Art von Abwechſelung ſeyn muß: ſo hat er auch winklichte Figuren für ſchön gehalten. Es iſt wahr, die Umriſſe ſolcher Figuren wechſeln ſehr ab; aber ſie wechſeln plötzlich und auf eine gebrochne Art. Ich finde nicht einen einzigen natürlichen Gegenſtand, der winklicht und zugleich ſchön wäre. In der That giebt es wenig natürliche Gegenſtände, die vollkommen winklicht wären. Aber mich dünkt, die, welche ſolchen am nächſten kommen, ſind die häßlichſten. Ich muß noch hinzu ſetzen, daß, obgleich die immerfort ſich verändernde Linie die einzige iſt, an welcher Schönheit gefunden wird, es doch keine beſondre Linie gebe, die beſtändig als die ſchönſte gefunden wird; und die alſo mit Ausſchlieſſung aller andern Linien die Schönheitslinie heiſſen könne. Wenigſtens bin ich dieß niemals gewahr worden.

Sechszehnter Abſchnitt.

Delikateſſe.

Ein Anſehn von Feſtigkeit und Stärke iſt der Schönheit ausnehmend nachtheilig. Ein Schein von Delikateſſe und ſelbſt von Schwächlichkeit iſt ihr beynahe weſentlich. Wer ſich die Mühe giebt, die Schönheiten der thieriſchen und Pflanzen-Welt durchzugehn, wird dieſe Beobachtung in der Natur gegründet finden. Es iſt nicht die Eiche, die Eſpe, der Ulmenbaum, oder einer der ſtarken Bäume des Waldes, die wir als ſchön betrachten: ſie ſind majeſtätiſch und ehrwürdig; ſie flößen eine Art von Ehrerbietung ein. Die zarte Myrte iſt es, der Orangen- und Mandelbaum, der Jeſmin, der Weinſtock, dieſe ſind es, die wir als Schönheiten unter den Gewächſen anſehen. Es iſt das Blumengeſchlecht, dieß durch ſeine Schwäche und ſeine kurze Dauer ſich unterſcheidende Geſchlecht, welches bey uns den lebhafteſten Eindruck von Schönheit und Zierlichkeit macht. Unter den Thieren iſt das Windſpiel ſchöner als der Bauerhund; und der zarte ſpaniſche Zelter, der geſchlanke Barbe, oder das feine arabiſche Pferd, ſind weit liebenswürdiger als das ſtarke ſtandhafte Wagen- oder Reuterpferd. Ich habe nicht nöthig, von dem ſchönen Geſchlechte viel zu ſagen, von welchem dieſer Punkt, glaube ich, leicht zugeſtanden werden wird. Die Schönheit des Frauenzimmers hängt größtentheils von ſeiner Schwäche und Zärtlichkeit ab; und wird ſelbſt durch die Furchtſamkeit deſſelben noch anziehender, eine Eigenſchaft der Seele, die mit der Schwäche zuſammen hängt. Man muß mich aber nicht ſo verſtehen, als wenn ich glaubte, daß Schwäche, wenn ſie das Zeichen eines ungeſunden kranken Körpers iſt, ſchön ſeyn könne. Sie thut aber alsdann die üble Wirkung, nicht weil ſie Schwäche iſt, ſondern weil das Uebelbefinden des Körpers, woraus ſie entſteht, zugleich die andern Bedingungen der Schönheit aufhebt: die Theile fallen alsdann zuſammen, die glänzende Farbe des Geſichts, das lumen purpureum juventae verſchwindet, und die ſanft ſich verändernden Umriſſe verlieren ſich in Runzeln, ſcharfen Ecken, und geraden Linien.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Schönheit in den Farben.

Was die Farben betrifft, die ſchönen Körpern eigen ſind: ſo mag es vielleicht ſchwerer ſeyn, ſie beſtimmt anzugeben, da ſie in den verſchiednen Theilen der Natur auf ſo unendlich mannichfaltige Art abwechſeln. Demohnerachtet läßt ſich auch in dieſer Mannichfaltigkeit ſelbſt, etwas gemeinſchaftliches finden, das wir als eine Regel feſtſetzen können. Erſtlich, müſſen Farben, die ſchön ſeyn ſollen, nicht ſchmutzig oder ſtaubigt, ſondern rein und helle ſeyn. Zweytens, ſie müſſen nicht auſſerordentlich ſtark ſeyn. In jeder Art der Farben ſind es die gemäßigtern, die mittlern, welche der Schönheit eigen zu ſeyn ſcheinen; ein lichtes Grün, ein ſanftes Blau, ein ſchwaches Weiß, ein Roſen-Roth oder Violet. Drittens, wenn die Farben ſtark und lebhaft ſind: ſo müſſen ſie wenigſtens abgewechſelt, und der ganze Gegenſtand muß nicht von einer einzigen ſtarken Farbe ſeyn; ihrer müſſen (wie bey geſprenkelten Blumen) faſt immer ſo viele ſeyn, daß die Stärke und der Glanz einer jeden durch die übrigen gemäßigt wird. Zu einer ſchönen Geſichtsfarbe gehört nicht nur eine Miſchung mehrerer Farben, ſondern auch, daß weder das Weiße noch das Rothe ſtark und blendend ſey. Ueberdieß müſſen ſich beyde auf die Weiſe und durch ſo unmerkliche Stuffen in einander verlieren, daß es unmöglich wird, die Gränzen anzugeben. Aus eben dem Grunde ſind die zweifelhaften ſpielenden Farben am Halſe und im Schweiſe des Pfaues und am Kopfe der Taube, ſo angenehm. In der That ſind die Schönheit der Farben und die Schönheit der Geſtalt einander ſo nahe verwandt, als es für Dinge von ſo verſchiedner Natur nur immer möglich iſt.

Achtzehnter Abſchnitt.

Wiederholung.

Zuſammengenommen alſo, ſind die Eigenſchaften der Schönheit, in ſo fern es bloß ſinnliche Schönheit iſt, folgende. Das Schöne muß erſtlich, vergleichungsweiſe klein; zweytens, es muß glatt ſeyn; drittens, es muß in der Richtung ſeiner Theile abwechſeln; aber viertens, dieſe Theile nicht eckigt, ſondern ſanft in einander verſchmolzen haben; fünftens, es muß von zartem Bau, und ohne merklichen Anſchein von Stärke ſeyn; ſechſtens, es muß reine und klare Farben, aber keine ſtarken und glänzenden haben; oder ſiebentens, wenn es glänzende Farben hat, ſo muß es eine Mannichfaltigkeit derſelben haben. Dieß ſind, glaube ich, die Eigenſchaften, auf welchen die Schönheit beruht. Eigenſchaften, die kraft ihrer Natur wirken, und die ſich weniger durch Eigenſinn verändern, oder durch die Verſchiedenheit des Geſchmacks verwirren laſſen, als irgend einige andre.

Neunzehnter Abſchnitt.

Phyſiognomie.

Die Phyſiognomie hat einen großen Antheil an der Schönheit, beſonders an der Schönheit unſrer Gattung. Die Denkungsart und der Charakter geben dem Geſichte gewiſſe Züge, die, da man ihre Verbindung mit jenen bemerkt hat, vermögend ſind, den Eindruck eines wohlgeſtalteten Körpers durch den Eindruck einer liebenswürdigen Seele zu verſtärken. Um alſo eine vollkommne menſchliche Schönheit hervor zu bringen, und dieſer Schönheit ihren vollen Einfluß zu verſchaffen, muß das Geſicht ſolche gütige liebenswürdige Eigenſchaften ausdrücken, wie ſie mit dem ſanften glatten und zarten der äuſſern Form übereinſtimmen.

Zwan-

Zwanzigſter Abſchnitt.

Das Auge.

Ich habe es bisher mit Fleiß unterlaſſen, von dem Auge, dieſem für die Schönheit lebendiger Geſchöpfe ſo wichtigen Theile, zu reden, weil es ſich nicht ſo natürlich unter die vorhergehenden Titel bringen ließ, ob es ſich gleich auf eben dieſelben Grundſätze zurück führen läßt. Ich denke alſo, daß die Schönheit des Auges, erſtlich, in der Reinigkeit deſſelben beſteht. Welche Farbe der Augen die ſchönſte ſeyn ſoll, hängt größtentheils von eines jeden Geſchmack ab; aber keinem Menſchen gefällt ein trübes erſtorbenes Auge. Ein helles Auge gefällt uns aus eben dem Grunde, aus welchem uns Diamanten, klares Waſſer, Glas, und ähnliche durchſichtige Körper gefallen. Zweytens: Die Bewegung des Auges trägt viel zu ſeiner Schönheit bey, weil ſie ihm immer neue Richtungen giebt; aber eine langſame ſchmachtende Bewegung iſt ſchöner, als eine ſchnelle und lebhafte: die letztere belebt, aber die erſtere erregt Zuneigung. Drittens, in Anſehung der Verbindung des Auges mit den anliegenden Theilen, gilt eben die Regel, die für andre ſchöne Theile iſt gegeben worden: es muß nicht plötzlich und ſtark von der Richtung der nächſtgelegnen Theile abweichen, noch muß es irgend einer genauen mathematiſchen Figur nahe kommen. Auſſerdem macht das Auge einen verſchiednen Eindruck, nachdem es andre und andre Eigenſchaften der Seele ausdrückt; und hierinn liegt ſeine gröſte Gewalt. Es läßt ſich alſo auf das Auge alles dasjenige anwenden, was wir kurz zuvor von der Phyſiognomie geſagt haben.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Häßlichkeit.

Es würde eine bloße Wiederholung des Vorhergehenden ſeyn, wenn wir weitläuftig von der Natur der Häßlichkeit handeln wollten: indem ich mir vorſtelle, daß alle ihre Eigenſchaften die entgegengeſetzten von denen ſind, die wir als die Beſtandtheile der Schönheit angegeben haben. Die Häßlichkeit als das Entgegengeſetzte der Schönheit, iſt nicht das Entgegengeſetzte der Proportion und Schicklichkeit. Denn es kann ein Ding mit den vollkommenſten Proportionen, und mit der gröſten Schicklichkeit zu ſeinem Gebrauche, doch ein ſehr häßliches Ding ſeyn. Eben ſo gut kann Häßlichkeit

keit mit der Idee des Erhabnen beſtehen. Aber das wollte ich auf keine Weiſe ſagen, daß Häßlichkeit an ſich eine erhabne Idee ſey, auſſer wenn ſie mit ſolchen Eigenſchaften verbunden iſt, die Schrecken erregen.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Grazie.

Der Begriff des **Anmuthsvollen** oder der **Grazie** iſt nicht ſehr von dem Begriffe des Schönen verſchieden; ſie beſtehen beyde faſt aus einerley Stücken. Das **Anmuthsvolle** iſt ein Begriff, der ſich auf **Stellung** und **Bewegung** beziehet. Wenn dieſe beyde anmuthig ſeyn ſollen: ſo wird erfordert, daß ſie nicht das Anſehen von Schwierigkeit haben; es wird erfordert, daß der Körper keine gewaltſame Biegung mache; daß alle Theile in ſo einer Lage gegen einander bleiben, daß keiner von den andern gehindert werde, und nirgends ſcharfe Ecken, und plötzliche Brüche zum Vorſchein kommen. In dieſem leichten Falle der Glieder, in dieſer Rundung, in dieſer Delikateſſe der Stellung und der Bewegung, beſteht die ganze Zauberkraft der Grazie, und was man das je ne ſçai quoi nennt: wie jeder finden wird, der die Mediceiſche Venus, den Antinous, oder irgend eine andre Statue, die als ein Muſter der Grazie berühmt iſt, aufmerkſam betrachtet.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Eleganz und Pracht.

Wenn ein Körper aus glatten und abgeebneten Theilen beſteht, die ſich einander nicht beſchweren, die ohne Verwirrung und ohne Ecken ſind; und wenn er zugleich etwas von Regelmäßigkeit in ſeiner Figur hat: ſo nenne ich ihn elegant, zierlich. Es iſt alſo mit dem Schönen ganz einerley; ausgenommen, daß es nur noch die Regelmäßigkeit mehr hat. Dieß aber, da es einen weſentlichen Unterſchied in der Empfindung macht die dadurch hervor gebracht wird, berechtigt uns ſchon, eine eigne Gattung daraus zu machen. Unter dieſe Gattung rechne ich diejenigen feinern und regelmäßigen Werke der Kunſt, die keinen beſtimmten Gegenſtand in der Natur nachahmen: als ſchöne Gebäude, oder ein artiges Hausgeräthe. Wenn irgend ein Gegenſtand etwas von vorgenannten Eigenſchaften, oder überhaupt etwas von den Eigenſchaften der Schönheit hat, und überdieß von großen

ßen Dimenſionen iſt: ſo iſt er eben ſo merklich von der bloßen Schönheit unterſchieden. Ich nenne ihn ſpeciös oder prächtig.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Schönheit fürs Gefühl.

Die vorhergehende Beſchreibung der Schönheit, in ſo weit ſie vom Auge empfunden wird, kann ſehr wohl durch die Natur derjenigen Gegenſtände erläutert werden, die auf das Gefühl einen ähnlichen Eindruck machen. Dieß iſt es, was ich das Schöne für das Gefühl nenne. Es iſt auf eine verwundernswürdige Art mit dem übereinſtimmend, was dem Auge ein gleiches Vergnügen gewährt. Zwiſchen allen unſern äuſſern Sinnen iſt ein enges Band. Sie ſind alle nur verſchiedne Arten des Gefühls, ſo abgeändert, daß ſie die Eindrücke verſchiedner Gegenſtände annehmen können: aber einerley in der Art der Eindrücke, die ſie von dieſen Gegenſtänden bekommen. Alle Körper, die dem Gefühl angenehm ſind, ſind es durch den geringen Widerſtand den ſie thun: entweder wenn wir unſre Hand längſt ihrer Oberfläche hin bewegen, oder, wenn wir die Theile gegen einander drucken wollen. Iſt der Widerſtand im erſten Falle geringe:

ſo heißt der Körper glatt; iſt er es im letztern, ſo heißt er weich. Von der einen oder andern dieſer Eigenſchaften rühret hauptſächlich die angenehme Empfindung her, die wir durchs Gefühl erhalten; und wenn ſich beyde vereinigen, ſo iſt unſer Vergnügen am größten. Dieß iſt ſo klar, daß es mehr zur Erläuterung andrer Dinge angewandt werden kann, als ſelbſt Erläuterung braucht. Die nächſte Quelle von Vergnügen für dieſen, ſo wie für alle übrigen Sinne, iſt die Abänderung und Neuheit der Vorſtellung. Und wir finden, daß Körper, deren Oberfläche beſtändig abwechſelt, bey weitem die angenehmſten für das Gefühl ſind, wie jeder ſich durch ſeine eigne Erfahrung überzeugen kann. Die dritte Eigenſchaft ſolcher Gegenſtände iſt: daß, obgleich die Oberfläche ihre Richtung beſtändig verändert, ſie ſie doch niemals plötzlich verändre. Jede plötzliche Berührung, wenn auch der Eindruck ſelbſt nichts oder ſehr wenig gewaltſames hat, iſt unangenehm. Wenn uns jemand mit einem mehr als gewöhnlich kalten oder warmen Finger angreift, ſo fahren wir zuſammen. Ein leichter Schlag auf die Schultern, wenn wir ihn nicht erwarteten, hat eben dieſe Wirkung. Daher kömmt es, daß eckigte Körper, Körper bey welchen die Richtung der Auſſenlinien ſich plötzlich verändert, dem Gefühl ſo wenig angenehm ſind. Jede ſolche

Veränderung iſt eine Art von Steigen und Fallen im kleinen. Quadrate alſo, Dreyecke, und andre winklichte Figuren, ſind weder für das Auge, noch für das Gefühl ſchön. Wenn man den Zuſtand der Seele, bey dem Anfühlen weicher glatter abgerundeter Körper, mit dem, bey dem Anblick einer ſchönen Geſtalt vergleicht: ſo wird man eine große Aehnlichkeit zwiſchen beyden finden; und dieſe Aehnlichkeit kann uns ſehr behülflich ſeyn die gemeinſchaftliche Urſache davon zu entdecken. Das Gefühl und Geſicht haben in dieſer Abſicht, nur wenig eigne von einander verſchiedne Empfindungen. Das Gefühl findet an dem Weichen Vergnügen, welches eigentlich kein Gegenſtand des Geſichts iſt; und das Geſicht im Gegentheil ſchließt die Empfindung der Farben mit ein, die das Gefühl kaum gewahr werden kann. Hinwiederum hat das Gefühl den Vorzug einer ganz neuen Art von Vergnügen, die aus einer gemäßigten Wärme entſteht; und das Auge endlich triumphirt in dem unendlichen Umfange und der Menge ſeiner Gegenſtände. Unterdeſſen iſt die Aehnlichkeit unter beyden Sinnen ſo groß, daß ich geneigt bin zu glauben, wenn es möglich wäre, die Farben durchs Gefühl zu unterſcheiden, (wie es einige Blinde ſollen gethan haben,) ſo würden eben die Farben, und eben die Zuſammenſetzung und Folge derſelben, welche das Auge ſchen findet, auch dem Gefühle die angenehmſten ſeyn. Aber ohne uns bey dieſer Muthmaſſung aufzuhalten, wollen wir zu dem Sinne des Gehörs fortgehen.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Schöne in den Tönen.

Bey dieſem Sinne finden wir eben die Fähigkeit, auf eine ſanfte und angenehme Weiſe gerührt zu werden: und in wie weit die Merkmale, die wir für das Schöne der andern Sinne angegeben haben, auch auf wohlklingende reizende Töne paſſen, muß jeder durch ſeine eigne Erfahrung entſcheiden. Milton hat dieſe Art von Muſik in einem ſeiner jugendlichen Gedichte beſchrieben. *) Ich darf nicht erſt ſagen, daß Milton mit dieſer Kunſt ſehr wohl bekannt war, und daß er eine vortreffliche Gabe hatte, die Empfindungen des einen Sinnes, durch Bilder, die von einem andern hergenommen ſind, auszudrücken. Die Beſchreibung iſt die folgende:

— And ever againſt eating cares,
Lap me in *ſoft* Lydian airs;

---

*) L' Allegro.

In notes, with many *a winding* bout
Of *linked ſweetneſs long drawn* out;
With wanton heed, & giddy cunning,
The melting voice through *mazes* running;
Untwiſting all the chains that tie
The hidden ſoul of harmony.

„Hülle mich gegen nagende Sorgen in weiche lydiſche Geſänge; in Töne, die in vielen ſich windenden Gängen, von an einander hängender lang aushaltender Süßigkeit, mit beſcheidner Kühnheit, im Taumel und doch mit Kunſt, die ſchmelzende Stimme durch Labyrinthe führen, und alle Ketten auflöſen, die die verborgne Seele der Harmonie binden.„

Wenn wir dieß mit der weichen ſich windenden Oberfläche, dem ununterbrochnen Zuſammenhange, und dem ſtuffenweiſe Uebergange des Schönen bey andern Dingen vergleichen: ſo ſehen wir, daß die Unterſchiede der verſchiednen Sinne und ihrer Eindrücke, weit eher auf einander wechſelsweiſe Licht zu werfen dienen, und ſich zur Ergänzung eines gemeinſchaftlichen klaren und ſichern Begriffs vereinigen, als daß ſie dieſen Begriff durch ihre Mannichfaltigkeit und ihre verwickelte Natur verdunkeln ſollten.

Zu der oben angeführten Beſchreibung will ich nur noch eine oder zwey Anmerkungen hinzu ſetzen. Die erſte iſt: daß das Schöne in der

Muſik keine ſo laute und ſtarke Töne verträgt, als zur Erregung andrer Leidenſchaften dienlich ſeyn mag; auch keine ſchwirrenden, heiſern oder dumpfen Töne: es findet am meiſten bey hellen, reinen, ſanften und leiſen Tönen ſtatt. Die zweyte iſt: daß große Abwechſelungen, und ſchnelle Uebergänge aus einem Tone, aus einem Takte in den andern, dem Geiſte des Schönen in der Muſik zuwider ſind. Solche Uebergänge können Luſtigkeit, oder andre plötzliche und ſtürmiſche Leidenſchaften erregen; aber nicht dieſes Hinſinken, dieſes Schmachten, welches die eigne Wirkung des Schönen bey jedem Sinne iſt. In der That kömmt die Leidenſchaft, die durch Schönheit erregt wird, einer Art Schwermuth näher, als der Fröhlichkeit und dem Scherze. Ich will hiermit die Muſik nicht bloß auf **Eine** Art von Tönen oder Bewegungen einſchränken; beſonders, da ich mit dieſer Kunſt nicht genung bekannt bin. Meine Abſicht bey dieſer Anmerkung iſt bloß, den Begriff der Schönheit feſt zu ſetzen. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Eindrücken und Empfindungen, deren die menſchliche Seele fähig iſt, wird einem guten Kopfe und einem feinen Ohre, leicht eine eben ſo große Mannichfaltigkeit von Tönen an die Hand geben, durch welche er jene erregen kann. Dem kann es aber gar nicht nachtheilig ſeyn, wenn wir einige wenige zuſammengehörige, und mit einander verbundne Stücke, aus dem unermeßlichen Haufen der verſchiednen und oft widerſprechenden Ideen ausſondern, die gemeiniglich unter den Namen Schönheit zuſammengefaßt werden. Und auch von dieſen, iſt meine Abſicht, bloß diejenigen Grundbegriffe auszuzeichnen, die die Analogie des Gehörs mit den übrigen Sinnen, in Abſicht auf ihre Ergötzung, darthun können.

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Geſchmack und Geruch.

Dieſe allgemeine Uebereinſtimmung der Sinne fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man den Sinn des Geſchmacks und Geruchs insbeſondre betrachtet. Wir wenden durch eine ſehr gewöhnliche Metapher, den Begriff des Süßen, auf Geſtalten und Töne an. Weil aber diejenigen Eigenſchaften der Körper, durch welche ſie fähig werden, in jene beyden Sinne angenehme oder unangenehme Empfindungen zu erregen, nicht ſo deutlich ſind, als bey den übrigen: ſo werden wir den Beweis ihrer Gleichartigkeit mit dieſen, welche ſehr genau iſt, bis zu dem Theile ausſetzen, wo wir die wirkende Urſache der Schönheit, die allen Sinnen gemeinſchaftlich iſt, unterſuchen werden. Ich weis kein beſſer Mittel, die Idee der ſichtbaren Schönheit klar und gewiß zu machen, als dieſe Vergleichung derſelben, mit dem was für andre Sinnen reizend iſt. Denn zuweilen iſt der eine Theil dieſes Begriffs bey dem einen Sinne klärer als bey dem andern; und wo einer gleich klar in allen iſt, da können wir mit deſto größrer Zuverläßigkeit etwas gewiſſes von ihm feſtſetzen. Auf dieſe Weiſe wird der eine Sinn als ein Zeuge in der Sache des andern gebraucht. Die Stimmen der Natur werden gleichſam geſammlet, und es wird kein andrer Ausſpruch über ſie gefällt, als der uns von ihr iſt vorgeſchrieben worden.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Vergleichung des Erhabnen u Schönen.

Bey dem Beſchluſſe dieſer allgemeinen Betrachtung der Schönheit werden wir ganz natürlich darauf geführt, das Schöne mit dem Erhabnen zu vergleichen; und dieſe Vergleichung wird uns einen merkwürdigen Kontraſt zwiſchen beyden zeigen. Denn erhabne Gegenſtände ſind in ihren Dimenſionen groß; ſchöne, vergleichungsweiſe klein. Das Schöne muß glatt und polirt; das Große rauh und nachläßig ſeyn. Schönheit muß die gerade Linie vermeiden, oder doch durch unmerkliche Stuffen von ihr abweichen; das Große liebt in vielen Fällen die geraden Linien, und wo es abweicht, da macht es oft ſtarke und plötzliche Abweichungen. Das Schöne darf nicht dunkel; das Erhabne muß zuweilen düſtern und finſter ſeyn. Das Schöne muß leicht, behend und zart; das Erhabne muß feſt, ſtandhaft und ſogar maſſiv ſeyn. In der That ſind es zwey Ideen von ſehr verſchiedner Natur, da ſich die eine auf Luſt, und die andre auf Schmerz gründet. Und ſo weit ſie ſich auch auf ihrem Fortgange von der Natur dieſer erſten Urſachen verlieren mögen: ſo halten doch dieſe Urſachen ſie beſtändig in einer Entfernung, die niemals vergeſſen werden darf, wenn dieſe Leidenſchaften erregt werden ſollen. Freylich haben wir es bey der unendlichen Menge und Abwechſelung der Combinationen in der Natur zu erwarten, daß auch der allerentfernteſten Dinge Eigenſchaften ſich zuweilen in demſelben Gegenſtande vereinigen; freylich werden wir auch in Werken der Kunſt zuweilen Zuſammenſetzungen dieſer Art finden. Demohnerachtet wenn wir den Einfluß eines Gegenſtandes über unſre Leidenſchaften berechnen: ſo müſſen wir dieß zum Grunde legen, daß wenn dieſer Einfluß von einer gewiſſen herrſchenden Eigenſchaft des Dinges abhängt, der hervorgebrachte Eindruck um deſto reiner und vollſtändiger ſeyn wird, je mehr alle übrige Eigenſchaften des Gegenſtandes, mit der herrſchenden, von gleicher Natur und ähnlichen Wirkungen ſind. „Wenn Schwarz und

„Weiß ſich vermiſcht, ſich wechſelsweiſe mildert, auf tauſendfache Art in einander verliert: hört es deswegen auf ſchwarz und „weiß zu ſeyn?„

Wenn die Eigenſchaften die zum Schönen, und diejenigen welche zum Erhabnen gehören, ſich zuweilen beyſammen finden, folgt daraus, daß ſie im geringſten mit einander verwandt ſind, folgt auch nur daraus, daß ſie einander nicht entgegengeſetzt und widerſprechend ſeyn können? Schwarz und Weiß kann beyſammen, kann unter einander gemiſcht ſeyn, aber es wird deswegen nicht daſſelbe. Und wo ſie ſo unter einander oder mit andern Farben vermiſcht ſind: da thut auch das Schwarze nicht ſo die Wirkung des Schwarzen, noch das Weiße die Wirkung des Weißen, als wenn jedes allein, und von dem andern abgeſondert wäre.

Ende des dritten Theils.

* * *

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Vierter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Von der wirkenden Urſache des Schönen und Erhabnen.

Wenn ich ſage, ich will die wirkende Urſache des Schönen und Erhabnen unterſuchen: ſo will ich dadurch nicht zu verſtehen geben, daß ich bis zu der erſten Urſache werde kommen können. Ich getraue mir nicht einmal zu erklaren, warum gewiſſe Veränderungen im Körper ſolche und keine andern Bewegungen in der Seele erregen; noch warum überhaupt die Seele Eindrücke vom Körper erhält, und der Körper unter dem Einfluſſe der Seele ſteht. Man ſieht ſehr leicht ein, daß es unmöglich ſey dieſes zu erklären. Aber ich denke, ſchon damit wird etwas zur genaueren Kenntniß unſerer Leidenſchaften gethan ſeyn, wenigſtens, in ſo weit ſie zu unſerer gegenwärtigen Unterſuchung gehoren: wenn wir nur zeigen können, welches eigentlich die Empfindungen der Seele ſind, von welchen gewiſſe Bewegungen im Körper erregt werden; und welches die beſtimmten Beſchaffenheiten oder Veränderungen im Körper ſind, welche gewiſſe Leidenſchaften in der Seele hervor bringen. Und dieß iſt, glaube ich, alles, was wir thun können. Könnten wir auch noch einen Schritt weiter gehen: ſo würden doch noch immer die gleichen Schwierigkeiten zurück bleiben, weil wir noch immer gleich weit von der erſten Urſache entfernt wären. Als Newton zuerſt die Eigenſchaft der Attraction entdeckte, und die Geſetze derſelben feſt ſetzte: ſo konnte er ſie in Anſehung einiger der wichtigſten Erſcheinungen in der Natur, mit Recht als eine Urſache anſehen, woraus ſich jene erklären ließen; aber in Beziehung auf das allgemeine Syſtem der Dinge erkannte er ſie für nichts mehr als für eine Wirkung, deren Urſache er damals ſich noch nicht getraute anzugeben. Als er nachher anfieng, die anziehende Kraft durch einen feinen elaſtiſchen Aether zu erklären: ſo ſcheint dieſer groſze Mann (wenn es erlaubt iſt an einem ſo großen Manne irgend etwas, das einem Fehler ähnlich ſieht, zu bemerken:) ſo ſcheint er, ſage ich, ſeine gewöhnliche behutſame Art zu philoſophiren, verlaſſen zu haben. Denn geſetzt, es wäre alles das erwieſen, was er von dieſer Materie behauptet hat: ſo würde ſie uns doch vielleicht mit eben ſo vielen Schwierigkeiten zurück laſſen, als mit welchen ſie uns fand. Dieſe große Kette der Dinge, die Glied an Glied bis zu dem Throne Gottes hinauf ſteigt, kann niemals durch menſchliche Geſchicklichkeit aus einander genommen und zerlegt werden. So bald wir nur einen Schritt über die unmittelbar ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge hinaus gehen: ſo bald verlaſſen wir unſre Sphäre. Alles, was wir hernach noch hervor bringen, iſt nur ein ſchwaches ohnmächtiges Sträuben, welches zeigt, daß wir nicht mehr in unſerm Elemente ſind. Wenn ich demnach von Urſache und wirkender Urſache rede: ſo verſtehe ich bloß gewiſſe Veränderungen in der Seele, die gewiſſe Bewegungen im Körper nach ſich ziehn: oder gewiſſe Kräfte und Eigenſchaften des Körpers, die eine Veränderung in der Seele wirken. Ich verfahre darinn eben ſo, als wenn man die Bewegung eines Körpers der zu Boden fällt, dadurch erklärt, indem man ſagt daß er vermöge ſeiner Schwere falle, und die [illegible] nach welcher die Schwere wirkt, ob man gleich nicht zeigen kann, warum ſie auf dieſe Art wirkt; oder ſo, wie man die Wirkungen an einander ſtoßender Körper aus den gemeinen Geſetzen der mitgetheilten Bewegung erklärt, ob man gleich auf keine Weiſe erklären kann, wie Bewegung ſelbſt eigentlich mitgetheilt werde.

Zweyter Abſchnitt.

Verknüpfung der Begriffe.

Ein großes Hinderniß, das uns bey der Unterſuchung der Urſachen unſrer Leidenſchaften im Wege ſteht, iſt, daß wir die erſte Veranlaſſungen zu denſelben, die erſten Eindrücke durch welche die nachfolgenden beſtimmt werden, zu der Zeit bekamen, in der wir am wenigſten über uns ſelbſt nachdenken konnten, und der wir uns nachher am wenigſten wieder erinnern können. Denn auſſer den natürlichen Eindrücken, die jedes Ding auf uns gleich anfangs vermöge ſeiner eignen Natur macht, entſtehen in dieſem Alter die Verknüpfungen jedes Dinges mit fremden Ideen und den Eindrücken andrer Dinge, die wir nachher ſehr ſchwer von den natürlichen Wirkungen des Dinges ſelbſt unterſcheiden können. Ohne an den unerklärlichen Widerwillen zu denken, den gewiſſe Perſonen gegen ganz unſchädliche Dinge haben:

ben: ſo finden wir es alle ſchlechterdings unmöglich uns zu erinnern, zu welcher Zeit uns ein Abgrund fürchterlicher wurde als eine Ebne, oder Feuer und Waſſer fürchterlicher als ein Erdkloß; ob gleich dieß alles wahrſcheinlicher Weiſe Schlüſſe aus unſern Erfahrungen oder Folgen der Unterweiſung, und einige dieſer Eindrücke vielleicht erſt ſpät bey uns entſtanden ſind. Unterdeſſen, ſo wie man es zugeſtehen muß, daß viele Dinge uns nicht deswegen auf eine beſtimmte Weiſe rühren, weil ihre eigne Natur dieſe Empfindung hervor bringt, ſondern weil wir ſie in unſrer Vorſtellung mit andern verknüpfen: ſo würde es doch auf der andern Seite ungereimt ſeyn, zu behaupten, daß alle Dinge uns bloß durch verknüpfte Begriffe afficirten. Denn gäbe es nicht gewiſſe urſprünglich und weſentlich angenehme oder unangenehme Dinge: woher ſollten dann die Verknüpfungen kommen, durch welche die übrigen Dinge ihre Kraft uns auf eine angenehme oder verdrüßliche Weiſe zu rühren, erhalten? Eher alſo ſollte man, glaube ich, billig die Urſache unſrer Leidenſchaften nicht in verknüpften Begriffen ſuchen, bis man erſt gewiß iſt, daß ſie ſich in den natürlichen Eigenſchaften des Dinges ſelbſt nicht finden läßt.

Dritter Abſchnitt.

Schmerz und Furcht.

Ich habe oben bemerkt, daß alles, was Schrecken verurſachen kann, des Erhabnen fähig iſt. Ich ſetze noch hinzu, daß viele Dinge, von welchen wir keine Gefahr beſorgen, doch eine gleiche Empfindung hervor bringen können, weil ſie auf eine ähnliche Weiſe auf uns wirken. Ich bemerkte ferner, daß ſich aus allem, was Vergnügen, poſitives und urſprüngliches Vergnügen macht, das Schöne hervor bringen laſſe. Um alſo die Natur dieſer beyden Eigenſchaften aufzuklären, iſt es nothwendig erſt die Natur des Schmerzens und des Vergnügens zu unterſuchen, von welcher jene abhängen. Ein Menſch, der einen ſehr heftigen körperlichen Schmerz leidet, (ich nehme den äußerſten Grad des Schmerzens, weil alsdann die Wirkungen deſto ſichtbarer ſind;) ein Menſch bey ſehr großen Schmerzen, ſage ich, hält ſeine Zähne über einander gebiſſen; ſeine Augenbraunen ſind mit Gewalt zuſammen gezogen; ſeine Stirne runzelt ſich; ſeine Augen kehren ſich einwärts, und rollen mit großer Heftigkeit herum; ſein Haar ſteht empor; die Werkzeuge der Sprache preſſen kurze, aber gewaltſame Seufzer und Geſchreye aus; der ganze

Bau des Körpers ſchüttert. Furcht und Schrecken, welches Empfindungen des bevorſtehenden Schmerzens oder Todes ſind, haben ähnliche Wirkungen, die an Stärke den eben gedachten um deſto näher kommen, je ähnlicher die Urſache, und je ſchwächer der Menſch iſt. — Dieß geſchieht nicht bloß bey dem Menſchen; auch ein Hund, habe ich mehr als einmal bemerkt, krümmt ſich, bellt und heult aus Furcht vor einer Strafe eben ſo, als wenn er wirklich die Schläge fühlte. Daraus ſchließe ich, daß Schmerz und Furcht im Körper einerley Veränderungen, nur in verſchiednen Graden wirken; daß Schmerz und Furcht in einer zu gewaltſamen Spannung der Nerven beſtehen; daß dieſe Spannung manchmal eine unnatürliche Stärke hervor bringe, die dann plötzlich in eine eben ſo auſſerordentliche Schwäche übergeht; daß dieſe Wirkungen oft mit einander abwechſeln, und zuweilen ſich mit einander vermiſchen. Dieß iſt die Natur aller convulſiviſchen Bewegungen, beſonders bey ſchwächlichen Körpern, bey welchen die Eindrücke des Schmerzens und der Furcht am grauſamſten ſind. Der ganze Unterſchied unter beyden beſteht darinn: daß die Dinge, welche Schmerz erregen, auf den Körper zuerſt, und durch dieſen erſt auf die Seele wirken; die Dinge hingegen, welche Schrecken verurſachen, die körperlichen Bewegungen nur vermöge der Vorſtellungen erregen, die ſie in der Seele veranlaſſen. Aber da ſie beyde, es ſey in ihrer erſten oder ihrer letzten Wirkung, darinn überein kommen, daß ſie eine Spannung, eine Zuſammenziehung, oder eine gewaltſame Erſchütterung der Nerven verurſachen: ſo müſſen ſie hernach auch in allen ihren übrigen Folgen überein kommen. Mir ſcheint es, aus dieſen und vielen andern Beyſpielen, klar zu ſeyn: daß wenn der Körper, durch was für eine Urſache es auch ſey, in diejenige Verfaſſung geſetzt wird, in die ihn ſonſt nur eine gewiſſe Leidenſchaft der Seele zu ſetzen pflegt, er ſelbſt etwas dieſer Leidenſchaft ähnliches in der Seele hervor bringe.

Vierter Abſchnitt.

Fortſetzung.

Spon erzählt uns in ſeinen Recherches d'Antiquités eine hieher gehörige ſonderbare Geſchichte, von dem berühmten Phyſiognomiſt Campanella. Dieſer Mann hatte, allem Anſehen nach, nicht nur ſehr genaue Beobachtungen über die menſchlichen Geſichtszüge gemacht, ſondern er beſaß auch in einem hohen Grade die Kunſt die merklichſten nachzumachen. Wenn er

Luſt hatte, die Neigungen derer, mit welchen er umgieng, zu erforſchen: ſo nahm er, ſo genau als er konnte, das Geſicht, die Geberde, die ganze Stellung der Perſonen an, welche er unterſuchte. Und dann gab er genau Acht, in was für eine Gemüthsverfaſſung er durch dieſe Veränderung geſetzt wurde. Auf dieſe Weiſe, ſagt mein Schriftſteller, war er im Stande ſo vollkommen in die Geſinnungen und Gedanken des andern einzudringen, als wenn er ſich in die Perſon deſſelben verwandelt hätte. So viel habe ich ſelbſt oft erfahren, daß, wenn ich die Mienen und Geberden eines zornigen, ſanftmüthigen, kühnen oder furchtſamen Menſchen nachmache, ich in mir einen ganz unwillkührlichen Hang zu der Leidenſchaft finde, deren ſichtbare Zeichen ich nachzuahmen ſuche. Ja, ich bin überzeugt, man wird dieß beynahe nicht vermeiden können, geſetzt daß man ſich auch Mühe gebe, die Leidenſchaft von den ihr zugehörigen Geberden abzuſondern. Unſer Geiſt und unſer Körper ſind ſo genau und innig mit einander verbunden, daß eines weder Vergnügen noch Schmerz empfinden kann, ohne das andre daran Theil nehmen zu laſſen. Dieſer Campanella, von dem ich geſprochen habe, hatte es ſo ſehr in ſeiner Gewalt, ſeine Aufmerkſamkeit von den ſtärkſten körperlichen Leiden abzuwenden, daß er die Tortur ſelbſt ohne viele Schmerzen ertragen konnte. Und von geringern Schmerzen muß es ſich jedermann ſelbſt bewußt ſeyn, daß ſo oft er ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend eine andre Sache heften kann, der Schmerz für eine Zeit lang aufhört.

Im Gegentheil, wenn aus irgend einer Urſache, der Körper nicht in der Verfaſſung iſt, die Geberden anzunehmen, oder ſich in die Bewegungen ſetzen zu laſſen, die von einer gewiſſen Leidenſchaft ordentlicher Weiſe hervor gelangt werden: ſo entſteht auch dieſe Leidenſchaft ſelbſt nicht, wenn auch ſonſt noch ſo ſtarke Urſachen zu derſelben vorhanden wären, und wenn gleich dieſe Leidenſchaft nur durch Vorſtellungen wirkt, und keinen der äußern Sinne berührt. So wird ein Opiat, oder ein ſtarker Liqueur, die Wirkſamkeit der Traurigkeit, der Furcht oder des Zorns auf eine Zeitlang, trotz allem Widerſtande, aufheben, und dieß bloß, weil der Körper dadurch in eine Verfaſſung geſetzt wird, die derjenigen entgegen iſt, in welche er bey dieſen Leidenſchaften geräth.

Fünfter

Fünfter Abſchnitt.

Wie das Erhabne hervor gebracht wird.

Aus dem alſo, was wir eben erſt geſagt haben, daß der Schrecken in einer unnatürlichen Spannung, und in gewiſſen gewaltſamen Erſchütterungen der Nerven beſteht, folgt leicht, daß alles, was geſchickt iſt, eine ſolche Spannung hervor zu bringen, auch im Stande iſt Schrecken zu wirken, und dem zufolge eine Quelle des Erhabnen zu werden, ob es gleich mit keiner Vorſtellung von Gefahr verbunden iſt. Um alſo die Urſache des Erhabnen zu zeigen, bleibt uns wenig mehr übrig, als darzuthun, daß die Beyſpiele, die wir von demſelben im zweyten Theile gegeben haben, von ſolchen Dingen hergenommen ſind, die vermöge ihrer Natur dieſe Art von Spannung hervor bringen können, es ſey daß ſie unmittelbar und zunächſt auf die Seele, es ſey daß ſie auf den Körper wirken. Was diejenigen Dinge betrifft, mit deren Begriffe ſich die Vorſtellung von Gefahr zuſammen geſellt: ſo iſt kein Zweifel, daß ſie Schrecken hervor bringen, und alſo durch eine gewiſſe Modifikation dieſer Leidenſchaft wirken können. Und eben ſo ausgemacht iſt es, daß der Schrecken, wenn er ſtark genung iſt, die obengedachten Bewegungen im Körper errege.

Aber wenn das Erhabne auf das Schrecken oder eine andre ihm ähnliche Leidenſchaft gebaut iſt, die den Schmerz zum Gegenſtande hat: ſo iſt es billig, vorläufig zu unterſuchen, wie irgend eine Art von Wohlgefallen aus einer dem Scheine nach ihm ſo entgegenſtehenden Urſache entſpringen könne. Von **Wohlgefallen**, ſage ich, nicht von **Luſt**, weil, wie ich ſchon oft bemerkt habe, ſich dieſe Empfindung in ihrer Urſache ſowohl als in ihrer innern Beſchaffenheit, von der wirklichen und poſitiven Luſt unterſcheidet.

Sechſter Abſchnitt.

Wie Schmerz die Urſache von einer uns angenehmen Empfindung werden kann.

Die Vorſehung hat unſre Natur ſo eingerichtet, daß ein Zuſtand der Ruhe und Unthätigkeit, ſo ſchmeichelhaft er in gewiſſer Abſicht für unſre Trägheit ſeyn mag, doch viele unangenehme Folgen nach ſich ziehet, und ſolche Unordnungen in unſrer Natur anrichtet, die uns nöthigen, zur Arbeit als einer Sache unſre Zuflucht zu nehmen, die durchaus nöthig iſt, wenn wir unſer Leben mit erträglicher Zufriedenheit hinbringen ſollen. Denn dieß iſt die Natur der Ruhe, daß ſie alle Theile unſers Körpers ſchlaff macht, wodurch nicht nur die Glieder zu ihren Verrichtungen ungeſchickt werden, ſondern auch die Fibern ihre gehörige Spannung und diejenige Feſtigkeit verlieren, die zur Beförderung aller natürlichen Abſonderungen nothwendig iſt. Ueberdieß ſind in dieſem Zuſtande der Langenweile und der Unthätigkeit, die Nerven weit mehrern und weit gewaltſamern Convulſionen ausgeſetzt, als wenn ſie durch Arbeit abgehärtet und geſtärkt werden. Schwermuth, Niedergeſchlagenheit, Verzweiflung, und oft Selbſtmord ſind die Folgen des finſtern Blicks, den bey dieſer Erſchlaffung des Körpers alle Dinge für uns annehmen. Das beſte Hülfsmittel gegen dieſe Uebel iſt Bewegung und Arbeit; und Arbeit iſt ein Ueberwinden von Schwierigkeiten, eine Aeuſſerung der zuſammenziehenden Kraft unſerer Muskeln: und in ſo fern iſt ſie dem Schmerz, der auch in Spannung oder Zuſammenziehung beſteht, in allen Stücken ähnlich, auſſer im Grade. Arbeit iſt nicht bloß nöthig, um die groben ſichtbaren Werkzeuge zu ihren Verrichtungen brauchbar zu machen; ſie iſt auch für die feinern und zärtern innern Organe nothwendig, auf welche, und durch welche die Einbildungsdungskraft, und vielleicht die übrigen geiſtigen Kräfte wirken. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß nicht bloß die untern Kräfte der Seele, wozu man die Leidenſchaften rechnet, ſondern der Verſtand ſelbſt ſich gewiſſer feiner körperlichen Werkzeuge bey ihren Verrichtungen bedienen. Was dieß für Werkzeuge und wo ſie ſind, das würde freylich ſehr ſchwer auszumachen ſeyn. Aber daß es deren giebt, erhellt daraus, weil eine lange Anſtrengung der geiſtigen Kräfte, eine merkliche Ermüdung im ganzen Körper hervor bringt, und hinwiederum, große körperliche Arbeit oder Schmerz, die geiſtigen Kräfte ſchwächt und zuweilen zerſtöhrt. So wie nun alſo eine gehörige Anſtrengung den gröbern Muskeln unſers körperlichen Baues unentbehrlich iſt, und ſie ohne ſolche Erſchütterungen kraftloß und unvermögend werden: ſo iſt es auch mit den feinern Theilen, deren wir gedacht haben. Wenn ſie in der gehörigen Verfaſſung bleiben ſoll, ſo müſſen ſie bis auf einen gewiſſen Grad erſchüttert und in Bewegung geſetzt werden.

Siebenter Abſchnitt.

Nothwendigkeit der Uebung für die feinern Organe.

So wie die gemeine Arbeit die Uebung der gröbern Theile unſers Syſtems ausmacht:

ſo giebt eine gewiſſe Art von Schrecken die Uebung für die feinern Theile deſſelben ab. Wenn es Arten von Schmerz giebt, die das Auge oder das Ohr betreffen, ſo wird der Eindruck derſelben, da dieſe Sinne die feinſten unter allen ſind, dem Eindrucke von einer geiſtigen Urſache am nächſten kommen. Wenn Schmerz oder Schrecken in einem dieſer Fälle ſo gemäßigt iſt, daß er nicht wirklich und unmittelbar ſchädlich wird; wenn der Schmerz nicht bis zur wirklichen Zerrüttung der körperlichen Theile geht, und das Schrecken nicht mit dem gegenwärtigen Untergange der Perſon zu thun hat: alsdann ſind dieſe Bewegungen, da ſie die feinern oder gröbern Gefäße von gefährlichen und beſchwerlichen Verſtopfungen reinigen, im Stande, angenehme Empfindungen zu erregen; nicht Luſt, ſondern eine Art von wohlgefälligem Schauer, eine gewiſſe Ruhe, die mit Schrecken vermiſcht iſt. Schrecken, da es ſich auf die Selbſterhaltung beziehet, gehört zu den ſtärkſten Leidenſchaften. Sein Gegenſtand iſt das Erhabne. Das Erhabne in ſeinem höchſten Grade wirkt Erſtaunen; in niedrigern Graden bringt es Ehrfurcht, Verehrung, Hochachtung hervor. — Wörter, welche zum Theil ſchon durch ihre Abſtammung anzeigen, woher die Begriffe abgeleitet ſind, welche durch ſie ausgedrückt werden, und wie weit ſie von poſitiver Luſt unterſchieden ſind.

Achter Abſchnitt.

Wie Dinge, die nicht gefährlich ſind, Schrecken hervor bringen können.

Die Urſache des Erhabnen iſt in allen Fällen eine Art von Schmerz oder Furcht. Was Dinge, die an ſich ſchrecklich, oder mit der Idee von Gefahr zufälliger Weiſe verknüpft ſind, betrifft: ſo iſt, glaube ich, die vorhin gegebne Erklärung hinlänglich. Es wird etwas mehr Schwierigkeit machen, zu zeigen, daß die Dinge, die ich im zweyten Theile als Beyſpiele des Erhabnen angeführt habe, eine Art von Schmerz hervor bringen oder mit der Vorſtellung von Gefahr verknüpft ſeyn können, und daß ſie ſich alſo aus eben den Grundſätzen erklären laſſen. Zuerſt alſo von den Gegenſtänden, die körperlich groß ſind. — Ich rede aber nur von Gegenſtänden des Geſichts.

Neunter Abſchnitt.

Warum ſichtbare Gegenſtände von großen Dimenſionen erhaben ſind.

Das Sehen geſchieht entweder, indem ſich von den Lichtſtralen, die der Gegenſtand zurück wirft, auf einmal ein vollſtändiges Bild auf dem Netzhäutchen oder dem hinterſten nervigten Theile des Auges formirt; oder indem, wie andre wollen, ſich in jedem Augenblicke nur ein einziger Punkt des Gegenſtandes in dem Auge ſo abbildet, daß wir ihn deutlich wahrnehmen, und erſt durch die ſchnelle Bewegung des Auges von einem Theile zum andern die ſämmtlichen Punkte erhalten werden, aus welchem wir das Bild des Ganzen zuſammen ſetzen. — Nimmt man die erſte Meynung an: ſo bedenke man, daß, obgleich alsdann das ganze Licht, das von einem großen Körper zurücke prallt, das Auge mit einemmale trifft, wir uns doch den Körper ſelbſt, als aus einer großen Menge einzelner Punkte zuſammengeſetzt vorſtellen müſſen, wovon jeder einen beſondern Stral auf das Netz des Auges wirft. Wenn alſo gleich der Eindruck, den der Lichtſtral Eines Punktes macht, nur eine geringe Spannung der Netzhaut verurſacht: ſo muß doch ein zweyter, dritter, vierter folgender Stoß, die erſte Spannung vergrößern, bis ſie endlich auf den höchſten Grad ſteigt: und wenn der ganze Raum des Auges in allen ſeinen Theilen erzittert: dann muß der Eindruck dem Schmerze ſehr nahe kommen, und eben deswegen die Idee von etwas Erhabnem hervor bringen können. Nehmen wir im Gegentheile an, daß nur Ein Punkt des Gegenſtandes auf einmal vom Auge empfunden wird: ſo wird die Sache dennoch beynahe dieſelbe, oder es wird vielmehr alsdann noch deutlicher ſeyn, wie Erhabenheit aus der Größe der Ausdehnung entſpringe. Denn wenn das Auge in jedem Augenblicke nur Einen Punkt ſieht: ſo muß es mit der größten Schnelligkeit den weiten Raum ſolcher Körper durchlaufen, und alſo müſſen die feinern Nerven und Muskeln, die zu dieſer Bewegung beſtimmt ſind, ſehr ausgedehnt, und weil ſie äußerſt empfindlich ſind, durch dieſe Ausdehnung ſehr afficirt werden. Ueberdieß iſt es in Anſehung der Wirkung aufs Auge einerley, ob alle Theile eines Körpers ihren Eindruck auf einmal, oder ob ſie ihn nach einander, aber mit ſolcher Geſchwindigkeit machen, daß ſie zugleich empfunden zu werden ſcheinen, wie dieß aus der bekannten Erfahrung erhellt, daß eine brennende Fackel oder ein glimmendes Stück Holz, das man ſchnell im Kreiſe herum dreht, ein zuſammenhängender Zirkel von Feuer zu ſeyn ſcheint.

Zehnter Abſchnitt.

Warum zu der Größe des Umfanges Einheit erfordert werde.

Man könnte gegen dieſe Theorie den Einwurf machen, daß ja beynahe zu allen Zeiten eine gleiche Anzahl von Stralen ins Auge falle; und daß alſo die Menge der Stralen von Einem großen Objekt daſſelbe nicht ſtärker afficiren könne, als eine gleiche Menge Stralen von vielen kleinen Objekten, ſo wie es dieſelben immer empfängt ſo lange es offen ſteht. Hierauf antworte ich: wenn man auch annimmt, daß zu allen Zeiten eine gleiche Anzahl von Stralen ins Auge fällt, oder eine gleiche Anzahl von Lichttheilchen auf daſſelbe wirket: ſo wird doch alsdann, wenn dieſe Stralen oft, entweder in ihrer Natur abwechſeln, als von blau zu roth und ſo fort, oder in der Art ihrer Begränzung, als von Triangeln zu Vierecken und andern Figuren, das Auge, bey jedem Wechſel, es ſey der Farbe oder der Geſtalt, eine Art von Losſpannung und von Ruhe erhalten. Aber eine ſo oft abwechſelnde Anſtrengung und Losſpannung iſt weder eine wirkliche Erholung, noch hat ſie die Wirkung einer muntern und fortgeſetzten Arbeit. Wer bemerkt hat, wie verſchieden die Empfindung iſt, wenn man mit einem einzigen großen

Werke, und wenn man mit einer Menge kleiner zeitraubender Arbeiten beſchäfftigt iſt, der wird begreiffen, warum eine ſolche neckende ruckweiſe Bewegung eines körperlichen Werkzeuges, die daſſelbe zugleich ermüdet und ſchwächt, nichts Erhabnes hervor bringen könne. Dieſe Art von Stößen, die mehr verdrüßlich als ſchmerzhaft, mehr beunruhigend als gewaltſam ſind, verhindern durch die beſtändigen und plötzlichen Abänderungen ihrer Stärke und ihrer Richtung, diejenige volle Spannung, die Art gleichförmiger fortdaurenden Anſtrengung, mit welcher der ſtarke Schmerz verbunden, und welche die Urſache des Erhabnen iſt. Eine Summe von vielen Dingen verſchiedner Art, wenn derſelben auch eben ſo viele ſind, als gleichförmige Theile in einem gewiſſen andern einzigen Gegenſtande, thut doch auf unſere Körper nicht dieſelbe Wirkung. Auſſer dem ſchon angezeigten Grunde, giebt es noch einen andern ſehr ſtarken Grund dieſes Unterſchiedes. Die Seele kann in der That ſchwerlich auf mehr als ein Ding auf einmal Acht haben. Iſt dieſes Ding klein: ſo iſt auch die Wirkung klein; und die Menge der andern kleinen Dinge, die neben dem erſten ſind, wird eben jetzt nicht bemerkt. Die Seele wird von den Gränzen des Gegenſtandes gleichſam eingeſchloſſen; und das, worauf man keine Aufmerkſamkeit wendet, iſt beynahe eben ſo viel, als was nicht vorhanden iſt. Aber bey groſſen Ganzen die in ihren Theilen gleichförmig ſind, geräth die Seele oder das Auge, (denn hier gilt das eine für das andre) nicht ſo geſchwind an die Gränze. So lange es in der Beſchauung derſelben begriffen iſt, ruht es nirgends. Das Bild des Dinges iſt beynahe in allen ſeinen Theilen daſſelbe. Jedes Ding alſo, das durch ſeine Ausdehnung erhaben werden ſoll, muß ein Einziges einfaches Ganze ſeyn.

Eilfter Abſchnitt.

Von dem künſtlich Unendlichen.

Wir haben angemerkt, daß eine Art des Erhabnen aus dem künſtlich Unendlichen entſpringe; und daß dieſes Unendliche in einer gleichförmigen Folge groſſer Theile beſtehe. Wir haben ferner bemerket, daß bey Tönen dieſe gleichförmige Folge eben dieſelbe Wirkung thue. Aber weil die Art und Weiſe wie viele Dinge auf uns wirken, bey dem einen Sinne klärer iſt als bey dem andern, und alle Sinnen überhaupt eine groſſe Aehnlichkeit mit einander haben, und ſich wechſelsweiſe aufklären: ſo will ich von der Kraft die das Unendliche bey Tönen hat, zuerſt reden, weil es hier etwas leichter iſt, die Urſache zu finden, warum ein ſolches Unendliche dem Gehöre erhaben ſcheint. Und hier will ich ein für allemal anmerken, daß die Erforſchung der natürlichen und mechaniſchen Urſachen unſrer Leidenſchaften, wenn ſie uns gelingt, auſſer der Befriedigung unſrer Wißbegierde, auch noch den Vortheil habe, daß ſie aller Regeln der Künſten oder der Moral Licht und Gewißheit mittheilt.

So oft das Ohr nur einen einfachen Schall vernimmt: ſo oft bekömmt es nur einen einzelnen Stoß der Luft, der die Ohrdrommel, und die übrigen membranöſen Theile, nach Beſchaffenheit und Stärke des Stoßes, in eine zitternde Bewegung ſetzt. Iſt der Stoß ſtark: ſo wird das Gehör-Werkzeug bis auf einen merklichen Grad geſpannt. Wird der Stoß in kurzer Zeit darauf wiederholt: ſo wird durch dieſe Wiederholung die Erwartung eines dritten Stoßes erregt. Dieſe Erwartung aber hat ſelbſt wieder die Eigenſchaft, daß ſie eine Spannung verurſacht. Man kann dieß ſehr deutlich an vielen Thieren ſehen, die, wenn ſie ſich gefaßt machen, irgend einen Schall zu hören, ſich in die Höhe richten, und die Ohren ſpitzen; ſo, daß alſo hier die Wirkung des Schalls durch ein neues Hülfsmittel, die Erwartung, beträchtlich vermehrt wird. Ob wir aber gleich nach einer gewiſſen Anzahl von Stößen, noch mehrere erwarten: ſo werden wir doch, da wir die Zeit, wenn ſie ankommen werden, nicht mit Genauigkeit zu beſtimmen wiſſen, alsdann wenn ſie ankommen, überraſcht; und dieß vergrößert die Spannung noch mehr. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß, wenn ich zuweilen recht eifrig auf einen Schall, der nach gewiſſen Pauſen wieder kam, (z. E. das Abfeuern einer Kanone) horchte, ich doch, wenn er nun erfolgte, ein wenig zuſammen fuhr, ſo gewiß ich auch ſeine Wiederkunft erwartet hatte. Die Ohrdrommel litt eine zuckende Bewegung, und der ganze Körper nahm an dieſer Bewegung Theil. Wenn auf dieſe Art die Spannung des ſinnlichen Werkzeugs bey jedem Schlage, durch die vereinigte Kraft des Stoßes ſelbſt, der Erwartung, und der Ueberraſchung, wächſt: ſo kömmt ſie nach und nach zu der Höhe, in welcher ſie des Erhabnen fähig werden kann; ſie gelangt gerade bis an die Gränze des Schmerzens. Selbſt, wenn der äußre Schall aufgehört hat, fahren die Gehörwerkzeuge, wenn ſie oft hinter einander auf eine ähnliche Weiſe ſind in Bewegung geſetzt worden, noch einige Zeit fort, auf die nämliche Weiſe zu zittern. Und dieß iſt noch ein neuer Zuſatz zu der Größe der Wirkung.

Zwölfter Abſchnitt.

Die Schwingungen müſſen ähnlich ſeyn.

Aber wenn nicht bey jedem Stoße, die Art der Schwingungen in der Luft dieſelbe iſt: ſo kann ſich der Eindruck derſelben nicht weiter erſtrecken, als ſo lange die wirklichen Stöße dauren. Denn man bewege irgend einen Körper, z. E. eine Pendul, nach einer Richtung, und ſie wird ſo lange fortfahren, ſich in demſelben Zirkelbogen hin und her zu ſchwingen, bis ſie durch die bekannten Urſachen in Ruhe gebracht wird. Aber wenn man ſie zuerſt nach einer Richtung in Bewegung ſetzt, und dann ſie nach einer andern anſtößt: ſo kann ſie nimmermehr ihre erſte Richtung wieder annehmen. Denn weil ſie ſich niemals ſelbſt bewegen kann: ſo muß ſie immer nur die Bewegung haben, die ihr durch den letzten Stoß iſt beygebracht worden. Hingegen ſtößt man ſie verſchiedenemale nach derſelben Richtung an: ſo wird ſie einen größern Bogen beſchreiben, und ihre Bewegung wird länger fortdauren.

Drey=

Dreyzehnter Abſchnitt.

Erklärung der Wirkung, die eine gleichförmige Folge bey Gegenſtänden des Geſichts thut.

Wenn wir einmal deutlich begreifen, wie ein Ding auf den einen unſrer Sinne wirkt: ſo kann wenig Schwierigkeit mehr dabey ſeyn, den Eindruck deſſelben auf einen andern Sinn zu erklären. Bey jedem Sinne alſo, viel von den Empfindungen zu reden, worinnen er mit den ſchon erklärten Empfindungen andrer Sinne überein kömmt, würde uns mehr durch Weitſchweifigkeit und Wiederholungen ermüden, als unſrer Materie ein neues Licht geben. Aber da wir in dieſer Abhandlung hauptſächlich auf das Erhabne, in ſo fern es in Gegenſtänden des Geſichts vorkömmt, unſer Augenmerk richten: ſo müſſen wir noch insbeſondre unterſuchen, warum eine lange fortgehende Reihe gleichförmiger Theile, die in einer geraden Linie ſtehen, einen erhabenen Anblick mache; und nach was für Geſetzen eine ſolche Anordnung einer in Vergleichung kleinen Quantität Materie, ein weit größres Anſehn, und mehr Hoheit geben könne, als eine weit größere Quantität in einer andern Lage der Theile, hervor bringt. Um die Unſicherheit, die bey bloß abſtrakten Begriffen iſt, zu vermeiden, wollen wir uns eine Kolonnade von gleichförmigen Säulen vorſtellen, die alle in gerader Linie geſtellt ſind. Wir wollen unſern Standort ſo nehmen, daß wir längſt dem Säulengange hinſehen können, weil er aus dieſem Geſichtspunkte die beſte Wirkung thut. In dieſer Lage alſo iſt klar, werden von dem erſten runden Pfeiler Strale ins Auge fallen, die eine Vibration dieſer Art, d. h. das Bild des Pfeilers ſelbſt, in dem Auge hervor bringen werden. — Der unmittelbar darauf folgende Pfeiler verſtärkt dieſe Vibration; der dritte wiederholt den Eindruck von neuem, und erhöht ihn. Und ſo, wie Säule auf Säule folgt, ſo folgt im Auge Schlag auf Schlag, und Stoß auf Stoß, bis endlich das Auge, das lange auf einerley beſtimmte Art in Bewegung geſetzt war, außer Stand iſt, ſeinen Gegenſtand ſogleich wieder zu verlieren. Und da es durch dieſe fortgeſetzte Erzitterungen ſehr gewaltſam iſt bewegt worden: ſo ſtellt es der Seele einen Begriff von etwas Großem und Erhabnem dar. Aber geſetzt, anſtatt der Reihe gleichförmiger Säulen, ſähe man einen Gang, wo immer ein viereckigter Pfeiler mit einem runden abwechſelte. In dieſem Falle vergeht die Vibration, die durch die Stralen des erſten runden Pfeilers iſt erregt worden, beynahe ſo gleich, als ſie entſtanden iſt; und eine ganz andre Art von

Bewegung, ſo wie ſie eine viereckigte Säule erregt, tritt an ihre Stelle. Dieſe weicht eben ſo geſchwind wieder dem Eindrucke der runden: und ſo fährt das Auge fort, ſo lange als das Gebäude fortgeht, wechſelsweiſe ein Bild aufzunehmen, und ein andres bey Seite zu legen. Es muß alſo ganz offenbar bey dem letzten Pfeiler der Eindruck noch eben ſo wenig geſchickt ſeyn, ſich von ſelbſt zu verlängern, als bey dem erſten; weil das ſinnliche Werkzeug in der That keinen weitern Eindruck behält, als von dem letzten, und niemals ſich ſelbſt wieder in die vorige von dieſer verſchiedne Bewegung ſetzen kann. Ueberdieß iſt jede Abwechſelung in den Theilen des Gegenſtandes eine Ruhe und eine Erholung für die Werkzeuge des Sehens; und dieſe Erholungen hindern es, daß die Bewegung ſo ſtark werden kann, als es zur Hervorbringung des Erhabnen nöthig iſt. Um alſo bey ſolchen Gegenſtänden, als der eben angezeigte iſt, eine vollkommne Hoheit zu bewirken, muß Geſtalt, Lage, und Färbung der Theile ganz einfach und gleichförmig ſeyn. Aber, könnte man ſagen, wenn Succeſſion und Einförmigkeit das Erhabne ausmachen, warum iſt dann eine lange nackte Mauer nicht ein eben ſo erhabner Gegenſtand, als eine Reihe Saulen? Die Folge der Theile iſt ja dort ebenfals nirgends unterbrochen; das Auge wird nirgends aufgehalten, es kann nichts gleichförmigers gedacht werden. Es iſt gewiß, eine lange nackte Mauer macht bey weitem kein ſo hohes Anſehn, als ein Säulengang von gleicher Höhe und Länge. Aber der Grund des Unterſchiedes iſt nicht ſchwer zu finden. Wenn wir eine bloße Mauer anſehen, ſo durchläuft das Auge den ganzen Raum des Gegenſtandes, weil er durchaus eben und gleich iſt, mit großer Geſchwindigkeit, und kömmt alſo ſehr zeitig ans Ende. Es iſt wahr, es wird in ſeinem Fortgange von nichts aufgehalten; aber es findet auch auf ſeinem Wege nichts, bey dem es ſich ſo lange verweilen könnte, daß daraus ein großer und dauerhafter Eindruck entſtünde. Der Anblick einer nackten Mauer, wenn ſie eine große Höhe und Länge hat, iſt unſtreitig erhaben; aber dieß iſt nur Eine Idee, nicht eine Wiederholung ähnlicher Ideen. Sie iſt alſo groß, nicht ſo wohl zu Folge des Principii der Unendlichkeit, als des Principii der Ausdehnung. Von einem einzigen Stoße aber, er müßte denn von einer ungeheuren Stärke ſeyn, werden wir niemals ſo ſtark in Bewegung geſetzt, als von einer Menge auf einander folgender ähnlicher Stöße; weil nämlich bey einem einzelnen Stoße, die Nerven des Senſorii, nicht, ſo zu ſagen, diejenige Fertigkeit zur Wiederholung derſelben Empfindung bekommen, die ſie haben müſſen,

ſen, wenn ſie dieſelbe auch nach dem Aufhören der äuſſern Veranlaſſung fortſetzen ſollen. Ueberdieß findet der Theil des Eindrucks, den ich, in dem zweyten Abſchnitte, der Erwartung und der Ueberraſchung zuſchrieb, bey der nackten Mauer nicht ſtatt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Prüfung der Meynung des Locks, über das Fürchterliche der Dunkelheit.

Lock hat die Meynung, daß der Eindruck des Schreckens den die Finſterniß macht, kein natürlicher Eindruck ſey; und daß, obgleich ein übermäßiges Licht dem Auge Schmerzen verurſacht, doch der gröſte Grad der Dunkelheit ihm auf keine Weiſe beſchwerlich ſey. Er macht an einem andern Orte die Anmerkung, daß, nachdem einmal eine Amme oder eine alte Frau die Vorſtellung von Geſpenſtern und Poltergeiſtern mit der Vorſtellung der Finſterniß zuſammengeſellt haben, die Nacht von der Zeit an immer der Einbildungskraft widrig und ſchrecklich vorkomme. Das Anſehen dieſes groſſen Mannes iſt in der That von ſolchem Gewichte, als das Anſehn irgend eines Menſchen ſeyn kann; und ſein Urtheil ſcheint unſern Grundſätzen zu widerſprechen. Wir haben die

Dunkelheit als eine Urſache des Erhabnen angeſehen: und zugleich haben wir das Erhabne aus einem auf gewiſſe Art beſtimmten Schmerz oder Schrecken hergeleitet. Wenn alſo die Dunkelheit niemanden verdrüßlich oder ſchrecklich iſt, als dem, der ſeinen Kopf zeitig mit abergläubiſchen Meynungen angeſteckt hat: ſo kann es auch bey allen übrigen keine Quelle des Erhabnen ſeyn. Aber, bey aller Achtung gegen den Ausſpruch eines ſolchen Richters, ſcheint es mir doch, daß Nebenideen einer weit allgemeinern Art, Nebenideen, die bey allen Menſchen ſtatt finden, die Finſterniß ſchrecklich machen. Eine vollkommne Dunkelheit macht es uns unmöglich, zu wiſſen in was für einem Grade der Sicherheit wir uns befinden. Wir kennen die Gegenſtände nicht, die uns umgeben. Alle Augenblicke können wir uns gegen etwas gefährliches, das in unſerm Wege liegt, ſtoßen. Bey dem erſten Schritte den wir thun, können wir in einen Abgrund fallen. Kömmt ein Feind auf uns los, ſo wiſſen wir nicht die Seite, von der wir uns vertheidigen ſollen. Stärke iſt alsdann kein ſichrer Schutz mehr. Klugheit kann bloß nach Muthmaſſungen verfahren. Auch der kühnſte wird unſchlüſſig, und der welcher ſonſt nichts zu ſeiner Vertheidigung verlangen würde, muß nach Licht flehen.

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον.

„Jupiter, errette die Achäer von dieſer Finſterniß. Schaffe mir Tag, laß dieſe Augen ſehen, und dann, wenn du willſt, laß mich im Lichte fallen.„

Was die verknüpften Begriffe von Geiſtern und Geſpenſtern betrifft: ſo iſt es gewiß weit natürlicher zu glauben, daß Finſterniß, weil ſie urſprünglich eine ſchreckhafte Vorſtellung war, als eine ſchickliche Scene für ſolche fürchterliche Erſcheinungen angeſehen wurde, als daß dieſe Erſcheinungen die Dunkelheit fürchterlich machten. Zu einem Irrthume der erſten Art wird die menſchliche Seele ſehr leicht veranlaſſet. Aber daß eine zu allen Zeiten und an allen Orten ſo allgemein fürchterliche Idee als Finſterniß, bloß durch ein paar einfältige Mährchen, oder eine andre ſo nichtsbedeutende Urſache fürchterlich geworden ſeyn ſollte, das iſt ſehr ſchwer zu begreifen.

Funfzehnter Abſchnitt.

Dunkelheit iſt ihrer eignen Natur nach fürchterlich.

Vielleicht wird es ſich bey einer genauern Unterſuchung zeigen, daß Dunkelheit und Schwärze, bloß vermöge ihrer natürlichen Wirkung aufs Auge, ohne alle damit verknüpfte Nebenvorſtellungen unangenehm ſind. Ich muß anmerken, daß Dunkelheit und Schwärze im Grunde einerley Ideen ſind, und daß ſie ſich bloß dadurch unterſcheiden, daß die Schwärze eine eingeſchränktere Finſterniß iſt. Cheſelden hat uns eine merkwürdige Geſchichte eines Knaben geliefert, der blind gebohren, und bis in ſein 13tes oder 14tes Jahr blind geblieben war; dem in dieſem Alter der Staar geſtochen, und durch dieſe Operation zu ſeinem Geſichte verholfen wurde. Unter vielen andern merkwürdigen Umſtänden, die ſeine erſten Wahrnehmungen und Beurtheilungen ſichtbarer Gegenſtände begleiteten, erzählt Cheſelden, daß als er zum erſtenmal etwas ſchwarzes ſahe, er eine ſehr widrige Empfindung hatte, und daß ihm einige Zeit darauf, der Anblick einer Negerinn die ihm zufälliger Weiſe zu Geſicht kam, Abſcheu und Schrecken machte. Der Abſcheu und das Schrecken konnten hier ſchwerlich aus irgend einer

Verknüpfung von Nebenideen entſtehen. Der Knabe war, nach der ganzen Erzählung, für ſein Alter ausnehmend verſtändig, und auf ſeine eigne Empfindungen aufmerkſam. Er würde ſich alſo wahrſcheinlicher Weiſe der unangenehmen Nebenvorſtellungen die er mit dem Anblicke des Schwarzen verband, bewuſt geweſen ſeyn; wenn dieſe Nebenvorſtellungen den Verdruß und die Unruhe erregt hätten, die er bey dieſem Anblicke empfand. Denn wenn eine Idee bloß durch gewiſſe Verknüpfungen, die man zwiſchen ihr und andern Vorſtellungen macht, unangenehm wird: ſo kann man bey dem erſtenmale, da dieſe Verknüpfung gemacht wird, die Urſache des widrigen Eindrucks jener Idee, ſehr leicht entdecken. — Und wenn gewöhnlicher Weiſe dieſe Urſache für uns unſichtbar iſt: ſo kömmt dieß bloß daher, weil dieſe Verknüpfungen ſehr zeitig ſind gemacht, und der Eindruck nachher ſehr oft iſt wiederholt worden. In unſerm Falle aber war zu Entſtehung einer ſolchen Gewohnheit noch nicht Zeit genung geweſen; und man hat alſo nicht mehr Grund, den widrigen Eindruck den das Schwarze auf den jungen Menſchen gemacht hat, der Verknüpfung deſſelben mit unangenehmen Nebenideen, als den angenehmen Eindruck lichter und fröhlicher Farben, der Verknüpfung angenehmer Nebenideen zuzuſchreiben.

Sechszehnter Abſchnitt.

Warum Finſterniß ſchrecklich iſt.

Es iſt der Mühe werth zu unterſuchen, wie Dunkelheit auf ſo eine Weiſe wirken könne, daß ſie Schmerz macht. Man weis aus der Erfahrung, daß nach einer weiſen Einrichtung der Natur, der Stern im Auge, ſo wie wir uns vom Lichte entfernen, ſich durch Zurücktretung der Iris mehr und mehr erweitere. Wenn nun das Licht uns nicht bloß um einige Grade entzogen, ſondern auf einmal und gänzlich genommen wird; und ſo wird natürlicher Weiſe die Zuſammenziehung der Contral Fibern der Iris nach Proportion größer ſeyn. Durch eine ſehr große Dunkelheit kann endlich dieſer Theil ſo zuſammen gezogen werden, daß die Nerven aus denen er beſteht, über ihre natürliche Höhe geſpannt, und alſo ſchmerzhafte Empfindungen hervor gebracht werden. Eine ſolche Spannung ſcheint wirklich vorhanden zu ſeyn, wenn wir uns in einer dicken Finſterniß befinden. Denn ſo lange als das Auge in dieſem Zuſtande offen bleibt, äuſſert es beſtändig ein gewiſſes Beſtreben Licht aufzufaſſen. Dieß iſt aus den Funken und den leuchtenden Figuren klar, die alsdann vor demſelben herum flattern, und die nichts anders als Wirkungen kleiner Zuckungen ſind, die aus der Anſtrengung des Auges zur Verfolgung ſeines Gegenſtandes entſpringen. Man weis aus der Erfahrung, daß außer dem wirklichen Lichte, noch verſchiedne andre ſtarke Eindrücke die aufs Auge geſchehen, die Vorſtellung von Licht hervor bringen können. Einige, welche zugeben, daß Dunkelheit eine Urſache des Erhabnen ſeyn könne, werden vielleicht aus der Erweiterung des Sterns die im Finſtern vorgeht, ſchlieſſen wollen, daß eine Erſchlaffung der Fibern eben ſowohl den Eindruck von Erhabenheit wirken können, als die gewaltſame Spannung derſelben. Aber ich glaube, dieſe bedenken nicht, daß, obgleich der kreisförmige Rand der Iris in gewiſſem Verſtande ein Sphinkter iſt, der durch eine bloße Erſchlaffung der Iris erweitert werden kann: er doch in dieſer einen Betrachtung von den meiſten übrigen Sphinktern des Körpers unterſchieden ſey, daß er entgegen wirkende Muskeln hat, welches nämlich die gegen den Mittelpunct der Iris zulaufenden Fibern ſind. Die kreisförmige Muskel hat nicht ſo bald nachgelaſſen, als dieſe Fibern, die nun kein Gegengewicht mehr haben, mit Gewalt zurück gezogen werden, und den Stern auf eine beträchtliche Weite öffnen. Geſetzt aber, wir wären davon nicht unterrichtet: ſo würde doch jeden ſein eignes Gefühl lehren können, daß, wenn man an einem finſtern Orte die

Augen offen hat, und ſich anſtrengt zu ſehen, ein merklicher Grad von Schmerz darauf folge. Ich habe einige Frauenzimmer bemerken hören, daß, wenn ſie lange Zeit auf einem ſchwarzen Grunde gearbeitet haben, ihre Augen ſo ſchmerzhaft und ſchwach geworden ſind, daß ſie kaum haben ſehen können.

Gegen dieſe Theorie von den körperlichen Wirkungen der Finſterniß, könnte man vielleicht einwenden, daß der widrige Eindruck der Finſterniß oder der Schwärze mehr in der Seele als im Korper zu ſeyn ſcheine; und ich geſtehe es, daß er ſo ſcheint. Aber ſo ſcheinen alle Eindrücke, die von den Bewegungen der feinern Theile unſrer Organiſation abhängen. Die üble Wirkung des ſchlechten Wetters zeigt ſich oft durch nichts anders, als durch Niedergeſchlagenheit und Unmuth; obgleich ganz unſtreitig in dieſem Falle die körperlichen Werkzeuge zuerſt leiden, und die Seele erſt durch dieſe.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Die Wirkungen des Schwarzen.

Das Schwarze iſt die Finſterniß in einem Theile des ſichtbaren Raums; und einige ſeiner Wirkungen kommen alſo davon her, daß anders gefärbte Körper damit vermiſcht, oder um daſſelbe herum ſind. An und für ſich kann Schwarz nicht für eine Farbe angeſehen werden. Schwarze Körper, da ſie keine oder wenig Stralen zurück werfen, ſind für das Auge eben ſo viele leere Räume, die unter die Körper welche wir ſehen, untergemiſcht ſind. Wenn das Auge auf einen von dieſen leeren Plätzen geräth, nachdem es durch die Einwirkung der umliegenden Farben in einen gewiſſen Grad von Spannung iſt geſetzt worden: ſo erſchlafft es mit einemmale, und wird eben ſo plötzlich, durch eine Art von Schnellkraft, wieder geſpannt. Um dieß zu erläutern, dürfen wir uns nur erinnern, daß, wenn wir uns auf einen Stuhl ſetzen wollen, und wir ihn niedriger finden, als wir ihn erwarteten, der Stoß ſehr heftig iſt; weit heftiger, als wir ihn natürlicher Weiſe bey einem Falle von einer ſo kleinen Höhe, als der Unterſchied eines Stuhls von dem andern iſt, erwarten ſollten. Wenn wir eine Treppe zu Ende geſtiegen ſind, und wir aus Unachtſamkeit noch eine Stuffe, auf eben die Art wie die vorhergehenden, weiter ſteigen wollen: ſo iſt der Stoß, den wir uns geben, äußerſt hart und unangenehm. Und doch könnten wir uns keinen ſolchen Stoß mit aller angewandten Mühe verurſachen, ſo bald wir ihn erwarteten, und darauf gefaßt wären. Wenn ich ſage, daß die Urſache davon in dem Unerwarteten des Erfolgs liegt: ſo rede ich nicht bloß von derjenigen Erwartung, die eine Vorſtellung der Seele iſt: ich meyne zugleich, daß, ſo oft ein ſinnliches Werkzeug eine Zeitlang einerley Art von Eindrücken bekommen hat, und es plötzlich einen gegenſeitigen Eindruck erhält, eine zuckende Bewegung entſtehe; eine eben ſolche Zuckung, dergleichen entſteht, wenn etwas gegen unſre geiſtige Erwartung ſich ereignet. Ohnerachtet es beym erſten Anblicke befremden kann, daß eben dieſelbe äußere Veränderung, welche eine Nachlaſſung und Erſchlaffung der Fibern wirkt, gleich darauf ein heftiges und convulſiviſches Ausdehnen hervor bringen ſoll: ſo verhalt es ſich doch in der That ſo; und es verhält ſich ſo bey jedem Sinne. Jedermann weis, daß der Schlaf eine Losſpannung der Fibern ſey, und daß deswegen die Stille und die Ruhe, weil ſie die Gehörwerkzeuge von allem, was ſie in Bewegung und Anſtrengung ſetzen könnte, befreyt, überhaupt genommen, am geſchickteſten ſey, dieſe Erſchlaffung hervor zu bringen. Demohnerachtet, wenn ein Menſch durch gewiſſe dunkle murmelnde Töne iſt in Schlaf gewiegt worden, und man dieſen Schall auf einmal unterbricht: ſo wird er erwachen. Die Theile ſeines Körpers werden nämlich alsdann plötzlich aus der kleinen Spannung gebracht, in der ſie durch die Wirkung dieſes Schalls erhalten wurden, und der Menſch erwacht. Dieß habe ich oft ſelbſt erfahren, und ich habe es andre, die gute Beobachter waren, beſtätigen hören. Eben ſo, glaube ich, daß wenn jemand am hellen Tage einſchliefe, und man auf einmal alles finſter machen wollte, der Schlaf in dieſem Falle durch die Dunkelheit unterbrochen werden würde; obgleich an und für ſich Dunkelheit und Stille, wenn ſie ſich nicht plötzlich, ſondern nach und nach einſtellen, die beſten Beförderungsmittel des Schlafes ſind. Dieß war damals eine bloße Muthmaſſung, da ich zuerſt dieſe Anmerkung niederſchrieb; aber ich habe es ſeit der Zeit wirklich erfahren. Auſſerdem habe ich, und mit mir tauſend andre die Erfahrung gemacht, daß wir bey dem erſten Anfalle vom Schlafe, oft auf einmal wieder mit einem heftigen Zuſammenfahren erwachten, und daß vor dieſem Zuſammenfahren gemeiniglich ein Traum vorher gieng, als wenn wir von einer ſteilen Höhe herab fielen. Woher kann dieſe ſo ſeltſame Bewegung kommen, als von der zu plötzlichen Erſchlaffung des Körpers, der alsdann vermöge eines natürlichen Mechanismus, ſeine vorige Spannung durch eine ſchnelle und lebhafte Wirkſamkeit der zuſammenziehenden Kräfte der Muskeln, wieder herzuſtellen ſucht? Der Traum ſelbſt wird durch dieſe Erſchlaffung veranlaſſet;

laſſet; er iſt zu einfach, als daß er eine andre Urſache haben könnte. Weil es namlich bey dem Fallen allemal geſchieht, daß die Theile des Körpers plötzlich loslaſſen und zuſammen ſinken: ſo bringt dieſer Zuſtand des Körpers auch alsdann, wenn er von einer andern Urſache herkommt, in der Seele die Idee des Falles hervor. Weil aber bey einem vollkommen geſunden und ſtarken Körper, alle Veränderungen weniger plötzlich, und weniger gewaltſam ſind: ſo werden wir auch in dieſem Zuſtande von dieſer unangenehmen Empfindung weniger wiſſen.

Achtzehnter Abſchnitt.

Die Wirkung einer gemäßigten Schwärze.

Obgleich der Eindruck des Schwarzen urſprünglich verdrüßlich iſt: ſo dürfen wir doch nicht glauben, daß er beſtändig ſo bleibe. Gewohnheit macht uns alle Dinge erträglich; und wenn wir einmal des Anblicks ſchwarzer Gegenſtände gewohnt ſind, und die Furcht ſich verlohren hat: ſo mildert auch noch überdieß das Glatte Gleißende, das ſchwarz gefärbten Körpern eigen zu ſeyn pflegt, in gewiſſer Maaße, das traurige und widrige der Farbe ſelbſt. Demohnerachtet

achtet hört jener natürliche erſte Eindruck nicht ganz auf. Das Schwarze wird allemal etwas melancholiſches an ſich haben, weil das Auge allemal den Uebergang von ihm zu andern Farben zu gewaltſam finden wird. Nimmt es aber den ganzen Geſichtskreis ein, ſo wird es zur Finſterniß; und alsdann läßt ſich alles das, was wir von der Dunkelheit geſagt haben, darauf anwenden. Ich habe nicht die Abſicht, alles von Grund aus zu unterſuchen, was zur Theorie der Wirkungen von Licht und Finſterniß gehört; noch will ich alle Arten von Eindrücken aus einander ſetzen, die die verſchiednen Abänderungen und Miſchungen dieſer beyden Urſachen hervor bringen können. Wenn die angeführten Beobachtungen richtig und in der Natur gegründet ſind: ſo halte ich ſie für vollkommen hinlänglich alle Erſcheinungen zu erklären, die aus der Verbindung des Schwarzen mit andern Farben entſpringen. Alle einzelne Fälle durchzugehn, oder jeden Einwurf zu beantworten, würde eine unendliche Arbeit ſeyn. Wir haben bloß einige der vornehmſten Wege angezeigt, die in dieſe Materie führen können. Auf eben die Weiſe wollen wir bey Unterſuchung der Urſachen der Schönheit verfahren.

Neunzehnter Abſchnitt.

Die Phyſiſchen Urſachen der Liebe.

Wenn uns Gegenſtände der Liebe und des Wohlgefallens vor den Augen ſind: ſo wird der Körper, ſo weit ich es bemerkt habe, in folgenden Zuſtand verſetzt. Der Kopf beugt ſich etwas auf die eine Seite; die Augenlieder ſind mehr als gewöhnlich geſchloſſen; das Auge bewegt ſich ruhig, mit einiger Richtung gegen den Gegenſtand; der Mund iſt ein wenig geöffnet; man athmet langſam, und dann und wann mit einem tiefen Seufzer; der ganze Körper iſt in ſich gekehret, und die Hände ſinken nachläſſig zur Seite. Alles dieß wird mit einer innerlichen Empfindung von Ohnmacht und Ermattung begleitet. Nach dem Grade der Schönheit in dem Gegenſtande, und der Empfindlichkeit bey dem Beobachter, werden dieſe Erſcheinungen mehr oder weniger ſichtbar. Und auf dieſe Stuffenfolge, die von dem höchſten Gipfel der vollkommnen Schönheit in dem Gegenſtande, und einer ſchwärmeriſchen Liebe in dem Zuſchauer, bis zu dem unterſten Grade der Mittelmäßigkeit in dem einen, und der Gleichgültigkeit in dem andern herab ſteigt, muß man nothwendig Rückſicht nehmen, wenn man unſre Beſchreibung nicht übertrieben

trieben finden will, welches ſie gewiß nicht iſt. Aus dieſer Beſchreibung aber läßt ſich beynahe unmöglich etwas anders ſchlieſſen, als daß die Schönheit durch eine Nachlaſſung aller feſten Theile unſers körperlichen Baues wirkt. Alle Kennzeichen einer ſolchen Erſchlaffung ſind vorhanden. Und mir ſcheint eben in dieſer Erſchlaffung, wenn ſie nicht viel von dem natürlichen Ton unſrer Fibern abweicht, der Grund alles poſitiven Vergnügens zu liegen. Wer kennt nicht dieſe zu allen Zeiten und bey allen Nationen gewöhnliche Art ſich auszudrücken, daß man von Vergnügen erweicht, aufgelöſt, entnervt ſey, daß man vor Vergnügen ermatte, hinſterbe, wegſchmelze. Die allgemeine Stimme des menſchlichen Geſchlechts, das ſeinem Gefühle allemal getreu iſt, vereinigt ſich, dieß als eine allgemeine und ſtets gleichförmige Wirkung der Luſt zu beſtätigen. Und geſetzt auch, daß es einige wenige beſondre und auſſerordentliche Fälle gebe, wo ein merklicher Grad poſitiver Luſt, ohne alle Zeichen einer Erſchlaffung gefunden würde: ſo dürfen wir deswegen einen Schluß, den wir aus ſo viel übereinſtimmenden Erfahrungen gezogen haben, nicht verwerfen: ſondern wir müſſen nach der klugen Regel die Newton im dritten Buche ſeiner Optik giebt, dieſe Fälle als Ausnahmen zu demſelben hinzu fügen. Können wir zeigen, daß alle die Eigenſchaften der Körper, die wir als weſentliche Beſtandtheile der Schönheit gefunden haben, den natürlichen Einfluß auf den Körper haben, daß ſie die Fibern deſſelben ſchlaff machen: ſo wird ſich, glaube ich, an der Richtigkeit unſers Satzes vernünftiger Weiſe nicht mehr zweifeln laſſen. Und wenn mit dieſer Meynung ferner alle die äußern Erſcheinungen übereinſtimmen, die ſich an dem menſchlichen Körper zu der Zeit zeigen, wenn dieſe ſämmtlichen Beſtandtheile der Schönheit vor demſelben verſammlet ſind: ſo dürfen wir, denke ich, weiter ſchlieſſen, daß die Leidenſchaft, die wir Liebe nennen, durch eine ſolche Erſchlaffung hervor gebracht werde. Und finden wir einmal, daß ſchöne Gegenſtände, wenn ſie dem Auge dargeſtellt werden, durch eine Losſpannung der Fibern des Körpers, in der Seele die Leidenſchaft der Liebe erregen: ſo können wir nach eben der Art zu ſchlieſſen, die wir bey der Unterſuchung der Gründe des Erhabnen angewandt haben, folgern, daß wenn dieſe Leidenſchaft, Liebe, durch irgend einen Weg zuerſt der Seele iſt mitgetheilt worden, ſie alsdann hinwiederum dieſe Erſchlaffung der körperlichen Organe, nach Maaßgebung ihrer Stärke bewirken werde.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Warum das Glatte ſchön iſt.

Nur um die wahren Urſachen der ſichtbaren Schönheit zu erklären, nehme ich die Empfindungen andrer Sinne zu Hülfe. Wenn es offenbar iſt, daß Glätte eine der vornehmſten Urſachen des Vergnügens, für das Gefühl, den Geſchmack, den Geruch und das Gehör iſt: ſo wird man leicht zugeben, daß es auch ein nothwendiges Stück der ſichtbaren Schönheit ſeyn müſſe; beſonders, da wir vorhin gezeigt haben, daß ſich dieſe Eigenſchaft beynahe an allen Körpern findet, die wir für ſchön halten. Es iſt unſtreitig, daß Körper die uneben und eckigt ſind, die Werkzeuge des Gefühls verletzen, und eine Art von ſchmerzhafter Empfindung erregen, die aus der gewaltſamen Spannung oder Zuſammenziehung der muskulöſen Fibern entſteht. Durch die Berührung glatter Körper hingegen, erſchlafft der Theil des Körpers, welcher berührt wird. So werden Krämpfungen und Schmerzen durch das ſanfte Streicheln einer weichen glatten Hand gelindert, weil die leidenden Theile alsdann von ihrer unnatürlichen Spannung nachlaſſen. Um deswillen iſt ein gelindes Reiben ſo oft ein kräftiges Hülfsmittel gegen Geſchwulſt oder

Verſtopfungen. Dem Sinne des Gefühls wird durch glatte Körper ausnehmend geſchmeichelt. Ein gl[illegible] geſtrichnes und weiches Bette, das heißt, [illegible] ſolches, wo der Widerſtand allenthalben ſehr geringe iſt, gehört mit zum Luxus; es ſetzt den Körper in den Zuſtand einer allgemeinen Erſchlaffung, und befördert mehr als ſonſt irgend etwas, diejenige Art derſelben, die der Schlaf heißt.

Ein nud zwanzigſter Abſchnitt.

Die Natur des Süßen.

Nicht bloß dem Gefühle machen glatte Körper, durch die Losſpannung der Fibern, ein poſitives Vergnügen. Auch die dem Geruch und Geſchmack angenehmen Dinge, als die, welche gemeiniglich ſüße heiſſen, ſind ihrer Natur nach glatt, und wirken ganz augenſcheinlich zu Losſpannung und Erſchlaffung der ihnen zugehörigen Sinne. Zuerſt wollen wir den Geſchmack betrachten. Weil ſich die Eigenſchaften des Flüſſigen am leichteſten unterſuchen laſſen, und alle übrigen Dinge erſt durch ein gewiſſes Flüſſiges des Geſchmacks fähig zu werden ſcheinen: ſo wollen wir lieber die flüſſigen als die feſten Theile unſrer Nahrungsmittel vor uns nehmen. Das

Vehikulum jedes Geſchmacks iſt Waſſer oder Oel; und was den Geſchmack beſtimmt, iſt Salz, welches, nachdem es an ſich ſelbſt von verſchiedener Art, oder mit verſchiednen Dingen in Verbindung iſt, einen andern und andern Eindruck auf die Zunge macht. Schon Waſſer und Oel, für ſich betrachtet, ſind im Stande, in dem Geſchmacke einige angenehme Empfindungen zu erwecken. Waſſer, wenn es unvermiſcht iſt, iſt geſchmack- und geruchlos, ungefärbt und glatt; es wird, wenn es nur nicht kalt iſt, für ein gutes Mittel Krämpfungen zu lindern, und die Fibern ſchlüpfrich zu machen, angeſehen; und dieſe Kraft rührt wahrſcheinlicher Weiſe von ſeiner Glätte her. Denn da die Flüſſigkeit, nach der gemeinſten Meynung, von der Runde, der Glätte, und dem ſchwachen Zuſammenhange der Beſtandtheile eines Körpers abhängt; und Waſſer bloß vermöge ſeiner Flüſſigkeit wirkt: ſo muß die Urſache ſeiner Flüſſigkeit zugleich die Urſache ſeiner losſpannenden Kraft ſeyn; dieſe aber iſt die Glätte, und das ſchlüpfrige Gewebe ſeiner Theile. Das andre flüſſige Vehikulum des Geſchmacks iſt Oel. Auch dieß, wenn es rein und unvermiſcht iſt, hat weder Geſchmack noch Geruch, iſt ungefärbt, und dem Gefühle und Geſchmacke nach glatt. Es iſt ſchlüpfriger als Waſſer, und hat in vielen Fällen noch mehr ſchlaffmachende Kraft.

Oel, iſt in gewiſſem Grade, dem Auge, dem Gefühle, und ſelbſt dem Geſchmacke angenehm, ſo geſchmacklos als es iſt. Waſſer iſt nicht ſo angenehm, wovon ich keine andre Urſache anzugeben weis, als daß Waſſer nicht ſo weich und nicht ſo glatt iſt. Geſetzt, dieſem Waſſer oder Oel würde eine gewiſſe Quantität eines ſpecifiquen Salzes zugeſetzt, das die Kraft hätte, die nervigten Warzen der Zungen, in eine gelinde zitternde Bewegung zu ſetzen, als wenn z. B. Zucker in demſelben aufgelöſet wäre: ſo wird die Glätte des Oels und die erſchütternde Kraft des Salzes, diejenige Empfindung hervor bringen, die wir Süße nennen. In allen ſüßen Körpern wird Zucker, oder eine dem Zucker ſehr ähnliche Subſtanz gefunden. Jede Art Salz, hat, wenn man ſie durch das Vergrößerungsglas unterſucht, ihre eigne beſtimmte, gleichförmige, unveränderliche Figur. Die Figur des Salpeters, iſt ein ſpitziges Oblongum. Die Figur des Seeſalzes iſt ein vollkommner Würfel. Die Figur des Zuckers iſt eine Kugel. Wenn man weis, was für eine Empfindung glatte runde Körper, als die Marmorkugeln mit welchen die Kinder ſpielen, in dem Sinne des Gefühls erregen, wenn man ſie hin und her bewegt und über einander wegrollen läßt: ſo wird man leicht begreifen, auf welche Weiſe das Süße, welches aus Salzen von eben dieſer Figur beſteht, auf den Sinn des Geſchmacks wirken müſſe. Denn eine einzelne Kugel, ob gleich auch dieſe ſchon dem Gefühle in etwas angenehm iſt, hat demohnerachtet, wegen der Regelmäßigkeit ihrer Figur, und der etwas zu ſchnellen Abweichung ihrer Theile von der geraden Linie, bey weitem nicht ſo viel ergötzendes, als mehrere Kugeln, von deren einer zur andern die Hand ohne Mühe ſteigen und fallen kann. Und dieſe Empfindung wird noch angenehmer, wenn die Kugeln in Bewegung ſind, und über einander weggleiten. Denn dieſe leichte Verſchiedenheit verhindert die Ermüdung, die ſonſt die einförmige Stellung mehrerer ganz ähnlicher Kugeln hervor bringen würde. Bey ſüßen Säften ſind die Theile des flüſſigen Vehikuli ſo äußerſt klein, daß man auch durch die beſten Vergrößerungsgläſer die Figur ihrer Elemente nicht hat entdecken können; ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß ſie eine runde Figur haben. Und eben dieſe äußerſte Kleinheit der Theile macht, daß ſie einen gewiſſen platten einfachen Geſchmack haben, der dem Gefühle ebner glatter Körper ähnlich iſt. Denn alle Körper, die aus runden, ſehr kleinen, und feſt zuſammengedrängten Theilen beſtehen, werden dem Geſichte ſowohl als dem Gefühle, eben und glatt vorkommen.

Die Beſtandtheile des Zuckers müſſen um ein beträchtliches Stück gröſſer ſeyn, als die Beſtandtheile von Waſſer und Oel, weil ſich bey jenen durch das Vergröſſerungsglas die Figur entdecken läßt: bey dieſen nicht. Und um deswillen muß die Wirkung ihrer kugelförmigen Geſtalt, deutlicher, und den nervigen Wärzchen eines ſo zarten Werkzeugs, als die Zunge iſt, weit fühlbarer ſeyn. Sie werden alſo die Empfindung hervor bringen, die wir die Süßigkeit nennen, die wir in einem ſchwächern Grade im Oele, und in noch einem ſchwächern Grade im Waſſer gewahr werden. Denn in der That ſind Waſſer und Oel, ob ſie gleich keinen beſtimmten Geſchmack haben, einigermaſſen ſüße. Und man kann bemerken, daß geſchmackloſe Dinge aller Art, doch der Natur des Süßen weit näher kommen, als jeder andern Art des Geſchmacks.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Süße macht ſchlaff.

Bey den übrigen Sinnen haben wir gefunden, daß das Glatte ſchlaffmachend iſt. Da alſo das Süße nichts anders als das Glatte iſt, in ſo fern es durch den Geſchmack empfunden wird: ſo dürfen wir wohl ſchlieſſen, daß auch das Süße ſchlaff mache. Es iſt merkwürdig, daß in einigen Sprachen ſüß und weich nur einerley Namen haben. *Doux* im Franzöſiſchen bedeutet beydes. Der Lateiner *dulcis*, und der Italiäner *dolce*, hat in vielen Fällen ebenfals dieſe doppelte Bedeutung. — Daß ſüße Sachen eine Erſchlaffung wirken, ſieht man daraus, weil die meiſten davon, wenn ſie in Menge genommen werden, den Magen ſchwächen, und ihm ſeinen Ton nehmen. Süßriechende Sachen, welche mit den ſüßſchmeckenden in einer großen Verwandtſchaft ſtehen, machen auf eine ſehr merkliche Weiſe ſchlaff. Der Geruch der Blumen, macht ſchläfrig, und verurſacht Leuten von ſchwachen Nerven Kopfſchmerzen und Uebelkeit. Es wäre der Mühe werth zu unterſuchen, ob nicht alle Arten des Geſchmacks, die urſprünglich und vermöge ihrer Natur angenehm ſind, zu den ſüſſen gehören, d. h. zu ſolchen, die aus glattem Oele, und einem relaxirenden Salze beſtehen. Denn viele, die uns jezt die Gewohnheit angenehm gemacht hat, waren es im Anfange gar nicht. Um dieß zu unterſuchen, darf man nur Achtung geben, was für Nahrungsmittel die Natur ſelbſt für uns zubereitet hat, (denn dieſe wird vermuthlich angenehm für uns gemacht haben,) und dann dieſe Nahrungsmittel in ihre Beſtandtheile auflöſen. Milch iſt die erſte Speiſe unſrer Kindheit. Die Beſtandtheile derſelben ſind Waſſer, Oel, und eine Art ſehr ſüßen Salzes, der Milchzucker heißt. Wenn dieſe alle mit einander vermiſcht ſind: ſo machen ſie einen für den Gaumen ſehr glatten, und die Haut ſchlaffmachenden Saft aus. Das, wornach Kinder zunächſt lüſtern ſind, iſt Obſt, und zwar vornehmlich ſüßes Obſt; und jedermann weis, daß die Süßigkeit des Obſtes von einem feinen Oele und einem ſolchen Salze, als wir im vorhergehenden Abſchnitte gedacht haben, herkomme. In dem folgenden Alter bekömmt unſer Gaumen, durch Gewohnheit, Uebung, Liebe zum Neuen, und durch tauſend andre Urſachen, einen ſo mannichfaltigen verfälſchten und abwechſelnden Geſchmack, daß es gar nicht mehr möglich iſt, von demſelben irgend einen befriedigenden Grund anzugeben. Ehe wir dieſe Materie verlaſſen, müſſen wir anmerken, daß, ſo wie das Glatte, in ſo fern es glatt iſt, dem Geſchmacke angenehm und von einer relaxirenden Kraft iſt, ſo auf der andern Seite, die Dinge welche ſtärkende Eigenſchaften haben, und den Fibern ihren Ton wieder geben, größtentheils dem Geſchmacke widrig

drig und herbe, und oft für das Gefühl ſelbſt rauh ſind. Man braucht oft das Wort ſüße im metaphoriſchen Verſtande von Gegenſtänden des Geſichts. Und wir können, um dieſe merkwürdige Analogie der Sinne noch weiter auszudehnen, das Süße die Schönheit für den Geſchmack nennen.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Warum die Abwechſelung ſchön ſey.

Eine andre Haupteigenſchaft ſchöner Dinge iſt, daß ihre Umrißlinien ohne Aufhören ihre Richtung verändern; aber ſie durch eine unmerkliche ſtuffenweiſe Abweichung, ſie niemals ſo ſchnell verändern, daß die Schärfe der Ecken dem Sehe-Nerven irgend eine Art von gewaltſamer krampfhafter Bewegung verurſache. Nichts, was lange auf dieſelbe Art fortgeht, nichts was plötzlich und mit einemmale abwechſelt, kann ſchön ſeyn; denn beydes iſt der angenehmen Erſchlaffung zuwider, die die eigenthümliche Wirkung der Schönheit iſt. So iſt es bey allen Sinnen. Das Fortgehn in einer geraden Linie iſt nach dem Herabſteigen von einer ſanften Anhöhe, diejenige Art der Bewegung, in welcher wir am wenigſten Widerſtand finden; und doch iſt dieß nicht die Art der Bewegung, die nach dem Herabſteigen uns am wenigſten ermüdete. Ruhe befördert gewiß die Erſchlaffung der Fibern: und doch giebt es eine Art der Bewegung, die noch mehr ſchlaff macht, als Ruhe ſelbſt. Dieß iſt ein gelindes Schwanken; ein Steigen und Fallen. Das Wiegen bringt Kinder beſſer in Schlaf als vollkommne Ruhe. Nichts ergötzt beynahe in dieſem Alter mehr, als gemächlich auf und nieder geſchwenkt zu werden. Die Art, wie die Wärterinnen mit den Kindern ſpielen, und das Schaukeln und Wiegen, welches dieſe nach der Zeit ſelbſt zu ihrem Zeitvertreibe erwählen, beweiſt dieß augenſcheinlich. Die meiſten Menſchen werden die angenehme Empfindung kennen, die man hat, wenn man in einem bequem hängenden Wagen, ſanfte mit Raſen bedeckte Anhöhen, mit Schnelligkeit hinauf und herab fährt. Vielleicht kann uns dieß zu einer beſſeren Idee, von dem was Schönheit ſey, verhelfen, und die wahrſcheinliche Urſache derſelben in ein beſſer Licht ſtellen, als ſonſt irgend etwas. Das unangenehme Gefühl hingegen, welches, wenn man auf einem unebnen ſteinigten höckerigten Wege ſchnell fährt, dieſe plötzlichen Ungleichheiten machen, kann uns erklären, warum Dinge, die auf eben dieſe rauhe unebne Art ausſehen, klingen, oder ſich anfühlen laſſen, der Schönheit ſo ſehr entgegen ſind. In Anſehung des Gefühls, iſt es vollkommen oder wenigſtens beynahe einerley, ob ich meine Hand längſt der Oberfläche eines Körpers von einer gewiſſen Geſtalt bewege, oder ob ſich ein ſolcher Körper längſt meiner Hand fort bewegt. Um aber dieſe Vergleichung der übrigen Sinne auf unſern eigentlichen Gegenſtand, auf das Geſicht, anzuwenden: ſo muß, wenn der dieſem Sinne dargeſtellte Gegenſtand eine ſolche wallende Oberfläche hat, daß die zurückprallenden Lichtſtralen, in einer beſtändigen unmerklichen Abweichung, von dem ſtärkſten bis zum ſchwächſten fortgehn, (welches allemal bey einer Oberfläche geſchehen wird, die ſtuffenweiſe von der Ebne abweicht,) die Wirkung aufs Auge eben dieſelbe ſeyn, die der Körper ſelbſt auf das Gefühl thun würde; nur mit dem Unterſchiede, daß der Körper und ſeine Ungleichheiten auf das Gefühl unmittelbar wirken, auf das Geſicht mittelbar. Und ein ſolcher Körper wird ſchön ſeyn, wenn die Linien, die ſeine Oberfläche umſchreiben, nicht ſo in einem fortgehn daß ſie die Aufmerkſamkeit ermüden, nicht ſo abwechſeln daß ſie ſie, zerſtreuen können.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Ueber die Kleinheit.

Um den Ueberdruß zu vermeiden, der aus der zu öftern Wiederholung deſſelben Raiſonnements, und ähnlicher Erläuterungen entſtehen könnte, will ich mich nicht in jeden Umſtand einlaſſen, der zur Schönheit in ſo fern gehört, als ſie von einer auf gewiſſe Weiſe geordneten Menge der Theile, oder von dieſer Menge ſelbſt abhängt. In allem, was wir von der Größe der Körper ſagen, herrſcht nothwendiger Weiſe ſehr viel Ungewißheit, weil die Begriffe des Großen und Kleinen bloße Verhältnißbegriffe ſind, die ſich auf eine gewiſſe Gattung beziehen; und dieſe Gattungen ſind unzählig. Es iſt wahr, wenn man einmal die Gattung, zu der jedes Ding gehört, feſt geſetzt, und die Dimenſionen ausgemacht hat, die den meiſten Dingen dieſer Gattung zukommen: ſo unterſcheiden ſich alsdann diejenigen Invidua, die weit über oder unter dieſem gemeinſchaftlichen Maaße ſind. Diejenigen

jenigen nun, welche es um ſehr viel übertreffen, werden, wofern die Gattung ſelbſt nicht allzu klein iſt, mehr groß und ſchrecklich, als ſchön ſeyn. Aber, da in dem Thier- und guten Theils auch in dem Pflanzenreiche, die übrigen Beſtandtheile der Schönheit mit der Größe der Dimenſionen beyſammen ſeyn können: ſo wird nun in dem Falle einer ſolchen Vereinigung eine neue Gattung entſtehen, die weder vollkommen erhaben, noch vollkommen ſchön iſt, und die ich zuvor das Prächtige genannt habe. Aber dieſe Gattung hat keinen ſo ſtarken Einfluß auf die Leidenſchaften, als entweder Körper von großem Umfange, die zugleich die übrigen dazu gehörigen Eigenſchaften des Erhabnen haben, oder als die Eigenſchaften der Schönheit, wenn ſie ſich in einem kleinen Gegenſtande bey einander finden. Der Eindruck, den große Körper, die mit dem Raube der Schönheit geziert ſind, machen, iſt eine Spannung, die beſtändig wieder nachläßt; und dieß kömmt der Natur des Mittelmäßigen nahe. Aber wenn ich ſagen ſoll, was ich ſelbſt bey mir in dieſen Fällen empfinde, ſo ſcheint mir, daß das Erhabne weniger durch die Vermiſchung mit einigen Eigenſchaften der Schönheit leidet, als Schönheit durch die Verbindung mit der Größe der Ausdehnung,

dehnung, oder irgend einer andern Eigenſchaft des Erhabnen. Es iſt ein ſo groſſes Uebergewicht, eine die Seele ſo beherrſchende Gewalt, in allen Ideen welche Furcht einflöſſen, und auch nur auf die entfernteſte Weiſe Schmerz ankündigen, daß vor denſelben keine andre beſtehen können. Die Eigenſchaften der Schönheit liegen alsdann todt und unwirkſam; oder höchſtens äuſſern ſie ſich bloß, um den Ernſt und das Schrecken zu mildern, das der natürliche Begleiter des Erhabnen iſt.

Nach dem auſſerordentlich Groſſen in jeder Gattung, muß das ihm Entgegengeſetzte, das Zwergmäßige und unnatürlich Kleine erwogen werden. Kleinheit, bloß als Kleinheit betrachtet, hat nichts, das der Schönheit zuwider wäre. Der Kolibri giebt keinem einzigen Thiere der gefiederten Gattung, unter welcher er das kleinſte iſt, an Geſtalt oder Farbe etwas nach; und vielleicht wird ſeine Schönheit eben durch ſeine Kleinheit noch erhöht. Aber es giebt andre Thiere, die ſelten oder niemals ſchön bleiben, wenn ſie auſſerordentlich klein werden. Die Zwerge unter den Menſchen ſind nicht ſchön; aber nicht weil ſie klein ſind, ſondern weil ſie faſt allemal eine gegen ihre Länge unförmliche un-

properproportionirte Dicke haben, woraus im Ganzen ein ſehr unangenehmes Bild entſteht. Aber ſollte es einen Menſchen geben, der nicht über zwey oder drey Fuß hoch, und doch übrigens vollkommen wohl gebildet wäre, bey dem alle Theile ſeines Körpers ſo zart wären, als es ſich zu einer ſo geringen Länge ſchickt, und bey dem ſich die übrigen Eigenſchaften ſchöner Körper fänden: ſo bin ich gewiß überzeugt, dieſer Menſch würde für ſchön gehalten werden, würde Liebe erwecken, würde uns durch ſeinen Anblick ſehr angenehme Vorſtellungen gewähren können. Alles, was dieſes unſer Vergnügen möglicher Weiſe ſtöhren könnte, wäre, daß ſolche Geſchöpfe, ſo gut ſie gebaut ſeyn mögen, doch etwas ungewöhnliches ſind, und alſo einigermaßen als Mißgeburten angeſehen werden. Das Große und Rieſenmäßige, ſo wohl es ſich mit dem Erhabnen verträgt, iſt dem Schönen gänzlich zuwider. Es iſt unmöglich, einen Rieſen als einen Gegenſtand der Liebe zu betrachten. Wenn wir unſerer Einbildungskraft in Romanen und Rittergeſchichten freyen Lauf laſſen, ſo werden wir die Begriffe der Grauſamkeit, Tyranney, Ungerechtigkeit, und jeder abſcheulichen ſchrecklichen Sache mit dieſer Größe verknüpfen. Wir denken uns die Rieſen nie anders, als wie ſie

Länder verwüſten, den unſchuldigen Reiſenden anfallen, und ſich dann mit ſeinen noch halblebenden Gliedern ſättigen. Von der Art waren Polyphem, Cacus, und alle die andern Rieſen, die in Heldengedichten und Ritterbüchern eine ſo große Figur machen. Der Ausgang, dem wir mit dem größten Verlangen entgegen ſehen, iſt ihre Niederlage und ihr Untergang. Ich erinnere mich nicht, in der ganzen großen Anzahl erſchlagner Helden, mit welchen die Iliade angefüllt iſt, eines einzigen ſeiner Größe und Stärke wegen merkwürdigen Mannes, deſſen Fall Mitleiden bey uns erregte. Auch ſcheint der Dichter, der die menſchliche Natur ſo wohl kannte, dieß nicht geſucht zu haben. Simoiſius, der in der Blüthe der Jugend ſeinen Eltern entriſſen wird; Simoiſius iſt es, für deſſen Muth uns bange iſt, weil ſeine Stärke ſeinem Muthe ſo ungleich iſt. Ein andrer junger ſchöner, aus den erſten Umarmungen ſeiner Gattinn geriſſener Jüngling, ein Neuling auf dem Schlachtfelde, dieſer iſt es, deſſen frühzeitiger Tod uns erweicht. Achilles, ſo viel Eigenſchaften der Schönheit auch Homer ſeiner äuſſern Geſtalt verliehn, und mit ſo viel Tugenden er auch ſeinen Geiſt ausgerüſtet hat, kann uns doch niemals dahin

hin bringen, daß wir ihn lieben. Man kann bemerken, daß Homer den Trojanern, deren Schickſal ſeiner Abſicht nach unſer Mitleiden erregen ſollte, weit mehr von den liebenswürdigen geſellſchaftlichen Tugenden gegeben hat, als den Griechen. Mitleiden iſt eine Leidenſchaft, die ſich auf Liebe gründet; und Liebe zu erregen, ſind gewiß dieſe geringern, wenn ich ſo ſagen mag, häuslichen Tugenden weit geſchickter. Hingegen hat er den Griechen eine große Ueberlegenheit in allen politiſchen und militariſchen Tugenden gegeben. Die Rathsverſammlung des Priams iſt ſchwach, die Arme des Hektors in Vergleichung kraftlos, ſeine Tapferkeit weit unter des Achilles ſeiner. Und doch lieben wir den Priamus mehr als den Agamemnon, und den Hektor mehr als den Achilles. Für ſeine Griechen wollte Homer Bewunderung erwecken; und er that es, indem er ihnen nur diejenigen Tugenden gab, die wenig beytragen liebenswürdig zu machen. Dieſe kurze Ausſchweifung entfernt ſich nicht ganz von unſrer Abſicht, die darinn beſtund, zu zeigen, daß Schönheit bey Gegenſtänden von großen Dimenſionen nicht ſtatt finden kann; um deſto weniger ſtatt finden kann, je größer ſie ſind.

Dahingegen, wenn es den kleinen an Schönheit fehlet, es ihnen um andrer Urſachen, und nicht ihrer Groſſe wegen daran fehlen muß.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Von Farben.

Bey den Farben, iſt die Materie der Unterſuchung beynahe unendlich. Aber ich halte die Grundſätze, die ich im Anfange dieſes Theils feſtgeſetzt habe, für hinlänglich, alle ihre Wirkungen, und überdieß noch den angenehmen Eindruck, den durchſichtige, ſowohl feſte als flüſſige Körper machen, zu erklären. Geſetzt, ich betrachte eine Flaſche, worinnen ein Saft von ſchmutziger blauer oder rother Farbe iſt. Die blauen oder rothen Stralen können alsdann nicht ohne Hinderniß gerade zu in das Auge kommen; ſondern werden durch die Zwiſchenkunſt kleiner dunkler Körper aufgehalten, oder von ihrem Wege abgebrochen. Und dieß iſt ſchon an und für ſich, ohne alle Nebenurſachen, im Stande, die Vorſtellung zu verändern, und zwar in eine ihrer eignen Natur nach verdrüßliche Vorſtellung zu verändern; zufolge der Grundſätze, die wir im vier und zwanzigſten Abſchnitte feſtgeſetzt haben. Wenn hingegen die Stralen durch das Glas oder den Saft, ohne ſolche Hinderniſſe hindurch gehen können; wenn das Glas oder der Saft vollkommen durchſichtig iſt: dann wird, erſtlich, das Licht ſelbſt angenehmer, weil es bey dieſem Durchgange etwas gemäßigt wird; überdieß hat ein Saft, der alle Stralen der ihm eignen Farbe ganz eben und allenthalben auf gleiche Weiſe zurück wirft, eben die Wirkung aufs Auge, als glatte dunkle Körper aufs Auge und aufs Gefühl haben. So alſo, daß das Vergnügen hier zuſammen geſetzt iſt, aus dem Sanften des durchgelaſſenen, und dem Ebnen des zurück geworfnen Lichtes. Dieſes Vergnügen kann vielleicht noch durch Beſtandtheile der Schönheit, die auch andern Dingen gemein ſind, erhöht werden, als wenn z. B. das Glas, welches den Saft enthält, eine mit ſo viel Einſicht abwechſelnde Figur hat, daß es eine Gradation der Farben verurſacht, oder dieſelben abwechſelnd ſtark und ſchwach darſtellt, oder was noch ſonſt für Verſchiedenheiten, Einſicht und Kunſt bey Gegenſtänden dieſer Art an die Hand geben können.

Wenn man dieß alles, was von den Wirkungen ſowohl als den Urſachen des Erhabnen und Schönen iſt geſagt worden, zuſammennimmt: ſo wird man erkennen, daß beyde auf ganz verſchiedne Triebfedern der Seele wirken, beyde ganz verſchiedne Bewegungen in der Seele hervor bringen; daß bey dem Großen das Schrecken zum Grunde liege, welches, wenn es auf gewiſſe Weiſe eingeſchränkt iſt, diejenige Bewegung in der Seele hervor bringt, die ich **Erſtaunen** genannt habe; und daß das Schöne ſich bloß auf poſitives Vergnügen gründe, und in der Seele die Empfindung errege, welche **Liebe** heißt. — Mit den Urſachen dieſer Eindrücke hat ſich dieſer vierte Theil beſchäfftigt.

Ende des vierten Theils.

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Fünfter Theil.

Erſter Abſchnitt.
Von den Wörtern.

Die natürlichen Dinge wirken auf uns, vermöge eines Geſetzes der Vorſehung, welches zwiſchen gewiſſen Zuſammenſetzungen und Bewegungen der Körper, und zwiſchen gewiſſen Empfindungen der Seele, eine unmittelbare Verbindung gemacht hat. Die Malerey wirkt ſo wie die Dinge ſelbſt; und ſetzt nur noch das Vergnügen der Nachahmung hinzu. Die Baukunſt wirkt zugleich durch eine ſinnliche Empfindung, und durch eine Ueberlegung unſrer Vernunft. Von der letztern kommen die Regeln der Proportion her, welche den Werth eines Werks im Ganzen,

zen oder in einzelnen Theilen, darnach beſtimmen, wie es dem Endzwecke, zu welchem es gemacht iſt, gemäß oder nicht gemäß iſt. Was aber die Wörter betrifft, ſo ſcheint es mir, daß dieſelben auf eine ganz andre Art auf uns wirken, als natürliche Gegenſtände Gemälde oder Gebäude. Demohnerachtet ſind die Wörter eben ſo wohl im Stande, Begriffe von Schönheit oder Erhabenheit zu erwecken; und oft können ſie weit mehr ausrichten, als irgend eines von dieſen. Es iſt alſo zu unſrer Abhandlung nichts weniger als überflüſſig, die Art und Weiſe zu unterſuchen, wie ſie dieſe Bewegungen hervor bringen.

Zweyter Abſchnitt.

Die Dichtkunſt wirkt ordentlicher Weiſe nicht, indem ſie die Vorſtellungen der Dinge erregt.

Die Vorſtellung, die man ſich gemeiniglich von der Kraft der Dichtkunſt und Beredtſamkeit ſo wohl, als der Rede im gemeinen Leben überhaupt macht, iſt dieſe, daß ſie die Seele in Bewegung ſetzen, indem ſie die Bilder derjenigen Dinge erwecken, zu deren Bezeichnung ſie der allgemeine Gebrauch beſtimmt hat. Um zu unterſuchen, wie viel Wahres dieſer Begriff enthalte, müſſen wir erſt die Wörter in drey Klaſſen theilen. Die erſte enthält alle die Wörter, die eine Summe einfacher Ideen, welche die Natur ſelbſt vereiniget hat um ein gewiſſes beſtimmte Ganze auszumachen, bezeichnen, als Menſch, Pferd, Baum, Schloß u. ſ. w. Dieß will ich **concrete Wörter** nennen. Zur zweyten Klaſſe gehören diejenigen, die nur eine einzige der einfachen Ideen aus ſolchen Zuſammenſetzungen vorſtellen: als roth, blau, rund, viereckigt, und dergleichen. Dieß will ich **einfache abſtrakte Wörter** heiſſen. Die dritte endlich ſind diejenigen, die durch eine willkührliche Zuſammenſetzung dieſer beyden Arten, oder der verſchiednen Beziehungen zwiſchen denſelben entſtanden, und bald mehr, bald weniger zuſammengeſetzt ſind, als Tugend, Ehre, Ueberredung, Obrigkeit und dergleichen. Dieſe nenne ich **zuſammengeſetzte abſtrakte Wörter.** Ich ſehe wohl ein, daß ſich die Wörter in mehr und künſtlichere Klaſſen theilen laſſen; aber dieſe ſcheinen mir die natürlichſten, und zu unſrer Abſicht hinlänglich zu ſeyn. Die Ordnung, in welche ich ſie geſtellt habe, iſt eben die, nach welcher wir ſie erlernen, und nach welcher die Seele die Begriffe bekömmt, zu denen ſie gehören. Ich will mit der dritten Klaſſe von Wörtern anfangen:

gen, mit den zuſammengeſetzten Abſtraktis, wozu Tugend, Ehre, Ueberredung, Gelehrigkeit gehört. Von dieſen bin ich überzeugt, daß aller Einfluß, den ſie auf die Leidenſchaften haben können, gewiß nicht davon herkömmt, daß ſie die Bilder der Dinge, die durch ſie angezeigt werden, in der Seele erwecken. Als Zuſammenſetzungen die wir ſelbſt gemacht haben, haben ſie kein wirkliches Weſen, und erregen, glaube ich, kaum irgend eine ganz beſtimmte Idee. Kein Menſch bekömmt unmittelbar, wenn er den Schall, Tugend Freyheit oder Ehre, hört, einen vollſtändigen genauen Begriff, von allen den Arten zu denken und zu handeln, von allen den einfachen und zuſammengeſetzten Ideen und ihren verſchiednen Beziehungen, die durch dieſe Wörter angezeigt werden ſollen; noch hat jemand dabey irgend einen alles umfaſſenden Begriff gegenwärtig, in welchem alle dieſe einzelne Stücke dunkel vorhanden wären. Denn hätte er einen ſolchen, ſo würde er einige von dieſen Theilideen, ſo dunkel und undeutlich ſie auch immer ſeyn möchten, doch gewahr werden. Aber dieß, dünkt mich, iſt faſt niemals der Fall. Man mache nur den Verſuch eines von ſolchen Wörtern zu zergliedern, und man wird es von einem Satze allgemeiner Wörter auf einen andern, und ſo fort, in einer viel längern Reihe, als man anfangs gedacht hatte, bis auf einfache Abſtrakte, oder Concrete Wörter zurück führen müſſen, ehe irgend eine wirkliche Idee ans Licht kommen, ehe man irgend etwas von den erſten Beſtandtheilen ſolcher Zuſammenſetzungen entdecken kann. Und hat man nun dieſe Entdeckung der Grundideen gemacht: ſo iſt der Eindruck, den die Zuſammenſetzung machte, beynahe gänzlich verlohren. Eine ſolche Reihe von Gedanken iſt viel zu lang, als daß wir ſie in unſern gewöhnlichen Geſprächen bey jedem Worte ſollten bis ans Ende verfolgen können; und dieß iſt auch auf keine Weiſe nöthig. Solche Wörter ſind in der That ein bloßer Schall; aber ein ſolcher Schall, der weil er bey Gelegenheiten, wo wir, etwas vorzüglich gutes oder böſes, ſelbſt erfuhren oder es andre empfinden ſahen, iſt gebraucht worden, oder, weil wir ihn ſonſt auf intereſſante Dinge und Begebenheiten haben anwenden hören; ſo oft er nun wieder vorkömmt, auf die Seele eben die Wirkung thut, als die ihn veranlaſſende Umſtände ſelbſt. Dieſer Schall, wenn er hernach auch ohne Beziehung auf einen beſondern Fall gebraucht wird, behält demohnerachtet den Eindruck, den er zuerſt machte. Er verliert ſeine Verbindung mit den beſondern Umſtänden, die zu demſelben Anlaß gaben; aber er fähret fort, bloß als Schall, ohne damit verknüpfte Idee, auf die nämliche Art zu wirken als zuvor.

Dritter Abſchnitt.

Allgemeine Wörter werden eher gebraucht, als die Empfindungsideen erlangt worden, die darunter begriffen ſind.

Locke hat irgendwo mit ſeiner gewöhnlichen Scharfſinnigkeit angemerkt, daß die meiſten allgemeinen Wörter, beſonders die, welche ſich auf Gutes und Böſes, Tugend und Laſter beziehn, früher erlernt werden, und mit ihnen zugleich Liebe gegen das eine und Abſcheu gegen das andre weit eher beygebracht wird, als die Seele noch im geringſten die beſondern Arten zu handeln, zu welchen dieſe Wörter gehören, hat bemerken können. Die Seelen der Kinder ſind ſo biegſam, daß eine Amme, oder jede andre Perſon, die mit denſelben umgeht, bloß dadurch, daß ſie ſich mit irgend einem Dinge oder ſelbſt mit einem Worte zufrieden oder unzufrieden ſtellt, dem Kinde eine ähnliche Neigung einflößen kann. Wenn nach der Zeit, die verſchiednen Verfälle des Lebens mit dieſen Wörtern in Verbindung gebracht werden, und manches davon, das ergötzend iſt, unter dem Namen Uebel vorkömmt, und vieles, was der Natur unangenehm iſt, gut und tugendhaft genannt wird: ſo entſteht in den meiſten Seelen eine ſeltſame Verwirrung der Begriffe und der Empfindungen; und die erſten Eindrücke gerathen mit den nachgehenden Erfahrungen, in einen ſcheinbaren großen Widerſpruch. Es giebt viele, welche die Tugend lieben, und das Laſter verabſcheuen, und dieß ohne Heucheley und Verſtellung, und die demohnerachtet in einzelnen Fällen, oft ohne ſich die geringſten Vorwürfe zu machen, böſe und laſterhaft handeln; deswegen nämlich, weil dieſe beſondern Fälle ihnen niemals zu den Zeiten vorgekommen ſind, wenn die Leidenſchaften auf der Seite der Tugend durch gewiſſe Wörter erwärmt wurden, Wörter, die ihre erſte Wärme durch den Athem andrer bekommen haben. Daher kömmt es, daß man ſchwerlich eine gewiſſe Anzahl von Wörtern, ſo unbedeutend ſie auch an und für ſich ſeyn mögen, wiederholen kann, ohne in einigem Grade davon gerührt zu werden, beſonders wenn ein feuriger rührender Ton der Stimme dieſelben begleitet; als z. E.

Weiſe, tapfer, edel, gut und groß.

Dieſe Wörter ſollten, weil ſie ſich hier auf nichts beziehn, ohne Wirkung ſeyn: aber wenn

Wörter, die einmal zu großen Dingen und Vorfällen gewidmet ſind, ausgeſprochen werden: ſo werden wir allemal von ihnen gerührt, auch wenn dieſe Dinge und Vorfälle ſelbſt gar nicht vorhanden ſind. Werden Wörter dieſer Art, ohne vernünftige Abſicht zuſammen gehäuft, oder werden deren ſolche neben einander geſtellt, die nicht bey einander beſtehen können, ſo heißt man einen ſolchen Stil Bombaſt. — Und es erfordert in einigen Fällen vielen geſunden Verſtand und viel Erfahrung, um gegen den Eindruck einer ſolchen Sprache auf ſeiner Hut zu ſeyn. Denn wenn einmal von der Schicklichkeit des Ausdrucks abgewichen iſt: ſo darf hernach auch leicht eine größre Anzahl ſolcher rührender Wörter zu Hülfe genommen, und eine größre Mannichfaltigkeit in der Verbindung derſelben gebraucht werden.

Vierter Abſchnitt.

Wirkung der Wörter.

Wenn die Wörter ihre volle Kraft beweiſen: ſo können ſie dreyerley Wirkungen in der Seele des Zuhörers hervor bringen. Die erſte iſt, der Schall; die zweyte iſt, das Gemälde, oder das Bild der Sache, die durch das Wort ange-

angezeigt wird; das dritte iſt, die Empfindung der Seele, die durch eins oder beydes von den vorhergehenden iſt rege gemacht worden. Die zuſammengeſetzten Abſtrakte, dergleichen wir angeführt haben, (Ehre, Gerechtigkeit, Freyheit, und dergleichen,) bringen die erſte und die letzte dieſer Wirkungen hervor, aber nicht die zweyte. Die einfachen Abſtrakte, die gebraucht werden, eine einzelne einfache Empfindungsidee auszudrücken, ohne die begleitenden Ideen zugleich mit anzuzeigen, als blau, grün, heiß, kalt, u. ſ. w.; ſind im Stande, alle drey Abſichten der Wörter zugleich zu erreichen; und die concreten Wörter, als Mann, Pferd, Thurm, ſind dieß noch in einem höhern Grade fähig. Aber auch von dieſen Wörtern, glaube ich, iſt die allgemeinſte Wirkung nicht die, in der Imagination die Bilder der Dinge zu erwecken, die ſie anzeigen. Denn bey der ſorgfältigſten Beobachtung, die ich ſelbſt bey mir, und andre auf mein Verlangen bey ſich angeſtellt haben, kann ich nicht unter zwanzigmalen einmal finden, daß ein ſolches Bild wirklich in der Imagination formirt werde; und wird es, ſo geſchieht es allemal durch eine beſondre Anſtrengung der Einbildungskraft zu dieſer Abſicht. In der That aber wirken die concreten Wörter eben ſo, wie ich von den zuſammengeſetzten Abſtraktis geſagt habe, nicht, indem ſie der Seele ein Bild darſtellen, ſondern indem ſie den Eindruck erneuern, den das Ding ſelbſt macht, bey welchem ſie beſtändig ſind gebraucht worden. Geſetzt, wir läſen, dieſen Verſuch anzuſtellen, folgende Stelle: „Der „Donauſtrom, entſpringt in einem naſſen und „bergigten Boden in dem Herzen von Deutſchland, wo er durch viele Krümmungen verſchiedne Fürſtenthümer bewäſſert, ſich endlich nach „Oeſterreich wendet, und nachdem er die Mauern von Wien verlaſſen hat, nach Ungarn geht, „ſich hier mit der Sau und Drau vereinigt, und „mit ſeinen nun vergrößerten Fluthen die chriſtlichen Reiche verläßt, durch die barbariſchen Länder die an die Tartarey gränzen, fortſtrömt, „und endlich in vielen Mündungen ſich in das „ſchwarze Meer ergießt.„ In dieſer Beſchreibung werden ſehr viele Dinge genannt: Berge, Flüſſe, Städte, das Meer. Nun frage ich aber einen jeden, ob wohl während des Durchleſens dieſes Stücks, in ſeiner Einbildungskraft die Bilder eines Berges, einer waſſerreichen Gegend, oder von Deutſchland, gegenwärtig geweſen ſind. In der That iſt es unmöglich, bey der Geſchwindigkeit mit welcher man im gemeinen Leben ſpricht, und der Kürze der Zeit in welcher ein Wort auf das andre folgt, beydes eine Vorſtellung von dem Schalle des Worts, und ein Bild von der angezeigten Sache zu bekommen; zumal, da Wörter, welche wirkliche Subſtanzen ausdrücken, mit Wörtern, die bloße allgemeine und Nominal-Weſen bedeuten, dergeſtalt abwechſeln, daß es ganz unmöglich iſt, von ſinnlichen Bildern zu Vorſtellungen des Verſtandes, vom Einzelnen aufs Allgemeine, von Dingen zu Wörtern, ſo geſchwind überzuſpringen, als der Endzweck der Rede und des Umgangs es erforderte. Und in der That iſt auch dieſes alles ganz unnöthig.

Fünfter Abſchnitt.

Beyſpiele, daß Wörter rühren können ohne Bilder zu erwecken.

Ich finde, daß es bey vielen Perſonen ſehr ſchwer iſt, ſie zu überreden, daß Leidenſchaften durch Wörter erregt werden können, durch die keine Begriffe erweckt werden; und noch ſchwerer, ſie zu überzeugen, daß wir in unſern gewöhnlichen Geſprächen vollkommen wohl verſtanden werden, ohne daß wir das geringſte Bild von den Dingen, von welchen wir reden, in der Seele der andern hervor bringen. Es ſcheint in der That ein wenig ſeltſam, mit irgend einem Menſchen darüber zu ſtreiten, ob Vorſtellungen in ſeiner Seele da ſind oder nicht; jedermann, ſollte man denken, müßte in dieſer Sache am beſten ſein eigner Richter ſeyn, und ohne alle weitere Einwendung den Ausſpruch thun können. Aber ſo wunderlich auch dieß ſcheinen mag: ſo iſt es doch wahr, daß wir oft darüber verlegen ſind, wenn wir ſagen ſollen, was für Begriffe wir uns von Dingen machen, oder ob wir überhaupt von gewiſſen Gegenſtänden Begriffe haben. Es erfordert ſo gar ſchon einen hohen Grad von Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, wenn man ſich davon gewiß machen will. Seit der Zeit, da ich dieſe Schrift anfieng, habe ich zwey ſehr einleuchtende Beyſpiele davon gefunden, wie möglich es ſey, Wörter, ohne allen Begriff der Dinge die dadurch angezeigt werden, gehört und behalten zu haben, und ſie doch hernach, gegen andre, in neuen Verbindungen ſo zu wiederholen, daß die Rede, in welche ſie geſetzt werden, zu dem Gegenſtande vollkommen paſſend, ſtark und lehrreich ſey. Das erſte Beyſpiel iſt das von dem Herrn Blacklock, einem Dichter der von ſeiner Geburt an blind geweſen war. Wenig Menſchen von dem ſchärfſten Geſichte werden ſichtbare Gegenſtände, ſo richtig und ſo geiſtvoll beſchreiben können, als dieſer Blinde; und dieß kann doch wohl nicht der größern Klarheit der Bilder zugeſchrieben werden, die er vorzüglich vor andern

Menſchen von den beſchriebnen Dingen gehabt hätte. Spence, in der ſehr gut geſchriebnen Vorrede, die er zu den Werken dieſes Dichters gemacht hat, urtheilt ſehr ſcharfſinnig, und ich glaube, größtentheils ſehr richtig von den Urſachen dieſer auſſerordentlichen Erſcheinung. Aber das kann ich ihm nicht zugeben, daß diejenigen Unrichtigkeiten in Gedanken und Ausdrucke, die in dieſen Gedichten vorkommen, der Unvollkommenheit der Vorſtellungen zuzuſchreiben wären, die ſich der blinde Dichter von Gegenſtänden des Geſichts gemacht hätte. Denn wir finden eben ſolche und noch größre Unrichtigkeiten, bey Schriftſtellern höherer Klaſſen als Herr Blacklock iſt, und die das beſte Geſicht von der Welt hatten. — Ohne Zweifel iſt dieſer Dichter von ſeinen eignen Beſchreibungen eben ſo ſehr gerührt worden, als ſeine Leſer es ſeyn können. Und dieſe Rührung alſo, die bis zur dichteriſchen Begeiſterung gieng, iſt von Dingen erregt worden, von denen er unmöglich irgend eine Vorſtellung, als die Vorſtellung eines leeren Schalles haben konnte, mit welchem ſie benennt werden. Warum ſollten nicht alſo auch ſeine Leſer auf eben die Weiſe gerührt werden können, als er es ſelbſt war, mit eben ſo weniger wirklichen Vorſtellung der beſchriebnen Dinge? Das zweyte Beyſpiel iſt Saunderſon, Lehrer der Mathematik in Cambridge. Dieſer Gelehrte hatte in der Naturlehre, der Aſtronomie, und allen Wiſſenſchaften, die ſich auf die Mathematik gründen, eine ſehr große Kenntniß erlangt. Was aber das auſſerordentlichſte war, und zu meiner Abſicht das vornehmſte iſt: ſo hielt er vortreffliche Vorleſungen über Licht und Farben: und er lehrte alſo andre die Theorie derjenigen Ideen, die dieſe andern hatten, und die er nicht hatte. Aber es iſt wahrſcheinlich, daß die Wörter, roth, blau, grün, bey ihm eben das ausrichteten, als wenn er die Begriffe von den Farben ſelbſt gehabt hätte. Denn da er mit dieſen Wörtern den Begriff einer geringern oder größern Brechbarkeit der Stralen verband: und der blinde Mann zugleich gehört hatte, auf welche andre Weiſe dieſe Wörter zuſammen ſtimmen, oder einander zuwider ſind: ſo war es ihm leicht, über dieſe Wörter eben ſolche Schlüſſe zu machen, als wenn er vollkommen im Beſitze der Ideen geweſen wäre. Freylich konnte er auf keine Weiſe durch Beobachtungen und Experimente neue Entdeckungen machen. Er that nichts weiter, als was wir alle Tage im gemeinen Umgange thun. Indem ich dieſen letzten Satz niederſchrieb, und die Wörter, alle Tage, und gemeinen Umgang brauchte, hatte ich nicht in meiner Seele die Bilder von irgend einer Succeſſion der Zeit, oder von

Menſchen, die ſich mit einander unterreden; auch glaube ich nicht, daß meine Leſer ſie haben werden, wenn ſie dieſe Wörter leſen. Eben ſo wenig hatte ich, da ich von roth, blau, und grün, und von der Brechbarkeit ſprach, dieſe verſchiednen Farben, oder die Lichtſtralen, wie ſie aus einem Medio ins andre übergehen, und da von ihrem Wege abgebrochen werden, wirklich in meiner Imagination abgemalt vor mir. Ich weis ſehr wohl, daß die Seele die Fähigkeit hat, ſolche Bilder in ſich zu erwecken; aber ich weis auch, daß dazu ein ausdrücklicher Entſchluß nöthig iſt, und daß bey dem ordentlichen Leſen und Sprechen ſehr ſelten irgend ein ſolches Bild in der Seele entſtehet. Wenn ich ſage: „Ich will künftigen Sommer nach Italien gehen:„ ſo verſteht mich jeder. Und doch glaube ich, hat kein Menſch dabey das wirkliche Bild von meiner Perſon vor ſich, wie ich zu Waſſer oder zu Lande, bald zu Pferde, bald in einer Kutſche mich fortbringe, nebſt alle dem, was ſonſt zu einer Reiſe gehört; noch weniger hat er eine wirkliche Vorſtellung von Italien, dem Lande wohin ich zu gehen gedenke; eine wirkliche Vorſtellung von den grünen Feldern, den reifenden Früchten, der erwärmten Luft, und von dem Uebergange hiezu aus einer ganz andern Geſtalt der Dinge, welches eigentlich die

Ideen ſind, welche zuſammengenommen mit dem Worte **Sommer** verbunden werden ſollen. Aber am allerwenigſten kann er bey dem Worte **nächſtkünftigen** eine ſolche Vorſtellung haben. Denn dieſes Wort ſoll erſtlich eine Idee von vielen auf einander folgenden Sommern erregen, und dann von allen dieſen Sommern alle bis auf einen einzigen ausſchließen; und doch hat man gewiß, wenn man die Wörter **nächſtkünftigen Sommer** ausſpricht, weder das Bild einer Reihe, noch das Bild eines Ausſchließens aus dieſer Reihe in ſeinem Kopfe. Mit einem Worte, nicht bloß die Wörter, welche ſogenannte **abſtrakte** Ideen ausdrücken, und von welchen natürlicher Weiſe kein Bild erweckt werden kann, ſondern auch diejenigen, welche individuelle **wirkliche** Dinge ausdrücken, werden von uns gebraucht, ohne daß das Bild ihrer Gegenſtände in unſrer Imagination vorhanden ſey; wie jeder finden wird, der auf dasjenige recht Achtung giebt, was in ſeiner eignen Seele vorgeht. In der That hängt der Eindruck, den die Dichtkunſt machet, ſo wenig von der Kraft ihrer ſinnlichen Bilder ab, daß ich vielmehr überzeugt bin, ſie würde einen ſehr großen Theil von ihrem Eindrucke verlieren, wenn ihre Beſchreibungen dieſe Wirkung hätten, ſinnliche Bilder zu erwecken. Denn ſehr oft würde die Zuſammenhäufung rührender Wörter, die eines der kräftigſten Mittel iſt, welches die Poeſie in ihrer Gewalt hat, ihre Richtigkeit und ihre Uebereinſtimmung, und mit dieſer zugleich ihre Kraft verlieren, wenn ſich die Imagination bey dem Wort das ſinnliche Bild genau vorſtellen wollte, welches zu dieſem Worte gehöret. In der ganzen Aeneide iſt vielleicht kein erhabeners und mehr ausgeführters Gemählde, als das von der Höle des Vulcans in dem Berge Aetna, und von den Arbeiten, die im Werke ſind. Virgil hält ſich vorzüglich lange bey der Verfertigung des Donners auf, und beſchreibt ihn, ſo wie er nur noch halb fertig unter den Flammen der Zyclopen liegt. Aber was ſind die Beſtandtheile dieſer außerordentlichen Zuſammenſetzung:

Tres imbris torti radios, tres nubis aquoſae
Addiderant; rutili tres ignis et alitis auſtri;
Fulgores nunc terrificos, ſonitumque metumque
Miſcebant operi, flammisque ſequacibus iras.

Ich halte dieſes für ausnehmend erhaben; und dem ohnerachtet, wenn ich mit kalten Blute die Art von ſinnlichem Gemählde unterſuche, die aus der Combination ſolcher Bilder entſtehen muß, ſo finde ich, daß die Träume eines Raſenden nicht wilder und ungereimter ſeyn können, als dieſes Gemählde. Drey Strahlen von zuſammengeflochtenen Regengüßen, drey von wäſſerigten Wolken, drey von Feuer und drey von einem geflügelten Südwinde, und darein miſchten ſie ſchreckende Blitze und Getöſe und Wuth mit verfolgenden Flammen. Aus dieſem ſeltſamen Gemiſche wird nun eine große Maſſe gemacht, ſie wird von den Zyclopen gehämmert; der eine Theil iſt ſchon glatt und polirt, der andere iſt noch uneben und rauh.

Die Sache iſt dieſe: wenn eine Anzahl edler Bilder, entweder durch Zeit und Ort mit einander verbunden ſind, oder ſich auf einander, wie Urſache und Wirkung beziehen: ſo kann die Dichtkunſt mit ſehr gutem Erfolge die Wörter zuſammenſetzen, die zu dieſen Ideen gehören, ſie mögen auch im Ganzen ein noch ſo ſeltſames Bild geben. Keine maleriſche Verbindung iſt darzu nöthig, weil kein wirkliches Gemälde daraus entſtehen ſoll; noch thut deswegen die Beſchreibung im geringſten weniger Wirkung. Durch das, was Priamus und die andern Alten der Rathsverſammlung von der Helene ſagen, hat nach jedermanns Geſtändniß Homer die höchſte Idee von dieſer Unglück bringenden Schönen gegeben.

Οὐ νέμεσις Τρῶας καὶ ἐϋκνήμιδας Ἀχαιοὺς
Τοίῃ δ' ἀμφ', γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα
πάσχειν
Αἰνῶς δ' ἀθανάταις, θεῇς εἰς ὦπα ἔοικεν.

Kein Wunder, daß ſolche göttliche Reitze neun lange Jahre die Welt in Waffen ſetzte. Welche erobernde Bildung! Was für majeſtätiſche Züge! Ihr Gang iſt der Gang einer Göttinn, und ihr Blick, der Blick einer Königinn.

Hier wird nicht ein Wort von dem Eigenthümlichen ihrer Schönheit geſagt: nicht das geringſte, was uns zu einem beſtimmten Begriff von ihrer Geſtalt verhelfen könnte. Und doch werden wir von dieſer bloßen Erwähnung weit mehr gerührt, als von den langen und mühſamen Beſchreibungen, die uns einige Schriftſteller entweder nach Ueberlieferungen, oder nach ihren eigenen Einfallen gegeben haben. Mich rührt ſie wenigſtens weit mehr, als die umſtändliche Beſchreibung, die Spenſer von ſeiner Belphebe macht; ob ich gleich zugebe, daß in dieſer Beſchreibung, ſo wie in allen Beſchreibungen dieſes vortrefflichen Schriftſtellers einige ausnehmend ſchöne und poetiſche Theile vorkommen. Das fürchterliche Gemälde, das Lucretius von der Religion macht, um das Verdienſt ſeines philoſophiſchen Helden in Beſtreitung derſelben zu erheben, wird für ſehr kühn und geiſtvoll gehalten.

> Humana ante oculos foede cum vita jaceret,
> In terris, oppreſſa gravi ſub religione,
> Quae caput e coeli regionibus oſtendebat
> Horribili deſuper viſu mortalibus inſtans;
> Primus Grajus homo mortales tollere contra
> Eſt oculos auſus. —

Und doch, was für eine Idee läßt ſich aus dieſem ſo vortreſſlichen Gemälde herausziehen? Ganz und gar keine: auch hat der Dichter nicht ein Wort geſagt, das uns ein einziges Glied, oder einen einzigen Zug des Phantoms vorzeichnete, welches er uns doch mit allen nur erſinnlichen Schrecken hat vorſtellen wollen. In Wahrheit, weder Poeſie noch Beredſamkeit können durch die genaueſte Beſchreibung ein ſo deutliches Bild der Sache hervorbringen, als die Malerey thun kann, ihre Sache iſt mehr durch Sympathie, als durch Nachahmung zu rühren, mehr die Empfindungen darzulegen, welche gewiſſe Dinge in dem Gemüthe des Redenden oder anderer erregt haben, als eine klare Vorſtellung von dieſen Dingen ſelbſt zugeben. Dieſes iſt ihr eigentliches und größtes Feld, und in dieſem glückt es ihnen am meiſten.

Sechſter Abſchnitt.

Die Dichtkunſt gehört nicht eigentlich unter die nachahmenden Künſte.

Hieraus können wir alſo ſchließen, daß die Dichtkunſt, in ihrem allgemeinſten Umfange, nicht mit genauer Richtigkeit eine nachahmende Kunſt, genannt werden kann. Sie iſt in der That eine Nachahmung, in ſo fern ſie diejenigen Sitten und Leidenſchaften der Menſchen beſchreibt, welche ſich durch Worte ausdrücken laſſen; wo ſie animi motus effert, interprete lingua, denn iſt ſie im ſtrengſten Verſtande Nachahmung; und von dieſer Art ſind alle ganz dramatiſchen Gedichte. Aber beſchreibende Gedichte wirken blos durch eine Subſtitution; vermittelſt bloßer Töne, die durch Gewohnheit einerley Einfluß mit den Dingen ſelbſt auf die Seele bekommen haben. Nichts kann eine Nachahmung ſeyn, was nicht einem gewiſſen andern Dinge ähnlich iſt; und Wörter haben gewiß nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den Ideen, an deren Stelle ſie geſetzt werden.

Siebenter Abſchnitt.

Auf welche Weiſe Wörter Leidenſchaften erregen können.

Da alſo die Wörter nicht durch eine ihnen eigene natürliche Kraft, ſondern nur durch Erinnerung auf uns wirken, ſo könnte man auf die Gedanken kommen, daß ſie nur ſehr wenig Einfluß auf Leidenſchaften haben müßten; und doch verhält es ſich ganz anders. Denn wir wiſſen aus Erfahrung, daß Beredſamkeit und Dichtkunſt eben ſo fähig, ja in der That noch weit fähiger ſind, lebhafte und tiefe Eindrücke zu machen, als irgend eine der übrigen Künſte, fähiger ſo gar in gewiſſen Fällen, als die Natur ſelbſt. Und dieſes rühret hauptſächlich von drey Urſachen her. Zuerſt, weil wir an den Leidenſchaften anderer ausnehmend viel Theil nehmen, und durch jedes Zeichen, das uns von dieſen Leidenſchaften gewieſen wird, leicht gerührt und zu einer ähnlichen Empfindung gebracht werden. Nun giebt es aber keine Zeichen, die alle Theile und Umſtände der Leidenſchaften ſo vollſtändig ausdrücken könnten, als Wörter. Und wenn alſo jemand von irgend einer Sache ſpricht, ſo giebt er uns nicht blos den Begriff von der Sache, ſondern er macht uns zugleich die Art und Weiſe bekannt, wie er ſelbſt von derſelben ſey gerührt worden. Das iſt ausgemacht, daß der Einfluß der meiſten Dinge auf unſere Leidenſchaften weit weniger von den Dingen ſelbſt, als von unſern Meynungen in Abſicht derſelben herkömmt; und dieſe hängen hinwiederum ſehr von den Meynungen anderer ab, welche größtentheils nur durch Wörter uns beygebracht werden können. Zum andern, es giebt viele Dinge von einer ſehr rührenden Art, die in der wirklichen Welt nur ſelten, deren Wörter aber ſehr oft vorkommen; und ſo können alſo dieſe einen tiefen Eindruck machen, und in der Seele gleichſam Wurzel faſſen, indeſſen die Vorſtellung der Sache ſelbſt vorübergehend und ohne Kraft iſt. Ja vielleicht haben einige die Sache ſelbſt noch niemals geſehen, denen doch der Name derſelben äußerſt rührend iſt, als Krieg, Hungersnoth, Tod. Außerdem giebt es viele Dinge, bey denen wir gar keine ſinnliche Idee, als nur die Idee ihrer Wörter denken laſſen: als Gott, Engel, Teufel, Himmel, Hölle, die dem ohnerachtet alle einen groſſen Einfluß auf unſere Leidenſchaften haben. Zum dritten, durch Worte haben wir es in unſerer Gewalt, ſolche Zuſammenſetzungen zu machen, als uns außerdem nicht möglich ſeyn würde.

Dieſe Möglichkeit Zuſammenſetzungen zu machen, ſetzt uns in den Stand, einem Gegenſtande durch die Hinzuſetzung gutgewählter Nebendinge noch mehr Leben und mehr Stärke zu geben, als er in der Wirklichkeit haben würde. Der Maler kann jede Geſtalt, die ihm gefällt, abbilden: aber dieſe belebende Farben kann er ihr nicht geben, die ſie durch Wörter empfangen kann. Um in einem Gemälde einen Engel abzubilden, kann man weiter nichts thun, als einen ſchönen Jüngling mit Flügeln zeichnen. Aber kann ihm die Malerey wohl durch irgend etwas ein ſo großes Anſehen geben, als ihm die Rede durch Hinzuſetzung des einzigen Wortes giebt: Engel des Herrn. Es iſt wahr, ich habe hierbey keine deutliche Vorſtellung; aber genug, dieſe Wörter machen auf mein Gemüth mehr Eindruck, als die ſichtbare Abbildung thun könnte, und dieſes iſt alles, was ich verlange. Ein Gemälde, das den Priamus vorſtellte, wie er an den Fuß des Altars geſchleppt, und hier umgebracht wird, würde ohne Zweifel ein ſehr rührendes Gemälde ſeyn können, wenn es gut ausgeführet wäre; aber es würde niemals den beſondern Umſtand auszudrücken vermögen, welcher dieſen Tod in der Beſchreibung des Dichters noch weit rührender macht.

Sanguine foedantem, quos ipſe ſacraverat ignes.

Ein anderes Beyſpiel ſind folgende Zeilen aus dem Milton, wo er die Reiſen der gefallenen Engel durch ihre erſchrecklichen Wohnungen beſchreibt:

O'er many a dark and dreary vale
They pasſ'd, and many a region dolorous;
O'er many a frozen, many a fiery Alp;
Rocks, caves, lakes, fens, bogs, dens & ſhades,
A univerſe of death.

„Sie wandelten fort durch manches betrübte
„Finſtre Thal, durch manche Landſchaft voll
Elend und Jammer;
„Ueber manche gefrorne und manche feurige
Alpen;
„Ueber Klippen, und Hölen, und Lachen, und
Strudel, und Grüſſte,
„Eine Welt des Todes.„

Zuerſt, was die Kraft der Zuſammenſetzung vermag, zeigt ſich in der Zeile:

Rocks, caves, lakes, dens, bogs, fens and ſhades
„Ueber Klippen, und Hölen, und Lachen, und
Strudel, und Grüſſte.„

und doch würde dieſes den größten Theil ſeiner Wirkung verlieren, wenn es nicht

„Die Klippen, und Hölen, und Lachen, und
Strudel, und Grüffte des Todes„

wären.

Dieſe, durch ein Wort hervorgebrachte Idee, oder Empfindung, die auch durch nichts anders, als durch ein Wort zu den übrigen Ideen hätte hinzugefügt werden können, macht das Ganze auf einmal in einem ſehr hohen Grade erhaben; und dieſes erhabene ſteigt durch das folgende noch höher: **Eine ganze Welt des Todes.**

Hier ſind wieder zwey Ideen, die ſich nur durch Wörter ausdrücken laſſen, wenn man ja das Ideen nennen darf, was der Seele kein deutliches Bild giebt, und ihre Vereinigung iſt auf eine unbegreifliche Weiſe erhaben und fürchterlich.

Bey dem allen wird es uns doch vielleicht noch ſchwer fallen, zu begreifen, wie durch Wörter Leidenſchaften, die ſich auf wirkliche Gegenſtände beziehen, erregt werden können, weil ſie uns von dieſen Gegenſtänden keine klaren Vorſtellungen geben. Aber dieſes iſt nur deswegen ſchwer, weil wir in unſern Betrachtungen über die Sprache, einen **klaren** Ausdruck, von einem ſtarken

ken Ausdrucke nicht hinlänglich unterſcheiden. Man braucht oft das eine für das andere, und ſie ſind doch ganz ausnehmend von einander verſchieden. Klar iſt ein Ausdruck, in Abſicht auf die Vorſtellung des Verſtandes, die er erregt, ſtark iſt er, in Beziehung auf die Leidenſchaft, die er veranlaßt. Jener beſchreibt, was das Ding ſey, dieſer zeigt an, auf welche Weiſe es ſey empfunden worden. So wie es nun einen gewiſſen Ton der Stimme, gewiſſe Mienen, Geberden giebt, die, weil ſie dem Traurigen, dem Verliebten, dem Zornigen eigen zu ſeyn pflegen, uns allenthalben, wo wir ſie ſehen, in dieſe Leidenſchaften ſetzen, auch wenn wir von den Urſachen, woher ſie entſtanden ſind, nicht das geringſte wiſſen: ſo kann es auch gewiſſe Wörter, und gewiſſe Zuſammenfügungen von Wörtern geben, die uns ohne alle klare deutliche Vorſtellung, von der Sache, von welcher die Rede iſt, blos dadurch rühren, daß ſie zum Ausdrucke leidenſchaftlicher Gegenſtände eigenthümlich gewidmet ſind, und daß wir ſie nur immer da haben brauchen hören, wo jemand wirklich unter dem Einfluße einer gewiſſen Leidenſchaft ſtand. — Was die Beſchreibung der Sache nicht bey uns ausrichten würde, das richten die Empfindungen der andern in Anſehung dieſer Sache aus. Wir nehmen nicht an dem Gegenſtande, ſondern nur an dem Gefühle des Redenden Antheil.

So viel iſt ausgemacht: jede wörtliche Beſchreibung, ſo vollkommen und genau ſie immer ſeyn mag, bringt doch nur eine ſo armſelige und unzureichende Idee von dem beſchriebenen Dinge hervor, daß ſie ſchwerlich irgend einen Eindruck machen würde, wenn nicht der Ausdruck von dem ſtarken und lebhaften Gefühl des Redenden ihr zu Hülfe käme. Unſere Leidenſchaften ſind anſteckend; und ſo fangen wir leicht, das in einem andern ſchon brennende Feuer, das die Gegenſtände ſelbſt niemals würden in uns entzündet haben: ſo erſetzen die Worte, indem ſie die Leidenſchaften des Redenden, ſo zu ſagen auf die Hörenden übertragen, reichlich dasjenige, was ihnen in anderer Abſicht mangelt. — Man hat die Anmerkung gemacht, daß die am meiſten ausgearbeiteten Sprachen, die, welche ihrer hohen Klarheit und Deutlichkeit wegen geprieſen werden, gemeiniglich des kraftvollen ſtarken Ausdruckes entbehren. Die franzöſiſche Sprache, z. B. hat dieſe Vollkommenheit, und hat dieſen Mangel; dahingegen die orientaliſchen Sprachen, und überhaupt die Sprachen der meiſten noch wenig geſitteten Völker, eines ſehr nachdrucksvollen und ſtarken Ausdrucks fähig ſind.

Und dieſes muß natürlicher Weiſe ſo ſeyn. Nationen, die noch nicht Wiſſenſchaften und Künſte kennen, ſind nur gemeine Beobachter der Dinge, und ſie ſind nicht ſehr genau in Unterſcheidung derſelben; aber eben deswegen werden ſie von dem, was ſie ſehen, ſtärker gerührt, und drücken es alſo mit mehr Wärme und Leidenſchaft aus. Können ſie nur dieſe ihre eigene Nahrung ihrer Rede mittheilen: ſo wird dieſelbe ohne klare Idee, oft ſogar ohne alle Idee von der Sache, die die Leidenſchaft urſprünglich erregte, doch dieſe Leidenſchaft in der Seele des Zuhörers hervorbringen.

Man könnte vielleicht der Fruchtbarkeit dieſer Materie wegen von mir erwarten, daß ich die Poeſie, in ſo fern ſie mit den Ideen des Erhabenen und Schönen zu thun hat, genauer betrachten würde; aber man muß ſich erinnern, daß ſie in dieſer Beziehung ſchon oft und vortrefflich abgehandelt worden iſt. Meine Abſicht war nicht, mich in Beurtheilung deſſen, was in irgend einer beſondern Kunſt ſchön oder erhaben iſt, einzulaſſen: ſondern ich wollte bloß einige allgemeine Grundſätze feſtſtellen, die dazu etwas beytragen könnten, den Maasſtab des Schönen in allen dieſen Künſten, deutlich und gewiß zu machen. Und dieſe Abſicht glaubte ich am beſten zu erreichen, wenn ich die Eigenſchaften, wodurch Liebe oder Bewunderung erregt werden, vornehmlich bey den Werken der Natur unterſuchte, wenn ich dieſer ihre Art auf uns zu wirken, wenn ſie dieſe Leidenſchaften hervorbringen, beobachtete. — Ueber die Wörter ſtellte ich nur in ſo fern Betrachtungen an, als ich zeigen wollte, nach was für Grundſätzen ſie dieſe natürlichen Dinge vorſtellen, an ihre Stelle geſetzt werden können, und durch was für Künſte ſie uns eben ſo ſtark und oft noch ſtärker rühren, als die Dinge ſelbſt.

ENDE.

Leipzig,
gedruckt bey Bernhard Christoph Breitkopf
und Sohn.

Verſuch
über
# das Genie;

von

Alexander Gerard,

D. und Prof. der Theologie in Aberdeen.

Quid illa vis, quae inveſtigat occulta, quae
inventio atque excogitatio dicitur?
Cic. Qu. Tuſc. Lib. I.

Aus dem Engliſchen überſetzt
von
Chriſtian Garve.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1776.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dieſes Buch iſt als eine Folge der Schrift über den Geſchmack zu betrachten. Indem der Verfaſſer Geſchmack und Genie mit einander verglich: ſo wurde er darauf gebracht, dieſes in ſeinem ganzen Umfange zu unterſuchen. Das Werk wurde bald entworfen, aber langſamer, als es der Verfaſſer hoffte, ausgeführt; weil er unterdeſſen zu einem Amte berufen wurde, bey welchem philoſophiſche Unterſuchungen nur ſein Nebenwerk ausmachen. Er arbeitete alſo nur in den Stunden der Muſſe daran. Ob er gut und mit Erfolg gearbeitet habe, davon iſt das Publikum Richter.

Inhalt.

Einleitung. S. 1

Erſter Theil.

Von der Natur des Genies. 5

Erſter Abſchnitt.

Von dem eigentlichen Geſchäffte und den Kennzeichen des Genies. 5

Zweyter Abſchnitt.

Zu welcher Seelenkraft das Genie eigentlich gehöre. 37

Dritter Abſchnitt.

Wie das Genie aus der Einbildungskraft entſpringt. 53

Vierter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe der Urtheilskraft auf das Genie. 91

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe der übrigen Erkenntnißkräfte auf das Genie. 116

Zweyter Theil.

Von den allgemeinen Urſachen der Verſchiedenheiten des Genies. S. 126

Erſter Abſchnitt.

Von den in der Einbildungskraft liegenden Urſachen der Verſchiedenheiten des Genies; beſonders von denjenigen Beſchaffenheiten der Ideen, die ihre Zuſammengeſellung hervorbringen 127

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe der Gewohnheit auf die Ideenverknüpfung. 146

Dritter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe der Leidenſchaften auf die Ideenverknüpfung. 164

Vierter Abſchnitt.

Betrachtungen über die Urſachen und Geſetze der Ideenverknüpfung. Die Ideen werden entweder durch die Empfindung, oder durch andre Ideen veranlaßt. 201

Fünfter Abſchnitt.

Von der Vereinigung mehrerer Urſachen der Ideenverknüpfung. 207

Sechſter Abſchnitt.

Von den Verſchiedenheiten, die bey jeder

Art der Verhältniſſe der Ideen ſtatt finden. S. 213

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Uebergewicht einer Art der Ideenverhältniſſe über die andere. 230

Achter Abſchnitt.

Von der Veränderlichkeit und Biegſamkeit der Einbildungskraft. 242

Neunter Abſchnitt.

Von den Verſchiedenheiten des Gedächtniſſes und dem Einfluſſe derſelben auf das Genie. 254

Zehnter Abſchnitt.

Von den Verſchiedenheiten der Urtheilskraft, und deren Einfluß auf das Genie. 294

Dritter Theil.

Von den verſchiedenen Gattungen des Genies. 328

Erſter Abſchnitt.

Es giebt ein zweyfaches Genie; ein wiſſenſchaftliches und ein Kunſtgenie. 329

Zweyter Abſchnitt.

Von der beſondern Anlage der Einbildungskraft,

kraft, die jeder dieſer beyden Arten des Genies eigen iſt. S. 333

Dritter Abſchnitt.

Wie die beyden Arten des Genies in Anſehung des Gedächtniſſes verſchieden ſind. 366

Vierter Abſchnitt.

Was für eine beſondre Art der Urtheilskraft zu jeder Gattung des Genies gehöre. 374

Fünfter Abſchnitt.

Weitere Unterſuchung des Unterſchiedes und der Aehnlichkeit unter den Gattungen des Genies. 381

Sechſter Abſchnitt.

Dem Kunſtgenie iſt der Geſchmack unentbehrlich. 390

Siebenter Abſchnitt.

Die Geſchicklichkeit zur Ausführung iſt ein nothwendiges Stück des Kunſtgenies. 410

Achter Abſchnitt.

Von der Vereinigung mehrerer Gattungen des Genies. 417

Ein Verſuch
über
das Genie.

Es iſt von denjenigen, die den Zuſtand der Wiſſenſchaften am aufmerkſamſten betrachtet haben, angemerkt worden, daß die Gegenſtände menſchlicher Unterſuchungen faſt zu jeder Zeit durch den Zufall beſtimmt worden; und daß dieſelben nicht in der Ordnung auf einander gefolgt ſind, in welcher ſie ihrer Würde, oder ihrem Zuſammenhange nach, auf einander hätten folgen ſollen. So ſind einige Materien von der größten Wichtigkeit gänzlich vergeſſen, andre ſind nur obenhin betrachtet, und nicht weiter verfolgt worden, als ſo weit von ſelbſt aufſtoßende Erſcheinungen den Menſchen führen, oder eine zufällige vorübergehende

Neugierde ihn reizen konnten. Dieß iſt in allen Wiſſenſchaften, am meiſten aber in der Wiſſenſchaft von der menſchlichen Natur geſchehen. Man hat ſie ſelten mit derjenigen Sorgfalt zu erforſchen geſucht, die ein von den Sinnen ſo entfernter, und ſo tiefliegender Gegenſtand erfordert. Weit entfernt, dieſes ſo merkwürdige Land ganz zu durchreiſen, hat man ſich mit einigen hie und da gemachten Einfällen begnügt; hat nur einige wenige Gegenden beſucht, die grade etwan die Neubegierde der Zeit rege gemacht hatten; und iſt auch in dieſe nicht tiefer eingedrungen, als der jedesmalige beſondre Endzweck erforderte.

Außer den gemeinſchaftlichen Urſachen, durch welche ſolche flüchtige und zufällige Unterſuchungen bey allen andern Gegenſtänden hervorgebracht werden, und die auch in Anſehung der menſchlichen Seele ſtatt gefunden haben, giebt es bey dieſer noch einige beſondre Umſtände, die den übrigen nicht gemein ſind, und die unſre Nachforſchungen in Abſicht derſelben vorzüglich ſeicht, und vom Ohngefähr abhängig machen. Die Erſcheinungen der Seele haben keine ſo bleibende Dauer, als die Eigenſchaften der Körper. Es iſt unmöglich, mit dem Verſtande, oder mit den Leidenſchaften, ſo vorſätzlich Experimente anzuſtellen; dieſe ſo nach Abſicht und Wahl zu verändern; oder ſie ſo leicht zu wiederholen, als mit den körperlichen Dingen. Man muß die Erſcheinungen der Seele ſo auffaſſen, wie ſie ſich uns von ſelbſt entdecken, entweder bey uns, durch unſer eignes Bewuſtſeyn; oder bey andern, durch die Wirkungen, die ſie in ihren Handlungen und Reden äußern. Um deswillen gehören lange Zeit, vortheilhafte Gelegenheiten, und eine unabläßige Aufmerkſamkeit dazu, wenn man auch nur von einer einzigen Seelenkraft, eine hinlängliche Anzahl von Faktis ſammlen will, um daraus richtige allgemeine Schlüſſe ziehen zu können.

Dieſe Schwierigkeit, welche den Unterſuchungen über die Natur und die Geſetze der menſchlichen Seele eigen iſt, hat viel dazu beygetragen, den Fortgang unſrer Erkänntniß von denſelben aufzuhalten; und ſogar zu verhindern, daß einige ihrer Theile jemals recht mit Vorſatz behandelt worden. Das Genie ſelbſt, dieſe alles regierende

Kraft der Seele, das große Werkzeug aller Erfindung, iſt faſt niemals mit Sorgfalt betrachtet worden. In den Schriften dererjenigen, die am genaueſten von den Verſtandskräften gehandelt haben, finden wir nur einige wenige zufällige Anmerkungen über das Genie. Man geſteht zu, daß es ein Gegenſtand von der größten Wichtigkeit ſey; ohne deſſen genaue Kenntniß man keine Regeln über die Kunſt zu erfinden geben könne; ſondern alle künftige Entdeckungen, eben ſo, wie die meiſten bisher gemacht worden ſind, dem Zufalle überlaſſen müſſe. Aber man ſieht es zugleich als einen Gegenſtand an, der auf keine gewiſſe und allgemeine Beſtandtheile gebracht werden könne; und deſſen Erſcheinungen ganz unregelmäßig und ohne Analogie ſeyn. Es iſt deſſen ungeachtet der Mühe werth, zu unterſuchen, ob ſich die Sache wirklich ſo verhalte, und wenigſtens einen Verſuch zu machen, ob ſich die Natur und die Verſchiedenheiten des Genies aus den allgemeinen und einfachen Eigenſchaften der menſchlichen Seele erklären laſſen.

Erſter Theil.

Von der Natur des Genies.

Das erſte, was wir zu unterſuchen haben, iſt natürlicher Weiſe: worinn eigentlich das Genie beſtehe, und wodurch es von andern Seelenkräften unterſchieden werde. Dieß wird ſowohl unſern Begriff von dem Worte genauer und beſtimmter machen, als auch uns in den Stand ſetzen, zu entdecken, was für andre Operationen des Verſtandes die Aeußerungen des Genies begleiten, oder unterſtützen; und auf welche Weiſe.

◆ ◆ ◆

Erſter Abſchnitt.

Von dem eigentlichen Geſchäffte und den Kennzeichen des Genies.

Die Kräfte der menſchlichen Seele, ſo verſchieden ſie auch ihrer Natur nach ſeyn mögen, ſind doch in ihren Wirkungen größtentheils mit einander vermiſcht. Beynah keine einzige kann ſich ohne die Hülfe mehrerer andrer in ihrer vollen Wirkſamkeit äuſſern. Um dieſer Urſache willen iſt es ſehr ſchwer, diejenigen Erſcheinungen auszufinden, die eigentlich einer jeden zugehören; die Wirkungen der einen Fähigkeit von den Wirkungen der übrigen genau abzuſondern; und dadurch die Natur und den Wirkungskreis einer jeden zu beſtimmen. Wir ſind ſo ſehe gewohnt, unſre geiſtigen Kräfte mit einander zu vermiſchen, daß die größte Aufmerkſamkeit nöthig iſt, um eine Abſonderung unter denſelben zu machen; und der Gegenſtand iſt an und für ſich ſelbſt ſo wenig ſinnlich, daß es ſchwer iſt, über denſelben recht nachzudenken. Und doch müſſen wir die eigne Natur jeder Fähigkeit ausfindig machen, und ſie von denen ihr am ähnlichſten, und oft mit ihr verbundnen, unterſcheiden lernen, wenn nicht unſre Begriffe von derſelben mangelhaft und unbeſtimmt ſeyn ſollen.

Die Aeußerungen des Genies können niemals vollſtändig oder regelmäßig ſeyn, wenn irgend eine der denkenden Kräfte in einem beträchtlichen Grade mangelhaft iſt. Sie alle müſſen ſich vereinigen, wenn das Genie thätig ſeyn ſoll. Nichts deſtoweniger iſt es ſelbſt eine eigne Kraft der Seele, und von allen übrigen unterſchieden. Es giebt Werke, die dem Verſtande mißfallen, und ſelbſt vom Geſchmacke nicht gebilligt werden, und in denen wir doch Spuren von wirklichem Genie erkennen. Die Fehler derſelben zeigen nicht den Mangel an Genie, ſondern den Mangel an gewiſſen andern Fähigkeiten. Es werden heute zu Tage wenige, die über Ariſtotelis Dialecktik urtheilen können, behaupten, daß dieß Werk von einem großen Nutzen zu der Abſicht, die er ſich vorgeſetzt hatte, d. h. zur Entdeckung der Wahrheit ſey; aber alle werden ſagen, daß es vielleicht mehr, als irgend ein anderes Buch des Ariſtotelis, den weiten Umfang ſeines Genies entdecke. Jedermann geſteht, daß die Schriften des Shakſpears faſt eben ſo große Fehler als Schönheiten haben; aber jedermann glaubt auch, daß das Genie deſſelben ſo original, und von ſo unermeßlichem Umfange ſey, daß er mit Rechte an der Spitze der neuern Dichter ſtehen könne. Was iſt denn alſo das eigentliche Unterſcheidungszeichen des Genies? Wenn wir dieſes erſt gefunden haben: ſo wird es uns leicht ſeyn, von der Natur dieſer Fähigkeit einen deutlichen Begriff zu bekommen.

Außer der Schwierigkeit, welche bey Beſtimmung des Wirkungskreiſes des Genie aus der Vermiſchung andrer Seelenkräfte mit demſelben entſteht, kömmt noch eine zweyte hinzu, die aus der unrechten Anwendung dieſes Namens auf ganz davon verſchiedne Gegenſtände herrührt. Genie wird oft, nicht blos von gemeinen, ſondern zuweilen auch von ſcharfſinnigen Schriftſtellern, mit dem bloßen guten Kopfe verwechſelt. Nichts iſt deſſen ungeachtet klärer, als daß beyde gänzlich von einander verſchieden ſind. Ein guter Kopf zum Lernen, iſt unter den Menſchen ziemlich gemein. So wie die Vögel von Natur zum Fliegen, die Pferde zum Laufen, die wilden Thiere zum Raube geſchickt ſind: ſo iſt Gelehrigkeit eine natürliche Eigenſchaft der Menſchheit. Ein menſchliches Geſchöpf, das gar nichts lernen könnte, wäre eine der größten und ſeltenſten Mißgeburten. Die meiſten Kinder verſprechen von ihren Fähigkeiten etwas, obgleich oft Mangel der Erziehung, oder andre Urſachen, dieſe Fähigkeiten in ihrem Keime erſticken, und die Anlagen der Natur fruchtlos machen. *) Bloße Lernfähigkeit ſetzt gemeiniglich nichts weiter, als ein wenig Urtheilskraft, ein leidliches Gedächtniß, und viel Fleiß voraus. Das wahre Genie aber iſt etwas ganz anders, und viel ſeltner.

Genie iſt eigentlich die Fähigkeit zu erfinden. Durch das Genie wird ein Menſch in den Stand geſetzt, neue Entdeckungen in den Wiſſenſchaften zu machen, oder Originalwerke der Kunſt hervorzubringen. Wir können einem Manne, der nicht erfinden kann, Geſchmack, Urtheilskraft, Kenntniſſe, beylegen; aber unter die Leute von Genie können wir ihn nicht rechnen. Um zu wiſſen, in wie weit er dieſen Titel verdient, müſ-

---

*) Sicut aves ad volatum, equi ad curſum, ad ſævitiam feræ gignuntur: ita nobis propria eſt mentis agitatio et ſollertia. Hebetes vero & indociles non magis ſecundum naturam hominis eduntur, quam prodigioſa corpora & monſtris inſignia: ſed hi pauci admodum. Fuerit argumentum: quod in pueris elucet ſpes plurimorum: quæ cum emoritur ætate: manifeſtum eſt, non naturam defeciſſe, ſed curam. Quint. Inſt. Or. I. 1.

müſſen wir unterſuchen, ob er irgend eine Wiſſenſchaft mit neuen Wahrheiten bereichert; ob er eine neue Kunſt erfunden, oder die alten in einem höhern Grade von Vollkommenheit ausgeübt habe, als ſeine Vorgänger; ob er, wenn es die Wiſſenſchaften betrifft, wenigſtens die Erfindungen ſeiner Vorgänger verbeſſert; bekannte Grundſätze zu einem höhern Grade von Einfachheit und Gewißheit gebracht, oder unbekannte Folgerungen daraus gezogen habe? Oder, ob er, wenn von den Künſten die Rede iſt, ein neues von den vorhandnen verſchiednes, wenn auch nicht ſie übertreffendes Werk entworfen habe? Alles, was hinter dieſen Forderungen zurückbleibt, iſt Nachahmung, und das bloße Werk des Fleißes; und kann alſo, weil es von Erfindung leer iſt, nicht für einen Beweis des Genies gelten; ſo viel Geſchicklichkeit, Kunſt, und Sorgfalt es im übrigen anzeigen mag. Aber wenn ein Mann Erfindung zeigt: ſo können auch keine andere Verſtandsmängel, die in ſeinem Werke ſichtbar ſeyn mögen, ſeinen Anſpruch auf Genie unkräftig machen. Seine Erfindung kann wild, unregelmäßig, unbearbeitet ſeyn: doch wird ſie immer für ein unfehlbares Zeichen eines wirklichen natürlichen Genies angeſehen werden. Und der Grad hievon, den wir ihm zuſchreiben, wird ſich allemal, nach der Neuheit, der Größe, und der Schwierigkeit der von ihm gemachten Entdeckungen, richten.

Dieſe Bemerkungen ſind unſern natürlichen Empfindungen ſo gemäß, daß man ſie blos anzuzeigen braucht, um die Richtigkeit derſelben einleuchtend zu machen; ſie würden aber auf eine ausnehmende Art beſtätiget werden, wenn man den Character derjenigen, die durch die Stimme aller Zeitalter für die größten Genies erkannt worden ſind; und die eigentliche Urſache, warum man ihnen dieſen Vorzug beygelegt hat, unterſuchte. Für uns werden einige wenige Beyſpiele in einer ſo klaren Sache hinreichen.

Alle die Alten, die in den höhern Gattungen der Dichtkunſt als die größten Genies gerühmt werden, haben entweder neue Arten derſelben erfunden, oder die alten zu einer höhern Vollkommenheit erhoben, oder wenigſtens in einer derſelben Werke hervorgebracht,

gebracht, die ſich von den vorhergehenden, durch die Verſchiedenheit der Materie, oder durch das Eigenthümliche und Originelle ihrer Manier unterſchieden. Aeſchylus, Sophocles, Euripides, bewieſen ſich als Erfinder, nicht blos in ſofern ſie, bey der Verfertigung jeder ihrer Tragödien, eine Fabel erdenken, Vorfälle, Charactere, denſelben gemäße Reden und Handlungen dichten mußten: ſondern ſie waren es auch, inſofern jeder von ihnen einige erhebliche Zuſätze zu der dramatiſchen Kunſt überhaupt machte. *) Das Genie des Homers iſt zu allen

---

*) Καὶ τὸ, τε τῶν ὑποκριτῶν πλῆθος ἐξ ἑνὸς εἰς δυο; πρῶτος Αἰσχύλος ἤγαγε, καὶ τὰ τοῦ χοροῦ ἠλάττωσε, καὶ τὸν λόγον πρωταγωνιστὴν παρεσκεύασε. Τρεῖς δὲ καὶ σκηνογραφίαν Σοφοκλῆς. ΑΡΙΣΤΟΥ. περὶ ποιητ. κεφ. δ. Καὶ ὁ Ευριπίδης, εἰ καὶ τὰ ἄλλα μὴ εὖ οἰκονομεῖ, ἀλλὰ τραγικώτατος γε τῶν ποιητῶν φαίνεται. κεφ. ιγ. Διὸ δεῖ λανθάνειν ποιοῦντας, καὶ μὴ δοκεῖν λέγειν πεπλασμένως, ἀλλα πεφυκότως. Τοῦτο γὰρ πιθανόν· ἐκεῖ δὲ τοὐναντίον. Ὥσπερ γὰρ πρὸς ἐπιβουλεύοντα διαβάλλονται, καθάπερ πρὸς τοὺς οἴνους τοὺς μεμιγμένους. Καὶ οἷον ἡ Θεοδώρου φωνὴ πέπονθε πρὸς την τῶν ἄλλων ὑποκριτῶν.

allen Zeiten mit vorzüglicher Verehrung angeſehen worden. Seine Iliade, ſeine Odyſſee, und ſelbſt ſeine kleinern unbeträchtlichern Werke, verrathen eine ſo reiche und ſo originelle Erfindungskraft aller Art, daß der Verfaſſer derſelben, auch wenn er in dem aufgeklärteſten Zeitalter gelebt, und alle Hülfsmittel zur Ausbildung ſeiner Talente gehabt hätte, doch den Namen eines ungewöhnlich großen Genies verdienen würde. Aber ſeine Erfindungskraft erſcheint unendlich größer, wenn wir bedenken, daß er in Zeiten der Unwiſſenheit lebte, wo die Dichtkunſt beynahe noch in ihrer erſten rohen Geſtalt war; daß er keine Muſter vor ſich hatte, nach

---

κριτῶν. Ἡ μὲν γὰρ τοῦ λέγοντος ἔοικεν εἶναι, αἱ δ' ἀλλότριαι· κλέπτεται δ' εὖ, ἐάν τις ἐκ τῆς εἰωθυίας διαλέκτου ἐκλέγων συντιθῇ· ὅπερ Εὐριπίδης ποιεῖ καὶ ὑπέδειξε πρῶτος. Ῥητορ. *βιβ. γ. κεφ. β.* — Tragoedias *primus* in lucem Aeſchylus protulit. — Sed *longe clarius* illuſtraverunt hoc opus Sophocles atque Euripides. Quintil. Inſt. Orat. Lib. X. cap. 1.

— — perſonæ pallæque repertor honeſtæ
Aeſchylus et modicis inſtravit pulpita tignis,
Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.
Hor. ars poet. v. 278.

nach welchen er ſeine Vorſtellungen hätte bilden, oder von denen er auch nur eine Idee zu ſeinen großen Gemälden hätte bekommen können; und daß er deſſen ungeachtet, blos durch ſeine eigne Geiſteskraft, die höchſte Art der Dichtkunſt mit einem male zu ihrer Vollkommenheit gebracht, und zu allen andern Arten den erſten Grund in ſeinem Werke gelegt habe. In der That iſt, nach Ariſtotelis Urtheil, *) die Tragödie und Comödie von den folgenden Schriftſtellern blos aus dem Saamen erzeugt worden, den Homer **) in ſeinem Gedicht ausgeſtreut hatte, und Qvintilian ſagt, daß ſelbſt die Redner alle Regeln ihrer Kunſt aus dieſem Dichter nehmen können. Dieſes Recht des Homers auf den erſten Rang unter den Genien, das ihm wegen der mannichfaltigen und originellen Erfindung, welche in ſeinen Werken ſichtbar iſt, zukömmt, iſt ihm von allen einſichtsvollen und unpartheyiſchen Richtern zugeſtanden worden. Die Aeneide iſt vielleicht korreckter und fehlerfreyer, als die Iliade, aber wenige haben doch behauptet, daß Virgil ein größrer Dichter ſey, als Homer. Und dieß, weil er bey weitem nicht ſo reich und ſo unerſchöpflich an Erfindung iſt, als ſein Meiſter. Ueberdies, wo ſie einerley ſind, hat Virgil oft das nur durch Nachahmung, was Homer aus ſich ſelbſt, und aus ſeinem eignen durchdringenden Geiſte ſchöpft. Sollten wir die Aeneide mit dem verlohrnen Paradieſe blos von der Seite des Genies, das ſich in den Verfaſſern voraus ſetzen läßt, vergleichen: ſo würden wir dem letztern Gedichte den Vorzug geben müſſen. Denn ob wir gleich wiſſen, daß Milton den Homer und den Virgil gekannt, beyder Werke vor Augen gehabt, und kein Bedenken getragen, ſie nachzuahmen: ſo ſetzet doch die Natur ſeines Planes, und das Eigenthümliche der von ihm eingeführten Perſonen und Vorfälle, mehr Gabe der Erfindung voraus, als in der Aeneide, deren Inhalt Homers ſeinem ſo ähnlich iſt, gezeigt werden konnte. Jedermann ſetzt, in Abſicht des Genies, den Shakſpear noch über den Milton. Dieſer Vorzug kann blos davon herkommen, daß im Shakſpear mehrere und originellere Erfindung iſt. In den dichteriſchen Vollkommenheiten einer niedern Art iſt er oft ſehr mangelhaft. Aber der Reichthum ſeiner Beſchreibungen, die Mannichfaltigkeit und Richtigkeit der von ihm gezeichneten Charactere; die ſo verſchiednen, ſo viel umfaſſenden, und doch dem Character immer angemeßnen Gedanken und Reden ſeiner Perſonen; alles das hat das Gepräge, originel und aus ſeinem eignen Geiſte entſprungen zu ſeyn. Außer dem, daß die innere Vortrefflichkeit ſeiner Werke einen faſt verſchwendeten Reichthum von Erfindungskraft verräth: wiſſen wir auch noch, daß ihm ſeine Erziehung wenig Gelegenheit gegeben hatte, mit den großen Meiſtern des Alterthums bekannt zu werden, aus welchen er einige ſeiner Schönheiten hätte entlehnen, oder durch deren Beyſpiel er wenigſtens ſeine natürlichen Talente hätte ausbilden können.

---

*) Ὥσπερ δὲ καὶ τὰ σπουδαῖα μάλιστα ποιητὴς Ὅμηρος ἦν (μόνος γὰρ ὀυχ ὅτι ἐυ, ἀλλ᾽ ὅτι καὶ μιμήσεις δραματικὰς ἐποίησεν) ὄυτω καὶ τὰ τῆς κωμῳδίας σχήματα πρῶτος ὑπέδειξεν, ου ψόγον, ἀλλὰ τὸ γελοῖον δραματοποιήσας. Ὁ γὰρ Μαργείτης ἀνάλογον ἔχει ὥσπερ Ἰλιὰς καὶ Ὀδύσσεια πρὸς τὰς τραγῳδίας, ὄυτω καὶ ὄυτος πρὸς τὰς κωμῳδίας. Περὶ ποιητ. κεφ. δ.

**) Hic (quemadmodum ex oceano dicit ipſe amnium vim fontiumque curſus initium capere), omnibus eloquentiæ partibus exemplum et *ortum* dedit. *Inſtit. orat.* lib. X. cap. 1.

Es gab vor dem Chaucer viele engliſche Reimer; aber er wird mit Recht für den erſten engliſchen Poeten gehalten, weil er zuerſt in einem beträchtlichen Grade Erfindung gezeigt hat. Wenn es nöthig wäre, die Beyſpiele über dieſen Punkt zu häufen; ſo würden wir leicht zeigen können, daß auch in allen andern Künſten Erfindung für das wahre Zeichen des Genies gehalten wird. Selbſt wilde und ausſchweifende Erfindung hat oft mehr Lob erhalten, als die feinſte und ſorgfältigſte Ausarbeitung. Wir haben eine ſo hohe Meynung von dem Verdienſt etwas zu erfinden, daß wir um deswillen den Künſtler, der darinnen ſich hervorthut, von der Beobachtung der Regeln freyſprechen, die wir ſonſt allen andern auferlegen. Kaum wünſchen wir es, daß die wilden Auswüchſe ſeiner natürlichen Kraft und ſeines Geiſtes durch Kultur beſchnitten worden ſeyn möchten. Wir fürchten, das Feuer und das Leben ſeiner Erfindungen möchte dadurch etwas verlieren: und dieſe halten wir für eine ſo weſentliche Vollkommenheit, daß wir durch nichts glauben dafür ſchadlos gehalten werden zu können.

Auch in den Wiſſenſchaften, wie in den Künſten, iſt Erfindung das wahre Kennzeichen des Genies, und ſeine eigentliche Sphäre. Warum wird Sokrates für ein Genie gehalten? Weil er der Erfinder ſowohl eines neuen Theils der Philoſophie, der Moral, als einer neuen Art ſie vorzutragen war. *) Jedermann nennt den Ariſtoteles eines

---

*) Σωκράτης, ὁ τὴν ἠθικὴν εἰσαγαγών. ΔΙΟΓ. ΛΑΕΡΤ. προοιμ. Πρῶτος ἀποδείξας τὸν βίον ἅπαντι χρόνῳ καὶ μέρει, καὶ πάθεσι, καὶ πράγμασιν ἁπλῶς ἅπασι, φιλοσοφίαν δεχόμενον. Πλουταρχ. εἰ πρεσβ. πολιτευτ. Socrates mihi videtur, id quod conſtat inter omnes, primus a rebus occultis & ab ipſa natura involutis, in quibus omnes ante eum philoſophi occupati fuerunt, avocaviſſe philoſophiam, & ad vitam communem adduxiſſe. Cic. Acad. Quæſt. lib. 1. A quo hæc omnis, quæ eſt de vita & moribus philoſophia manavit. Tuſc. Quæſt. L. 3. Socrates autem primus philoſophiam devocavit de coelo, in domos etiam introduxit, & coëgit de vita & moribus, rebusque bonis & malis quærere. Cujus multiplex ratio diſputandi, rerum-

eines der größten Genies des Alterthums: um keiner andern Urſache willen, als weil ſeine Entdeckungen in der Philoſophie ſo groß und ſo zahlreich ſind. In der Phyſik, in der Moral, in der Logik, in der Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, in der Politik, in jedem Theile der menſchlichen Erkenntniß zeiget er einen tief in die Sachen eindringenden und erfinderiſchen Geiſt, fähig Umſtände zu bemerken, und allgemeine Geſetze zu entdecken, die allen andern vor ihm waren unbekannt geblieben.*) Die Größe von

---

rerumque varietas, & ingenii magnitudo, plura genera effecit diſſentientium philoſophorum.

*) Diogenes Laertius giebt uns ein Verzeichnis ſeiner zahlreichen Schriften, die ſich faſt auf 400 belaufen, mit der Bemerkung, daß es der Mühe werth ſey, die Titel derſelben anzuführen, um die Verdienſte des Mannes in jeder Gattung der Wiſſenſchaften zu zeigen. διὰ τὴν περὶ πάντας λόγους τἀνδρὸς ἀρετήν. Er beſchließt ſein Verzeichnis mit dem Zuſatz, daß man daraus den fleißigſten und den erfinderiſchſten Mann erkenne. τοῖς γὰρ ἄλλοις φιλοπονώτατος ἐγένετο καὶ ΕΥΡΕΤΙΚΩΤΑΤΟΣ. βιβ. ε. Abundantia quadam ingenii præſtabat vt mihi videtur, Ariſtoteles.

Bakos Genie wird immer ein Gegenſtand

der

Quo profecto nihil eſt acutius nihil politius Cic. Acad. Quæſt. l. 1. Ariſtoteles vir ſummo ingenio, ſcientia, copia. — Ariſtoteles longe omnibus (Platonem ſemper excipio) præſtans & ingenio & diligentia. Tuſc. Quæſt. l. 1. — Peripatetici veteres, quorum princeps Ariſtoteles, quem, excepto Platone, haud ſcio an recte dixerim principem philoſophorum. — Natura ſic ab iis inveſtigata eſt, ut nulla pars cœlo, mari, terra prætermiſſa ſit. Quinetiam cum de rerum initiis omnique mundo locuti eſſent, ut multa, non modo probabili argumentatione, ſed etiam neceſſaria mathematicorum ratione concluderent; maximam materiam ex rebus per ſe inveſtigatis, ad rerum occultarum cognitionem attulerunt. Perſecutus eſt Ariſt. animantium omnium ortus, victus, figuras. — Diſſerendique ab iisdem non dialectica ſolum, ſed etiam oratoria præcepta ſunt tradita; — Omnium fere civitatum non Græciæ ſolum, ſed etiam barbariæ, ab Ariſtotele, mores, inſtituta, diſciplinas — cognovimus. *De Finibus*, L. V. Quæ tandem ars digna literis Platoni defuit? Quot ſæculis Ariſt. didicit, ut non ſolum, quæ ad oratores & philoſophos pertinent, ſcientia complecteretur, ſed animalium ſatorumque naturas omnes perquireret? Illis enim hæc *invenienda* fuerunt quae nobis cognoſcenda ſunt. Quintil. Inſt. orat. ib. XII. c. 11.

der Bewunderung bleiben. Und warum das anders, als weil er in einem ſo großen Bezirke von Wiſſenſchaften ſo viele neue Ausſichten gezeiget hat. Ohne von ſeinen Vorgängern Beyſtand zu erhalten, und ſelbſt durch den Geiſt der Philoſophie ſeines Jahrhunderts, gehindert, entdeckte er, deſſen ungeachtet, welche Wiſſenſchaften bis dahin wären vernachläßiget worden, und was ſie enthalten müßten; verwandelte die Philoſophie aus einer Kunſt zu ſtreiten, die ſie vor ihm geweſen war, in ein Werkzeug, die Natur dem Menſchen unterwürfig zu machen, und ihre Werke durch Erfahrungen kennen zu lernen und durch Künſte zu bearbeiten; führte zuerſt die Inducktion in die Philoſophie ein, und lehrte, wie man durch langſame Sammlung und Vergleichung einzelner Fälle, nach und nach zu allgemeinen Sätzen hinaufſteigen müſſe; wandte endlich die von ihm gegebnen Regeln auf wirkliche Entdeckung neuer Wahrheiten an, und arbeitete ſelbſt an dem großen Gebäude der Wiſſenſchaften, zu welchem ſein weitausſehender Geiſt den Plan entworfen hatte.

So alſo wird in jeder Kunſt und in jeder Wiſſenſchaft der Preis des Genies dem Erfinder ertheilt, und ſteigt oder fällt, mit der Größe und dem Werthe des Erfundnen. Die erſte Stelle bekommen diejenigen, die erfinden, wo weder Beyſpiel noch Muſter von der Sache vorhanden iſt; die welche nichts vorgearbeitet finden, worauf ſie bauen könnten, nichts vorgedacht, wodurch ſie auf neue Ideen könnten geleitet werden; beſonders wenn ſie, bey allen dieſen Hinderniſſen, doch ihren Gegenſtand bis auf einen merklichen Grad der Vollkommenheit bringen. Nach dieſer Regel ſteht Homer als der erſte in der poetiſchen Welt, allein und ohne Mitwerber.

Die, welche die Entdeckungen ihrer Vorgänger ausarbeiten, oder ihre Winke verfolgen, können überhaupt genommen, nur auf den zweyten Rang Anſpruch machen. Doch giebt es zuweilen Fälle, wo die Ausarbeitung einer Sache ſo ſchwer, oder die Verbeſſerung ſo anſehnlich iſt, daß ſie der erſten Erfindung am Werthe gleich kömmt. In dieſem Falle finden wir auch, daß das Genie des Verbeſſerers für eben ſo groß gehalten wird, als das Genie des Erfinders. Demoſthenes, der die Beredſamkeit zur völligen Reife brachte, wird als ein eben ſo großes Genie gerühmt, als Lyſias oder Iſocrates, die eigne Redegattungen erfanden. *)

Die Geometrie war ſchon vor den Zeiten des Archimedes ziemlich weit bearbeitet worden; aber weil er dieſelbe mit ſo viel neuen und großen Zuſätzen bereichert hat; ſo wird er doch für den erſten unter den alten Geometern gehalten. **) Alle Entdeckungen des

---

*) Περὶ Δεινάρχου τοῦ ῥήτορος οὐδὲν εἰρηκὼς, ἐν τοῖς περὶ τῶν ἀρχαίων γραφεῖσι, διὰ τὸ μηδὲ ΕΥΡΕΤΗΝ ἰδίου γεγονέναι χαρακτῆρος τὸν ἄνδρα, ὥσπερ τὸν Λυσίαν, καὶ τὸν Ἰσοκράτην, καὶ τὸν Ἰσαῖον μήτε τῶν εὑρημένων ἑτέροις ΤΕΛΕΙΩΤΗΝ, ὥσπερ τὸν Δημοσθένη, καὶ τὸν Αἰσχίνην, καὶ Ὑπερείδην, ἡμεῖς κρίνομεν. Διον. Ἁλικαρν. Δείναρχος.

**) Il y fit un ſi grand nombre de découvertes, que l'antiquité lui a décerné d'un commun accord la premiére place parmi les geométres. Les methodes imaginées par Archimede ſont auſſi reconnuës pour les premiérs germes, & des germes aſſez developpés de celles, qui ont porté ſi haut la Geometrie dans ces derniers tems. Wallis, bon juge en ces matiéres, temoigne ſon admiration pour

Newtons, blos diejenigen ausgenommen, die die reine Mathematik betreffen, machen nur einen kleinen Theil des großen Gebäudes der Philoſophie aus, deſſen Grundriß Bako ganz entworfen hatte. Newton brachte das, was er erfand, zur völligen Reife und Vollendung; aber er hatte die Vorſchriften und das Beyſpiel des Bako vor ſich, der hingegen den Entwurf des Ganzen ohne irgend jemandes Beyſtand gemacht hatte. Deſſen ungeachtet iſt es ſehr zweifelhaft, welcher von beyden das größte Genie beſeſſen habe. Newtons Unterſuchungen der entfernteſten ſowohl als der feinſten Körper in der Natur ſcheinen eine ſo ſcharfe und ſo weit reichende Erfindungskraft anzuzeigen, daß er, auch ohne ſeine Entdeckungen in der reinen Mathematik, die ganz ſein eigen ſind, den Namen eines eben ſo großen Genies, als Bako war, verdienen würde.

Ja,

---

pour ce grand homme par ces mots. *Vir ſtupendæ ſagacitatis, qui prima fundamenta poſuit inventorum fere omnium de quibus promovendis ætas noſtra gloriatur.* Hiſt. des Mathem. par Montucla Part. I. liv. IV. §. 5.

Ja, man muß zugeſtehen, daß wenn der erſte Verſuch die Sache noch ſehr unvollkommen läßt, er zuweilen weniger Erfindungskraft anzeigen kann, als die zweyte Bearbeitung derſelben, wenn dieſe ſie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bringt. In dieſem Falle kann der, welcher das Erfundne ausarbeitet, oft den ganzen Ruhm und den Namen eines bewundernswürdigen Genies davontragen, indeß die frühern unreifern Verſuche ganz aus der Acht gelaſſen, und ſelbſt die Namen derjenigen, die ſie machten, vergeſſen werden. Die, welche zuerſt auf den Gedanken kamen, die Schatten der Körper mit einfachen Strichen zu umziehen, ſind bald ſammt ihren Werken in die Vergeſſenheit gerathen. Ihre nächſten Nachfolger ſetzten in ihre Figuren noch einige wenige Striche, die den Schatten vorſtellen ſollten. Cleophantes malte zuerſt mit Farbe, aber mit einer einzigen Farbe, die er allenthalben gleich auftrug. Auch dieſen iſt kein großer Ruhm zu Theile geworden. *)

---

*) Alii apud Sicyonem, alii apud Corinthios repertam affirmant picturam, umbra hominis lineis circum-

Ihre Erfindungen, obgleich ganz original, waren doch zu unbeträchtlich, als daß ſie denſelben Grad von Genie anzeigen konnten, der zu den nachfolgenden Erweiterungen der Kunſt nothwendig war. Cimon ſoll zuerſt ſeinen Figuren verſchiedne Stellungen gegeben, die Gelenke und die Adern angezeigt, und die Falten der Gewänder erfunden haben; Paneus ſoll der erſte Geſchichts-

---

cumducta; itaque talem primam fuiſſe. Secundam ſingulis coloribus, & monochromaton dictum, poſtquam operoſior inventa erat: duratque talis etiam nunc. Inventam linearem dicunt a Philocle Aegyptio, vel Cleanthe Corinthio. Primi exercuere Ardices Corinthius, & Telephantes Sicyonius, ſine ullo etiamnum colore, jam tamen ſpargentes lineas intus. Ideo & quos pingerent, aſcribere inſtitutum. Primus invenit eas colorare, teſta (ut ferunt) trita, Cleophantus Corinthius. Plin. Nat. Hiſt. Lib. XXXV. c. 3. Andre Schriftſteller geben ähnliche Nachrichten von den erſten rohen Verſuchen der Malerey. Ὅτε ὑπήρχετο ἡ γραφικὴ τέχνη, καὶ ἦν τρόπον τινὰ ἐν γάλαξι καὶ ἐν σπαργάνοις, οὕτως ἄρα ἀτέχνως εἴκαζον τὰ ζῶα, ὥστε ἐπιγράφειν αὐτοῖς τοὺς γραφέας· τοῦτο βοῦς, ἐκεῖνο ἵππος. τοῦτο δένδρον. Αἰλιαν. ποικ. Ἱστ. βιβλ. ι. κεφ. ι.

ſchichtsmaler geweſen ſeyn, *) Polygnotus zuerſt in die Geſichter ſeiner Figuren Ausdruck gebracht, und die Kunſt der Gewänder verbeſſert haben. **) Dieſes waren wichtigere und ſchwerere Entdeckungen, als die, einen Schatten mit Linien zu umziehen, und können alſo eher für Beweiſe von Genie in ihren Urhebern erkannt werden. Deſſen ungeachtet, weil bey allen dieſen Verbeſſerungen die Kunſt doch immer noch ſehr unvollkommen blieb, und weder die Bemerkung, noch die Nachahmung dieſer Dinge große Schwierigkeiten hatte, ſo iſt dieſes ihr Genie von Kennern bey weitem nicht ſo hoch geſchätzt worden, als das Genie noch ſpäterer Künſtler, *) die endlich wahrhaftig ſchöne, und den Geſchmack völlig befriedigende Werke hervorbrachten. **) Zu dieſen gehörte Zeuxis, der die vollkommenſte Anordnung von Licht und Schatten entdeckte, und alle Theile der Kunſt, die vor ihm nur verſucht worden waren, in der größten Vortrefflichkeit ausübte ***); Parrhaſius, der zuerſt das genaue Verhältniß der Theile in thieriſchen und menſchlichen Körpern beobachtete, ſeinen Figuren Leben und Ausdruck, und ſeinen ganzen Umriſſen Anmuth und Regelmäßigkeit gab;*) Timanthes, der ſich beſonders durch gedankenvolle Erfindungen unterſchied, und dem Verſtande des Zuſchauers mehr zu denken gab, als er durch ſeinen Pinſel dem Auge zeigen

---

*) Eumarum Athenienſem figuras omnes imitari auſum: quique inventa eius excoluerit Cimonem Cleonicum. Hic cataglypha invenit; hoc eſt obliquas imagines, & varie formare vultus, reſpicientes, deſpicientes & ſuſpicientes: articulis etiam membra diſtinxit, venas protulit, præterque in veſte rigas & ſinus invenit. Panæus quidem frater Phidiæ etiam prœlium Athenienſium adverſus Perſas apud Marathonem factum pinxit. Plin. ibid. cap. 8.

**) Polygnotus Thaſius, qui primus mulieres lucida veſte pinxit, capita earum mitris verſicoloribus operuit, plurimumque picturæ primus contulit: ſiquidem inſtituit os adaperire, dentes oſtendere, vultum ab antiquo rigore variare. Plin. ibid. cap. 9.

---

*) Omnes hi illuſtres, non tamen in quibus hærere expoſitio debeat: properans ad lumina artis, in quibus primus effulſit Apollodorus Athenienſis. Hic primus ſpecies exprimere inſtituit; primusque gloriam penicillo jure contulit. Neque ante eum tabula ullius oſtenditur, quæ oculos teneat. Ibid.

**) Zeuxis; Aglaophon; Apelles. Neque eorum quisquam eſt, cui quidquam in arte ſua deeſſe videatur. Cic. de Orat. Lib. 3.

***) Zeuxim, qui tum longe cæteris excellere pictoribus exiſtimabatur. Cic. de Invent. lib. II. Audentem jam aliquid penicillum ad magnam gloriam perduxit. — Artem ipſis ablatam Zeuxim ferre ſecum. Plin. ibid.

---

*) Primi, quorum quidem opera non vetuſtatis modo gratia viſenda ſunt, clari pictores fuiſſe dicuntur Polygnotus & Aglaophon, quorum ſimplex color tam ſui ſtudioſos adhuc habet, ut illa prope rudia ac velut futuræ mox artis primordia, maximis, qui poſt eos extiterunt, auctoribus præferantur, *proprio quodam intelligendi*, (ut mea fert opinio) *ambitu*. Poſt Zeuxis atque Parrhaſius non multum ætate diſtantes plurimum arti addiderunt. Quorum prior luminum umbrarumque inveniſſe rationem, ſecundus examinaſſe ſubtilius lineas traditur — Ita circumſcripſit omnia, ut eum legumlatorem vocent. Quint. Inſtit. Orat. Lib. XII. c. 10. Parrhaſius — & ipſe multa conſtituit. Primus & ſymmetriam picturæ dedit; primus argutias vultus & elegantiam capilli & venuſtatem oris, confeſſione artificum in lineis extremis palmam adeptus.

zeigen könnte. *) Noch mehr aber gehört in dieſe Klaſſe das nächſtfolgende Geſchlecht der Maler, welche die Kunſt ganz zur Vollkommenheit brachten: **) Apelles ſteht oben an, der in Abſicht der Schönheit der Geſtalten ſeiner Figuren, und der Anmuth ſeiner ganzen Werke ohne Gleichen iſt. ***) Ihm folgen Protogenes, deſſen einziger Flecken ein

---

*) Timanthi vel plurimum affuit ingenii. Ejus enim eſt Iphigenia oratorum laudibus celebrata. — Et in omnibus ejus operibus intelligitur plus ſemper, quam pingitur, & cum ars ſumma ſit, ingenium tamen ultra artem eſt. Plin. ibid. Operienda ſunt quædam, ſive oſtendi non debent, ſive exprimi pro dignitate non poſſunt, vt fecit Timanthes. Quint. Inſt. Orat. Lib. II. c. 14.

**) Similis in pictura ratio eſt, in qua Zeuxim & Polygnotum & Timanthem & eorum qui non ſunt uſi plus quam quatuor coloribus, formas & lineamenta laudamus. At in Aetio, Nicomacho, Protogene, Apelle, jam perfecta ſunt omnia. Cic. Brut.

***) Verum & omnes prius genitos futurosque poſtea ſuperavit Apelles — Præcipua ejus in arte venuſtas fuit &c. Plin. ibid. Ingenio & gratia, quam ipſe in ſe maxime jactat, Apelles eſt præſtantiſſimus. Quint. Inſt. Orat. Lib. XII. c. 10. Nemo pictor ein zu mühſamer Fleiß war; *) dann Amphion und Aſklepiodorus, die beyde vom Apelles ſelbſt, der erſte ſeiner Anordnung, und der andre ſeiner correcten Zeichnung wegen bewundert wurden; **) Ariſtides, der im Ausdruck

---

pictor — inventus, qui Veneris eam partem, quam Apelles inchoatam reliquiſſet, abſolveret. Oris enim pulchritudo reliqui corporis imitandi ſpem auferebat. Cic. de Offic. Lib. III.

*) Πρωτογένης ὁ ζώγραφος, τὸν Ἰάσυλον, φασὶν ἑπτὰ ἔτεσιν διατελῶν γράφων ἐξετέλεσεν. Ὃν Ἀπελλῆς ἰδὼν, τὸ μὲν πρῶτον ἔστη ἄφωνος, ἐκπλαγεὶς ἐπὶ τῇ παραδόξῳ θέᾳ. Εἶτε ἀπιδὼν ἔφη, καὶ ὁ πόνος μέγας καὶ ὁ τεχνίτης, ἀπολείπεταί γε μὴν τῆς χειρουργίας ἡ χάρις, ἧς ὁ ἀνὴρ εἰ τύχοι, ὁ πόνος αὐτοῦ τοῦ οὐρανοῦ ψαύσει. Αἰλιαν. ποικ. Ἱστορ. βιβ. ιβ. κεφ. μα. Et aliam gloriam uſurpavit Apelles, cum Protogenis opus immenſi laboris ac curæ ſupra modum anxiæ miraretur. Dixit enim omnia ſibi cum illo paria eſſe aut ille meliora; ſed uno ſe præſtare, quod manum illi de tabula neſciret tollere. Plin. ibid. Cura, Protogenes præſtantiſſimus. Quint. ibid.

**) Nec debebat Amphioni de diſpoſitione, nec Aſclepiodoro de menſuris. Plin. ibid. Eadem ætate Aſclepiodorus fuit, quem in ſymmetria mirabatur Apelles. ibid.

druck des Characters und der Leidenſchaften vortrefflich war; *) endlich Nicias, der wegen ſeiner gelehrten Austheilung von Licht und Schatten, und des Herausſtehenden ſeiner Figuren gerühmt wird. **) Quintilian ſagt zwar an der oben angeführten Stelle, daß einige den Malern, die unmittelbar vor dem Zeuxis vorhergiengen, den Vorzug gegeben hätten; er mißbilligt aber ſelbſt dieſes Urtheil, und ſieht es als eine Affectation an, die einen Ruhm darinne ſucht von dem gemeinen Urtheil abzugehn. ***) Die obige Anmerkung, die wir durch Beyſpiele aus der Geſchichte der Malerey beſtätiget haben, wird bey dem erſten Anfang und Wachsthum jeder andern Kunſt eben ſo wahr befunden. Das Genie und die Werke der erſten Bildhauer werden verachtet, indeß Polycletus, Phidias, Euphranor, die jener Verſuche vor ſich hatten,

---

*) Aequalis ejus fuit Ariſtides Thebanus. Is omnium primus animum pinxit, & ſenſus omnes expreſſit. Plin. ibid.

**) Diligentiſſime mulieres pinxit. Lumen & umbras cuſtodivit, atque ut eminerent e tabulis picturæ maxime curavit. &c. Plin. ib. cap. 11.

***) Siehe oben die Anm. S. 29.

ten, aber zu einem weit höhern Grade von Vortrefflichkeit gelangten, allgemein geſchätzt werden. *) Die alten Schriftſteller erwähnen kaum eines einzigen Dichters vor

---

*) Quis enim eorum, qui hæc minora animadverterunt, non intelligit, Canachi ſigna rigidiora eſſe, quam ut imitentur veritatem? Calamidis dura illa quidem, ſed molliora tamen quam Canachi. Nondum Myronis ſatis ad veritatem perducta; jam tamen quæ non dubites pulchra dicere. Pulchriora etiam Polycleti & plane jam perfecta, ut mihi quidem videri ſolent. *Cic. Brut.* — Phidiæ ſimulacris, quibus nihil in illo genere perfectius videmus. *Orat.* Nam duriora & Tuſcanicis proxima Calon atque Egeſias, jam minus rigida Calamis, molliora adhuc ſupra dictis Myron fecit. Diligentia & decor in Polycleto ſuper cæteros. — At quæ Polycleto deſuerunt, Phidiæ & Alcameni dantur. Phidias tamen diis quam hominibus efficiendis melior artifex traditur; in ebore vero longe citra æmulum. Quint. Inſt. Or. L. XII. c. 10. Euphranorem admirandum facit, quod et cæteris optimus ſtudiis inter præcipuos, & pingendi fingendique mirus idem artifex fuit. Ibid. S. auch Plin. Hiſt. Nat. L. XXXIV. c. 8.

dem Homer. *) Kein Trauerſpiel vor Aeſchilus ſeinen iſt der Aufbehaltung werth geſchätzt worden. Und ob ſich gleich der Name des Theſpis erhalten hat, ſo wird er doch öfter mit Verachtung, wegen der Grobheit und Niedrigkeit ſeiner Stücke, als mit Lob, wegen der Erfindung einer neuen Gattung genannt. **)

Es wird für ausgemacht angeſehen, daß die Griechen die erſten Elemente der Mathematik und der Philoſophie von den Aegyptern bekommen. Aber dieſe Wiſſenſchaften ſcheinen in Aegypten in einem ſehr unvollkommnen Stande geblieben zu ſeyn. So viel wenigſtens iſt gewiß, daß das, was die älteſten griechiſchen Philoſophen in Aegypten gelernt, nur die allererſten Anfangsgründe der Mathematik geweſen. In Griechenland machten die

---

*) Nec dubitari debet, quin fuerint ante Homerum poetæ, quod ex iis carminibus intelligi poteſt, quæ apud illum & in Phæacum, & in procorum epulis canuntur. *Cic. Brut.*

**) Ignotum tragicæ genus inveniſſe Camœnæ,
Dicitur, & plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis,
Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.
Horat. Ars Poet. v. 275.

die Wiſſenſchaften einen ſchnellen Fortgang, und erreichten einen hohen Gipfel der Vollkommenheit. Waren die Aegypter die erſten Erfinder: ſo beweiſt dieß allerdings ihren Scharfſinn, aber die Griechen brauchten ein weit höher Genie, und beſaßen es auch nach dem allgemeinen Urtheile, weil das, was ſie hiezu erfinden mußten, um die Wiſſenſchaften auf dem Punct zu bringen, auf welchen ſie unter ihrer Nation gelangten, vielmehr betrug, als das was ſie von den erſten Erfindern überkommen hatten. Unter den Sineſern ſind Künſte und Wiſſenſchaften ſchon ſeit vielen Jahrhunderten bekannt, werden in großen Ehren gehalten, und mit großem Fleiße ſtudiert. Und doch ſind ſie in den meiſten nicht viel über die Anfangsgründe gekommen. Ohne Zweifel iſt dieß ein Beweis, daß wahres Genie unter ihnen ſelten iſt. Die erſte Idee einer Sache iſt oft nur ein glücklicher Einfall, aber die Verfolgung und Ausarbeitung derſelben iſt zweckmäßige wahre Erfindung.

Es iſt keine ganz unerhebliche Bemerkung, daß wir bey der Vergleichung des Genies verſchiedner Schriftſteller nothwendig dem

Irrthume oft ausgeſetzt ſind, weil wir nicht genau zu beſtimmen vermögen, wie viel der Erfindung eines jeden zuzuſchreiben ſey. Zuweilen halten wir für original, was blos Nachahmung, oder wohl gar ſclaviſch abgeſchrieben iſt: ein andermal geben wir dieſen verächtlichen Namen dem wirklich erfundnen. Dieſer Umſtand iſt beſonders den neuern Schriftſtellern ungünſtig, und macht vielleicht, daß wir den Alten ein größer Genie zuſchreiben, als ſie verdienen. Bey jenen hält man alle Wahrheiten, alle Bilder, alle Ausdrücke der Empfindungen, die ſie mit ihren Vorgängern gemein haben, für entlehnt und nachgeahmt, da ſie doch eben ſo wohl die Frucht ihres eignen Genies und der Betrachtung der Gegenſtände ſelbſt ſeyn können. Bey dieſen iſt alles original, weil wir niemanden vor ihnen wiſſen, der eben die Sachen geſagt hätte. Die jetzt noch übrigen älteſten Schriftſteller ſind in unſern Augen nothwendig die erſten, weil die noch frühern Wercke längſt verlohren gegangen ſind. Selbſt Ariſtoteles fand es ſchon zu ſeiner Zeit ſchwer auszumachen, wie viel Homer von den Schönheiten ſeiner Werke ſeinem eignen Genie, und wie viel er fremdem Unterrichte zu danken habe.

◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆

Zweyter Abſchnitt.

Zu welcher Seelenkraft das Genie eigentlich gehöre.

Wenn Erfindung das eigentliche Werk und das Kennzeichen des Genies iſt: ſo können wir die Natur deſſelben nicht beſſer kennen lernen, als wenn wir unterſuchen, welche Fähigkeit der Seele eigentlich einen Menſchen in den Stand ſetzt, zu erfinden. Erfinden heißt neue Wahrheiten in den Wiſſenſchaften gewahr werden; oder neue Schönheiten in den Werken der Kunſt hervorbringen. Dieß kann nur geſchehen, indem wir die Ideen auf mannichfaltige Art, und in ganz verſchiednen Lagen und Ordnungen zuſammenſetzen, um ungewöhnliche Anſichten derſelben zu bekommen. Unſre denkenden Kräfte können, ſoweit als ſie zu unſrer gegenwärtigen Betrachtung gehören, unter vier Klaſſen gebracht werden: Empfindung, Gedächtdächtniß, Einbildungskraft, Urtheilskraft. Wenn wir uns deutlich wieder erinnern, was jede von dieſen Fähigkeiten für ein Geſchäffte habe, ſo werden wir auch am leichteſten beſtimmen können, von welcher das Genie ſeinen Urſprung nehme.

Die Empfindung liefert uns blos die Vorſtellungen derjenigen Gegenſtände, die wirklich vorhanden ſind, und gegenwärtig auf die Seele wirken. Sie kann alſo nichts weiter entdecken, als die Dinge und die Begebenheiten, die nach dem Laufe der Natur uns in der Welt nach und nach vorkommen. Nicht einen Schritt kann ſie über das wirklich vorhandne hinausgehen, das ſich ihr in jedem Augenblicke von ſelbſt kund macht. Ihre Sphäre iſt viel zu enge, als daß ſie die Mutter der Empfindung ſeyn könnte. *)

Das Gedächtniß iſt blos darauf eingeſchränkt, die Gegenſtände wieder von neuem

zu

---

*) Es iſt klar, daß wir hier das Wort Empfindung in einem weitern Sinne nehmen, und darunter nicht blos die äußern Sinne, ſondern auch das innre Bewußtſeyn verſtehen, durch welches wir die Veränderungen unſrer eignen Seele wahrnehmen.

zu durchſehen, die ehedem einmal der Empfindung gegenwärtig geweſen ſind. Es giebt den Vorſtellungen, welche die Empfindung herbeyführt, eine Art von Dauer; aber es kann keine neue hervorbringen. Gleich einem Spiegel wirft es alle die Bilder treulich zurück, die durch den Weg der innern oder äußern Sinne auf daſſelbe fallen; aber es malt keine neue Geſtalten. Es iſt ein bloßer Kopiſt; und ſtellt uns die ehemaligen Empfindungsideen in ihrer urſprünglichen Ordnung und Verknüpfung vor, zugleich mit dem Bewußtſeyn, ſie ſchon ehedem gehabt zu haben. *) Es iſt das grade Widerſpiel der Erfindung.

---

*) ὅτε γαρ το μελλον ἐνδέχεται μνημονεύειν, ἀλλ' ἐστὶ δοξαστὸν καὶ ἐλπιστὸν — ὅτε τοῦ παρόντος, ἀλλὰ αἴσθησις. Ταύτη γὰρ ὅτε τὸ μέλλον, ὅτε τὸ γενόμενον γνωρίζομεν ἀλλὰ τὸ παρὸν μόνον. Ἡ δὲ μνήμη τοῦ γενομένου. Τὸ δὲ παρὸν ὅτε πάρεστι, οἷον τόδε τὸ λευκὸν ὅτε ὁρᾷ, οὐδεὶς ἂν φαίη μνημονεύειν, οὐδὲ τὸ θεωρούμενον, θεωρῶν καὶ νοῶν, ἀλλὰ τὸ μὲν αἰσθάνεσθαι φησι τὸ δ' ἐπίστασθαι μόνον. Ὅταν δὲ ἄνευ τῶν ἐνεργειῶν σχῇ τὴν ἐπιστήμην καὶ τὴν αἴσθησιν; οὕτω μέμνηται τὰς τοῦ τριγώνου ὅτι δύο ὀρθαῖς ἴσαι. τὸ μὲν ὅτι ἔμαθεν ἢ ἐθεώρησε,

Die Einbildungskraft iſt in ihren Wirkungen viel ungebundner und freyer. Selbſt wenn ſie auf die einfachſte Art verfährt, wenn ſie blos alte Ideen, aber ohne Wiedererinnerung der Umſtände, von neuem gegenwärtig zu machen ſcheint: ſo äußert ſie doch immer in einigem Grade ihre ſchöpferiſche Kraft. Sie kopirt nicht gefliſſentlich, wie das Gedächtniß, ihre Ideen von vorhergegangnen Empfindungen; ſie richtet ſich in denſelben nach keinen Originalen. Sie ſtellt dieſelben dar als für ſich beſtehende, und von ihr ſelbſt hervorgebrachte Geſchöpfe. Es iſt noch nicht völlig ausgemacht, ob ſie nicht vielleicht in einigen beſondern Fällen auch eine neue einfache Idee wirken könne.*) Aber ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß wenn auch alle einfache Begriffe, die in ihren Vorſtellungen vorkommen, von den Sinnen und der Empfindung herrühren, ſie doch dieſelben durch die Art ihrer Zuſammenſetzung

neu

εν, τὸ δὲ, ὅτι ἤκουσεν, ἢ ὅτι εἶδεν, ἤ τι τοιοῦτον. ἀεὶ γὰρ ὅταν ἐνεργῇ κατὰ τὸ μνημονεύειν, οὕτως ἐν τῇ ψυχῇ λέγει. ὅτι πρότερον τοῦτο ἤκουσεν ἢ ᾔσθετο, ἢ ἐνόησεν, Αριστοτ. περὶ μνημοσ.

*) Siehe Treatiſe on human Nature.

neu und original macht. Licht und Wärme ſind Vorſtellungen, die dem Gedächtniſſe beſtändig beywohnen; und wir können uns, ſo oft wir wollen, ſolcher Fälle erinnern, wo wir das eine oder die andre mit unſern Sinnen empfunden haben. Aber wenn uns die Einbildungskraft eben dieſe Ideen vorſtellt, ſo ſind ſie nicht mehr Kopien, ſondern Originale; ſie erſcheinen als Dinge für ſich, nicht als Erinnerungen unſers vergangnen Daſeyns.

Aber in allen ihren andern Verrichtungen iſt die Einbildungskraft noch weit erfinderiſcher. Von einer einzigen gegenwärtigen Idee bringt ſie uns auf eine Menge andrer, und führt uns durch lange, weit entfernte und unbetretne Gefilde von Gedanken. Sie fährt in einem Augenblicke von der Erde zum Himmel, und vom Himmel zur Erde; durchläuft mit der größten Leichtigkeit und Schnelle den ganzen Umfang der Schöpfung, und geht ſelbſt bis über die Gränze derſelben hinaus. Sie verſetzt, verändert und verknüpft unſre Vorſtellungen auf ſo unendlich mannichfaltige Art, daß daraus eben ſo viel neue Schöpfungen entſtehen. *) Selbſt im Schlafe, wenn die Sinne geſchloſſen ſind, und das Gedächtniß völlig unwirkſam iſt, äußert die Einbildungskraft am meiſten ihre erfindende Kraft. Dieſe iſt alsdann ſo groß; „daß der unberedte Mann unvorbereitet lange Reden „hält, oder ſich in Sprachen mit Fertigkeit „ausdrückt, mit denen er ſonſt nur wenig „bekannt iſt, daß der Ernſthafte von luſtigen Einfällen, der ſtumpfe Kopf von Witz „und Gegenantworten überfließt. Es giebt „keine ſchwerere Handlung der Seele als die „Erfindung. Und doch geſchiehet ſie im „Traume mit ſolcher Leichtigkeit und Fertigkeit, daß wir es gar nicht gewahr werden, „wann wir die Kraft dazu anwenden. Wir „leſen ohne Anſtoß Briefe, Bücher, Papiere, „die nichts als die augenblicklichen Eingebungen unſrer eignen Einbildungskraft „ſind.“ **) Dem

---

*) Quæ enim forma eſt tam inuſitata, quam non ſibi ipſe animus poſſit effingere? ut quæ nunquam vidimus, ea tamen formata habeamus, oppidorum ſitus, hominum figuras. — Nihil eſt enim de quo cogitare nequeamus. *Cic. de divin.* Lib. II.

**) Zuſchauer im 487 Stück. Animorum eſt ea vis

atque

Dem zufolge wird auch alles, was Erfindung heißt, ſelbſt in den allgemeinen Urtheilen der Menſchen, der Einbildungskraft zugeſchrieben. Wenn ein Redner oder Dichter blos die Gedanken andrer wiederholt, und ſeinen Gegenſtand mit keinen neuen Bildern, Begebenheiten, Characteren oder Anmerkungen bereichert; ſo ſagt jedermann, daß es das Werk einer unfruchtbaren Einbildungskraft ſey. Alle ächte Kunſtwerke haben das Gepräge einer feurigen und glänzenden Imagination; und obgleich dieſelbe in Werken aus den Wiſſenſchaften nicht ſo ſichtbar iſt: ſo wird ſich doch bey genauerer Unterſuchung finden, daß alles, was in denſelben original iſt, die Stärke und Lebhaftigkeit eben dieſer Kraft vorausſetze.

Ein-

atque natura, ut vigeant vigilantes, nullo adventitio pulſu, ſed ſuo motu, incredibili quadam celeritate. Hi cum ſuſtinentur membris & corpore & ſenſibus, omnia certiora cernunt, cogitant, ſentiunt. Cum autem hæc ſubtracta ſunt, deſertusque animus languore corporis, tum agitatur ipſe per ſeſe. Itaque in eo & formæ verſantur & actiones; & multa audiri, multa dici videntur. Cic. de divinat. L. II.

Einbildungskraft iſt alſo eine Quelle von Erfindung. Ob ſie aber die einzige ſey, das werden wir jetzt gleich ſehen.

Die Urtheilskraft, unter der wir die Vernunft mit begreifen, vergleicht die von den Sinnen oder der Einbildungskraft ihr dargebotnen Begriffe, und entdeckt dadurch die nicht ſinnlichen Verhältniſſe und Beziehungen derſelben. Doch fällt es ſogleich in die Augen, daß es eine Menge von Gegenſtänden giebt, wo keine Verhältniſſe vorkommen, und wo doch viel Erfindung ſtatt findet. Die Urtheilskraft mag alſo auf die Erfindung ſo viel Einfluß haben; ſie mag dem Genie ſo nothwendig ſeyn, als ſie immer will: ſelbſt kann ſie nicht die erfindende Kraft ſeyn, weil es viele Gegenſtände der Erfindung giebt, mit welchen ſie unmittelbar nichts zu thun hat. Ueberdieß in den Wiſſenſchaften ſelbſt, wo das zu findende eigentlich in Verhältniſſen beſteht, kann doch die Urtheilskraft nicht die Begriffe ſelbſt, welche mit einander verglichen werden ſollen, aufſuchen und ſammlen. Dieſe müſſen, ſo wie ſie derſelben nöthig hat, ihr erſt von einer andern Fähigkeit beygebracht werden:

und ehe und bevor dieſelben vorhanden ſind, kann die Urtheilskraft gar nicht wirken. Bey der Erweckung der Vorſtellungen ſelbſt bleibt ſie völlig unthätig: ihr einziges Geſchäffte iſt, die ihr von den Sinnen, dem Gedächtniſſe oder der Einbildungskraft übergebnen Ideen zu vergleichen, Schlüſſe herauszuziehen, und auf dieſe Weiſe Ueberzeugung hervorzubringen.

Unter allen Arten der Urtheilskraft hat die Vernunft am meiſten das Anſehen einer erfindriſchen Kraft; ſie bemerkt nicht blos die Verknüpfung der Theile eines Beweiſes; ſondern ſie zieht auch aus allen Theilen zuſammengenommen eine Schlußfolge, die etwas neues iſt. Locke theilt die Vernunft in zwo Kräfte; das Vermögen die Beweisgründe zu finden, und das Vermögen die Folgerung daraus zu machen; und giebt ihr vier verſchiedne Verrichtungen. „Die erſte und höchſte Art „der Vernunft, ſagt er, iſt die Entdeckung „und Ausfindigmachung der Beweisgründe; „die zweyte iſt die regelmäßige und methodiſche Anordnung, und überhaupt die deutliche und geſchickte Auseinanderſetzung „derſelben, um ihre Verbindung und Stärke

„faßlich und auffallend zu machen; die „dritte iſt die Wahrnehmung ihres Zuſammenhangs; und die vierte iſt die richtige „Folgerung aus denſelben.“ *)

Es iſt dieß freylich eine vollſtändige Erzählung aller der Schritte, durch welche die Seele zu einer neuen Schlußfolge gelangt: aber ſie gehören nicht alle eigentlich zur Vernunft. Der erſte, die Erfindung nämlich ſolcher allgemeinen Begriffe oder Erfahrungen, die zu Beweisgründen dienen können, iſt nicht das Werk der Vernunft, ſondern der Einbildungskraft. Sie iſt es gleichfalls, welche eigentlich die Beweisgründe anordnet und ſtellt. Erſt nachdem dieſe Begriffe von der Einbildungskraft in eine gewiſſe Ordnung gebracht worden ſind, kömmt die Vernunft hinzu, und unterſucht, ob dieſe Ordnung die richtige ſey, ob ſich in derſelben die Verknüpfung der Begriffe deutlich einſehen laſſe. Iſt dieß nicht: ſo verwirft die Vernunft dieſe Anordnung; die Imagination fängt ihre Arbeit von neuem an, reihet die Begriffe wieder auf eine andre Weiſe

---

*) Lockes Verſ. über den menſchlichen Verſt. 4. Buch 17. Kap. §. 2. 3.

Weiſe an einander, und fährt immer ſo fort ihre Stellung zu verändern, bis ſie endlich entweder eine trifft, die der Vernunft gnug thut, oder nachdem ſie alle mögliche Anordnungen der vorhandnen Materialien verſucht hat, ſie der vergeblichen Verſuche überdrüßig die ganze Arbeit aufgiebt. Die Stellung und Anordnung der Beweisgründe alſo muß der Einbildungskraft zugeſchrieben werden, ob gleich die Vernunft ihr Schritt vor Schritt nachfolgt, um ſie ſogleich wieder zurück zu rufen, als ſie in eine unnütze Ausſchweifung geräth. Daraus folgt, daß die beyden letzten Verrichtungen, die Locke der Vernunft zueignet, im genaueſten und ſtrengſten Verſtande die einzigen ſind, die ihr zugehören. Ihr Geſchäffte iſt die Stärke und den Zuſammenhang der Beweisgründe wahrzunehmen, nachdem ſie gefunden und geordnet worden ſind; und aus der ganzen Reihe derſelben eine richtige Schlußfolge zu ziehen. Dieß thut aber auch jeder, der eine Wiſſenſchaft durch Unterweiſung oder aus Büchern lernt. Es muß geſchehn, ſo oft Ein Beweis im Euklides, oder irgend eine Theorie in der Philoſophie begriffen werden ſoll. Es ſetzt nicht Genie, ſondern nur Lernfähigkeit voraus; und geſchieht alle Tage von tauſenden, die nicht die geringſte Entdeckung in den Wiſſenſchaften zu machen im Stande ſind. Zwar kann ohne dieſes keine Erfindung in den Wiſſenſchaften vollendet; aber ohne eine zur Aufſuchung und Ordnung der Beweisgründe fähige Einbildungskraft kann keine Erfindung angefangen werden. Die vornehmſte Schwierigkeit bey Erfindung neuer Wahrheiten liegt in demjenigen Theile der Arbeit, der das Werk der Imagination iſt; in der Aufſuchung geſchickter Mittelbegriffe, oder paſſender Erfahrungen; und in einer ſolchen Anordnung derſelben, die zu richtigen und wichtigen Folgerungen Anlaß gebe. Dieß iſt es, wozu Genie erfordert wird, und was den eigentlichen Wirkungskreis deſſelben ausmacht. Das übrige verlangt nicht Erfindung, ſondern nur dieſelben Fähigkeiten, die nöthig ſind, um andrer Erfindungen zu verſtehen. Es kann jemand im Stande ſeyn, mit der größten Leichtigkeit und Ueberzeugung die Kraft und den Zuſammenhang der Beweisgründe einzuſehen, die ihm von andern in der gehörigen Ordnung vorgetragen werden, der doch gar nicht dieſe Gründe würde haben finden oder anordnen können. Er kann Vernunft im höchſten Grade beſitzen, und doch ganz leer von Erfindung, originellen Jdeen, und Genie ſeyn. *)

Aus dieſen Anmerkungen erhellet, daß alle Gattungen von Genie ihren Urſprung aus der Jmagination herleiten. Zwar macht bloße Einbildungskraft noch nicht das

---

*) Unter den Fähigkeiten, die wir biſher durchgegangen ſind, haben wir den Geſchmack nicht mit berührt, ob er gleich unſtreitig einen großen Einfluß auf das Genie hat. Die Urſache davon iſt leicht einzuſehen. Sein Einfluß erſtreckt ſich nur auf einige Gattungen des Genies, nicht auf alle, und wir haben uns hier blos auf das Genie, im allgemeinen betrachtet, eingeſchränkt. Ueberdieß iſt der Geſchmack nicht eine urſprüngliche, ſondern eine abgeleitete Fähigkeit. Seinem Urſprunge nach iſt er aus der Urtheilskraft, und der innern Empfindung zuſammengeſetzt (Verſuch über den Geſchmack, II. Theil, 2. Abſchn.) und in ſeinen Wirkungen auf das Genie iſt er bald dem einen, bald dem andern von dieſen Vermögen ähnlich.

Genie aus. Wenn die Phantaſie ganz ſich ſelbſt gelaſſen iſt, ſo geräth ſie auf wilde und ausſchweifende Einfälle, die den Namen der Erfindungen nicht verdienen. Ein Menſch, der unverdaute Begriffe, widerſprechende Sätze, gemeine und alltägliche oder widerſinniſche und abentheuerliche Gedanken vorbringt, wird nicht dafür angeſehen, daß er dieſelben erfunden, ſondern wird vielmehr getadelt, daß er ſie nicht vermieden habe. So wie die Phantaſie mittelbar von der Empfindung und dem Gedächtniß abhängt, als von welchen ſie den Grundſtof zu allen ihren Dichtungen bekömmt: ſo hat ſie auf der andern Seite, wenn ſie ſich als Genie äußert, eine unmittelbare Verbindung mit der Urtheilskraft, die ſie beſtändig begleiten, und die ihre Eingebungen berichtigen und ordnen muß. Dieſe Verbindung iſt ſo genau, daß man von einem Menſchen kaum eher ſagen kann, er habe etwas erfunden, als bis er daſſelbe auch beurtheilt hat. *)

Aber

---

*) Ego porro ne inveniſſe quidem credo eum, qui non judicavit: nec enim contraria, communia ſtulta inveniſſe dicitur quisquam, ſed non vitaſſe. Quint. Inſt. Orat. Lib. III. cap. 3.

Aber doch bleibt es wahr, daß eigentlich nur die Imagination erfindet; und daß die Urtheilskraft nur das erfundne prüft, und darüber den Ausſpruch thut. Die Einbildungskraft iſt es, die das Genie erzeugt; aber die übrigen Fähigkeiten bringen es zur Reife. Es iſt auch wahr, daß in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden die Einbildungskraft ihre Entdeckungen, eher als in den Künſten, in die Hände der Vernunft überliefert, und ihr mehr an denſelben auszuarbeiten übrig läßt. Deſſen ungeachtet ſchafft ſie allemal die Materialien herbey, über welchen die Vernunft arbeitet. Ohne Urtheilskraft würde die Imagination ausſchweifend ſeyn; aber ohne Imagination könnte die Urtheilskraft gar nichts thun Eine ſtarke und glänzende Einbildungskraft mit einem mäßigen Grade von Beurtheilung kann Genie hervorbringen, — ein unkorrectes Genie vielleicht, aber ein fruchtbares und vielfaſſendes; die feinſte Beurtheilung aber ohne eine gute Imagination kann nicht einen einzigen Funken von Genie würken. Sie kann einen Menſchen von geſundem und feinem Verſtande bilden; ſie kann machen, daß er jeden Mangel und jeden Irrthum in den Entdeckungen andrer gewahr wird: aber ſie wird ihn nicht in den Stand ſetzen, dieſe Lücken auszufüllen, oder ſelbſt der Urheber von neuen Erfindungen zu ſeyn. Ein Mann von guter Beurtheilungskraft iſt weſentlich von einem Manne von Genie unterſchieden. Der erſte kann blos ſeine Vernunft auf Gegenſtände anwenden, die ihm von andern verſchafft worden ſind; der letzte kann ſich ſelbſt mit Gegenſtänden verſorgen. Und dieſes Vermögen hat er lediglich dem Beſitz einer weit umherſehenden Imagination zu danken, die dem andern fehlt.

Es iſt alſo die Einbildungskraft, mit ihren Wirkungen und Geſetzen, die wir vorzüglich unterſuchen müſſen, wenn wir die Natur des Genie erklären wollen. Die übrigen Fähigkeiten, welche demſelben Hülfe leiſten, und vornehmlich die Urtheilskraft, die am genaueſten unter allen mit ihm verbunden iſt, müſſen auch in Betrachtung gezogen werden; aber ſie haben bey unſerm Vorhaben nur den zweyten Rang.

Dritter Abſchnitt.

Wie das Genie aus der Einbildungskraft entſpringt.

Wenn das Gedächtniß Vorſtellungen darbietet: ſo hängt es denſelben eine Ueberzeugung an, daß dieſe Ideen ſelbſt, oder die Gegenſtände, von welchen ſie hergenommen ſind, ehedem der Seele gegenwärtig geweſen; und es ſtellt die Ideen in der nämlichen Geſtalt und Ordnung dar, in welcher die Dinge ſelbſt erſchienen. Mit der Zeit hört die Erinnerung auf; die Ideen werden wahrgenommen, aber nicht mehr ihre Beziehung auf irgend einige vorhergegangne Empfindungen; die Ordnung der Rollen iſt vergeſſen. Aber auch alsdann liegen die Ideen in der Seele nicht ohne allen Zuſammenhang und Einfluß auf einander. Die Einbildungskraft kann ſie durch neue Beziehungen mit einander verbinden. Sie knüpft ſie durch andre Bande zuſammen, als durch welche die wirklichen Dinge, von welchen ſie herſtammen, mit einander verbunden waren;

und vereiniget oft Bilder, deren Originale in gar keiner Beziehung ſtanden. Hiebey geht ſie keinesweges willkührlich und unordentlich zu Werke, ſondern ſie richtet ſich nach allgemeinen und feſtgeſetzten Regeln. Es giebt gewiſſe Beſchaffenheiten, die den Ideen entweder wirklich zugehören, oder wenigſtens zugeſchrieben werden müſſen, wenn ſie von der Einbildungskraft verknüpft werden ſollen. Wir müſſen es nämlich als ein Naturgeſetz betrachten, daß ſo und ſo beſchaffne Ideen ſich zuſammengeſellen. Den Grund dieſes Geſetzes wiſſen wir nicht; und die Beſchaffenheiten ſelbſt einzeln anzugeben gehört noch nicht zu unſerm gegenwärtigen Vorhaben. Soviel lehrt uns die Erfahrung, daß der Einfluß dieſer Geſetze der Ideenverknüpfung oder der Aſſociation ſehr groß ſey. Vermittelſt derſelben entſpringt eine Menge Ideen, die an und für ſich ſelbſt verſchieden und unzuſammenhängend ſind, allemal zugleich in Geſellſchaft; ſo daß keine derſelben ſich zeigen kann, ohne ſogleich alle übrigen herbeyzuführen. Um dieſer Urſache willen iſt das Denken des Menſchen ſchlechterdings raſtlos und in beſtändigem Fortgange. Es erfordert gar nicht unſer Zuthun, um von einer Idee auf eine andre zu kommen. Es iſt dazu eine natürliche Nothwendigkeit in uns; und wir ſind bey dem größten Beſtreben nicht im Stande, dieſen Fortgang aufzuhalten, noch bey der Betrachtung einer einzigen Idee lange zu verharren. Wir ſehen beſtändig auf allen Seiten um uns herum, wenn wir auch nicht die Abſicht haben; wir ſind immer faſt zu gleicher Zeit mit mehr als einem Gegenſtande beſchäfftigt. *) Dieſes Zuſammengeſellen mehrerer Ideen iſt zuweilen ſo ſtark, daß es mehrere von einander abgeſonderte Ideen in ein Ganzes vereiniget; ſie in unzähligen Zuſammenſetzungen aufſtellt, woven manche mit keiner einzigen von den Sinnen wahrgenommnen Form eine Aehnlichkeit haben; und auf dieſe Weiſe alſo wirklich was neues ſchafft. In

---

*) Natura humani ingenii ita agilis eſt et velox, ſic in omnem partem, ut ita dixerim ſpectat, ut ne poſſit quidem aliquid agere tantum unum, in plura vero, non eodem die modo, ſed eodem temporis momento vim ſuam impendat. Quint. Inſt. Orat. Lib. I. c. 20.

dieſer Wirkung der Einbildungskraft, der Zuſammengeſellung der Ideen, (Aſſociation) werden wir bey genauer Unterſuchung den Urſprung des Genies finden.

Da die Aſſociation eine allen Menſchen gemeine Verrichtung der Einbildungskraft iſt: ſo äußern ſich auch ihre Wirkungen bey allen. Ohne der Beyſpiele zu erwähnen, die mit unſrer Materie in gar keinem Zuſammenhange ſtehen; ſo iſt z. B. kaum ein Menſch ſo unfähig, daß er nicht zuweilen in ſeinem Leben Blitze der Imagination zeigen ſollte, wenn auch mit großen Zwiſchenräumen von Finſterniß umgeben. Aber ein ſolches vorübergehendes Auflodern zeigt nicht nothwendig ein wahres Genie an. Dieſes iſt etwas mehr bleibendes und gleichförmigers. Es verlangt eine vorzügliche Stärke der die Ideen zuſammengeſellenden Kraft. Und um dieſe hervorzubringen, muß die Imagination von großem Umfange, regelmäßig, und thätig ſeyn.

Erſtlich verlangt das Genie einen ſolchen Umfang der Einbildungskraft, der einen Menſchen in den Stand ſetze, bey jedem Entwurfe, den er auszuführen, oder bey jedem

dem Werke, das er zu verfertigen gedenkt, die dazu nöthigen Begriffe mit Leichtigkeit herbeyzurufen. Dieſes findet alsdann ſtatt, wenn die Ideenverknüpfende Kraft ſtark, und in einer weiten Sphäre thätig iſt. Iſt ſie ſchwach: ſo wird ſie das Gedächtniß zu Hülfe rufen. Da ſie alsdann unſre Schritte in einem unbekannten Lande nicht leiten kann: ſo hält ſie ſich an die gewohnte Heerſtraße. Sie bringt uns keine andre Ideen bey, als die wir uns erinnern, an einem oder dem andern Orte gefunden zu haben. Alle Werke eines Menſchen, der an dieſem Unvermögen des Geiſtes leidet, haben deutliche Spuren von Unfruchtbarkeit und Dürre; eine dem Genie durchaus entgegenſtehende Eigenſchaft. Nichts kömmt darinn neues oder ungewöhnliches vor. Alles iſt entlehnt und alltäglich. Oder wenn er es zuweilen verſucht, den gebahnten Weg zu verlaſſen, und neuen Raub aufzujagen: ſo kann er doch nichts als einige wenige Ideen finden; er iſt durch den kürzeſten Ausflug bald erſchöpft; und muß entweder ſtille ſtehn, oder zu den Fußſtapfen des Gedächtniſſes zurückkehren. Wenn der bloße Fleiß auf dieſe Weiſe den

Mangel einer vollen reichen Einbildungskraft durch genaues Anmerken und ſorgfältiges Behalten fremder Einſichten oder Schönheiten erſetzen ſoll, ſo bringt er, anſtatt eines ſelbſtdenkenden Philoſophen, einen ſecktiriſchen Schüler, oder einen arbeitſamen Ausleger; anſtatt eines Poeten, einen ſklaviſchen Nachahmer, oder einen ängſtlich treuen Ueberſetzer hervor. Aber wenn die Ideen-zuſammenfügende Kraft ſtark iſt: ſo ſchwingt ſich die Imagination, ihrer eignen Stärke bewußt, ohne fremden Beyſtand, in noch unbereiſte Gegenden, und dringt in die entlegenſten Winkel derſelben, ohne von der Länge des Weges ermüdet zu werden. Bey einem Manne von Genie iſt die Kraft der Aſſociation ſo groß, daß wenn irgend eine Idee in der Seele deſſelben lebhaft wird, ſie ihn gleich auf alle die mit ihr verbundnen Vorſtellungen führt. Kaum iſt ein gewiſſer Vorſatz rege worden; kaum wird ihm der geringſte Wink von einer Materie gegeben; ſo ſtellen ſich die Begriffe, die zur Ausführung derſelben nöthig ſind, wie durch zauberiſche Beſchwörung herbeygerufen, ihm dar. Seine kühne Imagination durchläuft die ganze Natur, ſammlet aus den entlegenſten Winkeln der Schöpfung die zu ſeiner Abſicht dienlichen Materialien, verſchafft ſie ihm auch grade in dem Augenblicke, wenn ſie anfangen ihm brauchbar oder nothwendig zu werden; und dadurch erhält er von jedem Gegenſtande, für welchen ſein Genie gemacht iſt, die vollſtändigſten und mannichfaltigſten Anſichten.

So entſteht aus der Stärke und dem Umfange der Ideenverknüpfung, und nach Verhältniß des Grades derſelben, dieſe unbegränzte Fruchtbarkeit, dieſer unerſchöpfliche Reichthum, der nicht nur ein nothwendiges Hülfsmittel, ſondern ſelbſt der weſentlichſte Beſtandtheil des Genies iſt. Das geringſte, was ein ſolcher Mann ſchreibt, wird doch in gewiſſer Maaße zeigen, wie weit dieſe Kraft ſich bey ihm erſtrecke. An dem Werke eines wahren Genies iſt es allemal ſichtbar, daß eine große Menge Materialien in der Phantaſie vorhanden, oder der Wahl des Autors ausgeſtellt waren. Kein Umſtand vielleicht iſt in Homers Werken ſo allgemein bemerkt und bewundert worden, als der erſtaunliche Umfang von Dingen, die ſeine

Imagination bey Verfertigung derſelben innen haben mußte. Sein Geiſt ſcheint in die verborgenſten Vorrathskammern der menſchlichen Begriffe gedrungen zu ſeyn; und kaum iſt ein Theil der Natur oder der Kunſt, der nicht etwas zu dem Stoffe ſeiner Gedichte beygetragen hätte. Freylich muß er erſtlich die Kenntniß dieſer Dinge ſich erworben haben. Aber dieſe allein hätte ihm nichts geholfen, wenn nicht ſeine lebendige Phantaſie ihm dieſelben zu rechter Zeit wieder dargeſtellt, und mit den gehörigen Farben ausgemalt hätte. Was ſonſt als eine viel umfaſſende Imagination gab dem Newton dieſe Herrſchaft über die körperliche und geiſtige Welt, vermöge welcher ihm in ſeinen phyſikaliſchen Unterſuchungen kein zu ſeiner Abſicht nöthiges Experiment entgieng; und ihm in ſeinen mathematiſchen gleich jede zum Beweiſe brauchbare Mittelidee beyfiel, und alle mögliche Fälle ſeiner Aufgabe ihm vor Augen lagen.

Ein ſolcher reicher Vorrath von Gedanken ſetzt einen Menſchen in den Stand, das durch ſich ſelbſt zu finden, was die deſſelben beraubte aus andrer Schriften lernen müſſen. Wer eine fruchtbare Einbildungskraft beſitzt, hat es nicht nöthig, ſich die Entdeckungen anderer anzumaßen, oder ſeine Werke durch entwendete Schönheiten zu ſchmücken. Er wird zwar, wo es erforderlich iſt, die Erfindungen ſeiner Vorgänger in der Kunſt oder den Wiſſenſchaften nutzen; aber er wird bey deren Gebrauch immer zugleich mit ſeimem eignen Genie arbeiten. Wenigſtens wird er den ganzen Geiſt des Originals, nicht blos die Form deſſelben, in ſein Werk übertragen. Die Schicklichkeit, mit welcher er die fremde Theorie oder das nachgeahmte Kunſtwerk anbringt, und die Kraft, mit welcher er ſie zur Erreichung ſeines Endzwecks braucht, wird zeigen, daß er dieſelbe nicht blos aus dem Gedächtniſſe abgeſchrieben, ſondern in ſeiner Imagination gegenwärtig gehabt habe, und oft wird er aus ſeinem eignen Genie etwas hinzuthun; indem er die von einem andern genommnen Ideen ausarbeitet und berichtiget, indem er neue Schönheiten hinzuthut; oder eine bekannte Wahrheit mit größrer Genauigkeit und Anmuth vorträgt.

Das Genie erfordert zweytens eben ſo viel Regelmäßigkeit als Reichthum der Einbildungskraft. Dieſe Regelmäßigkeit entſteht größtentheils aus einer ſolchen Richtung der Einbildungskraft, die durch die Aſſociation nicht blos ſchickliche Ideen ins Gemüth bringt, ſondern auch immer jede derſelben mit dem ganzen Plane und der Abſicht des Werks in Verbindung ſetzt. Wer die Abſicht ſtandhaft, vor Augen hat, und weſſen Ideen am ſtärkſten durch dies Verhältniß der Mittel zum Zwecke mit einander verbunden werden, deſſen Einbildungskraft kann ſchwerlich anders als regelmäßig und correct ſeyn. Jede ſchon gegenwärtige Idee wird alsdann ohne Verzug diejenigen herbeyführen, die eben ſo ſehr ſich auf den ganzen Entwurf als auf ſie inſonderheit beziehen; wenn auch tauſend andre vorhanden wären, die mit jener erſten Idee, an und für ſich betrachtet, eben ſo genau verbunden wären, auf das Ganze aber wenig oder gar keine Beziehung hätten. Dieſe letztern haben nur ein einfaches, jene ein doppeltes Band, wodurch ſie an die ſchon der Seele obſchwebenden Gedanken geknüpft ſind, und

drinbringen alſo mit einer noch einmal ſo großen Gewalt in die Seele. Sie werden klar wahrgenommen, und erregen Aufmerkſamkeit; indeß die andern entweder ganz wegbleiben, oder wenigſtens bey ihrer Erſcheinung ſo geſchwind verworfen werden, daß man in kurzem vergißt, ſie gehabt zu haben. Kaum bringt die Einbildungskraft in einem Augenblicke der Verirrung irgend eine Idee zum Vorſchein, die zu dem Hauptendzwecke nicht paſſet: ſo iſt die Vorſtellung dieſes Endzwecks gleich bey der Hand, und wirkt, wie ein Gegengewicht, die Gewalt jener Aſſociation zu ſchwächen, und das Gemüth auf eine andre mehr ſchickliche Idee abzuziehen.

Dieſe beſtändige Rückſicht auf dem Endzweck bringt natürlicher Weiſe die Regelmäſſigkeit der Imagination hervor; d. h. die Geſchicklichkeit, überflüſſige oder zur Sache nicht gehörige Vorſtellungen zu vermeiden, und zu gleicher Zeit keine nothwendige oder ſchickliche vorbeyzulaſſen; eine Geſchicklichkeit, die ſich immer in den größten Genies am vollkommenſten findet, und ſelbſt einen Theil ihrer herrlichſten Eigenſchaften ausmacht.

macht. So wie ein ſcharfer Geruch den Hund auf der Geſehrte des Wildprets erhält, das er einmal verfolgt, und ihn auſſer Gefahr ſetzt, es bey einer neuen Spur zu verlaſſen: ſo leitet dieſe glückliche Bildung der Imagination den Mann von Genie auf die geheimen Wege, wo die ſchicklichen Ideen verborgen liegen, und ſezt ihn nicht nur in den Stand, dieſe zu entdecken, ſondern hindert ihn auch durch eine Art von unfehlbarem Inſtinckt, auf unrechte Wege zu gerathen, oder ſeine Zeit mit der Betrachtung nicht paſſender Ideen zu verderben.

Das Genie iſt eine Biene, die ſich auf keine andre Blume ſetzt, als auf der ſie gewiß iſt Honig zu finden. Beym Homer iſt dieſe Regelmäßigkeit ſeiner Einbildungskraft eben ſo ſichtbar, als der Reichthum derſelben. Dichter von geringerm Genie würden in die Iliade die Geſchichte des ganzen trojaniſchen Krieges, und in die Odyſſee den ganzen Lebenslauf des Ulyſſes gebracht haben; aber ſeine züchtige und gehorſame Einbildungskraft läßt keine Erzählungen zu, die der Einheit der Handlung

lung hinderlich wären;*) keine glänzende Epiſode, die aber auf den Hauptinhalt keine Beziehung hätte; nicht einmal ein einzelnes Bild, das ſich mit der Natur ſeines Gedichts nicht vertrüge. Eben ſo finden wir im Newton kaum eine überflüßige Anmerkung, kaum ein Experiment, deſſen Folgerungen ſchon in einem andern enthalten wären, kaum ein Problem, das nicht etwas eigenthümliches hätte.

Weder Fruchtbarkeit der Einbildungskraft allein, noch Regelmäßigkeit allein machen das Genie aus; ſondern beyde müſſen mit einander verbunden ſeyn. Wo die Fruchtbarkeit fehlt, da wird die correcteſte Einbildungskraft in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen, und in ihren Verrichtungen ſehr langſam ſeyn. Der Menſch wird weder tief dringen, noch weit ſehen. Fehlt Regelmäſſigkeit: ſo wird die zu geil wachſende Erfindung ſich bald ſelbſt in einer Wildniß von ihrem eignen Gewächs verlieren. Es giebt eine falſche Fruchtbarkeit, die aus einer zügelloſen und ungebildeten Einbildungskraft entſpringt. — Da eine Idee mit tauſend andern in Verbindung ſtehen kann; ſo können wir nach einigen wenigen Schritten, die wir in unſrer Materie gethan haben, durch die Aſſociation leicht auf ſolche Ideen gerathen, die zwar mit der zuletzt da geweſenen in Verbindung ſtehen, aber weder mit den vorhergehenden noch mit dem ganzen Entwurfe einigen Zuſammenhang haben. Ein Mann alſo, der jede ihm beyfallende Idee, ſo gemein ſie auch ſeyn, oder ſo wenig ſie zur Sache gehören mag, aufnimmt, kann leicht einen großen Theil Einbildungskraft, aber wenig wahres Genie zeigen. Es werden in ſeinem Werke viel glänzende auffallende Gedanken vorkommen: aber da ſie nicht zu irgend einem beſtimmten Zwecke dienen; da ſie nicht in das Ganze verarbeitet ſind: ſo können ſie nur als unzeitige Geburten der Phantaſie angeſehen werden, nicht als ächte Kinder des Genies. Ein Haufen Begriffe, von einer ſolchen Einbildungskraft geſammlet, machen nur ein verworrnes Chaos von Urſtoffe aus, aus denen ſich oft eben ſo wenig ein ordentliches Werk zuſammen ſetzen läßt, als aus Rädern von verſchiednen Uhren genommen, eine einzige Maſchine gemacht werden kann. Wäre es nöthig, Beyſpiele von einer ſolchen fruchtbaren Einbildungskraft, die doch kein wahres Genie hervorbringt, zu geben: ſo würden wir deren genung unter den ſeyn wollenden Poeten finden, die viele Zeilen hindurch von einem prächtigen Bilde zum andern laufen, und viele Perioden mit tönenden Worten anfüllen, ohne doch dabey eine beſtimmte Reihe von Gedanken oder eine gemeinſame Abſicht zu haben; nicht weniger unter den Philoſophen vom zweyten Range, die hundert Experimente erdenken, wovon immer eines eben das beweiſt, was das andre, und die alle zuſammen die Wiſſenſchaft nicht um einen einzigen Schritt weiter bringen. Eine ſolche Imagination iſt einem Baume ähnlich, der mit Früchten ſo überladen iſt, daß keine einzige davon zu ihrer gehörigen Reife kommen kann.

---

*) Dieß wird von Ariſtoteles ganz beſonders, als eine der größten und ihm ganz eigenen Tugenden angemerkt. Ὁ δ' Ὅμηρος, ὥσπερ καὶ τὰ ἄλλα διαφέρει, καὶ τοῦτ' ἔοικε καλῶς ἰδεῖν. Ὀδύσσειαν γὰρ ποιῶν, οὐκ ἐποίησεν ἅπαντα, ἃ αὐτῷ συνέβη. — ὧν οὐδὲν, θατέρου γενομένου, ἀναγκαῖον ἦν, ἢ εἰκὸς θάτερον γενέσθαι· ἀλλ' ἃ περὶ μίαν πρᾶξιν, οἵαν λέγομεν τὴν Ὀδύσσειαν, συνέστησαν. ὁμοίως δὲ καὶ τὴν Ἰλιάδα. Περὶ ποιητ. κεφ. η. Διὸ ὥσπερ εἴπομεν ἤδη, καὶ ταύτῃ θαυμάσιος ἂν φανείη Ὅμηρος παρὰ τοὺς ἄλλους, τῷ μηδὲ τὸν πόλεμον, καίπερ ἔχοντα ἀρχὴν καὶ τέλος, ἐπιχειρῆσαι ποιεῖν ὅλον. κτλ. κεφ. κγ.

Aber wenn auch ein unbeſchnittner Wuchs der Einbildungskraft das Genie nicht ganz erſtickt: ſo ſchwächt er doch ſehr die Stärke und Schönheit deſſelben. Zuweilen überladet er jeden Gegenſtand mit überflüßigen Erläuterungen oder Zierrathen, die entweder durch ihre Weitläuftigkeit ermüden, oder durch ihren zu großen Glanz von der Hauptſache abführen. Ein Maler von ſolcher überſtrömenden Imagination wird ſeine Gemälde mit unnützen Figuren erfüllen, die keinen Theil an der Handlung haben, und das Auge des Zuſchauers nur verwirren. Wenn Marini, ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter einer Nachtigall oder einer Roſe erwähnt: ſo ſagt er von ihnen alles, was ſich von ihnen nur denken läßt; er verwirft nicht nur keine Idee, die ſich ihm von ſelbſt darbietet, ſondern er geht auch noch die aufzuſuchen, die natürlicher Weiſe niemanden einfallen würde, er ſchüttet bey jedem Dinge, alles aus, was er darüber jemals geleſen oder gedacht hat. *) In andern Fällen bringt die Ungebundenheit der Einbildungskraft bey einem Schriftſteller einen unregelmäßigen Gang ſeiner Werke, und einen Mangel von Zuſammenhang hervor; macht, daß er von Zeit zu Zeit ſeine Abſicht und ſeinen Plan aus den Augen verliert, und Nebengedanken weitläuftig ausführt, die er nur hätte berühren ſollen. Ein merkwürdiges Beyſpiel davon iſt Arioſt. Sein Genie ſteht in jedem Augenblicke zu ſeinem Gebote; ſeine Erfindungen ſind unendlich mannichfaltig; aber eben die höchſt lebhafte und ſchnelle Phantaſie, die ihm dieſe Vorzüge zuwege bringt, macht auch, daß er unzuſammenhängend, voller Unordnung und unnatürlicher Epiſoden iſt. Die Fairy Queen

---

*) Chevalier Marino — Il ne s'eſt jamais vû une imagination moins réglée que la ſienne. S' il parle d'un roſſignol ou d'une roſe, il en dit tout ce qu'on en peut imaginer. Bien loin de rejetter ce qui ſe préſente, il va chercher ce qui ne ſe préſente pas; il épuiſe toujours ſon ſujet. 4. Entret. d' Ariſte & d'Eugene.

des Spencers zeigt einen unerſchöpflichen Schatz von Erfindung; aber ſie iſt eben ſo unregelmäßig. Man könnte Beyſpiele von allen beyden Gattungen dieſes fehlerhaften Ueberfluſſes in den Werken eines neuern großen Philoſophen finden. Locks Verſuch vom menſchlichen Verſtande hat viele Stellen. wo beyde Arten vom unnützem Ueberfluſſe vorkommen, weitſchweifige Erläuterungen ſeines Gegenſtandes, und unzeitige Digreſſionen von demſelben.

Es giebt Leute, die ſo gänzlich unter der Gewalt blos zufälliger Gedanken ſtehen, daß es in ihren Schriften ſcheint, als wenn ſie ſich faſt gar keinen Endzweck vorgeſetzt hätten, ſondern blos willens geweſen wären, mit einer, der erſten der beſten, Idee, anzufangen, von dieſer zu einer zweyten, die ihnen auf irgend eine Weiſe bey jener einfallen konnte, fortzugehen, von dieſer zu den folgenden; und ſo in einer gänzlich leidenden Gemüthsfaſſung die Eindrücke nur zu erwarten und anzunehmen, die ſich von ſelbſt einander veranlaſſen würden. So verhält es ſich mit vielen Verſuchen des Montaigne.

taigne. Er ſagt mit Recht von ſich ſelbſt: „Was ſind dieſe meine Verſuche anders, als „grillenhaft und abentheuerlich zuſammengeſetztes Flickwerk, lauter Stücke, die ohne „Ordnung, ohne Folge, ohne Verhältniß, „als was ſich etwa von ohngefähr ergiebt, „an einander geſetzt ſind.“ *) Dieſe bis aufs äußerſt getriebne unordentliche und unzuſammenhängende Schreibart iſt vor kurzem wieder eingeführt worden. Der Reiz der Neuheit, und ein wirklich großer Vorrath von Witz, Laune und feinen Gefühlen in den erſten Verſuchen dieſer Art, erwarb ihnen Beyfall; und dieſer brachte eine Menge ungeſchickter Nachahmer hervor. Nur eine ungewöhnliche Vollkommenheit der einzeln Theile kann die Fehler des Plans entſchuldigen. Der gänzliche Mangel an Uebereinſtimmung und Zuſammenhange zeigt allemal einen wichtigen Fehler in dem Genie des Verfaſſers, eine Unregelmäßigkeit ſeiner Einbildungskraft.

Der menſchliche Geiſt hat einen ſehr großen Hang mit ſeinen Gedanken umherzu-

---

*) Liv. 1. ch. 27.

ſchweifen. Und natürlicher Weiſe iſt dieſer Hang da am größten, wo die Einbildungskraft am lebhafteſten und am reichſten iſt. Giebt man demſelben ohne Einſchränkung nach, ſo wird er ein unzuſammenhängendes Gemiſche, ausſchweifende Hirngeſpinnſte, oder unbedeutende Träume hervorbringen. Doch leiten auch dieſe Nebenwege der Aſſociation, (wenn man ſie ſo nennen darf) zuweilen in unerwartete und fruchtbare-Gegenden, geben der Imagination einen ungewöhnlichen Schwung, und zeigen das Genie in ſeiner ganzen Stärke, neue große oder ſchöne Gedanken zu erfinden. So iſt der Charakter von dem Genie Pindars, deſſen kühner Schwung ſeine Unregelmäßigkeit reichlich vergütet. Das wahreſte Genie iſt zuweilen in Gefahr, in Ausſchweifungen zu gerathen, und hat alſo nöthig, ſeine Auswüchſe zu beſchneiden, und ſeine erſten Gedanken zu berichtigen. Aber nur alsdann iſt es vollkommen, wenn es in den meiſten Fällen das überflüßige und das ungehörige zu vermeiden weiß. Es muß einen reichen Vorrath anſchaffen, aber es muß ihn mit weiſer Sparſamkeit verbrauchen. Es muß alles, was nöthig iſt, hervorbringen, und doch alles unnöthige weglaſſen. *)

So alſo müſſen, um das Genie vollſtändig zu machen, Fruchtbarkeit und Regelmäßigkeit der Imagination vereiniget ſeyn. Ihre Verbindung bringt den ſo weitreichenden und durchdringenden Blick des Geiſtes hervor, der das Genie unterſcheidet. Wenn wir die Werke großer Genien ſtudiren: ſo ſcheint es, als wenn alle mögliche Ideen ihnen wären vorgelegt geweſen, und ſie nun unter dieſen die einzigen, die gerade zu ihrer Abſicht gehörten, hätten wählen können. Und doch iſt dieſes vielleicht der Fall nicht. Vielleicht waren dieſe ſo ausgeſucht ſchicklichen Ideen grade die erſten und einzigen, die ihnen einfielen. Ihre Imagination hatte auf allen ihren Schritten die Vorſtellung der Abſicht und des Plans ſo gegenwärtig, daß ſich keine andere Bilder ihr zeigten, als

---

*) Dieß wird vom Quintilian ſehr wohl ausgedrückt. Da er von den rhetoriſchen Gemeinörtern ſpricht: ſo ſagt er, daß ſie mehr ſchädlich als nützlich ſind: niſi & animi quædam ingenita natura, & ſtudio exercitata velocitas, recta nos ad ea quæ conveniant cauſſæ ferant. Inſtit. Orat. Lib. V. cap. 10.

die zu denſelben paßten. Man darf nur eine einzige Beſchreibung des Shakſpears oder des Thomſons mit den Beſchreibungen der Dichterlinge vergleichen, die ihren Mangel an Genie durch Fleiß und Genauigkeit erſetzen wollen. Jene bezeichnen den Gegenſtand nur durch wenige, aber ſtarke und unterſcheidende Züge; dieſe wollen keinen einzigen Umſtand auslaſſen, und ſind ſo pünktlich in Bemerkung jedes kleinſten Theils, als ein Lehrer der Naturgeſchichte: und doch fehlt bey dem allen dem Gemälde das Leben, und die Kraft ſich der Einbildungskraft des Leſers zu bemächtigen. Man vergleiche den Euklides mit ſeinen Auslegern. Bey dem erſten iſt eine Reihe ſimpler, aber doch vollſtändiger Sätze; ſeine arbeitſamen Commentatores raffen alle mögliche Lehrſätze und Aufgaben zuſammen, die ſich nur bey jedem Punkte denken laſſen, die unnützen und abgedroſchnen ſowohl als die nöthigen oder unbekannten. Man kann kaum einen Paragraph in Butlers Analogie zwiſchen den Wegen Gottes in der Natur und in der Religion, oder in Monteſquieus Geiſt der Geſetze leſen, ohne von dem Gedanken

danken gerührt zu werden, daß der erſte die ganzen Wege der Vorſehung, und der andre die ganze Geſchichte des Menſchen müſſe vor ſich gehabt haben, als er ſein Werk ſchrieb; ſo wenig entgehen ihnen auch die kleinſten und am wenigſten in die Augen fallenden Umſtände, die zu ihrer Materie auf irgend eine Weiſe gehören. Wenn wir bey einem Werke des Genies die Mannichfaltigkeit und den Reichthum des Stoffes betrachten: ſo wundern wir uns, wie der Verfaſſer das alles habe finden können; und wenn wir hinwiederum Achtung geben, wie ſchicklich und zur Sache gehörig jeder Theil ſey: ſo ſcheint es uns, als wenn jedermann dieſes alles habe finden müſſen.

Das Genie verlangt zum dritten noch Thätigkeit und Munterkeit der Einbildungskraft. Vermöge derſelben wird ſie bey jeder Gelegenheit leicht in Bewegung gebracht, und hält lange in ihrer Wirkung an. Sie hört nicht auf, immer neue Ideen in die Seele zu bringen; ſtellt die, welche ſie hervorgebracht hat, immer in andre und andre Geſichtspunkte, verfolgt ſie durch alle mögliche Verknüpfungen und Folgen, — alles das um das Urtheil über die Schicklichkeit und Brauchbarkeit derſelben zu unſrer Abſicht zu erleichtern. Dieſe Munterkeit der Einbildungskraft kömmt eben ſo wie der Reichthum derſelben, von gewiſſen Beſtimmungen der Aſſociation her; davon nämlich, daß dieſer Uebergang von einer Vorſtellung zu der damit verwandten ſchnell, leicht und bey jeder Gelegenheit geſchehe. Nur muß auch hier wieder eine immer begleitende Idee vorhanden ſeyn, die von dem Endzweck und dem Plan des Werks. Eine falſche Behendigkeit der Einbildungskraft führt ſchnell von einer Idee zur andern, die aber immer nur einzeln, niemals im ganzen zuſammenhängen. Das wahre Genie hat einen feſten Augenpunkt, nach welchem es ſeinen Lauf richtet; es iſt zwar immer in Bewegung, immer im Hervorbringen neuer Ideen geſchäfftig; aber es behält keine davon als die rechten und wahren. Eben das beweiſt, wie unermüdet es ſey, indem es, nach hundert ſeiner Abſicht nicht entſprechenden Einfällen, immer noch neue Begriffe, und neue Ordnungen derſelben ſucht, bis es die vollkommnen gefunden hat. So oft einem wahren Dichter ein Bild oder der Ausdruck einer Leidenſchaft ins Gemüth kömmt: ſo oft zeigt erſt die Einbildungskraft beydes von allen möglichen Seiten, um nach der Wirkung deſſelben urtheilen zu können, ob es behalten werden kann. und wie es behandelt werden muß. Geräth der Philoſoph auf irgend einen neuen Verſuch, oder einen neuen Beweisgrund: ſo ſtellt er ſich erſt beydes in allen möglichen Anwendungen vor; und dann ſieht er erſt, wie viel ſie an ſich ſelbſt Kraft, und wie viel ſie zu ſeinem Vorhaben Brauchbarkeit haben. Die höchſte Thätigkeit der Imagination zeigt ſich eben darinn, daß ſie dem Schriftſteller ſein eignes künftiges Werk ſchon wie im Schattenriſſe darſtellt, und dadurch ſeine ganze Arbeit leitet.

Dieſe Thätigkeit der Einbildungskraft iſt nicht nothwendig mit den übrigen Eigenſchaften derſelben verbunden. Die Einbildungskraft kann, ſo oft ſie ſich äußert, von weitem Umfang und correct ſeyn; aber ſie kann ſich zugleich ſelten und langſam äußern. Wo dieſe Thätigkeit fehlt, da iſt das Genie todt, ſo lange bis ein ſtarker äußrer Bewegungsgrund daſſelbe auffordert; eine thätige Phantaſie aber iſt ein innerer Sporn, der das Genie aufweckt oder wach erhält, und es nöthiget, freywillig und ohne Aufhören zu wirken. Ohne dieſe Thätigkeit würde ein Menſch im Erfinden ſehr langſam ſeyn, und ſelten dazu gelangen. Selbſt, wenn der Stoff ſchon herbeygeſchafft wäre, würde die Brauchbarkeit deſſelben ſich eher nicht beurtheilen laſſen, bis man den wirklichen Verſuch zur Verarbeitung deſſelben gemacht, und die Wirkung davon erfahren hätte; und da ſolche Verſuche äußerſt ſchwer und zeitverſplitternd ſind: ſo würde man alsdann entweder mit der erſten der beſten Anſicht und Stellung der Sachen zufrieden ſeyn, oder endlich die ganze Arbeit aufgeben. Dahingegen, wenn die Phantaſie behend und fertig iſt, uns eine Menge verſchiedner Anordnungen unſrer Gedanken vorzuſtellen, und uns die verſchiednen möglichen Bearbeitungen unſers Stoffs und ihre Wirkung zum voraus zu zeigen: ſo ſetzt ſie uns in den Stand, geſchwind wählen, und ohne Zeitverluſt die beſten ausführen zu können.

Soweit alſo das Genie ſich in der Sammlung und in der Wahl der Materialien zeigt:

in ſo weit entſpringt es aus der Imagination.

Aber die Erfindung iſt noch nicht vollbracht, wenn man eine hinlängliche Anzahl ſchicklicher Materialien geſammlet, und in irgend einer Ordnung oder in einem Magazine niedergelegt hat. Allemal gehört zum Begriffe des Erfindens auch das Ordnen und Zuſammenſetzen der Materie; und eben dieſes iſt ein Theil von den Wirkungen des Genies. *) Es iſt für einen Baumeiſter nicht genung, Holz, Steine, und die übrigen Baumaterialien herbey zu ſchaffen; er muß ſie auch in der Ordnung zuſammenſetzen, daß ein regelmäßiges Gebäude daraus wird. Eben ſo bringen blos einzelne geſammelte Begriffe, auch wenn ſie auf einander und auf den Hauptgegenſtand eine gewiſſe Beziehung haben, nur einen verworrenen Haufen hervor, und machen dann erſt ein ordentliches Werk aus, wenn ſie in ein vollſtändiges Ganze zuſammen verbunden ſind. **)

Ein

---

*) Collocare autem, etſi eſt commune, tamen ad inveniendum refertur. Cic. partit. Orat.

**) Sed ut opera extruentibus ſatis non eſt, ſaxa atque

Ein Gemälde kann nicht eher entworfen genannt werden, wenn ſich auch der Künſtler jede einzelne Figur in ihrem gehörigen Verhältniſſe vorgeſtellt hat, bis er auch die Anordnung aller Figuren neben einander beſtimmt hat. Mit geänderter Ordnung der Töne in einer muſikaliſchen Kompoſition ändert ſich Melodie und Harmonie, worauf eigentlich

---

atque materiam, & cætera ædificanti utilia congerere, niſi collocandis iis diſponendisque artificum manus adhibeatur: ſic in dicendo quamlibet abundans rerum copia, cumulum tantum habeat atque congeſtum, niſi illas eadem diſpoſitio in ordinem digeſtas atque inter ſe commiſſas devinxerit. Nec immerito ſecunda quinque Partium poſita eſt, cum ſine eo prior nihil valeat. Neque enim, quanquam fuſis omnibus membris, ſtatua ſit, niſi collocetur. Sed ſi quam in corporibus noſtris aliorumque animalium partem permutes et transferas, licet eadem habeat omnia, prodigium ſit tamen. Et artus etiam leviter loco moti, perdunt quo viguerunt uſum; et turbati exercitus ſibi ipſi ſunt impedimento. Nec mihi videntur errare, qui ipſam rerum naturam ſtare ordine putant; quo confuſo, peritura ſint omnia. Quint. Inſt. Orat. Lib. VII. c. 1.

gentlich die Erfindung bey Tonſtücken geht. So wie ein thieriſcher Körper, dem kein Glied fehlt, doch eine Mißgeburt iſt, wenn die Glieder verſetzt ſind; ſo wird auch ein Gedicht abgeſchmackt und abentheuerlich, wenn die Theile deſſelben nicht in ihrer gehörigen Stelle ſtehen. Eine Rede verliert ihre Kraft zu überzeugen, wenn die Beweisgründe aus ihrer Verbindung geriſſen werden. In den ſpekulativen Wiſſenſchaften können alle Ideen zu einer neuen Schlußfolge vorhanden ſeyn, und doch wird dieſe eher nicht entdeckt, bis jene erſt in die gehörige Kette gebracht worden, um dieſes neue Glied anzuhängen. In jedem Falle gehört Stellung und Verbindung der vorhandnen Theile ſo nothwendig zur Hervorbringung einer neuen Sache, als die Anſchaffung der Theile ſelbſt. Wenn alſo die Einbildungskraft zur Anordnung der Theile nichts beyträgt: ſo muß noch eine andre Fähigkeit zum Genie gehören. Wir werden aber ſehen, daß die Einbildungskraft auch hiebey nicht ungeſchäfftig ſey.

Wenn ein Menſch den erſten Einfall hat, ein Werk der Kunſt zu machen, oder ein wiſſenſchaftliches zu ſchreiben: ſo iſt anfangs ſeine eigne Idee davon unvollkommen und mangelhaft. Wenn er ein wenig darüber nachgedacht, und Vorſtellungen dazu geſammlet hat: ſo fangen ſich an mehrere Anſichten ſeines Subjekts, mehrere mögliche Wege zu ſeinem Ziele ihm zu zeigen. Er wird unſchlüſſig. Nach und nach klärt ſich der Proſpekt aus, und ſein Blick wird mehr fixirt. So wie ſich, nach den Geſetzen der Seele, zu der erſten Idee ſeines Gegenſtandes andre Ideen hinzugeſellten: ſo kommen auch, vermöge eines andern Geſetzes ſeiner Natur, diejenigen Ideen am häufigſten, und ſetzen ſich am meiſten feſt, die die genaueſte Verbindung mit dem Zwecke und unter ſich haben. Das Genie verfährt in der Bildung ſeiner Entwürfe auf eine viel vollkommenere Art, als der Kunſtfleiß in Ausführung derſelben. Ein Bildhauer concipirt alle Theile ſeines Werks auf einmal, ob er ſie gleich nur nach einander machen kann. Ein Baumeiſter ſtellt ſich den ganzen Plan eines Pallaſtes in einem Augenblicke vor, aber den Pallaſt ſelbſt kann er nur nach und nach aufführen. Bey dem Genie iſt die Herbeyſchaffung der nöthigen Theile und die Anordnung und Verbindung derſelben eine und dieſelbe Arbeit. Dieſe Kraft hat in ihren Wirkungen eine viel größere Aehnlichkeit mit der Natur, als mit den Handarbeiten der Menſchen. Eine Pflanze zieht durch eine und dieſelbe Wirkung den Nahrungsſaft aus der Erde, und verarbeitet ihn zugleich zu ihren eignen Beſtandtheilen. Auf gleiche Weiſe ordnet das Genie ſeine Begriffe durch eben die Handlung, durch welche es ſie findet; und faſt zu gleicher Zeit. Eben die Kraft, die uns überhaupt die Verwandtſchaft der Ideen entdecken läßt, zeigt uns auch die Grade ihrer Verbindung. Und ſo ſtellen ſich, nach den Geſetzen des Genies, die Ideen, wie die Soldaten einer wohlgeübten Armee, von ſelbſt in Reih' und Glieder, und theilen ſich in verſchiedene untergeordnete Klaſſen, nach dem verſchiedenen Maaße der Aehnlichkeit und Beziehung, die ſie mit einander haben. Die am genaueſten mit einander verbundnen vereinigen ſich zu einem Gliede, und die verſchiednen Glieder ordnen ſich wieder unter einander zu einem Haupttheile, wie es ihre natürliche Folge mit ſich bringt. Wenn auch die Aſſociation nicht gleich anfangs die Begriffe in gewiſſer Ordnung, wenigſtens nicht in der beſtmöglichſten, herbeyführt: ſo iſt ſie doch durch ihre fortgeſetzte Geſchäfftigkeit, indem ſie mehrere Ordnungen verſucht, die Begriffe, welche keinen ſchicklichen Platz finden können, wegwirft, andre, die in die Lücken hinein gehören, hinzufindet, endlich im Stande, das Ganze in eine ſo regelmäßige Form zu bringen, daß kaum eine einzige Idee ohne Nachtheil der übrigen verrückt werden kann.

Wenn dieſes Vermögen, die Begriffe methodiſch zu ordnen, ſchwach iſt: ſo kömmt dieß entweder davon, weil die Imagination nicht munter und thätig genug iſt, vielerley Arten der Anordnung hervorzubringen, unter welchen gewählt werden könnte; oder weil die Vorſtellung der Abſicht nicht ſtark und der Seele nicht gegenwärtig genug iſt. Woher aber auch dieſe Schwäche komme: ſo iſt ſie immer eine ſehr große Unvollkommenheit des Genies. Sie macht daſſelbe in ſeinen Wirkungen langſamer, weil es durch die Unordnung der Materialien in Anwendung derſelben gehindert wird; ſie macht auch ſeine Productionen wirklich ſchlechter, weil dieſe immer etwas von der Verwirrung und Unregelmäßigkeit behalten werden, die den Ideen bey ihrer erſten Erſcheinung in der Seele zukam. Ariſtoteles ſieht die unregelmäßige Anlage der Stücke des Euripides für einen Hauptfehler an, welchen er durch nichts, als durch ſeine außerordentliche Gabe zu rühren hätte wieder gut machen können. *) In jeder Kunſt iſt das Entwerfen des Plans ein Hauptſtück der Erfindung; und in den Wiſſenſchaften iſt es von nicht geringerer Wichtigkeit. In einer algebraiſchen Rechnung iſt es nicht mehr nothwendig, die einzelnen Größen ſchicklich zu bezeichnen, als dieſe Zeichen gehörig zu ordnen, um eine Gleichung herauszubringen, und hinwiederum die verſchiedenen Gleichungen zu verbinden, um die endliche Schlußfolge daraus zu ziehen.

Man hat gemeiniglich die Begeiſterung als von dem Genie unzertrennlich angeſehen. Die Werke der Dichter ſind von ihnen ſelbſt und andern für Eingebungen gehalten worden. Niemand kann ein vollkommner Redner ſeyn, der nicht eben ſo ſtark ſelbſt gerührt oder erhitzt iſt, als er andre rühren oder erhitzen

---

*) Περὶ ποιητ. κεφ. 17.

hitzen will. Selbſt die kalten philoſophiſchen und mathematiſchen Unterſuchungen haben oft den, der ſie anſtellte, in Feuer gebracht, und ſind mit einer gewiſſen Hitze und Leidenſchaft verfolgt worden. Unſre bisherigen Erklärungen des Genies werden uns dieſes begreiflich machen; ſie werden uns ſogar zeigen, daß unmöglich ein hoher Grad von Genie ohne diejenige Erhebung der Imagination und Wärme der Leidenſchaften ſeyn könne, die wir Begeiſterung nennen. *) Das Genie zieht unſre Aufmerkſamkeit mit Gewalt auf die Gegenſtände, für welche es gemacht iſt, und macht dieſelbe angeſtrengter. Eine öftere und ſtarke Aufmerkſamkeit auf irgend eine Sache giebt uns lebhafte und eindringende Vorſtellungen von derſelben. Lebhafte Ideen erheben natürlicher Weiſe die Imagination, und erwecken Leidenſchaften. Und ſo lange alſo dieſer Zuſtand der Seele fort-

---

*) Ariſtoteles, den man nicht für einen zu großen Gönner des Enthuſiasmi halten wird, ſcheint zu behaupten, daß nur er allein jemanden bewegen kann, neue Entdeckungen in der Philoſophie zu machen. Διὰ γὰρ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν καὶ πρῶτον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν. Μετὰ τὰ φυσικὰ, α. κεφ. β.

dauret: ſo lange wird ſie lebhaft und heftig bewegt ſeyn. Dieß iſt die Gemüthsfaſſung, mit welcher ein Mann von Genie ſeinen Gegenſtand anſieht. Sobald er anfängt einzuſehen, wie er bearbeitet oder ausgeführt werden kann, ſobald lächelt er ihn als einen gefundnen reichen Schatz mit Vergnügen und Stolz an; er frohlockt ſchon über der Hoffnung, ihm ſelbſt noch unbekannte vortreffliche Dinge hervorzubringen; und durchläuft alle ſich darzu geſellende Ideen mit unglaublichem Eifer und Luſt. Wenn eine Reihe witziger oder ſcharfſinniger Gedanken ſich dem wahren Genie auch nur von ohngefähr zeigt, indem es mit andern Sachen beſchäfftigt iſt: ſo durchläuft ſie die Imagination mit großer Geſchwindigkeit; und dieſe Geſchwindigkeit ſelbſt vermehrt ihren Eifer. So wie ein muntres Pferd ſeinen Schritt im Fortgehen immer vergrößert: ſo bekömmt auch das Genie durch ſeine Arbeit ſelbſt immer größere Luſt und größeres Vermögen; und durch beydes wird es unwiderſtehlich angetrieben, fortzufahren. Selbſt die Schwierigkeiten, die es in der Ausführung findet, ſchrecken es nicht ab, ſondern bieten vielmehr ſeine Kräfte auf, und verdoppeln ſeine Begierde. Durch dieſe immer wachſende Anſtrengung geräth die Seele endlich in eine gänzliche Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, und in eine beſchauliche Betrachtung ihres Gegenſtandes. Der Menſch ſcheint über ſich ſelbſt erhaben, und denkt und handelt, als wenn er von höheren Kräften getrieben würde. Dieſe Art von Entzückung kann zuweilen einen außerordentlichen Grad erreichen. Archimedes, *) Protogenes, **) und Parmegiano ***) ſollen ſo gänzlich in ihre Arbeiten verſunken geweſen ſeyn, die beyden letztern in ihre Mahlerey, der erſtere in die weniger begeiſternden mathematiſchen Unterſuchungen, daß ſie ſelbſt den Tumult feindlicher Stürme, durch welche die Städte, wo ſie arbeiteten, erobert wurden, nicht merkten. Man erzählt vom Marini,*) daß er mit ſolchem Eifer an einigen Stanzen ſeines Adonis gebeſſert, daß ihm ein Theil ſeines Beines ohne Empfindung verbrannte. Wir können ferner bemerken, daß, ſo wie das Genie in ſeiner Wirkſamkeit natürlicher Weiſe die Begeiſterung hervorbringt, es auch hinwiederum von derſelben in ſeinen Verrichtungen ſehr unterſtützt werde. Sie erhöht und belebt auf der einen Seite die Imagination, und macht ſie fertig und thätig, immer neue Ideen hervorzubringen; und auf der andern Seite verſenkt ſie ſo ganz die Seele in den vorhabenden Gegenſtand, daß dadurch alle Zerſtreuungen verhütet, und alſo zugleich alle fremde unſchickliche Ideen ausgeſchloſſen werden.**)

---

*) Quem ardorem ſtudii cenſetis fuiſſe in Archimede, qui dum in pulvere quædam deſcribit attentius, ne patriam quidem captam eſſe ſenſerit. Cic. de Fin. Lib. V.

**) Erat Protogenes in ſuburbano hortulo ſuo, hoc eſt Demetrii caſtris. Neque interpellatus præliis, inchoata opera intermiſit omnino.

***) Grahams account of painters.

Wir haben jetzt erklärt, wie aus einer kräftigen und vollkommnen Einbildungskraft das Genie entſtehe. So eigenſinnig und

---

*) Eloges des Savans. Tome 2.

**) Les peintres & les poëtes ne peuvent inventer de ſang froid. On ſait bien qu'ils entrent dans une eſpèce d'Enthuſiaſme, lorsqu'ils produiſent leurs idées &c. *Reflex. Crit. ſur la poëm. & ſur la peint.* 2. Part. 2. Sect.

veränderlich dieſe Fähigkeit auch zu wirken ſcheint, ſo richtet ſie ſich doch nach unwandelbaren Geſetzen. Ihre größte Vollkommenheit hat ſie dann erreicht, wenn ſie ſo wohl von dem Umfange iſt, daß alle nöthige Ideen aus den verſchiedenen Theilen der Natur ſich in ihr ſammlen; als auch von der Regelmäßigkeit, daß ſie die unſchicklichen verwerfen, die der Abſicht angemeßnen wählen, und alle in einen Plan oder nach einer Methode ordnen kann. Sie iſt die Mutter der Erfindung; und ſie trägt auch zur Ausbildung und Vollendung derſelben das ihrige bey. Sie macht eigentlich das aus, was wir in den Künſten und in den Wiſſenſchaften Genie nennen. Doch muß ſie von der Urtheilskraft begleitet, und in der Entdeckung der Wahrheit, oder der Wahl des Schönen unterſtützt werden. Auf welche Weiſe dieſes geſchehe, werden wir jetzt unterſuchen.

Vierter

Vierter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe der Urtheilskraft auf das Genie.

Obgleich eine reiche, regelmäßige und thätige Einbildungskraft eigentlich das Weſen des Genies ausmacht: ſo kann dieſes doch, ohne eine geſunde und ſtarke Urtheilskraft, weder an ſich ſelbſt zur Vollkommenheit gelangen, noch außer ſich etwas vollkommnes hervorbringen. Die Imagination iſt der Trieb und die Quelle ſeiner Bewegung, aber die Vernunft muß dieſelbe leiten, und ihr Regeln vorſchreiben. Ein Pferd von einer edlen Art, wenn es in voller Freyheit iſt, läuft ſchnell und mit Feuer; aber wild über Berg und Thal; ein geſchickter Reuter läßt ſeinen Gang eben ſo muthig und geſchwinde, aber beſtimmt ſeine Richtung und ſein Ziel. Auf gleiche Weiſe wird eine große, aber ſich ſelbſt ganz überlaßne, Einbildungskraft, wild und unbändig über alle Gränzen der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit hinausſchweifen: wenn ſie aber von dem Verſtande gebändigt und regiert wird, ſo führt ſie, mit ungeſchwächter Lebhaftigkeit, zu nützlichen Erfindungen.

Dieſe Vereinigung eines großen und tiefdenkenden Verſtandes mit einer feurigen Einbildungskraft iſt es, die die großen Genies aller Jahrhunderte hervorgebracht hat. In wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden iſt die Nothwendigkeit der Urtheilskraft und des Nachdenkens augenſcheinlich: hier werden ſogleich alle Ideen, welche die Imagination geſammlet, und nach ihrer Art geſtellt hat, der Vernunft zur Prüfung und zur Bearbeitung übergeben. Wir werden ſogar geneigt ſeyn, wenn wir die Verrichtungen der Seele nicht genau unterſcheiden, das ganze Geſchäffte des philoſophiſchen Genies dem nachdenkenden Verſtande zuzuſchreiben, und den Einfluß der Imagination ganz zu überſehen. In den Künſten iſt die Mitwirkung des verſtändigen Nachdenkens eben ſo nothwendig, obgleich nicht immer eben ſo ſichtbar. Es iſt merkwürdig, daß alle ſchöne Künſte in Vollkommenheit ausgeübt worden, ehe die Regeln derſelben erfunden und in ein Lehrgebäude gebracht waren. Nicht ein einziges Beyſpiel von einer Kunſt, wo die beſten Muſter erſt auf die Regeln gefolgt wären. Ohne Zweifel machte der gründliche Verſtand der erſten Künſtler, daß ſie die Regeln in einzelnen Fällen beobachteten, ob ſie ſie gleich im Allgemeinen nicht auszudrücken wußten. Was ſie gethan haben, und worauf ſie ihr eignes Genie und die Betrachtung ihres Gegenſtandes geleitet hatte, das wurde hernach der Grund der Regeln, welche die Kunſtrichter aus ihren Werken zogen. Ariſtoteles gab keine neue Geſetze in der Dichtkunſt und Beredtſamkeit; er merkte nur die an, welche Homer, Sophokles, Euripides, und viele griechiſche Redner lange vor ihm beobachtet hatten. Die nämliche Anmerkung gilt auch von der Mahlerey, Muſik, und jeder andern Kunſt. Die großen Genies, die ſie erfanden, oder zuerſt in Vollkommenheit ausübten, wurden in den unbekannten Gegenden, wohin ihre kühne Einbildungskraft ſie führte, durch einen ſo tiefen Verſtand und eine ſo feine Beurtheilungskraft geführt, daß ſie alles, was jedesmal zu thun ſey, gerade da bemerkten, wo es in Ausübung gebracht werden muſte; und ſo wurden ihre erſten Werke zuweilen ſchon vollkommne Muſter für die Nachwelt. Die Iliade iſt das älteſte und auch vortreflichſte Heldengedicht, das wir haben. Hätte Homer, bey gleich reicher Imagination, weniger Urtheilskraft beſeſſen, ſo würden in ſeinen Werken, wie in Shakſpears ſeinen, große Fehler ſeyn, die zwar durch ſeine Zeit und durch ſeine großen Schönheiten entſchuldiget, aber doch nicht geleugnet werden könnten. Eine geſunde und richtige Urtheilskraft iſt ſchon eine ſeltne Gabe der Natur, aber ein großer und durchdringender Verſtand iſt nur das Eigenthum des Genies. Wir ſehen an großen Künſtlern, daß, wenn dieſe Fähigkeit ſie auch nicht vor allen Fehlern ſchützen kann, weil ſie entweder an ſich zu ſchwach, oder die Imagination zu feurig iſt, ſie doch wenigſtens vor wirklichen Ungereimtheiten, und ganz wilden Ausſchweifungen verwahrt. Pindar iſt mitten in ſeiner lyriſchen Trunkenheit ſehr vernünftig. Wäre ſeine kühne Einbildungskraft unter keiner Herrſchaft des Verſtandes geweſen; ſo würde ſie nicht wilde Erhabenheit, ſondern Raſerey und Unſinn hervorgebracht haben. Shakſpears Urtheilskraft war nicht gebildet genung, um ihn immer unſchickliche Subjecte, unnatürliche und unwahrſcheinliche Vorfälle, gezwungne und mit Worten ſpielende Ausdrücke vermeiden zu laſſen, oder um ihm die einfache und regelmäßige Geſtalt des wahren Drama zu zeigen. Wenn es aber auf Zeichnung der Charactere und Ausdruck der Leidenſchaften in Reden und Handlungen ankömmt: ſo zeigt er ſo viel Beurtheilung und Einſicht, daß man geneigt iſt, jene Fehler mehr dem ſchlechten Geſchmacke derer, für welche er ſchrieb, als ſeinem Mangel an Einſicht zuzuſchreiben. Beurtheilung und Nachdenken iſt von einer ſo großen Wichtigkeit, daß, wenn wir in Werken, worinnen wir dieſes nicht gehörig angewandt finden, auch wirklich Genie erkennen müſſen; wir doch denſelben immer einen geringern Werth geben, als den mit Verſtand ausgeführten, oft nicht ſo geniereichen Werken. Das Unregelmäßige in Rubens Zeichnungen, und die Einmiſchung unſchicklicher Perſonen in ſeine Gemälde, verdunkelt ſeine übrigen Vortrefflichkeiten. Nichts als der höchſte Reichthum des Genies, kann einem Werke, dem es an ein-

ſichts

ſichtsvoller Bearbeitung fehlt, einen dauerhaften Werth verſchaffen. Shakſpears über alles erhabne Genie verſichert ihm bey allen ſeinen Fehlern die Bewunderung der Nachwelt. Dreydens wirklich großes Genie hingegen war nicht hinlänglich, weder ſeine Werke, bey ſeinen Lebenszeiten, gegen die Spöttereyen geringerer Köpfe zu retten, die ſich die Unrichtigkeiten, worein er zuweilen gefallen war, zu Nutze machten, noch ihnen bey der Nachkommenſchaft den Beyfall und den Ruhm zuwege zu bringen, den vielleicht viel geringere Talente, mit mehr Einſicht angewandt, würden erhalten haben.

Je fruchtbarer die Imagination iſt, deſto mehr hat ſie den Beyſtand der Urtheilskraft nöthig. So wie ein fetter Boden nicht nur mehr Korn, ſondern auch mehr Unkraut zeugt, als ein ſchlechter: ſo bringt auch eine fruchtbare Imagination, zugleich mit richtigen und brauchbaren Ideen, viele leere, falſche oder unſchickliche Gedanken hervor; die, wenn ſie nicht bald von der Vernunft geprüft und verworfen werden, die Wahrheit oder Schönheit verdammen und erſticken. die durch jene erſten Ideen würde ſeyn zum Vorſchein gekommen. *)

Die Urtheilskraft kann nicht Begriffe ſammeln, aber ſie kann die geſammelten unterſuchen, und die untauglichen wegwerfen. Ohne Beurtheilung bringt das Genie bey einem Philoſophen nur willkührliche Hypotheſen und ſeltſame Meynungen; bey einem Dichter unwahrſcheinliche Fabeln, unnatürliche Charactere, falſchen Witz, oder unzeitige Pracht im Ausdrucke; bey einem Maler unnatürliche Zeichnungen und phantaſtiſche Verzierungen hervor. Es iſt eine ſehr gegründete Anmerkung, daß alle unſre Ideen in dem Augenblicke, da wir ſie hervorbringen,

---

*) Nihil eſt feracius ingeniis, iis præſertim quæ diſciplinis exculta ſunt. Sed ut ſegetes fæcundæ & uberes, non ſolum fruges, verum etiam herbas effundunt inimiciſſimas frugibus: ſic interdum ex illis locis aut levia quædam aut cauſſis aliena, aut non utilia gignuntur quorum, ab oratoris judicio delectus magnus adhibebitur. *Cic. Orator.*

gen, uns gefallen. *) Das Gefühl unſrer eignen Thätigkeit, das wir dabey haben, iſt ergötzend; und die Neuheit giebt den Vorſtellungen ſelbſt einen gewiſſen Reiz. Käme die Vernunft nicht hinzu, dieſelben wieder durchzugehen und zu prüfen; ſo würden alle unſre erſten Einfälle ohne Unterſchied beybehalten werden, und die Geburten unſrer Einbildungskraft würden vollkommen ungeheuer ſeyn. In dem Feuer der Arbeit glaubt oft ein Schriftſteller ſeines Gegenſtandes voll und mit vortrefflichen Ideen ſchwanger zu ſeyn; ſieht er aber das, was er in ſolchen Augenblicken geſchrieben, mit Kälte und gelaſſenem Nachdenken wieder durch, ſo findet er es oft nichtswürdig und untauglich. Sehr oft glänzt eine Idee in den Augen der Einbildungskraft, die der Verſtand als unächt und falſch verwirft. Hätte Taſſo von dem letztern einen ſtrengern Gebrauch gemacht: ſo würden in ſeinen Gedichten nicht ſo viele mehr prächtige als wahre Ausdrücke der Leidenſchaften; ſo würden nicht ſo viele künſtlich ausgemalte und glänzende, aber

unrecht

---

*) Omnia noſtra, dum naſcuntur, placent. Quint. Inſt. Orat. Lib. X. cap. 3.

unrecht angebrachte Bilder, vorkommen; ſo würde er nicht ſein ächtes Gold ſo oft mit Flittergold überkleidet haben. *)

Ein unnützer Ueberfluß iſt die Wirkung einer blos fruchtbaren Imagination; eine weiſe Sparſamkeit iſt die Folge des vernünftigen Nachdenkens. Shakſpear bleibt nicht allemal in dieſen Gränzen. Er häuft oft bey ſeinen Beſchreibungen die Umſtände, und bey ſeinen Vergleichungen die Bilder ſo ſehr, daß er Bewunderung wegen ſeines Reichthums erregt; aber zugleich durch das Uebermaaß mißfällt.

---

*) Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter, da er von der reichen poetiſchen Ader des Arioſts redet, ſagt: Elle l'enporte véritablement ſur la poëſie de la Jeruſalem délivrée, dont les figures ne ſont pas ſouvent convenables à l'endroit, où le poëte les met en oeuvre. Il y a ſouvent encore plus de brillant & d'éclat dans ces figures que de vérité. Je veux dire, qu'elles ſurprennent & qu'elles éblouiſſent l'imagination; mais qu'elles n'y peignent pas diſtinctement des images propres à nous intereſſer. Voila ce que M. Deſpreaux a defini, le clinquant du Taſſe. *Reflex. Critiq. ſur la poeſ. & ſur la peint. tome 1. ſect. 34.*

In dem Sommernachtstraum macht Helena der Hermia Vorwürfe, und beſchreibt dabey die vertraute Freundſchaft, die zwiſchen ihnen in ihren frühern Jahren obgewaltet habe, auf die natürlichſte Art von der Welt, indem ſie lauter Umſtände ſammelt, die ſich zum Stande der Kindheit ſchicken.*) „Sind alle die Anſchläge, die wir mit einander getheilt haben, die ſchweſterlichen „Wünſche, die mit einander zugebrachten „Stunden, wenn wir oft die ſchnellfüßige „Zeit ſchalten, daß ſie uns trennte; o! und „das alles iſt vergeſſen? Alle Freundſchaft „unſrer Schuljahre, der Zeit der Kindheit

---

*) 3ter Aufzug. 7ter Auftritt.

Is all the counſel that we two have ſhar'd,
The ſiſters vows, the hours that we have ſpent,
When we have chid the haſty — footed time
For parting us; O! and is all forgot?
All ſchool — days friendſhip, childhood innocence?
We, Hermia, like two artificial gods,
Created with our needles both one flower,
Both on one ſampler, ſitting on one cuſhion;
Both warbling of one ſong, both in one key;
As if our hands, our ſides, voices & minds
Had been incorp'rate.

„und der Unſchuld, wenn wir als zwo „Kunſtgöttinnen mit unſern Nadeln Eine „Blume ſchufen, beyde nach Einem Muſter, „ſitzend an Einem Küſſen, beyde daſſelbe Lied „ſingend, beyde aus Einem Tone; als wären unſre Hände, unſre Seiten, unſre Stimmen, und unſre Herzen in eins zuſammengefloſſen.“

Aber hierbey bleibt die einmal ins Feuer geſetzte Einbildungskraft des Dichters nicht ſtehen, er fährt fort. *) „So wachſen wir „zuſammen wie eine doppelte Kirſche, nur „ſcheinbar getheilt, doch eins in der Zertheilung; zwey liebliche Beeren auf Einem „Stengel gewachſen; zwey Leiber dem Scheine nach, doch nur ein Herz; gleich zween „Wappenſchilden, die doch nur einem gehören, und nur mit einer Krone bedeckt ſind.“

---

*) — — — So we grew together
Like to a double cherry, ſeeming parted,
But yet an union in partition;
Two lovely berries moulded on one ſtem;
Or with two ſeeming bodies, but one heart,
Two of the firſt, like coats in heraldry,
Due but to one and crowned with one creſt.

Hier hat ſeine Imagination mehr Bilder gehäuft, als ſchicklich geweſen ſeyn würden, wenn er auch die Freundſchaft der Kinderjahre an und vor ſich ſelbſt beſchrieben hätte; zu geſchweigen, daß manche dieſer Bilder froſtig und weit hergeholet ſind. Da er aber dieſe Beſchreibung der Helene in den Mund legt, die viel zu ſehr beſchäfftigt, viel zu ſehr von ihrem gegenwärtigen Leiden angegriffen ſeyn mußte, als daß ſie Zeit haben konnte, nach ſolchen Gleichniſſen zu ſuchen: ſo iſt das Uebermaaß darinnen noch weit fehlerhafter.

So wie die Imagination, ſich ſelbſt gelaſſen, mehr Ideen und Bilder herbeybringt, als nöthig ſind, ſo bringt ſie auch oft unſchickliche herbey, die nur durch ſo ſchwache Verhältniſſe mit dem vorhergehenden zuſammenhängen, daß bey nachfolgender Beurtheilung man ſich ſelbſt wundert, wie man darauf habe gerathen können. Maler von anſehnlichem Range haben Mönche in ihren Ordenskleidern bey den Wunderwerken Chriſti angebracht. Ein geringes Nachdenken würde ihnen dieſes als ungereimt gezeigt haben; aber ihre Religion und die Verehrung der geiſtlichen Orden hinderte ſie an dieſem Nachdenken. Kein geringerer Künſtler als Michel Angelo hat in ein Gemälde des jüngſten Gerichts, das er nach chriſtlichen Begriffen verfertigte, den Charon und ſeinen Nachen geſetzt.

Eine Idee kann oft unter einem Geſichtspuncte paſſend und zur Sache gehörend, unter einem andern unſchicklich und ungereimt ſeyn; die Imagination ſieht die Ideen nur unter dem erſten dem beſten Geſichtspuncte, unter welchem ſie ihr nach dem jedesmaligen Zuſtande der Seele vorkommen; die Vernunft und die Urtheilskraft muß den wahren Geſichtspunct aufſuchen, und nach dieſem den Werth und die Brauchbarkeit der Ideen entſcheiden.

Die Regelmäßigkeit der Einbildungskraft kann ohne eine öftere Ausübung der Vernunft und des Nachdenkens bey ihrer Arbeit nicht erhalten werden. Nur dadurch, daß dieſe oft die Vorſtellungen und Entwürfe von jener verbeſſern und zurecht weiſen, erlangt die Einbildungskraft eine Fertigkeit, gleich von ſelbſt die rechten zu treffen; ſie muß oft von ihren Verirrungen durch die Urtheilskraft auf den geraden Weg zurück geführt worden ſeyn, ehe ſie lernt, auf demſelben unverrückt zu bleiben. Und ſelbſt, wenn ſie dieſe Fertigkeit erlangt hat, muß doch die Ueberlegung und das Nachdenken ihre Schritte begleiten, weil ſie niemals durch einen ſo richtigen Inſtinct geleitet wird, daß ſie nicht zuweilen Verirrungen unterworfen wäre. Viele von Bakos Gedanken über Gegenſtände, die er nicht vollkommen unterſucht hat, ſind falſch, obgleich ſinnreich; und würden von einer genau prüfenden Urtheilskraft ſeyn verworfen worden. Newtons Imagination war regelmäßiger als ſeine und unter einer ſtrengern Aufſicht des Verſtandes; und doch halten einige ſeiner Muthmaßungen nicht die Probe der Unterſuchung aus.

Der erſte Entwurf jedes Werks iſt immer von der völligen Ausarbeitung deſſelben ſehr unterſchieden. Nicht nur entſtehen während der Arbeit ſelbſt neue Gedanken; das wiederholte Anſchauen des Gegenſtandes zeigt neue Seiten deſſelben, und veranlaßt neue Aſſociationen: ſondern viele Dinge werden auch bey ſorgfältigerer Ueberlegung verworfen, welche die Imagination bey der erſten Arbeit des Erfindens nicht im Stande war zu vermeiden. Nach dem Geſetz der Aſſociation, wenn der Schriftſteller demſelben allein folgte, würde er immer in der Reihe von Ideen fortgehen, in die er einmal gerathen wäre, wenn ſie ihn auch noch ſo weit von ſeinem Ziele abführte. Nur die Urtheilskraft kann dieſen Lauf hemmen, und die Einbildungkraft nöthigen, wieder zurück zu gehen, und einen andern Weg einzuſchlagen, der näher zum Zwecke führet. Ohne Gebrauch der Vernunft iſt die feinſte Imagination höchſtens ein Blinder, der ſeinen Weg tappend trifft, niemals ein Sehender, der denſelben mit Ueberzeugung und Sicherheit gehet.

Auch dann iſt die Urtheilskraft nothwendig, wenn entweder die Imagination mehrere Ideen beybringt, die alle ſchicklich zur Abſicht ſind, aber nicht alle in gleichem Grade, oder mehrere, die gleich ſchicklich ſind, aber doch nicht alle gebraucht werden dürfen. Im erſten Falle muß die Vernunft die Wahl; im letztern das Maaß beſtimmen.

Shakſpear *) beſchreibt den Tod durch eine Reihe wirklich poetiſcher und treffender Bilder.

„Ja, aber zu ſterben, und zu gehen, wir
„wiſſen nicht wohin; in kalter Erſtarrung
„da liegen und faulen! Statt dieſer warmen,
„gefühlvollen Bewegung ein lebloſer
„zuſammengeballter Erdklumpen zu werden,
„indeß daß der wolluſtgewohnte Geiſt ſich
„in feurigen Fluthen badet, oder in erſtarrenden
„Eisgefilden wohnet, oder in unſichtbare
„Winde eingekerkert, mit raſtloſer
„Gewalt rund um die ſchwebende Welt getrieben
„wird.“

Alle dieſe Ideen ſind, jede für ſich, vollkommen dem Gegenſtande angemeſſen, und

hätten

---

*) *Meaſure for Meaſure*, act. 3. ſc. 2.

Ay, but to die, and go we know not where,
To live in cold obſtruction, and to rot,
This ſenſible warm motion to become
A kneaded clod; and the dilated ſpirit
To bath in fiery floods, or to reſide
In thrilling regions of thik-ribbed ice,
To be impriſon'd in the viewleſs winds
And blown with reſtleſs violence round about
The pendant world. — —

hätten von der correcteſten Imagination herrühren können. Aber zuſammen können ſie nicht beſtehen, weil ſie halb aus heidniſchen, halb aus chriſtlichen Begriffen genommen ſind. Die Urtheilskraft würde dem Dichter gerathen haben, nur die erſtern zu behalten, weil ſie ſich zu dem Character des Claudio, welcher ſpricht, am beſten ſchicken; oder wenn dieſe nicht genung geweſen wären, andre damit übereinſtimmende zu ſuchen.

Auch die Anordnung der Theile, und die Zuſammenſetzung des Ganzen, die ein Werk der Imagination iſt, kann nicht eher für richtig und vollkommen gehalten werden, bis die Vernunft ſie geprüft und gebilligt hat. Die Einbildungskraft verfährt bey Verfertigung ihres Plans auf eine inſtinctmäßige Weiſe; indem ſie von ſelbſt durch die nähere oder weitere Beziehung der Ideen darauf geführt wird, einer jeden ihren Ort anzuweiſen; die Vernunft aber geht mit Bewußtſeyn und Ueberlegung zu werke; und ordnet die Theile des Werkes, nach der genauen Einſicht ihrer Verbindung unter ſich, und ihres Einfluſſes aufs Ganze. Zum Beyſpiele; in einer Fabel oder in einem Trauerſpiele ſind einige Begebenheiten Urſachen, andre ſind Wirkungen; die Beziehung zwiſchen Urſachen und Wirkungen iſt eine von denen, die natürlicher Weiſe die Imagination von einer Idee auf die andre leiten; und dem zu folge wird ſie die natürliche Stelle jeder Begebenheit von ſelbſt treffen, wenn ſie unverdorben und regelmäßig iſt. — Aber um von der Richtigkeit dieſes ihres Verfahrens überzeugt zu ſeyn, muß die Vernunft eben dieſe Beziehung der Begebenheiten als Urſachen und Wirkungen philoſophiſch unterſuchen; und beſtimmen, welche den Anfang, das Mittel, und das Ende der ganzen Handlung ausmachen mußten. Hat alſo die Imagination gleich bey der erſten Erfindung des Gegenſtandes die natürlichſte Anordnung getroffen; ſo darf die Urtheilskraft dieſes nur beſtätigen und außer Zweifel ſetzen: hat ſie geirrt, und iſt ſie durch geringe Aehnlichkeiten und ſchwache Beziehungen der Ideen verleitet worden; ſo muß das Nachdenken die ſtrenge Ordnung wieder herſtellen.

Um den Plan zu einem weitläuftigen Werke des Genies zu machen, muß beydes, Einbildungskraft und Vernunft, in hohem Grade wirkſam ſeyn. Die erſte muß alle mögliche Stellungen der Ideen oder der Begebenheiten verſuchen; die letztere muß die einzige beſte wählen. Homers Anordnung ſeiner epiſchen Handlung; Newtons Anordnung ſeiner Erfahrungen und Experimenten, z. B. in ſeiner Theorie von Licht und Farben zeigen, daß beyde Männer mit Einem anſchauenden Blicke der Imagination das Ganze umfaßt, und dieſen Blick aus vielerley Geſichtspuncten gethan; und daß ſie dann nach genauer Erforſchung der Wirkung und des Einfluſſes jedes einzelnen Theils, — die einzige beſte Form ihrer Werke beſtimmt haben.

Die kleinſte Veränderung in der erfundnen Sache, oder dem zu bearbeiteten Stoff, erfordert auch eine Aenderung in der Anordnung deſſelben. Dieſe Unterſchiede kann nur eine lebhafte Imagination bemerken, und nur eine feine Urtheilskraft gehörig benutzen. Demoſthenes und Aeſchines haben bey der berühmten Streitſache des Kteſiphons, ohnerachtet beyde im Grunde von einerley Vorfällen reden, doch eine ganz verſchiedne Anordnung

ordnung gebraucht, weil der eine den Kteſiphon rechtfertigen, der andre anklagen wollte.

Nicht nur müſſen Einbildungs- und Urtheilskraft beyde vorhanden, ſondern ſie müſſen auch in einem gewiſſen Gleichgewichte mit einander ſeyn, wenn das vollkommene Genie daraus entſtehen ſoll. Wenn die Vernunft zu langſam der vorfliegenden Einbildungskraft nacharbeitet; wenn die Unterſuchungen über jede Zeile lange dauren: ſo wird dadurch der Fortgang des Werks verhindert, und das Feuer des Genies ausgelöſcht. *) Hat hingegen die Einbildungskraft das Uebergewicht über die Fähigkeit des Nachdenkens: ſo wird der Schriftſteller bald des langen Prüfens und Verbeſſerns ſeiner Gedanken überdrüßig, und überläßt ſich zuletzt ohne Einſchränkung ſeinem erſten Einfalle und ſeiner Phantaſie.

Wenn

---

*) Atque plerosque videas hærentes circa ſingula, & dum inveniunt, & dum inventa ponderant. Quod etiamſi idcirco fieret, ut ſemper optimis uterentur, abominanda tamen hæc infelicitas erat, quæ & curſum dicendi refrenat, & calorem cogitationis extinguit mora & diffidentia. Quint. Inſt. Orat. Lib. VIII. proœm.

Wenn die Urtheilskraft während der Arbeit nothwendig iſt, die Einbildungskraft auf ihren einzelnen Schritten zu leiten: ſo iſt ſie nach Vollendung des Werks noch unentbehrlicher, um das Ganze auf einmal zu überſehen, und die Fehler, die erſt alsdann ſichtbar werden, zu verbeſſern. Die Maler, ſagt Plutarch, pflegen ihre Bilder, wenn ſie damit fertig ſind, eine Zeitlang bey Seite zu legen; und ſie dann in einer gewiſſen Entfernung zu beſehen; und, ſo zu ſagen, mit friſchen, und von der langen Arbeit ungeblendeten Augen zu beurtheilen. *) Nach geendigtem Werke können viele Stellen ſorgfältiger bearbeitet werden, die der Schriftſteller mit Fleiß unausgeführt übergieng, weil er ſich zu lange würde dabey haben aufhalten, und dadurch das Feuer der Arbeit ſtören müſſen. Von der Güte oder den Mängeln

---

*) Καλῶς μοι δοκοῦσιν, ὦ Φουνδάνε, ποιεῖν οἱ ζωγράφοι, διὰ χρόνου τὰ ἔργα πρὶν ἢ συντελεῖν, ἐπισκοποῦντες, ὅτι τὴν ὄψιν αὐτῶν ἀφιστάντες, τῇ πολλάκις κρίσει ποιοῦσι καινὴν καὶ μᾶλλον ἁπτομένην τῆς παρὰ μικρὸν διαφορᾶς, ἣν ἀποκρύπτει τὸ συνεχὲς καὶ τὸ σύνηθες. Πλουταρχ. περὶ ἀοργησίας.

geln vieler Theile läßt ſich auch nicht eher urtheilen, als bis man ihren Einfluß aufs Ganze überſieht; ſo wie überhaupt die Schicklichkeit der Mittel nur aus der Wirkung geſchloſſen werden kann. Eine ſolche Ueberſicht des Ganzen wird den Schriftſteller oder Künſtler oft bewegen, den einen Theil als überflüßig wegzuſchneiden, einen andern als zu mangelhaft weiter auszuführen; manche Züge zu erhöhen, andre ſchwächer zu machen, dem einen Theile mehr Glanz zu geben, einen andern mehr in den Schatten zu ſetzen.

Noch mehr; die Vernunft hält nicht nur die Imagination in Schranken, ſondern ſie ſteht ihr auch oft in Hervorbringung der Ideen bey. Nicht unmittelbar; aber indem ſie ihr neue Wege weiſt, und ſie in den Stand ſetzt, weiter um ſich zu ſehen. Die Einbildungskraft findet die Ideen nur vermittelſt ihrer Beziehung auf eine andre, welche ſchon gegenwärtig iſt. Dieſe gegenwärtige nun, welche die folgenden veranlaßt, iſt oft nichts anders, als ein Schluß der Urtheilskraft. Dieſe macht durch ihre Unterſuchung Ein Verhältniß zwiſchen den Theilen ihres Gegenſtandes ausfindig. Dieſes gefundene

Verhältniß iſt eine neue Stammidee, von welcher aus nunmehro die Imagination durch Aehnlichkeit und Verwandtſchaft auf unendlich viele andre geführt wird. Durch eine oder wenige Erſahrungen und Experimente wird die Vernunft und das Nachdenken zuerſt auf eine mögliche Hypotheſe geleitet; dieſe einmal feſtgeſetzt leitet hinwiederum die Imagination auf unzählige Arten neuer Verſuche und Erfahrung an, um den aus wenigen Gründen geſchloßnen Satz zu beſtätigen oder zu widerlegen. Das erſte Probeexperiment (experimentum crucis) in jeder philoſophiſchen Unterſuchung kann nur durch die Urtheilskraft und durch Vernunftſchlüſſe an die Hand gegeben werden. Es war ein förmlicher Vernunftſchluß, der den Newton zuerſt darauf brachte, die ungleiche Brechung der Lichtſtralen in dem Priſmatiſchen Glaſe von einer urſprünglichen Verſchiedenheit derſelben herzuleiten. Durch die Urtheilskraft muß der Dichter erſt überhaupt die allgemeine Natur der Begebenheiten, die ſich zu ſeinem Gegenſtande ſchicken, beſtimmen, ehe die Imagination die einzelnen Vorfälle und Handlungen der Fabel erfinden kann. Homer, der zuerſt ein richtiges Urtheil von der Natur des epiſchen Gedichts, und der Einheit der Handlung, durch die fortwährende Verknüpfung von Urſachen und Wirkungen, gefällt hatte, wurde dadurch auf die ſchicklichſten und zuſammenhängendſten Begebenheiten gebracht. Spencer, dem es an dieſer vorläufigen Beurtheilung der Natur und der Abſicht ſeines Werks fehlte, brauchte ſeine erſtaunliche Phantaſie, und die reichen Schätze der Ritterbücher, um ohne einen ſolchen Leitfaden eine hinlängliche Menge von unzuſammenhängenden Vorfällen und Abentheuren zu erfinden. Alle Topiken und Gemeinörter der Redner gründen ſich auf die Vorausſetzung, daß die Imagination, durch die verſtändige Ueberlegung ihres Werks, auf die Fächer gebracht werden könne, aus welchen ſich Beweiſe oder Erläuterungen ſchöpfen laſſen. Und Quintilian bemerkt mit Recht, daß ſolche Topi nur in ſo fern nützlich ſind, als die Imagination im Stande iſt, dieſe Winke der Urtheilskraft zu nutzen, und wenn ſie von dieſer einmal auf die Spur der zum Vorhaben gehörigen Vorſtellungen gebracht worden, von ſelbſt weiter zu gehen, und neue Ideen an die erſten anzuknüpfen.*) Oft veranlaßt die Urtheilskraft, indem ſie die Fehler der Arbeit entdeckt, die Erfindung neuer Ideen. Die größte Aufmerkſamkeit auf ſolche Stellen, um ſie zu verbeſſern, erweckt die Imagination zugleich, neue Schönheiten, oder neue Wahrheiten auszuſpähen. Eben ſo hat oft die Bemerkung und Auseinanderſetzung der Fehler fremder Werke einen Mann von Genie auf eigne Entdeckungen in der Kunſt oder in den Wiſſenſchaften gebracht.

So alſo leiſtet der Verſtand der Einbildungskraft Hülfe, indem er ihr auf die Spur hilft, und indem er ſie vor Ausſchweifungen bewahrt.

---

*) Illud quoque ſtudioſi eloquentiæ cogitent, neque omnibus in cauſſis ea, quæ demonſtravimus, cuncta poſſe reperiri: neque cum propoſita ſit materia dicendi, ſcrutanda ſingula, & velut oſtiatim pulſanda, ut ſciant, an ad probandum id, quod intendimus, forte reſpondeant, niſi cum diſcunt & adhuc uſu carent. Infinitam enim faciet ipſa res dicendi tarditatem, ſi ſemper neceſſe ſit, ut tentantes unumquodque eorum, quod ſit aptum atque conveniens, experiendo noſcamus. Inſt. Orat. Lib. V. cap. 10.

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Einfluß der andern Erkentnißkräfte auf das Genie.

Wir haben oben bemerkt, daß unſre Erkentnißkräfte ſich unter vier Klaſſen bringen laſſen; Empfindung, Gedächtniß, Einbildungskraft und Verſtand. Wir haben geſehen, daß die Einbildungskraft eigentlich das Weſen des Genies ausmacht, und daß der Verſtand ſein unzertrennlicher Begleiter ſeyn muß. Die Verbindung deſſelben mit der Empfindung und dem Gedächtniſſe iſt nicht ſo unmittelbar; aber ſie iſt doch wirklich. Von was für einer Art und Natur nun dieſe Verbindung eigentlich ſey, iſt der Inhalt des gegenwärtigen Abſchnittes.

Zuerſt entſpringt jede Reihe von Ideen, durch die ein Werk der Kunſt oder der Wiſſenſchaften hervorgebracht wird, aus einer Empfindungsidee, aus der Wahrnehmung irgend eines wirklichen Gegenſtandes in oder außer uns. *) Alle unſre Kenntniſſe fangen davon an; und alle unſre Seelenkräfte bekommen dadurch ihren erſten Stoß. Alle Unterſuchungen des Philoſophen, alle Erdichtungen des Poeten und Malers führen, wenn man ihren Urſprung erforſcht, auf eine ſinnliche oder geiſtige Erfahrung zurück, die den erſten Stoff oder die erſte Veranlaſſung dazu gab. Newton wurde durch den Fall des Apfels auf die Lehre von der allgemeinen Gravitation gebracht. Pythagoras erfand die Theorie der muſikaliſchen Töne bey der Gelegenheit, da er die Hämmerſchläge in einer Schmiede hörte. **) Kein Phillosoph

---

*) Quicquid porro animo cernimus, id omne oritur a ſenſibus. Cic. de fin. Lib. 1. Καὶ διὰ τοῦτο μητέρα τῶν μουσῶν ἐμυθολόγησαν εἶναι τὴν ΜΝΗΜΟΣΥΝΗΝ. Πλουταρχ. περὶ παιδ. ἀγωγ.

**) Ein neuerer ſehr anmuthiger Schriftſteller erzählt dieſe merkwürdige Begebenheit auf folgende Weiſe: „Wer ſollte geglaubt haben, daß das Getöſe „von Schmiedehämmern die erſte Veranlaſſung „zur Muſik geweſen ſeyn ſollte? Und doch erzählt „Makrobius in ſeinem zweyten Buche, daß Pytha„goras, da er bey einer Schmiede vorbey gieng, „fand, der Ton, den jeder Hammer von ſich gäbe, würde jemals nach einer allgemeinen Theorie geforſcht haben, wenn nicht irgend eine Erſcheinung in der wirklichen Natur, deren Erklärung er wiſſen wollte, ihn dazu veranlaſſet hätte. Das Bild oder die Vergleichung, die der Dichter ſucht, wird nur darum von ihm geſucht, weil er ſich vorher die ver-

„ſey höher oder tiefer, nachdem der Hammer ſchwerer oder leichter ſey. Der Philoſoph, um dieſen erſten Wink zu nutzen, hängt ungleiche Gewichte an Stricke von gleicher Dicke, und fand ebenfalls, daß die Töne ſich nach den Gewichten richteten. Da dieß entdeckt war, ſo fand er weiter, was für ein Verhältniß zwiſchen den Gewichten ſeyn müſſe, wenn die Töne harmoniſch ſeyn ſollten. Z. E. daß zwey Santen, die gleich dicke und gleich geſpannt ſind, wovon aber eine doppelt ſo lang iſt als die andre, eine Oktave, oder Diapaſon ausmachen; ſo wie auch 2 Santen von gleicher Länge und Dicke, deren eine aber viermal ſo ſehr geſpannt iſt als die andere. Von einem ſo geringen Anfange, und durch dieſe Schritte verwandelte endlich dieſer Mann das, was vorher nur ein unverſtändliches Geräuſch geweſen war, in eine der liebenswürdigſten Künſte, und machte es ſogar durch Zuziehung der Mathematik zu dem Gegenſtande einer ſchweren und tiefſinnigen Wiſſenſchaft.“ Der Zuſchauer.

verglichne Sache, die aus der wirklichen Natur genommen iſt, vorgeſtellt hat, und wird nur dadurch von ihm gefunden, indem er die Aehnlichkeiten andrer Dinge mit dieſer bemerkt. Sinne und Gedächtniß geben allemal ſowohl die erſten Bewegungsgründe als die erſten Grundideen zu allen Erfindungen her.

Die reichſte Imagination kann nichts erfinden, wovon nicht die einzelnen Ideen von den Sinnen und der Empfindung wären verſchafft worden. Sie ſchafft nichts, ſie ſetzt nur zuſammen, ſie wendet anders an. Mancher Philoſoph iſt durch die Erinnerung einer ganz alltäglichen Erſcheinung auf einen wichtigen Schluß gebracht worden. Alle Poeſie beſteht entweder in der Schilderung äußrer Gegenſtände oder innrer Empfindungen. Dabey bleibt dem Genie noch immer Ehre genug übrig, dieſe Materialien gewählt und an gehörigem Orte, in der rechten Ordnung gebraucht zu haben. Wenn Homers Bilder gleich alle von Dingen hergenommen ſind, die er wirklich geſehen und erfahren hatte: ſo ſind ſie doch Beweiſe von der Größe ſeines Genies, weil er ſich bey jeder ſchicklichen Gelegenheit ſo ſchnell derſelben erinnert; die ähnlichſten Umſtände ausgeſucht, und ſie aufs vollkommenſte ausgedrückt hat. Ein Theil ſeines Gedichts iſt wahre Geſchichte; und dieſen hat er alſo ganz aus ſeinem Gedächtniſſe; aber die Imagination mußte ihm die Begebenheiten, die er wußte, anſchauend machen, und ihn in den Stand ſetzen, ſie ſo zu mahlen, daß ſie auch dem Leſer gegenwärtig ſchienen. Das wahre Genie unterſcheidet ſich eben dadurch, daß es nach ſeinen eignen Beobachtungen ſchildert. Daher finden wir in allen Originaldichtern allemal das Gemälde ihrer Zeit, ihrer Sitten, und desjenigen Zuſtandes der Natur und der Menſchen, den ſie vor Augen hatten. Homers Helden, Spencers Rittergeſchichte, und Taſſos heiliger Krieg ſind Gegenſtände, die aus der Denkungsart und den Sitten ihrer Zeit hergenommen waren. Oſſians Bildnerey iſt von allem, was wir in andern Dichtern finden, ſo unterſchieden, daß es ſcheint, das größte Genie unter den Neuern würde dieſelbe nicht haben finden, oder ſo ſtandhaft beybehalten können: dahingegen ſie der natürlichen und politiſchen Verfaſſung des Landes und der Zeit, in welchen er lebte, aufs vollkommenſte angemeſſen iſt.

Der Menſch hat über die Welt in ſeiner Einbildungskraft ungefähr eben die Gewalt, als über die wirkliche Welt außer ihm. In dieſer kann er keine neue Subſtanzen hervorbringen, aber wohl die vorhandnen in Maſchienen und Kunſtwerken anders zuſammenſetzen. In jener kann er keine einzige einfache Idee anders als durch Erfahrung bekommen; aber aus vielen von der Empfindung bekommnen einfachen Ideen kann er unzählige neue complexe Begriffe zuſammenſetzen. Und dieß iſts eigentlich, was die Imagination thut, wenn wir ſagen, daß ſie ſchafft. Wenn ein Philoſoph ein neues Experiment verſucht, ſo ſetzt er nur bekannte Körper in neue Verbindungen, und beobachtet die Wirkung; und wenn er dieſe Wirkung ſchon einigermaßen vorherſehen kann, ſo geſchieht es nur, in ſo fern dieſer Verſuch andern vorher geſchehenen ähnlich iſt, deren Erfolg er erfahren hat. Alle Hirngeſpinnſte, alle abentheuerliche Geſtalten der Maler und Dichter, ſind immer aus Gliedern von bekannten Körpern zuſammengeſetzt. Homers

Chimära iſt vorne ein Löwe, in der Mitte eine Ziege, hinten eine Schlange.*) Von Phidias wird geſagt, daß er ſeine berühmte Statüe des Jupiters nach der Beſchreibung des Homers**) gemacht, und doch iſt es nur die in etwas veränderte Beſchreibung eines Menſchen. Selbſt diejenigen Mahler, die man wegen ihrer Erfindung am meiſten rühmt, haben gemeiniglich nichts als die Handlung ihrer Stücke erfunden, die Figuren, Stellungen, Köpfe aber, haben ſie oft nach wirklichen Perſonen, und zuweilen nach einem einzigen Individuo kopirt.

---

*) Πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα.

Ιλ. ζ. v. 181.

**) Ἀπομνημονεύουσι δὲ τοῦ Φειδίου, ὅτι πρὸς τὸν Πάνδαινον εἶπε πυνθανόμενον πρὸς τί παράδειγμα μέλλοι ποιήσειν τὴν εἰκόνα τοῦ Διός, ὅτι πρὸς τὴν Ὁμήρου δι' ἐπῶν ἐκτεθεῖσαν τούτων.

Ἦ καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων
Ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπερρώσαντο ἄνακτος
Κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο, μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον.

Ιλ. α.

Wäre es auch möglich, ganz neue Geſtalten der Dinge zu erdenken, ſo würde dieß doch ohne Nutzen ſeyn, weil dieſe fremden Geſchöpfe weder auf den Verſtand noch das Herz andrer Menſchen einen Eindruck machen würden. Wir müſſen das vollkommen begreifen können, wobey wir fühlen ſollen, und wir können nicht begreifen, wovon wir nichts ähnliches geſehen haben. Daher kömmt es, daß wir ſchon an Sitten, die von den unſrigen zu weit entfernt ſind, nicht rechten Antheil nehmen können. Die Verfeinerung der neuern Sitten und die Abſonderung der verſchiednen Stände in ihren Geſchäfften und Vergnügungen, macht uns viele Gemälde des Homers ekel oder unwahrſcheinlich. Aber diejenigen Kunſtrichter thun unrecht, die die Charaktere des Zeitalters zu Fehlern des Dichters machen.

Aber nicht nur die einzelnen Theile, ſondern auch die Art und die Regel ihrer Zuſammenſetzung muß die Imagination von der Erfahrung und dem Gedächtniſſe herholen. Auch das Ganze muß einem Ganzen aus der Natur ähnlich ſeyn. Wenn der Philoſoph eine Erſcheinung aus gewiſſen Urſachen herleitet: ſo muß die ganze Folge der Veränderungen, durch welche er beyde mit einander verknüpft, demjenigen Laufe der Natur ähnlich ſeyn, den wir in andern natürlichen Begebenheiten beobachtet haben. Wenn die Handlungen und Begebenheiten eines Gedichts, ſo natürlich ſie an ſich ſeyn mögen, nicht ſo auf einander folgen, und ſo mit einander verknüpft ſind, wie wir es in der Geſchichte oder ſelbſt erlebten Begebenheiten gewohnt ſind: ſo iſt das Ganze unwahrſcheinlich und abgeſchmackt. Die Natur hat gewiſſe allgemeine Geſetze, nach welchen ſich ſowohl die phyſiſchen als moraliſchen Veränderungen richten. Eine gewiſſe Analogie läuft durch alle Theile derſelben. Wo wir alſo dieſe nicht wiederfinden, wo wir die uns aus vielfältigen Erfahrungen beywohnenden Regeln nicht beobachtet ſehen: da verwerfen wir die Reihe als unnatürlich. Selbſt in den Werken, wo wir der Phantaſie am meiſten einräumen, wo ihre Erdichtungen am wenigſten an gewiſſe Regeln gebunden ſind, muß doch das neue Geſchöpf des Genies mit den im Gedächtniß obſchwebenden wirklichen Dingen eine Aehnlichkeit haben;

und zu dem Ende muß unter der Arbeit ſelbſt das Gedächtniß immer dem Dichter einige Muſter vorhalten, wornach ſeine Einbildungskraft ſich richten kann.

*) Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris:
Ne, quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi.

Mit einem Worte, das Genie wird oft durch die Reihen von Begriffen, die im Gedächtniſſe aufbewahrt liegen, auf die von ihm ſelbſt zu erfindenden Reihen neuer Begriffe gebracht; und die Urtheilskraft kann die erfundnen nach keinen andern Muſtern beurtheilen, als nach denen, die ihr das Gedächtniß in den wirklichen Dingen und Vorfällen der Welt aufſtellt.

*) Horatii Ars poet. v. 338.

Zweyter Theil.

Von den allgemeinen Urſachen der Verſchiedenheiten des Genies.

So wie das Genie aus verſchiedenen vereinigten Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes entſteht: ſo bekömmt es auch verſchiedene Beſtimmungen und Grade, nachdem dieſe zum Grunde liegende Kräfte ſtärker, oder anders modificirt ſind. Da die Imagination das Weſen des Genies ausmacht: ſo wird von ihren Graden und Beſchaffenheiten das meiſte in den Verſchiedenheiten des Genies abhängen. Urtheilskraft und die übrigen Kräfte, ſo wie ſie etwas zur Bildung des Genies beytragen, werden auch in die Verſchiedenheiten deſſelben einen Einfluß haben. Dieſe alle werden wir alſo nach ihren Mannichfaltigkeiten unterſuchen, und die Geſetze derſelben auffinden müſſen, um die Urſachen von den Verſchiedenheiten des Genies zu entdecken.

◆ ◆ ◆

Erſter Abſchnitt.

Von den in der Einbildungskraft liegenden Urſachen der Verſchiedenheiten des Genies; beſonders von denjenigen Beſchaffenheiten der Ideen, die ihre Zuſammengeſellung hervorbringen.

Wir haben ſchon angemerkt, daß die Imagination hauptſächlich dadurch das Genie hervorbringt, daß ſie zu einer gegenwärtigen Idee, nothwendiger Weiſe, und ohne allen Vorſatz des Menſchen, andere Ideen beygeſellt. Dieſes unwillkührliche Einfallen andrer Ideen, bey Gelegenheit einer erſten, die ſchon in der Seele vorhanden iſt, wird die Aſſociation, (die Ideenverknüpfung) genannt, und iſt ſchon von andern Philoſophen beobachtet worden. Dieſe haben zugleich eingeſehen, daß die Imagination dabey nicht ganz willkührlich verfährt; ſondern gewiſſen Geſetzen unterworfen iſt. Sie haben gefunden, daß die Ideen, welche uns bey Gelegenheit einer andern einfallen ſollen, gewiſſe Eigenſchaften haben müſſen, die ſie mit jener in eine Beziehung bringen. *) Dieſe Eigenſchaften wollen wir jetzt unterſuchen.

Es kömmt hiebey auf zwey Sachen an: Erſtlich auf die Eigenſchaften der Beziehung der Ideen ſelbſt, die ſie geſchickt machen, ſich zuſammenzugeſellen. Zweytens, auf die außer ihnen liegenden Urſachen und Umſtände, die einen Einfluß auf ihre leichtere oder geſchwindere Verknüpfuug haben.

Was die Eigenſchaften und Beziehungen der Ideen ſelbſt betrifft, die ſie geſchickt machen, ſich zuſammenzugeſellen; ſo ſind dieſelben von zweyerley Art; entweder einfach oder zuſammengeſetzt. Die Einfachen laſſen ſich auf dieſe drey bringen, Aehnlichkeit, Entgegenſetzung und Nähe.

Vorſtel-

---

*) Man ſehe Homes Grundſätze der Kritik 1. Band 1. Th. 4. Abſchn.

Vorſtellungen können einander auf ſehr vielerley Art und in ſehr verſchiedenen Graden ähnlich ſeyn: wenn ſie aber einander nur wirklich ähnlich ſind; ſo werden, wenn eine davon der Seele gegenwärtig iſt, natürlicher Weiſe ihr die andern auch einfallen. Ein Bildniß führt uns immer auf die Idee der Perſon, die es vorſtellt. Bey jeder neuen Sache oder Perſon erinnern wir uns an die bekannten, die mit dieſen einige Aehnlichkeit haben. Jedes Individuum einer Art bringt uns die andern Dinge derſelben Art, die wir geſehen haben, jede Erſcheinung oder Begebenheit bringt die ihr an Beſchaffenheit, äußern Umſtänden oder Wirkungen gleichförmigen ins Gedächtniß. „Man „hat bemerkt, ſagt Bako, daß Salz geſchwinder in Salzwaſſer, als in reinem „Waſſer ſchmilzt. Man verſuche es mit „Zucker, und thue denſelben in ſchon gezuckertes und ungezuckertes Waſſer.“ Auf dieſe Weiſe kömmt ein Philoſoph immer von einem Verſuche auf mehrere. Shakſpear läßt ſeinen Northumberland, da er den Morton blaß, zitternd und verſtummt aus der Schlacht, in der ſein Sohn focht, auf ſich zukommen ſah, ſehr natürlich nach dieſem Geſetze der Aehnlichkeit an eine gleiche Begebenheit denken. *)

„Du zitterſt; und deine bleiche Wange „ſagt mehr von deiner Bothſchaft als deine „Zunge. Grade ſo ein Mann, ſo matt, ſo „athemlos, ſo düſtern, mit ſo erſtorbnem „Blicke, zog den Verhang von Priams Bette „in der Todtenſtille der Nacht weg, und „würde ihm geſagt haben, daß ſein halbes „Troja in Flammen ſtünde, hätte nicht „Priam eher das Feuer als jener ſeine Zunge „gefunden; und ich finde meines Piercys „Tod, ehe du mir ihn erzählſt.“ Jede Eigenſchaft oder jeder Umſtand, der zwey Vorſtellungen gemein iſt, iſt hinlänglich, ſie in der

---

*) Thou trembleſt and the whiteneſs in thy cheek.
Is apter than thy tongue to tell thy errand.
Ev'n ſuch a man, ſo faint, ſo ſpiritleſs,
So dull, ſo dead in look, ſo woe — be — gone,
Drew Priam's curtain in the death of night,
And would have told him, half his Troy was burn'd;
But Priam found the fire, ere he his tongue;
And I my Piercys death, ere thou report'ſt it.
Second part of Henry IV. act. 1. ſcena 3.

der Einbildungskraft zu verknüpfen. Auf ſolche leichte Aehnlichkeiten gründen ſich faſt alle Bilder und Gleichniſſe in der Rede. *)

Entgegenſetzung iſt ein Wort, welches gemeiniglich in einem ziemlich weiten Sinne genommen wird. Nicht ſowohl die einander geradezu widerſprechenden Begriffe, als die, welche in einer gewiſſen Abſicht einander entgegenſtehen. ſind fähig, ſich in der Imagination zuſammenzugeſellen. „Die „Sonnenſtralen, ſagt Bako, verwandeln „Wein in Eſſig; könnten ſie nicht auch vielleicht ſaure Trauben ſüß machen?“ **) Auf ähnliche Weiſe ſind manche neue Experimente erfunden worden, indem man aus der bekannten Wirkung einer gewiſſen Urſache, die gegenſeitige Wirkung derſelben Urſache in einem entgegenſtehenden Subjecte gemuthmaßt hat. Die Empfindung des Lichts macht vielleicht nicht oft, daß wir an die Finſterniß denken; aber die Empfindung

---

*) Non enim res tota toti rei ſimilis ſit neceſſe eſt, ſed ad ipſum, ad quod conferetur, ſimilitudinem habeat oportet. *Ad Heren.* L. IV.

**) Inquiſitio de calore & frigore.

der Finſterniß veranlaßt ſogleich die Erinnerung ans Licht. Wenn wir in einer ſtürmiſchen Nacht uns in einem warmen und bequemen Zimmer finden: ſo iſt es nicht ungewöhnlich, daß wir mit einigem Mitleiden an die denken, welche draußen der Kälte und dem Regen ausgeſetzt ſind. Große Gefahren oder Unglücksfälle, die ein Menſch ausgeſtanden hat, fallen ihm bey nachfolgenden glücklichern Begebenheiten immer wieder ein. Ein Menſch, der von Armuth und Niedrigkeit zu Hoheit und Reichthum empor ſteigt, wird oft ſich ſelbſt, noch mehr aber andre an ſeinen vorigen Zuſtand erinnern. Das Andenken an das vergangne Glück iſt niemals ſtärker, als wenn der Menſch in Elend verfällt. Alte unbehülfliche, des Vergnügens unfähige Greiſe halten ſich gerne bey der Erinnerung der Stärke, Munterkeit und Luſt ihrer Jugend auf. Ein König, der unter der Regierungslaſt ſeufzet. und vor Unruhe ſchlaflos iſt, wird leicht an die Ruhe und den ungeſtörten Schlaf des Bauern erinnert: „Wie viele „tauſend meiner ärmſten Unterthanen liegen „jetzt im Schlafe.“ *)

---

*) 2ter Theil von Heinrich IV.

Die Entgegenſetzung iſt hier doppelt, die zwiſchen der Hoheit und Niedrigkeit, und die zwiſchen der Ruhe und der Sorge. Jedes Menſchen gute oder böſe Aufführung, wenn ſie nicht immer dieſelbe geweſen iſt, erinnert uns an ſeine alte entgegenſtehende. Verſöhnte Feinde, und entzweyte Freunde, denken oft an ihr voriges Verhältniß, und veranlaſſen andre, daran zu denken. Shakſpear führt den König Heinrich, da er die Rebellion des Northumberlands erfährt, alſo redend ein:*)

„Es iſt noch nicht zehn Jahre, als
„Richard und Northumberland mit einander an Einem Tiſche fröhlich waren.
„Und zwey Jahre darauf waren ſie im
„Kriege. Noch vor acht Jahren war Piercy

---

*) 'Tis not ten years ſince Richard & Northumberland
Did feaſt together; and in two years after
Were they at wars; it is but eight years ſince
This Piercy was the man neareſt my ſoul,
Who like a brother toil'd in my affair's,
And laid his love & life under my foot;
Yea, for my ſake, ev'n to the eyes of Richard
Gave him defiance. *Second part of Henry* IV. act. 3. ſcene 2.

„der Mann, der meiner Seele am nächſten
„war, der wie ein Bruder meine Sachen
„betrieb, um meinen Kummer ſich grämte;
„und ſeine Liebe und ſein Leben zu meinen
„Füßen legte; ja um meinetwillen bot er
„dem Richard ins Angeſicht Trotz.“

Auf gleiche Weiſe bringt uns eine gewiſſe Aufführung des einen Menſchen, die entgegenſtehende Aufführung eines andern ins Gemüth. Als Heinrich die Thaten des Piercys, des Sohns vom Northumberland, erzählen hört; ſo ſagt er auf eine vollkommen natürliche Weiſe:

„Ja du machſt mich traurig, und verleiteſt
„mich zur Sünde des Neides, daß
„Northumberland der Vater eines ſo geſegneten
„Sohnes ſeyn ſolle, eines Sohns, der
„jetzt das vornehmſte Thema in dem Munde
„des Ruhms iſt, der höchſte ſchlankſte Baum
„des Waldes; der Liebling und der Stolz
„des Glücks. Indeß ich ſeine ruhmwürdigen
„Thaten betrachtend meines jungen Heinrichs
„Stirne mit Ueppigkeit und Schande
„befleckt ſehe.“ *)

Eben

---

*) Yea there thou mak'ſt me ſad, & mak'ſt me ſin
In envy that my Lord Northumberland,

Should

Eben dieſer Dichter giebt uns ein ander Beyſpiel, wie eine Idee auf die ihr entgegenſtehende führen kann, in einer Stelle der Rede Cliffords an Heinrich den ſechſten. Die ehrgeitzige Sorge des Herzogs von York für die Erhebung ſeiner Kinder erinnert ihn an des Königs fahrläßige Gleichgültigkeit in Abſicht ſeines Sohns; und dieſes führt ihn hinwiederum auf die Sorge, die die unvernünftigen Thiere für ihre Jungen tragen.

*) „Er nur ein Herzog, wollte gern aus „ſeinem Sohn einen König machen, und ſei-

Should be the father of ſo bleſt a ſon,
A ſon who is the theme of honour's tongue:
Amongſt a grove the very ſtraighteſt plant,
Who is ſweet fortune's minion and her pride;
Whilſt I by looking on the praiſe of him,
See riot and diſhonour ſtain the brow
Of my young Harry.

First part of Henry IV. act. 1. ſc. 1

*) He but a Duke would have his ſon a king,
And raiſe his iſſue like a loving Sire;
Thou being a King, bleſt with a goodly ſon,
Did'ſt yield conſent to diſinherit him;
Which argued thee a moſt unloving father.
Unreaſonable creatures feed their young,

„ne Nachkommen als ein wohlthätiger Ahnherr emporheben; und du, ein gebohrner König, und mit einem ſo liebenswürdigen Sohne geſegnet, willſt einwilligen, ihn zu enterben; und dich dadurch als den unzärtlichſten Vater anzuklagen. Unvernünftige Thiere ernähren ihre Jungen; und obgleich das Angeſicht des Menſchen ihren Augen ſchrecklich iſt; wer hat dennoch nicht ſie „in Vertheidigung ihrer Kleinen mit eben den „Flügeln, mit welchen ſie ſonſt furchtſam die „Flucht ergriffen, gegen den, der ihr Neſt erſtieg, kämpfen, und ihr eignes Leben dem „Leben ihrer Jungen aufopfern ſehen?“

Hier wird der Poet, indem er an den Gebrauch der Flügel bey den Vögeln zu ihrer Vertheidigung denkt, durch den Gegenſatz darauf gebracht, daß ſie dieſelben gemeiniglich

zur

And though man's face be fearful to their eyes,
Yet in protection of their tender ones,
Who has not ſeen them (even with thoſe wings
Which ſometimes they have uſ'd with fearful flight)
Make war with him, who climb'd into their neſt,
Offring their own lives in their young's defence.
Third part of Henry VI. act. 2. ſc. 3.

zur Flucht anwenden. In allen unſern Geſprächen, beſonders in den Geſprächen alter Leute, iſt es ſehr merklich, daß wir durch den Gegenſatz von einer Idee auf die andre gebracht werden, indem die Veränderungen, die Abwechſelungen der Dinge, und der Gegenſatz ihres jetzigen Zuſtandes mit dem vergangnen den größten Theil davon ausmachen.

Die Nähe der Gegenſtände in Abſicht auf Ort oder Zeit, iſt ein drittes Principium, welches die Ideen derſelben zuſammengeſellt. Man denke an eine Stadt, ein Haus oder ein Landgut: ſo werden einem die nahe dabey gelegnen bald einfallen. Man bringe uns an einen Ort, wo wir ehedem geweſen ſind, oder man rede auch nur davon: ſo werden uns ſogleich die Perſonen, Begebenheiten, Geſpräche, die wir an demſelben geſehen oder gehört haben, einfallen.

> Nemo libenter recolit, qui læſit locum. *)

Eine Begebenheit bringt uns auf die vorhergehenden, nachfolgenden oder gleichzeitigen. Daher rührt gemeiniglich die Weitſchweifigkeit gewiſſer Erzähler, daß ſie durch die Zeit

---

*) Phædr. Lib. I. fab. 8.

und den Ort ihrer Geſchichte an viele Umſtände erinnert werden, die eben damals und eben da vorgegangen ſind, aber zur Sache nicht gehören.

„Ein Herr,“ (ſagt einer der Verfaſſer des Zuſchauers) „mit welchem ich neulich die Ehre hatte, in Geſellſchaft zu ſeyn, ſagte bey „einer Gelegenheit, die er zu ergreifen beliebte, er erinnere ſich einer ſehr artigen Antwort, die ein ſehr witziger Kopf von König „Karls Zeiten bey einer gleichen Gelegenheit „gegeben hätte. Ich erinnere mich, ſagte „er, ungefähr um die Zeit von Dates Verſchwörung, daß ein Vetter von mir und ich „im Bären zu Holburn waren, — Jacob „Thomſon war auch da, — ich bin ſicher, „daß irgendwo davon mag geſprochen worden ſeyn, denn wir trunken faſt alle Abende in der Gegend unſre Flaſche.“ *) Die erſte Veranlaſſung zur Erzählung dieſer Geſchichte war in der Aehnlichkeit; — dieſe unnützen Umſtände wurden durch die Nähe von Zeit und Ort hervorgebracht.

Die zweyte Art der Verhältniſſe, welche die Begriffe geſchickt machen, ſich zuſammen zu

geſellen,

---

*) Zuſchauer 138ſtes Stück.

geſellen, ſind zuſammengeſetzte, ſie entſtehen aus der Vereinigung mehrerer einfachen Verhältniſſe der erſten Art. Dergleichen ſind 1. die Coexiſtenz, oder das Beyſammenſeyn mehrerer Dinge in einem Subjekte; 2. die Cauſalität oder die Beziehung von Urſache auf Wirkung; — und 3. Ordnung.

Die Theile eines Ganzen, oder die Eigenſchaften eines Subjekts machen dergeſtalt Eins in unſrer Vorſtellung, daß ſie ſich uns nicht nur immer zugleich darſtellen, ſondern daß es uns auch ſogar ſchwer wird, ſie als mehrere zu betrachten. Die Zergliederung der Begriffe, die in nichts anders beſteht, als in der Abſonderung der verſchiednen Ideen, die ein Subjekt durch ſeine verſchiednen Theile oder Eigenſchaften in uns erregt, iſt nur das Werk des Philoſophen. Der große Haufe kann nicht an eine dieſer Ideen allein denken; ohne zugleich alle andre mit zu umfaſſen. Wenn wir von ferne eine Frucht riechen: ſo fällt uns ſogleich ihre Geſtalt, ihre Farbe und ihr Geſchmack ein. Sollten wir in einer Wüſte ein Rad von einer Uhr, oder einen Theil einer andern Maſchiene finden:

den: ſo würden wir ſogleich die Idee der ganzen Maſchiene in Gedanken haben.

Das Verhältniß von Urſache und Wirkung, das gleichfalls die Ideen geſchickt macht, ſich zuſammen zu geſellen, iſt ebenfalls ein zuſammen zeſetztes Verhältniß. Es ſchließt in ſich die Verbindung des Orts; denn wir ſtellen uns immer die Urſache als unmittelbar gegenwärtig bey dem Dinge vor, worauf ſie wirkt; es ſchließt in ſich die Verbindung der Zeit, denn wir ſehen immer die Urſache als vorhergehend, die Wirkung als nachfolgend an; es ſchließt endlich noch in ſich den Begriff einer Kraft oder eines Beſtrebens, das in der Urſache vorhanden iſt, um die Wirkung hervorzubringen, ſo daß dieſe von jener abhängt. *) Von dieſen beyden Sachen, von der Urſache und der Wirkung, führt uns die eine natürlicher Weiſe auf die andre. Bey dem Andenken einer Wunde fällt uns leicht die Art der Waffen ein, wodurch ſie gemacht

---

*) Cauſſa autem ea eſt, quæ id efficit, cujus eſt cauſſa, ut vulnus mortis; ignis ardoris; itaque non ſic cauſſa intelligi debet, ut quod cuique antecedat, id ei cauſſa ſit, ſed quod cuique efficienter antecedat. *Cic. de Fato.*

gemacht worden, und der Schmerz, den ſie nach ſich gezogen hat. Der Gedanke an einen Menſchen erinnert uns an ſeine Handlungen, — der Gedanke an die Handlungen erinnert uns an die Perſon, die ſie verrichtete, und dieſe wieder an ihr übriges Betragen. Der Sohn unſers Freundes bringt uns unſern Freund ſelbſt wieder ins Gedächtniß.

Kein Principium der Ideenverknüpfung iſt bey einem Werke des Genies ſo geſchäfftig, als dasjenige, welches aus dem Verhältniſſe zwiſchen Urſache und Wirkung entſteht. Da eine Haupteigenſchaft eines ſolchen Werks in dem genauen Zuſammenhange aller ſeiner Theile mit dem Ganzen und mit dem Zwecke liegt; und da dieſer Zuſammenhang in nichts anderm beſteht, als daß alle Theile etwas beytragen, das Ganze vollſtändig zu machen, und die Abſicht zu erreichen, d. h. ſich zu demſelben wie Urſachen zu ihrer Wirkung verhalten: ſo folget, daß diejenige Imagination, welche den richtigſten und beſten Plan machen ſoll, am meiſten von dem Verhältniſſe zwiſchen Urſache und Wirkung gerührt werden, und durch dieſes am meiſten von einer

Idee zur andern übergehen muß. Sie muß eine Anzahl untergeordneter Abſichten finden, die ſich zum Ganzen als Mittel verhalten, und die ſelbſt wieder durch die einzelnen Theile hervorgebracht werden. — Sie muß jede ihr vorkommende Idee in dieſem doppelten Lichte zu betrachten gewohnt ſeyn, und ſie ſogleich mit den Mitteln, Abſichten und mit dem letzten Zwecke vergleichen. Mit einem Worte, die Imagination des Genies muß dergeſtalt von dieſem Einfluſſe der Urſachen auf die Wirkungen regiert werden, daß ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, nur auf ſolche Ideen geräth, die zum Zwecke dienen, und daß ſelbſt ihre zufälligſcheinenden Einfälle ſchon in denjenigen Zuſammenhang treten, der der Natur ihres Werks gemäß iſt.

Ordnung iſt ein drittes großes Band der Ideen, welches es uns leicht macht, von einer auf die andre zu kommen. Sie findet ſowohl bey Theilen eines Dinges als bey verſchiedenen Dingen ſtatt. Sie beſteht in einer ſolchen Nebeneinanderſtellung oder Folge derſelben, die ſich nach der nähern oder weitern Beziehung derſelben auf einander richtet. Wenn die nahe verbundnen Theile auch nahe bey einander ſind, wenn diejenigen, welche einen unmittelbaren Einfluß auf einander haben können, auch unmittelbar auf einander folgen: ſo iſt Ordnung in einem Dinge. Daß nun in der Ordnung eine Kraft liegt, uns von der Idee einer Sache leichter auf die Idee einer andern zu bringen, iſt aus hundertfältiger Erfahrung offenbar. Wie leicht iſt es eine in ein Syſtem gebrachte Reihe von Sätzen zu behalten; und wie ſchwer eine Menge einzelner Aphorismen? Die Structur einer Pflanze, eines Thieres, einer regelmäßig gebauten Maſchiene wird leicht behalten, wenn wir ſie einmal kennen; da hingegen die aus einander geriſſenen und auf einen Haufen geworfenen Theile derſelben das Gedächtniß eben ſo ſehr, als die Sinne verwirren würden.

Dieſes ſind die Verhältniſſe alle, durch welche unſre Begriffe ſich an einander ketten. Sie wirken ſowohl da, wo ſie wirklich ſind, als da, wo wir ſie uns einbilden.

Ehe wir dieſen Abſchnitt beſchließen, müſſen wir noch bemerken, daß dieſe Fortſchreitung unſrer Ideen nach gewiſſen Verhältniſſen nicht von unſerm Bewußtſeyn und unſrer Vorſtellung dieſer Verhältniſſe herkömmt, ſondern von einem Geſetze unſerer Natur, nach welchem wir inſtinktmäßig handeln. Wenn wir unſre Gedanken oder unſer Geſpräch auf Gerathewohl herumſchweifen laſſen: ſo kommen wir von einer Sache auf eine andre immer durch gewiſſe Verbindungen; die wir aber zu der Zeit ſelbſt nicht wiſſen, ſondern erſt hintendrein gewahr werden. Wir denken nicht erſt vorher: dieſe Sache iſt jener ähnlich, dieſe iſt die Urſache oder Wirkung von jener, mit ihr an einem Orte geweſen; alſo muß nun dieſe letztere auf jene folgen. Wir ſind mit unſern Gedanken ſchon bey ihr, ehe wir noch ihre Verbindung mit der vorhergehenden einſehen. Wir müſſen zwar allerdings, um die Aehnlichkeit oder das Verhältniß zweyer Ideen zu bemerken, ſie mit einander vergleichen; um ſie zu vergleichen, müſſen wir ſie beyde ſchon im Gemüthe gegenwärtig haben; und die ſpätere muß alſo durch einen andern Weg, als durch das bemerkte Verhältniß derſelben mit der vorhergehenden in die Seele eingeführt werden ſeyn.

Auf der andern Seite aber iſt es auch wahr, daß die deutlich wahrgenommene Aehnlichkeit oder Verbindung mehrerer Dinge für die Zukunft ein Grund werden kann, warum wir uns bey dem einen dieſer Dinge des andern erinnern. Oft über die Verhältniſſe und Verbindungen der Dinge nachzudenken, iſt ein Mittel, unſre Imagination thätig zu machen, und ihr den Uebergang von einer Idee zur andern zu erleichtern. Falſche und blos eingebildete Verhältniſſe würden niemals auf die Imagination einen Einfluß haben, wenn wir nicht vorher die Meynung gefaßt hätten, daß dieſe Verhältniſſe wirklich vorhanden wären. Das Geſetz der Aſſociation iſt alſo zum Theil blos der Natur, zum Theil unſerm Willen und unſrer Bearbeitung unterworfen. Die Ideen können ſich entweder inſtinktmäßig zuſammenfinden, nach gewiſſen Beziehungen, deren Einfluß auf unſre Denkungskraft nothwendig iſt; oder wir können ihre Zuſammengeſellung veranlaſſen und vorbereiten, indem wir gewiſſe Dinge und Ideen öftrer und aufmerkſamer mit einander vergleichen.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe der Gewohnheit auf die Ideenverknüpfung.

Wir haben nun zunächſt zu unterſuchen, was für Urſachen in der menſchlichen Seele vorhanden ſind, warum unter gleichverbundnen Ideen einige ſich doch leichter zuſammengeſellen, als andre. Zwo dieſer Urſachen ſind offenbar: die Gewohnheit und die Leidenſchaften. Die Ideen und Dinge, an welche wir gewöhnt ſind, und die, welche mit unſrer jetzigen Gemüthsfaſſung übereinſtimmen, werden am leichteſten und geſchwindeſten durch jede Veranlaſſung in die Seele gebracht. Ja dieſe beyden Principia, Gewohnheit und Leidenſchaft, befördern nicht blos die Zuſammengeſellung der Ideen, ſondern ſie wirken ſie auch. Oft ſind ſie das einzige Band, welches diejenigen Vorſtellungen unter einander zuſammenhält, die in der Seele eines Menſchen auf einander folgen.

Der Einfluß der Gewohnheit auf die Aſſociation iſt hauptſächlich dreyfach.

Erſtlich macht ſie, daß wir leichter durch jede gegenwärtige Vorſtellung auf eine ſolche gebracht werden, die uns oft vorgekommen und geläufig iſt, als auf andre, die uns ſelten und fremde ſind. Nichts iſt ſichtbarer, ſowohl im gemeinen Leben als in den Werken des Geiſtes. Wir haben ſchon einmal gewiſſer Gemälde gedacht, wo bey Geſchichten aus dem Evangelio Perſonen in Mönchskleidern vorkommen. Nichts war leichter, als die Ungereimtheit dieſes Fehlers einzuſehen. Allein wenn wir bedenken, daß ein papiſtiſcher Maler von Jugend auf gewohnt geweſen, bey jeder gottesdienſtlichen Handlung die Religioſen ſeiner Kirche zu ſehen, und ſie als weſentliche Perſonen in allem, was zur Religion gehört, zu betrachten; ſo werden wir uns nicht mehr ſo ſehr wundern, daß ihm, auch bey Geſchichten des Evangelii, die er gleichfalls für heilig und gottesdienſtlich hielt, dieſe Perſonen einkamen. Woher kömmt es, daß gewiſſe Dinge und Erſcheinungen der Natur ſchon von den älteſten Dichtern und Rednern zu

Bildern oder Vergleichungen gebraucht worden ſind, und faſt in allen andern ſo häufig vorkommen? Weil es die gewöhnlichſten und bekannteſten Erſcheinungen ſind, die den Sinnen ſo oft vorkommen, daß eben deswegen die Imagination am allererſten auf ſie geführt wird. Nicht jeder ſpäterer Schriftſteller, in welchem wir dieſe uralten Bilder wiederfinden, hat ſie von den frühern nachgeahmt. Er iſt vielmehr durch die Gewohnheit, die Dinge, wovon ſie hergenommen ſind, immer vor Augen zu ſehen, eben ſo wohl unmittelbar und zuerſt auf ſie geführt worden, als ſeine Vorgänger. Nur eine ſehr lebhafte und kräftige Einbildungskraft kann dieſes Beyſtandes der Gewohnheit entbehren, und bis zu ſolchen Ideen durchdringen, die von ſelten geſehenen Gegenſtänden, oder von unmerkbaren Eigenſchaften derſelben hergenommen ſind.

Sowohl die Schriftſteller und Künſtler von wahrem Genie als die bloßen Nachahmer werden in der Art ihrer Vorſtellungen von der Gewohnheit geleitet. Die erſten, die nach der wirklichen Natur ſchildern, und ihre eignen Beobachtungen zum Grunde legen, ſchildern nur ſolche Gegenſtände, die ſie an ihrem Orte und zu ihrer Zeit ſelbſt geſehen haben, und ſchildern diejenigen am beſten und am leichteſten, die ſie am öfterſten geſehen, und am genaueſten betrachtet haben. Die andern, die mehr geleſen als geſehen, mehr die Vorſtellung andrer Schriftſteller, als die Dinge und Menſchen ſelbſt beobachtet haben, werden auch nur auf diejenigen Ideen geführt, die ihnen eine öftere Leſung geläufig gemacht hat.

Wenn ein Mann mit Unterſuchung einer wiſſenſchaftlichen Materie, oder der Ausführung eines Werks des Genies umgeht: ſo bringt alles, was er ſieht, höret, oder lieſt, ihn wieder darauf zurück, und wird von ihm in demjenigen Lichte angeſehen, in welchem es etwas zu ſeinem Vorhaben beytragen kann. Ein Beyſpiel davon fällt uns bey Gelegenheit der Nachahmung bey, von der wir in dem vorigen Abſatze redeten. Ein verſtändiger neuerer Kunſtrichter merket an, daß unſre Dichter gemeiniglich den Frühling nicht nach der wirklichen Beſchaffenheit deſſelben in unſern Ländern, ſondern nach den Beſchreibungen andrer Dichter ſchildern, die in einem wärmern Klima lebten, und das malten, was ſie wirklich geſehen hatten. *) Dieſer Verfaſſer ſieht dieſen Umſtand ſeiner Abſicht gemäß, von der Seite an, inwiefern er ein Beyſpiel zu folgendem Satze iſt: daß diejenigen Beſchreibungen, die nicht genau mit der wirklichen Beſchaffenheit der Dinge, wie wir ſie vor uns finden, übereinſtimmen, nachgeahmet ſind. Wir, aus einem andern Geſichtspuncte dieſelbe Sache betrachtend, finden darinnen einen Beweis von der Stärke der Gewohnheit. Und wer noch mit andern Ideen umgienge, würde auch noch andre Anwendungen des nämlichen Umſtandes finden.

Jeder Stand, jede Lebensart giebt dem Menſchen eine Gewohnheit, mit gewiſſen Ideen umzugehen, und einen Hang alles in Beziehung auf dieſelbe zu betrachten. Bey dem Anblicke der nämlichen Pflanze denkt der Botaniſt vielleicht darauf, unter welche Klaſſe er ſie bringen; der Dichter, zu was für einem Bilde er ſie anwenden; und der Arzt, für welche Krankheit

---

*) S. Hurd's Brief an Hrn. Maſon, über die Merkmale der Nachahmung.

heit er ſie brauchen kann. Der Anblick des geſtirnten Himmels kann den Aſtronomen auf die Geſetze des Weltbaues; den Maler auf die Entwerfung eines ſchönen Nachtſtücks; den Dichter auf prächtige Beſchreibungen, und den Theologen auf andächtige Betrachtungen bringen. Man erzähle vor einer vermiſchten Verſammlung eine gewiſſe Begebenheit oder Handlung: ſo wird ſie in jedem Zuhörer andre Betrachtungen und Anmerkungen erregen, aber in allen ſolche, die mit ihrer Lebensart und mit ihren gewöhnlichen Beſchäfftigungen eine Beziehung haben. Die Erzählung einer Schlacht, oder die Geſchichte eines Menſchen, der in derſelben geblieben iſt, wird vielleicht die Damen zur mitleidigen Theilnehmung an dem Schickſale der Mutter oder der Gemahlin des Verſtorbnen bewegen; der Kaufmann wird Gelegenheit nehmen, von dem Einfluße des Krieges auf bie Handlung zu reden; der Soldat wird das Verfahren des Generals tadeln, oder ſich ſeiner eignen Thaten dabey erinnern; der Staatsmann wird die Urſachen des Krieges auseinanderſetzen, und von den daraus entſtandnen Vortheilen oder Nachtheilen reden; der Gelehrte wird an einige berühmte Schlachten denken, die in den alten klaſſiſchen Autoren beſchrieben werden; und iſt ein Dichter mit in der Geſellſchaft, ſo ſitzt er vielleicht, unaufmerkſam auf alles was vorgeht, da, und ſucht in ſich ein lebhaftes Bild von dem erzählten Auftritte zu erregen.

In allen dieſen Fällen iſt es klar, daß die Gewohnheit die Gewalt habe, die andern Gründe der Aſſociation zu verſtärcken, und unter mehrern Ideen, die eine gleiche Beziehung auf die gegenwärtige haben, derjenigen den Vorzug zu geben, die uns durch öftere Wiederholung am geläufigſten geworden iſt. Alte Ideen ſind alte Freunde; wir gehen zu ihnen ohne Umſtände, ohne Schwierigkeit. Neue Ideen ſind neue Bekanntſchaften, die aufgeſucht werden müſſen, und die wir niemals anders als mit einigen Zurüſtungen wiederſehen können.

Eine zweyte Wirkung der Gewohnheit iſt: daß ſie der Imagination einen Hang giebt, mehr von der einen Art der Verbindungen als von der andern gerührt zu werden; mehr auf die eine Art der Beziehungen zwiſchen den Ideen als auf die andre bey ihrer Fortſchreitung zu achten. Zuweilen liegt der Grund davon ſchon in der natürlichen Anlage der Seelenkräfte, die nur durch die Gewohnheit verſtärkt wird; zuweilen iſt es ganz allein das Werk der Gewohnheit. Der eine Menſch hängt ſeine Gedanken am meiſten durch Aehnlichkeiten zuſammen; das erſte, was ihm bey jeder Sache einfällt, iſt eine ähnliche, die er vordem geſehen hat. Ein andrer fällt auf nichts ſo geſchwinde, als auf die Urſachen oder die Folgen. Dies iſt zum Theil das Werk der Natur. — Aber das Studium einer gewiſſen Wiſſenſchaft, oder die Uebung in einer gewiſſen Beſchäfftigung kann eben ſo wohl machen, daß diejenige Art der Fortſchreitung der Ideen, welche in dieſer Wiſſenſchaft, oder bey dieſer Arbeit herrſcht, dem Menſchen vorzüglich geläufig, und ein allgemeines herrſchendes Principium ſeiner Aſſociation wird. Ein Mathematiker wird alle ſeine Begriffe in eine ſolche Ordnung zu ſetzen ſuchen, als die Sätze ſeiner Wiſſenſchafft zu haben pflegen; und diejenigen Verhältniſſe der Ideen am leichteſten entdecken, die mit den Verhältniſſen von Größen, Zahlen, und Figuren eine Aehnlichkeit haben. Ein Algebraiſt wird noch weiter gehen, er wird ſich die Verhältniſſe der Größen ſelbſt lieber unter der Geſtalt krummer Linien, als durch allgemeine Sätze vorſtellen. So kam es vielleicht von dem mathematiſchen Studio des Clarks her, daß er die Moral auf das Geſetz der Schicklichkeit, und auf abſtrackte Verhältniſſe der Dinge, und nicht auf die Natur des Menſchen, oder den Befehl Gottes gründete. Ein Menſch, der nichts als Dichter geleſen hat, ſchreibt und redet am liebſten figürlich. Ueberhaupt jedes Menſchen Schreibart d. h. ſeine Art, die Ideen zuſammenzuhängen, wird durch die Schriftſteller gebildet, die er am fleißigſten ſtudiert.

Der Unterſchied zwiſchen dieſer zweyten, und der erſten Wirkung der Gewohnheit fällt in die Augen. Die Gewohnheit macht, daß Ideen, die uns geläufig ſind, uns öfter einfallen; das war ihr erſter Einfluß. Die Gewohnheit macht, daß Ideen, die auf etwas gegenwärtiges ſolche Beziehungen haben, in welchen wir zu denken gewohnt ſind, uns leichter einfallen: das iſt der zweyte. Beydes wird beynahe durch dieſelben

Beyſpiele bewieſen. Wenn der Dichter bey der Pflanze, wovon oben geſprochen worden, auf Metaphern, wozu ſie zu brauchen wäre, und der Arzt auf ihre Heilkräfte denkt, ſo geſchieht es nicht allein, weil dem einen Metaphern, und dem andern Arzneyen geläufiger ſind: ſondern auch, weil der erſte gewohnt iſt, immer nach der Verbindung von Urſachen und Wirkungen zu denken.

Die Beziehungen der Dinge, nach welchen wir am öfterſten unſre Ideen verbunden haben, gleichen den Heerſtraßen, auf welchen wir oft gereiſet ſind, und auf welchen wir alſo geſchwind und ohne Hinderniß und Bedenken fortkommen können.

Oft gehört nicht eine lange und alte Gewohnheit dazu, um dieſe Wirkung hervorzubringen. Eine lebhafte und angeſtrengte, obgleich nur kurze, Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Beziehungen der Ideen kann machen, daß wir eine Zeitlang dieſe Beziehung am meiſten beobachten, und ihr in unſern Gedanken und Reden folgen. Wenn jemand ein oder ein paar glückliche Gleichniſſe hinter einander gefunden hat: ſo wird er eine Zeitlang geneigt ſeyn, auf ähnliche Figuren zu fallen. Man verfolgt gerne eine Metapher bis zur Allegorie. Und wenn man erſt in einigen Antitheſen glücklich geweſen iſt: ſo bekömmt man eine Leichtigkeit, mehrere zu finden.

Endlich drittens macht auch die Gewohnheit, daß wenn dieſelbe Art von Beziehungen verſchiedener Modificationen fähig iſt: (von welchen Modificationen wir hernach reden werden,) die eine Imagination leichter durch die eine, eine andre durch eine andre Art eben deſſelben Verhältniſſes gerührt wird. Aehnlichkeit ſey z. B. eine ſolche Beziehung. Aber zwo Sachen können auf verſchiedene Art einander ähnlich ſeyn; und nicht alle Menſchen werden von allen Gattungen der Aehnlichkeiten gleich gerührt. Der Poet und der Botaniſt, in unſerm obigen Exempel, giengen beyde von der Pflanze auf etwas ihr ähnliches fort. Der Poet aber bemerkte nur die Aehnlichkeit ihres ſichtbaren Anblicks, oder ihrer ſinnlichen Wirkungen, mit dem Anblicke oder den Empfindungen einer ganz entfernten Sache; der Kräuterkenner bemerkte die Aehnlichkeit ihrer Beſtandtheile mit andern Dingen von derſelben Art; mit Pflanzen. Es iſt leicht einzuſehen, daß da dieſe Verſchiedenheiten, die bey einer und derſelben Art der Verhältniſſe Statt finden, in eben dem Falle ſind, als zwey verſchiedne Verhältniſſe ſelbſt; bey jenen ſowohl als bey dieſen eine Uebung und eine Gewohnheit ſtatt finde, und daß ſie bey beyden dieſelbe Wirkung haben müſſe. Wenn der Chymikus und der Arzt, der eine an die Auflöſung der Pflanze, der andre an ihren Gebrauch gedenkt: ſo denken beyde nach dem Verhältniſſe von Urſachen und Wirkungen, aber jeder nach der beſondern Art dieſes Verhältniſſes, die ſeinem Studio gemäß iſt.

Eine natürliche Folge hievon iſt, daß ſo wie die Gewohnheit gewiſſen Beziehungen eine neue Gewalt über die Imagination giebt, ſie hingegen die Kraft andrer ſchwächt. Wenn mit einer gegenwärtigen Vorſtellung eine andre in einer ſehr genauen innern Verbindung ſteht: ſo ſollte natürlicher Weiſe die Seele auf dieſe fallen. Es kann aber ſeyn, daß eine dritte, die eine viel ſchwächere und entferntere Beziehung auf die erſte hat, die uns aber ſonſt geläufig iſt, oder die in derjenigen Art von Verhältniß ſteht, nach der wir am häufigſten unſre Gedanken zu verbinden pflegen, den Vorzug bekommen. Daher entſtehen die unnatürlichen Sprünge in den Schriften und Reden mancher Perſonen, welche ſich diejenigen nicht zu erklären wiſſen, die keine ähnliche Gewohnheit erworben haben, und alſo blos auf den innern Zuſammenhang der Begriffe ſelbſt Acht haben.

Bisher haben wir blos davon geredet, in wiefern Gewohnheit die Beziehungen, die zwiſchen den Ideen vorhanden ſind, verſtärkt oder ſchwächt. Aber ihre Macht erſtreckt ſich noch weiter; ſie kann auch ſelbſt neue Beziehungen hervorbringen, und Ideen zuſammen verbinden, die ſonſt in gar keinem Zuſammenhange ſtehen. Dinge, die wir oft zugleich gedacht haben, fallen uns wieder zuſammen ein, wenn ſie auch innerlich nichts gemeinſames haben. Das klärſte Beyſpiel davon giebt die Sprache. Die Wörter ſtehen mit den Begriffen in gar keiner natürlichen Verbindung; aber wir erinnern uns immer bey den einen der andern; und dieß um ſo viel leichter und ſchneller, je öfter wir ſie zuſammengedacht hatten. Ein Anfänger in einer fremden Sprache weis oft alle die Ausdrücke, die zu den Gedanken gehören, welche er darinnen ausdrücken will; weis alle die Ideen, die zu den Ausdrücken eines andern gehören, welcher in dieſer Sprache redet. Und doch kann er nicht ſagen, was er will, noch verſtehen, was der andre ſagt. Blos weil ihm im erſten Falle die Wörter zu den Ideen, im andern die Ideen zu den Wörtern, aus Mangel einer langen Gewohnheit, nicht geſchwinde genung einfallen. Ein Menſch, der eine Sprache blos durch Leſung der Schriftſteller gelernt hat, erinnert ſich bey jedem Worte dieſer Sprache ſehr ſchnell der dazu gehörigen Idee; und kann doch eben dieſes Wort ſchwer oder gar nicht finden, wenn ſich ihm die Idee zuerſt darbietet. Jeder Menſch hat in ſeiner eignen Mutterſprache gewiſſe Lieblingsausdrücke, die er in dieſen oder jenen Fällen faſt allemal braucht, obgleich hundert gleichbedeutende in der Sprache vorhanden ſind, die er eben ſo wohl weis. Und wenn er zuweilen dieſe Wiederholungen eben deſſelben Ausdrucks in ſeinen Reden gewahr ward, und ſich bemüht, um eine ekelhafte Einförmigkeit zu vermeiden, einen veränderten aber gleichbedeutenden Ausdruck zu finden: ſo koſtet ihm dieſes Mühe und eine gewiſſe Anſtrengung, ſo bekannt ihm auch ſonſt die Sprache ſeyn mag; blos weil die Gewohnheit dieſen neuen Ausdruck nicht ſogenau mit ſeiner Idee verbunden hat, und alſo den Uebergang von dieſer zu jenem ihm nicht erleichtert.

Ueberhaupt ſcheint der Uebergang von den Worten zu den Ideen in den meiſten Fällen leichter zu ſeyn, als der von den Ideen zu den Worten. Wir haben vorher das Beyſpiel eines Fremden angeführt, der eine Sprache, beſonders im Leſen, ſehr wohl verſtehen, und doch ſie weder reden noch ſchreiben kann. Eben ſo geht es den meiſten in ihrer eignen Sprache. Sie verſtehen ſehr wohl die gewählten Ausdrücke einer Rede, oder eines Gedichts, ob ſie ſie gleich nimmermehr finden würden, wenn ſie eben dieſelben Gedanken ausdrükken ſollten. Die allgemeine Urſache hiervon mag wohl dieſe ſeyn; daß die Sachen uns viel öfter vorkommen als die Worte. Die

Ideen können auch durch den bloßen Anbli der Gegenſtände, oder durch unſre Empfindungen in gewiſſen Lagen, erregt werden, ohne Worte. Dahingegen die Worte ohne Ideen niemals vorkommen. Die Ideen ſind uns alſo, überhaupt genommen, wirklich geläufiger als die Ausdrücke, die dazu gehören. Jene entſtehen oft ganz nothwendig aus den verſchiednen Zuſtänden und den Beſchaffenheiten der menſchlichen Natur; dieſe hängen von den zufälligen Umſtänden der Erziehung, des Umgangs und der Lectüre ab. Daß dieſes wirklich der Grund ſey, ſehen wir daraus, daß da, wo die Ideen ſelbſt uns fremde ſind, wo ſie aus einer beſondern Wiſſenſchafft hergenommen ſind, wir eben ſo ſchwer verſtehen, als wir uns ausdrücken können.

Wir können endlich noch eine Wirkung der Gewohnheit bemerken, die von allen vorhergehenden unterſchieden iſt. Wenn ein Menſch oft bey der Verfolgung einer Reihe von Gedanken ſich eines gewiſſen Gegenſtandes bedient, oder eine gewiſſe Handlung gethan hat: ſo wird es ihm zuletzt unmöglich, ohne dieſen Gegenſtand, oder ohne dieſe Handlung irgend eine Reihe zu verfolgen. Es giebt Leute, die auf einen Fleck unverwandt ſehen, andre, die ſich eine gewiſſe unnatürliche Stellung ihres Leibes erlauben müſſen, wenn ſie zuſammenhängend denken und reden wollen. — „Ich ſaß neulich, ſagt der Schwätzer, *) „bey einem vortrefflichen Hiſtorienerzähler. Mitten in „der Erzählung merkte ich, daß er zerſtreut „wurde, und etwas mit den Augen ſuchte; „— ich wurde gewahr, daß es ſeine Schnupftabaksdoſe war, die in einiger Entfernung „von ihm ſtund; und bedeckte ſie ganz leiſe „mit meiner Hand. — Indeß kehrte er wieder zu ſeiner Erzählung, und indem er ſich „immer nach ſeiner Doſe umſah, ſagte er „lauter als das übrige: „Und ſo alſo,“ „dann nach einer Pauſe, die ungefähr ſo „groß war, daß er in derſelben eine Prieſe „hätte nehmen können: „Ja, was wollte „ich denn ſagen,“ — hat denn niemand „meine Doſe geſehen?“ Sein Freund erſuchte ihn ſeine Geſchichte zu endigen. Er „fuhr fort: „Und ſo alſo — Wo mag denn „meine Doſe ſeyn?“ Dann kehrte er ſich

„zu

---

*) Der Schwätzer, das 35te Stück.

„zu mir: „Haben Sie doch die Güte mir „zu ſagen, ob Sie meine Doſe nicht geſehen haben?“ Ja, mein Herr, ſagte ich; „ich nahm ſie, um zu ſehen, wie lange Sie „ohne dieſelbe leben könnten. Er nahm „darauf den Faden ſeiner Erzählung wieder „auf, und ich bemerkte, daß er nunmehr „mit viel mehr Fertigkeit und Geläufigkeit „ſprach als zuvor. „Ich erinnere mich, „ſagt Addiſon,*) da ich noch ein junger „Menſch war, und Weſtminſter Hall beſuchte, daß ein gewiſſer Advocat niemals anders als mit einem Bindfaden in der Hand „vor Gericht erſchien; den er ſo lange, als „ſein Vortrag dauerte, um den Daumen „oder einen ander Finger herumwickelte. „Die witzigen Köpfe der damaligen Zeit „nannten das den Faden ſeiner Rede; denn „ohne denſelben war er nicht im Stande, „ein Wort hervorzubringen. Einer ſeiner „Klienten, der mehr luſtig als klug war, „ſtohl ihm eines Tages ſeinen Faden weg, „eben da er vor Gericht treten ſollte. Die „Folge ſeines Scherzes war, daß er ſeinen „Proceß verlohr.“

---

*) Zuſchauer, 407. Stück.

Die wahre Urſache dieſer Erſcheinung iſt, daß eine ſolche Gewohnheit ein Bedürfniß hervorbringt, das befriedigt werden muß, wenn das Gemüth frey genug ſeyn ſoll, ſeine Kraft ungehindert anzuwenden. Jede Beraubung eines gewohnten Genuſſes wirkt eine Zerſtreuung; und die Zerſtreuung hindert allen regelmäßigen Fortgang der Ideen.

◆ ◆ ◆

Dritter Abſchnitt.

Von dem Einfluſſe der Leidenſchaften auf die Ideenverknüpfung.

Eine zweyte Urſache, die nach der Einrichtung der menſchlichen Natur entweder die ſchon feſtgeſetzten Beziehungen unter den Begriffen verſtärkt, oder neue Verknüpfungen macht, iſt eine gegenwärtige Leidenſchaft.

Leidenſchaft iſt eine lebhafte Bewegung der Seele, die durch einen beſondern Gegenſtand erregt worden, und auf einen beſtimmten Endzweck abzielet. Sie iſt unterſchieden von einer bloßen innern Empfindung; dergleichen die Reue, die Selbſtbilligung u. ſ. w. iſt; ſie iſt gleichfalls unterſchieden von einer herrſchenden Gemüthsfaſſung, die in einem Hange zu gewiſſen Leidenſchaften beſteht; und ohne eine gegenwärtige Urſache, oder einen beſtimmten Gegenſtand fortdauret. Unterdeſſen werden wir dieſe Sachen als gleichgeltend anſehen können, in ſo fern ſie auf die Zuſammengeſellung der Ideen einerley Einfluß haben.

Daß nun überhaupt die Leidenſchaften auf die Reihe der Ideen, die in unſrer Seele entſtehen ſoll, einen Einfluß haben, iſt unſtreitig. Man erzähle uns eine Handlung von einer Perſon, die wir lieben: ſogleich werden uns Umſtände und Gründe einfallen, die uns dieſe Handlung als liebenswürdig, wenigſtens als zu entſchuldigen vorſtellen. Eben dieſe Handlung von einer Perſon erzählt, die wir haſſen, wird uns an Umſtände erinnern, die das Verdienſt kleiner, oder das Verbrechen ſchwerer machen. In einer frölichen Laune kommen uns alle Ideen und Bilder des Vergnügens ein; luſtige Erzählungen und witzige Einfälle ſtrömen uns alsdann zu. Ein trauriger oder verdrüßlicher Menſch ſucht dieſelben umſonſt, und wird dafür wider ſeinen Willen in eine Reihe unangenehmer Erinnerungen und fürchterlicher Ausſichten hineingezogen.

Dieſe Materie erfordert eine noch genauere Unterſuchung; um ſo viel mehr, da das Genie des Dichters und Künſtlers ſich in nichts mehr als in der richtigen Abbildung der Leidenſchaften zeigt; und die Leidenſchaften richtig abzubilden unmöglich iſt, wenn man nicht die Wege kennt, in welche ſie unſre Vorſtellungen leiten. Wir werden aber hier, wo wir noch nicht von den einzelnen Arten des Genies, ſondern von dem Genie überhaupt reden, uns damit begnügen, einige allgemeine Anmerkungen über den Einfluß der Leidenſchaften auf die Ideen zu machen, und dieſe durch Beyſpiele aus Dichtern zu beſtätigen.

Das erſte, was hier zu betrachten vorkömmt, iſt die Art der Ideen ſelbſt, die durch die Leidenſchaft herbeygebracht, und in die Seele eingeführt werden.

Alles, was mit der Leidenſchaft in einer ſehr genauen Verbindung ſteht, als, der Gegenſtand,

genſtand, der ſie verurſacht hat, oder gegen den ſie gerichtet iſt, das, wodurch ſie unterhalten wird, oder wodurch ſie befriedigt werden kann: alles dieſes beſchäfftigt auch zu der Zeit die Vorſtellungskraft lange und oft. Es iſt jeder Leidenſchaft weſentlich, daß ſie unſre Aufmerkſamkeit ſteif auf etwas heftet. Eben deswegen überſchreitet ſie ſo oft das Maaß, weil ſie den Verſtand feſſelt, und ihn nur ein einziges Ding, und nur in Einem Lichte ſehen läßt. — Die Idee alſo, die mit zur Erregung und zur Fortdauer der Leidenſchaft gehört, wird auch während dieſes Zuſtandes durch jede kleinſte Veranlaſſung wieder klar. Nichts iſt ſchwerer für einen Verliebten, als nur einige Augenblicke ſeine Geliebte zu vergeſſen; nichts ſchwerer für einen Zornigen, als an ſeinen Beleidiger nicht zu denken. Es wird die größte Anſtrengung der Seele dazu erfordert, eine ſolche durch die Leidenſchaft herrſchende Idee auch nur auf eine kurze Zeit wegzuſchaffen; und doch kömmt ſie immer während der fremden Beſchäfftigung wieder, und macht uns zu aller fortgeſetzten Aufmerkſamkeit untüchtig. Angelo beym Shakſpear macht eine ſehr natürliche Beſchreibung von ſeinem Zuſtande, als er unter der Macht der Liebe ſtund:

»Wenn ich beten und nachdenken wollte: »ſo dachte und betete ich ganz verſchiedne »Sachen; der Himmel hatte meine leeren »Worte, indeß mein Gedanke, ohne ſich an »meine Zunge zu kehren, an Iſabellen feſthieng. Der Himmel war in meinem Munde; »als wenn ich blos ſeinen Namen verſchlingen wollte, — aber in meinem Herzen war »das ſtarke immer wachſende Uebel meiner »Leidenſchaft. *)

Ganz verſchiedne Vorſtellungen können mit einer Leidenſchaft in gleich nahem Verhältniſſe ſtehen. Alsdann läßt ſie die Seele bey keiner derſelben ruhen, ſondern führt ſie von einer zur andern; dieß iſt eine von den Urſachen, warum die Leidenſchaften ſich ſo abge-

---

*) When i would pray and think, i think and pray
To ſeveral ſubjects: heav'n hath my empty words,
Whilſt my intention, hearing not my tongue,
Anchors on Iſabel: heav'n's in my mouth,
As if I did but only chew its name,
And in my heart the ſtrong and ſwelling evil
Of my conception. —

Meaſure for meaſure. Act. 2. Scene 10.

abgebrochen ausdrücken. Wer davon eingenommen iſt, ſpringt von einer Vorſtellung auf eine andre, die innerlich mit jener nichts gemein, aber mit ihr eine gleich genaue Beziehung auf die gegenwärtige Leidenſchaft hat. Sebaſtian, vom Schrecken und Betrübniß bey der Gefahr eines ſogleich bevorſtehenden Schiffbruchs auſſer ſich, ruft aus: „Gott erbarme ſich unſer; wir ſcheitern, wir „ſcheitern! Lebt wohl, mein Weib, meine „Kinder; — Bruder, leb wohl — wir „ſcheitern, wir ſcheitern.“ *)

Zuerſt denkt er an ſich ſelbſt, als den unmittelbarſten Gegenſtand des Uebels, das er fürchtet; — dann an die Urſache deſſelben; dann an ſeine Familie und Freunde; dann wieder an die Urſache. — Iſabelle, da ſie erfährt, daß Angelo ihren Bruder habe umbringen laſſen, fällt zuerſt auf den Gedanken der Rache. Man ſtellt ihr vor, daß dieſelbe unmöglich ſeyn würde. Ohne darauf zu achten, bricht ſie blos in Klagen über ihres

---

*) — — Mercy on us!
We ſplit, we ſplit! farewel my wife and children,
Brother farewel! We ſplit, we ſplit, we ſplit!
Tempeſt. act. 1. ſcen. 1.

Bruders Unglück, über ihr eignes, über die Bosheit der Menſchen, über Angelos Niederträchtigkeit aus; lauter Gegenſtände, die mit ihrer Leidenſchaft in genauer Verbindung ſtanden.

„Iſab. O ich will hin zu ihm, und ihm die Augen ausreißen.“ —

„Herzog. Du würdeſt nicht vor ihn gelaſſen werden.“ —

„Iſab. Armer Klaudio! unglückliche Iſabelle! grauſame Welt! verdammter Angelo!“ *)

Iſt die Leidenſchaft im Stande, an die gegenwärtige Idee eine andre anzuknüpfen, die mit jener in gar keiner Verbindung ſteht: ſo wird ſie noch viel leichter Vorſtellungen zuſammengeſellen können, die ſchon unter ſich einige, wenn auch nur ſchwache Beziehung haben, und die zugleich beyde mit ihr ſelbſt verbunden ſind. Hier wirken zwo Kräfte gemeinſchaftlich, die Folge der Idee zu bewirken. Ein Beyſpiel hievon finden wir in

---

*) *Iſab.* O i will to him and pluck out his eyes.
Duke. You ſhall not be admitted to his ſight.
Iſab. Unhappy Claudio! Wretched Iſabel!
Injurious world! moſt damned Angelo!
Meaſ. for Meaſ. act. 4. ſc. 10.

in folgender Stelle des Königs Lears, wo er ſeinen Unwillen über die Undankbarkeit ſeiner Töchter bey der Gelegenheit ausdrückt, da er den elenden Zuſtand des Edgars ſieht. — Er fragt ihn: „Wie biſt du ſo weit gekommen? Haſt du etwan alles das Deinige „deinen Töchtern gegeben?“

Da er ihn raſen hört, ſo dringt ſich ihm eben der Gedanke wieder auf.

„Wie? Haben ihn ſeine Töchter in den „Zuſtand gebracht? Konnteſt du denn nichts „behalten? Gabſt du ihnen denn alles?“

Er wird vom Narren unterbrochen; aber ohne darauf zu achten, fährt er in demſelben Gedanken fort:

„Nun, ſo müſſen alle Plagen, die in der „uns umgebenden Luft über den Häuptern „ſchuldiger Menſchen ſchweben, auf deine „Töchter herabfallen!“

„Er hat keine Töchter, Herr,“ ſagt Kent. Aber der Gegenſtand hat ſich des Königs Einbildungskraft zu ſehr beſchäftigt, als daß irgend etwas ihn davon abziehen könnte.

„Nein, nicht Tod, nicht Verräther, nichts „hätte die Natur ſo tief beugen — ſo ganz

»herunter bringen können, als ſeine unfreundlichen Töchter. Iſt es jetzt die Mode, daß abgedankte Väter gegen ihr eigen Fleiſch ſo wenig Erbarmung haben? Gerechte Strafe! Dieſes Fleiſch war es, das dieſe Pelikantöchter zeugete.« *)

Es giebt viele Fälle, wo ein Menſch, der von einer gewiſſen Leidenſchaft eingenommen iſt, doch mit Gewalt auf andre Gegenſtände gezogen wird, die mit der Leidenſchaft in gar keiner Verbindung ſtehen. Alsdann geſchieht eines von dieſen beyden: iſt die Leidenſchaft ſehr ſtark, ſo zwingt ſie dieſe Gegenſtände in eine gewiſſe Verbindung mit ihr ſelbſt, ſo fremde ſie ihr auch ſeyn mögen; das war der Fall beym Könige Lear im vorigen Exempel, und das iſt auch der Fall des Harpagons beym Moliere, der alle Menſchen auf der Straße für Diebe ſeiner Caſſette anſieht: **) iſt die Leidenſchaft ſchwächer, oder beſteht ſie mehr in einer gewiſſen herrſchenden Gemüthsverfaſſung: ſo entſteht daraus ein beſtändiges Hin- und Herwanken der Seele zwiſchen den Gegenſtänden der Leidenſchaft und den fremden, die ſich ihr aufdringen; und dieß iſt eine neue Urſache von den öftern Unterbrechungen und den plötzlichen Uebergängen der Gedanken in dieſem Zuſtande der Seele. Auch hievon iſt Molieres Harpagon ein Beyſpiel, der, was für ein Geſchäffte er auch treiben, oder was er auch reden mag, doch immer den Gedanken an ſein Geld im Garten mit untermiſcht.

---

*) König Lear. 3. Aufz. 6. Auftr.

**) L'Avare. act. 4. ſcene 7.

Da die Gegenſtände, welche mit der Leidenſchaft unmittelbar verbunden ſind, hinwiederum mit andern zuſammenhängen: ſo iſt nach den Geſetzen der menſchlichen Seele hier der Weg zu einer Reihe von Vorſtellungen eröffnet, die nach und nach das Gemüth von dem Gegenſtande der Leidenſchaft abführen würden. Auf der andern Seite iſt dieſe beſtändig geſchäfftig, die Aufmerkſamkeit bey ihrem Gegenſtande feſtzuhalten, oder ſie, wenn ſie ſich ein wenig davon entfernt hat, wieder darauf zurück zu führen. Dieſes iſt in der Länge unmöglich; das Geſetz von der Folge und Abwechſelung der Ideen iſt zu ſtark, und der Hang, den jede Vorſtellung hat, eine neue an ſie gränzende herbeyzuführen, wirkt zu beſtändig, als daß die Leidenſchaft gegen dieſen Widerſtand beſtändig aushalten könnte. In der That iſt dieſes ein Hülfsmittel, das die Natur gegen die zu lange Dauer der Leidenſchaften veranſtaltet hat. Indeſſen ſo lange als ſie noch in ihrer erſten Stärke iſt, folgt und widerſteht ſie zugleich dieſem Geſetze des Fortgangs der Ideen, indem ſie auf der einen Seite ganz fremden Gegenſtänden den Eingang verwehrt; auf der andern aber ihren eignen Gegenſtand von ſo verſchiedenen und mannichfaltigen Seiten anſieht, als möglich iſt, um das Gemüth mit einer Verſchiedenheit von Vorſtellungen, die aber alle zu ihr gehören, zu beſchäfftigen. Die folgende Stelle aus dem Shakeſpear enthält ein Beyſpiel hievon in Anſehung der Leidenſchaft der Liebe.

„Roſ. Orlando!“

„Cel. Orlando!“

„Roſ. Ums Himmels willen, was ſoll ich
„mit meinem Wammus und meinen Hoſen ma-
„chen? Was that er denn, da du ihn ſaheſt?
„Was ſagte er? Wie ſah er aus? Wie gieng
„er? Was bringt ihn hieher? Fragte er nach
„mir? Wo bleibt er? Wie ſchied er von dir?
„Und wann wirſt du ihn wieder ſehen? Ant-
„worte mir mit einem Worte?“

„Cel. Ihr müßt mir erſt Gargantuas
„Maul borgen; dieß iſt ein Wort, das für
„jedes Maul von der heutigen Größe zu
„groß iſt. Auf alle dieſe Fragen ja oder nein
„zu antworten, will mehr ſagen, als im Ca-
„techismo zu beſtehn.“

„Roſ. Aber weis er es, daß ich hier im
„Walde und in Mannskleidung bin? Sieht
„er noch eben ſo friſch aus, als den Tag,
„da er ſich im Ringen übte?“

„Cel. Es wäre eben ſo leicht, die Son-
„nenſtäubchen zu zählen, als die Sätze eines
„Liebhabers zu zergliedern.“ *)

Hier iſt eine dritte Quelle von abgebrochnen Gedanken, und plötzlichen Sprüngen während einer Leidenſchaft. Die verſchiedenen Seiten ihres Gegenſtandes können einander ſehr unähnlich ſeyn, und doch unmittelbar in der Seele auf einander folgen.

So alſo hält die Leidenſchaft eine Zeitlang die weitere Fortſchreitung der Ideen auf. Endlich aber iſt ſie doch nicht im Stande, dem Strome, der ſich immer beſtrebt, weiter zu fließen, Einhalt zu thun. Die unmittel-

---

*) As you like it. Wie es euch gefällt. Act. 5 ſc. 6.

mittelbar mit der Leidenſchaft verbundnen Gegenſtände erwecken in der Seele das Andenken andrer, die wieder mit ihnen unmittelbar, mit der Leidenſchaft ſelbſt aber nur mittelbar zuſammenhängen. Dieſes zweyte Glied der Kette iſt immer noch mit dem Haupte derſelben genau genug verbunden, um von der Leidenſchaft Lebhaftigkeit und Wärme zu erhalten, und hinwiederum auf dieſe einen gewiſſen Schimmer zurückzuwerfen. Indem die Gräfin von Rouſillon von ihrem Sohne Bertram, der zur Armee geht, Abſchied nimmt, ſo werden beyde, durch den Schmerz, den ihnen dieſe Trennung verurſachet, an einen andern Verluſt erinnert, der dieſem ähnlich und gewiſſer maßen die Urſache deſſelben war.

„Die Gräfin. Da ich meinen Sohn von „mir weggebe: ſo begrabe ich einen zweyten „Gemahl.“

„Bertram. Und ich, da ich gehe, beweine von neuem meines Vaters Tod.“ *)

Der Ausdruck, der bey beyden ſo ſtark und doch ſo natürlich iſt, zeigt, wie viel

Gewalt

---

*) All's well that ends well. Ende gut, alles gut. 1. Aufzug. 1. Auftritt.

Gewalt eine Leidenſchaft habe, einen auch nur mittelbar mit ihr zuſammenhängenden Gegenſtand in dem ſtärkſten Licht und zugleich unter demjenigen Geſichtspunkte vorzuſtellen, unter welchem die Verbindung deſſelben auf ſie ſelbſt am meiſten erkannt und empfunden wird.

Wenn nun aber auch die Leidenſchaft nicht verhindern kann, daß die Kette der Ideen von den unmittelbar mit ihr verbundnen auf entferntere Gegenſtände fortgeführt werde: ſo behält ſie doch immer noch einen Einfluß auf dieſelbe, und giebt ihr eine gewiſſe Richtung. Wenn mit dem erſten Gedanken, den die Leidenſchaft ſelbſt eingegeben hat, zehn andre zuſammenhängen, die innerlich alle gleich nahe mit jenem verwandt ſind, wovon hingegen nur einer eine nähere Beziehung auf die Leidenſchaft ſelbſt hat: ſo wird nur dieſer einzige der Seele einfallen, und die übrigen werden übergangen. Eben dieſes Geſetz wird bey dem zweyten Schritte beobachtet. Und ſo bleibt die ganze Reihe immer noch in einem Kreiſe von Vorſtellungen, deſſen Mittelpunkt die Leidenſchaft iſt.

Wenn Alonzos Gefährten ihn wegen des geglaubten Verluſtes ſeines Sohns, durch die glückliche Vermählung ſeiner Tochter mit dem Könige von Tunis tröſten wollen, von welcher Feyerlichkeit ſie eben zurückkehrten, als ſie Schiffbruch litten, ſo antwortet er ihnen:

„Jhr überladet meine Ohren mit dieſen
„Worten; aber meiner Empfindung ekelt
„davor. Jch wollte, ich hätte nie meine
„Tochter dort verheyrathet; denn als ich von
„daher kam, verlor ich meinen Sohn; und,
„wie mich dünkt, meine Tochter dazu, da
„ſie ſo weit von Jtalien entfernt iſt. Jch
„werde ſie niemals wieder ſehen: O du mein
„Erbe, Erbe von Neapel und Mayland,
„welchem Meerungeheuer biſt du zur Speiſe
„geworden?“ *)

Dieſe

---

*) You cram theſe words into mine ears againſt
The ſtomach of my ſenſe. Would i had never
Married my daughter there! For coming thence
My ſon is loſt, and, in my rate, ſhe too,
Who is ſo far from Italy remov'd,
I ne'er again ſhall ſee her: O thou mine heir
Of Naples and of Milan, what ſtrange fiſh
Hath made his meal on thee?

Tempeſt. act. 2. ſcene 1.

Dieſe Stelle erläutert beynah alle unſre vorhergehenden Anmerkungen. Erſtlich ſehen wir, daß die Betrübniß den Vater gegen jede Vorſtellung taub machet, die ihn von dem Gedanken an ſeinen verlornen Sohn abziehen könnte. Das Andenken an ſeine Tochter läßt ihm nichts anders ſehen, als daß ihre Vermählung die Veranlaſſung zu ſeines Sohns Tode geweſen iſt, und daß ſie ihn auch ſeiner Tochter beraubt hat. Er kömmt wieder auf ſeinen Sohn zurück, betrachtet den Tod deſſelben von allen Seiten; bemerkt jeden Umſtand, der denſelben noch trauriger macht, daß er ſein Erbe ſeyn ſollte, daß er zum Beſitze ſo großer Länder beſtimmt war, daß er ein Raub der Fiſche geworden iſt. Am meiſten wird durch dieſe Stelle unſer letzter Satz erläutert: daß nämlich auch bey dem Fortgange des Gemüths von den nächſten Gegenſtänden der Leidenſchaft auf die mit dieſen zuſammenhängenden doch immer ein gewiſſer Zug gegen ſolche Vorſtellungen bleibt, welche die Leidenſchaft begünſtigen. Der Gedanke von ſeiner Tochter Vermählung war eben ſo nahe mit dem Gedanken von den dabey angeſtellten Feyerlichkeiten,

von

von den dadurch erlangten Vortheilen verwandt, als mit dem von der unglücklichen Rückreiſe. In der That wurden auch jene erſtern Ideen bey den Gefährten des Alonzos erweckt; und ſie hofften, daß ſie auf eben die Art auch in das Gemüth des Alonzos könnten gebracht werden. Aber der von Betrübniß durchdrungne Vater konnte die Begebenheit von ſeiner Tochter unter keinem andern Lichte ſehen, als inſofern ſie ihm ſeinen Sohn gekoſtet und ſeine Tochter von ihm entfernt hätte.

Die Leidenſchaft aber hat nicht nur einen Einfluß auf die Art der Ideen, zu welchen wir von ihrem unmittelbaren Gegenſtande fortgehen ſollen, ſondern auch auf die Anzahl derſelben. Da ſie beſtändig die Aufmerkſamkeit bey dem, was ſie unmittelbar angeht, feſtzuhalten ſucht, ſo erlaubt ſie nicht, den Faden, der ſich anzuſpinnen anfängt, weit zu verfolgen: ſie zieht nach einer kurzen Folge von einander veranlaſſenden Vorſtellungen, die Seele gleich wieder auf ſolche Ideen zurück, die unmittelbar von ihr ſelbſt hervorgebracht werden. In andern Fällen, wenn die Imagination einmal den erſten

Stoß bekommen hat: ſo geht ſie ohne Hinderniß von einer Vorſtellung zur andern ſich ſelbſt verlängernde Reihe, und verliert durch eine ſich oft weit von dem Orte, von dem ſie ausgegangen war. Bey der Leidenſchaft bekömmt zwar die Imagination dieſen erſten Stoß auch, weil die Vorſtellungen, die aus der Leidenſchaft entſtehen, lebhaft genung ſind, um wieder andre zu erwecken; aber ihr Fortgang iſt nicht ungehindert; weil die unmittelbar leidenſchaftlichen Vorſtellungen ihre Stärke niemals ganz verlieren, und alſo das Gemüth wieder auf ſich zurückziehen, ſobald es nach und nach auf Vorſtellungen geräth, die zu weit von der Leidenſchaft entfernt ſind. Entgegengeſetzte Kräfte der Bewegung heben einander auf. Die Leidenſchaft iſt die eine von dieſen Kräften, der natürliche Hang der Seele, von einer Vorſtellung auf die verwandten fortzugehen, iſt die zweyte. Die erſte ſucht die Aufmerkſamkeit zum Stilleſtehen zu bringen, die andre ſucht ſie durch eine Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden fortzuführen. Die Folge davon iſt, daß die durch die Leidenſchaft lebhaft gewordne Idee, wenn die Aufmerkſamkeit auf dieſelbe anfängt zu ermüden, auf eine zweyte und eine dritte fortführt; daß wenn dieſe durch ihre entferntere Beziehung auf die Leidenſchaft anfangen ſchwächer zu werden, dieſe ihren Fortgang unterbricht, und das Gemüth wieder auf einen neuen mit ihr unmittelbar verbundnen Gegenſtand zurückbringt, von welchem ein neuer Ausflug auf einige angränzende Ideen geſchicht, und von welchem die Aufmerkſamkeit auch eben ſo geſchwinde zurückgerufen wird.

Dieß iſt ein vierter Grund von abgebrochnen Ideen und Ausdrücken in der Rede der Leidenſchaft. Wir haben geſehen, daß ſie entſtanden zum Theil aus der Mehrheit der Gegenſtände, die alle unmittelbar mit der Leidenſchaft verbunden ſeyn können, und zwiſchen welchen das Gemüth getheilt wird; theils aus den mannichfaltigen Geſichtspunkten, unter welchen die Leidenſchaft den nämlichen Gegenſtand in einer ſchnellen Folge zeigt; theils aus dem Streite zwiſchen den von der Leidenſchaft herrührenden, und den durch andre gegenwärtige Dinge erregten Vorſtellungen. Hier finden wir, daß noch eine neue Urſache eben derſelben Erſcheinung

darin.

darinnen liegt, daß das Gemüth immer etwas ſich von der Leidenſchaft entfernt, und zu derſelben zurückkehrt; daß es zwiſchen den unmittelbaren Gegenſtänden der Leidenſchaft, und zwiſchen denen aus dieſen weiter ſich entwickelnden hin und her wankt; daß es bald mit dem gewöhnlichen Strome der Idee ein wenig fortfließt, bald wieder mit Gewalt zu der erſten Quelle zurückgezogen wird. So dachte Alonzo in der letzten Stelle zwar an ſeine Tochter, und bey Gelegenheit ſeiner Tochter an ihre Heyrath, an ihre Entfernung von Italien, an die Unwahrſcheinlichkeit ſie wieder zu ſehen. Aber bald wurde dieſe Reihe von Gedanken durch die ſich wieder eindringende Vorſtellung ſeines Sohnes unterbrochen.

Es iſt ein gewöhnlicher Fehler in dramatiſchen Gedichten, daß die Perſonen darinnen nicht ſo reden, als wenn ſie ſelbſt von den Leidenſchaften getrieben, ſondern als wenn ſie ruhige Zuſchauer derſelben wären. Der Dichter läßt nicht die Leidenſchaft durch ihre Wirkungen ſich ſelbſt abſchildern, ſondern er beſchreibt dieſelbe durch die Reden ſeiner Perſonen. — Die bisherigen Anmerkungen werden uns vielleicht eine Quelle dieſes Fehlers entdecken. Jede Idee, welche die Leidenſchaft eingiebt, kann betrachtet werden, entweder an und für ſich ſelbſt, als eine der Seele jetzt obſchwebende Vorſtellung eines gewiſſen Objects; oder in Rückſicht der Leidenſchaft als eine Folge und eine Eingebung derſelben. In der erſten Betrachtung iſt ſie fähig, jede mit ihr verwandte Vorſtellung ins Gemüth zu bringen, und dadurch eine ganze Reihe von Begriffen zu veranlaſſen, die ſich immer weiter fortſpinnet. In der zweyten Betrachtung ſteht ſie gänzlich unter der Herrſchaft der Leidenſchaft; nimmt ſelbſt die Farbe derſelben an; führt auf keine andre Vorſtellung, als die auf dieſe eine Beziehung haben; und führt auf nicht mehrere davon, als von welchen die Rückkehr auf den Hauptgegenſtand der Leidenſchaft leicht und ſchnell ſeyn kann. Z.E. wenn jemand von dem Unglücke einer Perſon hört, mit der er kein wirkliches Mitleiden hat: ſo kann ihn dieſer Gedanke an die vorhergehenden Umſtände oder Handlungen dieſer Perſon, und dieſe weiter an die damit verwickelten Perſonen und Begebenheiten

heiten erinnern, und auf dieſe Weiſe ein endloſes Feld für die Einbildungskraft eröffnen. Iſt aber der Unglückliche eine Perſon, die ihn nahe angeht, an deren Schickſal er Antheil nimmt; ſo hört auf einmal dieſes Herumſchweifen der Gedanken auf, und das Gemüth wird ganz auf das Unglück ſelbſt geheftet. Er kann zwar vielleicht durch die Aehnlichkeit an andre Perſonen, die ein gleiches Schickſal gehabt haben, erinnert, oder durch den Gegenſatz auf die vorigen glücklichen Umſtände des Leidenden zurückgeführt werden; er kann an die Urſachen und die Folgen des unglücklichen Vorfalls denken. Aber über dieſe Umſtände, die alle mit dem Unglücke ſelbſt genau verwandt ſind, und zum Theil daſſelbe noch ſchwerer vorſtellen, wird er nicht hinausgehen. In der That, wenn das Gemüth während einer Leidenſchaft geneigt ſeyn ſollte, jede Veranlaſſung zu ergreifen, die ſich ihr zu einer Folge von Vorſtellungen darbietet: ſo würde es ſich bald von der Urſache der Leidenſchaft entfernen, oder auf ſolche Begriffe gerathen, die der Leidenſchaft zuwider wären, und ihr Einhalt thun könnten. Beydes kann aber mit der Fortdauer des Affects ſelbſt nicht beſtehen. Um dieſer Urſache willen hindert jede Leidenſchaft das Gemüth an einer langen Verfolgung irgend einer Reihe von Ideen; und bringt, ſobald es auf ihr fremde oder widrige Vorſtellungen geräth, daſſelbe ſogleich wieder auf einen Gegenſtand zurück, der ihr ſelbſt nahe verwandt, und ſie zu nähren im Stande iſt. — Wenn nun alſo ein kalter, und von der Leidenſchaft ſelbſt, die er ſchildern will, nicht erhitzter Dichter, auf irgend einen der Gegenſtände geräth, die unmittelbar mit ihr in Verbindung ſtehen: ſo betrachtet er dieſen Gegenſtand blos an und für ſich; läßt ſich durch ihn auf alle die andern Ideen leiten, die auf irgend eine Weiſe von demſelben veranlaßt werden könnten, wenn er ohne Leidenſchaft der Seele gegenwärtig wäre; und läßt ſeine Perſonen alle dieſe Ideen ausdrücken. Er ſelbſt fühlt die Leidenſchaft nicht; er hat auch nicht Genie oder Empfindſamkeit genung, um ſich in die Stelle einer Perſon zu ſetzen, die wirklich von derſelben eingenommen würde. Die Ideen wirken alſo in ſeiner Imagination bloß als Ideen, nicht als die Ausflüſſe einer Leidenſchaft. Das einzige Mittel für den Dichter, ſolche unſchickliche Vorſtellungen zu vermeiden, iſt, ſich lebhaft den Zuſtand einer Seele vorzuſtellen, bey welcher dieſe Leidenſchaft herrſche, ſich ſelbſt darein zu verſetzen, und keinen Gegenſtand, der ihm von derſelben dargeboten wird, in einem andern Lichte anzuſehen, als in welchem er zu der Leidenſchaft gehört; keine andre Veranlaſſung zu neuen Vorſtellungen zu ergreifen, als die in dem Bezirke der Leidenſchaft bleiben, und zu derſelben wieder zurück kehren.

Dieſer Fehler iſt ſo ſchwer zu vermeiden, daß die größten Dichter ſich nicht immer davor haben bewahren können. Shakſpear läßt die Herzogin von Glouceſter ihre Betrübniß über den Abſchied des John von Gaunt auf folgende Weiſe ausdrücken:

„*) Doch noch ein Wort mehr; die
„Betrübniß ſpringt da wieder auf, wo ſie
„nieder-

---

*) *Yet one Word more; grief boundeth where it falls,*
Not with the empty hollowneſs, but weight:
I take my leave before I have begun;
For ſorrow ends not when it ſeemeth done.

Com-

„niederfällt, nicht mit holer Leere, ſondern
„mit Gewicht. Ich nehme ſchon Abſchied,
„ehe ich noch angefangen habe. Denn der
„Kummer hört da nicht auf, wo die Sache
„ſcheint zu Ende zu ſeyn. Empfiehl mich
„meinen Bruder Edmund York; — Sieh,
„das iſt alles — Aber geh noch nicht ſo
„weg; ob das gleich alles iſt, ſo mußt du
„doch nicht ſo geſchwinde gehen. Ich werde
„mich noch auf mehr beſinnen. Sage ihm
„— Und was? Daß er eiligſt nach Plaſchie
„komme, mich zu beſuchen — O weh, was
„ſoll

Commend me to my brother, Edmund York;
Lo, this is all — nay yet depart not ſo;
Though this be all, do not ſo quickly go;
I ſhall remember more. Bid him — oh what?
With all good ſpeed at Plaſhie to viſit me.
Alack, and what ſhall good old York ſee there,
But empty lodgings, and unfurniſh'd walls,
Unpeopled offices, untrodden ſtones?
And what hear there for welcome but my groans?
Therefore commend me — let him not come there
To ſeek out ſorrow that dwells every where;
All deſolate will i from hence, and die;
The laſt leave of thee takes my weeping eye.

Richard II. act. 1. ſcene 3.

„ſoll der gute alte York da ſehen?—Leere Wohnungen, „Wände ohne Hausgeräthe, Zimmer ohne Bewohner, und unbetretne Steine? Und was wird er da zum Willkomm „finden, als meine Seufzer? — Deßwegen „alſo empfiehl mich — aber laß ihn nicht „hinkommen, Kummer aufzuſuchen, der allenthalben wohnet. Ganz troſtlos will „ich von hier weg und ſterben. Den letzten „Abſchied nimmt von dir mein weinendes „Auge.“

Der letzte Theil dieſer Rede iſt ein ſehr wahrer und lebendiger Ausdruck des Schmerzes, und eines ſehr großen Schmerzes. — Aber die vier erſten Zeilen ſind nicht ein Ausdruck, ſondern eine Beſchreibung deſſelben. Der Gedanke, den ſie enthalten, iſt richtig, aber zu kalt für den Gemüthszuſtand des Redenden.

Wenn nun alſo eine Leidenſchaft ſogar den Fortgang derjenigen Vorſtellungen hindert, die urſprünglich von einem mit ihr unmittelbar verwandten Gegenſtande veranlaſſet worden; ſo wird ſie noch vielmehr ſolchen Ideen den Eingang verwehren, die mit ihr gar keinen Zuſammenhang haben. Die

Erfahrung lehrt auch, daß, wenn wir während einer Leidenſchaft unſre Aufmerkſamkeit mit Fleiß auf eine andre Sache wenden wollen, entweder weil ſie zu unſern Berufsgeſchäfften gehört, oder weil wir dadurch die Leidenſchaft zu mäßigen hoffen, daß, ſage ich, wir die äußerſte Anſtrengung dazu nöthig haben, und doch oft nicht damit zu Stande kommen. Dinge, die ſonſt in uns eine lebhafte Neugierde erwecken, oder an denen wir einen ſtarken Antheil nehmen würden, laſſen uns alsdann kalt und gleichgültig, weil unter alle Ideen, welche durch ſie erregt werden, ſich immer die Leidenſchaft miſcht, und den Lauf derſelben ſtört.

Es geſchieht zuweilen, daß zwo Leidenſchaften zugleich in der Seele gegenwärtig ſind, oder daß ein gegenwärtiger Affect mit der gewöhnlichen Gemüthsverfaſſung ſtreitet. In dieſem Falle, da jede Leidenſchaft ihre Gegenſtände der Seele vorſtellen, und die Aufmerkſamkeit auf dieſe allein ziehen will: entſteht eine noch viel öftere Unterbrechung der Gedanken, und ein noch viel ſchnellerer Uebergang von einem Gegenſtande auf dem andern, als bey der Herrſchaft einer einzigen Leiden-

Leidenſchaft. Shakſpear giebt uns davon ein merkwürdiges Beyſpiel, da er den Shyleck vorſtellt, wie er von Geitz, von Betrübniß ſeine Tochter verlohren zu haben, von Zorn, daß dieſe einen Chriſten geheurathet und ſein Geld mitgenommen hatte, zugleich getrieben wird.

»Meine Tochter! *) O meine Ducaten! » O meine Tochter! Entlaufen mit einem » Chriſten! O meine chriſtlichen Ducaten! Gerechtigkeit! Geſetze! meine Ducaten und » meine Tochter! Ein verſiegelter Beutel, » zwey verſiegelte Beutel mit Ducaten, — » mit Doppelducaten, mir geſtohlen von meiner Tochter! Und Juwelen dazu! zwey Steine, » reiche und koſtbare Steine! von meiner Tochter geſtohlen! Gerechtigkeit ſuchte das Mägd-

» chen

---

*) My daughter! O my ducats! O my daughter!
Fled with a Chriſtian! O my chriſtian ducats!
Juſtice, the law, my ducats, and my daughter!
A ſealed bag, two ſealed bags of ducats,
Of double ducats, ſtol'n from me by my daughter!
And jewels, two ſtones, rich and precious ſtones!
Stol'n by my daughter! juſtice! find the girl;
She hath the ſtones upon her and the ducats!

Merchant of Venice act. 2. ſcene 8.

»chen auf! ſie hat die Steine bey ſich und
»die Ducaten.«

Wir haben geſehen, daß die Gewohnheit nicht nur gewiſſe Arten der Gegenſtände und Ideen öftrer in unſre Imagination zurückbringt, ſondern daß ſie auch derſelben einen Hang giebt, mehr nach der einen Art der Verhältniſſe, als nach der andern ihre Begriffe zuſammenzuhängen. Bey der Leidenſchaft finden wir nicht, daß ſie irgend einer Beziehung der Begriffe vor der andern den Vorzug gebe; ſie ſcheint ohne Unterſchied nach allen Arten der Verbindungen von einem Gegenſtande auf den andern zu kommen. Deſſenungeachtet iſt dieſes noch anzumerken, daß wenn durch die eine Art der Verhältniſſe ein größrer Sprung von dem nächſten Gegenſtande des Affects auf einen weit entfernten geſchehen müßte, dieſes Verhältniß am wenigſten geachtet; oder die durch daſſelbe veranlaßte Reihe von Begriffen am geſchwindeſten abgebrochen wird.

Die Aehnlichkeit z. E. iſt in gewiſſen Fällen eine ſolche Beziehung der Begriffe, die zwey in ſich ganz verſchiedne Dinge mit einander verknüpft. Dieſe Art von Aehnlichfekt, die in Metaphern und Gleichniſſen die gewöhnlichſte iſt, wird von der Leidenſchaft nicht zugelaſſen. Wenn hingegen die Aehnlichkeit innerlich und äuſſerlich iſt; wenn die verglichne Sache mit dem Gegenſtande der Leidenſchaft ſelbſt eine gleiche Kraft hat Empfindungen zu erregen; dann iſt der Uebergang auf jene natürlich und ſchicklich. — Folgende Stelle im Richard des Shakſpears ſündigt gegen dieſe Regel, wo er der Königin, da ſie mit einem Gefolge von Damen ihren Gemahl Richard als einen Gefangenen ſieht, folgende Rede voll von unſchicklichen und noch dazu niedrigen und geſchmackloſen Gleichniſſen in den Mund giebt. *) „Aber „ſachte

---

*) But ſoft, but ſee; or rather do not ſee,
My fair roſe wither; yet look up; behold,
That you in pity may diſſolve to dew,
And waſh him freſh again with true love tears.
O thou the model where old Troy did ſtand,
Thou map of honour, thou King Richard's tomb
And not King Richard; thou moſt beauteous inn,
Why ſhould hard favour'd grief be lodg'd in thee,
When triumph is become an ale-houſe gueſt?
Richard II. act 5. ſcene 1.

„ſachte — Doch ſeht — oder ſeht lieber nicht, „wie meine ſchöne Roſe verwelkt; doch ſeht „nur in die Höhe, und beſchauet ihn, daß „ihr vor Mitleid in Thau zerſchmelzen, und „ihn mit treuer Liebe Thränen wieder friſch „waſchen möget. O du, nur ein Denkzeichen wo ehemasl das alte Troja geſtanden, — du Charte des untergegangnen Landes der Ehre; Grabmaal des „König Richards, nicht mehr König Richard „ſelbſt; du ſchönſtes Gaſthaus, wie hat die „übelgeſtaltete Traurigkeit bey dir einziehen „können: indeß Triumph der Gaſt einer „Schenke wurde.“

Ueberdieß, wenn auch der erſte Schritt von einem unmittelbaren Gegenſtande der Leidenſchaft auf einen andern vermöge der Aehnlichkeit geſchehen iſt; ſo wird der andere ſchwerlich wieder durch eine neue Vergleichung geſchehen. Um von einer Sache immer nur auf ähnliche fortzugehen, dazu gehört ein freyes Gemüth, das keine lebhaftere Beſchäfftigung hat. Ueberdieß würde man auf dieſe Weiſe durch fortgeſetzte Aehnlichkeiten ſehr bald auf Gegenſtände gerathen, die auf die Leidenſchaft gar keinen Einfluß haben, und mit ihren Gegenſtänden in ſich gar nicht zuſammenhängen. Wenn Richard in ſeinem Gefängniſſe bey der Gelegenheit, da er eine Muſik hört, wo der Tackt verfehlt wird, ſeinem Schmerze Raum giebt: ſo kann er ganz natürlich ſagen: *) „Und hier habe ich „ein ſo zartes Ohr, daß ich einen verfehlten Tackt auf einer verſtimmten Saite tadeln kann; — und zur Harmonie meines „Staates und meiner Zeit hatte ich kein „Ohr, meinen wahren Tackt verfehlt zu hören. — Ich verwüſtete die Zeit; und jezt „verwüſtet die Zeit mich.“

Aber er kann nicht eben ſo natürlich hinzuſetzen:

**) „Denn nun hat die Zeit mich zu ih-

---

*) And here I have the daintineſs of ear,
To check time broke in a diſorder'd ſtring;
But for the concord of my ſtate and time,
Had not an ear to hear my true time broken:
I waſted time, and now doth time waſte me.

**) For now has time made me his numb'ring clock:
My thoughts are minutes; and with ſighs they jar
Their watches to my eyes, the outward watch;
Whereto my finger, like a dial's point,
Is pointing ſtill, in cleanſing them from tears.
Richard II. act. 5. ſcene 10.

„ter Schlaguhr gemacht; meine Gedanken „ſind die Minuten; und mit Seufzern ſchlägt „ihr Wecker bis zu meinen Augen, dem Zifferblat an der Uhr, wohin mein Finger „gleich dem Weiſer immer hinzeiget, indem „er die Thränen von ihnen abwiſcht.“

Gegenſtände, die genau mit der Leidenſchaft verbunden ſind, bringen oft ihr Entgegengeſetztes ins Gemüth; aber nur alsdann, wenn dieſes an und für ſich fähig iſt, das Gemüth auf eine der Leidenſchaft ſelbſt ähnliche Art zu rühren. Alle andre Gegenſätze werden verworfen.

„*Eine Hofdame.* Madame, wir wollen Hiſtorien erzählen.

„*Königin.* Was für welche, von Kummer oder von Vergnügen.

„*Hofdame.* Von einem von beyden.

„*Königin.* Von keinem: denn handelte ſie von Luſt, da dieſe mir ganz fehlet, „ſo würde ſie mich nur deſto mehr an meinen Kummer denken laſſen ꝛc.“ *)

Eben ſo wird der Gegenſatz wohl Einen Gedanken bey einer Leidenſchaft, aber nicht eine ganze Reihe an die Hand geben können. Ein auffallender Contraſt, zwiſchen der Lage, in der man ſich befindet, und einer entgegengeſetzten, kann die Leidenſchaft beleben, und natürlicher Weiſe in den Reden derſelben vorkommen. Aber eine Menge Antitheſen hintereinander verrathen immer ein ruhiges Gemüth, das auf Zierrathen und Zeitverkürzungen denken konnte.

---

*) Richard II. 3ter Aufz. 7. Auftr.

Jede Leidenſchaft iſt ſehr geneigt bey dem Gegenſtande, der ſie unmittelbar angeht, an diejenigen zu denken, die mit dem erſtern durch Zeit und Ort verbunden ſind; — ſowohl weil dieſe gemeiniglich mit jenem noch in einem anderweitigem Zuſammenhange ſtehe; als auch, weil ſie als Umſtände der Sache etwas dazu beytragen, den Begriff derſelben beſtimmter und anſchauender zu machen, wernach die Leidenſchaft bey ihren Gegenſtänden allemal ſtrebt. Aber weiter kann die Imagination alsdann nicht nach dieſer Verbindung von Zeit und Ort fortgehen, — da dieſer Fortgang faſt niemals weit reichen kann, bey einer Leidenſchaft aber am unſchicklichſten wäre, da er das Gemüth gänzlich zerſtreuen würde.

Am allermeiſten wird die Imagination während einer Leidenſchaft, von dem unmittelbaren Gegenſtande auf andre durch das Verhältniß der Coexiſtenz und das Verhältniß der Urſachen und Wirkungen geleitet. Vermöge des erſten geräth ſie auf die Eigenſchaften und die Umſtände des Gegenſtandes, und alſo auf ſolche Begriffe, die dieſen in ein größeres Licht ſetzen. Vermöge des andern kömmt ſie entweder auf die Urſachen, welche den Vorfall, aus dem die Leidenſchaft entſproſſen, und alſo die Leidenſchaft ſelbſt hervorgebracht haben, oder auf die Folgen, wodurch gemeiniglich erſt der Vorfall frölich oder traurig, und alſo ein Gegenſtand der Leidenſchaft wird. Daher finden wir auch in den meiſten der obigen Exempel, und in unzähligen andern, die man aus Dichtern, oder aus dem gemeinen Leben hernehmen kann, daß die Reden der von Zorn, Freude oder Betrübniß eingenommnen Perſonen ſich am meiſten über die Dinge und Perſonen ausbreiten, welche auf den Vorwurf der Leidenſchaft einen Einfluß gehabt haben, oder einen Einfluß von denſelben leiden können.

Die natürlichſte Folge, die ſich aus allen bisherigen Anmerkungen ergiebt, iſt: daß die Leidenſchaft in der Folge der Ideen, die ſie eingiebt, keine Ordnung beobachtet; daß ſie uns ſelbſt an jeder ordentlichen Reihe von Gedanken verhindert. Da ſie oft den Fortgang derſelben unterbricht, da ſie ſchnell von einem Gegenſtande auf den andern übergeht, da ſie oft zwiſchen mehr Vorſtellungen hin und her ſchwankt: ſo kann daraus nichts anders als Unordnung entſtehen. Aber eine zweyte nicht ſo in die Augen fallende Beobachtung iſt: daß ſie die natürliche Ordnung der Vorſtellungen oft umkehrt. Da die Imagination ſonſt leichter von den Nebenſachen auf die Hauptſache, von den Eigenſchaften zum Subjecte, von dem geringern zum größern fortgeht: ſo geht hingegen die Leidenſchaft leichter von der Hauptſache zu den Nebenſachen, und von dem wichtigern zu dem weniger wichtigen fort. Die Urſache davon iſt ohnezweifel dieſe: weil die Leidenſchaft nur einen einzigen Gegenſtand zuläßt, der von der größten Wichtigkeit ſeyn kann, das iſt derjenige, welcher die Leidenſchaft veranlaßt hat, und deſſen Vorſtellung alſo die allererſte iſt. Von dieſem auf einen erheblichern fortzugehen iſt unmöglich, weil während dieſes Zuſtandes gar keine andre Sache eben ſo erheblich ſeyn kann. Bey demſelben beſtändig mit ſeinen Gedanken zu verweilen, iſt eben ſo unmöglich; weil unſre Seele ein thätiges raſtloſes Weſen iſt. Alſo iſt kein andrer Ausweg vorhanden, als daß die Aufmerkſamkeit von jenen Hauptgegenſtänden auf die Nebenumſtände, von jenem Allerwichtigſten, auf die damit verbundne weniger wichtigen Dinge und Vorfälle ausſchweife. Dieſes iſt um ſo viel möglicher, weil die Leidenſchaft ſelbſt ſich leicht auf dieſe ausdehnt, und alſo auch die Imagination veranlaßt, an dieſe zu denken. Zorn, Liebe und Haß erſtrecken ſich leichter vom Vater auf den Sohn, vom Herrn auf den Bedienten als umgekehrt. Und ob wir gleich ſonſt bey ruhigem Gemüth eher uns bey dem Sohne des Vaters, und bey dem Bedienten des Herrn erinnern: ſo macht doch die Leidenſchaft, die ſich eher nach der umgekehrten Ordnung ausbreiten kann, daß unſre Erinnerungen auch eher auf die Gegenſtände fallen, auf die auch unſre Liebe oder unſer Haß ſich erſtrecken kann.

Vierter Abſchnitt.

Betrachtungen über die Urſachen und Geſetze der Ideenverknüpfung. Ideen, die entweder durch die Empfindung oder durch andre Ideen veranlaßt werden.

Aus dem, was wir bisher von den Urſachen und Geſetzen geſagt haben, nach welchen die Ideen ſich an einander knüpfen, erhellet: daß die Natur dafür geſorgt habe, dem Genie einen reichen und mannichfaltigen Stoff zu verſchaffen. Jede Vorſtellung kann mit ſehr vielen andern in Verbindung ſtehen; jede kann auf ſehr vielerley Art mit andern verbunden ſeyn. Jede iſt der Mittelpunkt eines großen Kreiſes, der ſich immerfort erweitert. Allenthalben findet das Genie gebahnte Wege, um alle Kentniſſe und Erfahrungen des Menſchen in ſein Gebiet zu ziehen. So groß wir alſo auch das Genie bey einigen Menſchen finden: ſo iſt es uns doch nicht unbegreiflich, da die Kraft der Aſſociation, oder das Vermögen, ſich bey jeder Idee aller andern dazu ſchicklichen oder damit verbundnen zu erinnern, eben ſo groß ſeyn kann. So mannichfaltig und verſchieden wir es auch in ſeinen Arten finden: ſo können wir doch dieſe Verſchiedenheiten aus den mannichfaltigen Beziehungen der Ideen erklären, die, da ſie nicht auf die Imagination aller Menſchen gleich wirken, auch bey jedem andre Zuſammenſetzungen der Begriffe, und alſo eine andre Form ſeiner Geiſteswerke hervorbringen. Dieſe letztere Erklärung vorzubereiten, müſſen wir noch über die Urſachen der Ideenverknüpfung, die wir bisher einzeln betrachtet haben, einige allgemeine Anmerkungen machen.

Die gegenwärtige Vorſtellung, welche uns auf andre damit verbundne bringen ſoll, kann entweder eine wirkliche Empfindung oder eine bloße Idee ihres Gegenſtandes ſeyn. Ihre Beziehungen auf andere Ideen bleiben in beyden Fällen dieſelben, und ſie führt alſo auch in beyden auf die nämlichen Vorſtellungen. Nur nicht in beyden mit gleicher Gewalt. Je lebhafter und je ſtärker eine Vorſtellung in ſich iſt, je mehr Eindruck für ſich ſelbſt ſie auf das Gemüth macht: deſto mehr

Kraft hat ſie auch, andre mit ihr verwandte Ideen zur Klarheit zu bringen. Nun iſt die wirkliche Empfindung eines gegenwärtigen Dinges ohne Vergleich ſtärker, als die bloße Vorſtellung eines abweſenden. Sie bringt alſo auch viel leichter und gewiſſer das Andenken an alle mit ihr zuſammenhängende Gegenſtände hervor. Leichte Verhältniſſe, unvollkommne Verbindungen, die bey einer dunkeln oder matten Vorſtellung ganz überſehen werden würden, thun bey einer hellen und kräftigen Idee ihre Wirkung. So erinnern wir uns oft bey dem Anblick einer Perſon ſogleich ihres Namens, auf den wir niemals kommen konnten, wenn wir blos an die Perſon dachten. Wirklich im Finſtern ſeyn, und an die Finſterniß denken; einen Sturm und einen Schiffbruch mit anſehn, und von beyden in den Zeitungen leſen: wie ſehr verſchiedne Wirkungen thut dieß auf unſre Imagination! und wie viel mehr Vorſtellungen werden im erſten Falle bey uns rege! Wenn wir uns in Gedanken einen Ort vorſtellen, an dem wir einen beträchtlichen Theil unſers Lebens zugebracht haben: ſo werden wir ohne Zweifel an viele Vorfälle erinnert, die ſich zu der Zeit und an dem Orte ereignet haben; aber wie viel mehrere derſelben fallen uns alsdann ein, wenn wir den Ort ſelbſt wiederſehen? Die ſtärkere Vorſtellung iſt ein ſtärkerer Stoß, der alſo mehr angränzende Ideen in Bewegung ſetzt. Daher kömmt es auch, daß ein unvermutheter Anblick, ein Getöſe, oder irgend eine andre Empfindung den Lauf unſrer ſtärkſten Betrachtungen oder Empfindungen oft unterbricht, und viel kleinere unbedeutendere Gegenſtände ins Gemüth bringt, als diejenigen waren, mit welchen wir uns beſchäfftigten.

Ein einziger Fall iſt ausgenommen, in welchem das wirkliche Anſchauen eines Gegenſtandes auf weniger Erinnerungen führt, als der Gedanke deſſelben. – Dieſer iſt, wenn die Empfindung ſelbſt durch Vergnügen oder Schmerz zu lebhaft auf die Seele wirkt, und alſo die Aufmerkſamkeit ſo gänzlich einnimmt, daß man dabey aller andern Dinge vergißt. Die bloße Vorſtellung eben dieſes Gegenſtandes, da ſie dem Gemüthe mehr Ruhe läßt, giebt auch mehr Anlaß, auf andere Ideen zu kommen. So kann jemand bey dem Andenken an die Torturwerkzeuge auf mancher-

ley

len Betrachtungen gerathen. Aber bey dem, der ſie ſieht, und ſie zu ſeiner eignen Marter zubereiten ſieht, werden gewiß alle Gedanken ſtille ſtehn; und ſeine Furcht wird alle andre Vorſtellungen ausſchließen.

Der Menſch, welcher ſich in einem gewiſſen Zuſtande oder in einer gewiſſen Lage befindet, hat von dieſem Zuſtande oder von dieſer Lage eine Empfindung; die andern Menſchen haben von derſelben nur Ideen. Daher kömmt es auch, daß er ſelbſt ſo ganz anders davon urtheilt, ſo ganz andre Betrachtungen dabey anſtellt, als dieſe. — Wie unterſchieden ſind die Gedanken, die das Gefühl eines Kranken bey ihm ſelbſt hervorbringt, von denjenigen, die der Anblick ſeiner Krankheit bey ſeinen Beſuchern veranlaſſet. Wie oft laſſen ſich dieſe in Geſpräche ein, ſelbſt die Krankheit betreffend, an denen der Kranke ſelbſt gar keinen Theil nehmen kann, und die ihm ſogar widerlich und unausſtehlich ſind. — Ein Menſch, der aus Armuth und Niedrigkeit zu Reichthum und Würden empor gekommen, erregt gewiß bey denen, die ihn ſehen, ganz andre Gedanken, als die er ſelbſt hat. Die Welt denkt an nichts eher, als an ſeinen vorigen Zuſtand, und ſucht ihn dadurch in ihren Augen herabzuſetzen. Er ſelbſt denkt an nichts weniger und ungerner. Denn dieſe Erinnerung würde ihm Verdruß verurſachen; und ſein gegenwärtiges Glück veranlaßt ihn, nur auf ſein Vergnügen zu denken. — Die meiſten Menſchen ſehen andrer Schickſale nur mit Gleichgültigkeit an; und kommen alſo durch Betrachtung derſelben nur auf ſolche Gedanken, als die Vorſtellung derſelben an und für ſich betrachtet erwecken kann. Der Menſch ſelbſt denkt an ſeinen eignen Zuſtand allemal mit Intereſſe, und wird alſo in dem Laufe ſeiner Betrachtungen hiebey mehr durch die Geſetze der Leidenſchaft als durch die Geſetze der Imagination beſtimmt.

Mit einem Wort, die Reihe von Gedanken, die eine wirkliche Empfindung eines Gegenſtandes eingiebt, iſt ſehr von derjenigen unterſchieden, die aus der Wahrnehmung dieſer Empfindung bey einem andern entſteht. Und dieſes aus zwo Urſachen, erſtlich weil die Empfindung ſelbſt unmittelbar andre Ideen zu erwecken geſchickt iſt, als die bloße Vorſtellung einer ſolchen Empfindung.

zum andern, weil im erſten Falle Leidenſchaften entſtehen, die im andern Falle fehlen.

Dieſe Beobachtung iſt für das dichteriſche Genie wichtig, welches Charaktere zu ſchildern hat; es muß auf den Einfluß genau Acht haben, den der äußre und innre Zuſtand ſeiner Perſonen auf alle ihre Reden äuſſert. Sie dient zugleich zu zeigen, wie Schriftſteller von dem ähnlichſten Genie, durch eine Ungleichheit ihrer äuſſern Umſtände, doch auf ganz verſchiedne Arten der Bearbeitung gerathen können. Der Zuſtand jedes Menſchen giebt eine Art von herrſchender Idee, die auf alle andre Ideen einen Einfluß hat, und ihre Richtung beſtimmt.

◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆

Fünfter Abſchnitt.

Von der Vereinigung mehrerer Urſachen der Ideenverknüpfung.

Eine Vorſtellung kann mit einer andern durch mehrere der oben genannten Beziehungen zugleich verbunden ſeyn. Eine Sache kann der andern zugleich nahe und ähnlich; ſie kann ihr entgegengeſetzt, und doch mit ihr zugleich in einem Subjekte vorhanden ſeyn. Morton, da er erzählt, auf welche Art Piercys Fall die Truppen ihres Muthes beraubte, ſagt: *)

„Denn nur durch ſein Eiſen war ſeine Parthey geſtählt. So wie dieſes in ihm ſeine Kraft verloren hatte: ſo bog ſich die Schärfe aller der übrigen um, wie ſchweres und ſtumpfes Bley. Und ſo wie ſchwerere Körper, wenn ſie mit Gewalt fortgeſchleudert werden, am ſchnellſten fliegen: ſo gaben dieſe Leute, von Hotſpurs Fall belaſtet, dieſem Gewicht durch ihre Furcht ſolche Geſchwindigkeit, daß der Pfeil nicht ſchneller gegen das Ziel fliegt, als unſre Soldaten „ihrer

---

*) For from his metal was his party ſteel'd;
Which once in him abated, all the reſt
Turn'd on themſelves, like dull and heavy lead.
And as the thing, that's heavy in itſelf
Upon enforcement flies with greateſt ſpeed:
So did our men, heavy in Hotſpur's loſs
Lend to this weight ſuch lightneſs with their fear,
That arrows fled not ſwifter toward their aim,

»ihrer Rettung zu und aus dem Felde »flohen.«

Die verſchiednen hier gebrauchten Bilder, von einem Stahl, der ſeine Härte verliert; von ſchweren Körpern, die, wenn ſie mit hinlänglicher Kraft geworfen werden, ſich geſchwinder bewegen, als leichte; von Pfeilen, die ihrem Ziele zufliegen; ſind alles Ideen, die ſchon wegen der Aehnlichkeit mit der Muthloſigkeit und der Flucht braver Soldaten dem Dichter einfallen konnten. Aber es iſt noch ein andrer Grund, der ihn darauf brachte; und dieſer iſt, weil alle dieſe Dinge Materialien oder Werkzeuge des Krieges ſind, und alſo auch durch das Verhältniß der Nähe und der Verurſachung mit ſeiner vorhabenden Materie zuſammenhiengen. Und dieſe doppelte Beziehung dieſer Bilder hat den Poeten eben zu einer längern Verfolgung derſelben verleitet, als ein vollkommen reiner und geläuterter Geſchmack ihm erlaubt haben würde. — Eben dieſe doppelte Beziehung brachte den Juſtin auf das folgende Bild, durch welches er die Folgen von dem

Tode des Epaminondas bey dem Thebaniſchen Staat vorzuſtellen ſuchte. *)

„Denn ſo, wie wenn man die Spitze eines Gewehrs abbricht, das übrige Stück Eiſen dadurch unſchädlich gemacht wird: ſo wurde auch, da die Thebaner ihren Feldherrn, als die Spitze ihrer Waffen, verloren, der ganze übrige Staat wehrlos und ohnmächtig.“ Dieſes Bild, ſo paſſend es iſt, würde doch zu entfernt geweſen ſeyn, um die Einbildungskraft des Schriftſtellers auf ſich zu ziehen; wenn nicht die Waffen und das Eiſen an und für ſich mit Krieg und Schlachten eine Verwandtſchaft hätten.

Es iſt nicht nöthig, noch mehrere Beyſpiele davon anzuführen, wie mehrere Verhältniſſe zugleich zwiſchen gewiſſen Gegenſtänden vorhanden ſeyn, und alſo auf die Imagination mit vereinter Kraft wirken können. Solche Beyſpiele ſind leicht zu finden

und

---

*) Nam ſicuti telo ſi primam aciem præfregeris, reliquo ferro vim nocendi ſuſtuleris: ſic illo, veluti mucrone teli, ablato duce Thebanorum, rei quoque publicæ vires hebetatæ ſunt. Hiſt. lib. 6. cap. 8.

und leicht zu verſtehen. Aber das iſt noch nöthig anzumerken, daß das Verhältniß des Gegenſatzes faſt niemals ſich allein findet, wo es ſeine Wirkung thun ſoll, ſondern nur immer ſich zu einer anderweitigen Beziehung der Dinge hinzugeſellt. Wir können mit unſern Gedanken von einer Eigenſchaft auf die entgegenſtehende, von einem glücklichen Vorfall auf einen unglücklichen kommen, aber faſt immer nur alsdann, wenn dieſe entgegenſtehenden Eigenſchaften oder Vorfälle Einer Perſon, oder ſonſt ſchon verbundnen Perſonen zukommen.

Die augenſcheinlichſte und allgemeinſte Folge dieſer zuſammengeſetzten Beziehungen zwiſchen gewiſſen Gegenſtänden iſt dieſe: daß die Verbindung ihrer Ideen in der Imagination dadurch genauer und ſtärker, und der Uebergang von einer zur andern unfehlbarer und unausbleiblicher wird.

Eine mittelbare Folge iſt: daß das Genie mehr Hülfsmittel und mehr Quellen bekömmt, die zu ſeinem Vorhaben nöthigen Ideen zuſammenzubringen. Je mehr Urſachen den Fortgang von einer Idee zur andern erleichtern, je mehr anziehende Kräfte ſich vereinigen, um die Imagination zu jedem ihr brauchbaren Gegenſtande hinzulenken: deſto mehr Kraft und Umfang bekömmt das Genie.

Endlich trägt dieſe Combination verſchiedner Beziehungen zwiſchen den Ideen auch zu der Verſchiedenheit der Arten des Genies bey. Da der Beziehungen viele ſind: ſo können ſie auch auf vielfache Art combinirt werden; und jede Combination giebt den Grund zu einer eignen Art zu denken. Denn jeder, der nach einer gewiſſen einfachen oder zuſammengeſetzten Beziehung ſeine Ideen vorzüglich zu ordnen pflegt, wird nothwendig bey ſeinem Gegenſtande auf ganz andre Gedanken gerathen, und dieſe ganz anders anordnen, als andre, welche nach andern Verhältniſſen zu denken gewohnt ſind.

Sechſter Abſchnitt.

Von den Verſchiedenheiten, die bey jeder Art der Verhältniſſe der Ideen ſtatt finden.

So wie mehrere Verhältniſſe ſich bey einerley Gegenſtänden zuſammenfinden können: ſo laſſen ſich auch bey jedem einzelnen Verhältniſſe gewiſſe Verſchiedenheiten und Modifikationen denken.

Das Verhältniß der Nähe kann den Graden nach verſchieden ſeyn. Eine Sache erinnert uns nicht nur an diejenigen, die ſie unmittelbar berühren, ſondern auch an die, welche der Zeit oder dem Orte nach in einem gewiſſen überſehbaren Raume ſich mit ihr befinden. Hier giebt es alſo eine gewiſſe Entfernung, von welcher bis zur wirklichen Berührung die Nähe der Gegenſtände immer zunehmen kann. Bey allen übrigen Beziehungen giebt es noch viel mehrere Abänderungen.

Die Aehnlichkeit kann nicht nur den Graden, ſondern auch der Art nach verſchieden ſeyn. Sie iſt den Graden nach allein unterſchieden, wenn in dem einen Paar ähnlicher Gegenſtände die gemeinſame Eigenſchaft in einem vollkommenern Grade übereinſtimmend iſt, als in einem andern Paar; oder wenn das eine Paar mehrere Eigenſchaften derſelben Art gemeinſchaftlich hat, das andre weniger. Z. E. ein Ding kann der Farbe nach vielen andern ähnlich ſeyn; aber einem ähnlicher als dem andern, nachdem die beſondre Schattirung der Farbe mehr oder weniger getroffen iſt. Alle Thiere und Pflanzen haben gewiſſe gemeinſchaftliche Eigenſchaften, und ſind deswegen einander ähnlich; aber die Thiere und Pflanzen Einer Gattung haben derſelben mehrere, die von Einer Art noch mehrere; und ſo wächſt die Aehnlichkeit, bis ſie endlich in einigen Individuis, die auch in den meiſten Zufälligkeiten übereinkommen, die vollkommenſte wird.

Die Aehnlichkeit kann aber auch der Art nach verſchieden ſeyn, wenn die Eigenſchaften oder die Umſtände, auf deren Uebereinſtimmung die Aehnlichkeit beruhet, von verſchiedner Art ſind.

Erſtlich. Eine Sache kann einer andern der Farbe nach, einer dritten der Größe, einer vierten der Figur nach ꝛc. ähnlich ſeyn. Und ſo giebt es ſo viel verſchiedne Aehnlichkeiten, als es verſchiedne Eigenſchaften giebt, die ein Ding mit andern gemein haben kann.

Zweytens. Eine Sache kann mit der andern gar keine innerliche Eigenſchaft gemein haben, und doch derſelben ähnlich ſeyn, durch die Uebereinſtimmung des Eindrucks, den beyde auf die Sinne oder das Gemüth machen. So ſagen wir, ſüße Töne, eine ſanfte Farbe, obgleich der Schall und der Geſchmack, das Gefühl und die Farbe nichts gemein haben. So können zwo Perſonen in der Structur ihrer einzelnen Theile ganz verſchieden ſeyn, und doch, weil ihr ganzes Ausſehen einen gleichförmigen Eindruck aufs Auge macht, ähnlich genannt werden.

Drittens. Zwey Dinge können einander ähnlich ſeyn, blos durch gemeinſchaftliche Verhältniſſe, die ſie zu einem dritten haben, z. E. indem ſie von einerley oder ähnlichen Urſachen, und nach ähnlichen Geſetzen herſtammen; oder indem ſie gleiche oder ähnliche Wirkungen und auf ähnliche Weiſe hervorbringen. So ſchwach dieſe Aehnlichkeit auch beym erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint: ſo iſt ſie doch ſtark genug, um dadurch von einem Gedanken auf den andern ganz natürlich zu kommen, und dieſes ſelbſt in dem Zuſtande einer Leidenſchaft. Baſſiano, (im Venetianiſchen Kaufmanne des Shakeſpears) vor Freuden außer ſich, daß Portia ſeine Liebe angenommen hat, ſagt: *)

»Mein Fräulein, ſie haben mich aller »Worte beraubt; nur mein Blut in meinen »Adern ſpricht zu ihnen; — und alle meine »Seelenkräfte ſind in einer ſolchen Verwir»rung, als man nach vollendeter Rede eines »geliebten Fürſten unter der murmelnden »vergnügten Menge wahrnimmt, wo ein »tauſendfaches Etwas, unter einander ge-

---

*) Madam, you have bereſt me of all Words.
Only my blood ſpeaks to you in my veins;
And there is ſuch confuſion in my pow'rs,
As, after ſome oration fairly ſpoken
By a beloved prince, there doth appear
Among the buzzing pleaſed multitude,
Where every ſomething being blent together
Turns to a wild of nothing, ſave of joy
Expreſt, and not expreſt.

Merchant of Venice. act. 3. ſc. 2.

„mengt, zu einem wilden Gemiſche von Nichts „wird; die Freude ausgenommen, ausge„drückt, und doch nicht ausgedrückt.“

Zwiſchen der Rede eines Fürſten zum Volke und der Erklärung einer Liebhaberinn iſt keine weitere Aehnlichkeit, als daß beyde eine gleiche Wirkung auf den Zuhörer thun. Wenn dieſe Vergleichung auch bey dem wirklichen Ausdrucke der Leidenſchaft ſelbſt zu weit hergeholt ſcheint: ſo würde ſie doch bey einer bloßen Beſchreibung derſelben ſehr paſſend ſeyn; und die Aehnlichkeit der Verhältniſſe muß alſo wirklich zwey Dinge in der Imagination zuſammenknüpfen können. Eben dieſes erhellet aus der in allen Zeitaltern und an allen Orten gewöhnlichen Vergleichung des Lichts mit der Erkenntniß, der Freude, der Güte und der Vollkommenheit; der Finſterniß hingegen mit der Unwiſſenheit, dem Elende und dem Böſen. Eben ſo läßt ſich eine Art der ſinnlichen Vorſtellung mit der andern, als Hören und Sehen, ſchwerlich anders vergleichen, als durch die Aehnlichkeit der Wirkungen. Und doch ſtellen wir ſolche Vergleichungen täglich an.

Mit einem Worte, jeder Geſichtspunckt, unter welchem ſich ein Gegenſtand betrachten läßt, kann ein Grund von einer Aehnlichkeit werden. Oft iſt dieſelbe ſo fein, daß ſie ſich ſchwerlich mit Worten aus einanderſetzen läßt; und doch wird ſie ſehr lebhaft wahrgenommen.

Unter dem Verhältniſſe des Entgegengeſetzten, welches ein Grund der Aſſociation werden kann, verſtehen wir alle Arten des Gegenſatzes, die vielfach und mannichfaltig ſind.

Erſtlich verſtehen wir darunter zuweilen eine jede Verſchiedenheit und Unähnlichkeit. In dieſem Sinne nennen wir das Bittre das Entgegengeſetzte des Süßen. Zweytens Gegenſtände, wovon der eine die bloße Verneinung des andern iſt, heißen entgegengeſetzt, als Licht und Finſterniß; Geſundheit und Krankheit. Drittens, Dinge die gegen einander wirken, als zwey gegeneinander laufende Bewegungen. Auf dieſe Art ſind Luſt und Schmerz; Liebe und Haß einander entgegengeſetzt. Diejenigen, welchen die erſten Begriffe der Algebra beywohnen, werden dieſe drey Arten der Entgegenſetzung am geſchwindeſten begreifen, wenn wir ſagen, daß die erſte Art zwiſchen zwey verſchiednen poſitiven Zahlen, die zweyte zwiſchen einer poſitiven Zahl und Nulle, die dritte zwiſchen einer poſitiven und einer negativen Zahl ſtatt finde. Alle dieſe drey Arten laufen oft in einander durch unmerkliche Stufen; und oft drückt einerley Wort mehrere dieſer Stuffen zugleich aus. Armuth iſt dem Reichthum entgegengeſetzt; aber Armuth heißt bald ſoviel als ein minderes Vermögen, bald zeigt es den Mangel alles Vermögens, und bald unbezahlbare Schulden an.*)

Dinge, die in ſich ſelbſt nicht als entgegengeſetzt angeſehen werden können, werden es, wenn ihre Urſachen oder Wirkungen entgegengeſetzt ſind. Hitze und Kälte ſind vielleicht nicht ſowohl in Abſicht ihrer Natur,

---

*) Cicero bemerkt zwo Arten des Entgegengeſetzten, ob er gleich jeder Art einen andern Namen giebt. Contrarium eſt, quod poſitum in genere diverſo, ab eo cui contrarium dicitur, plurimum diſtat, ut frigus calori, vitæ mors. Diſparatum autem eſt id quod ab aliqua re per oppoſitionem negationis ſeparatur, hoc modo: ſapere & non ſapere. De Invent. Lib. I.

tur, als in Abſicht ihres Einfluſſes auf organiſirte Körper entgegenſtehend. Eben ſo ſieht man die ſauren und die alkaliſchen Salze, auflöſende und zuſammenziehende Arzneyen, als entgegenſtehende Mittel an, weil ihre Wirkungen entgegengeſetzt ſind.

Die Coexiſtenz, oder das Beyſammenſeyn mehrerer Dinge in einem Subjecte, leidet ebenfalls verſchiedne Abänderungen. Die Eigenſchaften, die in einem Subjecte beyſammen ſind, können entweder zu den allgemeinen Kennzeichen der Art; oder zu dem beſondern Character des Individui gehören; ſie können demſelben beſtändig, oder nur auf eine zeitlang zukommen. In jedem dieſer Fälle iſt ihr Einfluß auf die Imagination anders. Die erſten erinnern uns eher an den Begriff der Art; die zweyten, an den Begriff des Individui; und die beſtändigen Eigenſchaften haben mit ihrem Subject eine engere Verbindung als die vorübergehenden.

Man rechnet aber zu demjenigen, was einem Subjecte zugehört, nicht blos ſeine Eigenſchaften, ſondern auch ſeine Umſtände, und alles, was ſeinen Zuſtand beſtimmt;

und dadurch wird die Coexiſtenz noch mannichfaltiger. So ſehen wir den Reichthum, den Rang, die Anſprüche einer Perſon, alles, was ſie von andern unterſcheidet, für Prädicate von ihr an, von denen ſie das gemeinſchaftliche Subject iſt; und die alſo nach dem Verhältniſſe der Coexiſtenz uns wechſelsweiſe an einander und an die Perſon erinnern. Ja ſelbſt das, was zu verſchiednen Zeiten den Zuſtand der Perſon ausgemacht hat, wird von uns als zuſammengehörig betrachtet. Die Perſon bleibt in unſern Augen eben dieſelbe; und ihre verſchiednen Zuſtände werden als Theile Eines Ganzen betrachtet. Mit einem Worte, alles, was lange und genau mit einem Dinge verbunden geweſen iſt, oder daſſelbe begleitet hat, wird für uns ein Theil von dem Begriffe dieſes Dinges, und kömmt uns immer wieder in das Gedächtniß, wenn wir das Ding ſehen; oder bringt uns hinwiederum die Sache ſelbſt ins Gedächtniß. Eine beſondre Stellung, eine merkwürdige Kleidung, die wir einmal bey einem Menſchen geſehen haben, fällt uns immer wieder ein, ſo oft er uns vorkömmt; ſo wie hingegen ein Kleid, ein Ring eines verſtorbnen oder abweſenden uns ſein Bild viel lebhafter wieder zurückbringt, als wir es vorher hatten. Ovid beſchreibt dieſe Wirkung beym Pyramus.

Ut vero veſtem quoque ſanguine tinctam
Repperit: una duos nox, inquit, perdet amantes,
E quibus illa fuit longa digniſſima vita.

Zuweilen ſind mehrere Individua dergeſtalt in ein Syſtem mit einander verbunden, daß wir ſie beynahe für eben ſo unzertrennlich anſehen, als wenn es Eigenſchaften eines Subjeckts wären. Eine Armee, eine Nation, eine Kirche, iſt ein Ganzes, welches viele einzelne Menſchen auf eben die Art in ſich ſchließt, wie ein Körper ſeine Beſtandtheile.

Vielleicht giebt es noch mehrere Arten, auf welche Dinge als coexiſtent, d. h. als in einem Subjecte zugleich ſeyend, angeſehen werden können. Aber die bisher angeführten ſind ſchon hinlänglich, um zu zeigen, daß dieſes Verhältniß vielerley Geſtalten und Modificationen fähig ſey.

Es würde nicht leicht ſeyn, das Verhältniß von Urſache und Wirkung durch alle ſeine möglichen Verſchiedenheiten zu verfolgen. Alles was einer Sache das Daſeyn giebt; was in ihr Veränderungen hervorbringt; was auf eine ihrer Eigenſchaften und Kräfte einen Einfluß hat; was zu ihrer Erhaltung oder Zerſtörung beyträgt; das Mittel zu einem Endzwecke; der Beweisgrund zu einem Schluſſe; ein Bewegungsgrund zu einer Handlung: Alles dieſes wird Urſache genannt, nicht in gleichem Verſtande, aber doch mit gleichem Erfolge in Abſicht der Imagination. Jede Urſache veranlaßt die Imagination, auf ihre Wirkung zu kommen; es mag nun dieſe Wirkung eine Subſtanz oder eine bloße Beſchaffenheit einer Subſtanz ſeyn; die Urſache mag den Gegenſtand hervorbringen, oder ihn blos verändern, oder auf irgend eine Art Einfluß über ihn haben. Freylich wird diejenige Cauſſalverbindung, die die vollkommenſte iſt, auch die größte Kraft haben, das Gemüth zu lenken. Man wird gewiſſer vom Sohne veranlaßt an den Vater, als vom Diener an den Herrn zu denken.

Ferner, die Urſachen ſind entweder mittelbar oder unmittelbar. Man ſieht einen

Menſchen nicht nur für den Urheber ſeiner Handlungen, ſondern auch für den Urheber der Folgen dieſer Handlungen, und der Folgen dieſer Folgen an. In einer noch ſo langen Reihe von Dingen, in welcher das vorhergehende immer die Urſache deß nächſtfolgenden iſt, wird das letzte mit Recht als eine Wirkung des erſten angeſehen. Deßwegen werden alſo auch unſre Gedanken nicht blos auf die unmittelbaren Urſachen oder Folgen, ſondern auch auf die entferntern geleitet. Ja oft überſpringen wir die nächſten, wenn dieſelben entweder unbedeutend, oder zu klein und mannichfaltig ſind, und fallen gleich mit unſerer Imagination auf eine entferntere Urſache oder Folge, die etwas in die Augen fallendes hat.

Wenn unter den Voraltern eines Menſchen, ein merkwürdiger Mann geweſen iſt: ſo werden andre und er ſelbſt öfter an dieſen entferntern Ahnherrn, als an ſeinen Vater und Grosvater denken. Mäcenas wird vom Horaz der Sohn tyrrheniſcher Könige genannt. Die entfernten großen Urheber ſeines Stammes kommen einem Dichter, der ihn ehren will, natürlicher Weiſe eher ein, als die nähern aber unbekanntern Urheber ſeines perſönlichen Daſeyns. Nichts iſt bey den Dichtern gewöhnlicher, als die Nationen nach ihrem erſten Stammvater oder Könige, nach dem erſten Erbauer ihrer Hauptſtadt, oder ihrem älteſten Geſetzgeber zu benennen.

Mehrere Wirkungen, die von einer Urſache abhängen, treten auch in einige Verbindung; — und man wird alſo leicht an die eine dieſer Wirkungen erinnert, wenn man die andere im Gemüthe hat: es ſey nun, daß man erſt auf die Urſache zurückgehe, und von der Urſache auf die übrigen Wirkungen fortſchreite, wie wenn man von einem Menſchen auf ſeinen Vater, und von dieſem auf ſeine andren Kinder kömmt; oder es ſey, daß man unmittelbar von der einen Wirkung auf die andre übergehe; wie wenn man beym Licht an die Hitze denkt. Auf eine ähnliche Art werden mehrere Urſachen, die an einer gemeinſchaftlichen Wirkung Theil haben, zu Gegenſtänden verwandter Ideen.

Endlich giebt es auch verſchiedne Arten der Ordnung, welches die letzte Gattung der

Beziehungen war, wodurch Ideen zuſammen verknüpft werden.

Es giebt eine Ordnung in Abſicht des Ortes der Dinge. Dieſe wird erhalten, wenn entweder die vielen neben einander geſtellten Dinge zuſammen eine ordentliche Figur ausmachen, als wenn eine Geſellſchaft in einem Kreiſe ſitzt, oder wenn die unmittelbar einander berührenden Dinge zugleich durch andre Beziehungen verbunden ſind, wie wenn die Perſonen eines Geſchlechts oder eines Standes zuſammenſitzen. In beyden Fällen liegt der Grund, warum wir von dem erſten Gliede der Ordnung leicht auf das zweyte u. ſ. f. mit unſern Gedanken fortgehen können, nicht darinnen, weil dieſe Glieder nothwendig einander ſehr nahe ſind; (denn auch in einem unordentlichen Haufen berührt ein Ding das andre, und noch dazu berührt in ſolchem ein Ding mehrere, als wenn der Haufen in Ordnung geſtellt würde:) ſondern die Kraft der Ordnung liegt in der Zuſammenkunft mehrerer Beziehungen bey einerley Gegenſtänden. Eben diejenigen Gegenſtände ſind in der Ordnung am nächſten, oder berühren ſich wechſelsweiſe, welche zugleich auf andre Art zuſammenhängen. So werden die Bücher in einer Bibliothek viel leichter gefunden, wenn die von einerley Materie oder einerley Form zugleich Eine Stelle einnehmen. Wenn die Räder in einer Uhr zuſammengeſetzt ſind: ſo ſtehen diejenigen unmittelbar neben einander, die in einander eingreifen; und dieſer Einfluß der Bewegung macht es leichter, ſie in ihrer Lage und Anzahl im Gedächtniſſe zu behalten.

Es giebt zweytens eine Ordnung der Zeit nach. Wenn mehrere Dinge ſo auf einander folgen, daß diejenigen, welche ſich am nächſten ſind, auch zugleich innerlich am genaueſten zuſammenhängen; ſo iſt Ordnung in der Folge. Es iſt leicht einzuſehen: daß es dem Gedächtniſſe leichter werden muß, eine Reihe verbundner Sätze, als eine Reihe abgeriſſner Sentenzen zu behalten; daß Facta in eine ordentliche Geſchichte geordnet, wo die Wirkungen aus ihren Urſachen hergeleitet werden, ſich dem Gemüthe tiefer eindrücken, als eine chronologiſche Tabelle, wo die Zeitfolge die einzige Verbindung zwiſchen den Begebenheiten iſt. Mit einem Worte, wo ein doppeltes Band die Dinge, welche in einer Reihe hinter oder neben einander ſtehn, zuſammenhält: da wird es leichter, die Reihe zu durchlaufen, und ſichrer ſie nicht zu vergeſſen.

Es giebt drittens eine Ordnung der Natur; wir verſtehen darunter hier einen gewiſſen Gang, den unſre Gedanken bey der Betrachtung eines zuſammengeſetzten Gegenſtandes, oder vieler verbundner Gegenſtände, vermöge ihres natürlichen Baues, oder ihrer Anordnung, zu nehmen genöthigt ſind. — Man betrachtet einen Menſchen eher vom Kopfe zu den Füßen, als umgekehrt; weil der Kopf der edelſte Theil iſt, der den übrigen auf gewiſſe Weiſe ihre Nahrung zuführt. Wir ſehen an einem Baume gemeiniglich von dem Stamme zu den Aeſten hinauf. Wir verfolgen mit unſern Augen einen Strom, ſo wie er fortfließt; wir ſteigen mit dem Rauch in die Höhe. In hundert Fällen hat die Natur ihren Producten ſolche Anlagen oder ſolche Bewegungen gegeben, die unſre Aufmerkſamkeit auf einen gewiſſen Theil allemal zuerſt hinziehn, und von dieſem aus ſie alsdann in einer beſtimmten Ordnung zu den übrigen fortführen.

Es giebt eine Ordnung der Gewohnheit. Das heißt: diejenige Nebeneinanderſtellung der Dinge, die uns oft vorgekommen iſt, wenn auch keine beſondre Urſache dieſe Ordnung beſtimmt hat, ſetzt ſich in unſrer Einbildungskraft dergeſtalt feſte, daß es uns ſchwer wird, dieſelben Dinge in einer andern Ordnung zu concipiren, oder ſie in dieſer andern wieder zu erkennen. Es iſt ganz willkührlich, ob wir von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken ſchreiben. Da wir aber einmal das erſte von Jugend auf gewohnt ſind: ſo wird es uns ſchwer, die Zuſammenſetzung der Buchſtaben in einer entgegengeſetzten Richtung eben ſo geſchwinde zu überſehen, und die Ideen der Wörter dadurch eben ſo augenblicklich zu bekommen.

Es iſt klar, daß dieſe Verſchiedenheiten, die bey jeder Art der Beziehungen der Dinge ſtatt finden, eben ſo wie ihre Combinationen dazu beytragen müſſen, das Genie reicher, und in ſeinen Arten mannichfaltiger zu machen: weil es ſo viele Arten des Genies geben kann, als es verſchiedne Grundlagen zu denken giebt; und dieſe Grundlagen hinwiederum von den verſchiednen Regeln abhängen, nach welchen ſich die Ideen in dem Gemüthe eines Menſchen zuſammengeſellen.

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Uebergewicht einer Art der Ideenverhältniſſe über die andre.

Um aber deutlich zu erklären, wie aus den verſchiedenen Arten der Aſſociation verſchiedne Gattungen des Genies entſtehen können, müſſen wir noch folgende Anmerkungen vorausſchicken.

Es giebt wohl keinen Menſchen, welcher nicht zuweilen nach allen Arten der Verhältniſſe von einem Gedanken auf den andern käme, aber es giebt auch keinen, deſſen Uebergänge nicht öfter durch die eine als durch die andre dieſer Beziehungen beſtimmt würden. Bey jedem iſt alſo eine gewiſſe Methode, ſeine Ideen zuſammen zu geſellen, die herrſchende. Wenn mehrere Perſonen ſich an einerley Geſellſchaft erinnern, ſo wird die eine die Glieder derſelben nach der Ordnung, wie ſie geſeſſen haben, überzählen; die andre wird ſie nach ihrem Geſchlechte, Alter oder Range; die dritte nach ihren Familien- oder andern Verbindungen durchgehen; das heißt, der erſte wird von einem Gegenſtande auf den andern durch die Nähe, der zweyte durch die Aehnlichkeit, der dritte durch ihren gegenſeitigen Einfluß geleitet.

Die Urſache dieſer Verſchiedenheit liegt theils in einer natürlichen Anlage der Seelenkräfte; theils in der Gewohnheit.

Die natürliche Anlage der Sinne und der Denkungskräfte macht erſtlich, daß von einem Gegenſtande, der vielerley Theile oder Eigenſchaften hat, der eine Menſch dieſen, der andre jenen Theil, beym erſten Anblicke lebhafter ins Auge faſſet; und jeder alſo von einem andern Puncte ausgeht, um die übrigen Seiten und Umſtände dieſes Dinges zu durchdenken. Sobald aber die erſte und lebhafteſte Idee, die jemand von einem Objekte bekömmt, von derjenigen verſchieden iſt, welche ein zweyter Zuſchauer bekömmt: ſobald iſt auch in jedem die Grundlage zu einer ganz andern Ideenverknüpfung gemacht. Dieſe Verſchiedenheit in der urſprünglichen

Natur der Seelenkräfte macht zweytens: daß das Denken ſelbſt geſchwinder oder langſamer und ſchwerer von ſtatten geht; nachdem die Art der Verbindungen iſt, durch welche die Ideen an einander hängen ſollen. Jeder überläßt ſich alſo bey ſeiner Betrachtung oder Errinnerung eines Gegenſtandes am liebſten demjenigen Gange der Vorſtellungen, in welchem er am geſchwindeſten fortkommen kann.

Was die Gewohnheit hiebey thun könne, haben wir ſchon oben geſagt. Aber die Gewohnheit ſelbſt hat immer noch ein höheres Principium, aus welchem ſie entſpringt. Ein Menſch würde nicht oft in einerley Arten der Aſſociation verfallen, wenn nicht ſeine Organiſation, ſeine Erziehung, ſein Beruf, ſeine Umſtände oft die nämlichen Gegenſtände in derſelben Ordnung vorbrächten, oder ihn nöthigten, mit ſeinen Gedanken einerley Weg einzuſchlagen. Die Gewohnheiten aber werden niemals fortdaurend und herrſchend, wenn nicht ein natürlicher Hang auf dieſer Seite ſchon vorhanden iſt.

Daß nun aus dieſen Urſachen mannichfaltige Verſchiedenheiten in den Gedanken der Menſchen bey gleichen Vorfällen entſtehen, iſt augenſcheinlich. Man gebe nur Acht, wenn mehrere Perſonen zugleich von Einer Begebenheit gerührt werden, oder von einerley Materie mit einander ſprechen. Erſtlich, jeder wird von einem andern Umſtande der Begebenheit gerührt; jeder faßt den Faden der Materie an einem andern Ende. Ferner: jeder verfolgt ſeine Gedanken oder ſein Geſpräch auf eine andre Weiſe. Die Schlüſſe, die jeder aus dem erſten Eindrucke oder dem erſten Satze macht; die gleichzeitigen, vorhergehenden, nachfolgenden ähnlichen Begebenheiten, auf die er dadurch geräth; die Ausweichungen ſeiner Imagination von der Hauptmaterie zu verwandten, und die Rückkehr von dieſen zu jener: alles dieſes iſt bey jedem verſchieden. Und dieß iſt es eben, was die Kunſt zu dialogiſiren, oder die Geſpräche mehrerer Menſchen nachzuahmen, ſo ſchwer macht. Es gehört dazu, ſich in die Gemüthsbeſchaffenheit mehrerer Perſonen zugleich zu verſetzen, und ſeine Imagination nach den verſchiedenen Arten der Ideenverknüpfung denken zu laſſen, die dem Character und den Umſtänden einer jeden gemäß iſt.

Entſtehen alſo aus dieſen verſchiednen Aſſociationen der Begriſſe Verſchiedenheiten der Denkungsart, ſo entſtehen auch daraus Verſchiedenheiten des Genies: weil das Genie nichts anders als die erhöhte Denkungskraft iſt.

In der That ſehen wir auch, daß, wenn einerley Sache, einerley Erſcheinung, von einem hiſtoriſchen, dichteriſchen, philoſophiſchen Genie angeſehen wird, ſie bey jedem eine ganz andre Geſtalt bekömmt, von jedem ganz anders genutzt wird.

Wenn in einer Wiſſenſchaft eine gewiſſe Art der Ideenverknüpfung herrſcht, als, in der Phyſik die von Urſachen und Wirkungen: ſo wird dasjenige Genie am meiſten zu dieſer Wiſſenſchaft geſchickt ſeyn, bey welchem eben dieſe Art der Aſſociation die herrſchende iſt.

Wir haben aber auch bey jeder einzelnen Art der Ideenverhältniſſe Verſchiedenheiten bemerkt, auf welche ſich neue Unterſcheide des Genies gründen können. Von der Urſache auf die Wirkung, oder von der Wirkung auf die Urſache fortzugehen, ſcheint eine ganz gleiche Operation mit einem geringen

Unterſchiede zu ſeyn. Und doch äuſſert ſich dieſer Unterſchied bey den Werken der philoſophiſchen Genies ſehr merklich, unter welchen die einen beſſer im Stande und mehr geneigt ſind, aus allgemeinen Sätzen und Urſachen die beſondern Sätze und die einzelnen Erſcheinungen herzuleiten; die andern hingegen viele einzelne Erfahrungen und Beobachtungen auf ihre Urſachen und Gründe zurückzuführen. Carteſius war ein Genie der erſten, Boyle ein Genie der zweyten Art. Newton war beydes zugleich.

Dieſe ſcheinbar kleinern Verſchiedenheiten, die bey einer und derſelben Art der Ideenverhältniſſe vorkommen, können doch oft zu einem größern Unterſchiede der Genies und der Werke zweyer Männer Anlaß geben; als zwey ganz verſchiedne Beziehungsarten. Der Naturgeſchichtſchreiber und der Dichter betrachten beyde die Körper von der Seite ihrer Aehnlichkeiten; nur der erſte ſucht die Aehnlichkeit in dem Bau und mit den nächſt verwandten, um dadurch die natürlichen Dinge zu klaſſificiren; der andre ſucht die Aehnlichkeit in dem ſinnlichen oder empfindſamen Eindrucke, und mit ganz entfernten

Dingen, um Stoff zu Vergleichungen zu haben. Hier liegt der Unterſchied ihrer Denkungsart nur in einer verſchiednen Beſtimmung der Aehnlichkeit, nach welcher ſie die Objekte aufſuchen. Und doch iſt der Unterſchied zwiſchen dem Genie des Poeten und des Naturkundigen ſehr groß; — weit größer als die zwiſchen dem Naturgeſchichtſchreiber und dem Naturphiloſophen, obgleich dieſer leztere einer ganz verſchiednen Art der Verhältniſſe folgt; der von Urſachen und Wirkungen.

Ja es giebt noch kleinere, noch unmerklichere Unterſchiede bey einerley Arten der Ideenfolge, die deſſen ungeachtet, wenn dieſelben bey zween Menſchen herrſchend geworden, in ihren Werken große Verſchiedenheiten hervorbringen. Was ſcheint unbedeutender zu ſeyn, als ob man die Aehnlichkeit zweyer Gegenſtände wie eine Metapher oder wie ein Gleichniß behandele? Und dennoch wird dasjenige Genie, welches die Metapher vorzüglich liebt, und das, welches ſeine Gedanken in Gleichniſſe kleidet, von einem ganz verſchiednen Charakter ſeyn. Geſetzt ſogar, beyde bedienen ſich einerley Metapher; aber der eine zeichnet das Bild durch einige wenige, jedoch große und in die Augen fallende Züge; der andre durch mehrere kleine, aber fein ausgeſuchte, genau ausgedrückte: Wird nicht aus dieſer ſo geringſcheinenden Abweichung der ſo merkliche Unterſchied zwiſchen dem Charackter des großen und des eleganten Genies entſtehen?

Jedes Verhältniß äuſſert ſeine Kraft nach dem Maaße als es ſelbſt vollkommen und innig iſt. Die Aehnlichkeit, die Nähe, der wechſelsweiſe Einfluß, alle dieſe Verbindungen der Gegenſtände machen auch eine deſto genauere Verwandſchaft zwiſchen unſern Ideen, je ſtärker und vollkommner ſie in jedem Falle vorhanden ſind. Dieſe Regel iſt richtig, aber ſie iſt nicht ohne Ausnahme. Zum Beyſpiel; wenn ein Ding einem andern ſehr ähnlich iſt, aber auf eben die Art wie es hundert andere auch ſind; die Aehnlichkeit zu einem dritten hingegen iſt geringer, aber ſie iſt dieſem allein eigen, und beruht auf Umſtänden und Eigenſchaften, die entweder in ſich etwas beſonderes haben, oder in denen nur dieſe zwey allein übereinkommen: ſo werden wir auf dieſe geringere aber

ſelteſeltnere Aehnlichkeit mehr achten, als auf jene größre aber gemeinere. Alles, was in ſeiner Art einzeln iſt, erregt die Aufmerkſamkeit; alles, was in Menge vorhanden iſt, wird gleichgültig, oder macht zerſtreut.

Ferner: wir haben bemerkt, daß es mehrere Arten von Aehnlichkeit, von wirkſamen Einfluſſe u. ſ. w. gebe; und daß nicht alle Genies von allen Arten gleich ſtark afficirt werden. Aber dieſe Arten ſind ſelbſt nicht unter ſich an Stärke der Verbindung gleich. Alſo wird es Fälle geben, wo die beſtimmte Art des Genies, die ein Menſch hat, erfordert, daß eine Verbindung ſchwächrer Art mehr Gewalt über ihn äuſſere als eine von der ſtärkern. Das Beyſpiel der Dichter iſt von uns ſchon angeführt worden, die ihre Gegenſtände nicht mit gleichartigen, ſondern mit ſehr entfernten zu vergleichen ſuchen.

Es giebt Fehler in der Denkungsart und im Charakter, welche machen, daß ein Menſch ſich bey geringfügigen Verhältniſſen der Dinge aufhält, und die wichtigern überſieht; oder daß er die nahen und in die Augen fallenden vergißt, und die entfernten, verborgnen aufſucht. Der erſte Fehler äuſſert ſich in einem leeren Geſchwätze, der andre in weithergeholten Erklärungen, Beweiſen, oder Anſpielungen.

Von dem erſten Fehler hat Home in ſeinen Grundſätzen der Kritik, ein ſehr ſchickliches Beyſpiel aus dem Shakſpear angeführt. *) Ein ähnliches iſt das untenſtehende. **)

Beyde

---

*) Home's Grundſäze der Kritik, 1. Kap. Die Stelle iſt aus Shakſpears 2tem Th. von Heinrich IV. aus der Scene zwiſchen Fallſtaff und der Wirthin.

**) Shakſpears Maaß für Maaß. 2. Aufz. 2. Auft.

Rüpel. Sir, ſie war ſchwanger; und es lüſtete ihr (mit Ihrer Gnaden Erlaubniß) nach gebacknen Pflaumen; wir hatten nur zwo im Hauſe; die grade damals, wie das geſchah, auf einem Obſtteller lagen; einem Teller von drey oder vier Groſchen (Ew. Gnaden werden ſolche Teller geſehen haben: es ſind nicht Porcellanteller, aber ſehr gute Teller.)

Eſcalus. Weiter, weiter! es liegt nichts am Teller.

Rüpel. Nein in der That, nicht ein Pfifferling. Darinn haben ſie recht. Aber zur Sache: Wie geſagt, dieſe Jungfer Ellbogen war ſchwanger, und hatte, wie geſagt, ſchon einen ziemlich dicken Bauch;

Beyde zeigen, daß bey dieſer Art von Gewäſche, das freylich in einem ſo hohen Grade von Abgeſchmackheit nur dem niedrigſten Pöbel eigen iſt, und nur um Lachen zu erregen, gebraucht werden kann, zween Fehler zum Grunde liegen; einmal, daß das Gemüth ſchon bey Betrachtung jedes einzelnen Gegenſtandes nur auf die geringfügigſten Eigenſchaften achtet, folglich durch dieſe auch zu unwichtigen Verbindungen geleitet wird; zweytens, daß die Nähe von Zeit und Ort faſt der einzige Beſtimmungsgrund von dem Fortgange der Gedanken iſt, und dieſe nur bey der erſten Stufe beträchtliche Beziehung immer weiter und weiter bis auf ganz entfernte Dinge verfolgt wird.

Es giebt aber auch eine Vollkommenheit und eine Größe des Geiſtes, welche deßwe-
gen

Bauch; und es lüſtete ſie, wie geſagt, nach Pflaumen, und es waren ihrer, wie geſagt, nur noch zwo auf dem Teller, denn dieſer nämliche Herr hier, der Herr Schaum, hatte die übrigen gegeſſen, wie geſagt; und bezahlte ſie ehrlich, das muß ich ſagen. Denn Sie werden noch wiſſen, Herr Schaum, ich konnte ihnen nicht ſechs Pfennige herausgeben.

Schaum. Nein, wirklich nicht. u. ſ. w.

gen weit entfernte Gegenſtände mit einander verbindet, weil er alle Mittelglieder auf einmal überſieht. Die Kette ſeiner Gedanken iſt ſtark und ununterbrochen, aber er faßt nur die beyden äußerſten Ende.

Endlich iſt noch anzumerken, daß nicht bloß das Uebergewicht einer gewiſſen herrſchenden Art der Ideenverknüpfung, ſondern auch die Proportion der übrigen untergeordneten Arten die eigne Form eines jeden Genies beſtimme. Der Philoſoph verbindet hauptſächlich ſeine Gedanken durch den Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen. Aber er muß auch die Aehnlichkeit der Dinge gewahr werden: wie könnte er ſonſt die ähnlichen Fackta zuſammenſtellen, um daraus allgemeine Schlüſſe zu ziehen, oder ſie auf eine gemeinſchaftliche Urſache zurückzuführen? Er muß auch von dem Zuſammenhange der Ordnung gerührt werden: wie wollte er ſonſt in einen Haufen von Erfahrungen und Beobachtungen Licht und Klarheit bringen? Er muß durch das Verhältniß des Gegenſatzes geleitet werden: wie würden ihm ſonſt die ſeiner Hypotheſe entgegenſtehenden Erſcheinungen einfallen, wodurch er dieſelbe berichtigen und einſchränken ſoll? Alle dieſe verſchiednen Kräfte, Ideen zu verbinden, müſſen bey ihm vorhanden ſeyn, aber eine führt das Ruder, die übrigen helfen. Und dieſe übrigen können verſchiedne Grade haben. Jede veränderte Combination dieſer Kräfte giebt dem Genie einen andern Character, ſeinen Werken einen andern Stempel.

Es iſt alſo klar, das die Verſchiedenheiten des Genies unzählbar ſeyn müſſen, weil die Grade der Stärke dieſer verſchiednen Principien, und ihre Zuſammenſetzungen unzählbar ſind.

Achter Abſchnitt.

Von der Veränderlichkeit und Biegſamkeit der Imagination.

Es herrſcht aber nicht nur eine Verſchiedenheit zwiſchen den Genies mehrerer Menſchen; ſondern auch ein und derſelbe Menſch findet zu verſchiednen Zeiten, eine ganz verſchiedne Anlage ſeiner Talente; iſt zu ganz verſchiednen Arbeiten und Erfindungen aufgelegt, oder bringt doch Werke von ganz verſchiednem Geiſte, und verſchiedner Schreibart hervor. Es giebt alſo einen gewiſſen Spielraum ſo zu ſagen, innerhalb welches ſich das Genie bewegen kann, ohne gänzlich ſeinen einmaligen Charackter und ſeine Richtung zu verlieren.

Die Urſachen von dieſen Abwechſelungen in dem Genie eines und deſſelben Menſchen, ſind zum Theil eben ſo verborgen, als die Urſachen von den Veränderungen ſeiner Leibesbeſchaffenheit; zum Theil laſſen ſie ſich aus dem Einfluſſe der Gewohnheit erklären.

Wenn die Beſchäfftigungen und die Umſtände eines Menſchen abwechſeln; wenn er ſich in der einen Periode ſeines Lebens lange Zeit hinter einander auf eine gewiſſe Art von Gegenſtänden legen mußte, in einer andern ſich wieder auf eine andre legt: ſo entſtehen aus dieſer Aenderung ſeiner Gegenſtände zweyerley Aenderungen in ſeiner Denkungsart. Erſtlich, es werden ihm Ideen geläufig, die ihm vorher fremd oder ſelten waren: und es werden ihm hingegen diejenigen unbekannter, die ihm ehedem am häufigſten vorkamen. Zweytens, er lernt durch eine andre

Art der Beziehungen ſeine Ideen verknüpfen; durch diejenige nämlich, welche dem gegenwärtigen Gegenſtande ſeiner Beſchäfftigungen angemeſſen iſt. Hieraus entſtehen nun ganz verſchiedne Anlagen zu Aſſociationen. Die neuen Ideen, mit denen der Menſch oft vertraut worden iſt, kommen ihm bey jedem Gegenſtande zuerſt ins Gemüth; und machen alſo die erſten Schritte aus, durch welche der ganze folgende Gang ſeiner Betrachtungen beſtimmt wird. Die neuen Verhältniſſe, die auf ſeine Imagination oft gewirket haben, beſtimmen dieſelbe ganz unwillführlich auch bey denjenigen Gegenſtänden, bey welchen er freyer wählen könnte; und ſo bekömmt der ganze Bau ſeiner Ideen neue Materialien und eine neue Form.

Was hier eine gänzliche Veränderung ſeiner Umſtände im großen thut: das kann eine geringere und oft freywillige Aenderung ſeines Gegenſtandes im kleinen thun. Die Imagination kann ſich nach der Natur der Sache ſelbſt wenden und abändern, die ſie bearbeitet.

Alle Menſchen haben dieſe Biegſamkeit der Einbildungskraft in einigem Grade.

Aber einige haben dieſelbe in einem viel höhern Grade als andere. Faſt niemand iſt von einer ſo ſteifen und unlenkbaren Denkungsart, die gar keinen Einfluß von Umſtänden und Gewohnheit leiden; und die jede Sache nur auf eine einzige Art concipiren könnte. — Aber zwo Arten von Leuten ſind am meiſten fähig vielerley Geſtalten ihrer Denkungsart anzunehmen; die ganz gemeinen Köpfe, die gar nichts eignes haben; und die ganz großen Genies, die ſich in alle Lagen zu verſetzen wiſſen. Jene werden durch jeden lebhaften Eindruck, den eine gewiſſe Art zu ſchreiben oder zu denken auf ſie macht, zur Nachahmung verleitet; dieſe können die Form ihrer Gedanken immer der Natur ihres Gegenſtandes und ihrer Abſicht anmeſſen.

Man ſieht oft, daß die verſchiednen Werke eines Mannes von Genie an Werthe ſehr ungleich ſind. Das kann zum Theil daher kommen, weil der Stoff vielleicht das einemal ſeinem Genie genauer angemeſſen war als das andre. Aber oft gelingt auch einem ſolchen Manne dieſelbe Sache zu der einen Zeit vortrefflich, die ihm zu einer andern oft mißlungen war. Die Gedanken, die er zu der einen Zeit mühſam geſucht, und nicht gefunden, oder nicht in der erforderlichen Vollkommenheit gefunden hatte, bieten ſich ihm zu einer andern Zeit von ſelbſt mit Ausdruck und allem dar. Er findet plötzliche Aufſchlüſſe in Materien, die ihm bey den mühſamſten Unterſuchungen dunkel geblieben waren. Dieſe Erſcheinung, die jeder Menſch von Verſtande bey ſich ſelbſt gewahr wird, kann nur aus zweyerley Urſachen erklärt werden. Entweder bringt die verſchiedne Lage, in der ſich der Menſch zu verſchiednen Zeiten befindet, ſolche Gewohnheiten hervor, die dem Unternehmen bald ungünſtig, bald günſtig ſind: oder das Genie ſelbſt hat ſeine Perioden von Stärke und Schwäche. In Anſehung der erſtern Urſache iſt es gewiß: daß die Ideen, die das Genie, es ſey in wiſſenſchaftlichen, oder in dichteriſchen Arbeiten, braucht, urſprünglich aus den verſchiedenen Zuſtänden und Begebenheiten ſeines Lebens entſtehen werden; daß die mindere oder größre Fertigkeit in jedem Augenblicke, entweder nach den Verhältniſſen des Witzes, oder nach dem genauern Zuſammenhange der Vernunft zu denken, davon abhänge, welche Art von Verknüpfungen und Zuſammenhange ſich ihm am häufigſten zu der gegenwärtigen Zeit, bey ſeinen Geſchäften, in ſeinen Geſprächen u. ſ. w. dargeboten habe. Es kann alſo ſehr wohl geſchehen, daß das einmal das Gemüth, indem es über ſeinen Vorwurf denkt, auf eine in einem gewiſſen Grade ihm geläufig gewordne Idee geräth, die ihn nicht in die rechte Reihe von Gedanken führt, und durch welche er nicht mit Leichtigkeit auf mehrere andre Gedanken kommen kann. Ein andermal iſt entweder gar keine ſolche herrſchende Idee vorhanden, und der Geiſt wählt alſo freyer diejenige, welche am meiſten verſpricht; oder die jetzt herrſchenden Vorſtellungen ſind eben dem Vorhaben günſtig, und bringen die Aufmerkſamkeit auf die rechte Spur. Eben ſo kann die Gewohnheit bald die eine, bald die andre Art von Beziehungen der Ideen auf eine Zeitlang zur herrſchenden machen. Die Materien, bey deren Betrachtung man grade in ſolchen Verbindungen fortgehen kann, werden alsdann leicht und mit Glücke bearbeitet; diejenigen, deren Theile anders zuſammenhängen, und einen Fortgang der

Ideen nach andern Beziehungen erfordern, machen alsdann der Seele Mühe, und werden nur mittelmäßig eingeſehen.

Es iſt aber auch nicht weniger gewiß, daß das Genie ſelbſt nicht allemal eine gleiche Stärke äußre. Allenthalben, wo es wirken ſoll, müſſen die Ideenſammlenden Kräfte munter und lebendig ſeyn: das heißt, jeder Gedanke muß, wie ein Funken, ohne Anſtand viele entzünden. Aber eben dieſe Kräfte nehmen zu und ab: zuweilen iſt die Seele ſo aufgelegt, in einem Gegenſtande hundert andre zu ſehen, daß jede Vorſtellung, zu der ſie gelangt, einer Anhöhe gleich iſt, von der ſie in ein neues Land hineinſchauen kann, deſſen Ausſicht ſich, wie ſie weiter geht, immer mehr ausbreitet. In dieſem muntern und thätigen Zuſtande des Gemüths darf nur noch ein Gegenſtand von einem merklichen Intereſſe, ein lebendiger Vorſatz, etwas zu unterſuchen oder zu bearbeiten, mit einem Worte, die anſchauende Vorſtellung einer beſtimmten Abſicht, oder eines gemachten Entwurfs hinzukommen: ſo iſt alsdann das Genie in voller Arbeit; es geht beſtändig vorwärts, und geht immer die rechte Straße; es läuft ſchnell und ſicher.

Geſetzt aber, es ſey eins von dieſen beyden: entweder die Seele ſey träge, und die Idee, welche ſich ihr zuerſt darbietet, ſey mit wenig andern verbunden; oder die Vorſtellung der Abſicht, das Ideal des Werks ſey derſelben nicht anſchauend gegenwärtig; ſo wird der Fortgang des Genies langſam, oder irrig ſeyn. Es wird keine Bahn finden, oder auf die unrechten gerathen. In der That ſind wir nicht im Stande, die Ideen, die wir brauchen, ſo zu ſagen, bey Namen herbeyzurufen. Wir können nichts weiter thun, als unſre Einbildungskraft auf die Spur bringen; ihr durch die Vernunft ungefähr die Gegend zeigen, wo die erforderlichen Materialien verborgen ſeyn müſſen. Iſt nun die Einbildungskraft nicht von ſelbſt thätig, und im Stande, Ideen aufzufinden: ſo hilft unſer Bemühen, unſer Vorſatz, unſer Anſtrengen nichts. Hieraus läßt ſich erklären, warum man ſoviele Erfindungen dem Zufalle zuzuſchreiben habe. Das will ſoviel ſagen: die Umſtände der Erfinder haben ihnen Begriffe gegeben, die ſie durch bloßes Nachdenken nicht würden gefunden haben: und weil ſie ſich alle die Urſachen, warum ſie gerade jetzt auf ſolche Begriffe kamen, nicht entwickeln konnten: ſo ſah die Sache einem Ohngefähr ähnlich.

Man erkennt weiter hieraus die Urſachen, warum die größten Genies zuweilen ſo tief ſinken, und warum ihnen zu der einen Zeit Werke eben der Art ſo ſehr mislingen können, die zur andern ihnen vortrefflich geriethen. Die Imagination, die für jedes Genie arbeiten muß, iſt auf gewiſſe Weiſe eine mechaniſche Kraft. Sie iſt an allgemeine Geſetze gebunden, die der Menſch nicht ändern kann; ſie hängt bey jedem Menſchen von ſeinem beſondern Temperament, und von ſeiner Organiſation ab; und ſie ändert ſich, ſo oft als ſich ſeine Leibesbeſchaffenheit oder ſein übriger Zuſtand ändert. Der Menſch ſelbſt ſteht wohl am Ruder, weiß das Ziel, wohin er gedenkt, und giebt dem Schiffe die Richtung. Aber der Lauf des Schiffes ſelbſt wird durch mechaniſche Kräfte hervorgebracht, die nicht in ſeiner Gewalt ſtehn, die bald denſelben beſchleunigen, bald aufhalten, und oft ihn ganz von ſeiner Bahn abbringen.

Diejenigen Genies, welche zugleich zu ganz verſchiednen Arten der Wiſſenſchaft und der Kunſt aufgelegt ſind, und die man deswegen mehr oder weniger Univerſalgenies nennt, können dieſes nur durch einen außerordentlichen Grad derjenigen Biegſamkeit der Imagination werden, von der hier die Rede iſt. Ein jeder Zweig der menſchlichen Kenntniſſe und der menſchlichen Kunſt ſetzt andre Ideen und eine andre Art zu denken bey demjenigen voraus, der darinn fortkommen will. Wem es alſo in mehrern zugleich gelingen ſoll: der muß fähig ſeyn, von einer Klaſſe geläufiger Ideen ſeine Aufmerkſamkeit ganz abzuziehen, und eine andre Klaſſe ſich eben ſo geläufig zu machen; der muß ferner fähig ſeyn, die beſondre Denkungsart, den Geiſt, der in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt herrſcht, ſich zu eigen zu machen. Es giebt Gewohnheiten des Verſtandes und der Denkungskraft: ſo wie es Gewohnheiten des Körpers und ſeiner Bewegungen giebt. Wer mehrere dieſer letztern zugleich annehmen kann, wird ein großer Acteur, und wer mehrere der erſten ſich natürlich machen kann, wird ein Mann von vielfachem Genie ſeyn.

Es iſt ſchwer, die Urſachen ganz auszufinden, die dieſe Lenkbarkeit der Imagination hervorbringen. Aber eine davon läßt ſich entdecken, und zwar eine, die noch dazu immer ein Beſtandtheil des Genies iſt; das iſt eine lebhafte und ſtarke Vorſtellung der Abſicht und des Plans. Da es darauf ankömmt, die Aſſociation in die Wege zu richten, die dem gegenwärtigen Vorhaben gemäß ſind; und da dieſe Aſſociation durch nichts ſo ſehr regulirt wird, als durch einen feſten und anſchauenden Blick auf das Ziel: ſo wird derjenige, welcher am meiſten verſchiedne Abſichten ſich lebhaft vorſtellen, und mehrere unähnliche Entwürfe begreifen kann, auch am erſten im Stande ſeyn, den Lauf ſeiner Ideen nach dieſen verſchiednen Richtungen zu beſtimmen.

Der Schluß von allem dieſen iſt alſo folgender. Das Genie gründet ſich allemal auf die Kräfte, Ideen zu ſammlen, aufzuſuchen, zuſammen zu finden, mit einem Worte, auf die Kräfte der Aſſociation. Sind dieſelben überhaupt ſchwach, ſo iſt gar kein Genie vorhanden. Hat von denſelben die eine Kraft ein merkliches Uebergewicht: (ſo daß nach einer gewiſſen Art der Beziehung die Ideen ſich leicht einfinden, nach allen andern ſchwer oder gar nicht) ſo iſt das Genie auf einen gewiſſen Gegenſtand, auf einen Zweig der Kunſt eingeſchränkt. Sind alle Kräfte der Aſſociation ungefähr gleich ſtark: (ſo daß nach aller Art des Zuſammenhangs die Vorſtellungen gleich leicht fortgehen) ſo wird der Vorſatz und die Idee eines gewiſſen Endzwecks der einen oder der andern Kraft auf eine Zeitlang ein Uebergewicht geben können; und das Genie wird ſich der Allgemeinheit nähern.

Wir haben bisher von den Verſchiedenheiten der Imagination geredet, und dem Einfluſſe derſelben auf die Mannichfaltigkeiten des Genies. Da aber dieſes letztere nicht blos aus der Einbildungskraft beſteht; ſondern auch Empfindung, Gedächtniß, und Urtheilskraft als Hülfsfähigkeiten vorausſetzt: ſo werden auch alle Abänderungen, die dieſe leiden, dem Genie eine etwas geänderte Form geben. Die Mannichfaltigkeit der ſinnlichen und geiſtigen Empfindungskraft iſt unendlich. Und eben deswegen einer Unterſuchung nicht fähig. Aber die Mo-

diſidificationen des Gedächtniſſes und des Verſtandes laſſen ſich leichter beſtimmen und aufzählen; und wir werden alſo ſie ins Licht ſetzen müſſen, wenn wir unſrer Materie ein Genüge thun wollen.

◆ ◆ ◆

Neunter Abſchnitt.

Von den Verſchiedenheiten des Gedächtniſſes, und dem Einfluſſe derſelben auf das Genie.

Das Gedächtniß verwahrt unſre Vorſtellungen; — entweder einzeln, oder ganze Reihen. In beyden Fällen iſt es einer beträchtlichen Verſchiedenheit fähig.

Die erſte Verſchiedenheit betrifft die Stärke und Lebhaftigkeit der erneuerten Ideen. Das allgemeine Geſetz iſt dieſes: daß die Erinnerungen um deſto ſchwächer, dunkler, verworrner werden, je entfernter die Begebenheit oder die Sache iſt, auf welche ſich dieſelben beziehen. Unſre Ausſicht in die Zeit iſt wie unſre Ausſicht im Raum zuerſt in einen

nen gewiſſen Horizont eingeſchränkt; — zweytens, innerhalb dieſes Raums abnehmend von dem ſtärkſten Lichte bis zu einer grauen Dämmerung, in welcher ſie ſich verliert. — Aber dieſes allgemeine Geſetz leidet neue Modificationen; weil gewiſſe Vorſtellungen ſogleich vergeſſen werden, ſobald man ſie erhält; andre ſich dem Gemüthe tief und auf lange Zeit einprägen.

Die erſte und augenſcheinlichſte Urſache, die dieſen ungleichen Abfall der Gedächtnißideen beſtimmt, iſt die größre oder mindre Klarheit und Stärke der urſprünglichen Senſation, von welcher jene herſtammen. Je mehr Eindruck die Begebenheit ſelbſt auf uns macht, deſto länger behalten wir ihr Andenken. Dieſe allgemeine Urſache läßt ſich auf folgende beſondre Fälle anwenden.

Erſtlich, alle Sachen, die wir ſelbſt empfinden, machen einen ſtärkern Eindruck, als die, welche wir blos erzählen hören; und werden alſo auch länger behalten. Ferner, die Empfindungen des einen Sinnes ſind deutlicher, beſtimmter, oder lebhafter, den ganzen Körper mehr durchdringend, als die von einem andern. Jene bleiben alſo am längſten im Gedächtniſſe. Unter allen Empfindungen ſind Vergnügen und Schmerz die lebhafteſten. Alle Vorſtellungen alſo, die mit dieſen verbunden waren, drücken ſich der Seele am tiefſten ein. Man hört oft Leute ſagen, daß ſie gewiſſe Sachen ihr Lebenlang nicht vergeſſen werden; und das ſind immer ſolche, die ihnen heftigen Verdruß oder lebhafte Freude machten. Dahingegen man bald vergißt, was einen nicht intereſſirt, das heißt, was einem weder wohl noch wehe thut. *)

Noch weiter; ſo wie die Aufmerkſamkeit überhaupt nöthig iſt, wenn wir eine Sache klar empfinden, und uns derſelben überall erinnern ſollen: ſo wird auch der Eindruck deſto ſtärker, und das Andenken deſto dauerhafter; je öfter, je anhaltender, je angeſtrengter wir auf einen Gegenſtand gemerkt haben.

---

*) Si quas res in vita videmus, parvas, uſitatas, quotidianas, eas meminiſſe non ſolemus: propterea quod nulla niſi nova aut admirabili re commovetur animus. At ſi quid videmus aut audimus egregie turpe, aut honeſtum, inuſitatum, magnum, incredibile, ridiculum, id diu meminiſſe conſuevimus. *Ad Herenn. Lib. III.*

haben. Was uns zu wiederholten malen vorgekommen iſt, was uns täglich vorkömmt, das iſt unmöglich zu vergeſſen. Und die lebhafteſten Empfindungen verlöſchen, wenn ſie lange Zeit ganz aufgehört haben. *)

Eine Idee muß immer einer andern Platz machen. Wenn das Gemüth ſchon mit Ideen beſetzt iſt: ſo finden neue nicht leicht Eingang; wenn es leer und frey iſt: ſo wird es leicht von den neu ankommenden angefüllt; und dieſe ſetzen ſich feſt. **) Um deswillen iſt der Morgen dem Studieren ſo günſtig. Wir erinnern uns, ſagt Ariſtoteles, der Perſonen und Dinge leicht, die uns am frühen Morgen zuerſt aufgeſtoßen waren; dahingegen wir die nachfolgenden unter dem

---

*) Nec dubium, quin plurimum in hac re valeat mentis intentio, & velut acies luminum, a proſpectu rerum, quas intuetur non averſa. Unde accidit, ut quæ per plures dies ſcribimus ediſcendi cauſſa, cogitatione ipſa contineamus. Quint. Art. Orat. Lib. XI. cap. 2.

**) Plurimum conferre animum aliis cogitationibus liberum. Quint. Inſt. Orat. Lib. XI. cap. 2.

Gedränge vergeſſen. *) Aus eben dieſer Urſache erinnern wir uns ſo gut der Begebenheiten unſerer Jugend, und behalten ſo leicht, was wir in dieſem Alter erlernen. **) Wenn das Gemüth ſchon mit einem Gegenſtande beſchäfftigt iſt: ſo muß dieſer erſt weggeſchafft werden, ehe ein neuer Platz findet. Dieſes Wegſchaffen koſtet Anſtrengung, die man nicht immer ſich zu geben im Stande oder entſchloſſen genug iſt. Und bey dem allen wird doch immer der vorige Gegenſtand einen Theil der Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen; und ſie alſo in Anſehung des darauf folgenden ſchwächen. Iſt hingegen der Geiſt frey und müßig: ſo fällt er mit aller ſeiner Kraft und mit Begierde auf die ihm dargebotnen Ideen. Er begreift ſie ganz und hell; und drückt ſie ſich alſo auch ſtark ein. Ein gleiches Hülfsmittel, eine Sache beſſer zu behalten, iſt, wenn auf ihren Eindruck keine

---

*) Καθάπερ καὶ μνημονεύομεν μᾶλλον, οἷς ἂν ἕωθεν πρῶτον ἐντυγχάνωμεν. Ἔπειτα πρωιάτης τῆς ἡμέρας ἐκ τῆς [illegible], διὰ τὸ πολλοῖς ἐντετυχηκέναι. *Αριστ. προβλημ. λ. ε.*

**) Quae acciderunt in pueritia, meminimus optime ſæpe. *Ad Herenn. Lib. III.*

keine andre ſtarke Eindrücke folgen. *) Die Aufmerkſamkeit kann alsdann länger dabey verweilen; und die Ideen haben Zeit, ſich feſtzuſetzen, ehe ſie wieder von andern verdunkelt werden. — Die vorhergehende Erwartung verſtärkt gleichfalls den Eindruck und die Dauer einer Vorſtellung. Die Aufmerkſamkeit ſetzt ſich in Bereitſchaft; und die ſchon angeſpornten Kräfte der Seele machen alle Begriffe klärer und lebendiger. Man ſieht auch, daß diejenigen, welche ihrer Rede oder ihrer Erzählung viel Eindruck verſchaffen wollen, zuerſt die Zuhörer in Erwartung zu ſetzen, und auf den Ausgang ungeduldig zu machen ſuchen. **)

---

*) Aliæ inſtantiæ dabunt hanc alteram ſpeciem: ut quæ maxime imprimuntur a mente pura, & minus præoccupata ante vel poſt; veluti quæ diſcimus in pueritia, aut quæ commentamur ante ſomnum, etiam primæ quæque rerum vices, magis hæreant in memoria. Verulam. Nov. Org. Lib. II. aph. 26.

**) Aliæ denique inſtantiæ dabunt hanc alteram ſpeciem, ut quæ expectantur & attentionem excitant melius hæreant, quam quæ prætervolant. Itaque ſi ſcriptum aliquod vicies perlegeris, non tam facile illud memoriter diſces, quam ſi illud legas decies

Noch mehr. Wir behalten leicht, was wir vollkommen verſtehen; wir vergeſſen leicht, was wir nur mangelhaft einſehen. Im erſten Falle ſind die Ideen alle helle, und im Zuſammenhange; eine führt auf alle. Im andern ſind einige Ideen dunkel, andre fehlen; der Zuſammenhang hat Lücken: wir haben alſo nicht den ganzen Stoff, und wir haben auch keinen Leitfaden, uns in demſelben zurechte zu weiſen.

Alle dieſe Beyſpiele ſind nur beſondre Fälle von der allgemeinen Erfahrung: daß, wo die urſprüngliche Vorſtellung ſtark iſt, die Erinnerung lange dauret.

Das Gedächtniß aber erhält nicht blos die Vorſtellungen einzeln; ſondern auch die Folge und die Verknüpfung derſelben. Wie wäre es ſonſt möglich, ſich eines zuſammengeſetzten Gegenſtandes wieder zu errinnern, da die Natur deſſelben eben ſo ſehr von der Anordnung der Theile als von ihrer Beſchaffenheit abhängt? Wie wäre es möglich, Begebenheiten zu behalten? wie Schlüſſe,

Erklä-

decies, tentando interim illud recitare, & ubi deficit memoria, inſpiciendo librum. Verulam. ibid.

Erklärungen, Beweiſe; da alles dieſes eine Reihe von Begriffen vorausſetzt, die gerade in der Ordnung auf einander folgen, oder bey einander ſeyn müſſen. Unſer Gemüth aber iſt daran ſo ſehr gewöhnt, daß wir uns in der That des zuſammengeſetzten beſſer als des einfachen erinnern. Jedes noch ſo mannichfaltig zuſammengeſetzte Ding, was wir in der Natur oft ſehen, wird für unſre Imagination nur Eins; wir unterſcheiden ſeine Theile nicht mehr, wir ſehen ſie als unzertrennlich an.

Die Vorſtellungen alſo, die in unſerm Gedächtniſſe verwahrt werden, liegen nicht einzeln, unordentlich, und in einem großen Haufen zuſammen: ſondern ſind ſchon in gewiſſen Reihen aufgeſtellt, oder zu gewiſſen Formen vereinigt. Der Stoff, woher wir unſre Begriffe bekommen, ſind immer ganze Begebenheiten, oder eine Menge verbundner Dinge. Wir ſehen, wir hören, wir erfahren niemals eine Sache, noch weniger einen Theil der Sache allein. Alſo erinnern wir uns auch nicht einer Sache allein.

Die Imagination der Dichter wird deswegen oft von ihrem Gedächtniß unterſtützt, indem ſie oft bey ihren Schilderungen wirkliche Begebenheiten aus ihrem eignen Leben, oder ſelbſt geſehene Auftritte der Natur vor Augen haben. Was für eine vortreffliche Stelle im Shakeſpear iſt folgende Beſchreibung des Doverfelſen;*) und doch ſcheint ſie nichts zu enthalten, als was er bey ſeiner Gegenwart an dieſem Orte ſelbſt mochte geſehen haben.

„Kommt her, Herr, hier iſt die Stelle. —
„Steht ſtille. Wie fürchterlich und ſchwin-
„delnd

---

*) Come on Sir, here's the place — ſtand ſtill. How fearfull
And dizzy'tis, to caſt the eyes ſo low!
The crows and choughs, that wing the midway air,
Show ſcarce ſo great as beetles. Half way down
Hangs one that gathers ſamphire; dreadfull trade!
Me thinks he ſeems no bigger then his head.
The fiſherman, that walk upon the beach
Appear like mice; and yond tall anchoring bark
Diminiſhed to her cock, her cock a buoy,
Allmoſt too ſmall for ſight. The murmuring ſurge
That on the unnumbred idle pebbles chaſes,
Cannot be heard ſo high.

King Lear act. 4. ſc. 6.

„delnd iſt es, von hier ſo tief herunter zu ſehen.
„Die Dohlen und Krähen, die in der
„mittlern Luft fliegen, ſcheinen kaum ſo groß
„als Käfer. Auf dem halben Wege herunter
„hängt einer, der ſammlet Meerfenchel;
„ſchreckliches Gewerbe! Mich dünkt, er ſey
„nicht größer als ſein Kopf. Die Fiſcher,
„die am Strande gehen, erſcheinen als Mäuſe;
„und jene vor Anker liegende lange Barke
„iſt zu der Größe ihres Bootes vermindert;
„das Boot zu einem ſchwimmenden
„Stück Holz, faſt zu klein, um geſehen zu
„werden. Die murmelnde Welle, die an die
„unzählbaren müßigen Kieſel anſpielt, kann
„in dieſer Höhe nicht gehört werden.“

Viele Erzählungen und Beſchreibungen der Dichter, die wir als die Erfindung ihrer Einbildungskraft anſehen, ſind in der That aus ihrer Erfahrung hergenommen, und nach dem Gedächtniſſe kopirt. Und oft ſind dieſe die ſchönſten Theile ihrer Werke. Die Imagination, wenn ſie blos für ſich, ohne Veranlaſſung oder Anleitung von wirklich geſehenen Dingen und Begebenheiten arbeitet, geräth entweder auf Ungereimtheiten, oder ihre Productionen werden dürftig, einförmig und unbeſtimmt. Man erinnere ſich an das Reich der Feen und irrender Ritter; und vergleiche die reichſte Beſchreibung deſſelben mit den Schilderungen des wirklichen Lebens. Es geht den Dichtern dieſer Art wie gewiſſen Malern, die die Köpfe ihrer Figuren alle in die Form zweyer oder dreyer Ideen gießen, die ſie einmal ſich ausgedacht haben. Antonius Tempeſta und Petrus Teſta ſind wegen dieſes Fehlers bekannt; da hingegen Salvator Roſa durch die Aufmerkſamkeit auf die unendliche Mannichfaltigkeit der natürlichen Formen eine eben ſo große Verſchiedenheit in ſeine Werke gebracht hat, die Füße ſeiner Figuren ausgenommen, die wieder nicht nach der Natur kopirt, ſondern nach ſeinem eignen Begriffe gebildet, und deswegen zwar wohl gezeichnet, aber immer einerley ſind.

Das Gedächtniß hat überhaupt in ſeinen Operationen und in ſeinen Geſetzen die größte Aehnlichkeit mit der Imagination; und beyde ſind in der Ausübung oft ſo mit einander vermiſcht, daß nur der ſelbſt, welcher arbeitet, ſie zu unterſcheiden vermag. Das Gedächtniß wie die Imagination ſtellt Bilder nicht gegenwärtiger Dinge vor; es kömmt, wie dieſe, nach gewiſſen Regeln und durch gewiſſe Verbindungen von einer Idee auf die andre. Der Theil erinnert daſſelbe an das Ganze; die Urſache an die Wirkung; jedes Ding an die nahgelegnen oder gleichzeitigen. — Nichts deſtoweniger ſind beyde Fähigkeiten nicht einerley, und die Perſon ſelbſt, welche ſie äußert, kann ſie ſehr wohl unterſcheiden. Sind ſowohl die Dinge, welche man ſagt, als die Verbindungen, in die man ſie ſtellt, aus dem wirklichen Leben; und hat man das Bewußtſeyn, ſowohl die einen als die andern geſehn zu haben: ſo iſt das Ganze das Werk des Gedächtniſſes. Aber wo entweder dieſe Verbindungen auf Dinge übergetragen werden, die wir niemals in denſelben geſehen haben; oder wo die wirklich wahrgenommenen Dinge in andere Beziehungen und Verhältniſſe geſetzt werden: da arbeitet die Imagination. Unter dieſen Verhältniſſen iſt die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit diejenige, welche der Imagination allein eigen iſt. Das Gedächtniß vergleicht nicht, es bringt keine neue Beziehungen der Begriffe hervor; es verwahrt nur diejenigen, die es in den Dingen ſelbſt antrifft. Aehnlichkeit aber iſt nicht ein innrer Zuſammenhang der Objekte ſelbſt; ſondern eine Art der Betrachtung derſelben. In einer Erzählung, deren ganzer Stoff aus dem Gedächtniſſe genommen iſt, können noch die Bilder und Vergleichungen, die zum Schmucke angebracht werden, die muthmaßliche Entwickelung jedes Umſtands, und die Ausfüllung der Lücken von der Einbildungskraft herrühren.

Einbildungskraft und Gedächtniß ſind nicht nur einander ähnlich; ſondern ſie ſind auch größtentheils nothwendig mit einander vermiſcht. Zuweilen führt die Einbildungskraft an, und das Gedächtniß arbeitet unter ihr. Wie dieſes geſchehe, haben wir bisher unterſucht. Zuweilen gehört das Hauptgeſchäffte dem Gedächtniſſe zu; und die Einbildungskraft ſteht demſelben bey. Dieſes letztere geſchieht auf zweyerley Weiſe. Erſtlich, indem der Uebergang von einer Erinnerung zur andern durch die Imagination erleichtert wird. Das Gedächtniß ſtockt, wenn die erſte Erzählung zu Ende iſt. Um auf eine zweyte Begebenheit zu kommen, muß man andre Beziehungen haben, als die in der Folge der Dinge ſelbſt liegen. Und dieſe andren Beziehungen ſind der Einbildungskraft eigen. Unſre Gedanken und unſre Geſpräche würden nicht lange fortgeſetzt werden können, wenn wir nicht eine gewiſſe Fähigkeit hätten, die, wenn eine Reihe zuſammengehöriger Dinge geendigt oder geſchloſſen iſt, uns wieder eine neue eröffnete. Das blos gute Gedächtniß erzählt getreu und umſtändlich die Begebenheit, auf welche es gebracht wird; aber es fällt auf keine. Ohne Imagination enthält es oft einen verſchloßnen Schatz von Erfahrungen. Dem Manne hingegen, der beydes hat, fallen viel Sachen ein, und jede Sache weis er genau; er kann jedes aufbewahrte Bild aus den Auftritten ſeines Lebens leicht finden; und wenn er es gefunden hat, ſo ſieht er eine treue und genaue Kopie.

Auf eine zweyte Art ſteht die Einbildungskraft dem Gedächtniſſe bey; indem ſie die Begebenheiten mehr ausführt, die Urſachen mehr entwickelt, dadurch den Zuſammenhang genauer, und das Bild des Ganzen lebhafter macht. Dieß iſt der Grund, warum zu einem guten Geſchichtſchreiber auch Imagination gehöret. Sie ſetzt freylich zuweilen etwas unächtes hinzu; aber noch öfter ſetzt ſie die Wahrheit in ein helleres und vollſtändigeres Licht.

Eine Anmerkung, die das Genie überhaupt betrifft, folgt aus dem bisherigen. Daß nämlich die Wahrnehmung der mannichfaltigen Verbindungen der Dinge auch zugleich die Bande zwiſchen unſern Begriffen vermehrt; und alſo ſowohl die Wege, auf welchen wir zu den uns nöthigen Begriffen kommen können, vervielfältigt; als auch uns neue Muſter zur Zuſammenſetzung derſelben giebt. Je mehr ein Mann von Genie alle Lagen der Dinge und alle ihre Verknüpfungen beobachtet; deſto reicher und mannichfaltiger werden ſeine Werke ſeyn.

Wenn das Gedächtniß weitläufige Begebenheiten und ſehr zuſammengeſetzte Auftritte behalten ſoll: ſo iſt es unmöglich, daß alle ihre Theile gleich lebhaft demſelben eingedrückt wären; ſondern nur einige Hauptvorfälle, nur die wichtigſten Umſtände davon bleiben unveränderlich zurück. Dieſe einmal zurückgerufen, führen alsdann vermöge

möge ihres innern Zuſammenhangs, oder vermöge der Beziehungen, welche die Imagination gemacht hat, auf die übrigen Theile; und ſo beſteht die Operation des Gedächtniſſes aus zwey Stücken, aus einem unwillkührlichen Wiedererinnern gewiſſer Dinge, die gleich Anfangs den lebhafteſten Eindruck gemacht haben, und aus einer Art von Folgerung der übrigen vergeßnen Umſtände aus dieſen, vermöge des ehemals bemerkten Zuſammenhangs, oder der von der Imagination ſelbſt erfundnen Verknüpfung derſelben. Ein paar Sätze eines Beweiſes bringen einem mathematiſchen Kopfe den ganzen Beweis ins Andenken; weil er auf die Verbindung der Sätze genau Acht gehabt. Die Geſchichte, die Sprachen, alles was Gedächtniß erfordert, wird demjenigen leichter, der genau auf die Geſetze des Zuſammenhangs zwiſchen den Begebenheiten und Worten Acht gegeben, oder ſich eine Menge Analogien gemacht hat.

Noch mehr. Durch die Kraft des Zuſammenhangs kann Eine ſtarke und lebhafte Idee auch diejenigen unbeträchtlichern im

Gedächtniß erhalten, welche mit ihr verbunden ſind. Dieſe Anmerkung dient unſre obige Regel genauer zu beſtimmen; daß die Dinge deſto feſter im Gedächtniſſe bleiben, je lebhafter ihre urſprünglichen Eindrücke waren. Die Klarheit und die Stärke der ſinnlichen Vorſtellung, die von der Wichtigkeit und Größe des einen Gegenſtandes hervorgebracht wird, breitet ſich auf alle die Dinge aus, die zugleich mit jenem beobachtet werden. So oft jener wieder ins Andenken gebracht wird: ſo oft ſtellen ſich auch dieſe mit dar; und bekommen alſo durch die öftre Wiederholung eine gewiſſe eigne Stärke. Und nicht bloß der Zuſammenhang der Sachen außer uns, ſondern auch eine Analogie, oder eine andere Art Verbindung der davon erweckten Vorſtellungen in uns, kann dieſe Mittheilung der Klarheit und der Stärke von einer zu den übrigen bewirken. Die Gedächtnißkunſt der Alten, und jedes Hülfsmittel, das man an deren Stelle ſetzt, beruht auf der Erfahrung: daß ſinnliche und beſonders ſichtbare Dinge, wenn man ſie mit Ideen des Gehörs oder des Verſtands in eine Verbindung bringt, die Erinnerung dieſer

ſer erleichtern. *) Man hört oft eine Perſon ſagen, daß ſie einen Umſtand zeitlebens nicht vergeſſen werde, ob er gleich an ſich äußerſt unwichtig iſt, blos deßwegen, weil er grade in dem Augenblicke geſchah, da eine andre ſehr wichtige Begebenheit anfieng, oder ſich ereignete. Um eine Perſon an eine vergeßne Begebenheit zu erinnern, der ſie beygewohnt hat, dient es oft, einer ganz unbeträchtlichen Nebenſache zu gedenken, die aber ſehr ſinnlich iſt, und mit jener genau zuſammenhängt.

Das

---

*) Vidit autem hoc prudenter ſive Simonides ſive alius quis invenit, ea maxime animis effingi nonoſtris, quæ eſſent a ſenſu tradita atque impreſſa: acerrimum autem ex omnibus noſtris ſenſibus eſſe ſenſum videndi: quare facillime animo teneri poſſe ea, quæ perciperentur auribus aut cogitatione, ſi etiam oculorum commendatione animis traderentur, ut res cæcas, & ab aſpectus judicio remotas, conformatio quædam & imago, & figura ita notaret, ut ea, quæ cogitando complecti non poſſemus, intuendo quaſi teneremus. *Cic. de Orat. L. II.* Aliæ autem inſtantiæ dabunt hanc alteram ſpeciem; ut quicquid deducat intellectuale ad feriendum ſenſum (quæ ratio etiam præcipue viget in memoria artificiali) juvet memoriam *Verul. Nov. Org.* 10. de Augm. Scient. *Lib. V. cap.* 5.

Das iſt die Abſicht der Strafe, daß der ſo lebhafte Gedanke von Schmerz oder Schande auch die Idee des Laſters und den Abſcheu davor im Gedächtniß erhalten ſoll. Vergeſſen wir wohl leicht irgend eine Kleinigkeit, die eine ſehr Geliebte Perſon betrifft? Alles, was Bewunderung, Begierde, Freude, Furcht, Kummer, oder mit einem Worte, irgend eine ſtarke Leidenſchaft erregt, bleibt feſt im Gedächtniſſe. Die Leidenſchaft theilt etwas von ihrer Stärke ſowohl dem erſten ſinnlichen Eindrucke, als der nachher übrigbleibenden Idee mit.*)

Das Gedächtniß darf aber bey ſeinen Wiedererinnerungen nicht blos ſich leidend verhalten, es kann auch auf gewiſſe Weiſe ſelbſt thätig ſeyn. Wir dürfen nicht blos erwarten, bis uns die Gegenſtände einfallen; ſondern wir können auch dieſelben zurückrufen, oder wie man gemeiniglich ſagt, uns auf dieſelben beſinnen. Wenn die Verbin-

dungen

---

*) Aliæ inſtantiæ dabunt hanc alteram ſpeciem ut quæ faciunt impreſſionem in affectu forti, incutientes ſcilicet metum, admirationem, pudorem, delectationem, juvent memoriam. *Verul.* Nov. Org.

bungen und Beziehungen der Ideen ein Hülfsmittel waren, wodurch uns dieſelben leichter einfallen ſollten: ſo ſind ſie das einzige Mittel, um dieſelben mit Vorſatz ins Andenken zu bringen. Unmittelbar hat unſer Wille über unſre Ideen keinen Einfluß: Wir können nicht die, welche wir brauchen, mit Namen aufrufen, und ſie nöthigen, in unſern Geſichtskreis zu kommen. Es iſt augenſcheinlich, daß, um dieſes thun zu können, wir die Idee ſelbſt ſchon haben müſſen. Der Vorſatz, einen beſtimmten Gegenſtand uns vorzuſtellen, ſetzt ja zum voraus, daß wir ſchon jetzt denſelben in Gedanken haben. Aber mittelbar können wir die Ideen durch unſern Vorſatz regieren: Wenn uns ein Hauptgegenſtand ſchon in Gedanken iſt, auf welchen jene ſich beziehen, wenn wir die verſchiedenen Verhältniſſe, die dieſer hat, und die daraus entſpringenden Reihen andrer Vorſtellungen geſchwind durchlaufen: ſo müſſen wir endlich nothwendig auf diejenigen gerathen, die unſer Verſtand alsdann für die ſchicklichſten, und grade für diejenigen erklärt, die er ſuchte. Wir ſind einem Menſchen ähnlich, der etwas verlohren hat, das er ſelbſt nicht mehr weis, der aber ſich des Gebrauchs, den er davon ehemals gemacht hat, und jetzt machen will, des Orts, wo er es verloren, der Zeit, wann er es zuletzt gehabt, und vieler andrer ſolcher Umſtände erinnert. Durch dieſe bekömmt ſein Nachforſchen gewiſſe Gränzen, innerhalb welcher er gewiß iſt, dieſes jetzt ihm unbekannte, aber bey dem erſten Anblicke gleich zu erkennende, Ding zu finden. Auf eben die Weiſe können wir vermittelſt des Zuſammenhangs, der zwiſchen verſchiednen Ideen ſtatt findet, eine Art von Ahndung, eine gewiſſe Vorempfindung von der Idee haben, die uns noch fehlt. Je mehr uns die Ordnung bekannt iſt, in welche dieſelbe hineinpaſſen ſoll, je mehrere Regeln des Zuſammenhangs wir wiſſen, nach welchen ſie ſich richten muß: deſto eher und leichter finden wir ſie. Um deßwillen behalten wir Verſe leichter als Proſe, und können ſie eher wieder ergänzen, wenn wir einen Theil davon vergeſſen haben; wir wiſſen nämlich, daß der Ausdruck oder das Wort, welches wir ſuchen, nicht blos dem Verſtande der Rede, ſondern auch dem Silbenmaaße gnugthun muß. Aus gleicher

Urſache iſt Ordnung und eine richtige Eintheilung einer Rede ein großes Hülfsmittel, ſie zu behalten. Wenn uns eine Periode derſelben nicht ſogleich beyfällt: ſo wiſſen wir wenigſtens ſchon zum voraus, daß ſie ſo ſeyn muß, wie ſie ſich zu dieſem Theile des Plans ſchickt. *) Wir haben ſchon der Gedächtnißkunſt der Alten gedacht. **) Der

---

*) Verum & in his quæ ſcripſimus complectendis, multum valent, & in iis quæ cogitamus continendis, prope ſolæ (excepta, quæ potiſſima eſt, exercitatione) diviſio & compoſitio. Nam qui recte diviſerit, nunquam poterit in rerum ordine errare. — Etiam quæ bene compoſita erunt, memoriam ſerie ſua ducent. Nam ſicuti facilius verſus ediſcimus, quam proſam orationem, ita proſam vinctam quam diſſolutam. Quint. Inſt. Or. Lib. XI. cap. 2.

**) Inveniſſe fertur Simonides, ordinem eſſe maxime, qui memoriæ lumen afferret. Itaque iis qui hanc partem ingenii exercerent, locos eſſe capiendos; & ea quæ memoria tenere vellent, effingenda animo atque in his locis collocanda: ſic fore, ut rerum ordinem locorum ordo conſervaret. Cic. de Orat. Lib. II. Ex hoc Simonidis facto notatum videtur, juvari memoriam ſignatis animo ſedibus, idque credere ſuo quisque experimento. Nam

Begriff, den ſie davon geben, iſt mangelhaft; und der Gebrauch davon iſt gänzlich verlohren gegangen. Aber ſo viel erhellet doch, daß

Nam cum in loca aliqua poſt tempus reverſi ſumus, non ipſa agnoſcimus tantum, ſed etiam, quæ in his fecerimus, reminiſcimur, perſonæque ſubeunt, nonnunquam tacitæ quoque cogitationes in mentem revertuntur, Quint. Inſt. Orat. Lib. XI. Cap. 2. Atque ex iſto manipulo trium inſtantiarum, videlicet ordinis, locorum artificialis memoriæ, & verſuum, conſtituitur ſpecies una auxilii ad memoriam. Species autem illa abſciſſio infinite recte vocari poſſit. Cum enim quis aliquid reminiſci, aut revocare in memoriam nititur, ſi nullam prænotionem habet aut perceptionem ejus, quod quærit, quærit arte & molitur & hac illac diſcurrit tanquam in infinito. Quod ſi certam aliquam prænotionem habeat, abſcinditur infinitum, & fit diſcurſus memoriæ magis in vicino. In tribus autem illis inſtantiis, quæ ſuperius dictæ ſunt, prænotio perſpicua eſt & certa. In prima videlicet, debet eſſe aliquid, quod congruat ordini, in ſecunda debet eſſe imago, quæ relationem aliquam habeat ſive convenientiam ad illa loca certa: in tertia debent eſſe verba, quæ cadant in verſum, atque ita abſcinditur infinitum. Verulam. Nov. Org. ib. — De augm. ſcient. Lib. V. cap. 5.

daß der Redner die Begriffe, die er behalten wollte, in Bilder verwandelte, oder ſie mit gewiſſen Bildern in Verbindung ſetzte; daß er alsdann weiter dieſe Bilder in ſeinen Gedanken an gewiſſe Oerter hinſtellte, die er während der Rede vor Augen hatte, oder die ihm doch ſo bekannt waren, daß er ſich ſie immer als gegenwärtig denken konnte. Und durch dieſes doppelte Mittel der Verbindung des unſichtbaren Gedanken mit ſichtbaren Gegenſtänden, und einer beſtimmten Ordnung dieſer unter einander, wurde das Gedächtniß in der unverrückten Erinnerung einer gewiſſen Folge von Ideen unterſtützt.

Wenn wir alſo überhaupt uns dadurch auf vergeßne Sachen wieder beſinnen, daß wir ſolche, die mit ihnen in Verbindung ſtehen, in unſern Gedanken durchgehen; ſo wird alſo die Wiedererinnerung deſto geſchwinder und ſicherer geſchehen, je mehrere ſolche verbundne Gegenſtände uns bekannt ſind. Wir erinnern uns oft einer gewiſſen Rede, und wir wiſſen nicht, wer ſie geſagt hat. Wenn uns nun alsdann noch eine Anzahl andrer Umſtände beywohnt, die auch mit dem Redenden in Verbindung ſtanden,

als

als der Zeit, des Orts, des Tons der Stimme, mit welchem die Rede ausgeſprochen wurde: ſo wird es um deſto wahrſcheinlicher, daß einer darunter ſey, der uns auch auf die Perſon des Redenden und ſeinen Namen führen wird. Je mehr Umſtände von einer vergeßnen Sache wir noch wiſſen, deſto mehr Handhaben ſind in unſern Händen, um ſie wieder zu faſſen; und mit einer deſto größern Gewißheit erkennen wir ſie alsdann, wenn ſie wirklich uns einkömmt, für die rechte und einzige, die wir ſuchten. *) Alles, was von der vorſetzlichen und gefliſſentlichen Wiedererinnerung geſagt worden, wird durch folgendes Beyſpiel erläutert. **)

„Sir Carl. Wer war dieſer andre?“

„Lord Morelove. Einer von Mylords
„Foppingtons Gelichter; — der flinke Geck,
„der erſt kürzlich zu einem kleinen Gute, und
„einer großen Parucke gekommen iſt. —
„Mein Gott, wie heißt er denn? — Er
„redet

---

*) Aliæ inſtantiæ dabunt hanc alteram ſpeciem, ut multitudo circumſtantiarum ſive anſarum juvet memoriam. veluti ſcriptio per partes non continuatas, lectio ſive recitatio voce alta. *Verul.*

**) Der ſorgloſe Ehemann. 1. Aufzug.

„redet niemals zu einem aus dem Unterhauſe, „wenn ein Lord gegenwärtig iſt. — Man „ſieht ihn immer mit ſeinem Stocke am Knopfe hängend; die Bruſt blos, ohne Handſchuh, den Hut über das eine Auge gedrückt, „in der Hand einen Zahnſtocher — Startup ſo heißt er.“

Auf dieſe Weiſe alſo tragen die Geſetze, nach welchen die Ideen auch ohne unſern Willen in der Seele fortgehen, zugleich dazu bey, uns über dieſen Fortgang eine mittelbare Gewalt zu verſchaffen. Die Ideen verbinden ſich, hängen ſich an einander, geſellen ſich zuſammen, nicht durch unſre Willkühr, ſondern nach ihrer Natur; aber wir können uns dieſer Verbindungen und dieſes einmal gemachten Zuſammenhangs bedienen, um Ideen, die zu unſerm Zwecke dienen, herbeyzulocken.

Das Verfahren des Gedächtniſſes bey der vorſetzlichen Wiedererinnerung einer Sache hat mit dem Verfahren der Imagination bey der Erfindung viel Aehnlichkeit. Beyde können nicht unmittelbar durch den bloßen Vorſatz die Ideen hervorbringen, die ſie brauchen; aber beyde können durch gewiſſe Umwege zu denſelben gelangen. Dieſe Wege ſind die Verhältniſſe, welche die Natur zwiſchen den Dingen und Begriffen feſtgeſetzt hat. Gäbe es dergleichen nicht: ſo würde das Genie blos maſchienenartig arbeiten; und einmal in Wirkſamkeit geſetzt wäre es gänzlich von dem Willen des Menſchen unabhängig.

Aber Gedächtniß und Imagination ſind auch alsdann noch unterſchieden, wenn ſie einander in ihrem Verfahren am ähnlichſten ſind. Das Gedächtniß ſucht nur die Vorſtellung ſolcher Dinge zu erneuern, die ehedem von den Sinnen wahrgenommen worden ſind, die Einbildungskraft hingegen ſucht Ideen zu erwecken, die zu ihrem Vorhaben etwas beytragen, ohne ſich um ihren Urſprung zu bekümmern. Wenn das Gedächtniß ſeinen Gegenſtand gefunden hat: ſo entſteht augenblicklich die Gewißheit, daß er etwas wirkliches ſey, und ehedem wahrgenommen worden; wenn dieſe ihrer Ideen habhaft geworden iſt: ſo entſteht keine ſolche Gewißheit, oder es wird wenigſtens darauf nicht Acht gegeben. Jede ſteht der andern in ihren Operationen bey. Die ſelbſt erdachten Analogien der Begriffe können uns die Wiedererinnerung eines wirklichen Faktums erleichtern; und die Verbindungen wirklicher Dinge können uns in unſern Erdichtungen beyſtehn. Kein Werk des Genies kann es geben, in welchem nicht beyde gearbeitet hätten, wo nicht Wahrheit und Erdichtung mit einander in gewiſſer Maße vereiniget wären.

Wir haben bisher den Einfluß des Gedächtniſſes und ſeiner verſchiednen Wirkſamkeit auf das Genie überhaupt betrachtet. Jetzt bleibt uns noch zu unterſuchen übrig, wie vielerley verſchiedner Grade und Geſtalten das Gedächtniß fähig ſey, und was für Verſchiedenheiten des Genies daraus entſpringen.

Erſtlich bey einem und demſelben Menſchen iſt das Gedächtniß nicht zu allen Zeiten ſeines Lebens gleich ſtark. In der Kindheit und im hohen Alter iſt es ſchwach, aber nicht aus gleichen Urſachen. Das Kind iſt keiner ſtarken und anhaltenden Aufmerkſamkeit fähig; und es ſieht die Sachen noch nicht hinlänglich ein; und beydes iſt nothwendig, wenn man gut und lange behalten ſoll.

Der Greis, bey dem alle Kräfte nachlaſſen, alle Fibern ſchlaff werden, empfindet ſchwach und bemerkt undeutlich. Daß dieß die wahre Urſache dieſer Erſcheinung ſey, ſehen wir aus der bekannten Beobachtung, daß alte Leute die Begebenheiten ihrer Jugend behalten, und das, was geſtern vorgegangen war, vergeſſen. Jene Begriffe hatten ſich ihrem Gemüthe zu einer Zeit eingedrückt, da es noch alle ſeine Feſtigkeit und Stärke hatte, die Spuren davon ſind unauslöſchlich; dieſe können in die erſtorbnen Organen keinen dauerhaften Eindruck mehr machen.

In der Zeit des Ueberganges aus den Kinderjahren in das Jünglingsalter, und in der reifen Mannheit iſt das Gedächtniß am ſtärkſten. Zu jener Zeit, weil alsdann die Neubegierde groß, die Lebensgeiſter beweglich, das Gemüth noch uneingenommen iſt, weil alles leicht durch ſeine Neuheit Bewunderung, oder durch ſeine andern Eigenſchaften Leidenſchaften erweckt: — in dem reifen männlichen Alter, weil man alsdann die Dinge am vollſtändigſten begreift, weil man mehr Verhältniſſe derſelben einſicht, und weil man mehr Fertigkeit durch Uebung erlangt hat. In dem Jünglings- und männlichen Alter iſt alſo auch das Genie am lebhafteſten und am wirkſamſten. Das Genie hat ſein Wachsthum, ſeine Reife, ſeine Abnahme wie der Menſch ſelbſt. Nicht blos das Gedächtniß, von welchem es zum Theil abhängt, ſondern alle übrige Kräfte, durch deren Vereinigung es entſteht, leiden dieſe Abwechſelungen.

Weit größer ſind die Unterſchiede des Gedächtniſſes bey verſchiednen Perſonen.

Das Gedächtniß iſt hauptſächlich viererley Arten von Vollkommenheit fähig; Leichtigkeit im Faſſen; Feſtigkeit im Behalten; Geſchwindigkeit im Beſinnen; Genauigkeit in der Vorſtellung ſelbſt. Die beyden erſten hängen vornehmlich von der Stärke ab, mit welcher die einzelnen Vorſtellungen ſich der Seele eindrücken; die beyden letztern von der Stärke, mit welcher ſich der Zuſammenhang und die Ordnung derſelben einprägt. Wer geſchwind ins Gedächtniß faßt, behält deswegen nicht immer lange; ja gemeiniglich ſind dieſe beyden Vollkommenheiten von einander getrennt. Die Urſache iſt, weil der Eindruck, der geſchwind und leicht geſchicht, nicht ſehr tief ſeyn darf, (ſo wie weiche Körper am erſten eine Figur annehmen, und auch wieder verlieren;) und weil er es auch nicht durch die Arbeit und die öftre Wiederholung des Lernenden wird, da dieſer bey dem Bewußtſeyn, die Sache gefaßt zu haben, keine weitre Bemühung nöthig zu haben glaubt. Wenn hingegen das Gedächtniß von härterem und undurchdringlichern Stoffe iſt: ſo nimmt es keine andern Eindrücke an, als die auch tief genug ſind, um dauerhaft zu ſeyn; und weil es viel Arbeit und Anſtrengung erfordert, um etwas demſelben beyzubringen, ſo veranlaßt es auch zugleich eine ſolche Aufmerkſamkeit auf die Sache, und eine ſo öftere Wiederholung derſelben, daß die Ideen davon nothwendig ſtark und bleibend werden müſſen. *) Nur wenig Menſchen haben ein Gedächtniß von einer ſo glücklichen Miſchung, daß es ſo, wie das Wachs, weich und fließend den Eindruck annimmt, und

---

*) Etiam illa prævelox fere cito effluit, & veluti præſenti officio functa nihil in poſterum debeat, tanquam dimiſſa diſcedit. Nec eſt mirum magis hærere animo, quæ diutius affixæ ſint. *Quint. Inſt. Or. Lib. XI. cap. 2*

und dann wie daſſelbe hart wird, um ihn unauslöſchlich zu erhalten. Die Eigenſchaft des Geſchwindfaſſens ſcheint dem Genie mehr anzugehören, als die des lange Behaltens. Indeſſen iſt ihm auch dieſe letztre nothwendig, weil keine Vorſtellung genutzt werden kann, wenn ſie ſich nicht im Gedächtniſſe erhält. Von den beyden letzten Vollkommenheiten geht die Genauigkeit auf eine vollkommne Uebereinſtimmung des erneuerten Bildes mit der urſprünglichen Idee, und mit der Sache ſelbſt, die Geſchwindigkeit des Beſinnens auf eine prompte und dem Vorſatze der Seele ſchnell entſprechende Wiedererinnerung. Wem eine Sache, die er ſucht, bald einfällt, wer in der Folge mehrerer Sachen nicht ſtockt, ſondern ungehindert fortgeht, der hat die letzte dieſer Eigenſchaften; wer keinen Umſtand ausläßt, keinen zuſetzt, der hat die erſte. Zu jener gehört erſtlich Thätigkeit der Imagination; denn der Imagination gehört eigentlich das Beyfallen einer Sache zu: und zweytens ein lebhafter Eindruck von dem Zuſammenhange und der Verbindung der Dinge, die man behalten hat. Zu der Richtigkeit im Wiedererinnern gehört, daß die Vorſtellung jedes Theils und jedes Umſtandes der Sache ſich gleich anfänglich der Seele eingedrückt, und nachher erhalten habe, und dann ebenfalls, daß der Zuſammenhang und die Ordnung deutlich ſey wahrgenommen worden; weil nichts ſo ſehr unſere Begriffe bey der Wiedererinnerung fehlerhaft und unrichtig macht, als die Unordnung und Vermiſchung. Auch dieſe zwo Eigenſchaften ſind nicht immer vereinigt. Es giebt Leute, denen es Mühe koſtet, auf diejenigen Ideen zu kommen, die ihnen doch, ſobald ſie ſich derſelben erinnern, mit aller Ausführlichkeit und Genauigkeit bekannt ſind. Der Fehler kann hier nur in einer Trägheit der Imagination liegen, die nicht genug Wege hat, und nicht lebhaft genug verſucht, um zu den wirklich vorhandnen aber im Verborgnen liegenden Vorſtellungen zu gelangen. **Verwirrung und Langſamkeit des** Gedächtniſſes ſind dieſen Eigenſchaften zunächſt entgegengeſetzt. Ein dritter Mangel widerſpricht beyden zugleich, wenn nämlich das Gedächtniß eine Reihe Dinge gerade nur in der einzigen Ordnung zu wiederholen im Stande iſt, in welcher es ſie gelernt hat; wie wenn ein Kind die Veränderungen der Conjugationen nur in der Ordnung herzuſagen weis, in welcher ſie in der Grammatik ſtehen. Man ſieht leicht, daß alsdann die Begriffe der Dinge ſelbſt nicht deutlich gefaßt, und daß gar keine andere Verbindungen derſelben wahrgenommen worden ſeyn müſſen, als gerade die von einer ſolchen lokalen Ordnung. Dieß kann aber bey Leuten von Genie oder auch nur von mäßigen Verſtandeskräften nicht ſtatt finden.

Das Gedächtniß iſt aber nicht nur einer Verſchiedenheit in den Graden, ſondern auch einer Verſchiedenheit in der Form und in den Beſchaffenheiten fähig, und dieſe letztre hat noch einen größern Einfluß auf die Mannichfaltigkeiten des Genies.

Wir haben oben geſehen, daß es verſchiedne Urſachen gebe, die eine Vorſtellung oder eine Klaſſe der Vorſtellungen ſtark und eindringend machen können. Da dieſe Urſachen nicht alle bey allen Menſchen gleich wirken: ſo wird auch bey dem einen dieſelbe Vorſtellung einen ſtarken Eindruck machen können, die einen andern wenig und ſchwach rührt. Da ſich nun das Andenken nach der

Lebhaftigkeit der erſten Vorſtellung richtet: ſo werden auch bey jedem Menſchen die Ideen und die Gattungen der Ideen, die ſeinem Gedächtniß am tiefſten eingeprägt ſind, von denjenigen verſchieden ſeyn, die jedem andern am deutlichſten obſchweben. Die Erinnerungskraft des einen wird mehr auf die eine Klaſſe von Gegenſtänden, mehr auf die eine Art von Verhältniſſen gehn, die Erinnerungskraft des andern auf eine andre. Dieſe Verſchiedenheit wird bey der Ausübung des Genies ſehr merkliche Wirkungen äußern; und zwar ſowohl in Anſehung der erſten Grundidee, von welcher es ausgeht, als in Anſehung der übrigen, welche es dazu ſammlet.

Bey jedem Werke des Genies giebt es eine erſte Idee, die Veranlaſſung und der Anfang aller übrigen; und dieß ſowohl bey der Erfindung des Stoffs, als bey der wirklichen Ausarbeitung. Woher kömmt dieſelbe? In der That ſcheint etwas zufälliges dabey zu ſeyn. Aber eben dieſer Schein rührt daher, weil nicht der Vorſatz des Willens, ſondern die Geſetze der Natur des Menſchen dieſe Gedanken hervorbringen. Die Dinge und Ideen nämlich, welche überhaupt nach der Beſchaffenheit ſeines Geiſtes und nach ſeinen Umſtänden ihm am meiſten aufgefallen ſind, die ſein Gedächtniß am meiſten einnehmen, die bieten ſich auch unter einer oder der andern Geſtalt zuerſt dar; ſobald der Menſch irgend eine ſeiner denkenden Fähigkeiten in Uebung ſetzt. Wenn mehrere Perſonen den allgemeinen Vorſatz haben, in einerley Gattung zu arbeiten, z. E. ein Drama: ſo wird jedem in dem Augenblick eine andre Geſchichte einfallen, die zu einem tragiſchen Stoffe dienen könnte. Wenn ſie beyde einerley Scene ausarbeiten, oder die Perſonen in ähnlichen Situationen ſprechen laſſen wollen: ſo wird jeder zuerſt auf einen andern Gedanken fallen. Keiner wird genau die Urſachen angeben können, warum er auf dieſen Stoff, auf dieſen Gedanken zuerſt gekommen iſt: bey allen aber wird ſie in der eignen Form und Beſchaffenheit ihrer Erinnerungskraft liegen, vermöge welcher theils jedem andere Ideen beſtändig obſchweben, und ſo zu ſagen, die beſtändige Grundlage ſeines Denkens, Wollens, und Meditirens ausmachen, theils andre Ideen ſich bey jedem alsdann erneuern, ſobald er ſeine Aufmerkſamkeit auf einen ſolchen Zweck richtet, mit welchem dieſe zuſammenhängen. — Wenn wir wiſſen, wie viel die erſte Idee dazu beyträgt, den Gang der übrigen zu beſtimmen, ſo können wir leicht einſehen, wie verſchieden die ganzen Werke ſolcher Genies ſeyn müſſen, deren erſte Einfälle gewöhnlich verſchieden ſind.

Einen zweyten Einfluß äußert die eigenthümliche Form des Gedächtniſſes auf das Genie, in Abſicht des ganzen Fortgangs der Ideen, und der Herbeyſchaffung aller Materialien, die zur Ausführung der erſten Idee gehören. Was iſt es nöthig, dieſes weitläuftiger auszuführen? Man ſieht leicht, daß man keine Idee in ſein Werk bringen kann, die man vergeſſen hat; daß man nicht alle diejenigen, die zur Vollendung eines großen Werks gehören, auf der Stelle hervorbringen könne, ſondern daß man den größten Theil derſelben ſchon zuvor geſammlet haben müſſe; daß dieſe Sammlung nichts helfe, wenn man ſich nicht des Aufbewahrten zu rechter Zeit wieder erinnern kann; und daß alſo die in dem Gedächtniſſe eines jeden niedergelegten und denſelben geläufigſten

Dinge und Vorſtellungen den Vorrath ausmachen, aus welchem er bey der Zuſammenſetzung ſeiner geiſtigen Werke ſchöpfen muß; daß alſo endlich, ſo verſchieden dieſer Vorrath iſt, ſo verſchieden auch die Werke werden müſſen.

Jede Verbindung der Dinge hat eine gewiſſe Gewalt über das Gedächtniß. Aber nicht jede Art dieſer Verbindungen hat eine gleiche Gewalt über das Gedächtniß aller Menſchen. Der eine erinnert ſich, bey einem Vorfalle, der ihm erzählet wird, zuerſt der Urſachen, ein andrer der zugleich vorhandnen Umſtände, ein dritter ähnlicher Begebenheiten. Daher kömmt es, daß, wenn mehrere Menſchen einerley Gegenſtand beſchreiben, oder einerley Geſchichte erzählen, jeder doch dieß auf eine andre Art thut, weil die Umſtände, die jeder ausſucht, und die Verbindungen, durch welche er von einem Umſtande auf den andern kömmt, verſchieden ſind. Der Fall iſt eben derſelbe, wenn Dichter oder Redner dieſe Sachen in ihren Werken ſchildern. Die Verſchiedenheit, mit welcher ſie die nämliche Sache betrachten, macht zugleich, daß ſie einen ganz verſchiednen Gebrauch davon machen, und ſie zu verſchiednen Abſichten anwenden können.

Eine zweyte Folge davon iſt, daß das Gedächtniß verſchiedner Menſchen auch zum Behalten verſchiedner Gegenſtände geſchickt iſt. Der eine behält am beſten Schlüſſe, Beweiſe, Raiſonnements, und alle diejenigen Dinge, bey welchen ein Zuſammenhang von Gründen und Folgen, von Urſachen und Wirkungen ſtatt findet. Ein andrer behält am beſten die Geſtalt und die Zuſammenſetzungen natürlicher oder künſtlicher Körper, und iſt am meiſten im Stande, Beſchreibungen zu machen; ſein Gedächtniß wird hauptſächlich durch die Coexiſtenz der Theile geführt. Noch ein andrer behält am beſten Begebenheiten und ihre Erfolge; und iſt alſo zum Erzählen aufgelegt; die Verbindung der Zeit, und die der Urſache und Wirkung ſind ſeinem Gedächtniſſe am angemeſſenſten. Andre endlich behalten ſich am leichteſten Poeſie; die von der Imagination des Dichters ſelbſt hervorgebrachte, oder die nach den Regeln der Verſe eingerichtete Ordnung der Gedanken und Wörter, wirkt auf ihre Erinnerungskraft ſtärker, als der wirkliche Zuſammenhang der Dinge. Ueberhaupt iſt anzumerken, daß diejenigen Sachen dem Gedächtniſſe eines Menſchen am ſtärkſten ankleben, die ſein Verſtand am vollkommenſten begreift, oder die ſeinem Geſchmack am angemeſſenſten ſind. Die erſten laſſen ſolche klare und kenntliche Bilder zurück, die durch ihre Schärfe und Genauigkeit ſich leicht erhalten; die andern erwecken Vergnügen oder Mißvergnügen, und alſo eine Art von kleiner Leidenſchaft, die dem Behalten immer ſehr beförderlich iſt.

Wenn nun ſolche Verſchiedenheiten bey Männern von Genie vorkommen: ſo iſt augenſcheinlich, wie ſehr dadurch dieſes ihr Genie eine eigenthümliche Wendung, und ihre Producte eine verſchiedne Geſtalt bekommen müſſen. Die Schrift eines Mannes iſt das Bild ſeines Geiſtes; was in demſelben vorhanden iſt, herrſcht oder mangelt, das wird auch in ſeinem Buche vorkommen, herrſchen oder fehlen. — Man findet auch in der That in den Werken der Dichter, daß die Epiſoden und Vergleichungen des einen größtentheils aus Scenen der Natur, eines andern aus der Geſchichte, eines dritten aus moraliſchen Empfindungen genommen ſind. Das, was ein jeder von ſeinen Erfahrungen behalten hat; woran er ſich am geſchwindeſten und vollſtändigſten erinnern kann: das braucht er.

Zehnter Abſchnitt.

Von den Verſchiedenheiten der Urtheilskraft, und deren Einfluß auf das Genie.

Je größer der Einfluß des Verſtandes oder der Urtheilskraft (zween Namen für diejenige Fähigkeit, von welcher wir jetzt reden) auf das Genie überhaupt iſt: deſto mehr müſſen auch die Verſchiedenheiten, die den Verſtand des einen Menſchen von dem Verſtande des andern unterſcheiden, auf die Verſchiedenheiten ihres Genies einen Einfluß haben. Dieß iſt der eigentliche Geſichtspunkt, unter welchem wir hier dieſe Fähigkeit betrachten; da ſonſt in allen Unterſuchungen über die Natur der Seele von ihr gehandelt wird.

Urtheilskraft in demjenigen Verſtande, in welchem wir es hier nehmen, in wie fern es nämlich dem Sinne, dem Gedächtniſſe, und der Einbildungskraft entgegenſteht, und mit denſelben die Principia des Genies vollſtändig ausmacht; iſt von einem weitern Umfange, als in welchem es ſonſt genommen wird. Es begreift ſowohl die Beurtheilung des Schönen unter ſich, welche ſonſt gemeiniglich Geſchmack heißt, als die Beurtheilung des Wahren, welche eigentlich Verſtand oder *Judicium* genennet wird.

Wahrheit betrifft entweder das wirkliche Daſeyn einzelner Dinge; oder die Verhältniſſe allgemeiner Begriffe. Die Erkentniß derſelben iſt entweder anſchauend, oder entſteht aus Schlüſſen; ſie wirkt entweder Gewißheit oder Glaubwürdigkeit. Alle Beſchäfftigung der denkenden Kraft, die Wahrheit auf irgend eine dieſer Arten zu erkennen, wird dem Verſtande oder der Urtheilskraft zugeſchrieben. Es giebt derſelben ſo viele Arten, als es Verſchiedenheiten in der Natur der Gegenſtände, oder in der Art, ihre Wahrheit einzuſehen, giebt. Ein Menſch unterſcheidet ſich von dem andern durch die verſchiedne Art der Urtheilskraft, welche er vorzüglich beſitzt, oder in den verſchiednen Graden einer und derſelben Art.

Zuerſt von den Wahrheiten, welche die Verhältniſſe allgemeiner Ideen betreffen. Selbſtevidente Wahrheiten werden durch Anſchauung erkannt; das heißt: Die Begriffe von welchen die Rede iſt, ſchließen ſchon die Ueberzeugung von dieſem ihrem Zuſammenhange in ſich. Um die Gewißheit hervorzubringen, iſt nichts nöthig, als nur der Seele die Vorſtellungen ſelbſt vorzuzeigen, über welche entſchieden werden ſoll.

Aber es giebt andre Wahrheiten, die nicht anſchauend, ſondern erſt durch die Vergleichung und Verknüpfung andrer Wahrheiten erkannt werden. Dieſe Vergleichung und Verknüpfung heißt das Raiſonnement, und die Fähigkeit, für welche dieß Geſchäffte eigentlich gehört, heißt die **Vernunft**; nur die nothwendigen Verhältniſſe der Begriffe können aus ihnen ſelbſt und durch die bloße Vergleichung derſelben, ohne die Erfahrung zu Hülfe zu nehmen, hergeleitet werden. Dieſe Herleitung heiſt eine **Demonſtration**. Sie ſetzt eine Anzahl Mittelbegriffe voraus, die das Gedächtniß aufbehalten haben, und die die Imagination zu rechter Zeit beybringen muß. Dieſe beyden Fähigkeiten müſſen bey allen Vernunftſchlüſſen gleichſam vorarbeiten, die Materialien ſammlen. Die Vernunft iſt es eigentlich, welche aus den gegebnen Sätzen den Schluß zieht, und die Ueberzeugung bewirkt. Iſt die Reihe der Schlüſſe, welche zuſammen eine Demonſtration ausmachen, lange, ſo wird eine wahre Gewißheit nicht eher erfolgen, als bis erſtlich jeder einzelne Schluß vollkommen eingeſehen, und bis zweytens die ganze Folge derſelben durch öftere Wiederholung ſo geläufig geworden, daß ſie mit einem Blicke überſehen werden kann. Die mindre oder größre Fähigkeit zu raiſonniren, hängt 1.) von einer urſprünglichen Verſchiedenheit in der Stärke der Vernunft ab; die bey dem einen Menſchen leichter, ſchneller, und aus entferntern Vorderſätzen die Schlußfolge ziehen kann, als bey dem andern. 2.) Von dem verſchiednen Grade der Hülfsfähigkeiten des Gedächtniſſes und der Imagination; wodurch dem einen Menſchen die ſchicklichen Mittelbegriffe in größrer Menge beywohnen, und die nothwendigen mehr zu rechter Zeit einfallen als einem andern.

Das Daſeyn und die Verbindungen der wirklichen Dinge iſt ein zweyter Gegenſtand unſrer Urtheilskraft. Die Beſchäfftigung des Verſtandes, welche die Wirklichkeiten zum Vorwurfe hat, iſt gänzlich von derjenigen unterſchieden, die mit blos allgemeinen Begriffen umgeht; iſt aber eben ſo mannichfaltig. Man erkennt daſeyende einzelne Dinge und ihre Verbindungen, entweder anſchauend durch die Empfindung; oder durch einen unmittelbaren Schluß aus dem Sichtbaren; oder durch eine Reihe von Schlüſſen; oder durch das Zeugniß andrer; und zwar entweder mit Gewißheit, oder nur mit Wahrſcheinlichkeit. Jeder Menſch iſt ſich ſeiner eignen Gedanken, Empfindungen, Leidenſchaften, und der verſchiednen Verrichtungen ſeines Geiſtes bewußt; und ſo lange er ſich deren bewußt iſt: ſo lange iſt er auch gewiß, daß dieſelben vorhanden ſind. Dieſes Urtheil iſt anſchauend, aber es iſt doch gänzlich von dem auch anſchauenden Urtheile verſchieden, mit welchem wir die Wahrheit eines mathematiſchen Axioms erkennen.

Jede Idee, jede innere Regung des Menſchen überzeugt ihn zugleich anſchauend, unmittelbar und nothwendig von ſeinem eignen Daſeyn. Er muß ſich ſelbſt für etwas wirkliches halten, da er ſich ſelbſt fühlt; oder vielmehr dieſes Gefühl ſchließt die Idee ſeines Daſeyns ſchon in ſich. Dieſe iſt nicht eine Schlußfolge aus jenem; ſie iſt nicht eine durch die Analogie der Erfahrung beſtätigte Muthmaßung; ſie iſt das reine Werk der Natur.

So oft wir Empfindungen durch unſre körperliche Werkzeuge erhalten: ſo oft ſchlieſſen wir auf gewiſſe Eigenſchaften der äußern Körper. Dieſes iſt ein Schluß; aber keiner der durch Vergleichung der Begriffe erhalten wird. Zwiſchen den Empfindungen der Wärme, des Lichts, der Farben, und zwiſchen den Eigenſchaften, die wir den äußern Körpern um jener Empfindungen willen zuſchreiben, iſt kein Zuſammenhang in den Begriffen. Es iſt ein unerklärliches Geſetz der Natur, welches uns nöthigt, bey jeder ſolchen Empfindung, die eine geiſtige Veränderung iſt, eine gewiſſe Beſchaffenheit, oder eine gewiſſe Bewegung der äußern Körper anzunehmen; ob wir gleich gar nicht einſehen, wie jene in dieſer gegründet ſeyn kann.

Wir erinnern uns unſrer ehemaligen Empfindungen der daraus wahrgenommnen Eigenſchaften; und der damit verbundnen Verrichtungen oder Bewegungen unſers Gemüths. Dieſe Erinnerung ſchließt die Ueberzeugung in ſich, daß ſie ehemals wirklich vorhanden geweſen ſind. Auch dieſes Urtheil iſt ein Urtheil der Natur, nicht des Nachdenkens; es iſt unmittelbar, unvermeidlich, und mit jeder Handlung des Gedächtniſſes nothwendig verbunden.

Wir können endlich ſowohl unſre Empfindungen und geiſtigen Verrichtungen, als die wahrgenommnen Eigenſchaften der Körper mit einander vergleichen. Daraus entſpringen eine Menge neuer Beziehungen und Verbindungen, mit welchen allen ſich die Urtheilskraft beſchäfftigt; und zwar auf mancherley Weiſe. 1.) Sie erkennt die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, und zwar entweder anſchauend bey unmittelbarer Vergleichung der Gegenſtände; oder durch Schlüſſe, indem ſie zwey mit einem dritten vergleicht. Die mittelbare Vergleichung ſetzt die unmittelbare voraus.

2.) Sie erkennt die Entgegenſetzung der Dinge; zuweilen anſchauend gleich beym Anblicke derſelben; zuweilen mittelbar, durch die Erfahrung von ihren Wirkungen, oder durch die Wahrnehmung ihrer Urſachen und Folgen. Sie beurtheilt 3.) die Grade der Eigenſchaften, welche ſie in mehrern Dingen zugleich antrifft. Zuweilen fällt die Größe und der Grad eines Gegenſtandes zugleich mit ſeiner Beſchaffenheit in die Sinne; zuweilen gehören eine wiederholte Aufmerkſamkeit und abgeänderte Verſuche dazu, um die erſte Wahrnehmung vollkommner und deutlicher zu machen; zuweilen muß man die Sachen, deren Grade man beurtheilen will, erſt mit andern in Verbindung ſetzen, deren Größe immer verhältnißmäßig mit jenen iſt, und ſich ſinnlich erkennen läßt; ſo wie man z. B. den Grad der Wärme aus der Höhe des Thermometers erkennt. Die Urtheilskraft erkennt 4) die Proportionen, die zwiſchen der Zahl, dem Maaß und Gewicht in mehrern Dingen vorkommen. Die Meſſung geſchieht hier, wie zuvor, unmittelbar oder durch Hülfe eines oder mehrerer auf einander zu reducirenden Maaßſtäbe. — 5.) Betrachten wir einen Gegenſtand mehrmals oder fortgeſetzt: ſo iſt es die Urtheilskraft, die uns entweder die Identität deſſelben erkennen läßt, und uns überzeugt, daß er unter allen Veränderungen derſelbe geblieben ſey; oder die uns die Verſchiedenheit deſſelben von den ehedem wahrgenommenen, auch noch ſo ähnlichen Gegenſtänden darlegt. Iſt dieſes Urtheil von dem Einerleybleiben (der Identität) einer Sache, unmittelbar; ſo iſt es gemeiniglich mehr die Folge eines Geſetzes unſrer Natur, als die Folge einer Vergleichung unſrer Ideen; ſo ſind wir von unſrer eignen Identität überzeugt. Iſt es mittelbar, oder geſchloſſen: ſo gründet es ſich größtentheils auf unſre Erfahrung von der gewöhnlichen Dauer der Dinge, von ihren natürlichen Revolutionen, und von den beſondern Umſtänden des vorliegenden Gegenſtandes. 6.) Ort und Zeit ſind auch ein Vorwurf der Urtheilskraft, ſie entſcheidet wo und wann eine Sache ſey; aber niemals unmittelbar, ſondern immer nur durch Vergleichung, und mit Hülfe der Erfahrung.

Nicht der Begriff der Sache bringt es mit ſich, daß ſie zu der Zeit an dem Orte ſeyn müſſe. 7.) Auf gleiche Weiſe erkennt die Urtheilskraft, daß bey einer gewiſſen Eigenſchaft dieſes oder jenes Objects, z. E. des Goldes, auch zugleich eine andre ſeyn müſſe; daß z. E. die gelbe Farbe, und die Schwere, und die Feuerbeſtändigkeit bey einander ſeyn müſſen; nicht erkennt ſie dieß aus der Natur der Eigenſchaften ſelbſt, auſſer wenn die eine in der andern enthalten iſt, als drey Winkel in drey Seiten, ſondern blos aus der beſtändigen und gleichförmigen Erfahrung immer dieſe Eigenſchaften bey einander zu ſehen. 8.) Wir urtheilen durch ein unwiderſtehliches Geſetz unſrer Natur, daß jede neue Wirklichkeit, jede Veränderung des vorhandnen, eine Urſache haben müſſe. Der Grund, warum wir von natürlichen Dingen das eine als die Urſache, das andre als die Wirkung betrachten, z. E. das Feuer von der Wärme, iſt nicht, weil wir die nothwendige Verbindung zwiſchen beyden einſehen, ſondern weil wir ihre beſtändige Folge auf einander erfahren. Oft bleibt es bey Dingen dieſer Art, die wir von Jugend auf unter Augen gehabt, und von Jugend auf als Urſachen von andern betrachtet haben, doch noch unausgemacht, welcher Theil oder welche Eigenſchaft in ihnen eigentlich den Erfolg veranlaſſe.

9.) Ein eben ſo urſprüngliches Geſetz unſrer Natur iſt es, nach welchem wir urtheilen, daß das künftige dem vergangnen ähnlich ſeyn werde: und daß die Fälle, die wir ſelbſt nicht beobachten können, mit denjenigen übereinkommen, die wir beobachtet haben. Die Gewißheit, daß morgen die Sonne wieder aufgehen, daß künftiges Jahr die Bäume wieder blühen werden, gründet ſich auf keine Beweiſe; aber ſie iſt vollkommen. Eben der Gott, der der Natur Einförmigkeit und Beſtändigkeit gegeben hat, hat uns auch den Glauben an dieſe Beſtändigkeit eingeflößet. Wir zweifeln nicht einen Augenblick daran, daß Eigenſchaften, die wir bisher immer in einem gewiſſen Subjecte beyſammen gefunden, auch künftig bey allen Dingen derſelben Art werden beyſammen gefunden werden; daß ähnliche Urſachen immer ähnliche Wirkungen haben; ähnliche Wirkungen immer gleiche Urſachen erfordern werden.

den. Dadurch werden wir in den Stand geſetzt, unſere Erfahrungen zu nutzen, aus beſondern Fällen allgemeine Regeln zu ziehn; und Anſtalten auf die Zukunft, nach Maaßgebung unſrer Vorherſehungen, zu machen. Dieſes Geſetz, ſo einfach es an und für ſich ſelbſt iſt, leidet doch ſo mannichfaltige Anwendungen, und erfordert einen ſo verſchiednen Gebrauch des Verſtandes bey jeder, daß wir noch einige Anmerkungen darüber machen müſſen.

Um die Erfahrung des Vergangnen zu erhalten, dazu gehört Aufmerkſamkeit im Beobachten: und Gedächtniß im Wiedererinnern. Je mehr und je ſorgfältiger ein Menſch geſehen hat; je weniger ihm von allem, was er einmal deutlich faßt, entwiſcht; und je mehr ihm alles, was er weis, in jedem Augenblicke zu Gebote ſteht: ein deſto erfahrnerer Mann wird er. — In jeder Sache giebt es weſentliche und zufällige Theile; bey jeder Begebenheit giebt es Hauptumſtände und Nebenumſtände. Wenn die Erfahrung brauchbar ſeyn ſoll, ſo muß darinn beydes unterſchieden werden. Es gehört ein gewiſſer natürlicher Scharfſinn, ein richtiger

Blick dazu, um bey jedem Gegenſtande der uns vorkömmt, gleich auf den rechten Punkte zu ſehen, und das, was entweder der Sache ſelbſt, oder unſrer Abſicht weſentlich iſt, zu erkennen. Zuweilen zeichnen ſich die weſentlichſten Theile einer Sache von ſelbſt aus; zuweilen ſind ſie ſehr unter den Nebenumſtänden und Zierrathen verſteckt. — Am meiſten iſt dieſe Unterſcheidung nöthig, wenn man von der Folge der Urſachen und Wirkungen urtheilen will. Man irrt ſich deßwegen ſo oft in ſeinen Vorausſehungen, weil man bey ſeinen Erfahrungen von dem vergangnen, nicht genug auf denjenigen Theil oder den Umſtand in der Urſache Acht giebt, der eigentlich die Wirkung hervorgebracht hat. Unſre Begriffe, unſre Wörter faſſen gemeiniglich eine ganze Menge Sachen zuſammen; ſehen einen ſehr zuſammengeſetzten Gegenſtand als eins an. Wenn wir alſo einen Gegenſtand unter ähnlichem Namen wieder finden: ſo müſſen zwar wohl die in die Augen fallenden Eigenſchaften, die den Grund der Benennung abgeben, vorhanden ſeyn; aber manche andre, die nichts im Namen ändern, können fehlen; und wenn nun grade von dieſen eine gewiſſe Wirkung in dem erſten Falle abgehangen hat: ſo wird derjenige ſich irren, der von dem Gegenſtande gleicher Art im zweyten Falle eben dieſen Erfolg erwartet.

Nichts iſt zum Gebrauch unſrer Erfahrungen nothwendiger, als daß wir uns ihrer zu rechter Zeit erinnern. Dazu gehöret, daß ſie ſich im Gedächtniß erhalten haben; dazu gehört weiter, daß ſie durch irgend einen der Gründe, durch welche Ideen ſich zuſammengeſellen, und mit dem jetzt vorliegenden Falle zuſammenhängen; und daß dieſes Principium lebhaft und ſtark genung wirke. Die Imagination muß herbeyrufen, was im Gedächtniſſe verborgen liegt. *)

---

*) Hieraus läßt ſich die Streitfrage beurtheilen, ob das Urtheil, das wir durch den Sinn des Geſichts über fühlbare Eigenſchaften der Körper fällen, der Urtheilskraft oder der Imagination zugeſchrieben werden müſſe. Jene iſt es allerdings, welche entſcheidet, daß ſolche und ſolche fühlbare Qualitäten mit ſolchen und ſolchen ſichtbaren verbunden ſind. Aber die Imagination iſt es, welche an dieſe fühlbaren Qualitäten allemal wieder denken läßt, ſo oft jene ſichtbaren wahrgenom-

Das nächſtfolgende iſt die Vergleichung des gegenwärtigen Falls mit dem alten; die Beurtheilung, in wie weit jener dieſem ähnlich, oder unähnlich ſey. Hiezu gehört eben der Scharfſinn, eben dieß richtige Auge, wovon wir oben geredet haben. Die Brauchbarkeit unſrer Erfahrungen hängt von einer genauen Gleichförmigkeit der Umſtände ab, auf welche wir ſie anwenden.

Wenn dann nun die Erfahrungen eingeſammlet werden, herbeygerufen, und auf den gegenwärtigen Fall angewendet ſind: ſo wird nun hieraus der Schluß auf die zu erwartende Wirkung, oder die zu treffende Anſtalt wirklich gezogen. Dieſer Schluß beruhet auf dem ſchon oben erwähnten Principio, nach welchem wir die Fortdauer und die Ordnung der Dinge in Zukunft erwarten, wie wir ſie bisher geſehen haben. Er iſt völlig gewiß, wenn wir ſehr viel Fälle derſelben Art erfahren, ſie alle gleichförmig befunden

haben,

---

nommen werden, und welche dadurch dieſe genaue Verknüpfung hervorbringt, daß man ſich in der That einbildet, beyde unmittelbar durch den Sinn des Geſichts wahrzunehmen.

haben, und ihre Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Falle genau einſehen. Wofern aber eins von dieſen drey Stücken mangelhaft iſt: ſo daß wir entweder nur eine geringe Anzahl von Fällen beobachtet, oder unter denſelben widerſprechende Erfahrungen gefunden haben, oder endlich den vorliegenden Fall nicht genau ähnlich finden: ſo entſteht daraus ein verhältnißmäßiger Mangel der Gewißheit, die nach Graden bis zur Wahrſcheinlichkeit, und bis zum Zweifel herabſteigt. Der dritte von den drey erwähnten Schlußgründe wird mit dem eignen Namen der Analogie belegt.

Die verſchiednen Fähigkeiten und Verrichtungen der Seele, die bey unſern Schlüſſen aus Erfahrung vereinigt ſeyn müſſen, unterſtützen und befördern auch einander wechſelsweiſe. Ein Menſch, der fähig und gewohnt iſt, die ihm vorkommenden Dinge aufmerkſam zu betrachten, wird eben dadurch auch ſcharfſinniger, allgemeine Wahrheiten aus ihnen zu ziehen; er prägt ſie eben dadurch ſich tiefer ins Gedächtniß; er erleichtert es der Imagination, ſie bey jeder Gelegenheit wieder vorzubringen. Umgekehrt macht der natürliche Scharfſinn, der uns in den Stand ſetzt, allgemeine Folgerungen zu ziehn, auch aufmerkſamer auf die einzelnen Vorfälle, bey welchen wir denſelben anwenden können. Je mehr Erfahrungen wir geſammlet haben: je richtigere Schlüſſe können wir daraus ziehen; und umgekehrt, jeder Schluß, jede Maxime, die wir aus Erfahrungen gezogen haben, ſetzt uns in den Stand, beſſre und mehr Beobachtungen zu machen. Indem wir nämlich alsdann zu unſern neuen Erfahrungen ſchon gewiſſe Vorerkenntniſſe mitbringen; gewiſſe Puncte, auf welche hauptſächlich zu ſehen iſt, feſtgeſetzt haben; und überhaupt in dem Laufe der Dinge nicht mehr fremde ſind: ſo ſehen wir auch alles mit weniger erſtaunten, aber richtiger bemerkenden Augen an. Unſre erſten Erfahrungsſätze werden aus ſehr wenigen Beyſpielen gezogen. Dieſe werden uns alsdann ein Leitfaden, nach welchem wir neue Beyſpiele aufſuchen, wodurch wir jene berichtigen, verwerfen oder beſtätigen.

Je gewohnter wir ſind aus der Erfahrung Schlüſſe zu ziehen, und Vorausſetzungen zu formiren: deſto mehr wird auch ſelbſt dasjenige Principium bey uns geſtärkt, nach welchem wir die Aehnlichkeit der Fälle erwarten. Daher die Sicherheit, mit welcher Perſonen, die in Geſchäfften oder in Kriegsſachen geübt ſind, ihren Entſchluß faſſen.

Alle dieſe vereinigten Kräfte und Verrichtungen gehören zu den Schlüſſen aus Erfahrung. Je vollkommner jene vorhanden ſind: deſto gröſser iſt die Fähigkeit zu dieſen, die man die practiſche Beurtheilung zu nennen pflegt. Die verſchiedne Miſchung und Proportion dieſer Kräfte bringt auch eine Verſchiedenheit dieſer Urtheilskraft hervor.

Die letzte Quelle von der Erkenntniß der Wahrheit iſt das Zeugniß andrer. Wir haben einen natürlichen Trieb in uns dieſem Zeugniſſe zu trauen; und wir würden ihm immer trauen, wenn wir nicht ſo oft wären hintergangen worden. Aber die Erfahrung lehret uns, daß andre oft hintergangen werden, oft uns hintergehen wollen; und dieß bringt uns dazu, daß wir die Ausſagen andrer erſt unterſuchen, ehe wir ihnen Glauben beymeſſen. Wir betrachten den Character und die Anzahl der Zeugen; die Vortheile, die ſie durch einen Betrug erreichen möchten; die Triebfedern und Leidenſchaften, die ſie dazu auch ohne Vortheil verleiten könnten; die Möglichkeit, welche ſie hatten, wohl unterrichtet zu werden; und aus allen dieſen Umſtänden ſchlieſſen wir den Grad ihrer Glaubwürdigkeit. Wir vergleichen den erzählten Vorfall mit unſern Erfahrungen; und glauben ihn deſto leichter, ie mehr er mit denſelben übereinkömmt. Dieß alles iſt ein Werk der Urtheilskraft; und zwar eben der Art von Urtheilskraft, welche ſich mit Erfahrungsſchlüſſen beſchäfftigt. Nur aus der Erfahrung lernen wir, wem und wie weit wir trauen ſollen. Hinwiederum aber tritt ein glaubwürdiges Zeugniß in die Stelle eigner Erfahrung, und vermehrt den Vorrath von Facktis, aus welchen wir unſre Schlüſſe ziehen.

Wir kommen auf den zweyten Hauptgegenſtand der Urtheilskraft; auf Schönheit. Die Beurtheilung derſelben hat den eignen Namen, Geſchmack. Er iſt ebenfalls ſehr vieler Verſchiedenheiten fähig, die auf das Genie einen Einfluß haben. Aber nur auf diejenige Gattung des Genies, die ſich mit Hervorbringung des Schönen beſchäfftigt.

Wie ſich die Urtheilskraft zu allem Genie überhaupt verhält; ſo verhält ſich der Geſchmack zu dem Dichter- und Kunſtgenie.

Der Geſchmack kann entweder an Graden oder an Art verſchieden ſeyn. In allen Fällen aber iſt er zuſammengeſetzt, aus einem wirklichen Urtheile des Verſtandes, und aus einem innern Gefühle. Beyde, dieſes Urtheil und dieſe Empfindung, können ihre Grade haben; und nach dieſen wird der Grad des Geſchmacks beſtimmt. — Ferner, der Geſchmack des einen Menſchen hat mehr von Urtheilskraft an ſich, der Geſchmack des andern mehr vom Gefühl. Und da ein ähnlicher Unterſchied in den Gegenſtänden und ihren Eigenſchaften ſtatt findet, daß einige davon mehr den Verſtand, andre mehr die innere Empfindung beſchäfftigen: ſo wird auch die Wahl und die Aufmerkſamkeit eines jeden auf die beſondre Art der Gegenſtände fallen, welche dem beſondern Character ſeines Geſchmacks angemeſſen iſt. — Jeder dieſer beyden Beſtandtheile iſt ſeiner eignen Abänderungen fähig. Viele der Verſchiedenheiten der Urtheilskraft überhaupt, betreffen ſie auch, wenn ſie ſich in Gegenſtänden des Geſchmacks äußert. Der eine urtheilt beſſer von der Proportion der Theile, der andre von ihrer Nutzbarkeit. Jeder giebt derjenigen Eigenſchaft den höchſten Werth, von welcher er der beſte Richter iſt. — Die innern Empfindungen ſind von mehrerley Art, und alſo zu eben ſo vielen Arten verſchiedner Gegenſtände und Eigenſchaften eingerichtet. Ein Menſch bekömmt ſtärkere Eindrücke von Größe und Erhabenheit; ein andrer hat ein lebhafter Gefühl für Schönheit und Eleganz: der eine empfindet die hörbaren, der andere die ſichtbaren Schönheiten beſſer.

Zu einem vollkommnen Geſchmacke gehört, daß er empfindlich, fein, richtig, und nicht einſeitig ſey. Er iſt empfindlich, wenn jede Schönheit ihn leicht rührt; er iſt fein, wenn er auch die verborgenen Annehmlichkeiten gewahr wird; richtig, wenn er wahres Gold vom falſchen unterſcheiden kann; nicht einſeitig, wenn er keiner Gattung des Schönen die Ausſchließung, keiner einen unmäßigen Werth giebt. Zu dieſer letztern Eigenſchaft gehört, daß die verſchiednen Principia, die ſich zur Formirung des Geſchmacks vereinigen, in einem Gleichgewichte ſeyn müſſen.

ſen. Ein bloß denkender, ein bloß fühlender Richter ſind nothwendig gleich partheyiſch.

Von den bisher erzählten Arten der Urtheilskraft ſind einige allen Menſchen beynah in gleichem Grade eigen. Dazu gehört die Fähigkeit, ſelbſtevidente Wahrheiten einzuſehen; die Fähigkeit, ſeine eignen Empfindungen und die damit correſpondirende Eigenſchaften der äußern Dinge wahrzunehmen. Ein Mangel von einer dieſer Arten der Urtheilskraft würde einen Menſchen völlig blödſinnig, und zu allen Verrichtungen des Lebens ungeſchickt machen. Wenn einige Philoſophen dieſelben in Zweifel gezogen, und durch Sophiſtereyen verdunkelt haben; ſo iſt dieß nicht daher entſtanden, weil ſie ſelbſt dieſe Principia in einem mindern Grade beſeſſen, ſondern weil ſie nicht hinlänglich ihre eigne Natur gekannt haben; weil ſie die unmittelbaren Ausſprüche der anſchauenden Erkenntniß, als Gegenſtände des Nachdenkens und der Demonſtration behandelt haben. — Weil demnach in Abſicht dieſer Puncte keine Verſchiedenheit der Grade ſtatt findet: ſo kann auch daraus keine Verſchiedenheit des Genies entſtehen.

Die übrigen Arten der Urtheilskräfte aber können in verſchiednen Graden beſeſſen werden; und ſind nicht nothwendig bey einander. Es giebt tiefſinnige Mathematiker, die zu allen Privat- und öffentlichen Geſchäfften unfähig wären. Sie beſitzen einen hohen Grad von Fähigkeit zu allgemeinen Schlüſſen aus Ideen, und einen geringen zu Schlüſſen aus Erfahrung. Andre ſind weltklug, und zu Treibung der Geſchäffte geſchickt; zu philoſophiſchen Wiſſenſchaften hingegen unfähig. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Arten des Verſtandes iſt deſto gröſſer, weil nicht nur die Art zu raiſonniren bey jeder verſchieden iſt; ſondern jede auch mit ganz andern Gegenſtänden umgeht. Aber auch ſelbſt, wo die Gegenſtände einerley ſind: können die Arten ſie zu behandeln noch ſo verſchieden ſeyn, daß nicht Ein Menſch die Fähigkeit zu allen haben kann. Das philoſophiſche Genie des Naturkundigers und des Geſchichtſchreibers ſind gemeiniglich getrennt. Beyde gehen mit Beobachtung und Entwicklung gewiſſer Begebenheiten, mit Erklärung der Wirkungen, Aufſuchung der Urſachen um. Aber jeder muß ſich einer andern Methode bedienen, zu einer andern Denkungsart gewohnt ſeyn. Es giebt Perſonen, die über einzelne menſchliche Handlungen vollkommen zu urtheilen wiſſen; und über die menſchliche Natur überhaupt nicht nachzudenken verſtehen. Hier werden auf beyden Seiten oft dieſelben Schlüſſe aus den Erfahrungen gezogen; aber nur der Geſichtspunkt, unter welchem man ſie betrachtet, die Umſtände, auf welche man vorzüglich dabey merkt, die Anwendung, die man davon zu machen gedenkt, iſt bey dem practiſchen und dem theoretiſchen Kenner der Menſchen unterſchieden. Und dieſer ſcheinbar geringe Unterſchied ſetzt doch eine Verſchiedenheit der natürlichen Anlage und der Talente zum voraus. Noch häufiger iſt die Erfahrung, daß Leute von tiefem ſpeculativem Verſtande keinen ſonderlichen Geſchmack; und Leute von Geſchmack keinen außerordentlich großen Verſtand haben. — Die Verſchiedenheit, welche die Natur unter den Menſchen in dieſen Abſichten gemacht, wird gemeiniglich durch die Uebung vergrößert; weil jeder die Fähigkeit am meiſten gebrauchet, die er bey ſich am ſtärkſten fühlt, ſich zu denjenigen Gegenſtänden wendet, die er am leichteſten bearbeiten kann. Seine natürlich ſchwache Seite wird alſo durch Mangel der Uebung noch mehr geſchwächt; und der ſtärkere Theil wird durch den häufigen Gebrauch noch ſtärker.

Auf welche Weiſe nun dieſe Verſchiedenheiten der Urtheilskraft auf das Genie Einfluß haben, wird aus den folgenden Anmerkungen erhellen.

Wir haben geſehen, daß Imagination ohne Urtheilskraft nichts zu Stande zu bringen vermag. Sie ſammlet Materialien, aber ohne Nutzen, wenn nicht der Verſtand die Abſicht feſtſetzet, und die Beziehung jener auf dieſe wahrnimmt. Seit der Zeit der Wiederherſtellung der phyſiſchen Wiſſenſchaften, haben ſich ſehr viele damit beſchäfftigt, Beobachteungen zu ſammlen, und Experimente zu machen. Aber nur wenige haben daraus erhebliche Schlüſſe gezogen und große Wahrheiten dadurch entdeckt. Zwar gehört zur Erdenkung und Abänderung der Experimente auch Genie; aber nicht das eigentlich philoſophiſche: ſondern, theils ein mechaniſches, welches mit Inſtrumenten und Maſchinen umzugehen weis, theils ein ſolches, wie es zur Naturhiſtorie erfordert wird, wo man nur aufzuſuchen, genau zu ſehen, und wohl zu beſchreiben braucht. Luſt und Fertigkeit einzelne Umſtände der Dinge wahrzunehmen, nebſt der Geſchicklichkeit ſie zu handhaben, macht dieſe Art des Genies aus. Boyle beſaß daſſelbe in hohem Grade; er machte mannichfaltige Verſuche mit großer Genauigkeit; er beobachtete zuerſt die Erſcheinungen des Lichts, wenn es durch ein Priſma fällt; bemerkte, daß das Sonnenbild dadurch länglicht würde; unterſchied in dieſem Bilde fünf Farben; und machte mehrere andre Bemerkungen darüber.*)

Aber um auf dieſe Verſuche, die Theorie der Farben, und das Geſetz der verſchiednen Brechbarkeit zu gründen, dazu gehörte noch mehr als Boyle beſaß, dazu gehörte der Scharfſinn und der tiefe Verſtand eines Newtons, der die Verſuche zu vergleichen, mit einander zu verbinden, und in einen allgemeimeinen Schluß zu vereinigen wußte. — Seit der Entdeckung der Electricität, wie viele haben electriſche Verſuche gemacht, die alten vervielfältigt, neue hinzugethan? Aber unter dieſer großen Anzahl ſind es einige wenige, denen wir das, was wir bisher von der Erklärung dieſer Erſcheinungen, und den daraus herzuleitenden Wahrheiten wiſſen, zu danken haben.

---

*) Boyle Exper. & Conſiderat. de Coloribus. Pars III. Exp. 4.

Oft geſchieht es, daß wenn ein Mann nicht den hinlänglichen Grad von Urtheilskraft hat, um die von ſeiner Imagination geſammleten Materialien in ein brauchbares Gebäude zu vereinigen, er durch die Zweckloſigkeit ſeiner Verſuche abgeneigt wird, ſie weiter fortzuſetzen; und ſich auf andre Gegenſtände lenkt, bey welchen der Grad ſeines Verſtandes mit ſeiner Imagination in einem beſſern Verhältniſſe ſteht, um auf nützliche Reſultate zu kommen.

Da einerley Stoff zu mehrern Abſichten gebraucht werden kann; und dieſer Gebrauch vom Verſtande, ſo wie die Anſchaffung des Stoffs von der Imagination abhängt: ſo werden Perſonen, deren Imagination ähnlich iſt, deren Urtheilskräfte aber von verſchiedner Art ſind, auch ganz ungleiche Werke aus ähnlichen Materialien verfertigen.

Die Urtheilskraft aber prüft und wendet nicht nur das von der Imagination geſammlete an, ſondern ſie giebt auch ſelbſt der Imagination eine Richtung; zeichnet ihr den Weg ihrer Wanderungen vor, und giebt ihr einen Sporn zu muntrer Verfolgung derſelben. Bey allen Arbeiten des Genies ſind die Imagination und Urtheilskraft immer mit einander vermiſcht; kaum hat jene einen kurzen Ausflug gethan, ſo prüft und entſcheidet dieſe ſchon darüber. Nach Maaßgabe ihres Ausſpruchs wird der alte Verſuch fortgeſetzt, oder ein neuer angefangen, oder die Meditation bekömmt eine andere Wendung. Indem auf dieſe Weiſe die Imagination immer während ihrer Arbeit von dem Verſtande geſtört, zurückgezogen, fortgetrieben, gelenkt wird: ſo muß nothwendig der beſondre Character von dieſem auf den ganzen Flug von jener einen beſtändigen Einfluß haben. Gegenſtände, welche die Imagination für ſich aufzuſuchen im Stande wäre, werden von ihr übergangen, wenn ſie der Urtheilskraft oder dem Geſchmacke des Urheders nicht angemeſſen ſind. So ſuchte Petro di Coſmo nur ſolche Subjecte zu ſeinen Gemälden, wo er poſſirliche und abentheuerliche Figuren, als Harpyien, Satyrn u. ſ. w. anbringen konnte, obgleich ſein Genie ſonſt zu größern und edlern Gegenſtänden geſchickt war. Wenn Raphaels Figuren ſich durch edle Schönheit, und ſeine Compoſitionen durch Zweckmäßigkeit und ſtille Große ausnehmen, ſo iſt dieſes eben ſo ſehr ſeinem reinen Geſchmacke, der ihn ſolche Gegenſtände aufſuchen hieß, als ſeiner Imagination, welche dieſelben erfand, zuzuſchreiben. Corregios lebhafteres Gefühl fürs Erhabne machte auch ſeine Imagination zur Hervorbringung des Großen geſchickt. Die Eigenſchaft, welche ein Künſtler aus andrer Werken vorzüglich kennt, an ihnen vorzüglich ſchätzt, geht auch am leichteſten in ſeine Manier über.

In allen den Fällen, wo es einem Menſchen an dem Grade oder der Art der Einſicht fehlt, die nöthig iſt, über die vorliegende Sache ein Urtheil zu fällen, da iſt auch ſein Genie gehemmt. Es würde oft im Stande ſeyn, die Fehler zu verbeſſern, oder die mangelnden Schönheiten hervorzubringen, wenn es nur durch ein richtiges Urtheil von dem, was Fehler und was Schönheit ſey, geleitet würde. So hatte Titian Kraft genung in ſich, die trockne Manier ſeines Meiſters abzulegen, und in Zeichnung Farbengebung und Grazien die Vollkommenheit zu erreichen, ſobald er nur durch das Studium groſſer Meiſter gelernt hatte, was Vollkommenheit ſey.

Wo die Urtheilskraft ſtehen bleibt, da arbeitet die Imagination nicht weiter, auch in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Einer macht ein Experiment, ein andrer bemerkt einen beſondern Umſtand daran, ein dritter zieht das nächſte Reſultat daraus, ein vierter verfolgt es bis zu entfernten Schlüſſen. Jeder wird durch die eigne Wendung ſeiner Denkungskräfte darinnen beſtimmt.

Philoſophen, die von einerley Erfahrungen, von einerley Vorderſätzen ausgehen, werden doch ganz verſchiedne Wege einſchlagen, nachdem ſie in den nächſten Schlüſſen, die ſie aus jenen ziehen, verſchieden ſind. Der eine, der mit ſeinem Verſtande hindurch ſchaut bis auf ein erhebliches Ziel, wird den einmal angefangnen Weg verfolgen bis ans

Ende. Der andre, der nichts dergleichen vorausſieht, wird den Weg verlaſſen, die Sache wieder aus einem andern Geſichtspuncte anſehen, und neue Verſuche machen. So verließ Boyle den Pfad, den er ſich durch ſeine priſmatiſchen Verſuche gemacht hatte, nach einigen unbeträchtlichen Folgerungen, und betrachtete daher die Farben ſo wie ſie ſich in den einzelnen Körpern finden. Newton verfolgte den erſten Weg; und durch Hülfe ſeiner tiefen mathematiſchen Kenntniſſe, und ſeiner großen Gabe Schlüſſe zu ziehen, gelangte er zu ſeiner Theorie von dem Licht und den Farben.

Es iſt oben ſchon gezeigt worden, daß Regelmäßigkeit der Imagination ein Haupterforderniß zum Genie iſt. Dieſe Regelmäſſigkeit kann nicht anders erhalten werden, als durch eine lange Gewohnheit, den Zweck des vorhabenden Werks beſtändig vor Augen zu haben, und alle gefundne Ideen demſelben unterzuordnen. Obgleich hiezu nun ſchon eine natürliche Anlage in der Imagination ſeyn muß: ſo iſt doch die Urtheilskraft nothwendig, wenn daraus eine Fertigkeit werden ſoll. Dieſe muß nämlich die Erfindungen jener ſo oft geprüft und berichtiget haben, daß die Imagination endlich von ſelbſt den rechten Weg finden lernt. Man ſieht wie viel auch in dieſer Abſicht die Art, und der Grad des Verſtandes in den Werken der Einbildungskraft ändern müſſe.

Je ſchärfer nämlich die Urtheilskraft in einer gewiſſen Gattung iſt, deſto weniger wird ſie Fehler vorbeygehn laſſen; deſto genauer wird ſie jede Abweichung der Imagination vom rechten Wege bemerken, und derſelben Einhalt thun. Das Werk wird alſo in eben dem Grade correcter und fehlerloſer werden.

Ferner, die Imagination kann in einer Gattung von Werken regelmäßig, in einer andern ausſchweifend ſeyn. Ein correcter Dichter kann ein ſehr uncorrecter Redner ſeyn. Wenn nämlich der Endzweck der einen Gattung von dem Endzwecke der andern unterſchieden iſt, (ſo wie z. E. die Abſicht eines Gedichts iſt zu ergötzen, die Abſicht einer Rede zu überzeugen,) ſo werden auch andre Mitel zu jedem nöthig ſeyn; dieſe Mittel werden durch andre Beziehungen mit ihren Endzwecken zuſammenhängen; dieſe Beziehungen zu beurtheilen werden verſchiedne Arten des Verſtandes nöthig ſeyn. Eine andre Art von Einſicht gehört dazu, Gründe und Beweiſe zu prüfen, als Bilder, Gleichniſſe u. ſ. w. zu beurtheilen.

Auf dieſe dreyfache Weiſe trägt alſo die Urtheilskraft bey, die Natur und den Character des Genies zu beſtimmen: 1. inſofern ſie die Endzwecke beſtimmt, auf welche die von der Imagination geſammleten Ideen angewandt werden ſollen; 2. inſofern ſie der Imagination ſelbſt die Richtung giebt, bey Aufſuchung neuer Ideen; und 3. inſofern ſie ihr dieſe oder jene beſondre Art von Regelmäßigkeit mittheilt.

Umgekehrt aber leidet auch der Verſtand jedes Menſchen von der eigenthümlichen Beſchaffenheit ſeiner Imagination einen merklichen Einfluß. Er kann keine Beweiſe führen, wenn ihm die Imagination nicht die dazu nöthigen, und unmittelbar einleuchtenden, oder vorher ſchon bewieſenen Wahrheiten beybringt. Er kann keine practiſche Schlüſſe machen, wenn er nicht von der Imagination Fackta, Erfahrungen, und die ehedem daraus abſtrahirten Maximen erhält.

Nach Maaßgebung der beſondern Art von Facktis und Sätzen, welche ſeiner Imagination am geläufigſten ſind: wird auch ſein Verſtand in dieſem oder jenem Zweige practiſcher Erkenntniß ſcharfſichtiger ſeyn.

Auf dieſe Weiſe bilden alſo dieſe beyden Fähigkeiten, Verſtand und Imagination, einander wechſelsweiſe, und bekommen dadurch einen ähnlichen Charakter.

Dritter Theil.

Von den verſchiednen Gattungen des Genies.

Wir haben bisher die Verſchiedenheiten des Genies a priori unterſucht. Das heißt: wir haben die Fähigkeiten und Kräfte der Seele beſtimmt, die zum Genie gehören; wir haben die Verſchiedenheiten unterſucht, deren dieſe Kräfte fähig ſind, und wir haben daraus geſchloſſen, was für Unterſchiede im Genie daraus entſtehen müſſen. Jetzt iſt es Zeit, daß wir die Modificationen des Genies a poſteriori unterſuchen. Wir werden nämlich die verſchiednen Claſſen, in welche das Genie eingetheilt wird, nach Maaßgebung der verſchiednen Künſte und Wiſſenſchaften, mit welchen es ſich abgiebt, vor uns nehmen; und werden unterſuchen, was jede Claſſe für Eigenthümlichkeiten habe; und welche ſie bey den Principiis voraus ſetze, die dem Genie zur Grundlage dienen.

Erſter Abſchnitt.

Das Genie iſt zweyfach; ein wiſſenſchaftliches und ein Kunſtgenie.

Die Gegenſtände, welche das Genie bearbeiten kann, ſind hauptſächlich zween; das Wahre und das Schöne. Jenes iſt der Grund der Wiſſenſchaften; dieſes der Künſte. Das Genie iſt alſo entweder ein wiſſenſchaftliches, oder ein Kunſtgenie.

Dieſe Abhandlung iſt nicht beſtimmt, alle einzelne Unterſchiede durchzugehn, durch welche ſich eine Kunſt von der andern, und eine Wiſſenſchaft von der andern abſondert; — Unterſchiede, welche auch verhältnißmäßige Beſtimmungen in dem Genie vorausſetzen. Sondern wir wollen nur die allgemeinen und großen Charactere angeben, durch welche jene beyden Hauptgattungen der menſchlichen Werke und des menſchlichen Geiſtes ins Licht geſetzt werden können.

Der erſte Hauptunterſchied entſteht nothwendig aus der Verſchiedenheit ihrer Abſicht.

Das wiſſenſchaftliche Genie wendet ſich an den Verſtand, es will unterrichten; das Kunſtgenie wirkt auf den Geſchmack, es will ergötzen. Da beyde nach einem verſchiednen Ziele laufen: ſo müſſen ſie auch einen ganz andern Weg nehmen.

Der, welcher unterrichten will, ſucht Wahrheit und Licht; welcher ergötzen will, Schönheit und Empfindung. Der erſte ſucht lauter ſolche Ideen auf, die neue Kenntniſſe gewähren; ſtellt ſie in das Licht, in welchem ſie zur Unterſuchung am geſchicktesten ſind, und betrachtet von allen Dingen diejenigen Theile, diejenigen Umſtände, welche zu allgemeinen Sätzen führen: Der zweyte ſammlet nur ſolche Vorſtellungen, welche auf die Imagination oder das Herz wirken; die Gegenſtände, die er ſucht, die Art, auf welche er ſie betrachtet, der Ausdruck, durch welchen er ſie darſtellt, alles muß ſeine Beziehung darauf haben, zu gefallen und zu rühren. Ein Genie, welches für die eine oder die andre dieſer beyden Abſichten gemacht iſt, übergeht natürlicher Weiſe alles das, was dieſen fremd iſt, und wird von ſelbſt auf dasjenige gezogen, was ſie befördert.

Jeder Gegenſtand iſt zuſammengeſetzt; er hat etwas in ſich, das vermögend iſt, Vergnügen und Schmerz zu erregen, und etwas, das im Stande iſt, Vorſtellungen zu erwecken, und die Wißbegierde zu befriedigen. Das wiſſenſchaftliche Genie hat Acht auf das letztre, das Kunſtgenie auf das erſte. Es giebt Eigenſchaften der Dinge, die an ſich völlig gleichgültig ſind, als die Ausdehnung, die aber durch gewiſſe Beſtimmungen auch für den Geſchmack wichtig werden können: als wenn die Ausdehnung durch eine gewiſſe Figur umgränzt wird, die ſchön oder häßlich ſeyn kann. Das Genie, welches blos nach Wahrheit trachtet, zieht die gleichgültigen Eigenſchaften ſowohl, als die, welche ein gewiſſes Intereſſe erregen, in Betrachtung; und auch in den letztern unterſucht es kalt und ruhig die Wirklichkeit und die Einrichtung der Sache. Das Genie hingegen, welches zur Hervorbringung des Schönen arbeitet, faßt nur diejenigen Seiten und Beſchaffenheiten der Dinge auf, die angenehm oder widrig ſeyn können.

Der Philoſoph beſchreibt alle Erſcheinungen, alle Theile der Sachen bis auf Kleinigkeiten.

keiten. Jeder derſelben kann eine Wahrheit in ſich enthalten. Einen einzigen Umſtand gar überſehen, das kann auf Irrthümer führen, oder die Entdeckung der Wahrheit verhindern. Selbſt diejenigen Umſtände, die die geringfügigſten ſcheinen, können oft am unmittelbarſten zur Wahrheit, oder zu den wichtigſten Entdeckungen leiten. Der Dichter hingegen wird den größten Theil dieſer Erſcheinungen und dieſer Umſtände auslaſſen. — Sie wären unfähig Vergnügen zu machen; ſie können alſo keinen Theil an ſeiner Achtſamkeit haben. Er bleibt bey einigen wenigen derſelben ſtehen, die am merkwürdigſten ſind, und bemüht ſich, ſie in das vollkommenſte Licht zu ſetzen. — Um die Geſetze des Lichts und der Farben aufs reine zu bringen, mußten viele ſehr kleine Umſtände bemerkt; viele ſehr genaue Meſſungen angeſtellt werden. Newtons Genie leitete ihn dazu. In einem Gedichte würden dieſelben eine ſchlechte Figur machen; und wenn auch ein Dichter vollkommen mit ihnen bekannt wäre, ſo würde er ſich doch ſehr hüten, ſie in ſeinem Werke anzubringen. Einige allgemeine Erſcheinungen würden ihm hinlänglich ſeyn.

Um das wiſſenſchaftliche Genie zu bilden, wird Tiefſinn, (Penetration) und das Kunſtgenie zu bilden, wird Lebhaftigkeit und Feuer erfordert. Kein Character vielleicht iſt beſtändiger, und unterſcheidet dieſe beyden Gattungen genauer. Jeder dieſer Charactere wird durch die beſondre Art der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes und der Urtheilskraft beſtimmt, die ſich zur Hervorbringung des Genies vereinigen.

◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆

Zweyter Abſchnitt.

Von der beſondern Anlage der Imagination, die jeder dieſer beyden Arten des Genies eigen iſt.

Sowohl zu dem tiefdenkenden als dem lebhaften Geiſte wird erfordert, daß die Imagination in einer großen Sphäre wirkſam ſeyn, — daß die Principia, wodurch ſich Ideen zu Ideen geſellen, ſtark und thätig ſeyn müſſen: aber mit dem Unterſchiede, daß die Imagination des tiefen Denkers auf das Begreifen und Verſtehen der Sache; die Imagination

tion des lebhaften und feurigen Denkers auf das Empfinden und das Verſchönern der Sache gerichtet iſt. Zu dem einen und zu dem andern gehören mehrere einzelne Beſtimmungen der Einbildungskraft, die wir jetzt durchgehn wollen.

Schärfe der Beurtheilungskraft iſt ein Erforderniß der Penetration, aber ſie macht dieſelbe nicht aus. Jene ſetzt den Menſchen in den Stand, über das, was vor ihm liegt, ſchnell und richtig zu urtheilen; aber ein tief eindringender Verſtand, (Penetration) ſchließt auch noch dieß in ſich, daß man das Verborgne ausfündig mache, und ſich ſelbſt zur Beurtheilung darlegen könne. Die Fähigkeit hiezu kann nur allein von der Imagination abhängen. Ueberhaupt gehört zur Penetration, daß die Seele lange Zeit ihre Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand, oder auf die mit ihr genau und innigſt verbundnen, heften; daß ſie alle Umſtände, alle Eigenſchaften deſſelben bemerken, und denſelben auf gewiſſe Weiſe erſchöpfen könne. Augenſcheinlich iſt dieß zu ihrem Gegenſtande, der Wiſſenſchaft, nothwendig. Denn die wiſſentſchaftlichen Schlüſſe liegen tief, und entwiſchen demjenigen leicht, der die Sache nur auf der Oberfläche, oder nur kurze Zeit betrachtet. Man bekömmt die größten Aufſchlüſſe oft durch Betrachtung ſolcher Eigenſchaften, die am wenigſten in die Augen fallen, und die ſich nicht eher zeigen, oder nicht eher vollkommen begriffen werden, als bis man lange Zeit die Sache erwogen hat. Lebhaftigkeit und Feuer des Geiſtes hingegen iſt eine ganz entgegengeſetzte Eigenſchaft; ſie macht, daß man von einem Dinge gleich bey dem erſten Blicke viel ſieht; daß man plötzlich von demſelben auf eine Menge andrer übergeht, welche aber mit dem erſten mehr durch äußre als durch innre Verhältniſſe zuſammenhängen. Man ſieht eben ſo leicht, wie dieſes Talent für die ſchönen Künſte gehört. Ein Reichthum, eine Mannichfaltigkeit, eine ſchnelle Abwechſelung von Gegenſtänden iſt eine Hauptquelle von Schönheit und Vergnügen.

Ein beſondrer merkwürdiger Umſtand des erklärten Unterſchiedes iſt: daß der tiefſinnige Geiſt, wenn er von dem Hauptgegenſtande auf die verwandten fortgeht, nur von den weſentlichſten, und den genaueſten Beziehungen geleitet wird; er ſucht immer noch ſo nahe bey ſeinem Gegenſtande zu bleiben als möglich; der lebhafte Geiſt hingegen von den zufälligern und ſchwächern, er liebt weite und entfernte Ausflüge. Wenn der Philoſoph zur Erklärung ſeiner Materie eine Vergleichung ſucht: ſo muß eine vollkommne Gleichförmigkeit zwiſchen der Sache und dem Bilde ſtatt finden. Einem Dichter iſt es genug, wenn nur Ein Umſtand, der aber ſtark in die Sinne fällt, beyden gemeinſchaftlich iſt. Die Schönheit des poetiſchen Bildes wird ſogar dadurch noch erhöht, wenn es aus einer ganz ungleichartigen Sache genommen wird. Hat der Philoſoph Wirkungen zu beſchreiben, Urſachen zu erklären: ſo geht er Schritt vor Schritt, nimmt immer das nächſte, das unmittelbare Glied zuerſt, und von dieſem geht er auf die entfernten fort. Der Dichter wird in gleichem Falle viele Folgen der Sachen, viele Urſachen überſpringen, wenn ſie beſonders nicht auffallend richtig ſind: und wird auf einmal auf eine ganz entfernte kommen, die der Imagination, oder der Empfindung, angenehm iſt. Man vergleiche die Erklärung des epikureiſchen Syſtems im

Lukrez und im Cicero, oder in einem andern Philoſophen; und man wird immer etwas von dem bemerkten Unterſchiede finden. Und verſchwindet dieſer zuweilen, ſo iſt in der That alsdann Lukrez kein Dichter mehr, ſondern ein Lehrer, und Cicero mehr ein Redner als Philoſoph.*) Thomſon hat verſchiedene

---

*) Man kann dieſes aus mehrern Stellen beyder Schriftſteller beweiſen. Sie erklären zum Exempel beyde die Lehre des Epikurs von der Bewegung der Atomen. Lukretius beſchreibt dieſe auf eine merklich poetiſche Art, und die viele der angezeigten Charactere des Kunſtgenies enthält.

Nunc locus eſt, (ut opinor) in his illud quoque rebus
Confirmare tibi, nullam rem poſſe ſua vi
Corpoream ſurſum ferri, ſurſumque meare.
Nec tibi dent in eo flammarum corpora fraudem.
Surſum enim vorſus gignuntur, & augmina ſumunt.
Et ſurſum nitidæ fruges, arbuſtaque creſcunt;
Pondera, quantum in ſe eſt, quom deorſum cuncta ferantur.
Nec quom ſubſiliunt ignes ſub tecta domorum,
Et celeri flamma deguſtant tigna trabeisque.
Sponte ſua facere id ſine vi ſubigente credendum eſt.

Theile der newtonſchen Philoſophie in ſeine Gedich.

Quod genus, e noſtro quom miſſus corpore ſanguis
Emicat exſultans alte, ſpargitque cruorem.
Nonne vides etiam, quanta vi tigna trabeisque
Reſpuat humor aquæ? Nam quam magi' mergimus altum
Directa, & magna vi multi preſſimus ægre:
Tam cupide ſurſum revomit magis atque remittit:
Plus ut parte foras emergant, exſiliantque.
Nec tamen hæc, quantu' ſt in ſe, dubitamus, opinor,
Quin vacuum per inane deorſum cuncta ferantur.
Sic igitur debent flammæ quoque poſſe per auras
Aeris expreſſæ ſurſum ſuccedere, quanquàm
Pondera, quantum in ſe eſt, deorſum deducere pugnent.
Nocturnaſque faceis cœli, ſublime volanteis
Nonne vides longos flammarum ducere tractus,
In quaſcunque dedit parteis natura meatum? &c.
Lib. II. v. 184.

Nun iſt es Zeit, dir auch dieſes Geſetz der Natur zu beweiſen, daß kein Körper ſeiner Natur nach, aufwärts ſteigen könne. Auch laß dich nicht von dem Beyſpiel des Feuers täuſchen. Die Flamme ſteigt freylich in die Höhe, und deſto höher,

je

Gedichte gebracht; aber man vergleiche ſei-

je mehr ſie ſich vermehrt. Aber auch die Pflanzen und die Bäume wachſen aufwärts; da doch ſonſt alles niederwärts ſinkt. Glaube alſo nicht, wenn du die Flamme ſich durch die Dächer der Häuſer erheben, und ihr Getäfel verzehren ſiehſt: daß ſie dieß vermöge ihrer eignen Natur, und nicht durch eine fremde Gewalt thue, die ſie dazu nöthigt. So ſiehſt du auch aus dem verletzten Körper das Blut empor ſpritzen. Wird nicht das Holz vom Waſſer in die Höhe gehoben; und wenn man es mit Gewalt niederdrückt: ſo fährt es mit doppelter Geſchwindigkeit wieder empor. Und doch zweifeln wir deßwegen nicht, daß das Holz, und alles übrige ſchwer ſey. So muß alſo auch die Luft die Flamme in die Höhe treiben, ob dieſe gleich ihrer eignen Schwere nach niederwärts ſinkt. Siehſt du nicht die nächtlichen Fackeln des Himmels, wie ſie zuweilen nach allen Gegenden in einem langen lichtvollen Streifen hinfahren, wohin nämlich die Luft ihnen den Durchgang verſtattet?

Cicero ſetzt eben dieſe Lehre, aber auf eine ganz andre Art, auseinander; auf eine kalte, trockne, und zum Unterricht allein eingerichtete Art. „Cenſet enim, eadem illa individua, & ſolida corpora ferri ſuo deorſum pondere ad lineam: hunc naturalem eſſe omnium corporum motum." De Fin. lib. 1. und an mehrern andern Orten.

nen Vortrag davon, mit dem in den Syſte-

men

Lukrezens Erklärung von der Abweichung der Atomen von der ſenkrechten Linie iſt wenig poetiſch.

> Illud in his quoque te rebus cognoſcere avemus:
> Corpora cum deorſum rectum per inane feruntur
> Ponderibus propriis: incerto tempore ferme,
> Incertisque locis, ſpatio ſecedere paullum,
> Tantum quod nomen mutatum dicere poſſis.
> Quod niſi declinare ſolerent, omnia deorſum,
> Imbris uti guttæ, caderent per inane profundum:
> Nec foret offenſus natus, nec plaga creata
> Principiis. Ita nil unquam natura creaſſet.
>
> Ibid. Verſ. 216.

„Aber auch dieß mußt du wiſſen, daß die ſenkrecht „durch das Leere herabfallenden Atome zu unbe„ſtimmter Zeit, und an unbeſtimmtem Orte, ſich „von ihrer Richtung abbeugen; — nur ſo viel, „daß es den Namen einer veränderten Richtung „verdient. Wäre dieß nicht: ſo würden ſie, wie die „Regentropfen, immer in gleichen Entfernungen „hinter einander herfallen, und in alle Ewigkeit „niemals zuſammenſtoßen. Alsdann aber hätte „die Natur nichts hervorbringen können."

Sie iſt alſo auch wenig von Ciceros Erzählung eben dieſes Lehrpunktes unterſchieden. Deinde ibidem homo acutus, cum illud occurreret, ſi omnia deorſum e regione ferrentur, & ut dixi ad

lineam,

men der Philoſophen: ſo wird man den nämlichen Unterſchied finden.

Unter allen den verſchiednen Beziehungen, durch welche die Imagination veranlaßt wird, von einer Idee auf die andre zu gerathen, ſind die Beziehung von Urſache und Wirkung (der Cauſſation) und die von dem Beyſammenſeyn mehrerer Eigenſchaften in einem Subjecte (der Coexiſtenz) die wichtigſten, die weſentlichſten, die, welche am meiſten zur Entdeckung der Wahrheit führen, und zu welchen alſo das wiſſenſchaftliche Genie den größten Hang, und die meiſte Fähigkeit hat. Das Verhältniß der Aehnlichkeit hingegen iſt das leichteſte, dasjenige, welches der größten Anzahl der Dinge gemein ſeyn kann; welches alſo auf die größte Mannichfaltigkeit der Ideen führt, und folglich dem dichteriſchen und Kunſtgenie am angemeſſenſten iſt.

---

lineam, nunquam fore, ut atomus altera alteram poſſet attingere: itaque — — declinare dixit atomum perpaullum: — — ita effici complexiones & copulationes, & adhæſiones atomorum inter ſe: ex quo efficeretur mundus, omnesque partes mundi, quæque in eo eſſent. Ibid. Es wäre leicht, viele andre Beyſpiele ähnlicher Art anzuführen.

Faſt alle Wiſſenſchaften håben zur Abſicht, die Erſcheinung der Natur entweder zu beobachten oder zu erklåren, das heißt, entweder die Eigenſchaften der Dinge, oder ihre Urſache und Wirkungen kennen zu lernen. Selbſt alsdann, wenn blos eine gemeine ſinnliche Beſchaffenheit derſelben unterſucht, oder ihr Grad beſtimmt werden ſoll, iſt es oft nöthig, die Wirkungen derſelben auf andre Körper zu Hülfe zu nehmen. So beſtimmt der Naturkundiger die Schwere der Körper durch den Druck, den ſie auf andre Körper äußern, oder durch die Bewegung, die ſie vermittelſt ihres Gewichts in dieſen hervorbringen. Was die reine Mathematik betrifft, und die ihr åhnlichen Wiſſenſchaften, welche bloß mit abſtracten Begriffen umgehn: ſo kömmt bey ihnen auch alles darauf an, entweder alle die Begriffe, welche in einem erſten gleichſam eingewickelt liegen, aus einander zu ſetzen, oder die nothwendigen Folgen einer erſten Hauptwahrheit durchzugehn. Auch hiebey liegt das Verhåltniß der Coexiſtenz und der Cauſſation zum Grunde. —— Aehnlichkeit hingegen iſt der Grund aller Nachahmung. Und Nachahmung iſt der Hauptvorwurf aller ſchönen Künſte. Der Mahler hat augenſcheinlich nichts anders zur Abſicht, als durch Zeichnung, Licht und Schatten, und Farben ein genaues Bild eines wirklichen oder idealen Gegenſtandes darzuſtellen. Der Dichter, wenn er auch ſeine eignen und nicht nachgeahmte Empfindungen ausdrückt, wird doch in dem Vortrage und in der Ausführung derſelben, immer zu Bildern, Metaphern oder Erzählungen ſeine Zuflucht nehmen, bey denen er auf Aehnlichkeit ſein Augenmerk richten muß. Und da das Vergnügen die Abſicht der ſchönen Künſte; die Erkenntniß und die Uebung des Geiſtes die Abſicht der Wiſſenſchaften iſt: ſo werden auch für jene alle diejenigen Verhältniſſe der Begriffe gehören, die leicht zu begreifen, ſinnlich und abwechſelnd ſind; für dieſe hingegen ſolche Verhältniſſe, die Anſtrengung erfordern, nicht ſinnlich ſind, und immer Einen einzigen Mittelpunkt haben. Augenſcheinlich iſt das Verhältniß der Aehnlichkeit von der erſten Art; das Verhältniß der Coexiſtenz und Cauſſation von der letztern. Wenn alſo ein Dichter eine wiſſenſchaftliche Entdeckung beſchreibt, ſo werden es immer Aehnlichkeiten. Bilder, Metaphern ſeyn, durch welche er ihr Annehmlichkeit und ſinnlichen Reiz zu geben ſucht. Was iſt das Poetiſche in folgender Stelle des Thomſons, wo er die Newtonſchen Entdeckungen in der Optik beſchreibt?

*) Ja das Licht, welches jedes andre Ding ſichtbar macht, leuchtete ſelbſt noch unentdeckt, bis ſein noch hellerer Geiſt das glänzende Gewand des Tages in ſeine

---

*) Even light itſelf, which every thing diſplays,
Shone undiſcoverd, till his brighter mind
Untwiſted all the ſhining robe of day;
And, from the whitening undiſtinguiſh'd blaze
Collecting every ray into his kind,
To the charm'd eye educ'd the gorgeous train
Of parent-colours. Firſt the flaming Red
Sprung vivid forth; the tawny Orange next;
And next delicious Yellow; by whoſe ſide
Fell the kind beams of all-refreſhing Green.
Then the pure Blue, that ſwells autumnal ſkies
Ethereal play'd; and then, of ſadder hue,
Emerg'd the deepened Indico, as when
The heavy-ſkirted evening droops with froſt,
While the laſt gleamings of refracted light
Dy'd in the fainting Violet away.

Poem to the memory of Sir J. Newton. ver. 96-111.

Fäden auflößte, und aus dem einförmigen weißlichen Sonnenlicht, indem er die Strahlen jeder Art beſonders faßte, dem entzückten Auge die prächtige Reihe von Stammfarben darſtellte. Zuerſt erſchien das flammende Roth; dann das bleiche Orange; dann das glänzende Gelbe; neben ihm fielen die ſanften Strahlen des alles erfriſchenden Grüns; dann ſpielte das reine Blau, von dem der Herbſthimmel ſchimmert; dann die tiefre Schattirung des Indigo, wie wenn der mit ſchweren Wolken umgürtete Abend auf Froſt ſich neiget, indeß der letzte Schimmer des gebrochnen Lichts in bleiches Violet hinweg ſchwand. Ohne Zweifel beſteht das Poetiſche dieſer Beſchreibung bloß in den Metaphern und Vergleichungen.

Ein Mann, deſſen Genie vorzüglich aufgelegt iſt, eine gewiſſe Art der Verhältniſſe unter den Dingen und Begriffen zu faſſen, wird auch zugleich einen Hang haben, ſolche Verhältniſſe aufzuſuchen; einen Hang, alle Gegenſtände, die ihm vorkommen, von der Seite und unter dem Geſichtspunkte zu betrachten, unter welchem ſie dieſer Beziehungen fähig wären. Ein Kopf, der zur Erklärung der Urſachen und Wirkungen gemacht iſt, wird auch am liebſten mit ſolchen Erklärungen ſich beſchäfftigen; wird bey jeder Begebenheit, bey jeder Erſcheinung darauf fallen, Hypotheſen zur Erklärung derſelben zu erdenken, oder Muthmaßungen wegen ihrer Folgen zu machen. Das Vermögen zieht auch immer die Luſt nach ſich. Ein andrer, der vorzüglich Aehnlichkeiten zu bemerken und ins Licht zu ſtellen weis, wird auch nichts lieber thun, wird nichts eher an einem neuen Gegenſtande bemerken, als zu welchen Bildern er gebraucht werden könne. So fand Pope, bey dem Gedanken an das prismatiſche Glas und an die dadurch hervorgebrachten Farben, eine Veranlaſſung, die wahre und falſche Beredſamkeit unter einem vortrefflichen Gleichniſſe vorzuſtellen. *)

»Falſche

---

*) False eloquence, like the prismatic glaſs,
Its gaudy colours ſpreads on ev'ry place;
The face of nature we not more ſurvey,
All glares alike, without distinction gay:
But true expreſſion, like th' unchanging ſun,
Clears and improves, whate'er it ſhines upon,
It gilds all objects, but it alters none.
Eſſay on Criticiſm. vers 311—318.

»Falſche Beredſamkeit ſtreut, gleich dem priſmatiſchen Glaſe, ihre bunten Farben auf alles. Wir erkennen nicht mehr die wahre Geſtalt der Natur. Alles glänzt in gleichem Grade; alles iſt ohne Unterſchied prächtig. Wahrer Ausdruck aber gleicht dem nichtsändernden Sonnenlichte, welches erhellt und verſchönert, wohin es ſcheinet; alle Gegenſtände vergüldet, aber keinen verunſtaltet.« *)

Wie ganz anders aber waren die Vorſtellungen und Unterſuchungen, welche durch eben dieſe priſmatiſchen Farben in Newtons Seele erregt wurden? Ganz darauf gerichtet, die Urſache dieſer Erſcheinung zu entdecken, wurde er zu einer Reihe von Experimenten veranlaſſet, die dieſe Urſache ins Licht ſetzen ſollten. Von dieſen Experimenten beobachtete er jeden kleinen, an ſich nicht auffallenden, nicht merkwürdig ſcheinenden Umſtand: auch ſelbſt alsdann, wenn er nicht grade auf dem Wege ſeiner gegenwärtigen Unterſuchungen lag; wofern er nur zu einigen Schlüſſen, in Abſicht des Geſetzes der Farben, Anlaß geben konnte.

---

*) Pope Verſ. über die Krit.

Da aber kein Principium der Ideenverknüpfung allein zur Hervorbringung eines Werks, es ſey der Wiſſenſchaft, es ſey der Kunſt, wirken kann ohne Beyſtand der übrigen; da es nicht möglich iſt, in einem ganzen Werke alle Begriffe, wie Urſache und Folge, oder wie Bild und Gegenbild mit einander zu verknüpfen; ſo gehört zu einem Genie, das für die Wiſſenſchaften, oder die Künſte gemacht iſt, nicht nur, daß das demſelben eigenthümliche Principium der Ideenverknüpfung herrſchend ſey; ſondern auch, daß es die übrigen Principia ſich ſelbſt ſo unterordne, daß ſie zum Beyſtande und zur Ergänzung deſſelben wirken.

Zwey Arten giebt es hauptſächlich, auf welche dieß geſchehen kann, 1. wenn die untergeordneten Principia der Aſſociation nur ſolche Ideen beybringen, wie ſie zu den Abſichten des herrſchenden Principii gehören; 2. wenn durch den Einfluß des herrſchenden Principii den übrigen diejenige beſondere Modification und Beſtimmung gegeben wird, welche ſie mit der Natur des erſtern in eine genaue Harmonie bringt.

Beydes wird durch Beyſpiele deutlicher werden.

Aehnlichkeit iſt das herrſchende Principium der Ideenverknüpfung bey dem Poeten. Das heißt: wenn er denkt, wenn er von einer Vorſtellung auf die andre fortgeht, ſo geſchieht es hauptſächlich vermittelſt der Beziehung der Aehnlichkeit. Die Hauptſache kömmt nun darauf an, ähnliche Dinge wirklich zu finden, oder die vorliegenden ähnlich zu beſchreiben. Zu beyden Abſichten müſſen Charactere, Kennzeichen geſucht werden, ſowohl in dem Dinge, was man vergleichen, als in dem, was man beſchreiben will: — Und was hat ein Ding anders für Kennzeichen, für Charactere, als entweder ſeine Beſchaffenheiten oder ſeine Urſachen und Wirkungen? Alſo muß ein Dichter, der Aehnlichkeiten der Dinge finden oder darſtellen will, zuerſt ihre Beſchaffenheiten oder ihre Urſache und Wirkungen gefunden haben. Um dieſe aufzuſuchen, muß die Imagination nach den Beziehungen der Coexiſtenz oder der Cauſſation denken. Iſt nun das Genie wahrhaftig im hohen Grade dichteriſch: ſo werden dieſe Principia, nach welchen einem andern Denker alle Arten von Eigenſchaften, alle Arten von Urſachen und Wirkungen einfallen könnten, dieſem Manne nur grade diejenigen einfallen laſſen, welche zu der Abſicht, Aehnlichkeiten zu finden, etwas beytragen, welche kenntliche Charactere zur Schilderung oder zur Vergleichung abgeben können. Das Subject wird erſchöpft werden; aber auch gerade nur in Beziehung auf die Abſicht der poetiſchen Wirkung. Dieſer vollkommnen und genauen Unterordnung ſind zween Fehler entgegengeſetzt; einmal, wenn die Hülfsprincipia fehlen, oder ſchwach wirken; — alsdann werden zwar Aehnlichkeiten das Gemüth rühren; aber da demſelben nicht genung Eigenſchaften, Umſtände, Charactere des Dinges vorkommen, woraus es die Aehnlichkeiten finden könnte: ſo wird ſeine Schilderung trocken oder allgemein ſeyn. Zweytens, wenn die Hülfsprincipia da ſind, und wirken; aber für ſich, nicht in unmittelbarer Beziehung auf das Hauptprincipium. Einem ſolchen Dichter werden ſehr viele Umſtände, Eigenſchaften, Folgen der Sache beyfallen; aber er wird diejenigen nicht unterſcheiden, die einer poetiſchen Wirkung vor allen den übrigen fähig ſind; er wird umſtändlich, genau, ängſtlich beſchreiben; aber ſeine Beſchreibung wird weder auf die Einbildungskraft noch das Herz der Leſer Eindruck machen. Popes Wald zu Windſor, und Cowleys Gedicht (on the Queen's repairing Somerſethouſe) auf der Königin Luſtſchloß Sommerſethouſe, ſtehen einander ungefähr auf die obige Weiſe entgegen. Pope beſchreibt mehr die Annehmlichkeiten des Landlebens überhaupt, als die Schönheiten von Windſor. Seine Vertheidiger ſagen, daß dieſer Ort damals nicht viel eigenthümliches gehabt habe. Aber warum hat ihn Pope alsdann zum Innhalt eines Gedichts gewählt? Cowleys Gedicht hingegen iſt mehr eine topographiſche Beſchreibung, als eine poetiſche Schilderung. — Daß auch die Urſachen und die Wirkungen eines Gegenſtandes Charactere deſſelben ſind, und alſo zur Schilderung deſſelben gebraucht werden können, iſt ſchon an und für ſich klar, und kann durch Beyſpiele aus allen Dichtern beſtätiget werden. Was ſind es anders als die Wirkungen des Frühlings, wodurch Thomſon dieſe Jahrszeit abmahlt?

*) „Und ſich, wo nun der mürriſche Winter hinwegzieht fern gegen Norden, und ſeine tobenden Winde ruft. Seine Winde gehorchen und verlaſſen den heulenden Hügel, den erſchütterten Wald, und das verwüſtete Thal; indeß leiſer wehende Lüfte an ihre Stelle treten, auf deren ſanfte Berührung der ſchmelzende Schnee in braungelben Strömen ſich verliert, und die Berge ihr grünendes Haupt zu den Wolken emporheben.“

Was wir durch das Beyſpiel von dem Kunſtgenie erläutert haben, iſt auch eben ſo ſehr von dem wiſſenſchaftlichen Genie wahr. Bey dieſem iſt, wie gezeigt worden, das herrſchende Principium der Ideenverknüpfung, der Zuſammenhang von Urſache und Wirkung, und der von coexiſtirenden Eigenſchaften.

---

*) And ſee where ſurly Winter paſſes off
Far to the north, and calls his ruffian blaſts:
His blaſts obey, and quit the howling hill,
The ſhattered foreſt, and the ravag'd vale;
While ſofter gales ſucceed, at whoſe kind touch
Diſſolving ſnows in livid torrents loſt,
The mountains lift their green heads to the ſky’.
Thomſon's Spring v. 11—17.

ten. Es unterſucht und erklärt. Aber um nun die Beſchaffenheiten, um die Urſachen der Dinge zu erforſchen, ſind Mittel nöthig. Das vornehmſte Mittel ſind Experimente und Beobachtungen. Der Philoſoph muß alſo Experimente erfinden; er muß Methoden ausdenken, nach welchen die Dinge in veränderten Umſtänden, unter neuen Verbindungen geſehen werden können. Zu dieſer Erfindung nun iſt nichts ſo behülflich, als wenn Ein Experiment andre ähnliche ins Gemüth bringt; wenn man die Verſuche, die ſchon von andern bey einem ähnlichen Gegenſtande gemacht worden ſind, auf den gegenwärtigen, bey welchem ſie noch nicht gemacht worden ſind, anwendet. Das heißt: der philoſophiſche Geiſt braucht zu ſeiner Hülfe auch dasjenige Principium der Ideenverknüpfung, durch welches man bey einer Sache an die ähnlichen denkt. Iſt dieſes Principium nicht vorhanden: ſo wird der Philoſoph zwar einmal erfundne Beobachtungen gut nutzen; er wird alle mögliche Folgen daraus ziehen: aber er wird Mühe haben, ſeine Verſuche und Beobachtungen zu vervielfältigen und abzuwechſeln. Iſt hingegen dieſes Principium nicht dem höhern, der Cauſſation, gehörig untergeordnet: ſo werden ihm zwar eine Menge künſtlicher und angenehmer Abänderungen der alten Experimente einfallen; aber lauter ſolche, aus welchen nichts neues zu ſchließen iſt. So haben, nach unſrer obigen Bemerkung, diejenigen, welche ſich mit den elektriſchen Verſuchen beſchäfftigt haben, dieſelben ſehr gehäuſt; aber mehr zum Spiel und zum Vergnügen, als zum Nutzen für die Wiſſenſchaften. Unter allen hat Franklin dieſe beyden Fähigkeiten am meiſten in ſich vereinigt; die Fähigkeit, nette artige und angenehme Verſuche zu erdenken; und die, alle ſeine Verſuche ſo zu wählen, wie ſie zur Erreichung einer gewiſſen Abſicht, zur Entdeckung einer gewiſſen Wahrheit gehören. Alle ſeine Experimente mit der Leidener Flaſche machen eine ordentlich zuſammenhängende Reihe aus, um den Unterſchied zwiſchen der poſitiven und negativen Electricität feſtzuſetzen; und um alle Umſtände und Folgen dieſes Unterſchiedes zu erkennen. Die Wirkung zugeſpitzter Körper auf das electriſche Feuer wird durch eine zu dieſem Ende ſehr glücklich ausgedachte Folge von Experimenten

ten bewieſen, und dieſe Entdeckung wird unmittelbar wieder angewendet, um die Aehnlichkeit zwiſchen dem electriſchen Feuer und dem Blitze zu zeigen, und um Mittel ausfündig zu machen, wie man ſich vor dem letztern verwahren könne. Alle einzelne Verſuche gehen immer grade auf den Punct los, welchen er dadurch aufklären wollte; er iſt reich an Erfindung, und weiſe in ihrem Gebrauche.

Die zweyte Art, auf welche Ein herrſchendes Principium der Ideenverknüpfung ſich die andern unterwürfig machen kann, iſt, indem es dieſen die beſondre Beſtimmung und Modification giebt, welche dem erſten Principio gemäß iſt. Zum Beyſpiel. Es giebt viele Arten der Aehnlichkeiten, und alſo auch eben ſo viele Arten der Kraft, nach Aehnlichkeit Ideen zuſammen zu finden. Zwey derſelben unterſcheiden ſich hauptſächlich; die Aehnlichkeit der äußern Form, und der ſinnlichen Erſcheinungen; und die Aehnlichkeit des innern Weſens, und der unſichtbaren Kräfte. Wir haben ſchon bemerkt, daß jene zu den Arbeiten der Kunſt, dieſe zu den Arbeiten der Wiſſenſchaft am meiſten ſich ſchickt. Wo alſo das wiſſenſchaftliche Genie vorhanden ſeyn, und folglich das Principium der Ideenverknüpfung nach Urſach und Wirkung herrſchen ſoll: da muß durch dieſes auch das andre Principium der Aehnlichkeit auf die beſondre Art und Modification der Aehnlichkeit eingeſchränkt werden, welche beym Nachdenken über wiſſenſchaftliche Gegenſtände am meiſten behülflich ſeyn kann. Der Philoſoph, deſſen ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet iſt, Urſachen, Geſetze, oder Wirkungen zu finden, wird nur von ſolchen Aehnlichkeiten gerührt werden, die entweder die Art zu Experimentiren betreffen, und ihn zu neuen Verſuchen leiten können, oder ſolche, welche bey der Herleitung der Wirkungen aus den Urſachen ſelbſt vorkommen, und die alſo zu nützlichen Analogien Anlaß geben können. Es werden ihm alle die Fälle ins Gemüthe kommen, wo er gleiche Wirkungen aus ähnlichen Urſachen hat entſtehen ſehen; oder wo die Entſtehungsart einerley geweſen iſt; oder wo er gewiſſe innerliche Eigenſchaften und wichtige Verhältniſſe einerley gefunden hat. Alle andre Aehnlichkeit wird für ihn verſchwinden, ausgenommen diejenige, die ſeinem der Wahrheit nachforſchenden

Auge einen Aufſchluß geben kann. Worauf fiel Newton, nachdem er ſeine erſten Verſuche mit dem prismatiſchen Glaſe gemacht hatte? — Aehnliche Verſuche mit Luft- und Waſſerblaſen, Glastafeln, glühendem Stahl, geſchmolznen Metallen, Salzen, Diamanten anzuſtellen. Der Poet würde alle dieſe Sachen, ſo ähnlich ſie mit dem prismatiſchen Verſuche ſeyn mögen, überſehen haben, weil keine davon ſinnlich ſchön und einleuchtend ähnlich zugleich iſt.

Alle andre Beziehungen der Ideen; die Beziehung zwiſchen Urſache und Wirkung; die der Coexiſtenz, und die des Gegenſatzes, ſind eben ſolcher verſchiedener Modifikationen fähig, unter welche der Dichter und der Philoſoph ſich theilen. Der letztre braucht gemeiniglich in jeder Art die ſtrengſten Beziehungen, — die unmittelbarſte Urſache; die weſentlichſtverbundne Eigenſchaft; die vollkommenſte Entgegenſetzung; der erſtere hingegen nimmt für ſeinen Antheil, die loſern, entferntern, von der Oberfläche genommnen, aber ſinnlichen Verhältniſſe, — entferntre Urſachen und Wirkungen, Umſtände der Sache, auf welche niemand gefallen wäre; Contraſte,

traſte, die oft mehr ſcheinbar als wirklich ſind.

Ueberhaupt dient das herrſchende Principium der Ideenverknüpfung dazu, daß es die Abſicht, welche jeder Art des Genies zu erreichen vorgeſteckt iſt, unverrückt vor Augen hält; und daß es alſo allen andern Vorſtellungen, die auf irgend einem Wege in die Seele kommen, eine Richtung gegen dieſes Ziel giebt; daß es die durch andre Aſſociationen veranlaßten Gedanken ſelbſt ohne unſer deutliches Bewußtſeyn in Beziehung auf ſeinen Hauptgegenſtand wählt und umbildet. Daher kömmt es, daß das philoſophiſche Genie, welches immer angeſtrengt iſt, Wahrheit und Licht in allen den Materien zu finden, auf welche es einmal ſeine Nachforſchungen erſtreckt hat, von den vorkommenden Bemerkungen, Faktis, Experimenten und Sätzen, nicht blos den Gebrauch zur Aufklärung und zum Erweis derjenigen Materie macht, zu deren Behandlung er ſie eigentlich geſucht hatte: ſondern auch zur gelegentlichen Berichtigung oder Erläuterung aller andern Punkte, mit welchen er ſie in Verbindung bringen kann. Die Imagination des Philoſophen iſt ſo eingerichtet, daß ihr bey jeder Gelegenheit leicht alle Gegenſtände ſeiner ehemaligen Unterſuchungen einfallen, und daß ſie ſchnell den Einfluß einſieht, den die jetzt in ganz andrer Abſicht gemachten Entdeckungen auf dieſelben haben können. So wendete Newton ſeine optiſchen Experimente nicht blos auf das Licht und die Farben, als ſeinen unmittelbaren Gegenſtand an, ſondern er zog auch daraus Schlüſſe auf die thieriſche Bewegung, die anziehende Kraft; und andre Erſcheinungen.*) Wheeler, da er gefunden hatte, daß elektriſirte Körper einander abſtoßen, gerieth dadurch auf eine Erklärung, wie die Salze im Waſſer, und viele andre Körper in gewiſſen menſtruis aufgelöſet werden; indem nämlich die Theile des aufzulöſenden Körpers, angefüllt bis zur Sättigung von Theilchen des auflöſenden Körpers, eine abſtoßende Kraft bekämen, und ſich alſo von einander trennten.**) Desagulieres wurde auf gleiche Weiſe veranlaſſet, die electriſchen Verſuche zur Erklärung der durch Schwefeldampf fixirten Luft, und des Aufſteigens der

---

*) Optic. Qu. 24. 31. &c.

**) Prieſtly's Hiſtory of Electricity Part. I. per. 4.

Dünſte anzuwenden. *) Neuere Electrici haben aus den nämlichen oder gleichen Experimenten die Erklärung des Donners, des Blitzes, andrer Lufterſcheinungen, der Waſſerhoſen, der Orkane, und der Erdbeben hergeleitet. — Es iſt leicht, das, was wir vom Philoſophen geſagt haben, auf den Dichter und Künſtler anzuwenden. Seine Imagination hat auch einen gewiſſen Hauptzweck, eine gewiſſe beſtändige und allgemeine Richtung. Alle Gedanken, vorſetzliche und zufällige, die, welche eigentlich durch das dichteriſche Band der Aehnlichkeit, und die, welche durch das philoſophiſche Band von Gründen und Folgen in die Seele herbeygezogen worden ſind; nehmen doch bey ihm diejenige Geſtalt an, zeigen ſich von derjenigen Seite, und ſtellen ſich in diejenige Ordnung, die zur Erreichung der dichteriſchen Abſicht nöthig iſt. **)

Ein

---

*) Ibid. 6.

**) Wir haben oben ein Beyſpiel aus dem Lukrez angeführt, wie er wiſſenſchaftliche Gegenſtände poetiſch behandelt. Folgende zwo Stellen aus dem Virgil zeugen eben ſo deutlich, auf welche Art ein poetiſches Genie eine Reihe von Merkmalen oder

Ein Hauptunterſchied iſt noch zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen und dem Kunſtgenie anzumerken; daß das erſte ſelten mit Leidenſchaften verbunden iſt, und noch weniger von

---

oder eine Folge von Urſachen und Wirkungen vorſtelle.

Idcirco certis dimenſum partibus orbem
Per duodena regit mundi ſol aureus aſtra.
Quinque tenent coelum zonæ: quarum una coruſco
Semper ſole rubens, & torrida ſemper ab igni:
Quam circum extremæ dextra lævaque trahuntur,
Cærulea glacie concretæ, atque imbribus atris.
Has inter mediamque, duæ mortalibus ægris
Munere conceſſae divum. Via ſecta per ambas,
Obliquus qua ſe ſignorum verteret ordo.
Mundus ut ad Scythiam, Rhipæasque arduus arces
Conſurgit, premitur Libyæ devexus in Auſtros.
Hic vertex nobis ſemper ſublimis: at illum
Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi:
Maximus heic flexu ſinuoſo elabitur anguis
Circum, perque duas in morem fluminis Arctos,
Arctos, oceani metuentes æquore tingi.
Illic, ut perhibent, aut intempeſta ſilet nox
Semper, & obtenta denſantur nocte tenebrae:
Aut redit a nobis Aurora, diemque reducit:

den Leidenſchaften unterſtützt wird; das andre hingegen eine natürliche Anlage zu denſelben erfordert, und bey ſeiner Ausübung oft leidenſchaftliche Bewegungen und Empfindungen zum Grunde hat. Die Unterſuchung der Wahrheit ſetzt eine ruhige, heitere Gemüthsfaſſung, ein völliges Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, und eine ungehinderte Freyheit ſeiner Aufmerkſamkeit voraus; lauter Dinge, die bey Leidenſchaften nicht ſtatt finden. Der Gegenſtand iſt auch an und für ſich ſelbſt nicht fähig, dergleichen zu erregen: und wenn zuweilen ſich zu demſelben andre geſellen, die den Ehrgeiz oder den Eigennutz in Bewegung ſetzen,

Nosque, ubi primus equis Oriens afflavit anhelis,
Illic ſera rubens accendit lumina Veſper.
Georgic. Lib. I. v. 251.

Me vero primum dulces ante omnia Muſæ,
Quarum ſacra fero ingenti perculſus amore,
Accipiant; coelique vias & ſidera monſtrent:
Deſectus Solis varios, Lunæque labores:
Unde tremor terris: qua vi maria alta tumeſcant
Obicibus ruptis, rurſusque in ſe ipſæ reſidant:
Quid tantum oceano properent ſe tinguere ſoles
Hiberni, vel quæ tardis mora noctibus obſtet.
Lib. II. v. 475.

ſetzen, — ja wenn die Wißbegierde ſelbſt einen zu großen Grad von Hitze erreicht: ſo wird eben dadurch der helle Blick des Verſtandes verdunkelt, die Schärfe der Urtheilskraft ſtumpf; und das wiſſenſchaftliche Genie unterdrückt. Der Dichter und Künſtler hingegen haben zu ihrer Abſicht, nicht nur zu gefallen, ſondern auch zu rühren. Rühren können ſie nicht anders, als vermittelſt des Pathetiſchen in ihren Werken. Und wie ſind ſie im Stande dieſes in ſeiner Vollkommenheit zu bearbeiten, als wenn ſie ſelbſt ſtark und lebhaft gerührt ſind? Es giebt zween Wege, Leidenſchaften bey andern zu entzünden: entweder, indem man ihnen den leidenſchaftlichen Mann gerade in der Gemüthsbewegung ſchildert, die man ihnen mittheilen will; oder, indem man ihnen die Urſachen der Leidenſchaft vorlegt. In dem erſten Fall entſteht die Leidenſchaft durch Nachahmung und Sympathie; im andern durch wirkliche Theilnehmung an den Umſtänden. Man kann traurig werden, wenn man einen Traurigen ſieht; man kann auch traurig werden, wenn man die Unglücksfälle hört, die den andern niederſchlagen. Nun ſind aber beyde Mittel, die Leidenſchaften zu erregen, nur in der Gewalt desjenigen Dichters, desjenigen Künſtlers, der ſelbſt ein ſehr empfindſames, leicht gerührtes Herz hat; und ſich eben jetzt in der Gemüthsbewegung befindet, die er erregen ſoll. Denn, will er die Gemüthsbewegung ſelbſt in einer Nachahmung darſtellen: woraus wird er ihre Symptomen, ihre ſichtbaren Charactere in Geſtalt, oder Tönen, oder Rede kennen lernen, wenn er ſie nicht bey ſich ſelbſt findet? Will er die Urſachen und Umſtände, die die Gemüthsbewegungen hervorbringen ſollen, beſchreiben: woher wird er den pathetiſchen Ton, die richtige Wahl der rührendſten Umſtände, die aufs Herz wirkenden Ausdrücke lernen, wenn er nicht ſelbſt an den Umſtänden, die er erzählt, großen Antheil nimmt; und alſo davon bewegt wird? *)

Auf

---

*) Summa enim (quantum ego quidem ſentio) circa movendos affectus in hoc poſita eſt, ut moveamur ipſi. — Nec incendit niſi ignis, nec madeſcimus niſi humore: nec res ulla dat alteri colorem, quem ipſa non habet. Primnm eſt igitur, ut — afficiamur, antequam afficere conemur. At quomodo

Auf dieſe verſchiedene Arten alſo entſtehe Tiefſinn und Penetration, oder Lebhaftigkeit und Feuer des Geiſtes; Genie zu den Wiſſenſchaften, oder Genie für die Künſte, aus dem eigenthümlichen Character und der beſondern Anlage der Einbildungskraft.

Drittes

quomodo fiet, ut afficiamur. Neque enim ſunt motus in noſtra poteſtate. Tentabo etiam de hoc dicere. Quas φαντασίας Græci vocant, nos ſane viſiones appellemus: per quas imagines rerum abſentium ita præſentantur animo, ut eas cernere oculis, & præſentes habere videamur: has quisquis bene conceperit, is erit in affectibus potentiſſimus. Hunc quidem vocant εὐφαντασιωτόν, qui ſibi res, voces, actus, ſecundum verum optime finget; quod quidem nobis volentibus facile continget. — Inſequetur ἐνάργεια, quæ a Cicerone illuſtratio & evidentia nominatur; quæ non tam dicere videtur quam oſtendere: & affectus non aliter, quam ſi rebus ipſis interſimus, ſequentur. Quint. Inſt. Orat. Lib. VI. cap. 3. Sed cum ſint alii veri affectus, alii ficti & imitati — hi carent natura, ideoque in hac re primum eſt, bene affici, & concipere imagines rerum, & tanquam veris moveri. Ibid. Lib. XI. cap. 3.

Dritter Abſchnitt.

Wie die beyden Arten des Genies in Anſehung des Gedächtniſſes verſchieden ſind.

Da das Gedächtniß ein nothwendiger Gehülfe der Imagination iſt: ſo wird es ſowohl dem wiſſentſchaftlichen als Kunſtgenie nöthig ſeyn; aber weder in gleichem Grade, noch in eben derſelben Art.

Erſtlich nicht in gleichem Grade. Das Gedächtniß iſt zur Betreibung der Wiſſenſchaften viel unentbehrlicher, als zur Ausübung der Künſte; es wird in einem weit höhern Grade und viel ununterbrochner bey Unterſuchungen gebraucht, als bey Verfertigung von Kunſtwerken.

Bey den Wiſſenſchaften kömmt alles auf Wahrheit an. Alle Wahrheit ſetzt Fakta, Beobachtungen, Experimente, oder vorher ſchon bewiesne Sätze voraus. Dieſe alle müſſen der Seele gegenwärtig ſeyn, müſſen von ihr mit Gewißheit als richtig und ausgemacht erkannt werden, wenn ſie zu neuen Unterſuchungen fortſchreiten ſoll. Aber ſie können ihr nicht gegenwärtig werden, können nicht mit Sicherheit von ihr angenommen werden, ohne beſtändige Thätigkeit des Gedächtniſſes, um ſo wohl die Ideen der alten Wahrnehmungen und Schlüſſe zu erneuern, als auch das deutliche Bewußtſeyn hervorzubringen, daß es wirklich die alten ſind, welche richtig waren befunden worden. Die meiſten unrichtigen Folgerungen, die meiſten chimäriſchen Hypotheſen in den Wiſſenſchaften, beruhen auf phantaſtiſchen Faktis, auf erſchlichnen Erfahrungen, auf unrichtig überlieferten, oder ſchlecht behaltnen Beobachtungen. — Die Unfähigkeit, in den Wiſſenſchaften weiter zu gehen, und der ſchlechte Erfolg in Unterſuchungen hängt gemeiniglich von Vergeſſenheit, oder nicht zeitiger Erinnerung der Erfahrungen und Sätze her, die auf die vorliegende Sache hätten angewandt werden ſollen. Unrichtiges Gedächtniß bringt Irrthum; ſchwaches Gedächtniß bringt Unwiſſenheit hervor. — Zu einer gewiſſen Zeit bildeten ſich die Electrici ein, ſie hätten geſehen, daß die Electricität durch die

Farben der Körper verändert würde; und daß leichte Körper ſich und die electriſirte Kugel von Weſten nach Oſten bewegten. — Aus dieſer unrichtigen Erinnerung eines Facti folgten lauter chimäriſche Sätze.

Die Imagination kann bey den Wiſſenſchaften die Stelle des Gedächtniſſes nicht vertreten. Aber ſehr wohl in Werken der Kunſt. Hier kömmt es nicht darauf an, ob die Begebenheiten, die ein Dichter vorſtellt oder erzählt, wirklich geſchehen, ob die Charactere, die er ſchildert, die Reden, die er den Perſonen in den Mund giebt, aus einer richtigen Ueberlieferung genommen ſind. Der Mahler darf in hiſtoriſchen Stücken keine Portraite liefern. Die Geſetze der Natur müſſen beobachtet ſeyn; aber alles übrige kann der Dichter und Künſtler ohne ein vorhergegangenes Muſter aus ſich ſelbſt hervorbringen. Wir haben wohl geſehen, daß die Imagination ſehr oft einzelne Theile ihrer Werke, und oft die rührendſten, die ſchönſten aus der wirklichen Welt in ihre Schöpfung verpflanzt; daß Dichter und Mahler oft ſchildern, was ſie geſehen und gehört haben, wenn ſie das

Anſehn haben, alles zu erfinden.*) Aber dieß iſt es nicht, was ſie zu Dichtern und Künſtlern macht. Nicht die Genauigkeit, mit welcher ſie ſich aller Wahrheiten oder erlebter Begebenheiten und Handlungen erinnern, ſondern die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſich dieſelben als gegenwärtig vorſtellen können, giebt ihnen zu dieſen Namen ein Recht. Wo es auf Wahrheit ankömmt: da iſt ein richtiger Abdruck der natürlichen und moraliſchen Gegenſtände in der Seele die Hauptſache: wo es auf Schönheit ankömmt, da iſt Unrichtigkeit verzeihlich, oft nothwendig, um den größern Eindruck zu wirken.

---

*) Es iſt eine richtige Anmerkung des ſcharfſinnigen Verfaſſers der **critiſchen Diſſertation über die Gedichte des Oſſians**: „Wahrheit macht auf die Seele immer einen ſtärkern Eindruck als Erdichtung; und niemand, ſeine Imagination ſey auch noch ſo ſtark, erzählt Begebenheiten ſo rührend, als diejenigen, in denen er ſelbſt verwickelt geweſen iſt; mahlt irgend eine Scene ſo natürlich, als die er ſelbſt geſehen hat; oder zeichnet irgend einen Character mit ſo ſtarken Farben, als denjenigen, welchen er perſönlich gekannt hat.

Zweytens die Art des Gedächtniſſes, die zum wiſſenſchaftlichen Genie gehört, iſt verſchieden von derjenigen, die zum Kunſtgenie erfordert wird. Zu dem erſten wird ſowohl das Behalten einzelner Gegenſtände, als das Behalten ihres Zuſammenhangs erfordert. Viele der Erſcheinungen, welche erklärt werden ſollen, ſind einfache Gegenſtände; dieſe müſſen alſo im Gedächtniſſe vorhanden ſeyn. Alle Data, die zum Beweiſe dienen, müſſen einzeln wieder richtig vorgeſtellt werden können, wenn man ſie braucht. Alſo muß das Gedächtniß fähig ſeyn, dieſe Data zu behalten. — Es iſt aber auch nothwendig, ſich des Zuſammenhangs der Erſcheinungen genau zu erinnern; die vorhergehenden, die gleichzeitigen, die folgenden, ſich eingedenk zu machen: ſonſt läßt ſich aus dem einzelnen Fakto nichts, oder nur etwas unrichtiges ſchließen. Nur indem man genau die Umſtände und das beſtimmte Maaß und Verhältniß derjenigen Erſcheinungen unterſucht hat, die von je her bekannt, und doch unfruchtbar geweſen ſind, hat man dieſelben zum Vortheile der Wiſſenſchaften nutzen können. Daß das Waſſer in einer luftleeren

Röhre in die Höhe ſteigt, iſt eine uralte Erfahrung. Aber ſo lange man noch glaubte, daß es auf jede Höhe ſteigen würde, ſo lange ſchloß man daraus nichts als Irrthümer. Sobald man aber genau die Höhe entdeckte, auf welche das Waſſer ſteigen kann, und über welche es nicht hinausgeht: ſo wurde auch die Urſache der Erſcheinung leichter gefunden.

Der Dichter und Künſtler muß ſich der einzelnen Dinge auch erinnern können, aber mehr lebhaft als genau. Nicht alle Theile, alle Eigenſchaften einer jeden ſind ihm wichtig, ſondern nur die, welche gefallen können. — Er muß ſich auch der umſtehenden und der verbundnen Dinge erinnern können, aber nicht aller, und nicht mit der pünktlichen Genauigkeit. Einmal; er kopirt in ſeinen Werken nicht die oder jene Begebenheit, dieſen oder jenen Gegenſtand: ſondern er bildet neue, indem er Erfahrungen, die er an einem gewiſſen Orte, bey einer gewiſſen Lage der Dinge, unter gewiſſen Verbindungen gemacht hat, auf andere Oerter, Lagen, Verbindungen überträgt; indem er die Eigenſchaften vieler Dinge in ein Subject, Umſtände mehrerer Begebenheiten in eine Geſchichte verſammlet. Wozu hülfe ihm alſo dieſes Gedächtniß, das ihm ganz genau einzelne Erfahrungen mit allen ihren Umſtänden wieder darſtellt, da er doch aus denſelben nur einzelne Stücke heraushebt. Zweytens, wenn auch der Dichter bey der Wirklichkeit bleibt, wenn er nichts erdichtet, ſondern nur erzählt: ſo ſind ihm doch nicht alle Umſtände wichtig. Er zergliedert nicht die Sache, er mahlt ſie; er braucht nur die Hauptzüge, die characteriſtiſchen Theile, die auffallenden Eigenſchaften. Ganz anders iſt es bey den Wiſſenſchaften, wo ein kleiner Umſtand, eine geringſcheinende Beſtimmung, oft die ganzen Schlüſſe verändert. Hier iſt alſo klar, was für verſchiedne Wendungen das Gedächtniß eines Erfinders in den Wiſſenſchaften und eines Originalkünſtlers nehmen müſſen. Das erſte muß von allen Umſtänden, das letztere darf nur von den wichtigſten, von den in die Augen fallendſten gerührt werden. Das erſte muß beſonders auf die Kleinigkeiten achten, die durch Zahl, Maaß und Gewicht beſtimmt werden können; daß letztre muß nur auf das Große gehn, das keines genauen Maaßes bedarf. Das erſtere muß auch diejenigen Dinge behalten, die an ſich keinen lebhaften Eindruck machen, blos durch Hülfe einer ſtarken Vorſtellung der Abſicht, wozu man ſie anwenden will, und durch eine Art von geheimer Ahndung, daß eben dieſe ſcheinbaren Kleinigkeiten Gründe zu wichtigen Folgerungen ſeyn werden; das andre darf keine andre Gegenſtände ſich einprägen, als die von ſelbſt fähig ſind, einen Eindruck zu machen; das heißt, die ſtark in die Sinne fallen, die dem Geſchmacke gefallen, die Leidenſchaften erregen, die etwas eigenthümliches haben. Und eben deswegen muß das Gedächtniß des erſtern ſtärker ſeyn.

Alles, was von dem Behalten der Dinge geſagt worden, gilt auch von dem Behalten ihres Zuſammenhanges. Nur die auffallenden Aehnlichkeiten und Contraſte dürfen ſich in dem Gedächtniſſe des Künſtlers erhalten; aber in dem Gedächtniſſe des Gelehrten müſſen auch die verborgnern Analogien und die unmerklichern Widerſprüche aufbewahrt werden.

Vierter Abſchnitt.

Von dem Unterſchiede der Urtheilskraft, wie ſie zum wiſſenſchaftlichen, und wie ſie zum Kunſtgenie gehört.

Urtheilskraft und Verſtand gehören ſowohl dazu, um den durchdringenden als um den lebhaften Geiſt hervorzubringen; nur mit dem Unterſchiede, daß jener in gar keinem Grade ohne Urtheilskraft vorhanden, oder wirkſam ſeyn kann; dieſer aber auf eine kurze Zeit, in einem geringern Grade, auch durch die Imagination allein hervorgebracht werden kann. Der Sprachgebrauch lehrt auch, daß man Lebhaftigkeit und Feuer der Phantaſie ſelbſt zuſchreibt; Tiefſinn und Penetration aber niemals.

In den Wiſſenſchaften ſowohl als in den Künſten muß der Verſtand die Materialien prüfen, und die zweckmäßigen wählen. Aber in den Wiſſenſchaften muß er dieſes beſtändig thun bey jedem Schritte; in der Kunſt aber nur bey dem Anfang und dem Ende jedes

des Haupttheils. In wiſſentſchaftlichen Unterſuchungen, ſobald die erſten Data vorgelegt ſind: ſo wird gleich darüber eine Entſcheidung gefällt, ein Schluß daraus gezogen. Dieſe erſte Entſcheidung dient zu einem Hülfsmittel weitere Ideen zu finden; und ſo wird durch beſtändig erneuerte Schlüſſe, und beſtändig erneuerte Aufſuchung von Mittelbegriffen die Unterſuchung fortgeführt. Bey den Künſten hingegen wird anfangs die Abſicht durch die Urtheilskraft beſtimmt, der Plan gemacht, und die Imagination auf die Spur geleitet. Wenn aber dieſe einmal in Bewegung geſetzt iſt; voraus geſetzt, daß ſie wirklich die zum poetiſchen Genie nöthigen Beſchaffenheiten habe: ſo kann ſie alsdann von ſelbſt eine Zeitlang fortgehen; — und oft bringt ſie in ihrem feurigſten Laufe ſo vollkommen paſſende Ideen, und ſo richtige Ausdrücke hervor, daß, nach vollbrachter Arbeit, die ſchärfſte Prüfung nichts daran auszuſetzen findet. Sollte die Imagination eben ſo ſich ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen überlaſſen werden: ſo würden die Folgen nichts als Irrthümer und Ungereimtheiten ſeyn.

Weiter: in den Wiſſenſchaften beſteht aller Gebrauch, den man von den geſammleten Ideen macht, in den Schlußfolgen, die man daraus zieht: — und Schlüſſe zu ziehen, iſt eigentlich das Werk der Urtheilskraft. In den Künſten hingegen liegt der Gebrauch der Ideen ſchon in ihnen ſelbſt, inſofern ſie ſchön und rührend ſind; und hiezu kann alſo die Imagination alleine genung ſeyn, welche die Ideen aufſucht.

Zwar erfordert auch bey den wiſſenſchaftlichen Schlüſſen, die klare Darſtellung des Fakti, auf welches man ſein Raiſonnement gründet, eine gewiſſe Anſtrengung der Imagination. Aber dieſes Faktum iſt gemeiniglich einfach, ohne Verwicklung, oft gemein und alltäglich; und die wahre Kraft des philoſophiſchen Geiſtes zeigt ſich erſt in den Reſultaten, die er daraus zu ziehen weiß. Wie viele haben die Wirkungen der Schwere, und die Erſcheinungen des Lichts und der Farben geſehen vor Newton? Warum kamen ſie nicht auf eben die Wahrheiten, die dieſer daraus herleitete? Weil es ihnen an der großen Kraft zu ſchließen fehlte. Am beſten wird man in den mathematiſchen Wiſſenſchaf-

ten

ken gewahr, wieviel zur Unterſuchung und Erfindung einer Wahrheit die Imagination, und wieviel die Urtheilskraft beytrage. Man ſetze, ein Menſch verſtehe die 46 erſten Sätze aus dem Euklides vollkommen: ſo hat er alle Data, welche zum Beweiſe des pythagoriſchen Lehrſatzes nöthig ſind. Soll er nun aus dieſen ſowohl den Satz als den Beweis finden: ſo gehört dazu ſowohl eine große Kraft der Imagination, ſich die möglichen Combinationen der mit einander verglichnen Figuren vorzuſtellen, als eine große Schärfe des Verſtandes, das Reſultat bey dieſen Combinationen einzuſehen. Sagt man ihm den Satz, und überläßt es ihm, den Beweis zu finden; ſo wird die Imagination weniger umherſchweifen, nicht ſo viel umfaſſen dürfen: aber ſie wird doch ſtark ſeyn müſſen, um ſich die zum Beweiſe nöthigen Hülfslinien vorzuſtellen. Sagt man endlich den Satz, und beſchreibt die Figur, wie ſie zum Beweiſe nöthig iſt: ſo hat der andre alsdann nichts, als bloße reine Urtheilskraft, und Gabe zu Schlüſſen nöthig; um in der Figur den wirklichen Beweis zu finden.

Die Verhältniſſe der Begriffe, die in den Künſten herrſchen, ſind von der Art, daß ſie anſchauend erkannt werden können; die Verhältniſſe, die in den Wiſſenſchaften vorkommen, ſind es nicht. Jene erfordern nur einen einzigen Blick, und ſie ſind eingeſehen; dieſe erfordern eine langſame und fortgeſetzte Aufmerkſamkeit. Die Urtheilskraft, welche jene prüft, darf alſo nicht von der Stärke ſeyn, als diejenige, welche über dieſe entſcheiden ſoll. Was ähnlich oder unähnlich ſey, das ſagt die Empfindung; oder doch eine Ueberlegung, die nur bey dem Anblicke ſtehn bleibt. Was die Eigenſchaften, die Urſachen, die Folgen eines Dinges ſind, das zeigt mir bloß die Erfahrung und ein langes Nachdenken. Ich muß tiefer eindringen, um auf den Grund dieſer Beziehungen zu kommen.

Zwar iſt, wie wir geſehen haben, weder die Beziehung der Aehnlichkeit die einzige, welche in den Künſten vorkömmt, noch die Verhältniſſe der Urſachen und Wirkungen die einzigen, welche zu den Wiſſenſchaften gehören. Sondern beyde, die Kunſt und die Wiſſenſchaft gebrauchen, aller Arten von Verhältniſſen,

niſſen, — obgleich einiger nur als Hülfsmittel, anderer als ihrer Hauptgegenſtände. Sie haben alſo auch in manchen Fällen alle die Arten von Urtheilskraft nöthig, die ſich auf dieſe Verhältniſſe beziehen. Durch dieſen Umſtand wird der Unterſchied zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen und dem Kunſtgenie in Abſicht auf die Urtheilskraft einigermaßen geringer. Er bleibt aber doch immer noch groß genung; weil, wenn auch einerley Art der Wahrheiten, und alſo einerley Fähigkeit der Denkungskraft dem Dichter und dem Philoſophen nöthig ſeyn kann; jeder doch dieſe Wahrheiten auf eine andre Weiſe behandelt, und jeder alſo auch dieſelbe Fähigkeit auf eine andre Art anwendet. Es kann z. E. ein Dichter einen Stoff bearbeiten, der eine Kenntniß mathematiſcher und phyſiſcher Wahrheiten erfordert. Aber es iſt für ihn genung, wenn er nur die Reſultate der Unterſuchungen, die ausgemachten Sätze in dieſen Wiſſenſchaften weis und verſteht, geſetzt, daß ihm auch nicht die Beweiſe vollſtändig bekannt ſeyn ſollten. Der Mahler und der Dichter muß, eben ſo wohl als der Philoſoph, die Erfahrung zu Rathe ziehen; aber jene brauchen nicht dieſe Erfahrungen ſo genau zu machen oder zu beſchreiben als dieſe. Ueberhaupt, da die ſtrengern, genauern, weſentlichern Verhältniſſe für die Wiſſenſchaft, und die leichtern, flüchtigern, ſichtbarern für die Kunſt gehören: ſo wird in jener die Urtheilskraft viel angeſtrengter, in dieſer viel ſchneller und prompter ſeyn müſſen. Die Wiſſenſchaften erfordern ein ſtarkes, tiefes Nachdenken, die Künſte eine geſchwinde aber richtige Beurtheilung.

Ein Hauptunterſchied zwiſchen beyden iſt, daß zu den Künſten Geſchmack nothwendig iſt, zu den Wiſſenſchaften nicht. Dieſer Umſtand wird in einem eignen Kapitel erörtert werden, wenn wir vorher noch einige nöthige Folgerungen aus dem bisherigen werden gezogen haben.

Fünfter Abſchnitt.

Weitere Bemerkungen über die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der beyden Arten des Genies.

Eine Folge von dem, was von dem Beyſtande geſagt worden iſt, den die Urtheilskraft dem wiſſenſchaftlichen und dem Kunſtgenie leiſtet, iſt dieſes: daß in den Künſten die Imagination einigermaßen das ganze Werk entwirft; in den Wiſſenſchaften nicht. Der Plan zu einem Gemälde, zu einem Gedichte kann von der Phantaſie ſelbſt während der Arbeit gemacht werden. Die Materialien, die von ihr aufgeſucht werden, können durch ihre natürliche Verbindung, und vermöge der Regelmäßigkeit der Phantaſie, gleich von ſelbſt in die Ordnung treten, in welcher ſie fähig ſind, ein beſtimmtes Ganzes auszumachen. Die Urtheilskraft wird nur zu einer nachfolgenden Prüfung und Ausbeſſerung des verfertigten Werks hinzukommen dürfen. Ein großer und ein geübter Dichter kann oft ein treffliches Werk hervorbringen, indem er die

Gedanken nur blos ſo annimmt, wie ſie ſich ihm von ſelbſt darbieten. Das größte Genie hingegen in den Wiſſenſchaften kann nicht auf ähnliche Weiſe verfahren. Hier muß alles mit Abſicht, mit Vorſatz, und alſo mit Ueberlegung und Nachdenken geſchehn.

Hieraus können wir einen gemeinen Irrthum erklären, der in Abſicht der wiſſenſchaftlichen und der Kunſtwerke obwaltet. Man nennt die erſten ausſchließungsweiſe Werke des Verſtandes, und die letztern Werke der Imagination; man glaubt, daß bey mathematiſchen und philoſophiſchen Unterſuchungen die abſtracte Vernunft allein arbeite; und daß bey einem Gedichte und Gemälde nur die Phantaſie allein wirkſam ſey. Beydes iſt, wie wir geſehen haben, falſch; beydes aber kömmt auch auf gewiſſe Weiſe der Wahrheit nahe, und hat eben dadurch Beyfall gefunden. Es iſt falſch, daß der philoſophiſche Erfinder ohne Imagination ſeyn könne. Der, welcher blos lernt, was andre erfunden haben, braucht nur ſeine Urtheilskraft anzuwenden, weil ihm der Stoff, worüber er entſcheiden ſoll, und die Verhältniſſe deſſelben, woraus er entſcheiden ſoll, ſchon vorgelegt werden. Aber wenn der Stoff ſelbſt erſt gefunden werden ſoll, wenn die Verhältniſſe noch unbekannt ſind, was kann da die Urtheilskraft allein thun? Die Imagination muß nothwendig des weiteſten Fluges fähig ſeyn, um alle nöthige Fakta und Sätze aus allen Theilen der Welt und der Wiſſenſchaften zuſammen zu ſuchen; ſie muß nothwendig von großer Stärke ſeyn, um dieſe Fakta dem Philoſophen ſo lange vor Augen zu behalten, bis er mit ſeinen Beobachtungen und Schlüſſen fertig iſt. — Es iſt eben ſo falſch, daß ein Dichter, beſonders in einem großen Werke, ohne Einſicht in die Natur der Dinge und ſeines Werks, und ohne ſtrenges Nachdenken über ſeinen Stoff die Vollkommenheit erreichen könne. Aber es iſt wahr, daß der Dichter und Künſtler mit der Imagination allein weiter in ſeinen Werken fortkommen kann, als der Philoſoph; daß er durchaus einen höhern Grad, und eine feinere Empfindlichkeit derſelben braucht; daß wenn er auch die Urtheilskraft und das Nachdenken zu Hülfe nimmt, er doch ſelten zu langen Schlüſſen und einem weitläuftigen Raiſonnement genöthigt iſt, ſondern kurze und anſchauend gewiſſe Ausſprüche thut; daß alſo überhaupt bey den Werken der Dichter und Künſtler der Antheil der Imagination ſehr ſichtbar, der Antheil des philoſophiſchen Nachdenkens verborgen iſt. Alles dieſes verhält ſich grade umgekehrt in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Was man am klärſten bemerkt, iſt Nachdenken; eine Reihe von deutlich auseinander geſetzten Erklärungen, und genau verbundnen Schlüſſen. — Aber der vor dieſer vollſtändigen Entwicklung vorausgehende nothwendige Blick des Ganzen; die durch die Imagination geſchehne Aufſuchung der Datorum, bleibt dem größten Theile der Leſer verborgen.

So wie man faſt immer gewohnt iſt, nur durch Vergleichungen zu loben, und die eine Sache herabzuſetzen, um eine andere zu erheben: ſo hat man es auch in unſerm Falle gemacht. Diejenigen, welche von dem Feuer und der Lebhaftigkeit der Imagination gerührt wurden, die in einem Gedichte, oder einem andern Werke der Kunſt ſichtbar waren, haben der Imagination alles zugeſchrieben; und die, welche die Schwierigkeit und die Verwicklung mathematiſcher Schlüſſe mit

Bewunderung bemerkten, haben den Tiefſinn des Verſtandes für die einzige Erfinderinn derſelben gehalten.

Wir haben in unſrer Erklärung das Weſen des Genies in die Imagination geſetzt, und ihm die Urtheilskraft nur zur Gehülfinn gegeben. Andre haben das Genie durch eine Vereinigung dieſer beyden Kräfte erklärt. So wie man aber die Einſicht der Schlußkraft eines Beweiſes dem Verſtande zuſchreibt, obgleich dieſer ohne Hülfe des Gedächtniſſes, welches ihn der einzelnen Schlüſſe eingedenk machen muß, das Reſultat des ganzen Beweiſes nicht ziehen kann: ſo wird auch, glauben wir, mit Recht das Genie, d. h. die Kraft zu erfinden, der Imagination zugeſchrieben, obgleich der Verſtand das gefundne prüfen, wählen, anordnen, verbinden muß, wenn etwas Nützliches oder etwas Schönes dadurch hervorgebracht werden ſoll.

Bey den Wiſſenſchaften ſcheint es zwar, als wenn die nachdenkende Vernunft einen eben ſo weſentlichen Beſtandtheil des Genies zum Erfinden ausmachte, als die Imagination. Die Frage aber iſt nur: welche von den beyden Fähigkeiten iſt die Führerinn der andern? welche kann ohne den Beyſtand der andern doch etwas erfinden? welche giebt eigentlich den neuen Stoff her? Man ſieht Leute, die vollkommen fähig, eine mathematiſche Wiſſenſchaft zu lernen, und die Erfindungen anderer zu verſtehen, deſſen ungeachtet nicht im Stande ſind, die geringſte neue Entdeckung darinn zu machen. Es giebt hingegen erfinderiſche Genies auch in den Wiſſenſchaften, die deswegen nicht immer Wahrheiten gefunden haben. Ihre Imagination war gemacht, neue und große Ausſichten zu ſehen, aber ihre Urtheilskraft war nicht ſtark genug, über ihre Richtigkeit und ihren Werth zu entſcheiden. Dergleichen Genies waren Des Cartes, Malebranche, Berkeley.

In den Künſten aber iſt es ſo weit gefehlt, daß die Urtheilskraft nothwendig in einem ſehr hohen Grade vorhanden ſeyn müſſe: daß vielmehr eben der Grad von Imagination, der, mit einem gewöhnlichen Verſtande verbunden, würde Genie hervorgebracht haben, völlig getödtet und unbrauchbar gemacht wird, wenn er ſich mit einer allzufeinen oder allzutief ſehenden Beurtheilungskraft vereiniget. Die große Schärfe dieſer Fähigkeit wird den kleinſten Flecken in dem, was die Imagination hervorbringt, bemerken; ſie wird eine größre Vollkommenheit darinn fordern, als die Imagination im Stande iſt, zu erreichen: und ſo wird die Hitze dieſer getödtet, und ſie entweder dazu gebracht werden, ihre Arbeiten völlig aufzugeben, oder ſie wird wenigſtens in ihrem Fluge gehemmt, muthlos, träge, und ſchwach gemacht werden. Wenn eines von beyden ſeyn ſoll: ſo iſt es immer beſſer, die Imagination ihrem eignen wilden Laufe zu überlaſſen, als ihr durch ein beſtändig begleitendes Urtheil Feſſeln anzulegen. Puntormo ſoll ein Mahler geweſen ſeyn, deſſen Werke trefflich genug waren, um dem Raphael und dem Michel Angelo zu gefallen. Aber weil er ſich ſelbſt niemals gefiel, weil er alles bis aufs äußerſte ausarbeiten, weil er beſtändig an ſeinen Gemälden beſſern wollte: ſo verfiel er ins kalte und kraftloſe. Eben dieſen Fehler warf Apelles dem Protogenes vor. Leonhard da Vinci ließ viele ſeiner Stücke unvollendet, weil er fürchtete, ihnen nicht alle die Vollkommenheit geben zu können, die er von ſich ſelbſt forderte.

Es kömmt nämlich alles auf eine gehörige Proportion zwiſchen dem Grade der Imagination und dem Grade der Urtheilskraft an, um ein Kunſtgenie zu bilden. Iſt die Urtheilskraft ſehr ſcharfſichtig, ſehr tiefdringend: ſo muß auch die Imagination von großem Umfange und von ungemeiner Stärke ſeyn. Sie muß immer die Forderungen leiſten können, die jene an ſie macht: ſonſt verliert ſie die Hoffnung, mit der Hoffnung die Luſt, mit der Luſt auch das ihr wirklich zukommende Talent. Iſt die Imagination nicht ſo reich, nicht ſo thätig: ſo muß auch der Verſtand nur richtig, nicht ſubtil ſeyn. Er muß die Imagination nur verhindern, ſich nicht von ihrem Ziele zu verlieren; aber er muß ſie nicht hindern, ſich in allen Gegenden der Natur frey umzuſehen. Er muß unnatürlichen Verknüpfungen der Ideen zuvorkommen, ohne diejenigen einzuſchränken, die kühn ſind. Er muß den Ungeſtüm und die Hitze des Geiſtes in Schranken halten, aber nicht zerſtören. Man hat oft angemerkt: daß ein genaues Studium der Regeln der Kunſt das Kunſtgenie ſchwäche. Man wird dadurch ſo ſorgfältig, Fehler zu vermeiden, daß man kaum im Stande iſt, Schönheiten zu erreichen. Aus gleicher Urſache ſolget nach der Erfahrung faſt aller Nationen und Zeiten auf ein Geſchlecht großer Künſtler und Dichter gemeiniglich ein Geſchlecht affectirter und gezwungner. — Einmal, die Muſter, die man vor ſich hat, ſind groß, ſchwer zu erreichen, und geben einen beſtändigen Gegenſtand der Vergleichung ab. Zweytens, der allgemeine Geſchmack am ſchönen und correcten, und der Beyfall, den daſſelbe erhält, giebt dem Arbeitenden eine zu große Aufmerkſamkeit auf die Erfüllung dieſer Forderungen; und indem er ſo unter der Arbeit ſchon ſein Werk beurtheilt, tadelt und beſſert, verliert es die Einheit, den gleichen Fluß, das Natürliche, die Einfalt, die die erſten ſorgenfreyen, und nur mit ihrem Vorwurfe beſchäfftigten Genies erreichten.

Sechſter Abſchnitt.

Geſchmack iſt dem Kunſtgenie weſentlich.

Wir kommen jetzt zu dem oben berührten Unterſchiede zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen und Kunſtgenie, daß jenes nur Urtheilskraft für das wahre verlangt, dieſes aber Urtheilskraft für das Schöne, oder Geſchmack.

Der Geſchmack giebt dem Kunſtgenie Antrieb zu arbeiten, weil er Vergnügen an dem Schönen, und alſo Begierde erregt, es hervorzubringen. Der Geſchmack giebt dem Genie Anleitung, wie es arbeiten ſoll, weil er ihm Muſter vorhält, und die darinn liegenden Vortrefflichkeiten zeigt. Die Stärke und die beſondre Gattung des Geſchmacks beſtimmt auch den Grad und die Gattung des Schönen, die die Werke des einen Genies von den Werken des andern unterſcheiden.

Der Geſchmack muß nicht allein das Werk beurtheilen, wenn es vollendet iſt; er muß nicht allein während der Arbeit den Künſtler leiten, oder wieder zurechthelfen; er muß auch vor der Arbeit vorhergehen, und ſchon die bloße Idee der Imagination, den Entwurf, der nur noch in dem Kopfe des Dichters oder Mahlers exiſtirt, prüfen und verbeſſern. Dazu iſt nothwendig, daß die Imagination lebhaft genug ſey, um ihren Vorſtellungen eine ideale Gegenwart zu geben; und daß der Geſchmack augenblicklich und geſchwind urtheilen könne. Wo dieſes mangelt, da werden die Fehler erſt eingeſehen, wenn die Zeichnung oder das Gedicht auf dem Papiere ſteht; beſtändig wiederholte Verbeſſerungen ſind nothwendig; die Geduld des Künſtlers ermüdet, oder ſeine Munterkeit wird geſchwächt.

Der Geſchmack, indem er ſo die Vorſtellungen und Entwürfe der Imagination verbeſſert, iſt ſelbſt im Stande, ihr dadurch neue Ideen und einen höhern Flug zu geben. Die Imagination braucht immer einen Antrieb, wenn ſie lebhaft thätig ſeyn ſoll. Kein Antrieb iſt ſtärker, als wenn entweder die erſten Ideen, die ihr einfallen, von dem Geſchmacke gebilligt werden; oder wenn ſie

Verbeſſerungen erhält, die ihr die Hofnung eines glücklichern Erfolgs beym zweyten Verſuche geben. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß Gedanken, die in unſre Seele kommen und weggehen, ohne daß wir darüber urtheilen, auch keine lebhafte Theilnehmung in uns erregen, keine große Aufmerkſamkeit in uns erwecken, und alſo auch nicht lange, noch mit Feuer verfolgt werden.

Der Geſchmack erweckt aber die Imagination nicht nur während der Arbeit, ſondern bey aller Beobachtung der Natur, dem Grunde poetiſcher und mahleriſcher Nachahmung. In den meiſten Fällen iſt es des Künſtlers Abſicht, Scenen der Natur, es mögen Gegenſtände ſeyn, die neben einander da ſind, es mögen Veränderungen ſeyn, die auf einander folgen, ſo darzuſtellen, daß ſie auf die Gemüther eben ſo wirken, als die wirkliche Gegenwart thun würde. Zu dieſem Ende muß er dieſe Scenen nach allen ihren Theilen, nach allen ihren characteriſtiſchen Umſtänden beobachtet und ſich eingeprägt haben. Um dieſes zu thun, mußte er ſehr aufmerkſam darauf ſeyn. Und was konnte wohl dieſe Aufmerkſamkeit erwecken und feſthalten, als das Vergnügen, welches er an dieſen Scenen fand; — mit einem Wort, der Geſchmack an der Natur? Freylich iſt dieſer noch nicht genug. Wenn die Imagination nicht ſtark genug iſt, ſich die gefaßten Bilder in gehöriger Ordnung und mit Klarheit wieder vorzuſtellen: ſo wird die Schilderung doch unähnlich oder geiſtlos ſeyn, mit ſo großem Vergnügen man auch das Urbild möge angeſehen haben. Aber iſt auch einmal dieſe Kraft der Imagination vorhanden: ſo iſt nichts nöthig, um ſie zur glücklichen Nachahmung der Natur thätig zu machen, als ein Wohlgefallen an der Natur, und eine Empfindung ihrer Schönheiten.

Eben hiedurch hat die Verſchiedenheit des Geſchmacks einen Einfluß auf den Character der Werke. Jeder Künſtler wird auf diejenigen Gegenſtände hingezogen, die den angenehmſten Eindruck auf ihn machen; wird in diejenige Art zu denken unvermerkt hineingeführt, die ihm bey andern am vorzüglichſten gefällt. Faſt jeder junger Dichter und Künſtler, auch der originellſte, ſetzt ſich gewiſſe Muſter vor, weil er an einigen Werken ſeiner Vorgänger vorzüglich Geſchmack findet; und ohne es ſelbſt zu wiſſen, ohne es zu wollen, nimmt ſeine Imagination eine dieſen ähnliche Wendung; und bekömmt einen gleichförmigen Character.

Der Fortgang einer Kunſt hängt vornehmlich von dem Geſchmack ab, der die Werke der Vorgänger beurtheilt, und die Fehler darinne bemerkt. Kaum iſt irgend eine Verbeſſerung zu erdenken, die nicht durch das Gefühl einer gewiſſen Unluſt über den vorigen Mangel wäre veranlaßt worden.

Am meiſten aber iſt der Geſchmack nothwendig, das Genie regelmäßig und correct zu machen. Indem er dem Künſtler oft den Endzweck ſeines Werks vorhält, und die aufſteigenden Vorſtellungen mit demſelben vergleicht: ſo arbeitet er zur Unterdrückung derjenigen, die unſchicklich, und mit dem Tone des Ganzen unharmoniſch ſind. Und durch dieſe öftere Prüfung und Verwerfung der unſchicklichen Einfälle wird die Imagination endlich gewöhnt, gar nicht mehr auf ſolche zu gerathen. So oft wir in einem Werke, deſſen Inhalt erhaben und groß iſt, niedrige oder poſſirliche Ideen und Ausdrücke finden: ſo ſchreiben wir dieſes dem Mangel des Geſchmacks; und hingegen die Gleichheit, den Anſtand, den Adel, die Zweckmäßigkeit der Gedanken und Schreibart, der Feinheit und der Vollkommenheit des Geſchmacks zu.

Die Urtheilskraft und der Geſchmack arbeiten beyde, die Imagination correct zu machen, aber nicht völlig auf gleiche Weiſe. Die Vernunft hält ſie von ſolchen Verſtellungen ab, die der Wahrheit zuwider ſind; der Geſchmack aber von ſolchen, die mißfallen. Jene verwirft, was das Werk falſch oder ungereimt machen könnte; dieſe, was demſelben einen Theil von ſeiner Schönheit oder Erhabenheit raubte. Jene ſorgt für die Uebereinſtimmung der poetiſchen und maleriſchen Entwürfe mit den allgemeinen Geſetzen der Natur; dieſe für die Beobachtung der beſondern Geſetze der menſchlichen Natur und ihres Empfindungsvermögens.

Daß Urtheilskraft und Geſchmack von einander getrennt ſeyn können, ſehen wir aus den Genies roher Zeiten. Der Geſchmack, der mehr von innern Empfindungen als von deutlichen Begriffen abhängt, wird nur durch die Umſtände gebildet, ſo wie alle Arten unſrer Gefühle; da hingegen der große Verſtand

ſtand, unabhängig von dem Zeitalter und dem Orte, von ſelbſt die Wahrheit findet, wo nicht ihm mangelnde Vorerkentniſſe dazu gehören. Aus dieſer Urſache alſo kann ein Schriftſteller eine ſehr helle Einſicht haben, welches Bild, welche Vergleichung wahr, ähnlich und ausdrückend ſey; und doch dabey ein ſehr grobes Gefühl von dem, was in dem Bilde niedrig, ſchmutzig und mißfällig iſt. Die meiſten niedrigen Stellen des Shakeſpears ſind doch deswegen voll von Stärke und Kraft. Sie ſagen das, was ſie ſagen ſollen, für den Verſtand vollkommen richtig oder genau; aber für verfeinerte Sinnen und zarte Empfindungen ſagen ſie es nicht reizend, nicht edel genug. Um deswillen ſind auch die Urtheile über einen ſolchen Schriftſteller ſo verſchieden. Leute von ſtarkem Verſtande und ſchwacher Sinnlichkeit lieben alles, was die Natur und die Wahrheit ausdrückt, es ſey übrigens von welcher Art es wolle. Leute hingegen, die zum Nachdenken über die Beſchaffenheit der Dinge wenig, zur Empfindung aber jeder angenehmen oder unangenehmen Kleinigkeit ſehr gewöhnt ſind, verſchmähen das weſentliche Gute, wenn es nicht auf eine anſtändige Weiſe geputzt erſcheint.

Es giebt alſo auch Künſtler, die mehr Geſchmack als Urtheilskraft haben; die Gründlichkeit und Wahrheit in den Hauptvorſtellungen verfehlen, aber Feinheit und Eleganz über den Vortrag verbreiten; die nicht niedrig, nicht unanſtändig, aber auch nicht ſtark, nicht erhaben werden; die bey dem erſten Anblicke gefallen, und bey genauerer Unterſuchung verlieren. Zu dieſer Klaſſe gehören die Dichter, die mehr prächtig als rührend; die Redner, die mehr blendend als beweiſend ſind.

Auch bey einem im ganzen guten Geſchmacke kann eines von dieſen beyden Principiis, feinere Empfindſamkeit, oder ſchärfere Beurtheilung, die Oberhand haben. Und dieſes Uebergewicht der einen oder der andern Fähigkeit wird ſich auch in den Werken deutlich zeigen. Der Mann von tiefrer Urtheilskraft wird in dem Ganzen ſeines Werks groſſe Endzwecke erreichen, aber er wird die einzelnen Theile zuweilen vernachläßigen. Der Mann von feinerem Gefühl hingegen wird zuweilen im Plan und in der Anordnung irren können, aber in der Ausarbeitung genau und vollkommen ſeyn. Der erſtere wird alles ungereimte, zweckloſe vermeiden; aber er wird zuweilen das gefällige, das rührende beſonders in kleinern Parthien nicht treffen. Der zweyte hingegen wird einzelne glänzende oder einnehmende Stellen am unrechten Orte anbringen. Congreve hatte ſicher Geſchmack, er hatte einen reichen und lebhaften Witz: aber eine ſchärfere Beurtheilungskraft würde ihn manche ſeiner Einfälle als unnatürlich haben unterdrücken laſſen. Pietro Teſta iſt ein Mahler, bey dem edle und große Ideen, ein Reichthum von Figuren, die alle ſtark charakteriſirt ſind, Richtigkeit und Anmuth der Zeichnung, zugleich eine große Imagination und einen in vieler Abſicht ausgebildeten Geſchmack verrathen. Aber das unzuſammenhängende ſeiner Entwürfe; die Verwirrung, mit der er ſeine Figuren häuft, und die oft ſeine Abſicht ſchwer zu errathen macht; das alles würde durch einen höhern Grad von Beurtheilungskraft ſeyn vermieden worden. Demoſthenes hat in ſeinen Reden mehr von demjenigen Geſchmacke, welcher bloß vom Verſtande abhängt, als von dem, der auf Empfindungen des Herzens beruht. Cicero hingegen hat mehr von dem letztern. Demoſthenes iſt bündig, aber oft trocken; Cicero zuweilen blos überredend, hin und wieder ſchwatzhaftig, aber immer angenehm.

Auch die Art des Geſchmacks, deren Grund in der innern Empfindung liegt, iſt noch Verſchiedenheiten fähig, weil dieſer Empfindungen mehrere ſind, die ſich ſo wie ihre Gegenſtände unterſcheiden laſſen, und wovon jede bey dieſer oder jener Perſon herrſchend, oder in einem höhern Grade vorhanden ſeyn kann. Die Mahlerey ſchließt mehrere Theile in ſich, über welche ſowohl der Verſtand als das Gefühl urtheilen kann: Farbengebung, das Helldunkle, die Zeichnung, den Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Der eine Künſtler kann ein feineres Gefühl von der Richtigkeit oder Schönheit der Umriſſe; der andre von dem Spiel des Lichts und Schattens; der dritte von moraliſchen Charactern und ihren Aeußerungen haben; jeder wird denjenigen Theil der Kunſt mit dem meiſten Geſchmacke bey fremden Werken beurtheilen, und in ſeinen eignen bearbeiten, in welchem er das zarteſte Gefühl hat. Dieſen Unterſchied beſtätigen alle alte und neue Kenner der Kunſt.

Zeuxis war, nach dem Plinius, ein großer Kenner der Schönheit; er theilte ſie ſeinen Figuren mit, und gab ihnen zugleich das ſanfteſte Colorit. Euphranor wurde mehr vom Erhabnen und Großen gerührt; ſeine Figuren waren mehr edel als ſchön. Ariſtides fühlte weniger die Schönheit der Form, aber mehr die Phyſiognomie und die Geberdenſprache; ſeine Perſonen waren redend, obgleich nicht vollkommen ſchön oder wohl colorirt. Pyreicus mahlte wie Oſtade niedrige Subjecte, aber dieſe vortrefflich.

Empfindlichkeit des Geſchmacks, oder das Vermögen, von Schönheit und Häßlichkeit leicht und ſtark gerührt zu werden, iſt ein nothwendiges Erforderniß zur Vollkommenheit des Genies. Denn, wenn auch die Imagination zu einer großen Thätigkeit fähig iſt: was wird ſie dann aufwecken? welche Triebfedern werden ſie in Bewegung ſetzen, wenn es nicht das lebhafte Vergnügen an den Schönheiten in den Werken der Natur und der Kunſt iſt? Wodurch wird ſie auf ihrem Fluge unterſtützt, und von ihren Verirrungen zurückgebracht werden, wenn es nicht durch eine ſchnelle und feine Empfindung der

Schönheiten oder der Fehler geſchieht, die das Genie während der Arbeit ſelbſt gewahr wird? Alle Empfindſamkeit des Herzens iſt jederzeit eine Quelle von Imagination. Ausſchweifende Empfindſamkeit bringt Schwärmerey hervor; Unempfindlichkeit wirkt Trägheit im Denken, und macht zum Empfinden unfähig. Aber eine ſolche Anlage des Herzens: — von jeder Eigenſchaft, die fähig iſt, Eindruck zu machen, leicht gerührt zu werden; in dem Körperlichen das Geiſtige zu erblicken; und in der ganzen Natur Gegenſtände der Liebe, und Urſachen zur Theilnehmung zu finden; — eine ſolche Anlage des Herzens, verbunden mit einem denkenden Kopfe und einer geſchäfftigen Imagination, bringt ohne Zweifel Genie hervor.

Die Verfeinerung des Geſchmacks hat eine Wirkung auf die Imagination, die in gewiſſermaßen der Empfindlichkeit deſſelben entgegengeſetzt iſt. Das heißt: die vermehrte Delikateſſe in der Wahl der Gegenſtände hindert die Theilnehmung an vielen derſelben, die an und für ſich wirklich im Stande wären, Eindruck auf das Herz zu machen. So wie die Begriffe vom Edlen, Anſtändigen, Würdigen ſich mehr einſchränken, und hingegen die Begriffe vom Niedrigen und Unedlen ſich auf mehrere Dinge ausdehnen, in welchen die gröbern Sinnen und das einfältigere Herz der Vorfahren nichts dergleichen gewahr wurden: ſo bekömmt auch die Imagination mehr Hinderniſſe auf ihrem Fortgange; ſie darf nicht mehr ſo frey umherſchweifen; ſie muß mitten in ihrem Fluge ſich oft zurückhalten, um nicht auf Begriffe zu ſtoßen, die dem Geſchmacke des Zeitalters anſtößig vorkommen könnten. Und ſo wie alſo eine weitausgedehnte Empfindſamkeit die Imagination hebt, und ihr eine große Sphäre giebt, ſo legt ihr hingegen die Delicateſſe des Geſchmacks Schranken.

Es giebt aber hiebey gewiſſe Schranken, die der vollkommne Geſchmack entdeckt, und die der Philoſoph ſchwerlich beſtimmen kann. Es giebt eine übertriebne und eine falſche Verfeinerung. Eine übertriebne, die zuviel für die Kunſt brauchbare Gegenſtände, Vorſtellungen, Ausdrücke, ausſchließt; eine falſche, die in Afectationen, gekünſtelte und ſpitzfindige Gedanken und Ausdrücke ausartet.

Es giebt aber eine wahre und ächte Verfeinerung, die durch den Fortgang der Sitten, der Politik und der Wiſſenſchaften bewirkt wird; und die alles, was an das laſterhafte, das ſchändliche, das häßliche gränzt; was der Sittlichkeit widerſpricht, oder den Sinnen wirklich ekelhaft ſeyn kann, genau zu erkennen und zu vermeiden weis. Homer hat nicht alles vermieden, was mit Recht niedrig kann genannt werden. Virgil mußte ihn nothwendig verfeinern, als er ihn nachahmte; und es wäre Thorheit, zu einer bäuriſchen Einfalt zurückkehren wollen, die, wenn ſie auch einige ganz natürliche Empfindungen und Gegenſtände ſtärker ausdrückt, doch keine Mannichfaltigkeit und Abſchattirungen derſelben kennt.

Der Geſchmack iſt richtig, wenn er nichts als wahre Schönheiten billigt, keine andre Fehler als wahre Fehler verwirft; er iſt genau, wenn er beſtimmt auf den Grad jeder Vollkommenheit und jedes Mangels ſieht. Eine zu große Genauigkeit des Geſchmacks hindert oft eine nicht allzuſtarke Imagination, entweder, weil ſie ſie furchtſam macht und an einem glücklichen Erfolge verzweifeln läßt; oder weil ſie ihr eine zu große Behutſamkeit und Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten giebt. Andreas Verrochio wollte nichts mehr malen, da er in ſeines Schülers Leonardo da Vinci Stücke eine Figur von größrer Schönheit, als alle die ſeinigen, geſehen hatte. Andreas del Sarto iſt ein fleißiger correcter Maler, aber nicht mit genugſamem Geiſt und Leben. Selbſt Popen hat man den Vorwurf gemacht, daß ſeine Imagination unter der zu großen Correction ſeiner Werke litte. Miltons an ſich feurigere Imagination hingegen hätte dieſen Zügel gebraucht, um vor den unnatürlichen Erdichtungen und ausſchweifenden Ideen bewahrt zu werden, die jetzt die Werke dieſes großen Genies entſtellen.

Die Vollkommenheit des Geſchmacks entſteht aus einem gehörigen Gleichgewicht, und einer proportionirten Miſchung aller der verſchiednen Beſtandtheile deſſelben. Der eigenthümliche Character deſſelben in jedem Genie beruht auf der vorzüglichen Stärke des einen Beſtandtheils, und dem zwar geringern aber dazu harmonirenden Grade der übrigen. Kein Menſch kann in allen Künſten, auch nur in allen Theilen einer Kunſt einen gleichen Geſchmack haben; ſo, wie es vielleicht keinen giebt, deſſen Sinne alle gleich ſcharf und fein wären. Es iſt alſo nicht eine unerreichbare, unbegränzte Vollkommenheit des Geiſtes, die wir zum Genie erfordern. Aber eine ausnehmende Vortrefflichkeit in dem einen oder dem andern Theile iſt durchaus nöthig; und dieſe kann nicht gehörig ausgearbeitet werden, dieſe kann in den Werken des Genies nicht ohne merkliche beygemiſchte Fehler erſcheinen, wenn der Geſchmack ſich nicht auch in gewiſſem Grade auf die übrigen Zweige der Kunſt ausbreitet. Der Umfang des Genies iſt gemeiniglich dem Umfange des Geſchmacks gleich. Das allgemeine Genie iſt dasjenige, welches für alle Gegenſtände Empfindung; einen Hang alles zu kennen, und alles zu genießen, und zugleich eine natürliche Unterſcheidungskraft hat, die ſich nach der Natur der jedesmaligen Vorwürfe richtet; das heißt, welches einen allgemeinen Geſchmack hat.

Von dem, was wir vorher geſagt haben, ſind alle große Genies Beyſpiele. Weder Virgil noch Homer ſind fehlerlos. Aber große Schönheiten der einen Art, unterſtützt von einer gewiſſen, obwohl nicht gleichen Vollkommenheit in den übrigen Theilen, machen den Werth ihrer Werke aus. Jedermann, der auch Raphaels und Titians Werke nicht geſehen hat, oder ſelbſt nicht beurtheilen kann, weiß doch, daß beyde für die größten Maler neuerer Zeit erkannt werden, obgleich jener ein ſehr einförmiges Kolorit, und dieſer uncorreckte Zeichnungen hatte. Aber Raphaels ausnehmende Größe in der Erfindung, Anordnung und Zeichnung; und Titians Wahrheit und Kolorit machen, da ihnen die übrigen Vollkommenheiten ihrer Kunſt doch nicht ganz mangeln, daß beyde für vollkommen angeſehen werden.

Jedes Kunſtgenie erfüllt, wenn es arbeitet, ſeinen eignen Wunſch, ſättiget ſeinen Geſchmack, wählt und modelt ſeine Gegenſtände immer zufolge ſeiner Lieblingsneigung.

Dieß veranlaßt uns hier einen Unterſchied zwiſchen dem Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Genie zu bemerken, der, weil er mehr die Folge aller ihrer Verſchiedenheiten, als ein Theil derſelben iſt, weil er mehr den Menſchen, der das Genie ausübt, als die Kraft des

Genies ſelbſt betrifft, oben keinen Platz gefunden hatte. Das wiſſenſchaftliche Genie macht bey ſeinen Aeußerungen den Menſchen geſetzt, ernſthaft, und beynahe finſter; das Kunſtgenie macht ihn lebhaft, aufgeweckt und fröhlich. Die Urſachen laſſen ſich leicht einſehen. Alles Nachdenken, weil es Mühe und Anſtrengung koſtet, macht kalt und ernſthaft. Aber dieſes Nachdenken wird bey wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen alle Augenblicke angewandt, bey Verfertigung der Kunſtwerke nur von Zeit zu Zeit. Bey den erſten wird die Imagination beſtändig in ihrem Lauf unterbrochen; — kaum iſt der Philoſoph auf einen Einfall gerathen, ſo wird er geprüft, zergliedert, zu Schlüſſen angewandt. Bey den letztern kann die Imagination eine beträchtliche Zeit ohne Aufhalten fortgehn. Hier wird ſie alſo nach und nach erwärmt, oft erhitzt, und geräth in das Feuer und die Begeiſterung, die ihr ihre eigne Geſchäfftigkeit giebt: Dort wird ſie beſtändig wieder abgekühlt; die aufwallenden Lebensgeiſter werden unaufhörlich wieder von dem prüfenden Verſtande gedämpft, und das Gemüth bleibt alſo ruhig und ernſthaft. Wenn der Künſtler und Dichter das Nachdenken ausüben: ſo geſchieht es nur durch Einen Actum; — anſchauend: wenn der Philoſoph es anwendet, ſo geſchieht es durch viel wiederholte Actus; er raiſonnirt. Natürlicher Weiſe muß das Nachdenken des letztern um ſo viel mehr den Ungeſtüm des Geiſtes dämpfen, und ſeine Munterkeit unterdrücken, je angeſtrengter und je anhaltender es iſt.

Weiter: Der Philoſoph und der Künſtler genießen beyde Vergnügen, wenn ſie mit Glück arbeiten. Aber bey dem letztern iſt noch auſſerdem der Gegenſtand ſelbſt ergötzend; ſein Werk, ſo wie es wächſt, ſchmeichelt nicht nur ſeiner Eigenliebe, ſondern auch unmittelbar ſeinen Sinnen, oder ſeiner Imagination. Der Maler, der eine ſchöne Geſtalt entwirft, genießt alles Vergnügen der künftigen Anſchauer, und in einem weit höhern Grade. Der Dichter, der eine luſtige oder eine rührende Geſchichte erzählt, wird ſelbſt dadurch ſo gut vergnügt und gerührt, als ſeine Leſer; und das Vergnügen an dem Gefühl ſeiner Kraft hat er oben drein. Wo alſo das größre, das ſinnlichere Vergnügen iſt; da muß auch die größre Lebhaftigkeit des Geiſtes ſeyn.

Auch wenn die Imagination des Philoſophen nicht öfter durch das Nachdenken geſtört und zurückgehalten würde, als die Imagination des Künſtlers und Dichters: ſo würde ſie doch, vermöge der Natur ſeiner Gegenſtände, weniger lebhaft und ſchnell zu Werke gehn. Bey dem erſtern ſind keine plötzliche Ausflüge, keine augenblickliche Erhebungen, ſondern ein ſteter, langſamer, aber anhaltender Fortgang der Imagination. Sie ſchweift bey dem Dichter und Künſtler oft weit umher, oder geht durch gewaltſame Sprünge von einem Gegenſtande auf den andern; bey dem Philoſophen hält ſie einen graden Weg, auf dem ſie Schritt vor Schritt vorwärts geht.

Es giebt Fälle, wo auch das dichteriſche maleriſche Genie mit einer etwas melancholiſchen und traurigen Gemüthsart verbunden ſeyn kann: wenn nämlich die Imagination hauptſächlich für ernſthafte und rührende Gegenſtände gemacht iſt; wenn ſie mit einer großen Empfindlichkeit des Herzens, und einem Hange zu ſchwermüthigen Leidenſchaften verbunden iſt.

Aber auch alsdann noch unterſcheidet ſich das ernſthafte, aber geſetzte und ruhige Gemüth des Philoſophen, von dem traurigen, erweichten, aber doch bewegten Gemüthe des Dichters.

Siebenter Abſchnitt.

Die Geſchicklichkeit zur Ausführung iſt ein nothwendiges Stück des Kunſtgenies.

Wenn das wiſſenſchaftliche Genie unterſucht und gefunden hat: ſo iſt ſeine Arbeit zu Ende. Der Ausdruck dieſer Wahrheiten erfordert ſehr wenig Mühe; macht keine beſondre Kunſt aus, und ſetzt keine eigne Geſchicklichkeit und Uebung voraus. Wenn hingegen der Dichter ſeinen Stoff erfunden, und ſein Gedicht entworfen hat; wenn der Maler in ſeiner Imagination ſein Stück angeordnet und zuſammengeſetzt hat: ſo haben beyde noch bey weitem nicht alles gethan. Der eine muß nun wirklich Verſe machen, der andre muß zeichnen und malen; und dadurch müſſen ſie erſt ihren Gedanken einen Körper geben, der dieſelben fähig mache, auf andre eben ſo zu wirken, wie ſie ſelbſt davon gerührt worden ſind. Hier nun iſt die Arbeit, wodurch die Bilder der Imagination ausgedrückt und ſichtbar dargeſtellt werden, ſo ſchwer und ſo zuſammengeſetzt; erfordert ſo mancherley Kenntniſſe, und eine ſo ſchwere Uebung: daß ſie eben deßwegen auch beſondre Anlagen in dem Geiſte des Künſtlers vorausſetzt; und dieſe Anlagen machen ſelbſt einen Theil des Genies zu jeder Kunſt aus.

Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß die Fähigkeit zur Ausführung vorhanden ſeyn kann, ohne die Kraft zu erfinden. Es giebt gute Spieler in der Muſik, die keine Setzer ſind; gute Verſificateurs, die keine erfinderiſche Dichter ſind; gute Kopiſten, die kein Gemälde aus ihrem eignen Kopfe machen könnten. Dieſe Leute ſind eigentlich keine wahre Genies; obgleich der große Haufe dieſen Namen oft allen ohne Unterſchied beylegt, die eine gewiſſe Geſchicklichkeit in einem ausnehmenden Grade zeigen. Aber

Diſtat ab ingenio longe manus,

ſagt ein Schriftſteller *) von der Malerey. Und dieß iſt von allen Künſtlern wahr.

Auf der andern Seite giebt es erfinderiſche Köpfe, Leute, die gute dichteriſche, maleriſche, architecktoniſche Plane machen; aber niemals zu der Geſchicklichkeit kommen kön-

---

*) Fresnoy de arte graph. verſ. 494.

nen, ſie auszuführen. Solche Leute gehören zu den Genies, aber zu den unvollendeten Genies. Ihre Imagination empfängt immer, aber ſie gebiert nichts, weil ihr die Werkzeuge fehlen, ihre Produckte ans Tageslicht zu bringen. Der Telemach des Fenelon zeigt, daß er zu einem epiſchen Gedichte Begebenheiten, Charactere, Geſinnungen, Reden zu erfinden wußte, aber keine Verſe zu machen. Sein Werk iſt wie eine Zeichnung ohne Farben. Die frühesten Werke der erſten Erfinder werden deßwegen oft von der Nachwelt wenig geſchätzt; weil ihnen die Kunſt der Ausführung, die nur durch die Zeit, die Erfahrung und die Uebung vollkommen werden kann, mangelte.

Bey jeder Kunſt enthält die Ausübung etwas mechaniſches. Der Maler muß lernen den Pinſel führen und die Farben miſchen; der Tonkünſtler muß ſein Inſtrument kennen lernen, und ſeinen Fingern, oder ſeiner Kehle Geſchwindigkeit geben. Selbſt die Kunſtwörter in ein Sylbenmaaß zu zwingen, iſt von der nämlichen Art. Zwar kann die bloße Arbeit, die wiederholte Uebung etwas dabey thun, ohne alle beſondre Fähigkeit. Aber weit kann man es auch in dieſer mechaniſchen

Geſchicklichkeit keiner einzigen Kunſt bringen, wenn nicht die Natur dazu vorgearbeitet hat. Der Sinn, der bey dieſer Arbeit die Aufſicht hat, muß vorzüglich fein und ſcharf; das körperliche Werkzeug, wenn es eines giebt, das die Arbeit verrichtet, muß dazu geſchickt gebaut ſeyn; und in der Seele muß eine Fähigkeit zu der Art von Vorſtellungen vorhanden ſeyn, die bey der Ausübung herrſchend ſind. — Der gute Clavierſpieler muß ein gutes Ohr, elaſtiſche Finger, und eine beſondre Anlage des Geiſtes zu dieſem Inſtrumente mitbringen.

Außer dieſer mechaniſchen Uebung gehören auch noch gewiſſe Kenntniſſe zur Ausführung jedes Kunſtwerks. Die Kenntniß von Licht und Schatten, die Wiſſenſchaft der Perſpektiv, der Anatomie, der Farben, iſt dem Mahler nothwendig. Der Dichter muß ſeine Sprache, die Regeln der Verſe und der Harmonie ſtudirt haben. Alle alſo müſſen auch, wenn ſie in ihrer Kunſt vollkommen werden ſollen, diejenige Fähigkeit beſitzen, die zu den dieſer Kunſt anhängenden Wiſſenſchaften gehört.

Zwar iſt hier eine Kunſt von der andern ſehr unterſchieden. Und um deßwillen iſt auch bey der einen die Geſchicklichkeit der Ausführung ein größerer und beträchtlicherer Theil des ganzen Kunſtgenies, als bey einer andern. Ein Mahler, der ſich ein noch ſo ſchönes Bild in ſeinem Kopfe vorſtellt, hat faſt noch nichts gethan. Ein Dichter, der ſich auf dieſe Weiſe den Stoff zu ſeinem Drama vorſtellt, hat ſchon ſehr viel gethan. Jener findet die größte Schwierigkeit in der Ausführung; dieſer in der Erfindung. Bey jenem trägt die Deutlichkeit des imaginativen Bildes nichts dazu bey, die Darſtellung deſſelben durch Zeichnung und Farben zu erleichtern: bey dieſem kömmt der Ausdruck faſt von ſelbſt, wenn die Idee hell genug iſt.

Diejenige allgemeine Gabe des Ausdrucks aber, die allen Künſtlern und Dichtern gemein ſeyn muß, beſteht in dem Talente, ſich ſelbſt die Gegenſtände in demjenigen Lichte und in der Ordnung vorzuſtellen, in welchen ſie fähig ſind, den meiſten Eindruck zu machen; in dem Talente, bey jedem Zuge, bey jedem Ausdrucke der Rede, bey jedem Griffe auf dem Inſtrumente vorauszuſehen, was er für Wirkung auf die künftigen Zuſchauer oder Zuhörer thun wird. Man ſieht, daß dieſes Talent bey der fernern Zergliederung auf eben die Grundtheile der Imagination und des Geſchmacks zurückgeführt werden kann, aus welchen das Genie ſelbſt beſteht.

Zuweilen giebt es einen gewiſſen Witz, der dem Künſtler eine ungewöhnliche Art des Ausdrucks zeigt; beſſer zu ſagen, der ihm zeigt, wie er ſich zu helfen habe, wenn ſeine Kunſt ihm nicht mehr erlaubt, das auszudrücken, was er verlangt. So ein witziger Einfall war die Verhüllung des Agamemnons in Timanthes bekanntem Gemälde.

Wenn Genie nöthig iſt, um die erfundnen Werkzeuge der Kunſt in ſeine Gewalt zu bekommen, und ſie recht brauchen zu lernen: ſo muß ein noch viel größres dazu gehört haben, ſie zu erfinden. Der, welcher zuerſt Licht und Schatten in die Zeichnungen brachte; zuerſt die Farben miſchte, und zur Nachahmung der körperlichen Gegenſtände anwandte; zuerſt den Pinſel führte, mußte nothwendig, auch bey mindrer Vortrefflichkeit ſeines Werks, das Genie eines Correggio oder Titian in einem hohen Grade haben. Der Dichter, der die Dichtungs- und Versarten erfand, mußte gewiß das Talent des Verſifikateurs beſitzen.

Gemeiniglich haben der Ausdruck eines Künſtlers und ſeine Erfindungen einen gemeinſchaftlichen Character. Pindars Versarten ſind wild und unregelmäßig wie ſeine Ideen; Popes Imagination war ſehr correct; ſo iſt auch ſeine Verſification — Zuweilen aber ſind dieſe beyden Sachen verſchieden. Pietro Teſta war in ſeinen Erfindungen ausſchweifend und unzuſammenhängend; aber ſeine Zeichnung iſt correkt und ausgearbeitet Dieſe Mißhelligkeit zwiſchen der Art der Erfindung und der Ausführung kann entweder von einer Ungleichartigkeit der Imagination und des Geſchmacks herrühren; oder von einem Mangel der mechaniſchen Geſchicklichkeit. Ein Dichter wird ſeinen beſten Gedanken Schaden thun, wenn er ſie in einer todten, oder in einer ihm nicht völlig geläufigen Sprache ausdrücken ſoll. Dem Maler Simon Memmi ſchreibt man Freyheit und Leichtigkeit in ſeinen Erfindungen zu; aber die Kunſt zu malen war zu ſeiner Zeit noch in ihrer Kindheit: und ſo konnte er in ſeiner Ausführung nicht den entgegenſtehenden Charakter des ſteifen vermeiden. — Hinwiederum kann zuweilen die mechaniſche Geſchicklichkeit in einem höhern Grade vorhanden ſeyn, als das Genie der Erfindung. Viele ſind vortreffliche Kopiſten von Manieren geweſen, die ſie in ihren ſelbſterfundnen Gemälden nicht haben anbringen können.

Achter Abſchnitt.

Von der Vereinigung mehrerer Arten des Genies.

Der Inbegriff alles deſſen, was bisher geſagt worden, iſt folgender: Das Genie überhaupt entſtehet aus einer ſtarken Einbildungskraft unterſtützt von Urtheilskraft und Gedächtniß. Das wiſſenſchaftliche Genie entſteht aus einer ſolchen Anlage der Einbildungskraft, die von den ſtärkſten und innigſten Verhältniſſen der Dinge, beſonders Cauſſation und Coexiſtenz, am meiſten gerührt wird; die zugleich der Seele einen Hang giebt, alle Gegenſtände aus dieſen Geſichtspuncten zu betrachten; und die alle übrigen Gedankenfolgen nur in Rückſicht auf jene Hauptverbindungen gebraucht; verbunden mit einem genaufaſſenden und umſtändlich wieder erinnernden Gedächtniſſe, und mit einer tiefdenkenden, und ihre Schlüſſe weit verfolgenden

Urtheilskraft. Das Kunſtgenie hingegen entſteht aus einer Anlage der Einbildungskraft, die durch die leichtern und ſchwächern Verbindungen gerührt wird, beſonders ſolchen, die ein Ding mit vielen andern zuſammenknüpfen, worunter die Aehnlichkeit die vornehmſte iſt; verbunden mit einer dazu einſtimmenden mehr lebhaft als umſtändlich faſſenden Erinnerungskraft; einer richtigen aber ſchnellen Beurtheilungsgabe; einem feinen und aus Gefühl ſtammenden Geſchmack; und endlich der körperlichen oder geiſtigen Geſchicklichkeit, mit dem Inſtrumente der Kunſt nach Willen verfahren zu können.

Einige Philoſophen, worunter Helvetius der neueſte und bekannteſte iſt, haben geglaubt, daß alle Menſchen urſprünglich mit gleichen Fähigkeiten gebohren werden, und daß blos die Erziehung den Unterſchied zwiſchen ihnen mache; daß das größte Genie von dem Dummkopf, und das Genie einer Art von dem Genie der andern, ſo wenig durch innre Verſchiedenheiten in der Natur der Seelen ſelbſt unterſchieden ſey, daß nur die äußern Umſtände unter ihnen hätten verwechſelt werden dürfen, um den einen in den andern zu verwandeln. Alles, was wir bisher geſagt haben, dient dazu, dieſes Vorgeben zu widerlegen. Wenn überhaupt das Wort Fähigkeiten der Seele nicht ein leerer Schall iſt, ſo müſſen wir auch die Verſchiedenheiten derſelben annehmen: weil eben die Erfahrung, die uns das Daſeyn jener beweiſt, zugleich die Beobachtung dieſer Unterſchiede in ſich ſchließt. So weit wir in der Zergliederung des Genies haben kommen können, ſo weit haben wir die Beſtandtheile deſſelben immer in ſeinen verſchiednen Gattungen verſchieden gefunden. Um wie viel mehr muß es ſich alſo von ſeinem Gegentheile, dem unfähigen Kopfe, unterſcheiden? Noch höher hinauf zu ſteigen, und von den beobachteten Grundanlagen der Seele noch allgemeinere Gründe zu ſuchen: dazu führt uns keine Erfahrung mehr; und was kann wohl das bloße Raiſonnement ohne dieſe?

Es giebt ein andres Aeußerſte, welches eben ſo irrig iſt. Dieſes nämlich, zu glauben, daß die verſchiednen Arten des Genies gar nicht mit einander vereiniget ſeyn können. Alle Zeitalter haben Männer aufzuweiſen, die zugleich Genie für die Künſte und die Wiſſenſchaften beſaßen. Ohne derjenigen zu gedenken, die als gleich große

Redner und Philoſophen bekannt ſind, (weil doch die Redekunſt am meiſten an das Gebiet des wiſſenſchaftlichen gränzt,) wie viele hat es deren nicht gegeben, die in der Philoſophie und den bildenden Künſten zugleich ſich Ruhm erwarben. Pamphilus war zugleich Mahler und Mathematikus. *) Metrodorus wurde zu ſeiner Zeit ſowohl für den größten Philoſophen als für den geſchickteſten Mahler gehalten, den Athen aufzuweiſen hatte. **) Unter den Neuern war Leonard da Vinci Mahler, Bildhauer, Baumeiſter, Tonkünſtler, und zugleich ein Mathematikus und Chymikus. Auguſtin Caracci, ein vortrefflicher Mahler, hatte viel Anlage zur Poeſie, und zeigte nicht weniger Fähigkeit in der Beredſamkeit, Naturlehre und Mathematik. Zeigt Hogarths Zergliederung der Schönheit nicht einen tiefdenkenden philoſophiſchen Geiſt? Und wie groß war er nicht als Künſtler?

---

*) Sed primus in pictura omnibus literis eruditus, præcipue arithmetica & geometria.

**) Eodem tempore erat Metrodorus pictor, idemque philoſophus; magnæ in utraque ſcientia auctoritatis. Plin. nat. hiſt. Lib. 35. cap. 11.

Was gehört aber dazu, wenn in einem Manne ſich ſo verſchiedene Gaben vereinigen ſollen? Vornehmlich diejenige Biegſamkeit der Einbildungskraft, von der wir oben geredet haben; und zu dieſer wird hinwiederum ein gewiſſes Gleichgewicht in den Principiis der Ideenverknüpfung und die Fähigkeit erfordert, durch die Idee eines einmal gefaßten Endzwecks ſehr ſtark zur Aufmerkſamkeit gereizt zu werden. Der Vorſatz muß hier befehlen; die Gedankenfolge ſich jedesmal nach demſelben richten können. Wer alles, was er will, ſehr lebhaft und ſtandhaft will: der wird auch mehr von dem ausrichten, was er will; und alſo in mehrerley Sachen glücklich ſeyn können. Wer in ſich eine Leichtigkeit fühlt, nach mehrerley Regeln ſeine Gedanken zu ordnen: der wird auch bald zu den verſchiednen Arten von Arbeiten oder von Gegenſtänden hingezogen werden, bey welchen dieſe verſchiedne Regeln anwendbar ſind. Iſt dieſe Biegſamkeit einer ſchwachen Imagination verliehen, ſo wird der Menſch in vielerley Sachen einen mittelmäßigen Fortgang haben; mit einer ſtarken Einbildungskraft wird ſie ein univerſelles Genie hervorbringen; aber die größte Imagination ohne Biegſamkeit wird immer das Genie auf einen einzigen Zweig der Wiſſenſchaft oder der Kunſt einſchränken.

Doch auch bey den allgemeinſten Genies wird ſelten oder niemals ein vollkommnes Gleichgewicht der Fähigkeiten zu den verſchiednen Wiſſenſchaften oder Künſten ſtatt finden. In der einen werden ſie Meiſter ſeyn, aus einer werden ſie ihr Hauptwerk gemacht haben: die andern werden ſie zur Erholung, oder mit geringerm Erfolge bearbeiten. Die Urſache davon iſt: weil eben ſo wenig in irgend einem Menſchen ein vollkommnes Gleichgewicht ſeiner Gedankenſammlenden Principien vorhanden iſt; weil keiner mit großen Kräften zugleich eine ſo unbeſtimmte Anlage derſelben mit auf die Welt bringt, daß er durch ſeinen Vorſatz und ſeine freywillige Aufmerkſamkeit ihnen alle Arten von Richtung geben könnte.

Ja, man wird gemeiniglich finden, daß ſelbſt die, welche in den verſchiedenſten Fächern mit Glücke gearbeitet haben, dazu mehr durch Zufall als aus innerm Antriebe gekommen ſind; daß gewaltſame äußre Urſachen ſie zuerſt von ihrer Lieblingsbeſchäfftigung haben zerſtreuen, und auf mehrere ihnen weniger angenehme, weniger glückende Arbeiten bringen müſſen. Der natürliche Hang des Geiſtes iſt am öfterſten, nur bey einer Sache zu bleiben; bey derjenigen nämlich, wobey er am meiſten die Schönheiten des Vorwurfs und ſeine eignen Kräfte gewahr wird. Aber Eitelkeit, Erziehung, Nachahmung, nöthigen ihn zuweilen, eine ihm misfällige Arbeit zu verſuchen, in der er nach und nach Geſchmack und guten Fortgang findet, und die er am Ende ſeiner erſten Beſchäfftigung gleich ſchätzt.

Ein andermal finden wir, daß die Leute, die wir Univerſalgenies nennen, wirklich nur in einer Sache Genie, und in den übrigen bloße Lernfähigkeit haben. In der einen Sache erfinden, lehren ſie; in andern lernen ſie blos, was andre erfunden haben.

Die allgemeinſte Erfahrung iſt immer die: daß große Philoſophen zum Dichter und Künſtler zu abſtract, zu methodiſch, und zu kalt; und große Künſtler hingegen zu Philoſophen zu ſinnlich, zu lebhaft und zu ſuperficiell denken. Ariſtoteles, der größte philoſophiſche Erfinder, und der ſelbſt die größte Gabe zum philoſophiſchen Ausdrucke hatte, war doch zur Beredſamkeit und Dichtkunſt wenig geſchickt. Selbſt als Kunſtrichter iſt er mehr dem Forſcher

ſcher der Natur, als dem arbeitenden Künſtler nützlich.

Man würde ſehr unrecht thun, aus einzelnen Beyſpielen zu ſchließen, daß niemand zugleich gut in Verſen und in Proſe ſchreiben; oder zugleich gute Luſt- und Trauerſpiele machen könne. Dergleichen Ausſprüche hat man zuweilen nach einſeitigen Beobachtungen gewagt; obgleich andre Beyſpiele ſie ſogleich hätten widerlegen können. Aber ſoviel iſt doch gewiß: daß nach dem gewöhnlichſten Laufe der Natur jeder Zweig der Kunſt auch ihren eignen Mann erfordre; und daß, je größer die intenſive Kraſt des Genies iſt, deſto kleiner der Umkreis deſſelben ſeyn müſſe.

Es wäre noch ein würdiger Gegenſtand zur Unterſuchung, was für ein Unterſchied zwiſchen den verſchiednen Zweigen jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, (als zwiſchen Portrait- und Hiſtorienmahler, oder zwiſchen Naturlehre und Moralphiloſophie) obwalte, um deſſenwillen ein Menſch gemeiniglich nur zu einem derſelben geſchickt iſt; und was für Eigenheiten der Denkungsart dazu gehören, wenn das Genie hauptſächlich auf den einen oder den andern dieſer Zweige beſtimmt ſeyn ſoll.

Ende.

Johann Macfarlans,

Predigers in Edinburg,

Unterſuchungen über die Armuth,

die Urſachen derſelben

und die Mittel ihr abzuhelfen.

Aus dem Engliſchen überſetzt

und mit einigen Anmerkungen und Zuſätzen

begleitet

von

Chriſtian Garve.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1785.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede des Verfaſſers.

Der Verfaſſer der folgenden Unterſuchungen iſt länger als funfzehn Jahre, entweder wirklicher Vorſteher beynahe aller Anſtalten und Stiftungen zum Beſten der Armen in und um Edinburg, oder er iſt doch von ihrer Verwaltung ein ſehr naher und genauer Beobachter geweſen. Nachdem ſeine Pflicht zuerſt ihn auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam gemacht hatte, fand er bald, daß derſelbe noch weiterer und allgemeinerer Unterſuchungen würdig wäre. Er wendete alſo allen Fleiß an, einige Nachrichten von andern Orten zu erhalten, und Unterricht einzuholen. Die Sammlung der von ihm ſelbſt gemachten, und der von den einſichtsvolleſten Perſonen ihm mitgetheilten Beobachtungen und Betrachtungen, legt er in dieſem Buche dem Publicum vor, weil er glaubt, daß ihre Bekanntmachung von allgemeinem Nutzen ſeyn könne.

Obgleich die Beyſpiele und Erläuterungen größtentheils von den Armenanſtalten der Gegend hergenommen ſind, mit welcher er am beſten Gelegenheit gehabt hat, bekannt zu werden: ſo ſind doch die Grundſätze welche er daraus abſtrahiret, allgemein, und wenn ſie richtig ſind, an jedem Orte anwendbar. Dieſe Grundſätze können, glaube ich, nicht nur denjenigen brauchbar ſeyn, welchen die Aufſicht über die Armen und ihre Verpflegung anvertrauet iſt, ſondern auch Privatperſonen, die zur klugen Austheilung ihrer

Wohlthaten eine Anleitung zu haben wünſchen, da dieſelben oft in Gefahr ſind ihre Güte übel anzuwenden.

Einige der in dieſem Buche behaupteten Meynungen werden vielleicht beym erſten Anblick etwas auffallendes haben, da ſie von denjenigen Begriffen abgehen, welche am allgemeinſten über dieſen Gegenſtand angenommen ſind, und auch ihrer Natur nach am leichteſten Eingang finden. Ich bitte aber meine Leſer, über ſolche Stellen nicht eher zu urtheilen, als bis ſie das ganze Werk durchgeleſen haben. Ich hoffe, jene Sätze werden ihnen alsdann in einem weniger ungünſtigen Lichte erſcheinen.

Von den Wiederholungen, die der Leſer hin und wieder in dieſem Werke finden wird, ſind einige unvermeidlich geweſen, wenn nicht der Zuſammenhang der Ideen unterbrochen werden ſollte. Andre ſind von mir gefliſſentlich nicht vermieden wor-

* * *

Inhalt.

Einleitung. = Seite 1

Erſte Unterſuchung.

Von den Urſachen der Armuth.

Erſtes Kapitel. Von der Armuth, die durch Krankheit, Unglücksfälle, Kindheit oder hohes Alter veranlaſſet wird . 5

Zweytes Kapitel. Urſachen der Armuth, die in äußern und zufälligen Urſachen liegen. Wie dieſe Urſachen in den verſchiedenen Perioden der bürgerlichen Geſellſchaft, bey einem Jäger- oder Hirtenvolke, und bey einem, wo Ackerbau, Handlung und Manufakturen eingeführt ſind, wirken 10

Drittes Kapitel. Faulheit, Unmäßigkeit, Ueppigkeit und andre Laſter ſind die gewöhnlichſten Urſachen der Armuth 26

Viertes Kapitel. Die Anzahl unwürdiger Armen, wird durch zu reichliche und ohne Unterſchied ausgetheilte Allmoſen vermehrt 38

Fünftes Kapitel. Von den Urſachen der Armuth, die nicht allgemein ſind, ſondern von gewiſſen Umſtänden der Zeit und des Orts abhängen . Seite 45

Zweyte Unterſuchung.

Ueber die verſchiedenen Methoden, nach denen man bisher die Armenverpflegung beſorgt hat.

Erſtes Kapitel. Von den in Armenſachen gegebnen Geſetzen. Auszug aus den ſchottiſchen . 50

Zweytes Kapitel. Bemerkungen über die Armengeſetze. Unwirkſamkeit derſelben. Urſache davon . 66

Drittes Kapitel. Vom öffentlichen Betteln, und deſſen größerer oder mindrer Schädlichkeit, nach Verhältniß der Größe des Orts, wo es geſtattet wird . 79

Viertes Kapitel. Von der Methode, die Armen durch Wochen- oder Monatsgelder zu unterhalten. Vorzüge derſelben. Die dagegen zu machenden Einwürfe ſind nicht unbeantwortlich . 86

Fünftes Kapitel. Von Armen- oder Arbeitshäuſern.

I. Abſchnitt. Von den Vortheilen, die man ſich bey denſelben zum Zwecke geſetzt hat Seite 90

II. Abſchnitt. Warum dieſe Zwecke, in der erſten Zeit nach Errichtung der Armenhäuſer beſſer erreicht werden als in der Folge . 94

III. Abſchnitt. Weitre Ausführung der gegen Armenhäuſer zu machenden Einwürfe 97

IV. Abſchnitt. Gründe die für die Armenhäuſer angeführt werden können. Die obigen Einwürfe werden dadurch nicht gehoben 132

Sechstes Kapitel. Auszüge aus den Berichten, die der vom engliſchen Parlament, im Jahr 1776 zur Unterſuchung der Armenſachen niedergeſetzten Committee übergeben worden ſind . 136

Siebentes Kapitel. Von Armenſteuern, oder einer zur Unterſtützung der Armen gemachten geſetzlichen Auflage . 150

Achtes Kapitel. Von der Armenpolicey in Holland.

I. Abſchnitt. Von den Urſachen, warum es ſo wenig Arme in Holland giebt Seite 190

II. Abſchnitt. Von der Art und Weiſe, wie man in Holland die Armen verſorgt 196

III. Abſchnitt. Von den Quellen, aus welchen in Holland die Gelder zur Unterhaltung der Armen genommen werden . 200

Neuntes Kapitel. Von verſchiedenen Arten der milden Stiftungen.

Einleitung. . 205

I. Abſchnitt. Von Wayſenhäuſern . 207

II. Abſchnitt. Von Freyſchulen in England, Schottland und Irrland . 235

III. Abſchnitt. Von Hoſpitälern, beſtimmt für die Kinder ſolcher Eltern, die ehedem in beſſerm Wohlſtande gelebt haben 243

IV. Abſchnitt. Vorzüge und Mängel der Hoſpitäler überhaupt . 247

V. Abſchnitt. Von Hoſpitälern für abgelebte arme Perſonen, die ehedem in beſſern Glücksumſtänden geweſen ſind . 254

VI. Ab-

VI. Abſchnitt. Von den Allmoſen, die an Arme nur bey beſondern Veranlaſſungen, und auf eine Zeitlang gereicht werden S. 259

Dritte Unterſuchung.

Welches die wirkſamſten Mittel ſind, dem Anwachs der Bettler vorzubeugen, und der Noth der Armuth abzuhelfen.

Erſtes Kapitel. Daß es gefährlich ſeyn würde, die gegenwärtige Einrichtung des Armenweſens plötzlich umzuändern 273

Zweytes Kapitel. An welchen Oertern, und unter welchen Umſtänden eine Verbeſſerung der Armenanſtalten vorzüglich nöthig iſt . 277

Drittes Kapitel. Vorſchläge und Plan zu einer ſolchen Verbeſſerung.

I. Abſchnitt. Die Armen müſſen in der genaueſten Aufſicht gehalten werden. Schwierigkeit dieſer Aufſicht, beſonders in großen Städten. Die vornehmſte entſteht aus der nicht erkannten Wichtigkeit der Sache 279

II. Abſchnitt. Von der Wahl der Perſonen, welchen die Verwaltung der Armenſachen anvertraut werden ſoll . 286

III. Ab-

III. Abſchnitt. Von dem Amte eines Armeninſpektors. Nothwendigkeit und Pflichten deſſelben . . Seite 290

IV. Abſchnitt. Von den Pflichten und Geſchäfften der Vorſteher und Direktoren der Armenverpflegung . 295

V. Abſchnitt. Die vom Allmoſenamte unterhaltne Arme ſollen ein Zeichen zu tragen verbunden werden . 314

VI. Abſchnitt. Von Werk- und Zuchthäuſern. Summariſche Ueberſicht des ganzen Plans 320

Viertes Kapitel. Vorſchläge zu Verbeſſerung der Armenhäuſer, da wo dieſelben einmal errichtet ſind. 348

Fünftes Kapitel. Von dem Vorſchlage, den in Armenanſtalten erzogenen Kindern, wenn ſie ſich wohl aufgeführt haben, eine Ausſteuer auf den Fall ihrer Verheyrathung zu geben . 356

Beſchluß. . 364

Anhang, worinn ein Auszug aus einigen über dieſe Materie erſchienenen Schriften gegeben wird . 368

Unter-

Unterſuchungen über den Zuſtand und die Verpflegung der Armen.

Einleitung.

Die Verpflegung der Armen hat ſchon lange die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich gezogen. Sie macht einen der wichtigſten, und wie es ſcheint, einen der ſchwerſten Theile der Policeyanſtalten aus. In England iſt die zu Unterhaltung der Armen aufgelegte Steuer jährlich geſtiegen, indeß die Anzahl derſelben in gleichem Verhältniſſe mit den Summen zu wachſen ſcheint, die zu ihrem Beſten aufgebracht werden.

Hume macht bey der Gelegenheit, da er von den Geſetzen Heinrichs des Achten redet, mit der ihm eignen Einſicht in politiſche Angelegenheiten folgende Anmerkung: „Einige Geſetze gegen Bettler und Landſtreicher kamen unter dieſer Regierung zum Vorſchein. Dieſer zur innern Landesverwaltung gehörige Gegenſtand, den die Menſchlichkeit einem wohlwollenden Geſetzgeber ſo kräftig empfiehlt, der beym erſten Anblicke ſcheint ſo leicht in Richtigkeit gebracht werden zu können, iſt doch im Grunde am ſchwerſten auf ſo eine Art anzuordnen, daß der Endzweck erreicht, und die Antriebe zum Fleiße dabey nicht vermindert werden.“

Eine zu kärgliche Verſorgung der Armen, oder eine ſtrenge Vollziehung der Strafgeſetze gegen Bettler und Vagabunde, bringt ſie zur Verzweiflung; oder ſetzt dieſe unglücklichen Geſchöpfe allen den Quaalen aus, welche der Mangel nothwendiger Bedürfniſſe nach ſich zieht. Eine zu reichliche Verſorgung, wenn ſie der Armuth ohne eine ſorgfältige Auswahl der Subjecte zugeſtanden wird, reitzt zur Faulheit: woraus am Ende diejenige äußerſte Verderbniß der Sitten, und diejenige Lüderlichkeit entſteht, die man nur zu oft unter den bettelnden Armen gewahr wird.

Die Engliſche Geſetzgebung hat dieſen Gegenſtand nicht aus der Acht gelaſſen. Kaum giebt es irgend ein Uebel, darüber in Abſicht der Armen geklagt wird, gegen welches nicht in dem einen oder dem andern unſerer Geſetze Vorkehrungen gemacht worden wären. Indeß darinn die ausgebreitetſten Vollmachten ertheilt werden, um für würdige Arme Beyſteuern aufzubringen, ſind zugleich die ſtrengſten Verordnungen zu Beſtrafung der faulen und nichtswürdigen ergangen. Und doch, obgleich dieſe Geſetze ſchon ſeit langer Zeit in ihrer vollen Kraft ſind, ſcheint das Uebel im Allgemeinen ſich doch eher vergrößert als vermindert zu haben.

Es iſt eine Sache von Wichtigkeit, die Urſachen dieſes Uebels zu entdecken. Die vornehmſten derſelben ſcheinen zu ſeyn, daß man nicht den Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfange überdacht, und daß man nicht die Eigenſchaften hinlänglich unterſchieden hat, durch welche ein Armer ein Gegenſtand des Mitleidens, oder ein Gegenſtand der Beſtrafung wird. Dadurch iſt es geſchehen, daß zu der einen Zeit, wenn die Aufmerkſamkeit des Publicums gerade darauf iſt gerichtet geweſen, muthwillige Bettler zu entdecken und zu beſtrafen, auch wahre Hülfsbedürftige dem Mangel ausgeſetzt, oder zu unverdienten Züchtigungen verurtheilt worden; daß hingegen zu einer andern Zeit, wenn für die Armen überhaupt Anſtalten zur Verpflegung gemacht worden, auch die lüderlichſten Müßiggänger reichliche Allmoſen erhalten haben. Daraus ſind zwey einander entgegenſetzte, aber gleich gegründete Klagen entſtanden: eine Klage über Grauſamkeit und Härte, die man gegen unglückliche Nebenmenſchen beweiſe; und eine Klage über verſchwendete Wohlthaten des Publicums, und über eine übel angebrachte Gelindigkeit, wodurch Müßiggang und Laſter geſtärkt werde.

Wenn man, anſtatt die Armenanſtalten immer nach einer ſo einſeitigen Betrachtung zu machen, die gewöhnlichſten Urſachen, welche Armuth hervorbringen, unterſucht und aufgezählt hätte; wenn man die Charaktere und Umſtände der Dürftigen einzeln unterſucht, und jedem derſelben wenigſtens nach einigem Verhältniß der Würdigkeit Hülfe oder Beſtrafung zuerkannt hätte: dann wäre zu hoffen geweſen, daß der würdige Arme auf eine mehr auskömmliche Art hätte verſorgt, der träge und unnütze im Zaume gehalten, und daß eine auf der Nation ſchwer liegende Auflage hätte vermindert werden können. Obgleich dieſes Unternehmen bey dem erſten Anblicke ſehr viele Schwierigkeit zu haben ſcheint: ſo glaube ich doch, daß man bey genauerer Betrachtung weder die Idee davon ganz ſchimäriſch, noch die Ausführung unmöglich finden wird. Dieß ſoll alſo der Gegenſtand der folgenden Unterſuchungen ſeyn: erſtlich, die vornehmſten Urſachen aufzuſuchen, woraus Armuth entſteht; dann die verſchiedenen Methoden zu prüfen, die bisher zu Verſorgung derſelben gebraucht worden, endlich einige Entwürfe, wie den durchgängig gefühlten und beklagten Beſchwerden abgeholfen werden könne, vorzulegen.

Erſte Unterſuchung.

Die Urſachen der Armuth.

Erſtes Kapitel.

Von der Armuth die durch Krankheit, Unglücksfälle, Kindheit oder hohes Alter, veranlaſſet wird.

Dieſes ſind die natürlichen und oft unvermeidlichen Urſachen der Armuth. Die armen Unglücklichen dieſer Art müſſen Uebel ertragen, die ſie ſich ſelbſt nicht zugezogen haben, und die ſie auf keine Weiſe vermeiden konnten. So finden wir es, wenn wir um uns herumſehen, unter den Menſchen überhaupt, ſo finden wir es unter den niedrigern Claſſen insbeſondre. Viele von den letztern bringen mit ihrer Armuth zugleich unheilbare Krankheiten auf die Welt, und ſind dazu verurtheilt, ſo lange ſie leben, einen ſiechen oder verſtümmelten Körper mit ſich herumzuſchleppen, der ſie zu allen Arten der Arbeit untüchtig, und ihren Unterhalt ganz von der öffentlichen Mildthätigkeit abhängig macht. Eine noch größre Anzahl von Menſchen finden wir, die, ob ſie gleich einen unverſtümmelten Körper, und die vollſtändigen menſchlichen Kräfte von der Natur erhalten haben, und dadurch ehedem ſich ſelbſt zu ernähren vollkommen im Stande waren, doch durch Krankheiten der einen oder der andern Art zu einem gleichen Zuſtande des Unvermögens, der Dürftigkeit und der Abhängigkeit mit jenen erſtern gebracht worden. Oft iſt ihr Fleiß ſelbſt die Urſache ihrer Krankheit, und ihre Unfälle ſind nicht Wirkungen ihrer Thorheit und Lüſte, ſondern die Folge der Anſtrengung oder der Gefahren geweſen, denen ſie bey ihren Arbeiten unvermeidlich ausgeſetzt waren.

Andre, obgleich nicht durch Krankheit zur Arbeit untüchtig gemacht, ſind doch durch nicht zu verhütende Unglücksfälle in Armuth gerathen. So ſehr ſie auch Fleiß mit Sparſamkeit vereinigt haben, um nicht nur ſich ihren täglichen Unterhalt zu erwerben, ſondern auch etwas für die Zukunft oder für ihre Kinder bey Seite zu legen: ſo haben ſie doch dieſen ihren kleinen Schatz nicht gegen Zufälle ſichern können. Oft ſind ſie durch unvorhergeſehene Ereigniſſe alles ihres erworbenen Eigenthums beraubt worden. Gewalt und Tyranney hat es ihnen entriſſen, oder Betrug und Liſt hat es ihnen aus den Händen geſpielt; das Feuer hat es verzehrt, die Fluthen haben es weggeſchwemmt.

Durch ſolche Urſachen kann der tugendhafteſte und der arbeitſamſte Mann wider ſeinen Willen die öffentliche Wohlthätigkeit anzuflehen genöthigt werden.

Zu dieſer Claſſe gehören auch hülfloſe Kinder oder abgelebte Alte. Einige der erſten, wenn ſie ihrer Aeltern beraubt ſind, kommen ſchon in die Verpflegung des Publicums, ehe ſie noch ſich ſelbſt kennen. Dieſe werden durch ihre kunſtloſen unſchuldigen Blicke, durch ihr jammerndes Geſchrey, das Mitleiden fühlender Herzen weit kräftiger für ſich erwecken, als alle noch ſo beredt vorgetragne Gründe zur Wohlthätigkeit thun könnten.

Das andere Extremum, das ohnmächtige und hinſinkende Alter fordert nicht weniger unſern Beyſtand auf. Dieſe itzt unvermögenden Greiſe waren einſt, ſo lange ſie Geſundheit und Kräfte hatten, fleißige und thätige Bürger, und trugen gerne zur Unterſtützung anderer Unglücklichen bey. Vielleicht waren ſie auch ſorgfältig genug, von dem Erwerb ihres Fleißes ſo viel aufzuſparen, als zu ihrer Erhaltung in dieſer letzten Periode des Lebens nöthig ſeyn möchte. Aber dieſe iſt über ihre gewöhnliche Grenze verlängert worden: ſie haben zugleich ihr Vermögen und ihre Freunde überlebt. Die, von welchen ſie in ihren beſſern Tagen gekannt wurden, liegen im Staube, und nun müſſen ſie, ſo ungern ſie es thun, zu dem Mitleiden von Fremden ihre Zuflucht nehmen. Ihr ehrwürdiges graues Haar fordert von uns, daß einige Ehrerbietung ſich mit unſerm Mitleiden vermiſche.

Andre werden durch Schwäche ihrer Seelenkräfte in Armuth gebracht. Ich rede nicht von den ganz Blödſinnigen, welche durch eine fehlerhafte Organiſation des Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt ſind. Perſonen dieſer Art ſind durchaus hülflos, und müſſen alſo immer von dem Beyſtande andrer abhängig bleiben. Ich meyne die weit größre Anzahl derjenigen, die zwar ihr völliges Bewußtſeyn und einen gewiſſen Grad von natürlichem Verſtande haben, auch in ihrer erſten Jugend thätig und bemühſam geweſen ſind, aber nicht die nöthigen Fähigkeiten beſitzen, um ſich mit ihrer Arbeit in der Welt durchzubringen. Es iſt um deſto nöthiger, Perſonen dieſer Art als Gegenſtände des Mitleidens auszuzeichnen, da ſie deſſelben ſo wenig von der Welt erhalten. So ſehr ſie wünſchen, ſich ſelbſt zu verſorgen, und ſo ungern ſie von der öffentlichen Mildthätigkeit abhängen wollen, ſo macht doch ihr Mangel von Ueberlegung und Vorausſehungskraft, daß ſie unfähig ſind, für künftige Unglücksfälle Vorkehrungen zu machen, oder dem zu befürchtenden Mangel vorzubeugen. Demohnerachtet wird dieſe Claſſe von Menſchen oft mit unverſchuldetem Tadel belegt; und ihre Unfähigkeit wird ihr zum Verbrechen angerechnet. Allerdings giebt es darunter einige, die durch Ausſchweifungen ihren Verſtand geſchwächt, oder durch Faulheit die Ausbildung deſſelben gehindert haben, und deshalb keine Nachſicht verdienen. Aber viele ſind doch wirklich von einer ſolchen natürlichen Gemüthsſchwäche, daß ſie zum voraus eine Sache zu überlegen, und Anſtalten auf die Zukunft zu machen, gänzlich unfähig ſind. Ein unmittelbar gegenwärtiges Gut kann ſie reitzen; eine nahe und dringende Gefahr beunruhiget ſie. Aber ſobald das eine oder die andre ein wenig weiter von ihnen weggerückt werden: ſo verlieren ſie beyde aus den Augen. Solche Perſonen ſind immer ein Gegenſtand des Mitleidens geweſen, und müſſen es ſeyn. Sie dürfen nicht zu reichlich verſorgt werden; denn das würde eine Verſuchung zum Müßiggange und zur Verſchwendung für andre abgeben: Aber ein mildes Publicum muß ſie auch, natürlicher Gebrechen wegen, die oft das Antheil der Menſchheit ſind, nicht als Verbrecher behandeln.

Noch mannichfaltige andre Urſachen können Menſchen ohne ihr Verſchulden in unvermeidliche Armuth ſtürzen. Aber die bisher genannten ſind die gewöhnlichſten und allgemeinſten.

Die Armen von ſolchen Eigenſchaften als bisher ſind beſchrieben worden, haben ein unſtreitiges Recht auf unſern Beyſtand, und wir haben eine heilige Pflicht, ſie zu unterſtützen. In der That ſind nur wenige Menſchen von dem Gefühl des natürlichen Mitleidens, welches uns von ſelbſt antreibt, denſelben beyzuſtehen, entblößt. Des Mannes Herz muß ſchon durch den beſtändigen Anblick des Elendes verhärtet, oder gegen alle Empfindungen der Menſchlichkeit erſtorben ſeyn, der den matten Blick der mit Krankheit verbundenen Armuth ohne Wehmuth anſehen; von dem

Elen-

Elende eines fleißigen Mannes ein ungerührter Zeuge ſeyn, oder den hülfloſen Wayſen und den dürftigen Greis vor Augen haben kann, ohne daß die Begierde ihnen beyzuſtehen, in ihm entſtünde. Der weiſe Urheber unſrer Natur, da er uns zur Geſellſchaft beſtimmte, hat auch in uns diejenigen Triebe und Empfindungen gelegt, die zur Aufrechterhaltung der Geſellſchaft, d. h. zu gegenſeitiger Beförderung unſrer Wohlfahrt, und alſo auch zu gegenſeitiger Hülfleiſtung bey Unglücksfällen nothwendig ſind.

Zweytes Kapitel.

Urſachen der Armuth, die in äußern und zufälligen Umſtänden liegen. Anwachs der Bevölkerung. Eine Ueberſicht der menſchlichen Bedürfniſſe auf den verſchiedenen Stufen der bürgerlichen Verfeinerung: unter einem noch wilden, einem von Viehzucht lebenden, einem Ackerbau treibenden, einem mit Fabriken und Handel beſchäftigten Volke. Die Anzahl der Armen iſt in dieſem letzten Zuſtande am größten.

Nicht die unfruchtbaren Länder und die wilden Nationen ſind es, unter welchen es die meiſten Armen giebt, ſondern grade die fruchtbarſten und am meiſten angebauten. Eben die Umſtände, von welchen man glauben ſollte, daß ſie die beſten Mittel wären, der Armuth vorzubeugen, ſind in einigen Fällen die Haupturſachen derſelben geworden. Ein fruchtbarer Boden, aufs vollkommenſte angebaut, giebt einen großen Ueberfluß von Produkten. Aber eben dieſer befördert die Bevölkerung in ſo einem Grade, daß in einer Reihe von Jahren die Menge der Einwohner für den Ertrag des Landes dennoch zu groß werden kann. Dieß iſt ganz augenſcheinlich der Fall in China, und in den reichern Gegenden von Indien, wo eben deswegen das Geſetz armen Aeltern erlaubt, ihre neugebornen Kinder wegzuſetzen. Dieſe Unmenſchlichkeit würde in einem Staate nie erlaubt worden ſeyn, wo eine hinlängliche Quantität von Nahrungsmitteln für die Einwohner vorhanden wäre; und Aeltern würden nie ſich derſelben ſchuldig gemacht haben, wenn ſie nicht dazu durch die gewiſſe Vorausſehung wären gezwungen worden, daß ihre Kinder in kurzem Opfer eines unabhelflichen Mangels werden würden. Man weiß aus ſichern Nachrichten, daß die Volksmenge in jenen Ländern ſo groß ſey, daß eine einzige ſchlechte Erndte viele tauſende in die Gefahr ſetzt, Hungers zu ſterben.

Auf gleiche Weiſe findet ſich auch in Europa die größte Anzahl der Armen in den größten, ſchönſten und cultivirteſten Reichen. Italien, Spanien, Portugall, Frankreich und Großbritannien haben deren, in Verhältniß ihrer Größe, weit mehrere als irgend ein andres Land, deſſen Boden unfruchtbarer, und deſſen Cultur geringer iſt. Großbrittannien iſt ohne Zweifel jetzt weit reicher, und ſeine Einwohner ſind mehr civiliſirt als vor zweyhundert Jahren. Und die Anzahl ſeiner Armen hat ſich auch ſeit der Zeit ſo vergrößert, daß die zu ihrer Verſorgung erhobene Auflage, die zu jener Zeit eine unbeträchtliche Summe ausmachte, itzt über zwey Millionen Pfund Sterling beträgt. Nach der Rechnung eines ſcharfſinnigen Schriftſtellers enthält Schottland gegenwärtig anderthalb Millionen Einwohner, unter denen hundert tauſend Arme ſind, d. h. ſolche, die von öffentlichen oder geheimen Wohlthaten leben. Wenn in England und Irrland die Proportion der Armen zu den ſämmtlichen Einwohnern die nämliche iſt: ſo muß ihre Anzahl ungeheuer groß ſeyn. Doch das wird ſich deutlicher zeigen, wenn ich die verſchiedenen Arten, ſie zu verſorgen, unterſuchen werde.

Demohnerachtet kann dieſe Vermehrung der Armen nicht ganz allein von der wachſenden Volksmenge entſpringen. Andre zufällige Urſachen müſſen noch hinzukommen, die es nicht unnütz ſeyn wird zu erforſchen. Zu dem Ende will ich einige allgemeine Betrachtungen über die menſchlichen Bedürfniſſe anſtellen, wie dieſelben mit dem Fortgange der Geſellſchaft ſich vermehren und zugleich abwechſeln. Daraus wird ſich zeigen, daß in der letzten Periode, wenn durch den Fortgang des

Luxus, Manufakturen und Handel Platz gewonnen, die Zahl der Armen nothwendig am größten ſeyn müſſe. Dieſe anſcheinende Ausſchweifung von meinem Hauptgegenſtande wird, wie ich hoffe, ſich am Ende als damit zuſammenhängend zeigen.

Unter den Stämmen der Wilden giebt es keine Armen. Da wenig Ermunterungen zur Bevölkerung vorhanden ſind: ſo iſt die Zahl der Einwohner gegen den Umfang des Landes, welches ſie beſitzen, klein. Der Forderungen der ſimpeln Natur ſind wenige. In dieſem Zuſtande ſind die Menſchen, da ſie die Verfeinerungen des Wohllebens, da ſie unſere Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe nicht kennen, auch frey von den Quaalen, die vielen unter uns der Mangel derſelben macht. Da das Land nicht vertheilt iſt, ſo kann beynahe jeder durch Fiſchen oder Jagen ſich ſo viel verſchaffen, als er zu Befriedigung ſeiner natürlichen Bedürfniſſe braucht. Die Wilden ſind überdieß nicht mit der Erhaltung ſchwächlicher und alter Leute belaſtet. Jene kommen, aus Mangel der erforderlichen Pflege, bald in der erſten Kindheit um; dieſe ſind bereit, ihrem Leben zu entſagen, ſo bald Stärke und Thätigkeit ſie zu verlaſſen anfangen.

Uns kann vielleicht ein ſolches Volk durchaus arm ſcheinen, weil es mit den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten unbekannt iſt, die wir zum Glück unſers Lebens nothwendig finden. Aber an ſich verdient es in der That dieſen Namen nicht.

Jeder Menſch lebt bey demſelben nicht nur unabhängig, weil es ihm frey ſteht, und weil er auch im Stande iſt, von der See oder vom Lande ſeinen Unterhalt für ſich und für ſeine Familie zu gewinnen; ſondern die meiſten ſind auch glücklich, weil ſie ihren Zuſtand und ihre Lebensart jeder andern vorziehen. Crantz erzählt uns, daß von den Grönländern die Europäer für arm gehalten werden, weil dieſe nicht Seehundsblut zu trinken haben. Für ſie iſt der Schwanz eines jungen Wallfiſches ein ſo herrliches Mahl, als für einen europäiſchen Epikuräer das feinſte Ragout aus einer franzöſiſchen Küche. Die Geſchichte eines jungen Hottentotten iſt bekannt, der, nachdem er eine beträchtliche Zeit unter einer geſitteten Nation gelebt hatte, wo ihm auf das freundlichſte war begegnet worden, die erſte Gelegenheit ergriff, in die Wälder zu ſeinen Landesleuten zurückzukehren, bloß aus Sehnſucht, nach der Art zu leben, und aus Liebe der Sitten, zu welchen er in ſeiner Jugend war gewöhnt worden. Die Nationen, welche den dürreſten Boden und das traurigſte Clima bewohnen, und die dabey in dem roheſten Zuſtande leben, ſind nach der Erfahrung grade diejenigen, welche ihr Land am meiſten lieben. Menſchen, die auf dieſe Weiſe unabhängig, und mit ihrem Zuſtande zufrieden ſind, können unmöglich für arm gehalten werden.

Auf der zweyten Staffel des geſellſchaftlichen Zuſtandes, wenn die Menſchen von dem Ertrage ihrer Heerden leben, iſt die Volksmenge ſchon größer. Milch und Fleiſch von zahmem Viehe geben mehr Nahrungsmittel und mit leichtrer Mühe, als, wegen des ungewiſſen Erfolges der Jagd, vom Wilde erhalten werden können. Nichtsdeſtoweniger iſt auch hier noch die Anzahl der Menſchen im Verhältniß der Größe der Länder, die ſie mit ihren Heerden durchſtreichen, klein, und ihre Bedürfniſſe ſind von gleich geringer Anzahl. Die Tartarn und Araber, welche viele Jahrhunderte hindurch in dieſem Zuſtande herumirrender Hirten gelebt haben, erſcheinen zwar in der Geſchichte zuweilen fürchterlich, ſo oft viele ihrer Stämme unter Einem kriegeriſchen Fürſten vereinigt, üppige, und durch Weichlichkeit ſchwache Nationen angegriffen haben; aber an ſich ſind ſie, nach den beſten Nachrichten, bey weitem ſo zahlreich nicht, als civiliſirte Nationen, die gleich große Länder bewohnen.

Da in dieſem Zuſtande ſchon ſich die Begriffe vom Eigenthumsrecht feſtgeſetzt haben, indem jedem ſein Vieh ausſchließungsweiſe zugehört, ſo kommt auch eine Ungleichheit und eine gewiſſe Subordination zum Vorſchein, weil einige Familien nun nothwendig reicher werden als andre. Da aber die, welche anſehnliche Heerden beſitzen, wieder viel Leute brauchen, um dieſe Heerden hüten und warten zu laſſen, oder ihr Eigenthum an denſelben zu beſchützen: ſo findet faſt jeder Arme hier leicht im Dienſt der Reichern Beſchäftigung und Unterhalt. Der Knecht iſt freylich ärmer als der Herr: aber keiner leidet ſchlechterdings Mangel. Da die Reichen für ihre wenigen Bedürfniſſe einen großen Ueberfluß von Befriedigungsmitteln beſitzen: ſo zeichnen ſie ſich durch Gaſtfreyheit gegen Fremde, und durch Mildthätigkeit gegen diejenigen aus, welche unter ihrem Schutze ſtehen. Ehe der Araber ſein Morgenbrod auf freyem Felde verzehrt, ruft er erſt laut alle, die ſich in dem Umkreis, zu welchem ſeine Stimme reichen kann, befinden, herbey, es mit ihm zu theilen. In ſo einer Verfaſſung der Geſellſchaft kann es alſo wenig Bettler oder im eigentlichen Verſtande Arme geben.

In dem dritten Zeitalter der bürgerlichen Geſellſchaft, wenn Grund und Boden unter die Menſchen vertheilt und ein Eigenthum geworden iſt, wo alsdann Ackerbau die Hauptquelle des Unterhalts wird, wächſt die Bevölkerung noch weit anſehnlicher. Dann iſt die Arbeit eines oder weniger Menſchen hinlänglich, Nahrungsmittel für viele hervorzubringen. Je mehr durch einen fleißigen und geſchickten Anbau die Landesprodukte vermehrt werden, deſto ſtärker wird, durch die Leichtigkeit eine Familie zu erhalten, zur Bevölkerung ermuntert. Aber da es bey weiterm Fortgange des geſellſchaftlichen Lebens unausbleiblich geſchieht, daß der größre Fleiß und Verſtand Einiger, daß Eroberung oder Erbſchaften das Landeigenthum in wenige Hände bringen: ſo iſt von dieſer Zeit an, der übrige größre Theil des menſchlichen Geſchlechts genöthigt, ihren Unterhalt denen abzuverdienen, welche die Beſitzer von Grund und Boden geblieben ſind. Eine Menge dieſer Beſitzloſen beſchäftiget ſich damit, die Aecker der Reichen anzubauen, oder ihre Heerden zu hüten: andre an Zahl nicht geringer laſſen ſich freywillig oder gezwungen zu den mannichfaltigen Knechtsdienſten herab, die das menſchliche Leben fordert.

Dieß ſcheint der Urſprung der Sclaverey in den alten Zeiten geweſen zu ſeyn. Arme, die weder ein eignes Stück Land, noch Gelegenheit hatten, ſich durch ihre Arbeit ſelbſt zu verſorgen, waren genöthigt, ihre Freyheit denjenigen hinzugeben, welche im Stande waren, ſie zu ernähren. Für Nahrung und Kleider machten ſie ſich auf Zeitlebens anheiſchig, die willkührlichen Befehle eines Herrn zu befolgen. In den reichſten und bevölkertſten Ländern des Orients war dieſe grauſame Gewohnheit eine geſetzmäßige Verfaſſung geworden, ſo daß hier die eine Hälfte der Menſchen das Eigenthum der andern, und einen Theil ihrer Reichthümer ausmachte. Obgleich itzt mit Recht dieſe Einrichtung als unmenſchlich angeſehen wird, und deswegen auch in den meiſten policirten Staaten abgeſchafft iſt: ſo hatte ſie doch das Gute, daß es nicht nur der Vortheil des Herrn war, ſeine Sclaven billig zu behandeln, und ihre Kinder groß zu ziehen, ſondern daß es auch als ſeine Pflicht betrachtet wurde, ſie in Krankheiten und

Alter zu verpflegen. Da die Sclaverey von den Aſiatern auch zu den Römern und Griechen gekommen, und faſt in jedem ordentlich verfaßten Staate der alten Welt eingeführt war: ſo konnte Betteley, oder die äußerſte Dürftigkeit in dem Alterthum wenig bekannt ſeyn. *) Die Ernährung und Verpflegung der Armen war keine Sorge des Publicums, es war die Sache jedes Privatmanns, der als Herr, größre Vortheile von der Arbeit der in ſeinem Dienſt ſtehenden Armen einerndtete, als er zu ihrer Unterhaltung Aufwand brauchte.

Die letzte und höchſte Stufe der Verfeinerung in der bürgerlichen Geſellſchaft iſt alsdann erreicht, wenn bey fortdaurender Feſtigkeit des Wohnplatzes und des Eigenthums, und fortgehender Cultur des Bodens, endlich Manufakturen und Handel empor kommen. Wo großer Zuwachs von Produkten iſt, da begnügen ſich die Menſchen nicht mit dem Nothdürftigen; ſie verlangen bald auch Bequemlichkeiten und Vergnügen. Die Bemühung dieſe ſich zu verſchaffen, hat die unendliche Man-

---

(*) Das iſt wider die Thatſachen und die Geſchichte. Schon im Homer finden wir Bettler, welche freye Leute waren. Auf allen Blättern der alten Geſchichte leſen wir von armen freyen Bürgern, welche über die oft weit reichern Sclaven der großen ſeufzen. In den letzten Jahrhunderten der römiſchen Republik, war dieſes Uebel bis zur äußerſten Höhe geſtiegen. Faſt die ganze niedrige Claſſe der Einwohner von Rom, die ſich auf ihr Bürgerrecht brüſteten, lebten von öffentlichen Almoſen. A. d. U.

Mannichfaltigkeit von Handwerken und Künſten hervorgebracht, von denen itzt ſo viele tauſend Menſchen ihren Unterhalt haben, und durch welche einige, die größern Fleiß oder höhere Geſchicklichkeit beſitzen, zu Reichthümern gelangen. Da nun durch die Einführung dieſer neuen Arten von Arbeiten eine größere Anzahl von Händen hat beſchäfftiget werden können, und da durch den Lohn derſelben das Eigenthum ſich gleicher und unter mehrere vertheilt hat, ſo ſollte man erwarten, daß dadurch zugleich die Anzahl der Armen vermindert worden ſeyn müßte. Das Gegentheil iſt gleichwohl erfolgt: und dieß ſowohl deswegen, weil die Bevölkerung dadurch in einem noch höhern Grade geſtiegen iſt, als die Gegenſtände zu Beſchäfftigung oder die Mittel zum Unterhalt zugenommen haben; als auch weil die Sache ſelbſt, welche hier die Mittel zum Erwerb darreicht, zugleich ſehr häufig eine zufällige Urſache des Mangels und der Armuth geworden iſt.

Ein Handwerker oder Künſtler kann, ſo lange er geſund iſt, und hinlänglich zu thun hat, leicht ſo viel erwerben, als zum bequemen Auskommen für ihn und ſeine Familie gehört. In der Hoffnung, daß dieſes immer ſo ſeyn werde, heyrathet er, und erzeugt Kinder. Aber wenn er nun durch lange Krankheiten vom Arbeiten abgehalten, oder zu demſelben untüchtig wird, oder wenn er zeitiger ſtirbt, ehe er noch für ſein Weib und ſeine Kinder etwas hat bey Seite legen können: ſo gerathen

rathen dieſe nothwendig in Dürftigkeit, und müſſen wenigſtens eine Zeitlang von der Güte andrer abhängen. Wenn ferner, wie es bey dem immer veränderlichen und ſchwankenden Zuſtande des Handels und der Fabriken oft der Fall iſt, derjenige Zweig der Induſtrie, zu welchem dieſer Mann allein iſt erzogen worden, anfängt in Verfall zu gerathen; wenn die Produkte derſelben weniger Abſatz finden: dann verſinkt er in eine gleiche Dürftigkeit, es ſey dann, daß er bald wieder eine andre Art der Beſchäfftigung für ſich ausfündig mache, wozu oft keine Möglichkeit vorhanden iſt.

Auf gleiche Weiſe iſt der Handel, obgleich die größte Quelle des Reichthums für ganze Nationen, doch oft die Urſache der Armuth für einzelne Perſonen. Indeß der Fleiß und die Betriebſamkeit des Einen durch glückliche Zufälle unterſtützt und belohnt wird, geräth der andre bey dem nämlichen Handlungszweige durch Unglücksfälle ins Verderben. Der Seemann kann, ſo lange er den Gefahren der Schifffahrt und dem ſchädlichen Einfluſſe ungeſunder Himmelsſtriche entgeht; ſeine Familie reichlich unterhalten. Da aber täglich eine große Anzahl ein Opfer von beyden wird: ſo entſtehen daraus eben ſo viele verlaſſene Wittwen und Wayſen, die der Fürſorge des Publicums überlaſſen bleiben.

Ein ſtehendes Kriegsheer, welches itzt in jedem blühenden und handelnden Staate für nothwendig gehalten wird, giebt auch vielen aus den untern

Claſſen eine ihrem Stande angemeſſene Verſorgung. Aber ſobald der Soldat heyrathet und Kinder bekömmt, ſo iſt ſein eingeſchränkter Sold gemeiniglich für dieſe nun hinzukommenden Verzehrer nicht hinlänglich. Iſt das Weib eine ſehr thätige und geſchickte Arbeiterinn: ſo iſt es vielleicht möglich, daß ſie ein erträgliches Auskommen haben, ſo lange ſie bey einander ſind. Aber nun geſchieht es oft, daß der Mann durch die Pflicht ſeines Standes von Hauſe abgerufen wird. Die Seinigen können ihm nicht ins Feld oder außer Landes folgen; und ſein geringer Sold reicht nicht zu, die Koſten einer doppelten Haushaltung zu beſtreiten. Das arme Weib, das vielleicht mit vier, fünf Kindern zurück bleibt, für deren Unterhalt ſie alleine ſorgen ſoll, findet es alsdann unmöglich, ſo viel zu erarbeiten, als für ſie ſelbſt und für dieſe nothwendig iſt.

Es iſt eine niederſchlagende Betrachtung, daß der Nationalflor und der Reichthum eines ganzen Staats faſt nothwendig gewiſſe Uebel und Beſchwerden bey Individuis hervorbringt. Nicht nur Ueppigkeit, ſondern auch Armuth wird dadurch unter die Menſchen gebracht. Ein gewiſſer Schriftſteller macht die Bemerkung: „Daß die Armengeſetze in Holland nicht zur Zeit der Reformation gegeben worden, noch durch die Aufhebung der Klöſter veranlaſſet worden, ſondern vielmehr eine Folge der anwachſenden Volksmenge „und des ſteigenden Handels bey ihnen geweſen,

»wodurch zu gleicher Zeit ſehr arbeitſame und ſehr »faule Leute unter ſie gekommen ſind. Auf gleiche Weiſe folgte unſer Hauptarmengeſetz, das »von dem drey und vierzigſten Jahre der Königinn Eliſabeth, ungefähr eben ſo viel Jahre auf »den Zeitpunkt, in welchem unſer Handel aufzublühen angefangen hatte. Der Streit zwiſchen »dem Erzherzog Maximilian und den Staaten von »Flandern, welcher einen großen Theil des flandriſchen Handels nach Holland trieb, endigte ſich »im Jahr 1491; und das erſte der gedachten holländiſchen Geſetze wurde vierzig Jahre darauf »gegeben, ſo wie unſer Geſetz vierzig Jahre nach »dem Ende der von der Königinn Maria verhängten Religionsverfolgung, und nach den erſten von »der Königinn Eliſabeth dem Handel gegebnen »Ermunterungen.« *)

Eine andre Urſache der Armuth in dieſer letzten und höchſten Stufe des Fortgangs der bürgerlichen Geſellſchaft iſt, wenn Ackerbau, Manufakturen und Handel, nachdem ſie die größte Höhe erreicht haben, zu welcher ſie nach der Natur und den Umſtänden jedes Landes empor ſteigen können, ſo fort, wie es beynahe immer der Fall iſt, ſtille ſtehen, oder gar zu ſinken anfangen. So lange ſie im Wachſen ſind, iſt ein groſſes Begehr nach arbeitenden Händen, und der Lohn der Arbeit iſt ebenfalls hoch. Die Bewegungsgründe, welche zum

---

(*) Poſtlethwayt's Handlungslexicon, unter dem Artikel Arme.

zum Fleiße antreiben, ſind alsdann ſo ſtark, daß auch die Faulſten ſich dadurch bewogen finden, wenigſtens ſo viel zu arbeiten, als zu ihrem Unterhalt nöthig iſt, und die Fleißigen in kurzem reich werden. Während dieſer Periode giebt es wenige oder keine Bettler. Dieß war in der That der Fall, in welchem ſich die amerikaniſchen Colonien befanden, ehe die gegenwärtigen unglücklichen Zwiſtigkeiten *) in dieſem emporblühenden Staate ausbrachen. Maurer und Zimmerleute konnten ſich des Tages vier und einen halben Schilling (1 Thlr. 12 gl.) verdienen, Schneidergeſellen drittehalb Schillinge, oder zwanzig gl. andre Handarbeiter nach Proportion. Da auf dieſe Weiſe der Fleiß aufs höchſte aufgemuntert wurde, der Unterhalt aber zugleich wohlfeil war: ſo dürfen wir uns darüber nicht wundern, wenn wir hören, daß kaum irgend ein Bettler in dieſem ganzen damals ſo glücklichen Lande gefunden wurde.

Ein ſehr gelehrter und einſichtsvoller Schriftſteller, **) auf deſſen Werk ich meine Leſer verweiſe, wenn ſie dieſe Materie gründlich und vollſtändig auseinander geſetzt ſehen wollen, ſagt: »Nicht »in den Ländern, welche die reichſten ſind, ſon»dern in denen, welche reich werden, in denen,

---

*) Das Original iſt noch vor Endigung des Krieges geſchrieben.

**) Smith in ſeiner Unterſuchung der Natur und der Urſachen des Nationalreichthums 1 B. 8. Kap.

„deren Wohlſtand am ſchnellſten zunimmt, iſt der Arbeitslohn am größten.“

Obgleich in Großbrittannien Handel und Gewerbe im Ganzen noch nicht im Abnehmen ſind; ob es gleich eher wahrſcheinlich iſt, daß bis itzt unſer Reichthum wächſt: ſo ſind doch ſchon gewiſſe Symptome vorhanden, welche anzeigen, daß wir uns einem Stillſtande nähern. Es giebt noch blühende Manufakturen bey uns: aber andre, welche ehedem für die Hauptzweige der Landesnahrung gehalten wurden, ſind itzt im Verfalle. Der Arbeitslohn iſt gleichfalls, im Verhältniſſe des Preiſes der Lebensmittel, und der auch unter den geringern Ständen eingeführten Lebensart, mäßig. Unſer Land wird jährlich von tauſenden ſeiner Einwohner entlediget, die es des Krieges, des Handels wegen, oder um in der Fremde ihr Glück zu ſuchen, verlaſſen, und niemals zurückkommen. Deſſen ungeachtet können in Friedenszeiten die übrig gebliebenen und bald wieder ſich vermehrenden Einwohner, mit genauer Noth Beſchäfftigung finden. Dieſe und ähnliche Erſcheinungen ſcheinen anzudeuten, daß wir unſre Mittagshöhe erreicht haben; daß die Anzahl der Armen unter uns wahrſcheinlich noch immer mehr zunehmen wird; und daß es in Zukunft ſehr wohl Leute wird geben können, die, bereit und geſchickt zu arbeiten, doch keine Arbeit finden, und die alſo, ohne alle ihre Schuld, arm werden.

Dieſes ſind heut zu Tage ſehr gewöhnliche Urſachen der Armuth, von denen man in den frühen Zeitpunkten der Geſellſchaft nichts wußte, und deren ſchädliche Folgen die Vortheile einigermaßen aufwiegen, welche wir von einem mehr geſitteten und verfeinerten Zuſtande einerndten.

Ich nenne dieſelben zufällige, von außen hinzugekommene Urſachen, (adventitious), weil ſie ſich in dem einfachen Naturſtande nicht finden, folglich nicht in weſentlichen Eigenſchaften oder Verhältniſſen der Menſchen ſelbſt liegen, ſondern lediglich von den äußern Umſtänden herkommen, in welchen ſich eine Nation in Abſicht ihrer Verbindungen mit andern, des Abſatzes ihrer Manufakturen, und der Ausbreitung ihres Handels befindet. Aber, ob ſie gleich nach dem gemeinen Begriffe des Worts zufällig ſind: ſo ſind ſie doch nichts deſtoweniger unvermeidlich. Die, welche durch die Wirkung derſelben leiden, haben durch ihre Schuld nichts beygetragen, ſie zu veranlaſſen, ja ſie vermochten nicht einmal dieſelben vorauszuſehen, geſchweige ihnen zuvorzukommen. Solche Perſonen verdienen alſo allerdings, daß man ihnen zu Hülfe komme. Der Kaufmann, der Fabrikant, der Künſtler, der Seemann und der Soldat, wenn dieſe alles, was in ihrer Macht ſtand, für die Geſellſchaft und für ihre Familien gethan haben, und doch durch unvermeidliche Unfälle in Armuth gerathen, haben auf unſre Mildthätigkeit das erſte und größte Recht. Ganz beſonders muß auf die Weiber und Kinder derjenigen armen, aber braven Männer, die ihr Leben in der Vertheidigung ihres Vaterlandes wagen, Rückſicht genommen werden. Wenn dieſe in dem Dienſte deſſelben bleiben: ſo ſind die Wittwen und Wayſen, welche ſie hinterlaſſen, unſerer Vorſorge und unſers Beyſtandes vor allen andern würdig. Wäre es immer möglich, dieſe mit Zuverläßigkeit unter dem großen Haufen der Armen zu erkennen, und von den weniger verdienſtvollen zu unterſcheiden, (welches oft ſehr ſchwer fällt,) ſo würden wir Vorwürfe verdienen, daß ſie nicht auf eine beßre und ſicherere Art verſorgt werden.

Drittes Kapitel.

Faulheit, Unmäßigkeit, Ueppigkeit und andre Laſter, ſind die gewöhnlichſten Urſachen der Armuth.

Obgleich die Anzahl der Armen, die es durch die itzt gemeldeten Urſachen werden, beträchtlich genug iſt, ſo macht ſie doch nur einen kleinen Theil von denen aus, welche gegenwärtig dem Publicum zur Laſt fallen, und ſelbſt merklichen Nachtheil zuziehen. Hätten wir keine andren Armen zu verſorgen, als ſolche, die durch nothwendige und unvermeidliche Urſachen in Armuth gerathen ſind: ſo würde es leicht ſeyn, ihnen eine auskömmliche Verſorgung zu verſchaffen. Aber nach den gegründetſten Vermuthungen beſteht bey weitem die gröſte Anzahl der Armen aus ſolchen, die es entweder durch ihre eigne unmittelbare Verſchuldung, oder durch ihre ehemalige ſchlechte Aufführung geworden ſind.

Faulheit iſt eine der gewöhnlichſten Urſachen der Armuth. Kein Hang iſt im menſchlichen Geſchlechte ſo allgemein, als der zum Müßiggang. Zwar iſt der Menſch zur Thätigkeit geboren. Jeder hat einen Trieb, ſeine Kräfte auf eine gewiſſe Art zu äußern, und einige haben ihn mit einer raſtloſen Unruhe. Aber vor einer vorgeſchriebenen, anhaltenden, gleichförmigen und zweckmäßigen Arbeit haben faſt alle Menſchen einen natürlichen Abſcheu. Es iſt ein ſehr ſtandhafter Vorſatz, oder es iſt eine lebhafte Leidenſchaft nöthig, um dieſe Abneigung zu überwinden. In den höhern Ständen iſt es das Gefühl der Ehre, oder die Begierde, Ehre zu erlangen, nebſt der Furcht vor der Schande, welche die Menſchen anſpornet, ſich aus ihrer natürlichen Trägheit herauszureiſſen, und ihre Kräfte in Geſchäfften, wodurch Reichthum oder Anſehn erworben wird, anzuſtrengen. In den niedrigern Claſſen iſt der Bewegungsgrund zu Fleiß und Sorgfalt im Arbeiten, bey einigen die gewiß lobenswürdige Begierde nach Unabhängigkeit, bey andern die Liebe zu ihrer Familie, hauptſächlich aber und bey den meiſten, die Furcht vor dem wirklichen Mangel. So ſtark auch dieſe Triebfedern ſind: ſo giebt es doch viele, auf welche keine derſelben Eindruck macht, und die demnach in den tiefſten Müßiggang, und in eine vollkommene Unthätigkeit verſinken. Nur der wirkliche Hunger kann dieſe gegen alle Gefühle der Schaam und des Vortheils verhärtete Geſchöpfe von ihrem unflätigen Faullager aufrufen, und ſie bewegen, einige Schritte zu thun, nur um dieſen gegenwärtigen und augenblicklichen Bedürfniſſen abzuhelfen. Viele dieſer Unwürdigen, ob ſie gleich Kräfte im Ueberfluſſe haben, um von ihrer Hände Arbeit leben zu können, ſchützen demohnerachtet, Gott weiß! welches Unvermögen vor, und erpreſſen Almoſen. Nicht ſelten müſſen ſie, um auf dieſe Weiſe einen ungewiſſen und zufälligen Unterhalt zu erbetteln, ſich mehr Beſchwerden und Mühſeligkeiten gefallen laſſen, als die Arbeit ihnen koſten würde, durch welche ſie ſich ein gewiſſes und hinlängliches Auskommen hätten verſchaffen können.

Andre, obgleich nicht ſo ſtinkend faul, ſcheinen demohnerachtet entſchloſſen zu ſeyn, jeden Tag nicht mehr zu arbeiten, als für den Unterhalt dieſes Tages nöthig iſt. Dieſe Art zu denken iſt bey gemeinen Leuten ſehr gewöhnlich. Wenn ſie durch drey Tage Arbeit in der Woche ſo viel verdienen können, als ſie für die ganze Woche unumgänglich brauchen: ſo bringen ſie die übrigen Tage mit Müßiggang und Herumlaufen zu. Und dieß macht, daß hoher Arbeitslohn und wohlfeiles Brodt, oft den Fabriken ſchädlich befunden worden iſt, weil Arbeiter niemals ſchwerer als zu ſolchen Zeiten zu haben ſind: nicht weil es wirklich an Händen fehlt, ſondern weil die, welche da ſind, nicht durch eine dringende Nothwendigkeit zum Arbeiten getrieben werden.

Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als würde durch hohen Arbeitslohn, wenn er in einem ganzen Lande und für gewöhnlich hoch iſt, dem Müßiggange Verſchub gegeben. Nein, grade im Gegentheil hat die Erfahrung gelehrt, daß dieß den Fleiß belebt, und daß unter einem Volke, bey welchem der ſchnell anwachſende Reichthum das Arbeitslohn erhöhet, es die wenigſten Bettler giebt. Aber das iſt ungezweifelt richtig, daß, wenn der Arbeitslohn nur abwechſelnd und gelegentlich hoch, und dabey der Preis der Lebensmittel gering iſt, Leute von einem natürlichen Hange zur Faulheit und Unmäßigkeit ſich jener Vortheile bedienen, um dieſen Neigungen ein Genüge zu thun. Einige Jahre her iſt in der Stadt Paisley, nicht weit von Glasgow, die Manufaktur von ſeidner Gaze in großen Flor gekommen. Ein gemeiner Weber konnte gegen zwölf Schillinge die Woche verdienen. Sein Weib und zwey bis drey Kinder, durch Seidewinden beynahe eben ſo viel. Die Folge davon war, daß viele derſelben nur drey Tage in der Woche arbeiteten, und die übrigen drey in Bierhäuſern zubrachten. Nach einem ſo langen müßigen Herumſchwärmen kehrten ſie dann nicht anders als mit Widerwillen zu ihrer Arbeit zurück. Nirgends waren, wie man ſagt, die Werbofficiere glücklicher. Sie fanden eine Menge junger Burſchen, die durch fünf Guineen Handgeld und die Hoffnung eines, wie ſie glaubten, müßigen und gemächlichen Lebens geblendet, Soldaten wurden, um ſich mit viertehalb Schilling (1 Thlr. 8 gl.) die Woche zu behelfen, da ſie vorher als Weber auf zweymal ſo viel Einkommen rechnen konnten.

Perſonen dieſer Gemüthsart, ſo möglich es ihnen auch ſeyn mag, ohne außerordentliche Anſtrengung und ohne übertriebne Sparſamkeit ſo viel zu ſammlen, als nöthig iſt, um ihre ſpätern Jahre gemächlich, und in Unabhängigkeit zuzubringen, ſetzen ſich doch oft lieber der Gefahr aus, künftig Mangel zu leiden, ehe ſie ſich für itzt etwas abſchlagen, oder ihre Trägheit überwinden ſollten: und ſo werden ſie nach und nach Gegenſtände der öffentlichen Mildthätigkeit. Theils laſſen ſie durch ihre Fahrläßigkeit die Gelegenheiten, die ſich ihnen darbieten einen kleinen Vorrath auf die Zukunft zu ſammlen, aus den Händen; theils machen ſie ſich durch Unmäßigkeit zu künftiger Arbeit untüchtig. Sie mögen entweder nicht auf die möglichen Fälle einer Krankheit, des Unvermögens im hohen Alter, oder mangelnder Kundſchaft hinausſehen, wovon ſie doch gewiß eines oder das andre zu erwarten haben: oder, wenn ſie auch daran denken, ſo iſt doch die Furcht vor dieſen entfernten Uebeln nicht im Stande, ihrem Hange nach gegenwärtiger Gemächlichkeit und Wohlleben Einhalt zu thun. Da es unter den alten und kranken Armen ſo viele giebt, welche es aus dieſen Urſachen geworden ſind: ſo muß zuweilen der Beyſtand, der ihnen bewilligt wird, eingeſchränkt werden, um nicht bey andern die heilſame Furcht vor der Zukunft zu vermindern. Eine andre Urſache der Armuth iſt Unmäßigkeit und Ueppigkeit, worunter man bey den untern Claſſen, vornehmlich das Uebermaaß im Eſſen und Trinken zu verſtehen hat, es ſey Uebermaaß in Abſicht des Körpers, welcher nicht ſo viel verlangt, oder des Beutels, welcher den Aufwand dazu nicht bezahlen kann. Leute, welche hierzu eine Neigung haben, bleiben immer arm, ſo fleißig und geſchickt ſie immer ſeyn mögen. Es ſcheint freylich hart, Leuten, die ſchwer arbeiten, eine reichliche Nahrung und gewiſſe körperliche Stärkungen zu verſagen. Niemand ſcheint dieſelben beſſer zu verdienen, als der, welcher ſie ſich in dem Schweiße ſeines Angeſichts erwirbt. Dieſes iſt wahr. Auch das iſt wahr, daß eine ſparſame Koſt einen Mann bey ſchwerer Arbeit zu erhalten, und ihm dazu Kräfte zu geben, nicht hinlänglich iſt. Aber ſo viel iſt auf der andern Seite auch gewiß, daß viele von der arbeitenden Claſſe auf Ein Niederſitzen mehr verzehren, beſonders mehr gegohrne und geiſtige Getränke zu ſich nehmen, als für drey mäßige Perſonen hinreichend ſeyn würde, und noch weit mehr, als ihrer Geſundheit und Stärke zuträglich iſt. Man ſagt, daß einige Londner Laſtträger ſo ſtark arbeiten können, daß ſie täglich eine Guinee (7 Thlr.) verdienen, wovon zehn bis zwölf Schillinge (3⅓ bis 3⅔ Thlr.) wieder auf Eſſen und Trinken verwendet werden. Es wäre ſicher beſſer für ſie und das Publicum, wenn ſie weniger verdienten, und mäßiger lebten. Der Luxus in den großen Städten Englands iſt ſo hoch geſtiegen, daß das gemeine Frühſtück der Leute aus den niedrigſten Claſſen in Thee und geröſtetem Butterbrodt beſteht, da ſie ſich doch gewiß auf eine viel wohlfeilere Art und mit Nahrungsmitteln, die ihnen zu ihren Arbeiten mehr Kräfte geben würden, ſättigen könnten.

Dieſe Neigung der gemeinen Leute, herrlicher zu leben, als es ihre Umſtände erlauben, oder als es in denſelben ſchicklich iſt, wird durch die Bedienten der Reichen und Vornehmen noch mehr unter ihnen ausgebreitet. Da dieſe in den Häuſern ihrer Herren eines üppigen und verſchwenderiſchen Lebens gewohnt worden, ſo finden ſie es ſehr ſchwer, ſich hernach mit einer geringern Koſt zu behelfen, wenn ſie ihre eigne Haushaltung errichtet haben. Sie laſſen ſich dahero leicht verleiten, ihr Einkommen bis auf den letzten Heller, und noch mehr als ihr Einkommen, zu verzehren; ſo daß die kleinſte Noth, der erſte Unglücksfall, weil er ſie ganz unvorbereitet findet, ſie völlig über den Haufen wirft. Viele der Auftritte des Elendes, von denen wir täglich Zeugen ſind, haben hierinn ihre Quelle. Etwas mehr Nüchternheit und Mäßigkeit im Eſſen und Trinken bey den Perſonen, welche dieſes Elend erfahren, würde ſie davor haben bewahren können.

Gegen dieſe dem gemeinen Mann gemachte Beſchuldigung könnte man anführen: daß der Arbeitslohn vieler aus den niedrigen Claſſen ſo geringe iſt, daß es unmöglich für ſie ſey, mehr zu verdienen, als zu ihrem täglichen Unterhalt erfordert wird. Dieß kann in einigen Fällen wirklich ſo ſeyn. Aber das iſt auch gewiß, daß es nur wenige giebt, ſelbſt von denen, deren Beſchäftigungen am wenigſten einträglich ſind, die nicht, wofern ſie nur von Krankheit frey bleiben, im Stande ſeyn ſollten, ſo viel zu erübrigen, daß ſie ſich davon eine Zeitlang arbeitslos unterhalten könnten. Es fehlt auch in der That nicht an Beyſpielen von arbeitenden Leuten, die bey dem ſparſamſten Verdienſt, durch Mäßigkeit und Fleiß unterſtützt, mehrere Kinder groß gezogen haben, und ſelbſt erſt im hohen Alter, ohne ie eine öffentliche Unterſtützung genoſſen zu haben, geſtorben ſind.

Ein jüngſt verſtorbener Lord in der Nachbarſchaft von Edinburg, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine wohlüberlegte Freygebigkeit, als durch ſeine genaue Wirthſchaft auszeichnete, hatte Gelegenheit, einer beträchtlichen Anzahl Arbeitsleute eine beſtändige Beſchäfftigung bey ſich zu geben. Den Alten und Schwächlichen gab er durch das ganze

Jahr des Tages einen halben Schilling (4 gr.); den Geſunden und Starken gab er die drey Wintermonate hindurch $\frac{2}{3}$ Schilling (5$\frac{1}{3}$ gr.) und die übrigen neun Monate, für jeden Werkeltag $\frac{5}{6}$ Schilling oder zehn Pence (6 gr. 8 pf.) Es iſt eine Thatſache, daß ohne irgend ein anders Verdienſt oder Einkommen dieſe Leute nicht nur mit dem angezeigten Lohne ſich durchbrachten, ihre Kinder groß zogen, und ohne Schulden ſtarben, ſondern daß, welches an Oertern, wo der Luxus herrſcht, ſelbſt Leuten aus den unterſten Claſſen unglaublich ſcheinen wird, einige davon ſogar eine kleine Baarſchaft bey ihrem Tode hinterließen. Seine Handwerksleute hingegen, als Zimmerleute, Schmiede u. ſ. f. bekamen anderthalb bis zwey Schillinge täglich: und doch erübrigten ſie nichts.

Es iſt eine merkwürdige Beobachtung, daß die in die tiefſte Armuth verſunkenen, gemeiniglich nicht aus derjenigen Claſſe ſind, welche eine ſehr ſchlecht bezahlte Arbeit verfertigt, aber oft aus der, welche für den höchſten Tagelohn gearbeitet haben. Obgleich auch die von der letzten Art unſerer Wohlthätigkeit bedürfen, ſo verdienen ſie ſie doch nicht am meiſten; und das Mitleiden gegen dieſelben kann nicht ſo rege werden, als gegen ſolche, welche es ſchlechterdings nicht in ihrer Gewalt hatten, der Armuth zu entgehen.

Laſter iſt eine andere gewöhnliche Quelle der Armuth. In jedem Stande, vom niedrigſten bis zum höchſten, lohnt es ſeine Diener mit Elend. Einige Arten von Laſter, ob ſie gleich allen Menſchen ſchädlich ſind, ſind doch vornehmlich dem gemeinen Mann verderblich. Unter dieſe gehört der Trunk und unzüchtiger Umgang mit dem andern Geſchlecht, zwey Laſter, die man jetzt beynah in jeder etwas größern Stadt, in jedem volkreichen Dorfe herrſchen ſieht.

Beſonders hat die Gewohnheit, geiſtige Getränke bis zum Uebermaaße zu ſich zu nehmen, bey dem gemeinen Manne ſo überhand genommen, daß man beynah auf jeder Straße von den ekelhaften Wirkungen derſelben beleidigt wird. Kein Laſter hat eine ſo große Menge von geringen Handwerkern und Tagelöhnern zu Grunde gerichtet, keines mehr Familien ins Elend geſtürzt. Der Aufwand, der zu Anſchaffung dieſer Getränke erfordert wird, iſt gemeiniglich über ihr Vermögen. Es muß alſo dem, was zur Erhaltung ihrer Familie nöthig wäre, entzogen werden. Aber ein noch größrer Schaden entſteht aus der berauſchenden Kraft dieſer Getränke ſelbſt. Sie iſt gemeiniglich ſo groß, daß noch, ehe der Mittag herankömmt, der unglückliche Menſch, der ſich dem Uebermaaße in denſelben ergeben hat, zu ſeinem Geſchäffte untüchtig wird. Die dadurch hervorgebrachte und erkünſtelte Fröhlichkeit macht, daß er, ohne auf die Folgen zu ſehen, immer auf ſeinem Wege fortfährt, und nicht eher die Oerter der Ausſchweifung verläßt, als bis ſein Geld und ſein Credit mit ſeiner Geſundheit zugleich verloren iſt.

Indeß wenn ein der Geſellſchaft ſo nachtheiliges Laſter unſern Abſcheu erregt, ſo verdienen doch oft diejenigen, welche Opfer deſſelben werden, unſer Mitleiden. Die Angewöhnung deſſelben iſt nicht immer eine Folge von lüderlicher Gemüthsart, oder einem zügelloſen Leben. Oft ſind es gehäufte Unglücksfälle und langwieriger Kummer, welche den Menſchen dazu bringen. Wenn durch einen einzigen unbeſonnenen Schritt, oder durch unvorherzuſehende, unvermeidliche Zufälle, ein Menſch alle ſeine Hoffnungen verſchwinden ſieht, und aus dem Wohlſtande zur Dürftigkeit und Verachtung herabſinkt: ſo kann der gekränkte Stolz und die fehlgeſchlagene Erwartung dieſen Zuſtand ſo unerträglich machen, und das Gemüth mit ſo viel finſtern Bildern erfüllen, daß dem Menſchen ſein Daſeyn, und das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt verhaßt wird. In dieſem Zuſtande leiſten ihm berauſchende Getränke den traurigen Dienſt, ihn ſeiner ſelbſt auf eine Zeitlang vergeſſend zu machen, das Nachdenken zu verbannen, und ihm eine vorübergehende Erleichterung ſeines Zuſtandes zu verſchaffen. Aber die entfernteren Folgen davon ſind ſchrecklich. Die durch den Rauſch verſchaffte Beſänftigung des Kummers iſt nur augenblicklich; die Lebensgeiſter, welche durch die ſtarken Getränke ermuntert worden, ſind bald wieder zerſtreut; und die darauf folgende Erſchlaffung ſetzt das Gemüth in einen deſto muthloſern und verzweiflungsvollern Zuſtand. Sehr bald werden dieſe Perſonen verſucht, von neuem zu demſelben Hülfsmittel ihre Zuflucht zu nehmen. Aber nun iſt ſchon ein noch ſtärkres Getränk, oder eine größre Doſis nöthig, um eben die Wirkung hervorzubringen. So ſchreiten ſie in der Völlerey fort, bis endlich ihr ganzer körperlicher Bau dadurch in Unordnung geräth, ihre Seelenkräfte geſchwächt werden, und aus einem, ehedem vielleicht nützlichen und hochgeſchätzten Manne, ein Gegenſtand der Verachtung, höchſtens des Mitleidens wird.

Lüderlichkeit oder unerlaubter Umgang beyder Geſchlechter, iſt eine nicht weniger gemeine Urſache der Armuth. Obgleich dieſes Laſter noch an allen Orten Schande nach ſich zieht, ſo iſt doch in volkreichen Städten die Verſuchung dazu für einen jungen gedankenloſen Menſchen ſehr groß, weil es ihm hier nicht ſchwer fällt, es im verborgenen zu begehen. Die Menge der Weibsbilder, die ſich hier ſelbſt feilbieten, und mit der äußerſten Schamloſigkeit alle Künſte der Verführung anwenden, macht die Gefahr noch größer. Das Uebel, was daraus entſteht, iſt nicht blos die Gewohnheit, herumzuſchwärmen, müßig zu gehen und Aufwand zu machen; ſondern oft iſt es eine der ſchrecklichſten und ekelhafteſten Krankheiten von allen, denen die menſchliche Natur ausgeſetzt iſt. Am allerverderblichſten iſt dieſes Laſter für die Weibsperſonen aus den gemeinen Claſſen. Iſt einmal ihr guter Name verloren: ſo hört auch alle Schaam, jede Zurückhaltung bey ihnen auf. Und wären ſie auch nach einiger Zeit geneigt, ihre unglückliche Lebensart zu verlaſſen: ſo macht doch die allgemeine Verachtung, die ſie von jeder Geſellſchaft rechtſchaffner Leute ausſchließt, daß ſie auch ſehr ſchwer eine Arbeit finden, mit der ſie ſich ehrlicher Weiſe ernähren könnten, wodurch ſie dann oft wider ihren Willen gezwungen werden, in ihrer laſterhaften Laufbahn zu beharren. Endlich kommen Krankheiten hinzu, welche gemeiniglich dieſelbe beſchließen. Dann werden dieſe unglücklichen Geſchöpfe Gegenſtände des äußerſten, aber eines mit Abſcheu vermiſchten Mitleidens.

Viertes Kapitel.

Die Anzahl unwürdiger Armen wird durch die gewiſſe Hoffnung, welche **Armwerdende** zu einer Unterſtützung haben, und durch eine zu reichliche und ohne Unterſchied bewilligte Verſorgung der **Verarmten** vermehrt.

Wenn wir die dem Menſchen ſo natürliche Einſchränkung aller ſeiner Sorge auf ſein eignes Ich, die vielen auffallenden Beyſpiele von Härte und Unbarmherzigkeit gegen Arme, und die große Anzahl derer bedenken, welche in dem äuſſerſten Elende ſchmachten: ſo ſcheint eine Klage über zu reichlich ausgetheilte Allmoſen ſehr befremdend und ungegründet zu ſeyn. Demohnerachtet kann dargethan werden, daß dieß mit unter die Urſachen der ſich vermehrenden Armenzahl gehöre.

Ich habe ſchon angemerkt, daß die Vorſehung, da ſie uns für das geſellige Leben beſtimmte, uns außer der Vernunft noch gewiſſe Triebe und Leidenſchaften gegeben hat, welche dem Hange zur Trägheit und zur Sinnlichkeit entgegen arbeiten, den wir unter den Menſchen ſo allgemein finden. Bey einigen wenigen thut dieß der Ehrgeiz; bey andern der anſtändige Stolz, welcher wünſcht, unabhängig zu ſeyn; der ſtärkſte und allgemeinſte Zügel aber, welcher die Menſchen zurückhält, jenem Hange nachzugeben, iſt die Furcht vor Mangel und Noth. Auch der Faulſte, wenn er dieſe Uebel wirklich herannahen ſieht, wird dadurch zur Arbeitſamkeit erweckt; auch der Laſterhafteſte wird dadurch im Zaume gehalten. Stünde ihnen das Schreckenbild davon beſtändig vor Augen, könnten ſie oft die ehemaligen Gefährten ihrer Laſter und ihres Müßigganges leiden und umkommen ſehen: ſo würde dieß einen größern Eindruck auf ſie zu ihrer Beſſerung machen, als alle Belohnungen und Strafen, welche von poſitiven Geſetzen über ſie verhängt werden. Dieſe Abſichten der Vorſehung nun vereitelt eine übel angewandte Gutherzigkeit. Wenn alle diejenigen, welche Mangel vorgeben, oder den Schein davon an ſich nehmen, zu reichlich verſorgt werden, oder ſich auf eine Unterſtützung vom Publicum zu ſicher verlaſſen können: ſo werden die Bewegungsgründe zum Fleiße und zur Sparſamkeit bey ſchlechtdenkenden Leuten vermindert. Und nur zu oft geſchieht es alsdann, daß indem die unwürdigſten Armen im Ueberfluſſe leben, die, welche Mitleiden am meiſten verdienen, hintangeſetzt werden.

Gewiß kann niemand, in deſſen Buſen ein menſchliches Herz ſchlägt, ſeinen Nebenmenſchen vor Hunger und Kälte leiden ſehen, ohne die Neigung in ſich zu fühlen, ihnen beyzuſtehen: und wenn dieſer Beyſtand mit Ueberlegung und Wahl geleiſtet wird, und nach gehöriger Erforſchung der Umſtände und des Charakters des Leidenden, ſo iſt er wahre chriſtliche Mildthätigkeit. Aber man hat Urſache, zu glauben, daß nur ſehr wenige unter den Freunden der Armen ſich dieſe Mühe geben. Es iſt für einen wohlhabenden Mann viel leichter, einen Schilling aus der Taſche zu ziehen und hinzugeben, als eine Unterſuchung anzuſtellen. Zuweilen iſt es ſchwer, von dem Charakter der Bettler ſichre Nachrichten zu bekommen. Alſo laſſen ſich die meiſten durch den bloßen äußern Schein des Mangels, der gemeiniglich angenommen iſt, in der Austheilung ihrer Wohlthaten beſtimmen. Viele geben aus Prahlerey, um den Ruhm mildthätiger Herzen zu haben, dem erſten dem beſten, der ihnen in den Weg kommt, und oft dem Unwürdigſten am meiſten.

Wie wenig verdienſtlich eine ſolche ihre Gegenſtände gar nicht unterſcheidende Mildthätigkeit ſey, wird noch deutlicher erhellen, wenn wir den Charakter dieſer bettelnden Betrüger und die ſchädlichen Folgen betrachten, welche aus zu reichlich ihnen gegebnen Allmoſen entſtehen. So untauglich dieſelben ſeyn mögen, die Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens zu erfüllen, ſo erfindungsreich und geſchickt zeigen ſie ſich oft in ihrem eignen Gewerbe. Sie wiſſen Künſte, wodurch ſie die Scharfſichtigſten täuſchen können; und ſie haben eine Beredſamkeit, wodurch ſie auch denjenigen Geld abzulocken wiſſen, die ſich am feſteſten vorgenommen hatten, ihnen nichts zu geben. Treiben ſie ihr Bettelhandwerk mit Fleiß und Geſchicklichkeit: ſo gewinnen ſie oft mehr in einem Tage, als der fleißigſte Tagearbeiter in einer Woche verdienen kann. Andre, nicht minder an Zahl, welche nicht Straßenbettler ſind, noch in ihrem Aeuſſern ſo gefliſſentlich den Schein der Armuth annehmen, ſuchen Allmoſen auf eine anſtändigere Weiſe, indem ſie entweder Bittbriefe in die Häuſer ſchicken, oder die, welche ihnen Zutritt erlauben, unter vier Augen anſprechen. Dieſe Briefe und die Erzählungen, welche ihre Bitten begleiten, ſind oft ſo künſtlich erſonnen, und ſtellen ſolche Auftritte geheimen Elendes dar, daß wenn man die Helfte davon für wahr halten könnte, man erſchrecken müßte, daß in einem chriſtlichen Lande ſo viel Elend und ſo wenig Mitleiden ſeyn könnte.

Aber wenn man ſich die Mühe giebt, ſich nach dem Charakter und den Umſtänden dieſer nach ihren Vorſtellungen ſo erbarmungswürdigen Leute zu erkundigen: ſo findet man, daß die meiſten unter ihnen eines gewiſſen Wohllebens genießen, zugleich aber die faulſten und nichtswürdigſten unter allen Menſchen ſind.

Wenn dieſe ohne Unterſchied erwieſene Freygebigkeit keine andre üble Folge hätte, als daß ein unwürdiger Menſch reichlich verſorgt würde: ſo könnte der Schade, welcher daraus entſteht, als geringe angeſehen werden. Aber die Wirkung davon erſtreckt ſich viel weiter. Indem Einer in der Gewohnheit zu betteln beſtärkt wird, werden viele andere gereizt, eben dieſes Gewerbe anzufangen, und ſo wird im Ganzen der Antrieb zum Fleiße bey dem gemeinen Manne vermindert. Wenige werden geneigt ſeyn, vom Morgen bis Abend für einen ſparſamen Unterhalt ſchwer und anhaltend zu arbeiten, wenn ſie andre bey der viel leichtern Beſchäfftigung des Bettelns bequemer und beſſer leben ſehen.

Eine andre ſchlimme Folge der zu reichlichen Verſorgung jedes aufſtoßenden Armen iſt, daß, indem Faulheit und Laſter dadurch begünſtigt wird, denen der Hülfe bedürftigſten und würdigſten die Unterſtützung mangelt. So wie es wenige Perſonen giebt, die ſo hartherzig, oder von ſo eingeſchränktem Vermögen ſind, daß ſie nicht einen Theil ihres Einkommens zum Beſten der Dürftigen anwenden ſollten: ſo ſind auch wenige reich genug, um jedem, der in Noth ſich an ſie wendet, zu helfen. Und da die Nichtswürdigſten gemeiniglich die unverſchämteſten und verſchlagenſten ſind: ſo ſind ſie nicht nur die erſten, welche verſorgt werden, ſondern oft auch die einzigen, weil ſie den Würdigern eine durch ihr ungeſtümes Anhalten ſchon erſchöpfte Mildthätigkeit zurücklaſſen.

Ein fleißiger Mann, der durch unvermeidliche Urſachen in Armuth gerathen iſt, kämpft lange mit ſich ſelbſt, ehe er ſich zu einem ſo niedrigen Schritte, als das Bitten um Almoſen iſt, entſchließen kann. Selbſt der Mangel wird ihn nicht vermögen, ſeinen ganzen elenden Zuſtand zu entdecken, noch weniger auf eine knechtiſche Art zu ſchmeicheln, oder alle die kleinen Künſte derjenigen zu brauchen, welche die Betteley als ein Handwerk treiben. Sein bedeutendes Stillſchweigen, oder im äußerſten Falle ſein leiſes Bitten, erregt keine Aufmerkſamkeit: ſeine wirkliche Noth fällt nicht in die Augen. Demnach wird ſein Geſuch von den meiſten zurückgewieſen, und er dem Hunger und der Blöße überlaſſen, welche in kurzem ihn aufreiben. Hier zeigt ſich der Mangel wahrer chriſtlicher Mildthätigkeit. Nicht dann, wenn man Armen, die des Beyſtandes unwürdig ſind, denſelben verſagt: ſondern dann, wenn man zu träge oder zu gleichgültig iſt, um den mäßigen, fleißigen, und wirklich nothleidenden Armen auszukundſchaften; wenn man unaufmerkſam auf diejenige

jenige Noth iſt, die ſich aus Beſcheidenheit nicht laut ankündigt.

Eine andre Urſache von der ſich mehrenden Anzahl der Armen iſt die gewiſſe und feſtgeſetzte Verſorgung derſelben, welche öffentliche Stiftungen oder allgemeine Sammlungen zu ihren Quellen hat. Dieſe Art des Almoſens hat zwar nicht ſo viel ſchädliche Folgen als die vorhergedachte. Selten wird der Arme, welcher vom Publicum ernährt wird, mehr bekommen, als wirklich zu ſeiner Nothdurft gehört. Ueber dieſes, da die Perſonen, welchen die Austheilung dieſer Wohlthaten übertragen iſt, den Charakter derjenigen, welche darauf Anſpruch machen, beſſer zu kennen Gelegenheit haben, oder doch zu unterſuchen verpflichtet ſind: ſo iſt weniger Gefahr vorhanden, daß ſchlechterdings faule und nichtswürdige ſollten begünſtigt werden. Vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß der, welcher Hülfe verdient, auch hier am erſten ſie erhalten wird. Demohnerachtet behauptet man, daß auf die Weiſe, wie die zu Unterſtützung der Armen beſtimmten Funde und Gelder gemeiniglich verwaltet werden, die Faulheit eine wirkliche Stütze dadurch erhält. Wenn der gemeine Mann weiß, daß Stiftungen oder Caſſen vorhanden ſind, aus welchen verarmte Leute ganz gemächlich verpflegt werden, und daß er auf die Theilnehmung an denſelben rechnen kann, weil zwiſchen würdigen und unwürdigen Armen kein Unterſchied gemacht wird, ſo iſt der heilſame Schrecken ihm genommen, der ihn von Faulheit und Lüderlichkeit am kräftigſten zurückhielt. Die, welche durch ihrer Hände Arbeit hätten auskömmlich leben können, werden jetzt verſucht, fahrläßiger und fauler zu arbeiten, weil ſie ſich auf die künftige Verſorgung verlaſſen. Dieß wird noch augenſcheinlicher erhellen, wenn ich jetzt die verſchiedenen Methoden betrachten werde, nach welchen man bißher die Armen zu verpflegen gewohnt geweſen iſt.

Fünftes Kapitel.

Von den Urſachen der Armuth, die nicht allgemein, ſondern auf gewiſſe Zeiten und Oerter eingeſchränkt ſind.

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich diejenigen Urſachen der Armuth unterſucht, welche in allen Ländern und zu allen Zeiten ſich wirkſam zeigen, und die wahrſcheinlicher Weiſe ſo lange ſtatt finden werden, als die menſchliche Geſellſchaft beſtehen wird. Außer dieſen aber giebt es viele, Großbrittannien ganz eigne Urſachen von der jetzigen Vermehrung der Armen. Noch andre ſind nur auf gewiſſe Diſtrikte eingeſchränkt, und erklären, warum man in denſelben über dieſes Uebel mehr als in andern klagt. Beyde verdienen noch einige Aufmerkſamkeit.

Poſtelthwayt in ſeinem Wörterbuche unter dem Artikel Arme, rechnet unter die vornehmſten Urſachen, „warum es unter uns ſo viele Arme giebt, folgende Punkte: 1. Die Privilegia und ausſchließenden Rechte, welche einzelne Perſonen oder Corpora zum Schaden der größern Menge erhalten. 2. Die unbehutſame ſowohl als untreue Austheilung der Parochialallmoſen.*) 3. Das von den Candidaten zu Parlementsſtellen über Stadt und Land ausgeſtreute Geld, welches den gemeinen Mann üppig und faul macht. 4. Endlich die vervielfältigten Bierwirthshäuſer und andre noch weit ſchändlichern Ausſchweifungen gewidmeten Oerter."

Zouch in ſeinen Bemerkungen über die von Herrn Gilbert ins Parlement gebrachte Bill zur Verbeſſerung der Armenanſtalten iſt der Meynung: „Daß die Armen in Verhältniß ihrer anwachſenden Menge und des reichlichen Auskommens, das ihnen verſchafft wird, jetzt ſo wohlfeil, als in irgend einem vorhergehenden Zeitpunkte verpflegt werden." Er giebt demohnerachtet die Vermehrung der Armenzahl und der für die Armen aufgebrachten Gelder zu; giebt aber davon zu Urſachen an: „1) Den Unterſchied in dem Werthe des Geldes; 2) die ſchwere Laſt der Taxen, die auf viele Nothwendigkeiten, und faſt auf alle Be-

---

*) d. h. Der Almoſen, welche in dem zu Einer Kirche eingepfarrten Diſtrikt, als eine Art von Auflage, erhoben werden.

„quemlichkeiten des Lebens gelegt ſind; 3) die
„Menge der Soldaten und Matroſen, von denen
„viele ihre Familien bey ihrem Tode hülflos hinter-
„laſſen, oder die ſelbſt eine Bürde des Publicums
„werden; 4) den Aufwand, welchen die Militzſol-
„daten, und die Weiber und Kinder derſelben er-
„fordern; endlich den Aufwand der Armen ſelbſt,
„der mit dem Luxus der Reichen in gleichem Schritt
„fortgegangen iſt.“

In wie weit die zuletzt genannten Urſachen wirklich die Erhöhung der Armenſteuer hervorgebracht haben, oder wenigſtens nach Billigkeit hätten hervorbringen ſollen: das ſcheint ſehr unausgemacht. Ich laſſe mich jetzt gar nicht auf dieſe Frage ein, da meine Begriffe über dieſen Gegenſtand in einem folgenden Theile dieſes Werks vollſtändiger werden entwickelt werden.

Zu allen dieſen Urſachen aber, ſo viel oder ſo wenig ſie wirken mögen, kommen an einigen Oertern beſondre Umſtände hinzu, welche machen, daß dieſelben von der Laſt der Armenverpflegung ſtärker als andre gedrückt werden. In einem volkreichen Dorfe, wo Feurung und Lebensmittel wohlfeil ſind, wird die Zahl der Armen gemeiniglich größer, als anderswo gefunden. Die Urſache fällt in die Augen. Es kommen nämlich daſelbſt unvermögende Leute aus mehrern Parochien zuſammen, weil ſie glauben, hier mit wenigem eher auskommen zu können, als an ihren Geburtsörtern oder ihren alten Wohnplätzen.

In Städten, wo Gerichtshöfe ſind, kommen ebenfalls Menſchen aus entlegenen Winkeln eines Landes zuſammen, um ihr Recht zu ſuchen. Viele unter dieſen, wenn ſie das wenige Geld, was ſie mit bringen, verzehrt haben, ſehen ſich alsdann gezwungen zu betteln. Werden ſie noch dazu krank, ſo muß ihre Unterhaltung und Verpflegung nothwendig dem Publicum anheim fallen. Hoſpitäler oder Krankenhäuſer vermehren auf ähnliche Weiſe die Anzahl der Armen an den Oertern, wo ſie errichtet ſind. Die, welche als unheilbare, oder noch in einem ſchwächlichen Zuſtande aus denſelben entlaſſen werden, ſind oft genöthigt, ſich bis in ihre Heymath durchzubetteln: und nicht ſelten befinden ſie ſich bey dieſer neuen Art, ihren Unterhalt zu erwerben, ſo wohl, und ſie bekömmt ſo viel Reize für ſie: daß ſie gar die Luſt verlieren, nach Hauſe und zu ihrer Arbeit zurückzukehren.

Noch werden endlich an Oertern, wo ein groſſer Zuſammenfluß von Menſchen iſt, die Armen durch die Menge derjenigen vermehrt, die zu den niedrigen Hand- und Tagelöhnerdienſten erfordert werden. Da dieſe allen Arten von Witterung und zu allen Stunden des Tages und der Nacht ausgeſetzt ſind; ſo wird ihr Leben oft verkürzt, und die Weiber und Kinder, welche ſie hinterlaſſen, werden Gegenſtände der Mildthätigkeit.

Dieſe Ueberſicht der verſchiedenen Urſachen, aus welchen Armuth entſteht, zeigt, wie wenig es uns befremden dürfe, daß die Anzahl der Armen ſo groß iſt, und daß ſie noch täglich wächſt. Es erhellt aber auch zugleich, daß es für den Privatmann und für das Publicum gleich wichtig iſt, zu unterſuchen, ob die bisher zur Verſorgung der Armen gebrauchten Methoden ihren Endzweck erreichen, oder ob andre und wirkſamere Hülfsmittel gegen die Uebel, worüber allgemein geklagt wird, zu finden ſind. Dieß ſoll der Gegenſtand der folgenden Unterſuchungen ſeyn.

Zweyte Unterſuchung.

Die verſchiedenen Methoden, nach welchen für die Armen geſorgt worden.

Erſtes Kapitel.

Von den in Abſicht der Armen gegebenen Geſetzen. Doctor Burns Auszug aus den engliſchen Armengeſetzen. Nachricht und Auszug von den ſchottiſchen Armen-Edikten.

Der gelehrte Doctor Burn hat einen genauen Auszug aller in England in Abſicht der Armen gemachten Statuten gegeben. Er hat einige ſehr ſcharfſinnige Anmerkungen über dieſe Geſetze hinzugefügt; nebſt einer Nachricht von den verſchiedenen Verſuchen, dieſelben zu verbeſſern; und endlich Vorſchläge zu einigen fernerweitigen Anordnungen.

Ich will nicht das, was er geſammelt hat, abſchreiben, noch meine Beobachtungen, die ich darüber gemacht habe, als einen Commentar zu ſeinem Buche anhängen. Ich will dieſe letztern lieber in eine allgemeine und aneinanderhängende Unterſuchung zuſammenfaſſen, in welcher, wie ich hoffe, alles Bemerkenswürdige, was in jener

Sammlung von Geſetzen vorkömmt, ſeinen Platz finden wird. Für jetzt will ich nur die ſummariſche Ueberſicht mittheilen, die dieſer Autor von den in Beziehung auf unſern Gegenſtand erſchienenen Geſetzen, giebt.

»Es iſt der Neugierde wohl werth, ſagt er, zu »bemerken, durch welche auf einander folgende »Schritte, durch was für eine natürliche Entwickelung der Urſachen die jetzige geſetzmäßige Verpflegung der Armen nach und nach eingeführt worden. Zuerſt wurde denſelben verboten, als Bettler im ganzen Lande herumzuſtreichen, und die »Armen jedes Orts wurden auf einen Diſtrikt eingeſchränkt, innerhalb welches ihnen das Betteln »freyſtünde. Hierauf wurden die verſchiedenen »Städte, Flecken, Parochien, Dorfſchaften, Hundreds oder andere ähnliche Abtheilungen aufgefordert, den ihnen zugehörigen Armen mit ſolchen freywilligen und milden Gaben beyzuſpringen, daß dieſe nicht genöthigt wären, öffentlich »zu betteln. Die Kirchväter oder andre wohlhabende Einwohner wurden dazu beſtellt, des Sonntags an den Kirchthüren, oder ſonſt auf andre »ihrer Klugheit überlaſſene Weiſe Allmoſen für die »Armen zu ſammeln. Zugleich ward es den Geiſtlichen zur Pflicht gemacht, bey jeder Gelegenheit »ihre Gemeinden zur Mildthätigkeit und zum chriſtlichen Erbarmen zu ermahnen.« Darauf folgte »weiter die Anordnung, daß dieſe Allmoſen, welche man von der Frömmigkeit guter Leute erhiel-

»ſe, angewandt werden ſollten, den Armen Wohnung und Materialien zu den ihnen noch möglichen Arbeiten zu verſchaffen. Dann mußte der Prediger jeden Sonntag nach Vorleſung des Evangelii eine beſondre Ermahnung an ſeine Kirchkinder halten, um ſie zu reichlichen Beyſteuern aufzumuntern. Die nächſt folgende Verfügung war, daß die Einſammler der Allmoſen an einem gewiſſen Sonntage in jedem Jahre nach Endigung des Gottesdienſtes von jedem Gliede der Gemeinde eine Erklärung verlangen, und dieſelbe ſchriftlich verzeichnen ſollten, wie viel es künftiges Jahr hindurch wöchentlich zur Armencollekte beyzutragen geſonnen ſey; daß, wenn jemand hartnäckig ſich weigere, etwas zu geben, zuerſt der Geiſtliche ihm freundlich zureden; dann, wenn jener auf ſeiner Weigerung beſtünde, der Geiſtliche es dem Biſchoffe des Sprengels anzeigen, und dieſer ſodann die Ermahnung an ihn wiederholen ſollte. Wenn er auch des Biſchofs Ermahnung nicht achtete: ſo ſollte es den Richtern bey ihren vierteljährigen Circularſitzungen angezeigt, und der Ungehorſame vor dieſelben vorgefordert werden. Dieſe ſollten von neuem ihm freundlich zureden, und ihn durch Vorſtellungen zu einem freywilligen Beytrage zu bewegen ſuchen. Wenn endlich auch dieſe nichts ausrichteten, ſo ſollten ſie, kraft obrigkeitlichen Anſehens, den Beytrag beſtimmen, den er zur Verpflegung der Armen geben müſſe. Und dieß brachte dann nach und

»nach die allgemeine geſetzliche Armenſteuer im vierzehnten Jahre der Regierung der Königin Eliſabeth zu Stande, nach welcher jeder Hausvater jeder Parochie zu einem beſtimmten jährlichen Beytrage verpflichtet iſt.“

Man glaubt gemeiniglich, daß die ſchottiſchen Armengeſetze von den engliſchen weit abgehen. Bey einer genauen Unterſuchung findet man ſie aber einander ſehr ähnlich. Die erſten Geſetze in Schottland, welche dieſen Gegenſtand betreffen, ſind von einem ſpätern Dato als die erſten im engliſchen Geſetzbuch; und dieß deswegen, weil von den beyden jetzt vereinigten Reichen Schottland, ſeinem Nachbar-Staate in allem, was zur Civiliſation und Geſetzgebung gehört, erſt nachgefolgt iſt. So bald aber Nationen auf derſelben Stufe der Cultur ſtehen, ſich in denſelben Umſtänden befinden: ſo werden ſie auch gemeiniglich zu gleichen Maaßregeln veranlaſſet. Das Zwangsgeſetz, das von der Königinn Eliſabeth herrührt, durch welches eine Art von Abgabe auf das Publicum gelegt worden, um die Armen davon zu unterſtützen, iſt bisher als eine England ganz eigne Einrichtung angeſehen worden. Demohnerachtet finden wir unter der Regierung Jacob des ſechsten, Carl des zweyten, Wilhelms und der Maria, Geſetze, die jenem ſo ähnlich ſind, daß, wären ſie mit eben der Strenge in dem nördlichen Theile von Großbrittannien vollzogen worden, als in dem ſüdlichen, ſie auch nach Verhältniß dort eine eben ſo große Laſt der Nation auferlegt hätten. In einigen wenigen Fällen ſind ſie in Ausführung gebracht worden, und dann nur unter vielen Einſchränkungen: das Land im Ganzen aber iſt immer einer Auflage abgeneigt geweſen, über die in England ſo ſehr geklagt wurde, und die ihren Endzweck ſo unvollkommen erreicht hat.

Da ich niemals eine beſondre Sammlung der ſchottiſchen Armengeſetze geſehen habe; ſo wird folgende Nachricht und Auszug von denſelben dem Leſer nicht unangenehm ſeyn.

Während der Minderjährigkeit Jakobs des erſten, Königs in Schottland, war das Königreich in der größten Zerrüttung, und eine große Anzahl Einwohner, denen es an Gelegenheit fehlte, ihr Brod rechtmäßig durch Arbeit zu gewinnen, lebten ganz allein vom Rauben und Plündern. So oft Krieg war, fanden ſie einen Unterhalt, entweder durch Sold in der Armee, oder durch die Plünderung der engliſchen Gränzorte. Aber in Friedenszeiten vereinigten ſie ſich, da ſie wenig geneigt waren, ſich der Arbeit eines bürgerlichen Gewerbes zu unterziehen, in Compagnien, ſtreiften im Lande herum, und zwangen die ruhigen Einwohner, ihnen Quartier und Koſt zu geben. Der König, als er bey ſeiner Zurückkunft aus der Gefangenſchaft in England, wo er wohl war erzogen worden, ſich vornahm, ſein Volk geſitteter zu machen, und deshalb auch in die Landespolizey mehr Ordnung und Regelmäßigkeit bringen wollte, verfügte mehrere ſtrenge Geſetze gegen dieſe Banditen, die immer Unruhe und Aufruhr zu erregen bereit waren.

In ſeinem erſten Parlement von ao. 1424 in der ſiebenten Akte verbietet er und das Parlement: „daß keine dergleichen Compagnien (welche man Sorners hieß) im Lande herumziehen, und bey des Königs Lehnleuten ſich einquartieren, ſich beköſtigen laſſen, oder ihre Pferde einſtallen ſollen.“ — Und ſetzt eine Strafe auf die Uebertretung dieſer Verordnung.

In eben demſelben Parlement (in der fünf und zwanzigſten Akte) wird verordnet: „Daß keinem Vagabunden erlaubt ſeyn ſoll, zu betteln, wenn ſie nicht beweiſen können, daß ſie außer Stande ſind, ſich auf eine andre Art zu ernähren; daß dann eine Magiſtratsperſon ihnen ein Atteſtat darüber geben ſoll, und daß alle die, welche ohne ſolches Atteſtat betteln, auf die Backen gebranndmarkt, und des Landes verwieſen werden ſollten.“

Nach der ſechs und ſechszigſten Akte des dritten Parlements dieſes Jakobs, ſoll der Sheriff (d. h. die in jeder Grafſchaft zur Vollziehung der Geſetze beſtellte Magiſtratsperſon) jeden müßigen Mann, der nichts Eignes hat, in Verhaft nehmen, und ihn darüber verhören, wovon er lebt: dann ſoll er ihm vierzig Tage frey geben, um während derſelben Arbeit oder einen Herrn zu ſuchen. Wenn er ihn nach Ablauf derſelben wieder müßig findet,

»ſoll er ihn zur Beſtrafung in des Königs Gefängniß ſchicken.«

Unter der Minderjährigkeit Jakobs des zweyten nahmen ohne Zweifel die Unordnungen von neuem überhand, denen unter der vorigen Regierung Einhalt geſchehen war. Dieß iſt wahrſcheinlich die Urſache von dem weit härtern Geſetz, welches in der ein und zwanzigſten Akte des ſechsten Parlements dieſes Königs gegen die Vagabunden gegeben wurde. Unter denſelben werden zuerſt dieſe ſich mit Gewalt einquartierende Banden oder Soldaten, die in den ſchottiſchen Geſetzen unter dem Namen Sorner bekannt ſind, begriffen, dann alle andre, die von einer unnützen nichtswürdigen Beſchäfftigung leben, als Bänkelſänger, Pickelheringe (bairds, fools) oder die unter dieſem Namen und Vorwande herumſtreichen, endlich namentlich ſolche Bettler, die aus dem Betteln ein Handwerk machen, (denn dieß wird ohne Zweifel durch den Ausdruck masterly beggars angezeigt.) »Alle »dieſe Leute, ſagt das Geſetz, ſollen aufgegriffen, »wenn ſie noch etwas haben, im Gefängniß in »Ketten verwahrt, wenn ſie nichts haben, nach »einer körperlichen Strafe des Landes verwieſen, »und wenn ſie ein zweytesmal zurückkommen, gehangen werden.«

In dem eilften Parlement Jakobs des zweyten werden die Sorners, die Quartier- und Koſtfordernden verabſchiedeten Soldaten, für Straßenräuber

räuber erklärt, und denſelbigen Strafen als dieſe unterworfen.

Im vierzehnten Parlement 1457 werden dieſe Sorners mit den meiſterhaften Bettlern, und denen, die ſich als Narren zur Schau ſtellen, in eine Claſſe geſetzt, und zu Gefängniß und Landesverweiſung verdammt.

Dieſe Geſetze werden von neuem wiederholet, und ihre Ausübung wird eingeſchärft; 1) durch die Parlementsakte von 1481, unter Jakob dem dritten, worinn allen den obbenannten der Galgen ohne Umſchweif zuerkannt wird; 2) durch die von 1503 unter Jakob dem vierten, worinn ausdrücklich das Betteln allen, ausgenommen den ganz Unvermögenden, unterſagt wird, und 3) durch die von 1535 unter Jakob dem fünften, worinn der Zuſatz gemacht wird, daß niemanden erlaubt ſeyn ſoll, außerhalb des Kirchſpiels zu betteln, in welchem er geboren iſt.

Bis auf dieſen Zeitpunkt ſcheinen die Geſetze, welche die Armen betreffen, hauptſächlich die öffentliche Sicherheit zur Abſicht zu haben, um dieſelbe gegen Banditen und Vagabunde aufrecht zu erhalten. Wahrſcheinlich war die Anzahl der unvermögenden Armen, welche die Mildthätigkeit zu ihrem Gegenſtande hat, ſo geringe, daß es nicht nöthig ſchien, ihrentwegen öffentliche Verfügungen zu machen, da ſie ſehr leicht von Privatallmoſen und durch die Klöſter und Hoſpitäler unterhalten werden konnten. Der leztern war in den finſtern Jahrhunderten des Aberglaubens eine groſſe Anzahl, wie ſie dann eben dem Aberglauben größtentheils ihren Urſprung zu danken hatten. Wir finden verſchiedene Parlementsakten, welche die Reform und Verbeſſerung derſelben zum Gegenſtande haben. Es ſcheint aber nicht, daß dieſe Akten von großer Wirkung geweſen, da jene Stiftungen ſelbſt, zu deren Regulirung ſie gemacht worden, in der Folge nach und nach verſchwanden, ſo daß jetzt nur noch wenige Spuren davon vorhanden ſind. Ich glaube aber, daß es der Mühe werth wäre, ſich die Verfaſſung derſelben bekannt zu machen. Nach einer Akte des vierzehnten Parlements von Jakob dem zweyten vom Jahr 1457 ſoll der Canzler, mit dem Biſchofe und zwey angeſehenen Männern jeder Diöces, die in denſelben liegenden Hoſpitäler, welche königliche Stiftungen ſind, revidiren; die Stiftungsbriefe in Ausübung bringen, oder in Ermangelung derſelben allgemeine Unterſuchungen über die Verwaltung anſtellen, und dem Könige Bericht erſtatten.

Nach einer Akte des erſten Parlements Jacobs des dritten vom Jahr 1566, ſollen die Hoſpitäler auf ihre erſten Stiftungsregeln zurückgebracht, oder die Einkünfte derſelben unter Arme als Allmoſen, ſo weit ſie langen, ausgetheilt werden.

Die Akte des ſechsten Parlements Jakobs des ſechsten von 1578, will überhaupt dem damaligen Verfall der von des Königs Vorfahren oder andern frommen Männern geſtifteten Hoſpitäler vorbeugen,

beugen, oder abhelfen, und verordnet deswegen eine Unterſuchung der zu denſelben gehörigen Ländereyen, Zinſen u. ſ. w.

Von dieſem Zeitpunkte an werden die Verordnungen, welche die unvermögenden Armen, und die, welche müßige und herumſchweifende Bettler betreffen, immer in denſelben Geſetzen mit einander verbunden. Die Akten beſchäfftigen ſich von nun an mit zwey Gegenſtänden, die Faulen zum Fleiße zu nöthigen, und die wirklich Nothleidenden zu verſorgen. Dieß iſt ein Beweis von dem Fortgang, den die Regierungskunſt und die geſellſchaftliche Cultur überhaupt in Schottland gewonnen hatte, als wodurch die Vagabunde weniger gefährlich, und der nothleidenden Armen mehr geworden waren.

Folgende Akte von Jakob dem ſechsten iſt die Baſis aller derer, welche nach dieſer Zeit gegeben worden. Sie iſt den bekannten Statuten vom neun und dreyßigſten und drey und vierzigſten re Jahre der Königinn Eliſabeth ſehr ähnlich, die man als die Grundlage der engliſchen Geſetzgebung in Abſicht der Armen anſieht. Da ſie aber einige Jahre älter iſt als dieſe Statuten, ſo beweiſt ſie, daß man damals auf gute Ordnung und Polizey in Schottland ſchon mehr Achtſamkeit wandte, als gemeiniglich geglaubt wird.

Die Akte iſt die vier und ſiebenzigſte des ſechsten Parlements Jakobs des ſechsten von ao. 1579. Nachdem alle vorhergegangnen und nicht in Ausübung gebrachten Geſetze, ſowohl in Abſicht muthwilliger und müßiger Bettler, als in Abſicht hülfsbedürftiger Armen erneuert und beſtätigt worden, wird nun ausdrücklich verordnet, daß alle, welche unter dem Namen Vagabunde (nach einer bald darauf folgenden Erklärung) begriffen ſind, wenn ſie ergriffen werden, ſich entweder in Dienſte bey einem bekannten, und der Gewährleiſtung fähigen Mann begeben, und bey demſelben ein Jahr lang bleiben, oder widrigenfalls gebranndmarkt, ausgepeitſcht, und des Landes verwieſen werden ſollen.

Die Erklärung nun des Wortes **Vagabunden** ſagt, daß darunter alle diejenigen zu verſtehen ſind, erſtlich die von unnützen und betrüglichen Künſten leben, als Taſchenſpieler, Zigeuner ꝛc. ferner alle aus andern Orten wegen Uebelthaten Verbannten, drittens alle die ohne Amt, Arbeit, Waare oder einen Herrn, im Lande herumziehen; endlich alle ganz müßig lebende gemeine Tagelöhner, Studenten, Matroſen, und die weder mit Paß noch Zeugniß verſehen ſind.

Es wird denen, welche ſolche Leute beherbergen, oder ihnen Geld geben, oder die ſich der Ausführung des gegen ſie ergangenen Edikts widerſetzen, gleichfalls eine Strafe angedroht.

In Abſicht des zweyten Punktes der Verſorgung hülfloſer Armen, wird erſtlich die alte Verordnung in Abſicht der Reform der Hoſpitäler erneuert; ſodann wird weiter befohlen, „daß in jeder Parochie „die daſelbſt gebornen oder ſeit ſieben Jahren an ſäßigen, unvermögenden Armen, in ein von dem Richter oder der oberſten Magiſtratsperſon aufzubewahrendes Verzeichniß aufgeſchrieben, die fremden Armen aber binnen vierzig Tagen verpflichtet ſeyn ſollen, ſich in ihre reſpektiven Kirchſpiele zu begeben; daß von den jedem Kirchſpiele zugehörigen Armen der Zuſtand, und was ſie noch zu arbeiten vermögen, ferner, wie viel ihr Unterhalt koſtet, und endlich, wie er ihnen aufs leichteſte verſchafft werden könne, unterſucht werden ſolle.“ „Wenn, ſagt das Geſetz ferner, dieſen Unterſuchungen zufolge ausgemacht iſt, wie viel wöchentlich in jeder Parochie zur Unterhaltung ihrer Armen nöthig ſey, ſo ſollen ſämmtliche Einwohner derſelben nach Maaßgabe ihres Vermögens taxirt werden, wie viel ſie dazu binnen Jahresfriſt beyzutragen haben. Jedes Jahr ſoll die Taxe erneuert werden. — Den nach Hauſe gehenden fremden Armen wird unter Wegs das Betteln einen Tag an jedem Orte erlaubt. Denen, die nicht in ihre Parochie zurückgehen, oder daſelbſt verbleiben wollen, wird die Strafe der Vagabunden gedroht.“

Eine beſondere Anordnung in dieſer Akte iſt, daß wenn eine rechtſchaffne und bekannte Perſon Gefallen findet, ein Bettlerskind, das nicht unter fünf und nicht über vierzehn Jahr alt iſt, zu ſich zu nehmen, daſſelbe ihr von der Obrigkeit zugeſprochen werden, und ihr, wenn es ein Knabe iſt, bis ins vier und zwanzigſte, oder wenn es ein

Mägdchen iſt, bis ins achtzehnte Jahr dienſtbar bleiben ſoll. — Wenn kein Geld in einem Kirchſpiele aufgebracht werden kann, ſo ſoll den unvermögenden Armen eine ſchriftliche Erlaubniß zu betteln, aber nur in dem Bezirk ihres Kirchſpiels gegeben werden.

Dieſes Hauptgeſetz wird im zwölften Parlement Jakobs des ſechsten ao. 1592 beſtätiget, mit dem Zuſatze 1) daß in den Landſtädten Gefängniſſe gebaut werden ſollen, damit der Transport der Vagabunde in die Gefängniſſe der Hauptſtädte den entfernten Gegenden nicht zu läſtig werde, und 2) daß die Kirchenvorſteher in die Stelle der Magiſtratsperſonen treten, wenn dieſe in Befolgung der Edikte nachläßig ſeyn ſollten.

In den Akten von ao. 1593 und 1597 wird über die Nichtbefolgung dieſer Geſetze geklagt, und den Kirchenvorſtehern und Presbyteriis die Aufſicht über ihre Vollziehung aufgetragen.

Ao. 1609 unter Jakob dem ſechsten oder dem erſten in England werden die Sorners (dieſe noch aus der alten Zeit ſogenannten Marodeurs) Vagabunden und Zigeuner bey Lebensſtrafe aus dem Lande verwieſen.

In dem zwey und zwanzigſten Parlement eben dieſes Königs ao. 16 7 wird die obige Anordnung in Abſicht der Bettlerskinder empfohlen, und dahin abgeändert, daß wer ein ſolches Kind mit Bewilligung der Eltern, wenn es unter vierzehn Jahren iſt, oder mit ſeiner eignen Einwilligung, wenn es über dieſes Alter iſt, in ſeine Dienſte nehme, es bis zum vier und dreyßigſten für Koſt und Kleidung zu allen Dienſten gebrauchen können, und in der Herrſchaft über daſſelbe von der Obrigkeit geſchützt werden ſolle.

In dem erſten Parlemente Carls des zweyten vom Jahr 1663 wird den nunmehr, wie es in der Akte heißt, mehr blühenden Manufakturen zum Beſten, den Fabrikanten erlaubt, die Vagabunden aufzugreifen, und zu ihren Arbeiten zu gebrauchen, wobey vier Jahre lang die Kirchſpiele, wohin jeder Vagabund gehört, etwas zu ſeiner Unterhaltung beytragen ſollen, welches hinwiederum von den Eigenthümern der Grundſtücke nach einer von ihm ſelbſt gemachten Vertheilung erhoben werden ſoll.

Im zweyten Parlemente Carls des zweyten ao. 1672 wird vermöge einer Akte der zweyten Seßion die Erbauung oder Einrichtung eines Zucht- und Arbeitshauſes in jeder Landſtadt befohlen, die Parochien aber, welche ihre Armen hinſchicken, werden angewieſen, für jeden Mann zwey Schillinge ſchottiſch, zu dem, was er ſelbſt erarbeiten möchte, zuzuſchießen. Daß die Armen jedes Kirchſpiels aufgeſchrieben, die ganz unvermögenden von den nach obigen Regeln erhobnen Beyſteuern ernährt, oder wo dieſe nicht zureichen, innerhalb des Kirchſpiels zu betteln autoriſirt, die zu einiger Arbeit noch tüchtigen entweder einem Einwohner zum Dienſte und zur Arbeit übergeben, oder wenn ſich kein Herr für ſie fände, in das nächſte Arbeitshaus geſchickt werden ſollen: dieß alles ſind nur wenig veränderte Wiederholungen der vorhergehenden Edikte.

Die noch ſpätern, die Armuth betreffenden Akten von 1695, 96 und 98, unter dem König Wilhelm, beſtätigen und erneuern nur die bisher namhaft gemachten Geſetze.

Die Schlüſſe des geheimen Conſilii, die nächſt dieſen Parlementsakten in Sachen der Armen publicirt worden, und vom Parlement beſtätigt, Geſetzeskraft bekommen haben, machen auch keine weſentliche Aenderung in obigen Verordnungen.

Aus der Ueberſicht dieſer ſchottiſchen Parlementsakten erhellet, daß kein Armer in dieſem Königreich ein Recht hat, von einem Kirchſpiele unterhalten zu werden, außer wenn er in demſelben geboren iſt, oder ſeit ſieben Jahren ſich am meiſten darinn aufgehalten hat. Aber das Geſetz erklärt ſich über dieſen Punkt nicht beſtimmt und gleichförmig: daher mehrmalen Rechtsſtreitigkeiten hierüber entſtanden ſind. Nach einer Akte von den erſten Jahren Carls des zweyten ſoll die Unterhaltung eines aufgegriffenen Vagabunds im Zuchthauſe oder Gefängniſſe dem Kirchſpiel zur Laſt fallen, in welchem er ſich die letzten drey Jahre am meiſten aufgehalten hat. Daraus hat man nach der Analogie geſchloſſen, daß auch ein unvermögender Arme von dem Kirchſpiel, in welchem er ſich drey Jahre aufgehalten, verſorgt werden müſſe.

Nach einem Schluße des geheimen Raths vom Jahr 1693. der nachgehends durchs Parlement iſt beſtätigt worden, ſcheint dieſe Schwierigkeit auf dieſe Weiſe entſchieden, daß das Kirchſpiel, wohin jeder Arme zur Verpflegung angewieſen wird, dasjenige ſey, worinn er gebohren worden, und nur im Falle ſein Geburtsort nicht auszumachen ſey, das worinn er ſieben Jahr lang gewohnt hat. Dieß wäre alsdann vollkommen der engliſchen Verfaſſung ähnlich. Aber die Gewohnheit, und die Praxis vor Gericht, hat der erſten Beſtimmung das Uebergewicht gegeben, und legt die Unterhaltung jedes Armen dem Kirchſpiel auf, worinn er ſich die letzten drey Jahre aufgehalten hat. — So iſt wenigſtens ein hieher gehöriger Fall, noch ganz neuerlich von dem höchſten Gericht in Schottland entſchieden worden. Ein Armer, der ſich bey der Armenverpflegung eines Kirchſpiels gemeldet hatte, abgewieſen und das Kirchſpiel zu verlaſſen befehligt worden war, wendete ſich, nachdem er drey Jahr unter allerhand Vorwänden in demſelben herumgetrieben, an den Sheriff der Grafſchaft, wurde von ihm auf die Liſte der Armen zu einer wöchentlichen Verpflegung aus der Armencaſſe jenes Kirchſpiels geſetzt, und von dem Quartal-Landgericht, bey welchem die Sache zuletzt anhängig wurde, darinn geſchützt.

Wenn das engliſche Geſetz grauſam und ungerecht ſcheint, welches einem arbeitſamen Manne, nachdem er ſeine Jahre und Kräfte in dem einen

Kirchſpiele zugebracht hat, dann wenn er unvermögend und hülflos wird, auflegt, an den Ort ſeiner Geburt, wo niemand ihn kennt, zurückzukehren, um dort verpflegt zu werden: ſo ſcheint es auf der andern Seite auch nicht weniger hart für die Communität, daß nach den ſchottiſchen Geſetzen wie ſie jetzt in Uebung ſind, ein Mann, dadurch, daß ihm ein Aufenthalt von drey Jahren in einem Kirchſpiele zugeſtanden worden, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch alle ſeine kranken Kinder, demſelben zu einer beſtändigen Laſt, auf Zeitlebens ſolle aufbürden können. Die Folge davon iſt, daß entweder die Verwalter der Armencaſſen, beſonders in Städten, ein ſehr wachſames Auge darauf haben müſſen, daß keiner ſich lange unter ihnen aufhalte, deſſen Familie einmal der Gemeinheit zur Laſt fallen könne; oder daß widrigenfalls ſie ſich mit Ausgaben beladen ſehen, die ihren Einnahmen nicht angemeſſen ſind, und zu denen ſie eigentlich keine Verpflichtung haben.

Zweytes Kapitel.

Bemerkungen über die Armengeſetze. Unwirkſamkeit derſelben. Urſache davon.

Wenn man die im vorigen Kapitel angeführten Geſetze betrachtet: ſo ſieht man, daß ſchon ſeit Jahrhunderten auf dieſen Theil der Landespolicey, von Seiten der Regierung eine genaue und bis ins kleine gehende Aufmerkſamkeit iſt gewendet worden. Man hat gegen Landſtreicher und muthwillige Bettler die ſtrengſten Verordnungen gemacht; der fleißige Theil der Menſchen iſt ſo wohl berechtigt als ermuntert worden, die Faulen zur Arbeit zu nöthigen. Zu gleicher Zeit iſt die Art und Weiſe, wie die unvermögenden Armen verpflegt werden ſollen, genau beſtimmt, und die Beyſteuer, welche dazu nöthig war, nach Grundſätzen der Gleichheit, und nach Maaßgabe des Vermögens vertheilt worden. Wären dieſe Vorſchriften immer befolgt worden, oder hätten ſie es ſeyn können: ſo ſollte man glauben, daß ſchon längſt kein muthwilliger Bettler mehr ungeſtraft, kein nothleidender Arme mehr unverſorgt ſeyn müßte. Aber dieß iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit der Fall niemals geweſen, und wird es nie ſeyn.

Einrichtungen, die in der Theorie alle Gründe für ſich haben, finden doch oft in der Ausführung die meiſten Schwierigkeiten. Das oben angeführte Geſetz Jakobs des ſechsten vom Jahr 1597, iſt ſo genau, iſt mit einer ſo ſorgfältigen Aufmerkſamkeit auf jeden Umſtand abgefaßet, daß die Geſetzgeber natürlicher Weiſe glauben mußten, jedem Uebel dadurch abgeholfen und jedem Mißbrauche vorgebeugt zu haben. Deſſen ungeachtet klagen alle folgende Akten über Nichtvollziehung dieſes Geſetzes. Die Strafen gegen die muthwilligen Bettler und Landſtreicher wurden deswegen von Zeit zu Zeit geſchärft; Fleißigen wurden immer neue Vortheile zugeſtanden, im Falle ſie die Faulen zur Arbeit nöthigten; und neue Methoden wurden ausgedacht, um die Vollziehung der gegebenen Geſetze ſicher zu ſtellen.

Zuerſt wurden ſie der bürgerlichen Obrigkeit jedes Orts anvertrauet, die wieder von höhern Beamten inſpicirt, und im Falle der Nachläßigkeit beſtraft werden ſollten. Da dieſes fehlſchlug, ſo wurden die Kirchencollegia (church-ſeſſions) dazu angeſtellt. Als die natürlichen Vormünder der Armen und Verwalter der ihnen gewidmeten Grundſtücke und Capitalien, glaubte man, würden ſie eine größere Aufmerkſamkeit auf die Handhabung jener Geſetze wenden. Dann wurden die Presbyteria (die Geiſtlichen mit den Aelteſten der Gemeinde) unter einer angedrohten Strafe befehligt, den Kirchencollegiis mit gutem Rathe beyzuſtehen, und ſie zur Wachſamkeit aufzumuntern. Dann wurden die commiſſioners of exciſes, (die Acciſe-Gerichte) dazu ernannt, die Geſetze in Abſicht der Armen vollſtrecken zu laſſen. Endlich wurde es den Gliedern des geheimen Raths aufgetragen, eigne Aufſeher darüber zu ernennen. Und doch finden wir nach allen dieſen Anſtalten jene Geſetze noch heutiges Tages nicht beſſer befolgt, als ſie urſprünglich waren.

Der Landſtreicher, die ganz vom Raube oder Betruge leben, ſind ohne Zweifel jtzt weniger als ehedem. Das rührt aber nicht von Strafgeſetzen her. Glücklicherweiſe hat ein großer Theil derſelben in der Armee und auf der Flotte ſeinen Platz gefunden, wo er gebraucht werden kann, und wo er durch die Strenge der militäriſchen Diſciplin beſſer in Ordnung gehalten wird, als er es jemals durch Civilgeſetze hätte werden können. Die Anzahl hingegen der Herumläufer von einer mehr niedrigen als boshaften Denkungsart, der faulen, lüderlichen und unverſchämten Bettler iſt ſo groß als jemals, und machet an ſich eine nicht geringere Beſchwerde für die Geſellſchaft aus, indeß ihr die Unterhaltung derſelben zugleich größre Ausgaben als zu irgend einer andern Zeit verurſachet.

Aus allen den bisher angezeigten Umſtänden läßt ſich der ganz natürliche Schluß ziehen, daß entweder ein Fehler in den Geſetzen ſelbſt ſeyn muß, welcher es verhindert, daß ſie nicht vollzogen werden können; oder daß es an der Sorgloſigkeit derer liegen muß, welche den Auftrag zu ihrer Vollziehung haben, und auch das, was ausführbar iſt, unausgeführt laſſen; oder endlich, daß überhaupt Geſetze unzulänglich ſind, dem Uebel abzuhelfen. Vielleicht muß man auch alle dieſe Urſachen mit einander verbinden, um die Unwirkſamkeit der Geſetze zu erklären.

Erſtlich, ſagt man, ſind Fehler in den Geſetzen ſelbſt, welche ihre Ausführung unmöglich machen. Das Geſetz gegen Vagabunde,*) welches befiehlt, daß ſie bey der erſten Uebertretung gebrandmarkt und ausgepeitſcht, bey der zweyten des Landes verwieſen, oder gehangen werden ſollen, iſt zu hart. Nie iſt wohl auch unter den deſpotiſchſten Regierungen dieſe Strafe nach ihrem ganzen Umfange an den Schuldigen vollzogen worden, und itzt wird ſelbſt der gelindeſte

---

*) Die Zweydeutigkeit der Wörter, und die Veränderung, die mit der Zeit in ihrer Bedeutung vorgeht, hat auch oft die Anwendung alter Geſetze ſchwer, und ſelbſt ihre Vollziehung unmöglich gemacht. So zeigt das Wort (vagrant) Vagabund, wie ſich aus den obigen Auszügen der Geſetze ſelbſt ergiebt, itzt Verbrecher von weit geringerer Strafwürdigkeit an, als in jenen Zeiten, aus welchen ſich jene ſtrengen Geſetze urſprünglich herſchreiben. Zuerſt bezeichnete es Marodeurs, wirkliche Räuber, ſoldloſe Kriegsleute, und andre, die in ganzen Haufen herumzogen, mit Gewalt Wohnung und Unterhalt forderten, und erzwangen was man ihnen nicht gutwillig zugeſtehen wollte. Dann wurden darunter Leute verſtanden, die durch Narrenspoſſen, Gaukeleyen oder allerhand Kunſtgriffe das Geld von Einfältigen mit ihrem guten Willen zu erhalten wußten, was jene durch Drohung und Gewaltthätigkeit erpreßt hatten. Endlich wurden darunter nichts anders als Bettler begriffen, die von einem Orte zum andern ziehen, um unter dem Vorgeben oder durch das Vorzeigen ihrer Dürftigkeit, und durch unabläßiges Bitten, die Wohlthätigkeiten, die ſie nicht verdienten, zu erwecken. Jene erſten Vagabunden verdienten die Strafe der Diebe und der Mörder: bey dieſen letztern wäre es unmenſchliche Härte. Anm. des Ueb.

Theil derſelben nur an den berüchtigſten und ganz offenbaren Betrügern vollzogen. Wenn ein elender Kerl, der niemanden ein Leid zugefügt hat, deſſen einziges Verbrechen iſt, daß er nicht arbeitet, und daß er um Allmoſen bittet, aufgegriffen wird: ſo erregt ſein eben ſo verächtlicher als jämmerlicher Zuſtand Mitleiden, und er ſcheint ſchon ſich ſelbſt genugſam geſtraft zu haben. Ihn wie einen Mörder, Räuber oder Dieb, zur Staupſäule oder zum Galgen ſchleppen ſehen, muß jeder Perſon, die ein menſchliches Gefühl hat, unerträglich ſcheinen. Die engliſchen Strafgeſetze gegen die Bettler ſind im gleichen Fall mit denen gegen die Papiſten; ſie ſind ſo ſtrenge, daß eben deswegen die Schuldigen gar nicht geſtraft werden. Zur Vollziehung einer mildern Strafe hätte jedermann die Hände geboten, bey der Härte derjenigen, welche itzt das Geſetz dictirt, mag niemand weder Ankläger noch Richter ſeyn.

Ein andrer Theil dieſer Geſetze giebt den Handwerkern und Manufacturiſten die Vollmacht, ja machet es ihnen ſogar zur Pflicht, müßige Leute aufzugreifen und zur Arbeit zu zwingen. Er berechtiget ſie zu gleicher Zeit, die Kinder der Bettler in ihre Dienſte zu nehmen, und ſpricht ihnen dieſe Kinder in dem einen Statut auf eilf Jahr, in einem andern bis zum vier und zwanzigſten, in einem dritten bis zum dreyßigſten Jahre, als eine Art von Leibeignen zu.

Dieß ſcheint nicht weniger unthunlich. Erſtlich, Burſchen, die von Natur faul, oder lange zum Müßiggange gewöhnt ſind, wird kein fleißiger und ordentlicher Arbeitsmann gerne in ſeine Dienſte nehmen. Wenn ſie im Stande der Freyheit ihres eignen Nutzen wegen nicht arbeiten: ſo werden ſie noch weniger in einem Stande der Knechtſchaft für andre etwas taugliches machen. Alle die Dienſte, welche ein Herr durch Strenge von ihnen erzwingen könnte, würde ihm die Plage und den Verdruß den er davon hätte, nicht vergüten. Es würde ſogar unbillig ſeyn, wenn man durch ein Geſetz jemanden verpflichten wollte, ſolche Perſonen in ſeine Dienſte zu nehmen. So vortheilhaft auch dieſer Artikel des Geſetzes für die Herren und die Meiſter zu ſeyn ſcheint, ſo iſt mir doch kein Fall bekannt, wo ſich irgend einer des ihm dadurch gegebnen Rechts bedient hätte. Auf der andern Seite, wenn die junge Perſon, welche dieſem Geſetze zufolge, einem Herrn gleichſam leibeigen übergeben wird, wirklich zum Arbeiten Luſt hat, ſo iſt die Sclaverey, in welche ſie dadurch während ihrer beſten Jahre geräth, ihr zu nachtheilig. Da ſie hier ſelbſt erſt gewahr wird, wie viel ſie zu arbeiten, und alſo zu verdienen im Stande ſey, ſo bejammert ſie, daß, weil ſie das Unglück hat, arm gebohren worden zu ſeyn, ſie die volle Reife ihrer Kräfte nicht für ſich ſelbſt, ſondern für einen vielleicht harten Herrn anwenden müſſe. Eine ſolche Unterdrückung wird ſie ſich alſo freywillig nicht gefallen laſſen: und es würde grauſam ſeyn, die äußerſte Gewalt zu brauchen.

Ein andrer Theil des Geſetzes, auf deſſen Vollziehung noch weniger beſtanden werden kann, iſt der, welcher jede Perſon, die einem nicht privilegirten Bettler Allmoſen reichet, zu einer Geldſtrafe verurtheilet. Das kann in einem freyen Lande nie durchgeſetzt werden. Wenn uns der Anblick des wirklichen Leidens oder der hülfloſeſten Dürftigkeit bey einem Menſchen zum Mitleiden gerührt hat: ſo können wir nun nicht mehr fragen, ob er das Recht habe uns zu bitten, ſondern wir werden unmittelbar angetrieben, ihm beyzuſtehen. Das Geſetz Gottes und das Geſetz der Natur ſaget: wenn du einen Bruder oder eine Schweſter nackend, oder des täglichen Brodts ermangeln ſiehſt, ſo ſollſt du ſie kleiden und ſpeiſen. Eine Parlementsakte ſaget, du ſollſt es nicht thun. Welchem von beyden ſoll man gehorchen?

Eine zweyte Urſache, von dem geringen Nutzen, den die Armengeſetze geſtiftet haben, iſt die Sorgloſigkeit der Handhaber derſelben, auch in Abſicht der wirklich auszuführen möglichen und heilſamen Verordnungen. Das was ſo oft geſchieht, daß wenn Ein Theil eines Geſetzes unthunlich gefunden wird, die andern in Vergeſſenheit und Verachtung gerathen, das mag auch hier der Fall geweſen ſeyn.

Mehr als Ein Geſetz befiehlt, daß in jedem Kirchſpiele eine genaue Liſte der Armen, mit Bemerkung ihres Nahmens, ihres Charakters und ihrer Umſtände gehalten werden ſoll. Dieß hätte ſich ohne große Schwierigkeiten beobachten laſſen. Selbſt in volkreichen Kirchſpielen und größern Städten wäre es durch Vertheilung derſelben in mehrere Quartiere und Diſtrikte möglich geweſen, ohne ſonderlichen Aufwand ſolche genaue Armenliſten zu erhalten. Deſſen ungeachtet hat man dieß ganz aus der Acht gelaſſen, oder ſo nachläßig befolgt, daß noch itzt an den meiſten Orten, zwiſchen den Armen von gutem, und denen von ſchlechtem Charakter, kein Unterſchied gemachet wird. Wie viel Nutzen aber dieſer einzige Punkt, wenn er gehörig wäre ausgeführt werden, geſchafft hätte, wird weiter unten gezeigt werden.

Eben ſo wenig iſt die Verordnung, daß in jeder Provinzial-Stadt ein Arbeitshaus erbaut, und in jedem Kirchdorfe ein Ort zu einer gefänglichen Haft zurecht gemacht werden ſoll, zur Ausübung gekommen, ſo ſehr auch eine ſolche Einrichtung möglich, und ſo nützlich ſie geweſen wäre, um durch proportionirliche Strafen, der Faulheit zu ſteuren, ohne die Menſchlichkeit zu beleidigen. In ganz Schottland finden wir kaum irgend etwas, beſonders in den kleinern Städten, was einem Zucht- oder Arbeitshauſe ähnlich ſähe. Selbſt in den großen Städten giebt es nichts als Stockhäuſer, Kerker für Miſſethäter, und Zuchthäuſer, nicht für müßige Arme, ſondern für lüderliche Weibsbilder.

Aber endlich die dritte Urſache, warum die Armengeſetze ihren Endzweck nicht erreicht haben, iſt, daß überhaupt Strafgeſetze hier nicht das rechte, oder doch nicht ein zulängliches Mittel ſind, das Uebel zu heben. Ihr eigentlicher Endzweck, ihre heilſamſte Wirkung iſt, groben Ausſchweifungen und Verbrechen zu wehren, und dadurch die öffentliche Ruhe und das Eigenthum zu ſichern. Geſetze, die dahin abzielen, werden mit aller Pünktlichkeit vollzogen werden, weil jeder Privatmann bey der Vollziehung derſelben intereſſirt iſt. Wenn notoriſche Verbrecher der Strafe oft entgehen ſollten, ſo würden wir bald ſelbſt in Gefahr kommen, von ihrer Bosheit zu leiden. Aber ſolche Fehler und Vergehungen zu verbeſſern, die die Ruhe der Geſellſchaft nicht unmittelbar angreifen, ſolche, die ſich ſchwer erweiſen laſſen, oder endlich die, welche mehr aus Thorheit und Schwäche, als aus Bosheit herrühren, dazu ſind bloße Strafgeſetze weit weniger tauglich.

Daher kömmt es, daß, da ſo viele Geſetze auch gegen Gotteslästerung, Entweyhung der Religion und Trunkenheit vorhanden ſind: doch dieſe Laſter faſt niemals beſtraft worden, weil ſie mehr dem Menſchen, der ſie begeht, als andern ſchaden; und den übrigen alſo an ihrer Beſtrafung wenig gelegen iſt.

Andre Laſter, ob ſie gleich zuweilen eine weit größre Verdorbenheit des Herzens anzeigen, und oft den Perſonen, gegen welche ſie begangen werden, einen weſentlichern Schaden thun, als die gemeinen Verbrechen, welche man täglich beſtrafen ſieht; ſind doch der Aufſicht und der Strenge der Geſetze entgangen, weil es ſchwer iſt, in einzelnen Fällen zu beweiſen, daß ſie wirklich begangen worden; ſchwer, den Grad der Schuld auszumachen, welchen der beleidigende Theil auf ſich geladen hat. Von dieſer Art iſt das Laſter der Undankbarkeit und das Verbrechen eines betrüglichen Bankerotts. Alle Welt iſt einſtimmig darüber, beyde zu verdammen. Wir glauben alle, zu wiſſen, was für Handlungen eigentlich darunter verſtanden werden. Und doch zeigt die Erfahrung, daß es beynahe unmöglich ſey, ein Geſetz in Abſicht auf ſie zu machen, welches den Schuldigen erreichen und feſthalten könne, und doch den Unſchuldigen in keine Gefahr bringe.

Sehr oft kann man die Aufführung eines Menſchen, der Wohlthaten empfangen hat, für undankbar halten, da ſie nichts weniger als dieſen Nahmen verdienet, weil geheime uns verborgne Urſachen ihn rechtfertigen. Der anſcheinende Wohlthäter kann entweder weit weniger für ihn gethan haben, als er nach ſeinen Verhältniſſen thun ſollte; oder er kann bloß durch Eigennutz getrieben worden ſeyn, wo er ſich der Wohlthätigkeit rühmte; oder er kann endlich der Perſon, die ihm verpflichtet ſcheint, geheime Beleidigungen zugefügt haben, welche die von ihm empfangenen guten Dienſte überwiegen. Auf der andern Seite iſt es vielleicht dem undankbar ſcheinenden nicht möglich, ſeinem Wohlthäter die Erwiederung, die er von ihm verlanget zu gewähren, ohne gegen das Publikum oder gegen eine dritte Perſon eine Ungerechtigkeit zu begehen. Kein Geſetz läßt ſich erdenken, welches auf dieſe große Verſchiedenheit der Fälle Rückſicht nehme.

Der Fall mit dem betrüglichen Bankerottirer iſt vollkommen derſelbe. Wenn ein Mann Vermögen zu haben vorgiebt, der es nicht hat, und den erſchlichenen Credit dazu anwendet, mehr zu borgen, von dem geborgten mehr Aufwand zu machen, als er jemals Hoffnung haben kann, wieder zu gewinnen: ſo iſt ſein Verbrechen oft größer als das Verbrechen eines gemeinen Diebes oder Räubers. Es iſt ein Diebſtahl, bey dem zugleich das Vertrauen eines andern gemißbraucht, das ihm gegebne Wort gebrochen worden; es iſt ein Diebſtahl, der manche Wittwen und Wayſen an den Bettelſtab bringt. Deſſen ungeachtet iſt es ſchwer, jemanden dieſes Verbrechens gerichtlich zu überführen. Der Bankerottirer wußte vielleicht ſeine eignen Umſtände nicht; er hatte vielleicht noch eine Ausſicht, wie er bezahlen wollte, welche ihm fehlgeſchlagen iſt; oder er wurde von unerwarteten Unglücksfällen betroffen. In dieſem letztern Falle würde er anſtatt der Strafen, Mitleiden verdienen. Es kann ihm aber ebenfalls unmöglich ſeyn, dem Richter genugthuende Beweiſe ſeiner Unſchuld zu geben. Ein ſtrenges Geſetz gegen Bankerottirer würde es in die Macht eines hartherzigen Creditors ſtellen, mit der Strafe eines Verbrechers, einen unſchuldigen Mann zu belegen, deſſen Fehler bloß in ſeinem Unglücke beſtanden.

Faulheit und Müßiggang ſind Laſter, auf welche ſich obige Bemerkungen ebenfalls anwenden laſſen. Sie verletzen nicht unmittelbar das allgemeine Wohl der Geſellſchaft, ſie ſtören nicht die Ruhe der Privatperſonen. Es iſt ferner ſchwer, ganz einleuchtend darzuthun, daß jemand ſich derſelben ſchuldig gemacht habe. Die Unthätigkeit, welche wir ſo ſehr tadeln, kann von wirklichem Unvermögen, von Krankheit, oder von andern uns unerforſchbaren Urſachen herkommen. Die ſchwächlich gebauten Körper ſind nicht immer die kraftloſeſten: und die anſcheinend robuſten ſind nicht immer harter Arbeit fähig. Ferner iſt man überhaupt geneigt, Faulheit mehr für einen Fehler, als für ein Laſter zu halten. Es iſt nicht eine andern ſchädliche Anwendung der Kraft, welche boshafte Neigungen vorausſetzt, ſondern es iſt eine Unterlaſſung aller Anwendung der Kraft, die aus einem natürlichen Mangel derſelben, oder aus der Schwäche der Triebfedern entſtehen

ſtehen kann. Da alſo gegen ſolche Menſchen das Mitleiden noch mehr rege wird, als der Unwille: ſo werden harte Strafen, niemals ſtrenge und ſtandhaft an ihnen vollzogen. Grobe Mißhandlungen können durch Strafen verhütet werden; in die Augen fallende Mißbräuche können dadurch gebeſſert werden: aber bey kleinern und zweydeutigern Vergehungen können ſie nicht zum Beſſerungsmittel dienen. — Ich werde in der Folge zeigen, daß die Faulheit ein Laſter iſt, welches ſich am härteſten ſtraft, wenn die Geſetze gar nicht dazwiſchen kommen; und daß letztere in manchen Fällen das Uebel noch vermehren, zu deſſen Abſtellung ſie beſtimmt waren. Dieß wird deutlicher erhellen, wenn ich nun weiter zu Betrachtung der verſchiedenen Methoden fortſchreite, die zu Verſorgung der Armen gewählt worden.

Drittes Kapitel.

Vom öffentlichen Betteln. In kleinen Kirchſpielen iſt es zuläßig: In großen und volkreichen Dörfern iſt es gefährlich. Noch weit mehr in großen Städten. Die ſchädlichen Folgen davon.

Das Betteln iſt die natürlichſte, und in gewiſſen Fällen die allerbeſte Art, wie Armen der Unterhalt verſchafft werden kann. Wenn wir in Noth ſind, ſo iſt es uns natürlich, diejenigen um Beyſtand zu bitten, die wir für geneigt und vermögend halten uns beyzuſtehen. Und wenn wir hinwiederum einen unſrer Nebenmenſchen Noth leiden ſehen, ſo iſt es uns eben ſo natürlich, ihm helfen zu wollen, ſo weit dieſes ohne unſern eignen Schaden geſchehen kann.

In kleinen Gemeinheiten und Kirchſpielen, wo die öffentlichen Stiftungen oder die Beyträge, woraus die Armen verpflegt werden ſollen, nicht zulänglich ſind, kann das Betteln ohne alle üble Folgen zugelaſſen werden. An ſolchen Oertern hat faſt jeder Einwohner Gelegenheit, den Charakter und die Umſtände der übrigen kennen zu lernen. Iſt der Bettler von ſchlechter Aufführung, ſo wird ihm härter begegnet werden: iſt er es nicht, ſo wird er Mitleiden und wohlthätige Herzen finden. Hier iſt alſo wenig Gefahr vorhanden, daß irgend ein wirklich Nothleidender vor Hunger ſterbe, oder daß der Arme mehr als ſeinen nothdürftigen Unterhalt erhalte. In der That werden in manchen Kirchſpielen die Armen auf dieſe Art unterhalten, ohne daß es irgend einem Einwohner zur Beſchwerde gereiche. Doch muß dieſe Erlaubniß nicht anders als mit vielen und genau zu befolgenden Einſchränkungen ertheilt werden. Erſtlich ſollte niemanden zu betteln verſtattet werden, als ſolchen, die wirklich zur Arbeit unvermögend ſind; und dieſe ſollten ein Zeichen an ſich tragen, oder einen Schein aufweiſen können, aus welchem man ihre Umſtände erkennen könne. Ferner ſollte keinem, unter irgend einem Vorwande erlaubt ſeyn, außerhalb der Grenzen ſeines Kirchſpiels zu betteln. Wenn dieſe beyden Stücke nicht beobachtet werden: ſo werden die nichtswürdigſten Vagabunde bald Gelegenheit finden, unter der Masque der Armuth das Publikum zu berauben, und von der Beute deſſelben zu ſchwelgen.

Dieß iſt in großen Kirchſpielen oder volkreichen Dörfern weit mehr zu beſorgen. Hier können ſich Betrüger weit eher verbergen; ein lügenhaftes Vorgeben kann weit eher vom Publikum für wahr angenommen werden. Doch würde auch hier das Betteln noch verſtattet werden können, wenn obige Einſchränkungen genau beobachtet würden, und ein Zuchthaus in der Nähe wäre, um Landſtreicher darinn aufzunehmen, und ſolche Betrüger als die obengedachten zu beſtrafen.

In ganz großen Städten endlich iſt das Betteln durchaus nicht zu erlauben. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß es hier die verderblichſten Folgen hat, und zu den größten Mißbräuchen Anlaß giebt; — Folgen und Mißbräuche, denen durch keine Einſchränkungen, durch keine Maaßregeln vorgebeugt werden kann. Die große Anzahl der Menſchen, ihre beſtändige Beweglichkeit, indem bald neue Einwohner ankommen, bald alte abgehen, und die, welche bleiben, oft aus einer Gegend der Stadt in die andre ziehen: alles das macht es ſelbſt den älteſten Einwohnern unmöglich, nur den hundertſten Theil ihrer Miteingepfarrten zu kennen. In dieſem Gedränge können ſich die nichtswürdigſten Menſchen, und die größten Verbrecher lange Zeit verbergen, und ohne bemerkt zu werden, Jahre lang in der größten Lüderlichkeit fortleben. Hier gelangen ferner die Bettler zu ſo einer Fertigkeit in ihrem Handwerke, und ſtudiren die Künſte deſſelben ſo aus, daß ſie ganz leicht mehr dadurch zu erwerben im Stande ſind, als der fleißigſte Handwerker bey allem möglichen Fleiße ſich verdienen kann.

Ueberdieß werden an ſolche Oerter, wo der Zuſammenfluß von Menſchen groß iſt, auch die Müßiggänger aus allen Winkeln des Landes hingezogen. Wenn dieſe in ihrer Heimath, wo jeder ſie kennt, allen Credit verlohren haben, ſo iſt die Hauptſtadt immer eine ſichre und die einzige Zuflucht für ſie. Außer der Hoffnung hier unbekannt zu ſeyn, bewegt ſie dazu auch noch, die Menge reicher Leute, welche ſie in großen Städten zu finden hoffen, und die ſelten geneigt, ſich die Mühe der Unterſuchung bey Bettlern zu geben, oft auch außer Stand ſind, den Charakter derſelben zu erforſchen, einem jeden reichliches Allmoſen geben, der ſich ihnen mit der Mine und dem Anſehen eines Nothleidenden darſtellt. Das, was Bettler hier bekommen, iſt nicht, wie auf dem Lande, ein Stück Brod, ſondern Geld. Und vom Gelde beſonders, wenn es in zu großen Summen in ihre

Hände fällt, ſind ſie eben geneigt, den größten Mißbrauch zu machen.

Die mannichfaltigen Künſte, welche ſtarke und geſunde Bettler brauchen, um ſich zu verſtellen, und das Mitleiden rege zu machen, ſind faſt unglaublich. Außer den gewöhnlichen Kunſtgriffen ſich blind, lahm, oder ſtumm zu ſtellen, beſitzen ſie die Geſchicklichkeit, faſt jede andre Art von Krankheit im äußerlichen nachzumachen. Sie bringen durch Kunſt laufende Wunden hervor: ſie färben ihre Haut, und ſcheinen, wie in der äußerſten Abzehrung, Blut zu ſpeyen; ſie fallen rücklings zur Erde, und machen Verzuckungen, als wenn ſie Anfälle der Epilepſie bekämen. Sie ſtopfen ihre Kleider mit Lumpen aus, und ziehen eine Menge von Strümpfen über einander, um ſich das Anſehen von Waſſerſüchtigen zu geben. Hätten ſie dieſe Erfindſamkeit auf nützliche Arbeit gewendet: ſo würden ſie ſich durch dieſelbe einen hinlänglichen Unterhalt haben verſchaffen können. Einer von den gemeinſten Kunſtgriffen iſt, daß ein ſtarkes geſundes Weibsbild mit ein paar Kindern auf ihren Armen einhergeht. Die arme Mutter, denkt man, kann unmöglich beyde Kinder zugleich warten, und auch für derſelben Unterhalt arbeiten: ſie erhält alſo faſt von jedem Vorübergehenden Mitleiden und Allmoſen. Aber ſelten ſind beyde dieſer Kinder ihre eigne: zuweilen iſt es keines. Sie hat ſie von irgend einer andern unnatürlichen Mutter gemiethet, der ſie, ſo lange dieſe Kinder leben, (welches bey dieſem Dienſte ſelten lange geſchieht,) wöchentlich einen halben oder dreyviertheil Schilling für den Gebrauch derſelben bezahlt. In allen volkreichen Oertern, wo das Straßenbetteln erlaubt iſt, werden ſolche Betrügereyen getrieben werden. Die Entdeckung und Beſtrafung einiger weniger ſchreckt die übrigen von einem ſo einträglichen Gewerbe nicht ab.

Der Gegenſtand iſt unangenehm: aber ich kann doch nicht unterlaſſen, noch anzumerken, daß, ſo wie die Armen überhaupt die niedrigſte Claſſe in der Geſellſchaft, nicht bloß in Abſicht ihrer äußern Umſtände, ſondern auch in Abſicht ihrer Sitten und ihres Charakters ausmachen:*) ſo die Straßenbettler, von dieſer niedrigſten Claſſe die allernichtswürdigſten ſind. Es können ſich zuweilen einige wenige unſchuldige, oder auch ſogar gute Menſchen darunter finden. Dieſe werden gewiß bald ſich kenntlich machen, und werden dann ſicher auf andre beßre Art verſorgt werden. Aber das kann man mit Zuverläßigkeit verſichern, daß die Anzahl ſolcher Bettler ſehr geringe iſt. Es iſt in der That kaum möglich, bey dieſer Lebensart eine rechtſchaffne und tugendhafte Denkungsart beyzubehalten. Der große Haufe derſelben beſteht daher aus Leuten, denen es zum Arbeiten weder an Kräften noch an Geſchicklichkeit, ſondern nur am Willen fehlt: die zugleich im höchſten Grade unverſchämt und boshaft liſtig ſind. Da ſie unter den Armen das reichlichſte Einkommen haben: ſo werden ſie eben dadurch auch die Laſterhafteſten.

---

*) Dieſer Ausſpruch ſcheint hart; und er wäre auch gewiß falſch, wenn er anzeigen ſollte, daß Armuth und niedrige Geſinnungen immer beyſammen ſind: aber er iſt billiger und der Erfahrung gemäßer, wenn er ſo viel ſagt, daß es dem größten Theile der Leute, die in eigentliche Armuth, d. h. in die Nothwendigkeit gerathen, Allmoſen zu ſuchen, entweder an Vorzügen des Verſtandes oder des Herzens fehlt. Der Arme gehört nicht zu dieſer, dem Charakter nach, niedrigſten Claſſe, weil er arm iſt: aber ſehr viele derer, welche arm werden, ſind aus derſelben. Anm. d. Ueb.

Es würde die Empfindung jeder rechtſchaffnen Perſon empören, wenn ſie die Abſcheulichkeiten ſehen ſollte, deren ſie ſich oft ſchuldig machen; ihre Grauſamkeiten gegen einander; ihre verwegne Gottloſigkeit, ihre Völlerey und Lüderlichkeit, ihre Verletzung faſt jedes göttlichen und menſchlichen Geſetzes. Es iſt vielleicht kein Verbrechen, das ſie nicht zu begehen im Stande wären, wenn nicht ihre Feigheit und die Furcht vor der Strafe ſie zurückhielte.

Ob es gleich ganz wider den Willen derjenigen, welche Bettlern Allmoſen geben, iſt, ſolche Böſewichter zu unterſtützen: ſo iſt doch gewiß der Erfolg, wenn überhaupt die Straßenbetteley in großen Städten verſtattet wird, und man ohne weitre Nachfrage jedem Bettler giebt, daß die Anzahl ſolcher Unwürdigen vermehrt, und ihre Ausſchweifungen vergrößert werden. Gegen ſolche Vagabunde hätten die Geſetze allerdings gute Urſache ſtrenge zu ſeyn: und es iſt zu bedauern, daß nicht wenigſtens ein Theil derſelben in Erfüllung gebracht wird.

Viertes Kapitel.

Von der Art die Armen durch wöchentliche oder monatliche Penſionen zu verſorgen. Vorzüge dieſer Methode. Die dagegen zu machenden Einwürfe ſind nicht unbeantwortlich.

Gegen dieſe Art, die Armen zu verſorgen, iſt in vielen Abſichten weit weniger einzuwenden, als gegen die vorhergehende. Sie iſt vielleicht, wenn dabey die gehörige Sorgfalt angewandt wird, die beſte unter allen. Man muß nämlich dabey vorausſetzen, daß das für Armen geſammlete Geld in die Hände eines Corporis oder einer Anzahl von Perſonen von bewährter Rechtſchaffenheit, niedergelegt werde, und zugleich ſolcher, welche Gelegenheit und Mittel haben, den Charakter und die Umſtände der Armen zu erfahren; es wird ferner vorausgeſetzt, daß dieſe Perſonen, ſo oft jemand ſich an ſie wendet, um aus der ihnen anvertrauten Caſſe Unterſtützung zu erhalten, noch beſondre Erkundigungen über den Zuſtand der darum anſuchenden Perſon oder Familie einziehe, daß ſie den wirklich nothdürftig befundenen Armen ſo viel zugeſtehen, als zu ihrem nothdürftigen Unterhalte gehört, oder vielmehr nur ſo viel als nöthig iſt, das Ermangelnde zu dem Verdienſte ihrer Arbeit zuzuſchießen; und endlich, daß ſolche Penſionen nicht länger bezahlt werden, als die Perſonen, welchen ſie bewilligt werden, ſich in wirklicher Noth befinden.

Bey dieſer Methode hat man weniger zu befürchten, daß der Faulheit Vorſchub gegeben, oder daß dem Armen mehr bewilliget werde, als zu einem ihm angemeßnen Unterhalt hinreicht. — Es wird dadurch verhütet, daß ſich die durch Unglück Armen nicht mit denen, die es durch Laſter geworden ſind, zuſammengeſellen, und von ihren böſen Sitten angeſteckt werden, oder die Künſte des Betrugs von ihnen lernen, welches eine unausbleibliche Folge des öffentlichen Bettelns iſt. Ferner werden durch dieſe Art der Unterſtützung die Armen zu Hauſe gehalten, und bekommen mehr Zeit, ihre gewöhnliche Arbeit oder Beſchäfftigung abzuwarten, welche ſie noch zu thun im Stande ſind. Würde auf die Vertheilung ſolcher Wochen- oder Monatsgelder die gehörige Aufmerkſamkeit gewandt, ſo daß denen die ſich ſchlecht aufführen, das Bewilligte entzogen oder eingeſchränkt würde, und daß die ganz Nichtswürdigen zu gebührender Strafe gezogen würden: ſo wäre es ſchon dadurch möglich, der unter der Armuth ſo gewöhnlichen Lüderlichkeit und Sittenverderbniß Einhalt zu thun.

Dieß ſind die Rückſichten, in welchen obengenannte Methode die Armen zu verſorgen, ſich als vortreflich zeigt. Die vornehmſte Einwendung dagegen iſt, daß es in den meiſten Fällen ſchwer ſeyn möchte, eine hinlängliche Anzahl Perſonen von einem gewiſſen Stande und Erziehung zu finden, die ſich dieſem Geſchäffte unterzögen, und in der Verwaltung deſſelben fortführen, wenn ſie die damit verb[illegible]ne Mühe und Beſchwerde gewahr würden. Ferner könnte es für dieſe Männer, wenn man dergleichen fände, vielleicht nicht weniger ſchwer ſeyn, den Charakter oder die Umſtände derer, die ſich bey ihnen zu Penſionen meldeten, gründlich kennen zu lernen. Drittens iſt es wahrſcheinlich, daß viele arme Perſonen, die ſich ſchämen zu betteln, doch kein Bedenken tragen würden, ſolche öffentliche Beyträge anzunehmen oder zu verlangen. Die Anzahl derjenigen alſo, welche von der Mildthätigkeit des Publicum Vortheil zu ziehen ſuchten, würde durch die anſtändigere Art, wie ihnen dieſelbe zu Theil würde, ſehr vergrößert werden. Viele die noch ganz gut von ihrer Arbeit leben könnten, würden ſich um Penſionen bewerben: und ſo würde auf der einen Seite Trägheit und Müßiggang befördert, auf der andern der Aufwand des Publicum vermehrt werden. Endlich könnten die Vorſteher dieſer Art der Armenverpflegung ſelbſt, Mißbräuche veranlaſſen, entweder indem ſie ſich hintergehen ließen, oder indem ſie aus Partheylichkeir den weniger

Bedürftigen oder weniger Würdigen größre Penſionen zugeſtünden, als den Nothleidendſten und Verdienſtvollſten.

Doch dieſe Schwierigkeiten ſind nicht unüberwindlich. Man kann zeigen, daß ſie durch gehörige Maaßregeln gehoben werden können: obgleich in der That auf die Weiſe, auf welche man bisher bey der Anwendung dieſer Methode zu Werke gegangen iſt, alle vorgedachten übeln Folgen empfunden worden ſind. Weder hat man hinlänglich unterſucht, ob die Armen, welche ſich zu Penſionen gemeldet, es durch Unglück oder Laſter geworden ſind, noch hat man ſich ferner nach ihrer Aufführung erkundigt, nachdem ihnen der Beytrag bewilligt worden, ſo wenig als darnach, ob in ihren Umſtänden, nach der Zeit, vielleicht eine Verbeßrung vorgegangen ſey. Ferner, ob es gleich die Abſicht dieſer beſtimmten Beyträge iſt, die Armen ohne Betteln zu unterhalten, ſo iſt doch vielen von denen welche jene bekommen, zugleich zu betteln geſtattet worden: ſo daß das Publicum eine doppelte Laſt anſtatt einer einfachen zu tragen bekommen hat. Manchem iſt der Beytrag ſo kärglich zugemeſſen worden, daß er ſchlechterdings damit nicht hat auskommen können, und gezwungen geweſen iſt zu betteln: andre haben einen ſo reichlichen bekommen, daß ſie in einer Art von Ueberfluß haben leben können.

Fünftes Kapitel.

Von Armen- oder Arbeitshäuſern.

Erſter Abſchnitt.

Die dadurch intendirten Vortheile.

Die im vorigen Kapitel erwähnten Schwierigkeiten, die bey der Verſorgung der Armen durch wöchentliche oder monatliche Beyträge bemerkt worden, haben den Wunſch erregt, daß noch eine andre Methode zu finden ſeyn möchte, bey welcher jene Inconvenienzen vermieden würden. Eine ſolche hat die Errichtung von armen oder wohlthätigen Arbeitshäuſern geſchienen, ein Plan, den vor ungefähr hundert Jahren Lord Hale dem Publicum vorlegte, der nach ihm von vielen andern einſichtsvollen Männern erneuert worden; und der allgemeinen Beyfall gefunden hat, weil man geglaubt, jedem bey einer Armenverpflegung nur möglichen Mißbrauche dadurch vorbeugen zu können. Dieſer von Hales vorgelegte Plan iſt, dem Weſentlichen nach, folgender. „Nachdem von „den Armen eines einzelnen Kirchſpiels, wenn es „groß und volkreich iſt, oder mehrerer zuſammengenommen, wenn ſie klein ſind, ein genaues Verzeichniß gemacht worden, ſollen an einem ſchicklichen Orte, ein oder mehrere Häuſer von der „Größe und Einrichtung gebauet werden, daß die „geſundne Armenanzahl darinn ihre Wohnung und

„unentbehrlichſten Bequemlichkeiten finde. Es „ſoll ferner für die rohen Materialien zu Arbeiten „von verſchiedner Art geſorgt werden, und beſonders zu ſolchen Arbeiten, die entweder am leichteſten zu lernen und in Gang zu bringen ſind, oder „deren Produkte den beſten Abſatz finden. Jedes „dieſer Häuſer ſoll unter der Aufſicht einer Anzahl „bekannter, rechtſchaffner und verſtändiger Männer ſtehen, die die Oekonomie ſowohl als das „ſittliche in denſelben anordnen und inſpiciren. Dieſe „ſollen dann einen Hausmeiſter und eine Hausmeiſterinn ernennen, deren Pflicht es ſey, für „anſtändige Kleidung, Koſt und Bequemlichkeit der „aufgenommenen Armen zu ſorgen, die Materialien der Arbeit unter ſie auszutheilen, von ihrem „Fleiße Rechenſchaft zu fordern, und überhaupt „darauf zu ſehen, daß gute Ordnung und Fleiß „in dem ihnen anvertrauten Hauſe herrſchen.“

Kein Plan kann, wenn man ihn nach Gründen beurtheilt, mehr für ſich haben. Er vereinigt viele Vortheile 1) Er benimmt der Betteley allen Vorwand. Die ekelhaften Gegenſtände, welche ſonſt die Straßen erfüllen, werden uns aus den Augen geſchafft, und bekommen doch ihren Unterhalt. Der Krüppel, der Kranke, der Alte können hier auf eine Art verſorgt werden, die ihnen die Laſt ihres Lebens erleichtern. 2) Er läßt der Faulheit keine Entſchuldigung. Ein jeder der zu arbeiten Luſt hat, bekömmt nunmehr Arbeit.

Die Kinder der Armen werden zeitig zu guten Sitten angewöhnt, und in Arbeitſamkeit erzogen. — Laſter und Lüderlichkeit, da ſie unmittelbar unter den Augen eines Aufſehers ſind, der ihnen ſogleich Einhalt thut, werden auf keine Weiſe begünſtiget. Auch wird das Publicum nicht ſo leicht durch Betrüger getäuſcht werden, weil dieſe eine Entdeckung zu befürchten haben. Wir ſehen ferner die Art, wie das Geld, welches wir geben, angewendet wird, vor Augen, und können alſo verſichert ſeyn, daß kein Mißbrauch davon gemacht werde. — Endlich ſcheint dieſe Art die Armen zu verſorgen, zugleich die wohlfeilſte und die wohlthuendſte für die Armen ſelbſt zu ſeyn. Vielen Menſchen, die in einem Hauſe beyſammen leben, können ihre Bedürfniſſe mit geringern Koſten verſchafft werden, als wenn jeder derſelben in einem beſondern Hauſe wohnte. Alle Lebensmittel ſind wohlfeiler, wenn man ſie in großen Quantitäten kauft. Die Zubereitung derſelben kann bey einerley Feuer, und von einem einzigen oder wenigen Dienſtboten geſchehen. Der arbeitende Theil der Armen iſt frey von allen Abhaltungen, welche die Haushaltung verurſacht. Er verliert keine Zeit mit Aufſuchung und Herbeyſchaffung der rohen Materialien, noch mit dem Verkauf der fabricirten Produkte. Die Armen die in ſolchen Häuſern aufgenommen ſind, ſcheinen endlich von allen Verſuchungen, denen ſonſt die Dürftigkeit ausgeſetzt, unehrlich zu handeln, oder Ausſchweifungen zu begehen,

gehen, befreyt, und in einer Schule des Fleißes und guter Sitten zu ſeyn.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle die Vortheile aufzuzählen, welche ſich von dieſem Plan erwarten laſſen. Wenn man die Schriften des Hales, und derer, welche ihm beypflichten, lieſt: ſo ſollte man glauben, daß nichts geringeres als die Verbannung aller Laſter, alles Müßiggangs und aller Betteley, und die Wiederherſtellung eines goldnen Zeitalters der Tugend, des Fleißes und des Ueberfluſſes die Folge von der Ausführung ſeines Syſtems ſeyn würde. Kein Wunder, daß Vorſchläge die an ſich ſo plauſibel ſind, und von vorzüglichen Männern empfohlen worden, eifrige Anhänger gefunden haben, und daß ſie ſeit der Zeit, in vielen großen Städten Englands und Schottlands wirklich ausgeführt worden. Itzt kennen wir alſo die Wirkungen derſelben aus der Erfahrung, und es kann nunmehro durch in die Augen fallende Thatſachen bewieſen werden, daß Arbeitshäuſer, im ganzen genommen, ſo wenig die herrlichen Folgen, welche man ſich von denſelben verſprach, hervorgebracht haben: daß ſie in der That vielleicht unter die ſchlechteſten Methoden gehören, welche man zu Verſorgung der Armen hat erdenken können.

Zweyter Abſchnitt.

Warum es mit Armenhäuſern im Anfange ſcheint zu glücken, und in der Folge nicht?

Armenhäuſer geben gemeiniglich in den erſten Jahren nach ihrer Errichtung, einen vielverſprechenden Anſchein. Die Urſache davon ſcheint nicht bloß dieſe zu ſeyn, daß zuerſt ein größrer Eifer die Vorſteher derſelben beſeelt, oder daß mehr Sorgfalt auf die Vollziehung der vorgeſchriebnen Regeln gewandt wird, ſondern noch weit mehr dieſe, daß die ganz unwürdigen Armen anfangs ſehr abgeneigt ſind, ſich in ſolche Häuſer zu begeben. Sie wiſſen noch nicht gewiß, auf welche Weiſe ſie darinn werden behandelt werden. Sie fürchten, daß ſie werden zur Arbeit gezwungen, armſeliger geſpeiſet, und in ſtrengerer Ordnung gehalten werden, als ſie es in ihrer eignen Behauſung gewohnt waren. Der faule Arme alſo, und der, welcher einmal zum Betteln gewöhnt iſt, hat den größten Widerwillen gegen alles, was Armen- oder Arbeitshaus heißt. Geſetzt auch, daß das Straßenbetteln unter ſtrenger Ahndung verboten werde: ſo hoffen doch ſolche Vagabunde in ihrem eignem Kirchſpiele ſich verbergen, und in den benachbarten betteln zu können. — Daher kömmt es, daß im Anfange, die Anzahl der Armen, die ſich zur Aufnahme in ſolche Häuſer melden, geringe iſt, und nur aus denen beſteht, welche wirklich zum Arbeiten Luſt haben. Der Aufwand alſo, den ihre Unterhaltung fordert, iſt geringer, und der Gewinn von der Arbeit die ſie machen, iſt größer, als beydes in der Folge wird. Während dieſes Zeitraums ſcheinen Armenhäuſer eine Erſparniß für das Publicum, und die beſte Methode von Verſorgung der Armen zu ſeyn. Die Vorſteher derſelben gehen alsdann muthig auf ihrem Wege fort, und andre Kirchſpiele, worinn noch keine ſind, werden angereizet, dem Beyſpiele der erſtern zu folgen.

Doch, es währet nicht lange, ſo nehmen die Sachen eine ganz andre Geſtalt an. Die Faulen und Nichtswürdigen unter den Armen erfahren bald, auf welche Weiſe ihre ehemaligen Cameraden behandelt werden; erfahren, daß ſie einer guten Wohnung, Bekleidung und Koſt genießen; daß, ob ihnen gleich die Materialien zur Arbeit gereicht werden, man ſie doch nicht zum Arbeiten zwingt; daß ſie ſich leicht mit dem Vorgeben von Krankheit oder Unvermögen, entſchuldigen können; und daß ſie deswegen doch nicht ſchlechter beköſtiget werden, als wenn ſie ihre äußerſten Kräfte zur Arbeit anſtrengten. Sie erfahren ferner, daß, da allen Individuis, nach den Regeln des Hauſes eine gleiche Portion Speiſe, und zwar jedem ſo viel gereicht wird, als zu dem reichlichſten Unterhalte eines geſunden Mannes gehört, es troz der äußerſten Wachſamkeit des Hausmeiſters oder der Hausmeiſterinn, doch vielen möglich iſt, einen Theil dieſer Portion zu verkaufen, und ſich dadurch Geld zu ſtarken Getränken zu verſchaffen, einer Sache, die ſie weit mehr, als eine einfache und geſunde Nahrung lieben. Man weiß, daß die größten Mißbräuche dieſer Art in Armenhäuſern vorgehen, auch da, wo man ſehr viel Aufmerkſamkeit anwendet ihnen zuvorzukommen. Wenn alſo dieß bekannt wird, ſo werden ſolche Armenhäuſer nach und nach ein begehrungswürdiger Aufenthalt auch für die Armen von dem lüderlichſten und unſittlichſten Charakter.

Auf der andern Seite, wenn von Zeit zu Zeit, Leute die einſt in guten Umſtänden, und in Achtung waren, ſich durch Unglücksfälle ſo weit heruntergebracht finden, daß ſie um Aufnahme in ſolche Häuſer anſuchen, ſo verliert ſich nach und nach der Begriff von der Unehre, den man anfangs damit verknüpft zu ſeyn glaubte. In einem Armenhauſe zu ſeyn, iſt dann nicht mehr ſo etwas erniedrigendes, als es im Anfange zu ſeyn ſchien. Daher ſind viele, die ehedem lieber ſich kümmerlich beholfen, und Tag und Nacht arbeiteten, ehe ſie die Verpflegung in denſelben annahmen, itzt froh, wenn ſie den Eintritt darein erhalten können. Auch wenden arme Eltern, welche ſehen, daß die Jugend in ſolchen Häuſern gut gepflegt und wohl erzogen wird, allen ihren noch übrigen Credit und ihre Freunde an, ihre Kinder hinein zu bringen.

Aus dieſer kurzen Vorſtellung von dem Verlaufe der Sache, werden ſich die Urſachen ohnſchwer entdecken laſſen, warum in ſolchen Häuſern, von Jahr zu Jahr die Anzahl der ſich anmeldenden Armen zunimmt, die Ausgaben größer werden, und der aus den verfertigten Arbeiten entſpringende Gewinn ſich verringert. Deſſen ungeachtet behalten die Stifter oder Vorſteher ſolcher Häuſer die Vorliebe für ihren Plan. Sie ſchreiben den Anwachs der Armenzahl und der Unkoſten, der Theurung der Lebensmittel, dem Mangel an Arbeit überhaupt, oder den politiſchen Zeitumſtänden zu.

Alle dieſe Urſachen können ohne Zweifel das Ihrige dazu beytragen: aber aus ihnen allein wird ſich niemals der gleichförmig anwachſende Aufwand erklären laſſen, der ſich in allen ſolchen Stiftungen auf einerley Weiſe findet, auch da, wo jene Umſtände nicht obwalten.

Dritter Abſchnitt.

Weitere Ausführung der gegen Armenhäuſer zu machenden Einwürfe.

Da es viele einſichtsvolle und patriotiſche Männer giebt, welche noch immer für den Plan, die Armen in Arbeitshäuſern zu verſorgen, mehr als für jeden andern eingenommen ſind, und glauben, daß das Fehlſchlagen der vorgeſetzten Abſicht nur vom Mangel weiſer Anordnungen oder von unterlaſſener Sorgfalt in ihrer Vollziehung herkomme: ſo glaube ich, wird es nicht unnütz ſeyn, aus Thatſachen, die ſo klar ſind, als es in dieſen Materien möglich iſt, darzuthun, daß ſo ſcheinbar und vielverſprechend auch jener Plan nach der Theorie ſeyn mag: er doch ſo wohl die in ſich unſchicklichſte als die koſtbarſte Art iſt, die Armen zu unterhalten; daß er zu gleicher Zeit den Müßiggang befördert, und die Zahl der Armen unnöthig vergrößert.

Erſtlich behaupte ich, daß die Armen in Arbeitshäuſern nach der gewöhnlichen Einrichtung zu verſorgen, die unſchicklichſte Art ihrer Verſorgung ſey.

Ich gebe zu, daß ſie dadurch bequemere Wohnung, beſſere Koſt und Kleidung bekommen, als ſie ſonſt auf irgend eine Art erhalten können; daß dem Kranken und Schwachen alle benöthigte Hülfe geleiſtet wird, da es ihm weder an einem Arzt und Wundarzt fehlt, die ſeine Kur beſorgen, noch an Bedienten, die ihn warten; daß endlich arme Kinder hier beſſer erzogen werden können, als wenn ſie nichtswürdigen Eltern oder Verwandten überlaſſen bleiben.

Das alles iſt den Grundſätzen der Menſchlichkeit gemäß: und wollte Gott, daß das ganze menſchliche Geſchlecht in einen ſolchen Zuſtand geſetzt werden könnte. Wenn wir aber die Armen, welche deſſelben genieſſen, betrachten, und ſie mit der Menge fleißiger Arbeiter vergleichen, die bey der äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte ſich mit einer weit kärglichern Einrichtung behelfen müſſen: ſo haben wir Urſache, wenigſtens an der proportionirlichen Billigkeit dieſer ſo reichlichen Verſorgung zu zweifeln.

Der Charakter der Armen, welche die Armenhäuſer anfüllen, iſt nur zu wohl bekannt. Ich habe ſchon oben, als ich die Urſachen der Armuth unterſuchte, gezeigt, daß der größte Theil der Armen es durch Faulheit oder Laſter geworden iſt. Die wirklich des Beyſtandes würdigen, machen nicht den dritten, vielleicht nicht den fünften Theil des ganzen Haufens aus. Das iſt nicht eine bloße willkührliche Vorausſetzung: es iſt eine Thatſache, die alle diejenigen bezeugen können, welche ſich jemals um dieſe unterſte Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft bekümmert haben, oder ſelbſt Aufſeher von Armenhäuſern geweſen ſind. Beſonders werden die letztern anerkennen, daß (die Straßenbettler ausgenommen) es vielleicht unter keiner Claſſe von Menſchen ſo viel Faulheit, und ſelbſt Laſter gebe, als unter denen, welche an dieſer öffentlichen Wohlthat Theil nehmen. Soll der fleißige, ſparſame Arbeitsmann zufrieden ſeyn, wenn er mit ſeiner Familie in einem dumpfigen Keller, oder in einer kalten Dachſtube wohnen, ſich armſelig kleiden, und dürftig beköſtigen kann: indeß wir in ſtattlichen Häuſern diejenigen mit allen Bequemlichkeiten des Lebens verſehen, die ſich vielleicht durch ihre eigne Schuld in Mangel geſtürzt haben. Wenn keine Stiftungen, keine Beyträge hinlänglich ſind, den ganzen arbeitenden Theil der Menſchen in dieſe wünſchenswürdige Lage zu verſetzen: warum ſollen dann, da doch einige ausgeſchloſſen bleiben müſſen, diejenigen den Vorzug haben, die ihn am wenigſten verdienen? Heißt das nicht den Abſichten der Vorſehung entgegen handeln, die eben den Mangel, und ein kümmerliches von dem guten Willen andrer abhängiges Leben zur natürlichen Strafe der Faulheit, und der Thorheit beſtimmt hat? Gewiß keine künſtliche poſitive Strafe wird jemals eben ſo wirkſam ſeyn Laſtern zu ſteuren, als dieſe natürliche. Indem wir alſo müßigen, und lüderlichen Armen in ſolchen Arbeitshäuſern größre Bequemlichkeiten verſchaffen, als ſie durch Fleiß hätten gewinnen können, ſo kehren wir die Ordnung der Natur um, nach welcher diejenigen, welche ihre Kräfte am fleißigſten brauchen, auch den größten Antheil an den Gütern des Lebens haben ſollen.

Ein andres Uebel, das aus dieſer Art, die Armen zu verſorgen, entſpringt, iſt, daß, da ihrer viele in einem Hauſe beyſammen wohnen, ſie beſtändig zu Streit, und Zänkereyen unter ſich Gelegenheit haben. Es gehört ein großer Grad von Klugheit, und nachſichtiger Duldſamkeit, auch ſelbſt bey Perſonen von gutem Natureil, und anſtändiger Erziehung dazu, wenn mehrere nahe bey einander, ſo wie Glieder einer Familie, wohnen, und doch in vollkommner Harmonie bleiben ſollen. Geringe Urſachen zum Verdacht, und eine

Verſchiedenheit der Meynungen, und Geſinnungen in Kleinigkeiten endigen ſich unter Leuten, welche einander beſtändig vor Augen haben, und bey denen alſo jene Anläße oft wiederkommen, in die bitterſten Zänkereyen. Wenn dieß ſelbſt in einer Geſellſchaft tugendhafter, gutdenkender Freunde geſchieht: wie iſt es zu erwarten, daß ein Haufen von Leuten, größtentheils von ſchlechtem Charakter und ſehr weniger Mäßigung ſich nur mittelmäßig wohl, in einem Hauſe, oder in einer Stube, bey einander vertragen ſollte? Obgleich einer von dem andern nicht abhängt, und es alſo ſcheint, daß ihr Intereſſe nicht leicht in Colliſion kommen kann: ſo finden ſie doch tauſend Urſachen und Anläße des Streits, und oft wendet jeder allen ſeinen bösartigen Witz an, den Uebrigen das Leben recht ſauer zu machen. Das Anſehen, und ein Machtwort des Hausmeiſters, oder der Hausmeiſterinn kann ſie vielleicht von Thätlichkeiten abhalten: aber den innern Groll derſelben gegen einander zu beſänftigen, und zu machen, daß ſie ruhig, und freundſchaftlich bey einander leben, dazu iſt keine menſchliche Macht noch Klugheit vermögend. Wenn ſie einig ſind, ſo iſt es ſelten zu guten Endzwecken, ſondern ihre Eintracht iſt gemeiniglich eine Art der Zuſammenverſchwörung, um entweder die Regeln des Hauſes ungeſtraft übertreten zu können, oder auf andre Weiſe die Güte, welche ihnen widerfährt, zu mißbrauchen. Lebten ſie abgeſondert von einander, jeder in ſeiner eignen Hütte: ſo hätten ſie wenigſtens nicht ſo viel Gelegenheit ihre Bosheit auszulaſſen. Wenn ſie alsdann ruhig ſeyn wollten, ſo ſtünde es in ihrer Gewalt.

Dieß eben macht Armenhäuſer zu keinem ſehr tröſtlichen Aufenthalt für Arme von gutem Charakter, und friedliebender Denkungsart, wenn dieſelben, aus Noth gedrungen, dieſe Zuflucht ergriffen haben. Sie können es auf keine Weiſe mit denen aufnehmen, die eine durch lange Uebung geſtärkte Fertigkeit im Schmählen, und Zanken beſitzen, und eine Art von Vergnügen darinnen finden, dieſes ihr Talent auszuüben. Das kann jene nicht ſchützen, daß ſie ſich ruhig halten, und die niedrigen Spöttereyen, oder Schimpfreden, die man gegen ſie ausläßt, nicht erwiedern. Dieß ſetzt ſie vielmehr neuen Beleidigungen aus. Daher ſieht man ſo oft, daß würdige, gutdenkende Arme ſich lieber mit einer kleinen Penſion, die ihnen außer dem Hauſe gereicht wird, begnügen, als an einem Orte bleiben, wo die Geſellſchaft unter welcher ſie leben, ſie unglücklich macht. Wenn ſie in ihren kleinen Hütten nicht ſo gut wohnen, und ſo gut beköſtigt ſind: ſo können ſie doch hoffen, wenigſtens Ruhe, und Friede zu genießen.

Vielleicht wird man ſagen, daß nur gehörige Vorſchriften, und eine ſtrenge Befolgung derſelben nöthig ſind, um Ordnung in ſolchen Häuſern zu erhalten, und daß, wenn die Uebertreter nach Gebühr geſtraft würden, Mißhandlungen verhütet werden könnten. Das iſt mehrmalen verſucht worden: aber niemals iſt der Erfolg auf eine gewiſſe Länge der Zeit glücklich geweſen. In der That läßt ſich in einem Arbeitshauſe, in welches aufgenommen zu werden eine Wohlthat für Nothleidende ſeyn ſoll, unmöglich eine ſtrenge Zucht einführen. Es iſt ſehr billig, daß man zu Vorgeſetzten in denſelben Perſonen wählt, die ſich durch ihre Menſchenfreundlichkeit, und ſanften Charakter auszeichnen: Denn es iſt die ihnen eigne Pflicht, für die Kranken, die Schwächlichen, die Hülfloſen Sorge zu tragen. Aber eben dieſer Charakter muß ſie nothwendig unfähig machen, ſtrenge Geſetze an irgend einem dieſer Mitleid erweckenden Geſchöpfe zu vollziehen, ſo ſehr es auch Strafe verdient haben mag.

Geſetzt aber auch, daß man einen Hausmeiſter wählte, der die Armen in einer ſtrengen Zucht hielte, ſo würde auch dieß der geſuchten Abſicht nicht entſprechen. Die nichtswürdigen Armen würden nicht lange in einem Hauſe aushalten, wo ſie ihre Freyheit eingeſchränkt, und ſich zu einer Regelmäßigkeit der Aufführung genöthigt ſähen, der ſie ſo lange entwohnt waren. Dieß würde ſie in ihren Gedanken hinlänglich entſchuldigen, wenn ſie aus einem ſolchen Hauſe entliefen, und zu ihrem Müßiggange, zu ihrer Betteley wieder zurückkehrten. Auch würden ſie ohne Zweifel Perſonen genug finden, die aus einer übelverſtandnen Menſchenliebe ihre Parthey nähmen, und ihren Klagen

gen Gehör gäben. In kurzem würde ſich ein allgemeines Geſchrey im Publicum erheben, daß aus einer zur Unterſtützung der Nothleidenden beſtimmten wohlthätigen Anſtalt ein Gefängniß, und ein Zuchthaus gemacht werde, worinn man die Armen auf eine tyranniſche Weiſe behandle. Jede, auch die unumgänglichſte Beſtrafung würde Grauſamkeit heißen: und die Ordnung auf welche man mit Beharrlichkeit dränge, würde für Sklaverey, und unvernünftigen Zwang ausgegeben werden.— Der Schluß hieraus iſt: daß es unmöglich ſey in Armenhäuſern eine ſtrenge Regelmäßigkeit einzuführen, und alle Mißhandlungen zu verhüten; oder daß, wenn man dieſes thun will, es bald an Armen fehlen wird, die darinn werden wollen aufgenommen werden.

So viel iſt alſo aus dieſen Betrachtungen klar, daß für ſchlechtdenkende Arme ein ſolches Arbeitshaus ein ſehr unſchicklicher Aufenthalt iſt. — Aber findet dann noch eben dieſer Einwurf ſtatt, wenn man ſorgfältig iſt, nur die verdienſtvollen, und gut gearteten zu wählen, um ſie darinn aufzunehmen? Findet er auch in Anſehung armer Kinder ſtatt, die in denſelben erzogen werden ſollen?

Was jene betrift, ſo habe ich ſchon geſagt, daß ihre Anzahl ſo unbeträchtlich iſt, daß für ſie allein nur ein ſehr kleines Haus nöthig wäre: und ich ſetze nun noch hinzu, daß dieſe in ihren eignen Wohnungen auf eine ſchicklichere Weiſe verſorgt werden können. Geſetzt auch, daß ſie alsdann mancher Bequemlichkeit entbehren müſſen: ſo haben ſie doch das, was auch der ärmſte Menſch, beſonders, wenn er zu gewiſſen Jahren gekommen iſt, am meiſten wünſcht, Freyheit, und einen eignen Heerd. Es iſt keinem Menſchen angenehm, von welchem Stande er immer ſey, an gewiſſe von andern gemachte Regeln in ſeiner Lebensart gebunden zu ſeyn, zu allen Verrichtungen beſtimmte Stunden beobachten zu müſſen, und eine immer gleiche abgemeſſene Koſt zu genießen. Hingegen macht es einen Theil der Glückſeligkeit aus, ſein eigner Herr zu ſeyn, über ſeine Zeit gebieten, und ſich ſeine Beſchäfftigungen, und ſeine Koſt ſelbſt wählen zu können. Anſtatt alſo daß wir dieſen Armen dadurch einen Dienſt thun ſollten, daß wir ihnen Wohnung, und Nahrung in einem Arbeitshauſe anweiſen, verſchlimmern wir vielmehr ihren Zuſtand, wenn wir die kleine Penſionen, durch die ſie ehedem in den Stand geſetzt wurden, ihre eigne Haushaltung zu führen, einziehen, und dafür ſie nöthigen, auf eine ihren Neigungen ſo wenig gemäße Art zu leben.

Die Urſachen, warum man Kinder in Hoſpitäler aufnehmen will, ſcheinen von mehr Wichtigkeit zu ſeyn. Erſtlich, was auch immer ihre Eltern mögen verſchuldet haben, ſo können ſie ſelbſt doch nicht die Strafe davon tragen. Es iſt ferner ein wahrer Dienſt fürs Publicum, wenn dieſe Kinder der bettelnden Lebensart entriſſen werden, in welcher ſie nur Faulheit und jedes Laſter lernen. Endlich ſcheint keine Art für ſie zu ſorgen ſo ſchicklich zu ſeyn, als die in öffentlichen Häuſern, wo mehrere zugleich mit einerley Koſten Aufſicht, und Unterricht genießen können. — Aber auch hierinn hat die Erfahrung nicht alles das beſtätigt, was die Theorie vermuthen ließ.

Werden dieſe Kinder ſehr jung aufgenommen, ſo bleiben ſie ſelten am Leben. Selbſt wenn ſie ſchon bey ihrem Eintritte ins Hoſpital etwas erwachſen ſind, werden ſie gemeiniglich kränklich. Bey aller Sorgfalt, die man auf die Pflege ihres Körpers wenden mag, kann man doch nicht verhindern, daß ſie nicht wegen der zu großen Anzahl, die in einem engen Raume beyſammen ſind, eine ungeſunde Luft einathmen. Sie bekommen deswegen größten Theils ein bleiches kränkliches Anſehen: und nie iſt ihre Farbe ſo friſch, noch ihre Geſundheit ſo dauerhaft, als die des ärmſten Bauerkindes. Sind ſie bey ihrer Aufnahme ſchon über fünf oder ſechs Jahre alt: ſo bringen ſie faſt immer ſchon einige böſe Gewohnheiten mit, und Ein bösartiges Kind verderbt viele. Die Gelegenheiten und Verſuchungen zur Verſchlimmerung in dem Hoſpitale ſelbſt, ſind ſo häufig, daß ſelten die Aufmerkſamkeit des Aufſehers, (Schaffners,) oder der Aufſeherinn weit genug reicht, ſie alle zu bemerken, noch ihre Klugheit, ihnen vorzubeugen. Da ſie überdieß mit den ältern Armen, von denen die meiſten ſich unſittlich aufführen, und die

Faulheit lieben, beyſammen in einem Hauſe wohnen: ſo ſehen ſie nichts, als böſe Beyſpiele vor Augen: und die Verderbniß ihrer Sitten iſt beynahe unvermeidlich. Man findet daher auch, daß die Kinder, welche in Armenhäuſern erzogen worden, ſelten gut gerathen. Bey allen anſcheinenden Vortheilen, die ſie vor andern armen Kindern, in Abſicht der Pflege, und der Erziehung voraus haben, werden ſie doch gemeiniglich ungeſunde Leute, Müßiggänger und Taugenichte. Wenig Handwerksmeiſter, und nur die von der ſchlechtern Art, mögen ſolche Knaben, als Lehrjungen aufnehmen.

Hierauf kann man antworten, daß es keine ordentliche Methode die Armen zu verſorgen gebe, welche nicht ihre Unbequemlichkeiten habe; daß nichts leichter ſey, als Einwendungen gegen jeden Plan zu machen, auch gegen den vortreflichſten, den die menſchliche Weisheit nur erdenken kann; daß die Hauptabſicht, welche man bey allen Inſtituten zum Beſten der Armen ſich vorſetzt, dieſe ſey, die ſchwere Laſt der Contributionen für die Armen, von welchen das Land gedrückt wird, durch die möglichſt wohlfeile Verſorgung derſelben zu erleichtern, der öffentlichen Betteley Einhalt zu thun, und den Anwachs der Armenzahl zu verhindern; daß, wenn Armenhäuſer dieſen Hauptübeln abzuhelfen dienlich ſind, wir uns einige dieſe Einrichtung begleitende Unbequemlichkeiten gefallen laſſen müſſen. — Aber iſt dieß wirklich

lich der Fall? Wird jenen Uebeln, über welche die Klagen ſo laut erſchallen, durch Arbeitshäuſer abgeholfen, oder ſind ſie nicht vielmehr ſeit ihrer Errichtung angewachſen?

Daß Müßiggang die vornehmſte Urſache ſo wie von der Armuth, ſo von den meiſten Laſtern ſey, welche die Armuth begleiten, wird von mir, und allen zugeſtanden. Aber daß dieſer Müßiggang ein erzwungner ſey, daß er daher komme, weil es den Armen an Arbeit fehlt: das iſt weit weniger ausgemacht, ſo gewiß es auch von den meiſten Schriftſtellern über dieſe Materie verſichert wird. Das iſt ſehr wohl möglich, daß in einer gewiſſen beſtimmten Profeſſion es an Arbeit zu mangeln anfangen, oder daß der Gewinnſt derſelben zu gewiſſen Zeiten geringer werden kann. Daß aber ein Menſch, der Luſt, und Vermögen zu arbeiten hat, gar keine Beſchäfftigung ſollte finden können: dieſer Fall kann in England in den letzten zwey Jahrhunderten nur ſelten vorgekommen ſeyn.*)

Der Zweck der Erbauer, und Stifter von Armenhäuſern iſt doppelt geweſen: die zur Arbeit Unvermögenden umſonſt zu erhalten; denen zur

---

*) Es gehört aber außer dem guten Willen auch noch Verſtand und Glück dazu, um eine neue Quelle des Erwerbs ausfündig zu machen, wenn die alte verſiegt iſt; eine Biegſamkeit des Charakters, ſo wie des Körpers, ſich in eine neue Arbeit einzurichten, und dieſe Eigenſchaften, dieſes Glück, hat nicht jeder Fleißige. A. d. Ueb.

Arbeit Fähigen Arbeit zu verſchaffen, und ihnen Fleiß beyzubringen, oder den Fleiß, welcher aus Mangel von Gegenſtänden ungenutzt blieb, in Thätigkeit zu ſetzen. Aber iſt dieſer letztre Endzweck wohl je erreicht worden? Iſt Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er erreicht werden wird? Läßt ſich hoffen, daß derjenige Menſch, welcher durch die Furcht vor dem äußerſten Mangel, und allem dem Elend, und der Schande, die mit der Betteley verbunden ſind, ſich nicht bewegen ließ für ſich zu arbeiten, itzt, da ihn keine ſo dringende Noth treibt, für andre, für eine ganze Communität, fleißig arbeiten wird?

Bey Errichtung der Armenhäuſer ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung, daß der Gewinnſt, der aus den darinn verfertigten Arbeiten heraus kommen würde, entweder ganz zur Beſtreitung der Unkoſten zureichen, oder doch das Publicum von einem großen Theile der Ausgaben befreyen würde. Dieſe hohen Erwartungen ſind ſo wenig in Erfüllung gegangen, daß die zu Stande gebrachten Arbeiten, ſelbſt die kleinſte Rechnung, nicht erfüllt haben, die man von denſelben nur möglicher Weiſe machen konnte, und daß der Gewinnſt in vielen Fällen ſich völlig auf nichts reducirt hat.

In den Armenhäuſern von Edinburg, und den Vorſtädten haben die Vorſteher ſich die äußerſte Mühe gegeben den Fleiß aufzumuntern. Sie haben Materialien zu Arbeiten herbeygeſchafft, ſo wie ſie ſich am beſten zu dem Alter, und der ehemaligen Lebensart der Aufgenommenen ſchickten; ſie haben Lehrmeiſter, und Aufſeher zu dieſen Arbeiten beſtellt: ſie haben von jedem erarbeiteten Schilling (acht ggr.) dem Armen den ſechsten Theil als eine Belohnung zugeſtanden, worüber er frey ſchalten, und walten könne. Nach allem dieſem ſollte man doch wohl etwas zu hoffen berechtigt ſeyn; freylich nicht ſo viel, als durch ſtrenge, und unaufhörliche Arbeit erhalten werden kann, denn die Fähigkeit dazu kann man bey Leuten, die Alters, oder Krankheit wegen in Armuth gerathen ſind, nicht vorausſetzen: aber doch ſo viel, als Perſonen, die in ähnlichen Umſtänden, aber nicht in Armenhäuſern ſind, leiſten können.

Man weiß, daß in und um Edinburg Kinder von ungefähr acht, und alte Leute von ſiebzig Jahren, durch mancherley Beſchäfftigungen, die ihren Kräften angemeſſen ſind, im Durchſchnitt ein viertheil Schilling (zwey ggr.) verdienen können, und wirklich erwerben; in einigen Arbeiten auch wohl das Doppelte dieſer Summe. So viel alſo, ſollte man denken, müßte ſich doch auch im Armenhauſe, wo aller mögliche Vorſchub zur Arbeit, und alle Ermunterung zum Fleiße gegeben wird, im Durchſchnitte von jedem Armen verdienen laſſen. Aber wie grauſam findet man ſeine Erwartung bey der Nachfrage betrogen. Die gegenwärtige Anzahl in dem Edinburger Armenhauſe beläuft ſich auf ſiebenhundert Perſonen, wovon keine unter zwey Jahren iſt.*) Der ganze Gewinn ihrer Arbeit aber beträgt ein Jahr ins andre zweyhundert und achtzig Pfund Sterling. Im Durchſchnitte verdient alſo die Perſon wenig mehr als acht Schilling des Jahrs, und alſo des Tags nicht viel mehr, als einen Farthing (den vierten Theil eines penny, oder den acht und vierzigſten eines Schillings). In allen Werkhäuſern, die ich Gelegenheit gehabt habe, durch eigne Beobachtungen, oder aus Nachrichten kennen zu lernen, ſteigt die Proportion der gethanen Arbeit nicht viel höher. Dieſe iſt in der That ſo unbeträchtlich, daß es unbegreiflich iſt, wie Leute, die die Materialien zur Arbeit einmal in Händen haben, ſo wenig zu Stande bringen können.

Wenn man nun auch die günſtigſte Erklärung dieſes Phänomens annimmt, und vorausſetzt, daß die Hälfte der Armen in einem Werkhauſe, abgelebte, oder ſonſt des Arbeitens unfähige Leute ſind: ſo ſteigt doch noch der Gewinnſt jedes arbeitenden Individui des Tags nicht höher, als auf einen halben penny (ein vier und zwanzig Theil eines Schillings, vier Pfennige unſers Geldes). Man laſſe von dieſer Hälfte noch die Hälfte abgehen, indem man annimmt, daß ſo viele von nothwendigen Abhaltungen am Arbeiten gehindert werden.

---

*) Ich ſollte hier beynahe einen Druckfehler im Original vermuthen. Sollte der Autor im Ernſte glauben, daß Kinder von dem zweyten Jahre an, mit unter die arbeitenden Perſonen gerechnet werden können? Anm. d. Ueb.

Und doch bleibt der tägliche Erwerb jedes wirklichen Arbeiters ein penny (ein zwölftheil Schilling, acht Pfennige) welches nur der dritte Theil von dem iſt, was arme Leute, in gleicher Verfaſſung ihres Körpers, und mit gleichen Geſchicklichkeiten außerhalb dem Armenhauſe verdienen können.

In einigen Orten Englands, und Hollands, behauptet man, ſey der Gewinnſt von den in den Werkhäuſern verfertigten Arbeiten viel beträchtlicher, als er hier von den ſchottländiſchen angegeben wird. Dieß kann vielleicht beſondre Localurſachen haben, nach welchen der Charakter, oder die Umſtände der Armen an jenen Oertern, von denen verſchieden ſind, die man überhaupt annehmen kann, und die in den vorerwähnten Fällen obwalteten. So wird z. B. in Armenhäuſern, wo die Armen aus mehrern Land-Kirchſpielen beyſammen ſind, ſich eine größre Anzahl von fleißigen, und gutdenkenden finden, als in ſolchen, welche das arme Volk großer Städte in ſich enthalten. An andern Orten kann das Verhältniß der noch vermögenden, und geſunden Armen gegen die ganze Anzahl größer ſeyn; oder man kann eine Beſchäftigung ausfindig gemacht haben, deren Produkt beſſern Abgang findet, und größern Gewinn giebt. In Holland wird, wie es ſcheint, in den Armenhäuſern auf dieſelbe Art verfahren, als wenn es wirkliche Zuchthäuſer wären. Die Armen werden darinn mit Gewalt zur Arbeit angehalten. Das aber kann man mit ziemlicher Zuverläßigkeit verſichern,

ſichern, daß, wenn dieſe Häuſer wirklich als milde Stiftungen für die Nothleidenden angeſehen, und regiert werden, und wenn ſie in, oder nahe bey großen Städten ſind: alsdann der Gewinn der darinn verfertigten Arbeiten, die von mir angegebne Proportion nicht viel überſchreiten wird.

Will man ſagen, daß dieß eben ein Beweis ſeyn könne, daß die Vorſteher ſolcher Häuſer der wahren Abſicht der Stiftung derſelben gemäß, keine, oder wenige andre darinn aufnehmen, als ſolche, die durch Krankheit, hohes Alter, und körperliche Gebrechen ſich ſelbſt zu ernähren unfähig ſind: ſo muß man doch zugleich, ſelbſt wenn dieſe zweifelhafte Vorausſetzung als wahr angenommen wird, zugeben, daß alſo der andre vorgegebne, und ſo ſehr angeprieſene Endzweck ſolcher Häuſer, den Fleiß der Armen aufzumuntern, wegfällt. So hören es auf, Arbeitshäuſer zu ſeyn, und es ſind Wayſenhäuſer, und Hoſpitäler. Alsdann aber fragt ſich doch wieder: könnten dieſe armen Kinder, dieſe alten Leute, und Krüppel nicht auf eine wohlfeilere Weiſe von dem Publicum in ihren eignen Wohnungen einzeln unterhalten werden, als ſie es itzt in dem öffentlichen, und allgemeinen Hauſe ſind?

Die, welche die Sache der Armenhäuſer vertheidigen, führen mehrere ſcheinbare Gründe an, warum der Aufwand, den die Verſorgung der Armen erfordert, durch ſolche Anſtalten vermindert werde: aber ſie überſehen andre mehr wirkſame

Urſachen, welche jene Erſparniß aufheben, und in der That die Unkoſten im ganzen größer machen.

Die erſte, und wichtigſte iſt: daß es keine arme Perſon giebt, die ſich ſelbſt nicht für eine geringere Summe zu unterhalten weiß als diejenige iſt, welche das Publicum auf ſie rechnet. Wenn ſie für ſich ſelbſt zu ſorgen hat: ſo geht ſie auf das wirthſchaftlichſte zu Werke, nichts wird unnütz verthan, nicht der kleinſte Reſt geht verlohren. Erſpart ſie etwas, ſo erſpart ſie es für ſich, entweder um ihr kleines Kapital dadurch zu vergrößern, oder ſich auf eine andre Art, wie es ihr am beſten dünkt, etwas zu Gute thun zu können. Ganz anders iſt es in einem Armenhauſe. Was hier der Arme erſpart, oder nicht verzehrt, erſpart er nicht ſich, ſondern dem Publicum, deſſen Vortheil ihm wenig am Herzen liegt. Alſo was von den ihm bewilligten Sachen ihm überflüßig iſt, wird zu nichte gemacht, oder vernachläßigt. Dieß macht in Armenhäuſern etwas beträchtliches aus. Alle Individua bekommen eine gleiche Portion Speiſe: aber alle haben nicht gleichen Hunger. Dem Schwächlichen, und Bettlägrigen wird eben ſo viel zugetheilt, als dem Geſunden, und Arbeitenden; und doch hat er nicht gleiche Bedürfniſſe, und gleiche Verdauungskräfte. In Privatfamilien findet dieſes nicht Statt. Eine kleine Quantität der einfachſten Nahrungsmittel iſt hier dem Armen zu Befriedigung deſſen, was ſeine Natur fordert, zureichend: und oft wird von ihm nicht die Hälfte deſſen, was eine Armenhausportion ausmacht, verzehrt. Das nämliche gilt von Kleidern, Betten, und allen andern Artikeln, welche in einem Armenhauſe vom Publicum anzuſchaffen ſind. Der Arme, wenn er ſie ſich ſelbſt kauft, kauft ſie wohlfeiler, und trägt mehr Sorgfalt dafür ſie zu erhalten, als wenn ſie aus öffentlichen Fonds angeſchafft werden.

Eine zweyte Urſache, welche die Unterhaltung der Armen in Armenhäuſern vertheuert, iſt der Aufwand, den man bloß auf ihre Regierung, und Verwaltung wenden muß. Jedes derſelben muß nothwendig ſeinen Aufſeher, ſeine Aufſeherinn, und einige Aufwärter haben. Alle dieſe müſſen nicht bloß beſoldet werden, ſondern auch Wohnung, und Koſt erhalten. Iſt das Haus ſehr weitläuftig, und groß: ſo muß es ſeinen Einnehmer, Rechnungsführer, Prediger, Wundarzt, und Schulmeiſter, mit einem Worte, alle Officianten haben, welche bey einer Communität erfordert werden. Der Gehalt, den alle, — Wohnung, und Koſt, welche die meiſten derſelben erhalten müſſen, macht eine beträchtliche Ausgabe aus. Hierzu kömmt noch diejenige, welche die Reparaturen oder gewiſſe Abänderungen des Hauſes, die, welche die Anſchaffung von Büchern, Haus- und Küchengeräthen, und den Werkzeugen zu den verſchiedenen Handarbeiten erfordern.

Wenn alſo jeder Arme in einem ſolchen Hauſe ſo wohlfeil gekleidet, und ernährt würde, als er ſich ſelbſt außer demſelben kleiden, und nähren kann (welches doch nie der Fall iſt,) ſo würde doch im Ganzen, der für ihn zu machende Aufwand größer als ſein eigner werden, weil man die auf Unterhaltung, und Regierung des Hauſes nöthigen Ausgaben noch hinzufügen müßte.

Dieß wird durch die unläugbarſten Thatſachen beſtätigt. An vielen Oertern zeigt ſich bey der Unterſuchung, daß Perſonen, welche von ihrer Arbeit leben, und daher gar nicht unter die eigentlichen Armen gerechnet werden, ſich, und ihre Familien wohlfeiler unterhalten, als es für das Publicum möglich iſt, eine gleiche Anzahl Arme in einem Armenhauſe zu erhalten.

Wenig Armenhäuſer ſind wahrſcheinlicher Weiſe nach einem beſſern Plane eingerichtet, oder ſtehen unter einer ſorgfältigern Verwaltung, als die in der Stadt, und den Vorſtädten von Edinburg. Eine Anzahl angeſehener Bürger, Leute von Stand und Erziehung, haben von der erſten Errichtung derſelben das Vorſteheramt über ſich genommen. Sie haben auf jeden Zweig der Hauswirthſchaft die genaueſte Aufmerkſamkeit gewandt, und haben die öffentlichen ihnen anvertrauten Gelder mit einer Gewiſſenhaftigkeit verwaltet, welche ihnen zur höchſten Ehre gereicht. — Im Durchſchnitte ſteigt der jährliche Aufwand, den jeder in dieſem Hauſe unterhaltne Arme erfordert, nicht über vier Pfund Sterling, vier Schilling; höchſtens bis vier Pfund Sterling, zehn Schilling, welches auf die Woche neunzehn und ein halb oder zwanzig pence (dreyzehn ggr. vier Pfennige) macht. Hiervon iſt auf die wirkliche Unterhaltung nicht mehr, als vierzehn oder funfzehn pence gewendet worden. Dieß macht für die Perſon täglich nicht viel mehr, als zwey pence (ſechszehn Pfennig). Kaum kann man glauben, daß jemanden Frühſtück, Mittag- und Abendkoſt für eine kleinere Summe zu ſchaffen ſey: und es ſcheint unmöglich, die Armen auf einen noch geringern Etat zu ſetzen.

Nun frage man aber, was im Durchſchnitt der jährliche Aufwand einer Familie iſt, die zu der arbeitenden Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft gehört? Den genaueſten Nachforſchungen zufolge, kann man nicht annehmen, daß ein gemeiner Maurer, Zimmermann, Weber, oder Tagelöhner des Jahrs mehr als ſechszehn oder ſiebzehn Pf. St. verdient, wenn man das abrechnet, was er zu Anſchaffung ſeines Werkszeugs nöthig hat, zugleich das, was ihm an ſeinem Verdienſt, wegen der Feyertage, wegen Krankheit, oder andrer Hinderniſſe der Arbeit, abgeht. Iſt er verheyrathet, und hat er Kinder, welches gemeiniglich der Fall iſt, ſo kann ihm ſeine Wohnung, mit den Abgaben, die er darauf zu bezahlen hat, jährlich nicht viel weniger koſten, als vierzig Schillinge, oder zwey Pfund Sterlinge, bleiben alſo noch funfzehn Pfund Sterlinge. Wir wollen annehmen,

men, im Durchſchnitte beſtehe jede ſolche Familie aus fünf Perſonen, Mann, Frau, und drey Kindern. — Die meiſten Arbeitsleute, die in ihren beſten Jahren heyrathen, haben deren mehrere. Dieſe Familie nun muß er alſo mit funfzehn Pf. St. ein Jahr lang unterhalten, welche Summe in fünf Theile getheilt nur drey Pf. St. für die Perſon giebt. Für dieſe Summe ſind ſie größtentheils anſtändig gekleidet, beköſtigt, und erzogen, ohne daß ſie zur Betteley, oder zu andern Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen. — In den am allerwirthſchaftlichſten verwalteten Armenhäuſern koſtet doch jeder Arme um ein Drittheil mehr.

Man wird ſagen, daß, wenn der Arme ſeine Haushaltung allein führt: das Weib und die Kinder jedes für ſich auch etwas erwerben. Ich gebe zu, daß dieß zuweilen Statt findet. Aber in den erſten funfzehn Jahren der Ehe kann, wie mich dünkt, wenig von dieſen erwartet werden. Die Schwangerſchaften, die Entbindungen, das Säugen, und Warten der Kinder, nebſt der Beſchäfftigung die Speiſen zuzubereiten, und die Kleider für ſich, für ihren Mann, und ihre Kinder zu machen, oder auszubeſſern: dieß alles wird die Zeit der Mutter, und Hausfrau größtentheils ausfüllen. Auf des Mannes Arbeit beruht alſo hauptſächlich der Unterhalt der Familie, und dieſer muß demnach durch jene vorher berechnete kleine Summe beſtritten werden. Die Richtigkeit dieſes Satzes wird von jedem anerkannt werden, der ſich die Mühe giebt, die Lebensart der arbeitenden Claſſe der Menſchen zu unterſuchen, und von ihrem Aufwande Nachricht einzuziehen.

Perſonen, welche von Jugend auf eines gemächlichen Lebens genoſſen haben, und niemanden aus den geringern Ständen, als ihre Bedienten, die zu einem gleichen Wohlleben gewöhnt ſind, zu ſehen Gelegenheit haben, können ſich gar nicht vorſtellen, für wie wenig Geld der gemeine, und mit ſeinen Händen ſein Brod ſich erwerbende Mann zu leben im Stande iſt. Sie ſind daher, wenn ſie ſonſt menſchenfreundlich denken, geneigt, ihm weit mehr Einkommen zu wünſchen, oder zuzugeſtehen, als er wirklich braucht, und als die Produkte der Erde bey einer gleichen Vertheilung jedem Individuo in der Geſellſchaft verſchaffen würden. Lord Hale rechnet in ſeinen Vorſchlägen zum Beſten der Armen, daß ein Mann, der ein Weib, und vier Kinder hat, wovon zwey etwas arbeiten können, ſeine Familie nicht unter zehn Schillingen die Woche erhalten kann. Das mag in großen Städten vielleicht ſich wirklich ſo verhalten, weil hier der Reichthum die Verſchwendung eingeführt, und der Luxus ſich von den höhern Ständen auch zu den niedrigern ausgebreitet hat. Wenn ein Dienſtbothe, oder Tagelöhner alle Tage ſein Stück Fleiſch, und einen Krug ſtarkes Bier zur Mahlzeit haben muß: ſo wird jene Summe kaum zureichen. Aber dieß gehört bey weiten nicht zu den Nothwendigkeiten des Lebens. Grade die theuerſten Artikel ſind am wenigſten unentbehrlich: und man kann mit Zuverläßigkeit behaupten, daß drey Viertheile der Einwohner dieſer Inſel ſich bey einer viel magereren Koſt ſehr wohl befinden.

Der Lohn eines gemeinen Arbeiters in Schottland, und durch den größten Theil von England, (die Hauptſtadt und einige reiche Fabrik- und Handlungsſtädte ausgenommen.) iſt nicht höher, als ein Schilling (acht ggr.) des Tages, und alſo die Woche ſechs Schillinge, welches nicht vielmehr, als die Hälfte des von Hale als nothwendig angenommenen Erwerbs ausmacht. Und doch leben alle dieſe Leute davon, — zwar armſelig, aber doch zufrieden, und ohne Klagen, und oft vergnügter als die, welche große Einkünfte haben, und an guten Tafeln ſitzen.

Die Quantität Fleiſch, und Bier, welche der gemeine Tagelöhner in den großen Städten Englands täglich verzehrt, iſt etwas ihm ganz eignes. Es giebt kein Land in der Welt, wo man unter dieſer Claſſe eine ähnliche Lebensart kennte. In Hindoſtan leben, wie bekannt iſt, Millionen von Menſchen, welche die koſtbarſten Manufakturwaaren verfertigen, von Reiß und Waſſer, einer Koſt die wir für die allerunſchmackhafteſte halten würden. Der Bauer in Frankreich lebt hauptſächlich von Milch, Obſt, und Wurzeln, und doch iſt er wegen ſeiner Fröhlichkeit berühmt. Der große Haufen in Schottland, und in den von den groſsen Städten entfernten Gegenden Englands nährt ſich mit Milch, Käſe, Mehlſuppe, Brod, Graupe, Zwiebeln, und Gemüſe. Die Irrländer leben faſt ganz von Erdäpfeln, und Milch. Sehr ſelten kriegen ſie Fleiſch, und Bier zu koſten. Und doch giebt es keine am Körper ſtärkere, am Geiſt muthigere Leute unter der Sonne.

Es iſt alſo ein falſcher Schluß, wenn man eine gewiſſe Gattung, oder Menge von Nahrungsmitteln den arbeitenden Menſchen für nothwendig hielt, weil einige derſelben ſich zu einer ſolchen Lebensart gewöhnt haben, ſo wenig ſie auch ihrer Lage, und dem, was ſie von ihrer Arbeit für beſtändig hoffen können, gemäß iſt. Man kann im Gegentheil aus obigen Factis die Folgerung ziehen, daß die Armen wirklich mit weit weniger Gelde unterhalten werden können, als von den meiſten Schriftſtellern, die dieſe Materie behandelt haben, dazu nothwendig gehalten wird.

Man kann in der That annehmen, daß dieſes einer der Grundirrthümer ſey, aus welchen in England die hohe Taxe für die Verſorgung der Armen, und ſelbſt die Vermehrung ihrer Anzahl entſteht. Ich kann von dieſer verſchwendriſchen Mildthätigkeit gegen die Armen kein deutlicheres Beyſpiel geben, als durch einen Auszug aus der Nachricht, die uns in einigen gedruckten Blättern, deren Verfaſſer ſich Humanus nennt, von dem Armenhauſe in Nacton nahe bey Ipſwich gegeben wird, welches Armenhaus der Autor als ein Muſter für ähnliche Stiftungen vorzuſtellen ſucht.

Er berichtet uns erſtlich, daß vor Erbauung dieſes Hauſes die Armen dieſes Orts mit ſehr beträchtlichen Koſten, und doch ſchlecht vom Publicum verſorgt wurden. — Dann geht er weiter fort, die Erſparniſſe zu berechnen, welche das Publicum durch dieſes Arbeitshaus gemacht hat. Zwiſchen hundert und zwanzig, und hundert und ſiebzig, iſt die Anzahl der Armen, die in den erſten ſieben Jahren darinn unterhalten worden ſind. Wir wollen einen mittlern Durchſchnitt von hundert fünf und vierzig annehmen. Die jährlichen Ausgaben des Hauſes, außer dem zu Erbauung deſſelben, und zu Anſchaffung des Haus- und Küchengeräthes angewandten Kapitals, beliefen ſich auf tauſend vierhundert und funfzig Pf. St. Dieſemnach wäre der jährliche Aufwand für jeden einzelnen Armen nicht geringer als zehn Pf. St. Die Arbeit, welche die Armen hier zu Stande bringen, iſt in der That beträchtlich größer, als das, was in den ſchottiſchen Armenhäuſern gethan wird. Vielleicht deswegen, weil mehr geſunde des Arbeitens fähige Perſonen darinn aufgenommen werden. Im Durchſchnitte verdient jeder Arme ungefähr ein Pfund Sterling, vierzehn Schillinge. Dieß alſo abgezogen, bleibt für jeden Armen noch ein Aufwand von acht Pfund Sterling, ſechs Schilling übrig, welche das Publicum beſtreiten muß.

Man wundert ſich aber nicht mehr über dieſe hohe Koſten, wenn man den Küchenzettel ſieht, nach welchem die Armen in Nacton geſpeiſet werden.

Sie bekommen alle Tage dreymal zu eſſen, Frühſtück, Mittag- und Abendbrod. Zum Frühſtück: Milch- und Fleiſchſuppe, oder Brod mit Butter, und Käſe. Zum Mittagseſſen, dreymal die Woche Rindfleiſch, nebſt einer Mehlſpeiſe (Schöpſenfleiſch für die Kranken) zweymal bloße Mehlſpeiſe, oder Milchreis, die zwey letztern Tage Butter, und Brod; zum Abendeſſen wieder alle Tage Milch, Brod, Butter, und Käſe.

Der Autor des oben angeführten Pamphlets ſetzt hinzu, daß ihr Brod vom beſten Waitzen, ihr Fleiſch von den fetteſten Rindern, und ſo jeder Artikel in ſeiner Art vorzüglich gut ſey. Nicht Ein Pächter unter zehen, ſagt er, kann ſo gut leben. Er hätte noch hinzuſetzen können, auch nicht Einer unter zehnen von Subalternenofficiers, oder der geringern Geiſtlichkeit, wenn er verheyrathet iſt. Selbſt ein Mann, der ſechszig bis achtzig Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, und dabey Weib, und Kinder hat, wird gewiß, nach Beſtreitung der übrigen Ausgaben, nicht ſo viel für ſeine Koſt übrig behalten, daß ſeine Tafel ſo gut, wie die der Armen zu Nacton beſetzt ſeyn könnte.

Die Menſchenliebe, welche dieſer Stiftung das Daſeyn gegeben hat, kann große Achtung verdienen: aber daran kann man doch mit Grunde zweifeln, ob die austheilende Gerechtigkeit dabey beobachtet worden ſey? Wie? die zwar zuweilen auch durch Unglück, weit öfter aber durch ihre Schuld unbrauchbar gewordne Glieder der Geſellſchaft, ſollen beſſer leben, als die nützlichen, und arbeitſamen? Iſt es billig, daß auch der kleinſte Pächter, der ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts verdient, mit dazu beytragen muß, um einen Haufen nichts- oder wenig thuender Bettler aufs reichlichſte zu verſorgen? Die Beſchreibung, welche der angeführte Autor von dem vorhergehenden Zuſtande der in ſein Armenhaus aufgenommenen Leute macht, iſt von der Art, daß man ſie auf keine Weiſe zu einer ſo theuren, und herrlichen Lebensart berechtigt halten kann.

Die Vorſteher, und Gönner dieſes Hauſes halten dieſe Art, die Armen zu unterhalten, ſo wenig für koſtbar: daß wir vielmehr hören, die zu demſelben gehörigen Kirchſpiele hätten durch dieſe Anſtalt in vier Jahren ein Erſparniß von zweytauſend Pfund Sterling gemacht. Das iſt eine gewaltige Summe; aber ſie beweiſt nicht, daß die gewählte Methode die Armen zu verſorgen, die wohlfeilſte iſt, ſondern daß die ehemalige, an deren Stelle ſie getreten, unbeſchreiblich theuer geweſen: daß entweder die Armencaſſe untreu verwaltet, oder das Geld verſchwendriſch ausgetheilt worden. Soll jene erſparte Summe heraus kommen: ſo muß jeder im Hauſe itzt aufgenommenommener Arme ehedem funfzehn Pfund Sterling jährliches Allmoſen erhalten haben: welches beynahe ſo viel iſt, als ein gemeiner Tagelöhner durch die ſchwerſte Arbeit für ſeine ganze Familie erwerben kann. Wie unverhältnißmäßig, wie unbillig, ich möchte wohl ſagen, wie ungereimt, dieſe in England gewöhnliche verſchwendriſche Freygebigkeit gegen die Armen ſey: das fällt ſo ſehr in die Augen, daß gar keine Gründe nöthig ſind, es noch mehr ins Licht zu ſetzen.

Ich kehre zu den auf das wirthſchaftlichſte eingerichteten, und verwalteten Armenhäuſern zurück. So viel ich derſelben ſelbſt zu beſuchen Gelegenheit gehabt habe, habe ich ſo wenig die in Racton gerühmte Erſparniß gefunden, daß vielmehr allenthalben über die vergrößerten Koſten der Armenverpflegung geklagt worden iſt. Ich will von dem Falle reden, den ich am allerbeſten kenne.

Das ganze Geld, was vor Errichtung des Armenhauſes in Edinburg für die Armen geſammelt, und unter ſie ausgetheilt wurde, betrug jährlich tauſend fünfhundert Pfund Sterling. Itzt aber belaufen ſich die Ausgaben des Armenhauſes allein, ohne die vielen andern milden Stiftungen zu rechnen, höher als viertauſend Pfund Sterling. In der öſtlichen Vorſtadt betrug das geſammelte Allmoſen hundert Pfund Sterling. Das Armenhaus koſtet jährlich fünfhundert Pfund St. In der ſüd- und weſtlichen Vorſtadt war jenes zweyhundert zwey und ſechzig Pfund, dieſes koſtet achthundert acht und dreyßig.*)

Man kann vielleicht zum Grunde dieſer ſo ſehr vermehrten Koſten, die vergrößerte Bevölkerung anführen, die ſeit den letzten zwanzig Jahren in den Edinburgſchen Vorſtädten bis auf zwanzigtauſend Menſchen angewachſen iſt, in deren Proportion alſo auch die Armenzahl zunehmen muß. Aber nicht zu gedenken, daß die meiſten dieſer neuen Einwohner wohlhabende Leute ſind, ſo überſteigt doch die Vermehrung des Aufwandes das Verhältniß der wahrſcheinlich hinzugekommenen Armenzahl. Die ſchlechte Verwaltung der zum Behuf des Armenhauſes geſammelten Gelder kann nicht Schuld ſeyn. Jedermann geſteht zu, daß ſie ſo gewiſſenhaft, und ſo ſorgfältig geführt werde, als je eine Verwaltung geführt worden. Auch hat es nicht an Arbeit für die Armen gefehlt. Umgekehrt iſt in den letzten Jahren der Tagelohn hoch, und der Hände ſind weniger geweſen. Eben ſo wenig kann man ſich über den Preis der Lebensmittel beklagen, denn dieſe ſind itzt faſt, für das Intereſſe der Gutsbeſitzer zu niedrig. Es muß alſo in dem Weſen der Armenhäuſer ſelbſt ein

---

*) Kömmt dieſes nicht hauptſächlich daher, daß viele ſonſt in der Stille ernährte arme Familien in ſolche Häuſer aufgenommen werden? Die Reichen geben alsdann mehr in die öffentliche Armencaſſe, und weniger insgeheim: welches aber iſt beſſer? Anm. d. Ueb.

Grund ſeyn, warum durch ſie die Verpflegung der Armen ſo koſtbar wird.

Um dieſem Einwurfe zu begegnen, ſagt man, die Armen würden itzt auch viel beſſer verſorgt, als ſie ehedem waren; ferner wären vormals viele ganz unverſorgt geweſen, die vom Betteln gelebt hätten. Das erſte kann wahr ſeyn, aber nicht vom größten, noch vom beſten Theile der Armen, welcher, wie ich gezeigt habe, wenn nicht gemächlicher, doch mehr nach ſeinem Geſchmack von kleinen Penſionen lebt, die ihm in ſeiner Wohnung gegeben werden. — Was das andre betrift, ſo giebt es ja noch itzt in der Stadt, und in den Vorſtädten von Edinburg beynah ſo viel Bettler, als vorher, ehe ein Stein zur Erbauung eines Armenhauſes gelegt worden war. In der Stadt Leith, dem Seehafen von Edinburg, welche zwölftauſend Einwohner enthält, giebt es kein Armenhaus. Die Armen werden daſelbſt durch kleine wöchentliche, oder monatliche Beyträge erhalten, die zuſammen keine große Summe ausmachen; und doch ſind Straßenbettler dort weit ſeltner, als in Edinburg.

Aber nicht bloß die Ausgaben des Publicum für die ſchon vorhandnen Armen werden vermehrt: ſondern auch die Anzahl der Armen ſelbſt wird durch ſolche Stiftungen an den Oertern, wo es deren giebt, vergrößert. Dieſer zweyte Punkt verdient noch eine beſondre Betrachtung.

Ueberhaupt iſt in jeder volkreichen, und wohlhabenden Stadt die Anzahl der Armen größer, als in ſo viel Land-Kirchſpielen zuſammen genommen, die jener an Volksmenge gleich ſind. Nicht nur weil in der Stadt die Anzahl derer größer iſt, die bloß vom Tagelohn leben, und die alſo, ſo bald ſie krank, oder ſchwach werden, in Armuth gerathen: ſondern auch weil ein beſtändiger Zufluß von fremden Armen daſelbſt iſt, die, in Hoffnung Beſchäfftigung zu finden, oder weil ſie beßre, und reichlichere Allmoſen daſelbſt erwarten, ihre Heymath mit dieſem Aufenthalte vertauſchen. Man kann ſich drauf verlaſſen, daß, wo viele reiche, wohllebende Leute beyſammen wohnen, ſich auch eine verhältnißmäßige Anzahl von Armen hinfinden wird, die von der Wohlthätigkeit jener leben wollen.

Dieſen Zufluß fremder Armen verhindern Armenhäuſer nicht: vielmehr, da diejenigen, welche ſonſt die Mildthätigkeit des Publicum erſchöpften, verſorgt, und aus dem Geſicht gebracht ſind, ſo machen ſie andern Platz, welche anſtatt ihrer die Straßen erfüllen, oder in die Häuſer gehen, und ihre Bitten insgeheim mündlich, oder durch Briefe anbringen. Weder iſt es der Obrigkeit möglich, alle ſolche Privatanſuchungen bey einzelnen Perſonen nach Errichtung öffentlicher Anſtalten zu verhindern, noch werden gutdenkende, und wohlhabende Einwohner ſolcher Städte ſich entſchließen können, alle wahrhaft, oder ſcheinbar Nothleidende, die ſich an ſie insbeſondre wenden, abzuweiſen, weil ſie zu der Armenhaus-Unterhaltung ihren Beytrag gethan haben. Alſo fällt alsdann dem Publicum eines ſolchen Orts eine doppelte Anzahl von Armen zur Laſt: die alten, welche nun in dem Hauſe verſorgt werden; und die neuankommenden, welche in die Stelle jener auf den Straßen, und in den Privathäuſern treten. Man vergrößre das Haus, man verdoppele die Anzahl der darinn aufzunehmenden Armen: immer wird ſich wieder ein neuer Zuwachs von noch unverſorgten Armen zeigen, die, als wenn noch nichts für die Armuth gethan worden wäre, den Privatleuten zur Laſt fallen.

In dem Hoſpitale zu Lion waren Anfangs nur vierzig Bette geſtiftet, wovon nur zwanzig beſetzt waren. Itzt ſind ihrer achthundert: und immer iſt die Anzahl für die Menge derer, welche ſich zur Aufnahme anmelden, noch nicht hinlänglich.

Vielleicht giebt es wenige Städte von gleichem Umfange, die ſo viele milde Stiftungen haben, als Edinburg. Nach ihrer Anzahl, und Größe ſollte man glauben, daß kein einziger unverſorgter Armer in dieſer Stadt mehr übrig ſeyn müßte. Die Stadt (die Vorſtädte ausgenommen) hat auch ſeit der Errichtung jener Anſtalten nicht beträchtlich an Einwohnern zugenommen. Deſſen ungeachtet zeigen ſich ſo viele in jene Stiftungen nicht aufgenommene Armen die des Allmoſens bedürfen, als zu irgend einer vorhergehenden Zeit geweſen ſeyn mögen.

Ein großes Armenhaus, worinnen neunhundert Perſonen unterhalten werden, ein Wayſenſpital für hundert und zehn Kinder, eines für ſechs und ſechzig alte Perſonen, zwey für Knaben, worinn hundert ſechs und ſiebzig derſelben verpflegt werden, eines für ſiebzig Mädchen aus der Kaufmanns- eines für funfzig aus der Handwerksclaſſe; ein Armenhaus für die verſchiednen zünftigen Handwerker auf dreyhundert Perſonen geſtiftet, eines für fünf und zwanzig verarmte Tagelöhner; noch ein andres von einer Privatgeſellſchaft für ſechzig fleißige Arme unterhaltne; das Krankenhoſpital für achtzig Perſonen; eines für funfzig alte Leute: alle dieſe Stiftungen verſorgen tauſend achthundert ein und achtzig Menſchen mit einem Aufwande von dreyzehntauſend ſiebenhundert vier und dreyßig Pfund Sterling.

Wenn jemals zu einer vorigen Zeit ſo viel Allmoſen zum Austheilen unter Arme wäre zuſammen gebracht worden: ſo würde man gewiß geglaubt haben, daß alle, und jede davon betheilt werden können. Und itzt reichen alle jene Stiftungen ſo wenig zu, die Armen zu verſorgen, daß ſich bey den Vorſtehern derſelben immer ſo viel neue zur Aufnahme anmelden, welche ſie abweiſen müſſen, als ſich gegenwärtig in denſelben befinden. Ueberdieß wird die Anzahl derer, welche von der Privatwohlthätigkeit leben, nicht viel geringer ſeyn, als die, welche in den öffentlichen Anſtalten verſorgt werden.

Ich will durch dieſe Bemerkungen nicht behaupten: daß alle milde Stiftungen in ſich untauglich, und eine Laſt für das Publicum ſind. Das, was ich zu zeigen ſuche, und was ſich, wie ich glaube, aus obigen ſchließen läßt, iſt, 1) daß der von öffentlichen Armen- und Arbeitshäuſern erwartete Nutzen die Anzahl der Armen an einem Orte zu vermindern, oder die Betteley ganz aufzuheben, dadurch nicht erreicht werde, indem ſich an jedem volkreichen Orte immer wieder ſolche einfinden; 2) daß, in ſo fern dadurch ein neuer Zufluß von Armen von fremden Orten veranlaßt wird, die Beläſtigung des Publicum, anſtatt vermindert zu werden, zunehme; 3) daß, wofern ſie mit zu weniger Sparſamkeit adminiſtrirt, und nicht unter genauer Aufſicht gehalten werden, ſie ſelbſt den Müßiggang, oder die Verſchwendung unter der gemeinen Claſſe der Einwohner befördern, und alſo dem Publicum ſchädlich werden können.

Vierter Abſchnitt.

Die Armenhäuſer von der günſtigſten Seite betrachtet. Einwendungen, die auch alsdann noch übrig bleiben.

Die Unpartheylichkeit erfordert, nach dem ich ſo viel gegen die Armenhäuſer geſagt habe, auch das anzuführen, was zu ihrem Vortheil geſagt werden kann, in dem Falle, daß ſie unter der beſten Aufſicht, und Verwaltung ſtehen.

Wenn die Anzahl der Armen in einem Arbeitshauſe ſo eingeſchränkt iſt, daß Ein Hausverwalter, oder Eine Hausverwalterinn, die ihr Amt treu, und gewiſſenhaft verwalten, ein Auge auf jedes Individuum haben kann: ſo iſt es zuweilen möglich, eine Ordnung, und einen Anſtand darinn beobachtet zu ſehen, die ſich von einer aus der niedrigſten Gattung der Menſchen geſammelten Geſellſchaft nicht erwarten ließen.

Es kann ferner einem Menſchenfreunde, wenn er ſolche Häuſer beſucht, nicht anders, als angenehm ſeyn, manchen abgelebten Greis darinn zu finden, der nach einem mit ſchwerer Arbeit, und kummerhaft zugebrachten Leben, hier ſeine letzten Tage ohne Sorgen in einer Gemächlichkeit, deren er ſonſt nicht gewohnt war, zubringen, und ſeinen Tod ruhig erwarten kann. Arme, oder Gebrechliche, die weder Verwandte, noch Freunde in der Welt hatten, finden hier Brod, für welches ſie nicht ängſtlich ſorgen dürfen, und eine Verpflegung, die ſie ſich auf keine Weiſe durch Arbeit hätten verſchaffen können. — Noch erfreulicher iſt der Anblick der jugendlichen Geſchöpfe, die hier mit Speiſe, und Kleidern verſorgt, und zum Fleiße angehalten werden. Einige davon ſind Wayſen, oder Fündlinge, die nie einen Vater, oder Mutter kannten, keines Verwandten, oder Freundes Pflege erwarten durften; und die, wenn ihnen nicht eine ſolche wohlthätige Stiftung zu Hülfe gekommen wäre, bald nach ihrer Geburt wieder hätten umkommen müſſen; oder welche unter den Händen elender, ſchlechtdenkender Menſchen ſelbſt zum Laſter, oder zur Faulheit wären erzogen worden.

Es iſt ferner nicht zu leugnen, daß, wenn einmal eine Anzahl von Armen in einem ſolchen Hauſe beyſammen ſind, es unmöglich ſeyn würde, dieſelbe Anzahl ſogleich auf eine eben ſo wohlfeile Art, eben ſo gut in ihren eignen Häuſern zu verſorgen. Der Zuſtand der Armen iſt dort ſcheinbar gemächlicher, und angenehmer, als er ihnen durch Monats- oder Wochengelder gemacht werden könnte.

Dieſe, und ähnliche Vortheile ſind nicht nur durch die Errichtung ſolcher Häuſer zu erhalten möglich, ſondern ſind auch zuweilen wirklich erhalten worden. Daraus folgt alſo, daß, wo einmal dieſelben vorhanden, und gut verwaltet ſind, es unrecht ſeyn würde, ſie unmittelbar abzuſchaffen; daß in gewiſſen Fällen es auch nützlich ſeyn kann, neue, aber nach einem eingeſchränkten Plane zu errichten, d. h. ſo, daß nur diejenigen Armen darinn aufgenommen werden, für welche man auf keine andre Weiſe ſorgen kann.

Bey allem dem aber, was ich zum Vortheil der Armenhäuſer eingeräumt habe, bleibt deſſen ungeachtet mein oben behaupteter Satz richtig, daß dieſelben immer im Ganzen und Großen, wenn durch ſie allein, oder vornehmlich die Verpflegung der Armen einer großen Communität geſchehen ſoll, ſowohl die koſtbarſte, als die zweckwidrigſte Art von Armenanſtalten ſind. Einige Vortheile die in beſondern Fällen aus einem nur mit Einſchränkungen ausgeführten Plane entſtehen, können nicht die Güte deſſelben in allen Fällen, und nach ſeinem ganzen Umfange beweiſen.

Das, was, wie ich geſagt habe, zur Erreichung der Abſichten ſolcher Stiftungen das nothwendigſte iſt, die ſorgfältige Withſchaft, und die genaue Aufſicht, dieß iſt es eben, was ſich am ſchwerſten erhalten läßt, und was niemals allgemein, oder dauerhaft ſeyn kann. Dazu gehört nicht nur, daß der Hausverwalter, oder die Hausverwalterinn Leute ſind, die dazu die nöthige Fähigkeit haben, und ſich die Ausübung ihrer Pflicht angelegen ſeyn laſſen: ſondern daß auch die Oberdirektores, und Vorſteher, redlich, ſorgfältig, und gewiſſenhaft zu Werke gehen. Wie kann aber wohl erwartet werden, daß die Wahl der erſtern immer glücklich ausfalle, und daß ſich zu dieſem Amte jedesmal Perſonen auffinden laſſen, die demſelben gewachſen, und es anzunehmen geneigt ſind? Wie läßt es ſich erwarten, daß in einer langen Reihe von Jahren die auf einander folgende Vorſteher, und Direktores alle gleichen Eifer, gleiche Thätigkeit, und gleiche Uneigennützigkeit in Beſorgung dieſes ſo mühſamen, und verdrüßlichen Geſchäfftes beweiſen werden?

Es iſt wahr, daß, wenn die Armen, welche gegenwärtig in einem ſolchen Hauſe vereinigt ſind, plötzlich zerſtreut, und mit kleinen Penſionen ſich ſelbſt überlaſſen werden ſollten, ſie in große Verlegenheit gerathen, und ſich ſehr elend behelfen würden. Aber daraus folgt nicht, daß eben dieſe, wenn ſie nie in ein ſolches Haus wären aufgenommen worden, nicht noch außer der öffentlichen Beyſteuer einige Hülfe von Privatwohlthätern, oder Freunden würden erhalten haben, und daher mit einer ſolchen Penſion, die ihnen itzt unzulänglich iſt, ganz wohl hätten auskommen können. Wenige, auch der Elendeſten, ſind ganz ſolcher Stützen beraubt. Aber nach einem vieljährigen Aufenthalt in einer öffentlichen Stiftung, nachdem ſie ihre ehemaligen Wohlthäter, und Bekannten durch den Tod verlohren haben, oder denſelben unbekannt geworden ſind, würde es grauſam, und ungerecht ſeyn, ſie in eine ihnen fremd gewordne Welt hinauszuſtoßen. Dieß alſo kann die Beybehaltung ſolcher Häuſer, wo ſie vorhanden ſind, nothwendig machen, nicht aber beweiſen, daß der Plan zu ihrer Errichtung der beſte ſey.

Sechstes Kapitel.

Auszüge aus den Berichten, welche die von dem Unterhauſe des engliſchen Parlements, zur Unterſuchung der Armenanſtalten niedergeſetzte Committee (Commiſſion) ao. 1776 dem Hauſe abgeſtattet hat; ingleichen aus den Berichten, welche die von der Commiſſion ernannten Armenaufſeher ao. 1777 eingeſandt haben, mit Betrachtungen darüber.

Nachdem ich dieſe Unterſuchungen beynahe geendiget hatte, erhielt ich die Erlaubniß die oben genannten Nachrichten durchzuſehen. Da ſie verſchiedne in dieſer Materie wichtige Facta enthalten, ſo hoffe ich, daß einige Anführungen aus denſelben, mit Betrachtungen darüber dem Leſer nicht unwillkommen ſeyn werden. Sie werden wenigſtens dazu dienen, die in den vorhergehenden, und folgenden Kapiteln vorgetragenen Sätze zu erläutern, und zu beſtätigen.

Man kann nicht anders, als mit Vergnügen bemerken, daß, indeß ein ſo großer Theil der Reichen, und Glücklichen nur mit den Vergnügungen

gungen der Sinne, und Befriedigung der Eitelkeit beſchäfftigt iſt, oder in dem Wirbel politiſcher Partheyſucht und Streitigkeiten umhergetrieben wird, es doch noch immer einige Männer von Stande, und Vermögen giebt, die um das allgemeine Beſte ihres Landes bekümmert, und der Noth ihrer armen unglücklichen Nebenmenſchen eingedenk ſind. Unter dieſen zeichnet ſich ſo wohl Herr Howard, der das Buch: **Ueber den Zuſtand der Gefängniſſe:** *) herausgegeben hat, (zu deſſen Verfertigung er eigne Reiſen unternommen,) als auch Herr Gilbert vorzüglich aus, dem wir die Bekanntmachung der gedachten Papiere zu danken haben. Obgleich beyde nicht diejenigen Aufmunterungen von Seiten der Regierung erhalten haben, die ſie nach der Wohlthätigkeit ihrer Bemühungen hätten erwarten können: ſo werden ſie doch gewiß durch die Achtung aller guten Menſchen belohnt werden, welche Vaterlandsliebe, und wahre Gutthätigkeit zu ſchätzen wiſſen.

Die Ziehung der Reſultate aus den eingeſchickten Berichten der Armenaufſeher war gewiß eine ſehr weitläuftige, und ſchwere Arbeit. Die davon bekannt gemachte Nachricht enthält Berechnungen aus allen Kirchſpielen durch ganz England und Wallis, was für eine Summe Geldes in jedem derſelben zum Beſten der Armen jährlich erhoben, wie viel davon wirklich zur Verpflegung der Armen ausgegeben, und auf welche Weiſe der

---

*) Die deutſche Ueberſetzung davon iſt erſchienen.

Ueberſchuß verwandt wird. Jedes dieſer Stücke verſchafft uns Kenntniſſe, oder giebt zu Betrachtungen Gelegenheit, von denen wir auf andre Weiſe jene nicht erhalten noch dieſe machen konnten.

Die Totalſumme des von Oſtern 1775 bis Oſtern 1776 in allen Kirchſpielen, von welchen Berichte eingelaufen ſind, erhobnen Geldes beträgt 1,720,316 Pf. St.

Davon iſt ausgegeben worden zu andern Abſichten, die ſich nicht auf die Armen beziehen 137,615 Pf. St.

Für die Armen ſelbſt	1,556,656 —
Zu Hausmiethen	80,296 —
Zu Proceß- und Transportirungskoſten	3,5072 *) —

Da eine Anzahl von Kirchſpielen keine Berichte eingeſandt hatte: ſo nimmt Gilbert an, daß die Summe aller in England für die Armen erhobnen Gelder ſich auf zwey Millionen Pf. St. belaufe.

---

*) Nach dieſer Berechnung wurde in beſagtem Jahre die Einnahme von der Ausgabe um neun und achtzigtauſend dreyhundert drey und zwanzig Pf. St. übertroffen. Da der Autor dieß gar nicht bemerkt, noch weniger erklärt: ſo weiß ich nicht, ob in den Zahlen eine Unrichtigkeit, oder ob unter den Ausgaben alles begriffen worden iſt, was man in Jahresfriſt, in den Kirchſpielen welche die Berichte abgeliefert, für die Armen ausgegeben hat, geſetzt auch daß es nicht von der dießjährigen Einnahme der Armentaxe hergenommen worden, welches letztere doch die Worte des Autors anzuzeigen ſcheinen. Anm. d. Ueb.

laufe. Poſtelthwayt rechnet in ſeinem Wörterbuche unter den Artikel: **Armen**, daß ſie drey Millionen betragen; aber er führt keine Gründe an, dieſe Angabe einer ſo ungeheuren Summe zu rechtfertigen.

Aus der Ueberſicht jener Berichte erhellet, daß die Contributionen jeder Provinz nach dem Maaße groß ſind, als ſie ſelbſt wohlhabend iſt. In den reichern ſüdlichern Grafſchaften betragen die Beyſteuern für die Armen weit mehr. In der Grafſchaft Middleſex, dem Mittelpunkte, wo der Reichthum der Nation ſich vereiniget, ſind ſie am höchſten. Hier werden jährlich nicht weniger als hundert ſiebzigtauſend Pf. St. auf die Armen verwendet: und doch behauptet man, daß es in keiñer andern Grafſchaft Englands ſo viele unverſorgte Arme gebe, als zu London, und Weſtminſter. Je näher eine Grafſchaft an Middleſex gränzt, deſto mehr zahlt ſie: Eſſex acht und achtzigtauſend, Kent über ſieben und achtzigtauſend. Das, was die nordlichen Grafſchaften für ihre Armen aufbringen, iſt ohne allen Vergleich geringer. Weſtmoreland giebt noch nicht einmal dreytauſend Pf. St. Die große Provinz Northumberland nicht mehr als funfzehntauſend,— folglich weniger als die drey Kirchſpiele der Stadt London, St. James-St. Georg- und Hannoverſquare.

So ſehr auch die Menſchen in dieſen Quartieren von London zuſammen gedrängt ſind: ſo wäre es doch ſehr falſch ſich einzubilden, daß ſie mehr

Einwohner enthielten, als jene ganze große Provinz. Die wahre Urſache der unproportionirlich hohen Armengelder in, und um London muß man in den Sitten der Einwohner ſuchen. Großer Reichthum bringt den Luxus hervor. Dieſer breitet ſich von den Vornehmen, und Begüterten zuförderſt auf ihre Bedienten, und ſodann auf alle Claſſen des gemeinen Volkes aus. Der Arbeitsmann bekömmt nicht nur hohes Tagelohn, wovon er verſchwenden kann, ſondern er nimmt auch die Gewohnheit an, alles, was er verdient, zu verzehren; und die gewiſſe Hoffnung, wenn er nichts mehr verdient, aus den Armencaſſen, und Stiftungen reichlich verſorgt zu werden, macht ihn deſto dreiſter ſo zu handeln. Er darf nur die mindeſte Abnahme von Kräften bey ſich fühlen, oder auch bloß des Arbeitens ſatt ſeyn: ſo wendet er ſich an einen (Iuſtice) Policeyrichter, der ihm ſodann eine Anweiſung auf die Kirchenvorſteher giebt, welcher zufolge er in einem Arbeitshauſe, oder durch wöchentliche Austheilungen beynah eben ſo gut unterhalten wird, als er es vorher bey ſchwerer Arbeit wurde.

Man würde weniger Urſache haben, dieſe verſchwendriſche Freygebigkeit gegen die Armen zu tadeln, wenn nicht nach den ſicherſten Datis der Erfahrung dasjenige völlig ausgemacht wäre, was ich in dem erſten Stücke meiner Unterſuchung behauptet habe: daß eine zu leichte, und zu reichliche Verſorgung der Armen, indem ſie die geringere Claſſe des Volks zum Müßiggange reizt, auch die Lüderlichkeit unter demſelben befördert, und daher wirklich eine Urſache von der ſich vermehrenden Anzahl der Armen, und der Nothwendigkeit wird, ſo große Summen zu ihrer Unterhaltung zu erheben.

Noch ein andrer Theil unſrer obigen Bemerkungen, der in Abſicht der Armenhäuſer, wird durch die Berichte beſtätigt, welche jene Unterſuchungscommiſſion über die Armenſache ꝛc. abgeſtattet hat. Dieſe Berichte geben an, wie viel es in den Armenhäuſern in und um London gegenwärtig Arme giebt, wie viel durch die Arbeit derſelben gewonnen wird, und wie viel die Ausgaben zu ihrer Verpflegung betragen.

Denſelben nun zufolge, erfordert im ganzen jeder im Armenhauſe unterhaltne Arme des Jahrs zu ſeiner Unterhaltung zehn Pf. St. In einigen Häuſern ſteigt der Aufwand viel höher, und übertrifft ſelbſt den in dem Armenhauſe von Nacton, der mir oben ſo ausſchweifend ſchien.

In einem Diſtrikt der Grafſchaft Suffolk werden, nach einem Durchſchnitte von drey Jahren, jährlich zweyhundert ſechs und vierzig Arme im Werkhauſe deſſelben erhalten, worunter hundert und eilf Arbeitsfähige ſind. Dieſe koſten zweytauſend ſechshundert fünf und dreyßig Pf. St.; gewinnen durch ihre Arbeit zweyhundert fünf und ſiebzig Pf. — alſo iſt der Aufwand des Publicum zweytauſend dreyhundert ſechszig Pf. und jeder

Arme koſtet jährlich neun und fünfſechstheil Pf. St. und jeder von den hundert und eilf zur Arbeit fähigen Armen erwirbt des Jahrs nicht mehr als funfzig Schillinge.

In Briſtol iſt der Aufwand, welchen jeder Arme erfordert, beynah eben ſo groß, der Gewinn aber, welchen er dem Hauſe verſchafft, noch weit geringer. Die hundert und vierzig Perſonen, die als Arbeitsfähige in demſelben angegeben werden, erarbeiten des Jahrs nicht mehr als hundert und zwölf Pf. St. welches für jede Perſon ſechszehn Schillinge macht. Doch iſt zu glauben, daß unter denſelben viele zwar nicht ganz unvermögende, aber doch ſchwächliche Perſonen begriffen ſind, weil, dem Berichte zufolge, denen die größrer Arbeit fähig ſind, Allmoſen außer dem Hauſe gereicht werden, welche ſich auf ſechstauſend Pf. St. jährlich belaufen.

In Norwich ſind weit mehr Arbeitsfähige im Armenhauſe; und die Austheilungen außer dem Hauſe betragen weniger. Vielleicht, da Norwich eine Fabrikenſtadt iſt, hat man Beſchäfftigungen, die auch ſchwächlichern Perſonen angemeſſen, und dabey einträglich ſind, gefunden, wodurch die Unterhaltung derſelben in einem Armenhauſe wohlfeiler, und fürs Publicum vortheilhafter iſt. Allerdings kann die Verſchwendung, und Nachläſſigkeit bey Austheilung wöchentlicher, oder monatlicher Allmoſen an Hausarme, ob ich gleich dieß im übrigen für die beſte Art ihrer Verſorgung halte, dem Publicum eine noch gröſsre Laſt verurſachen, als wenn die Verpflegung derſelben in einem Armenhauſe auch mit gleich weniger Sparſamkeit geſchähe.

Die Anzahl der Armen im Weſtminſter iſt ſehr groß: aber da die Anzahl der ſämmtlichen Einwohner nicht zugleich angegeben wird, ſo kann man daraus keine Schlüße ziehen. In dem Kirchſpiel von St. Georg iſt die Anzahl der im Armenhauſe befindlichen, ſechshundert und ſieben. Jeder derſelben koſtet zwölf Pfund, zehn Schillinge und jeder erwirbt im Durchſchnitt jährlich Ein Pfund.

In dem St. Jameskirchſpiel iſt die Mittelzahl der im Arbeitshauſe verpflegten Armen tauſend und dreyzehn. Aber der Aufwand iſt zum Erſtaunen geringe. Er belauft ſich nicht höher als ſechstauſend vierhundert und zwölf Pf. St. welches auf den Mann nicht mehr als ſechs Pfund, ſechs Schilling macht. Der Erwerb von ihrer Arbeit iſt nicht weniger geringe, als in andern ähnlichen Häuſern, indem er ſich nur auf hundert und dreyßig Pf. St. belauft, welches für die Perſon im Durchſchnitt zwey und einen halben Schilling macht.

Die dem Berichte angehangne Bemerkungen geben keine Urſache, weder von der großen Anzahl der Armen in dieſen beyden Kirchſpielen, noch von dem großen Unterſchiede des Aufwandes, an, den ſie in dem einen und dem andern verurſachen. Daß es in dieſen zwey Kirchſpielen von Weſtminſter, wo man nach der Größe der Häuſer nur reiche Einwohner vermuthen ſollte, ſo viel Arme giebt, davon iſt, wie ich aus Privaterkundigungen weiß, die Urſache, theils der große Umfang derſelben, indem jedes derſelben wohl zehn Kirchſpiele der eigentlichen Stadt London in ſich enthalten könnte, theils die Menge der Bedienten in den großen Familien, wovon ſehr viele, wenn Alter, oder Unglücksfälle ſie zum dienen untüchtig machen, unmittelbar an das Kirchſpiel zur Verpflegung gewieſen werden. Auch ſollen in vielen ſchönen Häuſern doch nur gemeine Handwerks- und Arbeitsleute wohnen, welche die ſchlechtern Zimmer derſelben einnehmen.

Daß aber der Unterſchied in den Koſten, welche das Armenhaus von St. James und das von St. Georg erfordert, ſo groß iſt, davon ſoll, heißt es, die Urſache hauptſächlich in der Verſchiedenheit der Wirthſchaft, und der Verwaltung liegen. In St. Georgs Kirchſpiel ſind die in die Armencaſſe einlaufenden Gelder anſehnlich, da es, was man ſagt, *ein neues Kirchſpiel iſt.**) Die Salaria aller Officianten ſind hoch, der Unterhalt, und beſonders die Koſt, welche dem Armen gereicht wird, iſt überflüßig reichlich, ſo daß ſie davon verkaufen können. In St. James-Kirchſpiel iſt die Armencaſſe nach Proportion ärmer, und die Unterhaltung der Armen iſt kärglich, ſo daß ſie auch oft deswegen Klage führen, und ſich ſogar das Betteln erlauben. Obgleich ſchon dieß zulänglich wäre, um eine Verſchiedenheit des Aufwandes zu erklären: ſo kommen doch vielleicht noch andre mir unbekannte Urſachen hinzu.

---

*) Das heißt ohne Zweifel, da die gewöhnliche Kirchſpielseinrichtung in Abſicht der Armen erſt vor kurzem daſelbſt eingeführt worden. Anm. d. Ueb.

Was die Kirchſpiele der eigentlichen Stadt London betrifft, ſo iſt ſelbſt in Betracht ihres geringen Umfangs, die Anzahl der Armen darinn gegen die von Weſtminſter, nach jenen Berichten, ſehr unbeträchtlich. In einigen ſind nicht mehr als drey, oder vier Arme, in vielen nicht mehr als acht, oder neune; und die höchſte Zahl geht nicht über ſechszig. Der kleine Bezirk, der zu jedem gehört, kann dieß nicht allein erklären. Die wahre Urſache iſt, daß der größte Theil der Einwohner wohlhabend iſt, und nur in wenig Häuſern ſolche Leute einmiethen, die dem Publicum wahrſcheinlicher Weiſe künftig zur Laſt fallen könnten. Uebrigens iſt der zur Verpflegung dieſer Armen gemachte Aufwand dem in Weſtminſter in Proportion der Anzahl, gleich.

In eben gedachten Bemerkungen wird angezeigt, daß, wo in und um London, die Armen durch wöchentliche oder monatliche Austheilungen unterhalten werden, jeder derſelben ungefähr vier bis vier ein ſechstheil Schilling die Woche koſtet. Iſt irgend einer derſelben ungeſund oder einer beſondern Pflege benöthigt: ſo wird die Summe verdoppelt. Ohne Zweifel glauben die Vorſteher dieſer Anſtalten, daß jeder, der einmal zu dem Empfange von Allmoſen zugelaſſen wird, eben deswegen als ein der Arbeit ganz unfähiger anzuſehen ſey. Und doch iſt es gewiß, daß vier Fünftheile der auf der Liſte jedes Kirchſpiels ſtehenden noch zu ihrer eignen Erhaltung einen beträchtlichen Beytrag thun könnten, und thun würden, wenn ſie auf geringere Penſionen geſetzt wären.

Man ſcheint ferner voraus zuſetzen, daß ein durch Krankheit oder Alter geſchwächter Menſch, eben ſo viel zu ſeiner Nahrung braucht, als ein junger, und geſunder Arbeiter: und das iſt doch faſt niemals der Fall. Wenn ein braver Soldat, der in der Blüthe ſeiner Jahre, und oft großen Ermüdungen ausgeſetzt iſt, mit drey und ein viertheil Schilling die Woche auskommen, und oft damit noch Weib, und Kinder ernähren muß: wie kann man einem kranken Bettler vier Schillinge für nothwendig halten? Welches Recht haben die meiſten dieſer Armen auf eine ſo reichliche Verſorgung?

Eben jene Berichte bezeugen, daß in der Entfernung von weniger als einer Tagereiſe von London in Lydd einem Orte der Grafſchaft Kent, wo die Lebensmittel nicht viel wohlfeiler ſind, jeder Arme mit zwey und ein ſechstheil Schilling wöchentlichen Allmoſens erhalten werde. Es iſt nicht die größre Theurung in der Stadt London, ſondern es iſt der herrſchende Luxus, der ſich auch über die geringere Claſſe des Volks verbreitet hat, welcher

cher auch die Unterhaltung der Armen ſo koſtbar macht.

Es iſt allerdings eine Pflicht der Menſchlichkeit, von der uns nichts losſprechen kann, dem drückenden Mangel unſrer Nebenmenſchen abzuhelfen: aber es iſt eine unkluge, und übel angewandte Barmherzigkeit, wenn man den Müßigſten, und Unnützeſten unter denſelben ohne Wahl, und Unterſchied eine ſolche Verſorgung giebt, wodurch ſie der Arbeit, deren ſie ſonſt wohl fähig wären, und zu der ſie genöthigt ſeyn würden, entbehren können.

In der Rechenſchaft, welche die Committee ablegt, kommen auch Berichte von hundert und dreyzehn Bridewells oder Zuchthäuſern in verſchiednen Theilen von England vor. Ohneractet man ſchon ſeit Jahrhunderten erkannt hat, daß nichts ſo wirkſam ſey dem Müßiggange, und dem Laſter unter dem gemeinen Volke Einhalt zu thun, als die, welche beyder überwieſen ſind, zu harter Arbeit mit Gewalt zu nöthigen: ſo iſt doch unglaublich, mit wie weniger Sorgfalt dieß bisher betrieben worden. Nach den Berichten ſcheint es, daß nicht in der Hälfte dieſer Zuchthäuſer die geringſte Arbeit für Gefangne in Bereitſchaft gehalten wird. Nach der Angabe des Herrn Gilberts iſt in den neun und dreyßig Grafſchaften, von welchen Berichte eingelaufen ſind, mit der Arbeit von zweytauſend ſiebenhundert und ſiebzehn, die zur Zuchthausſtrafe, und ſchwerer Arbeit verurtheilt worden, nicht mehr als hundert drey und zwanzig Pf. St. neunzehn Schillinge ein Jahr lang gewonnen worden. Die meiſten ſolcher Zuchthäuſer ſcheinen nur dazu gebraucht zu werden, Vagabunde auf ihrer Reiſe von einem Kirchſpiel zum andern, eine Nacht lang zu beherbergen. Und dennoch ſollte man glauben, daß es wohl wenige Kirchſpiele in England gäbe, worinn nicht einige zum Zuchthaus qualificirte Einwohner ſeyn ſollten. Und wahrſcheinlich würde ein Theil derer, die itzt der Armenverpflegung zur Laſt fallen, weit beſſer in einem wirklichen Werkhauſe aufgehoben ſeyn.

Wenn die obigen Berichte uns eine völlige Aufklärung über den Zuſtand der Armenſachen in den verſchiednen Kirchſpielen, und über die Verwaltung der dazu erhobnen Gelder geben ſollten, ſo hätten ſie noch folgende Umſtände genau angeben müſſen: — 1) die Zahl der ſämmtlichen Einwohner jedes Kirchſpiels, im Durchſchnitte einer gewiſſen Anzahl von Jahren; 2) die Summe der darinn bezahlten Zinſen von Grundſtücken, als ein Mittel die Vermögensumſtände der Einwohner zu beurtheilen, und zu vergleichen; 3) die Anzahl der Armen ebenfalls im Durchſchnitte; 4) das gewöhnliche Tagelohn eines Handwerksgeſellen, oder beſſer noch, eines gemeinen Tagelöhners. — Der Nutzen hiervon fällt in die Augen. — Wir finden in obigen Berichten, Kirchſpiele, wo die für die Armen gemachten Ausgaben ganz über alle Erwartung groß ſind, andre, wo ſie eben ſo ſehr unter die gewöhnliche Proportion herunter fallen. Ob nun in den erſten die Verwaltung der Armengelder nachläßig oder untreu ſey, ob in den andern für die Armen zu ſchlecht geſorgt werde, das können wir nur alsdann beurtheilen, wenn wir aus jenen Datis mit einiger Wahrſcheinlichkeit, den Zuſtand des Orts in Abſicht der Anzahl, und der Erwerbsmittel ſeiner Armen kennen lernen.

Ueber dieſes müſſen die zu machenden Reformen, jedesmal den beſondern, und ſehr verſchiedenen Umſtänden der Kirchſpiele genau angemeſſen werden, wenn ſie von Nutzen ſeyn ſollen. In großen Städten giebt es immer viel, in abgelegnen Diſtrikten immer wenig Arme. In jenen iſt eine ſehr genaue Aufſicht, und eine ſtrenge Policey nöthig. In dieſen iſt die allerſimpelſte Methode die beſte. Kein allgemeines Geſetz kann daher von großem Nutzen ſeyn.

Der Plan des Herrn Gilberts, den Armen zugleich thätiger zu unterſtützen, und nützlicher zu beſchäfftigen, iſt das Werk eines langen, und reifen Nachdenkens, und ſetzt eine große Kenntniß von dieſer in der That ſchweren, und verwickelten Sache voraus. Ob ich gleich in einzelnen Punkten nicht ſeiner Meynung bin: ſo ſtimmen doch unſre Begriffe im ganzen, und in den Hauptſachen überein. **Daß nämlich Müßiggang, und Lüderlichkeit unter dem gemeinen Manne, und** eine zu ſaumſelige Handhabung und Vollziehung der Geſetze, die vornehmſten Urſachen von dem Anwachſe der Armenzahl, und der Gröſſe des zu ihrer Verſorgung erforderten Aufwandes ſind.

Siebentes Kapitel.

Von Armentaxen, oder einer zu Unterſtützung der Armen gemachten geſetzlichen Auflage.

Die Armentaxen ſind in England von einem ſehr geringen Anfange zu der Höhe geſtiegen, daß ſie itzt unter die ſchwerſten Laſten gehören, welche das Publicum zu tragen hat. Es wird alſo keine unerhebliche Unterſuchung ſcheinen, dem Urſprunge, und Fortgange derſelben nachzuſpüren, und einige der ſchlimmen Folgen zu beobachten, von welchen ſie begleitet werden.

In ältern Zeiten hatten die Armen keine andre Unterſtützung, als die ſie in dem Mitleiden, und der freyen Wohlthätigkeit ihrer Mitbrüder fanden: aber auf dieſe konnten ſie ſich auch hinlänglich verlaſſen. Wenn die Menſchen ihren natürlichen Neigungen folgen, ſo ſind es nur einige wenige hartherzige, welche ſich weigern, von ihrem Ueberfluſſe einen Theil hinzugeben, um damit der dringenden Noth ihres Nebenmenſchen abzuhelfen. Nach und nach bringt zwar die Furcht vor der Armuth, und der ſteigende Luxus die Neigung

gung hervor zu ſammeln, welche, wenn ihr ohne Einſchränkung nachgegeben wird, endlich den Menſchen gegen die Stimme des Mitleids taub, und unempfindlich gegen das größte Elend andrer macht. Alsdann aber erſcheint die Religion (ein Principium, welches ehedem weit mächtiger, als izt, auf die Gemüther wirkte) und ſchärft es als eine ihrer erſten Vorſchriften ein, daß ihre Bekenner einen Theil ihres Vermögens zur Unterhaltung der Dürftigen anwenden ſollen. Keine Pflicht wurde in der jüdiſchen Religion ſo ſtark empfohlen, keiner waren größre zeitliche Belohnungen verheißen, als dem Allmoſengeben. Der wohlthätige Geiſt des Chriſtenthums ſetzte dieſe Ermahnungen fort, und unterſtützte ſie durch Bewegungsgründe, die über jedes fromme Gemüth noch größre Gewalt haben mußten.

In dem erſten chriſtlichen Zeitalter wurde die Ausübung dieſer Tugend ſo weit getrieben, als es nur möglich iſt. Wir leſen in der Apoſtelgeſchichte, daß viele Reiche freywillig alle ihre Habe verkauften, um ſie unter die Armen auszutheilen. Als eine Geſellſchaft von Brüdern, die Ein Herz, und Eine Seele waren, hatten ſie auch alle andre Dinge unter ſich gemein. Dieſe Pflicht der Frömmigkeit ward ſelbſt zu der Zeit nicht ganz vergeſſen, da die chriſtliche Religion im übrigen durch Aberglauben verunſtaltet wurde, und die Länder, in welchen ſie herrſchte, in allgemeine Unſittlichkeit und Barbarey verſanken. Kein Fürſt, kein reicher

Mann konnte im Frieden ſterben, wenn er nicht von einem Theile ſeines Vermögens Stiftungen gemacht hatte, eine gewiſſe Anzahl Armer davon zu unterhalten, die für die Ruhe ſeiner abgeſchiednen Seelen beten ſollten.

Die Mildthätigkeiten dieſer Art vervielfältigten ſich ohne Ende, und waren auch an Größe nicht bloß reichlich, ſondern verſchwendriſch. Aber da ſie faſt ſämmtlich Geiſtlichen zur Verwaltung anvertraut wurden, deren Sitten täglich ſich mehr verdarben: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß wir dieſe bald darauf in dem Beſitze jener Stiftungen ſahen, indem ſie Geſchenke, und Vermächtniſſe, die nur durch ihre Hand an die Armen ausgetheilt werden ſollten, ſich ſelbſt zugeeignet hatten. Als zur Zeit der Reformation die Augen der Menſchen zur Entdeckung des Prieſterbetrugs, der ſie ſo lange getäuſcht, geöffnet wurden, ſo wurden zwar die Klöſter, und Hoſpitäler geplündert; aber ihre Reichthümer wurden nicht den Abſichten jener alten Mildthätigkeiten wieder zugewandt. Der König, der Adel, und das Volk theilten unter ſich ſelbſt, was ehedem die Geiſtlichen in unrechtmäßigen Beſitz genommen hatten. So wurden die Armen auf einmal, und unwiderbringlich aller der Hülfsmittel beraubt, welche von der Frömmigkeit, und dem Aberglauben der vorigen Zeiten nach und nach für ſie waren aufgehäuft worden.

Deſſen ungeachtet wurde noch immer die Verſorgung der Armen als eine Pflicht der Religion betrachtet. Die Zeiten, während welcher die Menſchen zum Gottesdienſte verſammelt ſind, ſchienen die ſchicklichſten zu ſeyn, um ihre Hülfe zu Unterſtützung der Nothleidenden anzuflehen. Es war natürlich zu glauben, daß dann, wann ſie ſich zu öffentlichen Dankſagungen gegen Gott für die empfangnen Wohlthaten vereinigten, ſie auch am geneigteſten ſeyn würden, dem göttlichen Gebot, welches befiehlt die Hungrigen zu ſpeiſen, und die Nackenden zu kleiden, zu gehorchen. — So lange es noch die allgemeine Gewohnheit für Perſonen von jedem Stande war dem öffentlichen Gottesdienſte regelmäßig beyzuwohnen: ſo lange waren auch die bey demſelben geſammelten Collekten hinlänglich, die Armen, welche zum Sprengel jeder Kirche gehörten, mäßig, und nach Billigkeit zu unterſtützen.

Dieſer Zuſtand der Dinge aber dauerte nicht lange. Kurze Zeit nach der Reformation finden wir, daß durch Parlementsakten den Biſchöfen, und der mit der Seelſorge beſchäfftigten Geiſtlichkeit aufgegeben werden mußte, von der Canzel ihre Gemeinden zu Beyträgen zu ermahnen. Auch dieß war ohne Wirkung. Indeß viele der reichſten Glieder jeder Gemeinde aus den öffentlichen Verſammlungen zum Gottesdienſte wegblieben, oder ſich aus den Landkirchſpielen in die Hauptſtadt zuſammendrängten, welche immer mehr der beſtändige Wohnſitz aller ſo genannten Weltleute wurde; trennte ſich auch ein großer Theil der untern Claſſe von der herrſchenden Kirche, und verſammelte ſich zum Gottesdienſte in Privathäuſern, und beſondern Capellen.

Nunmehro glaubte man, ſey es eine unumgängliche Nothwendigkeit die Unterhaltung der Armen durch eine geſetzmäßige Beſtimmung und Vertheilung der dazu erforderlichen Beyträge ſicher zu ſtellen. Dem zufolge wurde dem Parlement ein dahin abzielender Vorſchlag übergeben, der dann ſchon in dem ſiebzehnten Jahre der Königinn Eliſabeth in ein Geſetz übergieng, und des Inhalts war, daß jeder Eigenthümer, und Pachtinhaber eines Grundſtücks gehalten ſeyn ſollte, eine Steuer zur Unterhaltung der Armen, nach Verhältniß deſſen, was er beſäße, oder in Pacht hätte, zu bezahlen. Von dieſem Augenblicke an, war die Unterſtützung der Armen nicht mehr eine von der Religion, und Sittenlehre eingeſchärfte Gewiſſenspflicht, ſondern es war eine von den Geſetzen befohlne, und durch obrigkeitlichen Zwang von den Unterthanen abgeforderte Auflage. Dieſe Beyträge hörten auf, freywillige der Menſchen- und Chriſtenliebe dargebrachte Opfer zu ſeyn, und wurden eine Laſt, unter welcher das Land unwillig ſeufzte.

Aehnliche Urſachen werden ohne Zweifel auch in Schottland ähnliche Wirkungen hervor bringen. Bisher ſind demſelben ſeine Armen, obgleich nicht in mindrer Anzahl nach Proportion der Bevölkerung,

rung, doch noch weniger zur Laſt geweſen, als England die ſeinigen. In habe oben einer ſchottiſchen Parlementsakte Erwähnung gethan, die noch vor den Statuten des neun und dreyßigſten und drey und vierzigſten Jahres der Königinn Eliſabeth unter der Regierung Jakobs des ſechsten rechtskräftig wurde, vermöge welcher ebenfalls eine Vermögenſteuer zum Beſten der Armen aufgelegt werden ſollte. Mehrere folgende Akten haben dieſe Verordnung erneuert, und beſtätigt. Aber zum Glück für das Land iſt keine derſelben mit Strenge ausgeführt worden. Man hat dieß auch bisher noch weniger nothwendig gefunden. Noch iſt es in Schottland bey Perſonen aller Stände mehr, als in England, Gewohnheit geweſen, für die Armen freywillige Beyträge zu thun. Auch ſind die Armen hier mit weit mehr Oekonomie verpflegt worden. Um deswillen haben, bis noch vor ganz kurzer Zeit die wöchentlichen Kirchencollekten verbunden mit einigen milden Stiftungen, zur Armenverpflegung allenthalben zugereicht, und reichen an vielen Orten Schottlands noch wirklich zu.

Jtzt aber fangen, beſonders in großen Städten, wo der größte Zuſammenfluß von reichen Leuten iſt, und wo die Armenhäuſer errichtet worden, die Quellen an zu verſiegen, oder doch weit weniger ergiebig zu werden, als zur Erreichung der geſuchten Abſicht erfordert wird.

Es iſt eine ſehr gegründete Klage, daß der größte Theil der reichen Einwohner der Städte den Gottesdienſt wenig beſucht. Die meiſten derſelben geben zwar allerdings, wenn ſie darum angeſprochen werden, alle Jahre eine, oder etliche Guineen als ein Geſchenk an die Armen. Dieß iſt aber ſelten ſo viel, als ein gemeiner Bürger, der alle Sonntage dem Gottesdienſte beywohnt, ein Jahr hindurch beyträgt, und ungleich weniger, als jene nach ihrem Rang, und nach ihren Umſtänden geben ſollten. Ein andrer großer Theil des Volks, der ehedem die öffentlichen Gotteshäuſer beſuchte, hat, wie ich ſchon angemerkt habe, entweder, weil er nicht ſo bequeme Sitze in der Kirche finden können, oder um andrer Urſachen willen ſich zu Privatcapellen, und beſondern Verſammlungshäuſern gewandt, in welchen zwar auch für die Armen geſammlet wird, aber doch nur eine geringe Summe, und die noch dazu nicht der allgemeinen Armencaſſe zufließt. Zu gleicher Zeit aber iſt der Artikel der Ausgaben für die Armen durch die Errichtung der Armenhäuſer ſelbſt, beträchtlich vermehrt worden.

Dieſe Umſtände nun haben viele zu der Meynung gebracht, daß eine allgemeine Armenſteuer itzt unentbehrlich ſey. Seit mehrern Jahren führt man nicht ohne Urſache die Klage, daß die Laſt der Armenerhaltung faſt ganz allein auf den Mittelſtand, und diejenigen falle, welche den öffentlichen Gottesdienſt der herrſchenden Kirche beſuchen: da hingegen die Leute aus den höhern Ständen, und die ihres Reichthums wegen am freygebigſten ſeyn könnten, ferner diejenigen, welche ſich zu Privatcapellen halten, wenig oder nichts beytragen. Iſt die Verſorgung der Armen eine Laſt, welche vom Publicum getragen werden muß, ſo iſt es unbillig, daß nur Eine Claſſe von Bürgern davon gedrückt wird, und zwar grade die, welche in Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten am fleißigſten, und gewiſſenhafteſten iſt. Iſt ſie eine Pflicht des Publicum, und ein Theil der Landespolicey, ſo muß die Verbindlichkeit dazu allgemein, und der Antheil, den jeder dazu beytragen ſoll, muß ſeinen Umſtänden angemeſſen ſeyn. Wie iſt aber dieſes möglich, als bey einer allgemeinen Auflage, bey welcher jeder nach Maaßgabe ſeines Vermögens, oder nach dem Werth ſeiner Häuſer, und Grundſtücke taxirt wird. Nach der ſtrengen Gerechtigkeit iſt hiergegen keine Einwendung zu machen. Die Einführung einer neuen Auflage iſt immer etwas ſehr bedenkliches: aber die Nothwendigkeit rechtfertigt alles. Können wir unſre nothleidenden Brüder vor unſern Augen umkommen ſehen?

In der weſtlichen Vorſtadt von Edinburg hat man ſeit Errichtung des Armenhauſes eine ſolche Auflage nöthig gefunden: aber noch hat dieſelbe nie mehr, als ſechs, und ſelten mehr als vier pence in jedem Pfunde Sterling d. h. zwey und einen halben pro C. oder einen und zwey drittheil pro C. des jährlichen Hauszinſes betragen.*) In Glasgow iſt jeder Hauseigenthümer, nach Verhältniß ſeines vermuthlichen Vermögens taxirt. In der Stadt Edinburg ſelbſt, und den öſtlichen Vorſtädten hat man aus Furcht vor einer ſolchen Neuerung, obgleich die öffentlichen Fundi und die Collekten aus den Kirchen zu den Ausgaben der Armenverpflegung bey weitem nicht zugereicht haben, doch Mittel gefunden, die Gelder dazu ohne Auflage herbey zuſchaffen.

Der unermüdeten Sorgfalt der Magiſtratsperſonen, und der Vorſteher jener Anſtalten, welche keine Gelegenheit vorbeygelaſſen, die öffentliche, und Privatwohlthätigkeit anzuflehen, hat man es zu danken, daß jener Defekt noch immer durch außerordentliche Collekten, durch Beyträge einzelner Perſonen, durch Schenkungen, und durch zum Beſten der Armen aufgeführte Schauſpiele erſetzt worden iſt. Aber kann man hoffen, daß dieſe Herren, oder ihre Nachfolger nie in dieſer Betriebſamkeit nachlaſſen werden, oder daß das Publicum nie in ſeiner Freygebigkeit müde werden wird?

---

*) Um nämlich das Vermögen der Einwohner beſonders in den Städten einigermaaßen zu ſchätzen, nimmt man an, daß daſſelbe den Grundſtücken welche ſie beſitzen, oder der Größe und Koſtbarkeit der Wohnungen welche ſie inne haben, proportionirt ſey, und daß alſo die Hauszinſe welche ſie bekommen oder bezahlen, ein billiger Maaßſtab ſey, nach welchem die auf ſie zu vertheilenden Laſten regulirt werden können. So wird alſo in unſerm Falle von jedem Pfunde Sterling, das der Hausherr von ſeinem Hauſe Zinſe bekömmt, oder das der Miether giebt, vier pence, das heißt ein ſechszigtheil zur Armencaſſe bezahlt. Anm. d. Ueb.

Zwey Sachen ſind es vornehmlich, welche, weil ſie der Armencaſſe vieler Gemeinden den freywilligen Beytrag eines Theils ihrer Mitglieder entziehen und dadurch dem andern Theile eine zu große Laſt aufbürden, eine geſetzliche Taxe nothwendig zu machen ſcheinen. Die erſte iſt, daß die Perſonen vom größten Vermögen, und die reichſten Beſitzer eines Diſtrikts, oder Kirchſpiels, ſo oft entweder entfernt von demſelben wohnen, oder ſich an den Oertern, und Zeiten, wo Collekten für die Armen geſammelt werden, nicht mit den übrigen Einwohnern einfinden. Das zweyte iſt, das viele ſich ſelbſt das Vermögen Wohlthaten zu erzeigen benehmen, weil ſie alle ihre Einkünfte bis auf den letzten Heller, und ſogar mehr, als dieſe verzehren; daher es dann kommt, daß ſie alle Aufforderungen, freywillige Beyträge zu der öffentlichen Armencaſſe zu thun, grade zu von ſich abweiſen. Es ſcheint billig, diejenigen, welche aus ungültigen Urſachen die Erfüllung der Gewiſſenspflicht wohlzuthun unterlaſſen, durch geſetzlichen Zwang dazu anzuhalten.

Alle dieſe Gründe ſind deſſen ungeachtet noch nicht hinlänglich, die Zuträglichkeit einer Armenſteuer, noch weniger einer ſolcher Einrichtung derſelben, als in England eingeführt iſt, zu beweiſen, wo die Auflage immer nach Maaßgabe des anwachſenden Bedürfniſſes erhöhet,— und wo die Beſtimmung, und Erhöhung derſelben einem gewiſſen Corpori, oder einer gewiſſen Anzahl Privatperſonen überlaſſen wird, deren Intereſſe es ſeyn kann, ſie ſo hoch zu treiben, als möglich.

Der Erfolg, den dieſe Maaßregel in England gehabt hat, wäre allein hinlänglich andre Länder davon abzuſchrecken. Die Armenſteuer gehört itzt zu den ſchwerſten Laſten, von welchen dieſes Land gedrückt wird, (ſelbſt die Landtaxe nicht ausgenommen,) und erfüllt doch den Endzweck nur ſehr unvollkommen. Sie ſcheint von der Zeit ihrer erſten Einführung an, ſtufenweiſe bis zu der faſt unbegreiflichen Summe, welche ſie itzt beträgt geſtiegen zu ſeyn. Zu Davenants Zeiten, der im Anfange dieſes Jahrhunderts ſchrieb, betrug ſie ſiebenmal hundert tauſend Pfund Sterling itzt iſt ſie den beſten Nachrichten zufolge bis auf zwey Millionen Pfund Sterling angewachſen.

Im Durchſchnitte müſſen von jedem Pfunde Sterling der Rente, welche ein liegender Grund einträgt, vier Schill. — an manchen Orte müſſen acht, und ſogar zehn Schill. (d. h. funfzig pro C.) in die Armencaſſe abgegeben werden. Und was kann trauriger ſeyn, als daß nach Erhebung aller dieſer ungeheuren Summen es doch in England noch itzt eben ſo viele Bettler, und unverſorgte Armen giebt, als in irgend einer vorhergehenden Periode, und eben ſo viel, als in irgend einem andern Lande, Italien vielleicht ausgenommen, wo Müßiggang, und Betteley durch die Allmoſen, welche die häufigen Klöſter austheilen, ſo ganz vorzüglich begünſtigt werden.

Niemand hat die Sache der Armen, und die Nothwendigkeit einer Auflage zu ihrem Beſten ſo gut vertheidigt, als der Autor einer in London 1773 erſchienenen kleinen Schrift, unter dem Titel: **Bemerkungen über den Zuſtand der herumziehenden und der Kirchſpielsarmen.** Seine Schreibart iſt zugleich gewählt, und kräftig. Indem er mit dem größten Ernſt die Ueppigkeit, und die Laſter der itzigen Zeit ſtraft, athmet ſeine Schrift zugleich den liebenswürdigſten Geiſt der Menſchenliebe und des Wohlwollens. Aber ſo viel Achtung er auch bey ſeinen Leſern erweckt, ſo überzeugt er ſie doch in der Hauptſache nicht. Er ſchildert zuerſt den kläglichen Zuſtand der Armen, beſonders in der Hauptſtadt, wo nicht ſelten einige wirklich Hungers ſterben. Er mißbilligt, und wie ich glaube mit Recht, die an einigen Orten übliche Methode die Armen zu verpachten,*) und verwirft gänzlich die gewöhnliche Art, wie ſie in Armenhäuſern verpflegt werden.

---

*) Das heißt ohne Zweifel, mit jemanden einen Contrakt zu ſchließen, der die öffentlichen Allmoſen einnehme, und dafür ſich anheiſchig mache, die Armen eines Diſtrikts zu verſorgen. Anm. d. Ueb.

Bis hieher bin ich mit ihm einig: aber wenn er das gegenwärtige Zeitalter eines Mangels an Mildthätigkeit, und chriſtlicher Liebe beſchuldigt, ſo kann ich nicht mit ihm einſtimmen. Der Ueppigkeit, und der Zerſtreuungen ungeachtet, in welchen die Reichen dieſes Jahrhunderts leben, ſind doch vielleicht nie größre Summen durch öffentliche Sammlungen, oder als Privatallmoſen den Armen gegeben worden. Der Autor ſchlägt vor, auf jedes Pfund von der Pachtzinſe der Ländereyen eine Taxe von vier bis ſechs Schilling zu belegen. Er ſieht es als eine ſehr leichte Sache für einen Pächter, der hundert Pfund Sterling Pachtzinſe giebt, an, zwanzig Pf. St. für die Armen zu bezahlen. Wenn man den Pachtzins für die Hälfte des reinen Ertrags eines Guts annimmt (ob er gleich gewöhnlicher Weiſe mehr iſt,) ſo würde jene Auflage den zehnten Theil des reinen Ertrags des ganzen Landes den Armen zueignen.

Die Ungerechtigkeit dieſer Maaßregel, oder das unproportionirliche in dieſer Vertheilung fällt in die Augen. Nach den ſicherſten Rechnungen machen die Armen noch nicht den funfzehnten Theil der ganzen Nation aus. Und dieſer funfzehnte Theil, worunter noch dazu die verworfenſten, und die unnützeſten Glieder der Nation ſind, ſoll nach jenem Vorſchlag den zehnten Theil der Landesrenten zu verzehren haben! Iſt es billig, iſt es der wahren Menſchenliebe gemäß, daß der fleißige, der mäßige, der ſich ſelbſt verſorgende Theil der

Einwohner, um ein Drittheil weniger bekomme, als derjenige, welcher, ohne weder für ſich, noch andre etwas zu thun, ſeinen Unterhalt bloß von fremder Hülfe erwartet?

Die Armentaxe wird in England gewiß von Familien bezahlt, welche nicht reicher ſind, als manche, die daraus verſorgt werden. — Doch die Beſchwerde, welche dieſe Taxe den einzelnen Einwohnern des Landes, wegen der Größe der Summen macht, welche ſie ihnen abfordert, iſt nicht das einzige Uebel, welches dieſelbe begleitet. Sie iſt auch dem allgemeinen Staatsintereſſe zuwider, weil ſie die Armuth, welcher ſie abhelfen ſoll, ſelbſt vermehrt; weil ſie die Sitten, und den Charakter des gemeinen Volks verdirbt.

Dieſe nachtheiligen Wirkungen der Armenſteuer hat Lord Kaime (Home) in ſeinen Sketches on Men, **Verſuchen über die Geſchichte des Menſchen,***) in ein ſo volles Licht geſetzt, daß ich nichts beſſers thun kann, als das weſentliche ſeiner Gründe ausziehen, und ſie mit meinen eignen Beobachtungen begleiten.

Der erſte Grund iſt die von mir ſchon oben bemerkte Nothwendigkeit die natürliche Trägheit der Menſchen, welche bey den untern Claſſen weder Ehrgeiz noch Liebe zur Unabhängigkeit zum Gegengewicht hat, durch die Furcht vor dem Mangel zu bekämpfen. Wo dieſer Sporn zum Fleiße den gemeinen Arbeitern durch eine zu gewiſſe Er-

---

*) 2 Buch 10 Verſuch.

wartung reichlicher Allmoſen, im Falle ſie auf irgend eine Art arm werden ſollten, benommen wird, da iſt Faulheit, und Sorgloſigkeit bey einem großen Theile derſelben unausbleiblich.

Man kann ſagen, daß dieſer Schaden dadurch verhütet werde, wenn man nur die zur Arbeit wirklich Unvermögenden an dem geſammelten Allmoſen Theil haben läßt. Aber die Erfahrung hat in England gelehrt, und die allgemeinen Gründe laſſen vermuthen, daß dieſe Einſchränkung in den meiſten Fällen unmöglich ſey. Wie ſchwer iſt es oft nicht, den Faulen, welcher Unvermögen vorſchützt, von dem wahrhaftig Unvermögenden zu unterſcheiden. Ich weiß aus ſichern Nachrichten, daß in England mancher Tagelöhner, und Handwerksmann, wenn er ſeines Gewerbs müde iſt, oder nicht mehr einen ſo großen Gewinnſt, als ehedem, machen kann, ſich auf die Kirchſpielsliſte ſetzen läßt, da er dann oft beynah eben ſo reichlich aus der Allmoſencaſſe unterhalten wird, als er es vorher von ſeiner Arbeit wurde. Wäre kein Fond vorhanden geweſen, aus welchem er eine ſo bequeme Verſorgung hätte erhalten können, ſo würde er wahrſcheinlich in ſeiner vorigen Lebensart verharrt ſeyn, und ſich von ſeiner Hände Arbeit fernerhin ernährt haben; wobey er ſelbſt glücklicher, dem Publicum nützlicher geblieben wäre.

Wenn dieſer Grund ſchon gegen die Armenhäuſer gilt, daß ſie den Müßiggang befördern, weil ſie den durch Müßiggang Verarmten einen zu erwünſchten Zufluchtsort anweiſen: ſo gilt er noch weit mehr gegen eine allgemeine **Armenſteuer.** In die Armenhäuſer kann immer nur eine eingeſchränkte Zahl von Armen aufgenommen werden: und wenn gute Wirthſchaft bey der Verwaltung derſelben herrſcht, ſo finden die Aufgenommenen nur einen mäßigen Unterhalt. Das reizt alſo niemanden ſehr, der noch irgend auf eine Art von ſeiner Arbeit leben kann, den Eintritt in dieſelben zu ſuchen. Aber die Anzahl derer, welche zur Theilnehmung an den erhobnen Armenſteuern zugelaſſen werden ſollen, iſt ganz unbeſtimmt. So oft ſich neue bedürftig ſcheinende melden, kann die Taxe erhöht werden, und iſt es auch wirklich geworden, wie ſie denn auf dieſe Weiſe in England von zwey Schillingen im Pfunde zu ſechs, und an einigen Orten zu zehn (d. h. von zehn pro C. zu dreyßig, und zu funfzig pro C.) der Land- oder Hausrente geſtiegen iſt. Die hieraus entſtehende Verſuchung zum Müßiggange muß ſich alſo weit mehr ausbreiten, und größre Wirkung thun.

Der oben angeführte Vertheidiger der Armenſteuer ſagt, um dieſen Einwurf zu entkräften: „wenn die Furcht vor zeitlichen Strafen den Miſſethäter nicht von Verbrechen, wenn die Furcht „vor ewigen Strafen den Sünder nicht vom Böſesthun abhält: wie kann man erwarten, daß „die Furcht vor dem Mangel, den Faulen zum

»Fleiße ermuntern werde?« Darauf dienet zur Antwort: Wenn keine zeitlichen Strafen wären, ſo würden allerdings weit mehr Verbrechen geſchehen; und in jedem Lande ſind dieſe häufiger, wo die Criminalgeſetze nicht genau vollzogen werden. Wenn man die Furcht vor den ewigen Strafen aufhübe: ſo würde das Laſter weit mehr herrſchen, wie dieſes allenthalben der Fall iſt, wo entweder gar keine Religion iſt, oder wo eine falſche Religion die Ausſöhnung begangener Sünden zu leicht macht. Auf gleiche Weiſe wirkt auch die Furcht vor dem Mangel, wenn gleich nicht in allen Fällen, doch auf viele, die ſonſt träge ſeyn würden, — um ſie zum Fleiße zu ermuntern. Und wirklich finden wir auch da, wo dieſer Bewegungsgrund aufgehoben iſt, die meiſten Armen.

Der Lord Kaime führt in den oben genannten Verſuchen einige merkwürdige Facta an, welche dieſen letztern Satz erweiſen. »Für die Armen der Stadt Belford, ſagt er, hat ein Mann aus dem Zeitalter Jakobs des erſten ein Geſtift gemacht, welches in zehn bis zwölf Morgen Wieſenland liegend in dem zu London gehörigen Kirchſpiele St. Andrews, beſteht. Dieſer Raum iſt ſeitdem mit Häuſern bedeckt worden, welche vier bis fünftauſend Pfund Sterling jährliche Grundzinſe abwerfen. Dieſe Summe wird verwandt Freyſchulen zu errichten, die Koſten der Lehrjahre für arme Knaben zu bezahlen, welche ein Handwerk lernen wollen; ein Heyraths-

»geld für junge Leute, die ſich verehlichen wollen, »zu ſammeln. Alle dieſe Vortheile ziehen eine »Menge geringer gemeiner Leute nach Belford. »Das möchte noch gut ſeyn. Aber auch der Fleiß »derer, welche daſelbſt wohnen, iſt verringert, »und die Anzahl der Verarmten iſt vergrößert »worden, ſo daß in keiner Stadt Englands die »Abgaben für die Armen höher ſind.«

Eine ſehr große Gemeinhutung, die zu dem Kirchſpiele von Charly in Suſſex gehört, hat der Armen ſo viele hingezogen, oder die, welche dort wohnen, in der Verſicherung, daß ſie immer eine, oder zwey Kühe umſonſt würden ernähren können, ſo faul gemacht, daß die Contributionen für die Armen neun Schilling in jedem Pfund Sterling der Einkünfte betragen.

In der Stadt Largo in der ſchottiſchen Provinz Fife hat ein Mann Wood, für alle, die dieſen Namen führen, ein kleines Hoſpital erbauet. So ſelten dieſer Name in der Gegend iſt, ſo ſind doch immer Woods vorhanden, die ſich zu dieſer Wohlthat melden. Und itzt wird Einer darinn unterhalten, deſſen Vater, Großvater, und Urgroßvater auf gleiche Weiſe dieſer Stiftung genoſſen. Ohne Zweifel würden alle dieſe von ihrer Hände Arbeit gelebt haben, und nützliche Mitglieder der Geſellſchaft geblieben ſeyn, wenn ſie nicht eine ſolche Gelegenheit gefunden hätten, ohne Arbeit zu leben.

In groſſen Städten, d. h. grade da, wo die für die Armen erhobne Auflage das allermeiſte einbringt, findet ſich die gröſste Anzahl der Bettler, und erſcheinen die ſchrecklichſten Auftritte des Elends. »So vergeblich, ſagt Fielding, iſt dieſe »ſchwere Abgabe der Nation aufgelegt worden, »und ſo ſchlecht wird ſie verwandt: daß es un»gewiß iſt, ob die Reichen, oder die Armen unzu»friedner mit derſelben ſind, indem die Plünderung »der erſten ſo wenig beyträgt, den andern einen »wahren Vortheil zu verſchaffen.«

Eine andre üble Wirkung von dieſen Armenſteuern iſt, daß dadurch einem Fremden ſein Etabliſſement in irgend einem Kirchſpiele, und allen geringern Einwohnern die Verwechſelung eines Wohnplatzes mit dem andern erſchwert wird, welches in vielen Fällen den Lande ſchädlich iſt.

Da in einigen Kirchſpielen reichere Stiftungen für die Armen, oder die Auflagen ergiebiger ſind, als in andern, ſo reizt dieſes viele Leute von geringerm Vermögen aus andern Kirchſpielen, wo ſich dieſelben Vortheile nicht finden, dahin zu ziehen. Auf der andern Seite, da jeder neuer unvermögender Einwohner dem Kirchſpiele, wo er ſich niederläßt, mit einer neuen Laſt droht, die er ihm, wenn er völlig verarmt, künftig verurſachen wird: ſo macht dieß die Vorſteher der Allmoſenpflege ſehr aufmerkſam, nicht nur jeden ſchon wirklich Armen, der nicht zum Kirchſpiele gehört, fortzutreiben, ſondern auch jedem ſolcher Ankömmlinge, der wahrſcheinlicher Weiſe einmal auf die Armenliſte kommen könnte, ſeine Niederlaſſung zu erſchweren. Da nun überdieß das Geſetz, welches beſtimmt, was erfordert werde, wenn jemand als ein angeſeſſener Einwohner eines Kirchſpiels angeſehen werden ſoll, nicht beſtimmt genug iſt: ſo entſtehen daraus häufig Streitigkeiten unter mehrern Gemeinden, die einander wechſelsweiſe ihre Armen zuſchieben wollen. Faſt jedes Kirchſpiel, iſt mit irgend einem andern in einem ſolchen Proceſſe. Und die Unkoſten, die ſie darauf wenden, um der Verpflegung eines einzigen Bettlers loszuwerden, betragen oft, wie ich aus ſichern Nachrichten weiß, mehr, als die jährliche Verpflegung ſämmtlicher Armen von beyden proceſſirenden Kirchſpielen. Aus obigen ans Parlement eingereichten Berichten erhellet, daß von Oſtern 1775 bis Oſtern 1776 die auf Proceſſe, und auf Transportirung der Armen, wenn ſolche aus einem fremden Kirchſpiel in das ihrige zurück geſchickt werden, aufgewandte Koſten durch ganz England mehr als fünf und dreyßigtauſend Pf. St. betragen haben. Welche Erſparniß würde es alſo nicht fürs Publicum überhaupt ſeyn, wenn jenes Geſetz gar nicht vorhanden wäre? So lange aber eine geſetzliche Auflage für die Armen exiſtirt: ſo lange ſcheint daſſelbe nicht aufgehoben werden zu können.

Aus dieſem Geſetz entſteht ferner eine Schwierigkeit für den ärmern Einwohner, aus einem

Kirchſpiele in das andre zu ziehen,— eine Schwierigkeit, welche der Nationalinduſtrie im ganzen ſo wohl, als dem Wohl einzelner arbeitenden Menſchen ſchädlich iſt. Eine in einem gewiſſen Diſtrikte fixirte, neu errichtete, oder blühend werdende Manufaktur kann Hände brauchen, welche in dem Umkreiſe dieſes Kirchſpiels nicht zu finden ſind, in den benachbarten Kirchſpielen kann es viele müßige, nach Arbeit begierige Leute geben. Aber jenes Geſetz hindert den Zufluß von Menſchen an den Ort, wo Menſchen entbehrt worden, und wo ſie Nahrung finden könnten, und hält hingegen überflüßige Menſchen da zurück, wo ihrer zu viele ſind, und wo von ihrer Arbeit kein Gebrauch gemacht werden kann. »Dieſes Geſetz, ſagt der ſehr ſcharfſinnige Verfaſſer des Buchs vom Nationalreichthum, wird mit ſo unkluger Strenge vollzogen, daß ein fleißiger Arbeitsmann es eben ſo ſchwer findet, dieſes von der Willkühr der Menſchen um ſein Kirchſpiel herum gezogene Gehege zu überſchreiten, als wenn er von einem Arme der See, oder einem unbewohnten Gebürge umgeben wäre. — Wenige Arbeiter, ſetzt er hinzu, werden vierzig Jahre erreicht haben, ohne daß ſie zu einer oder der andern Zeit, das Drückende dieſes Geſetzes ſollten gefühlt haben.«

Dieß eben macht den Arbeitslohn in England ſo ungleich: an einigen Orten ſo niedrig, daß der Arme kaum davon leben kann, wenigſtens keine Ermunterung zur Arbeitſamkeit findet; an andern ſo hoch, daß die Fabriken darüber zu Grund gehen. In Frankreich, und Schottland, wo keine ſolche für die Armen aufgelegte Steuer jedem Kirchſpiele die Vorſicht nothwendig macht, neue unbemittelte Einwohner von ſich abzuhalten, verſammeln ſich die arbeitſamen Menſchen leichter an jedem Orte, wo Arbeit zu finden iſt, und entfernen ſich von jedem, wo Arbeit fehlt. Daher in dieſen Reichen das Tagelohn faſt durch das ganze Land einerley iſt. Das engliſche Geſetz, ſo wie es itzt angewandt wird, iſt von ſo ſchlimmen Folgen, daß nur die abſolute Nothwendigkeit bewegen kann, es beyzubehalten: und doch wäre es vielleicht, ſelbſt mit Beybehaltung der Armenſteuer möglich, daſſelbe auf eine weniger ſchädliche Weiſe zu beſtimmen.

Ich kann mich nicht enthalten eine Stelle aus Youngs halbjähriger Reiſe durch den nördlichen Theil von England anzuführen. Nachdem er die Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft beſchrieben hat, welche von einem gewiſſen Herrn Turner in einem Orte der Grafſchaft York gemacht worden: berichtet er uns, daß dieſer Herr Turner es auch zu ſeinem beſondern Geſchäffte gemacht hat, die Bevölkerung ſeines Territorii zu befördern. „In dieſer Abſicht, ſagt er, handelt „er grade den gewöhnlichen Maximen entgegen, „welche durch die Armengeſetze von England, dieſe „Ueberreſte der Barbarey, an den meiſten Orten „des Königreichs eingeführt worden. Anſtatt ſich

„mit den benachbarten Kirchſpielen zu ſtreiten, wer „die wenigſten Unbegüterten auf ſeinem Grund, „und Boden haben ſoll, ſucht er vielmehr auf alle „Art und Weiſe, die Anzahl bey ſich zu vermeh„ren, indem er jeden, der arbeiten will, und kann, „ohne alle Schwierigkeiten aufnimmt, und ſo oft „eine alte Hütte verfällt, eine neue aufbauet. So „wie er aber dem arbeitenden Armen allen Vor„ſchub verſchafft, ſo hat er wenig Mitleiden mit „dem faulen, und ſtraft denſelben vermöge ſeines „Amtes, als Friedensrichter, nach aller Schärfe „der Geſetze.“ „Die Oekonomie dieſes Mannes, „ſetzt er hinzu, iſt nach dem Syſtem einer erleuch„teten, und durchdachten Politik eingerichtet; „ganz dem entgegen geſetzt, was in neun Zehnt„theilen dieſes Königreichs zum großen Nachtheile „des Landes üblich iſt. Es iſt anmerkungswerth, „daß, ſeitdem er dieſen Plan befolgt, die Armen„ſteuer in ſeinen Dörfern nicht um das geringſte „geſtiegen iſt.“

Die noch übrigen ſchlimmen Folgen höherer Armentaxen laſſen ſich unter folgende Punkte bringen: 1) ſie haben einen nachtheiligen Einfluß auf den moralichen Charakter des gemeinen Volks; 2) ſie verwandeln die Ausübung einer liebenswürdigen Tugend, in die Bezahlung einer läſtigen Auflage; 3) ſie geben dem Eigennutz, und der Gewinnſucht eine große Verſuchung, dieſe geſammelten Summen wider die Abſicht der Geber anzuwenden, oder ſich einen Theil derſelben zuzueignen.

Erſtlich die Armentaxen haben den Einfluß, daß unter dem gemeinen Volk ſelbſt, der Charakter verdorben, und gegenſeitige Liebe, und Wohlthätigkeit aufgehoben wird.

Dasjenige, was die Leute der niedrigen Claſſen am ſtärkſten zur Ausübung der geſelligen Tugenden auffordert, iſt, daß ſie ſich ihrer Abhängigkeit von andern bewußt ſind. Wenn jeder glaubt, in Umſtände kommen zu können, wo er der Hülfe, oder doch der Freundſchaft andrer nöthig haben wird: ſo iſt er auch am geneigteſten, dieſen Dienſte zu leiſten, wenn ſolche von ihm erwartet werden. Dieſes Motif zur Ausübung der geſelligen Pflichten wird bey dem gemeinen Manne ſehr geſchwächt, wenn er mit Gewißheit weiß, daß das Publicum ihm, ſobald er ſich ſelbſt nicht mehr allgnugſam iſt, Hülfe leiſten werde. Ueberdieß hält er es auch nicht für Pflicht denen beyzuſtehen, welche eben ſo, wie er, im Nothfalle aus der öffentlichen Caſſe verſorgt werden müſſen. Noch weniger iſt er geneigt ſich ſelbſt das geringſte zu verſagen, um die Ausgaben des gemeinen Weſens von ſeiner Seite zu erleichtern. Hat er einmal ſelbſt etwas zur Armenſteuer mit bezahlt: ſo glaubt er ein doppeltes Recht zu haben, eine reichliche Verſorgung aus derſelben zu erwarten. Aber wenn er auch nie einen Pfenning dazu beygetragen: ſo ſieht er doch alles als eine rechtmäßige Beute an, was den mehr Begüterten, als er iſt, abgezwungen worden.

Dieſelbe Urſache wirkt auch darauf, die Verbindung zwiſchen den Gliedern einer Familie zu ſchwächen, indem ſie die Ausübung der Pflichten, welche ſie einander ſchuldig ſind, weniger nothwendig macht. Ein Vater, welcher denkt, daß ſeine Kinder im Nothfalle von öffentlichen Allmoſen unterhalten werden, wird ſich nicht um ihrentwillen derſelben Mühe, und Arbeit unterziehen, als der Vater, welcher weiß, daß ſeiner Kinder Erhaltung einzig, und allein von ihm, und von ſeinem Fleiße abhängt. Da nun nach der Erfahrung die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, beſonders unter den gemeinen Ständen um deſto größer iſt, jemehr ſie für dieſelben gethan haben: ſo werden aus jenen ſorgloſen Vätern, auch gemeiniglich hartherzige, und gegen ihre Kinder gleichgültige. Auf gleiche Weiſe, wenn die Kinder wiſſen, daß ihre Eltern im hohen Alter oder in Krankheit ein Recht haben, vom Publicum verpflegt zu werden: ſo ſprechen ſie ſich leicht von der Pflicht ſie zu erhalten, oder zu warten los. Anſtatt ihnen dieſe Dienſte ſelbſt mit kindlicher Zärtlichkeit zu leiſten, ſuchen ſie nur das Recht derſelben auf die öffentliche Unterſtützung geltend zu machen.

Ich behaupte nicht, daß dieß immer, und nothwendiger Weiſe die Folge der Armenſteuer iſt. Auch unter den niedrigſten Ständen giebt es Perſonen, bey denen die Grundſätze der Tugend, und die Empfindungen der Pflicht ſo tiefe Wurzel gefaßt haben, daß ſie durch nichts wankend gemacht werden können. Aber daß die Verſuchung zu einer ſolchen unnatürlichen Sorgloſigkeit gegen die Seinigen den ſchlecht Denkenden unter den gemeinen Leuten, durch jene Anſtalt, von der ich rede, gegeben wird, das beweiſen Facta, die ich aus meiner Erfahrung, und aus zuverläßigen Nachrichten von England anführen kann. Ich habe Eltern gekannt, die vollkommen im Stande geweſen wären, ihren Kindern Brod zu geben, und die, bloß weil ſie wußten, daß dieſe, wenn ſie ſelbſt ihnen nichts gäben, vom Publicum verſorgt werden würden, ihnen alle Hülfe entzogen. Ich habe gleichfalls junge Leute geſehen, die genug hätten arbeiten können, um mit ſich auch ihre abgelebten Eltern zu ernähren, und die ſich dieſe Mühe zu erſparen, dieſelben der Armenverpflegung überließen. In England, wo die aus den Armenſteuern herrührende Verſorgung ſo überflüßig reichlich iſt: ſollen, wie man verſichert, Beyſpiele vorhanden ſeyn, daß reiche Bürger, ob ſie gleich ſelbſt im Ueberfluß, und in Ueppigkeit lebten, ſich doch nicht ſchämten, ihre alte Eltern vom Kirchſpiele unterhalten, oder in einem Hoſpitale ſterben zu laſſen.

Der ſcharfſinnige Verfaſſer der oben angeführten *Verſuche über die Geſchichte des Menſchen*, macht folgende richtige Anmerkung. — „Der größte Ehrgeiz derer, welche von körperlicher Arbeit leben, wenn ſie gut denken, iſt, etwas

„für ſich ſelbſt aufs Alter, oder für ihre Kinder „bey Seite zu legen. Dieſe Begierde ſpornt ſie „mehr, als jede andre an, fleißig, und haushältriſch zu ſeyn: und es iſt das vornehmſte Vergnügen, deſſen ſie genießen, wenn ſie ihren kleinen Schatz von Zeit zu Zeit ſich vermehren ſehen. „Da die Sache ſich nun ſo verhält: könnte wohl „der ärgſte Feind dieſer Leute etwas ausdenken, „das ihnen nachtheiliger wäre, als unter dem „Schein von Wohlthätigkeit, ihnen und ihren „Kindern auf den Fall wenn ſie nicht mehr zu arbeiten Luſt hätten, ein gewiſſes Brod zu ſichern, „wodurch ihrem Ehrgeize ſein einziger Gegenſtand, „und ihrem Fleiße ſeine edelſte Abſicht genommen „würde?“

Eine andre Erfahrung zeigt, wie richtig dieſe Anmerkung ſey. In den Ländern, wo für die Armen nicht eine ſo zuverläßige, und geſetzmäßige Verſorgung ausgemacht iſt, findet man ſehr häufig, daß auch die geringſten Tagelöhner etwas auf die Zeit der Krankheit, oder des hohen Alters bey Seite legen. Sie erlangen dadurch einen gewiſſen unabhängigen Geiſt, welcher macht, daß ſie es ſich zur Schande anrechnen würden, von Allmoſen zu leben.

So iſt zum Beyſpiele in einigen ſchottiſchen Fabrikſtädten, und in verſchiedenen Plätzen Englands, wo viele Arbeitsleute ſich aufhalten, welche auf die Kirchſpielsallmoſen kein Recht haben, eine Gewohnheit entſtanden, die wohl werth wäre, daß ſie allenthalben nachgeahmt würde. Die Handwerksgeſellen, und andre, die auf Tagelohn arbeiten, vereinigen ſich zu kleinen Geſellſchaften, und kommen überein, daß jeder von ſeinem Lohn in eine gemeinſchaftliche Caſſe einen halben, ganzen, anderthalb, oder wohl auch zwey Schillinge wöchentlich abgebe, nachdem ſie mehr, oder weniger erübrigen können. Aus dieſer Caſſe nun bekömmt jedes Glied dieſer kleinen Geſellſchaft, ſobald es einmal auf eine Zeitlang unvermögend wird zu arbeiten, einen Zuſchuß, der nach Maaßgabe ihres Eingelegten ein bis vier Schillinge beträgt. Hier iſt keine Gefahr, daß jemand ein erdichtetes Unvermögen vorſchützen ſollte. In ſo einer kleinen Geſellſchaft kann ſich ein Betrüger nicht lange verbergen. Dieſe Perſonen behaupten zu gleicher Zeit ihre Unabhängigkeit; ſind alſo glücklicher, und edler, und die Laſt, welche ſonſt das große Publicum zu tragen bekommen hätte, wird von dieſer kleinen Communität mit mehr Leichtigkeit für ſie, und auf eine weit vortheilhaftere Art für den Staat getragen.

Zweytens, gebotene Armenſteuern ſchaden ferner dem gemeinen Weſen, indem ſie eine Handlung der Wohlthätigkeit in eine Zwangspflicht verwandeln.

Ich habe ſchon angemerkt, daß, als noch keine Abgabe zum Beſten der Armen aufgelegt war, Allmoſen geben für eine der vornehmſten Religions- und Gewiſſenspflichten angeſehen wurde.

Da die ausdrücklichſten, und am öfterſten wiederholten Vorſchriften des Chriſtenthums ſich hier mit den natürlichen Empfindungen des menſchlichen Herzens vereinigen: ſo wurde derjenige, zugleich für einen Mann ohne Religion, und für einen Hartherzigen angeſehen, der ſich weigerte, etwas von dem ſeinigen zur Unterſtützung ſeiner Mangel leidenden Nebenmenſchen beyzutragen. Dazu kömmt, daß in der Ausübung dieſer Pflicht ein Vergnügen liegt, welches denjenigen, der ſich einmal zur Erweiſung einer Wohlthat entſchloſſen hat, anreizt mehrere zu erzeigen. So verderbt auch das menſchliche Geſchlecht iſt: ſo ſind doch nur wenige, die nicht, entweder durch das Gefühl des Mitleidens, welches die ihnen vor Augen liegende Noth andrer unwillkührlich erregt, oder durch die Selbſtbefriedigung, welche das Bewußtſeyn, einem Unglücklichen geholfen, oder einen Traurigen fröhlich gemacht zu haben, ihnen gewährt, ſich von Zeit zu Zeit aufgefordert fühlen ſollten ihr Vermögen, und ihre Kräfte zu dieſer Abſicht anzuwenden.

Durch die aus ſolchen Bewegungsgründen entſtehende Mildthätigkeit, ſind deswegen auch wirklich ehedem anſehnliche Summen zum Beſten der Armen zuſammen gebracht worden, und werden es noch izt. Das Geld, das als freywilliges Allmoſen auf einmal gegeben wird, iſt zwar nicht ſo viel, als durch eine Taxe auf einmal erhoben werden kann: aber es wird öfter gegeben, und macht deswegen ein ganzes Jahr hindurch eine größre Summe aus. Man hat Urſache zu glauben, daß an vielen Orten den Armen ehedem weit beſſer ohne Taxe gerathen war, indeß zu gleicher Zeit niemand ſich über die Laſt beſchwerte, ihnen beygeſtanden zu haben. Allmoſen giebt man zu der Zeit, wenn man am bequemſten Geld entbehren kann, und jedesmal ſo viel, als man ſeinen gegenwärtigen Umſtänden gemäß findet. Eine Auflage fordert uns das Geld vielleicht zu der ungelegenſten Zeit, und fordert uns ſo viel auf einmal ab, daß es uns beſchwerlich fallen kann. Daher kömmt es, daß man auf jene Art oft Viel ohne Murren, und ohne ſich beſchwert zu fühlen, und auf dieſe, Wenig mit Widerwillen und mit Beſchwerde giebt.

Obgleich die Quelle der freywilligen Wohlthätigkeit nicht bey allen durch die geſetzlichen Beyträge, welche ſie thun müſſen, verſtopft worden: ſo hat doch gewiß dieſe Auflage bey vielen die Wirkung gethan, daß ſie ſich von aller weitern Ausübung dieſer Pflicht frey geſprochen haben. Ich kenne ſelbſt Perſonen, welche wegen ihrer Freygebigkeit gegen Arme bekannt waren, und die, ſeitdem ſie genöthigt worden ſind, die Armenſteuer zu bezahlen, ſchlechterdings keinen Bitten mehr Gehör geben. Es war ein vernünftiger Gedanke, den ein ganz gemeiner Mann über dieſen Gegenſtand äußerte: »Unſre Obrigkeiten, »ſagte er, haben niemals etwas ſchlimmeres ge-

»than, als da ſie den Armen aus der Hand Gottes, in die ihrigen genommen haben.«

In Amſterdam werden in allen Kirchen zuſammen an einem Tage zuweilen bis tauſend Pfund Sterling eingeſammelt. In Edinburg, wo die Unterhaltung des Armenhauſes allein viertauſend Pfund Sterling koſtet, wird doch dieſelbe hauptſächlich durch Collekten in- und außerhalb der Kirche, und durch freywillige Geſchenke beſtritten. Sollte dieſe Summe auf die Einwohner vertheilt werden, wie es die Armenſteuer in England iſt, nach Proportion der Hausrente, welche ſie bezahlen, oder empfangen: ſo würde dieſelbe zehn pro C. derſelben ausmachen. Das iſt zwar weit weniger, als die Armenſteuer in England wirklich beträgt, welche zuweilen auf dreyßig pro C. der Hausrenten ſteigt: aber es würde doch weit mehr ſeyn, als itzt ein Bürger Edinburgs bezahlt, und gewiß ſo viel, daß es großes Murren erregen würde. Die Einwohner vom mittlern Range, welche regelmäßig alle Sonntage den Gottesdienſt beſuchen, geben für gewöhnlich gewiß einen halben, oder ganzen Schilling; an Feſttagen, oder bey außerordentlichen Gelegenheiten, auch wohl eine Crone, oder eine halbe Guinee, ſo daß der Beytrag eines jeden im Durchſchnitt ein Jahr hindurch von dreyßig Schilling bis drey Pfund St. berechnet werden kann. Sollte jedem dieſe Summe auf einmal, vermöge eines obrigkeitlichen Befehls, abgefordert werden: ſo würde er ſehr klagen,

gen, und ſich dadurch in der That beläſtigt fühlen können.

Endlich drittens wird behauptet, daß eine Armenſteuer den Verwaltern, und Vorſtehern der Armenſachen eine große Verſuchung giebt, die eingeſammelten Gelder unrecht anzuwenden, oder ſich ſelbſt zuzueignen, und alſo auch in ſofern der Sache der Tugend nicht günſtig iſt.

In England wird an einigen Orten ganz laut hierüber geklagt. Nicht nur wird das Geld oft wider die Abſicht verwendet, indem davon Leute unterhalten werden, die entweder eines Allmoſens gar nicht bedürftig, oder deſſelben ganz unwürdig ſind. Nicht nur werden große Summen davon ganz unnütz mit Proceßkoſten verſplittert, welche von den Streitigkeiten der Kirchſpiele über die Anſprüche ihrer Armen verurſacht werden: ſondern ein anſehnlicher Theil des für die Armen Eingekommenen wird, zumal in großen Städten, und wo die Verwaltung der Armencaſſe ſchlechten Leuten überlaſſen iſt, mit Schmauſereyen, und Luſtbarkeit der Kirchenvorſteher, und Aufſeher der Armenverpflegung verthan.

Daß etwas auf einen dergleichen Aufwand gerechnet werde, iſt nicht unbillig. Da die Adminiſtratores keinen Gehalt bekommen, ſo wäre es zu viel gefordert, wenn man verlangte, daß, nachdem ſie ihre Zeit, und Kräfte für eine öffentliche Sache, ohne Vergeltung angewandt haben, ſie auch noch in dem Dienſt des Publicum ſich in

Unkoſten ſetzen ſollten. So oft ſie alſo in öffentlichen Geſchäfften zuſammen kommen, können ſie billiger Weiſe verlangen, vom Publicum frey gehalten zu werden.

Aber es iſt ſchwer, daß in dieſen Ausgaben Maaß gehalten wird. Wenn die Armenbeyträge eine Auflage ſind: ſo kömmt die Erhebung und die Verwaltung derſelben faſt immer nur in die Hände ſolcher Leute, welche ohne Empfindung der Ehre, jede Gelegenheit zum Wohlleben, oder jede Gelegenheit ſich zu bereichern, mitnehmen. Da nun überdieß mit dieſen Aemtern auch ein gewiſſer Grad von Gewalt verbunden iſt, ſo bewerben ſich viele darum, welche weder durch ihre Neigung wohlzuthun, noch durch ihren Eifer fürs gemeine Beſte dazu angetrieben werden. Sie verwalten alſo auch dieſe Geſchäffte in eben dem Geiſte, und nach eben den Abſichten, nach welchen ſie dieſelben übernommen haben.

Da hingegen, wo die Armen noch durch freywillige Wohlthaten verpflegt werden, bieten ſich Leute von Ehre und einem gewiſſen Anſehen eher dazu an, die Aufbewahrung, und Austheilung derſelben zu übernehmen. In den Händen ſolcher Perſonen ſind die geſammelten Gelder ein geheiligtes Pfand, von welchem ſie nicht nur nichts zu ihrem eigenen Nutzen zu verwenden wagen, ſondern welches ſie ſich auch verbunden halten, mit Sparſamkeit, und Sorgfalt zu vertheilen. Sollten je in dieſem Falle, die Verwalter einen Mißbrauch von dem in ſie geſetzten Vertrauen machen: ſo würde dieß ihren guten Namen völlig zu Grunde richten. Die Untreue mit ſolchen Geldern begangen, welche von milden Gaben herkommen, würde doppelt frevelhaft ſcheinen; und der Auftrag dieſelben zu verwalten, würde augenblicklich andern Händen übergeben werden.

Ich muß es zu Ehren des nordlichen Theils dieſes Königreichs ſagen, wo bisher die läſtige Einrichtung einer Armentaxe noch wenig bekannt iſt, daß ich hier nie die mindeſte Klage gegen die Verwalter der Armenſachen, noch von irgend einem Mißbrauche, der mit den Armenfonds gemacht worden wäre, gehört habe. Bisher hat ſich noch immer eine Anzahl Perſonen von Stande, oder angeſehener Bürger von bekannter Rechtſchaffenheit finden laſſen, die die Aufſicht über die Armenverpflegung freywillig übernommen. Ob ſie gleich zum Beſten derſelben ſo angelegentlich beym Publicum angeſucht, und das Erhaltne mit ſo groſſer Sorgfalt verwendet haben, als wenn ihr eigner Unterhalt von dem glücklichen Erfolge ihres Unternehmens abhienge: ſo weiß ich doch kein Beyſpiel, daß ſie irgend etwas für die Unkoſten der Adminiſtration berechnet hätten.

Wo aber Reichthum und Luxus den Geiſt, und die Sitten eines Volks ſo verdorben, und ihm ſo falſche Begriffe von Ehre beygebracht, oder jeden gegen alle Angelegenheiten, die nicht ihn ſelbſt betreffen, ſo gleichgültig gemacht haben, daß

Leute von einem gewiſſen Range, und Anſehen ſich gar nicht dazu verſtehen wollen, den Armenſachen vorzuſtehen: da wird es nothwendig, einen Lohn dafür anzubieten, und denen, welche dieſes Geſchäffte übernehmen, manche Unregelmäßigkeiten nachzuſehen, wodurch jener Lohn vergrößert wird.

Zu den Verſuchungen, welche die Verwalter der Armenſachen zu eigennütziger Behandlung dieſes Geſchäffts in dem Falle haben, wenn durch eine wirkliche Auflage dieſe Gelder erhoben werden, kömmt noch dieſes hinzu, daß es größtentheils ihnen überlaſſen werden muß, zu beſtimmen, wie viel zur Unterhaltung der vorhandnen Armen nöthig ſey, und ob alſo die Auflage vergrößert, oder verringert werden müſſe. Auf dieſe Weiſe können ſie alſo Lücken in ihren Caſſen, die durch ihre Verſchwendung gemacht worden, durch eine erhaltne Vermehrung der Armentaxe ausfüllen.

Der Hauptgrund für die bisher betrachtete Einrichtung iſt daher genommen, daß auf dieſe Art, und auf dieſe Art allein, die Beyträge von welchen die Armen unterhalten werden ſollen, gleich und nach Proportion des Vermögens, vertheilt werden können. Aber auch dieſer Vortheil fällt größtentheils durch die Methode weg, deren man ſich in England bey Erhebung dieſe Auflage bedient.

Auf dem Lande zahlen die Eigenthümer, und die Pächter nach Verhältniß des Pachtzinſes, welchen jene von ihren Ländereyen bekommen, dieſe geben. In den Städten wird die Armenſteuer größtentheils nach Proportion der Hauszinſe erhoben, welche der Miether wirklich bezahlt, und der Eigenthümer geben würde.

Was den erſten Fall betrifft: ſo ſcheint die Eintheilung billig, und iſt es doch nicht, weil ja viele Beſitzer von weitläuftigen Ländereyen in der That arme, oder nur mittelmäßig wohlhabende Leute ſind; indem ſie oft den größten Theil ihrer Güter zur Sicherheit der darauf geliehenen Gelder verpfändet haben. Hier wird alſo der Pachtzins wirklich großentheils an die Kapitaliſten bezahlt, welche auf die Güter Geld geborgt haben. Und doch geben dieſe von ihren Kapitalien nichts, deren Intereſſe ſie genießen, und jene bezahlen nach dem ganzen Umfange ihrer Beſitzungen, von welchen ſie doch die Früchte andern abgeben müſſen. Der Geldreichthum alſo, welcher in England vielleicht der anſehnlichſte iſt, geht auf dieſe Weiſe von allem Beytrage zur Armenverpflegung frey aus.

Man ſagt, die Landtaxe habe eben dieſe Inconvenienzen. Aber wenn die Landtaxe ſchon eine Bürde für die Beſitzer von Grund und Boden iſt, ſoll man deswegen eine andre eben ſo große auf ſie legen?

Man ſagt ferner: „die Güter werden ſo viel wohlfeiler gekauft, je mehr Laſten darauf haften.“ Das kann die itzigen Käufer, aber nicht die alten Eigenthümer entſchädigen: das kann eine Rechtfertigung, oder ein Linderungsmittel für eine Taxe ſeyn, die unveränderlich bleibt, nicht für eine, die nach der Bedürfniß ſteigt, und in kurzer Zeit ſo anſehnlich geſtiegen iſt.

Endlich, ſagt man, „jede Abgabe, welche „auf Grund, und Boden gelegt wird, wird zu„letzt von den Verzehrern derjenigen Produkte, die „auf dieſem Grund, und Boden erzeugt werden, „bezahlt, weil dieſe Produkte im Preiſe ſteigen, „wenn der Eigenthümer oder Pächter höhere Ab„gaben geben muß.“ Dieſer Grundſatz der Staatswirthſchaft, daß der Verzehrer jede Auflage bezahlt, kann in Abſicht derjenigen Waaren richtig ſeyn, welche allenthalben ihren Markt finden, und nicht auf einen beſtimmten eingeſchränkt ſind. Die Waaren aber, welche der Landherr, oder Pächter zu Kaufe bringt, Korn, und Vieh, müſſen größtentheils in der Nähe, oder innerhalb eines gewiſſen Bezirks verkauft werden, wo der Preis, ſo lange die Bevölkerung, und die Concurrenz der Käufer nicht ſteigt, nicht erhöht werden wird. Ferner da dieſe Taxe nicht durchs ganze Land dieſelbe iſt: ſo können dieſe Preiſe der Produkte in jedem Diſtrikte nicht nach den in dieſem Diſtrikte aufgelegten Abgaben ſteigen, indem die Zufuhr aus andern weniger beläſtigten Diſtrikten dieſe Preiſe niederhält.

Die in Städten gebrauchte Methode der Erhebung der Armentaxe ſcheint noch mehr proportionirt zu ſeyn.— Jedermann, nimmt man an, kauft ein Haus, oder miethet eine Wohnung, groß, oder klein, theuer oder wohlfeil nach Verhältniß ſeines Vermögens. Ueberſchreitet er dieſes, ſo iſt es ſeine Eitelkeit, welche ihn dazu verleitet, und es iſt billig, daß er dafür bezahle. Dieſes Räſonnement iſt deſſen ungeachtet nichts weniger als allgemein richtig. Den einen kann ſein Rang, oder ſein Poſten, welchem er Ehre machen ſoll, den andern eine zahlreiche Familie nöthigen, eine größre Wohnung zu beziehen, als ſonſt nach Verhältniß ſeines Vermögens, und ſeines andern Aufwandes ihm zuſtünde. Ein Mann von gaſtfreyer geſelliger Art wird auch bey mittelmäßigem Vermögen etwas theuer wohnen, um Freunde bey ſich aufnehmen zu können; da hingegen ein reicher Geizhals, der zugleich ungeſellig iſt, ſich in einer elenden Wohnung behelfen wird, die gar nicht mit ſeinem Reichthume, ſondern nur mit ſeinem eingeſchränkten Geiſt, und Charakter in Verhältniß ſteht. Alſo die Einwohner der Städte nach Proportion ihrer Wohnungen taxiren, heißt nicht immer ſie nach Proportion ihres Vermögens taxiren. Ein alter reicher Junggeſell, der ſeine Einkünfte zu tauſenden zählt, zahlt oft vielleicht nicht ſo viel Hausmiethe, als ein mittelmäßig begüterter Hausvater von gewiſſem Range, der eine zahlreiche Familie hat, von der ſeinigen für die Armen abgiebt.

Vielleicht wäre es beſſer, die Taxe nach Proportion des ſämmtlichen Vermögens eines jeden aufzulegen, ob es freylich wohl ſchwer iſt, daſſelbe genau zu wiſſen, und in vielen Fällen nachtheilig, es zu ſorgfältig zu erforſchen. Doch ſind die Leute von gleichem Stande, und Gewerbe einer mit dem Reichthum des andern gemeiniglich ziemlich wohl bekannt. Gelder die auf einen ausgebreiteten Handel angelegt werden, oder auf Hypotheken ausgeliehen ſind, können nicht wohl verborgen bleiben. Wenn daher eine Anzahl vereideter Perſonen von Einſicht in jedem Diſtrikt niedergeſetzt würde, das Vermögen der Einwohner deſſelben zu ſchätzen: ſo würden wahrſcheinlich ihre Angaben nicht viel von der Wahrheit abweichen. Und ſollte jemand ſich zu hoch angeſetzt finden, ſo könnte er ſogleich eine Abänderung davon erhalten, indem er den wahren Zuſtand ſeines Vermögens darlegte. In Schottland autoriſirt das Geſetz dieſe Methode der Taxation: und in Glasgow iſt ſie wirklich mit gutem Erfolge in Ausübung gebracht worden.

Deſſen ungeachtet ſind auch dabey, ich geſtehe es, nicht geringe Unbequemlichkeiten. Der reiche Kaufmann, oder Edelmann kann es beleidigend finden, daß man ſich ſo genau um ſein Vermögen bekümmert. Der von geringerm Vermögen, kann es oft für nothwendig halten, ſich für reicher ausgeben zu laſſen, als er iſt, um ſeinen Credit durch eine Entdeckung ſeiner wahren

Umſtände nicht zu verringern. Die Perſonen, welchen die Schätzung aufgetragen iſt, können durch Vorurtheile, oder Partheylichkeit verführt werden, das Vermögen des einen zu hoch, des andern zu niedrig anzuſetzen.

Geſetzt aber auch: Man hätte ein Mittel gefunden die Armentaxe dem Vermögen der Einwohner vollkommen proportionirt zu machen: ſo würde dennoch der wirkliche Aufwand, den ein jeder für die Armen macht, noch immer ungleich bleiben, weil dem einen ſein gutes Herze nicht erlauben würde, den ihm gewiß noch immer vorkommenden Gegenſtänden des Mitleidens ſeine Hand, und ſeinen Beutel deswegen zu verſchließen, weil er einmal ſeinen Beytrag in die Armencaſſe gegeben hat. Dahingegen andre, die hartherziger, und kärger ſind, ſich ſchlechterdings auf dieſes geſetzmäßige Allmoſen einſchränken würden.

Aus allen dieſen Gründen zuſammen genommen, iſt alſo der Schluß wohl nicht zu übereilt, daß Armentaxen auf der einen Seite eine drückende Laſt fürs Publicum, und von vielen ſchlimmen Folgen, für das gemeine Weſen ſowohl, als für Privatperſonen, begleitet ſind; und daß ſie doch auf der andern den Endzweck nur ſehr unvollkommen erreichen, um deswillen ſie ſind eingeführt worden.

Achtes Kapitel.

Von der Armenpolicey in Holland.

Wenn man mit den Einrichtungen in ſeinem eigenen Hauſe nicht zufrieden iſt, ſo iſt es natürlich, daß man ſich nach denen ſeiner Nachbarn umſieht. Ich will alſo dem Leſer einige Nachrichten von den in Holland verhandenen Armenanſtalten, und einige Betrachtungen darüber vorlegen. Dieſe vollſtändig zu beſchreiben, würde äußerſt weitläuftig und ermüdend werden, weil vielleicht nicht zwey Städte ganz einerley Einrichtung haben. Die holländiſchen Armengeſetze, aus welchen man die Verfaſſung dieſes Theils der Policey am ſicherſten lernen kann, hat Poſtelthwayt in ſeinem Handlungs-Wörterbuche geſammelt. Aber das neueſte derſelben iſt ſchon über hundert Jahr alt, und wahrſcheinlich ſind ſeit dieſer Zeit Veränderungen in der Praxi vorgegangen. Die Nachrichten, die ich ertheile, betreffen den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Anſtalten, und ſind mir größtentheils von dem Obriſt Douglas, und dem engliſchen Prediger in Rotterdam Layel mitgetheilet worden, zwey Perſonen von bekannter Fähigkeit, und Wahrheitsliebe, welche ſich mehrere Jahre in dieſem Lande aufgehalten haben. Wenn man hierzu dasjenige ſetzt, was Howard von den Gefängniſſen, und Zuchthäuſern in Holland meldet: ſo wird ſich der Leſer ziemlich vollſtändige Begriffe von dieſem Gegenſtande machen können.

Betrachtet man den itzigen Zuſtand der vereinigten Provinzen, ſo ſollte man natürlicher Weiſe glauben, daß der Armen bey ihnen eine große Anzahl ſeyn müſſe. Ihr Territorium iſt klein, und kann an und für ſich nur wenig Menſchen ernähren, oder beſchäfftigen. Ihr Handel, und ihre Fabriken haben ſchon vorlängſt ihre Mittagshöhe erreicht. Es iſt alſo natürlich zu ſchließen, daß viele Zweige derſelben in Stockung und Abnahme gerathen, und folglich die damit beſchäfftigten Hände arbeitslos geworden ſeyn müſſen. Da endlich tauſende ihrer Einwohner ſich von Schifffahrt, und Fiſcherey, zwey gefährlichen Gewerben, nähren: ſo muß nothwendig die Anzahl der dadurch Verunglückten nicht klein ſeyn, die entweder als Krüppel ſelbſt vom Allmoſen leben müſſen, oder unverſorgte Wittwen, und Wayſen verlaſſen.

Deſſen ungeachtet iſt kein Land in Europa, wo es weniger Arme nach Propottion der Bevölkerung giebt; keines, wo man weniger Bettler zu ſehen bekömmt; keines endlich, wo die Verſorgung der vorhandenen Armen weniger koſtet. Es iſt der Mühe werth zu unterſuchen, aus was für Urſachen ſich dieſes erklären läßt.

Erſter

Erſter Abſchnitt.

Von den Urſachen, warum es ſo wenig Arme in Holland giebt.

Die vornehmſte Urſache, aus welcher jene Erſcheinung nach Aller Geſtändniß erkläret werden kann, iſt die dieſer Nation ganz eigne Sparſamkeit, Genügſamkeit, und Fleiß. Man wird dieſes an allen Orten gewahr, wo Holländer ſich aufhalten. Eine holländiſche Familie wird wiſſen ſich da eine Quelle des Unterhaltes zu verſchaffen, wo jede andere Brod- und Arbeitslos ſeyn würde; ſie iſt im Stande mit einer Einnahme auszukommen, mit welcher eine andere Hunger ſterben würde. — Ob dieß gleich vielleicht mit dem ſelbſtſüchtigen, gewinnſüchtigen Charakter, den man dieſer Nation Schuld giebt, in Verbindung ſtehen mag, nach welchem ſie keine Gelegenheit zu einem Gewinnſte verſchmähet, oder vorbey läſſet, ſo muß man doch geſtehen, daß es in ſich ſchätzbare Eigenſchaften ſind und daß ſehr gute Folgen fürs Publicum daraus entſtehen. Es iſt gewiß, daß in Holland weder unter den Vornehmen, und Begüterten, die Verſchwendung und der Luxus, womit die Verſplitterung der Zeit immer verbunden iſt, noch unter den Geringeren, und Armen die Lüderlichkeit und der Müßiggang in dem Grade herrſcht, als in den meiſten übrigen Staaten von Europa. Daher kömmt es auch, daß unter denen, welche von ihrer Hände Arbeit leben, die meiſten ſo viel bey Seite zu legen im Stande ſind, daß ſie im Alter, oder bey Krankheiten dem Publicum nicht zur Laſt fallen dürfen.

Dieſer Charakter der Holländer hat ohne Zweifel ſeinen erſten Urſprung in der Eingeſchränktheit und Armuth ihres Bodens gehabt; ein anderer Grund deſſelben liegt in den Grundſätzen, die ſich bey ihnen zu der Zeit ihrer Staatsrevolution feſtgeſetzt haben; ein dritter in den mannichfaltigen Gelegenheiten, die ihr wachſender Handel, ihre Schifffahrt, und ihre Fiſchereyen, den Einwohnern zur Arbeit gegeben haben. — Die Bewohner eines kleinen von der Natur nicht ſehr begünſtigten Landes, ſind, ſo lange ſie bloß von den Produkten deſſelben leben müſſen, zu der genaueſten Sparſamkeit gezwungen, und dieſe, wenn ſie durch Gewohnheit, und Erziehung einmal eine Nationalſitte geworden iſt, kann ſich lange noch erhalten, auch nachdem die Umſtände günſtiger geworden ſind. —

Die Reformation, und der ſchwere Kampf um die Freyheit, welche beyde in den Niederlanden zu gleicher Zeit zuſammentrafen, entfernten lange Zeit von dieſer emporſtrebenden Nation alle Gedanken von Zerſtreuung, Ueppigkeit, und Wohlleben, und gewöhneten Große und Kleine an eine ſtrenge, eingezogene, nüchterne, und beynahe etwas traurige Lebensart. Endlich die Leichtigkeit durch Arbeit zu gewinnen, die Beyſpiele von den wirklich dadurch erworbenen Reichthümern, reizten bey der Ausbreitung ihres Handels mächtig zum Fleiße: ſo wie der allgemeine Begehr nach arbeitenden Händen der Faulheit gar keine Entſchuldigung übrig ließ.

Ohne Zweifel giebt es in Holland, wie an allen andern Orten Faule, und Lüderliche: — denn welche Bewegungsgründe, welche Triebfedern wären ſtark genug, um dem Hange, den einige Menſchen zu dieſen Laſtern haben, zu widerſtehen? Aber gegen dieſe ſind die Obrigkeiten mit einer ſehr ausgebreiteten Gewalt verſehen, ſie zu ſtrafen, oder ihnen Einhalt zu thun. Sie ſind bevollmächtiget, Aufſeher und Richter der Sitten des gemeinen Volks zu ſeyn. Ob man gleich nicht hoffen kann, daß bürgerliche Strafen oft diejenigen beſſern, welche damit beleget werden, ſo kommen ſie doch dem ſchädlichen Einfluſſe zuvor, welchen das böſe Beyſpiel bey andern haben kann.

Man behauptet gemeiniglich: in Holland ſey gar keine Betteley. Dieß iſt nicht vollkommen richtig. Wenn eine ehedem arbeitſame Familie durch Brand oder einen andern ungewöhnlichen Unglücksfall in Armuth gerathen iſt, ſo wird ihr erlaubt um Allmoſen zu bitten. Aber dieß nur mit gewiſſen Einſchränkungen und vermöge eines Licenzſcheines, den dieſe Leute immer bey ſich tragen, und im Fall es gefordert wird, vorzeigen müſſen. Es giebt auch einige wenige von einer Stadt zur andern herumziehende Bettler; das ſind aber größtentheils Juden, oder Deutſche. Dieſer

Art von Betteley ſuchet man auf alle mögliche Weiſe zu ſteuren. Zu dem Ende ſind in allen Städten Zuchthäuſer angelegt, wo die, welche ſich dabey betreten laſſen, länger, oder kürzer nach Beſchaffenheit ihres Vergehens eingeſperret werden. Hier werden ſie nun bey einer ſehr ſchlechten Koſt, die größtentheils aus Erbſen und Brod beſtehet, zu einer ſchweren Arbeit z. E. zum Holzraſpeln angehalten. Was ſie über eine gewiſſe geſetzte Zahl machen, wird ihnen verlohnet. Keine körperliche Strafe iſt Leuten, die einen Hang zur Faulheit, und zu Ausſchweifungen haben, ſo ſchrecklich, als die ihnen aufgelegte Nothwendigkeit zu arbeiten. Und da dieſelben, der genauen, und unerläßlichen Vollziehung der Geſetze wegen eher darauf rechnen können, daß dieſes ihr Schickſal ſeyn wird, ſo iſt allerdings zu glauben, daß dieß eine der Urſachen ſey, warum man in Holland weniger gemeine Leute von dem gedachten Charakter antrifft, als in andern Ländern.

Sind Laſter und Müßiggang die vornehmſten Urſachen der Armuth: ſo müſſen der Armen weniger ſeyn, wo die Laſterhaften geſtraft, die Faulen zur Arbeit angehalten werden.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Art und Weiſe, wie man in Holland die Armen verſorgt.

Die Zahl der Armen iſt klein in Holland, habe ich geſagt, nach Proportion der ganzen Volksmenge: aber an ſich iſt ſie immer noch ſehr beträchlich, und muß es ſeyn in einem Lande, wo eine ſo große Anzahl Menſchen ſich mit den niedrigſten körperlichen Arbeiten beſchäfftiget, mit Arbeiten, deren Gewinn, da er nur grade groß genug iſt, die arbeitenden zu ernähren, nie durch irgend einen Zufall unterbrochen werden kann, ohne ſie ſogleich in Noth zu verſetzen. Dieſer Art von Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, iſt die Regierung äußerſt aufmerkſam, und kaum wird einer derſelben unverſorgt bleiben. Dieß geſchieht aber zugleich mit der größten Oekonomie.

Die unmittelbare Sorge für die einzelnen Armen iſt den Conſiſtoriis übergeben. Dieſe beſtehen aus den Geiſtlichen, und den Aelteſten jeder Gemeinde, welche letztere aus den angeſehenſten und einſichtsvolleſten Gliedern derſelben gewählt werden. Eine beſondere Obliegenheit derſelben iſt, ſich um den Charakter und die Umſtände der Armen, welche in ihrem Sprengel wohnen, genau zu bekümmern. Der Faule, und Unordentliche wird ſich ſchwerlich vor ihnen verbergen, oder ſie durch einen falſchen Schein von Dürftigkeit hintertergehen können. Dagegen iſt jede fleißige Familie, welche in Armuth geräth, ſicher, daß ihre Noth bemerkt, und ſie durch eine wöchentliche Penſion unterſtützt werden wird. Dieſe Penſionen erſtrecken ſich von einem bis zu vier Schilling wöchentlich, nachdem die Familie zahlreich, oder dürftig iſt: und außerdem bekommt jede Perſon noch wöchentlich ein Brod von drey Pfund, welches vier penny werth iſt. Im Winter werden Kleider, und Holz ausgetheilt. Doch werden die meiſten dieſer Penſionen nicht auf Zeitlebens, ſondern nur auf ſo lange ertheilt, als die Empfänger wirklich für unvermögend gehalten werden, ſich ſelbſt zu ernähren. Im Winter vornehmlich, wenn während fünf oder ſechs Wochen die Arbeit mancher Claſſen durch den Froſt gehemmet wird, erhalten dieſelben einen Zuſchuß, der nur ſo lange dauert, bis ſie mit der beſſern Jahrszeit ihre gewöhnliche Arbeit wieder anfangen können.

In Holland giebt es auch Hoſpitäler nach Art unſerer mildthätigen Arbeitshäuſer, um Arme darinnen aufzunehmen. Aber ſie ſind nach einem weit eingeſchränkteren Plane errichtet, ohne Zweifel, weil man die großen Unkoſten voraus ſah, welche ſie ſonſt verurſachen. Niemand wird darinnen aufgenommen, als alte, unverheyrathete Manns- oder Frauensperſonen; ingleichen Kinder, deren Eltern abweſend, oder für ſie zu ſorgen unfähig ſind. Diejenigen, welche arbeiten können, müſſen gewiſſe Stunden des Tages für das Hoſpital arbeiten: die übrige Zeit gehöret ihnen. Führen ſie ſich wohl auf, ſo wird ihnen alle Wochen einmal erlaubt, auszugehen, ihre Freunde, und Bekannte zu beſuchen. Sind ſie faul, zänkiſch, oder betrinken ſich: ſo wird ihnen dieſe Erlaubniß auf eine Woche, einen Monat, oder ein Jahr entzogen. Bey größern Vergehungen werden ſie in eine Stube allein eingeſchloſſen, und mit Waſſer und Brod geſpeiſt. Zuweilen werden ſie dadurch geſtraft, daß ſie einen Kloß Tag und Nacht an den Füßen tragen müſſen.

Dieſe genauere Beſtimmung der Perſonen, die in ein ſolches Hoſpital aufgenommen werden ſollen, und die ſtrenge Zucht, die in demſelben eingeführt iſt, macht daß die Anzahl der darinn auf Koſten des Publicum lebenden nach Verhältniß nicht halb ſo groß iſt, als in England. Edinburg, ſeine Vorſtädte abgerechnet, hat nicht über neun und dreyßigtauſend Einwohner: und in ſeinem Armenhauſe ſind an ſiebenhundert Arme. Rotterdam hat ſiebzigtauſend Einwohner: und in ſeinem Armenhauſe werden nur ſechshundert Arme unterhalten, worunter noch überdieß hundert und funfzig Kinder ſind, welche gemeiniglich noch vor ihrem Austritte aus dem Hauſe, die Unkoſten ihres Unterhalts, und ihrer Erziehung bezahlen.

Man hat nämlich in Holland den Vortheil, daß, anſtatt, in England dem Meiſter, der einen Lehrjungen aufnimmt, Lehrgeld bezahlt werden muß, man von ihm dort einen Lohn für die Dien-

ſte

ſie deſſelben bekömmt. Sobald alſo ſolche Hoſpitalkinder das erforderliche Alter erreicht haben, werden ſie nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Neigung, zu einem Meiſter dieſes oder jenen Handwerks gebracht, der für ſie das erſte, und zweyte Jahr wöchentlich einen Schilling, und jedes folgende Jahr mehr bezahlt, ſo daß es im ſechsten Jahre ihrer Lehrzeit wohl auf ſechs Schillinge ſteigt. Gemeiniglich geben die Meiſter noch etwas mehr, als die genannte Summe. Der Ueberſchuß aber wird den Jungen ſelbſt zu ihrem Gebrauche überlaſſen.

Die Mädchen werden dazu angehalten für die Armen im Hauſe ſelbſt, und für gemeine Leute in der Stadt, zu nähen und weibliche Arbeit zu machen. Jede hat ihr aufgegebenes Tagewerk. Wenn ſie damit fertig iſt, ſo kann ſie die übrige Zeit für ihre eigene Rechnung arbeiten. Sie werden bis in ihr drey und zwanzigſtes Jahr, ſo wie die Knaben bis ins ein und zwanzigſte im Hauſe behalten. Alsdann, wenn man ſie als fähig anſieht für ſich ſelbſt zu ſorgen, wird ihnen zuerſt ſechs Monate lang erlaubt, außer dem Hauſe zu arbeiten, und doch noch in demſelben zu wohnen. Bey ihrer völligen Entlaſſung wird ihnen die nöthige Wäſche und Kleidung, zu dem Betrage von zwölf bis dreyzehn Pfund Sterling gegeben.

Außer den Armen- und Wayſenhäuſern giebt es in Holland noch mehrere milde Stiftungen von verſchiedener Art, wo Arme von gewiſſen beſtimmten Qualiſicationen, nachdem nun die Abſicht, oder die Laune des Stifters dieſelben feſtgeſetzt hat, eine reichliche Verſorgung erhalten. Endlich haben ſie auch ſolche Häuſer, wo man ſich einkaufen kann, und wo eine Perſon für einmal bezahlte fünf oder ſechshundert holländiſche Gulden, auf Zeitlebens eine gute Wohnung, und einen reichlichen Unterhalt bekömmt. Die zu bezahlende Summe iſt größer, oder kleiner, nach dem Alter der Perſon welche ſich einkauft, und nach den Bequemlichkeiten, welche ſie verlangt. Dieſe Häuſer ſind in gewiſſer Abſicht den Klöſtern in katholiſchen Ländern ähnlich.

Dritter Abſchnitt.

Von den Quellen, aus welchen in Holland die Armen unterhalten werden.

Die öffentlichen Auflagen ſind in Holland, wegen der eigenen Lage, und Verfaſſung dieſes Landes, größer, und drückender als in England, oder in irgend einem Staate von Europa. Nicht bloß die Gegenſtände des Luxus, ſondern auch die Nothwendigkeiten des Lebens, Brod, und Feuerung ſind mit Abgaben beſchweret. Dieß macht die Lebensart faſt um das doppelte theurer als in England. Das Tagelohn für gemeine Arbeit iſt ſelten unter anderthalb Schillingen, und auch mit dieſen hat ein Mann Mühe, mit ſeiner Familie auszukommen. Daraus ſollte man ſchlieſſen, daß, wenn auch die Armenzahl in Holland geringer iſt, doch ihre Unterhaltung koſtbarer, und dem Publicum läſtiger ſeyn müſſe. Aber grade das Gegentheil. Nicht nur hat noch an keinem Orte eine Taxe deshalb aufgelegt werden dürfen: ſondern das dazu nöthige Geld iſt auch auf eine ſo leichte Art zuſammen gebracht worden, daß niemand über dieſe Ausgabe Beſchwerde geführet hat.

Die Hauptquelle, woraus die Armen verſorgt werden, ſind die ſonntäglichen Collekten in den Kirchen, welche während der Predigt in herumgetragenen Klingebeuteln geſammelt werden. So oft Gottesdienſt iſt (und dieß iſt Sonntags in den Hauptkirchen zwey- bis dreymal) ſo oft wird dieſes wiederholt. An denen von der Landesregierung gebotnen Bußtagen ſind dieſe Collekten vorzüglich ergiebig, und betragen in den größern Städten faſt immer über tauſend Pfund Sterling.

Außer dieſen wöchentlichen Collekten gehen viermal des Jahres, ſo oft Communion gehalten wird, vom Conſiſtorio ernannte Perſonen von Haus zu Haus, und ſprechen jede wohlhabende Familie um einen Beytrag zur Armenverpflegung an.

Nicht ſowohl die Beredſamkeit ihrer Prediger iſt es, welche die Holländer ſo freygebig gegen Arme macht; ſondern ihre zur Gewohnheit gewordene Mäßigkeit, Sparſamkeit, und häusliche Lebensart. Die meiſten auch ihrer reichſten

Kaufleute behalten, ob ſie gleich durch ihre manmichfaltige Verbindung mit allen Ländern der Welt, ſo viel Gelegenheit haben, fremde Sitten kennen zu lernen, doch die Simplicität ihrer vaterländiſchen bey. Sie beſuchen alſo nicht nur den Gottesdienſt fleißig, und ordentlich, und geben daher zu den geſammelten Collekten alle Wochen richtig ihren Beytrag: ſondern weil ſie nicht ihre ganze Einkünfte in Ueppigkeit verzehren, ſind ſie auch im Stande davon beträchtliche Wohlthaten auszutheilen.

Es giebt in Holland einige kleine Auflagen zum Beſten der Armen: aber ſie ſind theils nur auf gewiſſe Gelegenheiten eingeſchränkt, theils an ſich unerheblich. So wird z. E. bey öffentlichen Luſtbarkeiten etwas bezahlt, oder bey Jahrmärkten der Platz, wo die Krämer, und Fremden ausſtehen, zum Beſten der Armencaſſe vermiethet. In vielen Theilen von Holland iſt auf die Haustaufen, und die Hochzeiten eine Abgabe von zehn bis zu zwanzig Reichsthalern gelegt, die den Armen des Conſiſtorii zu Gute kommt. In Städten, wo Garniſon iſt, erlaubt die Landesregierung, daß des Sonntags während des Gottesdienſtes, wie auch täglich von Sonnenuntergang bis zum völligen Thorſchluß, ingleichen von zwölf bis ein Uhr zu Mittage, ſo lange als der Schlagbaum niedergelaſſen iſt, (eine alte Gewohnheit aus der Zeit der Kriege, wo man Ueberfälle während daß die Einwohner in ihren Häuſern, oder ſonſt beſchäfftiget waren, verhüten wollte,) ein Einlaß bezahlt wird, welcher ebenfalls in die Armencaſſe fließt. An andern Orten gehen Wayſenkinder mit im Leichenzuge, und bekommen dafür etwas gewiſſes.

Ich habe ſchon im zweyten Abſchnitte geſagt: daß Knaben, und Mädchen bis in ihr ein und zwanzigſtes und drey und zwanzigſtes Jahr zum Hoſpital gehören, und von dem, was ſie bis dahin durch Arbeit auch außer dem Hauſe, oder bey einem Meiſter verdienen, ungefähr zwey Drittheile abgeben müſſen. Ueberdieß wenn dieſelben auch nach ihrer völligen Entlaſſung unverheyrathet, oder ohne Kinder ſterben, ſo erbt das Hoſpital: es ſey dann, daß ſie ſich davon losgekauft haben, welches gemeiniglich mit einer Summe von vier und dreyßig Pfund Sterling geſchieht. Sind ſie, ehe ſie dieſes thun, ſchon zu Vermögen gekommen, ſo wird der Preis erhöht. Wenn ſie bey ihrem Tode Erben, und ein Teſtament hinterlaſſen, ſich aber nicht losgekauft haben, ſo kann das Haus, worinnen ſie erzogen worden, auf zwey Drittheile ihres Vermögens Anſpruch machen. Alles was andre Arme an Effekten, oder Gelde ins Hoſpital bringen, bleibt demſelben. Was ſie während ihres Aufenthalts in demſelben durch Legate, oder ſonſt acquiriren, wird ihnen bey ihrem Austritte (Kindern, wenn ſie fünf und zwanzig Jahr ſind,) ausgezahlt, aber ohne Intereſſen.

Dieß ſind ungefähr die Quellen alle, woraus in Holland die Armen verſorgt werden. Die Collekten in den Kirchen werden gröſtentheils zu wöchentlichen oder gelegentlichen Penſionen verwendet. Der Aufwand der Hoſpitäler wird von den Intereſſen desjenigen Capitals beſtritten, welches die Vorſteher nach und nach von Erbſchaften, Schenkungen, Erſparniſſen, und den Gewinnſten aus der verfertigten Arbeit geſammelt haben, welcher letzte Artikel, wie ich geſagt habe, dort weit beträchtlicher iſt, als in Groſsbrittannien.

Wenn man die holländiſchen Geſetze, welche die Armen betreffen, unterſucht, ſo findet man keinen weſentlichen Unterſchied zwiſchen ihnen, und den engliſchen. Die Vorzüge alſo, die ihre Armenverpflegung vor der unſrigen hat, müſſen mehr in der genauen Vollziehung der Geſetze, und der Treue, und der Sorgfalt der Adminiſtratoren, als in der Vortrefflichkeit der Geſetze ſelbſt liegen. Wäre in England die Policey eben ſo aufmerkſam, und genau, würde das eingeſammelte Geld eben ſo ſparſam, und klüglich vertheilt: ſo würde wahrſcheinlich der Arme hier noch beſſer daran ſeyn, und die Unterhaltung deſſelben dem Publicum noch leichter fallen.

Neuntes Kapitel.

Von verſchiedenen Arten der milden Stiftungen.

Einleitung.

In allen civiliſirten Ländern finden wir nicht bloß Anſtalten für die Armen überhaupt, zu welchen das ganze Publicum die Koſten hergiebt, ſondern auch beſondere Stiftungen für Arme von beſtimmten Qualificationen, oder aus beſondern Diſtrikten, welche von der Mildthätigkeit einzelner Perſonen herrühren.

Wenn man auch annehmen kann, daß die Begierde nach Ruhm, der Wunſch, ein Denkmahl ihres Namens, und ihrer Freygebigkeit zu hinterlaſſen, bey einigen der Bewegungsgrund geweſen iſt, warum ſie ihr Vermögen der Errichtung ſolcher Inſtitute gewidmet haben: ſo würde es doch ſehr unbillig ſeyn, wahre Wohlthätigkeit, und Menſchenliebe ganz von dieſen Triebfedern auszuſchließen.

Eine genaue Beurtheilung und Beleuchtung derſelben gehört zwar nicht eigentlich zu meinem Plan, weil ich hier nur von der öffentlichen und allgemeinen Verſorgung aller Armen rede. Aber der Gegenſtand iſt mit meiner Materie ſo genau verwandt, daß die Unterſuchung der letztern unvollſtändig ſeyn würde, wenn ich den erſten nicht berührte. Es iſt auch überhaupt ein wichtiger

Gegenſtand der Betrachtung, zu ſehen: in wie weit dieſe Stiftungen den Endzwecken ein Genüge gethan haben, um derentwillen ſie ſind gemacht worden, welchen Mißbräuchen ſie unterworfen geweſen, und welchen nützlichen, oder ſchädlichen Einfluß ſie auf die ganze Geſellſchaft gehabt haben?

Ueberhaupt iſt jede milde Stiftung dem Orte, oder dem Lande, wo ſie errichtet wird, ſchädlich, wofern ſie dem Müßiggange Vorſchub giebt, oder die Triebfedern zum Fleiße vermindert. Allenthalben, wo für Leute, die in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer Kräfte, ſehr wohl ihr eigenes Brod eſſen könnten, durch fremde Wohlthaten geſorgt wird, verliert die Geſellſchaft eine Anzahl von Gliedern, die durch ihren Fleiß etwas zu ihrem Beſten hätten beytragen können. Wenigſtens iſt es für viele eine ſtarke Verſuchung, ihr Leben in einer leeren ihnen ſelbſt zur Laſt werdenden Unthätigkeit zu verſchleudern, da, wenn die Noth ſie zur Arbeit getrieben hätte, es ihnen ſelbſt angenehmer, andern nützlicher geworden wäre.

In dieſer Rückſicht ſind die meiſten geiſtlichen Stiftungen in katholiſchen Ländern dem Staatsintereſſe eben ſo nachtheilig, als der Glückſeligkeit der Privatperſonen. Tauſende von Bürgern, wovon viele Zierden ihres Landes, und ihres Zeitalters würden geworden ſeyn, leben hier in dunklen Gefängniſſen, eingeſchloſſen, zur Unthätigkeit, und zum eheloſen Leben verdammt, oft bey der reichlichſten Verſorgung unglücklich, faſt immer aber ohne der Geſellſchaft irgend einen Dienſt zu leiſten.

Alle Stiftungen, durch welche geſunde, ſtarke, der Arbeit fähige Menſchen von der Nothwendigkeit zu arbeiten diſpenſirt werden, ſind in einem ähnlichen Falle. Und nur diejenigen ſind wahrhaftig für milde und wohlthätig zu halten, welche ſolchen Perſonen Unterhalt, und Beyſtand verſchaffen, die entweder in der äußerſten Dürftigkeit gebohren, oder in dieſelbe durch Unglücksfälle verſetzet worden, oder endlich durch Krankheit, hohes Alter, oder Gemüthsſchwäche unvermögend ſind, durch Arbeit ſich ſelbſt zu helfen. Auf ſolche werde ich auch hier mein Augenmerk vornehmlich richten.

Erſter Abſchnitt.

Von Wayſenhäuſern.

Daß unter allen Gegenſtänden des Mitleidens, Kinder, die von armen Eltern gebohren, und auch dieſer noch beraubt, ohne Verwandten, Vermögen, und eigne Kräfte, entweder ihrem völligen Untergange, oder dem Verderbniſſe, und dem Elende auf immer ausgeſetzt ſind, daß dieſe, ſage ich, unſern Beyſtand am meiſten verdienen: das empfindet jedes menſchliche Herz. Um ihnen wahrhaft Gutes zu thun, iſt nicht bloß nöthig ſie zu erhalten, ſondern auch ſie zu erziehen, und ſie Fleiß, und gute Sitten zu lehren. Dieſer Unterhalt, und dieſe Erziehung kann freylich ihnen vielleicht wohlfeiler in den Häuſern von Privatperſonen gegeben werden. Aber wo ſind diejenigen, die einen ſolchen Auftrag übernehmen würden, und die zugleich das in ſie geſetzte Vertrauen verdienen? Es bleibt alſo beynah kein anderes Mittel übrig, als ſolche Kinder in einem eigenen Hauſe zu verſammeln, und ihnen eine gemeinſchaftliche Erziehung zu geben.

Dieſe Gründe ſind ſo einleuchtend, daß es deshalb wenig große Städte giebt, wo nicht ein, oder das andere Inſtitut dieſer Art vorhanden ſey. Einige davon haben großen, und weſentlichen Nutzen geſtiftet.

Das Wayſenhaus in Edinburg verdient darunter eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Der Grund dazu wurde von einem einzelnen Manne, einem Edinburger Kaufmanne, mit Namen Gardiner, gelegt. Ohne großes Vermögen, ohne hervorſtechende Talente, ohne ausgebreitete Verbindungen brachte er es durch einen nicht erkaltenden Eifer, und eine unermüdete Thätigkeit ſo weit, daß er das itzige Gebäude aufführen, und die ganze Anſtalt ſchon bey ſeinen Lebzeiten in einem gewiſſen Flore ſehen konnte. So viel vermag die wohlthätige Betriebſamkeit eines einzigen Menſchen, und ſo große Dinge kann er zum gemeinen Beſten ausrichten, wenn er ſein ganzes Herz auf einen gewiſſen Gegenſtand heftet, ſeine ganze Aktivität zu Erreichung einer guten Abſicht vereiniget. Beyſpiele dieſer Art finden ſich grade bey der Sache, wovon wir reden, häufig.

Die erſten zehn Jahre nach der Errichtung des Hoſpitals, welche ao. 1733 geſchah, war daſſelbe in einem blühenden Zuſtande, da in den Kirchen, und Bethäuſern Collekten dafür geſammelt wurden, wodurch die Vorſteher in den Stand geſetzt waren, funfzig bis achtzig arme Kinder zu erziehen. Als im Jahr 1743 das Armen- und Arbeitshaus gebauet wurde, fielen jene Collekten weg. Die Direktores waren genöthigt die Zahl der Waysenknaben zu vermindern. — Nach der Hand verſchafften die Methodiſtenpredigten, die auf dem zum Waysenhauſe gehörigen Felde gehalten wurden, dem Kapital der Stiftung einen anſehnlichen Zuwachs durch die Collekten, welche bey dieſer Gelegenheit geſammelt wurden. Ao. 1768 betrug dieſes Kapital dreytauſend neunhundert Pf. St. und davon wurden drey und vierzig Kinder unterhalten — Von dieſem Zeitpunkte an wuchſen die Fonds des Hoſpitals noch ſchneller. Einige Perſonen von Rang, und Vermögen, deren Einſichten, und Redlichkeit gleich bekannt waren, übernahmen die Direktion deſſelben. Das Zutrauen, welches das Publicum in dieſelben ſetzte, zog dem Hauſe ſehr anſehnliche Schenkungen zu. Durch dieſe, und durch gute Wirthſchaft hat ſich das Kapital bis ao. 1779 im Auguſt auf zehntauſend neunhundert ſechs und ſechzig Pfund Sterling; die Einkünfte bis auf fünfhundert zwey und ſechszig Pfund Sterling vermehret. Beyde ſind ſeit der Zeit noch geſtiegen.

Itzt ſind hundert und zwanzig Kinder in dieſem Hoſpital. Nach den Geſetzen deſſelben darf kein Kind unter ſieben, oder über zwölf Jahre zugelaſſen werden. Ueber das Alter ſowohl, als über die Umſtände des Kindes muß den Direktoren ein Certificat von dem Prediger, den Kirchenvorſtehern, oder einer andern angeſehenen Perſon des Kirchſpiels; woraus das Kind iſt, beygebracht werden. — Aus dieſem Certificat muß erhellen, daß das Kind wirklich eine Elternloſe Wayſe iſt, oder daß die Eltern ſchlechterdings unfähig ſind, es zu ernähren.

Die darinn aufgenommenen Wayſenkinder werden nicht nur im Leſen, und in den Anfangsgründen der Religion, ſondern auch im Schreiben; Rechnen, in der Kirchenmuſik unterrichtet. Wenn die Schulſtunden vorbey ſind, ſo werden die Knaben im Winter mit Strumpfſtricken, im Sommer mit Wollenſpinnen, die Mädchen aber mit Stricken, Spinnen, und grober Nätherey beſchäfftiget. Ob gleich nicht zu erwarten iſt, daß ſo junge Kinder viel verdienen ſollen: ſo iſt doch ſeit einigen Jahren der Arbeit ſo viel geweſen, daß man weder leinene, noch wollene Kleidungsſtücke für das Hoſpital hat kaufen dürfen. Sind die Kinder zwölf Jahr alt, ſo werden die Mädchen in den Dienſt, die Knaben in die Lehre gethan.

Man würde den Direktoren nur halb Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man ſagte, daß ſie in Verwaltung der Fonds treu, und in Aufrechthaltung der Geſetze des Hauſes ſorgfältig geweſen. Sie haben noch mehr gethan: ſie haben ſich auch um die innere Oekonomie deſſelben, um die Pflege, und die Erziehung der Kinder bekümmert, und alles gethan, damit der löbliche Endzweck dieſes Inſtituts erreicht werde. Die größte Ordnung, und Reinlichkeit iſt unter ihrer Aufſicht beobachtet worden, und die Kinder haben bey den öffentlichen Prüfungen in allen Theilen ihrer Erziehung einen genugthüenden Fortgang bewieſen.

Doch meine Abſicht iſt nicht von dem Edinburger Wayſenhauſe allein, ſondern von der Natur dieſer Anſtalten, und dem Einfluſſe derſelben auf das gemeine Beſte überhaupt zu reden; nicht bloß zu unterſuchen, was ein Inſtitut dieſer Art, wenn es unter der möglich beſten Verwaltung ſtehet, für Nutzen ſchaffen könne; ſondern was durch den natürlichen Hang der Dinge, und Menſchen, gemeiniglich aus demſelben werde.

Ganz unſtreitig ſind durch Wayſenhäuſer viele arme Kinder erhalten worden, welche ſonſt im früheſten Alter umgekommen wären. Manche ſind fleißige, und nützliche Menſchen geworden, die unter den Händen nichtswürdiger Verwandten zur Betteley, und zu einem unordentlichen Leben wären erzogen worden.

Aber dieſe, und alle die andern löblichen Abſichten dieſer Stiftungen werden faſt nur alsdann erreicht, wenn dieſelben klein ſind, wenn die Anzahl der darinn aufgenommenen Kinder geringe iſt. Alsdann iſt ein Schaffner, oder eine Schaffnerinn hinlänglich, die Aufſicht über dieſelben zu haben, und die Wirthſchaft des Hauſes gut zu führen. Sobald aber durch reichlichen Zufluß von Wohlthaten die Vorſteher veranlaßt werden, den Plan zu erweitern, und die Anzahl der aufzunehmenden Kinder zu vergrößern, ſo iſt immer zu fürchten, daß Unordnungen einreißen. Entweder muß die Aufſicht über die Kinder, und die Hauswirthſchaft unter mehrere Perſonen vertheilt werden, die alsdann ſelten die erforderlichen Eigenſchaften in gleichem Grade haben, oft auch unter ſich uneins ſind: oder wenn beydes einer Perſon anvertrauet wird, ſo iſt das Geſchäffte für ſie zu weitläuftig, und zu ſchwer, und wird alſo nicht mehr ſo gut verwaltet.

Dieſe Erweiterung des Plans, die bey einem glücklichen Succeß einer ſolchen Unternehmung faſt immer erfolgt, iſt nicht die einzige Urſache: warum Wayſenhäuſer ſo, wie andere Stiftungen mit der Zeit ihre Abſichten nicht ſo gut erfüllen, wie im Anfangen. Eine andere iſt die natürliche Veränderlichkeit der Dinge, und Menſchen, und die Abnahme des erſten Eifers. Es iſt nicht zu erwarten, daß die Perſonen, welche die Oberdirektion einer ſolchen Anſtalt führen, daß die, welche unter ihnen die ſpecielle Aufſicht, und Beſorgung haben, immer von einer gleichen Klugheit, Thätigkeit, und Gewiſſenhaftigkeit ſeyn ſollen. Vielmehr iſt nach dem allgemeinen Laufe der menſchlichen Angelegenheiten höchſt wahrſcheinlich, daß der wohlthätige Eifer, welcher die Stifter, oder die erſten Vorſteher eines ſolchen Inſtituts beſeelt, das lebhafte Intereſſe, welches ſie an dem Flor deſſelben als ihres Werks, oder weil es neu iſt, und jedermanns Augen auf ſich ziehet, nehmen, nach und nach bey ihren Nachfolgern abnehmen wird. Und ſobald die Direktores gegen den Erfolg ihrer Verwaltungen gleichgültiger werden: ſobald ſind Mißbräuche die ſie ſelbſt begehen, oder ſolche die ſie zulaſſen, unausbleiblich. Eigennutz, und Eitelkeit bekommen alsdann ihren gewohnten Einfluß über ſie, und die Verſuchung iſt groß, die Gewalt, welche ſie haben, zur Befriedigung derſelben zu gebrauchen. Wenn ſie auch nicht gradezu die Regeln des Hauſes verletzen, ſo entfernen ſie ſich doch von dem Geiſte ſeiner Stiftung.

Ein Mißbrauch, welcher alsdann ſehr zu befürchten iſt, iſt der, daß ſie, anſtatt bloß wirklich Eltern- und Hülfloſe Kinder aufzunehmen, die Kinder weniger bedürftiger Eltern vorziehen, wenn dieſe eine mächtige Fürſprache haben, oder mit ihnen in beſondern Verbindungen ſtehen. Was geſchieht alsdann? Das Hoſpital wird, anſtatt ein Zufluchtsort verlaſſener Wayſen zu ſeyn, eine Freyſchule für die Kinder der Bedienten, und Clienten vornehmer Leute, die bey Fleiß, und Sparſamkeit ſehr wohl ihre Kinder ſelbſt hätten erziehen können. So wie nun Armenhäuſer überhaupt, wie ich angemerkt habe, dem Nationalfleiße ſchädlich ſind, wenn jeder Müßiggänger darinn eine ſichere Zuflucht auch für verſchuldeten Mangel findet: ſo können auch Wayſenhäuſer, wenn man die Kinder ſolcher Eltern, welche durch Arbeit ſie wohl hätten ernähren können, darinn aufnimmt, beytragen, den ſchlechtdenkenden unter den gemeinen Leuten Sorgloſigkeit gegen ihre Familien, und Fahrläßigkeit in ihrer Arbeit, und Wirthſchaft beyzubringen.

Wie viel üble Folgen für die Geſellſchaft eine dem Anſchein nach ſehr wohlthätige Anſtalt haben kann, das beweiſen die Fündelhäuſer. Ihre urſprüngliche Beſtimmung war, Kindern, die ſonſt würden weggelegt worden ſeyn, das Leben zu retten, und den Müttern alle Verſuchung zum Kindermorde zu benehmen. Wären ſie darauf eingeſchränkt geblieben, oder wäre dieß die einzige Wirkung derſelben geweſen, ſo könnte kein Tadel gegen ſie ſtatt finden. Aber die entferntern ſchlimmen Folgen überwogen dieſes zunächſt daraus entſpringende Gute. Zuerſt wurde die Lüderlichkeit der Unverheyratheten dadurch befördert. Wollüſtige Weibsbilder überließen ſich eher ihrem Hange zu Ausſchweifungen, da ſie wußten, daß die läſtigſten Folgen derſelben, die Unterhaltung und Erziehung eines Kindes ihnen abgenommen würden;

den; und Mannsperſonen von ähnlicher Denkungsart machten ſich weniger Bedenken Frauenzimmer zu verführen, da ſie ſich nicht mehr dafür fürchten durften, als Väter zu den unehlichen Kindern erkannt, und zur Ernährung derſelben gezwungen zu werden. — Aber dieß war vielleicht noch nicht das größte Uebel, das aus Fündelhäuſern entſtand. Auch in der Ehelebende unnatürliche Eltern aus der ärmern Claſſe, wurden dadurch verleitet ſich ihrer Kinder heimlich zu entledigen, und die Sorge für ihre Erhaltung und Auferziehung dem Publicum zu übergeben. Kinder ſind freylich eine große Laſt für arme Eltern, und Eheleute in großen Städten. Aber die natürliche Liebe zu ihnen, der Wunſch ihnen Brod, und Fortkommen in der Welt zu verſchaffen, iſt auch das größte Motif für eben dieſe Eltern, fleißig, und wirthſchaftlich zu ſeyn; — iſt der größte Zaum, der ſie von Ausſchweifungen, und Laſtern zurückhält. Nichts kann dieſer Gattung der Menſchen, in Abſicht ihrer Moralität, und in Abſicht ihres zeitlichen Beſten nachtheiliger ſeyn, als wenn ſie verleitet werden, die Fürſorge für ihre Familien aufzugeben, als wenn ſie die natürlichen Empfindungen gegen ihre Kinder unterdrücken lernen.

Daß die Sachen ſich wirklich ſo verhalten, beweiſt die Geſchichte faſt aller Fündelhäuſer, und beſonders eines der größten derſelben, des Fündelhauſes zu Paris.

Im

Im Jahr 1670 wurde dort zuerſt ein Hoſpital für ausgeſetzte Kinder geöffnet. Der Fündlinge in dieſem Jahre waren dreyhundert und zwölf. Zehn Jahr drauf gab es ihrer achthundert und neunzig. Ao. 1700 ſtieg die Anzahl auf tauſend ſiebenhundert acht und dreyßig, im Jahr 1740 auf dreytauſend einhundert und dreyßig, im Jahr 1776 auf ſechstauſend vierhundert und neunzehn. Das wäre mehr als ein Drittheil aller in Paris dieß Jahr gebohrnen Kinder, die achtzehntauſend neunhundert und neunzehn betrugen. Welcher Beweis kann deutlicher ſeyn, daß entweder die Anzahl der unehlichen Geburten, und alſo das Verderbniß der Sitten ganz ausnehmend zugenommen hat, oder daß viele Eheleute ihre Kinder ins Fündelhaus ſchicken, und weil ſie zu träge ſind viel zu arbeiten, vielleicht weil ſie in Ueppigkeit ihre Einkünfte ſelbſt verzehren wollen, den elterlichen Pflichten, und Freuden entſagen.

Ein anderer Mißbrauch, welcher entſtehet, wenn die Direktores einer Waysenanſtalt lauer in ihrem Eifer geworden ſind, iſt, daß ſie den Schaffner, und die Bedienten des Hauſes nicht mehr mit der Sorgfalt wählen, — daß ſie das Recht, welches ſie haben dieſe Stellen zu beſetzen, oft nur dazu brauchen, Leute, welche ihnen gedient haben, oder denen ſie wohlwollen, zu verſorgen, anſtatt das Beſte der Anſtalt durch die Wahl der geſchickteſten, und redlichſten Subjekte zu befördern. So bald aber der Schaffner eines Waysenſpitals mit eigennützigen Abſichten dieſe Stelle antritt, und mehr bey ſeiner Verwaltung daran denkt, ſein Glück zu machen, als für das Wohl der Kinder zu ſorgen: ſo bald geräth die ganze Stiftung in Verwirrung. Die Mißbräuche häufen ſich alsdann, und weder die Kinder, denen die Wohlthat wiederfährt, noch das Publicum erhalten dadurch einen wahren Nutzen.

Dieß ſind freylich bloß mögliche Fälle: aber es ſind ſolche, die ſich in dem Fortgange der Zeit faſt bey jeder Anſtalt der Art ereignen. Die Furcht vor denſelben darf uns nicht abhalten zur Errichtung, oder zur Aufrechthaltung derſelben, wenn die Gelegenheit dazu ſich darbietet, beyzutragen. Jedes öffentliche Inſtitut iſt dem Verfalle, und Mißbräuchen unterworfen. Dieſe Betrachtungen ſollen nur dazu dienen, daß wir nicht verleitet werden, den Nutzen, den eine ſolche Stiftung dem Publicum im Ganzen bringt, nach dem glücklichen Erfolge zu beurtheilen, den dieſelbe im Anfange, in den Zeiten ihres erſten Flors, und des wärmſten Eifers ihrer Vorſteher hat.

Geſetzt nun aber, (und das iſt nun unſre zweyte Unterſuchung) alle dieſe Mißbräuche würden vermieden, ein Wayſenhoſpital würde aufs vollkommenſte verwaltet, es erreichte alle Abſichten, wozu es errichtet worden: iſt es auch in dieſem Falle ein wahres Gute für den Staat, und für die Geſellſchaft? Iſt die Erziehung, welche die Knaben hier bekommen, ſchicklich für ſie, und ihrer Beſtimmung angemeſſen?

Um dieſe Frage zu beantworten, iſt eine neue Unterſuchung nöthig: wie viel ſollen Kinder armer Leute lernen? wie weit iſt ihnen Aufklärung, und Unterricht nöthig? Ueber dieſe Frage wurde vor ſechszig bis ſiebzig Jahren, als in England die Freyſchulen errichtet wurden, viel geſtritten. Einige der einſichtsvollſten Leute waren damals der Meynung, daß, arme Kinder, von Allmoſen auf eine gelehrte Art zu erziehen, weder für ſie, noch für den Staat erſprießlich ſey. Ich will die Gründe derſelben, da dieſer Gegenſtand mit dem meinigen genau verwandt iſt, hier kurz wiederholen.

Die Natur der Dinge, und der Geſellſchaft macht es nothwendig, daß der größte Theil der Menſchen ſich mit mechaniſchen körperlichen Arbeiten abgeben, und mit einem ſehr geringen Unterhalt begnügen muß. Das menſchliche Leben könnte nicht beſtehen, die Güter der Natur könnten nicht benutzt, die menſchliche Vollkommenheit nicht ausgebildet werden, wenn nicht tauſende bey geringer Koſt, und Bequemlichkeit ſchwer arbeiteten, um Einen, oder wenige in den Stand zu ſetzen, ihre Muße zu geiſtigen Geſchäfften, und Vergnügungen zu gebrauchen.

Da es alſo nicht möglich iſt, die zahlreichſte Claſſe der Menſchen, die, welche Tagelöhner-Arbeit treibt, zu entbehren, noch ſie durchaus zu einem größern Wohlſtande zu bringen: ſo bleibt dem Menſchenfreunde nichts übrig, als dafür zu ſorgen, daß ihnen dieſer Zuſtand ſo erträglich, wie möglich, gemacht werde. Dazu gehöret aber nun, daß ſie deſſelben von Jugend auf gewohnet ſeyn; daß ſie keinen andern kennen gelernt, und nie einen Blick von Hoffnung gehabt haben, in einen andern zu kommen: weil hierdurch ſogleich die Begierde darnach bey ihnen rege wird, und dieſe Begierde ſie unausbleiblich unruhig und elend macht.

Das erſte, die Gewohnheit, eine mühſelige Arbeit bey ihren Eltern zu ſehen, und an ihrer ſchlechten Behauſung, Kleidung, und Koſt Theil zu nehmen, fällt nun nothwendig bey den Kindern weg, welche gemeinſchaftlich auf öffentliche Koſten erzogen werden. Wenn dieſe, nachdem ſie bis ins zwölfte Jahr gut gekleidet, beköſtiget, und mit nichts, als mit Lernen beſchäfftigt geweſen ſind, alsdann zu der mühſeligen Lebensart geringer Koſt, und der harten Arbeit ihrer Väter zurückkehren müſſen: ſo ſind ſie ohne Zweifel weit unglücklicher, als die, welche in den Hütten derſelben nie etwas beſſers gekannt haben.

Was das andere betrift, die Hoffnung in einen höhern Stand zu kommen, und die Begierde darnach zu trachten, ſo wird beydes ohne Zweifel bey demjenigen am erſten rege, der mit erweiterten Begriffen, und mit einer gewiſſen Aufklärung auch gewiß die Vorzüge höherer Stände genauer kennen gelernt, und der zugleich ſo viel gelernt, daß er ſich einbilden kann, zu einem beſſeren Geſchäffte, als Handdienſte tüchtig zu ſeyn. Eine zu liberale Erziehung giebt alſo dem gemeinen Mann zwey Urſachen zur Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande: ſie giebt ihm einen Vorſchmack von dem Glück der höheren Stände, und ſie bringt ihm die Meynung bey, daß er wohl noch dazu gelangen könne.

»Aber warum müſſen Kinder, mögen ſie von »noch ſo armen Eltern ſeyn, wenn ſie einmal zu »einer etwas edlern Beſchäfftigung, als Tagelöhner Arbeit erzogen, und tüchtig worden, nothwendig zu dieſer zurückkehren?« Ich antworte: die Bedürfniß der niedrigſten, — der bloßen Handarbeit iſt in jedem Staate gleichſam unbegränzt: die Bedürfniß aller andern Beſchäfftigungen von höherer Art iſt eingeſchränkt. Der gemeinen Arbeiter können nie zu viel ſeyn: Aber die Anzahl der Manufakturiſten, Künſtler, Gelehrten kann leicht für den Gebrauch ihrer Arbeit zu groß ſeyn. Wenn alſo aus jener Claſſe jemand in dieſe übergeht, ſo entſteht dort gemeiniglich eine Lücke, und hier iſt ein Menſch zu viel.

Es iſt eine Sache von Wichtigkeit für jeden Staat, daß unter den verſchiedenen Ständen, und Lebensarten eine gehörige Proportion ſey, daß die Anzahl ſeiner Bürger, die ſich mit jeder Beſchäfftigung abgeben, in Verhältniß ſtehe, mit der Nothwendigkeit, oder dem Nutzen dieſer Beſchäfftigung.

Als Peter der große die Reform ſeines Reichs anfieng, fand er den größten Mangel an Handwerkern und Künſtlern: er gab ſich alſo die äußerſte Mühe dieſe Claſſe zu vermehren. theils indem er fremde Manufakturiſten ins Land zog, theils indem er ſeine eingebohrnen Unterthanen auf alle Weiſe ermunterte, ſich damit abzugeben.

Der Fall. worinn ſich gegenwärtig Großbrittannien (die Hochlande in Schottland ausgenommen) befindet, iſt von dieſem ganz verſchieden. Hier haben Handel, und Fabriken ihren höchſten Flor erreicht, das bequemere Leben und der gröſſere Verdienſt, wozu dieſe Gewerbe Hoffnung geben, hat längſt eine hinlängliche Anzahl aus den niedrigſten Ständen angelockt dieſelben zu ergreifen. Wir hören daher oft, über Mangel an Tagelöhnern, und gemeinen Arbeitern klagen: aber Handwerker, und Künſtler fehlen nirgends. Sobald irgend eine Veränderung in den Handlungsconjunkturen die Nachfrage nach einer Art von Waaren nur um etwas vermindert, ſo bald ſehen wir eine Menge Menſchen außer Beſchäfftigung geſetzt, und Mangel leiden.— Alle dieſe Nahrungszweige ſind alſo völlig angefüllt.— Der Manufakturiſt, und Künſtler iſt auf eine einzige Art der Arbeit eingeſchränkt. So bald ihm dieſe fehlſchlägt, ſo hat er kein Mittel ſich ſein Brod zu verdienen. Weiter herab zu ſteigen, und ſich zu gemeiner Tagelöhner-Arbeit zu bequemen, das erlaubt ihm zum Theil ſein Stolz nicht, theils macht es ſein durch die ſitzende Lebensart geſchwächter Körper unmöglich. — Der Handarbeiten ſind ſo vielerley; wer eine thun kann, iſt beynahe zu allen andern auch ſo fähig; es iſt derſelben überdieß eine ſo große Quantität nöthig, daß es einem ſimpeln Tagearbeiter höchſt ſelten an Beſchäfftigung, und alſo an Brod fehlen kann. — Alles dieſes macht, daß, wenn eine Claſſe von Menſchen durch einen Zuwachs gefliſſentlich zu vermehren wäre, grade die unterſte dieſe Vermehrung am erſten zuläßt, und zuweilen erfordert.

Es iſt um deſto weniger nöthig, die in dem niedrigſten Stande, und der größten Armuth gebohrnen Kinder, deren das Publicum ſich annehmen muß, zu einem höhern Stande zu erziehen, da der Ehrgeiz die Menſchen von ſelbſt dazu antreibt, ſich erheben zu wollen. Wenn ein gemeiner Bauer, Fuhrmann, oder Tagelöhner ſo glücklich geweſen iſt, ſich von ſeinem ſauer verdienten Lohn eine Summe zuſammen zu ſparen: ſo iſt ſein vornehmſtes Augenmerk, ſeine Kinder in eine etwas beſſere Lage in der Welt zu bringen, als ſeine eigene geweſen iſt. Da er ſieht, daß ein Handwerker nicht ſo ſchwer arbeiten darf, mehr verdient, und bequemer lebt, als er ſelbſt, ſo giebt er gerne ſeinen geſammelten kleinen Schatz hin, um dieſe Vortheile ſeinen Kindern zu verſchaffen. Wir ſehen dahero ſehr viele Beyſpiele von Tagelöhnern, die ihre Kinder bey Handwerkern, oder Künſtlern in die Lehre geben; aber faſt keinen dieſer letztern, der ſeinen Sohn bey einem Bauer als Knecht dienen, oder einen gemeinen Tagearbeiter abgeben ließe. Wenn das letztre geſchieht: ſo iſt es gemeiniglich die Folge von Unglücksfällen, die den Vater betroffen haben, oder von einer völligen Unfähigkeit des Sohnes.

Wir können dieſe Neigung der Eltern, ihrer Kinder Wohlfahrt, nach ihren Begriffen, zu vermehren, nicht mißbilligen. Wenn ſie ſich durch ihren Fleiß in den Stand geſetzt haben, die dazu nöthigen Koſten aufzuwenden: ſo haben ſie ein unſtreitiges Recht es zu thun. Die Erlangung dieſer Abſicht iſt alsdann eine Belohnung ihrer Tugend, wodurch andere zu ähnlichem Verhalten aufgemuntert werden! Aber dieß läßt ſich auf keine Weiſe auf die Kinder anwenden, welche durch die Mildthätigkeit des Publicum erhalten werden. Wenn dieſe in dem Alter, wo ſie ſich durchaus nicht helfen können, geſpeiſet, und gekleidet; wenn ſie vom Laſter und Elende gerettet, — wenn ſie endlich in den Stand geſetzt werden, ihr Brod auf eine ehrliche Art, wenn auch durch die niedrigſten Arbeiten, zu verdienen: ſo iſt das alles, worauf ſie billiger Weiſe Anſpruch machen können.— Mit Einem Worte, ſollen Kinder von Eltern aus der unterſten Claſſe zu einem etwas höheren Stande erzogen werden: ſo iſt es ſchicklicher, es iſt als Beyſpiel nützlicher, daß es die Kinder ſolcher Eltern ſind, welche die ihrigen ſelbſt ernähren, und erziehen konnten, als ſolcher, welche dieſe Sorge dem Staate, und der Wohlthätigkeit andrer überlaſſen mußten.

Hieraus folgt nun aber ferner, daß, wenn die Erhebung armer Waysenkinder über den Stand ihrer Eltern, keine Sache iſt, worauf die Vorſteher der Waysenhäuſer los arbeiten ſollten, eine Erziehung, bey welcher ſie bis zum zwölften Jahr mit keiner andern Arbeit, als bloß mit dem Unterrichte in Leſen, Schreiben, Rechnen, u. ſ. f. beſchäfftiget werden, unſchicklich für ſie ſey.

Einige haben ſogar daran gezweifelt: ob es für den ganz gemeinen Mann nützlich ſey leſen zu können? Die Grundſätze der Religion, und Moralität, ſagen ſie, kann er aus den Beyſpielen frommer, und rechtſchaffener Perſonen, oder aus dem Umgange mit ihnen, und dann durch die Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes lernen. Die ſeichten, und mangelhaften Kenntniſſe, die er durch ſein eignes Leſen ſich erwirbt, dienen oft nur dazu, ihm eine falſche Einbildung von ſich ſelbſt, und die Vermeſſenheit beyzubringen, über Dinge, die er nicht verſteht, entſcheiden zu wollen, und den Rath ſeiner Lehrer zu verachten. Indem er ferner die Papiere, und Aufſätze lieſt, welche von den jedesmaligen politiſchen Zeitumſtänden veranlaſſet werden, und wovon nicht wenige aufrühriſch ſind: ſo kann der Partheygeiſt leicht ſich ſeiner bemächtigen, er kann verſucht werden ſein Geſchäffte zu verlaſſen um ſich in die politiſchen Händel zu ſeinem, und der Geſellſchaft Schaden einzumiſchen.

Dieſe üblen Folgen ſind allerdings zuweilen aus dem Leſen bey den gemeinen Leuten entſtanden. In den Niederungen von Schottland, wo auch die Aermſten im Leſen Unterricht erhalten, giebt es viele von dem niedrigſten Stande, die in ihren Gedanken an religieuſen Einſichten jedem Biſchoff überlegen ſind, Leute bey denen ihre ſelbſtgemachten theologiſchen, oder politiſchen Syſteme ſo tiefe Wurzel gefaßt haben, daß ſie darüber weder die Belehrungen der Einſichtsvollern zu hören, noch der Autorität ihrer Obern nachzugeben geneigt ſind. Wenn ein verſchlagener Demagoge ſich unter ſolche Leute miſcht, und ſich ihres Vertrauens zu bemächtigen weiß: ſo werden ſie weit eher verleitet Unheil im Staate anzuſtiften, als diejenigen, die unwiſſender, und beſcheidener, ſich nur mit der Arbeit abgeben, wovon ſie leben.

Doch, zugeſtanden, daß dieſe Folgen zuweilen wirklich ſtatt gefunden haben, ſo würde es doch zu übereilt ſeyn daraus zu ſchließen, daß der Theil der Unterweiſung, wovon hier die Rede iſt, für den Armen ganz unſchicklich ſey.— Wenn das, zu viel wiſſen, und die Einbildung davon dem gemeinen Manne ſchädlich iſt: ſo iſt es grobe Unwiſſenheit, und Dummheit, nicht weniger. Die Sitten werden durch das letztere eben ſo wohl, aber auf eine andere Art verderbt. Der Mangel aller vernünftigen, moraliſchen Begriffe giebt den Menſchen ganz ſeiner Sinnlichkeit, oder dem Aberglauben Preis. Daher kömmt die Grauſamkeit der Wilden; daher iſt der Portugieſiſche Pöbel das boshafteſte, und barbariſchſte Volk in Europa; daher iſt der Londoner Pöbel, der größtentheils äußerſt unwiſſend iſt, zu jedem Laſter reif. Alle Geſchichtſchreiber kommen überein, daß das Elend, und die Tyranney in dem Mittelalter von der in demſelben herrſchenden Unwiſſenheit herrührten.

Der öffentliche Gottesdienſt, ſagt man, iſt hinlänglich den gemeinen Mann von ſeinen Pflichten zu unterrichten: aber ein Menſch, der nicht leſen kann, und der nicht einige Grundbegriffe in dem jugendlichen Unterrichte bekommen hat, verſteht eine zuſammenhängende Rede nicht, oder verſteht ſie falſch. Die Predigten klären ihn alſo wenig auf, und machen alſo auf ſein Gemüthe gar keinen, oder einen verkehrten Eindruck. Die Erziehung auch des Aermſten muß doch alſo wenigſtens dahin gerichtet ſeyn, ihn in den Stand zu ſetzen, von dem öffentlichen Vortrage, und überhaupt von dem Gottesdienſte Nutzen zu ziehen, und dazu gehört das leſen lernen nothwendig. Dieſes, und einiger Unterricht in der Moral, und Religion muß auch daher allen Ständen gemein ſeyn, wenn ein Volk zu einem gewiſſen Grade von Sittlichkeit gelangen ſoll.

Aber nicht eben ſo ſtarke Gründe laſſen ſich dafür anführen, daß arme Kinder auch ſchreiben, und rechnen lernen. Erſtlich muß ein Kind, welches darinnen einige Fertigkeit erhalten ſoll, zu lange in der Schule erhalten werden. Kaum wird vor dem zwölften Jahre dieſer Unterricht geendigt werden können. So lange wird es alſo von andern Arbeiten abgehalten, die ſeiner künftigen Beſtimmung angemeſſener ſind. Ein Bauerjunge hat unterdeſſen vielleicht ſchon zwey oder drey Jahre mit Viehhüten, oder vor dem Pfluge und dem Wagen ſein Brod ſich verdient, und ſich ſeinen Körper abgehärtet, indeß der Waysenknabe noch in der Schule ſitzt, und ganz von fremdem Gelde unterhalten werden muß.

Zum andern ſcheint für einen Menſchen, der nicht höher ſteigen ſoll, als zu einem gemeinen Tagearbeiter, höchſtens zu einem Handwerksgeſellen, das Schreiben, und Rechnen ziemlich überflüßig zu ſeyn. Es trägt ſelbſt, wie ich geſagt habe, dazu bey, ſie mit ihrem Schickſale unzufrieden zu machen, weil es ihnen die Einbildung beybringt, daß ſie wohl zu etwas beſſerm fähig wären. Und doch können nicht alle Handwerksgeſellen Meiſter, nicht alle Arbeiter auf dem Lande Pächter, oder Eigenthümer werden. Diejenigen aber, welche unwillig dienen, und ihre Arbeit mit Unzufriedenheit thun, dienen, und arbeiten gewiß ſchlecht.

Die in eine Geſellſchaft vereinigte Handwerkszünfte in Edinburg, die ihr eignes Wayſenhaus haben, ſind, wie man ſagt, bey den Vorſtehern derſelben eingekommen, die Kinder nicht ſchreiben, und rechnen lernen zu laſſen, weil ſie gefunden hätten, daß diejenigen Geſellen, welche dieſes konnten,

ten, gemeiniglich am wenigſten gut thäten, weil ſie immer darauf dächten ſelbſt Meiſter zu werden. Freylich müſſen aus einigen Geſellen Meiſter werden: aber es iſt vernünftig, und billig, daß hierzu die Kinder rechtlicher Eltern, welche ſich der Erziehung ſelbſt haben annehmen können, eher gelangen, als die auf öffentliche Unkoſten Erzognen.

Dieſem letztern Einwurfe zu begegnen antwortet man, daß, wenn alle Kinder der gemeinen Claſſen ſchreiben, und rechnen lernten, es für keinen insbeſondre ein Grund ſeyn würde, ſich über die übrigen zu erheben, und ſich eines höheren Glücks, als ſie haben, würdig zu halten. — Aber wird dieſes wohl jemals ſich ereignen? Grade im Gegentheil, es iſt zu glauben, daß das Schreiben, und Rechnen unter dem gemeinen Manne von Tag zu Tage ſeltner werden wird. Erſtlich wird der Unterricht hierinn täglich theurer; fürs andere machen die Manufakturen, je mehr ſie ſich ausbreiten, es armen Eltern deſto mehr möglich, ihre Kinder ſchon ſehr frühzeitig etwas verdienen zu laſſen. Und es iſt alſo glaublich, daß die meiſten Eltern ihre Kinder ſchon zu ſolchen Arbeiten anhalten werden, ehe ſie noch das Alter erreicht haben, wo ſie jenen Unterricht empfangen könnten. Daß dieſe eine auf Factis gegründete Vermuthung ſey, zeigt ſich in den großen Manufakturſtädten Englands, wo unter denen, welche die grobe, und erſte Arbeit für die Manufaktur machen, ſehr viele ſind, welche nicht leſen können,

nen, ſehr wenige aber, die irgend etwas vom Schreiben, und Rechnen wiſſen. Anſtatt alſo, daß die Hoffnung gegründet ſeyn ſollte: eine dergleichen Erziehung könne unter den geringern Ständen allgemein werden, iſt vielmehr zu erwarten, daß dieſelbe auf diejenigen eingeſchränkt ſeyn wird, die in Freyſchulen, und Wayſenhäuſern erzogen worden.*)

Es iſt Leuten von einem wohlwollenden und menſchenfreundlichem Charakter natürlich, daß, wenn ſie ſich einmal der Verwaltung einer wohlthätigen Anſtalt unterzogen haben, ſie für die armen Kinder, oder die Wayſen, welche unter ihrer Aufſicht ſind, eine Art von Partheylichkeit, und wirklich natürlicher Zärtlichkeit bekommen. Sie wünſchen nun nicht bloß die urſprüngliche Abſicht der Stiftung zu erfüllen, und dieſe Kinder vom Elende, und gänzlichem Mangel zu befreyen: ſondern ſie wünſchen ſie auch in einen höhern Glücksſtand zu bringen, als derjenige war, auf

---

*) Dieſe Vermuthung ſcheint deſſen ungeachtet durch die Erfahrung in Deutſchland wiederlegt zu ſeyn. Der Unterricht in Schreiben, und Rechnen, wird unter den Kindern der gemeinſten Leute, auch derer, die ihre Kinder ſelbſt erziehen, immer mehr allgemein. Er kann auch den gefürchteten Schaden nicht bringen, wenn, wie es gemeiniglich der Fall iſt, ſie es nur ſo weit lernen, als es zu ihrem Gewerbe nöthig iſt, nicht aber in dem Grade, daß ſie ſich davon allein zu ernähren hoffen könnten. Anm. d. Ueb.

welchen ſie durch ihre Geburt einen Anſpruch machen konnten. Dieß iſt ohne Zweifel ein wirklicher Dienſt für dieſe Kinder, als Individua; aber es iſt nicht eben ſo gewiß, ob es auch ein Vortheil für den Staat ſey. — Ich habe ſchon geſagt, daß der Candidaten zu allen höhern Plätzen, und Verrichtungen in der Geſellſchaft eine hinlängliche Anzahl und beynahe zu viele ſind; daß die unterſte, und körperlich arbeitende Claſſe hingegen am wenigſten angefüllt, an manchen Orten aber für die Bedürfniſſe der Societät nicht zahlreich genug ſey, daß endlich diejenigen Eltern ein größeres Recht haben, ihre Kinder zu einem höheren Stande empor zu heben, die durch ihren Fleiß, und ihre Sorgfalt ſelbſt in den Stand geſetzt worden ſind, ihnen die dazu nöthige Erziehung zu geben. Was kann alſo anders aus jener partheyiſchen Begünſtigung der in Frey- und Armenſchulen erzogenen Kinder folgen, als daß entweder die mittlern, und höhern Stände mit Subjekten überfüllt werden, indeß ſie in dem niedrigſten fehlen, oder daß die Plätze, welche jene einnehmen, denjenigen, die beßre Anſprüche darauf hatten, entzogen werden?

Nach den bisherigen Betrachtungen werden wir alſo die gewöhnlichen Anordnungen, und Einrichtungen der Wayſenhäuſer beurtheilen können. In einem der am beſten eingerichteten, in dem Edinburger Wayſenhauſe, iſt es ein Geſetz, daß kein Kind unter ſieben, und keines über zwölf

Jahr aufgenommen werden ſoll. Der Gedanke deſſen, welcher dieſe Anordnung machte, war ohne Zweifel, daß ein Kind vor dem ſiebenden Jahre noch nicht fähig ſey den Unterricht des Hauſes mit Nutzen zu genießen, und daß nach dem zwölften ſeine Erziehung geendigt ſeyn, und es anfangen ſoll für ſeinen Unterhalt zu arbeiten. Dieſe Periode iſt allerdings ſchicklich, und hinlänglich, um den Kindern das, was man ſich vorſetzt, Leſen, Schreiben, Rechnen, und Religion beyzubringen. Aber wenn meine vorhergehenden Vorſtellungen richtig ſind: ſo würde man doch den Termin der Aufnahme für etwas zu ſpät angeſetzt halten müſſen. Ganz zarte Kinder, welche noch viel Pflege, und Wartung bedürfen, können freylich in ein ſolches Hoſpital nicht aufgenommen werden, das gar zu dieſem Ende nicht geſtiftet iſt, und deſſen Einkünfte durch die alsdann nöthigen Bedienten gar bald verzehrt werden würden. Aber dieſes Hinderniß hört auf, ſobald die Kinder ſich ſelbſt aus- und anziehen, und reinlich halten können, welches mit dem fünften höchſtens ſechsten Jahre möglich iſt. Alsdann ſind ſie auch ſchon fähig die erſten Lectionen im Leſen zu bekommen. Sie länger in den Händen ihrer größtentheils ſchlechtdenkenden Verwandten zu laſſen, würde gefährlich ſeyn. Sie nehmen bis zum ſiebenden Jahre ſchon allzu viele üble Gewohnheiten an, von denen ſie alsdann nur mit äußerſter Mühe entwöhnt werden. Oft werden ſie auch ſchon zum

Betteln gebraucht, und lernen in dieſer Schule lügen, und unverſchämt ſeyn; zwey Sachen, welche ihren Charakter auf Zeitlebens verderben.

Noch weniger aber ſcheint es mir nothwendig, das Alter von zwölf Jahren zu erwarten, ehe man die Wayſenkinder zu irgend einer Arbeit anhält, durch welche ſie ſich ſelbſt etwas verdienen können. Fürchtet man dadurch ihrem Wachsthum, und ihrer Geſundheit zu ſchaden? Aber wie weit jüngere Kinder werden nicht auf dem Lande gebraucht das Vieh zu hüten, oder anzuſpannen, und ſind dabey viel geſünder, muntrer, und ſtärker, als die von gleichem Alter im Hoſpital, welchen keine Arbeit aufgelegt iſt. — Iſt es die Schwierigkeit für ſo viele Kinder, als ein Hoſpital zu beſchäfftigen hat, Arbeit zu finden? Aber daran kann es doch in Manufakturſtädten nicht fehlen, wo man andrer armen Leute Kinder von acht und neun Jahren von drey bis ſechs penny (zwey bis vier ggr.) den Tag verdienen ſieht.

Eine andre Einwendung, die man gegen den Vorſchlag macht, Kinder frühzeitig zu einer Beſchäfftigung anzuhalten, mit der ſie ſich ſelbſt ernähren können, iſt, daß ſie dadurch von ihren Eltern, und Vormündern zu unabhängig werden, und alſo leichter in ein zügelloſes, und ausſchweifendes Leben gerathen. Dieſes, ſagt man, ſey in Sheffield, ſeitdem die Stahlmanufakturen daſelbſt ſo ſehr in Gang gekommen, bemerkt worden. Weil bey denſelben gewiſſe Arbeiten vollkommen

kommen gut von Kindern verrichtet werden können, ſo überläßt man ihnen dieſelben vorzüglich gerne, um das größre Tagelohn, das man alten Leuten geben müßte, zu erſparen. Seit dieſer Zeit, behauptet man, ſehe man unter dem jungen Volke weit mehr Auftritte der Lüderlichkeit, und der Ausgelaſſenheit als ehedem.

Die Erfahrung kann wahr ſeyn. Aber ſchwerlich rührt dieſes bloß von der zeitigen Independenz der Kinder, ſondern auch von ihrer ſchlechten Erziehung her. Wenn ſie, wie es in ſolchen Fabrikſtädten ſehr oft der Fall iſt, nichts als Beyſpiele von einer ausſchweifenden Lebensart bey ihren Eltern ſehen: ſo kann freylich der ſchon vorhandene Hang zum Laſter und zur Lüderlichkeit einen neuen Vorſchub dadurch bekommen, daß ſie Geld haben, welches ſie ihr eigen nennen können. Aber ſelten ſind die Väter daran unſchuldig, wenn es den Kindern an kindlicher Liebe, und Dankbarkeit fehlt. Wenn gute Grundſätze ihrem Herzen frühzeitig eingeprägt worden, wenn ſie dieſelben durch die Beyſpiele ihrer Eltern beſtätigt geſehen haben: ſo fehlt es ſelten, daß ſie ſich nicht aus Hochachtung, und Dankbarkeit aufgefordert fühlen ſollten, die erſten Früchte ihrer Arbeit denjenigen zu überlaſſen, von welchen ſie in ihren Hülfloſen Tagen ernährt worden ſind. Wo Eltern hingegen die Erziehung ihrer Kinder ganz vernachläßigen, oder ſelbſt ihnen in Ausſchweifungen vorgehen, da werden ſie undankbare, und pflichtvergeſſene Kinder haben, dieſe mögen mit, oder ohne Arbeit ſeyn.

Nicht die zu zeitige Beſchäfftigung der Kinder, ſondern der hohe Lohn, den die Alten bekommen, führt in Manufakturſtädten Lüderlichkeit, und Unordnungen bey dem gemeinen Manne ein. In den Fabriken von breitem Tuche, die in einigen weſtlichen Städten von England im Gange ſind, werden Kinder wenig, oder gar nicht gebraucht, und doch ſind unter den Arbeitsleuten Trunkenheit, und Schlägereyen ſehr gewöhnlich.

Grade im Gegentheile ſcheint nichts, junge Leute gegen die Verſuchungen zum Laſter, und zur Lüderlichkeit beſſer verwahren zu können, als wenn ſie zeitig zur Arbeitſamkeit angewöhnet werden. Der Müßiggang, und die Langeweile iſt der größte Feind der Nüchternheit, und der Ordnung bey dem gemeinen Manne: beſonders in der Jugend, wenn die Leidenſchaften ſtark ſind. Und ſo wie wir auf dem Lande, Eltern am wenigſten über die Ausſchweifungen ihrer Kinder klagen hören, weil dieſe ſchon in ihren erſten Jahren ſchwer arbeiten müſſen: ſo finden wir auf der andern Seite, daß die Verbrecher, welche in die Hände der Gerechtigkeit fallen, größtentheils Leute ſind, welche früh zum Müßiggange, durch Schuld ihrer Eltern gewöhnt worden, woraus entweder durch Lüderlichkeit der Hang zu Verbrechen, oder durch Mangel die Nothwendigkeit dazu entſtanden iſt.

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Von den Freyſchulen in England, Schottland, und Irrland.

Dieſes mit den Wayſenhäuſern nahe verwandte, und gleich wohlthätigen Abſichten beſtimmte Inſtitut hat ſeinen Anfang zu Ende des vorigen Jahrhunderts genommen. Zu dieſer Zeit wurde man aufmerkſam, daß ſo viele gemeine Leute in den großen Städten, und auf dem Lande in England, entweder gar keine Gelegenheit hätten, ihren Kindern Unterricht geben zu laſſen, oder dazu nicht das Geld aufbringen könnten. Zu dem Ende wurden zu Errichtung von Freyſchulen Subſcriptionen eröffnet; und eine Geſellſchaft vereinigte ſich, die Gelder davon einzuſammeln, und zu verwalten. Da dieſe Unternehmung bald von mehrern reichen, und vornehmen Perſonen in Schutz genommen, und befördert wurde: ſo fand ſich die Geſellſchaft, theils durch anſehnliche Geſchenke, noch mehr aber durch Subſcriptionen von jährlichen Beyträgen in den Stand geſetzt, ihren Entwurf nach ſeinem ganzen Umfange auszuführen. Im Jahr 1778 waren, (wie aus den Berichten erhellet, die den zum Beſten dieſer Armenſchulen gehaltenen Predigten beygefügt werden) eintauſend vierhundert ſechs und achtzig ſolche Freyſchulen in England, in welchen neun und zwanzigtauſend zweyhundert und funfzehn Knaben, und Mädchen erzogen wurden. Hier werden ſie im Leſen, Schreiben, Rechnen, und dem Chriſtenthum unterrichtet; nach Endigung welches Unterrichts, ſie in Dienſte, oder zu einem Handwerker in die Lehre gebracht werden, nachdem ſie zu dem einen, oder dem andern Geſchicklichkeit, oder Gelegenheit haben. So lange ſie in die Schule gehen, erhalten ſie nicht nur den Unterricht unentgeldlich, ſondern ſie werden größtentheils auch bekleidet, und manche werden ſogar durchaus unterhalten.

Da dieſe Geſellſchaft niemals Nachrichten von ihrer jährlichen Einnahme, und Ausgabe bekannt gemacht hat: ſo iſt es ſchwer von den Summen, die ſie verwendet, und von dem was ihr nach einem mittlern Durchſchnitte jedes Kind koſtet, ein Urtheil zu fällen. Daß ihr Kapital und die jährlichen ihr zufallenden Beyträge ſehr anſehnlich ſeyn müſſen, läßt ſich leicht ſchließen, wenn man bedenkt, was dazu gehört ſo viele Schulmeiſter zu unterhalten, ſo viele Tauſende von Kindern zu kleiden, und ſo viele Bücher unter ſie auszutheilen. — Ohne Zweifel hat dieſe menſchenfreundliche Einrichtung viele heilſame Folgen hervorgebracht. Und wenn man auch gegen einige Theile ihres Plans, oder ihrer Adminiſtration Einwürfe machen könnte; wer wollte ſich die Mühe geben, in einem Inſtitut Fehler aufzuſuchen, welches bloß chriſtliche Liebe, und Milde zum Grunde hat? Möge dieſe Geſellſchaft noch lange, als eines der vielen Denkmäler Engliſcher Großmuth, und Freygebigkeit beſtehen!

In Irriand waren die Urſachen, ſolche Freyſchulen zu errichten, noch dringender. In den entlegnern Gegenden des Lands war das gemeine Volk nicht nur von der äußerſten Armuth gedrückt, ſondern auch in die gröbſte Barbarey, und Unwiſſenheit verſunken. Die papiſtiſche Religion, von der ſie nichts weiter, als die Ceremonien wußten, trug ſo wenig bey, ſie ſittlicher zu machen, daß ſie ihnen vielmehr eine Abneigung gegen jede Verbeſſerung beybrachte, die den Schein von einer Neuerung hatte. An ſolchen Oertern ſelbſt Freyſchulen zu errichten, konnte von keinem Nutzen ſeyn, weil die Kinder, geſetzt daß ſie auch leſen, und ſchreiben lernten, doch, wenn ſie bey ihren Eltern blieben, gewiß ihre barbariſche Sitten, und Vorurtheile behalten mußten. Es wurde demnach ao. 1730 ein Plan entworfen, nach welchem in den mehr civiliſirten Theilen Irrlands Schulen, mit Wohnungen für die Schüler, erbauet, und die Kinder armer Leute aus den entlegnern Provinzen in dieſelben aufgenommen, beköſtiget, und erzogen werden ſollten. Ein königliches Patent beſtätigte im Jahr 1733 dieſes fromme Vorhaben. Freygebige Schenkungen, und Beyträge floſſen von allen Seiten zu, der König ſelbſt bewilligte dazu jährlich ein Geſchenk von tauſend Pfund aus ſeiner Privatcaſſe, und tauſend andere, welche er auf die Irrländiſchen Staatseinkünfte anwies. Außerdem ſind aus London ſeit der Errichtung des Inſtituts zur Unterſtützung deſſelben, nach und nach zwey und funfzigtauſend dreyhundert ſieben und neunzig Pfund Sterling nach Irrland geſchickt worden.

Nach einer im Jahr 1774 gedruckten Nachricht belaufen ſich die jährlichen Ausgaben der Geſellſchaft auf funfzehntauſend einhundert und ein Pfund Sterling, wovon ſie vier und vierzig Schulen unterhält, und zweytauſend fünf und vierzig Knaben, und Mädchen ernährt, kleidet, erzieht, und am Ende der Schulzeit in die Lehre giebt, oder ausſtattet. Da ſie nicht bloß für Unterricht, ſondern auch für den ganzen Unterhalt der Schüler, die aus fremden Orten dahin kommen, ſorgen muß: ſo iſt ſie genöthiget ihre Wohlthat auf eine geringere Anzahl einzuſchränken. Aber es war hier nothwendig, die Kinder von den Häuſern ihrer Eltern zu entfernen, wenn die ihnen gegebene Erziehung etwas fruchten ſollte.

In dem flachen Theile von Schottland ſind Freyſchulen weniger nöthig, weil in allen Kirchſpielen vermöge der Landesgeſetze ſchon längſt Schulen vorhanden ſind, in welchen auch die ärmſten Einwohner ihre Kinder ſo viel können lernen laſſen, als dieſe nach ihren Umſtänden brauchen. In den Hochländern, und einigen abgelegnen Gegenden des Landes iſt der Fall der entgegengeſetzte. Die Kirchſpiele ſind hier ſo weitläuftig, zum Theil dreyßig bis vierzig Meilen im Umfange, daß es kaum dem vierten Theile der Einwohner möglich iſt, für ihre Kinder von der Parochialſchule Gebrauch zu machen. Sehr viele wachſen alſo ſchlechterdings ohne allen Unterricht auf: und dieß iſt, was in dieſen Gegenden einen Grad von Barbarey, und den Mangel aller Induſtrie, ſo lange erhalten hat.

Auch dieſem Uebel hat eine Geſellſchaft zu Edinburg, zu welcher die anſehnlichſten Perſonen aus dem Adel, und der Bürgerſchaft hinzu getreten ſind, nach einem, dem obigen, ähnlichen Plan, durch eröffnete Subſcriptionen abzuhelfen geſucht. Sie iſt auch auf gleiche Weiſe durch ein königlich Patent autoriſiret, und durch anſehnliche Beyträge in den Stand geſetzt worden, ihre Abſichten auszuführen. Sie hat nicht bloß Schulen zum Unterrichte in der Religion, und in den nothwendigſten Kenntniſſen für Knaben errichtet, ſondern noch andere für die Mädchen, worinn ſie zu weiblicher Arbeit angewieſen werden. Und außerdem hat ſie noch Kapitalien angewendet, arme Knaben aus den Hochländern, Handwerker lernen zu laſſen.

Doch der Eifer zur Unterſtützung jeder mildthätigen Anſtalt dauert nur eine Zeitlang. Entweder haben die Direktores, welche auf die erſten Stifter folgen, nicht mehr dieſelbe Aktivität, Hülfe zu ſuchen, oder das Publicum wird kälter in ſeiner Neigung dieſen Beyſtand zu leiſten. Daher kommt, daß viele ſolcher gutgemeinten, gutausgedachten

gedachten Entwürfe im Anfange glücklich von ſtatten gehen, in der Folge weit weniger leiſten. Die Geſellſchaft, welche die beßre Bildung der Hochländer zu ihrem Augenmerk gemacht hat, iſt glücklich genug geweſen, die erſte warme Theilnehmung des Publicum an ihrem Entwurf ſo zu benutzen, daß ſie ein anſehnliches Kapital hat ſammeln können, von welchem die Anſtalt beſteht, auch nachdem ſie von dem Publicum nicht mehr ſo begünſtigt wird.

Obgleich ſeit mehr als zwanzig Jahren die Geſellſchaft, welche dieſer Anſtalt vorſteht, ſehr abgenommen, und wenig neue Mitglieder, von Rang, und Anſehen, hinzubekommen hat: ſo wird doch, wie man mit Gewißheit behauptet, der Zweck ihrer Vereinigung auch itzt nicht weniger vollſtändig als im Anfange erreicht; und die dazu geſammelten Fonds werden mit nicht weniger Treue, und Einſicht angewandt. — Von den Einkünften, die ſie zur Errichtung eigentlicher Schulen beſtimmt, und die ſich des Jahrs auf eintauſend fünfhundert Pfund Sterling belaufen, hält ſie hundert und achtzig Schulen, worinn achttauſend Knaben und Mädchen Unterricht bekommen. Aus der andern Caſſe, welche zur Beförderung der Manufakturen, oder um Mädchen, und Knaben Handarbeiten lernen zu laſſen, beſtimmt iſt, und die ein Einkommen von zweyhundert Pf. Sterling alle Jahre hat, unterhält ſie ſieben und zwanzig Arbeitsſchulen. Man kann ohne Uebertreibung

treibung ſagen, daß in wenig Inſtituten dieſer Art von einem kleinern Kapital mehr gutes geſtiftet wird. Sein wohlthätiger Einfluß glänzt nicht an großen Orten mitten unter Ueberfluß, und Reichthum; aber er wird in den dunkeln Hütten der Armuth ſehr lebhaft gefühlt. —

Jedes Jahr melden ſich bey den Vorſtehern neue Oerter, wo Schulen mangeln, um dieſer Wohlthat, deren ſie ihre Nachbarn genießen ſehen, theilhaftig zu werden. Die meiſten ſolcher Anſuchungen ſind die Vorſteher wegen ihrer eingeſchränkten Fonds genöthiget von der Hand zu weiſen. Sie wollen weder das Publicum mit zu öftern Bitten beſchweren, noch andern wohlthätigen Entwürfen in den Weg treten. Sie wünſchen nicht zu glänzen, oder Aufſehen zu machen: ſondern ſie wollen in der Stille nützlich ſeyn. Doch auch dieſe Beſcheidenheit, und Zurückhaltung in der Ausführung ihrer Entwürfe hat ſie nicht vor dem Vorwurf bewahren können, als wenn bloß fanatiſcher Eifer gegen das Pabſtthum ſie in dieſer Unternehmung leitete. Es ſcheint, als wenn man ſie beſchuldigen wollte, daß ſie zu den Ausſchweifungen mit Anlaß gegeben hätten, zu welchen in den letztern fünf Jahren dieſer Eifer einen raſenden Pöbel verleitet hat. — Aber nie hat eine Beſchuldigung grundloſer ſeyn können. Ohnerachtet dieſe Geſellſchaft weiß, daß es in den Hochländern gnug katholiſche Geiſtliche giebt, welche ſich bemühen Proſelyten zu machen, ſo iſt ſie doch ſo weit entfernt, ſich der Strenge der Geſetze gegen ſie zu bedienen: daß ſie vielmehr den Einfluß derſelben auf keine andere Weiſe zu verhindern ſuchet, als indem ſie die geſchickteſten Lehrer für die Oerter ausſucht, welche am meiſten den Verführungen des papiſtiſchen Aberglaubens ausgeſetzt ſind.

Dritter Abſchnitt.

Von Hoſpitälern, welche für Kinder ſolcher Eltern beſtimmt ſind, die ehedem in beſſern Umſtänden waren.

Die wohlhabenden Einwohner der Städte ſind Kaufleute, oder Handwerker. Beyde Arten der Gewerbe ſind mancherley Zufällen, und dem Glückswechſel unterworfen. Dem rechtſchaffenſten Manne aus denſelben kann es widerfahren, daß er ſeine Kinder in Noth hinterläßt, da ſie zuvor mit ihm im Wohlſtande, oder gar in einem gewiſſen Glanze gelebt haben. Solche Wayſen haben nicht nur das Recht aller Armen auf die Beyhülfe ihrer Mitbürger, ſondern ſie haben auch einen Anſpruch auf eine vorzügliche Verpflegung, und Erziehung, theils weil die Ausſicht, welche ſie auf ein beſſeres Glück hatten, ihr Unglück vermehren würde, theils weil es nöthig iſt, gegen die Stände woraus ſie ſind, eine gewiſſe Achtung zu erhalten.

Kurze Nachrichten von einigen Anſtalten dieſer Art werden nicht unſchicklich vor den allgemeinen Anmerkungen, die ich über Hoſpitäler zu machen habe, vorhergehen.

In Edinburg giebt es vier ſolche Hoſpitäler für Wayſen wohlhabend geweſener Eltern, zwey für Knaben, zwey für Mädchen.

Das erſte, wozu ein gewiſſer George Heriot Hof-Juwelirer Jakobs des ſechsten (oder des erſten in England) durch ſein Vermächtniß den Grund gelegt, und das ao. 1659 eröffnet worden, iſt für die Erziehung armer Edinburgiſcher Bürgerſöhne beſtimmt, und ſteht unter der Aufſicht des Stadtraths, und der Geiſtlichkeit. Die Abſicht des Stifters war nicht bloß, die darinn aufgenommenen Kinder dem Mangel zu entreißen, ſondern ihnen auch eine Erziehung zu geben, die den vormaligen Umſtänden ihrer Eltern angemeſſen wäre. Zu dem Ende werden ſie nicht nur beſſer gekleidet, und geſpeiſet, als in den gewöhnlichen Armen- oder Wayſenhäuſern geſchieht: ſondern es wird auch mehr Fleiß, und Geld auf ihre Erziehung gewandt.

Außer einem Hofmeiſter, der im Hauſe wohnt, und die Aufſicht über ſie führt, werden noch zwey Lehrmeiſter im Schreiben, Rechnen, und andern nothwendigen Kenntniſſen gehalten. Diejenigen Knaben, welche eine vorzügliche Anlage zum Studiren zeigen, werden auf Unkoſten des Hoſpitals in ein Gymnaſium (Grammar ſchool) gebracht, und bekommen, wenn ſie auf die Univerſität gehen, noch vier Jahre lang, alle Jahr zehn Pf. Sterling. Die welche ſich ein Handwerk, oder die Handlung erwählen, werden mit ſechszehn oder ſiebzehn Jahren in die Lehre gebracht, und das Lehrgeld wird vom Hoſpital bezahlt.

Die klaren, und fixen Einkünfte des Hoſpitals belaufen ſich ungefähr auf zweytauſend Pf. Sterling des Jahrs. Die Ausgaben machen ziemlich eben die Summe aus. Hievon nehmen die Salaria für die Lehrmeiſter, Officianten, und Bedienten des Hauſes dreyhundert drey und zwanzig Pfund Sterling hinweg. Das Geld, das für die Lehrjahre, Bücher, und Unterweiſung außer dem Hauſe bezahlt wird, beträgt gegen vierhundert und ſechszig Pfund Sterling. Hiezu muß man die Intereſſen des Kapitals rechnen, das auf den Bau des Hoſpitals gewandt worden, welche nebſt den jährlich nöthigen Reparaturen nach einem mäßigen Anſchlage dreyhundert Pfund Sterling ausmachen. Dieß alles zuſammen macht, daß die jährlichen Ausgaben des Hoſpitals auf zweytauſend zweyhundert Pfund Sterling zu berechnen ſind, die unter einhundert und zehn Knaben vertheilt, auf jedes Kind im Durchſchnitte an Unterhaltungs- und Erziehungskoſten zwanzig Pf. St. geben.

Ein augenſcheinlicher Mißbrauch, daß Leute, die keine wirkliche bürgerliche Nahrung in Edinburg getrieben (alſo zu der Claſſe nicht gehörten, für welche die Stiftung eigentlich beſtimmt war) ſich einen Bürgerſchein *) für ſechs Pfund Sterling löſten, bloß um ihren Kindern den Eintritt in das Hoſpital zu verſchaffen: dieſer Mißbrauch hat gemacht, daß die Vorſteher deſſelben, die Kinder derer, welche bloß dem Namen nach Bürger ſind, von den Kindern ſolcher Eltern, die bürgerliche Gewerbe getrieben, haben unterſcheiden müſſen.

Ein anderes Hoſpital, nach einem ähnlichen Plane iſt in Edinburg bloß für Kaufmannskinder von einem gewiſſen George Watſon, mit Zuziehung der ſämmtlichen Kaufmannſchaft geſtiftet worden. Das Gebäude dazu, deſſen Aufführung beträchtliche Summen gekoſtet hat, wurde ao. 1741 zuerſt geöffnet. Von tauſend achthundert Pfund Sterling, welches die itzigen jährlichen Einkünfte des Hauſes ſind, werden an ſechszig Knaben erzogen, in die Lehre gebracht, und wenn ſie ſich bis zum vier und zwanzigſten Jahre zur Zufriedenheit der Vorſteher aufgeführt haben, mit funfzig Pfund Sterling zu einer Unterſtützung bey ihrem Etabliſſement beſchenkt. Dieſer letzte Umſtand iſt eben die Urſache, warum nicht eine größre Anzahl von Kindern in dieſes Hoſpital aufgenommen werden kann. — Da die jährlichen Ausgaben des Hauſes auf tauſend ſechshundert Pf. St. ſteigen, ſo koſtet die Erziehung jedes der ſechszig Knaben im Durchſchnitte ſechs und zwanzig Pf. St.

---

*) Ein Certificat, daß ſie Bürger wären.

Bey ſo vielen Inſtituten für Knaben waren die Mädchen ganz vergeſſen worden, da dieſe doch in einem noch hülfloſern Zuſtande von ihren Eltern hinterlaſſen werden. Dieſem Mangel half eine Anzahl angeſehner Leute, größtentheils Kaufleute, und Magiſtratsperſonen durch eine in Gang gebrachte Subſcription am Ende des vorigen Jahrhunderts ab. Sie waren ſo glücklich ein anſehnliches Kapital auf dieſe Weiſe zuſammen zu bringen, von welchem ſie, zu einer Zeit, da der Preis der Ländereyen niedrig war, Grundſtücke ankauften, deren Ertrag, mit andern Zugängen itzt dem Hoſpital ein jährliches Einkommen von tauſend vierhundert Pfund Sterling verſchaffet. Hievon werden an die ſiebenzig Mädchen im Leſen, Schreiben, Rechnen, der Haushaltung, grober, und feiner Nätherey, und andern weiblichen Arbeiten unterrichtet. Alles, was zu einer vollſtändigen Frauenzimmererziehung gehört, nur Tanzen, Muſik, und ausländiſche Sprachen ausgenommen, wird ihnen beygebracht. Da ungefähr tauſend Pfund St. jährlich in dieſem Hoſpital ausgegeben werden, ſo koſtet jedes Mädchen im Durchſchnitt nicht mehr als ſechszehn Pfund Sterling. Daß dieſes ſo viel weniger iſt, als was ein Knabe in dem vorher beſchriebnen Hoſpital koſtet, kömmt theils daher, weil die Meiſterinnen, welche die weibliche Arbeit lehren, weniger Gehalt bekommen, theils weil die Mädchen bey ihrem Austritt aus dem Hauſe kein Geld um Lehrjahre davon zu bezahlen, oder als ein

Prämium erhalten, es ſey denn ein ganz geringes, was aus dem Verdienſt ihrer eignen Arbeit herkömmt.

Da dieſe Stifung nur auf die Töchter, oder Enkelinnen Edinburgiſcher Kaufleute, oder Geiſtlichen, oder ſolcher, die Vorſteher, und Wohlthäter des Hauſes geweſen, eingeſchränkt war: ſo haben die zünftigen Handwerker ein ähnliches Hoſpital für Wayſen, die von Eltern ihres Standes hülflos hinterlaſſen werden, auf eine gleiche Weiſe, und durch ähnliche Mittel errichtet. Seit 1704 dem Zeitpunkte der Gründung dieſes Inſtituts, hat gute Wirthſchaft von den Subſcriptionen, und Geſchenken ein Kapital geſammelt, deſſen Zinſen auf ſechshundert neun und zwanzig Pfund Sterling gerechnet werden. Hievon werden funfzig Mädchen in Koſt, und Kleidung etwas ſchlechter, in Abſicht des Unterrichts beynah eben ſo, wie die Mädchen des erſten Hoſpitals erzogen, im Durchſchnitte mit einem Aufwande von zwölf Pfund Sterling.

Vierter Abſchnitt.

Allgemeine Anmerkungen über Hoſpitäler, ihre Vorzüge und Mängel.

Da milde Stiftungen der Art, von welcher wir bisher geredet haben, von dem Privatvermögen einzelner Perſonen errichtet und dotirt worden, und dem Publicum keine neue Laſt auflegen: ſo haben wir nicht daſſelbe Recht der Errichtung derſelben Lob, oder Tadel zu ertheilen, als wenn wir mit allen unſern Mitbürgern zu deren Unterhaltung beytragen müßten. Jedermann hat ein Recht ſein Geld auf diejenige Art anzuwenden, welche er ſelbſt für die beſte hält. Und wenn jemand davon, anſtatt bloß ſeiner Eitelkeit, und Ueppigkeit ein Gnüge zu thun, einen Gebrauch zu öffentlichen Wohlthaten macht, ſo verdient er wegen ſeiner Abſicht Verehrung und Dank, und ſelbſt in Anſehung des Plans, den er gewählt hat, ſey er auch fehlerhaft, Achtung, und Schonung. Deſſen ungeachtet kann es nicht unerlaubt ſcheinen, wenn man ohne das Verdienſt derjenigen herabzuſetzen, welche Hoſpitäler geſtiftet haben, den daraus entſpringenden Nutzen oder Nachtheil, in Verhältniß mit andern Methoden die gleichen Abſichten auszuführen, unterſucht, und einige Vorſchläge zur Verbeſſerung thut.

Zuerſt ſcheinen gegen Hoſpitäler die zur Erziehung armer Kinder beſtimmt ſind, eben die Einwendungen ſtatt zu finden, welche die Armenhäuſer treffen worinn Erwachſene erhalten werden ſollen, nämlich: daß ſo wie hier die Unterhaltung, ſo dort die Erziehung, wirklich mehr koſtet, als eine gleich gute einer Privatfamilie koſten würde. Dieß kömmt von dem unvermeidlichen Aufwande, den die Verwaltung, und Regierung eines ſolchen

Hauſes verurſacht, und der einen großen Theil der Einkünfte verzehrt.

In Heriots Hoſpital, macht, wie ich bemerkt habe, das Salarium der Lehrer, und Hausofficianten jährlich zweyhundert drey und zwanzig Pf. Sterling aus. Jeder Knabe koſtet nach der gemachten Berechnung zwanzig Pfund Sterling jährlich. Das iſt mehr als ein Mann, der nur zweyhundert Pfund Sterling Einkünfte hat (und in dieſem Falle befinden ſich viele Perſonen von gutem Stande) wenn ſeine Familie zahlreich iſt, auf die Erziehung eines ſeiner Kinder wenden kann. Ueberdieß weiß man, daß eine Geſellſchaft gutdenkender Perſonen in Edinburg es unternommen hat, Knaben in einer lateiniſchen Schule, für zehn Pf. Sterling des Jahres zu unterhalten, zu bekleiden, und unterrichten zu laſſen; und daß ſie wirklich dieß bewerkſtelliget haben.

Ein zweytes Inconveniens iſt Hoſpitälern, und Armenhäuſern gemein, dieſes, daß es ſo ſchwer iſt, geſchickte, und treue Officianten und Diener für dieſelben zu finden. Beſonders ſind in den erſtern, Lehrmeiſter, welche ſich das Wohl, und die Bildung der ihnen anvertrauten Kinder wirklich angelegen ſeyn laſſen, äußerſt ſelten. Die meiſten ſehen dieſe Stellen bloß als eine Verſorgung für ſich an, und glauben ihre Pflicht, worauf ſie vereidet werden, ſchon hinlänglich erfüllet zu haben, wenn ſie nur ihre Stunden ordentlich abwarten. Das iſt aber nur der kleinſte Theil deſſen, was von ſolchen Lehrern gefordert wird, wenn aus dem Unterricht, und der Erziehung ihrer Zöglinge etwas werden ſoll. Daher ſehen wir auch, daß die Knaben, und Mädchen, die in Hoſpitälern erzogen werden, ſelten dieſelben Fortſchritte machen, als Kinder, die eine ähnliche Privaterziehung erhalten. Dazu kömmt noch, daß ſehr leicht unter den Lehrmeiſtern ſelbſt, oder zwiſchen den Lehrmeiſtern, und dem Aufſeher der Kinder Eiferſucht, und Rangſtreit entſteht, der nicht anders, als zum Nachtheile der Kinder, und zur Vereitelung der Abſichten des Inſtituts gereichen kann. Wenn die Vorſteher auch dieſe Zänkereyen erfahren: ſo ſind ſie doch ſelten im Stande ſie ſo beyzulegen, daß ſie aufs künftige verhütet werden. Gemeiniglich ſind Fehler von allen Seiten vorgegangen, und um die Zerrüttung nicht noch größer zu machen, iſt es nothwendig, eine Unterſuchung, die allen nachtheilig ſeyn würde, zu vermeiden.

Ein dritter Umſtand, welcher der Hoſpitalerziehung ſchadet, iſt, daß wenn eine ſo große Anzahl von Knaben, und Mädchen auf einem Haufen beyſammen ſind, ſie leicht ſich wechſelsweiſe verderben. Wenn nicht eine beſtändige, und die allerſorgfältigſte Aufſicht auf ſie gewandt wird, ſo ſind ein oder ein paar laſterhafte, ausgeartete Kinder im Stande, alle übrige mit übeln Sitten anzuſtecken. Eine ſolche Aufſicht, wobey das Naturell, und der Charakter jedes Knaben beobachtet, und auf alle ihre einzelne Handlungen Acht gegeben wird, iſt nun wohl bey einer kleinen Anzahl Kinder möglich, wenn der Inſpektor, und die Lehrmeiſter ihre Pflicht treu, und mit Einſicht erfüllen. Aber wenn die Menge groß iſt: ſo überſteigt dieß die menſchlichen Kräfte. Haben ſich alſo einmal üble Gewohnheiten, und verdorbene Sitten in ein ſolches Haus eingeſchlichen: ſo ſind die beſten Vorkehrungen, und Regeln oft ohne Erfolg. Man müßte, um den Geſetzen Kraft zu geben, eine ſo große Anzahl von Aufſehern anſetzen, welche das Vermögen des Hauſes überſteigen würde.

Dieß iſt es, worüber alle Vorſteher, und Direktores ſolcher Häuſer, wenn ſie ſich um das Innere derſelben genau bekümmert, zu klagen Urſache gefunden haben. Viele haben deswegen geglaubt, das auf Errichtung ſo großer Gebäude, und das zur Aufrechthaltung der ganzen Anſtalten verwendete Geld würde auf eine nützlichere Art angelegt worden ſeyn, wenn man es ausgeliehen hätte, um von den Zinſen deſſelben armen Familien zur Erziehung ihrer Kinder, jährlich gewiſſe Zuſchüſſe zu bewilligen. Eine arme Wittwe, die Kinder hat, würde, wenn ſie jährlich zwanzig Pfund Sterling zu deren Erziehung bekäme, dadurch eine größre, und weſentlichere Hülfe genießen, als wenn eines von dieſen ihren Kindern in ein Hoſpital genommen wird. Vielleicht wäre es möglich, und ich überlaſſe es den Adminiſtratoren ſolcher Inſtitute zu ihrer weitern Unterſuchung, daß von den Fundis derſelben wenigſtens ein Theil auf dieſe Weiſe angewandt würde.

Ich wiederhole nicht, was ich an mehrern Orten geſagt habe, weil es von allen Armenanſtalten überhaupt, und von Wayſenhäuſern am wenigſten gilt: daß, wo arme Eltern ihrer Kinder ſich zu leicht zu entledigen wiſſen: der Antrieb zum Fleiß, und Häuslichkeit bey vielen dadurch vermindert werde.

Dieſen Einwendungen aber kann man ſehr wichtige Gründe entgegenſetzen, welche für die Hoſpitäler ſtreiten. Erſtlich ſind viele der armen Eltern, deren Kinder nach der Abſicht jener wohlthätigen Menſchenfreunde erzogen werden ſollen, nicht von dem Charakter, daß ihnen ſelbſt dieſe Pflicht anvertrauet, und das dazu beſtimmte Geld in die Hände gegeben werden könnte. Viele, deren Kinder eine Unterſtützung ſehr benöthigt ſind, haben den Mangel worinn ſie ſich befinden, durch Thorheit und Laſter ſich zugezogen, und würden ähnliche Sitten ihren Kindern mittheilen. Wenn man ſolchen die Summe, wofür itzt ihr Kind im Hoſpital erzogen wird, als Penſion zufließen laſſen wollte: ſo würden ſie dieſelbe zu allem andern eher, als zur Erziehung ihrer Kinder anwenden.

Man muß ferner bedenken, daß die Summen, von welchen man itzt glaubt, daß ſie auf eine beſſere Art für arme Kinder hätten angewandt werden können, als ihnen eine ſchlechte Hoſpitalerziehung mit großen Koſten zu geben, daß, ſage ich, dieſe Summen nie würden zuſammengebracht worden ſeyn, wenn man kein Hoſpital erbaut hätte. Es giebt noch immer wohlthätige Herzen, welche gerne geben. Aber die meiſten davon wollen doch etwas für ihr Geld haben: ſie verlangen, daß aus dem Fond, wozu ſie beygetragen haben, etwas herauskomme, was ſichtbar ſey, und in die Augen falle. Gewiß würden viele unter denen, die zur Erbauung eines Hoſpitals reichlich ſubſcribirt haben, lange nicht ſo bereitwillig geweſen ſeyn, zur Zuſammenſchießung eines Kapitals beyzutragen, wovon die Zinſen in der Stille ausgetheilt werden ſollten. Jenes iſt ein Denkmal, zu Ehren ihrer Wohlthätigkeit erbaut: dieſes iſt Brod, das nach dem Ausdruck des Salomo über das Waſſer fährt.

Drittens: ſo viel man auch mit Grunde gegen die Erziehung in Hoſpitälern einwenden kann, und ſo groß auch die Hinderniſſe ſind, welche der Erreichung einer großen Vollkommenheit im Wege ſtehen: ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſehr viele brave würdige Männer in denſelben ſind erzogen worden. Wenn ſolcher Fälle nicht viele bekannt werden, ſo liegt die Urſache zum Theile auch darinn, daß die Perſonen welche ſich in denſelben befinden, nachdem ſie bis zu einem anſehnlichern Range in der Geſellſchaft hinauf gerückt ſind, dieſe vermeinte Niedrigkeit ihrer Erziehung zu verbergen ſuchen.

Hoſpitäler bringen zuletzt auch, wie alle ſolche öffentliche Anſtalten den Oertern, wo ſie angelegt ſind, durch die Circulation Nutzen, welche ſie veranlaſſen. Dieſelbe iſt viel größer, als ein reicher Mann, der eben ſo viel Einkünfte als das Hoſpital hatte, veranlaſſen würde. Dieſer vertheilt einen großen Theil der ſeinigen in Artikeln des Luxus, welche von entfernten Orten, oder aus fremden Ländern zugeführt werden. Das Hoſpital wendet ſeine ganzen Einkünfte auf die Anſchaffung nothwendiger Bedürfniſſe, die in der Nähe erzeugt werden.

Fünfter Abſchnitt.

Von Hoſpitälern, die für abgelebte arme Perſonen, welche ehedem in beſſern Glücksumſtänden waren, geſtiftet werden.

Die Hauptfrage, welche hierbey vorkömmt, iſt der vorigen ähnlich. Wie werden die Wohlthaten, welche man zur Erleichterung des Schickſals dieſer des Mitleidens allerdings ſehr würdigen Armen beſtimmt, am beſten angewendet? – Iſt es alsdann, wenn man für ſie ein eignes Haus baut, und ihnen in demſelben Aufenthalt, Koſt, Feurung, und übrige Bequemlichkeit, ſo weit es ſich thun läßt, darreicht, oder wenn man ihnen das Geld dazu giebt, und ſie für ſich ſelbſt ſorgen läßt?

Ich habe Gelegenheit an dem Orte meines Aufenthalts zwey Inſtitute von beyden Arten mit einander zu vergleichen. Das Dreyfaltigkeitshoſpital in Edinburg, geſtiftet von Maria Guilders, Gemahlinn des ſchottſchen Königs Jakobs des zweyten, iſt beſtimmt, Bürger, deren Nahrung in Verfall gerathen iſt, ihre Weiber, und unverheyrathete Kinder, alle wenn ſie nicht unter funfzig Jahren ſind, aufzunehmen. Von neunhundert Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, welche das Hoſpital hat, werden an die vierzig alte Männer, und Frauen darinn erhalten, ſechs und zwanzig bekommen Penſionen außer dem Hauſe, die Perſon jährlich ſechs Pfund Sterling. Die Adminiſtrationskoſten verzehren, wie in andern Hoſpitälern einen Theil der Einkünfte, und im Durchſchnitte kömmt jede im Hoſpital unterhaltene Perſon derſelben achtzehn Pfund St. zu ſtehen.

Jeder hat ſeine eigne Stube, und wird reichlich mit allem verſorgt. Dieſe Menſchen, ſcheint es, ſollten ſich glücklich finden. Man ſollte ferner hoffen, daß, da es nicht Leute von der niedrigſten Herkunft, und Erziehung ſind, da ſie in einem Alter ſind, wo die Leidenſchaften ruhiger werden, da ſie kein entgegengeſetztes Intereſſe haben, ſie in Eintracht mit einander leben würden. Aber keine von beyden Vermuthungen trifft ein. Beſonders ſagt man, ſey in keinem Hauſe mehr Streitens, und Zankens, als in dieſem. Und woher glaubt man wohl, daß die Urſachen zur Uneinigkeit herkommen?

kommen? Es ſcheint lächerlich, und es iſt wahr, daß der Streit größtentheils ein Rangſtreit ſey. Der eine macht Anſpruch auf einen gewiſſen Vorzug, weil er ein älterer Einwohner des Hauſes, ein anderer, weil er von beßerm Herkommen iſt, und mit vornehmen Leuten in Verbindung ſteht. Man ſollte glauben, der Umſtand, daß ſie alle an einer gleichen Wohlthat Theil zu nehmen genöthigt ſind, ſollte ihren Stolz demüthigen, oder ihre Prätenſionen wenigſtens gleich machen. Aber keineswegs. Je weniger ihre Eitelkeit durch ihren gegenwärtigen Zuſtand befriedigt wird: deſto leichter ſchlägt ſie in Unmuth, und Widerwillen gegen diejenigen aus, mit welchen ſie in Gemeinſchaft leben. Was auch die Urſache ihres Mißvergnügens ſeyn mag: ſo iſt gewiß, daß ſie nichts weniger, als glücklich ſind, und daß der größte Theil von ihnen mit der Hälfte der Summe, welche ihre Unterhaltung koſtet, gerne vorlieb nehmen würde, wenn er ſeinen eignen Heerd haben könnte.

Das Inſtitut der andern Art, von dem ich reden wollte, iſt im Anfange dieſes Jahrhunderts von einem gewiſſen Strahan of Craigrook geſtiftet. Dieſer hat in ſeinem Teſtamente, ſeine in der Nachbarſchaft von Edinburg liegende Ländereyen dem Presbyterio dieſer Stadt, und einer Anzahl angeſehener Männer zur Verwaltung übergeben, zu dem Ende, daß die Einkünfte derſelben in kleinen Jahrgeldern unter arme Männer, und Frauen, die ſich in ſchlechten Umſtänden befinden, und nicht unter ſechszig Jahren ſind, vertheilt werden ſollen.

Sobald dieſes Vermächtniß bekannt wurde, liefen von allen Seiten eine Menge Bittſchriften armer Leute ein, um auf die Liſte der Penſionirten geſetzt zu werden. Die Ausführer des Teſtaments, welche bald ſahen, daß der vermachte Fond nicht zureichen würde, wenn ſie nicht eine ſorgfältige Auswahl unter den Perſonen machten, welche ſie zum Genuſſe des Jahrgeldes zuließen, ſchrieben ſich ſelbſt folgende Geſetze vor: **daß niemand ein Jahrgeld aus dieſem Legat erhalten ſollte, der entweder noch im Stande wäre für ſich ſelbſt zu ſorgen, oder von dem man wüßte, daß er Freunde, und Anverwandte hätte, die ihm helfen könnten, oder der endlich von ſo niedrigem Stande wäre, daß er für ein gewöhnliches Armenhaus, oder in die Verpflegung des Kirchſpiels gehörte.** Indem ſie auf dieſe Weiſe die Wohlthat bloß auf die Armen von gutem Charakter, die ehedem in beſſerm Wohlſtande geweſen, itzt durch Alter, und Unglücksfälle in Dürftigkeit verſetzt, und von Hülfe entblößt wären, einſchränkten, fanden ſie ſich vermögend in dieſer Claſſe ihren Beyſtand weit auszubreiten. Gegenwärtig ſind bis hundert Perſonen, männliche, und weibliche, auf ihrer Liſte. Die meiſten derſelben ſind gegen ſiebenzig Jahr alt; und jede bekömmt jährlich von zwey bis fünf Pfund Sterling. Der größte Theil der itzt an dieſem Jahrgelde

Theilhabenden, ſind gut erzogne, anſtändig lebende, würdige Perſonen, viele darunter Predigerstöchter, oder arme Fräulein, die keine Freunde, und Verwandte haben. Ob es ſich gleich nicht denken läßt, daß dieſe Perſonen ganz von einer ſo kleinen Summe leben ſollten: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß keine derſelben auf irgend eine Weiſe dem Publicum noch außerdem zur Laſt fällt, und daß ſie alſo in ihrem Fleiße, verbunden mit jenem kleinen Zuſchuſſe, Mittel finden ſich zu erhalten.

Sobald jemand, der auf der Penſionsliſte ſtehet, bettelnd gefunden wird, oder ſobald man erfähret, daß ſich anders woher, eine Quelle des Unterhalts für ihn eröffnet habe: ſobald wird er auf derſelben ausgeſtrichen. — Der Geſuch für neue Candidaten zum Genuß dieſer Wohlthat muß den Adminiſtratoren ein halb Jahr vorher eingereicht werden, ehe darüber ein Entſchluß gefaßt wird, und alsdenn wird es einem Ausſchuſſe aus dem Collegio aufgetragen, ſich genau um Perſon, Charakter, und Umſtände des Bittenden zu erkundigen.

Alles dieß zuſammen genommen giebt Urſache zu glauben, daß wenige zu mildthätigen Abſichten beſtimmte Fundi von gleicher Größe, mehr reellen Nutzen ſtiften, wenigern Mißbräuchen unterworfen ſind, und den guten Abſichten der Stifter vollkommner entſprechen, als die, wovon ich itzt geredet habe. Mit einer Summe, welche noch nicht die Hälfte der Einkünfte des Dreyfaltigkeithoſpitals ausmacht, werden hier mehr als noch einmal ſo viel Perſonen unterſtützt. Die Verwaltung, und Austheilung dieſer Wohlthat iſt weder ſo koſtbar, noch ſo viel Mißbräuchen unterworfen, als die eines Hoſpitals; und die Claſſe von Armen, für welche ſie beſtimmt iſt, würde ohne dieſe Hülfe dem Publicum haben zur Laſt fallen müſſen.

Sechster Abſchnitt.

Von gelegentlich, und nur auf eine Zeitlang ausgetheilten Wohlthaten an Arme, bey Krankheiten, oder bey einem zufälligen Mangel an Beſchäfftigung.

Der Arme in der Kindheit, und der Arme im hohen Alter ſind nothwendiger Weiſe Gegenſtände fremder Verpflegung. In dem Zeitraume, der zwiſchen beyden Perioden verfließt, wird er als fähig angeſehen für ſich ſelbſt zu ſorgen. Deſſen ungeachtet ereignen ſich oft Zufälle, durch welche er auch alsdann eben ſo unvermögend ſich ſelbſt zu erhalten, und eben ſo abhängig von der Menſchenliebe andrer wird, als in einer von dieſen beyden äußerſten Perioden des Lebens. Die gewöhnlichſte Urſache dieſer Unfähigkeit iſt Krankheit; eine andre iſt der Mangel an Arbeit, er entſtehe nun, weil keine Nachfrage nach derjenigen Art von Arbeit, welche er allein machen kann,

und

und wovon er bisher gelebt hat, vorhanden iſt, (welches bey veränderten Verhältniſſen in der politiſchen, und handelnden Welt leicht geſchehen kann) oder weil die Arbeit ſelbſt durch die Jahrszeit, oder andere phyſiſche Urſachen unmöglich wird. Dem Mangel, und der Noth, welche aus dieſen beyden Quellen, unter den Unbegüterten entſtehen, abzuhelfen ſind:

Erſtlich Krankenhoſpitäler errichtet worden.

Es läßt ſich ſchwerlich eine traurigere Lage im menſchlichen Leben denken, als die eines Armen, der krank iſt. Armuth iſt an ſich ſchwer zu tragen; aber wenn ein ſiecher, und ſchmerzensvoller Körper hinzu kömmt: ſo kann dem Menſchen ſein Daſeyn faſt unerträglich werden. Auch der Arme kann von ſeinem harten Lager noch mit Vergnügen aufſtehen, wenn er mit dem Gefühl ſeiner Kräfte an ſein bevorſtehendes Tagewerk denkt, welches ihn, während, daß er es verrichtet, beſchäfftigen, und wenn es vollendet iſt, einen Lohn verſchaffen ſoll, wovon er ſich, und ſeine Familie wird erquicken können. Aber welche ſchreckliche Veränderung geht in ſeinem Zuſtande vor, wenn er ohne Kräfte oder mit Schmerzen gequält ſein Haupt nicht von ſeinem Lager erheben kann? Er ſieht nun den ganzen langen Tag nichts, als die Scene ſeines Elendes, und ſeiner Armſeligkeit vor ſich; er findet ſich der gewöhnlichen Mittel zu ſeinem Unterhalt, und ſeiner Verpflegung, zu einer Zeit beraubt, da er noch mehr Bedürfniſſe, als die gewöhnlichen hat. Ganz allein, oder von einer troſtloſen Familie umgeben, iſt er ganz der Betrachtung, und dem Gefühl ſeines Elendes überlaſſen. Nur wenige ſind geneigt, ſeine dunkle, traurige Hütte zu beſuchen, und die wenigen, die es thun, ſind ſelten im Stande, ihm einige Erleichterung zu verſchaffen. — Gewiß, das Mitleiden iſt verdienſtlich, welches den wohlhabenden Mann mitten unter ſeinen Vergnügungen an die wehevollen Auftritte erinnert. Wohlthätig iſt die Hand, welche ſich ausſtreckt, den Hungrigen zu ſpeiſen: aber noch wohlthätiger ſind die, welche den im verborgnen leidenden beſuchen, und unter göttlichem Beyſtande dem Kranken Geſundheit, dem Gelähmten Stärke wiedergeben.

In den Zeitaltern rauher, und barbariſcher Sitten iſt hierauf wenig Acht gegeben worden: und ganze Schaaren von Menſchen ſind in Krankheiten, aus Mangel der nöthigen Pflege und Heilungsmittel, umgekommen, die zum Beſten der Geſellſchaft hätten können wieder hergeſtellt werden. Erſt wenn die Wiſſenſchaft im Gefolge milderer Sitten ihren heilſamen Einfluß verbreitet, haben die Menſchen es in ihrer Macht, die wohlthätigen Abſichten auszuführen, zu welchen ſich in ihrem Herzen natürliche Neigungen finden. Und eben indem die Wiſſenſchaft ihnen die Mittel verſchafft, ihr Wohlwollen auf eine thätige Weiſe mit Erfolg zu äußern, werden dieſe wohlwollenden Neigungen ſelbſt in ihrem Herzen erſt recht angefacht.

So hat in unſerm Falle das Studium und der Fortgang der Arzneygelehrſamkeit zur Errichtung von Krankenhäuſern Gelegenheit gegeben: ſo wie durch ſie die Heilung, und Verpflegung der darinn aufgenommenen Kranken hat regulirt werden müſſen. Von welchem Umfange, und welchem Nutzen die Londoner Krankenhoſpitäler ſind, iſt bekannt. Das königliche Krankenhaus in Edinburg verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit. Das Collegium der Aerzte hatte ſich ſchon lange vereiniget, arme Kranke umſonſt zu curiren, als es auf die Idee kam, daß durch Erbauung eines Hoſpitals die Abſicht ihrer Wohlthätigkeit beſſer erreicht, und dieſe mit noch einer andern gleich nützlichen Abſicht vereinigt werden könnte. Es würde den Aerzten, glaubten ſie, leichter werden, die kranken Armen, wenn ſie an einem Orte beyſammen wären, zu beſuchen, und mit dem was zur Pflege, und Heilung nöthig iſt, zu verſorgen: und junge angehende Aerzte würden dabey eine Gelegenheit finden, ſich in praktiſchen Kenntniſſen zu üben. Zu dieſem Ende wurden alſo die bey ähnlichen Entwürfen ſo oft gebrauchten Subſcriptionen eröffnet, und im Jahr 1729 war ein kleines Haus zur Aufnahme der Kranken fertig. Da ſich die Güte des Projekts durch den Erfolg bewährt zeigte, ſo wurde man bald geneigt es zu erweitern, und legte dem Publicum den Plan zu einem großen und zierlichen

lichen Gebäude vor. Vielen ſchien der Entwurf zu kühn, und die Ausführung in einem Lande von nicht großem Umfange unmöglich; aber durch lebhafte Betriebſamkeit war in wenig Jahren das Geld beyſammen, und das Haus nach dem vorgelegten Riſſe, wornach es zweyhundert Bette enthielt, erbauet.

Auch hier bewies ein einzelner Mann, was ein thätiger, verſtändiger, und mit der Liebe zum allgemeinen Beſten belebter Geiſt zur Ausführung ſolcher Unternehmungen wirken könne, die ſeine eigene Kräfte weit überſteigen. Es iſt zu hoffen, daß der Name Georg Drummond (dieß war der Mann, welchem Edinburg hauptſächlich dieß große Werk zu verdanken hat) noch lange unter den Menſchen als eines ihres Wohlthäters, zugleich mit dem Gebäude, das mit ſeiner Büſte geziert iſt, dauern werde.

Der Erfolg dieſer wohlthätigen Anſtalt hat die Erwartungen ihrer Beförderer vollkommen erfüllt. Sie iſt nicht nur den Lehrlingen der Arzneywiſſenſchaft äußerſt nützlich, indem ſie ihnen Gelegenheit verſchafft alle Arten von Krankheiten, und Curen kennen zu lernen, und chirurgiſchen Operationen beyzuwohnen, ſondern ſie iſt auch von ausgebreitetem Vortheil für das Publicum, dem ſo viel nützliche Glieder dadurch wieder gegeben, für die Kranken, die darinn geheilet werden. Aus allen Theilen von Schottland, und zuweilen aus einer Entfernung von mehr als zweyhundert Engliſchen (vierzig Deutſchen) Meilen ſind Kranke in dieſes

Hoſpital gebracht worden. Selten wird in einem Jahre die Anzahl der darinn aufgenommenen weniger als neunhundert ſeyn, wovon die meiſten ganz geheilt, oder ſehr erleichtert entlaſſen worden.

Solche Inſtitute, wenn ſie in guter Ordnung gehalten werden, haben auch deswegen einen noch höhern Werth, weil ſie weniger gemißbraucht werden können, als alle andere wohlthätige Anſtalten. Niemand, auch nicht der faulſte, wird ſich gefliſſentlich krank ſtellen, um in ein Lazareth aufgenommen zu werden; keiner, der krank iſt, wird dieſe Zuflucht ſuchen, wenn er ſich auf irgend eine andre Art Pflege, und Cur verſchaffen kann. Ferner wird dieſe Wohlthat nicht länger ausgetheilt, als das Bedürfniß dauert, und dieſes iſt ſichtbar. Wenn der Kranke geneſet, ſo wird er entlaſſen: iſt er unheilbar, ſo wird er ſeinen Verwandten übergeben.

Es iſt nur zu bedauern, daß Krankenhäuſer faſt nur in groſſen Städten ſtatt finden, wo eine hinlängliche Anzahl von Aerzten, und Wundärzten beyſammen ſind, um die Kranken entweder umſonſt oder für mäßige Belohnungen zu beſorgen. Die entferntern Gegenden eines Reichs ſind alſo nothwendiger Weiſe von dieſer Hülfe ausgeſchloſſen. Denn ob es gleich erlaubt iſt, und auch zuweilen geſchieht, daß Kranke aus ſolchen in das Hoſpital der Hauptſtadt gebracht werden: ſo iſt für die meiſten ernſthaft Kranken ein ſo weiter Transport unmöglich, oder würde ſchädlich ſeyn.

Um deſto mehr haben reiche Einwohner in dieſen entfernten Diſtrikten die Pflicht auf ſich, ihren von Krankheit leidenden Nachbarn aus ihren eigenen Mitteln beyzuſpringen. Und ſie ſind um deſto eher dazu im Stande, da ſie von vielen Arten des Aufwandes befreyt ſind, welchen man ſich in großen Städten, oder in der Nachbarſchaft derſelben, nicht entziehen kann.

So ſehr aber auch dieſe Art der Anſtalten zum Beſten der Armen, und des Publicum gereicht, wenn ſie nach guten Grundſätzen eingerichtet, und mit Weisheit adminiſtrirt ſind: ſo können ſie deſſen ungeachtet, wenn dieſes beydes fehlt, wirklich anſtatt Gutes zu thun, Schaden anrichten; können das Uebel, welchem ſie abhelfen ſollen, noch vermehren.

Dieſes, ſagt man, ſey der Fall mit dem berühmten Krankenhauſe in Paris, welches Hotel-Dieu heißt. Es iſt darauf eingerichtet, daß zweytauſend fünfhundert Kranke auf einmal darinnen ſeyn können; und nach der Verſicherung eines franzöſiſchen Arztes, werden jährlich ſechstauſend Todte aus demſelben zu Grabe getragen. Dieſe Mortalität iſt erſtaunlich; aber ſie läßt ſich begreifen, wenn man erfährt, auf welche Weiſe man bey der Adminiſtration zu Werke geht. Erſtlich wird jeder Kranke, der angemeldet wird, ohne Unterſchied, ohne alle Unterſuchung ins Hoſpital aufgenommen. Dieß veranlaßt arme Leute ihre todtkranke Verwandten, wenn ſie ſchon beynahe in

den

den letzten Zügen liegen, ins Hoſpital zu bringen, um die Unkoſten des Begräbniſſes zu erſparen. Damit nun eine ſo große Menge untergebracht werden kann, iſt man genöthigt, oft vier zuweilen ſechs in ein Bette zuſammen zu ſtecken, und ſolcher Bette ſind in einem Zimmer viele. Die nothwendige Folge davon iſt, daß viele, die vielleicht geſund geworden ſeyn würden, wenn man ſie ohne allen Beyſtand aufs freye Feld hinaus geworfen hätte, hier wo ſie von ihrer eignen, und fremden Krankheiten zugleich gequält werden, und daß vereinigte Gift ſo vieler Seuchen in ſich ſchlucken, umkommen.

Die oben gedachte Nothfälle, in welche der Arme zu gewiſſen Zeiten unter beſondern Umſtänden gerathen kann, haben eine zweyte Gattung wohlthätiger Entwürfe hervorgebracht, die, wodurch dem Mangel an Arbeit, der vornehmſten Urſache ſolcher Nothfälle abgeholfen werden ſoll.

Die Klage über dieſen Mangel iſt oft ungegründet, und ein bloßer Vorwand der Faulheit. Aber in einem Lande, wo Handel und Manufakturen viele Hände beſchäfftigen, können und müſſen Umſtände ſich ereignen, in welchen dieſes ein wirkliches, und ein drückendes Uebel für die gemeine Claſſe iſt. Ein ununterbrochener, und ein immer gleicher Flor aller Zweige derſelben, iſt nach dem Laufe der Dinge unmöglich. Jede Veränderung aber, wenn ſie auch im Ganzen noch nicht

Abnahme iſt, macht immer eine Zerrüttung in dem Nahrungsſtande, und läßt oft plötzlich eine Anzahl Arbeiter in der einen Gattung ohne Beſchäfftigung, indem ſie in einer andern fehlen. Daß im Winter, und bey hartem Froſt viele Arbeiten aufhören müſſen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Es iſt wahr, daß ein fleißiger Mann, wenn ſeine bisherige Arbeit nicht mehr geſucht wird, ſich zu einer andern wenden kann. Es iſt nicht weniger richtig, daß ein vernünftiger Mann, wenn er guten Verdienſt hat, etwas von ſeinem Gewinn auf die Zeit der Noth bey Seite legen wird. Aber es wäre deſſen ungeachtet hart, dem Armen nicht in den Augenblicken, wo er ſeine bisherige Arbeit verliert, wenigſtens eine Zeitlang zu Hülfe zu kommen. Erſtlich gehört einige Zeit dazu, ehe er die neue Art von Arbeit lernt, oder doch bis er zur Fertigkeit darinn gelangt: es gehört auch Zeit, und oft Glück dazu, um die Gelegenheit zu einer andern Arbeit aufzuſuchen. Ferner iſt das, was ein Tagearbeiter, beſonders, wenn er Familie hat, von ſeinem täglichen Erwerb, bey Seite gelegt haben mag, bald aufgezehrt, wenn eine Zeitlang nichts mehr einkömmt, und er von dem Erſparten allein leben muß. Ferner ſind auch in gewiſſen Arbeiten die Gewinnſte ſo geringe, daß ſie nur grade zum täglichen Unterhalte zureichen.

Solchen Perſonen auf immer einen Jahrgehalt anzuweiſen, würde ſie zu Bettlern, und Müßiggänßiggängern machen: ihnen aber auf eine Zeitlang Zuſchuß zu geben, damit ſie ſich um neue Arbeit umthun können, iſt eine ſehr wohl angewendete Wohlthat; und es iſt zu bedauren, daß ſo wenige öffentliche, oder Privatfundi zu dieſem Endzwecke gewidmet, vorhanden ſind.

Es fehlt deſſen ungeachtet daran nicht gänzlich. Ein Capitain Horn hat ein Vermächtniß von dreytauſend fünfhundert Pfund Sterling gemacht, wovon die Intereſſen, von dem Edinburger Magiſtrate jährlich um die Weyhnachtszeit in kleinen Summen von zwey bis zu fünf Pfund St. an arme Tagelöhner ausgetheilt werden ſollen, wenn ſie des Winters wegen oder ſonſt, um dieſe Zeit außer Brod ſind. Es zeigt von Einſicht, und Sorgfalt für das Beſte der Armen, daß er grade diejenige Zeit zur Austheilung ſeiner Wohlthat beſtimmt hat, wo zu Feurung, Licht, und Kleidung jeder Menſch mehr als ſonſt braucht, und wo viele der gemeinen Arbeiter weniger als gewöhnlich zu thun haben.

In einer ähnlichen Abſicht hat ſich eine Anzahl angeſehener Perſonen in Edinburg zu einer Privatgeſellſchaft vereinigt, und Subſcriptionen eröffnet, um armen, und fleißigen Leuten gelegentlich, beſonders in der Winterzeit beyzuſtehen. — Die Aufmerkſamkeit, die ſie auf die Vertheilung dieſer Wohlthat gewendet, verdient noch mehr Lob, als die Summen, die ſie dazu hergegeben. Sie haben den ſich bisher die äußerſte Mühe gegeben, den Charakter, und die Umſtände derer, welche auf dieſe Wohlthat einen Anſpruch machen können, zu erforſchen, und die würdigſten, und bedürftigſten aufzuſuchen, und vorzuziehen.

Man hat deſſen ungeachtet auch bey dieſer Ausſpendung von Wohlthaten bemerkt, was jede andre Allmoſenvertheilung begleitet: daß nämlich die Anzahl der Bedürftigen, ſich da zu vermehren ſcheinet, wo Leute vorhanden ſind, die ihnen helfen wollen, oder Fundi, die unter ſie ausgetheilt werden. Es giebt nämlich in allen großen Städten eine Anzahl heimlicher Bettler, die mehr Fleiß, und Mühe anwenden, um ſich gelegentliche, oder beſtändige Allmoſen zu verſchaffen, als ſie nöthig haben würden, um das geſuchte Geld durch Arbeit zu verdienen. — Dieſe legen ſich dann auf genaue Kundſchaft von allen Austheilungen die geſchehen ſollen, von allen milden Inſtituten, die für Arme geſtiftet werden. Kaum iſt es ruchbar worden, daß die oder jene Perſon eine wohlthätige Denkungsart habe, kaum iſt ein Fundus zu milden Gaben geſtiftet, ſogleich ſind Bittſchriften, und Sollicitationen von ihnen da. Da ſie die Sprache, und das Gewerbe der Betteley verſtehen: ſo ſind ihre Vorſtellungen ſo dringend, das Gemählde von ihrer Noth iſt ſo rührend; alles, was ſie ſagen, hat ſo ſehr den Schein der Wahrhaftigkeit: daß ſich auch die klügſten dadurch täuſchen

ſchen laſſen, und glauben, ihre Wohlthat an die würdigſten Gegenſtände gewandt zu haben, wenn ſie in der That Müßiggänger in einem unverdienten Ueberfluſſe ernähren. —

Ein andrer Schaden würde aus den Stiftungen der Art, wovon wir itzt reden, alsdann entſtehen, wenn ſie von der Größe wären, daß die Armen ſich auf dieſelben zu verlaſſen gewöhnten, und alſo ihre eigne Fürſorge für die Zeiten des Mangels, und der Arbeitloſigkeit unterließen, — eine Fürſorge, die dieſem Theile der Menſchen ſo nothwendig iſt, um ſie im Fleiße zu unterhalten.

Deſſen ungeachtet iſt es immer beſſer, mit zu viel Gelindigkeit, als mit zu viel Strenge, ſeine Nebenmenſchen überhaupt, und alſo auch die Armen zu beurtheilen: es iſt beſſer, zuweilen einem Unwürdigen zu helfen, als einen wahren Nothleidenden umkommen zu laſſen. Und überdieß muß man bedenken, daß, ſo wie Schwäche, und Stärke des Körpers von der Natur ungleich ausgetheilt worden, weshalb viele unter der niedrigen Claſſe ohne ihr Verſchulden oft zur Arbeit unfähig, oder nie zu aller Art von Arbeit fähig ſind: ſo auch die Aktivität des Geiſtes, die Erfindſamkeit, mit welcher ſich ein Arbeiter neue Wege des Erwerbs, neue Arten der Beſchäfftigung aufſuchen ſoll, wenn die alten ihm entzogen worden, ebenfalls eine Naturgabe ſey, welche nicht alle beſitzen. Alles demnach, was ich durch meine obigen Anmerkungen geſagt wiſſen will, iſt nur, daß es von Wichtigkeit ſey, bey Ausübung unſrer Wohlthätigkeit Behutſamkeit, und Beurtheilung anzuwenden, um nicht das moraliſche Uebel zu vermehren, indem wir das phyſiſche zu mildern ſuchen.

Beſchluß.

In den vorhergehenden Kapiteln bin ich die meiſten mir bekannten Methoden durchgegangen, nach welchen man den verſchiedenen Uebeln abzuhelfen ſucht, welche von der Armuth herkommen. Ich habe die aus jeder entſpringenden Vortheile, oder Unbequemlichkeiten angezeigt, ſo weit ich dieſelben entweder aus eigner Beobachtung kenne, oder durch Nachrichten andrer, welche mit dieſen Gegenſtänden umgegangen ſind, kennen gelernt habe. Die Kenntniß der Thatſachen muß hier, wie bey allen Unterſuchungen vorhergehen, ehe man allgemeine richtige Regeln finden kann. Die Erfahrung hat in vielen Fällen gezeigt, daß Entwürfe, die nach der Theorie am meiſten verſprachen, in der Vollziehung ganz unerwartete, und ſehr große Uebel nach ſich zogen. Es iſt auch augenſcheinlich, daß im ganzen noch genug Elend vorhanden iſt, dem nicht abgeholfen worden, genug Faulheit, und Laſter, denen nicht geſteuert worden. —

Das alſo, worauf die bisherigen Unterſuchungen leiten ſollen, und wozu ſie in der That nothwendige Vorbereitungen waren, iſt, Vorſchläge zu thun, wie bey den Armenanſtalten die bisher bemerkten nachtheiligen Folgen verhütet, der bisher erhaltne Nutzen vermehrt werden könne?

Dieſes wird den Inhalt des dritten und letzten Theils dieſes Werks ausmachen.

Dritte Unterſuchung.

Welches die ſicherſten Methoden ſind den Anwachs der Bettler zu verhindern und der Noth der Armuth abzuhelfen.

Erſtes Kapitel.

Nicht eine plötzliche Abſchaffung der alten Geſetze, und gänzliche Umänderung der eingeführten Methoden die Armen zu verſorgen, kann von Nutzen ſeyn.

Junge Architekte, wenn ſie anfangen zu bauen, ſind gemeiniglich ſo voll von der Vortrefflichkeit ihrer eignen Entwürfe, daß ſie es zu ihrem erſten Geſchäffte machen, alles, was von ihren Vorgängern auf dem Platz, den ſie gewählt haben, aufgeführt worden war, niederzureißen. Sie werfen, indem ſie dieß thun, nicht nur manche Materialien weg, die ſie ſehr wohl hätten nutzen können: ſondern ſehr oft zerſtören ſie auch ein brauchbares, und durch die Zeit noch feſter gewordnes Gebäude, um an deſſen Stelle ein mehr in die Augen fallendes aber nicht dauerhaftes Werk zu ſetzen, dem es, bey aller ſeiner äußern Schönheit, an Solidität, und Bequemlichkeit fehlt.

In keiner Art der menſchlichen Werke iſt dieſe plötzliche, und gänzliche Umänderung des Alten, gefährlicher, als in der Geſetzgebung. Die Zeit hat uns die nachtheiligen Folgen, welche manche von unſern Voreltern gegebne Geſetze haben, die Mißbräuche, welchen ſie ausgeſetzt ſeyn können, gelehrt. Es wäre deſſen ungeachtet ſehr unklug, dieſe Geſetze eher abzuſchaffen, bis wir mit Gewißheit etwas beſſers wiſſen, das wir an deren Stelle ſetzen könnten. Und woher ſollten wir dieſe Gewißheit haben? Aus der bloßen Theorie? Durch bloße Speculation? Dieſe reicht nicht zu bey der Menge mitwirkender Urſachen, alle Folgen neuerer Geſetze voraus zu ſehen. Eben die Erfahrung, welche uns die Fehler an den alten Geſetzen gewieſen hat, hat uns auch erkennen laſſen, daß viele dieſer Fehler durch keinen menſchlichen Scharfſinn zu entdecken waren, bis der Fall ſich ereignete, wo die Folgen derſelben gefühlt wurden.

So haben wir zum Beyſpiel ziemlich klar dargethan, daß die in England eingeführte Methode, das zur Armenverpflegung nöthige Geld durch eine Auflage zu erheben, an ſich drückend, und von vielen ſchlimmen Nebenfolgen begleitet ſey. Man kann kaum daran zweifeln, daß es für das Land beſſer wäre, wenn jenes Geſetz nie wäre eingeführt worden. Aber da daſſelbe einmal eingeführt iſt, da es nun ſeit zweyhundert Jahren beſtanden hat: ſo würde ganz unfehlbar die größte Unordnung daraus entſtehen, wenn man es auf einmal abſchaffen wollte. Die Menſchen nehmen nicht ſo leicht neue Gewohnheiten an, als neue Geſetze gegeben werden. Und doch muß ihre eigne Geſinnung, und doch müſſen ihre freywilligen Handlungen, zu dem Succeß jeder vom Geſetzgeber angeordneten Einrichtung mitwirken. Wenn jene Armenſteuer aufgehoben würde, und die Engländer aller Stände nicht zu gleicher Zeit ihre alte, durch die lange Zeit erloſchne Gewohnheit freywillige Beyträge zu thun. wieder annähmen: was würde anders die Folge ſeyn, als daß tauſende, die itzt von dem Ertrage jener Auflage gelebt haben, plötzlich ohne Brod wären, und Elend, und Betteley ſich über das ganze Land verbreiten würde.

Ich habe ferner bemerkt, daß, the law of Settlement, das Geſetz, wornach beſtimmt wird, zu welchem Kirchſpiel jeder Arme gehöre, oder vielmehr: wer als ein Einwohner, und ein Glied eines Kirchſpiels angeſehen werden ſolle, dem Armen in vielen Fällen nachtheilig, und dem Fleiße hinderlich iſt. Aber ſo lange jenes erſte Geſetz beſteht, das jedem Kirchſpiel auflegt, ſeine Armen durch eingehobne Taxen zu erhalten, iſt dieſes zweyte Geſetz, wodurch die Laſt auf eine gleichere, und billigere Art unter die Kirchſpiele vertheilet werden ſoll, nothwendig. Und ſelbſt die Beſtimmungen deſſelben in Abſicht der Zeit des Aufenthalts, welche einen neuen Ankömmling zum angeſeſſenen Einwohner macht, müſſen mit Behutſamkeit verändert werden.

Für die Armen eigne Häuſer zu erbauen, ſie in dieſelben zu verſammeln, und ihnen da Nahrung, und Arbeit zu geben, iſt, wie wir geſehen haben, eine ſehr koſtbare, des Mißbrauchs ſehr fähige, die gute Abſicht nicht erreichende Methode die Armen zu verpflegen. Deſſen ungeachtet würde es unrecht gethan ſeyn, da wo Arbeits- und Armenhäuſer gebauet ſind, die Armen heraus zu treiben, und die Häuſer zu einem andern Gebrauch zu beſtimmen.

So oft wir uns vornehmen, einem öffentlichen Uebel abzuhelfen, müſſen wir vor allen Dingen die Urſachen deſſelben unterſuchen. Dann müſſen wir zuſehen: ob dieſe Urſachen nicht gehoben werden können, auch wenn die übrige Verfaſſung unverändert bleibt. Iſt dieſes nicht möglich: ſo werden freylich neue Einrichtungen in Vorſchlag zu bringen ſeyn. Aber dieſe, auch wenn ſie nothwendig ſind, müſſen nie auf eine gewaltſame Weiſe, ſondern nach und nach, und ſo, daß die möglich geringſte Zerrüttung daraus erfolge, eingeführt werden.

Es kann vermeſſen ſcheinen, wenn eine einzelne Perſon Vorſchläge zu Reformen in Sachen thun will, welche ganze Geſetzgebende Corpora ſchon ſeit Jahrhunderten beſchäfftigt haben. Aber wenn dieſe Perſon unverwandt ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen einzigen Gegenſtand gerichtet hat, indeß jene mit vielerley, und noch wichtigern Unterſuchungen zu thun hatten: ſo kann ſie vielleicht auf Betrachtungen kommen, die weit größern, und einſichtsvollern Leuten entgangen ſind. Hat dieſe Perſon Gelegenheit gehabt, ihre Beobachtungen hauptſächlich nur an einem Orte anzuſtellen: ſo iſt freylich nicht zu erwarten, daß ihre Vorſchläge allenthalben anwendbar ſeyn werden. Aber ſchon dieß iſt nützlich einen Gegenſtand der Vergleichung anzubieten, durch deſſen bemerkte Unterſchiede man die Eigenheiten andrer Lagen, und Verfaſſungen kennen lernen könne.

Zweytes Kapitel.

An welchen Oertern vorzüglich eine Verbeſſerung in der Armenverpflegung nöthig iſt.

Allenthalben, wo die Anzahl der Armen nicht groß iſt, und wo man mit den Fundis, die man bisher zu ihrer Erhaltung gehabt hat, auskommt, da iſt es am beſten die Sachen zu laſſen wie ſie ſind. Dieß iſt der Fall in den meiſten Landparochien von Schottland, und in einigen entfernten Gegenden von England. Hier finden ſich niemals viel Arme unerwartet ein, auf die man nicht gerechnet hätte. Die, welche da ſind, kennt man ſehr genau; und die von Taxen, oder freywilligen Beyträgen eingehende Gelder werden ohne alle Beſchwerden entweder in Wochen- und Jahrgeldern, oder gelegentlich als Allmoſen ausgetheilt. — Man würde ſehr unrecht thun, an Oertern, wo dieſe Einrichtung ſchon lange ohne einen merklichen

Nachtheil beſtanden hat, künſtlichere Methoden zu ſuchen. Und wo man dieß wirklich gethan, und anſtatt jener Austheilungen Armenhäuſer gebaut hat, hat man ſich übel dabey befunden.

Aber andere Oerter giebt es, wo man augenſcheinlich noch Urſache hat, eine beſſere Methode, als die gegenwärtige iſt, zu wünſchen, ſowohl um den Laſtern unter dem gemeinen Volke zu ſteuern, als der wirklichen Armuth zu Hülfe zu kommen. Dieß ſind vornehmlich große Städte, und volkreiche Dörfer. Hier findet ſich immer eine viel größre Anzahl von Armen ein, als nach der Proportion der übrigen Volksmenge erwartet werden ſollte. Eine große Stadt iſt nicht nur mit den Armen beladen, die in ihren Mauren, durch oder ohne eigne Schuld derſelben, entſtehen, ſondern mit der noch größern Zahl derer, die ſich aus andern Oertern dahin begeben, entweder in Hoffnung unbemerkter lüderlich ſeyn zu können, oder reichere Allmoſengeber dort zu finden. Hier iſt es, wo man das menſchliche Elend auf ſeiner allerhöchſten Stufe, und in ſeiner traurigſten Geſtalt antrifft. Hier iſt es endlich, wo das eintrifft was ich geſagt habe, daß die zur Unterſtützung der Armen aufgebrachten Gelder nur die Anzahl derer zu vermehren ſcheinen, welche derſelben bedürftig ſind.

Die folgende Vorſchläge ſind dahin gerichtet, vornehmlich denjenigen Unordnungen vorzubeugen,

gen; und dem Elende abzuhelfen, welches ſich unter den Armen größerer Städte immer noch findet.

Drittes Kapitel.

Mittel, Faulheit, Ueppigkeit, und Laſter unter dem gemeinen Volke zu verhüten, und die wahren Armen zu verſorgen.

Erſter Abſchnitt.

Eine genaue Policeyaufſicht. Nothwendigkeit, und Schwierigkeit derſelben in großen Städten.

Das erſte, was zum Grunde der Armenpolicey in großen Städten gelegt werden muß, iſt eine ſolche Aufſicht über alle die, welche zu den unterſten Claſſen der Geſellſchaft gehören, daß ihr Gewerbe, ihre moraliſche Aufführung, und ihr Nahrungs- und Vermögenszuſtand der Obrigkeit bekannt werde.

Jede Stadt, jede Gemeinheit, iſt als eine große Familie zu betrachten, deren Glieder, obgleich von verſchiednem Range und Beſchäfftigung, doch mit einander zuſammenhängen, und einander gegenſeitig zu ihrer Glückſeligkeit nöthig haben. Wenn auch nur eines derſelben ſeine Pflichten vernachläßiget, oder unrecht thut, ſo muß daraus ein Schade für das Ganze erwachſen.—

In ganz kleinen Gemeinheiten wird dieſer Schaden ſehr bald empfunden: eben dadurch wird jedes Mitglied auf den Mißhandelnden aufmerkſam, und Unordnungen können in denſelben ſchwerlich lange unentdeckt fortgeſetzt werden. Jeder Einwohner ſieht auch den andern beſtändig vor Augen: keiner hat andre große, oder weitläuftige Gegenſtände der Aufmerkſamkeit, die ihn von der Beobachtung ſeiner Nachbarn abziehen. Auf dieſe Weiſe iſt die Aufführung eines jeden auch geringen Menſchen immer unter der Aufſicht ſeiner Mitbürger. In großen Städten aber, iſt der Zuſammenhang der Einwohner viel geringer, die Beziehungen derſelben auf einander ſind entfernter. Der Einfluß, welchen ein Individuum auf das ganze hat, wird lange nicht ſo merklich empfunden. Ueberdieß werden die von der beſſern Sorte, durch Vergnügen, und Geſchäffte ſo lebhaft beſchäfftigt, daß ſie nicht Zeit haben, auf dasjenige Acht zu geben, was außer dieſem Cirkel um ſie herum vorgeht. Es iſt hier nicht ungewöhnlich, daß zwey Familien viele Jahre lang in einem Hauſe, oder in an einander ſtoßenden Häuſern wohnen, ohne das mindeſte von einander zu wiſſen. In ſolchen Gemeinheiten wird es alſo immer eine Menge Leute, beſonders aus den niedrigen Ständen geben, die ganz unbeobachtet bleiben, und die alſo, wenn ihr Charakter ſchlecht iſt, im Müßiggange, und

Unordnung lange fortleben können, ohne einer Entdeckung, oder Beſtrafung ausgeſetzt zu ſeyn. Hier muß alſo die öffentliche Policey die Aufmerkſamkeit der Privatperſonen vertreten; ſie muß ein Auge auf diejenigen haben, die zu ſehr im Dunkeln leben, als daß ſie von ihren Mitbürgern beobachtet, und durch das Urtheil derſelben im Zaum gehalten werden könnten.

Nun iſt zwar in einem Lande der Freyheit, wie das unſrige, einem jeden erlaubt, an dem Orte, und auf die Weiſe zu leben, wie es ihm ſelbſt am beſten gefällt. Deſſen ungeachtet iſt die Obrigkeit in volkreichen Städten, durch die Geſetze autoriſirt, über die Aufführung, und den Charakter der Einwohner der unterſten Claſſe die Aufſicht zu führen. Sie hat beſonders das Recht von allen neuen Ankömmlingen dieſer Art zu verlangen, einmal, daß ſie Zeugniſſe von ihrem guten Verhalten aus dem Orte, wo ſie ſich zuletzt aufgehalten, mitbringen; fürs andre, daß ſie ihr anzeigen: auf welche Weiſe ſie ihren Unterhalt ſich zu verſchaffen gedenken. Diejenigen, welche mit jenen Zeugniſſen nicht verſehen ſind, oder keine Unterhaltungsmittel anzugeben wiſſen, darf die Obrigkeit aus ihrem Bezirke wegweiſen, oder nach Beſchaffenheit der Umſtände als Vagabunde beſtrafen. Sie iſt aber nicht nur berechtigt, von herumſchweifenden Bettlern Kundſchaft einzuziehen, damit dieſe ſich nicht einſchleichen, ſondern auch ſich überhaupt zu bekümmern, wer von den Einwohnern in Müßiggange, und Ausſchweifung, und ohne ſichtbare Mittel ſeines Auskommens lebt, und ſolche Perſonen einzuziehen, oder zur Arbeit zu nöthigen.

Dieß ſind die Geſetze: und ohne Zweifel würde durch die Befolgung derſelben der größte Theil der Unordnungen, worüber man klagt, gehoben, und der Armenfond ſeiner größten Bürde entledigt werden. Aber wie ſchwer iſt die Vollziehung dieſer Geſetze? Wie iſt es möglich in einer großen volkreichen Stadt, wo täglich tauſende von armen Leuten aus mannichfaltigen Urſachen ankommen, und abgehen, den Charakter, und die Umſtände jedes Individui kennen zu lernen? Wie ſollen wir diejenigen aufſuchen, die jede Nacht in einem andern Keller, oder auf einem andern Söller ſich verbergen? Wie ſollen wir denſelben in ihren eben ſo dunkeln, als veränderlichen Zufluchtsörtern nachgehen?

Dieſe Schwierigkeiten ſind allerdings vorhanden. Aber ſie ſind nicht unüberwindlich. Man bedenke nur, wie ſchwer es uns ſcheinen müßte, wenn wir nicht die Ausführung vor Augen ſähen, daß die funfzig bis hunderttauſend Mann, aus welchen eine Armee beſteht, in einer ſo genauen Aufſicht gehalten werden, daß auch kein einziger derſelben ſeinen Obern unbekannt bleibt, keiner ſeine Pflicht einen Augenblick, ohne bemerkt zu werden, verabſäumen kann.

Doch die militäriſche Diſciplin in eine bürgerliche Geſellſchaft einzuführen, könnte der Freyheit gefährlich ſcheinen. Aber ein Beyſpiel, welches noch näher zum Ziele trifft, weil es grade zu der Gattung gehört, wovon wir reden, und welches die Möglichkeit einer genauen Aufſicht über eine große Anzahl von Menſchen, und ihre mannichfaltige Geſchäfftigkeit beweiſt, iſt die Policey, welche in Paris in Abſicht der Fremden ſchon ſeit beynahe einem Jahrhunderte wirklich beobachtet wird.

Obgleich Paris eine der größten Städte von Europa, und der Zufluß der Fremden unaufhörlich iſt, und obgleich die Freyheit im Privatleben durch nichts geſtört wird: ſo kann doch kein Fremder die Thore der Stadt paſſiren, ohne ſogleich bekannt zu werden. Sein Name, ſein Rang, ſeine Beſchäfftigung werden dem Policeylieutenant hinterbracht. Dieſer erfährt jedes Haus, wo er Zutritt hat, weiß die Geſellſchaften, die er beſucht, und dieß alles, ohne daß der Fremde im mindeſten gewahr wird von Spionen umgeben zu ſeyn.

In Großbrittannien iſt nun zwar gegen vornehme Fremde dieſe argwöhniſche Wachſamkeit nicht nöthig, da wir weniger Urſache haben gegen geheime Ränke, und Staatsverſchwörungen auf unſrer Hut zu ſeyn. Aber wenn bey uns eine ähnliche Aufmerkſamkeit auf die müßigen, nichtswürdigen, und herumſchweifende Armen gewandt würde, deren wir eine ſo große Menge haben, ſo iſt klar, daß es ebenfalls möglich ſeyn würde, von ihrem Thun und Laſſen, ihren Beſchäfftigungen, Zeitvertreiben, Ausſchweifungen, und den Mitgenoſſen derſelben genaue Nachricht einzuziehen; und wenn einmal dieß erreicht wäre, ſo würden viele Unordnungen gar leicht gehoben werden, vieler Aufwand erſpart werden, die itzt dem Publicum zur Beſchwerde gereichen.

Daß dieſer Plan ſo viele Schwierigkeiten in der Ausführung findet, kömmt nicht ſowohl daher, daß er an ſich auszuführen unmöglich iſt, als vielmehr daher, daß der Eifer, und die Thäthigkeit dazu fehlt, weil man nicht genug bedenkt, von welcher Wichtigkeit die Abſicht iſt, die man dadurch erreichen würde. Diejenigen, welchen dieſe Sorge anheimfallen ſollte, nehmen nicht ein gnug lebhaftes Intereſſe an der Sache, um ſich ſolche ſo viel Mühe, und Zeit koſten zu laſſen, als ſie freylich erfordert. Es iſt eine richtige Bemerkung, daß die Laſter, ſo wie die Noth des gemeinen Mannes häufig einen Gegenſtand der Geſpräche der Vornehmern auf kurze Zeit ausmachen, daß aber wenig Perſonen an das eine, oder das andere nachher weiter gedenken, weil ſie den nachtheiligen Einfluß, den am Ende beydes auf die ganze Geſellſchaft, und alſo auch auf ſie haben muß, nicht lebhaft empfinden. Zunehmende Faulheit, und zunehmende Armuth unter dem gemeinen Mann gehören unter die chroniſchen Krankheiten des politiſchen Körpers, die ſo wie ähnliche

Krankheiten des natürlichen oft vernachläßiget werden, weil die Symptome derſelben nicht heftig ſind, und keine augenblickliche Zerſtörung drohen.

Dem Mangel dieſer ſorgfältigen Aufſicht über die gemeine arbeitende Claſſe iſt es zuzuſchreiben, daß die Armengeſetze von ſo geringem Erfolge ſind. Denn wie kann man entweder recht paſſende Vorſchläge zu der Unterſtützung derer, die in Gefahr ſind in Armuth zu gerathen, zum Beyſtand derer, welche ſchon vom Mangel gedrückt werden, machen, wenn man den Zuſtand der Individuen, ihre Bedürfniſſe, die Urſachen ihres Verfalls nicht genau kennt? Und wie iſt es möglich, die beſten allgemeinen Entwürfe auf eine wirklich nützliche Art auszuführen, wenn man nicht durch die Kenntniß des Details, und der localen Umſtände geleitet wird? Daher iſt es nicht zu verwundern, daß, wie Doctor Burn bemerkt, faſt alle mögliche Arten der Veränderungen bey den Armengeſetzen verſucht, und jede unzulänglich befunden worden. Ohne viel Geſetze wird die Armenverpflegung an den Orten allemal die möglich beſte ſeyn, wo redliche, und verſtändige Männer ſich die Mühe geben, genau nachzuforſchen: wer arm iſt, oder arm werden könnte, warum jeder in dieſem Zuſtande iſt; und wer von den Armen Hülfe, und welcher Zucht, oder Strafe verdient?

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Von den Adminiſtratoren der Armenſachen.

Die erſte Frage iſt: wer ſoll eigentlich die Verwaltung dieſes Geſchäffts über ſich nehmen? Dieſes haben bey uns die Geſetze ſchon entſchieden. In England gehört daſſelbe für die Kirchenvorſteher, zu welchen noch drey oder vier jährlich erwählte angeſehene Hausväter aus jedem Kirchſpiele, hinzukommen. In Schottland wird es dem Geiſtlichen, und den Kirchencollegiis überlaſſen, obgleich jeder Eigenthümer eines freyen Grundſtücks das Recht hat, die Verwaltung der Armengelder nachzuſehen. In Städten, wo Armenhäuſer erbaut ſind, werden einige Glieder des Magiſtrats gemeinſchaftlich mit Deputirten von den verſchiedenen Corporibus der Kaufleute, der Handwerksinnungen, und von den Kirchencollegiis zur Adminiſtration derſelben erwählt. Hierinn etwas zu ändern, wäre ganz unnöthig. Es kann keine Claſſen von Bürgern geben, die ſchicklicher zu dieſen Verrichtungen wären, und denen dieſe Pflicht mehr obläge, als die ebengenannten.

Aber obgleich die Corpora beſtimmt ſind, woraus gewählt werden ſoll, ſo iſt deſſen ungeachtet noch eine große Mannichfaltigkeit in der Wahl der Subjekte möglich. Und allerdings kömmt es bey der Ausführung beſſerer Entwürfe gar ſehr darauf an, von welchem Charakter, und Geiſt diejenigen ſind, welche ſich mit der Verwaltung der Armenanſtalten befaſſen. Wenn es nicht möglich iſt, eine hinlängliche Anzahl ſolcher Perſonen zu finden, die des allgemeinen Beſtens wegen ſich gerne den Mühwaltungen dieſes Amtes unterziehen, die alle ihre Aufmerkſamkeit darauf wenden, und die dazu auch die nöthigen Fähigkeiten haben: ſo kann kein Geſetz etwas nutzen, kein Plan ausgeführt werden. Darüber iſt in den reichen Städten Englands am meiſten geklagt worden, daß, weil diejenigen Perſonen, in welche das Publicum das größte Vertrauen ſetzen könnte, und die Verſtand, und Aufklärung zu dieſem Geſchäffte hinzubringen, daſſelbe unter ihrer Würde zu ſeyn glauben, es in die Hände ſolcher Leute fällt, die daraus ein Gewerbe machen. Zum Unglück aber liegt die Schuld, daß dieſe Klagen ſtatt finden, grade an denjenigen mit, die ſie am meiſten im Munde führen. Dieß ſind nämlich gemeiniglich Perſonen, die eine hohe Armentaxe bezahlen; Wohlhabende, die ſich ſehr wohl zu Direktoren der Armenſachen ſchickten, die aber an dieſe dem Publicum ſo wichtige Sache nicht eher gedenken, bis ſie durch die an ſie gemachten Geldforderungen aus ihrem Schlafe, und ihrer Gleichgültigkeit erweckt werden. Sie hätten es in ihrer Gewalt gehabt an der Abſtellung des Uebels, worüber ſie klagen, zu arbeiten, wenn ſie entweder ſelbſt ein Amt der Art angenommen, oder ihr Anſehen angewandt hätten, gleich gut qualificirte Perſonen dazu zu befördern, durch deren

ren beſſre Verwaltung die Ausgaben wären vermindert worden.

Eine zweyte Klage iſt: daß, wenn auch Perſonen mit den nöthigen Eigenſchaften verſehen, zu ſolchen Aemtern gewählt worden. doch wenige derſelben ſich viel Mühe mit deren Verwaltung geben. Um zu machen daß die Zuſammenkünfte der Adminiſtratoren regelmäßiger gehalten werden, hat man vorgeſchlagen, daß ihnen für jede Stunde, die ſie in Verwaltung dieſes Geſchäfftes zubringen, eine gewiſſe Summe bewilligt werde. Dieß kann vielleicht in ſolchen Gegenden des Landes nützlich ſeyn, wo die Adminiſtratoren in beträchtlichen Entfernungen von dem Ort ihrer Verſammlungen wohnen. Aber in groſſen Städten, wo eine gewiſſenhafte, und fleißige Beywohnung der Berathſchlagungen am meiſten zu wünſchen wäre, würde dieſes Mittel von wenigem Nutzen ſeyn. Wenn Perſonen nicht ein lebhaftes Gefühl von ihrer Pflicht gegen das Publicum haben, oder ein Vergnügen daran finden, vorzüglich nützlich zu ſeyn: ſo werden ſie ſich durch eine ſolche Kleinigkeit nicht beſtechen laſſen, kein Prämium von der Größe, als die Armenfundi hergeben können, wird wohlhabende, geſchäfftloſe Leute bewegen, ihren Vergnügungen zu entſagen, oder Kaufleute, ihre wichtigen eignen Geſchäffte bey Seite zu ſetzen, um ſich mit den Angelegenheiten geringer, und armer Leute abzugeben. Es iſt überdieß zu befürchten, daß Geldbelohnungen nur dienen würden, diejenigen herbey zu locken, deren eigennützige Denkungsart ſie am wenigſten zu treuer Verwaltung ſolcher Aemter tüchtig machte.

Deſſen ungeachtet, ſo ſehr auch die meiſten Menſchen zerſtreut, und mit ihren eignen Angelegenheiten, und Zeitvertreiben beſchäfftigt ſeyn mögen, ſo iſt doch zu hoffen, daß, wenn ein vernünftiger, wohlgeordneter Plan zur Armenverpflegung einmal gefunden wäre, und befolgt würde, ein Plan bey welchem gutdenkende Perſonen aus den obern Claſſen einſähen, es ſtünde in ihrer Gewalt, dem Publicum einen weſentlichen Nutzen zu ſchaffen, bey welchem ſie zugleich ihre Pflicht deutlich vorgeſchrieben, und leicht fänden: daß, ſage ich, ſich auch mehrere würden willig finden laſſen, einen Auftrag dabey anzunehmen. Gegenwärtig iſt dieß der Fall nicht. Die Theorie dieſer Adminiſtration iſt noch nicht völlig im klaren. Da ſo viele Entwürfe bisher mißgelungen ſind, ſo verzweifelt man, daß irgend ein beſſerer zu finden möglich ſey; und die meiſten weichen alſo einem Dienſte aus, von welchem ſie befürchten, daß er ohne großen Nutzen für andere, ihnen ſelbſt viele Mühe auflegen werde. Aber da, wo mit Wahrſcheinlichkeit etwas gutes auszurichten iſt, da finden ſich, Gott Lob! immer noch patriotiſchgeſinnte Menſchen, und auch Menſchen, die Muße, und Talente haben, ſich dem Dienſte des Publicum in dieſer Art zu widmen. Selbſt ſo unvollkommen gegenwärtig die Sachen ſind, haben doch einige Perſonen vom höchſten Adel es nicht unter ihrer Würde zu ſeyn erachtet, die Beſorgung der Armenſachen in einigen Kirchſpielen von London zu übernehmen. In den nördlichen Provinzen des Königreichs haben hin und wieder die angeſehnſten und begüttertſten Einwohner, auf die Angelegenheiten der Armen die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit gewendet, Perſonen, die ſich wahrſcheinlich gar nicht damit würden abgegeben haben, wenn ſie dafür hätten ſollen bezahlt werden.

Dritter Abſchnitt.

Nothwendigkeit eines Armeninſpektors, Pflichten, und Emolumente deſſelben.

Zu der ſo nothwendigen Kenntniß der Armen zu gelangen, iſt es nothwendig, daß die Vorſteher, oder Direktoren der Armenſachen, welche, wie ich wünſche, Perſonen von einem gewiſſen Range, und Anſehen ſeyn ſollen, von einem ſubalternen Officianten unterſtützt werden, der das, was bey dieſen Unterſuchungen, allzu beſchwerlich für ſie ſeyn, oder ihnen allzu viel Zeit koſten würde, über ſich nehme. Ich will denſelben Armeninſpektor nennen. Dieſer ſoll aus der Armencaſſe zu dem Ende beſoldet werden, daß er von den in ſeinem Diſtrikte wohnenden, oder in demſelben ſich einfindenden Armen Nachrichten einziehe, und eine ordentliche Liſte über ſie halte.

Seine Pflicht wird alſo erſtlich ſeyn, jeden fremden Menſchen ohne Stand, Vermögen, und Zeugniſſe, der über die Gränzen dieſes ſeines Diſtrikts tritt, zu bemerken, und auf ihn ein wachſames Auge zu haben. Fürs andre: über die ſchon einſäßigen Leute von verdächtigem Charakter, und die keine ſichtbaren erlaubten Erwerbsquellen haben, und alſo wahrſcheinlich zu einer, oder der andern Zeit zu Allmoſen ihre Zuflucht nehmen könnten, Nachforſchungen anzuſtellen.

Dieſes Geſchäffte wird ſchwerer, oder leichter ſeyn, nach dem Verhältniſſe der Anzahl der an einem Orte wohnenden Armen. In einer großen Stadt würde es durchaus über das Vermögen eines einzigen Menſchen ſeyn, das Ganze zu überſehen. Solche Städte müſſen alſo in Quartire getheilt, und über jedes Quartier muß ein eigner Inſpektor geſetzt werden. -- Ein Diſtrikt, der zehntauſend Einwohner enthält, iſt nach meinem Bedünken für die Aufſicht eines geſchickten, und thätigen Mannes nicht zu groß. Da alle Perſonen aus guten Familien, alle, welche von ihrem Vermögen, oder von einer beſſern, als Handarbeit leben, oder unter den gemeinen Tagelöhnern die, welche von einem allgemein anerkannten guten Charakter ſind, da, ſage ich, alle dieſe von jener Zahl abgezogen werden müſſen, ſo bleibt höchſtens noch der zehnte Theil übrig, mit welchen ſich der Armeninſpektor auf irgend eine Art zu beſchäfftigen hat.

Damit er aber die fremden Vagabunde, die ſich einſchleichen, und die Lüderlichen unter den Einheimiſchen kennen lerne, muß er ſich um die Oerter, und Leute bekümmern, bey welchen dieſelben ihren Aufenthalt finden; er muß die Schlupfwinkel entdecken, wo die Müßiggänger, und Lüderlichen zuſammen zu kommen pflegen. Dann wird es möglich ſeyn, durch einige Beyſpiele exemplariſcher Beſtrafungen dem wachſenden Uebel Einhalt zu thun. Das iſt nicht ein bloß ſpeculativer Plan: er iſt ſchon, und mit gutem Erfolge, in einem Kirchſpiele der Vorſtädte von Edinburg ausgeführt worden. Dieſes Kirchſpiel hat ungefähr ſiebentauſend Einwohner. Ein einziger Mann iſt zum Armeninſpektor, und mit einem ganz geringen Gehalte beſtellt. Und ob er gleich nur einen Theil ſeiner Zeit darauf wendet: ſo iſt doch kaum irgend ein unordentliches Haus, oder ein ausſchweifend lebender Menſch unentdeckt geblieben.

Es iſt dieß deſſen ungeachtet nur ein Theil der Obliegenheiten eines ſolchen Aufſehers: er ſoll nicht bloß auf die fremden, und die böſen unter den angeſeſſenen Armen Achtung geben, und von ihrer Aufführung Nachricht einziehen, ſondern er ſoll überhaupt von allen Familien, und Perſonen, die wahrſcheinlich dem Publicum einmal zur Laſt fallen könnten, eine Kenntniß ſich zu erwerben ſuchen, damit er, im Falle daß ſie bey den Vorſtehern des Allmoſenamts mit einer Bittſchrift um Wohlthaten einkämen, im Stand ſey, denſelben diejenigen Nachrichten zu ertheilen, wornach ſie ſich in ihrer Entſchließung richten können.

Zu dem Ende muß er eine Liſte von ſolchen Perſonen halten, wo nebſt ihren Namen, Aufenthalt, Alter, auch die Art ihrer Arbeit, ihr wahrſcheinlicher Erwerb, ihr Charakter, die zufällige, oder bleibende Urſache ihrer Noth, (wofern ſie im Mangel ſind) ihre Hülfsmittel, und der Beyſtand, den ſie ſchon durch ihre Verwandte, oder auf andere Weiſe erhalten, angemerkt ſey.

Zum Schema einer ſolchen Liſte können folgende Beyſpiele dienen:

A. B. — nüchtern, arbeitſam — hat ein Weib, und drey junge Kinder, — hat ſich aufgehalten in dem, und dem Orte, ſo, und ſo viel Jahre, ſteht in gutem Rufe, — iſt ſeit einiger Zeit kränklich, — und findet itzt Mühe, ſich ſammt ſeiner Familie zu erhalten.

E. F. — ein tüchtiger Handwerker, — ſehr fähig zu arbeiten, aber faul, und ein Freund vom Spazierengehen, und luſtigen Zuſammenkünften, — hat ein Weib, und zwey Kinder, die er vernachläßiget, und die deswegen ſchlecht beköſtiget, und bekleidet ſind.

D. C. — der Arbeit fähig — hat ein Weib, und vier Kinder, — aber von verdächtigem Charakter, weil er einen Aufwand macht, von dem man nicht weiß, wo er das Geld dazu hernimmt.

G. H. — und ſein Weib ſind beyde alt, haben aber Kinder, die für ſie ſorgen können.

Es kann ſich treffen, daß bey aller Sorgfalt des Inſpektors doch zuweilen Perſonen, die ihm unbekannt geblieben ſind, bey den Vorſtehern des Armenweſens um Allmoſen anhalten. Alsdann muß es ihm aufgetragen werden, ſich um dieſelben zu erkundigen, und eher muß den Bittenden kein Allmoſen bewilligt werden, als bis bey der nächſten Sitzung der Vorſteher, der Rapport des Inſpektors eingelaufen iſt.

Dieſer Gedanke iſt nicht gänzlich neu. Er iſt ſchon von dem gelehrten Doctor Burn, der überhaupt auf dieſen Gegenſtand großen Fleiß, und vieles Nachdenken verwandt hat, vorgetragen worden. Dieſer Autor beſtimmt noch genauer, was für Perſonen zu dieſem Amte zu erwählen ſind. Sie müſſen, ſagt er, nicht von dem niedrigſten Stande ſeyn, damit ſie doch einiges Anſehen bey den gemeinen Leuten haben; und auch nicht von einem ſo hohen, daß ihnen die Gewohnheiten, und Sitten derſelben ganz unbekannt, und die Beſuche ihrer Wohnungen zu läſtig wären.

Das dem Armeninſpektor zu bewilligende Gehalt muß ungefähr zwiſchen zehn und dreyßig Pf. Sterling des Jahrs feſtgeſetzt werden. Wäre es anſehnlicher, ſo würden ſich bald zu viele Leute herzu drängen; Empfehlungen würden einlaufen, und es würden wahrſcheinlich nicht diejenigen gewählt werden, die am beſten dazu qualificirt ſind. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der dieſes Amt bekleidende von den Vorſtehern abhänge, und von ihnen abgeſetzt werden könne, wenn ſie ihn untüchtig, oder in Erfüllung ſeiner Pflicht ſaumſelig finden. — Mir ſcheint es, daß die Einführung eines dergleichen Amtes einer der erſten, und nothwendigſten Schritte zu einer vollkommnern Armenpolicey wäre.

Vierter Abſchnitt.

Von den Vorſtehern der ganzen Armenverpflegung, ihren Pflichten, und Geſchäfften.

Das Geſchäffte der Vorſteher beſteht hauptſächlich darinn, daß ſie die Anſuchungen und Bittſchriften der Armen ihres Diſtrikts, um eine Unterſtützung, annehmen, ihre Anſprüche unterſuchen, und denjenigen ſie ertheilen, welche ſie derſelben würdig, und benöthigt finden.

Hierbey iſt es nun ſehr wohl möglich, die größte Regelmäßigkeit, und Ordnung einzuführen. Vor allen Dingen muß die Anzahl der Vorſteher proportionirt ſeyn der Menge der Armen, die ſie zu verſorgen, dem Umfange und der Bevölkerung des Diſtrikts, den ſie unter ihrer Aufſicht haben. Es müſſen ferner die Zeiten, wo ſie zu Berathſchlagungen zuſammen kommen, beſtimmt ſeyn, und da wo ſolche Zuſammenkünfte oft nöthig ſind, muß daß Corpus der Vorſteher in Theile getheilt werden, die nach der Reihe die laufenden Geſchäffte wechſelsweiſe beſorgen.

Man kann über dieſen Punkt ſchwerlich für Städte einen beſſern Plan erdenken, als den, welcher in Schottland, da, wo Armenhäuſer ſind, befolgt wird. — Es wird alle Jahre aus den verſchiedenen Claſſen der Land- und Hausbeſitzer, aus den verſchiednen Kirchencollegiis, und endlich aus allen Zünften, und Corporationen eine gewiſſe Anzahl von Perſonen zu Vorſtehern über die Armenſachen erwählt. Dieſes ganze Collegium kommt in pleno alle Vierteljahre zuſammen, es wählt aber aus ſeinen Gliedern Funfzehn, welche ſich monatlich verſammeln, und von dieſen Funfzehn werden wieder Fünf gewählt, welche alle Wochen Zuſammenkünfte halten. Dieſer engſte Ausſchuß expedirt die laufenden Geſchäffte, ſtattet aber der monatlichen Verſammlung Rapport ab, und holt über zweifelhafte Fälle ihren Rath ein. Dieſe macht wieder einen allgemeinen Bericht an die vierteljährige Sitzung ſämmtlicher Mitglieder, ohne welche keine weſentliche Aenderung vorgenommen, keine Sache von Wichtigkeit entſchieden werden kann.

Wenn wir nun unterſuchen: was dieſes Geſchäffte für Pflichten unter ſich begreife: ſo finden wir, daß, wie ich ſchon geſagt habe, die erſte, und nothwendigſte ſey, die Kenntniß der Armen zu erhalten, und einen Unterſchied zwiſchen ihnen zu machen, nach dem Maaße, als ihr Bedürfniß, und ihre Noth groß iſt, oder nach dem ihre Aufführung gut geweſen. Dazu iſt nun auf keine Weiſe genug, daß die Vorſteher ſich von den Armen ſelbſt Certificate von der Wahrheit der Umſtände, die dieſe in ihren mündlichen, oder ſchriftlichen Bitten anführen, geben laſſen. Nur zu leicht werden auch gute, und vernünftige Leute verführt, entweder aus Trägheit, weil ſie nicht unterſuchen, oder aus Gutherzigkeit, weil ſie einem Armen nicht Schaden thun wollen, Dinge zu bezeugen, die ſie nur unvollkommen wiſſen. Es iſt kein anderes Mittel für die Vorſteher, zu einer ſichern Kenntniß zu gelangen, als daß ſie ſelbſt in die Häuſer der Armen gehen, und mit ihren eignen Augen ſehen, oder daß ſie einem dazu geſetzten Manne, der für ſeine Berichte verantwortlich iſt, es auftragen die genauſten Unterſuchungen anzuſtellen.

Der zweyte Gegenſtand, über welchen die Vorſteher zu berathſchlagen haben, iſt die Art und Weiſe, wie die nun wirklich für Hülfsbedürftige erkannte Armen verſorgt werden ſollen. — Wir wollen vorausſetzen, daß dieſelben unſre obigen Betrachtungen richtig befunden, und die Methode die geſammelten Gelder, oder Allmoſen zu Armenhäuſern zu verwenden, verworfen hätten. Es ſoll alſo der gemeine Haufen der Armen durch wöchentliche, oder monatliche Penſionen erhalten werden. Es fragt ſich: wie man die Größe dieſer Penſionen zu beſtimmen habe? -- Der Grundſatz,

ſatz, den man hiebey als eine erſte, und unabänderliche Regel befolgen muß, iſt der: die Bewegungsgründe zum Fleiße ſollen nicht vermindert, und das Schickſal des nicht arbeitenden Armen ſoll dem Schickſale des arbeitenden nicht gleich gemacht werden. — Dem zufolge muß das Wochen- oder Monatsgeld, das man zur Erhaltung eines Armen bewilligt, etwas weniger betragen, als ſich auch der gemeinſte Arbeiter in der nämlichen Zeit verdienen kann. Denn wenn es auch nicht Mangel an gutem Willen, ſondern Unvermögen iſt, welches ihn vom Arbeiten abhält: ſo hat er doch als ein der Geſellſchaft nicht mehr dienendes Glied, auch auf die Vortheile in derſelben nicht gleichen Anſpruch. Wer vom Allmoſen lebt, muß in den Stand geſetzt werden, leben zu können, aber es darf ihm nicht ſo viel gegeben werden, daß er wohl lebe.

Welches aber die kleinſte Summe ſey, die zur Unterhaltung eines Manns, oder einer Familie hinlänglich iſt, das läßt ſich freylich ſo gewiß nicht beſtimmen, und iſt an verſchiedenen Orten nach der Theurung der Lebensmittel, und auch nach der eingeführten Lebensart der Einwohner ſehr verſchieden. Es iſt allerdings einem im Ueberfluß erzognen Menſchen faſt unglaublich, mit wie wenigem ſich die Natur in den Hütten der Armen befriedigen läßt. Um Edinburg, z. B. kann man ein Peck Artoffeln, (ein Maaß, welches ſieben und zwanzig und ein halb Pfund wiegen ſoll) um ſieben

ben pence, (vier ggr. acht pf.) kaufen. Zwey Pfund Potaten enthalten ungefähr eben ſo viel nahrhafte Theile als ein Pfund Brod, und ſind für manchen armen Mann ohne andere Speiſen zur Nahrung auf einen Tag hinlänglich. Das wäre alſo an Gelde auf einen Tag ein halber penny (vier pf.) Wenn man nun noch dem Armen einen halben penny auf eine Pinte Milch und einen drittenhalben penny für Feurung, und die übrigen Nothwendigkeiten zugeſteht: ſo macht die ganze tägliche Portion, mit welcher ſich derſelbe nothdürftig erhalten kann, drey halbe pence (ein ggr.)

Das würde alſo in Gegenden, wo die Lebensmittel in dem Verhältniſſe des oben gedachten Preiſes ſtehen, und wo arbeitende Leute mit dieſer Summe auskommen, die geringſte einem Armen zu bewilligende Penſion ſeyn. Ich ſage, die geringſte; denn ich verlange nicht, daß alle Armen auf eine ſo gar kärgliche Art abgeſpeiſet werden ſollen. Wenn auch wirklich der größte Theil nichts beſſeres verdiente, ſo muß man denken, wie Hamlet zum Polanus von ſeinen Schauſpielern ſagt. „Wie? du willſt jeden Menſchen nach ſeinem Verdienſte behandeln? Und wer wird dann Peitſchenhieben entgehen? Behandle jeden nach deiner eignen Würde, und Hoheit; je weniger ſie verdienen, deſto mehr Verdienſt iſt in deiner Güte.“ —

Aber in der That iſt auch ein großer Unterſchied unter den Armen. Einige derſelben ſind brave, und rechtſchaffene Leute: die Gerechtigkeit verlangt, daß ihnen ein gemächlicheres Auskommen verſchaffet werde; andre ſind ſchwach, von Krankheit, und Schmerzen geplagt; die Menſchlichkeit wünſcht außer ihrem Unterhalt auch etwas zur Erquickung derſelben beyzutragen. Beyden muß nach der Billigkeit ein reichlicheres Allmoſen als andern gereicht werden.

Aber die notoriſch Lüderlichen, und Faulen, dieſe müſſen um des gemeinen Beſten willen, auf die geringſte Portion geſetzt werden, mit welcher es nur möglich iſt auszukommen. Es iſt dieſes die natürliche Strafe, welche die Vorſehung ſelbſt auf Müßiggang, und Ausſchweifungen gelegt hat. Eine andre willkührliche Beſtrafung thut nie ſo ſichre Wirkung die Menſchen von beyden abzuſchrecken. Eine übel angebrachte, wenn auch gutgemeinte Wohlthätigkeit, richtet, indem ſie den Geſetzen der Natur entgegen arbeitet, einen wirklichen Schaden an.

Unterdeſſen, obgleich den beſſern, oder dem mit mehrerm Uebel geplagten Armen, eine reichlichere Hülfe zufließen muß, ſo muß ſie deſſen ungeachtet nach meiner Meynung das doppelte jener geringſten Portion nicht überſteigen, und wenn alſo in einer Gegend die, welche am wenigſten bekommen, mit drey halben pence des Tags, oder mit zehn und einen halbem pence (ſieben gar.) die Woche auskommen müſſen, ſo werden die am meiſten begünſtigten nicht über einen Schilling neun d.

(vierzehn ggr.) wöchentlich bekommen müſſen. An Oertern, wo die Lebensmittel in höherm Preiſe ſind, müſſen die Allmoſen nach Proportion ſteigen. Auch auf die Sitten, und die Gewohnheiten der gemeinen Leute muß, wie ich geſagt habe, etwas gerechnet werden. Wo, wie in London, der geringſte Tagelöhner, an ſein Rindfleiſch, und ſein Bier von Jugend auf gewöhnt iſt, da würde es beynah ſo viel heißen, als ihn verhungern laſſen, wenn man ihn auf einmal auf eine ganz geringe Koſt ſetzen wollte. — In entfernten Gegenden des Landes hingegen, wo der Luxus noch nicht hingedrungen iſt, iſt der Arme auch mit wenigerm zufrieden, weil er die ganze Claſſe gemeiner Leute nicht viel beſſer leben ſieht. Auf der andern Seite aber muß man auch bemerken, daß der würdige Arme außer dem öffentlichen Allmoſen gemeiniglich auch noch einige Wohlthaten von Privatleuten bekömmt, die ihn kennen, und daß er auf dieſe Weiſe, ſeiner guten Aufführung wegen, doch reichlicher verſorgt wird, wenn gleich die allgemeine Armencaſſe ihm nicht viel über das Nothdürftige bewilligen kann.

Wenn eine Familie aus mehrern Gliedern beſteht: ſo muß auch die ihr ausgeſetzte Penſion größer ſeyn. Doch darf ſie nicht in Verhältniß mit der Anzahl dieſer Glieder wachſen. Denn gemeiniglich ſind doch einige darunter, die arbeiten können; und gewiſſe Bedürfniſſe, als Wohnung, Feurung, und Licht, können mit einerley Unkoſten für alle beſtritten werden.

Nach Beſtimmung der Summe, die jeder armen Perſon, oder Familie für eine gewiſſe Zeit hinlänglich ſeyn kann, müſſen die Vorſteher ferner in Erwegung ziehen: ob die Noth, der ſie abzuhelfen haben, immerwährend ſey, oder ob ſie nur eine Zeitlang daure, weil ſie nämlich aus gewiſſen beſondern Vorfällen entſpringt, die wieder ihr Ende erreichen, z. E. aus der Strenge der Jahrszeit, oder einem Mangel an Arbeit. Im letzten Falle iſt zwar freylich nicht immer genau voraus zu ſehen, auf wie lange eine ſolche gelegentliche Hülfe dem Armen nothwendig ſeyn wird. Damit aber auf der andern Seite der Armenfond nicht mit unnöthigen Ausgaben zur Unterſtützung des Müßiggangs beläſtiget werde, iſt es am beſten, in ſolchen Fällen einen beſtimmten willkührlichen Termin zu ſetzen, bis zu welchem das Wochen- oder Monatsgeld ausgezahlt werden ſoll, und nach deſſen Verlauf eine neue Bittſchrift eingegeben, und hinlängliche Beweiſe, daß die Umſtände, welche den Mangel verurſachten, noch fortdauern, beygebracht werden müſſen, wenn der erſte bewilligte Gehalt weiter ſtatt haben ſoll. — Hiebey muß aber ferner ein Unterſchied unter ſolchen Arbeitern gemacht werden, die ihr gewöhnlicher Verdienſt bey einer guten Oekonomie wohl in den Stand ſetzte, etwas auf die Zeit der Noth bey Seite zu legen, und ſolchen, die ſich ſchlechterdings nur ihr tägliches Brod erwerben können. Die letztern verdienen in ſolchen Nothfällen mehr Mitleiden, und eine größre Begünſtigung, als die erſtern.

Ferner giebt es unter denen, welche um Allmoſen anhalten, viele, die zwar etwas zu ihrer und der ihrigen Unterhaltung beytragen; aber doch nicht ſo viel erwerben können, als ſie nothwendig brauchen. Dieſe nun, ſo wie ſie als arbeitende Armen am meiſten eine Unterſtützung verdienen, ſo müſſen ſie auf der andern Seite auch nicht mehr bekommen, als nöthig iſt, die Lücke in ihrer Einnahme auszufüllen, welche ihr eigner Fleiß übrig läßt, damit ſie nicht dadurch von der Fortſetzung deſſelben abgehalten werden. Hier iſt alſo viel Aufmerkſamkeit, und genaue Nachforſchung von Seiten der Vorſteher nöthig: erſtlich, damit ſie nicht betrogen werden; und dann, damit ſie ihren Beytrag nach dem Bedürfniſſe abmeſſen. Es iſt allerdings noch nützlicher für den Staat, fleißige Leute vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, indem man ihnen zu Hülfe kömmt, da ſie noch ſelbſt etwas erarbeiten können; als die ganz Brod- und Arbeitsloſen zu erhalten. Es iſt aber zu jenem Endzweck oft ein ganz kleiner Zuſchuß hinlänglich, der ſie vor dem Schuldenmachen bewahre. Da wo die Lebensmittel nicht theuer ſind, ſollte ich glauben, daß Ein Schilling die Woche, das äußerſte wäre, was man dazu bewilligen müßte. Dieß ſcheint nur eine Kleinigkeit zu ſeyn, und doch kann es einer armen Tagelöhnerfamilie, welche ſelbſt noch arbeitet, eine weſentliche Hülfe leiſten, da ſie ohne dieſelbe an den Bettelſtab gerathen würde.

In England wird zwiſchen dem Armen, der ganz unvermögend zur Arbeit iſt, und dem, welcher nur nicht ſeinen ganzen Unterhalt erwerben kann, wenig, oder gar kein Unterſchied gemacht. Sobald ein Mann, oder eine Familie auf der Liſte der Kirchſpielsarmen ſteht, ſo wird ihm das einmal feſtgeſetzte volle Gehalt gegeben: und dann iſt auch weiter an keine Arbeit von ihrer Seite zu gedenken. — Dieſem Uebel abzuhelfen, hat Doct. Burn den Vorſchlag gethan, daß die Allmoſen, als erhöhetes Arbeitslohn ausgetheilt werden ſollten: ſo daß nach Verhältniß der Noth, oder des Unvermögens, einigen das doppelte des Marktpreiſes für ihre Waaren oder Dienſte, andern die Hälfte, oder das Viertel darüber gegeben würde; in welchem Falle alſo das Allmoſen nach Proportion, als ſie mehr arbeiten, ſteigen würde. Es iſt beſſer, bemerkt er, einer armen Familie zwey Schilling die Woche über den Werth ihrer Arbeit zu bezahlen, als Einen Schilling, wobey ſie ganz müßig gehen kann, zu ſchenken. Wenigſtens wird auf dieſe Weiſe immer noch ein Geiſt des Fleißes bey ihnen erhalten, und die Kinder werden doch zur Arbeit erzogen, und alſo zu etwas in der Welt nützlich gemacht.

Man muß geſtehen, daß dieſer Plan an ſich wohl ausgedacht iſt, um dem Fleiße ein neues Motif, und dem Armen zugleich eine Beyhülfe zu geben. Deſſen ungeachtet glaube ich, daß es in den meiſten Fällen doch noch beſſer gethan iſt, die Familien, welche arbeiten können, ihre Arbeiten, ſie mögen Waaren, oder Dienſte ſeyn, ſo theuer oder ſo wohlfeil, als ſie können, ſelbſt an den Mann bringen zu laſſen, und das, was ihnen alsdann noch zu ihrem Unterhalte fehlt, an Gelde zuzuſetzen.

Denn was man auch für Maaßregeln bey einem Plan nehmen mag, wobey das Publicum den Armen Arbeit nach Hauſe giebt, ſo hat er immer bey der Ausführung große Schwierigkeiten. Es erfordert die äußerſte Genauigkeit und Aufmerkſamkeit eines dazu beſtellten Buchhalters, wenn er wiſſen ſoll, was für Materialien, und an wen er ſie ausgegeben, und zu welcher Zeit er die Arbeit zu fordern habe, — noch mehr, wenn er beurtheilen ſoll: ob ſie gut, oder ſchlecht gemacht iſt. Arme Leute gerathen leicht in die Verſuchung die ihnen aufgegebne Arbeit hinzuſchleudern, die Materialien zu verſetzen, und zu verkaufen, oder gröbere, und ſchlechtere an deren Stelle zu brauchen. — Schon in den Fabriken haben die Meiſter alle Mühe, Betrügereyen der Art zu entdecken. Eine Perſon die für das Publicum darüber die Aufſicht hätte, würde noch weit öfter betrogen werden. — Ferner: ſehr viele werden ſich zu ſolchen erhöhten Preiſen melden, die, wenn ſie fleißig und mäßig wären, ſehr wohl von ihrer nach dem gewöhnlichen Preiſe bezahlten Arbeit leben könnten: und dieß zu thun werden Leute ſich kein Bedenken machen, die ſich ſchämen würden, ein eigentliches Allmoſen zu verlangen. Wenigſtens würde es eben ſo ſchwer ſeyn, zu entdecken, um wie viel jedem der Preis erhöht werden ſolle, als, in unſerm Plane, wie viel ihnen Zuſchuß gegeben werden müſſe, damit ſie bey den gangbaren Preiſen auskommen können.

Ein viertes Augenmerk für die Vorſteher muß ſeyn, diejenigen Armen zu entdecken, welche Unterſtützung aus andern Quellen, es ſey von Verwandten, von ihrer eignen Arbeit, oder aus andern Allmoſen- und Armencaſſen haben, um nicht durch überflüßige Geſchenke die einen faul zu machen, indeß der Armenfond dadurch außer Stand geſetzt wird, andern, die wirklich bedürftig ſind, beyzuſtehen.

Die Beſtrafung der muthwilligen, und läderchen Bettler iſt ein andrer Theil ihrer Pflicht. Es iſt unmöglich, in der Armenpflege Ordnung zu erhalten, unmöglich, dem Verderbniſſe, und mit demſelben dem Elende unter den gemeinen Leuten zu ſteuren, und zugleich Geld für die wirklich Nothleidenden bereit zu haben, wenn man aus unzeitigem Mitleiden diejenigen der Strenge der Geſetze entzieht, welche die Wohlthätigkeit des Publicum auf die unverſchämteſte Weiſe mißbrauchen, und in Völlerey, und Ueppigkeit verſchwenden, was ſie unter dem Vorwand der Armuth erſchlichen haben. Wem kann es aber wohl mehr zuſtehen, gegen muthwillige Bettler, oder gegen notoriſche Müßiggänger die Autorität der Obrigkeit anzuruffen, und die Geſetze vollziehen zu laſſen, als denjenigen, welchen die Sorge für die wahren Armen aufgetragen iſt, da jene im eigentlichen Verſtande das Brod rauben, von welchem dieſe leben ſollen. Der Obrigkeit wird oft ſehr unrecht die Schuld beygemeſſen, daß die Geſetze in dieſem Punkte unerfüllt bleiben. Man bedenkt nicht, daß ſie nur dazu geſetzt iſt, nach den Geſetzen zu ſprechen, wenn jemand bey ihr als Uebertreter derſelben angeklagt wird, daß es aber ihr nicht zukomme Kläger in eben der Sache zu ſeyn, in welcher ſie das Richteramt verwaltet.

Die Vorſteher der Armenſachen ſollen aber nicht bloß ſorgen, wie die Fonds am beſten vertheilt werden können, ſondern ſie ſollen auch die Mittel ausfindig machen, dieſe Fonds herbey zu ſchaffen. Dieß iſt ein um deſto wichtigerer Gegenſtand ihrer Berathſchlagung, da die immer ſteigenden Forderungen neuer Beyträge, das Publicum itzt ſo ſehr beläſtigen, daß allgemeine Klagen darüber geführt werden.

Das Allgemeine, was ſich hierüber ſagen läßt, iſt, daß ſie zuförderſt, wenigſtens auf eine Zeitlang die in ihrem Diſtrikte übliche Art der Einſammlung des Allmoſens beybehalten müſſen. Sind die Armen des Orts bisher durch freywillige Wohlthaten unterhalten worden: ſo haben ſie alle Urſache es ja dabey zu laſſen, da, wie ich gezeigt habe, dieſe Methode dem Geber, und dem Empfänger am vortheilhaften iſt, und zu den wenigſten Mißbräuchen Anlaß giebt. Iſt aber einmal eine Auflage eingeführt, ſo werden ſie ſich auch hüten ſolche plötzlich abzuſchaffen, weil ſie ſchwerlich erwarten dürfen, daß die von ungezwungener Wohlthätigkeit ſo lang entwöhnten Reichen nun ſo viel freywillig hergeben werden, als die Bedürfniſſe der Armuth erfordern.

Um aber zu beurtheilen, ob in Zukunft eine Veränderung nöthig und welches die beſte ſey, werden ſie auf die beſondern Localumſtände ihres Kirchſpiels Achtung zu geben, und überhaupt zu bemerken haben, welche Umſtände hiebey Einfluß haben. Bloße Beyſpiele, ohne Unterſuchung der Urſachen, können hier nichts entſcheiden. Man führt, z. B. zur Rechtfertigung der Armentaxen, Oerter und Kirchſpiele an, wo durch dieſelben die Armen viel beſſer als ehedem verſorgt ſind. Man kann aber auch wieder dagegen andre Diſtrikte, wie z. B. einige in Schottland, anführen, wo ohne Taxe den Armen hinlängliche Verſorgung verſchafft, und der Betteley geſteuert worden. Die Wahrheit iſt, daß es Umſtände giebt, welche die Auflegung einer Armenſteuer billig, und nothwendig machen; andere, wo ſie unvermeidlich, obgleich nicht eben ſo billig iſt; andre endlich, wo ſie durchaus nicht ſtatt finden ſollte.

In Kirchſpielen, wo ein großer Theil der dazu gehörigen Ländereyen in den Händen von Beſitzern iſt, welche entfernt von ihren Gütern leben, ſo daß ſie nur von Pächtern, und von armen Leuten bewohnt werden: da iſt eine Taxe nothwendig, und billig. Sie iſt billig. Denn warum ſollten diejenigen, welche faſt den ganzen Reichthum einer Landſchaft an ſich ziehen, welche die Früchte von Grund, und Boden genießen, nicht auch zur Unterſtützung der Armen beytragen, welche denſelben bauen? Wäre es billig, daß die Laſt der Armenverpflegung ganz allein von der Claſſe getragen würde, welche am wenigſten dazu vermögend iſt, indeß der reiche Beſitzer frey ausgienge, der noch dazu nicht einmal durch ſeinen Aufwand den anweſenden Pächtern, Krämern, und Handwerkern etwas zu verdienen giebt? — Sie iſt nothwendig, weil der Pächter unmöglich das zur Erhaltung der Armen erforderliche Geld herbeyſchaffen kann, wenn ihm nicht von ſeinem Pacht etwas erlaſſen wird, welches aber auf eben das hinaus kömmt, als wenn dem Eigenthümer eine Taxe aufgelegt worden wäre.

Es giebt andre Kirchſpiele, wo vermöge der Localumſtände viel armes Volk ſich ſammelt. Entweder ſind in Verfall gerathene Städte, und Dörfer darinn, in welchen ſchlechte kleine Wohnungen um einen ſehr geringen Miethzinß zu haben ſind; oder Brod, und Feurung ſind daſelbſt wohlfeil. Dieß reizt dann eine Menge armer Leute aus den benachbarten Kirchſpielen dorthin zu ziehen. Aus vielen derſelben werden in der Folge der Zeit Bettler. An dergleichen mit Armen überfüllten Orten ſcheint eine Auflage durchaus nothwendig zu ſeyn. Sie iſt deſſen ungeachtet oft nur ein ſcheinbares Hülfsmittel gegen das Uebel, und vermehrt es im Grunde. Denn, da in ſolchen Kirchſpielen die Anzahl wohlhabender Einwohner geringe iſt, und da auf der andern Seite die veranſtaltete Verſorgung der ſchon anſäßigen Armen neue herbey lockt: ſo wird die Laſt für die Grundbeſitzer, und Pächter hier viel größer, als in andern Kirchſpielen, und ſie wächſt beſtändig, ſo daß endlich die ganze Rente von allen Grundſtücken, woraus es beſteht, nicht zureichen würde, die Armen darinn zu verpflegen. Wenn eine ſolche Disproportion zwiſchen den armen, und begüterten Einwohnern eines Diſtrikts iſt, ſo ſcheint beynah kein anderes Hülfsmittel zu ſeyn, als die erſten gewiſſermaaßen ihrem Schickſale zu überlaſſen, um andre abzuſchrecken, ſich dort einzufinden.

Endlich giebt es noch eine dritte Gattung von Kirchſpielen, wo der anſäßigen Armen wenige ſind, und dieſe mit Leichtigkeit unterhalten werden. Das iſt der Fall vornehmlich in ſolchen Gegenden, wo ein gewiſſer Zweig der Induſtrie blühet; oder wo noch ländliche Einfalt der Sitten, und Unſchuld herrſcht; und wo die reichen Gutsbeſitzer, ſelbſt auf ihrem Grund, und Boden wohnen, und alſo durch freywillige Beyträge den Armen des Diſtrikts zu Hülfe kommen. Hier, wo kein einheimiſcher Bettler vorhanden, und wo keine andre Beläſtigung von Armen zu befürchten iſt, als etwan die von Vagabunden, und durchreiſenden Bettlern, wenn ſich deren zuweilen von den groſſen Städten ins Land verlaufen: da wäre die Auflegung einer Taxe zugleich ungereimt, und unbillig.

Nächſt der Sorge, wie die Armencaſſe auf die am wenigſten läſtige Weiſe anzufüllen ſey; liegt endlich den Vorſtehern die Pflicht ob, in der Verwaltung und Austheilung des geſammelten Geldes möglichſt haushälteriſch zu ſeyn. —

Allenthalben klagt man, daß ſo viel für die Armen gegeben werden müſſe, und immer ſo viel unverſorgte Armen übrig bleiben. Da, wo Taxen eingeführt ſind, ſteigen dieſelben täglich. Da, wo öffentliche Stiftungen, und freywillige Beyträge die Armen erhalten, wollen beyde nicht zureichen. — Woran liegt das Uebel? Die Urſachen davon ſind vielleicht nicht völlig zu ergründen; ſie ſind an dem einen Orte nicht dieſelben, als an dem andern. Aber ſehr wahrſcheinlich ſind Fehler in der Verwaltung, und Anlegung des Geldes an den meiſten Orten mit unter dieſen Urſachen. Dieß zeigen die Beyſpiele von einigen Plätzen, deren übrige Lage, und Umſtände von andern ihrer nicht verſchieden ſind; in denen aber die Armen weit beſſer, und wohlfeiler unterhalten werden, ben, ſeitdem ſich thätige, und von Eifer beſeelte Privat- oder öffentliche Perſonen, der Adminiſtration der Armengelder mit größerm Fleiße, als ehedem angenommen haben. Man findet Kirchſpiele, wo die Armen ſehr zahlreich ſind, und wo deſſen ungeachtet zwey pro C. von dem jährlichen Ertrage der Grundſtücke, wovon das eine pro C. der Eigenthümer, das andre der Uſufructuarius bezahlt, hinreichen, ihnen allen, ohne daß Einer zum Betteln ſeine Zuflucht nehmen dürfe, Unterhalt zu geben.

Ein Beyſpiel dieſer Art giebt die Stadt Stirling in Schottland. Der Ort enthält ungefähr viertauſend Einwohner, und da wenig Handel, und Fabriken daſelbſt ſind: ſo iſt die Armenzahl nach Verhältniß der Volksmenge groß. Da es deſſen ungeachtet drey verſchiedene Stiftungen daſelbſt giebt, deren Einkünfte jährlich auf eintauſend achthundert Pfund Sterling ſteigen, und zur Unterſtützung armer Bürger, Handwerker, und ihrer Kinder beſtimmt ſind: ſo ſollte man glauben, daß damit für alle Armen hinlänglich geſorgt ſeyn müſſe. Es hat ſich aber hier, wie an andern Orten gezeigt, daß der Armen deſto mehrere zum Vorſchein kommen, je größre Summen für ſie ausgeſetzt ſind. Außer denen welche zum Genuſſe jener Stiftungen ein Recht hatten, wurde die Stadt von fremden Armen überlaufen, welche nach einem dreyjährigen Aufenthalte entweder die Erlaubniß zu betteln, oder aus den öffentlichen Fonds unterhalten zu werden verlangten.

Vor ungefähr zehn Jahren wurde das Läſtige der Straßenbetteley lebhafter, als vorher gefühlt, und man ſann auf Mittel demſelben abzuhelfen. Man fiel erſtlich auf die Errichtung eines Werk- oder Arbeitshauſes. Endlich nach reiferer Ueberlegung entſchloß man ſich die Armen durch Wochengelder in ihren Häuſern zu unterſtützen. Es wurde demnach eine genaue Liſte von allen Bettlern aufgenommen, worinn ihr Alter, und ihre Umſtände beſchrieben waren; alle diejenigen aber wurden ausgeſchloſſen, die entweder ſchon aus einem andern Fundus Unterſtützung erhielten, oder noch nicht drey Jahre ſich in der Stadt aufgehalten hatten. Man unterſuchte dann weiter: was für eine Summe nöthig ſeyn würde um den aufgeſchriebenen, mit dem was ſie noch durch ihren eignen Fleiß verdienen könnten, ihren Unterhalt zu verſchaffen. Nachdem dieſes ausgemittelt war, wurde eine Subſcription in Gang gebracht, ſelbige Summe aufzubringen. Dieſe hatte ſo guten Fortgang, daß man ſeit der Zeit ohne große Beſchwerde, und Aufwand im Stande geweſen iſt, alle Armen zu verſorgen, und das Betteln abzuſchaffen.

Ungefähr ſechshundert Arme ſtehen auf ihrer Liſte, die, nach Beſchaffenheit der Umſtände von zehn pence bis ein und einen halben Schilling wöchentlich bekommen. Dieſes wird durch ſubſcribirte hundert und ſechszig Pfund Sterling beſtritten, ſo daß alſo jeder Arme des Jahrs noch nicht drey Pfund Sterling zu ſtehen kömmt.

Was eine ſo kleine Summe für eine ſo beträchtliche Anzahl von Armen hinlänglich macht, iſt ohne Zweifel, daß die Adminiſtration wenige, oder gar keine Koſten verurſacht. Die Anſuchung, und Subſcriptionen, und die Einſammlung des Geldes geſchieht durch die Geiſtlichen, und einige angeſehene Leute der Stadt. Dieſe zahlen es an einen Caſſirer, welcher die wöchentlichen Penſionen vertheilt. Die einzigen beſoldeten Officianten ſind zwey Inſpektoren, welche darauf zu ſehen haben, daß die einheimiſchen verſorgten Armen nicht deſſen ungeachtet noch betteln, und daß keine fremde ſich einſchleichen. Beyde zuſammen bekommen die Woche drey Schillinge.

Fünfter Abſchnitt.

Die Armen, welche wöchentlich Allmoſen erhalten, ſollen verbunden werden, ein Zeichen zu tragen.

Der wichtigſte Einwurf, den man gegen die Methode, die Armen durch wöchentliche Penſionen in ihren eignen Häuſern zu verſorgen, machen kann, iſt, daß viele, die ſich ſchämen würden zu betteln, oder in einem öffentlichen Armenhauſe zu leben, kein Bedenken tragen, dieſe Allmoſen zu ſuchen, auch wenn ſie bey Arbeit, und Sparſamkeit derſelben entbehren könnten, weil ſie unerkannt, und im Verborgnen ſolche erhalten können, und daß alſo bey dieſer Methode eine größre Anzahl von Menſchen der Armencaſſe zur Laſt fällt, als wenn die Armen auf eine mehr öffentliche und jedermann ſichtbare Art verſorgt werden.

Es iſt nur Ein Mittel dieſem Mißbrauche zu vorzukommen, und ein ſehr einfaches; ein Mittel, deſſen Gebrauch ſchon längſt in andrer Abſicht vorgeſchlagen worden iſt: dieß nämlich, jedem Armen, der ein beſtändiges Allmoſen bekömmt, die Verbindlichkeit aufzulegen an irgend einem in die Augen fallenden Theile ſeiner Kleidung ein Zeichen zu tragen. Man gebe jedem, wenn er in die Penſionsliſte eingetragen wird, ein zinnernes, oder blechernes Schild, ſo wie die Stadtvorſteher (Cityporters) tragen, auf welchen mit leſerlichen Buchſtaben die Worte, penſionirter Armer, nebſt der Zahl, und dem Namen des Orts, zu welchem er gehört, geſtochen ſind. Man laſſe ihm zugleich wiſſen, daß er ſich von nun an weder auf der Straße, noch an irgend einem öffentlichen Orte ohne dieſes Schild ſehen laſſen dürfe; daß, widrigenfalls er beym erſtenmale auf eine beſtimmte Zeit ſeine Penſion verlieren; und, wenn er nach der Hand von neuem ohne dieß Zeichen, oder gar bettelnd gefunden werde, er eingezogen, und zur Gefängnißſtrafe bey Waſſer und Brod auf ſo lange, als es die Obrigkeit für gut finden wird, verurtheilt werden ſoll.

Dieſes wird zwey gute Abſichten zugleich erreichen: es wird die, welche ohne Penſion leben können, abhalten, darum zu bitten, und es wird die, welche ſie bekommen, hindern, dem Publicum noch außerdem durch Betteln beſchwerlich zu fallen.

Es wird, ſage ich, die, welche ohne Allmoſen leben können, abhalten, um ſolche anzuſuchen. Ob man gleich keinen hohen Grad von Stolz bey Leuten vermuthen ſollte, die ſich gezwungen ſehen, die öffentliche Mildthätigkeit anzuflehen: ſo iſt es doch gewiß, daß ſie oft deſſen mehr haben, als Leute in glücklichern Umſtänden. Es ſchmeichelt ihnen immer noch zu glauben, daß ſie nicht von der niedrigſten Claſſe ſind, und beſonders, daß ſie beſſer ſind als gewiſſe andre Perſonen, die ſie nennen können. Leute von dieſer Denkungsart, wenn ſie gleich Wohlthaten bey einer Privatperſon, oder eine Penſion beym Allmoſenamte zu ſuchen, kein Bedenken tragen, weil dadurch ihre Armuth nicht öffentlich kund gemacht wird, werden doch vor dem Gedanken erſchrecken, ein Zeichen zu tragen. Ehe ſie ſich dieß gefallen laſſen, werden ſie ſich lieber knapp behelfen, oder ſtrenger arbeiten. Indem man ſie alſo nöthigt, eines von beyden zu wählen, wird dem Publicum etwas erſpart, ohne daß ſie über Unrecht zu klagen Urſache haben.

Man wendet dagegen ein, daß es viele tugendhafte, und würdige Arme gebe, denen wir Wohlthaten zu erweiſen ſchuldig ſind, und gegen die es deſſen ungeachtet hart gehandelt ſeyn würde, wenn man ſie durch etwas auszeichnete, was ihnen, und vielen andern, eine Art von Schimpf mit ſich zu führen ſcheint. Darauf antworte ich: das Armenſchild kündigt dem Publicum von denen, welche es tragen, nichts weiter an, als was ſie wirklich ſind: es beſchuldigt ſie keines andern Fehlers, als der Armuth. Und wenn ſie ſich bewußt ſind, daß ſie ſich dieſelbe nicht durch ihre Thorheiten, und Vergehungen zugezogen haben: ſo kann nichts als der Stolz ſie veranlaſſen, darüber zu erröthen. — Swift ſagt: „Armuth, „wenn ſie nicht dem Menſchen den Stolz hat austreiben können, verdient auch kein Mitleiden.*)“ In Abſicht des großen Haufens der Bettler, ſagt er an einer andern Stelle: „ſie ſind zu faul zu arbeiten, ſie ſcheuen ſich nicht zu ſtehlen, ſie ſchämen ſich nicht zu betteln, aber ſie ſind zu ſtolz „ein Armenſchild zu tragen. Sie ſehen insgeſammt eine ſolche Zunöthigung als eine große „Beleidigung an, die man ihrer Ehre, und ihrem „Charakter erweiſe. Ich frage jeden Unpartheyiſchen

---

*) Dieſer Ausſpruch des Swifts ſcheint mir, ſo wie einige Aeußerungen in dieſem Kapitel, zu hart. Ein gewiſſer Stolz, d. h. ein Abſcheu vor allem was auf eine erniedrigende Weiſe auszeichnet, iſt mit einem rechtſchaffenen Charakter faſt immer verbunden. Anm. d. Ueb.

»ſchen: ob ſolches Geſindel werth iſt, daß man »ihnen hilft?«

Vielleicht ſind deſſen ungeachtet einige Ausnahmen von der allgemeinen Regel zu machen. Nicht alle Arme ſind ſo, wie Swift ſie ſchildert. Wenn Perſonen, die ehedem in glücklichern Umſtänden, wohlhabend, und geachtet waren, durch eine Reihe ungewöhnlicher Unglücksfälle in eine ſolche Dürftigkeit gerathen, daß ſie ſchlechterdings zu den öffentlichen Allmoſen, ihrer Erhaltung wegen, Zuflucht nehmen müſſen, ſo würde es grauſam ſeyn, ihr ſchon an ſich ſo hartes Schickſal noch dadurch zu erſchweren, daß man ſie ein Zeichen zu tragen nöthige, welches immer ſie ſelbſt erinnere, wie tief ſie geſunken ſind, und auch andern den Contraſt ihres itzigen Zuſtandes gegen den alten recht in die Augen fallend mache. In ſolchen Fällen würde alſo allerdings eine Diſpenſation ertheilt werden dürfen. Damit aber dieſe Erlaubniß nicht gemißbraucht, oder Perſonen bewilligt werde, welche nicht die nämlichen Anſprüche, als die itzt genannten darauf haben: ſo würde man es zur Regel machen müſſen, dieſelbe nie anders, als in der allgemeinen Verſammlung ſämmtlicher Vorſteher zu ertheilen, und nach vorher von den Supplicanten gegebenen deutlichen Beweiſen, daß ſie ehedem in beſſern Umſtänden geweſen ſind, und ſich auch itzt untadelhaft aufführen.

Dieſes von den gemeinen Allmoſenempfängern zu tragende Zeichen wird zweytens ſie abhalten, dem Publicum noch auf eine andre Weiſe durch Betteln beſchwerlich zu fallen. Die, welche einmal dieſes Handwerk getrieben, und in demſelben die Empfindung der Schaam abgelegt haben, geben es ſehr ungern auf. Sie finden, daß ihr wöchentliches Allmoſen nur ein armſeliger Erſatz ihrer vorigen Gewinnſte ſey, und wünſchen alſo beydes mit einander vereinigen zu können. Dieſes werden nun weit wenigere Arme verſuchen, oder die, welche es verſuchen, werden weit eher von dem Aufſeher, der darauf Acht zu haben verpflichtet iſt, entdeckt werden, wenn ſie ohne ein ſolches Zeichen nie auf den Straßen erſcheinen dürfen.

Schon dieſe Policeyeinrichtung, wenn man ſie genau befolgte, würde viele Unordnungen unter dem gemeinen Volke verhüten, und aus der Zahl der Armen, die ſich zum Allmoſen melden, manchen hinweg ſtreichen. Da es doch aber immer noch einige Hartnäckige giebt, die aller Ordnung, und Zucht widerſtreben, ſo iſt nun, wenn der beſſere Plan einer Armenverpflegung zu Stande kommen ſoll, auch noch nöthig, Anſtalten, und einen Ort zur Einziehung und Beſtrafung derſelben auszumachen. Das iſt der Gegenſtand des folgenden Abſchnittes.

Sechſter Abſchnitt.

Von Werk- und Zuchthäuſern für die Faulen, und lüderlichen.

In jeder größern Geſellſchaft giebt es, ſo wie eine Stufenfolge von Ständen, ſo auch eine Stufenfolge von Charaktern. Von den wenigen, die ſich durch eine hohe Güte, und Tugend auszeichnen, ſteigt dieſelbe durch viele Gradationen zu den ebenfalls wenigen herab, die durch Verbrechen ſich öffentliche Beſtrafungen zuziehen. Die mittleren, weder ganz guten, noch ganz böſen, Charaktere machen bey weitem den größten Theil der ganzen Anzahl aus. Aus den niedrigen Ständen, um von dieſen insbeſondere zu reden, giebt es einige, die, obgleich nicht untadelhaft, doch nur Fehler begehen, welche ihnen ſelbſt zum Nachtheil gereichen, und dieſe ſind alſo kein Gegenſtand der obrigkeitlichen Mißbilligung. Andere vergehen ſich gröber, aber weil ſie doch nicht die öffentliche Ruhe, und Sicherheit ſtören, ſo behalten ſie ihre Anſprüche auf das Recht freyer Bürger. Andre werden durch ihre Faulheit, und Ausſchweifungen der Geſellſchaft ſchon wirklich läſtig, indem ſie ſich dadurch in einen Stand der Dürftigkeit ſetzen, in welchem ihnen das Publicum zu Hülfe kommen muß. Noch andre endlich, die in einem höhern Grade laſterhaft ſind, nehmen, wenn ſie auf irgend einem erlaubten Wege die Mittel zur Befriedigung ihrer Ueppigkeit nicht finden können, zu kleinen Schelmſtücken, und allerhand unerlaubten Kunſtgriffen, und Gewerben ihre Zuflucht. Dieſe letztern zu beſtrafen, ſie entweder nur an Begehung des Unrechts zu hindern, oder wo möglich ſie zu beſſern: das iſt der vornehmſte Gegenſtand einer guten Policey. Von den Böſen aus dieſer Claſſe kommen die meiſten der Unordnungen her, über welche man in großen Städten klagt; und wo jenen auf eine wirkſame Art Einhalt geſchähe, da würden dieſe großentheils wegfallen.

Damit dieſes geſchehe, iſt nothwendig, daß ſolche kleine Verbrecher von jemanden entdeckt, und der Obrigkeit angezeigt werden. Denn unmöglich kann dieſe ſelbſt Nachforſchungen deshalb anſtellen, und die Beweiſe zur Ueberführung der Angeklagten ſammeln. Hierzu nun müſſen die Vorſteher der Allmoſenpflege mitwirken: und es gehört natürlicher Weiſe zu ihrem Amte, da ſie, und die ihnen anvertrauten Caſſen am meiſten durch Leute dieſes Charakters beläſtigt werden. Des Armeninſpektors Geſchäffte muß es ſeyn, ſolche im Winkel vorgehende Schelmereyen, und ſchlechten Streiche auszukundſchaften, und den Vorſtehern zu hinterbringen; und dieſe müſſen alsdann die Wichtigkeit, und Größe der Vergehungen beurtheilen, und diejenigen, welche ſich wirklich ſtrafbarer ſchuldig gemacht haben, vor die Obrigkeit bringen, und ihr zu legaler Unterſuchung, und Beſtrafung übergeben.

Viele von denen, welche dieſes Schickſal treffen würde, erregen eine vermiſchte Empfindung: ſie ſind ſo elend, daß ſie Mitleiden verdienen, und ſie haben ſich doch auch ſo ſchlecht aufgeführt, daß ſie nicht ohne alle Beſtrafung gelaſſen werden können. Sie auf eben die Art, wie andre Armen behandeln, würde eine Begünſtigung des Laſters ſeyn; ſie zum Staupenſchlage, zu Ketten, und Banden verurtheilen würde wider die Menſchlichkeit ſtreiten. — Dieſen hat man alſo, ſchon von jeher, einen Aufenthalt anweiſen zu müſſen geglaubt, der ſchlechter als ein Armenhaus, beſſer als ein Gefängniß für Miſſethäter, ſie von der übrigen menſchlichen Geſellſchaft entfernte, — einen Ort, wo ſie zum Theil wegen des böſen, was ſie gethan, beſtraft, zum Theil vom fernern Böſesthun abgehalten, und wo möglich davon entwöhnt werden. Solche Orte, und Anſtalten ſollen nun die Zuchthäuſer ſeyn. Vor mehr, als dreyhundert Jahren wurde durch eine Parlementsakte befohlen, in jeder Grafſchaft Englands ein ſolches Zuchthaus zu erbauen, worinn erſtlich Landſtreicher, dann geſunde, ſtarke Leute, welche bettelten, endlich alles lüderlich, und müßiglebende geringe Volk eingeſperrt, und zur Arbeit angehalten werden ſollte. Dieſes Geſetz aber iſt nie in Vollziehung gegangen, und daher kommt es, daß Stadt, und Land noch immer mit einer ſolchen Menge von lüderlichem Geſindel angefüllt ſind.

In den nordlichen Theilen des Königreichs giebt es gar keine Zuchthäuſer, außer etwan in einer, oder zwey großen Städten; und dieſe ſind ſehr ſchlecht eingerichtet. In England hat faſt jede Grafſchaft ihr Bridewell, welches eine Art von Zuchthaus ſeyn ſoll: aber der Gebrauch, den man davon gemacht hat, iſt drückend für die Armuth, und dem Publicum oft mehr ſchädlich, als nützlich geweſen. Viele haben daraus, daß ungeachtet eines ſo alten Geſetzes, wahre Zuchthäuſer nie zu Stande gekommen ſind, oder die, welche man errichtet, die gehoffte Wirkung nicht gehabt haben, geſchloſſen, daß die Sache an ſich unmöglich ſey. Aber man iſt nach der Zeit belehrt worden, daß es in andern Ländern ſolche Anſtalten giebt, die ſchon lange beſtanden, und ſich als ſehr nützlich gezeigt haben. Es muß alſo der Fehler bey uns nicht ſowohl an der Natur der Sache ſelbſt, als an der ſchlechten Art liegen, wie ſie von uns ausgeführt worden.

Niemand hat uns über dieſen Gegenſtand ausführlichere Nachrichten gegeben, als Howard. Dieſer Mann, durch ſeine Menſchenliebe, und ſeine großmüthige Achtſamkeit auf die Leiden der geringſten Claſſe ſeiner Mitbürger, angetrieben, hat nicht nur die Gefängniſſe in England, und Wallis unterſucht, ſondern er hat auch weitläufige Reiſen außerhalb Landes, faſt bloß in der Abſicht gethan, die verſchiedenen Fehler die in dieſem Theile der öffentlichen Policey vorkommen können,

nen, und die beſten Methoden, wodurch ihnen abgeholfen werden kann, kennen zu lernen. — Von dem Zuſtande der Sachen, wie er ſie gefunden, hat der dem Publicum die genaueſten Berichte vorgelegt. *) Schon iſt dadurch die Geſetzgebende Macht in England aufmerkſam geworden, die Urſachen der häufigen Krankheiten, welche in den engliſchen Gefängniſſen herrſchen, und beſonders eines ihnen ganz eigenen Fiebers von der gefährlichſten Art, zu unterſuchen. Es iſt kaum glaublich, daß bey einer Nation, die ſich durch ſo viele Handlungen des Patriotismus, und der Menſchenliebe ausgezeichnet hat, bey der die Aufklärung durch die Wiſſenſchaften ſo weit gediehen iſt, und bey der alle feinere Empfindung durch den Fortgang der ſchönen Künſte ſo ſehr ausgebildet worden, ſich noch ſolche Scenen der Grauſamkeit, und der Tyranney finden ſollten, als die ſind, welche Howard ſchildert. — Das, was er von Bridewells, dem eigentlichen Gegenſtande unſer itzigen Betrachtung, ſagt, iſt nicht weniger befremdend.

In einigen fand er gar keinen Unterhalt für die Gefangenen ausgeſetzt. Oder das wenige, was dazu beſtimmt war, bekam der Gefangenwärter in ſeine Hände, der das Recht, die Gefangnen

zu

---

*) Von ſeinem Buche iſt auch eine deutſche Ueberſetzung erſchienen, unter dem Titel Howard über Gefängniſſe und Zuchthäuſer mit Anmerkungen und Zuſätzen von Köſter. Leipzig 1780.

zu ſpeiſen, gepachtet hatte. Dieſer behielt denn von dem einen oder zwey pence für welche er dieſelben mit Brod zu verſorgen ſich anheiſchig gemacht hatte, noch die Hälfte für ſich, und gab ihnen die Ueberreſte von ſeinem eignen Brod.

»Man wird fragen, ſind Howards eigne Worte, ob nicht die eigne Arbeit der Gefangenen ihnen ihren Unterhalt verſchaffe? Denn jedermann weiß, daß die, welche in ſolche Häuſer kommen, nach den Worten der Sentenz zu ſchwerer Arbeit verurtheilt ſind. — Die Antwort, die ich darauf geben kann, wird, ſo wahr ſie iſt, doch kaum Glauben finden. Es giebt ſehr wenige Bridewells, in welchen die geringſte Arbeit gethan wird. Die Gefangnen haben weder Materialien, noch Werkzeuge irgend einer Art, und bringen ihre Zeit in Müßiggang, Gottloſigkeit, und Lüderlichkeit zu, in einem Grade, welcher Schaudern erweckt. Einige Gefangenwärter ſolcher Häuſer,“ ſetzt er hinzu, »haben bey den Obrigkeiten ihres Orts Vorſtellungen gemacht, daß ſie doch für den Unterhalt der Gefangnen einige Anſtalt machen möchten. Die ganze Antwort, die ſie darauf bekommen haben, iſt geweſen: Laßt die Kerls arbeiten, oder krepiren. Da die Herrn wiſſen, daß das erſte ſchlechterdings unmöglich iſt: heißt dieß nicht eben ſo viel, als dieſe unglücklichen Geſchöpfe zu dem letztern verurtheilen?“

Howard erzählt Beyſpiele, wo ſolche Züchtlinge gebeten haben, in ein Stockhaus, oder in ein Gefängniß für Miſſethäter, als in einen weniger elenden Aufenthalt gebracht zu werden.

Ganz anders ſind die Begriffe, die er uns von einigen auswärtigen Zucht- und Arbeitshäuſern giebt. Die Vorzüge, durch welche ſich die beſten derſelben von den unſrigen unterſcheiden, laſſen ſich unter folgende Punkte bringen.

1. Man macht einen Unterſchied in der Behandlung der Züchtlinge, nachdem ſie wegen großer, oder geringer Verbrechen zu dieſer Strafe verurtheilt worden. Die ſchwer verſchuldeten werden eingeſperrt, und mit der ſchlechteſten Koſt unterhalten. Die weniger Strafbaren genießen einer größern Freyheit, und einer beſſern Verpflegung. In England wird zwiſchen einem unvermögenden Schuldner, einem Gedankenloſen Herumſtreicher, und zwiſchen einem wirklichen Spitzbuben kein Unterſchied gemacht. Alle drey werden in ein gleich eckelhaftes Gefängniß eingeſperrt, alle werden gleich elend geſpeiſet, und unterhalten.

2. Man hat an vielen auswärtigen Orten den Begriff von Zuchthäuſern, daß ſie nicht bloß beſtimmt ſind diejenigen einzuſperren, welche der Geſellſchaft ſchädlich werden könnten, ſondern auch verführte von einem lüderlichen Leben zurück zu rufen, und ihnen die Gewohnheit zur Ordnung, und Arbeitſamkeit beyzubringen, indem man ſie von der Geſellſchaft, welche ſie verführte, entfernt. Nach dieſen Begriffen ſind denn alſo auch

die Anſtalten eingerichtet. In vielen Zuchthäuſern giebt es abgeſonderte reinliche Zimmer, wo lüderliche junge Leute aus guten Familien, auf Verlangen ihrer Verwandten eine Zeitlang aufbehalten werden. Die Familie giebt, um ihren Verwandten die Schande zu erſparen, in der Welt vor, daß ſie in fremde Länder gereiſt ſind, daher über den Thüren ſolcher Zimmer oft Namen von auswärtigen Ländern, **England**, **Frankreich**, ſtehen.

3. Man belohnt die gute Aufführung der Züchtlinge, wenn ſie ſich in die eingeführte Ordnung willig ſchicken, und in ihrer Arbeit fleißig ſind, damit, daß man die Zeit, auf welche ſie hineingeſchickt worden, verkürzt. Es begiebt ſich daher von Zeit zu Zeit eine obrigkeitliche Perſon in das Zuchthaus, hält Unterſuchung über die Aufführung der Gefangenen und zeichnet diejenigen an, welche das beſte Zeugniß haben. So ſind manche, welchen auf vierzehn Jahr Zuchthausſtrafe war zuerkannt worden, nach acht bis zehn Jahren herausgekommen. Ohne Zweifel muß dieſes ein Antrieb zur Nüchternheit, Fleiß, und Gehorſam für alle diejenigen ſeyn, die noch irgend einer Beßrung fähig ſind.

4. Es geben ſich angeſehne, wohlerzogne, wohlhabende Leute beyderley Geſchlechts, mit der Aufſicht der Zuchthäuſer, der Sorge für Pflege, und Reinlichkeit, der Austheilung, und dem Empfange der Arbeiten ab. In Hamburg iſt ein

Zuchthaus, das für ehrlich, und ein Spinnhaus, das für unehrlich gehalten wird. In jenem werden die Gefangenen, durch Stricken, Spinnen, Weben, Raſpeln beſchäfftigt. Darüber wird Buch und Rechnung geführt: und die Hälfte ihres Verdienſtes wird den Arbeitern gegeben. Acht Vorſteher führen die Aufſicht über das Haus, zwey davon beſuchen daſſelbe wöchentlich zweymal, und Sonnabends ſind ihre Frauen mit gegenwärtig, um die Arbeit der weiblichen Züchtlinge, deren Howard an dreyhundert im großen Saale, jung, und alt beyſammen arbeiten ſah, zu unterſuchen.

5. Man wählt die Gattung der Arbeit, welche nach den Umſtänden des Orts, und der Zeit, am leichteſten in Gang zu bringen, und die gewinnreichſte iſt. So ſind in Holland, und Deutſchland an mehr Orten Wollemanufakturen in Zuchthäuſern angelegt, und Meiſter werden beſoldet, die jeden neuen Ankömmling in einer der Arbeiten unterrichten müſſen.

6. Man ſorgt dafür, daß den Züchtlingen auch der zu ihrer Beſſerung nöthige Religionsunterricht gegeben werde. — Dieſer würde vielleicht allein nicht von großem Nutzen ſeyn: aber mit der übrigen Zucht, und beſonders mit einer beſtändigen Arbeitſamkeit verbunden, kann er in der That zuweilen diejenigen beſſern, welche nur durch Beyſpiele, und Geſellſchaft verführt, nicht von Natur böſe, oder ſchon durchaus verderbt ſind.

Howard fand unter den Zuchthausanſtalten in den verſchiedenen Ländern die von Holland am beſten eingerichtet, und am gewiſſenhafteſten verwaltet. Hier, ſagte er, weiß ich ſichre Beyſpiele, daß Leute, die ihres unordentliches Lebens wegen zum Zuchthauſe condemnirt waren, als ordentliche, nüchterne, ehrliche Leute herausgekommen ſind, und ſich als ſolche in der Folge betragen haben. Andre haben, nachdem ihre Zeit geendigt war, ſelbſt darum angehalten, daß ſie darinnen bleiben, und ihre gewohnte Arbeit fortſetzen dürften. — „Ich habe,“ ſagt er in einer Note, „von einem Engländer gehört, der einige Jahre „in dem Amſterdammer Raſpelhauſe als Züchtling „geſeſſen hatte. Es war ihm erlaubt worden, „ſein Handwerk, welches das Schuhmacher Handwerk war, darinn zu treiben; und da er beſtändig mit Arbeit war verſorgt, und zum Fleiße in „derſelben angehalten worden, ſo hatte ihn dieß „gänzlich vom fernern Hange zu denjenigen Ausſchweifungen befreyt, um derentwillen er war „eingezogen worden. — Bey ſeiner Entlaſſung „bekam er noch den geſammelten Ueberſchuß ſeines „Verdienſtes über das was ſeine Unterhaltung gekoſtet hatte. Mit dieſem Gelde gieng er nach „London, etablirte ſich daſelbſt, und wurde ein „wohlhabender anſehnlicher Mann in ſeinem Gewerbe: da er dann oft bey ſeinen Mahlzeiten auf „die Geſundheit ſeiner würdigen Meiſter im Raſpelhauſe in Amſterdam zu trinken pflegte.“

Dieſen, und andern löblichen Einrichtungen der holländiſchen Policey ſchreibt es Howard zu, daß in Amſterdam, einer Stadt, wo zweyhundert funfzigtauſend Menſchen beyſammen wohnen, doch ſelten des Jahrs mehr als eine Execution iſt.

Eine der holländiſchen ähnliche Einrichtung iſt in Edinburg mit gutem Erfolge verſucht worden. Home giebt davon in ſeinen Verſuchen über die Geſchichte des Menſchen, in dem Kapitel von den Armen Nachricht. „Stirling,“ ſagt er, „der Oberaufſeher des Edinburger Werkhauſes verdient eine Ehrenſäule für den Plan, den er zur Beſſerung lüderlicher Weibsbilder ausfindig gemacht hat. Eine Anzahl derſelben war in einem Zuchthauſe eingeſperrt: jede bekam täglich drey pence wovon noch ein Theil von den Bedienten des Hauſes unterſchlagen wurde. Hunger quält, aber beſſert nicht. Da ſie dabey gänzlich müßig giengen, ſo beſtärkte eine die andere in ihren Laſtern, und alle warteten nur ſehnlich auf die Stunde der Befreyung, um ihre alte Lebensart wieder anzufangen. Herr Stirling ſuchte, und erhielt die Einwilligung der Obrigkeit, um dieſe Weibsbilder in ein anderes reinliches Haus transportiren, und anſtatt des Geldes jeder täglich ein Pfund Habermehl, mit Salz, Waſſer, und Feuer zum kochen liefern zu dürfen. Nun litten ſie nicht mehr Noth: es entſtand alſo in kurzem ein Verlangen nach einigem Wohlleben, was würden ſie nicht darum geben, ſagten ſie, wenn

»ſie etwas Milch, und Bier bekommen könnten. Arbeitet, hieß es, ſo werdet ihr haben, was ihr verlangt. Er bot alſo einigen an, zu ſpinnen; er verſchaffte ihnen Flachs, und Spinnräder, und machte ſich dagegen anheiſchig, ihnen die Hälfte von dem Verkaufspreiſe zu bezahlen, und nur die andre Hälfte für den Ankauf der Materialien zurück zu behalten. Anfangs fiengen nur einige wenige an zu ſpinnen: dieſe erwarben ſich neun pence die Woche;— ein beträchtlicher Zuſatz zu dem, was ſie vorher bekamen. Nach und nach folgten mehrere dieſem Beyſpiele. Nach Verlauf eines viertel Jahrs arbeiteten ſie alle fleißig. Es gehörte zu ſeinem Plane, die, welche ſich vorzüglich gut aufführten, und fleißig waren, zeitiger in Freyheit zu ſetzen. Einige derſelben ſchienen ſo gänzlich geändert zu ſeyn, daß man keinen Rückfall in ihre vorigen Laſter mehr befürchten durfte."

Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe Einrichtung nicht fort gedauert hat.

Es würde freylich in England ſehr ſchwer ſeyn, die ganze Verfaſſung der ausländiſchen Zucht- und Arbeitshäuſer, die Howard beſchreibt, und ſo ſehr erhebt, nachzumachen. Beſonders iſt es dem Geiſt unſrer Geſetzgebung zuwider, größre Verbrecher durch Gefängniß vieler Jahre zu beſtrafen. Aber das können uns doch jene Beyſpiele lehren: erſtlich, daß Zuchthäuſer noch zu etwas anderm nütze ſind, als bloß Vagabunde, und lüderliche Weibsbilder auf eine kurze Zeit in Verwahrung zu halten; zweytens, daß es beſſer iſt, kleine Verbrecher auf eine ſolche Weiſe zu beſtrafen, wobey es noch möglich bleibt, ſie vom Laſter zurück zu rufen, und ſie zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft zu machen, als wenn man ſie in Kerker einſchließt, übers Meer ſchickt, oder aufhängt; endlich daß nur hauptſächlich Aufſicht, und eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit nöthig iſt, jenen guten Endzweck zu erreichen, eine Aufmerkſamkeit, die unſre des Wohlwollens, und menſchenfreundlicher Bemühungen ſonſt ſo fähigen Engländer gewiß auf dieſen Gegenſtand wenden würden, wenn ſie erſt von ſeiner Wichtigkeit überzeugt wären.

In den Augen der meiſten derſelben iſt, wie geſagt, ein Zuchthaus zu nichts andern beſtimmt, als im Lande herumziehende Bettler, und Huren auf kurze Zeit aufzunehmen. Aber es giebt ja gewiß viele andre Laſter, die der Geſellſchaft eben ſo läſtig, und nachtheilig ſind als dieſe, und doch dabey nicht die Strafe grober Verbrechen verdienen. In jeder größern Stadt giebt es eine Menge kleiner Diebe, und Diebshehler; andre leben davon, müßiges, und lüderliches Volk bey ſich zu beherbergen; andre davon, Spiel- oder Hurenhäuſer zu halten. — Alle dieſer, und ähnlicher Mißhandlungen Schuldige, werden bey uns entweder zu hart geſtraft, wenn das Geſetz an ihnen nach aller Strenge vollzogen werden ſoll; oder entgehen aller Ahndung, weil eben aus dieſer Beſorgniß

ſorgniß niemand ſie anklagen will. Oft, wenn ihre Geſundheit durch ihre Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet, und ihr Nahrungszweig in Verfall gerathen iſt, verlangen ſie in ein Armenhaus aufgenommen zu werden, und erhalten es auch, wo ſie dann gemeiniglich eben ſo unordentlich fortleben, und andre verderben. Die Obrigkeiten ſelbſt ſind in Verlgenheit, wenn ſolche kleine Uebelthäter entdeckt, und vor ihren Richterſtuhl gebracht werden; die gewöhnlichſte Sentenz iſt, ſie aus der Stadt, oder der Grafſchaft, wo ſie das Verbrechen begangen haben, zu verbannen.— Dieſes thut zu ihrer Verbeſſerung gar nichts: oft gereicht es ihnen nicht einmal zur Strafe. Sie kommen dadurch nur aus einem Orte wo man ihre ſchlechte Streiche kennt, in einen andern, wo dieſelben unbekannt ſind, und wo ſie ſolche alſo im Verborgnen mit deſto größrer Sicherheit fortſetzen können. Die meiſten kehren nach kurzer Zeit in ihre vorigen Schlupflöcher zurück, und leben von ihren alten Schelmereyen. Werden ſie dafür, wenn man ſie ertappt, öffentlich ausgepeitſcht, ſo werden ſie dadurch nur ſchamlos, und abgehärtet noch größre Verbrechen zu begehen.

Allen dieſen Uebeln könnte nun vorgebeugt werden, wenn es nach einem vernünftigen Plan errichtete, und wohl verwaltete Zuchthäuſer in unſerm Lande gäbe; ſolche, wo die Züchtlinge nach der Größe ihres Verbrechens in der Art wie man ſie behandelte unterſchieden, die Jungen von den

Alten, der Beſſerung noch fähige von verhärteten Böſewichtern abgeſondert, alle aber unter genauer Aufſicht gehalten, und beſtändig beſchäfftigt würden.

Ich will hier einen Plan zu einem ſolchen Hauſe vorlegen, wie ich glaube, daß er einem Orte oder Diſtrikt, der zehntauſend Einwohner enthält, nöthig und angemeſſen ſey. Dieß iſt, glaube ich, der kleinſte Maaßſtab, der hiebey zum Grunde gelegt werden kann, und der alſo nach Proportion vergrößert werden muß, je weitläuftiger, und volkreicher der Ort iſt, für welchen man das Haus beſtimmt.

1. Das Haus, hinlänglich feſt und ſtark gebauet, und verwahrt, um das Entlaufen der Gefangnen zu verhindern, muß auf gleicher Erde zwey Gemeinſäle haben, einen für Manns- den andern für Weibsbilder, beyde gehörig lichte, der Luft zugänglich, und mit einem Kamin, oder Ofen verſehen, und beſtimmt für die, welche ſich zur Arbeit willig bezeigen. Erlaubt es die Lage des Hauſes, ſo ſoll ein offener ummauerter Hof dabey ſeyn, mit einem Ziehbrunnen in der Mitte, wohin den fleißigen täglich zu gehen erlaubt wird; theils friſche Luft zu ſchöpfen, theils ihre Kleider, und Wäſche ſelbſt zu reinigen. Auf eben dem Flur mit jenen Sälen, ſollen zwey, oder mehrere kleine Gemächer zu einem engern Arreſt ohne Feuer und Licht, für die Halsſtarrigen und Widerſpenſtigen beſtimmt ſeyn. Im zweyten Stocke zwey andre

Säle, noch etwas heller, und angenehmer, mit etwas mehr Bequemlichkeiten verſehen, als die untern, ebenfalls einen für Männer, den andren für Weiber, beyde dazu beſtimmt, daß diejenigen, die einige Zeichen der Beſſerung von ſich blicken laſſen, und ſich vorzüglich gut aufführen, zur Belohnung in dieſelben verſetzt werden. In eben dem Stockwerk muß noch ein Krankenzimmer, und ein Zimmer für den Inſpektor, ingleichen eines zur Aufbewahrung der Materialien, und Werkzeuge der Arbeiten ſeyn, die im Hauſe gemacht werden ſollen.

Die Größe, und Anzahl der Stuben iſt natürlicher Weiſe nach der wahrſcheinlichen Anzahl der darinn aufzunehmenden Perſonen zu beſtimmen. Indeß glaubte ich, daß es wohl gethan ſey, wenn nicht mehr als acht Perſonen in einer Stube beyſammen arbeiten und ſchlafen. Die Zellen zu einer engern Verwahrung müſſen klein ſeyn: und nur Eine, höchſtens zwey Perſonen müſſen in dieſelben geſetzt werden. Verhärteten Böſewichtern darf man es nicht erlauben mit einander Umgang zu haben.

2. Es ſoll die Pflicht des Armenaufſehers ſeyn, jeden Vagabunden, jede unordentlich lebende, oder verdächtige Perſon zu greifen, und in Verwahrung zu bringen, bis auf die Zeit wo ſie vor die Obrigkeit zur Unterſuchung geführt werden können. Um ihn hiezu das nöthige Anſehen zu geben, ſoll er den Rang, und die Gewalt eines

Conſtable, oder Friedensofficianten *) haben, und berechtigt ſeyn, die geringern Diener jeder Gemeinheit, wenn er ihrer nöthig hat, zu ſeiner Hülfe herbey zu rufen, wofür dieſe eine kleine Erkenntlichkeit erhalten ſollen.

3. Die aufgegriffenen Vagabunde und andre in Ausſchweifungen betretne Perſonen ſollen, wenn ihnen durch Richter und Recht Zuchthausſtrafe zuerkannt worden, in dem itzt beſchriebenen Arbeitshauſe auf längere, oder kürzere Zeit, nach der Größe, und der öftern Wiederholung ihrer Vergehungen, eingeſperrt, und aus öffentlichem Fond mit nichts anderm, als Waſſer, und einem Pfunde groben Brods täglich geſpeiſet werden.

4. Gleich bey ihrem Eintritt in das Haus ſoll ihnen von dem Aufſeher deſſelben eine Arbeit gelehrt, und dann ein gewiſſes Maaß derſelben aufgegeben werden. Denen, welche ſpinnen können, ſollen Flachs, und Spinnräder, andern Hanf, oder aufgezupfte Stricke gegeben, alle ſollen auf eine Art beſchäfftiget werden, die zu erlernen die leichteſte, und zu den Manufakturen, oder dem Handel des Orts am brauchbarſten iſt. Das, was ſie verdienen, ſoll, wenn ihre Unterhaltungskoſten davon abgezogen worden, ihnen zu ihrem eignen Gebrauche gegeben werden.

---

*) D. h. eines unter dem Friedensrichter ſtehenden Subalternen, der auf Erhaltung der öffentlichen Sicherheit Achtung gebe. Anm. d. Ueb.

5) Zu dem Ende ſoll der Aufſeher Materialien, und Werkzeuge zu verſchiedenen Gattungen der Manufakturarbeiten parat halten. Er ſoll ferner Buch und Rechnung führen, ſowohl über die Perſonen, welche ins Zuchthaus gekommen ſind, die Zeit, welche ſie in demſelben bleiben ſollen, und ſchon zugebracht haben, als über die ihnen gelieferten Materialien, die vollbrachte Arbeit, und das davon gelöſte Geld: für welches alles er verantwortlich ſeyn ſoll.

6. Dieſes Haus ſoll als ein Eigenthum des Publicum angeſehen, der Obrigkeit aber, und den Vorſtehern der Armenverpflegung, als ein Depoſitum übergeben werden. Dieſe ſollen zugleich die Adminiſtration deſſelben führen, und eine, oder mehrere Perſonen aus ihrem Mittel ernennen, die wenigſtens zweymal die Woche das Haus beſuchen, und die Bücher des Inſpektors nachſehen.

Dieß iſt ein allgemeiner Plan zu einem Zuchthauſe, welcher dann weitere Zuſätze, und Verbeſſerungen erhalten kann, nachdem die Umſtände, und Vorfälle dieſelben an die Hand geben. Ich rechne, daß ein ſolches Haus, wenn es ſo klein als möglich iſt, zweyhundert Pfund Sterling zu erbauen koſte, und der jährliche Aufwand ungefähr mit zwanzig Pfund Sterling beſtritten werden kann. Wird die Wirthſchaft darinnen wohl geführt, ſo wie es im Werkhauſe zu Mancheſter wirklich geſchieht, iſt es ſehr wohl möglich, daß die Gefangnen durch ihre eigne Arbeit beynah unterhalten werden. Wenn an demſelben Orte auch ein Armenhaus befindlich iſt, ſo können dieſelben Vorſteher, und in denſelben Zuſammenkünften, mit einer geringen Vermehrung der Arbeit die Adminiſtration von beyden beſorgen. Dieſe bekommen auch dadurch ein größeres Anſehen in dem Armenhauſe, und werden eher in den Stand geſetzt, in demſelben eine genaue Ordnung, und Regelmäßigkeit zu erhalten, weil ſie es alsdann in ihrer Macht haben, die Widerſpenſtigen, und Unordentlichen auf eine Zeitlang ins Zuchthaus zu verſetzen.

Einige ſind der Meynung, daß es beſſer ſey, wenn in einem Zuchthauſe nichts als Zellen, oder kleine Gemächer ſind, worinn nur eine Perſon Raum hat. Auf dieſe Weiſe, ſagen ſie, werden die Gefangnen von einander entfernt, und alſo verhindert Complotte zu machen, oder einander wechſelsweiſe zu verführen. Ueberdieß wird die Strafe dadurch härter, und alſo abſchreckender. Arbeiten aber können ſie auf dieſe Weiſe eben ſowohl, wenn ſie nur zur Arbeit Luſt haben.

Dieſe Einrichtung mag gut ſeyn, wenn es bloß darauf ankömmt, fremde Bettler, und Landſtreicher zu ſchrecken, oder auf ein paar Tage, oder Wochen bey Waſſer und Brod einzuſperren: aber ſie iſt untauglich, wenn unſre Abſicht iſt, faule, unordentliche, und lüderliche Leute zu einiger Sittlichkeit, und Zucht zurück zu bringen.

Erſtlich, wenn der Aufenthalt im Zuchthauſe lange dauern ſoll, welches in dem Falle, den wir annehmen, geſchehen muß, ſo iſt eine vollkommne Einſamkeit eine zu fürchterliche Strafe für diejenigen Verbrechen, um derentwillen das Zuchthaus gewöhnlicher Weiſe zuerkannt wird. Jahre lang ganz allein in einem engen, und düſtern Gefängniſſe zuzubringen, iſt vielleicht das ſchrecklichſte, was einem Menſchen wiederfahren kann. Howard ſah zu Bicetre, einem Gefängniſſe nahe bey Paris, ſolche unglückliche Geſchöpfe, die ſeit zehn vielleicht zwanzig Jahren kein anderes menſchliches Geſicht, als das ihres Kerkermeiſters, und dieſes nur einmal des Tages geſehen hatten, und dabey mit Waſſer und Brod waren geſpeiſt worden. Die tiefeſte Melancholie ſaß auf ihren Geſichtern. Nein! die Menſchlichkeit verbietet, irgend einen Schuldigen, deſſen Verbrechen nicht von der abſcheulichſten Art iſt, zu einem ſo tiefen Elende zu verdammen.

Ferner iſt es alsdann nicht möglich, einen Unterſchied zwiſchen größern, und geringern Verbrechen, zwiſchen denen, die ſich in ihrer Gefangenſchaft ſelbſt wohl, oder übel betragen haben, zu machen.

Wenn es endlich eine der vornehmſten Abſichten der Zuchthäuſer iſt, diejenigen zur Arbeitſamkeit, und Ordnung zurück zu bringen, die ſich an Müßiggang, und Ausſchweifungen gewöhnt hatten: ſo muß ihnen jede mögliche Ermunterung gegeben werden fleißig zu ſeyn. Sind ſie allein in einer Zelle eingeſperrt: ſo wird es ihnen an Muth, und Lebensgeiſtern zu einer lebhaften Thätigkeit fehlen. Selbſt die Ausſicht auf Gewinnſt wird ſie nicht ſtark genug reizen. Nach unſerm vorigen Plane aber, wo ſie einige Annehmlichkeiten der Geſellſchaft genießen, ein noch bequemeres Leben hoffen können, und Beyſpiele von andern vor ſich ſehen, die der Früchte ihrer Arbeit genießen: nach dieſem haben ſie keine Hinderniß, und alle mögliche Motive zu derjenigen Aufführung, die man von ihnen wünſcht. — Auf der andern Seite iſt es dem geſuchten Endzwecke eben ſo wenig angemeſſen, wenn ein Zuchthaus für zwey oder drey Grafſchaften gemeinſchaftlich dienen ſoll, und daher ſehr weitläuftig ſeyn, oder Zimmer haben muß, in welchen eine große Anzahl Gefangner beyſammen ſind.

Einmal wird es alsdann den Eigenthümern, oder Gerichtsherren der von dem Zuchthauſe zu entfernten Orte beſchwerlich, und koſtbar, jeden, der bey ihnen durch muthwilliges Betteln, kleine Diebereyen, oder andre Unordnungen, dieſe Strafe verdient hat, nach dem Zuchthauſe des Diſtrikts transportiren zu laſſen. Nur die gröbſten Verbrecher, deren Handlungen einen allgemeinen Abſcheu erregen, oder von allzu ſchädlichen Folgen ſind, werden alsdann in Verhaft gezogen, und der Obrigkeit überantwortet. Kleinere Miſſethäter laſſen Gemeinden, und Herrſchaften gerne entlaufen, und ſie fürchten ſogar die Entdeckung derſelben, weil ſie die Gefahr, oder den Nachtheil, den ihnen jene Mißhandlungen zuziehen, für ein nicht ſo großes Uebel halten, als den Aufwand, und die Mühe, welche ihnen die Gefangennehmung der Thäter, und ihre Transportirung an einen entfernten Ort verurſacht.

Geſetzt aber auch, daß Anſtalt gemacht würde, dieſe Koſten und Beſchwerden den Privatperſonen abzunehmen, indem man dazu eigne beſoldete Perſonen beſtellte: ſo würde doch immer noch der andre Einwurf übrig bleiben, der nämlich, daß aus der Weitläuftigkeit der Gefängniſſe ſelbſt unvermeidlich üble Folgen entſtehen.

Erſtlich wird die Luft eines mit vielen zum Theil unreinlichen, zum Theil ungeſunden Menſchen angefüllten Hauſes oder Zimmers nothwendig ungeſund, und anſteckend.

Zum andern wird alsdann die Aufſicht über eine ſo große Anzahl verdorbner Menſchen zu ſchwer, und die Abſonderung der Beſſern von den Schlimmern, der Jungen von den Alten unmöglich. Wie kann ein Aufſeher den Charakter ſo vieler Menſchen hinlänglich kennen lernen, um ſie nach ihrer Würdigkeit zu claſſificiren? Soll alsdann Ordnung unter ihnen erhalten werden: ſo muß man eine Strenge gebrauchen, die nicht nur ihre Strafe größer macht, als ſie nach dem Ausſpruch des Richters ſeyn ſollte, ſondern auch ihr Herz oft mehr verhärtet, und die geſuchte Beſſerung verhindert. Verfährt man gelinder: ſo werden die Beſſern von den Schlechtern verführt; es entſtehen unter ihnen Verbindungen zur Widerſetzlichkeit, oder ſolche Auftritte von Tumult, Unordnung, und Wildheit, welche alle Gedanken von einer Reformation ihrer Sitten entfernen.

Es iſt wahr, es giebt in Deutſchland, und in Holland Gefängniſſe ſowohl, als Zuchthäuſer, wo eine große Menge Gefangne beyſammen ſind, und wo deſſen ungeachtet Ordnung herrſcht. Allein, außerdem, daß dieß nur in ſehr volkreichen Oertern der Fall iſt, wo man ſich nicht anders hat helfen können: machen auch hier der Charakter, und die Sitten des Volks, und die Natur der Conſtitution einen großen Unterſchied. Unſre Verfaſſung erlaubt glücklicher Weiſe nicht, daß jede kleine Obrigkeit mit dem gemeinen Manne ſo willkührlich verfahre, noch daß denen, die aus der niedrigſten Claſſe zu einer Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, ſo hart begegnet werde, als es in einigen andern Ländern geſchieht. Der geringſte Bettler hat bey uns zu dem Schutze der Geſetze eben daſſelbe Recht, als der erſte Lord; und er ſowohl als dieſer kann jede Härte ahnden, die man ihm über das Maaß der Strafe zufügt, welche die Geſetze beſtimmen. — Die in den Zuchthäuſern einzuführende Diſciplin darf alſo nicht ſo ſtrenge ſeyn, als ſie es in den Oertern zu ſeyn pfleget, wo ein großer Haufen Böſewichter, doch in einer gewiſſen Regelmäßigkeit gehalten, und zur Arbeitſamkeit gebracht werden. Hierzu kömmt, daß der phlegmatiſchere, kaltblütigere, oder der Unterwerfung, und der Knechtſchaft mehr gewohnte Charakter des gemeinen Volks aus den Nationen, von denen wir reden, eher auch durch eine mäßige Diſciplin im Zaume zu halten iſt, als der heftiger aufbrauſende, und halsſtarrige Charakter unſers Pöbels. Wenn alles übrige gleich wäre, würde doch in den engliſchen Gefängniſſen, mehr Geſchrey, Lärm, Zänkerey, und Unordnung ſeyn, als in den holländiſchen, oder deutſchen. — Endlich iſt die Herablaſſung, welche in mehrern Orten dieſer Länder Männer, und Frauen vom Stande beweiſen, indem ſie es nicht ihrer unwürdig halten, ſelbſt in die Werkhäuſer zu gehen, und ſich um das Schickſal ſowohl, als um die Aufführung der Gefangnen perſönlich zu bekümmern; auch dieſe iſt zu ſehr von der Denkungsart, und den Gewohnheiten unſerer Vornehmen, und Reichen entfernt, als daß wir etwas ähnliches bald hoffen könnten.

In der That, wenn gute Gründe vorhanden ſind, warum ſchon die Armenhäuſer nicht zu groß angelegt werden ſollen: ſo ſind ſie gewiß doppelt ſtark dafür, die Häuſer, worinnen böſe Menſchen gezüchtiget, und gebeſſert werden ſollen, in die möglich engſten Gränzen einzuſchließen. Wie gefährlich iſt es nicht, Schelme zuſammen zu bringen? Nur dadurch, daß man ſie von einander abſondert, und ſie mit etwas beſſern Menſchen in

Verbindung bringt, iſt es möglich einige Beſſerung bey ihnen zu bewirken. Nach meiner Meynung ſollte alſo jedes große volkreiche Kirchſpiel ſein eignes Zuchthaus haben. Wo zwey bis drey kleine Kirchſpiele beyſammen liegen: könnte Eines, ungefähr im Centro derſelben erbauet werden.

Es giebt freylich Gegenden, wo eine noch herrſchende Einfalt, und Unſchuld der Sitten mit ſparſamer Lebensart verbunden, auch unter dem gemeinen Pöbel Ausſchweifungen ſeltner macht. Indeſſen würde auch da ein ſolches Haus nicht unnütz ſeyn. Es würde wenigſtens die Menge von Landſtreichern ſchrecken, und entfernen, die ſich alle Jahr von den großen Hauptſtädten über das Land verbreiten, und die Bauerhaushaltungen in Contribution ſetzen. Ich bin erſtaunt über die Menge Brod und Fleiſch, die auf dem Lande in Schottland in einer einzigen Haushaltung an ſolche Bettler gegeben wird. Es beträgt an vielen Orten mehr, als eins dieſer Häuſer zu der Unterhaltung der eignen Armen des Kirchſpiels jährlich beyträgt. Würden ſolche Herumzieher da, wo man ſie aufgriffe, auf einen Monat eingezogen, und mit Waſſer und Brod geſpeiſt: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Auswanderungen der Art nicht ſo ofte ſtatt haben würden. Dazu iſt in einem Landkirchſpiele nicht mehr als ein Haus mit ein paar Gemächern nöthig. Der Aufwand, den Anfangs die Erbauung oder Zurechtmachung deſſelben

ſelben verurſachen könnte, würde, wie ich glaube, in wenig Jahren reichlich vergütet werden.

Ich will, ehe ich dieſes Kapitel ſchließe, meinen ganzen Plan kurz wiederholen, damit ihn der Leſer im Zuſammenhange überſehen, und beurtheilen könne.

Da, wie ich gezeigt habe, die meiſten Mängel in der Verwaltung der Armenſachen, und die meiſten Inconvenienzen, welche aus dieſen Mängeln entſpringen, darinn ihren Grund haben, daß man die Armen nicht kennt: ſo daß man weder auf ihre Umſtände, noch ihre Charaktere in der ihnen auszutheilenden Hülfe hinlängliche Rückſicht nehmen kann: ſo iſt mein

Erſter Vorſchlag geweſen: eine ſolche Policey, beſonders in großen Städten einzuführen, durch welche man den Zuſtand, und die Aufführung der Perſonen, die entweder wirklich ſchon in der Verpflegung des Allmoſenamts ſind, oder künftig einmal in dieſelbe kommen könnten, genau erführe. — Ich habe zweytens die Perſonen, und die Art ihrer Wahl beſtimmt, welche die Verwaltung der Armenanſtalten über ſich nehmen müſſen, wenn dieſelben einen wahren Nutzen dem Publicum ſchaffen ſollen.

Drittens, dieſen Vorſtehern habe ich einen Unterofficianten an dem Armenaufſeher zugeordnet, der die unmittelbaren Nachforſchungen in den Häuſern der Armen, in den Zuſammenkunftsörtern der Lüderlichen, und in den Herbergen der fremden Bettler anſtelle, und den Vorſtehern von allem, was vorgeht, Bericht abſtatte; damit dieſe, auf ſolche Data ihre Berathſchlagungen gründen, und ihre Anſtalten zur Verſorgung der Dürftigen, zur Beſtrafung der Unordentlichen machen können.

Viertens. Ich habe ferner einige der vornehmſten Regeln angegeben, nach welchen ſich die Vorſteher bey ihren beyden Hauptgeſchäfften: der Sorge, die nöthigen Gelder zur Unterhaltung der Armen herbey zu ſchaffen, und der Sorge, ſie auf die angemeſſenſte Art auszutheilen, richten müſſen.

Arme von ſchlechtem Charakter müſſen ſchlechter verſorgt werden. Arme, die ſich gut aufführen, müſſen mehr bekommen, aber doch niemals ſo viel, als ein fleißiger Mann ſich ſelbſt durch gemeine Handarbeit erwerben kann. Die, welche nur vorübergehendender Zufälle wegen in Noth ſind, müſſen von denen unterſchieden werden, die Alters oder Krankheit wegen Zeitlebens Unterſtützung bedürfen, und jene müſſen nur auf ſo lange, als ihr Bedürfniß währt, Allmoſen empfangen. Auf Familien, die noch arbeiten können, aber noch einen Zuſchuß bedürfen, wenn ſie auskommen ſollen, muß vorzüglich geſehen, und ihnen das Mangelnde gereicht werden, ohne ſie von der Arbeit durch eine völlige Unterhaltung zu diſpenſiren. —

In Abſicht der Quelle, woraus die Armencaſſe zufüllen iſt, müſſen die alten Einrichtungen fürs erſte beybehalten, oder doch mit Behutſamſamkeit, und langſam geändert werden. —

Fünftens. Da, wo die Armen durch Wochen- oder Monatsgelder, welche ſie auf die Hand bekommen, unterhalten werden, iſt es nützlich, die Penſionirten zu Tragung eines gewiſſen Zeichens zu verbinden, damit die, welche ohne Allmoſen leben können, abgehalten werden, darum zu bitten, und die, welchen es bewilligt worden, abgehalten werden zu betteln. Ausnahmen können von dieſer Regel in einzelnen Fällen gemacht werden, wenn unverdientes Unglück, und gute Aufführung bey derſelben Perſon zuſammen kommen.

Sechstens. Endlich ſoll in jeder Stadt, und in jedem volkreichen Kirchſpiel auf dem Lande ein Zucht- und Arbeitshaus erbauet werden, theils um das Herumſtreichen muthwilliger Bettler von Ort zu Ort, zu verhindern: theils, um die Lüderlichkeit, und Laſter unter dem ganz gemeinen Mann durch Strafen einzuſchränken. Obgleich die in England vorhandenen Bridewells wegen äußerſt ſchlechter Verwaltung ihre Abſicht nicht erfüllt haben, ſo zeigen doch die beſſer gelungenen Verſuche anderer Länder, daß die Schuld nicht an der Sache ſelbſt liege. Zuletzt habe ich einen Entwurf zu einem ſolchen Hauſe gemacht, und einige andre davon abweichende Vorſchläge geprüft. — Nun iſt noch übrig in dem folgenden Kapitel zu unterſuchen: was unter beſondern Umſtänden bey dieſer,

ſer, oder jener Claſſe von Armen bey einer ſchon vorhandenen, und unabänderlichen Einrichtung am nützlichſten zu thun ſey?

Viertes Kapitel.

Vorſchläge zu Maaßregeln die an Orten zu nehmen ſind, wo Armenhäuſer ſchon exiſtiren.

Ich habe ſchon bemerkt, daß es nicht immer der Klugheit, und dem gemeinen Beſten gemäß iſt, jede ſchon feſt etablirte, und durch ihre Dauer befeſtigte Einrichtung abzuſchaffen, weil man hintendrein einſieht, daß man eine noch beſſere hätte treffen können. Es iſt in dieſem Falle dem Publicum mehr gerathen, wenn man auf die beſten Maaßregeln denkt, die aus der Natur einer ſolchen Einrichtung entſtehende Mißbräuche einzuſchränken, und den möglichſten Nutzen mit dem kleinſten Nachtheil daraus zu ziehen, als wenn man ein ganz neues, obgleich an ſich beſſeres Syſtem auf den Ruin des alten erbauete.

Dieſer allgemeine Satz iſt auch in Abſicht der Armenhäuſer wahr. Ob ich gleich glaube, ziemlich klar bewieſen zu haben, daß es eine der koſtbarſten, und auch nicht die den Armen ſelbſt vortheilhafteſte Art iſt, ſie zu verſorgen: ſo würde es doch übel gethan ſeyn, die Häuſer dieſer Art, wo ſie vorhanden ſind, nieder zu reißen, oder die Armen aus denſelben zu vertreiben. Vielmehr muß man nur darauf denken: wie ihre Einrichtung am wenigſten koſtbar fürs Publicum, am nützlichſten für die Armen gemacht werden könne? Zu dem, was ich darüber ſchon oben geſagt habe, will ich hier nur noch zwey Sachen hinzuſetzen. Erſtlich will ich einen Plan vorlegen, und prüfen, den ein ſehr achtungswerther Bürger von Edinburg, und Vorſteher des daſigen Armenhauſes zur Verminderung des Aufwandes deſſelben, bey gleich guter Verſorgung der Armen, gemacht hat. — Zum andern will ich die Reform einer andern Art, ſo wie Glasgow dazu das Beyſpiel gegeben hat, erzählen.

Der erſte Theil jenes Plans betrifft die Kinder der Armen. Dieſe werden nach der bisherigen Einrichtung zu Säugammen aufs Land gegeben, und daſelbſt bis in ihr viertes oder fünftes Jahr gelaſſen, wofür der Bauerfamilie, welche dieſe Mühe über ſich nimmt, vierteljährig zwanzig Schilling bezahlt werden. In dieſem Alter kommen ſie alsdann ins Haus zurück, und werden dann da ferner unterhalten, und erzogen, bis ſie im Stande ſind, in einen Dienſt oder aufs Handwerk zu gehen. —

Nach dem veränderten Plane ſollen nun die Kinder ganz und gar auf dem Lande erzogen werden. Der Urheber deſſelben glaubt, daß, da Säugammen ſo leicht eine Zärtlichkeit für ihre Zöglinge bekommen, viele derſelben ſich gerne gefallen laſſen würden, für ein mäßiges Koſtgeld die ihrigen

gen zu behalten: welches Koſtgeld alsdann noch vermindert werden könnte, wenn dieſe Kinder anfiengen ihren Pflegeeltern einige Dienſte zu leiſten. Hier ſollten ſie dann alſo einerley Unterricht, und Erziehung mit den Kindern der Familie bekommen, in welcher ſie aufgenommen ſind: wobey ſie zugleich zu körperlichen, und Handdienſten ihrer eigentlichen künftigen Beſtimmung angewöhnt werden könnten. Wenn dieſes nicht mit allen Kindern zu thun möglich wäre, weil ſich in der Nachbarſchaft, oder in einer mäßigen Entfernung nicht eine hinlängliche Anzahl von Bauerfamilien fände, die dieſe Sorge übernehmen wollten oder könnten: ſo würde es doch ſchon ein großes Erſparniß für das Armenhaus, und ein Vortheil für die Armuth ſeyn, wenn auch nur ein Theil der Kinder auf dieſe Weiſe verſorgt würde.

Der zweyte Theil des obigen Plans betrifft die Erwachſenen. Dem zufolge ſollen drey Claſſen gemacht, und die Abgelebten von den Kranken, oder Kränklichen,— und dieſe von den Geſunden, und Arbeitsfähigen abgeſondert werden. Jede von dieſen drey Claſſen ſoll, wo möglich, in einem beſondern Hauſe, oder in einer beſondern Abtheilung deſſelben Hauſes wohnen. Was nun die dritte, und zahlreichſte Claſſe der Geſunden betrifft, deren er in Edinburg auf dreyhundert rechnet: ſo ſoll denſelben im Armenhauſe nur Wohnung, Feurung, und ſieben Pfund Brod die Woche für die Perſon, nebſt einem Anzuge einmal für allemal gegeben, übrigens ſoll es ihnen überlaſſen werden, für ſich ſelbſt in oder außer dem Hauſe zu arbeiten, und ſich das übrige was ſie brauchen, dazu zu verdienen. Eben ſo ſollen ſie auch ſelbſt ihr Eſſen kochen, abgehende Kleidungsſtücke neu anſchaffen, die alten ausbeſſern, rein machen, und die nöthigen Stuben- und Hausdienſte verrichten. Sechs, oder Sieben ſollen immer, was man Menage nennt zuſammen machen, d. h. ihr Koſtgeld zuſammen tragen, und gemeinſchaftlich kochen, und ſpeiſen.

Dieſer Plan, der in einer darüber herausgekommenen kleinen Schrift weitläuftiger entwickelt wird, ſcheint mir nur noch folgende Schwierigkeiten, und Inconvenienzen zu haben.

Daß dreyhundert Menſchen in einem Hauſe ſo nahe bey einander wohnen, in einen engen Raum zuſammen gepreßt ſind, iſt ein nicht dieſem Plane eigener, ſondern allen Armenhäuſern gemeinſchaftlicher Fehler. Aber in jenem ſcheinen die Folgen noch mehr zu fürchten zu ſeyn, weil die Sorge für Reinlichkeit, und Lüftung, den Armen ſelbſt überlaſſen iſt. Man weiß, wie ſchwer es in den gewöhnlichen Armenhäuſern bey aller Genauigkeit der Aufſicht, und ſelbſt bey der größten Strenge wird, Ordnung und Reinlichkeit von Leuten zu erhalten, die des Schmutzes gewohnt, an demſelben kein Mißfallen finden, aber an der Arbeit Mißfallen haben, ohne welche die Reinlichkeit nicht ſtatt findet. Wie wenig alſo läßt ſich erwarten, daß ſie freywillig, ohne Aufſicht und Zwang, die nöthige Sorgfalt darauf wenden werden? Und doch kann nur die äußerſte Reinlichkeit, Oerter, wo eine große Anzahl von Menſchen beyſammen iſt, geſund erhalten.

Ferner: obgleich die im Armenhauſe einquartirten Armen, noch unter einer allgemeinen Aufſicht des Inſpektors ſtehen ſollen: ſo müſſen ſie doch einer größern Unabhängigkeit genießen, weil ſie ſich ſelbſt Arbeit ſuchen, und ihre Viktualien einkaufen ſollen. Wie ſehr iſt alſo zu befürchten, daß Lüderlichkeit, und mancherley Laſter unter einem ſo gedrängten Haufen gemeiner ſchlecht denkender Leute überhand nehmen werden. Sind Zänkereyen ſchon unter denjenigen Armen nicht zu verhüten, welche alles, was ſie brauchen, vom Publicum bekommen: wie viel häufiger werden dieſe Uneinigkeiten ſeyn, und wie viel höher werden ſie ſteigen, wenn jeder für ſich ſelbſt zu ſorgen genöthigt, ein ganz eignes, und der andern ihrem oft entgegen ſtehendes Intereſſe hat?— Geſetzt die, welche zuſammen Wirthſchaft machen, kämen auch über den Beytrag überein, den jeder geben ſollte, wie viel Haderns, und Streits würde nicht über die Zurichtung, und über die Portionen entſtehen, die jeder von den Speiſen haben ſoll? — Wenn es endlich ihnen ſelbſt überlaſſen bleibt, das Waſchen, und Ausbeſſern ihrer Kleidung zu beſorgen, ſo werden gewiß viele, um ſich die Mühe zu erſparen, ſich lieber von Unflath, und Ungeziefer verzehren laſſen. — Wenn nun unter dem Haufen einige beſcheidne, ſittſame, gutdenkende Arme ſind, wie es denn gewiß deren giebt; wie unglücklich müſſen ſich dieſe in einer ihnen ſo unähnlichen Geſellſchaft finden? Mit einem Worte: wenn der gedachte Plan in ſo fern nützlich iſt, als er unſtreitig dem Publicum einen Theil des Aufwandes erſpart, ſo ſcheint er auf der andern Seite für die Armen ſchädlich, die in Vereinigung auf einem Haufen beyſammen, und doch ohne Aufſicht lebend, mehr Unordnungen anrichten, und ſich unter einander mehr verderben, und unglücklich machen würden, als ſie weder in ihren eigenen Häuſern, noch in einem gewöhnlichen Armenhauſe thun könnten.

Der Plan, den die Stadt Glasgow in ihrer Armenpflege gewählt, und mit ſehr gutem Erfolge ausgeführt hat, iſt dem meinigen ſehr ähnlich.— Die Armen ſind in drey Claſſen getheilt: in die ganz Hülfloſen, worunter Abgelebte, und Kranke, die weder Freunde, noch Verwandte haben, dann Mutter- und Vaterloſe Wayſen gehören; in die Armen des Conſiſtorii, welche ehedem in beſſern Umſtänden geweſen, oder ſich durch eine vorzüglich gute Aufführung unterſcheiden, und in die Armen aus dem ganz geringen Pöbel.— In das ao. 1733 erbaute Armenhaus werden nur die von der erſten Claſſe aufgenommen: daher ſelten mehr als dreyhundert und zwanzig Arme auf einmal darinn befindlich geweſen ſind, obgleich die Stadt größer als Edinburg ohne die Vorſtädte iſt, und fünf und zwanzigtauſend Einwohner enthält. Jede Perſon koſtet dem Armenhauſe ungefähr vier Pf. Sterling ſieben Schillinge, und der ganze Aufwand beträgt tauſend vierhundert Pfund St.

Die zweyte Claſſe der Armen bekömmt wöchentliche Allmoſen aus den Kirchenſeſſionen, oder Conſiſtoriis, welche ſo, wie ehedem die Vestry-meetings (die Sacriſteyverſammlungen) in England die ganze Armenverpflegung zu beſorgen hatten, und dazu die an den Kirchthüren geſammelten Collekten, und andre ihnen übergebene Fonds anwendeten. Gegenwärtig geben ſie zwar aus ihrer Caſſe dreyhundert Pfund Sterling jährlich zu Unterhaltung des Armenhauſes ab: ſie behalten aber doch noch ſechshundert Pfund Sterling übrig, von welchen ſie an ſolche Arme, wie ich ſie oben beſchrieben habe, größtentheils ehrliche, alte, abgelebte, durch Unglücksfälle in Dürftigkeit gerathne Einwohner Penſionen auszahlen. Die Perſon, oder Familie bekommt monatlich von zehn pence bis an zwey Schilling, und gegen neunhundert Perſonen haben an dieſer Wohlthat Theil.

In der einſichtsvollen Vertheilung dieſer Allmoſen haben ſich die Perſonen, aus welchen die Kirchenſeſſionen, oder die Conſiſtorien in Glasgow beſtehen, ein großes Verdienſt erworben. Jedes Conſiſtorium hat ſeinen eignen Sprengel.

Die in demſelben wohnenden Armen werden von Zeit zu Zeit von einem Mitgliede deſſelben beſucht: und ſo erlangen die Adminiſtratores eine ſolche Kenntniß von den moraliſchen, und Glücksumſtänden derer, welche ihrer Hülfe benöthigt ſind, daß ſie ſie ſehr ſelten an Unwürdige verſchwenden. Es iſt ein Zeichen, daß noch wahre Tugend, Religion, und Patriotismus an einem Orte vorhanden iſt, wenn ſeine angeſehenen Einwohner ſich zu ſolchen dem Publicum zu leiſtenden Dienſten entſchließen.

Die dritte Claſſe beſtehet aus den Armen des niedrigſten Pöbels, zum Theil Fremden, die, wenn ſie ſich eine Zeitlang daſelbſt aufgehalten haben, Anſpruch machen, betteln zu dürfen, oder an öffentlichen Wohlthaten Theil zu haben. Dieſe ſind bey dem Anfange dieſer Einrichtung ſämmtlich aufgeſchrieben, und ihnen iſt wöchentlich eine gewiſſe Portion Mehl, oder Brod von vier bis zu funfzehn Pfunden am Gewichte bewilligt worden. Da dieß größtentheils Familienweiſe ausgetheilt wird: ſo iſt die Anzahl der dadurch unterſtützten Armen nicht genau zu beſtimmen. Wahrſcheinlich geht ſie über tauſend. Die Koſten für das ihnen Gereichte, betragen an tauſend Pfund St. jährlich, die durch eine Art von Taxe aufgebracht werden, zu der aber niemand beyträgt, der nicht wahrſcheinlich ein Kapital von wenigſtens fünfhundert Pfund Sterling hat.

So werden alſo in Glasgow an die zweytauſend Arme mit einer Summe von zweytauſend fünfhundert Pfund Sterling theils unterhalten, theils unterſtützt, da hingegen in Edinburg ungefähr tauſend zu unterhalten eine Summe gegen viertauſend Pfund Sterling koſtet. Die einzige Urſache, welche ſich davon angeben läßt, iſt, daß in Glasgow nur wenig Armen im Armenhauſe, die meiſten durch Penſionen unterhalten werden, in Edinburg aber grade umgekehrt, die meiſten im Hoſpitale leben, wenige Allmoſen zu Hauſe erhalten. *)

Fünftes Kapitel.

Von dem Vorſchlage jungen Leuten, die auf öffentliche Koſten erzogen ſind, eine Ausſteuer zu ihrer Verheyrathung zu geben.

Es iſt außer allem Streit, daß es in mehr als einer Abſicht für den Staat wichtig iſt, die Errichtung der Ehen unter allen Ständen beſonders aber unter den arbeitenden zu befördern, und

zu

---

*) Dieſe Vergleichung, die unſer Verfaſſer mehrmalen anſtellet, und die den Vorzug des Plans Arme zu penſioniren, vor dem, ſie in einem eignen Hauſe zu verpflegen, beweiſen ſoll, iſt partheyiſch und unbillig. Daß es mehr koſtet Arme ganz zu unterhalten, als ihnen eine kleine Beyhülfe zu ihrem Unterhalte zu geben, iſt ſehr natürlich. Anm. d. Ueb.

zu erleichtern. Es wird dadurch auf der einen Seite am ſicherſten den Ausſchweifungen vorgebeugt, zu welchen der natürliche Trieb beyder Geſchlechter gegen einander in den Jahren der Mannbarkeit geſunde, und eheloſe Leute verleitet: und es wird die Bevölkerung, eines der Hauptobjekte, welche der Staatsverwalter vor Augen haben muß, befördert.

Da nun, ſagen einige, die Schwierigkeiten, und Koſten der erſten Einrichtung, viele aus den gemeinen Claſſen hindern, eine Familie zu errichten, die doch, wenn ihnen dieſer Schritt erleichtert würde, wohl im Stande wären, eine Familie zu ernähren: ſo iſt es eine Art von ſehr wohl angewandter Wohlthätigkeit, jungen dürftigen Leuten in dieſem Zeitpunkte, und zu dieſem Ende eine beſondere Beyhülfe an Gelde zu bewilligen. Dieſer Fall trifft beſonders bey denjenigen ein, die auf öffentliche Koſten erzogen ſind, und keinen Freund, keine Verwandten haben, die ihnen weiter helfen könnten. — Der dieſen Gründen zufolge gemachte Vorſchlag geht dahin: daß den jungen Burſchen dieſer Art, die ſich während ihrer Erziehung wohl verhalten haben, ein Stück Brach liegenden Landes, oder Gemeinhutung gegeben werde, nebſt einer kleinen Summe ſich eine Hütte darauf zu bauen, kurz: daß ſie als Coloniſten angeſetzt würden; daß hingegen den Mädchen, welche ſich gleichmäßig gut aufgeführt haben, eine Summe Geldes zu ihrer Ausſteuer gegeben werde.

Das ſcheint allerdings viele Gründe für ſich zu haben. Deſſen ungeachtet, wenn wir es genauer unterſuchen, verliert es viel von ſeinem erſten blendenden Anſehen, und es wird zweifelhaft, ob die neue Bürde, die wir dadurch dem Publicum auflegen, durch einen wahren Vortheil für das gemeine Weſen werde vergütet werden.

Erſtlich zwey geſunde, junge, muntre Leute, die beyde arbeiten wollen, und können, und ſparſam ſind, brauchen, wenn ſie zu heyrathen Luſt haben, keiner fremden Hülfe. Man ſieht viele derſelben ohne alles Vermögen, eine Familie errichten, und glücklich fortkommen.

Ferner giebt es kaum irgend eine junge durch Laſter nicht verdorbene, oder durch Krankheit geſchwächte Perſon, die nicht, ſobald ſie in die Jahre der Mannbarkeit kömmt, eine Neigung in ſich fühle zu heyrathen. Dieſer von der Natur weislich eingepflanzte Inſtinkt iſt einer der ſtärkſten Antriebe zum Wohlverhalten, und zur Arbeitſamkeit. Ein junger Menſch, welcher ſich zu verehligen wünſcht, und ſieht, daß nur ſeine Arbeit, oder ſeine Talente ihn in den Stand ſetzen können, eine Familie zu ernähren, wird, wenn ſonſt in ihm ein Keim des guten vorhanden iſt, ſich die äußerſte Mühe geben, ſeine Zeit, und ſeine Kräfte wohl anzuwenden. Derſelbe Bewegungsgrund iſt auch bey dem andern Geſchlechte wirkſam. Wenn Mädchen ohne Vermögen ſind, und wiſſen, daß ſie nur durch Tugend, Sparſamkeit, Wirthſchaft, und häuslichen Fleiß dieſen Mangel erſetzen können: ſo werden viele, wie man mit Grunde hoffen kann, ſich um dieſe Qualitäten bewerben. Dieſer Bewegungsgrund iſt bey den ganz gemeinen, und bloß von täglicher Arbeit lebenden Menſchen noch nothwendiger. — Man ſchwächt ihn aber auf gewiſſe Weiſe, wenn man denen, die heyrathen wollen, eine Unterſtützung verſichert, welche ſie ſich nicht ſelbſt erworben haben.

Es iſt überhaupt für das Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, und für das bleibende Glück der Individuen ſelbſt am nützlichſten, wenn man ſie in den Zeiten des Lebens, wo ſie nicht durch beſondre Umſtände, als Kindheit, Krankheit, oder Alter an der Fürſorge für ſich ſelbſt gehindert werden, dieſen überläßt, und die öffentliche Hülfe ihnen für diejenigen Zeiten aufſpart, wo ſie, ſo zu ſagen, von ſich ſelbſt verlaſſen ſind. Eben die Urſache, welche macht, daß die vielen Kinder einer zahlreichen Familie oft beſſer gerathen, und glücklicher in der Welt fortkommen, als die einzigen Söhne, oder Töchter, eben das macht auch, daß die unzeitige Fürſorge, und Hülfe des Publicum den armen, arbeitenden Leuten, die ſich in der Welt erſt etabliren wollen, oft mehr ſchädlich, als nützlich iſt. Nämlich, wer nichts hat, worauf er ſich verlaſſen kann, als ſeine eigne Verdienſte, oder ſeinen eignen Fleiß: der iſt deſto eifriger bemüht ſich jene zu erwerben, der wird deſto ſtärker aufgefordert, dieſen anzuſtrengen. — Es iſt der

Lauf der Welt, und es iſt eine Folge des menſchlichen Verderbniſſes, daß bey dem größten Haufen jede fremde Stütze, jeder Anſpruch, den ein Menſch auf Fortkommen oder Glück in der Welt, unabhängig von ſeinen eignen guten Eigenſchaften und nützlichen Arbeiten hat, den Eifer in Abſicht der letztern vermindert.

Eine dritte Betrachtung, die hiebey nicht vergeſſen werden darf, iſt daß, wenn man auf dieſe Weiſe eine Art von Prämien auf das Heyrathen bey gemeinen Leuten ſetzt, viele, die gar noch nicht zu dieſem Stande qualificirt, und eine Familie zu ernähren unvermögend ſind, ſich verführen laſſen, unbedachtſam in denſelben zu treten, und ſich, mit der Perſon welche ſie wählen, zugleich unglücklich zu machen.

Es iſt unglaublich, wie wenig Vorausſehungskraft viele von den gemeinen Leuten haben. Wenn nur die gegenwärtige Schwierigkeit bey einer gewiſſen Unternehmung gehoben iſt: ſo denken ſie alle die Schwierigkeiten nicht, die ſie ſich in der Folge dadurch zubereiten.

Vielleicht iſt dieß im Gonzen ein Glück für den Staat. Sollte jeder ſich alle die Unglücksfälle, und die Verlegenheiten, die in der Ehe vorkommen können, und wovon einige ihn gewiß betreffen, vorher wiſſen, ſo würden wenige den Muth haben, ſich in dieſen Stand zu wagen. Wenigſtens aber werden, wenn die Sachen ihren natürlichen Gang gehen, diejenigen, welche noch zur fortwährenden Ernährung einer Familie unvermögend ſind, durch irgend ein gegenwärtiges, und unmittelbares Hinderniß abgehalten, eine Familie zu errichten. Wenige werden ſich doch zum heyrathen entſchließen, ehe ſie zum mindeſten ein Haus haben, worinn ſie wohnen, und ein Bette, worauf ſie liegen können. Aber nun räume man dieſe Schwierigkeit aus dem Wege, das Publicum verſchaffe ihnen ein kleines Haus, und das nöthigſte Hausgeräthe: ſogleich werden ihrer viele zuſammen laufen, ohne den mindeſten Gedanken von der Gefahr zu haben, der ſie ſich ausſetzen, künftig Mangel und Noth mit einander zu leiden.

Einem Mädchen, das von öffentlichen Allmoſen erzogen iſt, eine Ausſteuer zu geben, ſcheint mir noch weniger rathſam. Hat daſſelbe gar kein ſonſtiges eignes Verdienſt, wodurch es empfohlen wird, ſo werden fünf oder zehn Pfund Sterling kein Bewegungsgrund für einen rechtſchaffenen jungen Mann ſeyn, daſſelbe zu heyrathen: aber es wird leicht einen nichtswürdigen Burſchen herbey locken, der, nachdem er das Geld verthan hat, davon lauft, und Weib und Kind dem Kirchſpiel zu ernähren überläßt.

Wenn es für nöthig gehalten wird, Ermunterungen zum Heyrathen zu geben, ſo ſcheint es, daß dieß auf eine nützlichere Weiſe dadurch geſchieht, wenn man armen Leuten die Ausſicht eröffnet, daß ſie in Nothfällen, oder im Alter Hülfe beym Publicum zu erwarten haben.

Die Zeit, wenn die meiſten Ehen geſchloſſen werden, iſt die, wo die Menſchen in der vollen Reife ihrer Jahre, und Kräfte, und alſo am eheſten im Stande ſind ſich etwas zu erwerben. Diejenigen, welche in dieſem Zeitpunkte nicht ſo viel erarbeiten können, als zu ihrer erſten kleinen Einrichtung, und zum Unterhalt mit einer Frau nöthig iſt: wie werden dieſe in der Folge, bey zunehmenden Jahren, bey anwachſender Familie beſtehen können? Weit beſſer iſt es, daß ſolche durch die Unmöglichkeit die erſten Ausgaben des Hochzeitmachens, und des Etabliſſements zu beſtreiten, abgehalten werden zu heyrathen, als daß ſie von dieſen durch fremde Hülfe losgeſprochen, und doch nicht zu einem fortdauernden größern Erwerb in den Stand geſetzt werden.

Eine zur Ermunterung der Ehen, und in keiner Abſicht ſchädliche Wohlthätigkeit iſt die, wenn arme Eltern zahlreicher Familien vom Publicum unterſtützt werden. Dieß iſt ein Fall, in welchem arbeitende gemeine Leute einer Hülfe nöthig haben. Es kann oft ihre Kräfte überſteigen, auch durch ihren äußerſten Fleiß ſo viel herbey zu ſchaffen, als zur Erhaltung eines Haufens kleiner Kinder bis zu den Jahren, da dieſe anfangen können, ſelbſt etwas zu verdienen, nöthig iſt. — Das römiſche Geſetz verdiente in dieſer Abſicht nachgeahmt zu werden, welches einen gemeinen Tagelöhner, oder Handwerker, wenn er eine beſtimmte Anzahl von Kindern hatte, von allen öffentlichen

Laſten, und Auflagen freyſprach. — So ſollte, glaube ich, wenigſtens die Häuſertaxe und das Wegegeld, für ſolche Hausväter von der Grafſchaft, oder dem Diſtrikt, worinn ſie wohnen, und die Tauf- und Begräbnißkoſten von dem Kirchſpiel bezahlt werden. Es iſt wahr, daß das Geld, welches ihnen bey ſolchen Gelegenheiten abgefordert wird, an ſich eine Kleinigkeit zu ſeyn ſcheint: aber ich weiß auch aus Erfahrung, daß mancher armen Familie die Bezahlung deſſelben ſehr ſchwer angekommen iſt, und daß ſie die Erlaſſung deſſelben als eine beträchtliche Hülfe anſehen würde.

Es giebt andre Umſtände, wo eine zahlreiche Familie noch mehr Unterſtützung bedarf, z. E. wenn eines von den Eltern durch Krankheit oder Zufälle außer Stand geſetzt wird zu arbeiten. In ſolchen Fällen ſollte auf dieſe Kinder vorzügliche Rückſicht genommen, und ihnen ſo lange, bis ihr natürlicher Verſorger wieder zu ſeiner Geſundheit, und dem Vermögen zu arbeiten gelangte, ihr Unterhalt gereicht werden.

Ueberhaupt aber iſt, um jungen armen Leuten eine Ermunterung zur Ehe zu geben, nichts beſſer, als ſie vorher zum Fleiße, zur Nüchternheit, zur Sparſamkeit zu ermuntern. Denn mit dieſen Eigenſchaften werden ſie weit weniger Urſache haben, ſich vor den Beſchwerden, und den Gefahren zu ſcheuen, welche der verehligte Stand mit ſich führt. Und um Bewegungsgründe zur Erlangung,

langung, und Ausübung dieſer Tugenden zu geben, iſt wieder kein beſſeres Mittel, als wenn man in der Verſorgung, und Verpflegung derer, welche in ihrem Alter hülflos werden, einen großen Unterſchied zwiſchen ſolchen macht, welche fleißig, und nützlich, und andern, die träge, oder ausſchweifend geweſen ſind, und wenn man das Schickſal von jenen leichter, und angenehmer zu machen ſich bemüht, als von dieſen.

Beſchluß.

Ob ich gleich in den bisherigen Unterſuchungen mir alle Mühe gegeben habe, die Fehler, welche in der gegenwärtigen Verwaltung der Armenſachen in England obwalten, zu entdecken und ins Licht zu ſtellen, und dagegen einige Mittel anzugeben, welche den vornehmſten Uebeln, worüber geklagt wird, abhelfen können: ſo habe ich doch nicht die Eitelkeit zu hoffen, daß meine Meynungen allgemeinen Beyfall finden werden, oder daß der von mir angegebne Plan in kurzem ausgeführt werden wird. Wenn Menſchen einmal ihre Begriffe über einen Gegenſtand in ein gewiſſes Syſtem gebracht haben, ſo ändern ſie dieſelben ungern. Noch ſchwerer wird es ihnen, eine Verfahrungsart zu ändern, zu welcher ſie durch lange Ausübung gewöhnt ſind.

Die Laſt, welche die Armen, und Armenhäuſer dem Publicum verurſachen, iſt in Großbritannien ſehr drückend: aber die Einwohner ſind durch die Gewohnheit größtentheils damit ausgeſöhnt. Sie glauben, daß eine Auflage unvermeidlich iſt; und verlangen alſo keine beßre Methode, weil ſie dieſelbe für unmöglich halten. Deshalb aber dürfen wir doch an einer Reform noch nicht ganz verzweifeln. Lang eingewurzelte Vorurtheile können freylich nicht auf einmal ausgerottet: aber ſie können, wenn man die gehörigen Mittel braucht, nach und nach bezwungen werden. Nur durch langſame Fortſchritte gelangt man zur Kenntniß der Wahrheit. — Wenn mein Buch den Erfolg hätte, daß aufgeklärte unbefangene Perſonen mehr von ihrer Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand wendeten, oder wenn ſie dadurch erweckt würden, in Befolgung der für beſſer erkannten Methoden die Armen zu verſorgen, thätiger zu ſeyn: ſo wäre der Hauptzweck ſeiner Bekanntmachung erreicht.

Geſetzt aber, auch die allgemeinen Grundſätze, die ich vorgetragen habe, würden für richtig erkannt, und ein dem meinigen ähnlicher Plan würde gut geheißen: ſo würde noch immer die größte Schwierigkeit übrig bleiben, die nehmlich: eine hinlängliche Anzahl von Menſchen zu finden, welche die nöthigen Fähigkeiten, und auch den Eifer hätten, ihn auszuführen. Der große Haufen der Menſchen iſt ſo ſehr damit beſchäfftigt, die Abſichten ſeines Ehrgeizes, ſeiner Begierde nach Reichthum, oder Vergnügen zu verfolgen, daß nur wenige geneigt ſind etwas von ihrer Zeit, und ihren Kräften dem Publicum freywillig, und ohne Entgeld aufzuopfern. Wenn aber auch noch einige bereit wären, dieſen Dienſt um des gemeinen Beſten willen zu übernehmen, ſo wird er ihnen durch den Widerſtand noch ſchwerer gemacht, den ſie von Seiten der bisherigen Aufſeher, und Adminiſtratoren zu erwarten haben. Dieſe hängen größtentheils durch Vorurtheile, oder durch Intereſſe ſo ſehr an dem alten Syſteme, daß ſie jedem Verſuche einer Beſſerung alle Hinderniſſe in den Weg ſtellen, die in ihrer Gewalt ſind.

Eine Sache iſt deſſen ungeachtet, welche vielleicht der Ausführung dieſes Entwurfs beförderlich ſeyn kann: und dieſe iſt, daß wahrſcheinlicher Weiſe die von der großen Anzahl der Armen dem Publicum verurſachte Laſt noch immer mehr anwachſen, und endlich ſo drückend werden wird, daß man ſchlechterdings gezwungen ſeyn wird, auf Hülfsmittel zu denken. Wenn der Eifer fürs gemeine Beſte fehlt, ſo kann die Noth, und die Größe des Uebels ſelbſt die Menſchen zuweilen zu ihren Pflichten antreiben, wenn ſie nämlich anfangen zu empfinden, daß ihr Privatintereſſe eben ſowohl, als das öffentliche Wohl dabey in Betrachtung kömmt. Wenn aber auch alsdann nicht, in einer Stadt ſich wenigſtens fünf Gerechte finden laſſen: ſo ſcheint dieſelbe, wie ehedem Sodom und Gomorra zum Untergange reif zu ſeyn.

Indem ich ſo ſehr auf eine ſtrengere Policey, auf eine ſparſamere Haushaltung in der Vertheilung

lung der Armenfonds, und auf eine ſorgfältigere Unterſcheidung der würdigen, und der nichtwürdigen Armen dringe: werde ich vielleicht meinen Leſern hart, und gegen den unglücklichſten und ſchutzloſeſten Theil meiner Nebenmenſchen unbarmherzig ſcheinen.

Wenn ich glaubte, daß irgend etwas von dem, was ich hier vorgetragen habe, die Wirkung haben könnte, daß dadurch die Herzen der Menſchen gegen das Geſchrey des Elendes verhärtet, die Quellen der Gutthätigkeit verſtopft, und die Hülfloſigkeit der Unglücklichen noch größer gemacht würde, ſo wollte ich lieber die Hand, welche dieſe Bogen geſchrieben hat, verbrannt, als dieſelben bekannt gemacht ſehen. Wenn aber, wie ich mir ſchmeichle, meine Betrachtungen dazu dienen können, daß ſie die Wichtigkeit, und auch die Schwierigkeiten des Gegenſtandes, wovon die Rede iſt, ins Licht ſtellen, daß ſie die mannichfaltigen Seiten zeigen, von welchen er betrachtet werden muß, wenn er ganz gefaſſet werden ſoll; wenn ſie endlich zu der Erreichung meiner wahren Abſichten etwas beytragen, nämlich: den Fleiß kräftiger zu ermuntern, dem Laſter, und der Faulheit bey dem gemeinen Manne zu ſteuern, den Fleißigen, und Sparſamen die Laſt ihrer Beyträge zur Armenverpflegung zu erleichtern, und doch den der Unterſtützung würdigen Perſonen eine annehmlichere, und reichere Hülfe zu verſchaffen: ſo werde ich mit innerer Selbſtzufriedenheit glauben, etwas zum allgemeinen Beſten gethan, und die Pflicht eines guten Bürgers erfüllt zu haben.

Anhang.

Nachdem ich die vorhergehenden Unterſuchungen geendiget, und zur Preſſe befördert hatte, ſind mir durch die Güte einiger Freunde noch verſchiedene Schriften über dieſe Materien in die Hände gekommen, welche ich vorher nicht kannte. Ob ich gleich in denſelben keine ganz neuen Ideen von Wichtigkeit gefunden habe: ſo enthalten doch einige derſelben Vorſchläge, welche Unterſuchung verdienen; andere Nachrichten, die nicht allgemein bekannt ſind. Es wird alſo den Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihnen von beyden das, was mir am merkwürdigſten geſchienen, vorlege.

In einem Buche, welches den Titel führt: A View of real grievances, with Remedies propoſed for redreſſing them. — **Summariſche Vorſtellung einiger gegründeten Beſchwerden, mit Vorſchlägen, wie denſelben abzuhelfen, der Geſetzgebenden Macht dieſes Landes zur Unterſuchung übergeben**, hat nichts ſo ſehr meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, als folgender Vorſchlag.

An mehrern Orten des Königreichs, ſagt der Verfaſſer, haben Tagearbeiter, oder gemeine Handwerker Verbindungen unter ſich errichtet, nach welchen jedes Mitglied ſich anheiſchig gemacht hat, wöchentlich ſechs pence in eine gemeinſchaftliche Caſſe zu geben. Aus dieſer empfängt dann jeder, wenn er krank iſt, die Woche ſechs Schillinge, in der Zeit der Wiedergeneſung drey Schillinge, und wenn er durch Alter, oder ſonſt auf immer untüchtig zur Arbeit iſt, zwey und einen halben Schilling. — Da nun nach der Erfahrung, und nach der Rechnung, ſich die Einnahme ſolcher Geſellſchaften zur Ausgabe (unter dieſen Bedingungen) wie zehn zu ſieben verhält, und alſo in den Händen des Caſſirers ein beträchtlicher Ueberſchuß bleibt, welcher, wenn dieſer Caſſirer ſelbſt einer von der Geſellſchaft, und alſo dürftig iſt, leicht ihn verleiten kann, das Geld zu ſeinem, und der ſeinigen Nutzen anzuwenden; ſo ſchlägt der Verfaſſer vor, daß jene freywillig gemachte Vereinigung zum Muſter einer von der Geſetzgebenden Macht beſtätigten, und unter ihrer Aufſicht ſtehenden, unter folgenden Modificationen, gemacht werde.

»1) Es ſoll in jedem Kirchſpiele durch die »Mehrheit der Stimmen der verſammelten Einwohner entſchieden werden: Ob dieſe Einrichtung daſelbſt ſtatt finden ſoll? 2) Wenn zwey »Drittheile der Stimmen für die Einrichtung ſind, »ſo ſollen alle Jahre in Oſtern, von jener Verſammlung, vier oder mehrere der wohlhabendſten Einwohner (wo möglich, ſolche, die nicht »weniger als tauſend Pfund Sterling beſitzen) »gewählt, und aus dieſen Vieren ſollen von den

»Friedensrichtern, zwey zu Depoſitariis, und Commiſſariis für die Armen auf das nächſte Jahr ernennt werden. 3) Durch eben dieſe Generalverſammlung der Kirchſpielseinwohner, ſoll ein Wundarzt für die Armen mit einem beſtimmten Gehalte ernannt werden. 4) Jede Perſon männlichen Geſchlechts, die über ein und zwanzig Jahre und unter ein und funfzig iſt, ſoll verpflichtet ſeyn in die Hände jener Depoſitarien, (truſtees) monatlich ſechs pence (einen halben Schilling) und jede Weibsperſon von gleichem Alter vier pence zu bezahlen. Wer dieſe Zahlung unterläßt, der geht auch der Vortheile verluſtig, die ihm ſonſt aus der gemeinſchaftlichen Caſſe zufallen ſollten; es ſey dann, daß er in der Folge nachzahlt, und hinreichende Urſachen der Verzögerung beybringt. 5) Jeder dürftige Mann nun, der die obige Einlage richtig abgetragen, ſoll, wenn er durch eine nicht chroniſche Krankheit, oder durch einen Zufall, der aber nicht von ſeiner eignen Mißhandlung herkommen muß, zum arbeiten unvermögend wird, vier Monat lang wöchentlich zwey und einen halben Schilling bekommen. Ein verheyrathetes Weib, welche das oben genannte zahlt, ſoll, ſo oft, als ſie im Kindbette liegt, ein und zwanzig Schillinge erhalten; jede andre nothdürftige Weibsperſon bey Krankheiten, oder Mangel an Arbeit wöchentlich zwey und einen halben Schilling. Ein armer Mann, der ein Weib, und

»mehr als zwey Kinder hat, für jedes Kind unter
»acht Jahren, wöchentlich einen Schilling. —
»Endlich wird jeder dürftigen Perſon, die durch
»Alter auf immer arbeitlos wird auf Zeitlebens
»zwey und einen halben Schilling verſichert.

»Keiner von den Armen, die dieſe Unterſtützung
»empfangen, ſoll ſo angeſehen werden, als wenn
»er Allmoſen vom Kirchſpiel erhielte, noch ſoll er
»verbunden ſeyn, ein Zeichen zu tragen.

»Damit aber keine Betrügereyen vorgehen,
»und durch erdichtete Krankheiten ſchlechtdenkende
»Arme Gaben erſchleichen, deren ſie nicht bedürfen,
»ſo ſoll jeder Armer, ſobald er krank wird,
»ſolches den Commiſſarien anzeigen; und dieſe
»ſollen den Wundarzt beordern, den Kranken zu beſuchen,
»der Wundarzt ſoll den Commiſſarien ſo
»bald als möglich Bericht von dem Zuſtande desſelben
»erſtatten; und die Zahlung der Beyſteuer
»ſoll von dieſem erſten Beſuche, und dem eingelaufenen
»Berichte des Wundarztes anfangen. Wöchentlich
»ſoll der Wundarzt die Berichte von den
»ſeiner Cur anvertrauten Kranken erneuern; und
»dieſe ſollen als Zeugniſſe angeſehen werden, denen
»zufolge die Zahlungen fortgeſetzt werden.

»Die Commiſſarien ſollen jeden Oſtermondtag
»eine getreue, und genaue Berechnung der Einnahme,
»und Ausgabe von dem vergangnen Jahre
»bey dem Schreiber des Kirchſpiels niederlegen,
»wo es eine Woche lang jedem Einwohner des

»Kirchſpiels auf ſein Verlangen zur Durchſicht, »und Unterſuchung offen ſtehen ſoll.

»Wenn ein Ueberſchuß bleibt, ſo ſoll derſelbe »angewandt werden, Korn, zur Zeit, wenn es »wohlfeil iſt, zu kaufen, oder er ſoll auf ſichre liegende Gründe, für die Zeit der Theurung, »oder einer allgemeinen Landesplage, ausgeliehen »werden.

»Wenn die Einnahme nicht zulänglich geweſen, »ſo ſoll der Defekt aus der itzt üblichen Armenſteuer »oder einer ihr ähnlichen Auflage auf liegende Gründe, erſetzt werden.«

Der Verfaſſer bemerkt, daß die Unterſuchungen, welche der berühmte politiſche Rechner D. Price gemacht hat, dieſen Vorſchlag, als ſehr ausführbar darſtellen. Es kömmt nämlich darauf an, zu finden, wie viele von einer beſtimmten Anzahl von Perſonen in einer beſtimmten Zeit, Krankheiten, oder andern Zufällen, und auf wie lange ſie denſelben wahrſcheinlich unterworfen ſeyn werden; woraus alsdann berechnet werden kann: wie viel dieſen Nothleidenden von einer gewiſſen Beyſteuer ſämmtlicher Mitglieder der Geſellſchaft zu Gute kommen könne. Price glaubt, daß eine Geſellſchaft nach folgendem Plane formirt ſehr wohl beſtehen werde.

»Man ſetze, ſagt er, daß hundert Perſonen »in eine Geſellſchaft zuſammen treten, alle zwi-

„ſchen dreyßig und vierzig Jahren, ſo, daß deren Mittelalter auf ſechs und dreyßig gerechnet werden kann,— und dieſe Anzahl werde immer vollſtändig erhalten, indem bey dem Abgange alter Glieder eben ſo viel neue von dem oben beſtimmten Alter zwiſchen dreyßig und vierzig hinzutreten. Jedes Glied der Geſellſchaft gebe wöchentlich in eine gemeinſchaftliche Caſſe vier pence, welches für die ganze Geſellſchaft eine jährliche Contribution von fünf und achtzig Pf. Sterling, ſiebzehn Schillingen macht. Man kann mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß von dieſen hunderten alle Jahr ſieben ſo krank werden, daß ſie ſieben Wochen lang nicht arbeiten können: ſo werden dreyßig Pfund Sterling, zwölf Schilling grade hinlänglich ſeyn, jedem derſelben, während ſeiner Krankheit wöchentlich zwölf Schillinge zu geben. Wenn nun die übrig bleibenden fünf und funfzig Pfund Sterling jährlich bey Seite gelegt, auf drey und einen halben pro C. ausgeliehen, und die Zinſen zum Capital geſchlagen werden: ſo wird daraus ein Capital erwachſen, welches nach den in der dritten, vierten und fünften Tafel vorgeſtellten Regeln der Wahrſcheinlichkeit in Abſicht der Lebensjahre, die Geſellſchaft in den Stand ſetzen wird, jedem ihrer Glieder, wenn es das ſieben und ſechszigſte Jahr erreicht hat, eine Leibrente zu geben, welche mit fünf Pfund Sterling anfange, alle Jahre um ein Pfund Sterling wachſe, bis ſie im fünf

„und ſiebenzigſten Jahre des Alters zu einer Sum-„me von zwölf Pfund Sterling anſteige, welche „von da an, bis zum Tode der Perſon, ohne wei-„tere Vermehrung gegeben werden ſoll.“

Die Abſicht, in welcher obiger Vorſchlag gemacht worden, die Geſinnungen, welche dabey zum Grunde liegen, ſind vortrefflich. Er ſoll augenſcheinlich dazu dienen, den kleinen niederträchtigen Bettlersgeiſt von dem gemeinen Manne zu entfernen, indem er veranlaſſet wird, ohne ſeine große Beſchwerde, für ſich ſelbſt und für künftige Nothfälle zum voraus zu ſorgen. Zu gleicher Zeit wird dadurch die Hülfe, die dem Kranken, oder dem Alten geſchafft werden kann, anſehnlicher, als die, welche ihnen aus den öffentlichen Fonds hätte geleiſtet werden können. — Es befreyet das Land von einer ſeiner drückendſten Laſten, und fordert doch von dem Unbegüterten keine ihm zu ſchwere Abgabe. Allenthalben, wo dieſer Plan iſt befolgt worden, iſt er von den beſten Folgen geweſen.

Es iſt deſſen ungeachtet zu fürchten, daß, wenn er allgemein, und im Großen ausgeführt werden ſollte, ſich mehrere Schwierigkeiten dabey finden würden. 1) Er erfordert ein neues Geſetz, oder eine Parlamentsakte, welche ſchwerlich zu erhalten ſtehen würde, wenn man nicht vorher die ganze Nation von der Zweckmäßigkeit, Gründlichkeit, und Möglichkeit eines ſolchen

Plans überzeugt hätte. 2) Wenn es durch die meiſten Stimmen der ſämmtlichen Hausväter jedes Kirchſpiels entſchieden werden ſoll: ob derſelbe darinn ſtatt haben ſoll? ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er in den meiſten verworfen werden wird. Diejenigen von den gemeinen Leuten, welche ordentlich, und fleißig ſind, werden denken, daß ſie ja wohl unter ſich ſelbſt ſolche Beyträge verabreden, und das davon einkommende Geld ſelbſt verwalten können, ohne unter irgend einer Autorität zu ſtehen. Die Lüderlichen, und Nichtswürdigen werden denken: das Kirchſpiel müſſe ſie am Ende doch ernähren. 3) Wenn es ein Zwangsgeſetz iſt, daß alle contribuiren müſſen: ſo wird es ein großes Geſchrey von Ungerechtigkeit, und Härte erregen, indem man ſagen wird, daß die Reichen die Laſt, welche ihnen eigentlich zu tragen zugekommen wäre, auf die Schultern der Armen gewälzt hätten, die ihr am wenigſten gewachſen wären.

Dem ſey, wie ihm wolle: ſo verdient dieſer Vorſchlag größere Aufmerkſamkeit, als er bisher gefunden hat; und ich ergreife die Gelegenheit mit Vergnügen, ihn von neuem in das Andenken des Publicum zu bringen. Er ſtreitet auf keine Weiſe mit dem Plane, den ich zur beſſern Einrichtung der Anſtalten zu Verpflegung der angeſeſſenen ſowohl, als der im Lande herumſtreichenden Armen gemacht habe, ſondern unterſtützt vielmehr denſelben.

* * *

Ich habe in dem Werke ſelbſt, einige Nachricht von der Armenverpflegung in Holland gegeben: durch einige mir von dem Herrn Johannes Dalrymple gütigſt mitgetheilten Schriften, bin ich im Stande den Leſern auch deutlichere Vorſtellungen von dem Zuſtande der Armen in Frankreich, und von den Maaßregeln zu verſchaffen, die man dort ergriffen hat, der Betteley zu wehren, und wahre Arme zu verſorgen. Es wird daraus erhellen, daß ſie auf der einen Seite noch größre Urſachen haben, als wir, über die Menge müßiger, und von allen Mitteln entblößter Armen ſich zu beklagen, und daß ſie auf der andern Seite, im Ganzen genommen, noch weniger mit der rechten Methode ſie zu behandeln bekannt ſind.

Das erſte Buch, deſſen ich gedenken will, führt den Titel: Les moyens de détruire la mendicité en France. Es iſt von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Chalons an der Marne, herausgegeben, und aus mehr, als hundert Schriften zuſammen getragen worden, die zu Beantwortung der von dieſer Akademie aufgegebenen Preisfrage über dieſen Gegenſtand eingelaufen waren.

Obgleich die Anzahl der Armen in Frankreich, oder die zu ihrer Verpflegung aufgebrachten Summen nirgends beſtimmt angegeben werden: ſo läßt ſich doch aus verſchiedenen Stellen des Werkes ſchließen, daß dieſelben weit größer, als in England ſeyn müſſen: größer ſelbſt in Proportion der Volkmenge von Frankreich; und daß die Betteley dort von noch ſchrecklichern Folgen begleitet wird. An dem einen Orte wird geſagt, daß das den Armen gewidmete Eigenthum hinlänglich ſeyn würde, den vierten Theil aller Einwohner zu ernähren, und daß deſſen ungeachtet die Armen Noth leiden. Verhält ſich die Sache wirklich ſo: ſo müſſen entweder die Armenfundi äußerſt ſchlecht verwaltet werden; oder es müſſen über vier Millionen Arme in dieſem Reiche ſeyn. An einem andern Orte wird die Anzahl der geſunden, ſtarken Bettler, die durch ganz Frankreich zerſtreuet ſind, nicht geringer, als dreymal hunderttauſend angegeben. Der aus der fehlenden Arbeit ſo vieler Hände dem Staate erwachſender Schaden wird auf hundert fünf und zwanzig Millionen Livres berechnet, und dieſes Bettlervolk wird zugleich als die Pflanzſchule der vielen Straßenräuber, und Mörder vorgeſtellt, von welchen die öffentliche Sicherheit des Landes geſtört wird.

Uebel von ſolcher Größe rufen laut nach einer Verbeſſerung: und ohne Zweifel iſt es die Empfindung dieſer Nothwendigkeit, welche ſo viele Gelehrte erweckt hat, den von der Akademie aufgegebenen Gegenſtand zu bearbeiten. Von den vereinigten Bemühungen einer ſo großen Anzahl ſcharfſinniger Männer läßt ſich mit Recht eine Aufklärung dieſer Materie, und eine mannichfaltige Belehrung erwarten. Deſſen ungeachtet muß ich geſtehen, nichts, was für jemanden, der dieſe Materie ſtudirt hat, abſolut neu wäre, darinn gefunden zu haben; wohl aber verſchiedene wiſſenswürdige Thatſachen. Ich habe zugleich das Vergnügen gehabt zu finden, daß meine vornehmſten Einwendungen gegen die in England üblichen Einrichtungen, durch die Beobachtungen der am beſten unterrichteten Schriftſteller jenſeits des Meeres beſtätiget werden.

Sie mißbilligen die zu harte Geſetze, welche gegen die herumſtreichenden Bettler gegeben worden. Die darinn gedrohten Strafen des beſtändigen Gefängniſſes, der Galeeren, und der Landesverweiſung, ſind ſo hart, daß ſie nicht ohne Ungerechtigkeit, oder Grauſamkeit vollzogen werden können. Eben deswegen verfehlen dieſe Geſetze ihres Endzwecks, weil nun der Uebertreter aller Strafe ganz und gar entgeht. Die Verfaſſer finden in den franzöſiſchen Hoſpitaleinrichtungen viele Fehler; ſie zeigen den mannichfaltigen Nachtheil an, der daraus entſteht, und empfehlen die Methode, die Armen in ihren eignen Wohnungen zu unterſtützen, und die Hoſpitäler bloß für diejenigen aufzubehalten, welchen auf keine andere Weiſe geholfen werden kann.

Sie dringen auf eine genauere Policey, in Abſicht der Armenſachen, beſonders, daß dieſelbe ſich mit Unterſuchung, und Aufzeichnung der Umſtände

ſtände der Armen beſchäfftige; und zu dem Ende verlangen ſie, daß außer den Verwaltern der Fundorum Aufſeher, und Viſitatores der Armen angeſetzt werden.

Um das Betteln zu verhindern, legen ſie verſchiedene Plane vor, wie die Armen durch Einführung neuer Manufakturen beſchäfftigt, und der Fleiß ermuntert werden könne; ſie erfordern dazu, daß dem Bauernſtande eine Erleichterung der vielen Laſten, Abgaben, und Handdienſte, von denen er zu Boden gedrückt wird, verſchafft werde.

Das ganze Werk athmet den Geiſt der Menſchenliebe, und des Eifers fürs allgemeine Beſte.

Wenn ich es wagen darf, in einer Schrift, in welcher ſo viele gelehrte Männer die Frucht ihres Nachdenkens, und ihrer Arbeit vereinigt haben, einen Fehler zu finden, ſo würde ich ſagen, daß der Plan, den ſie entwerfen, ſich einen zu hohen Endzweck vorſetzt, daß er zu vielfache, und complicirte Mittel vorſchlägt, denſelben zu erreichen. Dieſer letzte Fehler iſt vielleicht daraus entſtanden, daß das Werk aus den Schriften verſchiedner Autoren zuſammen geſetzt worden. Jeder hat den Gegenſtand unter einem andern Geſichtspunkte angeſehen; jeder hat irgend eine Lieblings-Idee vorzüglich ans Licht geſtellt. Die Sammler, welche geglaubt haben, daß es ihre Pflicht wäre, aus jeder Schrift dasjenige zu nehmen, was in derſelben das merkwürdigſte ſchiene, haben dadurch einen mit zu vielen, und zu mannichfaltigen Regeln überladenen Plan hervor gebracht, der, ſo wie er da iſt, vielleicht nie ausgeführt werden kann.

Ich will dieſes mein allgemeines Urtheil nur durch einige Beyſpiele rechtfertigen.

Die Verfaſſer ſetzen ſich nichts geringeres vor, als die gänzliche Ausrottung der Betteley. Zu dieſem Ende wird nach ihrem Plane, jedem Armen, bey der härteſten Strafe verboten, irgend jemanden öffentlich oder insgeheim um Allmoſen anzuſprechen, ausgenommen die Adminiſtratoren der Armencaſſe; und es wird nicht weniger ernſtlich jeder andern Perſon, wes Standes, oder Charakters ſie ſey, unterſagt, Allmoſen auf irgend eine andre Art auszutheilen, als durch Zahlung derſelben in die öffentliche Armencaſſe. Niemanden ſoll es erlaubt ſeyn, den ihm ſelbſt vorkommenden Gegenſtänden des Mitleidens mit eigner Hand Hülfe zu leiſten, ſo erbärmlich auch der Zuſtand derſelben, und ſo dringend auch ihre Umſtände ſeyn mögen.

Ich habe ſchon bemerkt, daß ein ſolches Geſetz nie befolgt werden kann, noch darf. Kein Geſetz, und keine Drohung wird eine arme Creatur, die in augenblicklicher Gefahr iſt, umzukommen, abhalten, Hülfe bey der erſten beſten Perſon zu ſuchen, die ſich ihr darbietet, und die ihr dieſe Hülfe verſchaffen kann; und kein Geſetz darf einen Menſchen, der ein wohlwollendes Herz hat, abhalten, einem ſeiner Nebengeſchöpfe, das in der äußerſten Noth iſt, beyzuſpringen. Oeffentliches Straßenbetteln muß an volkreichen Oertern allerdings verhindert, und beſtraft werden: aber Allmoſen insgeheim ausgetheilt, macht eine nicht weniger angenehme Art der Wohlthätigkeit für den Geber aus, als es eine in aller Abſicht ſchickliche Hülfe für diejenigen iſt, die ſie empfangen. Wenn gar nichts weiter an die Armen gegeben werden ſoll, als was in das Allmoſenamt geſandt wird: ſo iſt ſehr zu fürchten, daß das hier einlaufende Geld für die Bedürfniſſe, und Forderungen der Armuth bey weitem nicht zureichen werde.

Ein andrer Theil ihrer Anordnungen iſt, daß an einem beſtimmten Tage alle Armen durch das ganze Königreich, welche ſich an einem andern, als an ihrem Geburtsorte aufhalten, ihre Reiſe antreten ſollen, um zu dieſem zurück zu kehren, wo ſie alsdann unterhalten werden ſollen.

Ich habe oben von einer ähnlichen Einrichtung der engliſchen Geſetze in Abſicht dieſes Gegenſtandes geredet, und gezeigt, zu wie viel Klagen ſie Anlaß gegeben habe. Aber jenes Geſetz iſt noch weit härter für die Armen. Daß Bettler, oder Landſtreicher, welche ſeit vier oder fünf Jahren, aus den Kirchſpielen, wohin ſie gehörten, an reichere Oerter gezogen ſind, in Hoffnung, daſelbſt ihr Handwerk mit größerm Gewinn zu treiben,

ben, daß ſolche, ſage ich, angehalten werden, in ihre Heymath zurück zu kehren, das iſt billig, und vernünftig. Aber dieſes weiter zu treiben, kann in vielen Fällen wirklich ungerecht und grauſam werden. Es geſchieht oft, daß ein fleißiger junger Mann, ein Handwerker, oder ein Tagelöhner, wenn er in ſeinem eigenen Kirchſpiele keine Arbeit findet, an einen andern vielleicht ziemlich entfernten Ort wandert, wo es ihm glücklicher geht. Hier bleibt er zehn, zwanzig, vielleicht vierzig Jahre, während welcher Zeit er zu dem Wohlſtande des Orts durch ſeine Arbeit beygetragen, und ſeinen Antheil zu den öffentlichen Abgaben und Laſten gezahlt hat. Am Ende dieſes Zeitraums können durch Alter, und ſchwere Arbeit ſeine Kräfte erſchöpft ſeyn, ſo daß er unfähig wird, ſich ſeinen Unterhalt fernerhin auf die gewohnte Weiſe zu erwerben. Wäre es nun nicht grauſam, dieſen Mann zu zwingen, den Ort, wo er einheimiſch geworden iſt, zu verlaſſen, und an ſeinen Geburtsort zurück zu kehren, wo, nach einer Abweſenheit von ſo vielen Jahren, ihn niemand mehr kennt, wo er weder eine Wohnung, noch einen Freund hat? Heißt es nicht eben ſo viel, als ihn des Landes verweiſen, wenn man ihn an einen Ort ſchickt, wo er mit einem ſehr kärglich zu gemeßnem Brodte, das ihm unwillig gereicht wird, ſich in ſeinen alten Tagen verlaſſen, und einſam durchbringen ſoll? Und iſt es nicht ungerecht, daß das Kirchſpiel, wo er gebohren iſt, aber nichts gearbeitet hat, ihn ernähren ſoll, indeß das Kirchſpiel, von welchem er weggejagt wird, die Früchte ſeiner Arbeit, und ſeines Fleißes genoſſen hat, und zum Theil noch genießt?

Ein andrer Vorſchlag iſt, daß, weil in einigen Kirchſpielen, die Armenfundi reich ſind, indeß die Anzahl der Armen geringer iſt, als an andern Orten, es nicht allein Armencaſſen für jedes Kirchſpiel, ſonbern auch Armencaſſen für jede Provinz geben ſoll, wo nach der Berechnung deſſen, was die einzelnen Kirchſpiele zur Unterhaltung ihrer Armen brauchen, und deſſen, was ſie einnehmen, der Ueberſchuß derer, welche mehr einnehmen als bedürfen, angewendet werden ſoll, um dem Mangel dererjenigen abzuhelfen, die das erforderliche nicht herbeyſchaffen können.

Der Vorſchlag iſt ſcheinbar, aber er kann ſchwerlich ausgeführt werden, ohne Klagen über Ungerechtigkeit, und Partheylichkeit zu veranlaſſen. Die größere Armuth gewiſſer Oerter entſteht ſelten aus bloß natürlichen, und unvermeidlichen Urſachen. Oft iſt es die Härte der Grundherrſchaften, und Eigenthümer, oder ihrer Faktoren, welche die Vaſallen, und Pächter zu Grunde richtet. Ich weiß nur zu viel Beyſpiele in Schottland, und ich höre von ähnlichen in Irrland, wo die Einwohner ganzer Diſtrikte aus dieſer Urſache ſo gut wie Bankerott und Bettler geworden ſind. Sehr oft begegnet man daſelbſt Leuten, die noch vor kurzem in gutem Anſehen ſtehende Hausväter waren, und die itzt durch ſchlechte Erndten, und ſchwere Pachten herunter gebracht, für ſich, und für ihre Kinder in den niedrigſten Beſchäfftigungen ihr Brod ſuchen müſſen.

Es giebt aber auch ohne Zweifel in Frankreich, wie in jedem andern Theile der Welt, Gutsherrn, und Edelleute von wahrer Wohlthätigkeit, und Menſchenliebe, die ihre Unterthanen, und Pächter nicht als ihre Sklaven, und Laſtthiere, ſondern als niedrigere Freunde, oder ärmere Glieder ihrer Familien anſehen. Sie geſtehen ihnen deswegen alle billige Erleichterung zu; ſie erlaſſen ihnen bey ſchweren Jahren etwas von dem Pacht, oder andern Schuldigkeiten; ſie führen Manufakturen unter ihnen ein; ſie ermuntern, und belohnen den Fleiß. Die Folgen dieſer Sorgfalt ſind mit Gewißheit voraus zu ſehen. Die Einwohner werden wohlhabend, einige reich, alle ſind zufrieden, und glücklich. An ſolchen Oertern giebt es alſo wenige Arme; und die milden Stiftungen, und Allmoſencaſſen haben einen Ueberſchuß. Iſt es aber billig, daß ſolche Gemeinden für die andern mit bezahlen? Heißt das nicht einen Impoſt auf die Wohlthätigkeit und Großmuth legen, um den Mangel, der durch Unterdrückung verurſacht worden iſt, zu erſetzen? Welcher Grundherr wird ſich gerne gefallen laſſen, die Vortheile, welche er ſeiner Gemeinde durch eine vernünftige, menſchenfreundliche Ausübung ſeiner Rechte, und durch ſeine Sorgfalt für ihr Beſtes, zugewandt hat, mit denjenigen zu theilen, welche die ihrigen durch Nachläßigkeit, und Härte zu Grunde gerichtet haben.

Andre Urſachen von Wohlhabenheit, und Armuth gewiſſer Oerter ſind gelegentlich, dauern nur eine kurze Zeit, und es wäre nicht weniger unbillig, allgemeine, und beſtändige Anordnungen nach einem Zuſtand der Dinge zu machen, welcher in kurzem verändert ſeyn kann.

Zu Anſchaffung der nöthigen Fonds für die Armen, ſchlagen die oben genannten Schriftſteller zwey Arten von Auflagen vor, welche mir unter allen, die zu erdenken ſind, am wenigſten politiſch gut, und mit Einſicht gewählt ſcheinen. Die erſte iſt eine Art Abgabe, die man bey glücklichen Begebenheiten bezahlen ſoll, unter welchen das Heyrathen die vornehmſte iſt. Der ärmſte Tagelöhner ſoll alsdann drey franzöſiſche Livres, die andern nach Verhältniß der Perſonenſteuer bezahlen. Die zweyte iſt eine Art von Lotterie, aus welcher, während der erſten fünf Jahre dieſer Einrichtung, jeder Einwohner eines Kirchſpiels Looſe, zu einem gewiſſen Preiſe nach Proportion ſeiner Abgaben an den Staat zu nehmen verbunden ſeyn ſoll. Wenn auf dieſe Weiſe erſt ein gewiſſes Kapital iſt zuſammen gebracht worden: ſo ſoll die Zwangsverbindlichkeit, Looſe zu nehmen, aufhören, die Lotterie ſelbſt aber fortdauern.

Dieſe Art Geld zuſammen zu bringen, erweckt, wie ſchon oft bemerkt worden, einen Spielgeiſt unter dem gemeinen Manne, der immer dem Fleiße ſehr ſchädlich, und ſchon für viele eine Urſache der Armuth geworden iſt.

Die verſchiednen Methoden, und Regeln, die jene Autores vorſchlagen, wie man für die Armen bey Krankheit, bey zufälligen Unglücksfällen, bey mangelnder Arbeit, und in den verſchiedenen Stufen des Alters ſorgen ſoll, ſind ſo mannichfaltig, und zuſammengeſetzt, daß keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß je die Hälfte davon beobachtet werden wird: und ſollten ſie beobachtet werden, ſo würden dazu noch einmal ſo große Fonds nöthig ſeyn, als man wahrſcheinlicher Weiſe an irgend einem Orte auf irgend eine Weiſe zuſammen bringen kann.

Wenn ſie zum Beyſpiel verlangen, daß, um den Armen in ihren Krankheiten beyzuſtehen, ein Arzt, und Wundarzt für jedes Kirchſpiel beſtellt werden ſoll: ſo bedenken ſie nicht, daß dieſes nur in der Nachbarſchaft großer reicher Städte möglich iſt; daß aber in den meiſten Landkirchſpielen die ganze Verpflegung der ſämmtlichen Armen nicht ſo viel koſtet, als das Salarium eines ſolchen Arztes oder Wundarztes ausmachen würde.

Ein andrer Vorſchlag hat ſogar etwas ſeltſames und auffallendes. Da ſie die Bemerkung machen, daß die Fündlinge, die Wayſen, und die Kinder ſehr armer Eltern, oft in ihrer erſten Kindheit aus Mangel der nöthigen Nahrung, und Pflege ſterben: ſo ſchlagen ſie vor. daß in jedem Kirchſpiele von einigem Umfange ein Haus ſoll gebaut werden, wo nicht bloß Fündlinge, ſondern alle kranke oder arme Kinder der Gegend, deren Mütter ſie nicht ſelbſt zu ſäugen und zu warten im Stande ſind, aufgenommen werden ſollen. Zu dieſer Abſicht, ſagen ſie, iſt nichts nöthig, als eine Hütte, worinn ein Bauer, und eine graue Nonne wohnen können, und ein Stall für Ziegen, und Kühe. Die Ziegenmilch iſt für die kränklichen Kinder beſtimmt, welche die Bruſt einer Mutter verlangen. — Sie glauben, daß die Ziegen gewöhnt werden können, ſelbſt an ſich die Kinder ſäugen zu laſſen. Auf die Weiſe könnten die Koſten von Ammen, und Wärterinnen erſpart werden.

Ob bey dem Verſuch dieſer Vorſchlag wird tauglich erfunden, und ob eine Weibsperſon, oder Mannsperſon mit Hülfe der Ziegen hinlänglich ſeyn werden, alle arme Kinder eines volkreichen Kirchſpiels zu beſorgen, und reinlich zu halten, überlaſſe ich der Beurtheilung des Leſers. Mir ſcheint es, daß die gemeine Methode, die armen Kinder einzeln zu Bäurinnen in die Koſt zu geben, viel ſimpler, und ſichrer iſt.

Nach allen dieſen Anmerkungen würde ich deſſen ungeachtet dem Werke, wovon ich rede, nicht die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die ihm gebührt, wenn ich nicht geſtünde, daß es ſehr viel gründliche, und zugleich ſcharfſinnige Gedanken über unſern Gegenſtand enthält, und im Ganzen der Aufmerkſamkeit derjenigen wohl werth iſt, welche an der Wohlfahrt ihrer armen Nebenmenſchen lebhaften Theil nehmen.

Ein zweytes kleines Werk eben dieſes Inhalts, das den Titel führt: Traité ſur la Mendicité: iſt nicht ganz mit Stillſchweigen zu übergehen.

Die von dem Autor angeführten Fakta beſtätigen die meiſten der Einwendungen, die ich in der zweyten Unterſuchung gegen die Armenhäuſer gemacht habe, und der Plan, den er entwirft, ſtimmt in vielen Stücken mit meinen Vorſchlägen überein.

Er bemerkt in Frankreich, was wir in England erfahren, daß die Betteley ſeit einem beträchtlichen Zeitraume von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Er findet die Geſetze, deren er eine große Anzahl anführt, dort eben ſo unkräftig, als die unſrigen ſind. Und die Urſachen, welche er von dieſer Fruchtloſigkeit aller geſetzlichen Anſtalten entdeckt, ſind nicht weniger ähnlich. Es iſt die Unausführbarkeit der Geſetze ſelbſt; es iſt die Nachläßigkeit derer, welche ſie vollziehen ſollen; es iſt, daß man der Armuth mehr, wenn ſie da iſt, abzuhelfen, als ihr, ehe ſie kommt, vorzubeugen ſucht.

Er zeigt die ſchädlichen Folgen des öffentlichen Bettelns, unter welcher Form, und mit welchen Modificationen es auch geduldet werden mag. Beſonders aber iſt er umſtändlich in den Beweiſen, die er aus Thatſachen, und Gründen führt, daß durch große Hoſpitäler, und weitläuftige Arbeitshäuſer die Armenverpflegung äußerſt koſtbar, und daß doch die Anzahl öffentlicher Bettler nicht vermindert wird.

Er gedenkt eines ſehr prächtigen Gebäudes, das zu Lille in Flandern mit vielen Koſten aufgeführt worden, in welchem achthundert Armen befindlich ſind. Der Theil derſelben, welcher arbeiten konnte, iſt zu den Manufaktur Arbeiten gebraucht worden, die dieſem Orte eigenthümlich ſind. Die im Hauſe verfertigten Waaren ſind um einen ſehr niedrigen Preis verkauft worden. Dadurch ſind die Privatfabrikanten, welche dieſelbe Waare verfertigen, um ihren Abſatz, und alſo um ihre Nahrung gekommen, und viele derſelben ſind in wenig Jahren Bettler geworden.

Zu Valenciennes, wo ebenfalls ein Hoſpital erbaut worden, hat man den zu Lille vorgegangenen Fehler vermeiden, und keine ſolche Waare im Arbeitshauſe verfertigen laſſen wollen, deren Fabricirung die Nahrung, und das gewöhnliche Gewerbe der Einwohner der Gegend ausmachte. Man iſt aber in den entgegengeſetzten Fehler gefallen; man hat eine Arbeit gewählt, die gar keinen Abſatz gefunden, und man iſt alſo genöthigt geweſen, die ſämmtlichen Unkoſten durch eine Collekte zuſammen zu bringen.

Dieſer Autor iſt der Meynung, daß keine in einem Hoſpital getriebene Fabrik einen ſonderlichen Vortheil gewähren kann. Man rechne, ſagt er, die erſten Unkoſten, welche die Erbauung eines weitläuftigen Hauſes verurſacht; dann rechne man den jährlichen Aufwand, der zur Beſoldung und Unterhaltung der Direktoren, Aufſeher, und aller der verſchiednen Officianten eines ſolchen Hauſes nöthig iſt; dann die Ausgaben zur Anſchaffung der verſchiedenen Geräthſchafften und Werkzeuge zu den Fabriken. Dann bedenke man: wie viel Arbeit, und was für eine Art von Arbeit von Leuten zu erwarten ſey, die kein eignes Intereſſe dabey haben, fleißig zu ſeyn, und aus Zwang arbeiten: ſo wird man finden, daß die viele darauf zu wendende Mühe, um ſo viele verdorbne Menſchen in einer erträglichen Ordnung zu erhalten, durch das Produkt ihrer Arbeit wahrſcheinlich ſchlecht bezahlt werden wird.

Dasjenige nun, was der Autor an die Stelle der bisherigen fehlerhaften Anſtalten, zur Unterdrückung der Betteley, ſetzen will, bezieht ſich, wie es nothwendig iſt, auf einen von dieſen beyden auch von mir betrachteten Gegenſtänden, auf Mittel, wie die Unordentlichen und Unfleißigen entweder zu ſtrafen, oder zu beſſern ſind, und auf Mittel, wie die wirklich Unvermögenden mit den allgemeinen Bedürfniſſen, oder mit der beſondern Hülfe, die ihre Umſtände brauchen, verſorgt werden.

In Abſicht des erſten Punkts hält er ſich vornehmlich bey zwey Vorſchlägen auf: erſtlich, wohleingerichtete Zuchthäuſer, und zwar eins in jeder Generalität (einer Finanzprovinz von Frankreich) zu nicht mehr als zwanzig, höchſtens dreyßig Perſonen zu errichten, und dahin alle diejenigen zu bringen, die bisher durch Landesverweiſung beſtraft worden; zweytens die Auferziehung der Kinder des gemeinen Mannes, durch Etablirung guter Schulen in Städten und Dörfern zu verbeſſern.

Was die Art der Verſorgung der wirklich Nothleidenden betrifft, ſo ſind ſeine Ideen davon folgende.

In jeder Stadt, oder Gemeinheit ſoll ein allgemeines Allmoſenamt errichtet werden. In daſſelbe ſollen die Einkünfte aller milden Stiftungen, alle Schenkungen, u. ſ. w. zuſammen fließen. — Die Stadt, oder das Dorf ſoll in ſo viele, und ſo kleine Quartiere getheilt werden, daß es einer einzelnen Perſon möglich iſt, innerhalb zwey Stunden durch alle Häuſer eines Quartiers zu gehen, es ſey um Allmoſen zu erbitten, oder um es auszutheilen. — Für jedes Quartier ſollen von der Obrigkeit, und den Juſtitzcollegiis des Orts zwey Adminiſtratores ernennt werden, die dazu beſtimmt ſind, die milden Gaben in ihrem Quartier alle Monate zu ſammeln, und ſie wöchentlich unter die Armen zu vertheilen.

Ein Deputirter von dem Magiſtrat, einer von dem königlichen Gerichtshofe, der Pfarrer des Kirchſpiels, begleitet von einem der Adminiſtratoren, einem Sekretär, und einem Gerichtsdiener, ſollen die Armen von Quartier zu Quartier beſuchen. Die drey erſten ſollen beurtheilen, wie viel jeder Arme nöthig habe, um in ſeiner Behauſung erhalten zu werden, ſollen auf ſein Alter, ſeine Klagen, die Anzahl ſeiner Kinder Rückſicht nehmen, und darnach die ihm wöchentlich zu bewilligende Summe me beſtimmen. Der Sekretär ſoll eine allgemeine Liſte aller Armen des Orts für die Magiſtratsperſonen, und eine beſondre jedes Quartiers für den Adminiſtrator derſelben anfertigen. — Den erſten Freytag jedes Monats ſollen die Adminiſtratoren mit der Armenbüchſe von Haus zu Haus gehen, und das geſammelte Geld ins Amt bringen, und daſelbſt niederlegen. — Von da ſollen ſie es jeden Sonntag wieder abholen, und an dieſem Tage die Austheilungen an die Armen, zufolge jener Liſten machen. — Die allgemeine Viſitation der Armen von den obengenannten Perſonen ſoll des Jahrs zweymal geſchehen, einmal im April, das andremal im October; damit zu dieſer Zeit zugleich regulirt werden könne: wie viel die Armen für den Winter mehr, für den Sommer weniger bekommen ſollen. In der Zwiſchenzeit ſollen die Adminiſtratores auf die Veränderungen Acht geben, die in den Umſtänden der Armen vorgehen; welche davon mit Tode, oder auf eine andre Weiſe abgegangen, welche neu hinzugekommen ſind: davon ſollen ſie dem Sekretär Bericht erſtatten, damit dieſer es auf den Liſten vermerke.

Obgleich in dieſem Plane den Adminiſtratoren, die doch, wie verlangt wird, ihr Amt unentgeltlich führen ſollen, eine allzugroße, und wirklich zum Theil unnöthige Beſchwerde aufgebürdet wird: ſo iſt doch derſelbe, wie der Autor ſagt, ohne Schwierigkeit, und mit dem beſten Erfolge in Yverdun, im pays de Vaud ausgeführt werden.—— Die wahren Armen ſind dadurch beſſer gekannt, und von den bloß ſich arm ſtellenden unterſchieden worden; die eingelaufnen Allmoſen ſind viel anſehnlicher geworden, dergeſtalt, daß mehrere, als die anfangs intendirten Abſichten dadurch haben erreicht, daß auch eine Anzahl von Kindern hat erzogen, und ſogar mit einem Vorſchuß zu ihrem künftigen Fortkommen unterſtützt werden können. Und doch, ſagt der Verfaſſer, wären die Ausgaben nicht der dritte Theil von denjenigen geweſen, welche ein Hoſpital, worinn eine gleiche Anzahl von Armen hätte verpflegt werden ſollen, verurſacht hätte.

Der Autor ſchreibt zuletzt den Adminiſtratoren Regeln ihrer Aufführung vor. Er ſcheint es für eine ganz leichte Sache zu halten, eine ſo beträchtliche Anzahl von Perſonen gewiſſen Standes, und Vermögens zu finden, die ohne allen Gehalt dieſes Geſchäffte werden übernehmen wollen. Damit ſie aber doch zum Eifer in demſelben angetrieben werden: ſo will er, daß bey Beſetzung der öffentlichen, oder Ehrenämter, wenn die andern Eigenſchaften gleich ſind, diejenigen vorgezogen werden ſollen, die in der Adminiſtration der Armenſachen vorzüglich ſorgfältig geweſen ſind, und daß, ohne dieſes Amt einmal bekleidet zu haben, der Weg zu keinem andern offen ſtehe.

Noch will ich zuletzt der in zwey kleinen Quart Bänden geſammelten Statuts & Reglements Generaux de l' Hotel-Dieu, und Statuts & Reglements, de l' Hopital de la Charité de la ville de Lion erwähnen.

Dieſes Hoſpital, das Hotel-Dieu von Lion iſt, wie aus dieſen Nachrichten erhellt, eines der älteſten in Europa; es iſt zugleich nach dem weit ausſehendſten Plane errichtet, und zu der mannichfaltigſten Art von Wohlthätigkeit beſtimmt.

Schon auf einem im Jahr 549 zu Orleans gehaltnen Concilio wird dieſes Hoſpitals erwähnt, die Stiftung deſſelben beſtätiget, dem Biſchof der Stadt unterſagt, etwas von den Hoſpitalgütern der Kirche zuzuwenden, und die Anzahl der Kranken beſtimmt, welche darinn verpflegt werden ſollen.

Nach verſchiednen Veränderungen der Adminiſtration iſt dieſelbe ſeit ao. 1583 in den Händen eines Collegii, deſſen Glieder aus den verſchiednen Claſſen der Einwohner gewählt werden, das aber unter dem Magiſtrat der Stadt ſteht, und demſelben Rechenſchaft abzulegen verbunden iſt.

Die Privilegia ſind zahlreich, und anſehnlich, mit welchen ſowohl Päbſte als Könige von Frankreich daſſelbe unterſtützt haben.

Dieſes Hoſpital vereinigt in ſich Anſtalten zu allen folgenden Abſichten. Es iſt erſtlich ein Krankenhaus: und in dieſem ſind wieder die, welche an Wunden, oder äußern Schäden leiden, von denen abgeſondert, welche innerliche Krankheiten haben. Es iſt zweytens ein Haus für arme Wöchnerinnen. Sie werden darinn vor ihrer Entbindung aufgenommen, und bis zu ihrer völligen Geneſung unterhalten. — Die Kindbetterinnen, welche aus der Stadt, und von bekanuter Dürftigkeit ſind, empfangen vom Hoſpital, bis ihre Kinder anderthalb Jahr alt ſind, vierzig, funfzig, ſogar bis ſechszig ſous monatlich.

Es iſt drittens eine Freyapotheke. Wöchentlich zweymal wird Medicin, auch außer dem Hauſe, an alle welche darum zufolge der Vorſchrift eines Arztes anhalten, ausgetheilt. — Es iſt viertens ein Fündlings- und Wayſenhaus. Die Kinder dieſer Claſſe, welche das Hoſpital überkommt, werden zuerſt aufs Land gethan, und daſelbſt bis zum ſiebenden Jahre mit allem verſorgt, was ſie brauchen. In dieſem Alter werden ſie alsdann in das Hôpital de la Charité zur weitern Erziehung gebracht. Die Anzahl der Kinder, deren ſich das Hoſpital annimmt, beläuft ſich gemeiniglich auf dreytauſend. Fünftens, es hat eigne Zimmer für unheilbare Kranken, und andre für Wahnſinnige. Sechstens, es trägt etwas zum Unterhalte der lüderlichen Weibsbilder bey, die im Zuchthauſe eingeſchloſſen ſind. Siebentens endlich hält es in den Vorſtädten ein Haus, was bloß dazu beſtimmt iſt, arme Reiſende aufzunehmen. Sie finden darinn eine Nacht Herberge, und eine Mahlzeit, und werden des andern Morgens weiter geſandt.

Man kann denken, daß Wohlthaten von ſo mancherley Art, und an ſo viele auszutheilen nicht möglich ſeyn würde, wenn nicht ergiebige Quellen vorhanden wären, woraus das Geld zur Beſtreitung des Aufwandes zuflöße. Nun hat das Hoſpital zwar anſehnliche liegende Gründe, und fixe Einkünfte; aber die vornehmſte Stütze deſſelben iſt die Wohlthätigkeit der Lionner Einwohner. Die Stadt ſoll an die zweymal hunderttauſend Einwohner enthalten, und ſie wird als die zweyte Stadt des Königreichs nach Paris, in Abſicht des Reichthums, und des Gewerbes vorgeſtellt. Man hört nichts von einer Armenſteuer.— Indeſſen da weder die Einnahmen, noch Ausgaben des Inſtituts im Durchſchnitt angegeben werden, da weder die Zahl der darinn unterhaltenen, noch der Gewinn von ihrer Arbeit, beſtimmt wird: ſo läßt ſich die Schicklichkeit, und Zweckmäßigkeit der Einrichtung nicht vollkommen beurtheilen. So viel ſcheint aus der Menge Recteurs, und anderer Officianten, die das Haus hat, zu erhellen, daß ſeine Verwaltung und Regierung nicht weniger koſtet, als die unſrer engliſchen Werkhäuſer, und Hoſpitäler. Indeſſen bleibt es mit mehrern andern ſeiner Art, immer ein edles Denkmal der frommen Freygebigkeit voriger Zeiten, eine Tugend, die ſich vielleicht in papiſtiſchen Ländern noch mehr als in proteſtantiſchen erhalten hat.

Ueber den Charakter Zollikofers

an Herrn
Creyſsteuer = Einnehmer Weiße
in Leipzig

von
C. Garve.

Leipzig,
in der Weidmanniſchen Buchhandlung.
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ich ſetze mich nieder, an einen würdigen Freund, den ich verlohren habe, mich lebhafter zu erinnern, und das Bild ſeines Charakters mir und dem Publico, wenn es mir gelingt, deutlich vor Augen zu ſtellen. Was iſt natürlicher, als daß ich meine Gedanken zugleich auf einen andern Freund richte, den ich noch beſitze, der jenen mir entriſſenen ſo wie ich, geliebt, ihn länger als ich gekannt, und das Band zwiſchen mir und ihm zuerſt geknüpft hat. Indem ich dieſe Schilderung zunächſt für Sie, Theuerſter Weiße, beſtimme, benehme ich den Betrachtungen, die ich anzuſtellen habe, etwas von ihrem traurigen Eindrucke auf mein Gemüth, und ich muntere mich zugleich auf, der Schilderung ſelbſt die möglichſte Richtigkeit zu geben. Ich denke auf der einen Seite daran, daß ich noch einen Freund habe, der auch vom Publico anerkannte große Vorzüge des Geiſtes und Herzens beſitzt. Ich habe auf der andern einen richtigen Beurtheiler dieſes meines Aufſatzes vor Augen: und ich werde mich um deſto mehr bemühen, der Wahrheit darinn treu zu bleiben, da ich das Bildniß, welches ich verfertige, vor demjenigen zuerſt aufſtelle, der das Original ſo gut gekannt hat. —

Ich berühre nicht die Lebensgeſchichte Zollikofers, die mir zu unvollſtändig bekannt iſt, und die der, von ihm ſelbſt ernannte würdige Herausgeber ſeiner hinterlaſſenen Schriften weit beſſer wird liefern können. Ich ſchränke mich bloß auf das ein, was ich durch Umgang mit ſeiner Perſon und durch Leſung ſeiner Schriften, von dem Eigenthümlichen ſeines Geiſtes und ſeines Charakters habe erkennen können.

Alles war an dieſem Manne etwas verborgener, aber eben deßwegen deſto gründlicher. Auf ſeinem Aeußern ſah man keine einzige ſeiner guten Eigenſchaften in einem ausnehmenden Grade: ſondern nur das Reſultat aller, — das geſetzte Weſen. Er empfand tief, und ſah kalt aus. Er dachte viel, und war ſchweigend.

Er war ſehr wohlwollend, und nicht zuvorkommend. Dem ſeichten Beobachter fiel nur bloß ein gewiſſer Anſtand in die Augen, der Ehrfurcht einflößte, aber keine große innere Thätigkeit ankündigte. Bey genauerer Unterſuchung fand man ſeinen Geiſt immer mit Denken beſchäftigt, und ſein Herz immer von lebhaften Empfindungen, ſelbſt durch Leidenſchaften in Bewegung geſetzt.

In welche tiefe Schwermuth verfiel Zollikofer nicht nach dem Tode ſeiner erſten Frau! Wie ſehr wurde ſeine ganze Natur durch die entſtehende neue Zärtlichkeit belebt? Wer hätte in ihm ſo lebhafte Gefühle des Herzens vermuthet?

Eben ſo loderte das Feuer der Freundſchaft innerlich, ob es gleich äußerlich ſelten in Flammen ausbrach. Er konnte die, welche er noch ſo ſehr liebte, lange Zeit nicht begehren zu ſehn; er konnte, wann ſie abweſend waren, den Briefwechſel mit ihnen lange unterbrechen. Aber er war zu gleicher Zeit zu den ſchwerſten Dienſten für ſie bereit; und verwandte ſich, ſobald er dazu aufgefordert wurde, mit der größten Theilnehmung und unermüdet, zu ihrem Beſten oder zu ihrem Vergnügen.

So waren alle ſeine Leidenſchaften, ſelbſt ſeine Wißbegierde: in ihren Aeußerungen gemäßigt, ruhig, beynahe kalt: aber in ihrer innern Wirkſamkeit ſtark, dauerhaft und anhaltend.

Niemand, den ich kenne, hat den Charakter, den Cicero von einem tugendhaften Manne vor allen Dingen fordert, immer mit ſich ſelbſt übereinſtimmend zu ſeyn, in einem ſo hohen Grade zu eigen gehabt als Zollikofer. Was eigentlich Laune ſey, wußte er nicht. Weder ſein Geſicht, noch ſein Betragen änderte ſich von einem Tage zum andern. Er war nicht bey dem einen Beſuch geſprächig und aufmerkſam, bey einem andern zerſtreut und tiefſinnig. Man fand ihn nicht das einemal zu Ergießungen des Herzens geneigt, ein andermal verſchloſſen. Zu allen Zeiten war er derſelbe, immer in der Mittelſtraße, immer unter der Herrſchaft der Vernunft, immer in einem gewiſſen Gleichgewichte ſeiner Neigungen.

Dazu trug ſehr viel bey, daß er nicht den Ehrgeiz hatte, durch irgend eine ſeiner guten

Eigenſchaften auf der Stelle zu glänzen. Er ſchien nicht daran zu denken, wie er dem andern ſcheinen möchte: er dachte nur daran, wie er ſeyn wolle. Er verbarg ſeine Erſchöpfung nicht, wenn er erſchöpft war, — und ſchwieg. Er ſtrengte ſich nicht an etwas gefälliges bey jeder Gelegenheit zu ſagen: aber, wann ſich ihm in dem Zuſammenhange des Geſprächs, ein wahrer Gedanke, der zugleich angenehm ſeyn konnte, darbot, ſo ſagte er ihn mit Anſtand und ſichtbarem Wohlgefallen.

Menſchen, die täglich in Geſellſchaft ſeyn wollen, und aus dem Umgange ein Geſchäfte machen, werden einen ſolchen Mann nicht unterhaltend genug finden. Sie ſind gewohnt, es als eine wichtige Pflicht der Geſelligkeit anzuſehn, das Geſpräch nie fallen zu laſſen. Ohne Zweifel iſt auch diejenige Munterkeit des Geiſtes eine Vollkommenheit mehr, die dem Manne von Geſchäften auch in ſeinen Erholungsſtunden eine gewiſſe Spannung, um andern angenehm zu werden, erlaubt, ohne daß es der zu Ausrichtung ſeiner Arbeiten nöthigen Anſtrengung ſchade. Selbſt die Begierde zu gefallen, wenn ſie nicht die Schranken überſchreitet, iſt, indem ſie den Menſchen thätiger macht zum Vergnügen anderer beyzutragen, ein Verdienſt, das man ihm anrechnet. — Auf der andern Seite iſt es wahr, daß ein Mann, der vor dem Publico auftritt wie Zollikofer, und von der ganzen Geſellſchaft, in der er lebt, Beyfall und Dankbarkeit für ſeine gemeinnützige Arbeiten einerndtet, leichter die kleinen Befriedigungen des Ehrgeitzes entbehren kann, welche ihm ſeine Fähigkeiten in engern Geſellſchaften verſchaffen würden, wenn er ſich Mühe gäbe ſie darinn zu zeigen. — Indeſſen, ſo wie dieſer Zug des Charakters bey Zollikofern mit ſeinem übrigen geſamten Betragen verbunden war: ſo konnte man ihn ſicher für das Zeichen eines ruhigen, über kleine Leidenſchaften erhobenen Geiſtes halten, der nur dann ſich lebhaft regt, wo er Abſichten erreichen kann, und ruht, wo er nichts ſeiner würdiges zu erreichen hofft.

Es iſt mir nicht leicht gelungen, an einem Manne, den Fortſchritt der Vollkommenheit, in ſeinem Denken und in ſeinen Arbeiten, ſo wahrzunehmen, als bey Zollikofern. Es lag in ihm ein philoſophiſcher Geiſt, eine Gabe feiner Beobachtung in Sachen, die menſchliche

Handlungen und Fehler betreffen; eine richtige Urtheilskraft; die Fähigkeit ſeine Gedanken aufs deutlichſte zu entwickeln; Anlage zum wahren guten Geſchmacke in der Schreibart. Aber alle dieſe Fähigkeiten waren durch ſeine Erziehung nicht völlig ausgebildet worden. Seine Studien und ſeine Muſter waren nicht die vollkommenſten geweſen. Die erſten Predigten, welche ich von ihm hörte, die ſelbſt, welche das Publicum aus ſeinen frühern Jahren vor ſich hat, enthielten noch viel entlehnte, nicht ſelbſt durchdachte Begriffe, — einen wortreichen Ausdruck. Sie unterſchieden ſich immer von den gemeinen Aufſätzen dieſer Art; aber ſie feſſelten noch die Aufmerkſamkeit nicht, — belehreten noch nicht in dem Grade, wie Zollikofer die Aufmerkſamkeit feſſeln und belehren konnte. Aber wie ſehr hob ſich nicht Inhalt und Vortrag, der Geiſt und die Sprache ſeiner Predigten von Jahr zu Jahr. Wie viel reichhaltiger iſt nicht, ſeit der Zeit da ich zuerſt näher mit ihm bekannt wurde, und ihn alſo auch genauer zu beobachten anfieng, — ſein moraliſcher Unterricht, wie viel gereinigter und gedrungener iſt ſein Stil geworden. — Dieſe Ausbildung ſeines Geiſtes hat bis auf die letzten Tage ſeines

Lebens nicht aufgehört fortzugehen. Und wenn ich nicht irre: ſo ſind die letzten Reden, deren Herausgabe er kurz vor ſeinem Tode veranſtaltete, die vortrefflichſten unter allen.

In ſeinem moraliſchen Charakter war der Fortgang weniger merklich, weil er in der That hier ſchon früher der Vollkommenheit nahe war, welche ſeine Natur erreichen konnte, und weil überhaupt der Charakter eines Mannes und deſſen kleine Abänderungen andern Menſchen nicht ſo deutlich in die Augen fallen, als die Gaben ſeines Geiſtes. Indeſſen diejenigen, welche durch eine Reihe von Jahren auf Zollikofern aufmerkſam geweſen ſind, werden, glaube ich, gefunden haben, daß ſein Ernſt ſich immer mehr und mehr mit Zärtlichkeit, ſeine ſtrengen Grundſätze mit ſanften Gefühlen miſchten: daß er alle urſprüngliche Solidität ſeines Charakters behielt, und zugleich immer gefälliger, angenehmer, munterer wurde.

Ein Volkslehrer iſt nicht dazu beſtimmt die Wahrheiten von ihren erſten Elementen an zu unterſuchen, ſondern die, welche von allen vernünftigen Menſchen anerkannt werden, oder ſogleich anzuerkennen ſind, als man ihren Sinn gefaßt hat, — und die zugleich praktiſch nützlich ſind, vorzutragen, ins Licht zu ſtellen, und ans Herz zu legen. Demohnerachtet iſt der, welcher die Natur auch in ihren Tiefen erforſcht hat, wenn er davon mit einem nicht von Zweifelſucht umwölkten Gemüthe zurückkömmt, am fähigſten, die mehr auf der Oberfläche derſelben ſich offenbarenden Weisheits- und Tugendlehren, mit Gründlichkeit und unter den rechten Geſichtspuncten andern vorzutragen. Zollikofer vermied ſorgfältig in ſeinen Predigten alle für gemeine Faſſungskraft, oder für die bey den meiſten Zuhörern vorauszuſetzende Uebung im Denken, zu ſchwere Unterſuchungen. Aber man erkennt an der Kraft und Klarheit, mit welcher er die populären Materien der Sittenlehre vorträgt, daß er auch die erſten Gründe derſelben durchdacht hatte. Er beunruhigt ſeine Zuhörer nicht mit Zweifeln, welche die Ueberzeugung des Ungelehrten immer erſchüttern, auch wenn ſie nicht ganz verſtanden werden, da hingegen die Auflöſung den Schaden nur dann wieder gut macht, wann ſie völlig eingeſehen wird. Aber daß ſeine eigene Einſicht in die Religion und Moral mit der Kenntniß der Schwierigkeiten, welche bey der

Ergründung derſelben vorkommen, oder der Angriffe, welche ſie von je her erlitten haben, verbunden war, dieß zeigte er, indem er ſeinen Sätzen diejenige Beſtimmtheit im Ausdrucke, ſeinen Beweiſen diejenige Bündigkeit gab, die nur die Folge einer vorhergegangnen Abwägung der Gründe und Gegengründe ſeyn kann.

Wenige Prediger haben vor ihm es gewagt, ſo ſpecielle Verhältniſſe, Pflichten, Fehler, Gewohnheiten, Vergnügungen des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens auf die Canzel zu bringen: noch wenigere haben ſie zugleich mit der Würde, mit der Fruchtbarkeit an wichtigen Belehrungen, mit einer ſo natürlichen Beziehung auf Religion zu behandeln gewußt als Zollikofer. Seine Moral iſt nicht das, was man ſo oft von den Vorſchriften der Männer ſeines Standes geſagt hat, gut für die Canzel, aber unausführbar in der Welt, und unbrauchbar für das Leben. Er unterſcheidet das Gute, was zu wünſchen wäre, von dem Guten, was bey der gegenwärtigen Einrichtung der Welt und unter ſolchen Umſtänden der Geſellſchaft, zu erwarten iſt; und giebt Anweiſung, wie man dieſes erreichen, und jenem ſich nähern könne. Das

Leichteſte in der Sittenlehre iſt, die Pflichten der Menſchen im Allgemeinen zu finden: das Schwereſte iſt, die Verſchiedenheiten der Umſtände aufzuzählen, durch welche dieſe Pflichten eingeſchränkt werden, und die Hinderniſſe, die ihrer Ausübung im Wege ſtehn; — das Eigenthümliche der verſchiedenen Stände ſo zu kennen, daß man die beſondern Neigungen, welche Perſonen aus jedem derſelben haben, die Verſuchungen, denen ſie ausgeſetzt ſind, und die Bewegungsgründe, welche auf ſie den meiſten Eindruck machen, vorausſehe, und ſeine Anweiſungen nach dieſen Verſchiedenheiten einrichte. Alle allgemeine Vorſchriften machen wenig Eindruck. Zuerſt ſind ſie zu bekannt, und werden deßwegen ſchon obenhin angehört. Dann ſcheinen ſie zu ſtrenge: und wann man einmal ſieht, daß Ausnahmen davon gemacht werden müſſen, ſo fängt man an, an ihrer Verbindlichkeit überhaupt zu zweifeln. Endlich ſind der Fälle weniger, wo man recht lebhaft an ſie erinnert wird. — Hingegen zieht das, was genau auf unſre Sitten, Verfaſſung, Lebensart paſſet, als Gemälde der Welt, unſre Aufmerkſamkeit an ſich; es macht unſer Gewiſſen mehr rege, indem es uns die Möglichkeit der Ausführung erkennen läßt;

es findet endlich in jedem Tage ſo klare und ſchickliche Anwendung, daß es ungerufen ins Andenken zurückkehrt. Viele von Zollikofers Predigten ſind zugleich Schilderungen unſerer Zeit und unſerer Sitten. Er kannte und lehrte die Tugend nicht in abſtracto: ſondern ſo wie ſie an ſeinem Orte, unter den Menſchen, vor welchen er auftrat, in dieſem Zuſtande der Geſellſchaft, auf dieſer Stufe der Cultur, der Wiſſenſchaften, des Luxus, ausgeübt werden ſoll und kann, oder vorzüglich Schwierigkeiten und Fallſtricken ausgeſetzt iſt. Dadurch wurde das Feld ſeiner Unterweiſungen ſehr erweitert, und die Brauchbarkeit ſeiner Sittenlehre ſehr vermehrt. Seine Ermahnungen führten auf Pflichten, die gerade ſo, unter dieſen Umſtänden den Menſchen obliegen: und ſeine Rathſchläge machen auf Hinderniſſe oder Beförderungsmittel der Tugend aufmerkſam, die jeder täglich in ſeinen Geſchäften und in ſeinem Umgange antrifft: ſo daß er mit Gewißheit ſagen kann, hier iſt der Zeitpunct, hier iſt der Ort jenen Lehren zu folgen.

Seine Lebenszeit iſt in eine Periode gefallen, wo viele Wahrheiten der dogmatiſchen Theologie, die ehedem, wenigſtens unter denen, welche beſtimmt

ſtimmt waren, ſie zu lehren, feſt ſtanden, dieſen ſelbſt zweifelhaft zu werden anfiengen. Erſt zu unſrer Zeit hat der geiſtliche Stand ſelbſt die Fackel der Philoſophie ergriffen, die Gegenſtände ſeines Studiums damit zu beleuchten. Und da dieſe Fackel nicht alle auf gleiche Weiſe erhellt; da es hier um Lehren zu thun iſt, die jeder mit ſeinem ewigen Heil verbunden glaubt, und vor deren Prüfung alſo viele zurückbeben: ſo haben die neuen Unterſuchungen, denen man die Glaubenslehren unterworfen, nicht gleiche Reſultate in den Gemüthern hervorgebracht. Daher iſt mehr Streit, Mißhelligkeit und Verſchiedenheit der Meynungen jetzt in der proteſtantiſchen Kirche, als ſeit geraumer Zeit vorher geweſen iſt. Auch bey Zollikofern gieng das Unterſuchen erſt an, nachdem er ſeinen Beruf ſchon angetreten hatte. Seine Jugend hatte er unter Beyſpielen einer beynahe ſchwärmeriſchen Frömmigkeit zugebracht, bey welcher man alles Nachdenken bey Seite legt. In der Zeit ſeiner Studien und ſeiner erſten Vorübungen hatte er ſich bloß bemüht, zu faſſen und ſich einzuprägen, was ihm gelehrt wurde. Erſt im männlichen Alter, da der Einfluß des Anſehns bey ihm ſchwächer wurde, ſein eigner Verſtand mehr zur

Reiſe gelangte; da die Pflicht eines Lehrers ihn zu eignem Durchdenken der Wahrheiten aufforderte, — machte er ſich je länger je mehr von den Feſſeln des Syſtems loß, und drang in das Heiligthum der Religion mit freyerem Geiſte.

Es iſt eine von den allerkützlichſten Fragen, in wie weit ein geiſtlicher Lehrer von dem angenommenen Lehrbegriffe ſeiner Kirche abgehn dürfe, ohne der Verpflichtung untreu zu werden, den Gliedern derſelben ihre Religion, ſo wie ſie ſie bisher bekannt haben, zu lehren. Es giebt ſtrenge Richter, die ſo weit gehn, daß ſie jedem Prediger, dem ſeine Unterſuchungen nicht mehr erlauben mit dem Syſtem ſeiner Vorgänger in allen Stücken übereinzuſtimmen, die Niederlegung ſeines Amtes zur Pflicht machen. Aber bedenken dieſe Männer wohl, daß Erforſchung der Wahrheit, und beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Reinigung derſelben, die erſte Pflicht eines Lehrers iſt? Welche Claſſe von Menſchen würde für den Predigerſtand übrig bleiben, wenn ſich alle die, welche Neigung und Fähigkeit haben, ſelbſt zu denken, aus dieſem Orden ausſchließen wollten? So bald wir ihnen aber die Unterſuchung erlauben oder ſogar zur Pflicht machen: kann alsdann der Erfolg derſelben ein Verbrechen ſeyn; oder iſt es billig, daß die Ausübung dieſer Pflicht ſie unglücklich mache? Iſt es möglich, iſt es wahrſcheinlich, daß über geheimnißvolle Gegenſtände alle, welche ſie wirklich mit ihrem eignen Verſtande bearbeiten, übereinſtimmen werden? Iſt es in der Gewalt eines Menſchen, die Folge ſeiner Begriffe zu ändern, und etwas anders für wahr zu halten, als wovon die Kraft der Gründe, welche ſein Verſtand einſieht, ihn überzeugt? Und ſollte jeder alsdann, wann in dieſen Ueberzeugungen Aenderungen vorgehn, ſogleich Amt, Stand, und alle Verbindungen, in denen er nützlich ſeyn, und in denen er auch nur allein ſich und ſeine Familie erhalten kann, aufgeben? welche Zerrüttung würde, nicht bloß in der häuslichen Glückſeligkeit vieler Menſchen, ſondern in der Kirche und im Staate ſelbſt entſtehn? Wie viel ſchädlicher würde für die Religion des gemeinen Mannes das Aufſehen ſeyn, welches ein geachteter Lehrer durch die Entſagung ſeines Amtes machte, als kleine Abweichungen deſſelben vom Lehrbegriffe ſeyn würden, geſetzt auch daß dieſe Irrthümer wären?

Von der andern Seite muß dieſer Erlaubniß augenſcheinlich eine Gränze geſetzt werden. Wenn ein Lehrer der Religion durch ſeine Unterſuchungen unglücklicher Weiſe dahin gebracht würde, an der ganzen Religion zu zweifeln, oder ſie gar zu verwerfen: ſo kann er unmöglich Lehrer derſelben bleiben. Je weſentlicher und von je größerem Einfluſſe die Sätze ſind, die er zu bezweifeln anfängt: deſto bedenklicher wird ſein Fall. Daher iſt dieſe Zeit der Unterſuchung und des ſich ausbreitenden philoſophiſchen Geiſtes die am meiſten kritiſche für den Prediger. Die Colliſionen der Pflichten werden bey ihm ſchwerer, und kommen häufiger vor. Leichtſinnige werden von dem Geiſte der Neuerungen zu weit geführt. Aengſtliche Gemüther halten den Fortgang der Wahrheit auf. Die Verbergung ſeiner Meynungen unter zweydeutigen Ausdrücken, widerſteht dem offenherzigen, edlen Manne; und die ganz klare Eröffnung derſelben, beſonders bey noch nicht völlig entſchiedener innerer Gewißheit, ſetzt den menſchenfreundlichen und beſcheidnen in Furcht.

Ich glaube, daß ich Zollikofern, der dieſe Schwierigkeiten gewiß fühlte, zum Muſter aufſtellen

ſtellen kann, wie ſie überwunden werden ſollen. Man ſah ihn zu jeder Zeit offenherzig und dreiſt dasjenige ſagen, was er klar und ſicher für Wahrheit erkannte. So wie das Licht in ſeinen Einſichten zunahm; wie die Gewißheit ſeiner Ueberzeugungen ſich vergrößerte: ſo wuchs auch ſeine Kühnheit von bisher geglaubten Sätzen abzugehn. Er ſagt es daher in ſeinen letzten Predigten ganz deutlich, daß Gott unmöglich in eigentlichem Sinne verſöhnt zu werden brauche, weil es ein undenkbarer Begriff iſt, einem Weſen, das die Liebe ſelbſt iſt, Liebe einflößen wollen, und weil nur im Menſchen ſelbſt das Hinderniß liegen kann, wenn irgend jemand der Wirkungen dieſer Liebe beraubt iſt; daß die Erlöſung durch Chriſtum, die Befreyung von den Hinderniſſen war, die der wahren Religion und Tugend, durch Vorurtheile der Zeit und herrſchende Verderbniſſe im Wege ſtanden; daß der Glaube, als bloßes Fürwahrhalten gewiſſer Sätze oder Geſchichte, oder als Zueignung eines fremden Verdienſtes verſtanden, nicht der Grund der Seligkeit ſeyn könne. — Aber in Puncten, wo er noch zweifelt, wo er nicht ganz helle ſieht, nimmt er die gewohnten Sätze an, giebt ihnen den vernünftigſten Sinn, und die praktiſch nützlichſte Anwendung. Weder wurde er plötzlich von jeder neuen wahrſcheinlichen Idee fortgeriſſen, noch hieng er einleuchtenden Gründen zum Trotze ſeinen früh eingeſogenen Meynungen an. So wie alle ſeine Unternehmungen langſam und bedächtlich bey ihm anfiengen, aber dann mit Kraft und ausharrender Standhaftigkeit ausgeführt wurden: ſo verfuhr er auch bey Unterſuchung der religiöſen Wahrheiten. Er prüfte lange und in der Stille, und enthielt ſich während dieſer Zeit die noch zweifelhaften Materien zu berühren. Aber was er nach einer ſolchen Prüfung fand: davon konnte ihn keine Autorität abbringen, und keine Furcht vor den Urtheilen der Menſchen konnte ihn abhalten es zu bekennen. Indem er Freund und vertrauter Freund mancher Männer blieb, die mit ihm nicht an Einſichten fortgegangen waren, ſondern ſich entweder durch Gelehrſamkeit, oder durch angeſtrengte Einbildungskraft in dem befeſtigt hatten, was nicht aufrecht zu erhalten iſt, ſich nicht aufrecht erhalten kann, wann es durch die Philoſophie und mit kalter Vernunft beleuchtet wird, — gieng er nichts deſto weniger ſeinen geraden Weg fort, wohin ſein eignes Nachdenken, und ſeine Pflicht, die Nachdenken forderte, ihn leitete. Und, welches gewiß ihn auf eine merkwürdige Art unterſcheidet, Orthodoxe und myſtiſch fromme Theologen, von denen er ſich ſo weit entfernt hatte, blieben demohnerachtet ſeine Freunde, weil ſie gezwungen waren die Lauterkeit der Quelle zu erkennen, woraus ſeine Abweichungen von ihrem Syſtem herfloſſen.

Zollikofer hatte einen gewiſſen Edelmuth, einen Geiſt der Freyheit und Unabhängigkeit, der nicht immer mit großen Gaben, oder dem eifrigen Studiren verbunden iſt. Oft beugt dieſes letztere das Gemüth anſtatt es zu heben, weil es zu viel von den Kräften des Körpers verzehrt, und dem Menſchen zu wenig Muße läßt, des angenehmen Selbſtgefühls zu genießen, welches Muth einflößt. Die Lage, in welcher viele Gelehrten ſich befinden, trägt dazu bey, ſie furchtſam, klein, und abhängig von andern Menſchen zu machen. Bey Zollikofern war die natürliche Anlage zu einem edlen, freyen Manne durch die Glücksumſtände nicht unterdrückt worden. Ob er gleich nicht in glänzenden gebohren war, ſo litt er doch nie Mangel, und kam zeitig in eine Verfaſſung, wo er bey ſeiner Mäßigkeit, und bey ſeiner Klugheit in Eintheilung ſeiner Einkünfte, ſich als wohlhabend betrachten konnte. Um deßwillen war niemand entfernter als er, Großen zu ſchmeicheln, — ihren Umgang aus Eitelkeit, oder ihre Protection aus Eigennutz zu ſuchen. Aber wenn er von ihnen, wie es ſehr häufig geſchah, geſucht wurde: ſo betrug er ſich gegen ſie mit der Würde eines Mannes, — nicht der auf ſeine beſondere Vorzüge ſtolz thut, ſondern der die Rechte der Menſchen kennt. Er begab ſich ungern in eine Lage, wo er von andern auf eine oder die andere Weiſe abhängig ſeyn mußte, und haßte allen andern Zwang als den, welchen ihm ſein Beruf, ſeine Pflicht, und die Menſchenliebe auflegte.

Seine Wohlthätigkeit war ſeinen andern Tugenden gleich, — thätig und verborgen. Die Menge junger Leute, die zu ihm in ihrem Mangel ihre Zuflucht nahmen, war nicht minder groß, als die Anzahl derer, welche ſeinen Rath ſuchten. Und weder die einen noch die andern giengen unbefriedigt von ihm, ſo weit ſein Vermögen oder ſeine Einſichten hinreichten, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen.

Ueberhaupt wie nichts einen kleinern Geiſt verräth als Geiz, ſo iſt mit Edelmuth immer Freygebigkeit verbunden. Zollikofer bewies dieſe allenthalben mit voller Bereitwilligkeit, wo entweder der Wohlſtand oder die Nächſtenliebe, oder wichtige eigne zu erhaltende Vortheile, dergleichen die Geſundheit oder die Wiſſenſchaften ſind, Aufwand forderten.

Unter die Züge ſeines Edelmuths gehört auch dieß, daß er ſich nie, vor irgend einem Menſchen durch etwas anders geltend zu machen ſuchte, als was dieſer Menſch ſelbſt an ihm ſehen und gewahr werden konnte. Er verlangte keine andre Achtung, als die in ſeinen perſönlichen Eigenſchaften ihren Grund hatte. Ich will nicht davon reden, daß er es gegen keinen Menſchen je merken ließ, daß er von einer guten adelichen Familie abſtammte, daß er in ſeinem Vaterlande anſehnliche Verwandſchaften, und gegründete Erwartungen hätte. Dieſes würde auch vielleicht ein anderer minder vernünftiger Mann verſchwiegen haben, deſſen Vorfahren aus Gründen, oder durch die Umſtände genöthigt, die Vorrechte ihrer Geburt bey Seite gelegt hätten. Aber auch von allen andern

Zeugniſſen oder Zeichen ſeines Werths, — von ſeinem wirklich in ganz Deutſchland ausgebreiteten Rufe, von der Verehrung, welche große Männer gegen ihn bezeigten, von ſeinem weitläuftigen Briefwechſel, welchen ihm großentheils das Vertrauen ſo vieler, Rath, Unterſtützung oder Belehrung bey ihm zu finden, zuzog, — von dem Beyfalle, den ſeine Schriften erhalten hatten, gab er nie einem Unbekannten, oder ſelbſt einem Freunde, den entfernteſten Wink, um ihn zu einer größern Hochachtung gegen ſich aufzufordern. Was er ſey, ſollten alle diejenigen, die mit ihm umgiengen, nach demjenigen beurtheilen, was ſie ihn ſelbſt ſagen hörten oder thun ſahen, nicht nach dem, was andere von ihm geurtheilt hatten.

In ſeinen häuslichen Verbindungen, wo andere am meiſten Kälte und Nachläßigkeit verrathen, indeß ſie ihre Bemühung zu gefallen, für Fremde aufſparen, war Zollikofer am meiſten zärtlich und am meiſten aufmerkſam ſich angenehm zu machen. Er iſt zweymal verheyrathet geweſen. Jedesmal hat er den Umgang ſeiner Ehegattin den meiſten Geſellſchaften vorgezogen, und hat ſich vornehmlich in ſolchem erholt. Wie viel er an ſeiner erſten Frau zu verlieren glaubte, zeigte der Hang zur Schwermuth, die Unempfindlichkeit gegen das, was ihn ſonſt ergötzte, welche ihr Tod in ſeinem Gemüthe zurückließ. Und wie ſehr er durch ſeine zweyte glücklich wurde, bewies die vorzügliche Munterkeit ſeines Geiſtes und der gute Muth, den während ſeiner letzten Ehe Jedermann an ihm bemerkte. Er war alſo nichts weniger als von einſiedleriſchen Geſinnungen. Es ſchien ſelbſt, als wenn er die Einſamkeit des eheloſen Lebens durchaus nicht vertragen könne. Aber er war eben ſo abgeneigt ſich in einem Gedränge zu befinden, und unfähig in demſelben eine ihn ſelbſt befriedigende Rolle zu ſpielen. Seine Gattin, ein und der andre Freund waren hinlänglich zu ſeiner Unterhaltung, ſowohl wann er ſich im Umgange bloß abſpannen wollte, als wann er den Genuß geſelliger Freuden ſuchte. Demohnerachtet floh er die Geſellſchaft nicht: und er nahm ſogar mit einer Gutmüthigkeit, die ſelten Männern von ſeinen Talenten eigen zu ſeyn pflegt, mit jeder Geſellſchaft vorlieb, die ſich ihm darbot, oder in die er durch ſeine Freunde oder ſeine Verwandten, durch Amts- oder andere zufällige Verbindungen gezogen wurde. Er war in jeder Geſellſchaft, auch wenn deren gewöhnlicher Ton von dem ſeinigen ſehr weit abgieng, doch an ſeiner rechten Stelle, weil er immer mit Würde in ihr erſchien, und Vernunft und Beurtheilungskraft mitbrachte, wodurch er alſo entweder die Anweſenden in Schranken hielt, oder in ihre Frölichkeit auf eine ſehr ſchickliche Weiſe einzuſtimmen fähig wurde.

Zollikofer liebte das Landleben, wie faſt alle Menſchen, die zum Nachdenken aufgelegt und moraliſcher Empfindungen empfänglich ſind. Jenes geht nirgends ſo gut von ſtatten als in der ländlichen Einſamkeit, und dieſe finden nirgends ſo viele Nahrung als in der ſchönen Natur. Einige ſeiner beſten Arbeiten ſchreiben ſich gewiß von ſeinem Aufenthalte in Gohlis *) her. Oder wenn er auch dort nicht arbeitete, ſo ſtärkte er ſich doch durch nichts mehr zu ſeinen Arbeiten, als durch die Ruhe und das Vergnügen, deſſen er in dieſem ländlichen Wohnſitze während der letzten Sommer ſeines Lebens genoß.

---

*) Ein anmuthig gelegnes Dorf ohnweit Leipzig, wo Zollikofer ſeit einigen Jahren den Sommer zugebracht hat.

Er verſtand das, was nothwendig zum Genuß des Landlebens gehört, wenn man nicht das Geräuſch des Stadtlebens mit hinbringen, oder ſich mit den Geſchäften des Landwirths abgeben will, — an der Seite einer Gattin oder eines Freundes völlig ruhen zu können, ohne Langeweile zu empfinden, — den angenehmen Eindrücken der Sinne, den leiſen Eingebungen der Einbildungskraft oder den ſanften Gefühlen des Herzens, ſo wie ſie ſich an einem heitern Abend, auf einer grünen Aue, oder in einem ſchattigen Gehölze von ſelbſt darbieten, Gehör zu geben, ohne lebhaftere Ideen und ſtärkere Erſchütterungen zu entbehren. Wer einen unruhig geſchäftigen Geiſt hat, dem wird das Landleben bald zur Laſt: und er ſucht Geſellſchaft oder Arbeit, um dieſem Geiſte eine ſtärkere Nahrung zu verſchaffen, als Wieſe, Wald und Bäche ihm geben können. — Wer trägen Geiſtes iſt, ſchläft einſam in der ſchönen Gegend ein, wo er ſich vergnügen wollte. Hingegen der, deſſen Thätigkeit anhaltend, aber gelaſſen iſt, der, welcher Genie und Kenntniſſe hat, aber ohne die Unruhe und den Ehrgeiz, von welchem oft dieſe Eigenſchaften begleitet werden; dieſer iſt von der Natur zum Genuſſe der ländlichen

Freuden erſchaffen. — Beſonders dann, wann ſich mit den Empfindungen des Schönen in der Natur, bey ihm die Empfindungen der Andacht vereinigen. Hätte die Religion auch keinen andern Einfluß auf unſre Glückſeligkeit, als daß ſie die Natur in unſern Augen belebt, und uns in den Scenen des Frühlings und Sommers, die wir ſonſt nur als anmuthig betrachten würden, Gegenſtände einer dankbaren Rührung ſehen läßt: ſo wäre ſie ſchon dadurch unſre Wohlthäterin. Man urtheile aus allem, was man von Zollikofer weiß, wie ſehr er dazu gemacht war, dieſen höhern Genuß des Frühlings zu ſchmecken.

Die Schilderung **des Mannes, der in keinem Worte fehlet**, iſt einer der vorzüglichſten Aufſätze, in der unlängſt erſchienenen Sammlung ſeiner Predigten. Dieſe Schilderung iſt in der That das Bildniß ihres Verfaſſers. Wenige Menſchen ſind ſo aufmerkſam, als er war, nichts unwahres zu ſagen. Eben deßwegen ſprach er weniger als andere, weil es ihm unmöglich war zu ſagen, was er nicht dachte, oder zu reden, worüber er nicht zuvor gedacht hatte. Er wußte, daß es nicht in des Menſchen

Gewalt ſteht, die vollkommenſte Aufrichtigkeit zu beobachten, oder durch die Mittheilung ſeiner Gedanken andern nützlich zu werden, wenn er mit ſeinem Urtheile, ſeinem Rathe, ſeinem Lobe ſogleich bereit iſt, ſo bald als ein anderer ihm ſeine Meynung mittheilt, ihm ſeine Umſtände bekannt macht, oder ſein Werk ihm vorlegt. Er ſchien deßwegen zurückhaltend, oft nicht theilnehmend genug und kalt. Aber die Urſache war, weil ſein Gemüth ſich noch innerlich mit den Gedanken oder den Angelegenheiten des andern beſchäftigte, und er nicht eher ſich dieſem eröffnen wollte, bis er erſt bey ſich ausgemacht hatte, was er für wahr, oder was er für das beßte hielt.

Dieß iſt es, was man Zuverläßigkeit eines Mannes heißt, — die Gewißheit, daß man ſeine Geſinnungen aus ſeinen Aeußerungen erkennen kann. Aber ſie läßt ſich mit einem gewiſſen Grade von Menſchengefälligkeit nicht vereinigen. Die Menſchen fordern mehr, als es erlaubt oder möglich iſt ihnen zu leiſten. Wer alſo immer ſo urtheilen will, daß er mit ihnen übereinſtimmt, ſo loben oder tadeln, daß er ihr eignes Lob erhalte, ihnen ſo zärtlich oder ſo achtungsvoll begegnen, daß er ihren Anſprüchen ein Gnüge thue: der muß oft von der Wahrheit abweichen, und ſeine ihnen günſtigen Meynungen oder Geſinnungen weit ſtärker ausdrücken, als er ſie hat. Zollikofer glaubte den Ausdruck in ſolchen Fällen eher ſchwächen zu müſſen, um nicht zu große Erwartungen zu erregen.

Es giebt hierbey eine gewiſſe Breite auf der Bahn der Tugend. Nicht allen iſt dieſe Strenge der Wahrheitsliebe im geſelligen Umgange möglich, nicht für alle iſt ſie Pflicht. Das Temperament muß gewiſſermaßen entſcheiden, welche Aufführung die Vernunft billigen könne. Es giebt furchtſame und zugleich zärtliche Menſchen, die gegen die ſichtbaren Wünſche derer, mit welchen ſie umgehen, unmöglich ſo taub ſeyn können, daß ſie ſich enthielten zu ſagen, was dieſe gerne hören. Die Gewohnheit und der allgemeine Ton hat auf andere einen zu ſtarken Einfluß: und ſie haben ſchon die üblichen Formeln des Beyfalls, des Lobes und der Beyſtimmung herausgeſagt, ehe ſie ſich noch recht bedacht haben, ob dieſelben auch ihren Empfindungen gemäß ſind. Noch andere trauen ihren

Einſichten zu wenig, und fühlen nicht genug Kraft in ſich, um ein eigenes Urtheil auf der Stelle zu fällen, oder das, welches ihnen halbklar vorſchwebt, wenn es dem Urtheile des andern widerſpricht, zu erkennen zu geben. Da nicht alle Menſchen eine ganz gleiche Natur und Anlage haben: ſo haben ſie auch nicht ganz gleiche Pflichten. Ein Mann wie Zollikofer mußte vornehmlich durch Wahrheit und Gründlichkeit ſeiner Reden zu nutzen ſuchen. Einem andern iſt es erlaubt, wenn er auch durch das Gefällige und Freundliche derſelben bloß zu vergnügen ſucht.

Von einem ſolchen Manne iſt es zu erwarten, daß er ſehr beſtändig in ſeinen Neigungen, und beſonders in ſeiner Freundſchaft ſeyn werde. In der That hat er ſich von keiner der Perſonen wieder getrennt, mit denen er ſich einmal nach Prüfung und aus Wahl derſelben, verbunden hatte. Auch ich habe ſeine Freundſchaft, von dem Augenblicke an, da er ſie mir bey genauerer Bekanntſchaft ſchenkte, ununterbrochen genoſſen. Er hat auf gleiche Weiſe die Liebe und Verehrung aller derer mit ins Grab genommen, welche ihm einmal dieſe Empfindungen gewidmet hatten. Alles, was wahr und reell iſt, iſt ſeiner Natur nach beſtändig: und ſelbſt die Veränderlichkeit anderer Menſchen wird durch einen ſtandhaften und ſich immer gleichen Mann fixirt.

Ein Mann, der nach Grundſätzen handelt, unterſcheidet ſich in ſeinem Betragen bey den kleinen Vorfällen des alltäglichen Lebens, wie bey wichtigen Auftritten. Die Ordnung und Regelmäßigkeit, die in Zollikofers Reden und Handlungen herrſchte, erſtreckte ſich auch auf ſeine häusliche Einrichtung, ſeine Wirthſchaft, die Eintheilung ſeiner Einkünfte, und ſeine geſellſchaftlichen Vergnügungen. Er liebte, wie alle Menſchen, die außer Verſtand auch Gefühl haben, die Reinlichkeit über alles, und einen gewiſſen Schmuck, der nur erhöhte Reinlichkeit iſt. Alles, was ihn umgab, Kleider und Hausgeräthe waren in dieſem Geſchmacke, — nicht zierlich, aber anſtändig. — Er theilte gern ſein Brod mit einem Freunde, und wußte das Vergnügen einer kleinen geſellſchaftlichen Tafel zu ſchätzen. In einem engern Kreiſe von Vertrauten, erhöhte ſich oft ſeine Heiterkeit bis zur Frölichkeit: dann ſcherzte er angenehm, und lachte mit gutem Herzen über die ſcherzhaften

Einfälle eines andern. — Ich weiß nicht, welcher Anblick angenehmer iſt, als einen ehrwürdigen, ſonſt ernſthaften Mann, zuweilen luſtig zu ſehn: und ich habe dieſes Vergnügens in Zollikofers Geſellſchaft mehr als einmal genoſſen.

Sollte ich von dem eigenthümlichen ſeiner Talente urtheilen: ſo würde ich ſagen, daß nicht philoſophiſcher Tiefſinn, nicht dichterlſche Imagination ſeine hervorſtechenden Fähigkeiten geweſen ſind, ſondern heller und gerader Verſtand, Beobachtungsgeiſt und Gabe der Zergliederung. Deutliche Gedanken waren immer bey ihm die Grundlage. Daraus entſtanden bey ihm erſt Empfindung; dadurch wurde auch zuweilen das Feuer der Einbildungskraft erweckt. Daher war er in Aufſätzen, wo bloß Empfindung herrſchen ſoll, oder wo dieſelbe nicht hinlänglich durch Betrachtungen vorbereitet iſt, nicht ſo glücklich, als in denen, die bloß lehrreich ſeyn ſollen. Seine Gebete ſind nicht ſeinen Predigten gleich, ſo einen hohen Werth ſie auch haben. In ſeinen Andachtsübungen, ſind die ſchönſten Stücke die, welche Betrachtungen enthalten.

Er machte keinen Anſpruch auf eine weitläuftige Gelehrſamkeit, ob er gleich in mehr als einem Fache gründliche Kenntniſſe beſaß, und dieſelben noch täglich vermehrte. Wie die meiſten denkenden Köpfe, lernte er beſtändig, und mit Luſt, aber er glaubte wenig zu wiſſen. Und in der That, da er ſich in ſeinen Arbeitsſtunden mehr mit ſeinen eignen Gedanken, und mit der wirklichen, lebenden Welt beſchäftigte, die er belehren und beſſern wollte: ſo blieben die Gedanken anderer und die Bücher nur für ſeine Erholungsſtunden übrig; — von welchen er alſo mehr Nahrung und Ermunterung für ſeinen Geiſt, als einen geſammelten Vorrath von Kenntniſſen mitbrachte.

Seine Urtheilskraft in Dingen, die der Prüfung des Verſtandes unterworfen ſind, war ſehr richtig: und durch ſie wurde auch ſein Geſchmack in Gegenſtänden der Empfindung geleitet. Ueber den Werth litterariſcher, beſonders philoſophiſcher Arbeiten entſchied er als ein gültiger Richter; und er war ein Kenner der wahren guten Schreibart in jeder Gattung, ſo wie er im Beſitz derſelben in ſeiner Gattung war. Er liebte die Poeſie und empfand ihre

Schönheiten; er war gegen Werke der Kunſt nicht gleichgültig. Und obwohl ſein Wohlgefallen an den letztern nicht bis zur Liebhaberey, noch ſeine Einſicht davon bis zur Kennerſchaft gieng: ſo konnte er doch unter Kennern und Liebhabern ſein Urtheil fällen, ohne Blößen zu geben.

Sein Stil wie ſeine Perſon hatte eine gewiſſe Feyerlichkeit, die anfangs ſelbſt nicht ganz frey von Steifigkeit blieb. Erſterer war in ſeinen frühern Aufſätzen mit Synonymen überladen, und näherte ſich etwas dem declamatoriſchen. Aber ſo wie ſich die Anzahl der Sachen, die er zu ſagen hatte, mit der zunehmenden Reife ſeines Verſtandes vermehrte: ſo verminderte ſich die Anzahl der Worte. Sein Stil wurde gedrungener, ſeine Perioden kürzer. Wenn er zuweilen denſelben Gedanken wiederholte: ſo geſchah es nur, weil er ihn in verſchiedene Geſichtspuncte ſtellen wollte. Wenn er das Subject oder Prädicat ſeiner Sätze durch mehrere Wörter ausdrückte: ſo waren es eben ſo viele Beziehungen derſelben, die er dadurch deutlich machte. Demohnerachtet behielten ſeine Predigten immer etwas von redneriſchem

Schmu-

Schmucke. Viele hielten ſie deßwegen der Faſſung des großen Haufen, auf den doch der Religionslehrer bey ſeinem Unterrichte Rückſicht nehmen muß, nicht angemeſſen. Aber außerdem daß die Verſamlung, vor welcher Zollikofer predigte, wenigere Perſonen aus den ganz niedrigen Ständen enthielt, als die Gemeinden der meiſten Geiſtlichen: ſo iſt auch Vortrag und Stil bey ihm nichts weniger als ſchwer, ſobald ſie nur durch eine Declamation unterſtützt werden, welche von einander trennt, was verſchieden iſt, und die verknüpften Ideen und Sätze gehörig zuſammenhängt. Eine ſolche Declamation war Zollikofers, verbunden mit dem ernſten, Achtung gebietenden Anſtande, der ihn bey allen Handlungen ſeines Lebens begleitete. Und dieſe Gabe der Declamation iſt nicht eines der geringſten Verdienſte, in dem Berufe welchen er verwaltete. Nicht ſeine Action, nicht ſeine Geberdenſprache war es, durch welche ſeine Canzelberedſamkeit gehoben wurde. Die Bewegungen ſeines Körpers und ſeiner Hände waren zu einförmig, die Töne ſeiner Stimme zu wenig abwechſelnd: aber ſeine Ausſprache war ſo rein und deutlich, und vornehmlich der Accent, den er jedem Worte gab, zu dem Nachdrucke, den die Idee haben ſollte, ſo paſſend, und zur richtigen Darſtellung des Sinnes ſo geſchickt, daß der Kenner die Annehmlichkeiten eines beredten Vortrags empfand, und der gemeine Menſch vollkommen in den Stand geſetzt wurde zu verſtehen, was er hörte.

Zollikofer arbeitete nicht ſtürmiſch, nicht unabläßig: aber er war mit ganzer Seele und ungetheilter Aufmerkſamkeit bey dem, was er machte. Daher kömmt es, daß, ob er gleich, außer ſeinen Amtsgeſchäften, viele Zeit den ihn um Rath fragenden und bey ihm Hülfe ſuchenden Perſonen, auch wohl bloß neugierigen Fremden aufopfern, — viele ſeiner Geſundheit und der Ruhe widmen mußte: doch die Anzahl der Arbeiten beträchtlich iſt, die er zu Stande gebracht hat. Er war frey von einem Fehler, der Gelehrten und Schriftſtellern eigen zu ſeyn pflegt, von dem, die Arbeit bis zu dem Zeitpuncte, wo die Nothwendigkeit dazu drängt, oder die Pflicht ſie fordert, zu verſchieben. Er arbeitete, wann er Neigung und Kraft bey ſich fühlte, war niemals in der Eile und niemals zaudernd. Und auf dieſe Weiſe werden die beſten Werke verfertiget. Jener Aufſchub iſt immer eine

Folge der Schwäche entweder in der Entſchloſſenheit, oder in der Thätigkeit des Geiſtes. Das gegenſeitige Verfahren Zollikofers iſt alſo ein Zeichen ſeiner Herrſchaft über ſich ſelbſt, und ſeiner weniger abwechſelnden Geiſteskraft.

Geduldig ſeyn iſt das Eigenthum aller Männer von feſtem Charakter und männlichem Verſtande. Klagen ſcheint ihnen erniedrigend. Ueberdieß, da ſie nicht gerne etwas thun, was ohne Nutzen iſt: ſo enthalten ſie ſich auch deßwegen des Klagens, weil es zur Erleichterung des Uebels ſo ſelten etwas beyträgt. Zollikofer gehörte unter jene Claſſe. Seinen Kummer theilte er ſeinen Freunden weit weniger mit, als ſeine Freuden. Wenn dadurch ein Band der Vertraulichkeit zwiſchen dieſen Freunden und ihm weniger wurde: ſo war auch ein Grund zur Trennung und zur Mißhelligkeit zwiſchen ihnen weniger. Denn nichts entzweyt Freunde öfter, als wann der eine glaubt, daß der andere an ſeiner Noth nicht genug Theil nehme: und nichts iſt häufiger, als daß die, welche klagen, auch bey dem beſten Herzen anderer die Theilnehmung nicht finden, welche ſie erwarten.

Zollikofer litt von je her an ſchwachen Nerven und an einer ſchwachen Bruſt, zwey Uebeln, wovon das eine das Leben ſehr beſchwerlich macht und das andere es unmittelbar angreift. Jenes macht leicht den Menſchen übellaunig und mürriſch, weil es ihn ſo oft mitten in ſeinen Verrichtungen ſtört, dieſes macht ihn wegen der bevorſtehenden Gefahr ängſtlich. Zollikofer war keins von beyden: oder wenn er Empfindungen dieſer Art hatte, ſo bekämpfte er ſie eher, als ſie den Umſtehenden ſichtbar wurden. Er mußte der Erholung mehr Stunden widmen, als er bey ſeinem thätigen Geiſte gewünſcht hätte: aber er beſchwerte ſich darüber nicht. Seine Canzelarbeiten wurden ihm oft ſauer: aber ſo lange er ſie glaubte aushalten zu können, ertrug er die Beſchwerden, ohne viel davon zu reden. Und wenn er etwas davon merken ließ, ſo war es erſt alsdann, wann er es für nothwendig hielt, ſich davon zum Theil zu befreyen. Sein tiefes Stillſchweigen, welches er, wie ich eben bemerkt habe, über ſolche Uebel, welche ſein Gemüth angriffen, beobachtete, ſetzen mich auch außer Stand, zu beurtheilen, mit wie ſchweren er zu kämpfen gehabt habe. Aber wenn ich aus verſchiedenen Anzeigen ſchließen darf: ſo war ſeine gleiche Heiterkeit nicht immer die Folge einer ganz kummerloſen Verfaſſung, ſondern ſeiner ſtandhaften Geduld.

Ich komme zuletzt auf ſeine Frömmigkeit, die Tugend, welche alle andern mit einander verbindet, indem ſie alles Gute und alle Pflichten aus einer gemeinſchaftlichen Quelle herleitet. Sie war die reine Folge ſeiner Ueberzeugungen, ſo wie dieſe auf ſein eignes Nachdenken gegründet waren.

In ſeiner Jugend war er von derjenigen Art pietiſtiſcher Andacht ergriffen worden, die für zarte Gemüther beynahe anſteckend iſt, wenn Beyſpiele der Art ſie umringen, die aber auch durch Geſellſchaft und Beyſpiele mehrerer unterſtützt werden muß, wenn ſie anhalten ſoll; eine Andacht, die plötzlich kömmt, und deßwegen das Anſehen eines übernatürlichen Einfluſſes hat; lebhaft, ſo lange ſie dauert, auf das Gemüth zu ſeiner Freudigkeit und Erhebung wirkt: aber wie ein Paroxysmus vorübergeht, wann der Menſch in andere Verbindungen kömmt, oder ſich mit neuen Gegenſtänden beſchäftiget.

Weil indeß alle ungeheuchelte Gottesverehrung in den Augen Zollikofers immer einen Werth behielt: ſo erinnerte er ſich dieſer ſeiner jugendlichen Schwärmerey, nicht ohne einiges Bedauern, daß die Lebhaftigkeit jener Empfindungen nicht von dem Sinnlichen derſelben getrennt, und mit den reinen, geiſtigen Begriffen von Gott verbunden werden könne. Bey ihm ſelbſt bekam mit dem Fortgange der Jahre der Verſtand immer mehr und mehr über die Einbildungskraft die Oberhand. — Alsdann ward ſeine Andacht vornehmlich Betrachtung der Wahrheiten, welche Gott und unſer Verhältniß mit ihm betreffen, und ſeine Frömmigkeit, die ſtrenge Ausübung ſeiner Pflichten. — Da er keine derjenigen Tugenden je zur Schau ausſtellte, die eigentlich gemacht ſind andern bekannt zu werden, weil ſie nur in der Geſellſchaft ihre Gegenſtände finden, und den Nutzen derſelben zum Zwecke haben: ſo iſt es zu erwarten, daß er die Uebungen der Andacht, welche ſich ganz allein auf den Menſchen, der ſie verrichtet, beziehen, und keine Theilnehmung anderer während der Handlung ſelbſt erfordern, keine in Abſicht ihrer Wirkungen zulaſſen, den Augen ſelbſt ſeiner Freunde werde entzogen haben.

Demohnerachtet haben mich gelegentliche Rührungen, in welche ich ihn bey dem Gedanken an Gott, bey der Betrachtung ſeiner Werke und der Wege ſeiner Vorſehung zuweilen verſetzt ſah, belehrt, wie ſehr ſein Gemüth bewegt ſeyn müßte, wenn er ſich ganz dieſen Eindrücken überließ. Hiernach zu urtheilen, waren auch in dieſem Puncte ſeine Empfindungen ſtärker und feuriger als die Ausdrücke derſelben: und ſo wie er bey einem gewiſſen Anſchein von Kälte doch ein ſehr zärtlicher Ehemann und Freund war: ſo war auch gewiß ſeine Andacht oft dann feurig, wenn er nur ruhigen Betrachtungen obzuliegen ſchien. Vielleicht iſt bey Männern, die wie Zollikofer, ihre Ideen ſo gut, und ihre Empfindungen ſo unvollkommen ausdrücken, dieß die Urſache, weil jene ſehr entwickelt und aus einander geſetzt, dieſe ſehr concentrirt, gleichſam untheilbar, und eben deßwegen deſto inniger ſind.

Ein ſo gleichförmig nach vernünftigen Grundſätzen geführtes und gemeinnütziges Leben mußte nothwendig die Wirkung auf Zollikofers Zeitgenoſſen haben, welche Tugend mit

Verſtand verbunden von je her unter den Menſchen gehabt hat, wenn ſie nicht durch unglückliche Umſtände im Verborgenen zurückgehalten wird, oder durch allzuglückliche den Neid und den Widerſetzungsgeiſt anderer erregt, — es mußte ihm die Achtung dieſer Zeitgenoſſen zuziehn. Zollikofer genoß dieſer Achtung in einem hohen Grade, und gerade in der Stadt und in dem Lande, in welchem er lebte, — ein neuer Beweis ſeines Werthes. Große Talente verſchaffen Ruhm; aber Achtung und Liebe von Seiten der Menſchen, mit denen wir täglich umgehen, können uns nur unſere Tugenden gewähren. Wenn die Propheten ſelten in ihrem Vaterlande oder an dem Orte ihres Wohnſitzes etwas gelten: ſo kömmt es auch oft daher, weil die großen Propheten nicht immer gute Menſchen, weil die Lehrer der Nationen oft thörichte Hausväter, unbedeutend als Freunde, und läſtige oder lächerliche Geſellſchafter ſind. An und für ſich müſſen Eigenſchaften, die in der Ferne für einen Menſchen Hochachtung erwecken, es auch in der Nähe thun, wofern ſie nicht in ſolcher durch etwas verdunkelt werden, oder von der Art ſind, daß ſie nur wenigen bekannt werden können, in welchem letzten

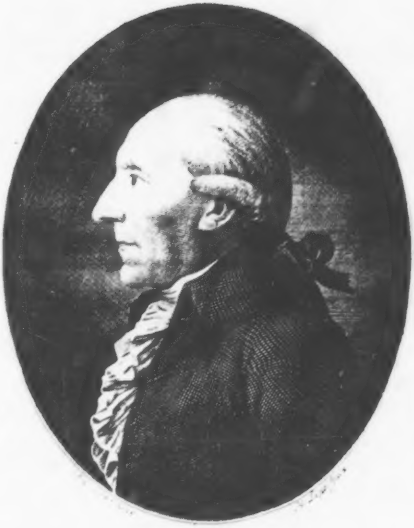
Falle ſie freylich (wie die Verdienſte der Algebraiſten.) ihre Bewunderer in einem größern Umkreiſe ſuchen müſſen, und ihrer vielleicht in dem kleinern, der ſie umgiebt, entbehren. Die Eigenſchaften eines guten Predigers ſind nicht von dieſer Art. Er hat ſogar von allen Schriftſtellern das glückliche Loos voraus, die Perſonen, welche er belehrt, zu ſeinen Nachbarn und Mitbürgern zu haben; die guten Gedanken, welche er für ſie gefunden hat, auch ſelbſt ihnen mitzutheilen; und ſowohl des Nutzens, den er ſtiftet, als der Liebe, die er ſich dadurch erwirbt, gewiß ſeyn zu können. Wäre in Zollikofers Herzen der geringſte Saamen zur Eitelkeit geweſen, ſo hätte er unter ſeinen Umſtänden reif werden müſſen. Aber er blieb bey dem einſtimmigen Lobe, das ihm ertheilt wurde, und der allgemeinen Ehrerbietung, die man für ihn hegte, doch ſo unbefangen, beſcheiden, ſeiner Schwächen ſich bewußt, ſo von Anmaßungen frey, wie er als unbekannter Jüngling geweſen war.

Der letzte Auftritt ſeines Lebens war mit dem Ganzen, wenn ich ſo ſagen darf, aus einem Stücke: Er blieb ſterbend, was und wie er lebend geweſen war. Diejenigen, welche in dieſen wichtigen Augenblicken um ihn, oder ihm näher geweſen ſind, werden das Publicum beſſer als ich von den einzelnen Umſtänden belehren können. Ich weiß aus den mir mitgetheilten Nachrichten nur ſo viel, daß er, nach mehrern ſeiner Handlungen zu ſchließen, ſeinen Tod gewiß erwartete, und doch zugleich alles vermied, was die Furcht ihn zu verlieren bey den Seinigen erregen konnte; daß er in ſeinen letzten Tagen die vollkommene Einſamkeit, ſelbſt der Gegenwart ſeiner Gattin und ſeiner Freunde vorzog, ob er dieſen gleich zu eben der Zeit die ſtärkſten Beweiſe gab, daß er ſie noch eben ſo zärtlich als jemals liebe, und daß er ſich von ihnen nur deßwegen entferne, um ſie weniger leiden zu laſſen, und um ſeine ganze Stärke zum Kampfe gegen ſeine eigene Leiden aufzubehalten.

Sich auf den Tod vorbereiten, wenn er ſich ſchon ankündiget, iſt ein thörichtes Unternehmen, welches einem Manne wie Zollikofer nicht einkommen konnte, und deſſen er nicht bedurfte. Aber um die Uebel, welche die

Zerſtörung des Körpers unausbleiblich mit ſich führt, leichter zu ertragen, um die lange genährten Grundſätze der Religion, und die erkannten Urſachen des Troſtes und der Zufriedenheit, dann dem Gemüth gegenwärtig zu erhalten, wann es von den unangenehmſten ſinnlichen Empfindungen beſtürmt wird: dazu gehört, wenigſtens nach meinem Gefühl, — das hier mit dem Betragen meines Freundes ganz einſtimmig iſt, — Entfernung, nicht nur von allem Geräuſch, ſondern auch von allem, was zu ſehr rühren konnte. Die Seele muß hier in ſich ſelbſt verſchloſſen, mit ſich beſchäftigt ſeyn, und von ihrer durch den ſterbenden Leib ſchon gebeugten Kraft, ſo wenig auf Dinge außer ſich verwenden als möglich iſt. Ich weiß wohl, daß hier Umſtände, Temperament, Nervenbau, Natur der Krankheit große Unterſchiede machen, und daß nicht Ein guter Menſch eben ſo ſterben kann, wie ein anderer guter, ſo wie auch nicht alle, ihre Tugend im Leben auf gleiche Art beweiſen können. Aber, iſt es die Gleichförmigkeit, die zwiſchen unſern beyderſeitigen Charakteren war, iſt es, daß ich mich beſſer in Zollikofers Stelle zu verſetzen weiß, da ich ihn ſo genau gekannt, und ſo innig geliebt habe: genug, ich kann mir vollkommen gut vorſtellen, warum er wünſchte ganz allein krank zu ſeyn und zu ſterben, ſo innig er auch wünſchen mochte, ſein Leben mit gewiſſen Perſonen zu theilen; und ich billige es, daß er auch in dieſen Augenblicken ſo handelte, wie er es für das beſte hielt.

In dieſer ſtandhaften Befolgung ſeiner beſten Einſichten, und mit der Geſetztheit und Ruhe, welche die Folge davon iſt, gab er ſeinen Geiſt auf, ohne Murren über den ſchmerzhaften und ſchmachtenden Zuſtand, in welchem er ſich befand, mit getroſter Hoffnung auf den, welcher ihm bevorſtand, ſtill in Gott und ruhig durch die Ueberzeugung ſeiner Güte. So hat mir ein Freund in wenigen kurzen Zügen ſeinen Tod geſchildert. Ihm ſteht es zu das Bild, welches er ſelbſt vor Augen ſah, dem Publico ausführlicher darzuſtellen. Ich bleibe vornehmlich bey ſeinem Leben ſtehn, von welchem auch ich Zeuge war; und das Andenken der darinn durchgängig herrſchenden Vernunft, Gemeinnützigkeit und Selbſtbeherrſchung wird mir auf immer ein Hülfsmittel bleiben, aufwallenden Leidenſchaften zu widerſtehen, oder den ermattenden Geiſt zur Standhaftigkeit im Thun und Dulden wieder aufzuwecken.



CHRISTIAN GARVE.

Verſuche

über
verſchiedene Gegenſtände
aus

der Moral, der Litteratur

und dem
geſellſchaftlichen Leben
von

Chriſtian Garve.

Erſter Theil.

Breslau, 1792.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

Vorrede.

Ich bringe dem Publicum eine kleine Gabe dar, — mehr einen Beweis meines guten Willens zu ſeinem Dienſte zu arbeiten, als ein wichtiges Hülfsmittel ſeiner Aufklärung, oder einen Beytrag zu den Schätzen ſeiner Kenntniſſe.

Die Materien, welche ich hier bearbeitet habe, ſind zum Theile ſo populär, daß darüber jedermann ſein eigner Lehrer ſeyn, — und der Schriftſteller höchſtens nur das Verdienſt haben kann, das, was der vernünftige Mann über die Sache immer gedacht hat, deutlicher mit Worten auszudrücken; — zum Theile ſind ſie geringfügig und unbedeutend, und werden nur durch den Zuſammenhang wichtig, den ſie, vermöge der menſchlichen Leidenſchaften, oder vermittelſt der bürgerlichen Verfaſſungen, mit der Sittlichkeit haben. Ueber die Geduld und die Unentſchloſſenheit kann niemand etwas durchaus neues ſagen: und über die Moden und das bürgerliche Air, werden nur Wenige philoſophiſche Unterſuchungen anhören wollen.

Deſſen ungeachtet habe ich geglaubt, daß das Intereſſe, welches ich an dieſen Gegenſtänden, und den bey ihrer genauern Betrachtung in mir erregten Ideen fand, mir mit einer Anzahl Menſchen, die eine der meinigen ähnliche Lage und Gemüthsart haben, gemein ſeyn könnte. — Was ich von den Menſchen kenne, weiß ich hauptſächlich aus mir ſelbſt: was ich von der Welt kenne, iſt der kleine Kreis, den ich aus meinem Standorte überſehen habe. So weit als ich andern ähnlich bin, werde ich ihre Empfindungen getroffen und ihre Gedanken errathen haben: denn die meinigen habe ich getreu, und, ſo viel ich konnte, deutlich darzuſtellen geſucht. Inſofern die Dinge und Menſchen, die mich von Jugend auf umgeben haben, als Proben von dem, was ſie überhaupt ſind, gelten können, werden meine Beobachtungen, auch für Leſer an fremden Orten und in veränderten Lagen, Wahrheit enthalten.

Ich habe nicht allemahl die Zweifel und Einſchränkungen zu meinen Sätzen hinzugefügt, die bey denſelben ſtatt finden, weil es, dem Schriftſteller, welcher dieß thun wollte, unmöglich wäre, über dieſe Materien irgend etwas beſtimmtes zu ſagen, oder jemals zu endigen. — Ich beruhigte mich damit, daß die Ausnahmen leicht wahrzunehmen ſind, wenn die Regel entdeckt iſt, und daß oft ſelbſt eine unrichtige dazu dient, — indem man ſie prüft, oder berichtiget, — beſſere Beobachtungen zu veranlaſſen, Beobachtungen, auf die man demohnerachtet, ohne eine vorhergehende mangelhafte Theorie, nicht gekommen wäre.

Einem Menſchen, der gelitten hat, iſt es natürlich, über die Geduld nachzudenken; einem, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſich widmenden, Manne, muß praktiſche Entſchloſſenheit eine vorzüglich wichtige Tugend ſeyn: aber es wird mehrere, die mich nur von ferne kennen, das Intereſſe befremden, das ich an den Moden und an den Sitten der Höfe nehme. Um mich, in den Augen dieſer Leſer, über meine Wahl zu rechtfertigen, muß es mir erlaubt ſeyn, einige Augenblicke von mir ſelbſt zu reden.

Von meiner früheſten Jugend an, hat eine leidenſchaftliche Liebe zum Umgange mein Gemüth beherrſcht, und oft es beunruhiget. Der Wunſch in der Geſellſchaft zu gefallen, und von derſelben geſucht zu werden iſt, zu allen Zeiten, weit ſtärker bey mir geweſen, als die Begierde nach litterariſchem Ruhme. Wenn mir dieſer letztre ein wünſchenswerthes Gut ſchien: ſo war es nur deßwegen, weil ich glaubte, daß er mir den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Mein Ehrgeiz lernte bald noch feinere Unterſchiede machen. Ich wollte nicht nur, wie Montaigne, daß man mich ſelbſt, nicht meine Bücher ſchätzen ſollte: ich wurde auch gewahr, daß es etwas ganz anders wäre, wenn mich die Geſellſchaft unter dem Titel eines mir zugeſchriebnen, beſondern Talents, als wenn ſie mich unter dem, einer unbeſtimmten, aber allgemeinen Liebenswürdigkeit aufnähme; und nur dieß letztre war der Gegenſtand meiner Wünſche. Ich dachte genau ſo, wie Pascal, daß derjenige, den man, bey ſeinem Eintritte in eine Verſammlung, der Geſellſchaft als einen vortreflichen Clavierſpieler, einen Erzähler luſtiger Geſchichten, oder ſelbſt als einen berühmten Dichter oder Schriftſteller ankündigt, nur noch ein erborgtes und unſicheres Anſehn in derſelben habe, — und daß, um ſich als Mitglied von ihr betrachten, und an ihren geſelligen Vergnügungen mit vollem Rechte Theil nehmen zu können, er nicht, wegen einer beſondern Eigenſchaft von ihr gelobt, ſondern, nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit, als braver und artiger Mann, (honnête et galant-homme) geliebt werden müſſe.

Dieſe meine, von der Vernunft nicht hinlänglich bewachte Leidenſchaft, die Begierde, im Umgange zu gefallen, und des Umgangs zu genießen, wollte auf eben ſo mannigfaltige, als ausgeſuchte Weiſe befriediget ſeyn. Ich wünſchte von keiner Claſſe ausgeſchloſſen zu werden, und vielleicht verlangte ich zu ſehr, auch in den erſten meines jedesmahligen Wohnorts, eine Rolle zu ſpielen. Hierbey mochte zum Theile bloße

Eitelkeit, die nur hervorragen will, zum Grunde liegen; aber ich bin mir bewußt, daß auch Wißbegierde und das Verlangen vollkommner zu werden, mit unter meine Triebfedern gehörte: Wißbegierde, inſofern ich im Umgange vornehmlich eine Schule der Menſchenkenntniß ſuchte, und dazu die verglichne Beobachtung mehrerer Stände für nothwendig anſah; Verlangen nach Vollkommenheit, indem ich durch den Umgang mit der vornehmen oder mit der modiſchen Welt, gerade diejenigen Uebungen zu erhalten hoffte, welche die Fehler meiner Naturanlagen verbeſſern, und die, durch Nachdenken und Studium unerreichbaren, Vorzüge mir verſchaffen könnten.

Der Himmel, welcher beſſer, als wir ſelbſt, weiß, was uns nutzt, hat die Erreichung derjenigen Abſichten, nach denen ich ein ſchwaches Verlangen trug, durch mancherley mir verliehene Hülfsmittel begünſtigt, — der Befriedigung meiner lebhafteſten Begierde aber unzählige Hinderniſſe entgegen geſetzt. Von meiner frühen Jugend an, ſahe ich Perſonen, die mit mir in gleichen äußern Umſtänden waren, und denen ich an Geiſtesgaben überlegen zu ſeyn glaubte, in allen Geſellſchaften weit beſſer, als ich, ihr Glück machen. Ich erlangte, von Zeit zu Zeit, die Achtung einiger würdigen Männer aus jeder Claſſe: aber nie gelang es mir, den großen Haufen in irgend einer zu gewinnen: welches ich doch, weil es mir um ausgebreiteten Umgang, nicht bloß um freundſchaftlichen zu thun war, ſehnlich wünſchte. Weder meine Talente noch meine äußern Annehmlichkeiten reichten zu, den Stolz der höhern, oder den Kaltſinn der fröhlichern Kreiſe gegen einen Unbekannten und Ernſthaften zu überwinden, den weder Familienverbindungen noch Intereſſe ihnen wichtig machten. Zufälle begünſtigten mich ſelten, und meine eignen Mängel hinderten mich, von denen, welche ſich zuweilen darbothen, Gebrauch zu machen. Endlich trieben Kränklichkeit und Gebrechen des Körpers mich noch mehr in diejenige Einſamkeit zurück, die ich ſo gerne mit dem Geräuſche der Welt vertauſcht hätte.

Indeß zog ich doch von dieſer meiner Begierde, die Welt zu kennen und ſie zu genießen, ſo unbefriedigt ſie blieb, den Vortheil, daß ich ſie, ſo weit ich ſie ſah, mit einem geſchärftern Blicke beobachtete. Ich hatte oft nöthig, mich über die Ausſchließungen von Seiten der Höhern, die meinen Stolz kränkten, oder über die Gleichgültigkeit, die ich von meines Gleichen erfuhr, und die mich betrübte, zu tröſten: und ich fand dieſen Troſt immer nur in dem Nachdenken über die Urſachen, welche mir das Uebel zugezogen hatten. Ich ſah die Leute nach der Mode mit deſto größerer Aufmerkſamkeit an, nachdem ich ſelbſt verzweifelte einer von ihnen zu werden: und, unwillig über die Schüchternheit und den Zwang, den ich, in der Geſellſchaft der vornehmen oder der galanten Welt an mir fühlte, bemerkte ich deſto ſcharfſichtiger das Eigenthümliche in der Perſon und den Umſtänden derjenigen, die, ohne größere Hülfsquellen in ihrem Geiſte zu haben, mit ſichtbarer Ueberlegenheit über mich unter andern Menſchen auftraten. So wurde ich, in der That, nach und nach über Fehlſchlagungen ruhiger, die ich, als unvermeidliche Folgen der Natur der Dinge und der meinigen erkannte. Meine eignen Mängel kränkten mich weniger, da ich ſie beſtimmter kennen lernte, und die unabänderlichen von denen, die meiner fortgeſetzten Bemühung noch weichen konnten, unterſchied; und ich wurde nachſichtiger gegen die Vorurtheile andrer Menſchen, nachdem ich einſah, wie nothwendig ſie entſtehen mußten, und wie viel Gutes noch mit dem Uebel, welches ſie veranlaſſen, verbunden wäre.

Auf dieſem Wege bin ich zu den Betrachtungen über geſellſchaftliche Gegenſtände gekommen, die ich hier den Leſern vorlege, — auf dieſem zu dem Intereſſe an denſelben, welches macht, daß ich ſie für wichtig genug hielt, ſie dem Publicum mitzutheilen. — Der Wunſch, des Umgangs der Menſchen, und zwar des Umgangs in allen Claſſen, zu genießen, wird, glaube ich, ewig eine der vornehmſten Abſichten bleiben, um derentwillen die Menſchen nach Reichthum und nach Ehre ſtreben, und alſo eine der Angeln, um welche ſich die Thätigkeit der Welt dreht. Begierden ähnlicher Art alſo, als die, welche mich beunruhigten, werden immer in vieler Menſchen Herzen ſeyn. Viele werden ihre Wünſche, gleich mir fehlſchlagen ſehn, oder in Gefahr ſeyn, durch ihre Leidenſchaft zu ähnlichen Fehltritten als ich begieng, verleitet zu werden. Allen dieſen werden, wie ich glaube, die Bemerkungen eines ihres Gleichen, der die Natur der Gegenſtände, welche ſie nur leidenſchaftlich zu betrachten gewohnt ſind, kaltblütig unterſucht, weder zu ihrer Belehrung, noch zu ihrer Beruhigung, unnütz ſeyn.

Aber aus eben dieſen Urſachen, welche meine Unterſuchungen veranlaßten, ſind, ohne Zweifel, auch Fehler derſelben entſtanden. Vielleicht iſt durch die Beziehung, welche der Gegenſtand auf mich und meine Leidenſchaft hatte, auch mein Geſichtskreis, in welchem ich ihn beobachtete, zu ſehr beſchränkt worden. Vielleicht habe ich zu oft, der ganzen Claſſe, aus welcher ich herſtamme, zur Laſt gelegt, was mir nur, als perſönlicher Fehler, zugehört; und die Mängel meiner Natur, oder meiner Erziehung auf Rechnung der Lage geſetzt, die ich mit dem größern Theile des Mittelſtandes gemein habe.

Vielleicht paſſen auch mehrere meiner Betrachtungen beſſer auf den Zuſtand der Dinge und der Menſchen, wie er war, als ich unter dieſelben eintrat, als auf den gegenwärtigen. Zur Zeit der Jugend frappiret dasjenige, was ſich auf unſere Lieblingsneigungen bezieht, am meiſten, und die Eindrücke, welche es auf unſer, noch mit allen ſeinen Anſprüchen und Hoffnungen erfülltes, Gemüth macht, miſchen ſich unvermerkt in alle Beobachtungen ſpäterer Jahre. Der Fortgang aber ſowohl der Meinungen als der Sitten, iſt in meinem Zeitalter, ſo ſchnell geweſen, daß ein, von der Natur zu einem ſo langſamen Gange beſtimmter, Menſch, als ich, leicht, mit ſeiner Philoſophie hinter ſeinem Jahrhunderte hat zurückbleiben können.

Wie ſehr iſt es, zum Beyſpiele, dem Geiſte der Zeit zuwider, an den Höfen irgend etwas Gutes zu finden: und Sitten in gewiſſer Abſicht zu loben, die nur unter dem Schatten des Despotismus aufblühen konnten!

Doch, unparteyiſche Richter, die das Ganze meiner Grundſätze, aus der Darſtellung einiger meiner Ideen, zu erkennen vermögen, werden die moraliſche Lauterkeit derſelben nicht verdächtig finden. Darüber aber werden ſie mir einen gegründeten Vorwurf machen, daß ich die Materie von den Sitten der verſchiedenen Stände, und den jedem derſelben eigenthümlichen Fehlern und Vorzügen, nicht lieber in ihrer vollen Allgemeinheit unterſucht, als ſie bloß unter dem eingeſchränkten und kleinlichten Geſichtspuncte angeſehen habe, den mir die Maxime Rochefoucaults anwies. Dieſen Tadel beantworte ich mit dem aufrichtigen Geſtändniſſe, daß mein ſchärfſter Blick lieber rückwärts gekehrt iſt, und mir die Mängel meiner Werke erſt dann recht in die Augen fallen, wenn ſie vollendet ſind; daß indeſſen, ſo wie die Menſchenkenntniß aus lauter einzelnen und kleinen Beobachtungen geſammelt werden muß, auch bey ihr die Unterſuchungen, welche eine beſondre Veranlaſſung, und ein nahes und beſtimmtes Ziel haben, gemeiniglich mehr neue Ideen erwecken, und verborgenere Seiten des Gegenſtandes ans Licht bringen, als die, welche weitläuftige Materien umfaſſen, und nur die Erforſchung der Wahrheit überhaupt beabſichtigen.

Noch muß ich, ehe ich dieſe Vorrede ſchließe, mich über zwey Puncte erklären.

Der erſte betrifft die Rechtſchreibung. Der größte Vortheil, der durch ſie zu erhalten ſteht, muß von der, bey den guten Schriftſtellern der Nation, bewirkten Gleichförmigkeit derſelben herkommen. Nun iſt aber in Dingen, welche die Vernunft, auf eine ganz einleuchtende und allgemein geltende Weiſe, aus Gründen nicht entſcheiden kann, Uebereinſtimmung der Menſchen anders nicht möglich, als wenn ſie ſich freywillig einer Autorität unterwerfen, deren Ausſprüchen ſie auch dann folgen, wenn ſie ſie nicht durchaus billigen. Weil ich nun in Deutſchland keinen

Mann kenne, der in Sachen der Sprache einen gegründetern Anſpruch auf Autorität hätte, als Adlung: ſo habe ich, jenem Grundſatze zu Folge, in den Fällen, wo ich zweifelhaft war, ſeine Vorſchriften zu Rathe gezogen, und ſelbſt da, wo er mich nicht überzeugte, ihm, aus Liebe zum gemeinen Beſten, freywillig gehorcht. Ich wünſchte, daß mein Beyſpiel, oder dieſe meine Gründe von einem größern Gewicht wären, als ich natürlicher Weiſe erwarten kann, um die guten Schriftſteller Deutſchlands zu einer ähnlichen Nachgiebigkeit zu vereinigen. Ich ſehe wenigſtens keinen andern Weg, zur Gleichförmigkeit in unſerer Rechtſchreibung, — die doch immer ein wünſchenswerthes Gut iſt, weil ſie die Verſtändlichkeit befördert, und die Störungen der Aufmerkſamkeit für gewöhnliche Leſer vermindert, — zu gelangen, als daß alle, welche ſchreiben, in Fällen, wo bisher Verſchiedenheiten der Ortographie geherrſcht haben, willkührliche Entſcheidungen, die ihnen niemand als Geſetze aufzudringen vermag, durch freywillige Befolgung zu Geſetzen erheben; und daß ſie einem Manne, der in Abſicht vieler Sachen ihr Lehrer geweſen iſt, in einigen auch blindlings folgen. Iſt es wohl ſelbſt in der bürgerlichen Welt anders möglich, irgend eine dauerhafte Vereinigung der Menſchen zu ſtiften, als wenn ſie ſich gefallen laſſen, nachdem ſie einmahl irgend einen Geſetzgeber anerkannt haben, die Beſchlüſſe deſſelben auch dann zu reſpectiren, wenn ſie mit ihrem Inhalte unzufrieden ſind?

Der zweyte Punct iſt, daß der Titel des Buchs mehr verſpricht, als der Inhalt leiſtet. Es iſt auf jenem von Aufſätzen über litterariſche Gegenſtände die Rede, und in dieſem Theile finden ſich keine. Aber da ich mir die angenehme Ausſicht laſſen wollte, meine Ideen, über einzelne und nicht mit einander zuſammenhängende Materien, mehrmahlen dem Publicum mitzutheilen: ſo wollte ich mir auch ſchon zum voraus den Umfang, innerhalb deſſen ich meine Gegenſtände wählen könnte, erweitern; und, was ich die Abſicht hatte, in künftigen Theilen zu thun, kündigte ich ſchon in der Aufſchrift des erſten an. Bleibt dieſer, durch unvorhergeſehene Zufälle, der einzige: ſo wird es leicht ſeyn, den Titel zu berichtigen.

Inhalt.

I. Ueber die Geduld . . . . Seite 1

II. Ueber die Moden 117

III. Ueber die Maxime Rochefoucaults: das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe 295

IV. Ueber die Unentſchloſſenheit. 453

I.

Ueber die Geduld.

Wenn den Tugenden ihr Rang nach der Schwierigkeit angewieſen werden ſollte, die es koſtet ſie auszuüben: ſo würde die Geduld eine der erſten Stellen bekommen. — Aber die Menſchen thun wohl, daß ſie den Werth der Tugenden mehr nach ihrer Gemeinnützigkeit, als nach ihrer Schwierigkeit, abmeſſen. Jene iſt leichter zu erkennen als dieſe. Denn wer kann wiſſen, wie viel es einem Menſchen an Kraft und Anſtrengung koſtet, die eine oder die andre ſeiner Pflichten zu erfüllen? Wie viel aber jede zum Wohl der Geſellſchaft beytrage, das iſt ein Gegenſtand der Erfahrung, und kann von jedem Menſchen, wenigſtens mit einem gewiſſen Grade der Evidenz, beurtheilt werden. — Ueberdieß, wenn man zum Grundſatze annimmt, daß die ſchwerern Tugenden von höherm Werthe ſind: ſo kömmt man leicht in Gefahr, auch ſelbſtgewählte Schwierigkeiten und unnütze Kaſteyungen für verdienſtlich zu halten.

Die Geduld iſt aber nicht nur eine ſchwere Tugend, ſondern auch eine gemeinnützige: obgleich ihre unmittelbare Wirkung ſich nur auf den Menſchen ſelbſt, welcher leidet, und auf den engern Kreis von Freunden erſtreckt, der ihn bey dieſem Zuſtande umgiebt.

Beydes, jene Schwierigkeiten und dieſen Nutzen will ich zu entwickeln ſuchen. Die Natur der Tugend ſelbſt wird hervorleuchten, wenn die Urſachen der Anſtrengung, welche ſie koſtet, und die Beſchaffenheit der Folgen, welche aus ihr entſtehn, auseinander geſetzt worden ſind. Daraus werden ſich auch die Hülfsmittel ergeben, welche die Geduld erleichtern, und die Vorbereitungen, die man machen muß, um gegen das Leiden ausgerüſtet zu ſeyn.

Geduldig, d. h. auf eine ſchickliche und vernünftige Art leiden, iſt erſtlich deswegen ſo ſchwer, weil der Schmerz die ſtärkſte unter den menſchlichen Empfindungen iſt.

Das, was dem Körper wohlthut, berührt ihn ſanft: das, was ihm wehe thut, ſchneidet tief ein, trennt ſeine Theile, oder drückt und ſtößt ſie mit einer Gewalt, welche dieſe Trennung fürchten läßt. Jenes iſt vorübergehend, und läßt ſelten merkliche

Spuren zurück: dieſes bringt große, und eben deßwegen dauerhafte Veränderungen hervor.

Mit den Freuden und Leiden der Seele iſt es nicht anders beſchaffen. Es iſt die alte Klage der Moraliſten, daß Beleidigungen lebhafter und länger empfunden, als Wohlthaten erkannt werden. In Abſicht der Güter und Uebel, welche von der Natur herkommen, iſt unſre Empfindungsart die nähmliche. Eines kummerhaften Augenblicks, einer angſtvollen Stunde erinnert ſich der Menſch weit länger und weit deutlicher, als vieler fröhlichen Tage.

In der That, da die Freude der natürliche Zuſtand des Menſchen iſt, da ſein Wohlſeyn in nichts anderm beſteht, als in dem ungehinderten Genuſſe ſeines Daſeyns, in dem unbeſchränkten Gebrauche aller ſeiner Kräfte: ſo hat dieſer Zuſtand nichts ſo außerordentliches, daß er ſich auszeichnete. Der Menſch iſt glücklich und vergnügt, wenn er ganz Menſch iſt, wenn er als ſolcher leben und handeln kann. So wie der völlig Geſunde gar kein Glied ſeines Körpers insbeſondere fühlt: ſo wird der vollkommen Vergnügte beynahe gar keines Theils ſeines Zuſtandes auf eine beſtimmte und deutliche Weiſe gewahr. Er verliert ſein Ich, ſobald alle Bedürfniſſe deſſelben befriedigt ſind, völlig aus den Augen. Er denkt dann nur an die Gegenſtände außer ſich, an die Menſchen, mit welchen er umgeht, an die Geſchäfte, die er treibt.

Der Schmerz hingegen iſt ein Zuſtand wider die Natur, ein Schritt zur Zerſtörung, eine Verengung des Daſeyns, — ein Widerſpruch mit den weſentlichen Kräften und Trieben des Menſchen. Die Vorſtellung deſſelben hat etwas ſo unterſcheidendes und auffallendes in der Reihe unſrer übrigen Vorſtellungen, daß ſie die Aufmerkſamkeit nicht anders als an ſich ziehn kann, ſo lange ſie da iſt, und dem Gedächtniſſe noch lange eingeprägt bleibt, nachdem ſchon die Urſache vorüber iſt. Das Leiden iſt dazu gemacht, den Menſchen auf ſich ſelbſt zurückzuführen, ſeinen Blick von äußern Gegenſtänden abzuziehn, und ihn auf die in ihm ſelbſt vorgehenden Veränderungen zu richten.

Man lernt die Natur des Schmerzens am beſten kennen, wenn man ihn in ſeiner höchſten Stärke betrachtet. Man weiß aber, daß ein äußerſt gewaltſamer Schmerz die ganze Seele überwältigen, ihre Denkkraft vernichten, und die Freyheit und Moralität ihrer Handlungen aufheben kann. Was ein ſehr großer Schmerz im hohen Grade thut, das thut jeder Schmerz in einem gewiſſen Grade. Jeder wirkt den natürlichen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes entgegen, und treibt ſeine Kraft zurück, die ſich durch beſtändige Thätigkeit außer ſich gleichſam ausbreiten will. Er hemmt entweder den Lauf ſeiner Vorſtellungen, deren freyer Fortgang ſein inneres Leben ausmacht, oder er ſchiebt in die Reihe eine fremde ganz davon abſtechende ein, welche den Faden zerreißt. Der Schmerz iſt ein Kampf, oder erregt denſelben augenblicklich.

Und dieſem ſo gewaltthätigen und ſo mächtigen Feinde, ſoll die Geduld ſich entgegenſtellen; in dieſem Kampfe ſoll ſie den Sieg davon tragen.

Jede andre Tugend hat auch ihre Begierde, welche ſie zu überwinden, oder im Zaume zu halten hat. Aber dieſe Begierden ſind zum Theil, aus ſelbſtgemachten und erkünſtelten Bedürfniſſen entſtandene und auf Irrthum und Meynung gegründete Begierden, zum Theil vorübergehende und abwechſelnde Leidenſchaften. — Der Ehrgeiz und der Eigennutz haben ihre Perioden, wo ſie das Gemüth heftiger beſtürmen, und andre, wo ſie ſich wieder beſänftigen. Dieſe Augenblicke des Nachlaſſes kann die Vernunft ergreifen. — Zorn und ſinnliche Liebe ſind noch mehr den Krankheitsanfällen gleich, die nur aus einem periodiſch-geſammelten Stoffe ntſtehen, oder ihre eigne Veranlaſſung erfordern. Die Tugend der Sanftmuth, welche der Begierde nach Rache, — die der Keuſchheit und Mäßigung, welche der Begierde nach ſinnlicher Luſt entgegenarbeitet, endlich Redlichkeit und Menſchenliebe, welche Habſucht und Ehrgeitz in Schranken halten, finden zuweilen das Gemüth von ſelbſt in derjenigen Stimmung gegen die Gegenſtände jener Leidenſchaften, welche ſie zu anderer Zeit, durch Ueberwindung hervorbringen müſſen. Und da die Heftigkeit derſelben gemeiniglich von Täuſchungen der Einbildungskraft herrühret: ſo kann die Vernunſt über jene Leidenſchaften ſelbſt einige Gewalt bekommen, indem ſie dieſe Täuſchungen durch Aufſuchung der Wahrheit zerſtreut. — Die Geduld hingegen hat mit der allernatürlichſten, und mit einer immerwährenden Begierde des Menſchen zu ſtreiten: mit der Begierde nach Daſeyn, — nach Fortdauer, nach Vollſtändigkeit ſeines Weſens, — nach einem ruhigen und ungehinderten Genuſſe ſeiner ſelbſt. Hier kann die Vernunſt keinen Irrthum in dem Wunſche zeigen, oder darthun, daß er auf einen bloßen Schein gerichtet ſey; ſie kann nicht durch die Berichtigung der Vorſtellungen von Gut und Böſe, den Grund der Leidenſchaft heben. Sie kann nur der Heftigkeit derſelben durch anderwel [illegible] Betrachtungen entgegenarbeiten. Wenn andre Zerrüttungen des Gemüths, welche von Einbildungen und Vorausſehungen herkommen, eine radicale Cur erlauben: ſo ſind für diejenigen, welche aus dem wirklichen Schmerze entſtehn, nur Palliativ-Mittel vorhanden.

Ein zweyter Grund, welcher die Geduld ſchwerer als andre Tugenden macht, iſt: daß ſie keine *geſellige Tugend* iſt; — ich will ſagen, daß ſie nicht *unter* Menſchen und *gegen* andre Menſchen ausgeübt wird.

Es iſt nichts, was dem Menſchen ſo viel Kraft giebt ſich anzuſtrengen, als wenn er Zeugen ſeiner Handlungen hat. Sobald man weiß, daß man von andern Menſchen geſehen, beobachtet, für das Gute, welches man thut, geehrt, wegen des Schweren, welches man überwindet oder ausrichtet, bewundert wird, — und hingegen wegen der Schwächen, die man blicken läßt, der Verachtung ausgeſetzt iſt: ſo biethet man alle ſeine Kräfte auf, ſich in ſeiner vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen.

Aus dieſer Urſache iſt eine andre ſchwere Tugend, die Tapferkeit, welche der Lebensgefahr trotzt, nach der gemeinen Meinung, die durch einige Erfahrungen beſtätigt wird, unter den höhern Ständen gemeiner, als in den mittlern und niedrigern. Sie wird gewiß dem Heerführer leichter, als dem gemeinen Soldaten. Selbſt die Tugend, von der wir reden, die Geduld im Leiden, — die in Krankheiten, findet in der Hoheit des Standes, oder in der Größe des Ruhms des Leidenden, eine Unterſtützung. Der König oder Held, der für jetzt zwar an ſein Krankenlager gefeſſelt und von der Welt abgeſondert iſt, aber doch die Augen der Welt auf dieſes ſein Lager gerichtet glaubt; der ſich gewiſſermaßen die Zeitgenoſſen und die Nachwelt als Zeugen der Standhaftigkeit, welche er auf demſelben beweiſt, denken darf: findet noch hier dieſelben Aufforderungen, dieſelben Stärkmittel ſeines Muthes, die ihn am Tage der Schlacht, ſeiner ſelbſt und des nahen Untergangs vergeſſen ließen. In der That ſtellt uns die Geſchichte ſo viele, auch ſonſt ſchwache Könige, als ſtandhafte Sterbende vor, daß man geneigt wird, die Urſache davon in etwas, das ihnen gemeinſchaftlich iſt, alſo in ihren äußern Verhältniſſen zu ſuchen.

Aber die allermeiſten Leidenden ſind in dem entgegengeſetzten Falle: und der große Hauſe der Menſchen entbehrt bey den Prüfungen ſeiner Geduld dieſes Hülſsmittels. — Alle Leiden, beſonders die drückendſten, — Armuth, Krankheit, Verſtümmelung, ſondern den gemeinen Menſchen von der

Geſellſchaft ab, und entziehen ihn den Augen ſeiner Mitbürger. Niemanden iſt daran gelegen, zu wiſſen, wie er ſich bey ſeinen Leiden beträgt, als den wenigen Freunden, die auch Theil an ſeinen Empfindungen ſelbſt nehmen. Iſt die Noth langdauernd, ſo wird vollends die Aufmerkſamkeit andrer darauf ſchwächer: und mit ihrem Mitleiden gegen den Geduldigen hört auch die Bewunderung ſeiner Tugend auf. Der Geſunde kann ſich den Zuſtand des Kranken, der Reiche die Lage des Dürftigen vielleicht augenblicklich mit einer gewiſſen Deutlichkeit vorſtellen: aber lange können jene ſich in die Stelle dieſer nicht verſetzen. Sie ſind alſo bey fortwährenden Klagen eher geneigt, ſie für übertrieben, und das Uebel für geringe zu halten. — Wenn auch die Tugend des Geduldigen unbeſtritten und ſichtbar iſt: ſo wird ſie doch dem, welcher ſie ausübt, lange nicht ſo hoch angerechnet, als ſie ihm ſchwer und mühſam geworden iſt.

Vom Ehrgeitze nicht unterſtützt, muß alſo die Tugend der Geduld ganz auf ihrem eignen Grunde feſte ruhen, — auf dem Bewegungsgrunde der Pflicht, auf der Ueberzeugung von der moraliſchen Trefflichkeit eines ſolchen Betragens. Wenn Murren und Ungeduld nur bey wenigen Menſchen, die über die andern hervorragen, durch die Furcht vor der Schande zurückgehalten werden können: ſo muß, bey den übrigen, die eigne Stärke des Gemüths und die Kraft guter Grundſätze dieſe Fehler wegſchaffen.

So wie es aber eine große Ermunterung zu Erfüllung ſchwerer Pflichten iſt, andre, — und viele Menſchen, zu Zeugen ſeines Rechtverhaltens zu haben: ſo liegt eine noch viel größere darin, wenn andre Menſchen die Gegenſtände dieſer Pflichten ſind; wenn ihnen dadurch Vortheile zuwachſen; wenn, durch unſre Arbeiten oder unſre Beſchwerden, Erkenntniß oder Glückſeligkeit über das menſchliche Geſchlecht ausgebreitet wird. Diejenigen Nachtwachen koſten einem Gelehrten wenig, durch welche er hofft ſein Zeitalter aufzuklären. Eben dieſelbe Anſtrengung, auf Arbeiten gewandt, die keinen Einfluß auf andre hätten, würde ihm unerträglich werden. Alle wohlthätigen Tugenden ſind fröhliche Tugenden. Man genießt des Vergnügens ſchon zum voraus, welches man andern zu machen hofft. Das angenehme Bild des Zwecks, den man zu erhalten gedenkt, verſüßt das Unangenehme und erleichtert das Schwere der Mittel, welche man anwendet. — Man glaube nicht, daß dieſer Bewegungsgrund mit dem nächſt zuvor gedachten einerley ſey; daß in dieſem Reitze der Wohlthätigkeit geheimer Ehrgeitz verborgen liege. Allerdings iſt Dankbarkeit auch Hochachtung: und die Menſchen, für deren Beſtes wir arbeiten, ſind auch die natürlichſten Zeugen und Bewunderer unſrer guten Eigenſchaften. Aber es liegt doch, bey der Belebung der Thätigkeit unſers Geiſtes, die aus dem größern oder geringern Einfluſſe unſrer Handlungen auf die menſchliche Geſellſchaft entſteht, noch ein anderes Triebwerk, als das der Ruhmbegierde, zum Grunde. Es iſt, glaube ich, eine Folge der geſelligen Neigungen, die unſrer Natur eingewebt ſind. — Gutes zu thun und Glückſeligkeit auszubreiten, iſt, nach dem frohen Genuſſe unſrer ſelbſt, die eigentliche Beſtimmung unſers Daſeyns. So oft wir uns auch nur ſcheinbar ſchmeicheln können, Wohlthäter, Lehrer, weiſe Regierer, nützliche Gehülfen anderer geweſen zu ſeyn: ſo oft wird unſer Gemüth durch eine natürliche Freudigkeit belebt. Und mit dieſer Freudigkeit nach der Vollbringung, ſteht die Betriebſamkeit während der Arbeit in einem gleichen Verhältniſſe.

Auch dieſe Stütze fehlt der Tugend der Geduld größtentheils. Sie iſt in dem Menſchen ſelbſt, der ſie übt, eingeſchloſſen, und erſtreckt ſich nicht auf andre. Sie verändert nichts in der Welt, ſie wirkt nichts, ſie bringt nichts hervor. Sie zielt nur darauf ab, Ruhe im Innern zu ſchaffen, und die

Kräfte, die ſich im Unmuthe verzehren, bis auf beſſre Zeiten aufzuſparen: aber ſie ſelbſt ſetzt ſie nicht in das ihnen angemeſſene, dem Menſchen ſo erfreuliche Spiel, das auch Spuren außer ihm zurückläßt. Oft, bey der äußerſten Anſtrengung, ſcheint der geduldige Menſch noch immer unthätig und unnütz zu ſeyn. Wenn ſie ja noch einigen Einfluß auf andere äußert: ſo iſt es bloß, den Leidenden den Perſonen, die ihn umgeben, weniger unangenehm zu machen, ihnen das widrige Gefühl, welches der Anblick des Schmerzens macht, oder die Beſchwerden, welche die von ihm gefoderte Hülfreichung ihnen verurſacht, zu erleichtern. Für die Familie, die Freunde, die Dienſtbothen deſſen, der von körperlichen Uebeln, oder von Kummer und Verdruß niedergedrückt wird, iſt es freylich ein Troſt und gewiſſermaßen eine Wohlthat, wenn Gelaſſenheit, Sanftmuth und liebreiches Weſen, ihren Vater, Freund oder Herrn, auch unter dieſen Umſtänden, auszeichnen. Wie Unzufriedenheit mit Haß, ſo ſteht Geduld und Zufriedenheit mit der Liebe in Verbindung. Es ſind verwandte Empfindungen, die leicht in einander übergehen. Und wie das menſchenfreundlichſte Herz bitter, ſelbſt grauſam werden kann, wenn es mit einem ungeduldigen Temperamente verbunden iſt, und durch hartnäckige, langwierige Uebel geprüft wird: ſo kann hingegen mit wenigerer Anlage zur Zärtlichkeit, durch bloße Gelaſſenheit, der Menſch ein ſehr leidlicher und ſelbſt angenehmer, Geſellſchafter für diejenigen werden, die mit ihm die abwechſelnden Schickſale ſeines Lebens theilen. Je höher, nach der Rangordnung der bürgerlichen Geſellſchaft, der Menſch ſteht, welcher ſich in Krankheit oder Noth befindet; je mehr Menſchen ihn umgeben; je mehrere durch Pflicht oder Intereſſe ſo mit ihm verbunden ſind, daß ſie ſich ſeiner Gegenwart nicht entziehn können; je fürchterlicher ihnen ſein Unwille, und je quälender für ſie ſein Mißmuth iſt: von deſto ausgebreiteterem und wohlthätigerem Einfluſſe iſt ſeine Geduld. Wie viele Unglückliche kann die böſe Laune eines kranken, deſpotiſchen Königs machen: und welche Wohlthat für ſeinen Hof, für ſeine Staatsdiener und oft für ſein Land iſt die Gemüthsruhe, die er bey widrigen Zufällen in ſich zu erhalten weiß!

Doch ſelbſt dieß, in ſolchen Verbindungen zu ſtehen, durch welche vielen unſre Ungeduld empfindlich und unſre gelaßne Ertragung des Uebels wohlthätig wird: ſelbſt dieſer Umſtand iſt ein Glück, in deſſen Beſitz nur wenige ſind. Tauſende von Menſchen ſtehen einzeln in der Welt da, und werden von den Pfeilen des Schickſals getroffen, ohne daß andre dadurch berührt würden. Andre hängen nur durch ſo ſchwache Bande mit der Welt zuſammen, daß ſolche bald durch das Unglück aufgelöſt werden. Der Kreis ihrer Wirkſamkeit vermindert ſich zugleich mit ihrem Wohlergehn. Sie verlieren das Verdienſt ihrer Standhaftigkeit, weil ſich die Welt ſchon von ſelbſt vor ihrer übeln Laune in Sicherheit geſetzt hat, indem ſie ſich von ihnen zurückzieht.

Und geſetzt, dieß wäre nicht unſer Fall: wie traurig muß es deſſen ungeachtet ſcheinen, wenn mit derſelben Geiſtesanſtrengung, welche unter günſtigen Umſtänden vielen andern Menſchen Freude und Vortheile bringen könnte, nun nichts weiter zu bewirken iſt, als nur weniger zu mißfallen, andre weniger leiden zu laſſen.

So viel alſo von den Schwierigkeiten der Geduld: ſie hat einen größern Kampf auszuhalten, und hat weniger ſchmeichelhafte Belohnungen zu erwarten, als viele der aktiven Tugenden des geſelligen Lebens.

Aber ſie iſt nichts deſto weniger eine höchſt nothwendige Tugend für den Menſchen in einer Welt, aus welcher das Uebel nicht weggeſchafft werden kann. Sie iſt ſogar das einzige, dem Menſchen nie ganz entſtehende, nie ganz unwirkſame Hülfsmittel gegen daſſelbe. Und zwar lindert ſie nicht nur das Gefühl des Schmerzens, ſondern ſie trägt auch dazu bey, das Uebel wegzuſchaffen. Sie gehört nicht bloß zu den Vertheidigungswaffen, welche den Feind abhalten, daß er nicht bis zu dem innerſten Heiligthume des Menſchen, ſeinem Verſtande und ſeiner Moralität dringe, jenen zerrütte und dieſe vergifte, — ſchreckliche Folgen, welche aus langdauernder Noth, bey unruhigen und heftigen Gemüthern, oft entſtehn: ſondern ſie dient ſelbſt als Werkzeug des Angriffs, den Feind zurückzutreiben; ſie unterſtützt und begünſtigt alle Maßregeln, welche der Menſch zu ſeiner völligen Befreyung von dem Uebel nimmt.

Ich will von körperlichen Uebeln anfangen, denen abzuhelfen am wenigſten in des Menſchen Gewalt ſteht.

Es iſt gewiß, daß in unſrer Maſchine eine Kraft liegt, ſich ſelbſt wiederherzuſtellen, wenn ſie in Unordnung iſt; und daß alsdann alle ihre Bewegungen, ſelbſt die, durch welche die gefährlichſten oder ſchmerzhafteſten Symptome der Krankheit veranlaſſet werden, darauf abzielen.

Wenn aber dieſe Bewegungen ihren Zweck erreichen ſollen, ſo iſt es nothwendig, daß ſie nicht geſtört werden. Je mehr Ruhe allen Fibern, Nerven und Gefäßen alsdann gelaſſen wird: deſto eher können ſie die Materie der Krankheit, die ſich in ihnen angehäuft hat, überwältigen und fortſchaffen; oder deſto ſchneller können ſie, wenn ſie bloß abgeſpannt ſind, ihren Ton wieder erlangen. Nichts aber befördert dieſe Ruhe mehr, nichts kömmt der wohlthätigen Wirkſamkeit der Maſchine zu ihrer Wiedergeneſung mehr zu Hülfe, als Geduld, und Ruhe der Seele.

Jede Leidenſchaft bringt ihre eigenen Bewegungen im Körper hervor; jede verändert auf eine andere Weiſe den Lauf des Blutes, die Abſonderung aller Säfte, und die Wirkſamkeit aller feſten Theile. Und zwar ſind dieſe Veränderungen bey unangenehmen Leidenſchaften allemahl widernatürlich, und alſo dem Körper nachtheilig. Sie unterbrechen nicht nur, durch ihre zu unrechter Zeit eingemiſchte Wirkſamkeit, den ruhigen Fortgang der mechaniſchen Bewegungen, die auf Erhaltung und Wohlbefinden der Maſchine abzielen: ſondern ſie bringen auch ganz neue Bewegungen hervor, die den Symptomen von Krankheiten ähnlich ſehn, und oft die Urſachen derſelben werden.

Ungeduld demnach, ſie äußre ſich durch Mißmuth oder Zorn, durch Niedergeſchlagenheit oder Aufbrauſung, thut bey ſchon vorhandenen Krankheiten einen noch weit gewiſſern Schaden. Geduld hingegen iſt ein wahrer Balſam, der, indem er den Reitz des wunden Theils vermindert, der Natur die Heilung leichter macht. Jene erzeugt neuen Krankheitsſtoff, indeß der alte weggeſchafft werden ſoll, und bringt die ſchon unordentlich bewegten Räder der Maſchine in neue Zerrüttung. Dieſe überläßt wenigſtens den Körper ganz ſich ſelbſt und ſeinen natürlichen Heilungskräften; ſie giebt ihm Zeit und Ruhe, ſich zu erhohlen; und trägt ſelbſt dazu bey, die Bewegungen in ſeinen Säften dem natürlichen und geſunden Zuſtande um etwas näher zu bringen.

Dieſes ſind nicht bloße Speculationen: ſondern die Erfahrung beſtätiget es, wenigſtens bey kleinern Uebeln, welche die Natur überwältigen kann.

Von dieſer Art iſt das Uebel der Zahnſchmerzen: — als Krankheit ſelten von Bedeutung, als Schmerz oft wütend, und fähig die Geduld des Standhafteſten zu überwinden. Aber es verſuche es der Menſch, welcher davon leidet, und bisher gewohnt geweſen iſt, bey Anfällen deſſelben, ſich der Ungeduld, zu welcher es ſo ſehr reitzt, zu überlaſſen, ſie durch heftige, körperliche Bewegungen, durch ſtürmiſches Umherlaufen, durch Geſchrey oder unaufhörliches Seufzen zu äußern: er verſuche es, ſage ich, ob er ſo viel über ſich erhalten könne, nur eine kurze Zeit ruhig und ſtille zu ſitzen, ſich keinen Laut, keine Bewegung der Ungeduld zu erlauben. Er horche gleichſam ſeinem Schmerze zu, und vereinige alle Kräfte, die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Seele, auf die Empfindung deſſelben, mit dem Vorſatze ſie zu ertragen: und ich glaube, nach meiner Erfahrung, ihm verſprechen zu können, daß der Schmerz, dem er nun nicht mehr mit Gewalt zu widerſtehen ſucht, einige Augenblicke zwar ſtärker wüten, aber in kurzem nachlaſſen, und eher aufhören wird, wenn er nicht aus unüberwindlichen Urſachen entſteht. Alle Krankheitsanfälle und ſchmerzhafte Symptomen, bey welchen die Nerven mit im Spiele ſind, wo Krämpfe oder unnatürliche Erſchlaffung und Anſpannung die Urſachen des Uebels ſind, ſtehen auf gewiſſe Weiſe in näherer Verbindung mit der Seele. Und ſo wie ſie von der einen Seite oft den Verſtand mehr verdunkeln, und die Freyheit mehr ſtören, als andre körperliche Uebel: ſo ſind ſie von der andern auch dem Einfluſſe des Geiſtes mehr unterworfen, werden durch die Ruhe deſſelben eher beſänftigt, und geben der Standhaftigkeit des Menſchen, wenn ſie durch ſtilles Ausharren die natürliche Bemühung der Organe ſich wiederherzuſtellen unterſtützt, eher nach, als die Krankheiten, welche in den feſten Theilen oder in dem Blute ihren Sitz haben.

Doch die wohlthätige Heilkraft der Geduld ſchränkt ſich nicht bloß auf Nervenübel ein. Aufmerkſame Aerzte müſſen es oft bemerkt haben, daß gelaſſene Kranken eher geſund werden, als ungeduldige; — daß bey einem und eben demſelben Kranken die Paroxysmen nachlaſſen, oder ſich verdoppeln, je nachdem die Ungeduld und Troſtloſigkeit ſich ſeines Gemüths bemeiſtert, oder Geduld und Ergebung in den Willen der Vorſehung daſſelbe beruhigt. Sie wiederhohlen es ja oft bey den Krankenbetten, daß ihre Cur beſchleunigt und weit ſichrer ſeyn würde, wenn ſie auf eine Zeitlang ihre Patienten in Maſchinen verwandeln, und ihnen alles Denken, welches im Zuſtande des Leidens gemeiniglich auf Beunruhigung und Entkräftung hinausläuft, unterſagen könnten. Nun, der geduldige Mann erfüllt einen Theil dieſes Wunſches. Wenn auch der Fortgang ſeiner Ideen nicht ganz ſtille ſteht, ſo iſt doch ihre Folge nicht ſo ſchnell, ihre Abwechſelung nicht ſo ſtürmiſch, als bey dem Ungeduldigen: und es entſteht alſo auch daraus nicht diejenige Erſchöpfung, durch welche eigentlich die Wirkſamkeit des Geiſtes dem kranken Körper ſchädlich wird. — Sein

Geiſt kann zwar ſeine Functionen nicht ganz aufgeben, um dem Körper die ſeinigen deſto ungeſtörter vollbringen zu laſſen: aber indem er ſeine Begierden nach Vergnügen, und ſeinen Widerwillen gegen den Schmerz, den Geſetzen ſeiner Natur und dem Willen ihres Urhebers unterwirft, kann er auch ſeinen Ideengang freyer, leichter, für den kranken Zuſtand der Maſchine anpaſſender, und für deren Wiederherſtellung unſchädlicher machen.

Wenn die Geduld ein Hülfsmittel gegen Uebel des Körpers iſt, die von den Vorſtellungen und Neigungen der Seele am wenigſten abhängen, und ihren eignen Geſetzen folgen: ſo iſt ſie noch weit nützlicher bey Kummer und Betrübniß, — Krankheiten, welche die Seele unmittelbar angreifen, und aus der Natur derſelben die ihrige herleiten; ſo iſt ſie es noch weit mehr bey denjenigen Unglücksfällen, welche das Vermögen, die Ehre, oder überhaupt das äußere Wohl des Menſchen betreffen. — Jene Seelenkrankheiten haben gemeiniglich die unmäßige Schätzung eines verlornen Gutes, oder eines verfehlten Endzwecks zum Grunde. Die Cur geſchieht durch Verbeſſerung der Einſicht, durch eine Wahrnehmung des Irrthums, durch eine Abſonderung des Täuſchenden und des Wahren in den Gegenſtänden unſrer Wünſche und unſers Abſcheus. Aber um dieſe Cur zu bewirken, muß die Vernunft mit ihren Vorſtellungen gehört werden; wir müſſen eines ruhigen und unbefangenen Nachdenkens fähig, wir müſſen Meiſter über unſre Aufmerkſamkeit, und frey in der Direction derſelben ſeyn. Und dazu nun iſt die geduldige Ertragung dieſer unangenehmen Eindrücke der erſte Schritt. Gelaſſenheit und Stille muß vor der völligen Selbſtbeherrſchung und Gegenwart des Geiſtes, bey einem Betrübten oder Schwermüthigen, wie bey einem Zornigen, vorhergehn. Erſt muß das Gleichgewicht unter denjenigen Veränderungen der Seele hergeſtellt ſeyn, wobey ſie bloß leidend war: ehe ihre thätige Kraft, die Vernunft und die moraliſche Freyheit, ihre ungehinderte Wirkſamkeit äußern kann. Je mehr alſo der Menſch gewöhnt iſt, anfangs unter dem Uebel, das ihn überfällt, wie ein demüthiger Unterthan unter der ihm von ſeinem Obern aufgelegten Laſt, ſich nur zu beugen, ohne zu murren, und wie die Mexicanerinn, nach Montaignes Erzählung, ihrem neugebornen Sohne geboth, — zu leiden und zu ſchweigen: deſto eher wird er ſich auch aus dieſer Unterdrückung wieder emporheben können. Die zerſtreueten Lebensgeiſter werden ſich eher wieder ſammeln, die verworrenen Ideen werden ſich eher von ſelbſt zu einer gewiſſen Deutlichkeit läutern: und durch beydes wird ein Gefühl von Kraft weit eher in den geſchwächten Geiſt zurückkehren, wenn er nur nicht durch ſeine eigne, aber unordentlich und falſch gerichtete Activität, die Eindrücke von der Empfindung des Uebels vergrößert.

Da bey denjenigen Uebeln, welche in der äußern Lage des Menſchen, in dem Zuſtande ſeines Eigenthums oder ſeiner Verhältniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft liegen, durch kluge Anſtalten, durch Fleiß und Geſchicklichkeit, weit mehr, als bey den perſönlichen Uebeln, ausgerichtet werden kann; da ſie innerhalb der eigentlichen Sphäre der menſchlichen Thätigkeit ſind, wo jeder Veränderungen zu ſeinem Vortheile machen kann: ſo muß auch, zur Abhelfung ſolcher Uebel, diejenige Tugend von noch größrer Wirkſamkeit ſeyn, welche, (wie dieß Geduld und Gelaſſenheit in allen Fällen thut), den Verſtand zum Nachdenken aufgelegt erhält, den Menſchen vor unbeſonnenen Schritten ſowohl, als vor einer völligen Trägheit, bewahrt, und von ſeinen anderweitigen guten Eigenſchaften — den Mitteln, ſich den Menſchen beliebt, und ſie zu Werkzeugen ſeines beſſern Glücks zu machen, — den

Schleyer wegzieht, in welchen ſie der Unmuth und die üble Laune des Unglücklichen ſo oft hüllet.

Geduld iſt die erſte Grundlage zum Charakter des Helden. Um in Noth und Gefahr kluge Maßregeln zur Rettung zu nehmen; um ſich aus mißlichen Umſtänden herauszuziehn, und von erlittenen Unglücksfällen die Folgen wieder gut zu machen: dazu iſt eine verdoppelte Activität des Geiſtes nöthig. Aber auch zu der gewöhnlichen iſt der Menſch unfähig, ſobald er, mit der Größe ſeines Uebels allein beſchäftigt, diejenige Kraft mit Klagen und Murren erſchöpft, die er zum Handeln anwenden ſollte.

Ein Umſtand, der die Geduld bey jenen, Ehre und Vermögen betreffenden, Unglücksfällen, zu einer doppelt nothwendigen Tugend macht, iſt, daß Gunſt und Liebe der Menſchen beynahe die einzigen Hülfsmittel ſind, ſich aus denſelben zu retten, oder ſie zu erleichtern, — und daß die Liebenswürdigkeit des Unglücklichen ſehr von ſeiner Geduld und Gleichmüthigkeit abhängt, wenigſtens durch Ungeduld und Murren gewiß geſtört wird. In allen den Uebeln die unmittelbar auf Zerſtörung abzielen, und die mit einem ſichtbaren und heftigen Schmerze verbunden ſind, vergiebt man dem Leidenden, auch eine an ſich mißfallende Aeußerung ſeiner Empfindungen. Aber wenn der Menſch nur über den Mangel von Gütern und Vorzügen klagt; wenn er noch nicht an ſeiner Perſon leidet, ſondern ſich nur durch Vergleichung mit andern, durch Furcht, und wegen der Anſprüche, die er zuvor hatte, und die ihm vereitelt worden ſind, elend fühlt: dann findet er nicht eine ſo bereitwillige Theilnahme, daß ihm auch das Uebermaß ſeines Schmerzens und das Unſchickliche in deſſem Ausdrucke zu gut gehalten würde. — Klagen und Unwillen, ſelbſt Niedergeſchlagenheit, macht den Dürftigen, den Verlaſſenen und Hintangeſetzten andern Menſchen nur läſtig. Dadurch verſchließt er ſich vielleicht den Weg zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände. Denn gerade deswegen fliehen die meiſten den Unglücklichen, weil ſie ſich vor den Ausbrüchen ſeiner übeln Laune, oder vor dem Anſteckenden ſeiner Schwermuth fürchten: und wen man flieht, wie kann man dem beyſtehn? Durch nichts hingegen empfiehlt ſich ein Nothleidender, ein Armer, ein vom Schickſale gekränkter Mann ſo ſehr, als wenn er von ſeinem Unglücke wenig redet; wenn er ſelten klagt, oder mit Gelaſſenheit klagt; wenn er ſogar eine gewiſſe Heiterkeit blicken läßt, und an den Freuden andrer Theil zu nehmen fähig bleibt

Nicht nur ſchätzt man ihn deswegen höher, weil man in dieſer frohen Stimmung des Gemüths einen gewiſſen Edelmuth entdeckt: ſondern man hat ihn auch lieber um ſich; man läßt ſich eher mit ihm in Verbindung ein, weil man durch ihn in ſeinem Vergnügen weniger geſtört wird. Alles aber, was dem Unglücklichen den Zutritt zu andern Menſchen erleichtert, bahnt ihm auch die Wege zu einem günſtigern Schickſale.

Wenn ein heiteres und fröhliches Angeſicht immer ein liebenswürdiges Geſicht iſt: ſo iſt es bey dem Unglücklichen ein ehrwürdiges Geſicht. Gute Laune, und die Stimmung des Gemüths, Vergnügen zu geben und zu empfangen, macht ohne Zweifel eine der Eigenſchaften des Menſchen aus, die ſeines Gleichen, wenigſtens die, welche mit ihm umgehn, am meiſten ſchätzen, und die oft in ihren Augen die Stelle noch gründlicherer Verdienſte und größerer Tugenden erſetzt. Bey dem großen Haufen aller Stände gilt Luſtigkeit für Liebenswürdigkeit: ob ſie gleich nur dann dieſen Nahmen verdient, wenn ſie aus gutem, menſchenfreundlichen Herzen herſtammt, und mit Verſtande und Kenntniſſen vergeſellſchaftet iſt. Aber wenn dieſe gute Laune die Folge der Geduld und der Ueberwindung ſeiner ſelbſt iſt, wenn der Menſch ſich den frohen Muth ſelbſt gegeben hat, indem er die finſtern Ideen, welche ihm die Empfindung aufzwang, durch Ueberlegungen der Weisheit und der Pflicht zerſtreute: dann muß auch der ſtrengſte Richter des menſchlichen Werths, dieſe Fröhlichkeit für das Kennzeichen eines edlen und achtungswürdigen Geiſtes erkennen.

Der Werth und der Nutzen der Geduld wird drittens noch dadurch ſehr vermehrt, daß ſie gleichſam ein Beſtandtheil ſo vieler andern Tugenden iſt; — daß ſie auch dem glücklichen und gemeinnützig thätigen Manne, in vielen Augenblicken ſeines Lebens, und bey vielen ſeiner Geſchäfte, nothwendig wird, wenn er ſeine Zufriedenheit oder ſeinen Fleiß ununterbrochen erhalten ſoll.

Bey ſehr vielen Vorfällen und Lagen des Lebens, die an ſich nicht unglücklich ſind, kommen doch einzelne unangenehme Empfindungen vor: — bey vielen Unternehmungen, die im Ganzen gut von ſtatten gehn und dem geſchäftigen Manne die Erfüllung ſeiner Wünſche verſprechen, treten doch einzelne Schwierigkeiten und Hinderniſſe ein, die ihm bald lange Weile, bald Verdruß und Kummer verurſachen. — Wenn er in jenen Lagen ſich vernünftig betragen und heiter bleiben, wenn er mit dieſen Geſchäften glücklich zu Stande kommen ſoll:

ſo muß er gelernt haben, Unannehmlichkeiten zu erdulden und unter Beſchwerden auszuhalten. Selbſt der Genuß des Vergnügens hat ſeine Augenblicke, wo Geduld nöthig iſt. In der beſten Geſellſchaft giebt es Zwiſchenräume von Leere und langer Weile. Das wußte der Weltmann Cheſterfield, der ſein Leben in ſehr guter Geſellſchaft zugebracht hatte. Er, der ſich bey der Erziehung ſeines Sohns nichts ſo ſehr zum Zwecke ſetzte, als ihn zum vollkommenſten Genuſſe der geſelligen Freuden, unter den ausgewählteſten Menſchen von Europa, vorzubereiten, fand es nothwendig, ihm zu wiederhohlten Mahlen die Regel einzuſchärfen, daß er lernen müſſe, die lange Weile in der Geſellſchaft mit gutem Anſtande zu ertragen. So deutlich hatte ihn ſeine Erfahrung gelehrt, daß auch unſre Ergötzungen nur Abwechſelungen von angenehmen und verdrießlichen Momenten ſind; und daß, um in dem Genuſſe jener nicht geſtört zu werden, die Vernunft uns in dieſen zu Hülfe kommen müſſe, diejenige Gemüthsheiterkeit zu erhalten, von welcher eben ſo wohl unſre Empfänglichkeit für das Vergnügen, als unſre Fähigkeit andern Vergnügen zu machen, und ihnen liebenswürdig zu erſcheinen, abhängt.

Würde es wohl dem Manne vom reichſten und thätigſten Genie möglich ſeyn, mit irgend einem Werke der Wiſſenſchaft oder der Kunſt zu Stande zu kommen, wenn er nicht bey denjenigen Theilen ſeiner Arbeit, die weniger angenehm ſind, oder mehr Schwierigkeiten haben, mit Geduld auszuharren vermöchte. Jeder zu durchreiſende Weg hat ſeine ſandigen und nackten Stellen, die demohngeachtet nicht vorbeygegangen werden können, wenn man zum Ziele gelangen will. Jeder Gegenſtand, er beſchäftige die Imagination des Dichters, oder den Verſtand des Philoſophen, hat ſeine leeren, weniger an Ideen fruchtbaren Seiten, oder ſeine finſtern und abſchreckenden Tiefen, die den Fleiß des Forſchers, und die Anſtrengung des Nachbilders mehr ermüden und weniger belohnen. Demohnerachtet muß ihr Geiſt weder aus Ungeduld dieſe Theile überſpringen, noch aus Unluſt ſie nachläßiger behandeln, wenn nicht ihre Werke Fragmente bleiben, oder Unvollkommenheiten und Mängel bekommen ſollen, die auch den Glanz und die Wirkſamkeit der mit Wohlgefallen ausgearbeiteten Theile ſchwächen. — Der Geſchäftsmann findet ſich in einem ähnlichen Falle, und hat vielleicht noch weit mehr der Geduld nöthig. Wie würde er ſeine Pflicht erfüllen können, wenn er nicht einförmige und verdrießliche

Geſchäfte ſowohl, als abwechſelnde und angenehme, zu bearbeiten wüßte. — Ueberdieß muß er, wie jeder Wohlthäter der Menſchen, und der ſeine Arbeiten ihrem Dienſte widmet, viel Geduld gegen diejenigen beweiſen, mit denen er gemeinſchaftlich arbeitet, viel gegen diejenigen, denen er Gutes zu thun gedenkt.

Ueberhaupt da, nach den Geſetzen der Natur, kein Theil des menſchlichen Lebens durchaus glücklich, — keine lange Dauer ſeiner Zeit mit lauter ergötzenden Empfindungen angefüllt iſt; da keine ſeiner Unternehmungen, während ihres ganzen Laufs, mit gleich ſchnellen Schritten zum Ziel eilt: ſo hat er allenthalben mehr oder weniger Geduld nöthig, um für ſeine Laufbahn in dieſer Welt ausgerüſtet zu ſeyn. Auf Ertragung oder Ueberwindung unangenehmer Gefühle muß, bey den meiſten ſeiner Handlungen, ein Theil der Kraft aufgewandt werden, welche zum Gelingen derſelben nöthig iſt. Die Fertigkeit hierin iſt eine Bedingung, ohne welche er wenige ſeiner Pflichten erfüllen, wenige Güter des Lebens genießen kann. Die Natur ſelbſt zeigt mit dem langſamen Fortſchritte ihrer Operationen von der Saat zu Ernte, was ſie vom Menſchen verlangt: nähmlich zu arbeiten auf Hoffnung, und unter den Abwechſelungen der Jahreszeiten und der Zufälle, die Frucht geduldig zu erwarten.

Weſſen Geduld nun in der Schule großer Widerwärtigkeiten geübt worden: der iſt gewiß eben deswegen, wenn nur ſeine Kräfte ungeſchwächt geblieben ſind, deſto liebenswürdiger, zum Dienſte der Geſellſchaft deſto brauchbarer, und zu allen Endzwecken des Lebens mehr vorbereitet.

Ehe ich zu den Hülfsmitteln fortgehe, welche die Geduld befördern, will ich noch etwas von den Verſchiedenheiten hinzuſetzen, welche dieſelbe, nach der Beſchaffenheit der zu ertragenden Uebel, annimmt: wodurch die Natur dieſer Tugend überhaupt noch in ein helleres Licht geſetzt werden wird.

Es giebt eine Geduld für die lange Weile, eine andre für den körperlichen Schmerz. Die Affectionen des Herzens, bey welchen Geduld nöthig iſt, ſind entweder Betrübniß über verlorne Güter, oder Kummer über gefürchtete Uebel, oder Unwille über erlittenes Unrecht. Und von eben ſo vielen verſchiedenen Schattirungen iſt auch die Geduld, welche dieſe Leidenſchaften beſänftiget. Dieſe Unterſchiede ſind nicht bloß verſchiedene Geſichtspuncte, unter welchen wir eine und dieſelbe Tugend betrachten. Es ſind wirklich in der Natur abgeſonderte und oft getrennte Charakterzüge. Die Erfahrung lehrt, daß die geduldigen Menſchen ſich wirklich in dieſe Claſſen abtheilen. Es giebt Perſonen, welche eine dieſer Arten Geduld haben, und der andern ermangeln. Einige ſind ſtandhaft in Krankheiten, und können ſogar heftige Schmerzen ertragen, ohne ihre Empfindungen laut werden zu laſſen, — die doch außer Stand ſind, auf etwas ruhig zu warten, die eine fehlgeſchlagne Hoffnung außer ſich ſetzt, die durch alles, was ihre Arbeiten verzögert, oder ſie in der Verfolgung ihrer Abſichten aufhält, ſogleich ganz abgeſchreckt und muthlos gemacht werden. Andre, die mehr zärtlichen Herzens ſind, werden von Traurigkeit über den Tod geliebter Perſonen überwältigt, und zu unmännlichen Klagen gebracht, — indeß ſie einen Verluſt an ihrem Vermögen, oder Widerwärtigkeiten auf der Laufbahn ihres Glücks mit geſetztem Muthe ertragen. — Die Charaktere der Menſchen unterſcheiden ſich vorzüglich durch die ungleichen Grade der Empfindlichkeit, die ſie, in Abſicht der verſchiedenen Claſſen angenehmer und unangenehmer Gegenſtände, haben. Die Vernunft und die Motive der Geduld finden alſo, bey gleichen Uebeln, in dem einen Menſchen eine ſtärkere Empfindung zu überwinden, als bey dem andern. Kein Wunder, daß ſie nicht gleichviel bey beyden ausrichten.

Die erſte Art der Geduld, die, welche die lange Weile erträgt, iſt auf gewiſſe Weiſe die Grundlage, wenigſtens ein Beſtandtheil aller übrigen Arten. Denn das Uebel, welches in der Empfindung einer zu langſam fortfließenden Zeit liegt, — das Uebel eines leeren und unbeſchäftigten Daſeyns, — miſcht ſich in alle andere Uebel, und giebt ihnen oft den Stachel, der uns am tiefſten verwundet. Jeder Schmerz macht, wie die gemeinſte Erfahrung lehrt, daß uns die Zeit lang vorkömmt. Der heftige Wunſch der Seele nach dem Ende deſſelben iſt Urſache, daß ſie die Augenblicke dahin gleichſam zählt, und alſo eine lebhaftere Vorſtellung von der Dauer der Zeit bekömmt. Scheint es nicht oft einem halbwachenden Kranken unmöglich, daß noch nicht mehr Stunden der Nacht vorüber ſeyn ſollten, als ſeine Wärter ihm angeben? — Um deßwillen macht aber auch oft eine bloße Unpäßlichkeit, oder eine langſame Wiedergeneſung den Menſchen ungeduldiger, als eine heftige Krankheit in ihrer gefährlichſten Periode. Hier iſt er mit ſeinem Schmerze, oder der Sorge für ſeine Erhaltung ſo beſchäftigt, daß er an keine andre Sache denkt: dort fühlt er außer ſeinem kranken Körper, auch noch den Mangel ſeiner gewohnten Beſchäftigungen. Und dieß vornähmlich reitzt zur Ungeduld.

Diejenigen Uebel, welche die Seele unmittelbar angreifen, wie Betrübniß und Kummer, beſchäftigen zwar zugleich dieſelbe, und verhindern alſo das Gefühl der langen Weile: aber nur in einzelnen Stunden und Tagen, — beſonders in den nächſten nach den Vorfällen, welche Urſache unſers Leidens waren, — nicht in dem ganzen Zeitraume, in welchem die Folgen davon fortdauern. Beyde, die Lage des Betrübten und die des Bekümmerten, bringen es mit ſich, daß ſie viele Augenblicke haben, die ſie nicht ſo gut auszufüllen wiſſen, als ſie vordem gewohnt waren, oder als ſie überhaupt wünſchen. Der Verluſt eines Freundes, eines geliebten Kindes oder Anverwandten wird uns nie empfindlicher, als in den Stunden, die wir ehemahls mit ihnen zuzubringen pflegten, und die jetzt für uns einſam und langweilig ſind. Jede Trennung von einer geliebten Perſon hat dieß zur ſchmerzhafteſten Folge, daß dadurch eine Leere in unſerm Leben entſteht, daß unſrer Thätigkeit ein Gegenſtand und eine Veranlaſſung entzogen wird. Ja, ſo wie dieß der edelſte Genuß iſt, den ein Menſch von dem andern haben kann, das uneigennützigſte Band, welches Zweye zuſammenknüpft, wenn ſie entweder ihre Ideen gegen einander austauſchen, oder wechſelſeitig Empfindungen des Herzens durch Aeußerung der ihrigen erwecken, oder ſich endlich in der Uebung und Anwendung ihrer Kräfte einander beyſtehn: ſo iſt in der Betrübniß, welche der Tod oder die Entfernung geliebter Perſonen verurſacht, nichts moraliſcher, nichts für die vortreflichſten Menſchen ſo bitter, als dieſe ihrem Verſtande entzogene Nahrung, die aus Mangel eines gleich empfindenden Weſens zu befürchtende Trockenheit und Kälte des Herzens, dieſe ihnen drohende Erſchlaffung ihrer Geiſtesthätigkeit; lauter Uebel, welche, mehr oder weniger, auf das unangenehme Gefühl der langen Weile hinauslaufen, und, wenn man ſie nicht genauer unterſucht, unter dieſem allgemeinen Nahmen zuſammengefaßt werden. Gewiß hat alſo die Geduld, welche jene Betrübniß mäßigen ſoll, mit dieſem Gefühle zu kämpfen. Seine eigne verminderte Activität ertragen lernen, iſt der erſte Schritt, jeden andern großen Verluſt, der mehr auf den Geiſt als Körper Bezug hat, mit Standhaftigkeit auszuhalten.

Auf gleiche Weiſe macht Kummer und Sorge lange Weile. Wenn das Gegenwärtige unangenehm iſt, ſo erwartet man die Zukunft mit Verlangen. Dem Wartenden aber dünkt immer die Zeit lang. — Ueberdieß iſt in ſolchen Zuſtänden das Gemüth gemeiniglich nur mit einer oder mit wenigen Ideen beſchäftigt, und entbehrt derjenigen Abwechſelung und Lebhaftigkeit in ſeinen Gedanken und Empfindungen, welche eigentlich zeitverkürzend und der langen Weile entgegengeſetzt iſt. Für den Kummerhaften nehmen alle Gegenſtände eine ſchwarze Farbe an. Dadurch verlieren ſie aber zugleich ihre Mannigfaltigkeit, werden einförmig und langweilig.

Warten zu können iſt alſo eine weſentliche Eigenſchaft jedes Geduldigen. Aber es giebt auch Fälle gnug, wo das Warten allein ſchon die Geduld üben und prüfen kann.

Die Gemüthsſtimmung deſſen, der geduldig warten ſoll, beſteht entweder in der Gelaſſenheit, oder Beherrſchung derjenigen Begierde, welche Urſache iſt, daß wir mit unſern Gedanken einer gewiſſen Zukunft entgegeneilen; — oder ſie ſetzt die Fähigkeit voraus, ſich in der Zwiſchenzeit, mit andern Gegenſtänden, oder mit ſich ſelbſt beſchäftigen zu können. Man wartet deswegen ſo ungern, weil man gemeiniglich etwas erwartet, deſſen langes Ausbleiben uns verdrießlich fällt: und weil man mit der Idee dieſes nahen Ziels beſchäftigt, unvermögend iſt, neue Endzwecke ſich vorzuſetzen, oder auch andre Ideen in ſich zu erwecken. Und wenn es Menſchen giebt, welche die Kunſt, geduldig zu warten, beſſer verſtehen, als andre: ſo ſind es entweder ſolche, welche ruhigere Wünſche und gelaſſenere Begierden haben, und denen alſo an dem ſchnellen Vorbeyeilen der Zeit weniger gelegen iſt; oder ſolche, die gelernt haben, auch die kleinen Ueberreſte und Abgänglinge der Zeit zu nutzen, indem ſie ſich ſogleich zu neuen Beſchäftigungen wenden, oder in Ermangelung alles andern ihren eignen Gedanken ein freyes Spiel geben. Auch das hoc age, — die Regel, mit ſeiner ganzen Seele da zu ſeyn, wo man mit ſeinem Körper iſt, iſt vortrefflich fürs Ertragen, ſo wie für das Vollbringen der Dinge.

Ueberhaupt iſt derjenige Menſch zur Geduld am fähigſten, der in ſich ſelbſt eine Quelle der Zufriedenheit und des Vergnügens hat, welche unabhängig von den Dingen und Menſchen iſt, die ihn umgeben. Alles, was Uebel und Unglück heißt, entzieht ihm unfehlbar den Beytrag eines Theils dieſer letzten zu ſeiner Glückſeligkeit. — Ganz leer von allen angenehmen Empfindungen bleiben, keine einzige ſeiner Begierden befriedigen, keine ſeiner Kräfte beſchäftigen können, und doch dieſen Zuſtand mit Gemüthsruhe und ohne Murren ertragen: — das iſt über die Kräfte des Menſchen. Alſo um die

Geduld, die nur ein minderer Grad von Zufriedenheit, ſo wie dieſe ein ſchwächeres Vergnügen iſt, dem Menſchen möglich zu machen, muß etwas Gutes, und das er mit Wohlgefallen empfinden könne, ihm für jeden traurigen oder verdrießlichen Zuſtand, der ihm bevorſteht, geſichert bleiben. Und was iſt ihm wohl unter allen Gütern, die er beſitzt, ſo geſichert, was kann es ſeyn, als er ſelbſt; ſein Verſtand, und noch mehr ſein Herz, d. h. ſeine Tugend? Dieß iſt das letzte, aber auch das einzige Bollwerk, bis zu welchem kein Feind dringen, oder welches nicht eher von dem Uebel oder dem Schmerz, die ihn angreifen, bezwungen werden kann, bis er ſelbſt zerſtört iſt, und mit dem Bewußtſeyn auch die Möglichkeit verliert, unglücklich zu ſeyn. — Reichthum und Ehre hängen am loſeſten mit uns zuſammen. Und wenn auch bey denjenigen, denen das Glück beydes in einem größern Maße zugeworfen hat, ungewöhnliche Zufälle oder ungewöhnliche Thorheiten dazu nöthig ſind, ſie des Beſitzes dieſer Güter zu berauben: ſo ſind doch die gewöhnlichen Abwechſelungen des menſchlichen Lebens hinlänglich, ihnen den Genuß der Vergnügungen, welche von jenen Gütern abhängen, entweder unmöglich oder unſchmackhaft zu machen. Der Menſch verliere nun dieſelben, oder er verliere ihren Gebrauch: ſo bleibt ihm von den äußern Gütern hauptſächlich die Freundſchaft und das häusliche Glück übrig: und dann ein geſunder Körper und ein des Denkens und Empfindens fähiger Geiſt. Mit jenen umgeben und mit dieſen ausgerüſtet, kann er dem Verluſte des Uebrigen leicht trotzen. Ein geſunder Menſch, der Fähigkeiten hat, und den Willen etwas Gutes zu thun, erwirbt ſich leicht ſein Auskommen, und gelangt vielleicht zu Reichthum und Ehre: und der vertraute Umgang mit Wenigen kann die Augenblicke der Erhohlung zwiſchen ſeinen Arbeiten ausfüllen. Aber auch auf dieſem enger und mehr verſchanzten Platze iſt er noch lange nicht vor den Angriffen des Schickſals ſicher. Seine Freunde und Verwandten können ſterben; einige entfernen ſich vielleicht von ihm, oder verlaſſen ihn gänzlich. Seinen Körper peiniget der Schmerz, verunſtalten Wunden, und entnerven langwierige Krankheiten. — Dieß iſt ein nahe an den Geiſt dringendes Uebel. Iſt in dieſem wenig von natürlichen und eingeſammelten Schätzen; fehlt es an Kraft zu denken, oder an der Cultur, welche dieſer Kraft Beſchäftigungen anweiſt und dieſelbe erleichtert: ſo iſt der arme, verlaſſene und kranke Menſch, ſelbſt in dem Intervalle des gemilderten Schmerzens, nahe an dieſer völligen Leerheit der Seele, welcher die Ungeduld auf dem Fuße nachfolgt. Hingegen der Kranke, ohne Vermögen und ohne Freunde, der ein denkender und ein mit guten Kenntniſſen und guten Principien bereicherter Mann iſt, behält, ſo lange ſein körperliches Uebel und ſeine äußern Unglücksfälle ſeinen Verſtand nicht ſchwächen, einen Troſt und eine Unterhaltung, welche andern Menſchen verborgen iſt. Kein Wunder, wenn er Einſamkeit und Trübſale, die jenen unerträglich ſcheinen, geduldig aushält, weil er eine Welt, die er betrachten kann, in ſich ſelbſt trägt, hier Endzwecke findet, die er noch immer zu verfolgen, und Arbeiten, die er auszurichten vermag, nachdem alle ſeine übrigen Abſichten geſtört, und ſeine Geſchäfte unterbrochen worden ſind. Aber auch dieſe Schärfe des Verſtandes, die den denkenden unglücklichen Mann unterhält und tröſtet, kann durch den langen Druck des Leidens, oder durch die größre Zerrüttung ſeiner Maſchine abgeſtumpft werden. Von ſeinem Witze, ſeinem Scharfſinne, ſeinem Gedächtniſſe kann er noch durch äußre und nicht verſchuldete Zufälle viel verlieren, und doch fortfahren zu leben.

Dieſer Theil ſeines Selbſt iſt vor dem Unglücke nicht ganz gedeckt. — Und verliert er den, indeß Noth und Krankheit fortdauern, dann würde Geduld durchaus unmöglich, und die Verzweiflung, welche dieſen elenden Zuſtand abkürzt, erlaubt ſeyn, wenn nicht die Moralität des Menſchen, der Wille Gutes zu thun, die der Pflicht und dem Geſetze der Vernunft unterworfene Neigung, noch einen, ſogar von allen Verſtandesbeſchäftigungen unabhängigen Genuß ſeiner ſelbſt gäbe. Dieſer, weil er dem Tugendhaften allein, aber auch dieſem gewiß eigen iſt, erhebt ihn auch über die Zufälle ſeines Lebens mehr, als den Gelehrten ſeine Wiſſenſchaft, und den geiſtreichen Kopf ſein Genie erhebt. Wäre dann zuletzt auch *dieſes* nicht mehr möglich, vernünftig zu denken, und nach den Vorſchriften der Vernunft ſich zu betragen: dann wäre der Menſch zerſtört; dann hörte er entweder auf zu leben, oder wäre ein Thier geworden. In dem erſtern Zuſtande hätte er auch aufgehört zu leiden. In dem letztern, dem Zuſtande des Wahnwitzes, müſſen wir ihn ganz ſeinem Schöpfer übergeben, da er aus dem Kreiſe der Dinge, die wir kennen, herausgetreten iſt.

Ich komme von dieſer Digreſſion zu der zweyten Hauptart der Geduld zurück. Der körperliche Schmerz weiſet dieſer Tugend, ſo zu ſagen, ihr eigenthümliches Gebieth an. Hier zeigt ſie ſich ganz rein in ihrem paſſiven Charakter. Bey Krankheiten kann der Geiſt mit aller ſeiner

Einſicht und Thätigkeit nur wenig thun, die Umſtände zu ändern. Alles, was ihm übrig bleibt, iſt, — ſtille zu ſeyn und zu hoffen. Um deßwillen gebührt auch der Ruhm des Geduldigen im vorzüglichſten Grade demjenigen, der unter den fürchterlichen Zufällen der ſich zerſtörenden Maſchine, doch eine gewiſſe Freyheit und Ruhe des Geiſtes in ſich zu erhalten weiß. Es läßt ſich das Unterſcheidende in der Geduld des Kranken eben deßwegen weniger genau beſchreiben, weil ſie bloß leidend iſt. Alles, wodurch wir gewiſſe Zuſtände der Seele bezeichnen können, ſind die Gedanken, die während derſelben die Seele beſchäftigen. Hier aber iſt gleichſam ein Stilleſtand alles Denkens erforderlich. Ich rede hier noch nicht von den Betrachtungen, die zur Geduld aufmuntern: dieſe gehören zum folgenden Artikel. Sie müſſen allerdings von Zeit zu Zeit die Kraft des Duldenden unterſtützen: aber ſie können und dürfen nie einen großen Theil ſeiner Zeit anfüllen. Zu vieles, zu angeſtrengtes Denken, ſelbſt tröſtlicher Wahrheiten, ermüdet den Kranken, und macht ihn oft in der Folge ungeduldiger, als er zuvor war. Die Tröſter und Ermuntrer, welche darauf nicht Rückſicht nehmen, ſtiften am Krankenbette mehr Schaden, als Nutzen. — Wer das verſteht, zuweilen eine Zeitlang gar nicht zu denken, und den gegenwärtigen Empfindungen Raum zu geben, ohne ſich um die Urſachen oder Folgen, um das Vergangene oder Zukünftige zu bekümmern: der iſt ohne Zweifel der beſte Kranke, ſowohl für den Arzt, der ihn heilen will, als für den Freund oder Diener, der ihn warten ſoll.

Drittens. So wie die Betrübniß über den Verluſt geliebter Perſonen, weil ſie aus Zärtlichkeit des Herzens entſteht, unter allen unangenehmen Empfindungen die edelſte iſt: ſo hat auch diejenige Art der Geduld, welche ſolche Empfindungen mäßigt oder verbirgt, ohne ſie zu unterdrücken, einen eigenthümlich ſanften und einnehmenden Charakter. Wen rührt nicht das freundliche Lächeln eines von Thränen umwölkten Auges? — Wen nicht die mit wehmüthiger Rührung vermiſchte Heiterkeit eines Mannes, den der Tod eines Freundes verwundet hat, und der doch an den Geſprächen und Freuden der noch lebenden Freunde, die ihn umgeben, Theil nehmen will? Welchen angenehmen Eindruck macht nicht eine zärtliche Mutter, die von ihrem verſtorbnen Kinde, mit innigſter Liebe, aber doch mit Ruhe und Gelaſſenheit, redet; — eine Wittwe, die ihren Mann wahrhaft, aber doch ohne Ungeſtüm betrauert!

Dieſe Gelaſſenheit entſteht entweder aus der Zartheit des Herzens und der Empfindungen ſelbſt: oder ſie iſt ganz Werk der Vernunft, der Religion und der Ergebung in den göttlichen Willen. Es iſt gewiß, daß diejenigen, welche am innigſten lieben, und deren Anhänglichkeit an andre am meiſten Sache des Herzens iſt, die ſtillſte Betrübniß äußern, wenn dieſe Geliebten ihnen entriſſen werden. Ungeſtüme Traurigkeit, murrende Klagen ſind gemeiniglich die Folgen anderer Leidenſchaften, welche den Schein der Liebe annahmen, oder ſich mit ihr vermiſchten. Der Ehrgeitz und Eigennutz, wenn ſie durch den Tod eines Menſchen, eine Stütze ihrer Hoffnungen, oder einen Gehülfen in der Ausführung ihrer Entwürfe verlieren, ſchreyen viel lauter, als die wahre Zärtlichkeit.

Was die religiöſen Empfindungen betrifft, ſo iſt es natürlich, daß ſie ſich, bey dem Tode unſrer Freunde, leicht mit den wehmüthigen vermiſchen, und alſo zur Mäßigung derſelben dienen. Jene große Veränderung in dem Daſeyn und Schickſale der Menſchen, welche die Urſache unſers Verluſtes, und der Gegenſtand unſrer Klagen iſt, führt uns gradezu auf den Urheber unſers Daſeyns und den Herrn unſrer Schickſale. Und unſer Gemüth, welches in einem einzelnen, uns ſehr intereſſanten Falle, an das Unſichtbare und Geiſtige im Menſchen zu denken genöthigt wird, erinnert ſich, lebhafter und mit mehr Theilnehmung, an die Wahrheiten, welche uns von dem Unſichtbaren überhaupt zuvor ſchon bekannt waren.

Viertens. Die Leiden derjenigen Art, von welchen ich bisher geredet habe, ſind vorübergehend. Kummer und Sorgen hingegen können ein ganzes Leben einnehmen. Wenige Menſchen ſind immer krank; keiner hat zu allen Zeiten den Tod eines Vaters, eines Kindes, oder eines Gatten zu beweinen: aber viele können ihr ganzes Leben hindurch arm, in der Niedrigkeit, in der Sklaverey bleiben; viele können zu mühſeligen Arbeiten, welche geringe Belohnung haben, und ihnen doch keine beſtändige Sicherheit ihres Unterhalts gewähren, auf immer verurtheilt seyn. Wenn die Geduld bey jenen Leiden ein einfacher Act, eine Anſtrengung des Geiſtes iſt: ſo muß ſie bey dieſen, ein fortwährender Zuſtand derſelben, eine Abhärtung der Natur ſeyn. Glücklicher Weiſe ſtumpfen Dürftigkeit und ſchwere Arbeit, wenn der Menſch von Jugend auf dazu gewöhnt iſt, die Empfindungen deſſelben ab, ſo wie ſie ſeine Haut härter und weniger verwundbar machen. Aber doch giebt es noch große Unterſchiede in der Art, wie arme und bloß für ihr Brod mit Kummer arbeitende Menſchen ihr Schickſal ertragen. *Fleiß* und *Religion* ſind die vornehmſten Stützen ihrer Geduld.

Keine vergnügtern Handwerksleute, Tagelöhner, Bauern, als die fleißigen, ſo arm ſie auch ſeyn mögen! Sie vergeſſen ihrer Sorgen über ihrer Arbeit. Ihr Gemüth iſt überdieß mit einer angenehmen Idee erfüllt, mit einer, wenn auch nur geringen, Hoffnung zu einer Verbeſſerung ihres Zuſtandes; — mit der Ausſicht auf irgend einen nahen oder entfernten Gewinn. Endlich kömmt auch das Vergnügen der Selbſtzufriedenheit hinzu. Sie können ſich ſelbſt das Zeugniß geben, daß ſie ihre Pflicht gethan haben, und daß ihre Armuth, wenn ſie fortdauert, unverſchuldet iſt. — Von der Religion und deren Einfluß auf die Ertragung der Leiden, werde ich weiter unten in allgemeinern Beziehungen auf die Menſchen überhaupt reden.

Es iſt noch eine fünfte Art der Geduld zu betrachten übrig: das iſt die, welche Beleidigungen erträgt; — oder welche überhaupt der mit

Unwillen und Zorn gemiſchten Unluſt entgegenſtrebt.

Es iſt eine ſichere Beobachtung, daß das Gemüth doppelt angegriffen wird, wenn das, was dem Menſchen unangenehmes widerfährt, ihm zugleich unrecht ſcheint; — wenn er zugleich die Sache ſelbſt auf eine widrige Weiſe empfindet, und den Urheber derſelben für ſeinen Beleidiger hält. Daher iſt auch der Nahme der Ungeduld denjenigen Aufwallungen des Zorns eigenthümlich gewidmet worden, die aus den kleinern und alltäglichen, von andern Menſchen uns wiederfahrenden, Unannehmlichkeiten entſtehn.

Alles Unangenehme, was uns durch Handlungen der Menſchen verurſacht wird, macht, weil ſie frey handelnde Weſen ſind, dieſen doppelten Eindruck: 1) wir ſind mißvergnügt über die Wirkung, und 2) wir ſind unwillig über den Urheber. Je mehr Pflichten, nach unſrer Meinung, der andre gegen uns hatte; — oder je mehr Recht wir vor ihm voraus haben: deſto mehr Schuld meſſen wir ihm bey; — und deſto ungehaltner werden wir, wenn er uns zuwider handelt. Daher laſſen wir jene Ungeduld, welche die Aeußerung eines aufgebrachten Gemüths iſt, am meiſten gegen diejenigen aus, welche unter uns ſind, oder in der vertraulichſten Verbindung mit uns ſtehn. Daher ſind die ſtolzeſten Leute gemeiniglich zugleich die hitzigſten, weil ſie ſich ſo leicht vorzügliche Rechte auf andrer Dienſtfertigkeit zuſchreiben.

Was überhaupt der Zorn bey größern Beleidigungen iſt, das iſt die ungeduldige Hitze, von der ich hier rede, bey kleinen: nur mit folgendem Unterſchiede. Beym zornigen Charakter liegt eine gewiſſe Stärke des Temperaments zum Grunde; — er wird nur durch ſeltne und große Veranlaſſungen gereizt; — eräußert ſich auch da, wo Gefahr zu befürchten iſt. Er ſpannt alsdann alle Kräfte der Seele zum Widerſtande oder zur Rache. Jene Ungeduld hingegen kann mit Schwäche und Muthloſigkeit beyſammen ſeyn; ſie wird durch Kleinigkeiten erregt, und kömmt daher öfter wieder. Sie entſteht vornehmlich, wenn wir durch andrer Schuld in kleine Verlegenheiten gebracht werden; — wenn wir warten müſſen; — wenn uns die Hülfe, die wir von andern nöthig haben, und auf die wir rechnen, nicht geleiſtet wird. Dieſe Ungeduld läßt ſich nur gegen Perſonen aus, die wir nicht zu fürchten haben. — Sie iſt endlich nicht von anhaltender Wirkſamkeit, ſondern giebt leicht nach, und entſagt ihren Forderungen eben ſo ſchnell, als ſie ſchnell aufgebrauſet war, und ihre Anſprüche übertrieben hatte. Sie iſt eine Art von Trotz, auf welche Verzagtheit folgt, wenn das Uebel größer, oder die Urſache des Verdruſſes wichtiger wird.

Die Geduld, welche dieſe Hitze mäßiget, nimmt ihren Urſprung in mehrern vereinigten Tugenden, — und ſie bekömmt verſchiedne Geſtalten, je nachdem die eine, oder die andre, dieſer Tugenden mehr Antheil an ihr hat. Bald zeigt ſie ſich als Menſchenliebe, welche gegen andrer Fehler nachſichtig iſt, und ihnen gern verzeiht; bald hat ſie mehr den Charakter der Standhaftigkeit, welche kleine Unannehmlichkeiten erträgt, ohne daß das Gemüth ſein richtiges Gleichgewicht verliere. Das eine Mahl kann ſie aus einer gewiſſen Großmuth entſtehn, die es für niedrig hält, kleine Beleidigungen zu ahnden, oder auch nur es merken zu laſſen, daß man ſie ſchmerzlich empfunden habe: das andere Mahl iſt ſie vielleicht eine Folge der Klugheit und Geiſtesgegenwart, die ſich in Verlegenheiten geſchwind zu helfen, und ihre Partey zu ergreifen weiß, wenn andere nicht erfüllt haben, was man von ihnen erwartete. Niemand wird leicht über Uebel ungeduldig, denen er abzuhelfen im Stande iſt. Der Geſunde, der Kraftvolle, der Ueberlegte, der Entſchloſſene, iſt ſelten ein gegen ſeine Bedienten auffahrender Herr, ein mürriſcher Ehemann und Hausvater oder ein verdrießlicher Reiſegefährte. Aber wenn eine natürliche Geiſtes- und Körperſchwäche, oder wenn Kränklichkeit und Alter den Menſchen unentſchloſſener oder unbehülflicher, unfähiger ſich ſelbſt zu rathen, und abhängiger von andern machen: dann wird er auch eben dadurch zum Unwillen gegen ſie aufgelegter, empfindet jeden Mangel der Aufmerkſamkeit von ihrer Seite mit mehr Verdruß, und ahndet ihn mit größerer Strenge. Der ſich ſelbſt am meiſten genugſame Menſch iſt auch zugleich der duldſamſte und nachſichtsvollſte gegen ſeine Nebenmenſchen.

Ich wende mich zu den Urſachen und Hülfsmitteln der Geduld. Einige derſelben ſind ein Geſchenk der Natur; andre ſind das Werk des Menſchen ſelbſt und geben ihm ein Verdienſt. Es giebt natürliche Anlagen des Körpers und Geiſtes, welche die Ertragung der Uebel leichter machen, weil ſie die ſchmerzliche Empfindung derſelben vermindern. Es giebt aber auch Beförderungsmittel der Geduld, die in der vorſätzlichen Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Wahrheiten liegen, oder aus freyen

Entſchlüſſen unſers Willens und aus unſrer moraliſchen Aufführung entſtehn.

1. Was den erſten Punct betrifft: ſo iſt es eine unläugbare Erfahrung, daß, bloß um des verſchiedenen körperlichen Baues willen, der eine Menſch mehr Schmerzen, und dieſe leichter ertragen kann, als der andere. Nicht nur wird der eine Körper durch Unordnungen, welche in ihm vorhanden ſind, oder durch nachtheilige und verletzende Eindrücke, welche äußre Dinge auf ihn machen, zeitiger zerſtört, und alſo zeitiger zerrüttet, als der andre; ſondern der eine wird auch, wenn das zerſtörende Uebel in beyden gleiche Fortſchritte gemacht hat, durch dieſe Zerrüttung ſtärker afficirt, als der andre, d. h. auf diejenige eigenthümliche Art verändert, welche in der Seele Unluſt erregt.

Da es in unſerer Maſchine einen beſtimmten Theil giebt, von welchem die Empfindungen abhängen, — ich meine das Nervenſyſtem: — ſo wird es hauptſächlich auf das Gewebe ſeiner Gefäße, und auf die Beſchaffenheit der in ihnen umlaufenden Säfte ankommen, ob die in andern Theilen des Körpers vorgehenden Veränderungen mehr oder weniger Eindruck auf die Seele machen ſollen. Die Knochen, die Blutgefäße, die Muskeln können vielleicht in dem einen Menſchen eben ſo ſehr beſchädigt ſeyn, als in dem andern, ohne daß die Nerven des erſten von dieſer Verletzung eben ſo ſtark bewegt werden, und alſo eben ſo lebhafte Vorſtellungen davon zum Gehirn und zu dem Sitze der Empfindung bringen, als die Nerven des zweyten. Da wir aber dieſen empfindſamen Theil des menſchlichen Körpers am wenigſten kennen: ſo ſind wir auch nicht im Stande, die Eigenheiten anzugeben, welche ihm zukommen müſſen, wenn er das Gefühl, in der Seele ſelbſt, ſchärfer oder ſtumpfer machen ſoll. So viel wiſſen wir nur, daß es nicht auf die Zartheit oder die Stärke in dem Baue der übrigen Glieder ankömmt, ob die Nerven eines Menſchen mehr oder weniger empfindlich ſeyn ſollen. Vielmehr ſcheint es nach der Erfahrung, daß auch hier die äußerſten Grenzen ſich begegnen. Es giebt Leute, die hart ſind, und viel ertragen können, weil ihre Fibern ſtark und feſt ſind, und den Eindrücken widerſtehn. Es giebt andre, denen eben ihr ſchwächerer Bau bey ſchmerzhaften Veränderungen ihres Körpers zu ſtatten kömmt, indem ihre weichen und nachgebenden Fibern dem Stoße oder Drucke ausweichen können, durch welche ſteifere und widerſtehende zerriſſen werden. So ſagt man, daß das weibliche Geſchlecht mehr Schmerzen aushalten könne, als das männliche: wie ihm dann auch ſeine Beſtimmung einige zu ertragen auflegt, die unſer Geſchlecht nicht kennt. Alles das iſt nichts weniger als ausgemacht, oder leidet doch große Ausnahmen. Da wir keinen Maßſtab der Schmerzen haben, um das, was der eine Menſch leidet, mit dem, was der andre unter gleichen Umſtänden empfindet, zu vergleichen; — da wir, wenn wir den einen Menſchen geduldiger ſehn, als den andern, nie genau wiſſen können, ob er dieß mehr ſeiner glücklichen Conſtitution oder ſeiner Standhaftigkeit zu danken habe: ſo bleibt für uns immer der Antheil, welchen körperliche Urſachen an der Geduld eines Menſchen haben, im Dunkeln. Nur das iſt gewiß, daß es ſolche Urſachen giebt, — und daß, wenn der natürliche Bau geſund und feſt iſt, eine frühzeitige Abhärtung den Menſchen gegen viele Uebel unempfindlich macht, welche den weichlich Erzognen niederwerfen. Die neuere Erziehung hat in dieſem Puncte ſehr weſentliche Vorzüge vor der alten, und es iſt nur zu wünſchen, daß ſie nicht bis zu dem andern Extrem ausſchweifen möge. Die Reichen und Großen haben hierin, welches ſie ſelten thun, das erſte Beyſpiel gegeben. Ihre Kinder werden jetzt beynahe bey einfacherer Koſt auferzogen, der Witterung aller Art mehr ausgeſetzt, und zu der Ertragung mehrerer Unannehmlichkeiten gewöhnt, als die Kinder aus dem Mittelſtande. Unſtreitig bereitet eine ſolche Erziehung den Menſchen auf die Zufälle vor, die ihm im Leben bevorſtehn, und macht, daß unter Umſtänden, wo andre ſchon ihre ganze Standhaftigkeit aufbiethen müſſen, er noch gar nicht leidet.

2. Unter den *Anlagen der Seele*, welche der Geduld gleichſam vorarbeiten, iſt die erſte eine gewiſſe natürliche Fröhlichkeit, und die damit verbundene Neigung, das Beſte zu hoffen. Es giebt Menſchen, es giebt ganze Nationen, welche die Natur in dieſem Puncte vor andern begünſtigt hat. Der natürliche Zuſtand derſelben iſt Freude. Wenn ſie nur ohne Schmerzen und von großen Widerwärtigkeiten frey ſind, giebt ihr Geiſt allen Gegenſtänden die Farbe des Anmuthigen und Vergnügenden, ohne daß er immer nöthig hätte, von ihnen erſt Vergnügen empfangen zu haben. Gemeiniglich iſt dieſe Stimmung des Gemüths mit dem Hange, das Lächerliche aufzuſuchen, mit Scherz und Witz verbunden. Andre Vergnügungen müſſen wir von den Umſtänden erwarten; das Vergnügen eines guten Einfalls können wir uns ſelbſt verſchaffen, wenn wir nur den Scharfblick, der die Contraſte und Aehnlichkeiten der Dinge beobachtet, mit der gu-

ten Laune vereinigt beſitzen, welche ſie unter fröhliche oder komiſche Geſichtspuncte zu bringen weiß.

Es ſey nun, daß das Blut in den Adern ſolcher Leute leichter fließe, oder daß ihre Seele unter allen Umſtänden angenehmer Vorſtellungen empfänglicher ſey: ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſich auch durch Widerwärtigkeiten weniger niederſchlagen laſſen; daß ſie ſich eher wieder zu ermuntern wiſſen, wenn ſie ja zuweilen in Trübſinn gerathen; und daß ſie ſelbſt in Krankheiten, wenn dieſe nur nicht allzuheftig ſind, durch Zwiſchenräume muntrer Laune aufrecht erhalten werden. — Zu Beſchäftigungen des Verſtandes gehört Anſtrengung. Dieſe iſt ſelten dem Menſchen alsdann möglich, wenn der Körper ſiech und das Gemüth kummerhaft iſt. Der Witz hingegen erfordert weniger Aufwand von Kraft. Ein luſtiger Einfall wird bey einem Menſchen, der ſonſt dergleichen zu haben fähig war, auch noch unter Schmerzen und im Unglück auflodern und ihn ermuntern können: indeß der ernſte Philoſoph, von der Meditation, die in glücklichern Tagen ſein vornehmſtes Stärkungsmittel, ſo wie ſeine Freude war, verlaſſen wird. Wie viel hat unſerm großen Friedrich dieſe fröhliche Gemüthsſtimmung, dieſer ſein Hang, das Lächerliche aufzuſuchen, und der Witz, der es glücklich trifft, zur leichtern Ertragung ſeiner großen Arbeiten und Unglücksfälle geholfen! Wie viel war er, außer ſeinem gründlichen Verſtande, welcher die Hülfsmittel gegen die Uebel aufſuchte, auch ſeiner poetiſchen Einbildungskraft, und beſonders ſeinem Talent zum Komiſchen ſchuldig, welche die Empfindung des Uebels bey ihm verringerten. Indem er aus ſeinem eignen Fond Vorſtellungen und Bilder, die ihn vergnügten, hervorzuziehn wußte, ſchwächte er den Eindruck des äußern Unangenehmen; und erhielt eben dadurch dieſe Freyheit des Geiſtes und dieſe Helligkeit ſeiner Ideen, die, wenn ſie unter großen Gefahren aushält, dem Charakter des Helden zur Grundlage dient.

Dazu kömmt, daß von den meiſten der Uebel, die uns quälen, die Furcht eine gute Hälfte ausmacht. Wenn wir immer das Gegenwärtige, welches wir empfinden, von dem Künftigen, welches wir beſorgen, in unſern Vorſtellungen abſondern könnten: ſo würden nur wenige Leiden übrig bleiben, die unerträglich wären. Aber ſo ängſtigt uns das mögliche Schlimmerwerden noch weit mehr, als uns dasjenige wehe thut, was wirklich ſchlimm iſt. Dieſe Angſt vergiftet nicht nur unſer Blut und unſre Säfte von neuem, ſondern giebt auch dem Gemüthe denjenigen beſondern

Hang zur Ungeduld, der aus der unruhigen Erwartung der Zukunft, und aus dem Gefühle der zögernden Zeit entſteht.

Hier nun kömmt dem Menſchen, diejenige Gemüthsanlage, die mit der Fröhlichkeit verbunden zu ſeyn pflegt, die Aufgelegtheit zu hoffen, was er wünſcht, ſehr zu Hülfe. Indeß der Schwermüthige die Anſtalten, die er ſelbſt vorkehrt, immer hinterdrein mißbilligt, und von den Zufällen das Widrigſte erwartet, ſchmeichelt ſich jener Frohlaunige mit dem beſten Erfolge ſeiner eignen Entwürfe, und rechnet noch ganz ſicher auf manches günſtige Ungefähr. Es reuet ihn weniger, was er gethan hat; — er iſt weniger bedenklich über das, was er thun will; und es ängſtiget ihn weniger, was unvorhergeſehene Umſtände aus ihm machen könnten. So erträgt er, in Erwartung einer beſſern Zukunft, manches Uebel geduldig, und ſogar mit Heiterkeit, welches groß genug iſt, einen Menſchen, der die Hoffnung aufgegeben hätte, über den Haufen zu werfen.

Doch um dieſes Stärkmittel der Geduld für die Zeiten des Unglücks in Bereitſchaft zu haben, wird erfordert, daß man nicht immer unglücklich geweſen ſey. Die Hoffnung des Menſchen kann nicht durch die Beſchaffenheit ſeines Gemüths allein unterhalten werden, wenn nicht auch viele glückliche Erfahrungen ihn in der guten Meinung, die er von ſeinem Schickſale hat, befeſtigen. Deßwegen können einzelne große Widerwärtigkeiten, in dem Laufe eines ſonſt glücklichen Lebens, weit leichter ertragen werden, als weit kleinere, aber ununterbrochene Leiden, die daſſelbe ganz anfüllen. Zu jenen bringt man den Muth, die gute Laune und die Hoffnungen mit, die man in beſſern Tagen geſammelt hat: bey dieſen erliſcht nach und nach der Muth der Seele, und es ſchleicht ſich in ſie eine finſtre Vorſtellung von unſerm geſammten Zuſtande ein, die ſich auch über die Zukunft ausbreitet. Das Andenken und das Beyſpiel Friedrichs biethet ſich allenthalben von ſelbſt dar, wo von Ueberwindung großer Schwierigkeiten im menſchlichen Leben, und von den Hülfsmitteln dazu die Rede iſt. — Er war einer dieſer glücklichen Menſchen, denen alle Dinge roſenfarben erſcheinen. — Aber wie oft hat er nicht zuvor ſich von dem vollen Glanze des Glücks, gelungner Unternehmungen, und erfochtner Siege umgeben geſehen? Indeſſen ſind doch der Menſchen nur wenige, die nicht Zeiträume in ihrem Leben hätten, wo die Begebenheiten mit ihren Wünſchen übereinkämen, und denen alſo ihr Schickſal nicht die Gelegenheit gäbe, die Dinge ſowohl von der fröhlichen als von der traurigen Seite zu betrachten. Bringen ſie alſo nur das heitre Auge ins Leben mit, welches bey den lichten Flecken zu verweilen und über die Schatten hinwegzueilen geneigt iſt: ſo wird es ihnen auch an Erfahrungen nicht ganz fehlen, die im Unglück ihre Hoffnung ſtärken, und ſie durch Erwartung beſſerer Zeiten geduldig machen können.

Eine zweyte natürliche Anlage zur Geduld iſt eine gewiſſe Sanftmuth und Stille des Geiſtes. Ich meine nicht diejenige, die als Pflicht gefordert werden kann, und aus der Reflexion entſteht, — (von dieſer werde ich hernach reden); ſondern die, welche entweder aus einer mindern Thätigkeit des Geiſtes, oder aus der Schwäche, und einem gewiſſen Gleichgewichte der Leidenſchaften herkömmt. Einige Menſchen ſind geboren zu handeln, und Veränderungen in der Welt hervorzubringen: ſie haben größere Kräfte, und ſind ungeduldig ſie zu äußern. Sie ſind immer auf etwas geſpannt, das ſie erreichen oder ausführen wollen: jeder Augenblick der Unthätigkeit ſcheint ihnen ſchon ein Unglück zu ſeyn. Solche Menſchen werden freylich durch Widerwärtigkeit und Krankheit doppelt verwundet. Ihre ganze Natur empört ſich und arbeitet dem ihre Kraft aufhaltenden Drucke entgegen. Können ſie ihn überwinden, ſo ſind ſie als Sieger doppelt glücklich. Iſt er aber zu ſtark für den Widerſtand, ſo leiden ſie auch auf eine qualvollere Weiſe.

Andre Menſchen hingegen ſcheinen mehr von der Natur dazu geſchaffen, leidentlich die Veränderungen zu erwarten, welche der Lauf der Dinge in ihnen hervorbringt, als ſelbſt in der Welt viel zu verändern, — das Leben zu genießen wenn es gut geht *), und es zu ertragen, wenn ſich die Um-

---

*) Die ſogenannten bons vivans, die Menſchen, welche, vom Glück begünſtigt, bloß ihrem Vergnügen nachgehn, und im Genuſſe den Zweck ihres Lebens ſuchen, ſind nicht gerade die Ungeduldigſten, in Zeiten des Unglücks. Die Ehrgeizigen, die Unternehmenden ſind es weit mehr, die, welche mit großen Entwürfen ſchwanger gehn, und nur durch den guten Fortgang in der Ausführung derſelben glücklich ſeyn können. *Jene* ſind gewohnt ihren Blick an das Gegenwärtige zu heften, und concentriren, in Augenblicken des Schmerzens, wie in denen der Luſt, ihre Aufmerkſamkeit auf die bloße Empfindung: — ein Umſtand, wodurch der erſte in der That erleichtert wird. *Dieſe* leben vornehmlich in der Zukunft, und vergrößern ihre Empfindung des Uebels durch tauſend verdrießliche Vorausſehungen. Jenen wird durch Krankheit und Unglück ihr Vergnügen entzogen, aber es wird ihnen ihre Genußfähigkeit auf künftig nicht geraubt. Dieſe ſehen mit ihren geſtörten Entwürfen auch die Hoffnung künftiger Glückſeligkeit vernichtet.

ſtände verſchlimmern. Sie wirken und handeln nur gerade ſo viel, als ihre gegenwärtige Lage erfordert oder erlaubt, — und machen keine weitausſehende Entwürfe. Wird dieſe Wirkſamkeit durch Krankheit und Unglücksfälle unterbrochen; ſo erſchlafft in ihnen auch die Begierde thätig zu ſeyn. Sie fühlen nur das wirkliche Uebel, nicht die Hinderniſſe, die es ihren Abſichten entgegenſetzt; ſie leiden nur durch den Schmerz, aber wenig durch die lange Weile, und haben alſo noch immer Augenblicke der Erhohlung. Das Unglück hält immer den Menſchen gefangen. Jener unruhig Thätige will fort, reibt ſich alſo an ſeinen Feſſeln, und verletzt ſich deſto mehr. Dieſer, der Ruhe gewohnte, ergiebt ſich leichter in ſein Schickſal, und macht ſich die Bande erträglich, eben weil er nicht mit ſolcher Heftigkeit arbeitet, ſie zu zerreiſſen.

So wie es eine größere oder geringere, mehr oder weniger unruhige Thätigkeit des Geiſtes und der Denkkraft giebt: ſo giebt es ähnliche Unterſchiede in der Thätigkeit des Herzens. Der eine Menſch liebt oder haßt, will oder verwirft, wünſcht oder fürchtet ſtärker, als der andre. Obgleich die Lebhaftigkeit der Leidenſchaften mit der Energie der Geiſteskräfte verbunden zu ſeyn pflegt, ſo ſtehen doch beyde nicht in einem nothwendigen

Verhältniſſe mit einander. Es giebt ſehr geiſtvolle Männer von ruhigem Temperamente, und ſehr leidenſchaftliche Menſchen mit mittelmäßigen Fähigkeiten. In Abſicht der Geduld aber, der Beziehung, von welcher ich hier rede, ſind beyde Eigenſchaften von ungefähr gleichem Gehalt und Einfluſſe.

Jeder Menſch, der von einer Leidenſchaft beherrſcht wird, iſt, in Abſicht der Gegenſtände derſelben, ungeduldig. Diejenigen Uebel, welche die oben bemerkten beyden Arten unangenehmer Empfindungen, Betrübniß, — und Kummer mit Verdruß verbunden, erregt werden, ſind im Grunde nichts anders, als fortwährende Hinderniſſe, welche der Befriedigung gewiſſer Neigungen im Wege ſtehn, — oder Beraubungen, durch welche ihnen ihre gewohnte Nahrung entzogen wird. Für den, der kein zärtliches Herz hätte, würde der Tod der am genaueſten mit ihm verbundnen Perſon kein Unglück ſeyn. Ohne Ehrgeitz würde Verachtung und Herabſetzung nicht ſchmerzen. Und wer, frey von den Begierden der Sinnlichkeit und Eitelkeit, mit der bloßen Nothdurft des Lebens genug hätte, würde den Verluſt des Reichthums weniger bedauern. So wie jene Leidenſchaften zunehmen, ſo wächſt die Empfindlichkeit gegen die Uebel, welche

che ihnen die Gegenſtände ihrer Befriedigung entziehn.

Das was man ein leidenſchaftliches Gemüth nennt, iſt von dem Gemüthe, worin eine gewiſſe Leidenſchaft herrſcht, noch unterſchieden. Jenes iſt in Abſicht weit mehrerer Gegenſtände, aber in einem geringern Grade, unruhig und ungeduldig: dieſes iſt eines weit größern Ungeſtüms, aber nur bey wenigen Gegenſtänden, fähig. Da das erſtere in einer größern Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens ſeinen Grund hat: ſo iſt es auch überhaupt zu größern Abwechſelungen des Zuſtandes und zu ſchnellern Uebergängen von einem äußerſten zum andern aufgelegt. Es iſt bey kleinen Veränderungen der äußern Umſtände bald trotzig, bald verzagt, — ſtolz oder niedergeſchlagen, — vor Freuden, oder vor Verdruß außer ſich. Gemeiniglich ſteht die Ungeduld des Menſchen, bey Widerwärtigkeiten, im Verhältniſſe mit der Unmäßigkeit ſeiner Luſt und ſeiner Selbſterhebung, in glücklichen Umſtänden.

Dieſem allen entgegengeſetzt iſt der ruhige Charakter, — ſich ſelbſt immer mehr gleich — und eben deßwegen, auch bey unangenehmen Zuſtänden, von der Zufriedenheit, dem Mittelpuncte des Gleichgewichts in der Seele, nicht ſo weit entfernt.

fernt. Bey Uebeln, die ſeine äußre Lage, ſein Eigenthum und ſeine Ehre betreffen, empfindet er das Bitterſte derſelben, die Kränkung der gedemüthigten Eigenliebe, weniger. Und wenn das Leiden ſeine Perſon angreift: ſo iſt die Ruhe und Gleichgültigkeit, zu der er gewöhnt iſt, ſchon derjenigen Faſſung, welche die Geduld erfordert, ähnlicher, und ſie hervorzubringen geſchickter.

Ich habe ſchon geſagt, daß niemand geduldig leiden kann, der nicht geduldig zu warten verſteht. Einem kalten und etwas phlegmatiſchen Temperamente aber wird das Warten leichter. In der That ſieht man oft ſtille, zurückhaltende, und ſogar blöde ſcheinende Menſchen, bey Krankheiten und in ſchweren Unfällen muthig werden, und einen Charakter der Standhaftigkeit annehmen, indeß Männer, die im übrigen Leben die kraftvollſten und unerſchrockenſten ſchienen, dann ſich unruhiger oder zaghafter, als gewöhnliche Menſchen beweiſen. Es ſcheint, die verborgene, ſchlafende Kraft der erſtern wird durch den heftigen Reitz erweckt: die ſchon überſpannte Kraft der andern durch noch größre Aufforderungen ertödtet.

3. Ich komme endlich zu denjenigen Beförderungsmitteln der Geduld, die vom Menſchen ſelbſt abhängen. Sie liegen entweder in ſeiner Aufführ-

rung und ſind Folgen ſeiner freyen Handlungen und Uebungen: oder ſie liegen in ſeinen Betrachtungen, und ſind Folgen ſeines Nachdenkens.

Zuerſt iſt nichts, was die Geduld im Leiden ſo ſehr befördert, als das Bewußtſeyn eines wohlgeführten Lebens. Alle Uebel ſind Werkzeuge der Zerſtörung, nagen am Leben des Menſchen, und führen, wenn ſie ihre größte Höhe erreicht haben, zum Tode. Wenigſtens verſetzen ſie alle das Gemüth in einen Zuſtand, welcher der Empfindung der untergehenden Natur ähnlich iſt. Dasjenige alſo, was bey Annäherung des Todes, was im Alter und in Krankheiten zur Geduld nützlich iſt, und die Heiterkeit des Gemüths befördert: das trägt auch gewiß das Seinige bey, alle andere Leiden des Lebens zu lindern. Nun iſt aber in jenen Zuſtänden nichts ſo kräftig, das Gemüth bey einer gewiſſen Ruhe zu erhalten, als wenn man von Vorwürfen, die man ſich ſelbſt zu machen hat, frey iſt, — auf ſein vergangenes Leben als auf einen mit nützlichen oder doch unſchuldigen Handlungen angefüllten Zeitraum zurückſehen kann, — und von ſeinem Gewiſſen, ſo wie von ſeinen Zeitgenoſſen, das Zeugniß eines unſträflichen Lebens erhält. Die Geduld, die aus dieſer Quelle entſpringt, oder auch nur mit dieſer Ueberzeugung verbunden iſt, hat ihren eigenthümlichen Charakter: ſie iſt die lieblichſte und ehrwürdigſte von allen Arten der Geduld. Wie einnehmend iſt, zum Beyſpiel, der Anblick eines heitern Greiſes, der, trotz der Gebrechen, der Schwäche und der Beſchwerden hoher Jahre, durch ſeine Zufriedenheit mit der Art, wie er die vergangene Zeit angewandt, und mit dem Gebrauche, den er von ſeinen jetzt verlornen Kräften gemacht hat, in einem frohen Selbſtgenuſſe erhalten wird.

Es iſt zwar wahr, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Uebeln, die, wie das Alter und die Schwäche, in bloßen Entbehrungen beſtehn, und zwiſchen ſolchen, die poſitiven Schmerz verurſachen. Ueberhaupt können Vorſtellungen des Verſtandes und moraliſche Empfindungen bey jenen mehr, als bey dieſen, ausrichten. Dort darf nur das mangelnde Vergnügen durch ein anderes erſetzt werden, — und dieſen Erſatz können einem verſtändigen und guten Menſchen ſeine eigenen Tugenden verſchaffen. So hat alſo auch das gute Gewiſſen, und der Rückblick auf eine mit Ehre vollendete Laufbahn, nicht gleiche Gewalt, dem auf ſeinem Krankenlager gequälten Greiſe ſeine Schmerzen zu lindern, als dem auf ſeinem Lehnſtuhl angefeſſelten, ſchmerzloſe, aber freudenleere Stunden mit angenehmen Empfindungen und Ideen auszufüllen. Indeß iſt doch der Einfluß, wie der Ruhe des Gemüths überhaupt, ſo insbeſondere derjenigen, die aus dem Bewußtſeyn, ſeine Pflichten erfüllt, oder doch nach der Tugend geſtrebt zu haben, entſteht, — auf die Erleichterung aller Arten von Uebel, und ſelbſt des körperlichen Schmerzes unſtreitig und ſehr begreiflich.

Zuerſt iſt, wie ich ſchon geſagt habe, eine ſchon zuvor bey guten Tagen in der Seele herrſchende Ruhe und Gleichmüthigkeit, eine nothwendige Bedingung, ohne welche es ſehr ſchwer wird, die Leiden, wenn ſolche eintreten, geduldig zu ertragen. Vorwürfe aber, die man ſich ſelbſt macht, beſtürmen das Gemüth ſehr, und machen es zu allen Arten von Leidenſchaften fähig. Selbſtzufriedenheit hingegen iſt ein Balſam, welcher lindert und ſtärkt, und die Seele weniger verwundbar macht. Man gebe nur Acht, wie leicht der mit ſich Unzufriedne auch gegen andre in Zorn geräth; wie ſanftmüthig hingegen, auch gegen Beleidigungen, derjenige iſt, welcher eben durch vollbrachte rühmliche Thaten, oder Arbeiten in ſeinen eignen Augen erhoben wird. Was bey den Kränkungen, welche Menſchen uns anthun, der Zorn iſt, das iſt bey den Schlägen des Schickſals die Ungeduld. Auch dieſe leztern ſetzen das Gemüth in größre oder kleinere Unruhe, nach dem Maße als es zuvor ſchon zerrüttet, oder in Ruhe war. Nichts aber kann dieſen Ruheſtand des Gemüths auf eine dauerhaftere Weiſe beſtimmen, als Vorſtellungen, welche ſich auf das eigne Selbſt des Menſchen beziehn, die ihm alſo immer beywohnen, oder ſich bey der kleinſten Veranlaſſung erneuern.

Dazu kömmt, daß faſt ſo oft, als unangenehme Empfindungen in der Seele ſind, ſich die Empfindung der Reue mit einmiſcht, ſie noch bittrer zu machen. Selten überfällt den Menſchen eine Krankheit, ſelten wiederfährt ihm ein großer Verluſt, oder ereignet ſich ein Sterbefall der Seinigen, ohne daß er ſich eine Menge Möglichkeiten vorſtellt, wie er, bey anders genommenen Maßregeln, bey einer veränderten Aufführung, dem Uebel hätte vorbeugen, und den Verluſt vermeiden können. Dieß iſt oft Täuſchung. Es kann ſehr ungerecht ſeyn, ſich Vorwürfe zu machen, daß man nicht nach Einſichten gehandelt hat, die man erſt nach dem Erfolge und durch denſelben erlangen konnte. Aber ſo viel ſieht man doch daraus, daß es dem menſchlichen Gemüthe natürlich iſt, bey Empfindungen der Unluſt, an ſeine vergangenen Handlungen zu denken, — das Vernünftige und Pflichtmäßige derſelden zu unterſuchen, und in der Zufriedenheit mit ſeinem Verhalten Troſt, oder in der Mißbilligung deſſelben neue Qualen zu finden. Dieſer rückwärts auf die vergangene Zeit gerichtete Blick des Leidenden, erſtreckt ſich oft viel weiter, als auf die unmittelbaren Urſachen des Uebels. Die Fehler, durch welche man ſich dieſes zugezogen hat, bringen ältere Vergehungen ins Andenken, wodurch vielleicht jene Fehler ſind vorbereitet worden. So wird nach und nach das ganze Leben vor den Richterſtuhl gezogen. Je mehr dieſe Unterſuchungen ins Allgemeine gehen, und über einen je größern Zeitraum des Lebens ſie ſich ausbreiten: deſto verworrener werden die daraus hervorgehenden Anklagen gegen uns ſelbſt: — und je verworrner Vorſtellungen ſind, deſto mehr beunruhigen ſie das Gemüth. Dieß iſt eine Quelle des Mißmuths, die ſich oft, von dem Menſchen ſelbſt unbemerkt, mit der Empfindung ſeines gegenwärtigen Ungemachs vermiſcht, und den Ausdrücken ſeines Schmerzens den Charakter des Unwillens und der Unzufriedenheit giebt, wodurch ſie eigentlich den Nahmen der Ungeduld verdienen.*— Ein ſehr empfindlicher Stachel iſt alſo dem Schmerze und dem Unglück benommen, wenn ſie von der Reue und dem Unwillen über uns ſelbſt getrennt werden können. — Schon das iſt ein großer Troſt, wenn man ſich von der Schuld, das Uebel ſich ſelbſt zugezogen zu haben, frey ſprechen kann. Sogar iſt es für den, der Geduld zu üben ſich verſetzt, oft eine nothwendige Regel, daß er begangne Fehler, deren traurige Wirkungen er fühlt, zu vergeſſen ſuche, damit er nicht, von dem Verdruſſe über dieſelben außer Faſſung gebracht, neue Fehler begehe, und das gegenwärtige Uebel durch leidenſchaftliche Ausbrüche einer unzeitigen Reue vergrößere.*) Aber wenn nun dem leidenden Menſchen aus der vergangenen Zeit, an die er faſt ſo unvermeidlich erinnert wird, anſtatt Vorwürfe, angenehme Bil-

---

*) Es giebt eine Pflicht mit ſich ſelbſt Geduld zu haben, die unter gewiſſen Umſtänden eben ſo groß und heilig iſt, als die Pflicht der Selbſtkenntniß und der Reue, von welcher die theologiſche Moral faſt aller Secten ſo viel geredet hat. Der leidenſchaftliche Verdruß über begangene Thorheiten iſt nicht der beſte Weg weiſer zu werden. Eine ruhige Betrachtung derſelben und die Erforſchung ihrer Urſachen iſt freylich nöthig, wenn man in den Stand geſetzt werden ſoll, für die Zukunft beſſere Maßregeln zu nehmen. Aber dieſe iſt nur alsdann möglich, wenn der Menſch, über die Folgen ſeiner Fehltritte, wenigſtens bis zu einer gewiſſen Gelaſſenheit beruhigt iſt.

der von Unſchuld und Tugend, als dem herrſchenden Charakter ſeiner Aufführung, entgegenkommen; — wenn er durch keine großen Vergehungen erſchreckt, — und durch manche Beweiſe ſeiner innern Vollkommenheit erfreut wird: welche Grundlage iſt dieß nicht zu einer ſanften und harmloſen Diſpoſition des Gemüths, die hinwiederum eine eben ſo natürliche Urſache der Geduld iſt, als Unwille und Zorn weſentliche Theile oder Veranlaſſungen der Ungeduld ſind.

Ein zweytes, und das unmittelbarſte Hülfsmittel der Geduld, in ſo fern ſie eine moraliſche Tugend iſt, iſt die freywillige Uebung, — der Vorſatz, — der Gedanke von Pflicht. Alles, deſſen ich bisher erwähnt habe, kann nur als Beförderungsmittel der Geduld angeſehen werden: das eigentliche Principium, woraus ſie entſteht, muß, wenn ſie Tugend ſeyn ſoll, der feſte Wille ſeyn, die Geduld als eine moraliſche Pflicht auszuüben.

Woraus auch der Begriff von Pflicht urſprünglich entſtanden ſeyn mag: — es ſey daraus, daß man eine gewiſſe Art zu handeln für gemeinnützig, oder daß man ſie für edel und der Würde des Menſchen anſtändig erkannt hat: immer iſt es gewiß, daß jener Begriff, und die Ueberzeugung, daß etwas Pflicht ſey, auf jeden vernünftigen Mann, und auf den vortrefflichſten am meiſten, Einfluß habe. Bey der Geduld ſind beyde gedachte Verhältniſſe ſehr ſichtbar. Sie iſt die einzige Eigenſchaft, die den Leidenden der Geſellſchaft, in der er lebt, noch liebenswürdig macht, und ihm dagegen ihre Hülfe ſichert. Sie iſt auf der andern Seite der untrügliche Beweis einer moraliſchen Stärke und Erhabenheit des Geiſtes, da ſie den größten Widerſtand, welchem Vernunft und Freyheit ausgeſetzt iſt, überwindet. Die Wirkſamkeit der erſtern kann nicht beſtehn, wo die Vorſtellungen verworren und undeutlich ſind, — wo das Nachdenken geſchwächt und die Aufmerkſamkeit zerſtreut iſt: die Ausübung der letztern findet, unter der Mannigfaltigkeit und Heftigkeit ſtreitender Begierden, nicht Statt. Das Uebel und der Schmerz aber verdunkeln die Ideen, und ſetzen die Begierden in Aufruhr; — ſie hindern das Freywillige, ſowohl in der Richtung der Aufmerkſamkeit, als in der Lenkung der Neigungen und Handlungen. Die Geduld demnach, die zur Zeit der Schmerzen, auf die Heiterkeit des Kopfs und auf die Ruhe des Herzens losarbeitet, erhält dem Menſchen den Gebrauch dieſer ſeiner beyden edelſten Principien, worauf ſeine moraliſche Würde beruht, wenn irgend etwas fähig iſt, ſie ihm zu ſichern. Sie gehört alſo gewiß unter die Eigenſchaften, die vermöge ihrer innern Vortrefflichkeit gut, und zugleich durch ihre Wirkungen nützlich ſind. Da dieſe Betrachtungen allgemein ſind, und ſich auf das Ganze der menſchlichen Natur beziehen: ſo entſtehet daraus ein Geſetz, das dem Menſchen gebiethet: du mußt geduldig ſeyn. „Die ganze Einrichtung der „Welt,“ ſagt der vernünftige Mann zu ſich ſelbſt, — „iſt ſo gemacht, mein Körper iſt ſo gebaut, der „Einfluß der Elemente iſt von der Beſchaffenheit, „die Verfaſſungen der Geſellſchaft, in welcher, und „die Leidenſchaften der Menſchen, unter denen ich „lebe, ſind von ſolcher Art und von ſolchen Folgen „für meinen Zuſtand, daß es unmöglich iſt, mein „ganzes Leben ohne Schmerz, ohne Krankheiten, „ohne Verdruß und ohne Unfälle zuzubringen. Ich „muß alſo für dieſe Zeiten meines Daſeyns, wo ſo „natürliche und ſo gewiß vorherzuſehende Zuſtände „eintreten werden, eben ſo gut Vorkehrungen treffen, als für jede andre Periode deſſelben. Ich „muß, als ein weiſer Mann, eben ſowohl darauf „denken, wie ich mich auf einem Krankenlager, bey „einem Verluſte meines Vermögens, bey einer „Kränkung meiner Ehre, bey dem Abſterben eines

„Freundes, bey einer Fehlſchlagung meiner Abſichten ſchicklich betragen werde, als ich darauf denken muß, wie ich meine Amtsgeſchäfte gut verwalten, mein Haus vernünftig regieren, und der Geſellſchaft im Umgange gefallen ſoll. In jene Umſtände komme ich eben ſo gewiß als in dieſe. Ja es iſt ſogar ungewiſſer, welche Gelegenheiten zum *Handeln* und *Thätigſeyn*, als welche Anläſſe zum *Leiden* mir bevorſtehn. Ich kann mit mehr Sicherheit vorausſehn, daß ich in dem ganzen Laufe meines Lebens zuweilen krank ſeyn, — Verdruß oder Betrübniß haben werde, als daß ich als Richter, als Arzt, als Lehrer, oder auc[illegible] Hausvater und geſelliger Freund werde beſchäftigt ſeyn können. Warum ſollte Pflicht und Tugend nur allein den activen Theil des menſchlichen Lebens ſich gleichſam zugeeignet haben, und dem paſſiven, der eben ſo beträchtlich iſt, fremd ſeyn? Warum ſollte ſich Vollkommenheit des Menſchen nicht in dieſem eben ſo wohl, als in jenem, zeigen können?“

Aber welches iſt das ſchickliche Betragen im Leiden? Und was muß der Menſch thun, um ſich zu einem ſolchen Betragen geſchickt zu machen?

Daß die Geduld dieſes ſchickliche Betragen ſey; — daß die vorſätzliche Verminderung der innern Unruhe der Seele bey äußern unangenehmen Eindrücken, — und die dadurch bewirkte Mäßigung oder Zurückhaltung der Ausbrüche des Schmerzes, die Verpflichtung des Leidenden ausmache: das muß dem denkenden Manne ſogleich einleuchten. Es iſt das einzige Zweckmäßige, es ſey, daß man die Linderung des Uebels ſelbſt zu dieſem Zwecke annimmt, oder daß man ihn in die Beobachtung derjenigen Pflichten gegen andre ſetzt, welche noch in dem Zuſtande des Leidens möglich ſind.

Erſtlich. Alle Gedanken und Handlungen des Gemüths, die zur Ungeduld gehören, ſie mögen in Murren oder in Klagen ausbrechen, ſie mögen Unwillen oder Angſt und Niedergeſchlagenheit anzeigen, helfen dem Uebel in unſrer Welt ſo wenig ab, als bey vernünftigen Aeltern dem unartigen Kinde ſein Geſchrey hilft. Wo ſie alſo nicht unvermeidlich ſind, da ſind ſie allemal unvernünftig. Umgekehrt lindert, wie ich ſchon geſagt habe, jede Ruhe, die man ſeinem Körper oder ſeinem Geiſte zu geben weiß, den Schmerz, und macht, wenn Heilmittel zu finden ſind, dieſe kräftiger: oder beſchleunigt, wenn die Natur allein helfen muß, ihre wohlthätigen Beſtrebungen. In Unglücksfällen, zu deren Abhelfung das Nachdenken des Unglücklichen ſelbſt die Mittel ausfindig machen, ſein eigner

Fleiß ſie anwenden muß, verfinſtert die Ungeduld den Verſtand, und ſchwächt alle Geiſteskräfte, ſo wie hingegen Gelaſſenheit und Ruhe des Gemüths dem Menſchen den freyen Gebrauch ſeiner Naturgaben und Geſchicklichkeiten erlaubt. —

Zweytens, wenn der Leidende ein Glied einer größern oder kleinern Geſellſchaft bleibt: ſo iſt der erſte Grund aller Pflichten, die er gegen ſie auszuüben hat, dieſer, daß er Liebe gegen ſie in ſeinem Herzen unterhalte, und Liebe gegen ſie erweiſe. Nun aber kann die Liebe in einem Herzen nicht Platz finden, in welchem die Ungeduld wohnt. Dieſe beyden Empfindungen ſtehen einander entgegen. Die Liebe iſt ein Wohlgefallen an einem Gegenſtande: die Ungeduld iſt ein heftiger Abſcheu. Wo das Böſe ſo innig empſunden wird, iſt die Fähigkeit, das Gute wahrzunehmen, nicht mehr vorhanden. Alles nimmt die Farbe des herrſchenden Affects an. Ungeduld aber hat die Farbe und den Charakter des Zorns, — des Feindes aller Liebe. Daher iſt auch der Ungeduldige immer zugleich unfreundlich. Er beträgt ſich gegen die Umſtehenden gemeiniglich ſo, als wenn ſie Urheber ſeines Uebels wären, oder doch nicht genug thäten, ihn davon zu befreyen. — Dazu kömmt, daß bey der Verwirrung des Gemüthe, in welche die Ungeduld verſetzt, alles Theilnehmen an andrer Menſchen Angelegenheiten, Freuden und Betrübniß wegfällt. Dieſe Theilnehmung aber iſt durchaus nothwendig, wenn ein Menſch die Pflichten der Geſelligkeit ausüben, und ſeinen Nebenmenſchen nützlich oder angenehm werden ſoll.

Was muß man aber lernen, was muß man thun, um ſich zu dieſem, in Zeiten des Leidens allein ſchicklichen, — und alſo pflichtmäßigen Betragen fähig zu machen?

Die erſte Vorbereitung dazu iſt ohne Zweifel die öftere Erinnerung und die lebhafte Einprägung jener Vorſtellungen und Gründe ſelbſt, welche die Verbindlichkeit zur Geduld erweiſen. Je mehr man davon überzeugt iſt, daß es zum Charakter eines edlen und guten Mannes eben ſo ſehr gehöre, das Böſe, wenn es unvermeidlich iſt, zu ertragen, als es zu hintertreiben, wenn man kann, und das Gute, wo ſich Gelegenheit dazu findet, zu befördern; — für je unverbrüchlicher man die Vorſchrift der Vernunft und Natur erkennt, ſich der Klagen, die nichts helfen, und des Murrens, welches eine Undankbarkeit gegen die empfangnen größern Wohlthaten in ſich ſchließt, zu enthalten, und ſeine noch übrigen Kräfte, die man durch Ungeduld vollends verzehren würde, auf die Abwendung des Uebels zu richten: deſto mehr wird man in ſich ſelbſt Stärke und Muth zum Kampf gegen das Uebel finden. Es iſt unglaublich, wie viel durch Vorſtellungen, ſelbſt gegen körperliche Eindrücke ausgerichtet werden kann, wenn ſie der Seele ſehr geläufig und tief eingeprägt ſind.

Dieſe Ueberzeugung von der Pflichtmäßigkeit der Geduld führt zweytens natürlicher Weiſe auf Uebungen derſelben. Dieſe Uebungen beſtehn in öftern freywilligen Proben der Geduld, die man bey den kleinern und alltäglichen Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens, der Geſchäfte und des Umgangs ablegt. Wer die Geduld wirklich für eine ſchätzbare, und ſo unentbehrliche Eigenſchaft hält, daß er nicht glaubt, ohne ſie, mit Ehren und gutem Anſtande, bis ans Ende ſeiner Laufbahn gelangen zu können: der wird ohne Zweifel ſchon heute jeden, auch den kleinſten Anlaß ergreifen, ſie zu beweiſen. Er wird ſich die ſo ſchwer zu ertragende lange Weile des Wartens dadurch erleichtern, daß er ſich ſagt, dieß ſey die erſte und am häufigſten wiederkommende Lection der Geduld; und er habe, wenn er ſie mit guter Laune aushalte, mehr dadurch gewonnen, als er durch den Verluſt der Zeit einbüße. Er wird, wenn er einen ganzen Abend im Spiel ſchlechte

Charten bekömmt, ſich das gewöhnliche Klagen nicht erlauben. Er wird kleine körperliche Schmerzen ſtillſchweigend ertragen, ohne den Anweſenden etwas merken zu laſſen. Er wird bey einem Geſchäfte, das ihm verdrießlich zu werden anfängt, oder bey einem Geſpräche, das ihn ermüdet, aushalten, bloß um das Aushalten zu lernen. Kurz, er wird ſich nicht gleich aus jeder unangenehmen Lage, auch wenn er es könnte, herauszureißen ſuchen, — ſondern oft durch das Bewußtſeyn, etwas ſchweres überwunden, und ſich ſtandhaft bewieſen zu haben, für den Mangel des Vergnügens, dem er entſagte, oder für wirklich verdrießliche Empfindungen, die er ertrug, ſich ſchadlos gehalten glauben.

Ich komme zu dem letzten, und in der That wichtigſten Hülfsmittel der Geduld, das mit dem vorhergehenden, — der Ueberzeugung von ihrer Pflichtmäßigkeit — aufs genauſte zuſammenhängt. Dieſes Hülfsmittel iſt die religiöſe Tugend, die Ergebung in den göttlichen Willen, die aus dem Glauben an Gott, und aus der Hoffnung einer beſſern Zukunft entſteht.

Wenn uns die Einrichtung der Natur etwas gebiethet, ſo iſt dieſes Geboth bloß Zwang, ſo lange wir die Natur als leblos betrachten, oder bey den Mittelurſachen ſtehen bleiben. Aber wenn ein geiſtiges und noch dazu ein wohlthätiges und weiſes Weſen jene Einrichtung gemacht hat: ſo iſt die darin für uns liegende Regel ein moraliſches Geſetz; ſie iſt die Leitung eines höhern Führers, — der Rath eines einſichtsvollern Freundes. Die Pflicht ihr zu gehorchen wird größer, und die Belohnung gewiſſer.

Der, welcher ſagt, es iſt ein Gott, ſagt zugleich, die Welt hat einen Zweck, und dieſer Zweck iſt die Glückſeligkeit der empfindenden Geſchöpfe. *) Dem Dinge, welches nichts empfindet, iſt alles gleichgültig. Bey ihm findet alſo keine Abſicht Statt. Es iſt daher nicht Eigenliebe, ſondern es iſt Vernunft und Wahrheit, daß wir in uns und in den uns ähnlichen Weſen, — das heißt, in denen, die ſich ihrer bewußt ſind, und von andern Dingen Vorſtellungen haben, — den Endzweck der Schöpfung finden. Unluſt und Leiden iſt an und für ſich dieſem Endzwecke zuwider. Wir ſehen auch, daß alle urſprünglichen und regelmäßigen Einrichtungen der Natur auf Wohlſeyn abzielen, und Wohlſeyn hervorbringen. Der ganz

---

*) Man ſehe die Anmerkung am Ende dieſer Abhandlung.

natürlich gebaute Körper eines Menſchen iſt zugleich der geſunde, ſtarke und behende Körper. In der Seele ſelbſt iſt der natürliche Zuſtand eben ſo viel, als der Zuſtand der Heiterkeit und der Freude. In dem Laufe der materiellen Natur, ſind die großen, — aufs allgemeine und immerfort wirkenden Kräfte, wie z. B. die Bewegung der Geſtirne, die Abwechſelungen der Jahreszeiten, u. ſ. w. Urſachen des Lebens und des Vergnügens. Alle die Naturveränderungen hingegen, welche Tod, Untergang und Schmerz in der thieriſchen Schöpfung verurſachen, als Erdbeben, Ungewitter und Stürme, ſind local, zufällig, veränderlich, nach Zeit und Ort eingeſchränkt, und ſcheinen gewiſſermaßen Abweichungen von der Natur, Ausnahmen von der Regel zu ſeyn.

Von dem Begriffe Gott kann alſo die Vorſtellung nicht getrennt werden, daß die ganze Natur unaufhörlich zu unſerm Wohl arbeite. Wenn wir nun aber doch Unluſt und Schmerz antreffen: ſo müſſen ſie mit der Freude und der Glückſeligkeit, auf irgend eine, wenn auch für uns noch ſo verborgene Art, zuſammenhängen.

Das Gute und Böſe in der Welt nach Erfahrungen zu berechnen, iſt für uns unmöglich. Aber wenn wir einen Gott glauben: ſo iſt das Reſultat davon a priori ſchon ausgemacht; — das

Gute muß das Böſe weit übertreffen; — es ſey nun, daß das Gute vorangehe, das Böſe begleite, oder auf daſſelbe und aus demſelben folge. Die beyden erſten Ideen können dazu dienen, unſer Gemüth vor zu finſtern Darſtellungen der gegenwärtigen Welt und unſrer Schickſale in derſelben zu bewahren: aber nur die letzte kann uns poſitiven Troſt im Unglücke gewähren.

Auf die Zukunft iſt der Blick des Unglücklichen vornehmlich gerichtet. Die Erinnerung, daß er glücklich geweſen ſey, kann ihm die Ungerechtigkeit ſeiner übertriebnen Klagen beweiſen: aber nur die Wahrſcheinlichkeit, daß ihm Glückſeligkeit noch bevorſtehe, kann das Gemüth deſſelben wirklich erheitern. Dieſe Wahrſcheinlichkeit kann in beſondern Fällen gegründet ſeyn auf die Natur des Uebels, auf die Beyſpiele ehemaliger Errettungen, auf die erprobte Wirkſamkeit der Hülfsmittel, auf das Gefühl unſrer eignen Geiſteskräfte, endlich auf unſer fröhliches Temperament. Wo dieſe Stützen ſtatt finden: da hält ſich der Menſch natürlicher Weiſe an ſie zuerſt, weil ſie der Sinnlichkeit näher liegen. Aber wie viele Uebel im Leben giebt es, wo ihn alle dieſe Gründe der Hoffnung verlaſſen! Unheilbare Krankheiten, ein immerwährend ſiecher Körper, angeerbte Armuth und Niedrigkeit, —

am meiſten Armuth mit Krankheit verbunden, — kurz alle Uebel, die das Leben ſelbſt angreifen, oder ſich über das ganze Leben erſtrecken, erlauben keine ſolche fröhlichen Vorausſehungen, die auf Erfahrungen gegründet wären. Hier kann die Wahrſcheinlichkeit einer noch bevorſtehenden beſſern Zukunft nur aus Principien der Vernunft hergeleitet werden. Nur die allgemeinen Geſetze und Ordnungen, die ſich auch über unſer Leben hinaus erſtrecken, können uns tröſten, wenn innerhalb der Gränzen deſſelben keine Verbeſſerung unſrer Umſtände zu erwarten iſt. Aber von dem Einfluſſe dieſer in Ewigkeit fortwirkenden Naturgeſetze auf uns, — von ihrer Beziehung auf unſer Wohl oder Weh, haben wir ohne Religion gar keine Verſicherung. Vielmehr iſt alsdann, wenn die Elemente und deren mechaniſch wirkende Kräfte, die einzigen, oder die urſprünglichen Principien aller Erfolge in der Welt ſind, — da wir dieſen Elementen und dieſen Kräften ganz gleichgültig ſind, — nichts anders zu erwarten, als daß zu allen Zeiten ihre nachtheiligen und verderblichen Einflüſſe auf uns, den wohlthätigen und nützlichen wenigſtens gleich ſeyn werden. Oder vielmehr die Natur der Dinge belehrt uns alsdann über die Zukunft gar nicht: und wir können auf nichts in derſelben rechnen, als auf das, was wir aus der Aehnlichkeit der bisherigen Fälle zu erwarten gewohnt worden ſind. Wenn aber Verſtand und Güte, wenn intellectuelle und geiſtige Kräfte, ähnlich denen, deren Natur und Richtung wir aus uns ſelbſt kennen, ſich in die Anordnung des Weltganzen miſchen; wenn ſie ſogar die erſten und vornehmſten Urſachen ſeines Baues und ſeiner Revolutionen ſind: dann iſt es möglich, auch etwas von einer Zukunft zu wiſſen, die wir niemahls erfahren haben, — und dieſes Etwas iſt tröſtlich. In der Natur ſolcher Kräfte liegt zugleich die Beſtimmung des Ziels, auf welches alle ihre Wirkſamkeit gerichtet iſt. Dieſes Ziel iſt die Glückſeligkeit aller Weſen, die einer Glückſeligkeit fähig ſind, und alſo auch der unſrigen. Wenn es möglich iſt, daß wir nach dem Tode noch leben und Gutes genießen können: ſo iſt es in einer Welt, die von einem Gott regiert wird, zu erwarten, daß wir leben und Gutes genießen werden.

Hier kömmt nun die zweyte Lehre der Religion, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, der von dem Daſeyn Gottes zu Hülfe. Es iſt hier nicht der Ort, die Beweiſe derſelben auszuführen. Ich will nur des einzigen Punctes erwähnen, daß die Exiſtenz Gottes die Unſterblichkeit unſrer Seele wahrſcheinlich macht, ſo wie jene gewiß ſchwankend wird, wenn dieſe aufgegeben worden iſt. Iſt ein ewiges lebendiges, denkendes, und nach Vernunft handelndes Weſen vorhanden: ſo iſt Leben, Denken und vernunftmäßige Thätigkeit, eines ewigen Daſeyns oder einer immerwährenden Fortdauer fähig; — ſo ſind dieſe Kräfte etwas ſelbſtſtändiges und für ſich beſtehendes, und nicht vorübergehende Formen und Zufälligkeiten andrer Subſtanzen. Umgekehrt, wenn es gewiß wäre, daß Leben und Geiſt im Menſchen, an welchem wir allein dieſe Gegenſtände durch Erfahrung kennen, an den Bau und die Geſtalt unſers Körpers geknüpft ſey, und mit demſelben zerſtört werde, ſo würde alle Analogie wegfallen, nach welcher wir es wagen, ein lebendiges und geiſtiges Weſen, ohne menſchliche Form und von ewiger Dauer, anzunehmen.

Daß nun dieſe beyden großen Grundlehren, wenn ſie durch Ueberzeugung in der Seele befeſtigt, und durch das öftere Andenken an dieſelben ihr geläufig geworden ſind, ſehr viel über ſie vermögen, ſie in Gefahren herzhafter und im Leiden ſtandhafter zu machen: das beweiſen die unzähligen Beyſpiele von Menſchen, die durch Religion in den Stand geſetzt worden ſind, Dinge zu ertragen und Unternehmungen auszuführen, welche die Kräfte der Natur in ihrem gewöhnlichen Zuſtande zu übertreffen ſchienen. In jeder Religion liegen jene Sätze zum Grunde. Und in welche Form ſie auch durch das Dogma oder die Gebräuche einer jeden eingekleidet ſeyn, — mit welchen Zuſätzen von Aberglauben und Philoſophie ſie auch vermiſcht ſeyn mögen: ſo ſind ſie es doch eigentlich, welche dem übrigen Syſtem den lebendigen Geiſt einhauchen, durch den es fähig wird, auf das menſchliche Gemüth ſo ſtark zu wirken. Gehorſam und Unterwerfung, oder Furcht und Hoffnung, — das müſſen immer die Triebfedern ſeyn, wodurch irgend eine Religion den menſchlichen Geiſt ſpornen, oder die Feſſeln, wodurch ſie die Leidenſchaft bändigen ſoll. Jene Unterwerfung und jener Gehorſam gründen ſich auf den Gedanken von einem Schöpfer und Herrn der Welt, der zugleich der unſrige iſt. Dieſe Hoffnung oder dieſe Furcht gründen ſich auf den Gedanken von einem künftigen Zuſtande, worin Gutes und Böſes uns bloß nach dem Willen jenes unſers Herrn zu Theil werden wird.

In der That, welche Geſchichten zeigen uns wohl mehr Beyſpiele von übermenſchlicher Kühnheit in Gefahren, und übermenſchlicher Geduld unter Martern, als die Geſchichten der Enthuſiaſten in allen Religionen? Was konnten die erſten Chriſten nicht alles erdulden? Und was konnten die erſten Nachfolger Muhammeds nicht alles durchſetzen? Aber auch in Zeiten und unter Menſchen, wo die Religion mehr die Beſchäftigung des ruhigen Verſtandes, als der Einbildungskraft und der Leidenſchaften iſt: findet man nicht immer, daß, — wenigſtens bey dem zahlreichern, niedrigen Theile der Menſchen, bey denen nicht Stolz oder Ehrgeitz die Stelle von Principien erſetzen können, — die frömmſten Menſchen auch zugleich die geduldigſten ſind; daß die Religion es iſt, welche bey unerwarteten Unglücksfällen vor Verzweiflung bewahrt, bey langwierigen Uebeln aufrecht erhält, und beſonders im Tode Muth einflößt? Und wenn ſich endlich zuweilen in der Seele eines Weiſen dieſe Principien der Religion, geläutert von den Schlacken des Aberglaubens und der Schwärmerey, mit allen Vorzügen der intellectuellen und moraliſchen Bildung, und mit dem Selbſtvertraun der Unſchuld und der Gemeinnützigkeit vereinigen: welche augenſcheinlichen Vortheile hat ein ſolcher nicht im Kampfe mit dem Unglücke, vor allen, die gleiche natürliche und erworbene Waffen gegen daſſelbe, aber nicht die Schutzwehr eines vernünftigen Glaubens haben: und welches noch weit edlere Schauſpiel giebt nicht ſein Sieg über das Uebel! In dieſer auf Liebe und Vertrauen gegen eine unſichtbare Weisheit und moraliſche Güte gegründeten Gemüthsruhe, in der mit Andacht verbundnen Geduld, liegt eine Erhabenheit, welche die Standhaftigkeit des bloß über die ſittliche Welt ſpeculirenden Philoſophen, oder des durch bloße Uebung abgehärteten Mannes nicht hat.

Wenn dieſe Erfahrungen zweydeutig wären: ſo würde uns die Natur der Religion und des menſchlichen Geiſtes belehren, daß die Sache ſo ſeyn müßte. Durch zwey Betrachtungen ſtärkt die Religion den Muth und die Geduld des Gottesverehrers. Erſtlich, indem ſie ihm die ſtärkſte Vermuthung giebt, daß in dem Uebel ſelbſt eine Urſache des Guten liege, — daß auf das Elend Glückſeligkeit folgen, und dieſe überwiegend groß ſeyn werde. Zweytens, indem ſie ihm die Ergebung in den göttlichen Willen als eine Hauptpflicht und als die edelſte Eigenſchaft des menſchlichen Geiſtes vorſtellt.

Der größte Wunſch des Leidenden iſt zwar, gerade von dem Uebel, deſſen Schmerz er fühlt, befreyet zu werden. Die Hoffnung, die ihn am meiſten ermuntert, iſt ohne Zweifel die, zu derjenigen Glückſeligkeit wiederhergeſtellt zu werden, die er kennt, die er ſchon genoſſen hat, und deren Verluſt ſeinen jetzigen Zuſtand traurig macht. Der Kranke will geſund, der Arme will wohlhabend ſeyn. Jeder will leben und in dieſer Welt gute Tage ſehen. — Dieſen Wunſch kann die Religion nicht befriedigen: dieſe Hoffnung kann ſie nicht gewähren; — um deſto weniger, je aufgeklärter ſie iſt. *) Indeß wenn eines Menſchen einzelne und aufzuzählende Wünſche alle befrie-

---

*) Die unerleuchtete Frömmigkeit glaubt in der Religion Mittel zu finden, beſtimmte Güter dieſes Lebens zu erhalten, oder beſtimmte Uebel abzuwenden: aber mit der Reinigung der Grundſätze der Religion fallen dieſe Hoffnungen hinweg. Man iſt der Schwärmerey nahe, wenn man, bey ſeinem Gebete, die Erhörung des particulären Wunſches, den man Gott vorgetragen hat, erwartet: und man iſt ſchon in den Stricken des Aberglaubens, wenn man eine äußere Religionshandlung, z. E. den Genuß des h. Abendmals, in der Abſicht vornimmt, einen ſolchen Wunſch zu erhalten. Die Erfahrung belehrt den vernünftigen Gottesverehrer von der Eitelkeit dieſer Erwartungen, und ſein fortgeſetztes Nachdenken überzeugt ihn, daß er auch keine Gründe hatte, dergleichen Anſprüche zu machen. Aber allerdings liegt in dieſer aufgehoben Beziehung der wahren Religion auf beſtimmte Güter und Uebel dieſes Lebens, die Urſache, warum ſie bey gemeinen Menſchen kälter iſt und weniger wirkt, als die falſchen, unreinen, mit Aberglaube und

digt ſind, oder ihm die Hoffnung zu allen abgeſchnitten iſt: ſo bleibt ihm doch noch das Verlangen nach höherer Glückſeligkeit überhaupt übrig. Auch ohne die Hoffnung dieſes oder jenes beſondern Gutes, kann ihn noch die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes im Allgemeinen tröſten. Und dieſer in der menſchlichen Natur ebenfalls liegende Wunſch kann nur auf Gott gerichtet ſeyn: nur Gott kann dieſer zwar unbeſtimmten aber nie verſiegenden Hoffnung Nahrung geben.

Wenn der Gedanke von unendlicher Macht mit gleicher Weisheit und Güte in Einem Weſen verbunden; — wenn der Gedanke von der Beziehung dieſes Weſens auf uns, als erſten Urhebers unſers Daſeyns, und Anordners unſrer Schickſale, in der Seele lebhaft wird: ſo kann es nicht fehlen, ſie muß bloß durch ihn beſänftigt werden, wenn ſie aufgebracht, und erheitert werden, wenn ſie niedergeſchlagen iſt. Es iſt eben ſo, als wenn ſich ihr ein Freund näherte, aber einer, deſſen Uebergewicht an Verſtand und Vermögen Ehrfurcht, mit Folgſamkeit verbunden, auflegte, indeß ſein unbegränz-

---

Schwärmerey vermiſchten Religionen, die ſich anmaßen den Menſchen unmittelbar und auf ſeine Weiſe glücklich zu machen.

tes Wohlwollen das höchſte Zutrauen einflößt. Es iſt ungewiß ob dieſer hohe Freund gerade *dem* Uebel, welches uns drückt, werde abhelfen können und wollen. Aber das iſt unſtreitig, daß er uns gern glücklich und froh ſehen möchte; — daß er von Anbeginn der Welt dazu alle Anſtalten gemacht hat; — und daß er, um ſeine Abſicht zu erreichen, alle Kräfte der Natur in ſeinen Händen hat. — Der Begriff *Gott* vereiniget alles Gute, was in der Natur iſt, unter einem gemeinſchaftlichen Geſichtspuncte. Es ſind nicht zerſtreute Zufälligkeiten, ſondern es iſt ein allgemeiner zuſammenhängender Plan, durch welchen uns und allen Menſchen Leben und Glückſeligkeit zu Theil wird. Alles Gute fließt aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, dem Verſtande und Willen dieſes Weſens, aus. In der Glückſeligkeit, als dem letzten Ziele, vereinigen ſich alle Operationen der Natur. Dieſes giebt der ganzen Welt eine höhere Würde, und zugleich ein fröhlicheres Anſehn: eine Empfindung, wodurch auch unſre Leiden, wenn ſie uns nicht ganz betäuben, erträglicher werden.

Außer dem vermehrten Troſt aber giebt die Religion noch eine vermehrte Verpflichtung geduldig zu ſeyn. Ich habe oben geſagt, daß die Pflichtmäßigkeit der Geduld daraus erhellt, weil ſie das einzige ſchickliche Betragen beym Leiden iſt. Aber wenn kann wohl der vernünftige Mann dieſe Schicklichkeit mit vollerer Ueberzeugung einſehn; — wenn kann er die Geduld für eine zu ſeiner Natur ſo paſſende Tugend, und die Ungeduld für eine ihm ſo übelſtehende Leidenſchaft erkennen, als wenn er ſelbſt, mit ſeinen Schickſalen, unter der Direction der höchſten Güte und Weisheit zu ſtehen glaubt; und wenn er in der Zukunft eine glückliche Auflöſung der Schwierigkeiten erwartet, von denen er hier beängſtiget wird.

Alle Pflichten, die wir aus der Religion herleiten, ſind darauf gegründet, daß wir wollen ſollen was Gott will. Nun will aber Gott nach den Begriffen, die wir uns von ihm machen, zweyerley. Er will erſtlich dieſe Einrichtung der Welt, die wir ſehen. — Denn ſonſt würde eine andre vorhanden ſeyn: — oder wir müßten ihm keinen Einfluß auf dieſelbe zuſchreiben, wodurch der Begriff der Gottheit vernichtet würde. Er will zweytens das Wohl empfindender und denkender Weſen. Dieß lehren uns die für ſie ſo wohlthätigen Einrichtungen der Natur: und dieß lehrt uns die Natur eines vollkommenen Geiſtes. Wenn unſer Wille alſo mit dem göttlichen übereinſtimmen ſoll: ſo müſſen wir mit der Welt, die er gemacht hat, zufrieden ſeyn;

und wir müſſen den Menſchen, welchen er wohl will, Gutes thun. *Zufriedenheit* und *Gemeinnützigkeit*, — das ſind nach meiner Meynung die beyden Hauptbeſtandtheile, welche, ſo wie den guten moraliſchen Charakter überhaupt, ſo insbeſondere den religiöſen ausmachen. Jenes iſt die leidende: dieſes die thätige Tugend. Jene nimmt alles, was dem Menſchen durch die Wirkung äußerer Urſachen wiederfährt, ſo auf, wie ſie es aufnehmen muß, da es von der Urquelle alles Guten, dem einſichtsvollſten und beſten Weſen, herkömmt. Dieſe wirkt in allem, wo der Menſch frey handelt, ſo wie er wirken muß, wenn die Geſchöpfe ſeines Willens und ſeiner Kraft mit der göttlichen Schöpfung in Harmonie ſeyn, und wenn ſeine Abſichten ſich mit den Abſichten der höchſten Güte vereinigen ſollen.

Zufriedenheit aber mit den Einrichtungen der Welt, mitten im Zuſtande des Leidens: das iſt Geduld; — und die höchſte edelſte Geduld, weil ſie auf die weiteſten Ausſichten und die erhabenſten Betrachtungen über die Natur und ihren Urheber gegründet iſt. Sie iſt auch die ſicherſte und aushaltendſte, weil ſie in einer Diſpoſition des Gemüths beſteht, die ſich auf alle Zuſtände des Lebens beziehe, und in allen geübt werden kann. Der, welcher ſich gewöhnt hat, ſich ſelbſt, ſein Leben, und alle Vorfälle deſſelben immer als einen Theil derjenigen Welt, die das gute Werk eines guten Gottes iſt, zu betrachten, in deſſen Gemüth wird überhaupt eine größere Gleichmüthigkeit herrſchen. Seine Fröhlichkeit bey glücklichen Umſtänden wird nicht übermüthig ſeyn: denn die religiöſe, dankbare Freude iſt ernſthaft und beſcheiden. Sein Schmerz bey widrigen Zufällen wird ihn, ſo lange er ihn nicht völlig übermannt, nicht ungeberdig und unwillig machen: denn die Ehrfurcht vor ſeinem Schöpfer macht ihn demüthig und ſtille. — Und kann es wohl eine höhere Vollkommenheit des Menſchen geben, als dieſe, wenn er bey allen abwechſelnden Zuſtänden ſeines Lebens ſich feſt an das Gute hält, — es zu befördern ſucht, ſo lange er ſeine Kräfte brauchen kann, — und es in Gott, der Urquelle deſſelben, aufſucht, ſobald er, ohne ſelbſt wirken zu können, ſich den Veränderungen, die in ihm vorgehn, leidentlich überlaſſen muß.

Ich ſchließe dieſe Abhandlung mit einer Betrachtung, welche die Tugend, von der ich rede, in ihrer allgemeinſten Beziehung, und alſo unter dem Geſichtspuncte anſieht, von welchem ihr aufs ganze Leben ſich weit verbreitender Einfluß, ihr Zuſammenhang mit unſrer geſammten Vollkommenheit, und folglich ihre Würde und ihr Nutzen am beſten erkannt werden. Dadurch werden, glaube ich, alle, aus ſpeciellen Erfahrungen des menſchlichen Lebens geſchöpften, Gründe und Erklärungen, noch ein neues Licht und ihre volle Beſtätigung erhalten.

In allen Operationen der Seele, deren wir uns bewußt ſind, wobey alſo unſre Glückſeligkeit intereſſirt iſt, läßt ſich ein leidender und ein thätiger Theil unterſcheiden. Jener geht vor dieſem vorher, und ſcheint nothwendig, ihn zu erwecken. Dieß iſt die Geſchichte unſers Denkens, dieß iſt die unſrer Begierden und unſrer Handlungen: dieß iſt die unſers ganzen Lebens. Zuerſt geſchehen die Eindrücke der Dinge auf uns: und dann wirken wir auf ſie zurück. Unſre Kraft, ſich ſelbſt überlaſſen, ſcheint todt zu ſeyn, und erwacht erſt, wenn ſie von etwas äußerm gereitzt wird. So iſt ſchon in den Wahrnehmungen der Sinne, der Grundlage aller Kenntniß und alles Nachdenkens, der äußre Stoß, den Licht, und Luft, und Salze auf unſre Organe, und durch dieſe auf unſer Ich, das empfindende Weſen, thun, — und dann die dadurch erweckte Aufmerkſamkeit des Geiſtes, die das Wahrnehmen dieſer

Bewegung hervorbringt, klar zu unterſcheiden. — Schon daraus, daß jede der höhern Verſtandeskräfte nur den Stoff bearbeitet, welchen die ſinnlichen Wahrnehmungen liefern, iſt es klar, daß auch ihre Activität nicht ohne vorhergegangene leidentliche Affectionen anfing, daß ſie nur eine Zurückwirkung gegen vorher empfangne Veränderungen äußern. Aber es wird bey der ſpeciellen Betrachtung der Sphäre und der Functionen einer jeden dieſer Fähigkeiten noch ſichtbarer. Die Erinnerungskraft muß aufgefordert werden, durch die Aehnlichkeit oder Verwandſchaft der gegenwärtigen Eindrücke mit den Ideen, die ins Gedächtniß zurückkommen ſollen. Der Witz und der Scharfſinn müſſen durch die Neuheit und den Glanz der Gegenſtände, oder durch witzige und ſcharfſinnige Ideen andrer Menſchen hervorgelockt werden, wenn ſie aus ſchlafenden Fähigkeiten zu Kräften werden ſollen, die etwas hervorbringen; und ſie müſſen jedesmahl aufs neue durch dieſelben Mittel gereitzt werden, wenn ſie, — auch ſchon zu wirklichen Talenten ausgebildet, — ſich lebhaft äußern ſollen. Der nachdenkende Verſtand ſelbſt, obgleich in ſeinen Operationen unſer Ich am meiſten von dem Seinigen hinzuthut, wendet ſeine Aufmerkſamkeit doch nur dahin, wohin eine vorhergegangene lebhaftere Empfindung ſie gezogen hatte. Bey den Begierden und beym Willen iſt die Vermiſchung von Leiden und Handeln, die in unſrer ganzen Natur bemerkt wird, noch ſichtbarer. Das Vergnügen kitzelt vorher, und der Schmerz ſticht oder brennt früher, ehe wir dem Gegenſtande des erſten zueilen, und uns von den Urſachen des andern zurückziehn. — So iſt es auf allen Stufen der Begierde, bis zu dem letzten und gleichſam reifſten und vollkommenſten Reſultate derſelben, einer freyen Handlung. Innere Reitze, durch Einwirkung äußerer Gegenſtände veranlaßt, ſind es, welche unſre Thätigkeit erwecken. Folgt die Thätigkeit auf den Reitz augenblicklich und unmittelbar: ſo iſt die Begierde ſinnlich. Wirkt aber dieſer Reitz zuerſt auf das Nachdenken, und durch eine Reihe von Ideen auf den Willen: ſo wird ſie mehr und mehr vernünftig. Ob es ein Ziel gebe, wo dieſe unſre zuerſt durch Leiden erweckte Thätigkeit zuletzt die Oberhand behält, und nun in ihre Wirkungen nichts mehr von dem Beytrage äußrer Urſachen einmiſcht, wodurch ſie anfangs beſtimmt wurde: iſt noch nicht ausgemacht. Gewiß iſt es, daß die Sittlichkeit und die Tugend ſich dieſem Ziele nähert, und daß in ihr die Wirkſamkeit des vernünftigen Geiſtes am freyeſten und unabhängigſten erſcheint.

Aber um von dieſen allgemeinen Betrachtungen auf die beſondere der Tugend, von der ich handle, zurück zu kommen, ſo iſt ein Reſultat jener Betrachtungen zu bemerken. Wenn zu allen unſern Thätigkeiten vorhergehende leidentliche Eindrücke gehören, und, nach der Natur unſrer Seele, jede Action eine Miſchung von erlittenen Veränderungen und hervorgebrachten Wirkungen iſt: ſo wird in der gehörigen Proportion zwiſchen dem Leiden und Thun, zwiſchen der Stärke der Eindrücke, die auf uns geſchehn, und der Kraft, welche wir haben entgegen zu wirken, zwiſchen der Heftigkeit der Reitze, die unſre Talente und Begierden aufwecken ſollen, und zwiſchen der Stärke und dem Umfange unſrer Vernunft, der vornehmſte Grund unſrer Vervollkomnung, und zugleich das Maß der Glückſeligkeit liegen, deren wir genießen. In der That finden wir den Menſchen unvollkommen und unglücklich, wo dieſes Gleichgewicht auf die eine oder auf die andre Weiſe geſtört wird.

Sind der Gegenſtände, die auf ihn durch ſinnliche Bilder, oder durch Vergnügen und Schmerz wirken, zu wenig; oder wirken ſie nicht lebhaft und unterſcheidend genug, um einen, nach der Natur des Menſchen überhaupt, oder nach ſeiner individuellen Natur, hinlänglichen Reitz hervorzubringen: ſo entſchlummert der Menſch in Unthätigkeit und Trägheit; er bleibt ein halbes Automat. Und da er den Genuß ſeiner ſelbſt nur durch Handlungen hat, wie er auch nur durch dieſe ſeinen Zuſtand verbeſſern kann: ſo bleibt er alsdann ſowohl an Werth und Würde, als an Genuß und Vergnügen, hinter ſeines Gleichen zurück. — Eben um dieſer Urſache willen gehört auch das eigentliche Leiden, Noth und Unglück zu den Erziehungsmitteln des Menſchen, und zu den Vorbereitungen ſeiner Größe und ſeiner Glückſeligkeit. Die dicke materielle Rinde des groben ſinnlichen Menſchen, muß auch grobe und empfindliche Stöße leiden, wenn ſie durchdrungen werden ſoll, um dem innern Strahle der Vernunſt und der Moralität eine Oeffnung zu verſchaffen, wodurch die äußern Gegenſtände mit ihm in Verbindung treten. Die tägliche Noth, welche dem Menſchen das immer wiederkehrende Bedürfniß von Hunger und Durſt machte, war das erſte, was ihn zum Aufmerken auf die ihn umgebende Natur brachte, und ihn in Bewegung ſetzte, einen Zweck durch Mittel zu erreichen. Aber die weit größre Noth, welche die Unfruchtbarkeit der Erde, die Rauhigkeit der Jahrszeiten, die Naturrevolutionen, endlich die Wildheit und Grauſamkeit andrer Menſchen ihm verurſachten: dieſe erweckten ſeine

Vernunft noch weit kräftiger. Sie waren es allein, welche ihn dahin brachten, den erſten großen Schritt zur Vervollkommnung aller Seelenkräfte zu thun, und in eine bürgerliche Geſellſchaft zu treten. Auf jeder Stufe der bürgerlichen Cultur verfolgen den Menſchen neue Unglücksfälle, — Empörungen und Kriege: und aus jedem zieht er immer neue Vortheile, indem er in Aufſuchung der Waffen und Hülfsmittel gegen die Uebel, auf Dinge aufmerkſam wird, die ihm zuvor gleichgültig waren, und ſich um Fertigkeiten bewirbt, die, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe, ſeiner Trägheit viel zu viel Aufopferungen gekoſtet hätten.

Auf der andern Seite, wenn die Einwirkung der Dinge von außen zu ſtark iſt für die Kraft, welche dadurch ſoll ins Spiel gebracht werden: ſo iſt Ohnmacht und Unthätigkeit dieſer letztern die Folge. Das Active im Menſchen erliegt unter den leidentlichen Veränderungen ſeines Weſens, wenn ſolche zu vielfach oder zu gewaltſam ſind; und der Geiſt wird unfähig zu handeln, wenn er zu viel und zu ſtark empfindet. — Dieß iſt ſogar den Geſetzen des organiſchen Körpers gemäß. Ein mäßiger Reitz belebt die Muskelfiber, ein zu heftiger ertödtet ihre natürliche Beweglichkeit. Aber noch weit ſichtbarer iſt es bey allen Actionen, mit denen Vorſtellungen vergeſellſchaftet ſind, und die alſo dem Geiſte, wenigſtens zum Theile, angehören. Licht gehört nothwendig zum Sehen, aber ein zu blendender Glanz macht blind und verhindert es. Ohne bewegte Luft hören wir nichts: ein zu heftiger Schall betäubt. So wecken Empfindungen und Leidenſchaften das Nachdenken: aber die ungeſtümen und zu ſehr angreifenden verdunkeln den Verſtand, und bringen den Ideengang zum Stilleſtand.

Insbeſondre gilt nun dieß von denjenigen leidentlichen Veränderungen, die Schmerz verurſachen, weil ſie an ſich der Natur nicht gemäß ſind. — Wenn Noth und Gefahr den Muth eines Mannes ſtählt, ſeine Geiſteskraft erhöht und ſeine Tugenden in ihr rechtes Spiel bringt: ſo iſt es nur eine ſolche Noth, welche er zu ertragen oder zu überwinden vermag, bey welcher er noch Ausſichten und Hoffnungen behält, und die mit Zwiſchenräumen des Vergnügens, oder doch der Ruhe und der Schmerzloſigkeit, abwechſeln. Allerdings wachſen Nationen mitten unter Feinden, Kriegen und Verwüſtungen zur Cultur und zur Macht empor: aber andre ſind auch durch die Uebermacht des ſie verfolgenden Schickſals, durch zu oft wiederhohlte, von der Natur oder den Menſchen angerichtete Verwüſtungen, dumm, elend und thieriſch geworden. — Wenn gewiſſe, und nur wenige Völker des Erdbodens, durch die ganze Reihe möglicher Fortſchritte, bis zu einer vollkommnern Geſetzgebung, bis zu einer feinern Sittlichkeit, bis zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten, der ſpäteſten Frucht des menſchlichen Geiſtes, durchgedrungen ſind: ſo liegt die Begünſtigung des Schickſals, welche ihnen dieſe Vorzüge zu eigen gemacht hat, gewiß in dieſer gleichern und weiſern Austheilung von Unglücksfällen und Succeſſen, von Niederlagen und Siegen, von widrigen Natur- und politiſchen Begebenheiten, die ſie nöthigten, zu Abtreibung des Uebels, oder zu Wiederherſtellung des Schadens, allen ihren Verſtand und ihren Fleiß aufzubiethen, und von unerwartet günſtigen Ereigniſſen, welche dieſen Fleiß belohnten, indem ſie zugleich den ſinkenden Muth wieder belebten. In dieſer Schule wurden die Griechen erzogen. Auf dieſem Wege gelangten die Römer zu ihrer Größe. Um nur eines Umſtandes unter den vielen zu erwähnen, auf welche dieſer Geſichtspunct leitet: alle die kriegeriſchen Nationen, welche plötzliche und große Eroberungen, ohne großen Widerſtand zu finden, gemacht, und alle ihre Nachbarn vor ſich hingeſtreckt haben, wie die Mongolen unter Dſchinkischan und Timur, ſind durch ihre Succeſſe weder viel glücklicher noch viel klüger geworden. Aber die Römer, die mit gleichen Rivalen zu kämpfen hatten, und langſam, unter vielen ausgehaltenen Stürmen und erlittenen Niederlagen, emporſtiegen, wurden wirklich durch ihre Siege größer und edler: d. h. ſie lernten durch den Krieg, dieſes ihnen ſo gut gelingende, aber doch ſehr mühſame und oft ſchmerzhafte Handwerk, Weisheit, die auch im Frieden angewendet werden konnte, und erlangten Tugend, deren Werth und Wirkung ſich weiter, als auf die Ueberwindung der Feinde, ererſtreckte.

Iſt nun das Leiden dem Menſchen nöthig, um ſeine vernünftige Thätigkeit, das wahre menſchliche Leben, und die Quelle aller ſeiner Verzüge und künftigen Genüſſe, zu erwecken; iſt es aber auch nothwendig, daß die Paſſion mit der Action in Verhältniß ſtehe, wenn nicht das, was Reitz und Hülfsmittel ſeyn ſollte, Urſache der Unterdrückung und der Vernichtung werden ſoll: ſo fragt ſichs nun, wofern der Menſch ſelbſt etwas über ſich vermag, die Eindrücke der Dinge auf ſich zu modificiren: was iſt, in Abſicht dieſes leidentlichen Theils ſeiner Veränderungen, ſeine Pflicht, und was iſt ſeine Tugend? Der Menſch, der immer erſt afficirt werden muß, ehe er ſeine Spontaneität äußern kann; der oft ſchmerzhaft afficirt werden muß, wenn in ſeine freye Handlungen eine gewiſſe Energie kommen ſoll; der aber unter den ihn aufgedrückten Modificationen, das Eigenthümliche ſeines Weſens und ſeine Vollkommenheit verliert, wenn das Gefühl, und beſonders das unangenehme Gefühl, in ſeiner Seele die Oberhand über die deutlichen Ideen bekömmt: — welche Anlage hat ſich ein ſolcher Menſch, in Beziehung auf die Dinge, welche ſtarke Eindrücke auf ihn machen, und beſonders auf die, welche er Uebel und Unglücksfälle nennt, weil ihr Eindruck gewaltſam, und alſo ihm unangenehm iſt, zu wünſchen? Und auf welches Ziel muß er wohl hinarbeiten, wenn er vorſätzlich der Natur zu Hülfe kommen will? Mich dünkt, dieſe Tugend, die wir hier ſuchen, dieſe dem Menſchen zu wünſchende Anlage des Charakters, dieſes ihm vorzuſteckende Ziel iſt durch kein Wort der Sprache ſo nahe auszudrücken, als durch den Nahmen der Tugend, von der wir hier reden, Gelaſſenheit und Geduld. Der gewöhnliche Sinn dieſer Wörter iſt eingeſchränkter: aber die Natur der Sache verträgt, und verlangt ſogar, eine weitere Ausdehnung. Es kömmt nähmlich alles darauf an, dem Uebermaße in den paſſiven Veränderungen zu wehren, dem erſten Stoße der auf uns wirkenden Dinge das Erſchütternde zu benehmen, das uns niederwirft, anſtatt daß wir bloß in Bewegung geſetzt werden ſollten, — und in allen Fällen, wo wir ſtark afficirt werden, unſre eigne freye Thätigkeit aufrecht zu erhalten. Dieß iſt eben ſo ſehr beym Vergnügen, als bey der Unluſt, — bey der Bewunderung, wie beym Schrecken, bey dem Glanze lebhafter Senſationen, als bey dem Ungeſtüme der Leidenſchaften und Begierden, nöthig. — Allenthalben, wo in unſerm Erkenntniß, oder Begehrungsvermögen, durch fremde Kraft etwas gewirkt wird: da muß dieſe Wirkung mäßig und der uns möglichen Reaction angemeſſen ſeyn, oder ſie muß freywillig von uns gemildert werden, wenn nicht der Stoff, der uns dadurch zum Denken und Handeln geliefert wird, ungenützt bleiben, und ſelbſt uns ſchädlich werden ſoll. — Die Regel, welche uns dieſes befiehlt, iſt von dem erſten Moment an, da die Menſchen ſich mit der ſittlichen Vollkommenheit abgaben, und auf Mittel zu Erreichung derſelben dachten, anerkannt, und ſchon in den älteſten Sinnſprüchen der Weiſen auf mannichfaltige Art ausgedruckt werden. Das μηδὲν ἄγαν, das ne quid nimis, das nil admirari, — dieß alles bezieht ſich auf dieſen einen Punct; ſeine Freyheit unter den Einwirkungen der Objecte, welche Begierden erwecken, und die Klarheit ſeiner Verſtandesbegriffe unter den Senſationen der Dinge, welche die Sinne und die Einbildungskraft lebhaft füllen, zu erhalten. Gelaſſen und ſtark in allen dieſen Fällen ſeyn, iſt eine Gabe der Natur: ſich gelaſſen machen, iſt das Beſtreben des Weiſen und Tugendhaften. Und zwar da es ein doppeltes Mittel giebt, von einem Stoße weniger zu leiden: entweder ihm eine harte Oberfläche entgegenſetzen, an der er ſich bricht, — oder eine nachgebende, an welcher er abgleitet: ſo iſt das Unerſchütterliche des Geiſtes, das aus ſeiner Stärke entſteht, von derjenigen Ruhe, die aus der Gelaſſenheit, und gewiſſermaßen aus dem Nachgeben, entſpringt, zu unterſcheiden. Beyde Eigenſchaften ſind wünſchenswürdig: und die erſtre bringt vielleicht noch mehr Großes hervor; ſie zeigt wenigſtens eine edlere und kraftvollere Natur an. Aber ſie iſt auch dafür faſt ganz das Werk der Natur. Was der Menſch ſelbſt durch freyen Willen und durch Uebung am erſten thun kann, um ſich von dem ſinnlichen Eindrucke der auf ihn einſtürmenden Dinge nicht überwältigen und beherrſchen zu laſſen, iſt, daß er ihnen weicht und ſich in ſeine Schranken zurückzieht; — daß er ſich mit ſeinen Gedanken an ein noch höheres Weſen wendet, als das iſt, welches ihn jetzt blendet, oder erſchüttert; — mit einem Worte, daß er ſich an die Maßregeln, derjenigen Tugend hält, wovon hier die Rede iſt, und die Betrachtungen oft erneuert, welche bey ihr zum Grunde liegen. So iſt es z. B. gewiß das beſte Mittel, die Vorſtellungen von dem, was uns bewundernswürdig vorkömmt, ein wenig zu verkleinern, und die Hoffnungen und Beſorgniſſe, in Abſicht reitzender oder ſchreckender Gegenſtände, um etwas herabzuſtimmen, wenn wir mit der Idee des Univerſums und ſeines Urhebers bekannt, — und die einzelnen Dinge und Vorfälle, die uns im Leben aufſtoßen, gegen den Zuſammenhang aller Dinge und aller unſrer Schickſale, und gegen die Verbindung aller unſrer Zwecke zu halten und darnach zu meſſen gewohnt ſind.

Die Geduld in der Noth iſt eine Unterart jener allgemeinen Mäßigung der Empfindungen, von der ich rede. Sie iſt gewiß die Grundlage aller Tugenden, die ſich in dem Zuſtande des Leidens ausüben laſſen. Denn da alle auf der Beſonnenheit beruhn, und den freyen Gebrauch der Vernunft vorausſetzen: ſo iſt ihre erſte Bedingung, daß, durch die Heftigkeit des Uebels, die Beſonnenheit nicht geraubt, und die Vernunft in ihren Functionen nicht geſtört worden ſey. Und dieſe Wirkung des Uebels zu verhüten, muß die Empfindung deſſelben gemäßigt ſeyn. Die verdrießlichen und traurigen Bilder, die durch die Aſſociation unwillkürlich ſich zu der Empfindung geſelleten, und am meiſten beytragen, das Gemüth zu benebeln oder es niederzudrücken, müſſen beyſeite geſchafft und durch vorſätzlich erweckte fröhlichere verdrängt werden. Das innere unruhige und zweckloſe Entgegenſtreben, das die unangenehme Empfindung, welche dadurch weggeſchafft werden ſollte, nur verſtärkt, muß unterdrückt werden. Dieß alles umfaſſet die Tugend des Geduldigen. Er ſchränkt ſich gleichſam bloß darauf ein, zu leiden: — das zu empfinden, was er als leidentlichen Eindruck nicht vermeiden kann. Aber er entfernt mit größtem Fleiße alle Einbildungen, alle Ideen, die nur mechaniſch, vermittelſt des Körpers und der Organiſation, oder nur durch Aehnlichkeit mit der Empfindung zuſammenhängen. So macht er Raum für andre Ideen, die freyer und geiſtiger, aus der eignen Kraft ſeiner Vernunft entſtehn, und mit den Endzwecken derſelben zuſammenhängen. Indem er den krampfhaften Zuckungen wehrt, in die ſein Begehrungsvermögen durch den Reitz verſetzt wird, verſchafft er den beſſern Triebſedern, die auf den Willen des Geſunden und Vernünftigen wirken, ihren gewohnten Einfluß wieder. Mit einem Worte, der Geduldige ſucht den natürlichen Zuſtand des Gemüths, den das Uebel geſtört hat, ſo weit es ihm möglich iſt, wieder herzuſtellen. Die Bemühung darnach iſt ohne Zweifel das, was die Vernunft dem Leidenden am deutlichſten befiehlt: und das Gelingen derſelben iſt augenſcheinlich das, was den Leidenden am glücklichſten macht, ſo lange das Uebel ſelbſt nicht gehoben werden kann.

Anmerkung zu Seite 81. *)

Ich glaube nicht, daß ich Urſache habe, mich, in dieſer ganz praktiſchen Materie, in den theoretiſchen Streit, ob moraliſche Vollkommenheit, oder ob Glückſeligkeit der letzte Zweck der Schöpfung ſey, einzulaſſen. Diejenigen, welche das erſte behaupten, getrauen ſich doch nicht, die Glückſeligkeit von der Tugend auf ewig abzuſondern. Sie wollen zwar, daß die Beobachtung des moraliſchen Geſetzes, ganz ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit, der einzige Endzweck für den Menſchen ſey, daß ſie als der einzige Endzweck des Schöpfers angeſehen werde. Aber ſie betrachten demohnerachtet die Tugend unter dem Geſichtspuncte, daß ſie dem vernünftigen Weſen, welches ſich dadurch unterſcheidet, die Würdigkeit verleihe, glückſelig zu werden. Sie ſind ſogar einig, daß der Tugendhafte, bey ſeinem uneigennützigen Gehorſam gegen das Sittengeſetz, jenen Geſichtspunct nie aus den Augen verlieren könne noch dürfe. Nicht dürfe, ſage ich, weil er ſonſt den Uebergang in die unſichtbare Welt, den zur Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes und von der Unſterblichkeit, gänzlich verlöre, die doch, nach der Theorie dieſer Philoſophen ſelbſt, durchaus nothwendig iſt, dem moraliſchen Syſtem Halt und Feſtigkeit zu geben. Der Tugendhafte ſtrebt alſo, dieſen Principien zufolge, unaufhörlich darnach, der Glückſeligkeit würdig, aber

— in ſo fern er wahrhaft tugendhaft iſt, — nie darnach, glückſelig zu ſeyn. Er denkt ſich zwar ſeine Folgſamkeit gegen das Sittengeſetz immer in der Beziehung auf das Wohlſeyn, mit welchem ſie eine natürliche, in der Vernunft gegründete Verbindung hat: aber er ſchließt doch dieſes Wohlſeyn gänzlich von ſeinen Endzwecken aus, wenn er jene Folgſamkeit wirklich beweiſt. — Ich für mein Theil geſtehe, daß ich dieſe Theilung der Ideen mit meinem Kopfe ſehr wohl begreife, daß ich aber dieſe Theilung der Wünſche und Beſtrebungen in meinem Herzen nicht finde; — daß es mir ſogar unbegreiflich iſt, wie irgend ein Menſch ſich bewußt werden kann, ſein Verlangen, der Glückſeligkeit würdig zu ſeyn, von dem Verlangen nach Glückſeligkeit ſelbſt, rein abgeſondert, — und alſo die Pflicht ganz uneigennützig ausgeübt zu haben. Solche feine Unterſchiede der Ideen verdunkeln ſich ſchon im Nachdenken über particuläre Gegenſtände. Aber ſie verliehren ſich gänzlich, wenn es aufs Handeln ankömmt, — wenn ſie auf Begierden und Abſichten angewandt werden ſollen. Je einfacher, ſchneller, und von klaren Vorſtellungen entblößter der Schritt iſt, durch den wir von der Betrachtung der Motive zum wirklichen Handeln übergehn: deſtoweniger iſt es möglich, das beſtimmte Gewicht, welches jedes Motiv hinzugethan hat, den Schritt ſo und nicht anders zu leiten, genau und ſicher zu erkennen. Von einer andern Seite biethen ſich mir noch einige hiervon verſchiedne Betrachtungen an, welche mich hindern mit der Vorſtellungsart der Kantiſchen Philoſophen völlig übereinzuſtimmen, ob ich gleich glaube, daß ſich bey vollſtändiger Entwickelung unſrer Vorſtellungen, in ihrem Weſentlichen, eine weit geringere Verſchiedenheit, als in ihrer Bezeichnung, finden würde.

Mich dünkt, das Erſte und Allgemeinſte, welches ſich finden muß, wo man einen Zweck, und eine Willensbeſtimmung nach Zwecken annehmen ſoll, iſt: daß das Weſen, in welches der Zweck geſetzt wird, überhaupt das Vermögen habe ſeiner Zuſtände gewahr zu werden; daß es zweytens den Zuſtand, welcher als Zweck angeſehen werden ſoll, oder einen ähnlichen, einmahl wahrgenommen habe; und daß es drittens dieſem Zuſtande, als es ihn wahrnahm, einen Vorzug gab, oder ihn lieber hatte.

Die Sprache hat, leider, nicht Ausdrücke genug für ſo allgemeine Begriffe: und man muß ſich der Wörter, die ſchon beſtimmteren und concreteren Empfindungen und Begierden gewidmet ſind, bedienen, um dieſe Uranfänge aller Empfindungen und Begierden zu bezeichnen; — eine Sache woraus eben, in dieſem Theile der Metaphyſik, ſo viel Mißdeutung entſteht.

Geſetzt aber auch daß in der wirklichen Reihe der Veränderungen der lebendigen und ſelbſtthätigen Weſen, das Empfinden gegenwärtiger Zuſtände, vor dem Beſtreben nach einem gewiſſen künftigen Zuſtande, nicht vorhergehen dürfte: — (eine Sache, worüber es hier nicht der Ort iſt abzuſprechen,) ſo würde doch gewiß, in der Ordnung der Begriffe, das Wahrnehmen und Unterſcheiden der Zuſtände, — wodurch dem einen vor dem andern ein Vorzug gegeben wird, — vor der Wahl eines unter denſelben, und alſo vor der Vorausbeſtimmung eines gewiſſen Endzwecks vorhergehn müſſen. Ein Zuſtand aber, den ein, mit dem Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und ſeiner Zuſtände begabtes Weſen dann, wenn dieſer Zuſtand gegenwärtig iſt und von ihm wahrgenommen wird, andern Arten zu Seyn vorzieht, iſt ein guter Zuſtand. Und eine Reihe ſolcher guten Zuſtände, iſt der allgemeinſte Begriff, den das Wort Glückſeligkeit ausdrücket.

Dieſer Begriff geht alſo vor dem eines Zwecks, und eines Beſtrebens nach dieſem Zwecke, bey jenem Weſen voraus, und liegt bey deſſen Beſtreben zum Grunde. Er iſt alſo auch früher und urſprünglicher im Verſtande, als der Begriff von moraliſchen Zwecken. — In der Succeſſion unſrer Ideen, iſt demnach der Fortſchritt von Glückſeligkeit zur Tugend weit natürlicher als der umgekehrte, nach welchem der Begriff von Tugend uns erſt auf den von Glückſeligkeit führen ſoll. Ein Geſetz ſetzt Motive, Motive aber ſetzen einen vorher wahrgenommenen Unterſchied eines ſchlechtern Zuſtandes von einem beſſern voraus. Dieſer wahrgenommene Unterſchied iſt das Element des Begriffs Glückſeligkeit, der ſich, nach und nach, durch die Menge ſolcher Wahrnehmungen erweitert, und durch ihre Mannichfaltigkeit modificirt. Aus der Glückſeligkeit, im allgemeinſten Sinne des Worts, entſpringen die Motive zu jedem Beſtreben, — alſo auch zur Befolgung des moraliſchen Geſetzes. Ich muß erſt überhaupt wiſſen, daß etwas gut iſt, ehe ich fragen kann, ob die Erfüllung moraliſcher Pflichten unter die Rubrik des Guten gehöre; der Menſch muß eine Triebfeder haben, die ihn in Bewegung ſetzt, ehe man ihm ein Ziel vorſtecken kann, wohin dieſe Bewegung gerichtet ſeyn ſoll.

Ich ſchließe hieraus, 1) daß es erlaubt iſt von der Glückſeligkeit, als dem einzig denkbaren Zwecke der Dinge, zu reden, weil nähmlich ein Zuſtand, der einem des Bewußtſeyns und der Wahrnehmung unfähigen Weſen zugehört, — einer, der zwar in einem ſeiner ſelbſt bewußtſeyenden Weſen exiſtirt, aber nie von ihm wirklich wahrgenommen worden; oder endlich der, als er in einem ſolchen Weſen gegenwärtig war und von ihm wahrgenommen wurde, keinen ſolchen Eindruck machte, daß er von dieſem Weſen andern Zuſtänden vorgezogen wurde, — weil, ſage ich, ein Zuſtand dieſer Art, unmöglich, unter irgend einem Geſichtspuncte, als Zweck angeſehen werden kann. Ein Zuſtand aber, der von dem Weſen, welchem er zugehört, wahrgenommen, und, vermöge des Eigenthümlichen in dieſem Bewußtſeyn, andern Zuſtänden vorgezogen wird, iſt, nach meinen Begriffen, der Grundſtoff der Glückſeligkeit.

Ich ſchließe 2) daß nicht bloß die denkenden, ſondern alle empfindenden, und, ihre Zuſtände als gut oder böſe unterſcheidende, Weſen fähig und würdig ſind, von einem vernünftigen und moraliſch handelnden Urheber irgend eines Werks, und alſo auch von dem Werkmeiſter oder Schöpfer der Welt, als Zwecke angenommen zu werden. So wie ich, von der einen Seite, in dem Leb- und Empfindungsloſen, an ſich betrachtet, nichts entdecke, was gut oder ſchlecht, ſchön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen genannt, und durch irgend einen Ausdruck des Vorzugs oder der Herabſetzung bezeichnet zu werden verdiente; — ſo wie ich einzuſehen glaube, daß alle Epithete dieſer Art, welche wir einzelnen Dingen aus der Körperwelt, oder der ganzen lebloſen Natur beylegen, ihnen bloß in der Beziehung zukommen, welche ſie auf die lebendigen, der Vorſtellung und des Bewußtſeyns fähige Weſen haben, (es ſey, inſofern ſie zur Erhaltung oder Zerſtöhrung derſelben beytragen, oder wiefern ſie auf die Sinne, den Verſtand, oder die Einbildungskraft derſelben, der Natur dieſer Kräfte gemäß, oder ihr entgegengeſetzt, wirken): ſo dünkt mich, von der andern Seite, daß das ganze Reich der lebendigen und empfindenden Weſen ohne Unterſchied, — ihre Vorſtellungen mögen ſich zu einem höhern oder mindern Grade der Deutlichkeit erhöben, — ihre Triebe ſich zu einer mehr oder weniger vollkommnen Moralität entwickelt haben, — das eigenthümliche Gebieth jener Ideen, des Guten und Böſen, ausmache. Wo ein Weſen iſt, das den einen ſeiner Zuſtände mit Wohlgefallen, den andern mit Widerwillen anſieht: da ſind auch andre vernünftige Weſen, welche dieſes bemerken, berechtigt, jenen Zuſtand und ſeine Urſachen als gut zu betrachten, dieſen, nebſt dem, was ihn hervorbringt, unter die Claſſe des Böſen zu rechnen; — ja, da ſind ſie verpflichtet, die Beförderung jenes Guten, die Verhüthung oder Verminderung dieſes Böſen, unter ihre Endzwecke aufzunehmen. Und mit dieſer Theorie, die aus den erſten Urbegriffen des Guten und des Zwecks hergeleitet iſt, ſtimmen auch die gemeinen Begriffe, und die natürlichen Empfindungen guter Menſchen zuſammen, die, da ſie ſich gewiſſe Pflichten gegen die Thiere auflegen, da ſie an den Schickſalen derſelben einen, dem Mitleiden und der geſelligen Freude ähnlichen, Antheil nehmen, bezeigen, daß ſie dieſelben und ihr Wohl und Weh von ihren Endzwecken nicht ausſchließen, und daß ſie das Daſeyn und das Wohlſeyn der Thiere mit zu dem Syſtem von Glückſeligkeit rechnen, nach welchem ſie auch über den Endzweck der Welt urtheilen.

Die Erörterung dieſer Begriffe würde hier am unrechten Orte ſtehn, wenn nicht eine in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der neueſten, und jetzt mit vielem Recht allgemein geſchätzten Philoſophie, ohne hinzugeſetzte Rechtfertigung deſſelben, dem Verfaſſer den Vorwurf zuziehn könnte, als wenn er die neuern Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft vernachläſſiget hätte, — einen Vorwurf, der bey den Verehrern derſelben, auch dem Wahren und Brauchbaren, was er möchte geſagt haben, ihre Aufmerkſamkeit entziehen könnte.

II.

Ueber die Moden.

In jeder enger verbundnen Geſellſchaft entſteht unter den Gliedern derſelben, außer der Gleichförmigkeit, welche die Natur hervorgebracht hat, oder die von der Aehnlichkeit ihrer Lage, von dem Gemeinſchaftlichen ihres Geſichts- und ihres Wirkungskreiſes herkömmt, auch noch eine neue, durch Nachahmung. Dieſe Nachahmung iſt zum Theil unwillkührlich. Perſonen, die täglich mit einander umgehn, nähern ſich einander unvermerkt. Jeder verliert gewiſſe Eigenheiten, und nimmt einige Eigenſchaften andrer an. So vereinigen ſich alle zuletzt in gewiſſen mittlern und gemiſchten Charakterzügen, wodurch eben die Sitten dieſer Geſellſchaft beſtimmt werden. Eine andre Art der Nachahmung iſt abſichtlich. Viele bemühn ſich Einem, den ſie für vortrefflich halten, ähnlich zu werden, weil ſie dadurch ihren eignen Werth zu erhöhen hoffen.

Dasjenige, was in jeder Geſellſchaft, ſo wie bey jedem Menſchen, die Wahl beſtimmt, wo unter mehrern Dingen zu wählen iſt, — oder was ſie zu Aenderungen bewegt, wenn ſie alte Einrichtungen mit neuen vertauſchen, iſt entweder das Gute oder das Schöne. Die Begriffe vom Guten und Böſen, werden, in dem geſellſchaftlichen Zuſtande der Menſchen, beſtimmt durch die Geſetze und durch das Gewiſſen: die Begriffe vom Schönen und Häßlichen, durch den Geſchmack und durch die Mode.

Wie es nähmlich in Abſicht deſſen, was gut, und alſo Pflicht iſt, kleinere Gegenſtände giebt, die durch Geſetze im Allgemeinen nicht entſchieden werden können: ſo giebt es deren auch in Abſicht des Schönen und des Anſtändigen; — Dinge von einer geringern oder einer flüchtigern und wandelbarern Natur, die nach der Empfindung, ſelbſt der am beſten organiſirten und am feinſten unterſcheidenden Menſchen, nicht immer gleichförmig beurtheilt werden. Jene Pflichten alſo und dieſe Schönheiten ändern nach Zeit, Ort und Umſtänden ab. Sie bleiben beyde eigentlich der Beurtheilung eines jeden Individuums in jedem beſondern Falle überlaſſen: ſie werden aber doch unter Menſchen, die an einem Orte, und in mannichfaltigen Verbindungen leben, durch gewiſſe gemeinſchaftliche Regeln angeordnet. Von dieſen ſind die, welche ſich auf die Pflichten beziehn, unter dem Nahmen der Sitten bekannt: die, welche über Schmuck und Anſtand gebiethen, machen den Gegenſtand meiner Betrachtung, die Mode, aus.

Und hier trennen ſich dieſe beyden bisher verglichnen Sachen. Die Sitten ſind keiner Veränderungen fähig, als ſolcher, durch welche ſie beſſer oder ſchlimmer werden. Alles übrige, was ſonſt noch bey Handlungen, welche Pflichten, wenn auch nur kleinere Pflichten ſind, unbeſtimmt iſt, und alſo veränderlich ſeyn kann, bezieht ſich ſo ganz auf die beſondern Umſtände einzelner Perſonen: daß es nie in der ganzen Geſellſchaft, merkliche und gemeinſchaftliche Abwechſelungen veranlaſſen kann. Die Mode hingegen kann ſich in einem weiten Kreiſe von Abwechſelungen umherbewegen, ohne von ihrem Ziele ſich merklich zu verirren, und ohne der Vollkommenheit viel näher zu kommen. Die Begriffe vom Schönen in Nebenſachen, können ſich unter einer ſo großen und ſo genau verbundnen Anzahl von Menſchen, als die Bürger eines Staats ſind, oft verändern, und doch ſo, daß zu jeder Zeit der größre Theil derſelben in gemeinſchaftlichen Puncten übereinſtimmt.

Dem zu Folge können wir die Mode ſo erklären, daß ſie die zu jeder Zeit herrſchende Meinung von dem Schönen und Anſtändigen in kleinern Sachen iſt, in Sachen, die weder durch Anwendung der Regeln des Geſchmacks noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Uebereinſtimmung, regulirt werden können.

Schon dieſe Erklärung zeigt, daß das Gebieth der Mode keine ganz beſtimmte Gränze habe. Nachdem die Menſchen mehr oder weniger Sachen unter die Kleinigkeiten rechnen; nachdem ihr Geſchmack durch Naturanlagen, oder durch Bildung und Kunſt mehr oder weniger fixirt iſt; nachdem ſie mehr auf die Nutzbarkeit und den Gebrauch der Sachen, oder mehr auf die Annehmlichkeit derſelben ſehn; nachdem ſie überhaupt mehr oder weniger Trieb zu Veränderungen haben, oder mehr oder weniger Vergnügen an Neuheit finden: nachdem werden bey ihnen mehr oder weniger Gegenſtände, ohne feſte Regeln, und daher der Herrſchaft der Mode überlaſſen bleiben.

Daß es Moden unter den Menſchen giebt, iſt eine Folge ihrer geſelligen Natur. Sie wollen einander gleichförmig ſeyn: weil ſie mit einander verbunden ſeyn wollen. Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, iſt ein Abſtand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mittheilung der Ideen im Wege ſteht. — Wenn Menſchen einander einmal ſo nahe ſind, daß ſie mit einander gemeinſchaftlich handeln, oder ſich in Geſellſchaft mit einander vergnügen: ſo iſt es eben ſo wohl eine natürliche Folge ihrer Geſinnung gegen einander, als eine unwillkührliche Wirkung ihres Beyſammenſeyns, daß ſie einander ähnlich zu werden ſtreben. Und dieſe Gleichförmigkeit, wenn ſie in einer Geſellſchaft einmal erreicht iſt, wird für jedes neue Glied, das in dieſelbe aufgenommen werden, oder in ihr mit Ehren und Vergnügen auftreten will, eine Regel.

Daher hat es Moden unter den Menſchen gegeben, ſo lange Menſchen exiſtiren. Es giebt deren unter den Wilden. Die Einſchnitte, die ſie ſich in die Haut machen, und die Farben, mit welchen ſie ſie einreiben, ſind in jeder Völkerſchaft, und oft in vielen Völkerſchaften auf einem großen Erdſtriche, gleichförmig. Wie viele und wie beſtimmte Moden in den Verzierungen ihrer Perſonen und Häuſer ſowohl, als in den Ausdrücken ihrer Höflichkeit finden wir nicht bey den Homeriſchen Helden! So wie ſich die Stände von einander abſondern, und ſich die große bürgerliche Geſellſchaft gleichſam in mehrere kleine trennt, die nur als Corpora mit einander verbunden bleiben, ohne daß die Individuen, woraus ſie beſtehn, ſich wechſelsweiſe ſehr nahe kämen: ſo trennen und vervielfältigen ſich auch die Moden. Ja ſie werden eben ſo gut Mittel der Abſonderung, als der Vereinigung. Der gemeinſchaftliche Ehrgeitz Vieler ſucht ſich eben ſo ſehr durch ein ähnliches Aeußeres von denen, die unter ihnen ſind, zu unterſcheiden, als die Zuneigung und Vertraulichkeit derer, die ſich einander für gleich halten, ſie bewegt, alle Unterſchiede ſo viel, als möglich, zu vermeiden.

Doch dieſer aus der Geſelligkeit entſpringende Trieb der Menſchen, ſich einander ähnlich zu machen, iſt nur ein Principium des Willens; dem zu Folge ſie nach Gleichförmigkeit in den ſichtbaren Formen, welche ſie ſich ſelbſt und ihren Handlungen, — oder welche ſie den zu ihnen gehörigen und ihren Bedürfniſſen dienenden Dingen geben, verlangen. Aber wo nimmt ihr Verſtand oder ihr Inſtinct die Regel her, nach welcher er dieſe Aehnlichkeit jedesmahl beſtimmt? Hier kömmt nun von der einen Seite der Nachahmungetrieb, von der andern die Ungleichheit, welche die Natur unter den Menſchen gemacht hat, dem geſelligen Triebe zu Hülfe. Der erſte iſt hinlänglich eine ſchon eingeführte und angenommene Mode fortzupflanzen: aber er iſt nicht genug, ſie hervorzubringen. Der Nachahmungstrieb Vieler muß nähmlich ein gemeinſchaftliches Centrum bekommen. Es muß alſo Einer, oder es müſſen Wenige ſeyn, welche die Augen Vieler auf ſich ziehn, und von ihnen als Muſter angeſehn werden. Dieß würde nicht ſeyn, wenn die Natur eine vollkommene und abſolute Gleichheit unter den Menſchen gemacht hätte, oder wenn ſich dieſelbe in der errichteten Geſellſchaft erhalten könnte. Aber, weil vom Anfange des menſchlichen Geſchlechts an, Schönheit, Größe, Stärke, Muth und Verſtand einen Menſchen vor dem andern, und einige wenige unter einer großen Menge auszeichneten; — und weil, vom Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft an, Reichthum und Macht auf gleiche Weiſe einzelne Individuen unterſchied: ſo entſtanden durch beydes im menſchlichen Geſchlechte gewiſſe Höhen, auf welche alle ihre Blicke richteten. Die Begierde, die jeder hat, ſelbſt vortrefflich zu ſeyn, und über andre hervorzuragen, reitzt die meiſten, diejenigen nachzuahmen, die ſie ſchon in dem Beſitze eines ſolchen Vorzugs ſehn. Daher ſind der Moden weit mehrere, und ihre Abwechſelung ſowohl, als ihre Herrſchaft während ihrer Dauer, iſt größer in einer Geſellſchaft, in der eine regelmäßige Unterordnung der Stände durch die Verfaſſung eingeführt iſt, als in einer, wo dieſer Unterſchied gar nicht vorhanden iſt oder weniger beobachtet wird. Die Monarchie iſt der Sitz und die Quelle der Moden: beſonders eine gemäßigte Monarchie, in welcher die Stände durch allmählige Gradationen emporſteigen. — Denn ein einzelner alle Unterthanen in gleicher Niedrigkeit haltender Deſpot, wie es die orientaliſchen ſind, iſt von der Menge zu ſehr entfernt, iſt zu unſichtbar, und zu fürchterlich, um der Gegenſtand der Nachahmung zu werden. Aber wenn der Stufen viele ſind; jeder Menſch gewiſſe andre über ſich hat, welche ihm nahe genug ſind, um von ihm beobachtet zu werden, und doch noch ehrwürdig genug, um ihn zur Nacheiferung ihrer Größe, und zur Annahme ihrer Gewohnheiten zu reitzen: ſo wird der Nachahmungstrieb bey allen unaufhörlich erweckt; und er wird, von Stufe zu Stufe, unmerklich auf einen gemeinſchaftlichen Punct hingezogen.

Aber zum Weſen der Mode, gehört nicht bloß die Einſtimmung Vieler in denſelben Gewohnheiten oder in der Wahl derſelben Sachen, zu einer und derſelben Zeit, — ſondern auch die Veränderlichkeit dieſer Gewohnheiten und dieſer Wahl in der Folge derſelben. Und wodurch werden dieſe Veränderungen veranlaßt, nach welchen Geſetzen werden ſie beſtimmt?

Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, entſteht aus dem Triebe nach Beſchäftigung, und aus der Thätigkeit des Geiſtes, — aus dem Geſchmacke am Schönen und dem Urtheile über daſſelbe, — und endlich aus der National-Induſtrie. Sie iſt bey jedem Volke größer oder kleiner, nachdem dieſe Urſachen bey ihm in einem höhern oder mindern Grade vorhanden ſind.

1. Träge, kalte, ernſthafte Menſchen, die nur wenige Ideen, eingeſchränkte Kenntniſſe, einfache und ſtarke Leidenſchaften, und wenig Betriebſamkeit haben, — die ſich nach der Arbeit bloß durch Ruhe erholen, — die wenig Zeitvertreibe kennen, und nach keiner Unterhaltung verlangen, wenn ihr Bedürfniß befriedigt iſt, ſind deßwegen in allen ihren Einrichtungen weniger veränderlich, weil ſie wenig über dieſelben nachdenken, und weil ihnen das Alltägliche und Gewohnte keine lange Weile macht. Sie ſind es noch weniger bey den Gewohnheiten, die ihre Bequemlichkeiten und ihre alltägliche Lebensart betreffen, weil hier jede Neuerung ſie aus der Ruhe ſtört, die ſie über alles ſchätzen, und weil ſie die Mühe ſcheuen, die es immer anfangs koſtet, eine neue Gewohnheit anzunehmen, oder ſich in eine unbekannte Form eines Dinges, deſſen man bedarf, zu ſchicken. — Eine Nation hingegen, welche Witz

und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntniſſen aller Art ausgerüſtet, und nach neuen Bildern für ihre Imagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verſtand begierig iſt; — eine Nation, die in der Bewegung, im Geſpräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geiſtes, oder in Beſchäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erholung findet: eine ſolche Nation wird auch Kleider, Hausrath, beſonders alles, was zum Schmucke, und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im geſellſchaftlichen Umgange andern zur Schau ausgeſtellt wird, oder ihnen Vergnügen verſchaffen ſoll, oft ändern. Sie ſcheut die lange Weile mehr, als die Mühe: und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn ſie nur durch eine lebhaftere Senſation, dergleichen das Neue immer erregt, ſchadlos gehalten wird, oder hoffen kann eine ſolche bey andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geſchmack finden und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, deſſen wir uns bewußt ſind, und in deſſen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre ſetzen; ſo iſt es eine natürliche Folge, daß wir über dieſe Formen nachdenken, und unſern Geſchmack zu einem Gegenſtande der verſtändigen Beurtheilung und des Räſon-

nements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner abſoluten Regel der Schönheit fähig ſind, räſonnirt, und dieſe Beurtheilung oft erneuert: ſo entſtehen vielerley Ausſichten; ſo zeigen ſich mannigfaltige Geſichtspuncte. Und durch dieſe wird die Vorſtellung vom Schönen, anſtatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten ſollte, ſchwankend. Das, was uns unter der Idee der eleganten Einfalt gefiel, macht, in unſrer Neigung und in unſern Begierden, dem Platz, was durch Pracht die Sinne an ſich zieht. Bald iſt es die Vergleichung mit den Formen des Alterthums, oder einer fremden geſchätzten Nation, — bald iſt es die größre Zweckmäßigkeit der Sache, welche uns an unſerm Hausgeräthe und unſern Werkzeugen einnimmt, und unſre Wahl beſtimmt. Zu der einen Zeit iſt unſre Aufmerkſamkeit auf das Natürliche und Ungezwungne gerichtet; — und dann übertreiben wir es oft, in unſerm Anzuge, wie in unſerm Betragen, bis zum Nachläßigen und Rohen: — zu einer andern auf das Schöne, welches in der Regelmäßigkeit und in der Proportion liegt; und dann verfolgen wir dieſe oft bis zum Steifen und Gezwungnen. Alles dieſes geſchieht nur, weil wir mit

Bewußtſeyn daran arbeiten, uns und unſre Sachen zu verſchönern. Es iſt uns ſehr viel daran gelegen, die gefälligen Formen in den Dingen zu finden. Wir durchſuchen deßwegen alle Beſtandtheile und Verhältniſſe der Schönheit: und niemals völlig, oder doch nicht lange befriedigt, wenden wir uns von der einen Form zu der andern, um zu verſuchen, ob wir nicht unſer Ideal durch irgend eine erreichen können. — Nicht ſo unruhig und veränderlich ſind diejenigen Nationen in ihrem Geſchmacke, die überhaupt gegen das Schöne gleichgültiger, und beſonders in ihrem Wohlgefallen an demſelben nie ſo weit gekommen ſind, daß ſie die Theorie davon unterſucht hätten. Je weniger man das, was da iſt, beurtheilt: deſto ruhiger bleibt man dabey. Wo aber alles kritiſirt, da verändert und ſtört auch alles den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge.

3.) Wenn die Arbeiten der Menſchen ſich getheilt haben; und mit der Verfertigung und Geſtaltung der Dinge, die zu unſern mannichfaltigen Bedürfniſſen gehören, ſich eigne Künſte und Lebensarten beſchäftigen, die die Quelle des Erwerbs für eben ſo viele Bürgerclaſſen geworden ſind: ſo kömmt das Intereſſe dieſer, der Eitelkeit der übrigen Claſſen zu Hülſe, die Veränderlichkeit der Moden zu beſchleunigen. Der erſtern genauere Bekanntſchaft und immerwährende Beſchäftigung mit demjenigen Stücke des Luxus oder der Bedürfniſſe, welches ſie hervorbringen, erhöht ihre Erfindſamkeit, — entweder noch neue Endzwecke und neue Bequemlichkeiten zu entdecken, für welche es eingerichtet und aptirt werden, oder bloß neue Formen zu erdenken, durch welche es gefallen und Aufmerkſamkeit erwecken könnte. Zugleich hängt der Unterhalt und der Wohlſtand dieſer Claſſen von der Menge der Arbeiten ab, welche ſie liefern: und es iſt ihnen alſo daran gelegen, daß die Producte derſelben öfter von ihren Kunden erneuert werden, als es, bloß ihrer Abnutzung wegen, nöthig wäre. Hierzu aber kann kein andres Motif reitzen, als wenn dieſe neuen Producte von den alten verſchieden ſind, und irgend einen Vortheil oder eine Annehmlichkeit verſprechen, welche die vorigen nicht darbothen. Je mehr alſo der Handwerks- und Künſtler-Arbeiten, die man zuſammen mit dem Nahmen der Induſtrie belegt, in einer Nation vorhanden ſind, je mehr die, welche dieſe Arbeiten verrichten, ihr Gewerbe als Kunſt betreiben; je mehr Genie ſie zu Erfindungen haben, und mit je mehr Geſchicklichkeit ſie neue Entwürfe ausführen: deſto unaufhörlicher wird bey dieſer Nation gearbeitet, die Formen aller Dinge, welche zur Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Equipage gehören, es ſey zu verbeſſern, es ſey bloß zu vervielfältigen. Und bey dieſem Beſtreben der arbeitenden Claſſen immer neue Modelle für das Modiſche zu fabriciren, kann es nicht fehlen, daß nicht auch die Neigung der genießenden neue Moden anzunehmen, und durch dieſelben zu glänzen, unterhalten werde.

Die genannten drey Urſachen liegen in Umſtänden, welche dem ganzen Körper einer Nation zugehören. — Man kann noch eine vierte hinzuſetzen, die nur auf den höhern oder glücklichern Theil wirkt, aber eben deßwegen auf die allgemeine Veränderlichkeit der Nationalmoden von großem Einfluß iſt, weil alle beträchtliche Neuerungen eben bey jener Claſſe den Urſprung nehmen, und von da zu den übrigen herabſteigen. Dieſe Urſache iſt die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen. Denn da die Niedrigern ſich durch Nachahmung immer an ſie herandrängen, und ſie durch Stolz bewogen werden, ſich immer wieder von denen, die unter ihnen ſind, zu entfernen: ſo wird bey ihnen, die allen Menſchen natürliche Begierde nach dem Neuen, durch Eitelkeit und Hochmuth geſchärft. Das Schöne und das Zweckmäßige ſelbſt, verliert ſeinen Werth in ihren Augen, ſobald ſie ſich nicht mehr in dem ausſchließenden Beſitze deſſelben ſehn; und Veränderungen, die ſich nicht von Seiten ihrer Nützlichkeit oder ihrer Eleganz empfehlen, können ihnen ſchon deßwegen willkommen ſeyn, weil das Neue, wenigſtens eine Zeit lang, nicht das Allgemeine iſt.

Wie ſehr die Denkungsart und der Charakter der Reichen auf die Abwechſelung der Moden Einfluß habe, kann man auch daraus ſehn, daß faſt in jeder Nation der Gang der Abwechſelungen dieſer iſt, daß immer theurere Moden auf wohlfeilere folgen. Dieß kann zum Theil daher kommen, daß, indem die Kunſt mehr an den Dingen vervollkommnet, die Arbeit des Künſtlers zugleich länger und ſchwerer wird, und alſo auch ſein Lohn größer ſeyn muß. Aber das iſt nicht die einzige Urſache jenes Factums. Da der Reiche der erſte und beſte Kunde des induſtriöſen Mannes und des Erfinders neuer Moden iſt, ſo muß dieſer letztre auf die Neigung deſſelben bey ſeinen Arbeiten und Erfindungen vorzüglich Rückſicht nehmen. Aber er weiß, daß ſchon die bloße Koſtbarkeit einer Waare ihr einen größern Werth, in den Augen der Reichen, giebt. Er ſieht, daß dieſe ſo vieles um und an ſich haben, was ganz unnütz iſt, bloß weil es Geld koſtet, und andern zeigt, wie viel ſie Geld aufwenden können. Er ſchließt alſo, daß ſie ſich noch viel lieber gefallen laſſen werden, daß das, was nützlich iſt, durch außerweſentliche Zierrathen, durch Seltenheit des Materials, oder durch Künſtlichkeit der Fabrication, koſtbar werde, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihren guten Geſchmack und ihren Reichthum zugleich ſehen zu laſſen.

Vielleicht iſt dieß eine der ſchädlichſten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungsſucht den ärmern Claſſen zum Verderben gereicht. Da es die Reichſten ſind, welche den Gang der Moden reguliren, und doch dieſe Moden, wenn ſie einmahl herrſchend geworden ſind, auch unter die weniger wohlhabenden Claſſen kommen: ſo werden dieſe durch die Begierde, mit ihrem Zeitalter fortzugehn, zu immer größerm und größerm Aufwande bewogen, und oft zu Anſtrengungen über ihr Vermögen verleitet, die ſie zuletzt in Armuth ſtürzen.

So viel von den Urſachen der Veränderlichkeit in den Moden, und von den Graden derſelben. Aber in der Art und Weiſe wie dieſe Veränderungen geſchehn, zeigen ſich ebenfalls gewiſſe Geſetze, deren Entwickelung nicht unnütz iſt, weil ſie die Natur des Menſchen, und den Einfluß des geſellſchaftlichen Zuſtandes auf ihn, ſchildert.

Der Urſprung neuer Moden kömmt immer von der Nation her, welche, außer dem erfinderiſchen Genie, oder einer von dem Gewöhnlichen gern abgehenden Phantaſie, auch noch dasjenige Anſehn oder die Gunſt unter den übrigen Völkern beſitzt, wodurch das von ihr Erfundne dieſen zur Nachahmung empfohlen wird.

Mit der Anzahl der auf dem politiſchen Schauplatze glänzenden, oder in der Cultur fortgeſchrittnen Nationen, und mit der Verbindung dieſer Nationen unter ſich, wird das Reich der Moden erweitert. So lange jedes Volk ein von andern Völkern ganz abgeſonderter Körper war, von dem, was bey dieſen vorgieng, wenig erfuhr, über das, was ſie hervorbrachten oder thaten, nicht urtheilte; ſo lange jedes auf die Erfindungen und auf die Sitten eingeſchränkt war, die es aus ſich ſelbſt geſchöpft hatte: ſo lange waren alle Bedürfniſſe noch einfach, die Induſtrie eingeſchränkt; und neue Veränderungen des Ueblichen waren ſchwer und ſelten. — Wenn, unter rohen und unaufgeklärten Völkern, ein einziges ſich der Kunſt und der Wiſſenſchaft näherte, und nach Schönheit, in ſeinen Producten und in den Befriedigungsmitteln ſeiner Bedürfniſſe, ſtrebte: ſo ward dieſes, durch ſeinen Charakter und ſeine Lage, gemeiniglich auf einen einzigen Weg geleitet, der es zu einem beſtimmten Ziele führte. Oder wenn auch, mit der Länge der Zeit, dieſer Charakter und dieſe Lage ſelbſt einige Aenderungen litt, die auf die Producte des Kunſtfleißes und auf die Gewohnheiten der Nation Einfluß hatten; oder wenn einzelne große Genies unter ihr auftraten, deren Erfindungen neue Ideenreihen veranlaßten, und den Grund zu Abänderungen in der Lebensart und in der Geſtalt der den Menſchen angehörigen äußern Dinge legten: ſo war doch der Fortgang vom Aeltern zum Neuern langſam, und die Revolutionen des Ueblichen folgten nur in langen Perioden auf einander. Jenes war der Fall in den Zeiten allgemeiner Barbarey; dieſes, im griechiſchen Alterthume. — Wenn aber, (ſo wie die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa iſt), auf einem Erdſtriche von mittlerem Umfange, eine Anzahl von Völkern neben einander wohnt, wovon jedes auf Sittlichkeit und Geſchmack Anſpruch macht, jedes die Verſchönerung der äußern Dinge ſucht, und nach Beförderung des Kunſtfleißes ſtrebt; — wenn dieſe Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſind, und die eine in kurzem alles zu ſehen und zu hören bekömmt, was in der andern Aufmerkſamkeit erweckendes producirt oder gethan worden iſt: dann iſt, mit dem ſchnellern Umlaufe der Erfindungen, auch die Thüre zu Neuerungen bey allen geöffnet. Jeder Winkel dieſes Welttheils liefert ſeinen Beytrag zu der allgemeinen Maſſe neuer Erfindungen, neuer Bequemlichkeiten, neuer Werkzeuge, neuer Zierrathen und neuer Moden. Es iſt eine beſtändige Wirkung und Zurückwirkung, ein Wettſtreit der Induſtrie zwiſchen allen Europäiſchen Völkerſchaften. Jede empfängt die aus den Werkſtätten der Fremden kommende Waaren, und giebt die ihrigen dafür zurück. Kein Wunder, daß, ſo wie der Luxus ſich zu gleicher Zeit ſo vieler Dinge bemächtigt hat, und Putz und Bequemlichkeiten unſrer Reichen und Großen aus ſo vielen Ländern und Naturreichen zuſammengeſucht werden, eben dieſer Luxus auch in einem Reichthume von Abwechſelungen ſchwelgt, und ſich, durch eben ſo mannichfaltige Ideen und Einfälle der Fleißigen und Erfindſamen aus allen Gegenden Europens, immer neu und glänzend erhält.

Aber ſo wie die größre Anzahl der Völker, die ſich einander ihre Producte, ihre Erfindungen und ihre Gewohnheiten mittheilen, die Abwechſelungen der Mode beſchleuniget: ſo iſt es hinwiederum, wenn in dieſer Veränderlichkeit auch eine Regel und eine Gleichförmigkeit, wenigſtens für kurze Zeiträume, Platz finden ſoll, nothwendig, daß unter dieſen wetteifernden und mit einander correſpondirenden Völkern, Eines, in den Hülfsquellen und Talenten der Induſtrie einen Vorzug vor den übrigen, oder durch ſein Anſehn, es ſey das Anſehn des Vorurtheils oder der verdienten Achtung, einen Einfluß über ſie habe.

In Sachen der Mode wird dieſen Vorzug und dieſes Anſehn nicht diejenige Nation erhalten, die den andern bloß an Fleiß, an Genie zu Erfindungen, an Geſchicklichkeit in der Ausarbeitung überlegen iſt: ſondern die, welche eine fröhliche und veränderliche Phantaſie mit einem feinen Gefühl des Anſtändigen verbindet; die, reich an Combinationen eines leichten Witzes, ſehr geſellig, und beſonders ſchnell und fruchtbar in Einfällen iſt. So war die Franzöſiſche Nation bis auf unſre Zeit. Auch hatte ſie ſich der Herrſchaft der Moden in Europa ohne allen Widerſpruch bemächtigt. Was die Revolution und die Freyheit aus ihr machen wird, und wie ſich der Ernſt eines bis auf ſeine Fiſchweiber, mit Politik und Regierung, mit Krieg, Frieden und Bündniſſen beſchäftigten Volks, mit dem anmuthigen und gefälligen Leichtſinne vertragen wird, welcher die Geſetzgeber für den Putz und die Moden in Europa unterſcheiden muß: das wird die künftige Zeit lehren.

Doch, vorzügliche Geſchicklichkeit, die Gabe in dieſem Gebiethe der Kleinigkeiten das Schöne in allen ſeinen Abarten zu fühlen, es ſelbſt bis auf die Extreme, wo es ins Abentheuerliche übergeht, zu verfolgen, und es durch Arbeit der Hände rein und vollkommen darzuſtellen, — dieſe Geſchicklichkeit allein ſichert einer Nation noch nicht die Herrſchaft in den Gegenſtänden der Mode und des Luxus, wenn nicht noch durch größere Vorzüge, oder einen weſentlicheren Einfluß, dieſe Nation die Augen der andern auf ſich gezogen, oder ſie ſich gewiſſermaßen unterwürfig gemacht hat. Das hatte die Franzöſiſche Nation durch ihre Politik, ihre Siege, und durch die Cultur der Wiſſenſchaften gethan: und eben die Urſachen, welche ihre Sprache allgemein machten, haben auch dazu beygetragen, ihre Kleidung, ihre Nippen und ihre Höflichkeitsbezeugungen durch ganz Europa auszubreiten.

Vielleicht iſt es in dem Fortgange der Dinge nothwendig, daß dieſe Herrſchaft einer Nation über die übrigen wegfalle. Aber alsdann wird höchſt wahrſcheinlich die Herrſchaft der Mode ſelbſt abnehmen. Ihre Blüthe dauert in der That nur ſo lange, als die Begierde nach Schmuck, Eleganz und Artigkeit zwar allgemein, die Zahl derer aber, die zu Muſtern dienen können, noch klein iſt. Zu gewiſſen Zeiten ſahen alle modiſche Leute aus allen Ländern, nach Paris, nach London, oder nach irgend einem ſolchen fixen und gemeinſchaftlichen Puncte hin, von wo aus ſie die Beſtimmung ihrer ſchwankenden Wahl erwarteten. Und, indem die einen erfanden und vorſchrieben, die andern ſich aufs Nachahmen und Befolgen einſchränkten, ward aus dem, was an dem Orte ſeines Urſprungs nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfs, die augenblickliche Laune einer angeſehnen Perſon, oder die Ausſchweifung eines Phantaſten war, an fremden Oertern und in entfernten Ländern, Geſetz und Regel, weil dieſe nur unter dem Stempel ausländiſcher Billigung und Empfehlung, das Neue, welches ihnen dargebothen ward, für ſchön erkannten. Aber wenn nun die Zeit kömmt, — und ſie iſt vielleicht nicht mehr fern, — wo jede Nation auf Künſtler-Genie und Geſchmack Anſpruch macht, wo jede in ihrem Schooße Arbeiter erzeugt, die ihren Werken die Achtung ihrer Mitbürger, trotz deren eingewurzelten Vorliebe für das Ausländiſche, zu erwerben wiſſen: dann wird jede, auch in dem, was ſchön und galant heißt, Erfinderin zu ſeyn anfangen. Wenigſtens werden ſich die Muſter der Nachahmung vervielfältigen, und die Möglichkeit der Auswahl unter mehrern, wird die Europäiſchen Moden von dem Zwange befreyen, von welchem ſie bis jetzt eingeengt wurden. — Schon ſehen wir ſeit geraumer Zeit die Engliſchen und Franzöſiſchen Sitten ſowohl, als ihr Coſtume, mit einander, bey der galanten Welt der übrigen Nationen wetteifern. Der Deutſche Kunſtfleiß und der Deutſche Geſchmack treten ſchon als Rivale von jenen auf; und bald wird der Fortgang der allgemeinen Cultur die Nationen in dieſem Puncte wieder dahin bringen, von wo ſie zur Zeit der erſten Rohigkeit ausgegangen waren, daß jede ſich freyer ihrem Naturell und ihrem Genie überläßt; — daß eine von der andern, in dem Außerweſentlichen ihrer Sitten und Kleidungen, ſich mehr unterſcheidet, indeß alle, durch eine gleich richtige Beurtheilung des Schönen und Anſtändigen, in der Hauptſache einander näher kommen.

Das, was ich jetzt von Nationen ausgeführt habe, iſt auch von Individuen wahr. So lange wenige in einer Nation eignen Geſchmack haben, und dieſe einen entſchiedenen Vorzug, oder ein anerkanntes Anſehn in den Angelegenheiten des Schmuckes und des guten Anſtandes, beſitzen: ſo richten ſich Viele ſklaviſch nach dieſen wenigen, die Sitten werden pedantiſch einförmig, die Moden mit einer knechtiſchen Genauigkeit nachgemacht. — Insbeſondre, wenn der Mittelſtand in einem Staate, in Erziehung und ſeiner Geiſtesbildung, hinter dem höhern zurück iſt, ohne daß deßhalb ſeine Eitelkeit, und ſeine Begierde, den Großen gleich zu glänzen, gemindert ſey: ſo wird die Geſetzgebung der Mode bey dieſer Nation ausnehmend heilig, und der Gehorſam gegen ihre Vorſchriften ſtrenge ſeyn. Aber wenn ſich dieſer reiche Bürgerſtand, an Sinn und Erfahrung des Schönen, eben ſo empor hebt, wie er an Wohlſtand gewachſen iſt: dann beurtheilen ſeine Kinder und Zöglinge, jeder für ſich ſelbſt, was ihnen wohl oder übel ſteht, was ſie putzt oder entſtellt. Der erſte Schritt verfeinerter Sitten iſt die Nachahmung deſſen, was andre für ſchön halten: der letzte iſt die eigne Wahl deſſen, was man als ſchön erkennt.

Was nun die Gegenſtände betrifft, welche bey geſitteten Nationen, deren Lage und Cultur der gegenwärtigen der Europäer gleich iſt, unter die Herrſchaft der Mode gehören: ſo ſcheinen ſie mir unter zwey Hauptclaſſen gebracht werden zu können.

Die Mode regulirt entweder die Sachen, die zu Befriedigung unſrer körperlichen Bedürfniſſe dienen, oder die geſellſchaftlichen Gebräuche. Jene ſind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe, Equipage, und alle Arten von Schmuck: dieſe ſind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der, im geſelligen Umgange gemeinſchaftlich vorzunehmenden, Verrichtungen und zu genießenden Vergnügungen; oder es ſind die verabredeten Zeichen unſrer Geſinnungen gegen andre.

In der erſten Gattung des Modiſchen, giebt es einen höheren Grund der Beſtimmung für die Sache, ein älteres Geſetz für ihre Form, von welchem die Mode nicht abweichen darf. Dieſer Grund, dieſes Geſetz, liegt in der Natur jedes Bedürfniſſes, und in der unveränderlichen und ausſchließenden Schicklichkeit gewiſſer Mittel, daſſelbe zu befriedigen. — Der Menſch will ſich nähren, er will ſeinen Körper bedecken, ohne an der freyen Bewegung ſeiner Glieder gehindert zu werden; er verlangt einen Aufenthalt, der vor dem Ungeſtüm der Witterung geſchützt, lichte, geſund, und zu ſeinen verſchiedenen Verrichtungen aptirt ſey; — er will ſich ſo gemächlich und ſo geſchwind als es möglich iſt, von einem Orte zum andern bewegen. Jedes Stück des Hausgeräthes bezieht ſich auf eine körperliche Nothdurft, auf eine Arbeit, oder auf einen Zeitvertreib und eine Art der Erhohlung des Menſchen. Alles was uns umgiebt, und was unſre Wohnungen anfüllt und ſchmückt, ſind Werkzeuge: aber nicht Werkzeuge beſondrer Künſte, ſondern des allgemeinen menſchlichen Lebens. Hierdurch wird nun für die Veränderungen in allen dieſen Gegenſtänden eine gewiſſe Gränzlinie gezogen. Die Wahl der Speiſen muß innerhalb der Naturproducte ſtehen bleiben, welche zu Nahrungsmitteln dienen können; ihre Zurichtung muß ſich nach der Natur unſers Geſchmacksſinns, und unſrer Verdauungskraft richten. Stoff und Schnitt der Kleider muß der Geſtalt unſers Körpers, ſeinen Bewegungen und ſeinen Gefühlen angemeſſen ſeyn. Die Materialien und Form unſrer Häuſer, — wenn ſie durch die weſentliche Natur des Geſchöpfs, das darin wohnen ſoll, weniger beſtimmt ſind —, werden es nach und nach durch die Ausbildung, die der Menſch in jedem Zeitalter, und an jedem ſeiner Wohnorte, erhält, und durch die Endzwecke und Verrichtungen, mit welchen er, dieſer Ausbildung zu Folge, beſchäftigt iſt.

Aber innerhalb dieſer Gränzen, welcher weite Spielraum zu Veränderungen bleibt nicht noch übrig!

Erſtlich, die Zwecke ſelbſt, wozu wir die Mittel wählen, verändern ſich, vervielfältigen ſich, werden beſſer von uns erkannt, oder werden wenigſtens anders von uns beurtheilt. Je zärtlicher unſre Leibesbeſchaffenheit, je leckrer unſer Gaumen wird: deſto eckler werden wir in der Wahl unſrer Speiſen und deſto ſorgfältiger und erfinderiſcher in der Zurichtung derſelben. Ein rauheres Klima oder ein weniger abgehärteter Körper, erfordert eine andre Art der Bekleidung. Der active und bewegliche Abendländer mußte ſeinen Kleidern, in denen er ungehinderte Freyheit ſeiner Hände und Füſſe verlangte, einen andern Schnitt geben, als ſie bey dem Morgenländer hatten, der die Ruhe und das Stilleſitzen liebt. Unſre Häuſer müſſen eine neue Einrichtung bekommen, ſo wie unſre Lebensart ſich verändert, wozu ſie uns Raum und Bequemlichkeit gewähren ſollen. Jedes neue Geſchäft, jeder neu erfundne Zeitvertreib, bringt einen neuen Hausrath in unſer Zimmer. Wie leer ſieht es in den Häuſern eines Volks aus, das, wie die Türken, weder das Studiren, noch die geſellſchaftlichen Zeitvertreibe liebt, zwey Dinge, die bey den geſitteten Ständen der übrigen Europäer, ein unaufhörliches Anſchaffen neuer Hülfsmittel und Werkzeuge erfordern

Ferner, bey ganz unveränderten Endzwecken, iſt doch ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Das platte und das erhobne Dach ſchützen auf gleiche Weiſe vor Regen und Schnee. Die Geſtalt des Menſchen läßt es unbeſtimmt, ob ſein ganzer Körper in ein gemeinſchaftliches Gewand von Kopf bis zu Füſſen eingehüllt werden, oder ob jedes Glied ſeine eigne abgeſonderte Bekleidung bekommen ſoll. — Welche unendliche Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln läßt ſich unſer Magen gefallen, und findet unſer Körper zu ſeiner Stärkung geſchickt? Auch zu denſelben Verrichtungen, können Geräthſchaften von ganz verſchiedner Structur dienen

Aber nun kömmt noch ein dritter, und faſt der Hauptgrund unſerer Veränderlichkeit, in den zur Befriedigung unſrer Bedürfniſſe gewählten Mitteln, hinzu: dieß iſt das Vergnügen, welches wir an Schönheit finden, und die Begierde, welche wir haben, durch ſchöne Sachen andern zu gefallen. Wir wenden nähmlich bey allem, was wir thun, bey jedem Genuſſe, den wir uns vorbereiten, einen Theil unſerer Aufmerkſamkeit auf die bloße Ausſchmückung der Sache: theils um uns ſelbſt einen angenehmen Anblick zu verſchaffen, theils um uns den Beyfall, oder die Bewunderung andrer zu erwerben. Der Aufwand oder die Bemühung, welche erfordert wird, die Zimmer, wo wir unſre Freunde aufnehmen, und die Tafel, an welcher wir ſie bewirthen, geſchmackvoll auszuputzen, iſt weit größer, als das, was uns die Anſchaffung der Nahrungsmittel koſtet, mit welchen wir dieſe unſre Freunde ſättigen, oder die Veranſtaltung der Vergnügungen, mit welchen wir ſie unterhalten. Hier iſt nun das eigentliche Gebieth der Mode. Dieſe arbeitet und wählt vornehmlich für die Augen. Die andern Sinne ſind eigenſinniger und ziehn den Menſchen mit einer Art von Gewalt zu dem hin, was ihnen ſchmeichelt, oder wenden ihn von dem ab, was ihnen zuwider iſt. Was uns gut oder übel ſchmecken ſoll, welche Gefühle rauh oder ſanft, — welche Töne wohl- oder übelklingend ſeyn ſollen, wird durch eine inſtinctartige Nothwendigkeit beſtimmt. Und wo weniger Beurtheilung und Wahl ſtatt findet: da hat auch die Nachahmung weniger Einfluß. Zwar können wir uns Speiſen, die uns Anfangs zuwider waren, zu eſſen zwingen, weil wir ſehn daß ſie andern wohlſchmecken, und können ſie endlich durch die Gewohnheit gut finden. So ſind auch, bis auf einen gewiſſen Grad, unſere Gefühls- und unſre Gehör-Empfindungen durch Beyſpiel, Nachahmung und Vorſatz veränderlich. — Aber ganz vorzüglich iſt es der Sinn des Geſichts, welchen die Natur der

Willkühr und dem freyen Willen des Menſchen unterworfen hat. Die Augen laſſen ſich unendlich vielerley Anblicke gefallen; ſie gewöhnen ſich an ganz verſchiedne Geſtalten, und können, nach längerer Betrachtung, oft dasjenige ſchön finden, was ſie, bey dem erſten darauf geworfnen Blicke, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen anſahen. Eben deßwegen hat auch das Beyſpiel über ſie eine größre Gewalt. Wir ſehen ein Gemählde, das uns anfangs wenig an ſich zog, wenn wir hören, daß es ein geſchätztes Werk eines großen Meiſters iſt, von neuem an, und finden endlich ſeine Schönheit, oder überreden uns wenigſtens deſſen. Auf eben die Weiſe nehmen die Leute nach der Mode ſich vor, Gefallen an den Farben, Kleidungen und Meubeln zu finden, die aus Frankreich oder aus der Hauptſtadt kommen: und es gelingt ihnen.

Die wahre Urſache, warum wir, bey den Empfindungen des Geſichts, mehr, als bey den Empfindungen andrer Sinnen, durch unſern Vorſatz, unſer Vergnügen oder Mißvergnügen beſtimmen können, iſt, weil wir bey ihnen durch unſre Aufmerkſamkeit unſre Vorſtellungen mehr zu leiten und abzuändern vermögen. Und die Aufmerkſamkeit hat deßwegen bey ihnen mehr Einfluß, weil die Gegenſtände des Geſichts länger und ununterbrochner unſrer Betrachtung ausgeſetzt ſind, als die Gegenſtände andrer Sinne. Töne gehen ſchnell vorüber; unſre Zunge ſchmeckt nicht länger, als ſie von der Speiſe berührt wird: aber Geſtalten und Farben ſchweben fortdauernd vor unſern Augen, wir können ſo lange bey ihnen verweilen und ſo oft zu ihnen zurückkehren, als wir wollen. Eben deßwegen können wir auch mehrere Seiten von ihnen erforſchen, können einen Theil von ihnen nach dem andern in Betrachtung ziehn. Und ſo wird es möglich, daß wir nach und nach Sachen in ihnen entdecken, die wir anfangs nicht wahrnahmen, daß wir die erſten Eindrücke, die uns mißfielen, durch neue angenehme verdunkeln, — und überhaupt unſre undeutlichen Vorſtellungen durch das Urtheil unſers Verſtandes abändern.

Zu dieſer Urſache geſellt ſich die Sanftheit, mit welcher beym Sehen, das äußere Object, oder die Lichtſtrahlen, welche es uns zuwirft, das Werkzeug unſrer Empfindung berühren: wodurch es alſo dem wahrnehmenden und auf den empfangnen Stoff gleichſam zurückwirkenden Geiſte deſto leichter wird, ſeine eigne Kraft mit voller Energie zu äußern. Je geringer in der Miſchung von leidenden und thätigen Veränderungen, die bey jeder Empfindung vereiniget ſind, der Antheil der erſtern iſt, deſto ausgebreiteter und mannichfaltiger werden die letztern. Ein heftiges körperliches Gefühl überwältigt die Seele, und läßt ſie wenig urtheilen: in dieſem Falle bleibt alſo die Stimmung des Gemüths, weil ſie vom Gefühl allein abhängt, eben ſo einfach als unabänderlich. Aber wo jenes Gefühl ſchwach, zart und faſt unmerklich iſt, wie bey den Geſichts-Eindrücken: da hat das Nachdenken freyeres Spiel, und Einbildungskraft und Verſtand thun in der Wirkung des Ganzen weit mehr von dem Ihrigen hinzu.

Was nun auch die Urſache ſey, ſo iſt der Erfolg gewiß. Unſer Urtheil über Schönheit, und alſo auch über das, was ſchmückt und putzt, iſt weniger inſtinctartig, und kann daher öfter bey den ſcharfſinnigen und erfinderiſchen Menſchen, durch neue Betrachtungen und gewählte Geſichtspuncte, bey den trägern, durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden.

Und wenn dieß von der Schönheit der Formen überhaupt wahr iſt, ſo iſt es noch mehr von denjenigen Formen wahr, welche allein die Mode regulirt.

Ohne uns in den langen und noch nicht ganz geendigten Streit über die Natur der Schönheit einzulaſſen; ohne insbeſondre die ſchwerſte Frage bey demſelben zu beantworten, ob bloß eine gewiſſe Form, ohne Rückſicht auf die Natur und den Endzweck des Dinges, die Schönheit oder Häßlichkeit deſſelben beſtimme, oder ob der Begriff von der Natur des Dinges vorausgehe und dem Urtheil über deſſen Geſtalt zum Grunde liege, — können wir doch mit Gewißheit einen Unterſchied zwiſchen einer mehr und einer weniger veränderlichen Art der Schönheit annehmen. Wir ſehen, daß Dinge, deren Natur für uns zum voraus beſtimmt iſt, auch nur durch Eine beſtimmte Form gefallen können; diejenigen hingegen die wir entweder ſelbſt erſt bilden, oder deren Weſen wir nur durch einen allgemeinen Begriff beſtimmen, unter den wir ſie faſſen, auch uns, unter weit verſchiednern und weiter von einander abgehenden Formen, gefallen können. Nur wenige und nur die edelſten ihrer Producte hat die Natur ſelbſt claſſificirt: und dieſen hat ſie auch einen von unſrer Einbildungskraft unabhängigen Charakter der Schönheit gegeben. Die übrigen theilen wir in Geſchlechter und Arten, indem wir ſie unter gewiſſen Geſichtspuncten vergleichen: oder wir ſondern ſelbſt erſt die Geſchlechter und Arten derſelben ab, indem wir ſie nach Idealen unſerer Einbildungskraft in neue Geſtalten umformen. Dieſe beyden letztern, ſo wie ihr Begriff und ihr Weſen von unſerm Verſtande abhängiger iſt, nehmen auch die Eigenſchaften des Schönen und Häßlichen mehr von unſern Neigungen, unſerer Gemüthsſtimmung, und der Richtung unſers Begehrungsvermögens an. Unter den Dingen der erſten Art ſteht der Menſch oben an; ihm folgen die Geſchlechter der Thiere, und in einiger Entfernung die Gattungen und Arten der Pflanzen: welche alle die Natur, mit einem ſo ausdrückenden Stempel, bezeichnet hat, daß wir weder verlegen ſeyn können, wie wir ſie ordnen, noch ungewiß, wann wir ſie für ſchön oder häßlich halten ſollen. Was ſich in der Natur dieſen beyden Reichen, dem Thier- und Pflanzenreiche, nähert, was in der Kunſt ſie nachbildet, hat nach eben dem Maße feſtere und weniger abänderliche Regeln der Schönheit. Aber nun kömmt ein weites unabſehbares Gebieth von Formen, die mit keinem beſtimmten Begriffe verknüpft, an keine, durch eigenthümlichen Bau und ſtets ähnliche Fortpflanzung, ſich auszeichnende Natur gebunden ſind. — Alle Zuſammenſetzungen der menſchlichen Kunſt, die nicht Abbildungen jener zuvor genannten Naturproducte ſind, gehören ſämtlich zu dieſer Claſſe. In ihnen herrſcht zwar ebenfalls ein Geſetz der Schönheit: es giebt einen gewiſſen Geſchmack, der, wie Kant ſagt, ohne ſeine Beweiſe führen zu können, doch ſeine Anſprüche auf die Einſtimmung aller gebildeten Menſchen geltend macht. Aber weil dieſes Geſetz ſeine Vorſchriften, weil dieſer Geſchmack ſeine Anſprüche nur auf Uebereinſtimmungen des Dinges, es ſey mit unſern ſinnlichen Organen, es ſey mit den Fähigkeiten und Anlagen unſers Geiſtes, gründet: ſo werden beyde eben ſo oft und auf eben die Art ſich verändern können, als die Beſchaffenheit unſrer Sinne, und als die Handlungsweiſe unſers Geiſtes, ſich ändert. Jedesmahl gefällt uns, ich will es zugeben, ſelbſt in den willkührlichſten und am wenigſten bedeutenden Formen der Verzierungen, (dergleichen die Arabesken ſind), nur das, was, durch ſeinen Anblick, den Verſtand, verbunden mit der Einbildungskraft, in das beyden Fähigkeiten angemeſſenſte Spiel ſetzt. Aber dieſe Fähigkeiten ſelbſt haben eine gewiſſe Gewandheit. Sie können ſich in die Formen der Gegenſtände gleichſam ſchicken, ſie können durch deren längere Betrachtung etwas denſelben analoges annehmen. Das, was ihnen anfangs ſchwer begreiflich war, wird ihnen in der Folge geläufig. Formen, deren Anblick im Anfang ſie verwirrte, ſind, in der Folge, vielleicht gerade nur hinlänglich ſie zu beſchäftigen. In jenem Falle mißfielen ihnen dieſe Geſtalten, als abweichend von den Regeln ihrer Natur, in dieſem gewinnen ſie Geſchmack an denſelben.

Vielleicht wäre man durch dieſe Reflexionen berechtigt, die objective Schönheit von der ſubjectiven zu unterſcheiden. Jene, die bey den Menſchen und Thier Geſtalten vornehmlich ihren Sitz hat, läßt eine Vereinigung von zwey Principien der Schönheit muthmaßen, wovon das eine in der vor unſrer Betrachtung völlig beſtimmten Natur und Bildung des Dinges, das andre in der Natur und den Geſetzen unſers betrachtenden Verſtandes liegt. Dieſe, die wir beſonders bey allen unſern eignen Fabricaten, vorzüglich bey den zum Schmuck unſrer Perſonen und unſrer Wohnplätze beſtimmten, antreffen, würden dann vornehmlich das Verhältniß unſers Geiſtes zu den Formen der Gegenſtände, zum Grunde haben. Da aber dieſes Verhältniß, eben durch die Application unſers Geiſtes ſelbſt ſich ändern kann, es ſey wenn dieſelbe länger dauert, es ſey wenn ſie eine andre Richtung bekömmt: ſo wird das Urtheil über die darauf gebaute Schönheit abwechſeln können, ohne abſolut falſch zu werden. — Und nun bemächtigt ſich alſo die Mode dieſes noch unbeſtimmten Geſchmacks an Schönheit, der, indem er immer den angenehmſten Eindruck ſucht, ihn aber nicht durch fixe Regeln beſtimmt findet, ſich leichter durch das Beyſpiel und die Gewohnheit mit fortreißen, und durch die Uebereinſtimmung Vieler auf eine Zeit lang beſtimmen läßt.

Mode wird demnach in Dingen nicht ſtatt finden, oder wenig Veränderungen leiden, die gar keiner Schönheit empfänglich ſind, und bey welchen der Nutzen oder die Wahrheit ganz allein ohne Rückſicht auf den Geſchmack gebiethet. Sie wird gleichfalls ausgeſchloſſen ſeyn, von Dingen, die eine innere, abſolute und in ihrer Natur gegründete Schönheit beſitzen, — welches, beyläufig zu ſagen, immer zugleich diejenigen ſind, welchen eine gewiſſe Würde zukömmt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von ſolchen Gegenſtänden der Natur, und noch mehr der Kunſt, wird ſie herrſchen, bey welchen der Menſch, vermöge ſeines innern Triebs nach Vollkommenheit, oder vermöge des Wunſches zu gefallen, Schönheit ſucht, aber von ihr keine ganz deutlichen und unwandelbaren Begriffe auffinden kann. Hier wird er alles zu Hülfe nehmen, was ſeine Wahl nur immer beſtimmen und was ihm den Beyfall andrer zuſichern kann. Und ſo wie, bey der weſentlichern Schönheit, die richtige Empfindung des Mannes von Geſchmack zugleich die Uebereinſtimmung der übrigen Menſchen fordert, und, wenn kein Mißverſtand obwaltet, erhält: ſo wird, bey dieſen zufälligen Schönheiten, die Einhelligkeit Vieler ſelbſt für eine Regel des Geſchmacks gelten, und die Empfindung ſich, in der Beurtheilung der Formen, dem Beyſpiele und der Gewohnheit der Menge oder der Angeſehenern unterwerfen.

Moden geben aber nicht bloß den Sachen ihre Form, mit welchen wir angethan oder umgeben ſind, ſondern ſie reguliren auch gewiſſe unſrer Handlungen. Das iſt die zweyte Hauptgattung der Moden, welche auch mit dem Nahmen der Gebräuche bezeichnet werden. Dieſe theile ich wieder in zwey Unterarten ab.

Wenn nähmlich die Menſchen in Geſellſchaft leben, ſo entſtehen von ſelbſt gewiſſe ſtillſchweigende Verträge unter ihnen, wie ſie die Sachen, die ſie gemeinſchaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen: andre Verabredungen werden vorſätzlich und mit Bedacht zum Beſten der Geſellſchaft gemacht. Eine zweyte noch wichtigere Wirkung der Geſellſchaft, und zugleich ein noch nothwendigeres Hülfsmittel, die errichtete Geſellſchaft aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, iſt, daß die Menſchen eine Sprache unter ſich einführen, wodurch ſie ſich einander die Gedanken und die Geſinnungen mittheilen, die, den Endzweck der Verbindung zu erreichen, ein Menſch von dem andern erfahren muß. In der beſondern und engern Art der Verbindung, die wir den geſellſchaftlichen Umgang nennen, der eigentlich zur Erhohlung beſtimmt, aber bey den cultivirten Völkern des neuern Europa eine wichtige Angelegenheit des Lebens, für einen großen Theil, und vornehmlich für die höhern Claſſen der Menſchen geworden iſt, haben ſich natürlicher Weiſe beyde Sachen gleichfalls eingefunden, Conventionen —, und eine eigne Sprache des Umgangs. Jene ſind vornehmlich beſtimmt, die Zeit, die Art und Weiſe, und die Folge der geſellſchaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranſtaltungen bey den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften zu reguliren: dieſe beſteht aus allen den Formeln und Gebräuchen der Politeſſe, welche im Grunde nichts anders als Zeichen ſind, wodurch Menſchen, die mit einander umgehn, ſich wechſelsweiſe die Geſinnungen allgemeiner Liebe oder einer beſondern Achtung, nach den Verhältniſſen des Verdienſtes oder des Standes, ausdrücken wollen. — Beyde aber, jene geſellſchaftlichen Gebräuche, und dieſe Sprache der Höflichkeit, da ſie kleinere und veränderlichere Gegenſtände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geſchäftlebens, oder als die eigentliche

Sprache, welche die Mittheilung unſrer ſämmtlichen Ideen zur Abſicht hat; — da ſie zugleich zum Umgange, d. h. zu demjenigen Theile des menſchlichen Lebens gehören, bey welchem man am meiſten Schmuck und Anſtand ſucht, und nach dem Wohlgefallen andrer ſtrebt, — ſind auch, unter verſchiedenen Nationen ſowohl, als in verſchiedenen Zeiten, einer ſo großen Mannichfaltigkeit fähig; ſie werden durch Beyſpiel und Nachahmung, während gewiſſer Perioden, ſo gleichförmig beſtimmt, und in auf einander folgenden Epochen ſo gleichförmig abgewechſelt: daß ſie mit Recht unter dem allgemeinen Nahmen der Moden begriffen werden und die Natur derſelben annehmen.

Beyſpiele von jenen Conventionen ſind folgende. Daß an dem einen Orte ein Fremder, der ihn zum erſten mahle beſucht, und Bekannte darinn hat, nach ſeiner Anmeldung die Beſuche derſelben zuerſt empfängt, an einem andern ſie zuerſt machen muß; daß zu der einen Zeit, unter der einen Claſſe, dieſer Beſuch nothwendig in Perſon gemacht und nicht ohne Unhöflichkeit verſagt werden kann, in der andern eine mit dem Nahmen des Beſuchers beſchriebne und abgegebne Charte, die Stelle des Beſuches vertritt; daß die Höflichkeit der alten griechiſchen Heldenzeit, wie wir aus dem Homer ſehen, erforderte, daß der Wirth nicht eher nach dem Nahmen und Stande eines ihn beſuchenden Fremden fragte, als bis er ihn geſättigt hatte, dahingegen bey uns ſchlechterdings der Beſuch, welcher den Fremden bekannt macht, vor der Ausübung der Gaſtfreyheit gegen ihn vorhergehn muß; — daß die Geſellſchaften, in unſern großen Städten, des Abends ungefähr um dieſelbe Stunde zuſammenkommen; daß dieſe und keine andre Erfriſchungen gegeben werden; daß die Zeit, die man der Unterredung, und die, welche man dem Spiele oder anderm Zeitvertreibe widmet, beſtimmt iſt, daß jedesmahl und in jedem Orte gewiſſe Spiele und Zeitvertreibe herrſchen, und ſelbſt nach den Tages- und Jahreszeiten vertheilt ſind; daß in der ganzen Art der Bewirthung, der Folge der Gerichte, der Anordnung der Speiſen, in allen Häuſern von guter Lebensart ungefähr dieſelbe Regel beobachtet wird: das gehört unſtreitig unter die Moden; aber es ſind Moden für Handlungen, nicht für Sachen; es ſind Arten von ſtillſchweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlaſſet, — oder es ſind Nachahmungen eines Beyſpiels, welche das Anſehn der Perſon, die es gab, allgemein gemacht hat. — An dem einen Orte, in dem einen Jahre ſind in der artigen Welt die Dejeuners, und in einem andern die Nachmittags-Collationen im Gebrauche. Von jeder ſolcher Zuſammenkünfte ordnet die Mode nicht nur die Zeit, ſondern auch die Art der Bewirthung und der Zeitvertreibe an, durch welche ſie ſich unterſcheiden ſoll.

In den großen Hauptſtädten verbinden ſich die öffentlichen Luſtbarkeiten, des Schauſpiels, der Opern, der öffentlichen Spatziergänge mit den Privat-Unterhaltungen: und die Mode iſt es wieder, die alle dieſe Mannigfaltigkeit von Zerſtreuungen in eine gewiſſe Ordnung bringt, und den Leuten, die nichts anders zu thun haben, vorſchreibt, in welcher Jahres- und Tageszeit ſie an jedem Orte erſcheinen müſſen, um ſich allenthalben mit der ſo genannten guten Geſellſchaft zuſammen zu finden.

Die zweyte Art der modiſchen Handlungen ſind die Höflichkeitsbezeugungen, die, wenn ſie durch Worte geſchehn, Complimente heiſſen, und für welche das Geſetzbuch bald mehr bald weniger weitläufig, aber immer nach den Oertern, Ländern und Nationen verſchieden —, von Zeit zu Zeit veränderlich, in jeder einzelnen Nation und Epoche hingegen beſtimmt und entſcheidend iſt.

Schon lange haben die Moraliſten wahrgenommen, daß, was wir allgemeine Höflichkeit nennen, nichts anders, als der Ausdruck der allgemeinen Menſchenliebe, oder derjenigen Geſinnungen ſey, die wir gegen alle Menſchen zu haben für Schuldigkeit erachten; daß zur Höflichkeit im engern Verſtande die Beobachtung der verſchiedenen Verhältniſſe gehöre, in welchen wir gegen andre, als unſers Gleichen, als Höhere oder Niedere, nach allen Verſchiedenheiten des Ranges, des Amtes und des Alters ſtehen; daß die Höflichkeit nur darauf abziele, nicht anzuſtoßen, nicht zu mißfallen, die Artigkeit aber noch einen Schritt weiter gehe, und auch gefallen wolle, welches nicht anders, als durch Beweiſe oder Aeußerungen liebenswürdiger Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens, geſchehn kann, beſonders derer, die ſich durch Aufmerkſamkeit und Dienſtfertigkeit gegen andre zeigen.

Höflichkeit und Artigkeit beſtehen alſo in den ſchicklichſten, und auch für den ſinnlichen Anblick gefälligſten Ausdrücken derjenigen Geſinnungen gegen andre, die wir ihnen, als Menſchen und Bürgern, ſchuldig ſind, oder die ſie wenigſtens bey uns zu finden wünſchen. Es ſind Zeichen von geſelligen Eigenſchaften und Tugenden, welche bey uns vorausgeſetzt werden, und daraus erkannt werden ſollen.

In allen Arten von Zeichen aber iſt etwas, welches ſich auf die Natur der bezeichneten Sachen gründet, und etwas iſt in ihnen willkührlich und bloß die Sache einer Verabredung. — Ueber die Geberdenſprache der Höflichkeit, und ihren Zuſammenhang mit den Geſinnungen, welche ſie ausdrückt, hat Engel in ſeiner Mimik einige vortreffliche Anmerkungen gemacht. Eine ähnliche Beziehung findet ſich bey allen Reden und Handlungen, die als höflich gefordert, oder als artig gelobt werden. Es ſind entweder ſolche, die gerade zu Liebe, Achtung oder Ehrerbiethung anzeigen, und zwar in eben dem Maße, auch wohl in einem etwas größern, als der Mann, welcher der Gegenſtand davon iſt, die eine oder die andre dieſer Geſinnungen von uns zu fordern berechtigt iſt; — oder es ſind kleine Dienſtleiſtungen, und Bezeugungen der Bereitwilligkeit, mit welcher wir ähnliche thun würden; — oder es ſind Zeichen der Aufmerkſamkeit, die wir auf das Leben, die angenehmen und widrigen Vorfälle, das Intereſſe und die Ergötzlichkeiten unſrer Bekannten wenden; — oder endlich, es ſind feine Methoden, alles Unangenehme oder Auffallende von den Augen und Ohren der Geſellſchaft, in der wir ſind, zu entfernen, und hingegen alle Gegenſtände, die ihnen vorzüglich wichtig, oder für ſie ehrenvoll, oder ihnen auf irgend eine Art angenehm ſind, auf eine natürliche Weiſe herbeyzuführen und ins Licht zu ſtellen. — Alles das iſt Natur, nicht Gebrauch und Mode. Indeß findet ſich in den Formen der Handlungen und Reden, welche die jetzt angezeigten Abſichten haben, eine ſo große Verſchiedenheit bey verſchiedenen Nationen, finden ſich ſo große Abänderungen, wenn wir in entfernten Perioden eine Nation mit ſich ſelbſt vergleichen; daß wir wohl ſehen, zufällige Urſachen müſſen auf die Beſtimmung dieſer Formen Einfluß haben: ſo wie wir auf der andern Seite aus der Einförmigkeit, mit welcher zu einer und derſelben Zeit die Menſchen ganzer Länder und Erdſtriche, oft in den willkührlichſten Stücken jener Formen, übereinſtimmen, erkennen, daß das allgemeine Principium der Mode, der Nachahmungstrieb Vieler, und das Anſehn des Beyſpiels Einiger, auch hier das Unbeſtimmte fixirt habe.

Wir Männer im chriſtlichen Europa entblößen das Haupt, wenn wir andern unſre Ehrerbiethung bezeugen wollen. Das Bedeutende in dieſem Zeichen iſt nicht ſchwer zu finden. Das entblößte Haupt nimmt dem Manne das ernſthafte, martialiſche Anſehn, welches uns die Bedeckung deſſelben giebt. Ueberdieß ſtellen wir uns dadurch demjenigen gleichſam ſchutz- und wehrlos dar, den wir über uns ſetzen. Dieſer Zuſammenhang iſt deſſen ungeachtet nicht ſo deutlich, noch ſo weſentlich, daß nicht ein andrer Geſichtspunct, in welchem andre Völker die Sache faßten, ſie auf eine entgegengeſetzte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem ſie Achtung beweiſen wollen. Ohne Zweifel, glauben ſie das, was ſie für das wichtigſte Stück der Kleidung halten, weil es den edelſten Theil des Körpers bedeckt, am wenigſten dann weglaſſen zu können, wenn das Anſehn der Perſon, vor welcher ſie erſcheinen, fordert, daß ſie ihren vollſtändigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewiſſen Stelle an der Tafel vor den übrigen; — die verſchiedenen Verbeugungen jedes Geſchlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verſchiedenen Stände unterſcheiden, die mannigfaltigen Arten mündlicher und ſchriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen der Complimente begreifen, gehört unter den Artikel, von dem ich handele.

Unter dieſen Sachen, ob ſie gleich alle, ſo wie andre Gebräuche, von der Willkühr, die ſie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, ſind doch einige den Veränderungen, weit weniger, als andre, unterworfen, oder ſchreiten auf der Bahn ihrer Abwechſelungen weit langſamer fort. So iſt z. B. die Geberdenſprache der Höflichkeit, die wir jetzt in Europa brauchen, ſehr alt, und ſcheint vor merklichen Aenderungen noch ſehr lange ſicher zu ſeyn. Das bloß ſinnliche und körperliche Ceremoniell des Umgangs iſt aus eben den Urſachen beſtändiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucks-Arten deſſelben, um welcher willen auch die gottesdienſtlichen Gebräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Sitten der Religionspartheyen. Je weniger man, zur Einführung einer Sache, durch deutliche Begriffe beſtimmt wird: deſto weniger und deſto ſpäter reflectirt man auch hintendrein darüber, nachdem ſie einmahl eingeführt iſt. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geiſt beſchäftigen, werden mechaniſch, und ſetzen ſich eben deßwegen deſto feſter. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe ſie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum ſie angenommen werden ſollen, nicht einleuchten: aber nachdem ſie einmahl herrſchend geworden ſind, wird es eben ſo ſchwer, ſie abzuſchaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in dieſen Nebenſachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünftige gar nicht mehr ſein Nachdenken damit beſchäftigt, und der thörichte Neuerer ſelten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modiſchen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unſre Verhältniſſe gegen andre, oder die denſelben gemäße Geſinnungen ausdrücken; die, bey welchen man ſich immer, ſo oft man ſie wiederhohlt, des Endzwecks und der Bedeutung bewußt bleibt: dieſe werden auch öfter von neuem in Unterſuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen oder Einſchränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Abſicht dieſes ganzen zweyten Hauptzweiges des Modiſchen, oder der Gewohnheiten, iſt dieſe. Je zahlreicher und zuſammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Geſellſchaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geſchmacke und der Wiſſenſchaft in denſelben ſteigt: deſto mannigfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Methode der geſellſchaftlichen Verrichtungen und Zeitvertreibe beſtimmt werden; — deſto einfacher hingegen, freyer, und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit.

Die Urſache iſt klar. Da, wo viele Menſchen ſehr häufig zuſammenkommen, und durch Reichthum und Muße in den Stand geſetzt werden, ihre meiſte Zeit dem Vergnügen zu widmen: da wird nachgeſonnen, wie man am meiſten in der kürzeſten Zeit genießen könne. Ueberdieß iſt eine Regel der Ordnung um ſo viel nothwendiger, je eine größere Anzahl von Perſonen ſich in gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen vereinigen will. Endlich, bey den beſtändigen Wiederhohlungen derſelben geſellſchaftlichen Auftritte werden Gewohnheiten eingeführt, theils, damit man ſich die Mühe der Wahl erſpare, theils, weil man nach und nach einſehn lernt, was das bequemſte und beſte ſey. Daher ſind es die großen Hauptſtädte von Europa, und beſonders iſt es die vornehme Welt in denſelben, wo dieſe Conventionen ſich am meiſten vervielfältigen und am vollkommenſten aufs Reine gebracht werden. Der Zuſammenfluß von Menſchen und die Menge ſowohl der öffentlichen Ergötzlichkeiten, als der Kreiſe des Umgangs in den erſtern, die beſtändige und ernſthafte Beſchäftigung der andern, mit den geſellſchaftlichen Zuſammenkünſten, macht, daß dort die Nothwendigkeit entſteht, gewiſſe Regeln zu machen, und hier nach und nach die Einſicht erworben wird, welche Regeln dem geſelligen Vergnügen die angemeſſenſten ſind. — In Paris hatte ſonſt, (denn bey der gänzlichen Umkehrung aller Dinge werden unſtreitig die Moden, und vielleicht ſelbſt der Charakter, welcher ſie beſtimmte, nicht mehr die alten bleiben) jede Jahreszeit ihre beſondern Spaziergänge, ſo wie ihre beſondere Kleidung. In dieſem Monathe war die ſchöne Welt in den Thuillerieen, in einem andern im Garten von Luxemburg. Die Kirchen wie die Theater wurden zu beſtimmten Tagen beſucht.

Die Bezeigungen der Höflichkeit hingegen müſſen in einer Geſellſchaft, wie die der großen Welt iſt, deren Glieder unter einander faſt gleich und dabey zahlreich ſind, einfach werden. Schon die Menge derer, welchen man ſeine Höflichkeit bezeigen will, macht es nothwendig, daß man gegen jeden kurz ſey. Nur in kleinen Geſellſchaften kann das Beſchwerliche und Lächerliche, das mit langen Komplimenten verbunden iſt, verborgen bleiben. — Ferner ſind es die vielerley Unterordnungen und Abtheilungen des Ranges, welche das Geſetzbuch der Höflichkeit weitläuftig machen, ſobald man es als Pflicht anſieht, dieſelben im Umgange immer auf eine merkliche Weiſe zu reſpectiren. In der großen Welt ſehen die meiſten Perſonen, die dazu gehören, ſich der Geburt nach ungefähr für gleich an: und die, welche es nicht ſind, werden, indem ſie in dieſelbe Zutritt erhalten, über ihren bürgerlichen Stand erhoben. Ueberdieß lernen die Menſchen, durch den Umgang ſelbſt, die Hinderniſſe der Geſelligkeit kennen und vermeiden, worunter die immerwährende Rückſicht, auf jede kleine Verſchiedenheit des Ranges unter den Geſellſchaftern, eines der beſchwerlichſten iſt. Daher kömmt es, daß, in den oberſten Kreiſen der am meiſten verfeinerten Nationen, die Menſchen endlich anfangen, einander mehr als bloße Menſchen anzuſehen, und, dieſem Verhältniſſe zufolge, alle andre Ausdrücke, als die der allgemeinſten Hochachtung, weglaſſen oder äußerſt abkürzen. Sogar diejenigen weſentlichern Beziehungen, nach welchen man die eine Perſon beſonders ſchätzt, eine andre zärtlicher liebt, werden dort bey Seite geſetzt, oder gefliſſentlich verborgen, und alle Glieder vereinigen ſich durch kalte, aber gleiche Aeußerungen einer bürgerlichen Achtung gegen einander. Dieß alles verkürzt und vereinfacht die conventionellen Regeln, die unter dem Namen der Complimente, den letzten Zweig des Modiſchen ausmachten.

Nirgends bekommen dieſe Zeichen des Ranges und der Achtung, verbunden mit der Anordnung der Geſellſchaft, einen größern Umfang, eine fixere

Beſtimmung, und eine höhere Wichtigkeit, als an den Höfen, wo ſie unter dem Nahmen der Etiquette zugleich ein Gegenſtand des Rechts geworden ſind, worüber ernſthafte Streitigkeiten vor den ehrwürdigſten Tribunälen geführt werden, und ein Gegenſtand einer Wiſſenſchaft, welche man eines weitläuftigen Studiums würdig ſchätzt. — Die Hoheit der Perſonen iſt es nicht allein, die hier den Kleinigkeiten einen Glanz giebt, und Thorheiten, die wir bey Geringern verlachen, in unſern Augen ehrwürdig macht: ſondern es giebt auch eine reelle Urſache, warum bey Perſonen, welche die Regierung eines Staats führen, oder an derſelben mehr oder weniger Theil nehmen, die Beſtimmung des Rangs der einen, und die Art, wie die andern ihn anerkennen ſollen, — beſonders bey öffentlichen Gelegenheiten, wo das Volk Zuſchauer und Theilnehmer iſt, — eine größre Aufmerkſamkeit verdient, als bey Privatperſonen, die, ohne Autorität, bloß Achtung in der Welt zu fordern haben und genießen. Die Etiquette, welche jene Rangordnung, und alle darauf ſich beziehenden Höflichkeitsbezeugungen regulirt, hängt mit der Organiſation des Staats, mit der Vertheilung der Macht, mit der Würde und dem politiſchen Einfluſſe der verſchiednen Stände und Aemter zuſammen, oder ſcheint wenigſtens damit zuſammenzuhängen. Wenn die Ducs et Pairs in Frankreich ſich verſammelten, um gemeinſchaftlich das ausſchließende Recht ihrer Gemahlinnen, auf einem Tabouret vor der Königin zu ſitzen, gegen eine neu errichtete Hofſtelle, mit welcher der König die nähmliche Ehre verbinden wollte, zu vertheidigen; ſo hatten ſie das Anſehn, gewiſſermaßen die Conſtitution des Staats aufrecht zu erhalten, von der die Vorrechte der Pairſchaft, der oberſten Claſſe der Nation, und eines integrirenden Theils des Parlaments, einen wichtigen Artikel auszumachen ſchienen. Eine gleiche Urſache hat die Etiquette der verſchiedenen Höfe gegen einander, auf den Zuſammenkünften ihrer Geſandten, ſo weitläuftig und ſo pünctlich gemacht. Durch ſie ſind alle die unſeligen Rangſtreitigkeiten entſchuldiget worden, welche oft die wichtigſten Angelegenheiten verzögert, die Kriege verlängert, und Bündniſſe rückgängig gemacht haben. Unter Unabhängigen nämlich ſcheint es, bey der Aufrechterhaltung und Ausübung eines Rechts, ſehr auf die Achtung anzukommen, welche man von Seiten derjenigen genießt, gegen die man ſeine Rechte zu behaupten hat. Die Zeichen dieſer Achtung, ſo frivol ſie an ſich ſeyn mögen, ſind nicht mehr gleichgültig, ſo bald das dadurch ertheilte oder von andern anerkannte Anſehn etwas zur Macht beyträgt, und Macht zur Sicherheit nothwendig iſt. — Dieß iſt in der That die Beſchaffenheit der Dinge, — beſonders in Zeiten, wo der große Haufen der Menſchen, noch ganz ſinnlich, nur durch den äußern Glanz zur Verehrung gewiſſer Perſonen beſtimmt, nur durch ſichtbare Zeichen ihres Vorzugs zur Reſpectirung ihres geſetzlichen Anſehns bewogen werden kann. — Es iſt indeß den Zeiten der Aufklärung und einer mehr angebauten Vernunft vorbehalten, das Ueberflüßige und Ausſchweiſende in dieſer Etiquette, an den Höfen, und der Höfe gegen einander, welches die Eitelkeit der Menſchen, nicht die Nothwendigkeit der Geſchäfte, noch die Natur der Verhältniſſe, hervorgebracht hat, von demjenigen Ceremoniel zu unterſcheiden, welches zur guten Ordnung nothwendig iſt, und auch die Rechte der Menſchen und Staaten ſicher ſtellt, indem es durch die Rangordnung ſie gleichſam mit einem Gehege umgiebt. Schon hat der größte König unſers Jahrhunderts durch ſein Beyſpiel gezeigt, wie viel ein Fürſt von dieſer Etiquette nachlaſſen kann, ohne irgend etwas, von ſeinen Rechten außerhalb des Staats, oder von ſeinem Anſehn innerhalb deſſelben, zu verlieren. Die Einfachheit ſeiner Ledensart und der Gewohnheiten an ſeinem Hofe hat unſtreitig dazu beygetragen, das Geſetzbuch der Etiquette an allen Höfen von läſtigen Anordnungen zu befreyen, und den Umgang an denſelben angenehmer zu machen, indem er von der bloßen Beobachtung von Formalitäten, auf die weſentlichere Sache der Geiſtes-Unterhaltung zurückgebracht werden iſt.

Die obige Eintheilung führt uns noch zu einigen andern Betrachtungen.

1. Unter den Sachen, welche die Mode regulirt, (inſofern ſie den Handlungen entgegengeſetzt ſind,) ſtehn keine ſo unmittelbar und ſo allgemein unter ihrer Herrſchaft, als die Kleider. Gemeiniglich denkt man nur an Form und Farbe von dieſen, wenn man von den Moden reden hört. In der That ſind, im Putze der Menſchen, die Abwechſelungen weit ſchneller, und die Uebereinſtimmung zu jedem Zeitpuncte größer: zwey Sachen, die zu dem Begriffe des Wortes Mode zu gehören ſcheinen.

Die Urſache, warum die Kleidung unter den modiſchen Sachen eine ſo vorzügliche Stelle einnimmt, liegt ohne Zweifel darinn, daß ſie öfter erneuert, und daß ſie mehr geſehen wird.

Auch die Neuerungsſucht der Menſchen muß zuerſt durch Nothwendigkeit rege gemacht werden. Die Sachen, welche wir oft erneuern müſſen aus Bedürfniß, weil ſie ſich ſchnell abnutzen, werden von uns auch in ihrer Form am öfterſten, bloß unſers Geſchmacks wegen, und aus Neigung verändert, es ſey um ein erhöhtes Vergnügen an ihnen zu haben, oder um mehr damit zu gefallen. Das ihm bequeme Hausgeräthe, ſo lange es ganz und reinlich iſt, vertauſcht auch der wohlhabende Mann nicht leicht: oder er erwartet außerordentliche Gelegenheiten, wo er dazu aufgefordert wird. Die mittlere und noch mehr die untere Claſſe iſt froh, wenn ſie nach und nach diejenigen Bequemlichkeiten und Verzierungen in die Hände bekömmt, deren die Reichſten und Vornehmſten überdrüßig geworden ſind, oder die bey Sterbe- und andern Fällen zerſtreut werden. Auf dieſe Weiſe wandelt die Begierde, ſich neuen Hausrath, eine neue Anordnung oder Auszierung ſeiner Wohnzimmer zu verſchaffen, nur wenige Perſonen, und auch dieſe nur ſelten an, und erſtreckt ſich, unter den Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, nicht über eine beſtimmte

Gränze. Die Erfindungskraft der Künſtler wird nicht ſo ſehr in Thätigkeit geſetzt, wo die Nachfrage nach ihren Producten nicht ſo ununterbrochen iſt. Die Revolutionen der Moden in der Form der Gebäude, Hausgeräthe und Equipage gehn daher langſamer vorwärts. Nach dem Maße, als dieſe Dinge ſich den eigentlichen Kunſtwerken nähern, als ſie einen beſtimmteren Zweck und feſtere Regeln der Schönheit haben, ſind ſie auch weniger den bloß eigenſinnigen Veränderungen unterworfen, dergleichen, im Schnitt und Farbe der Kleider, wo faſt alles willkührlich iſt, die Mode machen kann. Und nur dieſer Eigenſinn, der etwas ſonderbares ſucht, aber nicht die Vernunſt, welche wählt, kann unaufhörlich verändern.

Was aber den Kreislauf der Kleider-Moden noch mehr beſchleuniget, was dieſem Wirbel die ſo weite Ausdehnung giebt, daß er alle Stände der Geſellſchaft, nur den allerärmſten ausgenommen, mit ſich fortreißt, iſt, daß Kleider ein beſtändiger Gegenſtand der Beobachtung und der Beobachtung aller ſind. Was am meiſten geſehn wird, das ſucht der Eitle am meiſten auszuzieren, und das kann der Liebhaber des Neuen am leichteſten copiren. An allen öffentlichen Orten, im Schauſpielhauſe, auf den Spaziergängen, in den

Straßen der Stadt, ſtellt der Reiche und Vornehme ſeine Kleider und ſeinen Putz zur Schau aus. Ihn von dieſer Seite ſeiner Pracht oder ſeines Geſchmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uebrige ſeines Wohllebens, ſo wie ſeiner Gewohnheiten, nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern ſeines Hauſes ſehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, beſonders bey den Zuſchauern der wohlhabenden Mittelclaſſe, erregt, bald in Bekanntſchaft mit der Form und der Beſchaffenheit der Sache, und dieſe in Begierde und Nachahmung über. Dieſe weniger unterbrochne, und ſchnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderſchmucks, vom Höhern zum Niedrigern, vom Reichen zum Mittelmanne, reitzt auch die arbeitſame Claſſe mehr, auf ſolche neue Erfindungen zu denken.

Man kann noch als eine dritte Urſache hinzuſetzen, daß alles übrige, was nach dem Geſchmack der Mode ſich verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausſchmückung unſrer Perſon ſelbſt. Das Intereſſe, welches uns dieſe verſchönern heißt, iſt eben ſo wohl das größte als das allgemeinſte. Eben in dem Verhältniſſe wächſt alſo auch die Aufmerkſamkeit auf das Neue, welches in dieſer Gattung erſcheint, und der Trieb es nachzuahmen.

Man könnte eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigenſinn und die Willkühr der Moden, nach und nach, in die unwandelbaren Geſetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die erſten Glieder dieſer Progreſſion ſeyn, die Werke der bildenden Künſte die letzten: zwiſchen beyden würden, in einer unabſehlichen Reihe, die Producte der Handwerker ſtehn, welche die verſchiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Formen ihrer Werke von der Zeichenkunſt, die Endzwecke von den menſchlichen Bedürfniſſen vorgeſchrieben werden. Die Baukunſt würde vielleicht in der Mitte dieſer Reihe ihren Platz finden, da, wo Geſetze der Proportion, allgemeine Bedürfniſſe des Lebens, und beſondre Gewohnheiten der Zeit und der Geſellſchaft, ihre Forderungen, faſt in gleichem Grade, mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menſchliche Geiſt allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit ſtrebet, aber ſie nicht allenthalben mit gleicher Beſtimmtheit finden kann. Da, wo er ſie am unvollkommenſten entdeckt, ſchwankt der Geſchmack am meiſten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechſelungen von dem einen Extrem zu dem andern, und ſucht ſich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das niedrigere an Neuheit und Abwechſelung ſchadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey dieſen Verſuchen zufällig auf Formen, die eine größre innere Angemeſſenheit zur Abſicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben: und dann ſteht auch das ſich umwälzende Rad der Mode eine Zeit lang ſtille. Wir ſehen daher Kleidungsſtücke und Kopfzeuge dieſer Art, zum Lobe der männlichen Vernunft und des weiblichen Geſchmacks, noch immer im Gebrauche, indeß andre gleichzeitige Moden ſchon längſt neuen Erfindungen Platz gemacht haben.

In dem Maße, als die Natur der Sachen an ſich beſtimmter iſt, oder das, was wahrhaft ſchön an ihnen iſt, deutlicher eingeſehen wird, in eben dem Maße treten ſie aus dem Gebiethe der Mode heraus, und gehn in das der Kunſt über. Aber die höchſte Kunſt ſelbſt, die Nachahmung der Natur durch Bildnerey oder Zeichnung, macht ſich eben ſo wenig ganz von dem Einfluſſe der Mode los, ſo wenig auf der andern Seite, in den frivolſten Stücken des Putzes und bey den willkührlichſten Abänderungen deſſelben, alle Rückſicht auf Kunſt oder Proportion ausgeſchloſſen wird. Iſt dieß nicht vielleicht ſelbſt ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objectiven Schönheit halten, etwas unſerer eignen Denkkraft, und, inſofern dieſe durch freywillige Aufmerkſamkeit geleitet wird, unſerer Willkühr zuzuſchreiben ſey?

2. Vergleicht man die beyden Hauptgattungen der Moden, die in den Handlungen, oder die Gebräuche des Wohlſtandes, mit denen der Sachen in Kleidung und Equipage: ſo findet man, daß jene bey weitem nicht ſo geſchwind von den höhern Ständen zu den niedrigern übergehn, als dieſe. Augenſcheinlich deßwegen, weil die erſtern in der Geſellſchaft ſelbſt, in welcher ſie herrſchen, gleichſam eingeſchloſſen bleiben, und denen nicht ſichtbar werden, die zu ihr nicht Zutritt haben; die letztern aber auch außer dem Hauſe, auf allen öffentlichen Plätzen, in den Zuſammenkünften des größern Publicums geſehen werden, und der Beobachtung Aller ausgeſetzt ſind. In den Hauptſtädten Europens iſt daher der gute Bürgerſtand von dem Adel, in ſeiner Kleidung, wie in ſeinem Mobiliar, wenig unterſchieden, aber er weicht noch ſehr in den Regeln der Höflichkeit von demſelben ab. Die bürgerliche Dame fordert vielleicht, an eben dem Orte, den Handkuß von einem Fremden, als eine allgemeine Höflichkeitsbezeugung, an welchem die adliche es ihm

als einen Fehler gegen den Wohlſtand auslegt, wenn er dieſes Zeichen einer beſondern Vertraulichkeit mit einer bloßen Begrüßung verwechſelt.

Das iſt auch die Urſache, warum, in der ſogenannten guten Geſellſchaft, ein Verſtoß gegen das Uebliche in Abſicht des Wohlſtandes, und gegen die hergebrachten Regeln des Betragens, mehr mißfällt als eine unmodiſche Tracht. Dieſe Geſellſchaft ſetzt nothwendig einen größern Werth auf das, was ihr ausſchließend zugehört. Ueberdieß iſt die Art, wie man handelt, ein ſichereres Anzeichen von den Menſchen, unter welchen man gelebt, von den Muſtern die man täglich vor Augen gehabt hat, als die Art, wie man ſich kleidet. Gewohnheiten nimmt man unmerklich und faſt unvermeidlich an, wenn man Sachen immer auf eine gleichförmige Weiſe machen ſieht: aber in ſeiner Kleidung kann man aus Wahl und Vorſatz, von den Beyſpielen derer, unter welchen man lebt, abgehn, oder auf der andern Seite, ohne es zu wiſſen, die Regeln des Ueblichen verletzen, weil man darauf keine Aufmerkſamkeit wendet. Jeder Menſch zeigt die Claſſe, zu der er gehört, durch den Wohlſtand an, welchen er beobachtet. Und derjenige alſo, der unter der Geſellſchaft der oberſten Claſſe erſcheint, und die Conventionen derſelben übertritt, oder mangelhaft und unſchicklich beobachtet, kündigt ſich bey ihr entweder als einen Menſchen von niedrigerm Stande an, oder als einen, der freywillig ſich mit ſchlechterer Geſellſchaft verbunden hat, und in beyden Fällen verliert er von ihrer Achtung.

Ich finde hierdurch zugleich einen Umſtand erklärt, der von mehrern aufmerkſamen Beobachtern der Sitten der verſchiedenen Stände angemerkt worden iſt, den, daß der Luxus in Kleidern in dem reichen Mittelſtande mehr, als in dem vornehmen, herrſcht, und durch jenen mehr, als durch dieſen, zu einem gewiſſen Uebermaße getrieben wird. Wenn die Modeſucht ein den reichen Bürgerfamilien vorzüglich eigner Fehler iſt: kömmt es nicht daher, weil die Eitelkeit derſelben, die ſich in andern Gegenſtänden des Luxus von dem Adel übertroffen ſieht, und weder Mittel noch Gelegenheit hat, das Glänzende ſeiner ganzen Lebensart nachzuahmen, ſich mit deſto größrer Hitze auf den einzigen Zweig der Ueppigkeit wirft, in welchem ſie hoffen kann, es dem höhern Stande gleich zu thun, und ſelbſt durch Geld und Aufwand einen Vorzug über ihn zu erhalten. So viel iſt gewiß, daß in Handlungsſtädten, im Durchſchnitte, mehr Pracht mit Kleidern, und ihrer Menge und Mannichfaltigkeit, getrieben wird, als in Reſidenzen. Tafel und Dienerſchaft iſt beym reichen Kaufmanne ſelten derjenigen gleich, die man in den Häuſern der Großen findet: aber der Staat, mit welchem er und ſeine Familie erſcheint, ſticht oft gegen die Einfachheit des Anzugs der letztern ab.

Es giebt einen Geſichtspunct, unter welchem die Moden, dem Beobachter der menſchlichen Natur einen noch wichtigern Gegenſtand für ſeine Unterſuchungen darbiethen. Ohne Zweifel iſt dieſe Natur ſelbſt, ſo wie ſie ſich in der Geſchichte des ganzen Geſchlechtes zeigt, nicht ſtillſtehend, ſondern fortſchreitend. Ohne Zweifel gehn in den wichtigern Angelegenheiten der Menſchheit, in Politik und Moral, in Wiſſenſchaften und Künſten, eben ſo unaufhörliche Veränderungen vor, als in den Kleinigkeiten ihres Schmucks oder ihrer Zeitvertreibe. Aber jene Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts mit eignen Augen zu beobachten, die Geſetze dieſer Veränderungen aus ſelbſt gemachten Erfahrungen zu abſtrahiren: das iſt für ein ſo kurzdauerndes und ſo kurzſichtiges Weſen, als der Menſch iſt, nicht wohl möglich. Die Revolutionen geſchehen hier zu langſam, und können alſo eben ſo wenig unmittelbar wahrgenommen werden, als die Bewegung der Sonne auf ihrer jährlichen Bahn. Nur aus der Geſchichte, nur durch die Vergleichung mehrerer Menſchenalter kann der Philoſoph einige Data erhalten, woraus er auf den Urſprung und die Richtung der ihm erſt, nach längern Perioden, ſichtbaren Veränderungen muthmaßliche Schlüſſe zieht. Aber wie ſehr müßte er nicht wünſchen, ſelbſt Zeuge und Zuſchauer eines Theils derſelben ſeyn zu können!

Hier kommen ihm nun die ſchnelleren Abwechſelungen, die in den zufälligern und kleinern Eigenheiten der Menſchen vorgehn, und die man unter dem Nahmen der Moden zuſammenfaſſen kann, zu Hülfe. Im Grunde geſchehen dieſe Abwechſelungen nach eben den Geſetzen, welche bey den wichtigſten Revolutionen zum Grunde liegen. Eben der Charakter der menſchlichen Natur im Ganzen, eben die Local- und National-Unterſchiede, welche die Veränderungen in Staatsverfaſſung, Litteratur, und moraliſcher Aufführung beſtimmen, hier die Reformen beſchleunigen, dort aufhalten, haben auch auf den Gang, und die bald ſchnellere bald langſamere Veränderlichkeit der Moden Einfluß. Hier im Kleinen kann alſo der Philoſoph beobachten, was er beym Großen nur durch das Räſonnement erkennen kann. Mancher Umſtand, der ihm hier von ſelbſt in die Augen leuchtet, kann ihm Veranlaſſung werden, die Begebenheiten der Geſchichte unter neue Geſichtspuncte zu faſſen, oder aus denſelben neue Reſultate zu ziehn.

Einige dieſer Geſichtspuncte, die ſich mir, bey meinem Nachdenken über die Abwechſelungen der Mode dargeſtellt haben, will ich auch meinen Leſern zur Prüfung vorlegen.

Zuerſt erkennt man aus denſelben, daß der große Haufen, auch in Dingen wo er frey zu ſeyn glaubt, regiert wird; und daß er größtentheils von einem oder wenigen Menſchen regiert wird, ſelbſt da, wo ſein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entſcheiden, am unbeſtrittenſten iſt. Die allgemeinſten und größten Aenderungen der Moden in Europa haben oft ihren Urſprung in dem Einfalle einer einzigen Perſon gehabt, die gerade an einem ſolchen Orte und in ſolchen Umſtänden lebte, daß ihr Beyſpiel Eindruck zu machen und Nachahmer in mehrern Ländern zu erwecken fähig war. Wie oft iſt nicht ein Anzug, ein Kopfputz, der zufällig einer Favoritinn am franzöſiſchen Hofe wohlgeſtanden, und den Beyfall des Tages erhalten hatte, nach und nach in alle große und kleine Städte Europens durchgedrungen, und hat das Modell des modiſchen Putzes für lange Zeit abgegeben?

Ganze Nationen, ganze Geſellſchaften kommen nie zugleich auf einerley Gedanken. Der große Hauſe würde ewig beym Alten bleiben. Alle Erfindungen, alle Neuerungen kommen immer von einzelnen Perſonen her: und die Nachahmungsbegierde, oder der Ehrgeitz breitet ſie aus, wenn die Perſon Aufmerkſamkeit erweckt, oder wenn die Neuerung gefällt. Es iſt unglaublich, wie geſchwind ſich die Kette verlängert, und wie die Anzahl der Nachahmer ſich in kurzem vermehrt.

So wie es für ganz Europa faſt immer einen Hauptſitz der Moden giebt, und einen Punct, aus welchem ſie ſich verbreiten: ſo giebt es wieder einen für jeden Staat, für jede Provinz, für jede Stadt, für jeden Stand. In jedem Kreiſe genauer mit einander verbundner Menſchen finden ſich gewiſſe dirigirende Perſonen, die den Ton angeben, deren Wahl von andern gemeiniglich gebilligt wird, oder deren Beyſpiel durch ihr Anſehn zur Nachahmung bewegt. Dieſe untergeordneten kleinen Partheyen mit ihren Anführern, ſtehen unter dem Einfluſſe der größern: und das ganze Syſtem der *Mode-Erfinder* und der *modiſchen Leute* in Europa, bildet eine Art von großem Staate, der unſichtbar, von unbekannten Obern, aus der Ferne regiert wird, in deſſen mannigfaltigen Unterabtheilungen aber, ſich der Einfluß des allgemeinen Geſetzgebers, mit der Autorität der kleinern Regenten und Dynaſten jedes Diſtricts, vereinigt.

Die Moden und ihre Geſchichte zeigen uns zweytens, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander, für Wirkungen auf die einzelnen Menſchen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das geſellige Leben der Privatperſonen entſtehen. Eine von andern Völkern abgeſonderte Nation iſt faſt immer in ihren Gewohnheiten unveränderlich. In der Nation ſelbſt iſt oft kein Muſter ſo erhaben, oder ſo beliebt, daß es gegen die Verehrer des Alterthums mit einer neuen Erfindung durchdringen könnte. Das Neue leuchtet aus der Ferne mit einem weit hellern Glanze. Die Nachahmung koſtet unſrer Eitelkeit weniger, wenn das Modell entfernt iſt: und ſie ſchmeichelt ihr ſogar, wenn daſſelbe uns allein bekannt iſt. Auf der andern Seite wird der Erfindungsgeiſt der die Mode beherrſchenden Nation mehr belebt, wenn er für die Einwohner mehrerer Länder arbeitet.

Bey der ſo genauen Verbindung, welche heut zu Tage unter den Europäiſchen Nationen obwaltet, ſind es doch vorzüglich nur die vornehmern Stände, die durch dieſes Band verknüpft werden: und der Zuſammenhang verliert ſich bey dem gemeinen Manne faſt gänzlich. Die Höfe kennen einander am genaueſten, durch die Nachrichten der Geſandten, und durch den Zuſammenhang der Staatsgeſchäfte. Briefe und Boten gehen unaufhörlich von einem Fürſten zu dem andern. — Der Adel der verſchiedenen Lander kennt ſich durch Heyrathsverbindungen, durch Geſandtſchaften, durch Reiſen, durch die öffentlichen Geſchäfte, an deren Verwaltung er Antheil nimmt, endlich ſelbſt durch die Geſchichte und das genealogiſche Studium. — Die Kaufleute aller Länder machen ein anderes, aber minder verbundnes Corpus aus. Weniger bekümmert um die Perſon und die Familie, als um den Reichthum und den Credit ihrer ſo genannten Freunde, haben ſie weniger Anlaß, weniger Reitz, fremde Sitten und Gewohnheiten, als fremde Waaren, kennen zu lernen. — Der Handwerker eines Landes weiß von den Handwerkern andrer Länder nur, was wandernde Geſellen ihm mittheilen: der Tagelöhner und der eigentliche Pöbel weiß gar nichts von ſeines Gleichen in der Fremde. Dieſe Claſſen haben oft, unter den nächſten Nachbarn, die gröbſten Vorurtheile gegen einander, weit entfernt, daß ſie ſich nachahmen ſollten.

Dieſer Zuſtand der Dinge macht, daß es ein Gegenſtand der Eitelkeit wird, mit ausländiſchen Sitten und Moden bekannt zu ſeyn, und noch mehr, von allen darinn vorgehenden Veränderungen ſchnell Nachricht zu haben. Man ſieht dieſes als das Eigenthum und das Unterſcheidende eines höhern Standes an, der ſich dazu mehrere Hülfsmittel zu verſchaffen weiß, oder man ſchließt daraus überhaupt auf die größre Bekanntſchaft und einen weitern Wirkungskreis des Menſchen; indem derjenige wahrſcheinlich in fremden Ländern bekannt iſt, der von dorther ſchnell Nachricht erhält. So haben die franzöſiſchen Sitten, bey uns und bey vielen Nationen, größern Eingang gefunden, weil ſie zuerſt bloß adelige Sitten unter dieſen geweſen ſind. Wenn ſie den Beyfall der Nation, von welcher ſie herkamen, um ihrer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit willen erhalten hatten: ſo erhielten ſie den Beyfall derer, zu welchen ſie gebracht wurden, auch durch den Glanz, welchen ſie mittheilten.

Sobald mehrere Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſtehn, und eine Art von Geſellſchaft ausmachen: ſo wird unter ihnen eben der Fall ſich ereignen, der unter mehreren zu einem geſellſchaftlichen Ganzen verbundnen Individuen eintritt. Eine oder etliche werden über die andern einen Vorzug und eine gewiſſe moraliſche Herrſchaft erhalten. Durch welche Urſachen dieſes geſchicht, iſt eine Frage, deren Unterſuchung mich zu weit von meinem Zwecke abführen würde, und die zum Theile von denjenigen beantwortet worden iſt, die den Gründen von der Ausbreitung der Franzöſiſchen Sprache in Europa nachgeforſcht haben, indem dieſe Superiorität einer Nation, von der ich rede, gemeiniglich die Sprache derſelben zugleich mit ihren Sitten und Moden ausbreitet. So viel iſt gewiß, daß, ſeitdem die Europäiſchen Nationen, durch Religion, Politik und Handel, in nähern und ununterbrochnen Umgang mit einander gekommen ſind, immer eine unter den übrigen den Ton angegeben hat, und für ſie in Dingen, die von einem willkührlichen Geſchmacke und einer vielſeitigen Beurtheilung abhängen, Muſter geweſen iſt.

Eine ſolche Herrſchaft einer Nation über andre hat auf dieſelben einen ähnlichen Einfluß, als die Macht eines Monarchen oder das Anſehn eines Hofes auf die Sitten in der bürgerlichen Geſellſchaft hat.

In der Demokratie ſind die Sitten unveränderlicher, und neue Gebräuche finden ſchwerer Eingang, weil, da jeder ſich ſo gut dünkt, als der andre, auch jeder nur ſeinen eignen Geſchmack zu ſeiner Regel macht.

In der Monarchie hingegen iſt ſowohl die Gleichförmigkeit der Mode zu derſelben Zeit, als die Abwechſelung der Moden in verſchiedenen Zeiten, größer, indem Alle ihre Blicke auf die Oberſten und Erſten des Staats richten, und Aenderungen, die dieſe aus Einſicht oder Eigenſinn machen, wie Geſetze befolgen.

Auf gleiche Weiſe iſt die Herrſchaft der Mode bisher nirgends feſter gegründet, und ihre Abwechſelungen ſind nie ſo häufig geweſen, als in Europa, und in dem Zeitalter, wo mehrere Nationen auf eine, als ihre Lehrmeiſterin und ihr Muſter, hingeſehen haben, von deren Litteratur bezaubert, und für deren Geſchmack mit günſtigen Vorurtheilen eingenommen geweſen ſind. Denn indem alsdann jede neugierig darnach forſchte, was bey dieſer geehrten Nation vorgehe, was bey ihr Sitte ſey, was ihre Induſtrie oder ihre Kunſt neues hervorbringe: bekamen insbeſondre die Großen einer jeden einen neuen Bewegungsgrund, die von dort herkommenden Verfeinerungen der Lebensart und des Coſtume anzunehmen, weil ſie ſich dadurch von ihren geringern Landsleuten unterſcheiden konnten.

Es erklärt ſich aber aus dieſer Schilderung der Sachen, warum, nach dem Zeugniſſe der beſten Beobachter, in Frankreich, dem Lande, aus welchem andre Völker ihre Moden ſo lange herhohlten, die Mode weniger gebietheriſch herrſchte, als bey denen, zu welchen ſie durch Nachahmung überging. Dort fiel der Grund weg, welcher den Ausländern die ihnen zugeführten Erfindungen der Galanterie ſo ſehr empfahl. Dort nahm überdieß jeder mehr oder weniger an dem Erfindungsgeiſte Antheil, durch den ſich die Nation auszeichnete, und durch den ſie ſich das Anſehn in Sachen des Geſchmacks erworben hatte. Es gab bey ihr viele Erfinder und wenige Nachahmer; — alſo weniger Gleichförmigkeit, welche das Weſen der Mode ausmacht. Endlich ſind bey der Nation, deren Moden von ihr ſelbſt erfunden worden, und bey welcher die Gewohnheiten der höhern Stände die allgemeinen, nur verfeinerten Nationalgewohnheiten ſind, dieſe höhern Stände in Tracht und Sitten, von dem Mittelſtande weniger unterſchieden. Die Mode iſt alſo hier weniger ein Kennzeichen des Ranges. Wenn demnach die Modeſucht bey denjenigen Nationen, welche ihre Neuerungen aus der Fremde hohlen, durch zwey Triebfedern unterſtützt wird, durch den Stolz, der ſich unterſcheiden, und durch die Eitelkeit, welche gefallen will: ſo hat dieſelbe bey den Nationen, wo dieſe Neuerungen einheimiſch ſind, nur die letzte Leidenſchaft allein zu ihrer Stütze.

Wenn die alten Völker das, was Mode heißt, weniger gekannt haben; wenn die Aſiaten ſie noch nicht kennen: ſo liegt die Urſache darinn, daß weder im Alterthum, noch je in Aſien, — daß überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Welttheile, ein Syſtem ſo vieler, ſo geſitteter und ſo genau mit einander verbundner Staaten exiſtirt hat, als in den letzten Jahrhunderten in Europa. So wie die öftere Mittheilung der Gedanken, und unter einer größern Anzahl von Menſchen, einen ſchleunigern Fortgang der Meinungen hervorbringt: ſo entſtehn auch deſto mehr Abwechſelungen in Sitten und Sachen des Geſchmacks, in einem je größern Bezirke ſich die Menſchen einander zum Muſter dienen.

Ein drittes Geſetz, welches man, für die Revolutionen der menſchlichen Dinge überhaupt, von den Moden abſtrahiren kann, iſt, daß es in dieſen, wie im Laufe der Geſtirne, Perioden giebt, wo die Veränderlichkeit derſelben ſtille zu ſtehn ſcheint, und andre, wo ſie mit beſchleunigter Geſchwindigkeit forteilt. Zuweilen erhalten ſich gewiſſe Moden lange: andre gehn ſchnell vorüber.

Die Erfindungen in den Moden, ſind denen in den Künſten und Wiſſenſchaften ähnlich. Die Genies zu denſelben werden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl geboren. — Aber das iſt noch nicht alles. Zuweilen ſind die Wiſſenſchaften bis zu einem gewiſſen Schlußpunct gebracht worden, wo ſie gleichſam ruhen müſſen. Man hat nämlich entweder die Aufgaben, welche ſeit geraumer Zeit die Welt beſchäftigten, aufgelöſet; man hat gefunden, was man ſuchte: und ehe man wieder neue Fortſchritte thun kann, müſſen erſt wieder neue Fragen aufgeworfen, neue Beobachtungen geſammelt werden. Oder eine Reihe kleiner Erfindungen hat ſich endlich mit einer großen, welche das Reſultat von allen iſt, geendigt; die Frucht iſt aus ihrem Keime nach und nach hervorgewachſen. Aber nun gehört Zeit und eine Reihe neuer Vorbereitungen dazu, ehe ein neuer Keim ſich entwickelt, — ehe eben ſo merkwürdige neue Aufſchlüſſe können gefunden werden. Auf eben die Weiſe gelangen die Moden in Sitten und Kleidungen der Menſchen, mitten durch ihre Abwechſelungen hindurch, zuweilen auf einen fixen Punct. Man erkennt nähmlich, daß die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit der Sache, nach welcher man bey den mehrmahligen Abänderungen derſelben ſtrebte, ohne ſie finden zu können, wirklich durch die letztre Neuerung etwas gewonnen habe. Man iſt vielleicht auf eine Kleidung, auf eine Form des Hausgeräthes, auf eine Auszierung der Wohnung, eine Anordnung der geſelligen Tafel gerathen, die bequem und ſchön zugleich iſt. Bey ſolchen Moden ruht, ſo zu ſagen, der veränderliche Genius derſelben ein wenig aus, — froh, in ſeinen zufälligen Würfen etwas wirklich ſchönes und dem Zwecke gemäßes getroffen zu haben. Es muß einige Zeit vorbeygehn, ehe man über die neue, allgemein gebilligte Tracht oder Gewohnheit, ſo ſehr von neuem raffinirt, um Mängel an ihr zu entdecken, oder ehe man des Guten und des Bequemen ſelbſt überdrüſſig wird, und anfängt, nur nach einer Veränderung zu verlangen, wenn es auch eine Verſchlimmerung ſeyn ſollte.

Die Geſchichte der Mode lehrt uns viertens, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn ſie in einer Geſellſchaft Eingang finden und das Alte verdrängen. Das erſte iſt, daß ſie Aufſehn machen und Widerſpruch erregen. Einem großen Theile der Menſchen iſt das Fremde, das Ungewohnte, an und für ſich zuwider. Ein andrer mißbilligt die Eitelkeit, die unter immer veränderten Geſtalten von neuem die Augen auf ſich ziehn will. Ein dritter hat ſich in die alte Mode ſo hineingeformt, und findet ſie ſeinen beſondern Bedürfniſſen und Eigenheiten ſo angemeſſen, daß er ſie ſich, als ein Stück der ihm nothwendig gewordnen Bequemlichkeiten, nicht will rauben laſſen — Dieſe Oppoſitionspartey iſt anfangs die zahlreichere: und die geſetzteſten, vernünftigſten Leute gehören gemeiniglich zu derſelben. Zwar iſt es zuweilen auch bey dieſen bloßes Vorurtheil, wodurch ihre Mißbilligung veranlaſſet wird; aber dieſes Vorurtheil ſelbſt ſteht mit der Vernunft in Verbindung. Der Weiſe nähmlich wünſcht Einförmigkeit und Beſtändigkeit in Kleinigkeiten, um ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf das Wichtigere beyſammen haben zu können. In Gewohnheiten, die er ſich einmahl zu eigen gemacht hat, läßt er ſich nicht gerne ſtören, weil, eine neue anzunehmen, ihm immer wieder einige Zeit und Mühe koſtet.

Indeſſen eben dieſe Widerſetzlichkeit, welche die Neuerung bey dem größern Haufen findet, verbunden mit dem Beyfalle, den ſie bey dem kleinern und eitlern erhält, ſetzt die Gemüther in die Bewegung, wodurch ſie zu einer Aenderung vorbereitet werden. Die Sache wird debattirt: viele berathſchlagen ſich darüber mit ſich ſelbſt und mit andern; und die noch nichts von ihr wußten, lernen ſie zuerſt durch den lauten Tadel ihrer Gegner kennen. Nun dürfen nur die, welche die Mode zuerſt aufbrachten, ſtandhaft bey derſelben bleiben, — vorausgeſetzt, daß ſie durch ihren Rang oder aus andern Urſachen im Anſehn ſtehn, — oder das Neue mag etwas gefälliges und angenehmes haben, welches nach und nach die Vorurtheile beſiegt: ſo wird ſie am Ende um deſto ſchneller um ſich greifen, je mehr ſie im Anfange angefochten wurde.

Es geht mit andern Sachen, die zur öffentlichen Beurtheilung und Nachahmung ausgeſtellt ſind, vollkommen auf gleiche Weiſe. Ich will die Werke der Gelehrten zum Beyſpiele anführen. Diejenigen, welche keinen Streit erregen, welche keine Gegner und Tadler finden, — dieſe ſind es nicht, welche ein großes Glück machen. Allgemeine Aufmerkſamkeit zu erwecken iſt Streit und Zwiſtigkeit nöthig. Das kann erſt von vielen gebilligt werden, was von vielen iſt unterſucht worden: und zur Unterſuchung reitzt nichts mehr, als der Widerſpruch, oder der Aufruhr, welchen ein Werk, oder eine Handlung des Menſchen im Publicum erregt.

Ich ſetze noch eine vierte Analogie zwiſchen der Abwechſelung der Moden, und den Fortſchritten der Politik, der Wiſſenſchaften, und der Sitten hinzu.

In Meinungen, die keiner Demonſtration und keiner ſinnlichen Evidenz fähig ſind, — und in

Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen abſoluten Maßſtab des Guten in unſrer Natur haben, werden immer Verſchiedenheiten unter den Menſchen entſtehn. Dieſe Verſchiedenheiten werden Partheyen erregen: und dieſe Partheyen werden, nachdem der Gegenſtand wichtig iſt, oder nachdem die Leidenſchaften einer Nation finſtrer oder fröhlicher ſind, ſich entweder haſſen, oder ſich über einander luſtig machen. In der Religion, in der Philoſophie, in der Politik, in den moraliſchen Grundſätzen, — endlich in den Moden, haben ſich die Menſchen immer in Factionen getheilt, die mit Waffen der einen oder der andern Art gegen einander zu Felde gezogen ſind. Die Folgen davon ſind, wenn nicht allemahl verderblich, doch unangenehm, und den Genuß des Lebens und der geſelligen Freuden zu vermindern fähig.

Indeß ſehen wir auch hier einen Fortſchritt zum Beſſern: und er iſt eben aus der Vervielfältigung der Partheyen, und aus der ungebundnern Freyheit, mit welcher man vom Gewöhnlichen abweicht, entſtanden.

So lange man noch wenige theologiſche und philoſophiſche Meinungen kannte, und jeder über der ſeinigen, als der einzigen, hielt, wobey Rechtſchaffenheit und Glückſeligkeit beſtehen könnte: ſo lange war dieſe Verſchiedenheit eine Quelle von Verfolgungen und bürgerlichen Kriegen. Nachdem man alles verſucht, alle Arten von Meinungen, auch die ungereimteſten und die kühnſten behauptet, geprüft, wiederlegt, und von neuem hervorgeſucht hat: — hat man einzuſehen angefangen, daß in dunkeln und ſpeculativen Materien, gleich vernünftige und gut denkende Leute, ſehr weit von einander abgehn, — und daß mit allen Syſtemen ein ehrliches Herz und tugendhafte Geſinnungen beſtehn können. Seitdem bringt dieſe Uneinigkeit der Menſchen weniger Haß, und alſo weniger Unheil hervor.

Auf gleiche Weiſe, wenn in einer Nation das geſellige Leben gleichſam aufzukeimen anfängt, und die Menſchen zuerſt auf Kleidung, Putz, Stellungen und Formeln der Höflichkeit, und alles, was zum Wohlſtande gehört, aufmerkſam werden: ſo iſt anfangs die Herrſchaft der Gewohnheit ſehr tyranniſch. Weil man noch wenig Verſchiedenheiten in dieſen Dingen kennt, wenig Abänderungen erlebt hat: ſo ſcheint das, was einmal in Abſicht derſelben eingeführt iſt, ſo gut, als nothwendig zu ſeyn. Und es iſt eine Folge hiervon, daß, wer dieſe für ſo heilig gehaltne Regeln des

Wohlſtandes nicht kennt, oder übertritt, für einen verächtlichen, oder für einen haſſenswürdigen Menſchen gehalten wird. Dieſen Zwang, dieſe Pünctlichkeit des Wohlſtandes finden wir in den frühern Perioden der Cultur bey allen Nationen, ſelbſt bey der, von welcher wir die Regeln des guten Geſchmacks bekommen haben, den Griechen. In Lucians Werken kömmt ein Aufſatz vor, ich weiß nicht, ob von ihm, oder von einem ſeiner Zeitgenoſſen, — denn im Vortrage und Styl ſcheint er jenes Autors nicht würdig, — wo der Verfaſſer ſich gegen den, an welchen die Schrift gerichtet iſt, mit den ausgeſuchteſten Gründen darüber entſchuldiget, daß er bey einem Morgenbeſuche ſeinen Gönner nicht mit dem rechten Worte begrüßt hatte *). Eben deßwegen, weil die Sineſer in ihrer Cultur, auf dem Puncte, wo das Ceremoniell des Umgangs ſich ausbildet, aber noch ſteif und unnatürlich iſt, ſtehn geblieben ſind, haben ſie ſo verwickelte Geſetze des Wohlſtandes, und beobachten dieſelben mit einer größern Genauigkeit, als die weſentlichſten Pflichten der Moral. Noch jetzt

---

*) Er hatte ὑγιαίνειν für χαίρειν gebraucht.

werden wir in allen kleinen Orten, in allen abgelegnen Provinzen, — allenthalben, wo die Geſelligkeit ſchwach, der Umgang eingeſchränkt iſt, und die Einwohner gegen andre ihrer Zeitgenoſſen zurück ſind, gewahr, daß daſelbſt, ein gegen die eingeführten Wohlſtandsregeln begangner Fehler weit härter geahndet, und, um nicht von dem Ueblichen abzuweichen, eine weit größere Behutſamkeit angewandt wird, als in den feinſten Geſellſchaften der Hauptſtädte. In dieſen, die gleichſam die Mittelpuncte der großen Geſelligkeit ſind, läuft das Rad der Moden und Gebräuche weit ſchneller um. Der Veränderungen, welche man hier einander folgen und ſich verdrängen geſehen, — der Verſuche, die man zu Verfeinerungen oder zu Abwechſelungen in Sachen des Geſchmacks gemacht hat, ſind ſchon ſo viele geweſen; man iſt ſo oft von dem Natürlichen ins Gezwungne gerathen, und von dem Künſtlichern wieder zu dem Natürlichen zurückgekommen: daß man endlich gegen alle Moden, Manieren, Kleidungen, und gegen alles, was keine weſentliche Schönheit oder Schicklichkeit in ſich hat, gleichgültiger geworden iſt. Aus allen verſuchten und wieder verlaſſenen Thorheiten, iſt, — ſo wie in dem vorhergehenden Falle aus der Menge vertheidigter und vergeſſener Irthümer, zuletzt, — zwar nicht allgemeine Uebereinſtimmung, — aber allgemeine Toleranz entſtanden.

Dieſe Toleranz beruht darauf, daß man in Beurtheilung der Menſchen und ihrer Handlungen das Weſentliche vom Willkührlichen, und die Sachen von ihren Zeichen unterſcheiden lernt. Man ſieht mit der Länge der Zeit, durch die Vergleichung der ſich häufenden Erfahrungen, ein: im geſchäftigen Leben, ſey Klugheit und Rechtſchaffenheit, — im geſelligen, ein gebildeter Verſtand und Menſchenfreundlichkeit das wahre und einzige Nothwendige. Zwar müſſen ſich dieſe Eigenſchaften durch gewiſſe äußre Formen, in Worten, Geberden und Handlungen ausdrücken. Dieſe Formen müſſen ſchicklich und verſtändlich ſeyn, als Zeichen; ſie müſſen nicht mißfällig und unanſtändig ſeyn, inſofern ſie, als körperliche Bewegungen, in die Sinne fallen: jenes, weil man ſonſt aus ihnen auf das Innere nicht richtig ſchließen kann; dieſes, weil ſonſt der Eindruck der geiſtigen Schönheit, durch den ſinnlich unangenehmen Anblick verdunkelt wird. Uebrigens ſind ſie den Sprachen ähnlich, bey welchen vieles willkührlich iſt. Je mehr Umgang jemand mit der Welt gehabt hat, deſto leichter wird er dieſe Sprachen lernen, deſto geſchwinder wird er ſich an eine ihm fremde Bezeichnung ſittlicher Gedanken und Geſinnungen gewöhnen. Dieß macht dann am Ende den Mann vom feinſten Wohlſtande und der vollkommenſten Höflichkeit, wenn, mit dem Beſitze jener weſentlichen Geſellſchaftstugenden, und der Fertigkeit, ſie auf die anmuthigſte Weiſe an den Tag zu legen, zugleich Nachſicht gegen andre, und die Bereitwilligkeit verbunden iſt, ihren Reden und Handlungen die vortheilhafteſte Auslegung zu geben.

Ich habe oben geſagt, daß der letzte Zweig der Moden, das Uebliche des Wohlſtandes und der Höflichkeit, eine Art von Sprache ſey, mit welcher wir andern die günſtigen Urtheile, die wir über ſie fällen, die freundſchaftlichen oder die ehrerbiethigen Geſinnungen, die wir gegen ſie hegen, anzeigen. Dieſe Aehnlichkeit zwiſchen dem conventionellen Wohlſtande und der Sprache, welche in Anſehung des Weſens und des Begriffs von beyden unläugbar iſt, erſtreckt ſich auch auf ihre Geſchichte, und die Abwechſelungen, welche beyde unter den Menſchen erfahren haben.

Dieſe beſondre Analogie verdient noch mit ein paar Worten entwickelt, und der vorhergehenden allgemeinern zwiſchen Moden und menſchlichen Angelegenheiten überhaupt beygefügt zu werden.

1. Die Sprachen ſind von der Willkühr der Menſchen abhängiger in ihrem Urſprunge, als die Formen und Regeln des Wohlſtandes: aber ſie ſind weniger durch die Willkühr der Menſchen veränderlich, als dieſe, wenn ſie einmahl eingeführt ſind.

Das Willkührliche der Sprachen kömmt daher, daß zwiſchen den Tönen und den Gedanken kein nothwendiger Zuſammenhang iſt, — daß dieſelbe Idee durch verſchiedene Laute gleich gut ausgedrückt werden kann, ſobald nur dieſe Verabredung erſt allen bekannt iſt, die mit einander reden wollen.

Im Ceremoniell des Wohlſtandes iſt das Band, zwiſchen Zeichen und Bezeichnetem, an ſich natürlicher und genauer, oder ſchon durch vorhergehende Conventionen feſtgeknüpft. Inſofern es eine Art von Pantomime enthält, und das, was wir anzeigen wollen, durch Mienen, Stellungen und Bewegungen ausdrückt: ſo iſt es durch die Natur des menſchlichen Körpers, oder durch die Ausbildung, die derſelbe von Erziehung und Lebensart, in jeder Nation, zu jeder Zeit empfängt, weit mehr beſtimmt, als die Sprache es durch die Natur der Redewerkzeuge iſt. Der Menſch kann über ſeine Zunge mehr gebiethen, als über die geſamten Glieder ſeines Körpers: er wird durch die Natur weit unwillkührlicher und unwiderſtehlicher angetrieben, ſich bey einer ſolchen Gemüthsſtimmung, bey ſolchen Leidenſchaften, ſo und ſo zu geberden, als gewiſſe Töne auszuſprechen, wenn er dieſe und keine andre Vorſtellungen hat. — Inſofern der Wohlſtand ſelbſt den Wortausdruck zu Hülfe nimmt, (und die Regulirung des letztern, macht bey allen geſitteten Völkern den größten Theil von dem Geſetzbuche des erſtern aus): inſofern iſt er auf die ſchon eingeführte Sprache gebaut, und muß, da er nichts in ihr zu ändern vermag, ihre Regeln und Formen den ſeinigen zum Grunde legen. — Man ſieht daher auch, daß Vollkommenheit der Sprache, und Vollkommenheit des üblichen Wohlſtandes, bey Nationen ungefähr gleichen Schritt hält. Diejenige Nation, welche überhaupt den Ausdruck ihrer Gedanken mehr aufs Reine gebracht, und ihrer Sprache mehr Deutlichkeit, Präciſion und Entwickelung gegeben hat, iſt auch im Stande, den Ausdruck ihrer geſelligen Geſinnungen, und die Bezeichnung ihrer geſelligen Verhältniſſe, ausführlicher, beſtimmter, und anmuthiger zu machen.

Der Erfinder der Sprachen, (wenn es erlaubt iſt, den allmählichen Beytrag vieler Generationen, und unzähliger Menſchen, in der Idee zu vereinigen und einem erdichteten Individuum zuzuſchreiben,) der Erfinder der Sprache konnte ſchaffen, hervorbringen: der Erfinder der Wohlſtandsſprache konnte nur *wählen*. Jener ſuchte die erſte Vereinigung unter den Menſchen zu ſtiften, indem er ſie zur Uebereinſtimmung über gewiſſe Zeichen brachte, die noch niemand kannte, und durch welche Alle einander ihre Gedanken mittheilen ſollten. Dieſer nutzte nur die ſchon geſchloſſenen Verabredungen, zu einem beſtimmtern Zwecke, wandte nur die ſchon allen verſtändlichen und von allen angenommenen Zeichen, in einer neuen Combination, zum Ausdrucke der Freundlichkeit, der bürgerlichen Achtung, oder der Ehrerbiethung gegen andre an.

Aber wie verhalten ſich nun beyde Sachen im Fortgange der Zeit?

Wenn die willkührlichen Töne und Formen der Sprache einmahl Eingang gefunden haben, allgemein verſtändlich, und jeder Zunge geläufig geworden ſind: dann macht es dieſe Willkührlichkeit ſelbſt, verbunden mit der großen Menge dieſer Zeichen, und der Unentbehrlichkeit eines gemeinſchaftlichen Mittels ſich einander verſtändlich zu machen, daß die Menſchen nicht ohne die größte Noth, und nicht anders, als mit vieler Schwierigkeit, etwas in ihren Sprachen abändern können. Eben weil ſich niemand aus den Tönen an und für ſich erklären kann, welche Idee damit verbunden ſey: muß die einmahl geſchloßne Convention unveränderlich bleiben, wenn nicht das Verſtehen aufhören, oder ſehr erſchwert werden ſoll. Selbſt Verbeſſerungen in der Wahl der Zeichen, wenn ſie nicht außerordentlich wichtig ſind, erſetzen den Schaden nicht, den jede Neuerung in der Sprache in Abſicht ihrer Verſtändlichkeit thut.

Hingegen die Formen ſowohl, als die Formeln der Höflichkeit, ſind entweder natürliche, oder es ſind ſchon zuvor bekannte Zeichen. Es koſtet alſo weniger Schwierigkeit, und es zieht weniger Unbequemlichkeit nach ſich, etwas in denſelben zu ändern. Und da ſie nicht bloß dazu beſtimmt ſind, uns andern verſtändlich, ſondern auch dazu, uns ihnen angenehm zu machen; der fixe Punct aber, wo in einer Zeichenſprache der Endzweck der Schönheit und des Gefallens erreicht iſt, ſich nicht ſo beſtimmt angeben läßt, als der, wo die Abſicht der Deutlichkeit erfüllt iſt: ſo liegt es in der Natur und der Abzweckung des conventionellen Wohlſtandes, daß er mehr Abänderungen durch Zufall leidet, mehrere abſichtliche Reformen erfährt, als die ihrem Urſprunge nach willkührlichere Sprache.

Zu jenem Wohlſtande gehört zuförderſt eine gewiſſe Geberdenſprache. Dieſe hat das Eigenthümliche, daß ſie von der Cultur, in dem Maße, als ſolche zunimmt, und theils den Körper durch künſtlichere Uebungen ausarbeitet, theils den Geiſt über dasjenige belehrt, was in Figur, Stellung und Bewegung ſchicklich und ſchön iſt, ſchnell und ſehr merklich veredelt wird, da hingegen die Töne der Wortſprache durch jene Fortſchritte nur langſam und wenig verändert werden. Der gemeinſte und der am beſten erzogene Menſch, reden einerley Sprache, und bedienen ſich zur Bezeichnung ihrer einfachen Ideen derſelben Ausdrücke: aber wie erſtaunlich verſchieden ſind ihre Pantomimen und ihre Geſticulationen. — Was die ſogenannten Complimente betrifft, welche als der zweyte Beſtandtheil der Höflichkeitsmoden anzuſehen ſind: ſo machen ſie einen eigenen Zweig der Beredſamkeit, d. h. der Kunſt aus, ſich der Sprache aufs zweckmäßigſte, zur Darſtellung der Ideen oder Geſinnungen, die man mittheilen will, zu bedienen. Wie nun der Styl eines Volks, und ſeine Redekunſt überhaupt, ſich ausnehmend ändern, und um ſehr vieles verbeſſern kann, indeß ſeine Sprache in ihren Grundzügen dieſelbe bleibt, ſo wird auch der Styl und der Geſchmack, welcher in den Formularen ſeines Wohlſtandes herrſcht, an allen Revolutionen in Geiſt und Sitten, weit mehr als die Sprache, Theil nehmen.

Die Erfahrung und Geſchichte beſtätigt auch hierüber, was uns die Natur der Sache vermuthen ließ. Mehrere Nationen haben ihre alte Mutterſprache, aus der Periode der Barbarey in die der wiſſenſchaftlichen Cultur mit hinübergebracht: aber keine hat ihre Sitten und ihren Wohlſtand bey dieſer Revolution unverändert behalten. Die Verbindung mit gebildetern und gelehrtern Völkern, und die Annahme ihrer Künſte und Wiſſenſchaften, hat immer die Moden und geſellſchaftlichen Gewohnheiten dieſer Völker bey der zuvor rohen Nation eingeführt, aber nicht deßwegen deren Sprache zur Nationalſprache der letztern gemacht.

2) Jede Sprache hat einen gewiſſen bleibenden Fond, der in vielen Jahrhunderten ſie immer als dieſelbe Sprache kenntlich macht. Die Veränderungen betreffen nicht die Wurzelwörter; — (neue zu erfinden, iſt faſt unmöglich,) — ſondern nur Beugungen, Ableitungen, Zuſammenſetzungen der alten. Auf gleiche Weiſe iſt, wenigſtens in Europa ſeit mehrern Jahrhunderten, etwas, welches unſre Sitten und Moden, als das Weſentliche in derſelben, auszeichnet, und daher auch in ihnen unveränderlich iſt. Die Abwechſelungen ſpielen nur, ſo zu ſagen, wie aufgetragne Farbe auf einem einfärbigen Grunde, und betreffen nur Zufälligkeiten.

3.) Auch in den Sprachen, wie in den Moden, kommen die meiſten Veränderungen von dem Umgange und der Vermiſchung mehrerer Nationen mit einander her.

Gemeiniglich ſind es ausländiſche Wörter oder Redensarten, durch deren Aufnahme oder Nachbildung die Neuerungen in der vaterländiſchen Sprache geſchehn. Einige ſolcher Neuerungen ſind nothwendig, wenn mit einer bisher uns unbekannten Sache, zugleich das Wort für dieſelbe, aus der Fremde uns zugeführt wird. Andre ſind nützlich, wenn dadurch Begriffe, die wir zuvor ſchon hatten, deutlicher, genauer abgetheilt, und zur Anwendung in den Wiſſenſchaften, oder zum Gebrauch in der Poeſie geſchickter werden. Noch andre ſind überflüſſig und affectirt, wenn neue Nahmen für alte längſt bezeichnete Sachen, die alten verdrängen, ohne etwas beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen.

Die Neuerungen der Mode ſind, in Abſicht ihres Urſprungs und ihres Werths, eben ſo unterſchieden. — Neue Verrichtungen erfordern neue Werkzeuge; und neue Bedürfniſſe erfordern neue Vorkehrungen ihnen abzuhelfen. Es iſt der Gang der Natur, daß beyde zuſammen von Nachbar zu Nachbar übergehn, wenn einmahl die Staaten unter einander in Verbindung ſtehn. Aber der

Vorzug, den die Menſchen dem Neuen und dem Fremden geben, dehnt die Nachahmung des Ausländiſchen auch oft auf diejenigen Dinge aus, in welchen wir ſchon alles eben ſo gut wiſſen, als die Ausländer, und die vorgeſetzte Abſicht ſo gut als ſie erreicht haben. Und ſo wie oft ein ausdrückendes vaterländiſches Wort verloren geht, oder unedel wird, indem wir eine ausländiſche nicht ſo bedeutungsvolle Redensart aufnehmen: ſo kömmt auch oft ein Nationalgebrauch, ſelbſt manches Kleidungsſtück und manches Hausgeräth aus der Mode, wovon der Nutzen augenſcheinlich war; indeß die ſchlechtere Sitte oder Mode des fremden Landes Beyfall findet, und herrſchend wird.

4. So wie ſich endlich diejenigen Sprachen am geſchwindeſten verfeinern, die mit den ſchon cultivirten die größte Aehnlichkeit haben, weil ſie ohne Zwang das meiſte von dieſen annehmen können: ſo werden auch diejenigen Nationen an gutem Geſchmack, Bequemlichkeiten und feinen Sitten am ſchnellſten fortgehn, deren eigenthümliche Gewohnheiten und Trachten am wenigſten von denen der Nationen abweichen, welche früher geſittet geworden ſind.

Die Sprachen, welche, wie die Italiäniſche und Franzöſiſche, aus dem Lateiniſchen abſtammen, haben, in Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, lange Zeit einen unſtreitigen Vorzug vor den barbariſchen Stammſprachen gehabt, worunter die Deutſche gehört: weil ſie für die, von dem Genie und der Philoſophie der Römer und Griechen gemachten, Erfindungen, Unterſcheidungen und Abſtractionen, weit eher Wörter in ihrem eignen Vorrathe, auffanden, oder die Römiſchen ohne Uebelſtand aufnehmen und nachbilden konnten.

Eben dieſer Vortheil, — die Möglichkeit einer ungezwungenen Nachahmung, — erſtreckt ſich über alle chriſtlich Europäiſchen Völker, nachdem unter ihnen einige die Lehrmeiſter und Muſter der übrigen geworden ſind. Warum haben die Türken, die ſo lange unter uns wohnen, und in ſo mannichfaltigem Verkehr mit uns ſtehn, doch noch ſo wenig, an der Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Sitten, durch uns gewonnen? Warum haben ſich die rauhen nordiſche Völker durch die ſüdlichen verfeinern laſſen; ſo daß Italiäniſche Philoſophie ihren Weg nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg gefunden hat: indeß jenes Volk, welches in dem glücklichſten, der Cultur der Künſte und der Verſchönerung des menſchlichen Lebens günſtigſten Klima wohnet, faſt in ſeiner erſten Rohheit und Unwiſſenheit geblieben iſt? Die Urſache iſt wahrſcheinlich keine andre, als daß zwiſchen jenen Europäiſchen Nationen, auch ſelbſt in ihrem uncultivirten Zuſtande, eine größre Aehnlichkeit vorhanden war.

Erſtlich ſind ſie alle von einerley Religion, oder ſtimmen doch in Grundſätzen und Sitten, ſo weit ſie von der Religion gebildet werden, mehr überein, als irgendwo die Einwohner eines gleich großen Erdſtrichs übereingeſtimmt haben. Zum andern ſind die meiſten derſelben Deutſchen Urſprungs. — Zwar iſt auch der Sklavoniſche Völkerſtamm, — eine zweyte in Europa weit ausgebreitete Menſchenrace, — hier zu einem beträchtlichen Grade von Cultur gelangt. Aber er hat ſich auch, in dem einen Europäiſchen Lande, den Menſchen vom Deutſchen Stamme unterworfen, in einem andern ſich mit ihnen zu einem Staatskörper vereinigt, in einem dritten zahlreiche Colonien derſelben unter ſich aufgenommen. Vielleicht war er überdieß, ſelbſt in ſeinem urſprünglichen Zuſtande, den Celtiſchen Völkern nicht ſo unähnlich, als jene Hunnen. Und endlich hat er, in der That, in dem größern Abſtande ſeiner vormahligen Gewohnheiten von denen der übrigen Europäer, ein ſolches Hinderniß ſeiner abſichtlich vorgenommenen Reformen, gefunden, daß Sittlichkeit, Induſtrie und Kunſt bey ihm noch nicht ſo weit in die untern Volksclaſſen hat eindringen können, als dieß bey den Nationen Deutſchen Urſprungs geſchehen iſt. Was dieſe letztern betrifft: ſo fand ſich zwar, in den mittlern Zeiten, ein großer Abſtand, in Cultur, Moden und Sitten, zwiſchen denjenigen Deutſchen Stämmen, die in den Römiſchen Provinzen neue Reiche errichtet hatten, und denen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren. Der zum Franzoſen gewordne Franke, der in den Italiäner verwandelte Longobarde oder Gothe, lief dem Deutſchen, Normannen, Schweden, in allem, was zum Anſtande, zur Bequemlichkeit und zur Kunſt gehört, weit zuvor. Aber ganz verleugnete jener es nie, mit dieſem aus gleichem Stamme entſproſſen zu ſeyn. Es waren immer gewiſſe Grundzüge, gewiſſe erſte Anlagen in allen dieſen Nationen ähnlich. Es fehlte nichts, als daß die Wege eröffnet wurden, auf welchen die eine die Vorzüge der andern kennen lernen, und eine ſich der andern mittheilen konnte: und ſogleich kam der zurückgebliebne ältere Bruder dem mehr gebildeten jüngern nach. — Aber eine Nation, die vom äußerſten Ende Aſiens zu uns gekommen iſt, und ſich, durch Blutvergießen, Raub und Zerſtörung, unter uns feſtgeſetzt hat; bey der die Unähnlichkeit ſo durchgängig iſt, und ſo tief in das

Weſentliche des Charakters hineingeht: eine ſolche Nation hat die Fortſchritte ihrer Nachbarn ſehn können, ohne weder zur Achtung noch zur Nacheiferung gereitzt zu werden. Die Grundlage iſt nicht vorhanden, auf welcher ſie fortbauen könnte. Und weiter thut die Nachahmung nichts, als daß ſie fortbauet. Sie macht nie große Revolutionen: ſie ſetzt nur hier und da etwas zu, oder ſchneidet etwas übelgeſtaltetes ab.

Noch iſt der moraliſche Geſichtspunct übrig, unter welchem ſich die Moden betrachten laſſen.

Erſtlich, was iſt der Nutzen oder Schaden, den ſie, und die Leidenſchaften, die von ihnen erregt werden, — die häufigen Abwechſelungen derſelben auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorſchriften auf der andern Seite, — den Menſchen und den Staaten bringen? Zweytens, was iſt das pflichtmäßige, oder, welches einerley iſt, das vernünftigſte Betragen der einzelnen Menſchen in Abſicht der Moden? Welches iſt der National-Charakter, der, in Beziehung auf ſie, einem Volke zu wünſchen wäre?

Die Antwort auf die erſte Frage läßt ſich aus folgenden Grundſätzen beurtheilen.

Es iſt ſicher, daß jeder Menſch ſo viel vollkommner iſt, je mehr er alles, was er thut, nach ſeinem eignen Urtheile thut. Alſo je weiter die Herrſchaft der Mode um ſich greift: deſto mehr ſchränkt ſie das eigne Urtheil des Menſchen ein; deſto weniger Wahl, Freyheit und Moralität bleibt in ſeinen Handlungen.

Wenn der Codex der Höflichkeit bey den Sineſern wirklich ſo weitläuftig, und von ſo hohem Anſehn iſt, als die Reiſebeſchreiber ſagen; wenn er ſo viele ihrer Schritte und Handlungen, die bey uns einfach und willkührlich ſind, beſtimmten und zuſammengeſetzten Formalitäten unterwirft: ſo iſt er gewiß eines der größten Hinderniſſe, welche dieſe ſo zeitig policirte Nation, in ihrem Fortgange zur Vollkommenheit, aufgehalten haben.

Auf der andern Seite, da es dem Menſchen nicht möglich iſt, auf viele Dinge zugleich ſeine Aufmerkſamkeit zu richten: ſo iſt es eine Erleichterung für den denkenden Mann, und den, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, wenn die unwichtigern ſchon zum voraus beſtimmt ſind, oder von der Gewohnheit regulirt werden. Er überläßt ſich alſo gerne in gewiſſen Stücken einer blinden Nachahmung, um in andern deſto ungetheilter ſeinen Verſtand und ſeine Urtheilskraft anwenden zu können.

Moden billigt er alſo aus eben den Urſachen, aus welchen ihm poſitive Geſetze überhaupt willkommen ſind.

Es iſt in der That etwas äußerſt ſeltnes, und es läßt ſich auch kaum gedenken, daß ſehr vernünftige, d. h. nachdenkende Männer (denn, wie kann die Vernunft ſich thätig erweiſen, als im Denken?) ſehr modiſch ſeyn ſollten. Die Gelehrten und die Leute von Genie ſind von je her der Vernachläſſigung ihres Aeußern, und beſonders einer Unbekanntſchaft mit den Sitten und Gewohnheiten der Zeit, beſchuldiget worden. Dieß iſt auch eine der Urſachen, durch welche ſie oft von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen worden ſind, als welche dieſe Mängel in Abſicht des conventionellen Anſtändigen oft mehr verachtet, als ſie die Vorzüge des Verſtandes und der Wiſſenſchaft ſchätzet.

Es iſt ein Hang zu Kleinigkeiten, und eine Aufmerkſamkeit auf ſolche nöthig, wenn man, in Abſicht der Stücke, welche unter der wandelbaren Herrſchaft der Mode ſtehn, immer gehörig unterrichtet ſeyn, und ihre Vorſchriften ſchicklich befolgen ſoll. Wichtige Geſchäfte, ernſthafte Studien entfernen den Menſchen immer etwas von den Schauplätzen, wo Luxus und Eitelkeit ihre Muſter und ihre neuen Erfindungen aufſtellt. Sie wenden überdieß die Aufmerkſamkeit des Geiſtes von denſelben ab, indem ſie das Gemüth mit Gegenſtänden und Beſtrebungen ganz andrer Art anfüllen. Der Menſch, der die öffentlichen Angelegenheiten, oder ſeine eigne mit Ernſt und Eifer verwaltet, der, welcher die Wiſſenſchaften anbaut oder lehrt, und in irgend einem wichtigen, vom Staate ihm aufgetragnen, oder von ſeiner Lage ihm angewieſenen Berufe, dem Publicum zu nutzen arbeitet, behält unter dieſen Umſtänden weder Gelegenheit, noch Muße, noch Unbefangenheit des Gemüths genug, um die Beobachtungen anzuſtellen, oder den Fleiß anzuwenden, welche der Mann nach der Mode nothwendig braucht, wenn er dieſen Titel mit Ehren tragen ſoll.

Nicht nur das geſchäftige Beſtreben, die neuſten Moden kennen zu lernen, ſondern auch die Nachgiebigkeit des Geſchmacks, ſie immer ſchön zu finden, kann nur in einem ſchwachen Geiſte ſtatt finden.

Ein jedes ſelbſt denkendes und lebhaft empfindendes Weſen hat ſeine Eigenheiten, und läßt ſich nicht ſo ſchnell in ſeinen Neigungen durch Andrer Billigung oder Beyſpiel lenken, — es ſey dann in den Gegenſtänden, welche außer ſeiner eigentlichen Sphäre liegen, und gegen die es alſo gleich, gültiger iſt. Aber eine Sache für wichtig halten, und doch in ihr ſich ganz nach anderer, nicht nach eignem, Urtheile richten; — ſich viel und lebhaft damit beſchäftigen, und doch immer nur durch die herrſchenden Meynungen regiert werden, zeigt Schwäche und Kleinheit an.

Dieß gehört demnach unter die übeln Folgen häufig abwechſelnder Moden, daß ſie die Frivolität und den Leichtſinn nähren; daß ſie eine unrichtige Schätzung des Werths der Menſchen veranlaſſen; daß ſie oft den Weiſen von der Geſellſchaft entfernen, und dem Thoren darinn ein Anſehn geben.

Wo Kleidung und Sitten einfach, gleichförmig und weniger veränderlich ſind: da herrſcht ſicher unter den Bürgern Ernſthaftigkeit des Charakters, und ein gewiſſer Geiſt der Gleichheit; aber auch vielleicht weniger Geſelligkeit, und weniger Induſtrie. Was für eine reichhaltige Materie wird dem Geſpräche entzogen, wenn niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben kann, oder ſich Raths zu erhohlen braucht. Welcher Reitz fehlt den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, wo die Eitelkeit in neuem und wohlgewähltem Putze nicht mehr wetteifern kann!

Und wie viel weniger Beſchäftigung muß die arbeitende Claſſe haben, wo die Diſtinctionen des Ranges und des Reichthums ſich mehr durch dauernde Koſtbarkeiten, als durch oft erneuerten und veränderten Schmuck zeigen!

Ich habe ſchon oben noch eine andre ſchädliche Seite der Moden bemerkt, daß, da die Reichſten gemeiniglich die Mode beſtimmen, (weil ſie es ſind, auf die der große Hauſe ſieht,) die Abänderungen derſelben oft keine andre Abſicht haben, als neue Mittel zu ſuchen, Reichthum zu zeigen. Daher die theurern Moden ſo oft die wohlfeilern, eben ſo guten, verdrängen. Und dieß hat die ſchlimme Folge, daß ſie die Glücksumſtände des Mittelſtandes immer mehr und mehr zerrütten, und bey einem zu eiteln Volke den Ruin vieler Familien hervorbringen.

Wenn die Moden unverändert bleiben: ſo kann Reinlichkeit und Sorgfalt, den Unterſchied, zwiſchen dem alten Kleide oder Hausgeräthe des Unbegüterten, das nur wohl erhalten worden iſt, und zwiſchen dem neuen des Reichen, unmerklich oder doch weniger auffallend machen. Aendert ſich aber Schnitt und Form der Sachen: ſo wird es auf den erſten Augenblick ſichtbar, welche von ihnen in der gegenwärtigen Zeit verfertigt worden ſind, und welche aus einer ältern herſtammen: und der Abſtand zwiſchen dem Reichen, der ſeinen und ſeines Hauſes Schmuck immer wieder erneuern kann, und dem weniger Vermögenden, der ſich mit dem einmahl angeſchafften lange Zeit behelfen muß, fällt ſogleich ins Auge, als beyde zuſammenkommen. Daher wird der Stolz des einen genährt, der andre findet ſich gedemüthigt, und die Abſonderung zwiſchen ihnen wird größer. Oder wenn der Aermere der falſchen Schaam die Klugheit und die Sparſamkeit aufopfert, und das noch Brauchbare ſeiner Sachen ſo oft vertauſchen will, als es unmodiſch wird: ſo zieht er ſich wirkliche Noth zu, indem er einem Uebel der Einbildung abzuhelfen ſucht.

Die Moden, — um dieſe Betrachtungen unter einfache Geſichtspuncte zuſammenzufaſſen, — ſind zu betrachten, entweder inſofern ſie ein Theil des Luxus, oder inſofern ſie Producte des Fleißes und der Erfindſamkeit, oder inſofern ſie Beſchäftigungen für die Aufmerkſamkeit und Gegenſtände der Begierden für die modiſchen Menſchen ſind.

In der erſten Beziehung kömmt es hauptſächlich auf die Fragen an, 1) in wiefern bey einer Nation die Veränderlichkeit der Moden ſelbſt den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erſtre habe, wenn der letztre ſeine Gränze überſchreitet. 2.) ob der Luxus, der mit größern aber ſeltner zu erneuernden Koſtbarkeiten getrieben wird, oder ob der, welcher ſeinen Glanz und ſeinen Genuß in der häufigen Abwechſelung und Umgeſtaltung der Zierrathen findet, der beſſere ſey.

Allerdings wird Prachtliebe von der Mode nicht erſt erzeugt: aber ſie hat ohne dieſelbe weniger Nahrung, — ſie bleibt mehr eingeſchloſſen in den Ständen und Familien, die durch ihre Vorzüge im Staate zu ſchimmern verbunden ſind, und vermöge ihrer ererbten Reichthümer alte Kleinodien beſitzen. Da der Menſch, der ſeine alten ihm längſt bekannten Koſtbarkeiten zur Schau ausſtellt, ſelbſt keinen Genuß von ihrem Anblicke haben kann, ſondern lediglich, wenn ihn etwas dabey freut, durch die Eitelkeit vergnügt wird, andern ſeine Schätze zu zeigen: ſo wird der Trieb, dieſelben zu vermehren, oder neuen Aufwand in Anſchaffung ähnlicher zu machen, wenig erweckt. Auch dem Zuſchauer und Bewunderer aus dem größern Haufen werden endlich dieſe Sachen alltäglich. Er ſieht ohne das den Beſitz derſelben als etwas an, welches gar nicht für ihn gehört: und wenn er nie oder ſelten Veränderungen darinn bemerkt, ſo wird auch endlich ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſelben matt, womit ſeine Begierde alſo zugleich wegfällt. Hingegen wenn der Reiche an jeder neuen geſchmackvollen, oder für geſchmackvoll gehaltnen Form ſeines Putzes und der ſein Haus ſchmückenden Gegenſtände, ſchon im Anſchauen derſelben ſich ſelbſt vergnügt, indem er ſich zugleich dadurch geſchmeichelt findet, daß er andern zeigt, wie viel er aufwenden könne: ſo wirken zwey Triebfedern auf ihn, ihn zu einem immer größern und größern Aufwande zu bewegen. Und damit vermehrt ſich zugleich der Reitz für andre, ihn nachzuahmen: — wie dann jeder das, was andre ſeit undenklicher Zeit beſeſſen haben, weit weniger beneidet, und weniger ſelbſt zu haben wünſcht, als das, was ſie eben jetzt ſich anſchaffen.

Aber eben hieraus kann man beurtheilen, welcher Luxus an ſich der beſſre ſey. Der mit Aufſtellung unveränderlicher, aber ſehr koſtbarer Dinge getriebne, iſt der Luxus roher Völker und barbariſcher Zeitalter. Er befriedigt weder die Sinne, noch beſchäftigt er die Einbildungskraft. Gold, Silber und Edelgeſteine aufzuhäufen, dazu gehört weder Verſtand noch Geſchmack; und ſie vorzuweiſen, kann weder ein angenehmes Gefühl erregen, noch das mindeſte zu denken geben. Aber der Luxus, der mit den unaufhörlich ſich verändernden Producten des Kunſt- und des Handwerksfleißes getrieben wird, ſetzt voraus, daß man über ſeine Gefühle und Bedürfniſſe raffinirt habe, und zieht einen wirklichen Genuß neuer Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten nach ſich. Er vergnügt das Auge durch ſchönere Geſtalten, oder erquickt es wenigſtens durch den Glanz der Neuheit. Er iſt nicht nur ein Werk der Kunſt, ſondern bringt auch Kunſtgefühl und die an daſſelbe geknüpfte Geiſtescultur bey denjenigen hervor, für welche er arbeitet. In einem bloß prächtigen, goldreichen Pallaſte kann ein ungebildeter, geſchmackloſer Menſch wohnen. Aber umgeben von allen den fein ausgedachten Bequemlichkeiten, und den mannichfaltig ſchönen Formen, welche unſer modiſcher Luxus fordert, und immer aufmerkſam darauf erhalten durch neue Erfindungen und eine unaufhörliche Veränderung der decorirten Scene, — kann der Reiche unſers Zeitalters nicht ohne alle Bildung des Geiſtes bleiben, ſelbſt wenn er ſich nur dem Genuſſe des Vergnügens widmet. Es wird nicht ohne Grund von den Großen geſagt, daß ſie alle Künſte zu wiſſen ſcheinen, ohne eine gelernt zu haben. Indem der Kunſtfleiß ihnen ſeine Producte, zuerſt und in der größten Menge und Abwechſelung, vorweiſt, weil ſie ſie am beſten bezahlen können, bringt er ihnen zugleich Begriffe von unzähligen Dingen bey, die ſie zuvor nicht kannten, und bildet ihren Geſchmack, durch die mannigfaltigen Vergleichungen, zu denen er ſie nöthigt. Nie wird alſo Eitelkeit und Prachtliebe, bey einer Nation, die eine einfache und ſtets gleichförmige Lebensart, wenige Bedürfniſſe und unveränderliche Mittel zu deren Befriedigung, — die, mit einem Worte, keine Moden hat, weder ſo hoch ſteigen, noch ſich unter alle Stände ſo weit ausbreiten, — als bey einer, wo der Luxus eben ſowohl zuſammengeſetzter, als durch die Mode abwechſelnder iſt. Aber nie werden auch jene Leidenſchaften der erſten Nation zu ihrer Aufklärung und Bildung ſo nützlich werden, nie ſie zu ſo vielerley Beſchäftigungen des Geiſtes veranlaſſen, noch das Fehlerhafte, das in ihrem Weſen liegt, durch gelegentliche gute Folgen ſo reichlich bey ihr vergüten. Dort trennt der Luxus die Stände, hier vereinigt er ſie, indem die niedern bald für den Geſchmack der höhern arbeiten und ihn bilden helfen, bald ihn nachahmen. Dort dient die Pracht der Großen, die nie verändert und ſelten zur Schau ausgeſtellt wird, nur ihren Stolz zu unterſtützen und ſelbſt den Deſpotismus zu befeſtigen, weil das Volk von der Bewunderung des ihm ganz unbekannten und ihm unerreichbaren Prunks, zur Unterwürfigkeit unter den, welcher

darin

darinn erſcheint, leicht übergeht. — Hier wird ſie ein Zunder für den Ehrgeitz aller Claſſen, ein Gegenſtand der Unterſuchung, oder der Nacheiferung, — eine Veranlaſſung zur Arbeitſamkeit für die eine, zur Kenntniß und zum Geſchmack für die andre. — Kurz, wie die Unmäßigkeit im Eſſen, wenn der Menſch ſich mit einer einfachen Speiſe überfüllt, zugleich unedler und, nach dem Zeugniſſe einſichtsvoller Aerzte auch ſchädlicher iſt, als wenn er, durch eine Mannichfaltigkeit von Gerichten und Zurichtungen gereitzt, das Maß ſeines Bedürfniſſes überſchreitet: ſo hat die Unmäßigkeit im Aufwande auf die äußre Lebensart überhaupt, an ſich einen rohern und geſchmackloſern Charakter, und einen minder vortheilhaften Einfluß durch ihre Folgen, wenn ſie das Prächtige, bloß in einzelnen, wenigen und nie veränderten Koſtbarkeiten, als wenn ſie es in mannigfaltigen und ſtets abwechſelnden Verſchönerungen der täglichen Bedürfniſſe ſucht.

Hieraus erhellet zugleich, daß unter dem zweyten Geſichtspuncte, — als Producte der Kunſt oder der Handarbeit betrachtet, — die Gegenſtände der Moden durch ihre Veränderlichkeit ſelbſt, der Geſellſchaft Nutzen bringen, und den Individuen am wenigſten ſchädlich werden. Für das bloße Bedürfniß arbeiten nur wenige Hände. Um die wirklich verbrauchten Sachen wiederherzuſtellen, oder die abgenutzten Bequemlichkeiten zu erneuern: dazu reicht eine viel kleinere Anzahl fleißiger Menſchen zu. Aber wenn auch für das bloße Vergnügen des Auges, das nach Salomo ſich nimmer ſatt ſieht, und nie lange an demſelben Anblick ſich ergetzt, erfunden und gearbeitet wird; wenn eine veraltete Form, den Kleidungen und dem Hausgeräthe allen Werth in den Augen der Reichen und Modiſchen benimmt, ſo tauglich und unverſehrt auch der Stoff ſeyn mag: ſo kann die induſtriöſe Claſſe im Staate weit zahlreicher werden; ſie kann weit ununterbrochner mit Arbeit beſchäftigt ſeyn; und, welches ein Hauptmoment iſt, ſie gelangt in ihrem Gewerbe zu einer weit größern Geſchicklichkeit. Sich noch weiter in die hiermit gränzenden Unterſuchungen einzulaſſen, — ob dieſe ſo große Vervielfältigung und Vertheilung der Handarbeiten auch *glückliche* Menſchen mache, ſo wie ſie *viele* Menſchen ernährt: — dieß würde von dem Gegenſtande dieſer Abhandlung zu weit entfernt liegen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß, was die Bevölkerung vermehrt, und dieſe Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menſchheit überhaupt nicht nachtheilig ſey.

Die beyden bisher betrachteten Beziehungen der Moden ſind eigentlich politiſche. Und unter denſelben zeigen ſie ſich von ihrer vortheilhafteſten Seite. Der Geſetzgeber, welcher den Luxus aus ſeinem Staate nicht gänzlich verbannen kann, wird ihn lieber in mannigfaltige Arten, und unter eine große Anzahl von Gegenſtänden, vertheilt, als ihn auf einige wenige concentrirt, — ihn lieber in immer veränderten Geſtalten ſich gleichſam erneuern und fortpflanzen, als in einer einzigen unverändert fortdauern ſehen. Er wird den Hang zu Dingen, welche die Kunſt hervorbringt, und welche nur durch ihre Form und die Fabrication koſtbar werden, bey ſeiner Nation lieber ſehen, als die Begierde nach den bloßen koſtbaren Naturproducten, und Sachen, deren Werth lediglich in ihrem Stoffe liegt, dergleichen Gold, Silber, und die edlern Steine ſind. Und beyde Wünſche erreicht er leichter, wenn, in den Bequemlichkeiten und in der Lebensart bey ſeinem Volke, die einen immer etwas neues erfinden, und die andern es nachmachen; alle aber einander ähnlich ſeyn wollen, indeß ſie ſich zugleich nach Veränderung ſehnen: das heißt, wenn es Moden und modiſche Leute unter ihm giebt.

Aber in dem Verſtande und Herzen der einzelnen Menſchen, welche von der Mode beherrſcht werden, iſt die Wirkung derſelben zweydeutiger.

Der erſte Umſtand, der hierbey in Betrachtung kömmt, iſt, daß die Mode die Dinge, welche die Begierden reitzen, ſo erſtaunlich vervielfältigt.

Bey jedem Wechſel in den Methoden, oder in den Werkzeugen zu der Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, werden die letztern immer zugleich erweitert. Durch eben das Raffinement, welches neue Formen des alten Putzes ausfündig macht, kömmt man auch bald auf ganz neue Arten des Schmuckes. Indem wir die Geräthe unſrer Wohnungen und unſrer Tafeln oft erneuern, lernen wir Bequemlichkeiten und Zierrathen beyder Arten kennen, die wir zuvor gar nicht begehrten. Das Gefühl, das beym Alten nach und nach ſtumpf wird, erwacht und belebt ſich wieder bey dem Neuen: und ſo wird es in der Nation, die ſtets neue Moden hat, nach und nach immer zarter und weichlicher, — unterſcheidet das Angenehme und Unangenehme immer genauer, und fordert immer vielfachere und ſorgfältigere Anſtalten zu ſeiner Befriedigung. Die Moden gehen daher immer von dem Einfachern zu dem Künſtlichern und Zuſammengeſetztern fort: und die Menge der Dinge vermehrt ſich täglich, welche zu beſitzen, oder mit denen ſich auszuzieren für den Mann nothwendig wird, der, auch im beſten Sinne des Worts, ein Mann nach der Mode ſeyn will.

Wie ſehr werden dadurch die Gegenſtände der ſinnlichen Begierden vervielfältigt, und wie ſehr alſo auch die Veranlaſſungen zu allen den unſittlichen Leidenſchaften vermehrt, zu welchen jene Begierden Anlaß geben, ſobald ſie entweder unzeitig, und den Glücksumſtänden des Menſchen nicht angemeſſen, oder unmäßig ſind! Die großen Vorwürfe der Habſucht und des Ehrgeitzes biethen ſich nur ſelten dar. In Zeitaltern, und bey Nationen, wo die Menſchen beynahe darauf eingeſchränkt ſind, ſich Ländereyen und Geld, oder Herrſchaft zu wünſchen, und die in ihrer täglichen Haushaltung Einförmigkeit und Einfalt haben, kann das Gemüth der Menſchen zuweilen ruhig werden, und hat, wenn edlere Anlagen der Wißbegierde oder der Tugendliebe in ihm ſind, Zwiſchenzeiten, wo es, von niedrigern Wünſchen ungeſtört, an der Erreichung dieſer Endzwecke arbeiten kann. Aber in einer Nation, wo der Luxus der Moden eingeführt, und dieſer in alle Theile des einſamen und des geſelligen Lebens eingedrungen iſt: da iſt die Anzahl der Dinge, welche die Begierden der Menſchen reitzen, unendlich; und jeder Tag biethet ihnen etwas neues dar, wonach ſie entweder mit Heftigkeit ſtreben, oder deſſen ſie mit Unzufriedenheit entbehren. Bald macht uns ein modiſches neues Putzſtück, bald ein geſchmackvolleres oder bequemeres Meubel, lüſtern und unruhig. Der, welcher heute mit der Auszierung ſeines Hauſes, oder mit den Anſtalten zu ſeinen künftigen Gaſtgebothen eben fertig geworden iſt, lernt morgen vielleicht in den Häuſern der noch reichern und vornehmern Leute, als er iſt, oder in den Magazinen der Manufacturiſten und Kaufleute, ſchönere, oder doch neumodiſchere Modelle von allem dem, was er angeſchafft hat, kennen: und nun iſt ihm ſeine ganze Herrlichkeit auf einmahl verleidet. Er muß entweder durch neuen Aufwand die entdeckten Lücken ſeines Apparats ausfüllen, und dieſe Flecken wegwiſchen, oder er muß mit Mißvergnügen und einiger Schaam dasjenige behalten und andrer Augen zeigen, was ihm nun weder ſelbſt mehr das gehoffte Vergnügen macht, noch bey andern die erwartete Ehre bringt. Da nun, vermöge des unaufhaltbaren und nie verſiegenden Stroms der Mode, dieſer Veränderungen kein Ende iſt; — da alle dieſe mannigfaltigen Gegenſtände der Begierden, unſern Beſtrebungen, ſie zu erreichen, ſtets zuvorlaufen, indem die induſtriöſen Menſchen vieler Länder ſchon immer wieder arbeiten, neue Wünſche in uns zu erregen, indeß wir noch beſchäftigt ſind und Geld aufwenden, um die alten zu befriedigen: wie wäre es dann den Menſchen, die in dieſer Atmoſphäre leben, und von dem Hange zu modiſcher Eleganz angeſteckt ſind, möglich, je ein ganz freyes und unbekümmertes Gemüth zu haben?

Dieſe Gegenſtände der Begierden, welche das modiſche Syſtem der Europäiſchen Lebensart aufſtellt, ſind erſtaunlich *zahlreich*: und ſie ſind zugleich *klein*. Das iſt ein zweyter Umſtand. Sie beſchäftigen den Geiſt der Menſchen, deren Aufmerkſamkeit einmal auf ſie gerichtet iſt, unaufhörlich, aber nie oder ſelten ſehr ſtarck und lebhaft. Sie entzünden alle Augenblicke kleine Aufwallungen von Begierde oder Unmuth, aber ſie erregen ſelten große Leidenſchaften. Sie machen alſo den Geiſt zugleich klein, indem ſie ihn beunruhigen.

Vielleicht vergüten ſie den Schaden welchen ſie thun, indem ſie noch größere Uebel verhüten. Vielleicht iſt es dieſer zuſammengeſetzte und veränderliche Luxus unſrer Tage, welcher dazu beyträgt, uns andre Tugenden und andre Laſter zu geben, als die Alten hatten. Er hat nämlich alle die Wirkungen aufs Gemüth, welche die auf vielerley Gegenſtände zerſtreute oder von einer Kleinigkeit zur andern übergehende Aufmerkſamkeit hervorbringt. Dadurch werden zugleich die Begierden gleichſam getheilt: und concentrirte, und alſo ſehr gewaltſame und wüthende Leidenſchaften kommen ſeltner zum Vorſchein. Auf der andern Seite aber wird das Gemüth auch eben ſo unfähig, ſich den ernſthaftern Angelegenheiten des Berufs oder der Pflicht mit ungetheilter Kraft zu widmen; oder ſich von der Herrſchaft der Begierden, die der Verfolgung ſeiner edlern Endzwecke im Wege ſtehe, ganz los zu machen. Vielleicht giebt es in einer Nation, die mit Kleidung, Ameublement, und Equipagen, und endlich mit der Etiquette ſehr viel zu thun hat, — wenigere Menſchen von einem brennenden Ehrgeitze, oder von einer unauslöſchlichen Rachſucht. Aber die ganz uneigennützigen und unbeſtechlichen Patrioten, die, welche ihr ganzes Leben dem gemeinen Beſten aufopfern, und mit ihm allein beſchäftigt ſind, werden in derſelben eben ſo ſelten ſeyn.

Die Mode iſt aber nicht nur eine Verführerinn, die in uns beſtändig neue Begierden entzündet: ſie iſt auch eine Geſetzgeberinn, die uns vorſchreibt, was wir thun oder laſſen müſſen, wenn wir auf einen gewiſſen Grad der Achtung in der Geſellſchaft Anſpruch machen; ſie iſt eine Richterinn, welche unſern und andrer Werth in unſern Augen entſcheidet. In dieſem dritten Geſichtspuncte kann ſie den Individuen nicht weniger nachtheilig werden.

Schon iſt überhaupt die Pünctlichkeit in Kleinigkeiten, (und das iſt der Charakter des modiſchen Mannes,) etwas, welches den Geiſt der Menſchen erniedrigt und verengt, indeß es ſein Leben beſchwerlich macht. Die menſchlichen Handlungen ſollen, von Rechtswegen, durch Pflicht und Geſetze nur in großen Sachen gebunden ſeyn, wobey es auf Wohl und Weh der Geſellſchaft, auf Ausbildung oder Verſchlimmerung des Gemüths ankömmt: aber bey kleinen ſollen ſie frey, und dem auf der Stelle gefällten Urtheile, und der individuellen Willkühr eines jeden überlaſſen bleiben. Der modiſche Luxus kehrt es um: er giebt ſehr beſtimmte Regeln für das Aeußere des Anzugs, für die Anordnung der Zimmer, der Tafel, der Equipagen, für die Art der Bewirthung bey jeder feyerlichen oder fröhlichen Zuſammenkunft und — welches das ſchlimmſte iſt, — er ändert dieſe Regeln oft ab, obgleich immer mit gleich ſtrenger Forderung des Gehorſams gegen die, welche eben gelten; aber er macht dafür oft die öffentliche Meynung nur allzu nachſichtig gegen Handlungen, wobey wirkliche Geſetze des Landes oder der Moral übertreten werden.

Eine Sache, welche auf hunderterley Art geſchehen kann, nur auf eine einzige Art thun zu müſſen; eine, welche vielerley gleich zweckmäßiger Geſtalten fähig iſt, nur in einer einzigen ſehen zu wollen: iſt an ſich ein Vorurtheil, und ein Eigenſinn. Und wer an vielen ſolchen Vorurtheilen klebt, iſt ſchon dadurch von der richtigen und ſoliden Denkungsart abgewichen, welche den vernünftigen Mann unterſcheidet; hat dadurch ſchon ſein Gemüth überhaupt dem leeren Wahne, der Einbildung und der Laune geöffnet. Aber wenn er nun noch in ſeinen Gedanken eine beſondre Ehre damit verbindet, jene ſo willkührlich beſtimmte Art und Geſtalt zu wiſſen und nachzuahmen; wenn er ſich deßwegen über andre erhebt, weil er in dieſen Puncten beſſer unterrichtet, und weil er in ihrer Beobachtung genauer iſt; wenn er geneigt iſt, diejenigen geringer zu ſchätzen, oder ſich von denen zu entfernen, die, unwiſſender oder gleichgültiger in Abſicht der Geſetze der Mode, ſie öfter als er übertreten: dann verſchlimmert er ſowohl ſeinen Charakter, als ſeinen Zuſtand. Indem er ſich einen ganz falſchen Maßſtab des Werths macht, hindert er ſich in der Arbeit an ſeiner eignen Vollkommenheit, und beraubt ſich des Genuſſes und des Vortheils, den ihm die Vollkommenheiten andrer gewähren würden.

Aus dem Triebe der Geſelligkeit ſind, wie ich oben geſagt habe, die Moden entſtanden. Um andrer Menſchen willen putzt man ſich, nicht für ſich ſelbſt. Um der Geſellſchaft willen, die man in ſeine Zimmer führen will, ziert man ſie mit koſtbaren Meubeln aus. Was ſoll uns mehr mit andern Menſchen verbinden als unſre Tafel? Nur um ihnen einen angenehmen Anblick, oder uns vor ihnen durch unſre Einrichtung Ehre zu machen, nehmen wir zu ihrer Beſetzung ſo viele Künſte zu Hülfe, und ſind dabey ſo genau in Beobachtung aller Geſetze der Mode. — Aber eben dieſe mannigfaltigen Zierrathen und Vorkehrungen, welche beſtimmt waren, das geſellſchaftliche Leben angenehmer zu machen, und durch einen neuen Reitz, den ſie dem Umgange geben, die Menſchen öfter und näher zuſammenzubringen, haben, indem ſie zu zahlreich, zu künſtlich, und beſonders zu veränderlich geworden ſind, und ein zu gebieteriſches Anſehn erworben haben, das geſellſchaftliche Leben beſchwerlich und mühſam gemacht, den Umgang von ſeinem wahren Endzwecke, der Austauſchung der Ideen, abgelenkt, die Menſchen von einander getrennt, und den Saamen zum Neide und zum Stolze, zwey der ungeſelligſten Leidenſchaften, unter ſie ausgeſtreuet.

Ich bemerke zuerſt, daß zwiſchen den Menſchen von verſchiedenem Stande und verſchiedenem Vermögen dadurch eine größere Scheidewand aufgeführt worden iſt. Reichthum und Rang geben dem, welcher ſie beſitzt, einen entſchiedenen Vorzug in allen Artikeln des mediſchen Luxus: der Rang, insofern er den Menſchen den beſten und glänzendſten Muſtern näher bringt; der Reichthum, insofern er ihn in den Stand ſetzt, ſie nachzuahmen. Der Einfluß hiervon erſtreckt ſich, ſo wie der Luxus ſelbſt, auf alle Theile des menſchlichen Lebens, und erhält alſo den Abſtand jener Claſſen beſtändig ſichtbar. Dieſe Scheidewand, die durch lauter Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die in die Augen fallen, oft Leute von einander trennt, die nach ihren innern und weſentlichen Eigenſchaften gemacht waren, Freunde zu ſeyn, iſt ein großes Uebel. Aber es iſt dem Luxus nicht allein zuzuſchreiben, da der Grund dazu ſchon in den Verfaſſungen der bürgerlichen Geſellſchaft liegt. Die Hinderniſſe hingegen, die durch ihn der Umgang auch bey denjenigen Menſchen leidet, welche Stand und äußere Verhältniſſe mit einander verbunden haben, kommen ganz auf ſeine Rechnung. Er iſt es, welcher die Zurüſtungen dazu ſo weitläuftig und mühſam gemacht hat, daß die Sorge dafür oft das geſellige Vergnügen ſelbſt, wozu ſie abzwecken, vernichtet, und faſt immer vermindert. Wie viel hat nicht der gaſtfreye Mann, welcher modiſche Leute in ſeinem Hauſe bewirthen will, — zu bedenken, zu veranſtalten, anzuordnen! — Wie viel hat er nicht bey aller ſeiner Kenntniß des Ueblichen, und bey ſeiner angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, von der Nachläſſigkeit oder Ungeſchicklichkeit ſeiner Bedienten zu befürchten! Aus einem Gegenſtande der Luſt iſt eine Sache der Eitelkeit geworden: und wo Eitelkeit iſt, da iſt Kummer und Sorge. Unter der Herrſchaft der Moden und der Etiquette tritt jeder, wenn er in Geſellſchaft erſcheint, oder wenn er Geſellſchaft zu ſich einladet, gleichſam auf einen Schauplatz von Zuſchauern auf, deren Beyfall er einerndten will, deren Tadel und Satyren er ſich aber zugleich Preiß giebt. Jeder iſt mit ſich beſchäftigt, um nicht Blößen zu geben, oder mit andern, um ihre Blößen auszuſpähen. Die Aufmerkſamkeit aller wird auf Nebenſachen gezogen, und die Hauptſachen im Umgange, das vertrauliche Geſpräch, die Mittheilung der Gedanken, die Ergieſſungen des Herzens, ſind oft ſo gut als vergeſſen.

Das gilt von dem Modiſchen in den Sachen die man um und an ſich hat, das gilt von dem Modiſchen in dem Anſtande und dem Betragen, welches einen Theil von uns ſelbſt ausmacht. In derjenigen Geſellſchaft, die dieſen Anſtand am feinſten gleichſam ausgearbeitet, und ihn den meiſten und den beſtimmteſten Regeln unterworfen hat, wird es oft für ein größres Verdienſt gehalten, dieſe Regeln zu wiſſen, und ſie mit Geſchicklichkeit und Leichtigkeit beobachten zu können, als einen ausgebildeten Verſtand und ein gutes Herz zu haben. Man nennt das erſtre, Welt haben. Zwar, wenn dieſe Conventionen wohl ausgedacht, wenn die Regeln des Ueblichen ſo geſchmackvoll gewählt ſind, wie dieß in den oberſten Claſſen cultivirter Nationen am erſten zu erwarten ſteht, ſo bekömmt allerdings der Mann, deſſen Sitten ſich nach denſelben gebildet haben, dadurch einen gewiſſen Glanz, der alle ſeine andern perſönliche Vorzüge ins Licht ſetzt, und auch, in Ermanglung derſelben, an ſich noch gefällt. Es iſt alſo die Achtung nicht grundlos, die man jener Eigenſchaft bezeigt. Aber die übertriebne Schätzung derſelben iſt ohne Zweifel ein Hinderniß größerer Tugenden. Indem die adlige Jugend den verdienſtvollen Mann, dem es an dieſem Firniſſe der Weltſitten fehlt, zurückgeſetzt, und Andre, dadurch allein, mitten unter dem Genuſſe aller Arten von Vergnügungen, ohne Wiſſenſchaft und Arbeitſamkeit ihr Glück machen ſieht: ſo wird ihr Hang zur Frivolität genährt; das Motif, welches ſie zu ernſthaften Bemühungen antreiben ſollte, wird geſchwächt; und die feine, artige, modiſche Welt, wird, eben durch das, was ſie in allen dieſen Puncten vollkommner macht, in dem, was den wahren Werth des Menſchen beſtimmt, unvollkomner und ſchlechter.

Kein Stand aber iſt, dem der Hang zum Modiſchen ſo ſehr ſchadet, und bey welchem dieſer Luxus dem Glücke und der Ruhe der Menſchen ſo gefährlich wird, als der Mittel- oder der gute Bürgerſtand.

Die Galanterie, in den Moden ſowohl, als in den Sitten, hat ihren eigentlichen Sitz an Höfen und beym Adel: wo ererbter Reichthum und ererbte Würde, mit Muße und dem Triebe nach Vergnügen zuſammenkommen. Hier kann ſie ſich am geſchmackvollſten ausbilden, weil die vorzüglichſten Muſter, die beſten Producte der Kunſt und des Fleißes, dieſer Claſſe von Menſchen, die Geld und Ehre zugleich auszutheilen hat, am erſten zugeführt werden, und unter ihr, wegen des allgemeinen und ununterbrochnen Zuſammenhangs derſelben, geſchwinder in Umlauf kommen. Hier kann die Beſchäftigung damit weniger Uebel anrichten und weniger Gutes ſtören, theils weil ſie den Großen leichter wird, und ihnen weniger Mühe und

Zeit koſtet, theils weil ſie dieſelben ſchon völlig müßig, oder nur mit den Angelegenheiten der Haushaltung und der Regierung beſchäftigt vorfindet, zwey Gegenſtände, wovon der eine viele Unterbrechungen leidet, der andre vielen Umgang mit Menſchen erfordert. Der höhere Bürgerſtand, welcher jener oberen Claſſe nahe genug iſt, um ihren Staat und Putz ſowohl, als ihre Sitten kennen zu lernen, und deſſen Eitelkeit immer aufgeregt wird, beyde nachzuahmen, iſt doch in einer viel ungünſtigern Lage, um in beyden zu einer gleichen Vollkommenheit, mit eben ſo wenigen Inconvenienzen, zu gelangen.

Er iſt auf der einen Seite nicht ſo leicht im Stande, ſich von allem, was modiſch und galant, was in jeder Sache die neuſte Erfindung und die anſtändigſte Sitte ſey, zu unterrichten. Er ſieht nicht ſo gute Muſter, ſieht ſie nicht ſo beſtändig, und lernt die Veränderungen, die in den Meinungen der Menſchen vom Anſtande, oder in den Arbeiten und Producten ihrer Induſtrie vorgehen, nicht ſo geſchwind kennen. Es ſind alſo gemeiniglich bey ſeiner Einrichtung Lücken, es ſind in ſeinen Sitten Widerſprüche. Die verſchiedenen Theile ſeiner Haushaltung, ſo wie die Gewohnheiten ſeiner Etiquette paſſen ſelten vollkommen zu einander.

Seine und der ſeinigen Kleider ſind vielleicht prächtig und ausgeſucht modern, und ſeine Wohnung iſt gemein und altväteriſch ausgeziert: oder ſeine Zimmer ſind glänzend, und ſein Tiſch iſt bürgerlich; oder die Tafel iſt mit einem läſtigen Ueberfluſſe beſetzt, und die Gäſte werden übel bedient. — Gemeiniglich lernt der wohlhabende Bürger die Etiquette und den Luxus der vornehmen Welt erſt nach und nach kennen; ſo wie ſein wachſender Reichthum ihn in den Stand ſetzt mehr zu kaufen, oder ſeine zunehmenden Verbindungen ihm Gelegenheit geben, mehr zu ſehen. Eben ſo ſtufenweiſe alſo ſtaffirt er ſich und ſeine Haushaltung aus. Faſt immer bleiben daher noch Spuren des erſten Zuſtandes, von dem er ausgegangen iſt, zurück. Das Alte und das Moderne, das Gemeine und das Vornehme miſcht ſich bey ihm mehr, als bey demjenigen, der ſchon in einem üppigen und auf modiſchem Fuſſe lebenden Hauſe geboren und erzogen iſt. — So ſind auch oft die Ausdrücke ſeiner Politeſſe. Er iſt vielleicht pedantiſch genau in Beobachtung gewiſſer Regeln guter Lebensart, und überſieht andre, oder verbindet zuweilen eine zu demüthige Höflichkeit mit einer falſch angebrachten Würde.

Sobald eine bürgerliche Familie Anſpruch darauf macht, genau modiſch zu ſeyn: ſobald iſt die größere Schwierigkeit, welche ſie hat, dazu zu gelangen, und das öftere Mißlingen der Bemühungen, die ſie darauf wendet, für ſie eben ſo wohl eine Quelle von Sorgen und Mißvergnügen, als eine Veranlaſſung zu Fehltritten. Entweder wird ihr häusliches und geſellſchaftliches Vergnügen geſtört, indem ſie, bey der größten Aufmerkſamkeit auf die Beobachtung des Anſtändigen und des Ueblichen, ſich doch alle Augenblicke in Gefahr ſieht, daſſelbe zu verfehlen: oder, wenn ſie allen Roſt des Alterthums und des bürgerlichen Weſens von ſich abreiben, und ſich durchaus und gänzlich moderniſiren will, ſo wird ſie zu einem Aufwande genöthigt, und zu Zerſtreuungen veranlaſſet, die ihrem Wohlſtande oder der Tugend ihrer Glieder nachtheilig ſind.

Denn nun kömmt noch der zweyte Umſtand in Betrachtung, der dem bürgerlichen Mittelſtande das modiſche Weſen nachtheilig macht. Der größte Theil dieſes Standes hat ſeine Zeit mit Geſchäften beſetzt, die Brot bringen ſollen. — Er iſt nicht dazu beſtimmt, bloß ſeinem Vergnügen nachzugehn: er ſoll arbeiten, und iſt zum Arbeiten gewöhnt. Bleibt er dieſem ſeinem Berufe getreu, ſo wird ſeine Galanterie unfehlbar darunter leiden. Es bleibt ihm alsdann nicht Muße gnug übrig, auf alle Forderungen der feinen Lebensart zu denken, alle dazu nöthigen Dinge anzuſchaffen, oder ſich die dazu nöthigen Fertigkeiten zu erwerben. Ueberdieß geben alle bürgerlichen Geſchäfte dem Menſchen einen gewiſſen eignen und charakteriſtiſchen Geiſt, und Sitten, die damit zuſammenhängen, — die aber von den eigentlich modiſchen Sitten der feinern und vornehmen Welt abweichen. Mit den Sitten ſteht hinwiederum der Geſchmack in Verbindung: — und ſo wird der gute und ſeine Pflicht erfüllende Geſchäftsmann, wenn er doch zugleich der Mann nach der Mode ſeyn will, ſich ſelbſt und ſeine Haushaltung immer mit Unzufriedenheit betrachten. — Geht er aber aus ſeiner Sphäre gänzlich heraus, um ſich in eine höhere zu erheben; entzieht er ſich den Geſchäften und widmet er ſich der Frivolität und dem Luxus, um nur vollkommen artig zu werden: wie oft bereitet er alsdann nicht ſein und der Seinigen Verderben vor? Oder, wenn er auch ſein Vermögen nicht verſchwendet, ſo bildet er doch ſelten ſeinen Geiſt auch nur ſo gut aus, als Ueppigkeit und geſellſchaftliches Wohlleben die Höfe und die vornehme Welt ausbildet. Der Mittelmann muß zwiſchen Arbeit und Geſellſchaft ſeine Zeit theilen, oder er muß ſich gefallen laſſen, auch mit ſchlechten und ſittenloſen Menſchen umzugehen. Seine Claſſe biethet nicht gnug wohlhabende und wohlerzogne Müſſiggänger dar, um einen großen Kreis von eleganter Geſellſchaft auszumachen. Will er alſo immer unter modiſchen Zerſtreuungen leben: ſo muß er auch die Unbeſonnenen, die Verſchwender, die Liederlichen ſeines Standes, oder die der vornehmern Stände, mit in ſeinen Umgang ziehn. — Und ſo verſchlimmert er ſein Inneres, ſeinen Kopf und ſein Herz, indem er ſein Aeußeres glänzend machen will.

Die letzte Folge aus der Vervielfältigung modiſcher Bequemlichkeiten und modiſcher Zierrathen, und aus der auf den Beſitz beyder gerichteten Sinnlichkeit und Eitelkeit der Menſchen, iſt die Liebe zum Gelde und die Hochſchätzung des Reichthums.

Wenn der Wünſche viele ſind, die man mit Hülfe des Geldes befriedigen kann; wenn dieſe oft vorkommen; wenn deren Befriedigung eben ſo wohl den Weg zur Achtung und zum Anſehn, als den zum ſinnlichen Genuſſe bahnt: ſo muß man nothwendig nach und nach anfangen, das Geld als das vornehmſte Mittel zur Glückſeligkeit, und als die ſolideſte Baſis der Ehre anzuſehen. Jene Bedingung wird durch den Luxus der Moden erfüllt. Für Geld kann man alle die Sachen, welche zu einer eleganten Haushaltung gehören, haben. Mit Gelde, wenn man deſſelben viel beſitzt, kann man ſich ſo gar den Geſchmack gewiſſermaßen erkaufen, indem man entweder die Künſtler und Kenner bezahlt, die uns denſelben lehren, — oder indem man ſo vielmahl ſeine Einrichtung verändert, und ſo mannigfaltige Sachen anſchafft, bis man, durch die immerwährende Vergleichung, auch endlich ſein Urtheil berichtiget. — Modiſcher Luxus iſt es hauptſächlich, der den Reichthum gleichſam ſichtbar macht, und ihn aus den Käſten ſeines Beſitzers vor die Augen des Publicums bringt. Dadurch allein aber kann er zu einem Mittel werden, ſich Anſehn zu verſchaffen. Die Bewegungsgründe ſind alſo alsdann verdoppelt, welche der Liebe zum Gelde ihren Urſprung geben.

Zwar finden wir, daß auch bey denjenigen Nationen die Geldbegierde ſtatt findet, welche ſich nur wenige Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für ihr Geld zu verſchaffen wiſſen, und weder in ihren Erfindungen noch in ihrem Geſchmacke Fortſchritte machen. So unverändert das Türkiſche Coſtume, ſo wenig zahlreich ihr Hausgeräthe, ſo einfach und abwechſelungslos ihre ganze Lebensart und häusliche Einrichtung iſt: ſo gehören demohnerachtet Geitz und Gewinnſucht unter die Charakterzüge dieſer Nation. Selbſt der Tartar, in deſſen Gezelte, außer ſeinem Pferdeſchmucke und ſeinen Waffen, wenig andre Dinge des Bedürfniſſes oder der Pracht, Platz finden, iſt deßwegen nicht ohne Begierde Geld zu ſammeln: und wenn er es nicht zu brauchen weiß, ſo vergräbt er es, und iſt mit dem bloßen Bewußtſeyn eines, andern Menſchen verborgnen und ihm unnützen, Schatzes zufrieden.

Vielleicht verhält ſich die Sache ſo: daß die Begierde nach Eigenthum einer der älteſten und der natürlichſten Triebe des menſchlichen Herzens iſt, der ſich zuerſt bloß auf die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Mangel gründet. Dieſer Habſucht des rohen, uncultivirten Menſchen, macht die Entdeckung neuer Bedürfniſſe gleichſam eine Diverſion. Die Begierde wird auf mehrerley Gegenſtände gerichtet, und verliert alſo etwas von ihrer erſten Heftigkeit, die ihr eigen war, da ſie nur noch einen einzigen hatte. Auf dem Fortgange der Cultur giebt es einen Zeitpunct, wo die Menſchen an Kunſt, Schönheit und dem Anſtändigen Geſchmack gewinnen, und doch noch einfach in ihrer Lebensart ſind; — wo ſie den geſelligen Umgang und Reinlichkeit lieben, aber noch die Pracht verſchmähen, und ihr Wohlleben aus wenigen Genüſſen zuſammenſetzen. — In dieſer glücklichen Periode, welche die Griechen um die Zeit des Sokrates erreicht zu haben ſcheinen, iſt der Umgang der Menſchen mit einander der freyſte und traulichſte, und der Genuß des geſelligen Leben am reinſten. Die Menſchen geſellen ſich dann zuſammen nach den Aehnlichkeiten, die ſich zwiſchen ihren Charakteren oder den Gegenſtänden ihrer Wißbegierde finden, nicht nach der Aehnlichkeit ihres Aufwandes, ihrer Moden und ihrer Etiquette. — Der Geiſt wird unter ihnen, durch Ehrbegierde, Gefühl des Schönen, und geſellige Freuden abgelenkt von dem trocknen und ſeelenloſen Geſchäfte des Geldſparens und Gelderwerbs: und wird doch noch nicht, durch eben dieſen Ehrgeitz und eben dieſe Geſelligkeit, wieder auf die Begierde nach Reichthum zurückgeführt. — Dieß letztre geſchieht am Ende der verſchiednen Perioden der Cultur, wenn während derſelben ſich der Luxus immer mehr vervielfältigt hat, indeß der Geſchmack aufs äußerſte verfeinert worden iſt, nach welchem Verhältniſſe dann auch die Moden häufiger abwechſeln und ihre Herrſchaft auf mehrere Dinge verbreiten. Dann kann man mit andern Menſchen nicht anders zum Umgange ſich vereinigen, als wenn man in allem Flitter des modernen Putzes gleich ihnen ſchimmert. Der, welcher ſeiner Haushaltung dieſen Glanz nicht geben kann, hält ſich ſelbſt der Vertraulichkeit mit denjenigen, welche davon umgeben ſind, nicht würdig, oder wird von ihnen zurückgeſtoßen. Gleichviel eingebildete und erkünſtelte Bedürfniſſe, und einen gleich großen Vorrath von Hülfsmitteln zu ihrer Befriedigung haben: das iſt das Band, welches die Menſchen an einander knüpft, und von dem übrigen Haufen abſondert. — Diejenige Achtung, welche dem Menſchen den Eintritt in die beſte Geſellſchaft ſeines Wohnorts verſchafft, hängt, unter dieſen Umſtänden, guten Theils von der modiſchen Eleganz und Artigkeit ſeines Aeußern und ſeiner Haushaltung ab. Und da dieſe nur von dem, welcher den dazu nöthigen Aufwand zu machen im Stande iſt, erlangt werden kann, von dem aber, welcher viel darauf wendet, auch leicht erlangt wird: ſo erwacht nun die Begierde reich zu ſeyn, von neuem in aller Herzen, ſelbſt in den Herzen derer, welche den gebildetſten Verſtand haben, und die Gegenſtände geiſtiger Unterhaltung am beſten kennen.

Mit der Begierde nach Eigenthum fangen die Menſchen ihre Thätigkeit an: die Begierde nach Gelde ſcheint unglücklicher Weiſe eine der letzten Leidenſchaften zu ſeyn, in die ſich alle andern auflöſen.

Noch iſt unter den oben angegebnen Puncten der Unterſuchung, der letzte zurück, — die Beſtimmung der Regeln, welche die Vernunft, ganzen Nationen, und einzelnen Perſonen, in Abſicht der Moden vorſchreibt.

Zwar, Nationen in irgend einer Sache, und vornehmlich in dieſer, Regeln zu geben, iſt vergebliche Mühe. Es iſt keine, in welcher die Entſcheidung ſo ganz demokratiſch geſchähe, und ſo wenig durch die Vorſtellungen einzelner Perſonen gelenkt werden könnte. In keiner kömmt es ſo ſehr auf die allgemeine Denkungsart, und zwar auf die Denkungsart mehrerer Länder zugleich an. So wie die Moden, durch die Mittheilung der Gewohnheiten und Erfindungen des einen Volks an das andre, entſtanden: ſo richtet ſich auch der Geſchmack an denſelben, und die Leidenſchaft, mit welcher ſie geſucht werden, nach Geſetzen des Anſtandes, in welchen die Meinungen und Geſinnungen dieſer mit einander correſpondirenden Nationen ſich gleichſam vereinigen. Das Geſetzbuch der Mode iſt, wie das der Ehre, ein allgemeines Geſetz für ganz Europa: und muß, wenn es Verbeſſerungen bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden. Die Reformen die man in einem Lande allein zu machen verſucht, indeß die andern dem alten Syſtem ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange beſtehn.

Der Moraliſt kann alſo nur ſagen, welcher Charakter, nach ſeiner Meinung, einer Nation zu wünſchen wäre. Er kann ſich das Ideal eines Volks entwerfen, welches zu gleicher Zeit Genie und Erfindungsgabe, mit Einfachheit in den Sitten und Mäßigung in den Begierden beſitze, — welches in allem, was wahre Bedürfniſſe, und die Werkzeuge zu nützlichen Verrichtungen betrifft, neue und beſſre Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem was bloßer Putz iſt, und nur durch die Koſtbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für ſeine Bequemlichkeiten, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moraliſchen Empfindungen zuſammenhängt, ſehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, verſuche, erfinde; — aber das dem bloßen Eigenſinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit, ſo wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen ſo wie auf ihre Entſcheidungen wenig Werth lege. Er kann ſich vorſtellen, daß dieſe Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig ſey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette habe; — und das Anſtändige der äußern Sitten, mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Geſinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln ſuche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine ſolche Unterſcheidung verurſachten, wodurch der rechtſchaffene und verſtändige Mittelmann von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen würde: — und daß endlich dieſer letztre, weder durch den Mangel an modiſcher Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Verſuche ſie zu erlangen, beunruhiget, — mit ſeiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wiſſe.

Aber was kann er thun, um dieſes Ideal realiſiren zu helfen? Nichts, als auf ſich ſelbſt und die einzelnen Perſonen zurückzugehn, auf die er durch ſeine Vorſtellungen Einfluß zu haben, hoffen kann, und zu unterſuchen, was ihm und ſeines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbeſſert ſich das Sittliche der Nationen, indem die Individuen, jedes für ſich, das Ziel der Vollkommenheit aufſuchen, und darnach hinſtreben.

Die bekannteſte, und in der That die nothwendigſte Regel für dieſe, in Abſicht der Moden, iſt, nicht zu langſam und nicht zu ſchnell den Abwechſelungen derſelben zu folgen; — weder durch Alterthum, noch durch Neuheit, ſich in ſeinem Aeußern auszuzeichnen. Es verräth eben ſo ſehr einen Geiſt der Kleinigkeiten, ein Verdienſt in den Widerſtand zu ſetzen, den man der Einführung unbedeutender Aenderungen, im Ueblichen der Kleidung oder des Betragens, thut, als ſich mit der ſchnellen Nachahmung derſelben zu brüſten. Iſt es Eigenſinn oder Nachläßigkeit, welche unſern Putz und unſere Sitten altväteriſch macht: ſo vergiebt dieß die Geſellſchaft noch weniger, weil ſie immer Aufmerkſamkeit auf ſich, und Nachgiebigkeit gegen ihren Geſchmack und ihre Entſcheidungen fordert.

Es giebt, nach meiner Beobachtung, hierin einen dreyfachen Abweg, der von den Vernünftigen gemißbilligt wird.

Der erſte iſt eine eigenſinnige Anhänglichkeit an das Alte. Sie entſteht entweder aus Geſchmackloſigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menſchen mit ſeinem Zeitalter, oder aus Geitz, oder endlich aus bloßem Mangel der Aufmerkſamkeit. Nachdem die Quelle iſt, aus welcher das altmodiſche Weſen entſteht, nachdem ſind auch die Modificationen deſſelben.

1. Das Neueſte in den Moden iſt nicht allemahl das Schönſte. Aber in einem Zeitalter, das

in der Cultur allgemeine Fortſchritte macht, gehn doch viele der Veränderungen, welche durch den allgemeinen Beyfall, den ſie erhalten, modiſch werden, wirklich vom Schlechtern zum Beſſern über. Unſre Kleidung iſt in vielen Stücken bequemer geworden, als die unſrer Vorfahren; unſre Meubeln haben ſich den reinen und eleganten Formen der Natur, und des Antiken mehr genähert. Mitten unter dieſe hat die Phantaſie und die Neuerungsſucht, von Zeit zu Zeit, abenteuerliche, ausſchweifende, und unnatürliche Moden gemiſcht, die aber gemeiniglich, unter den übrigen, die flüchtigſten ſind, und am ſchnellſten vorübergehn. Der geſetzte Mann von gutem Geſchmacke wird mit ſeinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfall des Tages gehorchen; er wird, indem er ſich nach den Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch ſein Beyſpiel zu verbreiten ſuchen, die gleichgültigen, wenn ſie fortdauern, mitmachen, die abgeſchmackten unnachgeahmt vorübergehn laſſen, oder wenn ſie allgemein geworden ſind, ſie ſo weit mäßigen, daß er weder durch ſein abſtechendes Aeußre andern auffallend werde, noch ſich ſelbſt durch die Nachahmung fremder Thorheiten mißfalle.

Der geſchmackloſe Menſch ſieht von allen dieſen Verbeſſerungen nichts, oder er findet wenigſtens daran kein ſo ſtarkes Vergnügen, daß ſeine Liebe zur Bequemlichkeit, — eine Neigung, die immer für das Alte iſt, — dadurch überwunden würde. Er empfindet den Uebelſtand nicht, ſich von den Perſonen, mit welchen er zuſammenkömmt, auf eine auffallende Weiſe zu unterſcheiden. Dieſe Art von altväteriſchen Leuten ſind zugleich gemeine Köpfe, ohne Aufklärung, ohne feines Gefühl, — und in ihrer innern Bildung hinter ihrem Zeitalter eben ſo weit zurück, als in ihrem Coſtume.

2. Was die Schwäche oder Verkehrtheit der Urtheilskraft bey dieſer Claſſe thut: das thut das Vorurtheil und vorgefaßte Meynung bey der Claſſe der Unzufriednen. Sie entfernen ſich mit Fleiß von den Trachten und Gebräuchen der gegenwärtigen Zeit, weil ihnen nichts von dem, was vorhanden iſt, gefällt, und weil ſie es einmal für allemal bey ſich ausgemacht haben, daß ihre Zeitgenoſſen Thoren ſind. Alte Leute finden ſich oft in dieſem Falle, und man vergiebt es ihnen am leichteſten. Sie haben ſo viele Urſachen, die Zeiten ihrer Jugend ihrem jetzigen Zuſtande vorzuziehn: daß man die kleine Täuſchung überſieht, nach welcher ſie die

Verſchlimmerung, die nur in ihrer eignen Natur vorgegangen iſt, in den Dingen und Menſchen außer ſich ſuchen. — Ueberdieß iſt auch der Greis von derjenigen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen und den Geſchmack andrer, welche man von dem jüngern Manne fordert, losgeſprochen. Aber wenn grämliches Weſen und allgemeine Tadelſucht, dieſen letztern unmodiſch macht: ſo thut der Fehler des Charakters, welcher ſich dadurch offenbaret, dem tadelſüchtigen Sonderlinge in den Augen der Welt weit mehr Schaden, als der Uebelſtand ſeines altfränkiſchen Aeußern.

Es iſt ein Zeichen der Heiterkeit ſowohl, als der geſelligen Gemüthsart, wenn der Menſch geneigt iſt, in der Geſellſchaft, worinn er ſich befindet, mitzumachen, was die andern ihm vorſchlagen, und woran ſie Vergnügen finden, wenn es auch ſeinem eignen Geſchmacke nicht vollkommen gemäß iſt. Auf gleiche Weiſe wird der Menſch, der, gutlaunig und gutherzig zu gleicher Zeit, über die Welt, unter welcher er lebt, weder zu zürnen noch zu klagen Urſache hat, ſich auch die Gewohnheiten derſelben leicht gefallen laſſen, und ſelbſt ſich mancher ihrer Phantaſien, die er nicht billigt, unterwerfen.

3. Entſteht das altfränkiſche Weſen aus Geitz, welcher den Aufwand nicht machen will, den die

Anſchaffung der neuen modiſchen Sachen erfordert, ſo hat es wieder einen andern Charakter, der vielleicht nicht ſo mißfällig, aber verächtlicher iſt. Um dieſen Urſprung zu erkennen, muß man Stand und Vermögen eines Menſchen wiſſen, und ſeine ganze übrige Aufführung mit dieſem Theile derſelben vergleichen können. Der Reiche hat einigermaßen die Verbindlichkeit, den Kunſtfleiß zu unterſtützen, indem er ſeine Producte ihm abkauft, — und der Vornehme, welcher die Augen der Welt auf ſich ziehet, iſt auch zu einer größern Sorgfalt verpflichtet, ſich nach dem Geſchmacke derſelben zu richten. Wenn wir in den Häuſern der Perſonen, welche beyde Vortheile vereinigen, von der einen Seite, die Spuren von Stolz und Eitelkeit ſehen, — von der andern aber, einen altmodiſchen Geſchmack finden: ſo können wir keck glauben, nicht, daß dieſe Menſchen über die Kleinheit der modiſchen Galanterie erhaben ſind, ſondern daß ſie von einer noch ſtärkern Geldliebe, als ihre Eitelkeit iſt, beherrſcht werden. Der, welcher mit Anſtand altmodiſch ſeyn will, muß ſich im Ganzen gleichgültiger gegen den Beyfall der Welt zeigen. Der, welcher bey großem Vermögen, die dem Geſchmacke des Zeitalters gemäße Auszierung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes vernachläßiget, muß durch die anderweitige wohlthätige oder nützliche Anwendung ſeiner Reichthümer, durch wichtige Beſchäftigungen, oder durch einen Charakter von großer Würde, dieſen Uebelſtand gut machen. Derjenige Reiche und Große hingegen, welcher nur ein gewöhnlicher Menſch iſt, muß auch durchaus die üblichen Sitten haben, und ſich dem allgemeinen Geſchmacke, ſo wie den gewöhnlichen Anforderungen der Geſellſchaft, in der er lebt, gemäß bezeigen, wenn er irgend etwas darinn gelten ſoll. Der, welcher der Welt nicht durch große Arbeiten oder wichtige Dienſte nützlich iſt, muß wenigſtens ſein Geld und ſeinen Fleiß, ihrem Vergnügen und der Beförderung der Induſtrie, durch einen geſchmackvollen Luxus widmen.

4. Es giebt endlich Leute, die ſich ſonderbar kleiden, und in ihrem Anſtande und ihrer häuslichen Einrichtung von allem abweichen, was durch die ſtillſchweigenden Conventionen der Mode unter ihren Zeitgenoſſen zur Regel geworden iſt, — weil ſie dieſe Conventionen gar nicht wiſſen, — weil ſie auf das Aeußere der Menſchen unter denen ſie leben, ſo wenig Achtung geben, daß ſie unmöglich das ihrige darnach bilden können. Einige derſelben leben von der Welt ſo entfernt, und ſind, durch Unglücksfälle oder aus Wahl,

auf einen ſo kleinen Kreis von Geſellſchaft eingeſchränkt, daß ſie weder Gelegenheit haben, die Moden und Sitten der Zeit zu erfahren, noch Urſache finden, es ſich Geld oder Mühe koſten zu laſſen, um dieſelben anzunehmen. Andre ſind, mit ihrem Geiſte, auch von den Dingen und Menſchen abweſend, von welchen ſie umgeben ſind: oder werden wenigſtens von ihrem ſinnlichen Anblicke wenig gerührt. Entweder hat ſich irgend ein intereſſantes Studium ihrer Aufmerkſamkeit gänzlich bemächtigt, und ſie für jeden Gegenſtand, der nicht darauf Beziehung hat, blind und taub gemacht: oder es iſt bloße Zerſtreuung, welche ſie hindert auf irgend etwas Acht zu geben, — ein Zuſtand, der immer eine gewiſſe Schwäche des Geiſtes verräth. Alle dieſe Menſchen, die nicht wiſſen, was in dem Gebiethe der Mode Neues vorgegangen iſt, bleiben natürlich beym Alten. Und je länger ſie leben, und je mehr der Zeitraum anwächſt, den ſie ſo abweſend, dem Körper oder dem Geiſte nach, von der menſchlichen Geſellſchaft, zubringen: deſto weiter wird der Abſtand, der ſich am Ende deſſelben zwiſchen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Complimenten, und zwiſchen der in der übrigen Welt gewöhnlichen Art ſich zu kleiden, zu wohnen und ſich zu betragen findet. Aus welcher Urſache auch dieſe Unwiſſenheit des Ueblichen und des Modiſchen entſtehe: ſo iſt ſie doch immer dem Menſchen nachtheilig. Sie ſey ein Unglück oder ein Fehler: ſo ſtört ſie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menſchen mit ſeinen Zeitgenoſſen, in deren Umgange er doch allein ſein Vergnügen, oder die Gelegenheit Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmüthig, bald verdrüßlich und ungeſellig. Hängt er noch an dem Urtheile anderer, und wird er gewahr, daß über ſein Aeußeres ein nachtheiliges gefällt wird: ſo wird er durch die Unruhe, welche ihm dieſes verurſacht, gehindert, ſeine übrigen guten Eigenſchaften zu ſeinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtloſe Bemühungen an, ſich nach den Meinungen und Sitten der Geſellſchaft zu fügen, und wird abgeſchmackt und affectirt, weil er zu ſpät artig zu werden ſucht. Oder ergreift er die Partey, das ſelbſt zu tadeln und als lächerlich darzuſtellen, wovon er abgewichen iſt: ſo iſt er in Gefahr, der Geſellſchaft, welche er doch niemals bekehrt, noch überdieß läſtig zu werden, da er ihr ſonſt nur mißfallen hätte.

Den Gelehrten hat man, in vorigen Zeiten, den Fehler vorzüglich Schuld gegeben, daß ſie ihr

Aeußeres vernachläßigten, und durch Sonderbarkeiten in ihrem Putze oder in ihren Höflichkeitsbezeugungen, ſich auszeichneten. Dieß wird immer der Fall ſeyn, wenn entweder das gelehrte Studium auf keine Gegenſtände geht, welche die übrigen Stände beſchäftigen und vergnügen, oder wenn die Welt- und Geſchäftsleute gar keinen Geſchmack an den Wiſſenſchaften finden. — Durch beydes wird der Gelehrte natürlicher Weiſe von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Und in ſeiner Studierſtube, oder in dem engen Kreiſe ſeiner Zunftgenoſſen, kann er nicht anders als altfränkiſch und unmodiſch werden. Dieſer Zuſtand der Dinge hat ſich heut zu Tage in Europa ſehr geändert. Der Geſchmack an Kenntniſſen iſt allgemeiner geworden: und die Wiſſenſchaften haben alles in ihr Gebieth gezogen, was nur irgend einen beträchtlichen Zweig des praktiſchen Lebens ausmacht. Die Verbindung zwiſchen der Gelehrſamkeit und den Geſchäften iſt jetzt größer als jemahls: alſo auch die zwiſchen den eigentlichen Gelehrten und den Weltleuten. In eben dem Maße verliert ſich alſo auch die altmodiſche Tracht, und das linkiſche Weſen der erſten.

Es iſt gewiß, daß man unter den Sonderlingen, die ſich lächerlich kleiden, und in Sachen des Wohlſtandes ſich ſeltſam betragen, zuweilen Leute von ausgezeichnetem Genie findet. Theils tritt bey ihnen der Fall ein, den ich zuvor berührte, daß die auf ihre eignen Ideen concentrirte Aufmerkſamkeit, daß ihre mit lebhaften Dichtungen angefüllte Imagination, oder ihr an eine Kette von Schlüſſen geheftetes Nachdenken, die Eindrücke der Sinne ſchwächt, und ſie deßwegen ſowohl unachtſamer gegen die äußern Verzierungen andrer, als gleichgültiger, in Abſicht ihrer eignen, macht. Theils iſt mit der Originalität des Genies nicht ſelten ein Hang zum Außerordentlichen, und etwas Bizarrerie im Charakter und in der Handlungsweiſe verbunden. Der, welcher in ſich natürliche Eigenſchaften zu entdecken glaubt, welche Bewunderung erregen, ſpricht ſich leicht von der Aufmerkſamkeit und der Mühe los, welche es koſtet, andern durch die Befolgung ihres Geſchmacks, und durch die Nachahmung ihrer Sitten zu gefallen. Noch natürlicher ſcheint es, daß, wer mit ſeinen Ideen einen eignen Gang geht, oder in ſeiner Einbildungskraft ganz neue Geſtalten der Dinge zuſammenſetzt, auch in ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen etwas auszeichnendes habe, und daher auch in ſeinem Coſtume und in ſeiner Aufführung von dem Ueblichen abweiche. Ein Geiſt, den die Natur nicht mit einem eignen Stempel bezeichnet hat, nimmt eher das Gepräge der gangbaren Sitten und der herrſchenden Mode an: mit größern Kräften hingegen iſt auch eine beſtimmtere Form und Richtung derſelben verbunden, wodurch diejenige äußre Bildung der Sitten, welche die Geſellſchaft und die Nachahmung geben ſoll, weniger möglich wird.

Es giebt daher ſehr ſchätzbare Menſchen in altfränkiſcher und geſchmackloſer Kleidung; vortrefliche Köpfe unter einem bizarren oder vernachläßigten Haarputze: und Geiſt und Herz eines Mannes können zu aller der Ausbildung gelangt ſeyn, deren ſein Zeitalter ihn fähig macht, indeß die Moden, welche er trägt, und die Regeln des Wohlſtandes, nach denen er ſich richtet, noch aus vergangnen Jahrhunderten ſind. — Aber es würde ſehr irrig ſeyn, aus der Vernachläßigung der Moden und Sitten der Zeit, auf jene höheren Geiſteskräfte zu ſchließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verſtande oder großer Einbildungskraft auch etwas ſo eigenthümliches verbinden, daß ſie dadurch zur Erfindung des Neuen geſchickt, aber zugleich zur Nachahmung des Ueblichen unfähig werden, ſind überhaupt ſelten. Auch unter den Genies giebt es immer noch viele, welche originell in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer

Kleidung und in ihrem Decorum ſind; — welche in den Werken ihrer Kunſt, oder in der Betreibung ihrer Geſchäfte ſich über die übrigen Menſchen erheben, und in ihrem alltäglichen und geſelligen Leben ſich denſelben völlig gleichſtellen. Die Leute hingegen von bloß geſunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, ſind, eben durch ihren Verſtand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlſtandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorſchreibt, ſowohl geſchickter als aufgelegter. Dieſe Claſſe, — die ſchätzbarſte und unentbehrlichſte von allen, — findet man alſo am erſten unter einem Aeußern, welches ſich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menſchen hingegen, welche, auf eine auffallende Weiſe, ſich von der Geſellſchaft, in welcher ſie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterſcheiden, zeigt ſich eben ſo abgeſchmackt in ſeinen Reden, und eben ſo widerſinnig bey ſeinen Unternehmungen, als ſeine Kleidung oder das Ameublement ſeiner Zimmer gothiſch, und als ſein Wohlſtand veraltert iſt. Sey es Mangel des Beobachtungsgeiſtes, ſey es Eigenſinn und Steifheit des Charakters: dieſelbe Miſchung intellectueller und moraliſcher Mängel, die ſie ſo unfähig macht das Syſtem modiſcher Sitten zu lernen, und das Gute, welches in der Uebereinſtimmung mit ihren Nebenmenſchen liegt, zu ſchätzen, — eben dieſe Miſchung hindert ſie auch überhaupt, richtig zu denken, und bey ihren Handlungen, mit ſich ſelbſt, oder mit den Regeln der gemeinen Menſchenvernunft zuſammenzuſtimmen.

Der zweyte Abweg in Abſicht der Moden iſt, eine übermäßige Pünctlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen.

Es giebt Perſonen, beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte, welche glauben, ihre ganze Achtung bey der Geſellſchaft ſtehe auf dem Spiele, wenn nur eine Falte ihres Kleides anders gelegt, und eine Nadel in ihrem Kopfzeuge anders geſteckt ſey, als es die ſtrengſte Mode erfordert; — Perſonen, die ſich ſo ſehr fürchten, mit einer neuen Mode etliche Tage zu ſpät zu kommen, als immer ein Feldherr nur fürchten kann, ſich mit ſeinen Operationen zu verſpäten, und ſich vom Feinde, in Beſetzung eines vortheilhaften Poſtens, zuvorkommen zu laſſen.

Eine Folge davon iſt, daß auch die Wißbegierde und die Thätigkeit dieſer modiſchen Schönen durch den Gegenſtand völlig erſchöpft wird, welcher ihren Ehrgeitz ſo ſehr in Bewegung ſetzt. Ihre unaufhörliche Nachforſchungen gehen darauf zu erfahren, was Mode ſey: und ihr vornehmſtes Geſchäfte iſt es, das, was ſie in dieſer Abſicht den einen Tag gelernt haben, den andern in Ausübung zu bringen. Jenes macht den Gegenſtand ihrer Geſpräche und ihrer Beobachtungen aus, wenn ſie in Geſellſchaft ſind: und mit dieſem füllen ſie ihre einſamen Stunden aus. Sie ſind immer in Berathſchlagungen über ihren Putz, entweder mit ihren Geſpielinnen, oder mit ihrem Schneider und Galanteriehändler. Das Studium der Mode iſt weitläuftig und ſchwer, wenn es dieſer eigenſinnigen und veränderlichen Führerinn auf allen ihren Schritten und Tritten nachgehn, und ihre Vorſchriften, bis auf ihre flüchtigſten Grillen, verfolgen will.

Wie kann aber in einem Geiſte, der ohne Nachlaß mit dieſen Kleinigkeiten angefüllt iſt, Raum zu dem Wichtigen übrig bleiben; — es ſey zu den Gegenſtänden der Erkenntniß, welche ihn ſelbſt zieren und anbauen ſollen, es ſey zu den Geſchäften des Lebens, welche ſeine Pflichten ausmachen? — Und wie iſt es möglich, daß nicht der ganze Maßſtab, nach welchem der Menſch den Werth der Dinge beſtimmt, verfälſcht, und alſo ſeine Urtheilskraft mit ſeinem Geſchmacke, zugleich verdorben werde, wenn er ſich gewöhnt, das Außerweſentlichſte und Willkührlichſte in den Auszierungen ſeiner Perſon und ſeiner Sachen, für etwas unentbehrliches und geſetzliches zu halten.

Es iſt ein wirkliches Verdienſt für ein Frauenzimmer, ſich gut zu putzen. — Da es zu den Endzwecken, welche die Natur ſich mit dieſem Geſchlecht vorgeſetzt hat, gehört, daß es gefallen ſoll, ſo iſt jede Bemühung, die es anwendet, ſich wirklich zu verſchönern, ſeiner Beſtimmung gemäß. Und es iſt allerdings den Frauenzimmern erlaubt, mehr Zeit und Sorgfalt auf die Wahl und Anordnung ihrer Kleidung zu wenden, als wir Männer ihr widmen dürfen. — Aber worinn beſteht dieſes Verdienſt? Eben darinn, daß ſie in dieſer Wahl ihren Verſtand und ihren guten Geſchmack zeigen; — nicht darinn, daß ſie die Moden, — ſondern darinn, daß ſie ſich ſelbſt kennen; daß ſie wiſſen, was ihnen wohl, und was ihnen übel ſteht; daß ſie Formen und Farben der Kleider nach ihrem Geſichte, nach ihrem Wuchſe, auch ihrem Alter und ihren Umſtänden gemäß, wählen; daß ſie ihre natürlichen Mängel geſchickt zu verbergen, ihre ſchönſten Theile ans Licht zu bringen wiſſen, ohne Affectation zu verrathen; — daß ſie mit einem Worte ihrer Natur treu bleiben oder derſelben zu Hülfe kommen, indeß ſie doch von dem Ueblichen auf keine auffallende Weiſe abweichen. — Dieſes Verdienſt nun kann ſich kein Frauenzimmer erwerben, welches ſtrenge der Mode folgt. Ihm iſt alles pünctlich vorgeſchrieben. Alles was die Vornehmſten oder die Galanteſten ſeines Geſchlechts tragen, iſt ein Geſetz, welches es befolgen muß, es mag dadurch verunſtaltet oder verſchönert werden. Die Modethörin urtheilt nicht über ihren Putz, ſie wählt nicht: ſie äfft nur nach. Sie ſchmückt ſich nicht ſelbſt, — ſie übergiebt ſich nur ihrem Coeffeur und ihrem Schneider, ſie auszuſtaffiren.

Doch dieſe eigne Wahl ſeines Anzugs, welche einem Frauenzimmer ſehr rühmlich iſt, wenn es unter mehrern üblichen Trachten die ihm angemeſſenſte ausſucht; wenn es, ohne nach dem Neueſten zu haſchen, bey dem an ſich ſchönen, welches die Mode zuweilen hervorbringt, am längſten aushält, und am ſchnellſten wieder zu demſelben zurückkehrt; wenn es weiß, ſich nach der allgemeinen Gewohnheit zu richten, und doch etwas eigenthümliches beyzubehalten; wenn es, mit einem Worte, immer den klügſten und beſten ihres Geſchlechts ähnlich erſcheint, indeß es doch keine knechtiſche Nachahmung verräth: dieſe Wahl, ſage ich, gränzt an einen Fehler, der eben ſo, wie die bisher geſchilderten, zu vermeiden iſt. Er iſt von den drey Abwegen, die ich oben angekündigt habe, der letzte. Indeß der altfränkiſche Sonderling das Coſtume der Vorwelt eigenſinnig und geſchmacklos beybehält, — der Modethor ſein Verdienſt in der pünctlichen Gleichförmigkeit ſeines Aeußern mit den neueſten Modellen der Galanterie ſetzt: ſucht eine *dritte* Claſſe, der es mehr darum zu thun iſt, die Augen auf ſich zu ziehn als zu gefallen, und die nur Aufſehn machen, nicht gerade Beyfall erhalten will, das Neue, welches die zweyte Claſſe von andern copirt, ſelbſt zu erfinden, und andern zur Nachahmung aufzuſtellen. Das ſind Sonderlinge einer andern Gattung, als jene Altmodiſchen. Sie weichen auch von allem Ueblichen ab, — aber durch das Neue und Außerordentliche. Entweder übertreiben ſie die Moden auf eine ausſchweifende Weiſe, und die ihnen nur allein eigen iſt: oder ſie ſelbſt ſetzen Farben und Formen der Dinge zuſammen, wie ſie vor ihnen noch niemand ſah, niemand trug. — Reichthum und Pracht kann ſolche Thorheiten erträglich machen. Denn wenn das Ausſchweifende nur glänzt, wenn es nur oft neu und verändert erſcheint: ſo läßt die große Welt es ſich gefallen, und der Pöbel ſtaunt es an, obgleich die klugen Leute darüber lachen. Aber wenn Zeichen der Armſeligkeit, oder auch nur eines mittelmäßigen Vermögens, ſich mit ſolchen ſelbſt erfundnen, und ausſchweifenden Moden verbinden: ſo iſt die kahle, nackte Abgeſchmacktheit der letztern ſo ſichtbar, daß die Perſon, welche ſie trägt, der allgemeinen Verachtung nicht entgehn kann.

Für einen Mann iſt es durchaus unſchicklich, ſich mit Erfindung von neuen Moden abzugeben. Einem Frauenzimmer hinwiederum, thut alles Ausſchweifende und Außerordentliche, in der Kleidung und in dem Betragen, deßwegen mehr Schaden, weil es von den dem weiblichen Charakter unentbehrlichſten Tugenden mehr abweicht. Jener verräth durch eine ſolche Originalität in Kleinigkeiten, daß er nichts beſſeres zu thun hat; daß ſeine Aufmerkſamkeit auf eben ſo unwichtige Gegenſtände gerichtet iſt, als ſein Ehrgeitz; — daß er ſehr wünſcht bemerkt zu werden, und doch daran verzweifelt, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, oder ſeinen Rang in der Geſellſchaft, es zu erhalten. Wenn ſeine neuen Erfindungen, wie dieß gemeiniglich der Fall iſt, noch dazu auf eine wiederſinnige Art zuſammengeſetzt, ſeltſam in der Form, und grell in den Farben ſind: ſo veranlaßt er zugleich ein nachtheiliges Urtheil über ſeinen Geſchmack. Das Frauenzimmer hingegen, welches ſich von ſeines Gleichen durch einen ſeltſam erfundnen und ihm eigenen Putz auszeichnet, erregt gegen ſich, entweder den Argwohn der Coketterie, da man doch Sittſamkeit von ihm fordert, oder den einer Gleichgültigkeit gegen die Urtheile des Publicums, die man dieſem Geſchlechte weit weniger als dem unſrigen verzeiht. Das Weib ſoll ſich nicht bemühn Aufſehn zu machen, und der Mann ſoll es nur durch die Werke ſeines Verſtandes oder ſeines Fleißes erregen. Jenes ſoll mehr das Schöne und das Gefällige, als das Originelle und Unterſcheidende, ſuchen; dieſer ſoll ſich nur durch wichtige und perſönliche Eigenſchaften auszeichnen.

Doch findet ſich nicht immer durch die Erfahrung beſtätigt, was man aus allgemeinen Gründen vermuthen ſollte, daß nur ſchwache Köpfe, und Leute ohne Verſtand, dieſen Ehrgeitz haben könnten, Erfinder ausſchweifender Moden zu ſeyn. Es vereinigen ſich im menſchlichen Charakter oft die widerſprechendſten Züge. Die Thorheit mancher Menſchen iſt, wie der wirkliche Wahnwitz andrer, nur auf einzelne, oder wenige Gegenſtände eingeſchränkt. Sie reden und handeln klug, in allen Theilen ihres öffentlichen und Privatlebens: aber in einem einzigen Puncte, betragen ſie ſich wie Kinder, oder wie Schwachſinnige.

Bey dieſer Art Thoren, von der ich hier rede, iſt es oft eine verlängerte Kindheit, die ihre Ausſchweifungen veranlaßt. Sie haben die Gränze zwiſchen dem Jünglings- und dem männlichen Alter nicht wahrgenommen: und, was, ohne großen Tadel zu verdienen, das Spielwerk ihrer erſten Jugendjahre geweſen war, iſt unvermerkt die Beſchäftigung ihres Lebens geworden. Andre glauben vielleicht wirklich, am beſten dabey zu fahren, wenn ſie zuerſt durch etwas Narrheit die Augen andrer auf ſich ziehn, und dann ſich den Gaffern als geſcheite Leute zeigen. Indeſſen iſt es mit einer Vernunft, die ſich nicht auf die geſamte Aufführung erſtreckt, immer eine mißliche Sache. Eine ſolche einzelne Thorheit iſt, wie ein böſer Schaden an einem äußern Theile des Körpers, der zwar mit der Geſundheit des Ganzen beſtehen kann, aber doch immer dieſelbe bedroht, und gegen ſie bey andern Verdacht erregt.

Der Schluß aus dieſem allem iſt folgender. Der Erfindungsgeiſt, wenn der Himmel einen Menſchen damit begabt hat, ſoll nur auf das gerichtet ſeyn, was entweder ſein Beruf von ihm fordert, oder was an ſich groß und gut iſt: in allem was klein iſt, oder was für ihn zu Nebenſachen gehört, iſt die Nachahmung am rechten Orte. Beſonders wenn der Endzweck dieſer Nebenſachen iſt, ſich auszuzieren, ſo muß man, da man ſich nur für andre putzt, auch den Geſchmack andrer dabey zu Rathe ziehn. Man beleidiget aber denſelben durch jede auffallende Verſchiedenheit, ſie beſtehe in der Beybehaltung des Alten, nachdem alle andre es abgelegt haben, oder in der Anlegung des Neuen, ehe es noch irgend eines Menſchen Beyfall erhalten hat.

Der Inhalt der bisher ausgeführten erſten Regel iſt alſo, zwiſchen alten und neuen Moden die Mittelſtraße zu halten. — Nach ihr iſt keine wichtiger als dieſe, daß man die Moden des Standes, zu dem man gehört, nicht überſchreite.

Derjenige, welcher ſich hervorzudrängen ſucht, und darnach ſtrebt, höheren Claſſen der Geſellſchaft, als in der er gebohren iſt, näher zu kommen, begeht einen verzeihlichen Fehler, — weil er einer gemeinen Schwäche der menſchlichen Natur unterliegt. Er irrt, weil er glaubt, daß im höhern Stande, durchaus und im Ganzen, mehr Glückſeligkeit oder mehr Vollkommenheit vorhanden ſey. Aber er hat nicht Unrecht, daß er dahin zu gelangen ſtrebt, wo er Vorzüge zu entdecken glaubt.

Aber derjenige iſt ein Thor, welcher dieſen Uebergang aus einer niedrigern Claſſe in eine höhere, durch Nachahmung des Putzes und des Luxus dieſer letztern ſich zu erleichtern einbildet. — Er verräth dadurch erſtlich zu ſehr ſeine Begierde. Und ſobald dieſe offenbar wird, ſo widerſetzen ſich derſelben alle: ſeines Gleichen, aus Neid; die Höhern aus Stolz. Alle Veränderungen des Ranges in der Geſellſchaft, ſind Veränderungen der Meinung der Menſchen von uns. Und dieſe müſſen nach und nach erſchlichen, oder ſie müſſen durch Verdienſte erworben, aber ſie können nicht ertrotzt werden. Das Glück und unſre perſönlichen Vorzüge müſſen uns den Weg bahnen: und wir müſſen die Gelegenheiten brauchen. Aber ſeine Anſprüche ankündigen, ehe man die Macht hat, dieſelben durchzuſetzen, heißt ihnen auf immer ein Hinderniß in den Weg legen.

Zum andern iſt es klein und verächtlich, den Schein einer Sache anzunehmen, wovon die Wirklichkeit uns fehlt. Man lügt eben ſo wohl, wenn man ſich über ſeinen Stand kleidet, oder die Moden eines höhern Standes an ſich trägt, als wenn man ſich einen vornehmern Nahmen giebt. Man kann in beyden Fällen nur die Abſicht haben, Unbekannten eine falſche Idee von ſich beyzubringen. Und wie unerlaubt, wie vergeblich ſelbſt, ein ſolches Beſtreben ſey, leuchtet ein.

Was die geſellſchaftlichen Gewohnheiten, was insbeſondre die Formen der Höflichkeit und des guten Anſtandes betriſſt: ſo muß derjenige, welcher zur guten Geſellſchaft gehören, oder von ihr zugelaſſen werden will, auch die Sitten der höchſten Claſſe kennen, und eine Fertigkeit haben, ihre Regeln zu beobachten. — Und da es unleugbar iſt, daß, im Ganzen, der Wohlſtand dieſer Claſſe der beſte, ihre Gewohnheiten am vernünftigſten ausgedacht, ihre Sitten dem geſelligen Vergnügen am meiſten angemeſſen ſind: ſo iſt es dem vernünftigen und cultivirten Manne aus jedem Stande ſehr natürlich, ſie vorzuziehn, und ſehr erlaubt, ſie ſelbſt nachzuahmen. Indeſſen muß er ſich wohl hüten, dieſelben in alle Geſellſchaften mitzubringen. Es iſt ein beſondrer Vorzug, wenn ein Menſch Biegſamkeit genug hat, ſich in mehrere Sitten und Gewohnheiten zu ſchicken; — Aufmerkſamkeit genug, um dieſe Verſchiedenheiten zu bemerken, und genug Achtung für die Geſellſchaft, in welcher er iſt, um ſich nie vor ihr auszeichnen zu wollen.

Dieß ſcheint mir die wahre Lebensart des Weltmanns, — im beſten Verſtande des Wortes, — zu ſeyn: wenigſtens iſt es die einzige, welche von ihm ſtudirt ſeyn will, bey der er denken muß; und auf die alſo ſein Geiſt und Herz einen Einfluß hat. Denn das bloß mechaniſche Nachmachen der Gewohnheiten und Sitten, die man von Jugend auf geſehen hat, wenn ſie auch die vortrefflichſten wären, kann keine große Tugend ſeyn, ſo wie es keine großen Talente fordert. Daß alſo ein vornehmer Mann die Sitten vornehmer Leute an ſich trägt, das giebt von der Beſchaffenheit ſeines Innern, worauf es doch beym Fürſten und beym Bettler zuletzt ankömmt, wenig oder nichts zu erkennen. Etwas mehr Verdienſt iſt bey dem Menſchen von geringerem Herkommen, und einem ſeltnern Umgang mit der großen Welt, der doch den darinn ſchicklichen Wohlſtand ohne Affectation beobachtet. — Aber was einen höhern Grad ſowohl von Beobachtungsgabe, als von feiner und menſchlicher Empfindung anzeigt, iſt, wenn man ſich, in gleichgültigen und willkührlichen Dingen, die doch zugleich in jeder Claſſe durch ihr eigne Conventionen ausgemacht ſind, den Perſonen, unter denen man iſt, gleichſtellt, und verſchiedene Rollen, höhere und niedrigere, auf eine gleich anſtändige, edle und natürliche Art zu ſpielen weiß; — wenn man die bürgerlichen Sitten unter Bürgern beybehält, indem man das Gemeine davon abſondert. — und dem Adel durch adlige Sitten näher tritt, ohne die Anmaßungen zu zeigen, die der Stolz oft damit verbindet.

Noch einige zerſtreute Anmerkungen über die ganze Materie, welche in den verſchiedenen Abtheilungen der vorhergehenden Abhandlung nicht ihren bequemen Platz fanden, ſey es mir erlaubt am Ende derſelben hinzuzuſetzen.

Die erſte betrifft die modiſchen Sitten oder die Etiquette. Die Vollkommenheit derſelben iſt, dünkt mich, nach folgendem Maßſtabe zu beſtimmen: „je weniger ſie künſtlich und zuſammengeſetzt, und je angemeſſener ſie zugleich dem Zwecke ſind, die geſellige Einigkeit zu unterhalten und die Mittheilung des Vergnügens zu erleichtern; je weniger ſie die Freyheit einſchränken, und je mehr ſie doch Gefälligkeit und geſellige Tugenden ausdrücken, deſto vollkommner ſind ſie.“

Denn von der einen Seite muß der Umgang frey ſeyn, wenn er angenehm ſeyn ſoll: weil nur bey der Freyheit, der ungehinderte Gebrauch aller Seelenkräfte ſtatt findet; und weil insbeſondre Imagination, Witz und Zärtlichkeit, die drey Sachen, welche die Würze jedes geſellſchaftlichen Vergnügens ausmachen müſſen, durch Zwang getödtet werden.

Auf der andern muß der Umgang artig ſeyn. Das heißt, erſtlich, er muß alles vermeiden, was durch ſeinen ſinnlichen Eindruck, oder durch ſeine

Nebenidee anſtößig iſt, was den Augen und Ohren mißfällt, oder was in der Imagination, (ſey es aus welcher Urſache es wolle) unangenehme Bilder erregt. Das heißt zweytens, er muß alles enthalten, was, als Ausdruck, oder als Zeichen des Wohlwollens und der Achtung, nöthig iſt, welche die Glieder der Geſellſchaft gegen einander hegen ſollen. So viele verſchiedene Verhältniſſe es in der bürgerlichen Geſellſchaft giebt, ſo verſchiedne Pflichten eines Menſchen gegen den andern daraus erwachſen: ſo vielfach modificirt ſich auch dieſer Ausdruck. Um deſto zuſammengeſetzter wird alſo auch die Wort- und Geberdenſprache der Politeſſe. Aber eine gemeinſchaftliche Geſinnung muß durch alle die mannigfaltigen Höflichkeitsbezeugungen hindurchſchimmern, welche die Abtheilung der Stände, und die natürliche und geſetzliche Ungleichheit der Menſchen ſo vervielfältiget hat: das iſt die Geſinnung einer mäßigen Selbſtſchätzung, welche aus dem Bewußtſeyn der Rechtſchaffenheit entſteht; und die Geſinnung eines allgemeinen Wohlwollens, — welches auch dem Reſpecte gegen Höhere zum Grunde liegen muß. Dadurch allein bekommen die abwechſelnden und zuſammengeſetzten Formen der Politeſſe diejenige Einheit, durch welche ſie einer wahren Schönheit fähig werden. Und derjenige iſt der artigſte

Mann, der in ſeinen Ausdrücken und in ſeinem ganzen Betragen, das, was er jedem Alter, Range und Verdienſte zu leiſten hat, am beſten mit dem zu vereinigen weiß, was er ſich ſelbſt als einem Manne von Charakter und Ehre, und was er der allgemeinen und großen menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig iſt, deren Glieder, troß aller zufälligen Unterſchiede, doch durch eine weſentliche Gleichheit und durch gemeinſchaftliche Rechte, verbunden ſind.

Der Gang der Natur in Verfeinerung der Politeſſe iſt ſonderbar. Aber er befremdet weniger, wenn man ihn mit der Geſchichte der Wiſſenſchaften vergleicht. Denn faſt durch gleich krumme Wendungen haben die Menſchen ſich dem Ziele in jeder Art der Vollkommenheit genähert.

Zuerſt ſind die Sitten roh. Der Menſch iſt natürlich, aber grob; — er affectirt nicht, aber er iſt unhöflich und ungefällig. Er iſt in ſeinen Complimenten lakoniſch und wahr; — aber er läßt es auch an den nöthigen Zeichen von Aufmerkſamkeit und Achtung ermangeln.

Dann kommen die weitläuftigen Complimente, die Ziererey und das gezwungne Weſen. Das Geſetzbuch der Artigkeit wird ſehr complicirt. Alle

Gradationen des Ranges erhalten ihre eigne Sprache, ſowohl für die, welche ihren Rang zu behaupten, als für die, welche den Rang andrer zu reſpectiren haben. Der Umgang wird ſteif, und das Weſen deſſelben, das Geſpräch wird über der Form faſt vergeſſen.

Zuletzt vereinfachen ſich wieder dieſe Regeln; die Forderungen der verſchiedenen Stände werden weniger pünctlich und mannigfaltig; die Titel kürzen ſich ab, die Gebeerden und Stellungen werden freyer, die Sitten nähern ſich von neuem der erſten Einfalt, aber einer Einfalt, die, da ſie mit einem feinern Gefühle aller Verhältniſſe und aller Obliegenheiten des menſchlichen Lebens verbunden iſt, nun den Charakter der Eleganz bekömmt.

Dieſer ſchnelle Uebergang der Sitten von großer Einfalt, zum Studirten, — und vom Mangel aller Höflichkeit, zu einer ſehr prunkvollen und beſchwerlichen würde, wie ich geſagt habe, mehr befremden, wenn wir nicht in der Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Fortſchritte des Menſchen etwas ähnliches wiederfänden. In der Philoſophie folgt die äußerſte Subtilität faſt unmittelbar auf die Unwiſſenheit; und das Grübeln über die unbeantwortlichſten Fragen, auf die völlige Gleichgültigkeit gegen alle Erkenntniß. — In allen menſchlichen

Handlungsarten geht das Natürliche erſt hinter dem Künſtlichen her, und das Schwere und Zuſammengeſetzte muß dem Leichten und Einfachen Bahn machen. So iſt es in den Formen von Kleidung, Hausgeräthe und Equipage, welche die eigentlichen Moden ausmachen, ſo in denen des Umgangs, welche zur Etiquette gehören.

Der menſchliche Geiſt iſt wie eine elaſtiſche Feder. Wenn der Druck, welcher ihn zuerſt in völliger Unthätigkeit erhielt, aufhört, und die Feder ihre Kraft zu äußern anfängt, ſo treibt ſie den Menſchen allenthalben, mit unwillkührlicher Gewalt über ſein Ziel hinaus. Es gehört Zeit dazu, daß er gleichſam Herr von ſich ſelbſt, von ſeiner Thätigkeit und von ſeinen Bewegungen, werde. Dann erſt mißt er ſeine Mittel gegen ſeine Zwecke ab: und nur dann lernt er eine Verrichtung und ein Studium mit den übrigen ins Gleichgewicht bringen: und nur dadurch ſchränkt er ſie alle in gewiſſe Gränzen ein, und macht ſie ſimpler, indem er ſie zugleich zweckmäßiger macht.

Es giebt eine Art Menſchen, die nicht ſo wohl der Mode in Befolgung aller ihrer Veränderungen getreu, als nur ſehr ſorgfältig ſind, die von ihnen einmahl gewählte, in ihrer völligen Genauigkeit und Eleganz zu beobachten. Das ſind die Leute, welche die Franzoſen tires à quatre epingles nennen. — Sie geben auf ihre Kleidung, auf jede Kleinigkeit in der Anordnung ihrer Wohnzimmer und ihrer Tafel, auf ihre Stellungen und auf ihre Complimente, genau Achtung: nicht, um allen dieſen Dingen die Formen der neueſten Erfindung und des modernſten Geſchmacks zu geben; ſondern um nur das Ideal von Artigkeit und gutem Ton zu erfüllen, welches ſie ſich ſelbſt gebildet haben. Wenn dieſes alte und im übrigen verſtändige Leute thun, ſo gefallen ſie gemeiniglich; — ſelbſt wenn einige Schwäche dabey ſichtbar wird. Man rechnet ihnen dieſe Aufmerkſamkeit, andern zu gefallen, als ein Verdienſt an, da ſie ſelbige in einem Alter und unter Umſtänden beweiſen, wo andre nur ihre Bequemlichkeit ſuchen. Die meiſten talentvollen Menſchen ſind um ihr Aeußeres unbekümmert, und die Greiſe werden es nach und nach. Wenn alſo die Geſellſchaft, einen aus beyden Claſſen, von dieſer Regel abweichen, und ſich der Mühe unterziehn ſieht, welche eine pünctliche Eleganz, ſie ſey alt- oder neumodiſch, verlangt: ſo erkennt ſie dieſe ihr bewieſene Achtung mit einiger Dankbarkeit. Es iſt auch wirklich ein angenehmer Anblick, einen, ohne Affectation, nettgeputzten alten Mann, und einen in ſeinem Hausweſen elegant eingerichteten Philoſophen zu ſehen.

Aber zu weit muß dieſe Sorgfalt nicht getrieben werden, oder zu ſichtbar muß wenigſtens dieſe Aufmerkſamkeit nicht ſeyn: ſonſt verräth der Menſch entweder einen Geiſt der Kleinigkeiten, oder eine Eitelkeit, die ſich weder mit wahren Verdienſten verträgt noch dem Alter wohl anſtehe. Reinlichkeit und guter Geſchmack ſind zwey Geſetze, wovon das eine unerläßlich für jeden Menſchen iſt, der in der Geſellſchaft gelitten werden will, das andre von großem Anſehn für den ſeyn muß, der von ihr aufgeſucht zu werden wünſcht. Aber die Vorſchriften derſelben ſind nicht genau beſtimmt, ſie können auf mehr als eine Art beobachtet werden; ſie verlangen weder eine immer gleiche Regelmäßigkeit, noch machen ſie eine ununterbrochne Aufmerkſamkeit nothwendig. Sie ſchließen ſogar nicht die gratam negligentiam aus, welche ſelbſt der weiblichen Schönheit einen neuen Reitz giebt, aber dem männlichen Ernſt und der männlichen Anmuth ſo vorzüglich angemeſſen iſt. — Wenn es, in Kunſtwerken, der Zweck und der Triumph des großen Meiſters iſt, die Kunſt zu verbergen: ſo iſt es noch mehr nothwendig, in dem, was das edelſte Werk der Natur, den Menſchen, nur bekleiden und ſchmücken ſoll, die Zwangloſigkeit der Natur, und den Anſchein der Zufälligkeit, den ſie ihren Producten zu geben weiß, beyzubehalten. Das, was in der Kleidung, wie im Anſtande, der Beobachtung allgemeiner, vorherbeſtimmter und unabänderlicher Regeln zu ähnlich ſieht, es mögen Regeln ſeyn, welche uns bloß die Mode und die Etiquette aufgedrungen hat, oder ſolche, die wir ſelbſt uns vorgeſchrieben haben, iſt ohne Anmuth und Grazie, ſo ſchön oder ſo zweckmäßig es an ſich ſeyn mag: und nur das gefällt, in dieſen kleinen Verſchönerungen der Perſon oder des Betragens des Menſchen, was auf der Stelle erfunden und gedacht, die Folge immer neuer Ueberlegungen, aber leichter und zwangloſer Ueberlegungen zu ſeyn ſcheint.

Die Modeſucht mit Prachtliebe verbunden, und von dem Reichthume, der ihr ein Genüge thun kann, unterſtützt, hat etwas verführeriſch reitzendes: aber Modeſucht im armſeligen Gewande iſt äußerſt lächerlich. Das Neumodiſche muß durchaus auch neu und ſchön ſeyn, wenn es gefallen ſoll: und die Veränderung der Form bey einem abgenutzten Stoffe, dient nur dazu, deſſen Mängel mehr ins Licht zu ſetzen. — Dieſer Umſtand, verbunden mit vielen andern, macht alſo für die, durch die Unterſchiede des Reichthums, und der Würde abgetheilten, Rangordnungen der menſchlichen Geſellſchaft, einen ähnlichen Unterſchied ihrer Moral, auch in Abſicht der Moden, nothwendig. Es giebt Stände und Lagen im bürgerlichen Leben, welche Pracht erfordern, weil, — wenigſtens nach der bisherigen Meinung der Menſchen, und bey dem Unverſtande des großen Haufens, — von dieſer Pracht ein Theil des obrigkeitlichen Anſehns abhängt, mit welchem dieſe Stände, zum Wohl des Staats und zur allgemeinen Sicherheit, bekleidet ſeyn müſſen. Es ſammeln ſich, ferner, in einem blühenden Lande, bey einzelnen Perſonen und Familien, ſo große Reichthümer, daß ſie, ohne irgend einer andern ihrer Pflichten den für ſie nöthigen Aufwand entziehn zu dürfen, noch genug übrig behalten, ihrer äußern Lebensart den möglich größten Glanz zu geben. — Diejenigen nun, denen, vermöge des Ranges, welchen ſie unter ihren Mitbürgern einnehmen, erlaubt, und faſt gebothen iſt, Pracht zu zeigen; und die durch ihr Vermögen dazu in den

Stand geſetzt ſind, können, ſowohl mit mehr Recht, als mit mehr Ehre, allen Abwechſelungen der Mode folgen, und jede neue Erfindung der Induſtrie, ſo wie ſie aus den Werkſtätten des Künſtlers kömmt, annehmen und nutzen. Da ſie dem Neuen immer zugleich Glanz geben: ſo erſcheint es, wenn es wirklich ſchön iſt, in ſeinem vortheilhafteſten Lichte: und ſelbſt das Thörichte und Ausſchweifende wird, bey dem Schimmer, der es umgiebt, weniger anſtößig. — Der Reiche von minderem Range, der, vermöge ſeiner Einkünfte, den Luxus der Vornehmſten mitmachen kann, aber, vermöge ſeiner Lage im bürgerlichen Leben, dazu nicht aufgefordert wird, und zu einem gewiſſen Prunke nicht einmahl berechtigt iſt, wird eben den Grad der Mäßigung in Abſicht des Modiſchen beobachten müſſen, mit welcher er, überhaupt, die Pracht ſeiner Kleidung, die ſeiner Wohnung und ſeiner Equipage einzuſchränken verbunden iſt. Das prunkloſe Schöne hat fixere Regeln, und iſt wenigern Veränderungen unterworfen: ſo wie hingegen das Neumodiſche, von Pracht entblößt, oft allen ſeinen Werth verliert, und für den Anblick eben ſo wenig Anziehendes behält, als es beym Gebrauche bequemes hat. Der Mann endlich, deſſen Rang und Vermögen gleich mittelmäßig ſind, wird in allen den Dingen, die unter das Gebieth der

Mode gehören, aus Pflicht ſowohl, als des guten Geſchmacks wegen, oft beym Alten bleiben, wenn die vornehmere und reichere Welt Neuerungen macht. Nicht nur hat er etwas anderes und nothwendigeres zu thun, als ſich um alle dieſe neuen Moden zu bekümmern, und für die Herbeyſchaffung der dazu nöthigen Sachen zu ſorgen: nicht nur hält ihn eine weiſe Oekonomie ab, ſein mäßiges Einkommen auf das Ueberflüſſige zu wenden, da vielleicht noch dringendere Bedürfniſſe ſeiner ſelbſt und der Seinigen unbefriedigt ſind: ſondern auch ſelbſt die Begierde, Beyfall zu erhalten, wenn ſie bey ihm von Ueberlegung geleitet wird, weiſet ihn an, den Sachen ſeines Putzes und ſeiner Haushaltung, die er ſich nicht koſtbar an innerm Werthe anſchaffen kann, auch ein beſcheidnes äußeres Anſehn zu geben: wozu dieß mit gehört, daß ſie ſich nicht durch das Neumodiſche in Form und Farben unterſcheiden. Eine Kleidung, ein Hausrath, eine Equipage, die wohlfeil und von gemeinem Stoffe ſind, müſſen auch einfach und gemein in ihrem Schnitt und Verzierungen ſeyn, ſonſt fehlt es ihnen an derjenigen Uebereinſtimmung, welche das Weſen des Geſchmackvollen ausmacht. Der Mittelmann, welcher nicht im Stande iſt, alles um ſich herum ſchön und glänzend zu machen, muß doppelt ſorgfältig ſeyn, Harmonie zwiſchen den verſchiedenen Theilen ſeiner Haushaltung und ſeiner Lebensart hervorzubringen: — welches er am erſten erreicht, wenn er nichts außerordentlich verzieret, alſo auch den Glanz der Neuheit an ſeinen Sachen zu vermeiden ſucht, und nur alle Flecken des Schmutzes und der Vernachläſſigung von ihnen abwiſcht.

Eine gewiſſe Nachſicht gegen die Thorheiten der Menſchen gehört unter die ſchätzbaren Eigenſchaften. Wer könnte wohl mit einiger Zufriedenheit unter den Menſchen leben, der alles mit ihnen ſo genau nehmen, und über jeden unrechten Schritt, den er ſie thun ſieht, bitter oder traurig werden wollte? Und wer könnte hoffen, der Geſellſchaft, unter der er zu leben hat, angenehm zu bleiben, wenn er alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln findet?

Und unter allen Thorheiten verdient vielleicht keine dieſe Nachſicht mehr, als die, welche die Menſchen begehn, um herrſchende Moden mitzumachen. Sie ſind deßwegen verzeihlicher, weil ſie weniger freywillig ſind. Ich gebe es zu, daß der Gehorſam mit welchem ſich viele Perſonen der Mode unterwerfen, ſklaviſch iſt, und von ihnen nicht gefordert wird. Aber ſich ihrer Herrſchaft ganz zu entziehn, iſt den meiſten, die noch in der Welt zu leben gedenken, unmöglich. Niemand kann alſo mit Recht das Ausſchweifende, welches ſich, von Zeit zu Zeit, in Stücken des weiblichen Putzes findet, den Schönen allein zur Laſt legen, die mit denſelben ausgeſchmückt erſcheinen. Vielleicht mißbilligte ihr erſtes richtiges Gefühl, ſo wie das unſrige, die ungeheure Höhe ihrer Kopfzeuge und Hüte, die etwas wilde Unordnung ihres Haarputzes, die den Gang verhindernde Länge ihrer Schleppkleider, ihre bis an das Kinn aufgepaußten Halskrauſen. Aber anfangs richteten ſie ſich, nur aus Gefälligkeit und Nachgeben, nach Gewohnheiten, die ſie, trotz ihrer Mißbilligung, immer allgemeiner werden ſahen. Endlich gewöhnte ſich ihr Auge daran; der Uebelſtand verſchwand, ſo wie die Unbequemlichkeit, bey genauerer Bekanntſchaft mit der Sache: und die Nebenidee der Artigkeit oder des Ranges aller der Perſonen, welche ſie einſtimmig in dieſen Anzügen erſcheinen ſahen, verband endlich, ſelbſt in ihren Augen, eine gewiſſe Annehmlichkeit oder Würde damit, die ſie dafür einnahm.

Warum haben wir, die wir uns zu ihren Richtern aufwerfen, uns der natürlichen Folge der Eindrücke, welche dieſe neuen Moden auf menſchliche Augen und Gemüther machen, nicht eben ſo ungehindert überlaſſen? Was können die Schönen, die wir tadeln, dafür, daß unſre Entfernung von der Welt, unſer Geſchlecht, unſer Alter, uns die mißfälligen Moden nicht ſo oft als ſie ſehen läßt, vielweniger unſre Eitelkeit eben ſo rege macht, ſie nachzuahmen? In gleichen Umſtänden würden wir gerade ſo urtheilen, gerade ſo uns betragen, wie ſie.

Ueberdieß, da es in dem Weſen der Mode liegt, veränderlich zu ſeyn; und ſtäte Veränderungen nur möglich ſind, wenn die Sache durch alle Formen hindurchgeht, deren ſie fähig iſt, ohne ganz ihren Endzweck zu verfehlen: ſo iſt es natürlich, daß, in dieſem ewigen Kreislaufe, das Unſchickliche zuweilen auf das Paſſende, und das Ausſchweifende und Uebertriebne auf das Angemeſſene und Zweckmäßige folge. Immer bey dem Alten zu bleiben, iſt wider die Natur des Menſchen, wenigſtens des Menſchen in Zeitaltern der blühenden Induſtrie, und eines ausgebreiteten geſelligen Verkehrs. Der Wunſch nach Neuheit aber, zerſtört eben ſo oft das Schöne, das wirklich gefunden war, als er, nach vollendetem Cirkel der Thorheiten, das Vernünftige wieder herbeyführt. — Es fragt ſich nun, welches fürs menſchliche Geſchlecht vortheilhafter, welches eine Anzeige größrer Vollkommenheit ſey: — ob, dieſe Feſtigkeit des Urtheils und dieſe überwiegende Herrſchaft des guten Geſchmacks, welche machen würde, daß die Menſchen bey dem Schönen und Zweckmäßigen, wenn ſie es einmahl gefunden haben, feſt hielten, und das Langweilige eines immer gleichen Anblicks um der wirklichen Proportion, oder der innern Güte der Sache willen, ertrügen; — oder dieſe raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes, welche ſie immer nach neuen Ideen, und nach Hervorbringung veränderter Formen in den Dingen außer ſich, lüſtern macht, geſetzt auch, daß ſie von richtigern Ideen zu verkehrtern, und von ſchönern Formen zu häßlichern übergehen ſollten? — Auf dieſem letztern Wege ſind die Menſchen doch, in allen Sachen, ihrer Vollkommenheit immer näher gerückt; nicht auf einer geradlinichten Bahn, ſondern in einer Art von Schneckengange. Sie entfernen ſich immer, Periodenweiſe, von dem Puncte der Wahrheit und Schönheit, den ſie ſchon erreicht zu haben ſchienen: aber auf ihrem Rücklaufe kommen ſie demſelben doch wieder um ein Stück näher. So hat der Kreislauf der Moden in Kleidungen und Meubeln, durch alle Abentheuerlichkeiten, durch welche er in der Reihe vergangner Jahrhunderte bis auf unſre Zeit hindurchgegangen iſt, doch im Ganzen unſre Kleidung bequemer, und unſern Hausrath zweckmäßiger und einfacher gemacht, als beydes bey unſern Vorfahren geweſen iſt.

Giebt es irgendwo einen Endpunct oder ein Ziel der Vollkommenheit, wo der menſchliche Geiſt, wenn er es erreicht, ruhen wird? Und wird er es je erreichen? Fragen, die aus der Erfahrung nicht beantwortet werden können, und die nach der Analogie verneint werden müſſen. Wenigſtens, glaube ich, daß das Zeitalter, in welchem die ewigdauernden und unwandelbaren Moden erfunden ſeyn werden, noch weit ſpäter eintreten wird, als das, worinn die Philoſophen ſich über allgemein geltende und unabänderliche Principien der Metaphyſik und Moral vereinigen werden.

Ich ſchließe mit einer allgemeinen Betrachtung, die allen vorigen zum Grunde liegt.

Die Vernunft iſt ein ehrwürdigerer Geſetzgeber, als die Gewohnheit: und die Einſicht des Guten ein höheres Princip als der Nachahmungstrieb.

Dieſe Vernunft lehrt mich aber, die großen und fortdauernden Verhältniſſe, in denen ich als Menſch, als Bürger, als Vater, als Ehemann, als Beamter des Staats, als Reicher oder Armer, — ſtehe, und die Pflichten, die mir vermöge dieſer Verhältniſſe obliegen, den flüchtigen Verbindungen, die ſich nur auf den Umgang beziehn, und den kleinern Obliegenheiten, die ich nur als angenehmer Geſellſchafter zu beobachten habe, vorziehn.

Alles aber, was die Mode regulirt, hat nur ſeinen Bezug auf das Gefallen in Geſellſchaft, und auf die Erleichterung und Vermehrung des geſellſchaftlichen Vergnügens. Alles hingegen, was den modiſchen Luxus einſchränkt, und uns in Befolgung der modiſchen Veränderungen Mäßigung vorſchreibt, hat ſeinen Bezug auf Tugend und Glückſeligkeit, und iſt zur Aufrechterhaltung der Ehre und des Glücks der Familien nothwendig, wodurch es mittelbar auch für das Wohl des Staates wichtig wird.

Gewohnheit und Sitte muß allerdings, in unſerm Leben, die Kleinigkeiten regieren, damit Vernunft und Ueberlegung für das Große übrig bleibe. Aber auch nicht weiter als auf Kleinigkeiten muß dieſe Gewohnheit ihre Rechte erſtrecken. Und auch die Sorgfalt, mit der man ſie beobachtet, muß nicht größere Anſtrengung, mehr Zeit, und mehr Aufwand koſten, als andre wichtigere Endzwecke und Pflichten, denen wir unſre Kräfte, unſre Tage, und unſer Vermögen zu widmen ſchuldig ſind, erlauben.

Endlich, da die Abſicht, warum wir Moden mitmachen, keine andre iſt, als weil wir, zwiſchen uns und andern Menſchen, die Gleichförmigkeit, die der vertraulichen Verbindung mit ihnen günſtig iſt, zu erhalten wünſchen: ſo iſt klar, daß wir den Endzweck der Moden am beſten erreichen, wenn wir uns nach den Gewohnheiten der vernünftigſten und geſetzteſten Perſonen unſers Geſchlechts richten. Da aber dieſe mit ihrem

Innern, als dem Wichtigern, ſtets mehr, als mit dem Aeußern, beſchäftigt ſind: ſo können wir ihre Mode nicht wohl anders befolgen, als indem wir die der Galanterie ein wenig vernachläſſigen.

III.

Ueber
die Maxime Rochefaucaults:
das
bürgerliche Air
verliehrt ſich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe.

Die Maximen des Rochefaucault haben die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen zuerſt durch die Theorie auf ſich gezogen, welche, im Ganzen genommen, darinn herrſcht. Die meinige iſt, bey ſeinem Werke, vorzüglich auf die feinen Beobachtungen über das geſellſchaftliche Leben gerichtet geweſen, welche in demſelben zerſtreuet ſind.

Jene Theorie, welche die Eigenliebe zum Triebwerke aller menſchlichen Handlungen, und die Tugend zu einer feinern Berechnung des Eigennutzes macht, war zu der Zeit, als Rochefaucault ſchrieb, noch neu genug, um Aufſehen zu erregen. Die Weltleute glaubten in ihm einen großen Aufſchluß über die Falſchheit der menſchlichen Tugenden zu finden, die ſie in der Ausübung immer ſchon angenommen hatten, und durch die ſie ihre eigne Gleißnerey ſowohl, als ihren beſtändigen Argwohn gegen andre rechtfertigen konnten. Die Moraliſten zogen aus ſeinem Werke, nach einigen damit vorgenommenen Veränderungen die Grundlage eines neuen Syſtems, indem ſie die Selbſtliebe des Menſchen, die ihn nothwendig zum Mittelpuncte aller ſeiner Beſtrebungen macht, ebenfalls als Principium der Tugenden annahmen, und ſie nur von dem Eigennutze, der bloß die äußern Güter, Reichthum und Macht, ſucht, ſorgfältiger, als Rochefaucault, unterſchieden. Beyde vereinigten ſich, ihn als den größten Kenner des menſchlichen Herzens zu preiſen. Heute zu Tage iſt dieſer Grundſatz, daß bey allen menſchlichen Handlungen Eigennutz zum Grunde liege, — der in Rochefaucaults Maximen durch eine Menge ausgeſuchter Beyſpiele durchgeführt wird, — ſo oft aufgeſtellt, beſtritten, und von allen Seiten beleuchtet worden; man hat ſich ſo allgemein überzeugt, daß die Selbſtliebe, in einer gewiſſen Bedeutung des Worts, das Principium der menſchlichen Handlungen, und alſo auch ihrer Tugenden ſey, — weil dasjenige auf den Zuſtand des Menſchen einen Bezug haben muß, was ſeinen Willen in Bewegung ſetzen ſoll; — und man hat ſo allgemein anerkannt, daß auch der Eigennutz im engern Verſtande, der, welcher auf Geld oder auf Ehre geht, ſehr viele der glänzendſten und am meiſten geprieſenen Thaten der Menſchen hervorbringe: daß es einer moraliſchen Schrift kein großes Verdienſt mehr in unſern Augen geben kann, jenes Princip ins Licht geſetzt, und dieſe Täuſchung aufgedeckt zu haben. Man iſt überdieß, nach einer längern Betrachtung dieſer Maximen, die durch das Entſcheidende ihrer Behauptungen anfangs eben ſo ſehr als durch die Kürze und das Sinnreiche ihres Ausdrucks einnahmen, ziemlich darüber einverſtanden, daß viele derſelben Uebertreibungen enthalten, und daß ſie Erfahrungen, die in vielen Fällen wahr ſind, und bey der Claſſe von Menſchen, unter denen Rochefaucault gelebt hat, am häufigſten zutreffen, in ganz allgemeine Grundſätze verwandeln. Als Moraliſt, führt dieſer oft ſeine Leſer irre, oder er belehrt ſie nicht ſo ſehr als es ſcheint. Seine allgemeine Theorie iſt, in der Ausdehnung und Gewißheit, mit welcher er ſie vorträgt, nicht richtig: und mit den Einſchränkungen, unter welchen ſie wahr iſt, enthält ſie nicht ſo viel unbekanntes.

Aber von einem dauerhaftern und unveränderlichern Werthe ſind eben dieſe Maximen des Herzogs, wenn ſie als Schilderungen der Menſchen angeſehen werden, unter welchen er lebte; wenn man darinn nicht ſowohl die Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, als die Kenntniß der Welt, das heißt der verſchiedenen Claſſen der Menſchen im bürgerlichen Leben, und beſonders die Kenntniß der Großen in den neuern Zeiten und Staaten ſucht. Rochefaucault hat ſcharf und tief geſehen, was er von moraliſchen Gegenſtänden vor Augen hatte: und er iſt eben ſo glücklich in dem Ausdrucke dieſer feinen Schattirungen der Sitten; — bey welchen, eben ihrer Feinheit wegen, die Darſtellung kein kleineres Verdienſt iſt, als die Entdeckung derſelben. Wer ſich an ſeine Stelle ſetzt, und ſeine Sätze auslegt, ſo wie er ſie ſich in ſeiner Lage dachte; das heißt, wer die große Welt in der Hauptſtadt Frankreichs, und den Hof Ludwigs des vierzehnten dabey vor Augen hat: der wird, in ſeiner Schrift, eben ſo viel Unterricht über jene merkwürdigen Schauplätze des menſchlichen Lebens, als Veranlaſſung finden, die Menſchen ſeiner Zeit und ſeiner Claſſe, durch Vergleichung mit einem ſo wohlgetroffenen Gemählde eines vergangnen Zeitalters und eines höhern Standes zu ſtudiren. Das Einzelne und Beſondre iſt, nach meinem Urtheile, in Rochefaucaults Maximen mehr werth, als das Allgemeine; die ſcheinbar kleinen Bemerkungen über Sitten, Lebensart und Decorum mehr, als die großen und vielumfaſſenden Lehrſätze über Tugend und Leidenſchaften überhaupt. Jene, obgleich zuweilen etwas dunkel und räthſelhaft ausgedrückt, haben mir doch, bey einer genauern Betrachtung, einen wahren, und einen praktiſch nützlichen Inhalt zu enthalten geſchienen: wenigſtens haben ſie mir immer Anlaß zum Denken gegeben. Dieſe, ſo deutlich ſie waren, haben mich weniger unterhalten, und oft eben ſo wenig überzeugt.

Ueberhaupt iſt die Form unbewieſener und unausgeführter Sentenzen, weit ſchicklicher zur Mittheilung von Beobachtungen, bey welchen es nur darauf ankömmt, den Blick des Leſers auf den Geſichtspunct hinzulenken, welchen der Autor ins Auge gefaßt hat, als zum Vortrage theoretiſcher Sätze, die durchaus ihre Entwickelung und ihre Beweiſe zur Seite haben müſſen, wenn ſie nicht mißverſtanden werden, und wenn ſie zum theoretiſchen oder praktiſchen Gebrauche tauglich ſeyn ſollen.

Zu dieſem für mich intereſſantern Theile der Maximen des Rochefaucault gehört auch diejenige, welche ich in dieſem Aufſatze aus einander zu ſetzen gedenke: das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemahls bey Hofe. Sie hat mich vielleicht deßwegen mehr als andre an ſich gezogen, weil ſie beym erſten Anblicke mir weniger klar war, und als ich ihrem Sinne nachſpürte, mir ein ziemlich weites Feld eigner Betrachtungen zu eröffnen ſchien. Indem ich den Leſern den Gang, welchen dieſe meine Reflexionen genommen haben, und die Reſultate, auf welche ich dabey gekommen bin, vorlege: werde ich zugleich jenen Sinn, ſo weit ich ihn ſelbſt einſehe, ins Licht ſetzen.

Wie geht es in aller Welt zu, dachte ich zuerſt, daß, da das Wort, Bürger, nichts anders als den Mann aus dem Mittelſtande bezeichnet, — aus dem Stande, der, nach aller, ſelbſt nach der Großen Geſtändniſſe, das Achtungswürdigſte in ſich enthält, was eine Nation an talentvollen und tugendhaften Leuten beſitzt, das Beywort, bürgerlich, demohnerachtet, eine verächtliche Nebenidee erweckt? — Iſt es deßwegen, weil es gemeiniglich nur als ein Epithet der äußern Sitten gebraucht wird, — und weil grade in den äußern Sitten der Mittelſtand hinter dem vornehmern zurück iſt, indeß er ihn zugleich an weſentlichern Eigenſchaften übertrifft? — Und, zweytens, wenn ein ſolcher Vorzug des Adelſtandes vor dem Bürgerſtande exiſtirt: worinn beſteht er, wo rührt er her, und welche Urſache hat man, die beſondre Bemerkung des Rocheſaucault, daß der vornehm gewordne Bürger die vornehmen Sitten eher unter Soldaten, als unter Hofleuten erlernen könne, für wahr anzunehmen?

Das Wort, Bürger, hat im Deutſchen mehr Würde, als das Franzöſiſche bourgeois, deſſen ſich Rocheſaucault in unſrer Stelle bedient. Und zwar deßwegen hat es mehr, weil es bey uns zwey Sachen zugleich bezeichnet, die im Franzöſiſchen zwey verſchiedene Benennungen haben. Es heißt einmahl, ein jedes Mitglied einer bürgerlichen Geſellſchaft, — das iſt das Franzöſiſche citoyen; — es bedeutet zum andern den unadlichen Stadteinwohner, der von einem gewiſſen Gewerbe lebt, — und das iſt bourgeois.

Unter Bürgern, im letztern Verſtande des Worts, ſind Handwerker, Krämer, und kleine Kaufleute mit begriffen. Beydes, die Erziehung und die Geſchäfte derſelben, ſind gemeiniglich von der Art, daß der Körper dabey vernachläßiget wird, der Geſchmack ungebildet bleibt, und ſelbſt der Verſtand wenig Aufklärung erhält. Ihre Sitten, und der Ton ihres Umgangs ſind dieſen Umſtänden gemäß. — Ihre gute Seite, ihre Redlichkeit, ihre Klugheit, ihre Kenntniſſe, zeigen ſich vornehmlich nur in der Ausübung ihrer Profeſſion. In ihren Erhohlungsſtunden, in ihren Geſellſchaften, in dem bloß zur Geiſtesunterhaltung abzielenden Umgange mit andern Menſchen, kömmt gemeiniglich nur ihre ſchlechtere Seite zum Vorſchein, — ihre Leere an Kenntniß der allgemein intereſſanten Gegenſtände, ihr weniges Gefühl für das Schöne, die Steifigkeit ihrer Muskeln, und die Einſeitigkeit ihrer Denkungsart. Weil ſie nun von Allen, die nicht zu ihrer Profeſſion gehören, oder ihrer in den Arbeiten derſelben bedürfen, — weil ſie beſonders von den Vornehmern, — bloß nach denjenigen Eigenſchaften beurtheilt werden, die ſie in der allgemeinen Beziehung, als Menſchen, und in dem allgemeinen Verkehr mit andern, welchen man Umgang heißt, äußern: ſo kann es nicht fehlen, daß dieſes Urtheil nachtheiliger, als ſie es verdienen, für ſie ausfällt.

Zu dem Bürgerſtande aber gehören, nach der geſetzlichen Rangordnung, auch noch die Gelehrten *), und die Großhändler, zwey Claſſen, bey welchen, wie immer bey den Gränzen, Streit darüber iſt, wohin ſie und ihre Kinder gehören, — in wie fern ſie den Bürgern, die ich bisher genannt habe, der Geburt nach gleich zu achten ſind, und um wie viel ſie ſich dem Adel nähern. So viel iſt gewiß, reiche Handelsleute können ihren Kindern eben die Erziehung geben, als die Großen den ihrigen. — Ein Gelehrter, wenn er ein wahrer Ge-

lehrter

---

*) Ich verſtehe darunter diejenigen, welche ſich dem Unterrichte der Jugend, oder der Erwachſenen, in Kirchen, Schulen und Univerſitäten widmen, wovon die meiſten gewiß vom Bürgerſtande ſind.

lehrter iſt, muß einen eben ſo angebauten Verſtand, und einen größern Vorrath von Kenntniſſen haben, als der feinſte Weltmann: und auch an Geſchmack kann es demjenigen nie ganz fehlen, welcher wahre Einſichten beſitzet. — In der That werden auch dieſe beyden Claſſen der Bürgerlichen, wenn auch die Geſetze, zwiſchen ihnen und gemeinen Bürgern, keinen Unterſchied des Standes annehmen, doch durch Gewohnheit und Herkommen ihnen vorgezogen. Die Franzoſen, welche, da ſie noch ruhig waren, und monarchiſch regiert wurden, alle Sachen, welche die äußern Sitten und das geſellſchaftliche Leben betreffen, mehr als wir aufs Reine gebracht hatten, (obgleich oft mehr durch willkührliche Beſtimmungen, als durch vernünftige Gründe) zogen, wie man mir geſagt hat, eine Gränzlinie bey den Banquiers. Indeß dieſe in die gute Geſellſchaft aufgenommen werden konnten, blieben Waarenhändler (Marchands) gänzlich davon ausgeſchloſſen. Was ihre Gelehrten betrifft, ſo beſtimmte bloß ihr Ruhm, ihr Witz und ihre Artigkeit, welchem Stande ſie gleichgeſchätzt werden, und mit welchem ſie leben ſollten. — Bey uns Deutſchen iſt die Scheidewand, welche zwiſchen Adligen und Unadligen die Geburt ſetzt, die einzige feſte, aber auch eine unvertilgbare Unterſcheidung: alles übrige iſt unbeſtimmt, und vermiſcht. Indeſſen hat doch auch hier der Adel den Vorzug eines, durch ausgebreitete Handlungsgeſchäfte, oder durch Nachdenken und Wiſſenſchaft, gebildeten Bürgers, vor einem Krämer und Handwerker, anerkennen müſſen.

Nichts deſto weniger bleibt das verächtliche Beywort, bürgerlich, auch an den Sitten dieſer höhern Bürgerclaſſen haften, beſonders wenn, wie es in Rochefaucaults Maxime geſchieht, Hofſitten, als das höchſte Ideal der Feinheit und des Geſchmackvollen im äußern Betragen, denſelben entgegengeſetzt werden.

Sollte dann nun wirklich etwas in der Natur dieſer Stände, in ihrer Erziehung, ihrer Lage im gemeinen Weſen, oder in ihren Beſchäftigungen ſeyn, welches nothwendig ihre Manieren verſchieden, — und insbeſondre die des Bürgers geſchmackloſer machte, wenn dieſer auch eben den Zutritt zu allen den Hülfsmitteln hätte, wodurch ſich der Sohn einer großen Familie verfeinert?

Ganz vorzüglich ſeltſam ſcheint es, daß, da doch der Gelehrte den jungen Weltmann gemeiniglich zu erziehn bekömmt; da Kenntniſſe und Künſte faſt immer von Gelehrten, die bürgerlich waren, erfunden und zuerſt cultivirt, und dann erſt von den Großen und ihren Kindern gelernt werden ſind; da alles, was an einem Hofmanne, und um ihn, glänzt, gemeiniglich von Bürgern angegeben, verfertigt, oder ihm beygebracht und gelehrt worden iſt: — der Lehrling doch ſo weit über ſeine Meiſter ſeyn, und der Adlige, deſſen Erziehung vollendet iſt, mit Würde und Beyfall in Geſellſchaften ſoll auftreten können, worin ſein Erzieher eine ſchlechte Figur macht.

Ich gehöre auch zu dem Bürgerſtande, und habe alſo mein eignes Intereſſe und meine Gerechtſame bey dieſer Unterſuchung mit im Spiele. Vielleicht bin ich auch, ohne daß ich es weiß, von Vorurtheilen meines Standes eingenommen, und unfähig, unparteyiſch über einen andern zu urtheilen. Ich ſehe überdieß ein, daß ich, indem ich dieſe Betrachtungen dem Publicum mittheile, in Gefahr bin, entweder von den Adligen für ſtolz gehalten zu werden, wenn ich die Vorzüge der Claſſe, aus welcher ich herſtamme, ins Licht ſetze, oder von meines Gleichen für eitel und begierig nach dem Umgange mit den Großen, wenn ich die Sitten der großen Welt lobe. Demohnerachtet, weil alles, was die Verſchiedenheit der Stände, und den Einfluß ihres Unterſchiedes auf Sitten und Lebensgenuß betrifft, mir wichtig ſcheint, indem dadurch zugleich die Kenntniß der menſchlichen Natur befördert wird;

und weil ich mir wenigſtens des Vorſatzes bewußt bin, ganz unparteyiſch bey dieſer Unterſuchung zu Werke zu gehn, meiner perſönlichen Lage in der bürgerlichen Welt, und meiner Wünſche ganz zu vergeſſen, und nur meinen Beobachtungen zu folgen: ſo will ich jener Schwierigkeiten nicht achten, und über die Materie, von der in Rochefaucaults Maxime die Rede iſt, meine Meinung ohne Zurückhaltung ſagen.

Das iſt ein Factum, daß die größte Feinheit der Sitten, die vollkommenſte Politur des geſellſchaftlichen Umgangs, der wahrhaft gute Ton nicht in den Handelsſtädten, nicht in den Univerſitäten und Muſenſitzen, ſondern in den Hauptſtädten und Reſidenzen geſucht wird. Ein junger Mann von Stande, der durch den Umgang ſeine Erziehung vollenden, ſelbſt die meiſten Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens genießen, und ſich zugleich das annehmlichſte Aeußre erwerben will, wird in Holland, nicht nach Amſterdam, ſondern nach dem Haag gehn. Er wird London vor Oxfort, Berlin vor Hamburg, und Paris vor Lion wählen. Wo der größte Zuſammenfluß der Großen des Landes iſt: da wird er auch die Geſellſchaften vom beſten Tone erwarten: — und er wird ſich, im Ganzen, nicht betrogen finden.

Ferner, an jedem dieſer Orte, iſt der, welcher in der Geſellſchaft des erſten Ranges lebt, wenn er mit denen, die ihren Umgangskreis in niedrigern Claſſen haben, gleiche natürliche Vorzüge des Körpers und des Geiſtes beſitzt, dieſen in Sitten und Anſtand, und der Kunſt zu gefallen, ſelbſt in den Augen der niedrigern Claſſen, gewiß überlegen.

Warum iſt beſonders der Hof — diejenige Geſellſchaft der Menſchen, welche den Beherrſcher des Landes umgiebt, — zu allen Zeiten, und in allen Ländern, für die Schule der Artigkeit gehalten worden? Und, in der That, wer kann den wahren Hofmann, wenn er zugleich Verſtand und Charakter hat, anders als liebenswürdig finden, — ſo abgeſchmackt auch der nachgeäffte und verfehlte Hofton iſt?

Iſt dieß bloß Folge des Vorurtheils der Menſchen für alles, was Macht beſitzt, was herrſcht, oder was den Mächtigen und Herrſchern nahe kömmt? Scheinen uns nur deßwegen die Sitten der Vornehmern ſchön, weil wir ihre Perſonen mit Ehrerbiethung anzuſehen gewohnt ſind? Oder iſt in ihrer Lage etwas, welches ihnen wirklich eine größere Leichtigkeit und mehr Hülfsmittel giebt, ihre Sitten zu verfeinern? Bildet ſich unter ihnen wirklich ein feinerer Geſchmack in Sachen des Wohlſtandes aus; gelangen ſie durch Urſachen, die ihnen allein eigen ſind, zu einer höhern Vollkommenheit im äußern Betragen, welche die andern Stände, wenn ſie ſie gewahr werden, billigen, und ihrer eignen Art zu ſeyn und zu handeln vorziehn müſſen! Oder würden dieſe jeder Gewohnheit und Sitte ihren Beyfall geben, die ſie von Höhern angenommen ſehen?

Es giebt unter dem Bürgerſtande unparteyiſche Männer, die weder ſklaviſch gnug denken, um alles, was nach bürgerlichen Verhältniſſen über ihnen iſt, auch an innern Eigenſchaften vortreflicher zu finden, — noch ſo eitel ſind, daß ſie, ohne zu billigen, nachahmen ſollten, was den Höhern eigen iſt. Wenn von dieſen Männern einer, auf Wegen welche ſeinem Stande offen ſtehen, durch Studium und Nachdenken, durch Leſung guter Bücher, durch einen zwar eingeſchränkten Umgang, aber mit vernünftigen Leuten, und durch beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Fehler ſelbſt, die er in ſeinen Geſellſchaften wahrgenommen hat, zu einer feinern Ausbildung ſeiner Sitten, oder doch zu einem richtigern Geſchmack über das, was feine Sitten heißt, gelangt iſt: ſo wird dieſer gemeiniglich der erſte ſeyn, welcher zugeſteht, daß der Mann aus der großen Welt, der mit ihm gleiche innere Vollkommenheit beſitzt, im Umgange einen Vorzug vor ihm habe. Er wird, glaube ich, anerkennen, daß, in der ſogenannten guten Geſellſchaft, oder in der, welche ſich an die Großen des Landes anſchließt, mehr Perſonen, als unter noch ſo gut erzogenen Handelsleuten und Gelehrten, zu finden ſind, die ohne Affectation gefällig, ohne Weitſchweifigkeit in ihrem Vortrage deutlich, und ohne Künſteley beredt zu ſeyn wiſſen, — mehr Perſonen, die mit ihrem Tone und mit ihrem Anſtande abzuwechſeln, und ihn den Perſonen und Umſtänden, unter welchen ſie ſich befinden, anzupaſſen verſtehn, die, nie verlegen, und nie unbeſcheiden dreiſt, aufmerkſam auf andrer Wünſche, und doch unbekümmert und ſorglos, — bemüht zu gefallen, und doch unbefangen und natürlich ſind.

Beſonders dieſes letztre, das natürliche Weſen, die Abweſenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit ein Geſpräch anzufangen, die anſcheinende Gelaſſenheit und Ruhe, auch bey der ſorgfältigſten Achtſamkeit auf ſeine Worte, Geberden und Handlungen, die mit Reſpect verbundne Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts vergiebt, der vertrauliche Ton mit ſeines Gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anſtandes tritt, das Talent, mitten im Geräuſche, unter Fremden, und unter Fürſten, in einem eben ſo behaglichen Zuſtande zu ſeyn, oder doch zu ſcheinen, als wenn man allein, oder unter ſeinen vertrauteſten Freunden wäre: alle dieſe Vorzüge finden ſich, auch bey Hofleuten von ſonſt mittelmäßigem Verdienſte, häufig, bey Gelehrten, Künſtlern und Handelsmännern, ſelbſt bey denen von großen Einſichten, und von einer glücklichen Ausbildung, nur ſelten.

In der That entdecken ſich auch, wenn man die Lage beyder Claſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft genauer unterſucht, ſehr begreifliche Urſachen, warum jene Vorzüge, die ſich auf den Umgang beziehn, der höhern Claſſe eigen ſeyn müſſen.

Der Umgang iſt eine Kunſt, und wird, wie alle Künſte, nur durch Uebung zur Vollkommenheit gebracht. So wie nur nach ſehr vielem Zeichnen und Mahlen, in einer Nation, große Mahler zum Vorſchein kommen; ſo wie der, welcher ein großer Tonkünſtler werden ſoll, ſehr viel muſiciren muß: ſo muß in einer Geſellſchaft von Menſchen, wo der Umgang ſehr verfeinert werden ſoll, ſehr viel Umgang ſeyn; der Menſch, welcher ein guter Geſellſchafter werden will, muß viel Zeit in Geſellſchaft zubringen.

Ja, um Fortſchritte in der Kunſt des Umgangs zu machen, iſt der vielfache und häufige Verkehr der Menſchen unter einander noch weit nothwendiger, als, zu der Vervollkommnung jeder andern Kunſt, die Menge der Arbeiten und der Arbeiter in derſelben nöthig iſt.

Bey den mechaniſchen, und bey dem größten Theile der ſchönen Künſte iſt das Material, welches bearbeitet, und das Werkzeug, mit welchem operirt wird, ein todtes Weſen: und nur der Meiſter iſt lebendig und ſelbſtthätig. Nicht beyde bilden einander wechſelsweiſe: ſondern der ausübende Lehrling bildet ſich ſelbſt, indem er die Handgriffe und Verrichtungen, die zur Hervorbringung ſeines Kunſtwerks gehören, ſo oft wiederhohlet, bis er endlich gewahr wird, wo er fehlt, oder durch dunkle Gefühle, ſeine Hand, ſein Auge, und alle dabey wirkſamen Glieder ſeines Körpers inſtinctmäßig in die gehörige Richtung bringen lernt.

Es kann daher auch durch ein einziges großes Genie, eine Gattung der Kunſt auf einmahl weiter gebracht werden, als viele handwerksmäßige Arbeiter, mit ihrem vereinigten Fleiße ſie bringen können.

Im Umgange hingegen ſind die Materie und das Werkzeug der Kunſt, von welcher die Rede iſt, lebendige, freye Weſen. Hier hat es der Menſch mit Menſchen zu thun: er ſoll auf ſie wirken, indem er ſich zugleich ihnen gleichſam darbiethet, um gewiſſe Eindrücke von ihnen zu empfangen, und ihrer Thätigkeit hinwiederum zum Gegenſtande und zum Gehülfen zu dienen. Jeder bringt hier ſeine Gerechtſame, ſeine Anſprüche, ſeine Abſichten, ſeine Leidenſchaften mit, lauter Sachen, die einander oft widerſprechen, und wenn ſie ohne Einſchränkung fortwirken, unmittelbar Streit und Beleidigung, oder Kaltſinn und Gleichgültigkeit erregen. — Es ſollen Mittel gefunden werden, wie alle dieſe mit Begierden und einer herrſchſüchtigen Thätigkeit begabte Geſchöpfe zugleich befriedigt werden können, ſo daß keines zu viel aufopfern dürfe, — jedes etwas bekomme und mittheile, genieße und zum Genuſſe der andern beytrage, — und ſo alle bey einander vergnügter ſind, als ſie einſam ſeyn würden. — Um dieſe Auskunftsmittel zu entdecken, müſſen die Colliſionsfälle, wo man ihrer bedarf, vorgekommen ſeyn. Um die Unbequemlichkeiten zu vermeiden, welche ſtreitende Verhältniſſe erregen, müſſen die Verbindungen ſelbſt vielfach ſeyn, und oſt wiederkommen, in welchen die verſchiedenen Arten dieſes Streits bemerkt werden. Nur die Erfahrung kann uns hier leiten. Die moraliſchen Beziehungen ſind ſo zahlreich, ſo veränderlich, und zum Theil ſo fein, daß ſie ſich nicht durch die Reflexion vorausſehn, oder nach allgemeinen Grundſätzen unter Regeln bringen laſſen. Man muß wirklich in denjenigen Verhältniſſen geweſen ſeyn, welche man richtig beurtheilen, und bey denen man ſich ſchicklich betragen lernen ſoll. Und damit nun die geſamte Aufführung des Menſchen zu dieſer Richtigkeit und Schicklichkeit gelange, iſt es nöthig daß er ſolcher Erfahrungen ſehr viele mache, d. h. viel in Geſellſchaft lebe.

Leute, ſagt das Sprichwort, machen Leute. Das heißt erſtlich ſo viel: ein junger Menſch kann zu einem artigen Manne nicht gebildet werden, als wenn er unter artigen Leuten lebt. Aber es iſt noch in einem andern Sinne wahr. Die Artigkeit, in jeder Nation, in jedem Stande, iſt immer in Verhältniſſe mit dem häufigen oder ſeltenen Umgange, welchen die Menſchen dieſes Standes, dieſer Nation mit einander haben.

Nun gehört aber zum Genuſſe des Umganges Muße; und Muße ſetzt Befreyung von Nahrungsſorgen voraus. Alſo kann häufiger Umgang nur unter den Wohlhabenden einer Nation ſeyn. Die größte Wohlhabenheit aber findet ſich immer in der höchſten Claſſe: wenigſtens findet ſich dort die größte Muße.

Noch ein Umſtand kömmt hinzu, das geſellige Leben auf die wohlhabenden Claſſen einzuſchränken. Da der Menſch früher ſinnlich als vernünftig iſt, und immer in gewiſſem Grade ein ſinnliches Weſen bleibt, ſo will er auch zum Umgange mit ſeines Gleichen, zum Ausdrucke der Ideen, zum geſellſchaftlichen Vergnügen, inſofern es geiſtig iſt, durch das ſinnliche gereizt ſeyn. Wenn er gern und viel mit andern zuſammenkommen ſoll, ſo muß er auch in beſſer ausgezierten und heller erleuchteten Zimmern mit ihnen zuſammenkommen. Er will, bey der geſelligen Tafel, durch einen ausgeſuchteren Schmuck ſeiner ſelbſt und ſeiner Gäſte, etwas für ſein Auge, durch ausgeſuchtere Speiſen und Weine, etwas für ſeinen Gaumen haben.

Man wird nicht leicht bey ganz frugalen Mahlzeiten, und ohne alle Zurüſtungen, Leute oft zuſammenkommen ſehn, ausgenommen ſolche, die gelehrte, oder die vertrauliche Geſpräche mit einander zu führen wiſſen, — die entweder durch wahre Freundſchaft, oder durch die Liebe gemeinſchaftlicher Wiſſenſchaften mit einander verbunden werden. Aber die Anzahl von Perſonen, bey welchen ein Umgang dieſer Art ſtatt findet, iſt zu klein, als daß ſie eine Welt für ſich ausmachen könnten: auch erneuert ſich das Bedürfniß, deſſen Befriedigung ſie in ihren Zuſammenkünften ſuchen, nicht ſo oft. Hingegen mit einem gewiſſen Genuſſe verfeinerter Sinnlichkeit, mit einem immer ſich erneuernden Schauſpiele zur Ergötzung des Auges verbunden, kann die Geſellſchaft ſehr viele, ſonſt ungleichartige, Menſchen vereinigen und vergnügen, — kann jedem unter ihnen lange angenehm bleiben, auch wenn die Geiſtesunterhaltung nur mittelmäßig iſt. *)

---

*) Man ſollte glauben, daß auch Leute von geringem Vermögen, wenn ſie nur Neigung zur Geſelligkeit beſäßen, Verabredungen unter ſich treffen könnten, wonach ſie, Familienweiſe, eben ſo oft, als die Reichen, zuſammenkämen, und aller Vortheile eines fortdauernden Umgangs ſo wie dieſe, genößen. Sie müßten nur mit einander nicht eſſen und trinken, oder wenigſtens nicht viel beſſer eſſen und trinken wollen, als jeder von ihnen es zu Hauſe zu thun gewohnt iſt. Das Geſpräch und die eigentlich geſellſchaftlichen Unterhaltungen erfordern keinen großen Aufwand: und ſobald nur alle einig wären, keinen weitern machen zu wollen, ſo würde niemand über die zu kärgliche Bewirthung ſeiner Gäſte beſchämt ſeyn, und alle würden doch des weſentlichen Guten, das im Umgange liegt, genießen können. — Aber der Erfahrung

Man mag dieſen Hang der Menſchen immerhin als ein Hinderniß der Geſelligkeit, und als eine Verkennung des wahren Zwecks derſelben tadeln: man muß demohngeachtet geſtehn, daß eben dieſe äußern Zierrathen, dieſe Vorbereitungen, dieſer in

---

zeigt, daß dieß höchſt ſelten geſchieht: — vornehmlich, wenn beide Geſchlechter an dem Umgange, wovon die Rede iſt, Theil nehmen ſollen. Es ſey, daß durch das eine Vergnügen der Trieb zum andern mehr rege wird, und daß alſo die Sinnlichkeit etwas mehr zu ihrer Befriedigung verlangt, wenn das Herz durch Geſellſchaft zur Freude geſtimmt iſt; — oder es ſey, daß die Gegenwart andrer Menſchen, beſonders eines andern Geſchlechts, die ſchlafende Eitelkeit weckt, und jeder an das Ausſchmücken und Verſchönern das ſeinige ſogleich zu denken anfängt, als er Gelegenheit hat, geſehn zu werden: genug, es iſt ſo, daß, wenn gewöhnliche Menſchen viel und gern mit einander umgehn ſollen, ſie ſchimmern und ſcheinen, oder gut eſſen und trinken müſſen. Je beſſer die Küche und der Keller bey jemanden verſehn, je prachtvoller ſeine Zimmer ausgeziert ſind, je mehr er andern köſtliches vorſetzen oder ſchönes zeigen kann: deſto mehr Luſt haben andre zu ihm zu kommen, deſto mehr Luſt hat er ſelbſt Leute bey ſich zu ſehn.

Ja es iſt nicht gnug, wenn man in einem Hauſe gern zu Gaſte ſeyn ſoll, daß die Bewirthung gut ſey: ſie muß auch leicht ſeyn; man muß ſehn, daß ſie dem Wirthe keine Mühe, keine Aengſtlichkeit koſtet. Dazu gehört aber am nothwendigſten Vermögen. — Wenn genaue den Anordnungen der geſellſchaftlichen Geräthſchaften, Werkzeuge und Zuſammenkunftsplätze wetteifernde Luxus, ſelbſt etwas dazu beyträgt, einen gewiſſen Anſtand unter den ſich daſelbſt verſammelnden Geſellſchaftern zu verbreiten, ihre übeln Launen und ihre ungeſelligen Leidenſchaften zurückzuhalten, und ihnen eine größere Begierde, zu gefallen, einzuflößen.

Um dieſer Urſachen willen kann alſo nur diejenige Claſſe einer Nation, in welcher die größte Anzahl reicher, und nicht allzu beſchäftigter Leute befindlich iſt, und an gemeinſchaftlichen Wohnplätzen zuſammenlebt, durch Umgang ſich ſehr verfeinern.

Dieſe Erfahrungen beſtätigen ſich auch bey den übrigen Bürgerklaſſen, nicht bey der höchſten allein. Diejenige von ihnen findet man an jedem Orte, zu jeder Zeit, am artigſten, die am meiſten unter ſich zuſammenhält, deren Familien mit einander am häufigſten umgehn.

Sparſamkeit mit modiſcher Eleganz verbunden werden ſoll, dann ſind Sorgen unvermeidlich: und mühſame Vorkehrungen können ſchwerlich verborgen bleiben. — Der Herr oder die Frau von Hauſe müßten dann Meiſter in der Kunſt zu bewirthen ſeyn. Aber Meiſter giebt es in jeder Kunſt wenige.

So bekömmt, zum Beyſpiele, der reiche Kaufmannsſtand, in anſehnlichen Handlungsörtern, nach dem Adel in Reſidenzen, die meiſte äußre Politur. Die Wiſſenſchaften können in dieſer Abſicht dem gelehrten Stande, an Oertern, wo er der allein herrſchende iſt, das nicht erſetzen, was ihm der Mangel eines ausgebreiteten Umganges entzieht. Ausgebreiteter Umgang iſt aber dort den Gelehrten weniger möglich, theils wegen der Natur ihrer Beſchäftigungen, welche einen weit größern Theil ihrer Zeit, als der große Handelsmann auf ſeine Geſchäfte wenden darf, fordern, und während dieſer Zeit ſie zur Einſamkeit nöthigen, theils wegen ihrer geringern Anzahl, und ihrer eingeſchränkteren Einkünfte.

Auch der Kaufmannsſtand genießt des Vortheils, von dem ich redete, nur da, wo er zahlreich, wo er wohlhabend und an Wohlhabenheit ziemlich gleich iſt. Ich muß noch hinzuſetzen, daß er auch durch die Mannigfaltigkeit der Handlungszweige, in die er ſich getheilt hat, von der ihm ſonſt ſo eignen Rivalität befreyet ſeyn muß. — Da, wo eine und dieſelbe Art des Verkehrs alle beſchäftigt, da werden ſie durch ihr ſtreitendes Intereſſe, und durch die gegenſeitige Beſorgniß, einander in der Vertraulichkeit des Umgangs, zu viel von ihren Angelegenheiten zu entdecken, von einander entfernt. Ueberdieß bringt die große Gleichheit ihrer Beſchäftigungen, auch eine gewiſſe Gleichförmigkeit in ihrem Geiſte, und in ihren Sitten hervor. Dadurch werden ſie weniger geſchickt, ſich wechſelſeitig abzuſchleifen. Denn nur die Verſchiedenheit der Menſchen macht, daß, durch den Umgang, einer gleichſam der Erzieher des andern wird.

Jeder bringt nähmlich alsdann gewiſſe eigne Vorurtheile und Thorheiten mit, die der andre, weil er ſie nicht mit ihm gemein hat, leichter gewahr wird, und denen er alſo entgegenarbeitet. Jeder hat gewiſſe rauhe Ecken, aber jeder hat andre. Dieſe fügen ſich nicht ſo in einander, daß ſie alle ſtehn bleiben könnten. Entweder müſſen ſich alſo ſämmtliche Glieder der Geſellſchaft ein wenig in einander ſchicken, ſich bilden und abſchleifen: oder ſie müſſen ſich trennen. Dafür hat auch, bey größrer Mannigfaltigkeit der mit einander lebenden Menſchen, jeder gewiſſe eigne Vorzüge, die von den übrigen nachgeahmt werden können: und ſo wird, durch das Zuſammenſeyn, jeder gebeſſert.

Jedes Band, welches, im Bürgerſtande, eine beträchtliche Anzahl Familien näher zuſammenknüpft, und daher ſie zum Umgange mit einander einladet, trägt auch dazu bey ſie zu verfeinern. Dieß iſt vielleicht der Grund, warum in mehrern Deutſchen

Handelsſtädten, ſich die franzöſiſchen Coloniſten, vor den einheimiſchen Kaufleuten, an Artigkeit und Weltton auszeichnen. Nationalliebe, Sprache und Stolz verband jene Familien lange Zeit genauer, als es die deutſchen Kaufmannsfamilien derſelben Oerter waren. Abgerechnet alſo, was die natürliche Anlage dieſer Nation zur Geſelligkeit ihr vor uns vorausgiebt, hat auch dieſer häufigere, vertrautere, und doch, wo zahlreiche Colonien, wie in Berlin und Leipzig, ſind, ausgebreitete Umgang, deſſen die Glieder derſelben genießen, jene Anlage begünſtigt, und ſie nach und nach auf Einrichtungen, Sitten und Moden gebracht, die der Annehmlichkeit des geſelligen Lebens zuträglicher ſind, als die, welche in Deutſchen Kaufmannshäuſern herrſchen.

Dieſe Vortheile nun, die in den gedachten Bürgerclaſſen, dem geſelligen Umgange zu Statten kommen, finden ſich in der Claſſe des Adels, in den Hauptſtädten der Europäiſchen Reiche, vereiniget: und dieſem ſind noch einige Vortheile ausſchließend eigen, welche dem Bürgerſtande gänzlich fehlen.

Erſtlich, nirgends iſt die Geſellſchaft zahlreicher, mannigfaltiger zuſammengeſetzt, abwechſelnder; — nirgends iſt der Umgang häufiger und weniger unterbrochen. Die große Welt und die Höfe ſcheinen nichts anders, als Schauplätze geſellſchaftlicher Ergötzungen zu ſeyn, und die Perſonen, welche an beyden figuriren, ſcheinen nichts anders zu thun zu haben, als Tag vor Tag Auftritte dieſes Schauſpiels aufzuführen.

Nirgends vereinigen ſich die geſitteten Stände, und die vorzüglichſten Perſonen aus jedem, ſo ſehr, als gerade in eben dieſen Hauptſtädten und in den obern Claſſen der Geſellſchaft. Wenigſtens iſt es gewiß, daß hier der Gelehrte, der Künſtler, der angeſehene und unterrichtete Kaufmann weniger von einander und von den Großen entfernt ſind, als in den Provincialſtädten.

Eben weil die Großen ſich immer einander ſehen, und von der Einförmigkeit ihrer Geſellſchaften und Vergnügungen ermüdet werden, dabey aber an beſtändigen Umgang, als an ein unentbehrliches Bedürfniß, gewöhnt ſind, ſuchen ſie die angeſehenen Leute andrer Stände auf. Jedes Talent, jede Tugend, die zugleich vergnügt und annehmlich iſt, die außerdem ſich durch ein anſtändiges Aeußere empfiehlt, wird von ihnen begieriger aufgeſucht, als von den mittlern Cirkeln der bürgerlichen Reichen, die gemeiniglich nur ihres Gleichen zu ihren Feſten zulaſſen, oder, wenn ſie ihre Geſellſchaften erweitern wollen, lieber höher hinanſteigen, als ſich zu denen herablaſſen, die an Range oder Vermögen unter ihnen ſind.

Eben ſo iſt außer der großen Welt, d. h. der Geſellſchaft des erſten Adels in den Hauptſtädten, keine andre Geſellſchaft, in welcher Perſonen aus ſo vielerley Nationen zuſammenkämen und ſo oft durch neue Ankömmlinge erſetzt würden. In den Reſidenzſtädten macht ſchon das diplomatiſche Corpus, das aus den Geſandten und Geſchäftsträgern der auswärtigen Mächte beſteht, einen beträchtlichen Theil der Geſellſchaft aus, und der in die übrige viel Einfluß hat. Dieſe Perſonen, welche die Kenntniß ſo vieler Länder, und, nach einer gegründeten Vermuthung, die beſte Erziehung und die feinſten Sitten, die in jedem zu finden ſind, mitbringen, formiren nothwendig eine gute Schule für das Anſtändige in der Geſellſchaft. Unter den vornehmen Reiſenden, welche das Anſehn einer Regierung, die Pracht des Hofes, die Sehenswürdigkeiten der Reſidenzſtadt, oder ſelbſt der Ruf von den Vergnügungen ihrer Geſellſchaften herbeyzieht, und die bloß ihres Nahmens und ihrer Geburt wegen, in allen Cirkeln der großen Welt, ſobald ſie ſich melden, Zutritt finden, kommen von Zeit zu Zeit unfehlbar einige vor, die neuen Stoff zur Bereicherung des geſellſchaftlichen Schatzes der Unterhaltung, neue Modelle zur

Verfeinerung der geſelligen Gewohnheiten und Talente liefern.

Daß der Umgang mit Fremden, die einen Ort als Reiſende beſuchen, die Geſellſchaften deſſelben, aufgeklärter und geſitteter zu machen diene; davon kann ebenfalls der Kaufmannsſtand einen Beweis abgeben. Er theilt, beſonders in Städten, die an der See oder an den großen Heerſtraßen von Europa liegen, den gedachten Vortheil mit dem Adel der Reſidenzſtädte, und erhebt dadurch hier in der That ſeinen geſellſchaftlichen Ton, über das gewöhnliche Maß ſeines Standes. Aber doch nimmt an dieſem Vortheile nicht ſowohl der ganze Stand, und deſſen Geſellſchaften, als nur eine kleine Anzahl von Individuen Theil. Es ſind immer nur einige wenige Kaufmannshäuſer, die entweder durch ihre Geſchäfte, oder durch ihre Gaſtfreyheit, oder durch ihre ſchon zuvor erlangte Verfeinerung, und den Ruf derſelben, die Fremden an ſich ziehen, da hingegen der adlige Fremde in allen guten Häuſern ſeines Ranges zu finden iſt, und in kurzem mit dem geſammten Adel in Verbindung kömmt.

So wie die Geſellſchaft der oberſten Claſſe, in ihren vornehmſten Zuſammenkunftsörtern, zahlreicher iſt, als die jeder andern; ſo wie ſie von einem größern Raume der Erde die Menſchen in ſich vereiniget, und alſo eine mannigfaltigere Miſchung von Charakteren und Sitten in ſich ſchließt: ſo erneuert ſie ſich auch öfter, durch den Wechſel ihrer Glieder; und, indem ſie im Ganzen, an Umfang und Verfaſſung, dieſelbe zu bleiben ſcheint, ſtellt ſie doch in kurzen Zeiträumen, dem Beobachter ganz neue Beſtandtheile dar.

Dieſer Wechſel iſt ſelbſt ſchon eine Folge der Größe der Geſellſchaft. Dieſe macht es unvermeidlich, daß durch Tod, Veränderung des Wohnortes, durch Verſetzung in andre Aemter, und durch alle die Urſachen, welche den Wechſel im Menſchengeſchlecht überhaupt veranlaſſen, eine beträchtliche Anzahl ihrer Glieder jährlich abgeht und durch neue erſetzt wird. Ueberdieß aber iſt an den Höfen der Fürſten und in den Mittelpuncten großer Reiche ein eignes Principium von Bewegung und Veränderlichkeit, eine anziehende und zurückſtoßende Kraft, welche bald neue Gäſte und Coloniſten herbeylockt, bald die alten Einwohner entfernt. Die Regierungsgeſchäfte, die von den Provinzialobrigkeiten abzulegende Rechenſchaft oder einzuhohlende Befehle, die vor den oberſten Tribunälen des Landes ſchwebenden Proceſſe, die bey den Landesherrn unmittelbar anzubringenden Geſuche, führen immer andre und andre Menſchen aus den Provinzen des Reichs, — die politiſchen Angelegenheiten führen ſie aus andern Höfen, — die Begierde der Menſchen ihr Glück zu machen, und die Hülfsmittel, welche beſonders Gelehrte und Künſtler zu ihrer Ausbildung dort finden, führen dieſe aus allen Ländern, und führen immer wieder neue Menſchen herbey. Endlich bringt der Hang zum Vergnügen ſelbſt, der unter den müßigen Großen ſo vorzüglich herrſcht, die Veränderlichkeit hervor; und veranlaßt ſie zu mehr Wanderungen, als andre Stände ſich erlauben oder möglich finden. So erſcheinen alſo immer andre und andre Acteurs auf dem Schauplatze der Höfe und der ſich an ſie anſchließenden Geſellſchaften des erſten Ranges. — Dieſe ihnen zuſtrömenden neuen Mitglieder ſind nicht zahlreich genug, um den guten Ton, wenn er ſich einmahl in jenen feſtgeſetzt hat, durch die Einmiſchung fremder und ſchlechterer Sitten zu verunſtalten: indem der alte bleibende Stamm, nicht nur den größern, ſondern auch den angeſehenern Theil des Ganzen ausmacht, den die neuen Ankömmlinge zu reſpectiren genöthigt ſind, und nach deſſen Muſter ſie ſich zu bilden wetteifern. Aber ſie dienen dazu, durch den Glanz, welchen alles neue hat, und durch die Aufmerkſamkeit, welche Fremde erregen, ſo lange man ſie erſt kennen zu lernen ſucht, mehr Leben und Unterhaltung in die Geſellſchaft zu bringen; ſie dienen dazu, derjenigen Schläfrigkeit, dem Kaltſinne und der langen Weile zu wehren, die ſich unter Menſchen, welche ſich täglich ſehen, ſo leicht einſchleichen, und die entweder die Luſt, mit einander in Geſellſchaft zu ſeyn, bey ihnen ſchwächen, oder ſie wenigſtens nachläßiger in der Bemühung machen, einander gefallen zu wollen.

Der Mangel dieſer beſtändigen Auffriſchungen der Geſellſchſchaft, dieſes Ab- und Zufluſſes der Mitglieder, iſt Urſache, warum in Provinzialſtädten, und beſonders unter dem Bürgerſtande, die Entwürfe und Vorſchläge zu einer beſtändigen und ausgebreiteten Geſelligkeit ſo ſelten zu Stande kommen. Eine Geſellſchaft, die nicht ſehr zahlreich iſt, und unverändert dieſelbe bleibt, muß, wenn ſie ſich täglich mit Vergnügen ſehen ſoll, aus ſehr unterhaltenden, ſehr angenehmen, das heißt, aus geiſtreichen und unterrichteten Perſonen beſtehn, die noch dazu einen geſelligen Charakter haben. Iſt dieß nicht; ſind es nur gewöhnliche Menſchen: ſo werden ſie, je mehr ſie Verabredungen machen häufig zuſammenzukommen, deſto geſchwinder gewahr werden, daß ſie ſich ausgeredet, und an einander alles genoſſen haben, was zu genießen war; daher ſie dann anfangen ſich mit wenigerer Begierde einander aufzuſuchen, und endlich das Vergnügen, welches ſie bey ihren Clubs, Aſſembleen, oder Theegeſellſchaften finden, des Aufwandes und der Anſtalten, welche es koſtet, nicht mehr werth finden.

Die Größe alſo, die Miſchung und das Abwechſelnde der Geſellſchaft in der ſogenannten großen Welt, macht ihr einen ununterbrochenen Umgang möglich, der bey den übrigen Claſſen der geſitteten Bürger ſchwer zu errichten, und nie lange zu erhalten iſt. Mit der Zeit aber und der Aufmerkſamkeit, welche die Menſchen auf eine Sache wenden, ſteht die Vollkommenheit, zu der ſie es in derſelben bringen, gemeiniglich im Verhältniſſe.

In der That wird in dieſer Sphäre, von welcher ich rede, der Umgang, der nur eine Erhohlung des Lebens ſeyn ſollte, zu einem Geſchäfte deſſelben. Beſonders in derjenigen Zeit des Jahres, welche, weil die Natur uns verläßt, der Geſelligkeit vorzüglich gewidmet iſt, dem Winter, ſind am Hofe und unter den Großen, alle Tage ohne Ausnahme mit geſellſchaftlichen Zuſammenkünften beſetzt. Während deſſelben hört man die Adeligen der Hauptſtädte, welche den Hof, oder die Geſellſchaften der großen Welt beſuchen, faſt von gar nichts anderm reden, als, in welchen Häuſern ſie die vergangnen Tage geweſen ſind, und in welche ſie für die nächſten eingeladen worden; — was ſie in jenem für

Zeitvertreibe gehabt, und was für welche ſie in dieſen wahrſcheinlich zu erwarten haben. Ihr Gemüth, ihre ganze Thätigkeit wird mit der Sorge ausgefüllt, die Geſellſchaften, welche ſie bey ſich bewirthen wollen, anzuordnen, oder ſich zu denen, worinn ſie außer ihrem Hauſe erſcheinen ſollen, vorzubereiten. Und wenn ſie ja Zwiſchenräume der Ruhe ſuchen, ſo iſt es, um in einem kleinern Kreiſe ihrer vertrautern Freunde, ihre Bemerkungen über die Menſchen und Vorfälle mitzutheilen, welche ſie in dem größern geſehen haben.

Dieſes wird ohne Zweifel zum Exceſſe. So ſehr auch der Umgang die feinere Ausbildung des Menſchen befördern mag: ſo kann er doch in Abſicht der wahren Veredlung ſeines Geiſtes, die Stelle des Studiums und des ernſthaften Nachdenkens nicht erſetzen. Selbſt die Menſchenkenntniß, die man als die Frucht deſſelben anſieht, wird durch ihn nicht allein erlangt. Menſchen *ſehn*, heißt nicht ſo viel als Menſchen *beobachten*: und über das Lächerliche im äußern Betragen andrer urtheilen, heißt nicht, die menſchliche Natur erforſchen.

Noch weniger enthält der Umgang alle oder die vornehmſten Pflichten des menſchlichen Lebens. Wer demſelben ſeine ganze Zeit widmet, kann, als Glied der bürgerlichen oder häuslichen Geſellſchaft, ſeinen Nebenmenſchen nicht ſehr nützlich ſeyn. Und wer dieß thut, da er doch wichtige Pflichten mit ſeinen Würden über ſich genommen hat, welches bey ſo vielen der Fall iſt, die in den Zerſtreuungen der großen Welt leben, iſt in Gefahr ſich eines wirklichen Verbrechens ſchuldig zu machen.

Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß eben dieſe allgemeine, beſtändige, und ſo ernſthafte Beſchäftigung einer großen Anzahl von Menſchen, mit der Bewirthung oder mit der Beſuchung von Geſellſchaften, natürlicher Weiſe veranlaſſen muß, daß jeder darauf ſinnt, wie er das Vergnügen des Umgangs erhöhen, und wie er es von den Unannehmlichkeiten, welche demſelben ankleben, befreyen könne. Aus dieſen vereinigten Bemühungen können leicht glückliche Erfindungen entſpringen; oder auch die bloß mechaniſche, aber immerwährende Uebung, bringt nach und nach Gewohnheiten herbey, welche der Erreichung des Endzweckes günſtig ſind.

Die erſte und nothwendigſte, für den geſellſchaftlichen Umgang iſt, daß man die Etiquette einſchränkt, das Ceremoniell einfacher, die Höflichkeitsbezeugungen kürzer, den ganzen Ton leichter, ungezwungner und natürlicher macht.

In einer kleinen Geſellſchaft, und worin immer dieſelben Menſchen zuſammenkommen, wird man durch gewiſſe Geſetze einer überflüßigen Höflichkeit, durch lange Complimente, — durch das Nöthigen bey den Mahlzeiten, wenig beſchwert. Alles das iſt doch bald zu Ende, wenn der Perſonen nur wenige ſind, gegen die man dieſe Regeln zu beobachten hat, — und es bleibt zu dem Weſentlichen der Unterhaltung, dem Geſpräche, noch Raum übrig. Aber da wo eine Menge von Menſchen mit einander in Geſellſchaft ſeyn will, da iſt es gar nicht möglich, bey dieſer weitſchweifigen Höflichkeit zu beharren, oder man müßte darüber, den Umgang ſelbſt, den Genuß alles deſſen, was der Zweck der Geſellſchaft iſt, gänzlich aufgeben. Die Nothwendigkeit bringt die Menſchen dahin, ihre Grüße abzukürzen, wenn ſie Hunderte und Tauſende von Menſchen zu begrüßen haben. Die Formalitäten in den Geſellſchaften müſſen vermindert werden, wo viele Geſchäfte ſind: die Formen der Höflichkeit müſſen einfacher werden, wo man gegen ſehr viele Menſchen höflich ſeyn will

Eine andre Folge dieſer zahlreichern Verſammlungen, und der Vermiſchung mehr ungleichartiger Menſchen in ihnen, iſt, daß jeder ſeine Eigenheiten, die ihm perſönlich zugehören, die ihm von ſeinem Lande, Volke, oder Familien angeerbt worden, oder ihm von ſeiner erſten Erziehung ankleben, eher ablegt oder mildert. — Dieſes Eigenthümliche der Charaktere und Sitten, welches von Zeit- und Ortverhältniſſen herkömmt, und welches man zu oft mit der Originalität des Genies verwechſelt, iſt immer etwas fehlerhaftes oder hängt mit Fehlern zuſammen. Es verliert ſich aber, wenn man ſich unter vielen, und immer unter andern und andern Menſchen befindet, und macht endlich dem Gemeinſchaftlichen der menſchlichen Natur Platz, welches allen gefällt, und welches zugleich für jeden Einzelnen die wahre Vollkommenheit iſt. Diejenigen Sitten, Gewohnheiten und Formen, in welchen ſich Menſchen von verſchiednen Nationen und Anlagen vereinigen, werden immer die vernünftigſten und den Endzwecken des geſelligen Umgangs am angemeſſenſten ſeyn.

So wie das Ideal der Schönheit nur dadurch gebildet werden kann, wenn man aus mehrern in der Natur vorhandenen ſchönen Körpern die ſchönſten Theile zuſammenſetzt: ſo wird das Ideal guter Sitten und feinen Anſtandes nur gefunden, wenn man von den Gewohnheiten, die in den verſchiedenen Ständen, Nationen oder Lebensarten, zufälliger oder nothwendiger Weiſe entſtanden ſind, die allgemein ſchicklichen ausſucht, und dieſelben verbindet.

Die Vorurtheile ſind einander entgegengeſetzt, die Wahrheit iſt immer dieſelbe. Wenn viele Menſchen ihre Gedanken gegen einander umtauſchen: ſo werden ſie durch jene immer in Streit gerathen, und nur durch dieſe zuſammentreffen. Halten ſie nun mit dieſer gegenſeitigen Mittheilung ihrer Ideen an: ſo ſchlägt entweder, die Mißhelligkeit der Meinungen, zu einer völligen Trennung der Gemüther aus; oder die einſeitigen Betrachtungsarten, welche jeder aus ſeinem Standorte mitbrachte, reiben ſich, nach und nach, gegen einander auf. Und die Ideen nun, welche in ihrer aller Köpfen, als Vereinigungspuncte übrig bleiben, können, mit gutem Fuge, für Wahrheit angenommen werden.

Auf gleiche Weiſe ſind, in dem Betragen der Menſchen, unzählige Arten von Gewohnheiten, welche fehlerhaft, thöricht und unſchicklich ſind: und viele derſelben ſind einander widerſprechend. Diejenigen Regeln und Sitten aber, die in der menſchlichen Natur, in der Vernunft, in den allgemeinen Verhältniſſen des geſelligen Lebens, in dem Endzwecke jeder Verrichtung, ihren Grund haben, ſind einfach und übereinſtimmend. Wo Menſchen zuſammenkommen, werden ſie einander immer durch die erſtern anſtößig, und gefallen ſich gegenſeitig nur vermöge der letztern. Jede Thorheit ſcheint dem, welcher die entgegengeſetzte hat, höchſt lächerlich oder häßlich: — in einem weit höhern Grade, als dem Vernünftigen, der gleichſam in der Mitte ſteht, und von den beyden Extremen weniger entfernt iſt, als ſie es unter ſich ſind. Man laſſe alſo Menſchen in Menge zuſammenkommen, welche vernünftige und thörichte Gewohnheiten mitbringen, und man laſſe ſie lange und oft mit einander umgehn: ſo wird jeder an ſeinem Theil, genöthiget werden, das abzulegen, wodurch er ſich von andern ſo merklich unterſchied, um nur beyzubehalten, worinn er ihnen ähnlich war, oder zu deſſen Nachahmung er die übrigen bewegen kann, — welches letztre ſelbſt ſchon ein Beweis ſeyn würde, daß es das beſſre iſt. Die zuletzt ſich ergebenden Sitten einer ſolchen Geſellſchaft werden alſo am reinſten und richtigſten enthalten, was der gemeinſamen Natur der Menſchen am gemäßeſten, oder in der Beſchaffenheit und der Abſicht der geſellſchaftlichen Verrichtungen am augenſcheinlichſten gegründet iſt: und gerade auf dieſen beyden Grundſäulen beruhet der wahre gute Anſtand.

Wohlhabenheit und Muße, habe ich oben geſagt, müſſe ſich bey derjenigen Claſſe der Bürger in einer Nation vereinigen, die ſich durch Umgang ſehr verfeinern ſoll, weil nur unter dieſen beyden Bedingungen ein ausgebreiteter und vielfacher Umgang möglich iſt; und beydes finde ſich nirgends mehr, als in der höchſten Claſſe. Ich muß hierüber noch einige Anmerkungen hinzufügen, um Mißverſtändniſſe zu verhindern und meine Gedanken in ihr volles Licht zu ſtellen.

Ohne Zweifel kann in gewiſſen Handelsſtädten ein größerer Geldreichthum bey einer Anzahl kaufmänniſcher Familien aufgehäuft ſeyn, als ſich in irgend einer Reſidenz, bey einer gleichen Anzahl der erſten Adligen findet. Aber nichts deſto weniger wird, unter den großen Nationen, der Reichthum, welcher ſich in den Händen des geſammten Adels befindet, denjenigen überwiegen, welcher von jeder andern einzelnen Claſſe beſeſſen wird. Der Beweis davon iſt, daß Grund und Boden und deſſen Producte, die erſte Baſis, und die Quelle alles Eigenthums der Einwohner eines Landes ausmachen, — und daß, von dieſem Grund und Boden, faſt allenthalben der größere Theil dem Adel zugehört. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß es keine andre Claſſe giebt, in welcher eine gleich große Anzahl von wohlhabenden Leuten, — auf einer gleichen Oberfläche des Landes verbreitet, und doch ſo genau mit einander verbunden ſind. Die reiche Kaufmannſchaft einer Stadt macht immer ein unbeträchtliches Corpus gegen den reichen Adel eines großen Königreichs aus. Wenn daher ſich in Reſidenzſtädten der vermögendſte Theil dieſes, im Ganzen ſchon begüterten, Adels verſammelt, um dort zu glänzen oder ſich zu vergnügen; wenn ein andrer Theil durch die oberſten Staatsämter, welche er bekleidet. — Aemter, die doch zugleich immer die am reichſten beſoldeten ſind, — dort zu wohnen genöthigt wird: ſo läßt ſich an keinem andern Orte, und in keinem andern Kreiſe der Einwohner eines Landes, eine ſo beträchtliche Anzahl von Menſchen erwarten, die für Umgang und Geſelligkeit gleichen Aufwand machen könnten.

Wenn es aber auch noch ſtreitig wäre, bey welchem dieſer verſchiednen Stände die Wohlhabenheit, das Hülfsmittel der Geſelligkeit, am größten ſey: ſo iſt es in Abſicht der Muße, welche die unentbehrliche Bedingung zu derſelben iſt, entſchieden, daß ſie der Adel im höhern Grade beſitzt. Die Reichen andrer Stände haben entweder mehr Geſchäfte, weil ſie das Gewerbe, dem ſie ihre Reichthümer verdanken, noch fortreiben; oder ſie ſind wenigſtens zum Arbeiten mehr gewöhnt, und in der Gewohnheit des Arbeitens erzogen. Die, welche ihr Vermögen ſelbſt erworben haben, ſetzen gemeiniglich die Lebensart fort, welche ſie angenommen hatten, da ſie noch keines beſaßen; — und durch dieſe wird ihnen einſame Arbeitſamkeit zum Vergnügen, wenigſtens iſt die Geſellſchaft für ſie kein dringendes Bedürfniß. Die Kaufmannsſöhne, welche große Reichthümer ererbt haben, ſind zwar gemeiniglich leidenſchaftliche Freunde des Vergnügens und der Geſellſchaft: aber ſehr oft, wenn ſie die Geſchäfte vernachläßigen oder aufgeben, richten ſie ſich entweder zu Grunde, oder gehen zu der Claſſe des Adels über.

Der begüterte Adlige, wenn er nicht im Dienſte des Staats begriffen iſt, hat höchſtens nur mit der Bewirthſchaftung ſeiner Landgüter zu thun. Dieſe läßt ihn wenigſtens die Hälfte des Jahres arbeitslos. Den Winter hindurch kann auch der ſein Land ſelbſt anbauende Gutsherr faſt ſeine ganze Zeit auf Erhohlungen wenden: und wenn er von gebildetem Geiſte iſt, ſo ſucht er die geſelligen. Diejenigen Adligen, welche in öffentlichen Aemtern ſtehn, können zwar zuweilen durch ihre Arbeitſamkeit von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden. Aber gerade die oberſten Stellen, die Direction der Geſchäfte, die Aufſicht über die verſchiedenen Departements, welche dieſem Stande ausſchließend, oder doch vorzüglich zugehören, geben weit weniger zu thun, oder erfüllen doch weniger Zeit mit Arbeiten, als das Detail der Ausführung, welches den aus dem Bürgerſtande genommenen Subalternen anvertrauet iſt. Und welche außerordentliche Muße genießt nicht der Militärſtand, der einen ſo großen Theil des Adels in ſich ſchließt, und ſelbſt wieder einen ſo beträchtlichen Theil der Geſellſchaft an den Höfen und in der großen Welt ausmacht?

Ein andrer Umſtand vereiniget ſich hiermit: daß, wenn es auch, an dem Hofe eines Fürſten, oder in ſeiner Hauptſtadt, nicht mehr reiche Adlige giebt, als eben daſelbſt, oder in einer Handelsſtadt deſſelben Landes, reiche Kaufleute ſind, doch, zur Erreichung der geſelligen Endzwecke, der Reichthum einzelner Großen dem ganzen Stande des Adels mehr zu Statten kömmt, als der Reichthum einzelner Handelsleute dem übrigen Kaufmannsſtande.

Zu einer großen und ausgebreiteten Geſelligkeit gehören nothwendig Perſonen, welche, nach dem gewöhnlichen, aus dem Franzöſiſchen entlehnten, Ausdrucke, ein Haus machen; d. h. welche ihre Häuſer zu Vereinigungspuncten der übrigen Geſellſchaft eröffnen; welche täglich bey ſich eine Menge Menſchen verſammeln und bewirthen, und die auf ſolche Weiſe, durch ihre Gaſtfreyheit, alle zum Umgange mit einander tauglich geachteten Leute, einander wirklich näher bringen. Dieſes zu thun, ſehen die, welche die erſten Staatswürden bekleiden, ſo wie überhaupt die reichſten und vornehmſten Perſonen unter dem Adel, als eine Art von Pflicht, oder als ein Vorrecht ihres Ranges an. Für die erſten iſt eine ſolche mit Pracht ausgeübte Gaſtfreyheit ein Mittel, ſich die Gunſt des vornehmen Publicums zu erwerben, deren ſie, es ſey nun ſich in ihrem Poſten zu erhalten, es ſey, um ihm mit beſſerm Erfolge vorzuſtehn, nicht entbehren zu können glauben: die andern hoffen dadurch einem bloßen Titel Würde zu geben; oder ſelbſt ein von allen Titeln unabhängiges Anſehn zu erlangen.

In dieſen Häuſern nun finden alle übrigen Perſonen von Adel, — reich oder nicht reich, mit oder ohne Titel, — wenn ſie nur einen bekannten, und einen, nach den gemeinen Begriffen der Ehre, unbefleckten Nahmen haben, Zutritt: und wenn ſie nur wohlhabend genug ſind, um in ſchicklicher Kleidung zu erſcheinen, und den Aufwand, welchen das Spiel und die eingeführten Zeitvertreibe erfordern, zu machen: ſo finden ſie hier immer geſellſchaftliche Vergnügungen, an denen ſie Theil nehmen können. Der wenig begüterte, oder der durch keine Würden ausgezeichnete Edelmann, genießt alſo alle die Vortheile mit, welche den erſten Familien ſeines **Korps** durch ihre großen Reichthümer, oder durch ihre einträglichen Aemter gewährt werden.

Der reiche **Kaufmann** iſt weder daran gewöhnt, noch glaubt er ſich dazu verpflichtet, ſein Haus allen unbeſcholtnen Perſonen ſeines Standes zu eröffnen, oder den größern Theil davon an ſeine Tafel zu ziehn. Wenn er in Umgang mit ſeines Gleichen tritt: ſo iſt es gemeiniglich mit eben ſo reichen, als er iſt, welche ihm die Gaſtmähler wiedergeben können, zu welchen er ſie einladet, oder mit ſolchen, die ihm in ſeinen Geſchäften Dienſte leiſten. Dadurch wird der Kreis von Geſellſchaften, in welchem er ſich ſelbſt umher bewegt, und auf welchen er Einfluß hat, viel enger. Sehr viele und ſehr artige Leute der minder reichen Kaufmannſchaft leben ganz einſam. Da ſie nicht wieder auf den Fuß Gäſte bey ſich bewirthen können, auf welchen ſie an den Tafeln jener Matadors bewirthet werden: ſo werden ſie entweder gar nicht dazu eingeladen, oder ſie entziehen ſich dieſen Einladungen vorſätzlich, weil ſie es für einen Uebelſtand, und für eine Art von Erniedrigung halten, auch im geſellſchaftlichen Umgange, von ihres Gleichen anzunehmen, was ſie ihnen nicht wieder zu geben im Stande ſind. Bey dem Adel iſt es allgemein eingeführte Sitte, daß in den großen Häuſern Viele täglich eingeladen und bewirthet werden, die niemahls daran denken, dieſe Gaſtfreyheit zu erwiedern. Der Große, welcher Geſellſchaften giebt, macht keine ſolche Forderungen an ſeine Gäſte, zufrieden, wenn ſein Haus voll, und an ſeinem Tiſche die gute Geſellſchaft verſammelt iſt; und dieſe wiſſen von jener falſchen Schaam nichts, da ſie ſich kaum einer ihnen aufgelegten Verbindlichkeit bewußt ſind. —

Schon dieſer einzige Umſtand macht, daß die Geſelligkeit, inſofern ſie vom Vermögen unterſtützt werden muß, unter dem Adel ausgebreiteter ſeyn kann, als unter dem Mittelſtande. Dort iſt die Geſellſchaft ein Sammelplatz aller derer, die ungefähr gleiche Erziehung und gleiche Sitten haben, und alſo einer gleichen Ausbildung fähig ſind: hier iſt ſie gemeiniglich nur eine Vereinigung derer, die ſich in gleichen Glücksumſtänden, oder in zufälligen Verbindungen befinden. Dort werden junge und noch wenig bedeutende Leute mit aufgenommen, und zu der Rolle, die ſie einſt werden in der Geſellſchaft zu ſpielen haben, angezogen. Hier kommen faſt nur Leute zuſammen, deren Glück ſchon gemacht und deren Ton ſchon beſtimmt iſt, ſo daß keiner ſehr als

Lehrer und Muſter von den andern anerkannt wird.

Ich habe bisher den Umgang als eine Kunſt betrachtet, die, da ſie nur durch Uebung zur Vollkommenheit gebracht werden kann, in derjenigen Claſſe ſich am vollkommenſten erwarten läßt, in welcher der häufigſte Umgang vorhanden iſt, und welche ihn am meiſten, als wichtigen Gegenſtand, behandelt. Dieſe Claſſe iſt ganz unſtreitig der Adel, und beſonders derjenige Theil deſſelben, der ſich um den Landesherrn verſammelt, und, mit deſſen Familie zuſammengenommen, den Hof ausmacht. Nirgends findet ſich die zur Cultivirung des geſelligen Lebens nöthige Muße, Wohlhabenheit und Erziehung bey einer ſo großen Anzahl vereinigter Menſchen: nirgends findet der Trieb zur Geſelligkeit ſo viele Beförderungsmittel, und ſo wenige Hinderniſſe. Gute Geſellſchafter zu ſeyn iſt das vornehmſte Beſtreben aller jungen Leute von Stande, und die Geſellſchaften zu beſuchen ein wichtiges Geſchäft der Erwachſenen.

In allen Ländern und zu allen Zeiten mußte alſo, unter den Erſten des Staats und im Gefolge des Regenten, der Umgang zuerſt verfeinert werden, weil man ſich dort mit ihm am ernſthafteſten und mit der meiſten Emſigkeit beſchäftigte.

Doch es giebt, außer den bisher angeführten, noch andre, dieſem Stande eigenthümliche, Verhältniſſe, welche machen, daß ſeine Geſellſchaften ſich den Nahmen der guten ausſchließend zueignen, und gewiſſermaßen auch verdienen. Betrachtungen über die Natur des Anſtandes überhaupt werden, dieſe Urſachen zu entwickeln, vorausgeſchickt werden müſſen.

Der angenehmſte und der vollkommenſte Umgang iſt unter Menſchen, die einen gewiſſen Grad von vertraulicher Zuneigung mit gegenſeitiger Hochachtung verbinden. Jene macht die Gemüther frey, und die Mittheilung der Gedanken leicht: dieſe beugt allen Beleidigungen, ſo wie den Ausbrüchen von Launen und Leidenſchaften, vor. Da nun die Artigkeit, wenn dieß Wort für das Franzöſiſche politeſſe gebraucht wird, in demjenigen Aeußern beſteht, welches die der Geſelligkeit günſtigſten Eigenſchaften des Gemüths aufs vollkommenſte ausdrückt: ſo wird, auch in den Sitten, der beſte und edelſte Anſtand die Zeichen jener beyden Grundzüge des geſelligen Charakters, die Zeichen von **Vertraulichkeit** und die von **Achtung**, enthalten müſſen. — Perſonen, welche angenehm mit einander leben ſollen, müſſen ſich als Freunde behandeln, wenn ſie es auch nicht im eigentlichen Verſtande wären. Es muß ein Ton unter ihnen herrſchen, wie er unter alten Bekannten zu ſeyn pflegt. Sie müſſen weder Zwang noch Zurückhaltung gegen einander zeigen. — Aber auf der andern Seite muß dieſe Zwangloſigkeit nicht in Herrſchſucht oder Vernachläßigung ausarten. Jeder muß ſeine Rechte behaupten, aber auch der andern ihre anerkennen. Jeder muß, wenigſtens für die Zeit der Geſellſchaft, diejenigen, mit welchen er umgeht, auf den Fuß der Gleichheit behandeln. Furchtſam gegen andre ſeyn, demüthig nachgeben, ſich vor ihnen zurückziehn oder verſchließen, macht den Menſchen entweder ſeinen Geſellſchaftern verächtlich, oder unfähig zum Vergnügen derſelben beyzutragen. Denn jede ſolche freywillige Erniedrigung, eine jede Art von Zwang, die man ſich anthut, wirkt auf die Seele, wie der Krampf auf die Glieder des Körpers; ſie lähmt ihre Fähigkeiten, macht den Witzigen geiſtlos, und giebt dem Verſtändigſten das Anſehn von Einfalt. — Aber eben ſo wenig darf der Mann, welcher gefallen will, vorlaut, anmaßend und zudringlich ſeyn. Weder ſeinen höhern Stand, noch ſelbſt ſeine höhern Fähigkeiten muß er ſeine Geſellſchafter fühlen laſſen.

Er muß diejenigen, welche er, nach der zutraulichen und geprängeloſen Art, auf die er mit ihnen umgeht, zu lieben ſcheint, zugleich zu reſpectiren ſcheinen, indem er alles vermeidet, was ſie beleidigen, oder ihnen mißfallen könnte.

Dieſe Theorie des guten Anſtandes finden wir auch durch die Erfahrung beſtätigt. Wenn wir uns in der Welt umſehen, welches diejenigen Geſellſchaften ſind, in welchen, nach dem Urtheile der Kenner, der wahrhaft gute geſellſchaftliche Ton herrſcht: ſo werden wir finden, daß es diejenigen ſind, wo, von allen Seiten, die vollkommenſte Freymüthigkeit mit der genaueſten Aufmerkſamkeit verbunden iſt, einem jeden die Achtung, auf die er Anſpruch machen kann, zu erweiſen. Auch wenn einzelne Perſonen mit einander verglichen werden, unterſcheidet ſich der Mann von Welt vornehmlich dadurch, daß er unter Fremden ſogleich den Ton eines alten Bekannten anzunehmen weiß, ohne doch der vollkommenſten Höflichkeit irgend etwas zu vergeben; er unterſcheidet ſich durch eine gewiſſe mit Beſcheidenheit gepaarte Würde, und durch ein ungezwungnes, zutrauliches Weſen, das ihn doch nicht verhindert, immer in ſeinen Schranken zu bleiben, und den andern in ſeinen Schranken zu halten. —

Daß nun dieſer Ton unter den Geſellſchaften des erſten Ranges, an Höfen, und in den Hauptſtädten der Europäiſchen Reiche, eher, als unter irgend einer andern Claſſe von Menſchen, entſtehen konnte: dazu ſind in der Lage dieſer Claſſen, und ſelbſt ihren Vorurtheilen, einige begreifliche Urſachen vorhanden.

Die Scheidewand, welche die Geſetze und die Gewohnheiten zwiſchen dem Adelſtande und dem unadligen gemacht haben, iſt unter den Abſonderungen, die ſich jetzt unter den Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft finden, die größte und weſentlichſte. Sie iſt es deßwegen, weil ſie einen lebenslänglichen und erblichen Unterſchied hervorbringt, und weil ſie nie überſprungen werden kann. Der Unterſchied, welchen die verſchiedenen Aemter des gemeinen Weſens, unter denjenigen machen, welche deren höhere oder niedrigere bekleiden, iſt bey weitem nicht ſo beträchtlich. Denn es kann ein Menſch von einem geringern Poſten zu einem wichtigern emporſteigen. Der jüngſte Candidat iſt der nähmliche Stoff, aus welchem man den erſten Rath eines Collegiums bildet. Aber der Menſch von gemeiner Herkunft kann nie, in eigentlichem Verſtande, ein Mann von guter Geburt werden: und ſelbſt der Fürſt, welcher ihm den Titel des Adels beylegt, kann nicht machen, daß ſeine Familie, von jeher, oder doch von lange her, angeſehen geweſen ſey, worinn das Weſen des Adels beſteht. — Wenn die erſten Aemter des Staats, oder diejenigen in den Tribunälen und Regierungscollegien, mit welchen die Direction derſelben verbunden iſt, einen größern Abſtand von den ſubalternen Stellen bekommen: ſo geſchieht es eben dadurch, daß mit dem Vorzuge der Amtswürden ſich der Vorzug der Geburt vereinigt, das heißt, daß jene Aemter nur Adligen ertheilt werden. Die verſchiedenen Stufen des Ranges, in welche der Adel ſelbſt abgetheilt iſt, unterſcheiden ſich, (wenn die regierenden Fürſten davon ausgenommen werden,) weit weniger unter ſich, als ſich der Adlige vom Bürger unterſcheidet. Denn jene können ſich doch alle mit einander verheyrathen, ohne daß der Höhere oder ſeine Nachkommenſchaft ihre Rechte verliert, wenigſtens ſind ſie gewohnt alle mit einander umzugehn, ohne daß der vom höhern Range ſich dadurch erniedrigt glaubt. Die Heyrath eines Adligen mit einer Bürgerlichen hingegen iſt eine Mißheyrath; — und der Umgang des Adligen mit den Bürgerlichen wird noch von vielen für eine Herablaſſung gehalten. Selbſt dem Fürſten, eine ſo große Erhabenheit ihm auch die höchſte Gewalt zu geben ſcheint, iſt doch der Adlige, da er täglich mit ihm umgeht, näher, als dieſem der Bürgerliche, der von den Geſellſchaften des Adels ausgeſchloſſen iſt.

Unter den Adligen herrſcht alſo in der That eine gewiſſe Gleichheit, es exiſtirt unter ihnen ein Band der Freundſchaft, wodurch das erſte Erforderniß einer guten Lebensart, der Ton zwangloſer Vertraulichkeit, befördert wird. Dieſes Band beſteht eben in der gemeinſchaftlichen Abſonderung von dem größern Haufen ihrer Mitbürger, und in der Schätzung der Vorrechte, die ſie vor dieſem voraus, und unter einander gemein haben. Im menſchlichen Herzen iſt die Liebe mit der Abneigung, und das Principium der Vereinigung mit dem der Trennung, auf eine ſo ſonderbare Weiſe gepaart: daß, um den Gliedern einer Geſellſchaft eine größre Anhänglichkeit an einander zu geben, es nöthig iſt, daß ſie gegen eine andre Geſellſchaft Partey machen. Iſt jene erſtre Geſellſchaft noch überdieß klein und überſehbar, indeß die andre, von der ſie ſich abſondert, oder der ſie ſich entgegenſetzt, groß und zu einer genauen Bekanntſchaft der Glieder unter einander zu zahlreich iſt: ſo wird die erſtre noch genauer unter ſich verbunden werden; es ſey, weil ſich die geſelligen Neigungen in ihr mehr concentriren und dadurch verſtärkt werden, oder weil die Furcht vor Eingriffen von Seiten der zahlreichern Partey dadurch vermehrt wird. So ſind die Mitglieder der kleinern Secten, die in der Kirche entſtanden, beſonders ſo lange ſie ihrer Partey eine vorzügliche Reinigkeit des Glaubens oder des Wandels zuſchrieben, und die allgemeine Kirche für verderbt hielten, immer von einer wärmern Freundſchaft gegen einander beſeelt geweſen, als das Geſetz der Bruderliebe, ohne Hülfe des Parteygeiſtes, unter den Chriſten überhaupt, je hat hervorbringen können. Und faſt immer hat die Innigkeit jener Freundſchaft in dem Maaße zu- oder abgenommen, als die Verachtung, welche ſie gegen die übrigen Chriſten außer ihrer Partey hegten, oder die Abneigung, welche ſie von denſelben entfernte, größer oder geringer wurde.

Eine ähnliche Partey nun macht der Adel im Staate aus. Er hat nicht nur Vorzüge, die er über die übrigen zahlreichern Mitbürger zu behaupten, ſondern er hat auch Rechte, welche er gegen ſie zu vertheidigen hat. Er hat die Eingriffe derſelben zu fürchten, und ſucht ſich durch allerhand Gehege, die er um ſich herum zieht, dafür ſicher zu ſtellen.

Diejenigen ſeiner Mitglieder, deren Geſinnungen bloß durch ihre äußern Verhältniſſe beſtimmt werden, kommen in einer gemeinſchaftlichen Geringſchätzung des Bürgerlichen, und in einem gemeinſchaftlichen Unwillen gegen die Anmaßungen der Niedern überein. Ueber dieſem größern Intereſſe, das ihnen gemein iſt, vergeſſen ſie das kleinere, welches ſie entzweyen könnte. Sie werden, durch die Gleichheit ihrer bürgerlichen Lage, nicht nur einander in ihrer Denkungsart ähnlicher, ſondern ſie werden auch, eben wegen ihrer ausſchließenden Vorrechte, einander gegenſeitig zum Genuſſe des Lebens, nothwendiger.

In der That, wie könnte wohl der Stolz, der in dieſe Vorrechte einen ſo großen Werth ſetzt, anders einen Gebrauch von denſelben machen, oder welchen Genuß könnte er aus ihnen ziehen, als indem er die, welche daran Theil haben, mit einander vereiniget, und eine Geſellſchaft unter ihnen erſt ſtiftet, damit die Ausſchließung der übrigen merklich werde. Der einzelne Vornehme, ſo ſehr er ſich über Andre erhoben glauben mag, iſt, iſolirt, immer ein ſchwaches Geſchöpf und fühlt ſich als ein ſolches. Erſt, wenn er ſich mit ſeines Gleichen zuſammengeſellt, ſieht er ſeine Anſprüche hinlänglich unterſtützt, um dieſelben geltend zu machen. Erſt dann findet ſich das angenehme Selbſtgefühl der Ueberlegenheit über den großen Haufen ein, wenn er ſich ſelbſt unter dem kleinern begünſtigten Häuflein befindet, das jenem erſtern den Zutritt verſagt (*).

Zu dieſem erſten Grunde einer leichtern, oder einer größern Vertraulichkeit unter Adligen treten andre hinzu. Einer davon iſt die, vor allem perſönlichen Umgange, vorhergehende Bekanntſchaft, welche ſie mit einander haben.

Adlige Familien ſind, was der lateiniſche Nahme *nobiles* ſehr richtig ausdrückt, die von Alters her bekanntern Familien. Ein durch mehrere Generationen, vielleicht durch mehrere Jahrhunderte fortdauerndes bürgerliches Anſehn eines Geſchlechts muß nothwendig den Nahmen deſſelben bekannter, und die übrigen Menſchen neugieriger machen, ſeine Sprößlinge kennen zu lernen. — Bey denen, die einen gleichen Rang haben, wird dieſe Neugierde, eben um des nähern An-

---

(*) Daher erfahren es Bürgerliche ſo oft, daß Adlige, welche allein, oder in kleiner Geſellſchaft, ſie mit der Miene der Freundſchaft empfangen, in großer Geſellſchaft fremd gegen ſie thun.

Antheils willen, den ſie an den Umſtänden und Schickſalen von Perſonen nehmen, die mit ihnen zu einem und demſelben Corpus gehören, noch lebhafter. Es wird ein Studium für Adlige, die vornehmſten Geſchlechter ihres und der benachbarten Länder kennen zu lernen, — von ihrer Abſtammung und ihren Verwandtſchaften unterrichtet zu ſeyn. Familien, von vorzüglichem Range oder Alterthum, ſind auch in der Ferne, durch Geſchichte oder durch Reiſende, bekannt; und je mehr ein Adliger in der Welt gelebt, oder in derſelben mit Anſtand aufzutreten ſich vorbereitet hat: deſto beſſer wird er vorläufig mit dem, was groß und angeſehen in den Europäiſchen Reichen iſt, bekannt ſeyn. Zu dieſer Bekanntſchaft trägt es ſehr viel bey, ſo wie es zugleich die Anläſſe zu Verbindungen vervielfältigt, daß der Adel ſich nur unter ſich verheyrathet. Ein Adliger, in deſſen Familie keine Mißheyrath vorgefallen iſt, findet ſeine ganze Verwandtſchaft wieder nur unter dem Adel, und oft erſtreckt ſie ſich, bey angeſehnen und zahlreichen Geſchlechtern, auf einen beträchtlichen Theil deſſelben. Ein Sohn aus dieſen komme in eine adlige Geſellſchaft ſeines Landes oder der umliegenden Länder, in welche er will, ſo iſt er faſt gewiß, Perſonen anzutreffen, die entweder ſelbſt, oder durch ihre Vorfahren, mit ſeiner Familie in

Verbindung geweſen ſind, — Perſonen, die ſeinen Nahmen kennen, und von den Schickſalen und der Verfaſſung ſeines Hauſes etwas gehört haben, ſo wie hinwiederum ſolche, deren Herkommen, Umſtände, Verdienſte oder Reichthümer ihm bekannt, und wegen gewiſſer Familienverhältniſſe wichtig ſind. So giebt es alſo zwiſchen den Adligen nähere Beziehungen, bloß deßwegen, weil ſie adlig ſind; Beziehungen, welche machen, daß, wenn ſie an einem Orte, in einer Geſellſchaft zuſammentreffen, ſie leichter vertraulich werden. Sie ſind ſelten einander ſo völlig fremd, daß ſie nicht Berührungspuncte zu finden wüßten, auch wenn ſie einander zum erſtenmahle ſehen. Die immer bereit liegende Gegenſtände ihres Geſprächs ſind, daß ſie ſich über gemeinſchaftliche Freunde, oder Bekannten, die ſie, oder ihre Vorfahren und Verwandten gehabt haben, befragen, und verſtändigen. Bey einiger perſönlichen Uebereinſtimmung führen dieſe entfernten Verbindungen bald zu einer genauern. Die Materien zum Geſpräch vervielfältigen ſich mit dem Fortgange der Unterredung ſelbſt, wenn nur erſt der Faden, an welchen man ſie knüpfen kann, gefunden iſt; und ein mit einander zugebrachter Abend, bringt adliche Familien von einem gewiſſen Anſehn, wenn ſie ſich auch zuvor nie perſönlich kannten, einander viel näher, als bürgerliche Familien nach langem Umgange einander kommen können.

Dieſe ſind an und für ſich einander fremd, wenn nicht Verwandtſchaft, zufällige Verbindungen der Geſchäfte, oder der Umgang ſelbſt die eine veranlaßt hat, ſich um die Umſtände, das Herkommen und die Handlungen der andern zu bekümmern. Der Nahme eines Mannes, der ſich durch den Handel bereichert, oder durch Wiſſenſchaften Ruhm erworben hat, war noch vor kurzem keinem Menſchen ſeiner Zeit bekannt: und auch in ſeinem erhöhten Stande bleibt er noch immer dem größten Theile ſeiner Mitbürger verborgen, wenn dieſe nicht von ſeinem Gewerbe ſind, oder einen gleichen Zweig der Wiſſenſchaften mit ihm anbauen. Wenigſtens verhüllt die Dunkelheit, aus der er ſich herausgearbeitet hat, noch immer ſeine Familie. Selbſt Perſonen ſeines Standes iſt deren Geſchichte und gegenwärtige Verfaſſung gleichgültig. Nichts iſt unter Bürgerlichen, als ſolchen, vorbereitet, wodurch ſie an einander angezogen würden, oder zur Eröffnung des Geſprächs und der Vertraulichkeit Hülfsmittel und Gegenſtände bekämen.

Die Unadligen haben alſo nicht eine ſo große Anzahl von Menſchen neben ſich, mit welcher ſie ſchon, vor perſönlicher Bekanntſchaft, und ohne wirklichen Umgang, in einer gewiſſen Verbindung ſtünden: und es iſt ihnen daher auch nicht ſo leicht, eine zahlreiche, und eine oft abwechſelnde Geſellſchaft zu errichten, in welcher der Ton von Vertraulichkeit herrſchend würde.

Dazu tritt noch der neue Umſtand, daß, ſo ungleich auch die Erziehung in adligen Familien ſeyn, und ſo groß der Abſtand zwiſchen einem Landjunker und einem Hoffmann angenommen werden mag: doch dieſe Verſchiedenheit nicht derjenigen beykömmt, die ſich zwiſchen Bürgern ſelbſt einer und derſelben Claſſe, zwiſchen einem Gelehrten und einem andern Gelehrten, zwiſchen Kaufmann und Kaufmann findet. Wenigſtens wird jener Unterſchied unter denjenigen Adligen nicht merklich, die in den Hauptſtädten und an Höfen einander nahe genug kommen, um in Geſellſchaft mit einander verglichen zu werden: dahingegen dieſer Unterſchied ſehr oft unter Bürgerlichen auffällt, welche mit einander alle Tage an gemeinſchaftlichen Tafeln ſchmauſen. Von jenen Sammelplätzen der großen und feinen Welt, ziehen ſich auch Adlige freywillig zurück, wenn ſie ſich bewußt ſind, daß ſie in denſelben eine ſchlechte Figur ſpielen. Hingegen wohnt, in einer und eben derſelben Stadt, der artigſte unter den Kaufleuten neben dem von den gemeinſten Sitten. Und ſie wohnen nicht nur neben einander, ſondern ſie ſind auch vielleicht, durch ihre Geſchäfte, oder ſelbſt durch Verwandtſchaft, und frühzeitige Verhältniſſe an einander dergeſtalt gebunden, daß ſie mit einander umgehen, und ſich in denſelben Geſellſchaften vereinigen müſſen. — Dieſer Contraſt der Sitten aber, der ſich unter den Gliedern bürgerlicher Geſellſchaften ſo oft findet, läßt den Ton anſtändiger Vertraulichkeit unter ihnen nicht ſo allgemein werden.

Doch der gute Anſtand verlangt nicht bloß die Abweſenheit des Zwanges, ſondern zugleich die gegenſeitige Beweiſung einer gewiſſen Achtung. Nicht bloß den Ton der Gleichheit und der Vertraulichkeit, ſondern auch den der Ehrerbiethung und der zuvorkommenden Gefälligkeiten müſſen die Glieder einer Geſellſchaft gegen einander haben, welche ſich mit Recht den Nahmen der guten ſoll beylegen können. Und auch dieſe zweyte Vollkommenheit in ihren Umgang zu bringen, haben die Menſchen aus den oberſten Claſſen, die Hofleute und der Adel gewiſſe Erleichterungen, welche dem Mitttelſtande fehlen.

Eben der Stolz, welcher ſie, weil ſie gemeinſchaftliche angeerbte Vorzüge haben, mit einander in ſcheinbarer Vertraulichkeit verbindet, auch wenn kein Grund wahrer Freundſchaft zwiſchen ihnen vorhanden iſt: eben dieſer Stolz macht auch, daß ſie einander, bey dieſer Vertraulichkeit, ehren, und jeder folglich aufmerkſam iſt, nichts zu ſagen, nichts zu thun, was die Würde des andern, die zugleich ſeine eigne iſt, herabſetzen könnte. Daher die Ausdrücke einer tiefern Demüthigung in der gewöhnlichen Complimentenſprache des Adels, bey allen den Aeußerungen einer großen Familiarität im übrigen Betragen. Die Güte iſt zur Gnade hinaufgeſtimmt: und der Gehorſam, welchen der Bürger ſeinem Freunde verſichert, wenn er ihn begrüßt, wird bey Adligen zur Unterthänigkeit. Indeß ſie ſich häufig mit dem Bruder- und Schweſternahmen belegen, und ſich einander auf dieſe Weiſe von allem läſtigen Ceremoniel der Höflichkeit losſprechen, behalten ſie doch dieſe Kennzeichen ihrer Würde und ihrer gegenſeitigen Ehrerbiethung für dieſelbe, bey. Dieſe demüthigen Ausdrücke ſind für keinen erniedrigend, weil ſie gegenſeitig gebraucht werden: ſie zeigen aber den Bürgerlichen, welche in der Geſellſchaft ſind, ſogleich, daß ſie ſich unter Perſonen eines höhern Standes befinden.

Das Vorrecht, welches ſich der Adel noch bis jetzt unter den übrigen Ständen allein vorbehalten hat, Beleidigungen der Ehre mit dem Degen zu rächen, hat viel dazu beygetragen, die Behutſamkeit nichts anſtößiges zu ſagen, und die Aufmerkſamkeit gefällig zu ſeyn, unter den Geſellſchaften ſeines Standes allgemeiner zu machen. Bey ihm geſchieht es, daß brüderlich Vertraute ſich als Feinde gegen einander bewaffnen, ſobald der eine es an der Achtung hat fehlen laſſen, die der andre als Menſch oder als Edelmann fordern zu können glaubt. Wenn dieſe Furcht vor dem Zweykampfe auch jetzt nicht mehr nöthig iſt, wohlerzogne Adlige in den Schranken der Höflichkeit zu erhalten: ſo war ſie doch gewiß eine Triebfeder, welche, da die Menſchen überhaupt noch erſt aus dem Stande der Rohheit heraustraten, die Perſonen dieſer Claſſe mehr als andre antrieb Höflichkeit zu erlernen. Noch jetzt werden junge noch ungebildete Wüſtlinge aus derſelben, durch dieſe Furcht, zuerſt von groben Unanſtändigkeiten zurückgehalten, und bekommen Zeit, wenn der Saame der feinern Sittlichkeit in ihnen liegt, auf die Vollkommenheiten der Muſter, die ihnen vor Augen ſind, aufmerkſam zu werden, um Artigkeit aus beſſern Principen zu erlernen. So haben auch die Vorurtheile beytragen müſſen, die Menſchen auf der Bahn der Cultur weiter zu bringen; und was durch die Mangelhaftigkeit der geſellſchaftlichen Einrichtungen veranlaſſet worden war, und in der Ungebundenheit der Leidenſchaften ſeinen Urſprung nahm, — die Anmaßung der vornehmern Glieder des Staats, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, — hat in ſeinen Folgen dazu beygetragen der Geſellſchaft wahre Vorzüge zu geben, und jene Leidenſchaften ſelbſt zu bändigen.

Ein andrer noch wichtigerer Umſtand, der in die Sitten des Hofes, und des vornehmſten Adels, beſonders in Hauptſtädten, dieſen Beſtandtheil achtungsvoller Aufmerkſamkeit bringt, welcher, mit der Freymüthigkeit zuſammengeſetzt, das Ganze der feinen Lebensart ausmacht, iſt, daß an der Spitze ſeiner Geſellſchaften die landesherrliche Familie und die erſten Beamten des Staates ſtehn. In den meiſten Zuſammenkünften der vornehmen Welt ſind Männer, welche wichtige Aemter bekleiden, oder Perſonen von hohem Anſehn gegenwärtig: oder jene Zuſammenkünfte werden auch in den Häuſern dieſer veranſtaltet. Ohne daß dadurch dem übrigen weniger angeſehnen Theile der Geſellſchaft Zwang auferlegt würde, wird er doch dadurch in Schranken gehalten. Eben die Perſonen, welche zum Glück andrer beyzutragen die Macht haben, und deren Mißfallen ihnen ſchaden kann, ſind hier mit dieſen andern in den Stunden des Vergnügens verſammelt. Es iſt natürlich, daß die letztern auch dann, wenn es nur auf Zeitvertreib und Ergötzung ankömmt, bemüht ſeyn werden, vortheilhafte Ideen bey den erſtern zu erwecken.

Hierin liegt eine der vornehmſten Urſachen, warum die Hofſitten die feinſten zu ſeyn pflegen. Ein Umgang mit Höhern, wenn er eine gewiſſe Vertraulichkeit zuläßt, iſt immer eine Schule der Artigkeit. Der Umgang mit ſeinem Landesherrn und denen, die ihm durch Blut und an Autorität die nächſten ſind, iſt für den Unterthan die höchſte Schule der Kunſt zu gefallen. Blödigkeit gefällt hier nicht: denn wie könnte ſich ein Fürſt unter Perſonen vergnügen, die ſich vor ihm zu fürchten ſcheinen? Dreiſtigkeit und Vernachläßigung ſeiner ſelbſt mißfällt auf der andern Seite unfehlbar: denn nie vergißt der Fürſt ganz, daß er der erſte in der Geſellſchaft iſt. Alſo jeder, welcher Verſtand hat, ſtrebt, das kunſtloſeſte, unbefangenſte Betragen, mit dem vollkommenſten Reſpect zu vereinigen, — ſo freymüthig zu ſeyn, daß er das größte Vertrauen zur Gnade des Fürſten zeige, und doch ſo auf ſeiner Hut zu ſeyn, daß er ſich nichts entwiſchen laſſe, was mißfallen könne. Der Wetteifer Vieler in ähnlichen Beſtrebungen, wenn jeder auch nur mittelmäßige Fähigkeit zu der Sache beſitzt, bringt doch einen ſchnellern Fortgang in der Kunſt hervor, welche ſie alle treiben. Wie ſollte nicht die Kunſt des angenehmen Umgangs, an Höfen, angebauet werden, wo es die größte Angelegenheit ſo vieler Menſchen iſt, gefallen zu wollen, und das vornehmſte Mittel ſein Glück zu machen, wenn man wirklich gefällt?

In den Geſellſchaften des Mittelſtandes fehlt dieſes alles. Selten ſind in ihnen Perſonen gegenwärtig, welche über die übrigen Glieder ein ſo großes Anſehn hätten, als der Fürſt oder die erſten Staatsbeamten in den Geſellſchaften des Adels haben. Oder wenn Perſonen von höherm Anſehn ſich bey denſelben einfinden, ſo haben ſie über die übrigen Glieder ein zu großes Uebergewicht, wodurch ſie dieſe von ſich entfernen und zurückſchrecken, anſtatt daß ſie ſie zu ſich erheben ſollten. Selten ſind die Perſonen, welche die erſten Stellen bekleiden, mit ihren bürgerlichen Untergebnen, auf einen hinlänglich vertrauten Fuß, um daß eine fortdauernde Geſellſchaft beyden Theilen angenehm, und der Umgang alſo für den geringern oder jüngern Theil bildend ſeyn könnte. Die Folge dieſes Mangels reſpectirter und doch nicht gefürchteter Directoren in den bürgerlichen Geſellſchaften iſt, daß die gemeiner erzognen, oder die noch jugendlich muthwilligen Glieder derſelben nicht auf gleiche Weiſe in den Schranken des Anſtandes gehalten werden. Es geht daher in ihnen, wenn ſie zahlreich, und, wie man zu ſagen pflegt, galant ſind, gemeiniglich lauter und lärmender zu, als in den adligen. Sind ſie hingegen bloß auf Familienzuſammenkünfte eingeſchränkt: ſo ſind ſie wieder nicht belebt genug. Die Unterhaltung iſt ſchläfrig, wo keiner ſtarke Bewegungsgründe hat, ſich für das Vergnügen andrer anzuſtrengen. Der, welcher das Muſter der Sitten für die übrigen hätte ſeyn können, wird eher ſeinen Ton herabſtimmen, um ſich dieſen gleich zu ſtellen, als daß er dieſe bewegen könnte, ihm nachzuahmen.

Die Gabe in Geſellſchaft zu gefallen, iſt für den Mann aus dem Mittelſtande nicht der Weg, ſein Glück zu machen: für den Hofmann iſt ſie es. Dahingegen kömmt, gewöhnlicher Weiſe, der erſtre durch Fleiß mit Wiſſenſchaft verbunden, empor, indeß der zweyte, wenn auch beyde Eigenſchaften ihn auszeichnen, doch noch hinter Rivalen, die beſſer zu gefallen wiſſen, zurückſteht. Kein Wunder alſo, daß die Geſchmeidigkeit im Umgange vom Hofmanne, und die Brauchbarkeit in nützlichen Geſchäften am meiſten vom Bürgerlichen cultivirt wird. Jeder

Stand wird in derjenigen Kunſt am vortrefflichſten, die bey ihm am beſten belohnt wird.

Zwar kömmt in allen Ständen, vom Tagelöhner bis zum Prinzen, der Mann, welcher gefällt, wenn das übrige gleich iſt, in ſeinem Gewerbe beſſer fort, und erlangt den Gewinnſt oder die Ehre, welche daſſelbe gewähren kann, leichter. Denn jeder hat doch in dem Geſchäfte, was er treibt und wodurch er ſein Glück zu machen gedenkt, immer mit Menſchen zu thun, oder muß von ihnen darinn unterſtützt werden. Ja die meiſten, ſogar der Handwerker und Künſtler, noch weit mehr aber der Arzt und der Candidat zu öffentlichen Bedienungen, müſſen erſt von andern Menſchen zu den Dienſten, die ſie durch ihre Arbeiten leiſten wollen, aufgefordert werden, ehe ſie ſich durch die treue und geſchickte Ausrichtung derſelben bekannt machen können. Wer ſich alſo ſeinen Mitbürgern, in der allgemeinen Beziehung des Umgangs, angenehm zu machen gewußt hat: den ſind ſie auch geneigter, in der beſondern Beziehung des Berufs, dem er ſich gewidmet hat, hervorzuziehn oder zu gebrauchen. Aber dieſer Einfluß des Angenehmen, das ein Menſch im Umgange für andre hat, auf das Glück, welches er in ſeinem Stande machen ſoll, zeigt ſich immer größer und ſichrer, ſo wie man unter den Ständen der Geſellſchaft emporſteigt. In dem oberſten Range, aus welchem die Verwalter des Staats, oder die unmittelbaren Stellvertreter des Regenten gemeiniglich gezogen werden, iſt dieſer Einfluß, für das Wohl des Ganzen, oft nur allzu groß.

Der Handwerker und Künſtler wird von vielen Leuten gebraucht, die ihn gar nicht kennen. Man verlangt nicht ihn, man verlangt nur das Product ſeiner Arbeit zu ſehen. Sein Ruf als Künſtler muß ſchon erworben, und ſein Ruhm groß ſeyn, ehe er ſelbſt zum Vorſchein kommen kann: und dann können allerdings ſeine perſönlichen Annehmlichkeiten dazu beytragen, ſeine Kundſchaft auszubreiten; aber ſie können ihm nicht zuerſt Kunden zuführen.

Der Kaufmann und der ſubalterne Arbeiter in den richterlichen und Regierungsgeſchäften, kann zwar ſeine Arbeit nie allein verrichten. Ihr Beruf ſelbſt bringt beyde in Geſellſchaft. Aber die Menſchen, mit welchen ſie in den Stunden der Geſchäfte zuſammenkommen, ſind nicht eben die, mit welchen ſie ſich nach der Endigung derſelben erhohlen. Den Perſonen, welche den erſten auf ſeiner Schreibſtube oder in ſeinem Kramladen, den andern in der Canzley ſehen, den Handlungsfreunden und Kunden des erſten, den Obern und höhern Collegen des letztern bleibt es oft verborgen, wie der Mann in Geſellſchaft ſey, ob er, außer ſeinem Fache, Kenntniſſe, ob er Witz und gute Laune, ob er Geſchmack und gefällige Sitten habe.

Der Großhändler und Banquier, der Rath eines Collegiums, ſelbſt der adlige Candidat iſt ſchon in einem andern Falle. Jener kömmt mit den Perſonen, welche ihm Geſchäfte zuwenden ſollen, dieſe kommen mit den Perſonen, welche ſie zu höhern Aemtern empfehlen oder befördern können, öfter in Geſellſchaft zuſammen. Hier ſehen wir daher auch ſchon nicht ſelten die angenehmen, die ſchönen, die luſtigen, die gaſtfreyen, die geſelligen Leute über die bloß geſchickten und arbeitſamen obſiegen. Eben der Weg, den der unbekannte, von Aſſembleen und Gaſtmählern entfernte bürgerliche Candidat, mit genauer Noth, durch angeſtrengte Arbeit mehrerer Jahre, und nach vielen Beweiſen vorzüglicher Kenntniſſe, bis zu einer Rathsſtelle in einem Landescollegium machen konnte, den durchläuft oft ein junger Adliger, welchen ſeine Beförderer zugleich als ihren Geſellſchafter zulaſſen, in kurzer Zeit mitten unter dem Genuſſe aller Arten von Vergnügungen, und nach ſehr zweydeutigen Beweiſen ſeiner Geſchicklichkeit. Das Vergnügen ſelbſt, welches er genoß, und zu welchem er beytrug, giebt ihm einen Anſpruch. Er ſcheint würdiger zu ſeyn, an der Seite ſeiner Obern im Collegium zu ſitzen, weil er ſo oft mit ihnen den Becher der Fröhlichkeit leerte, oder die Charten mit ihnen miſchte.

Je näher ein Menſch der erſten Quelle der Ehren und der Belohnungen im Staate, — je näher er dem Souverain kömmt: deſto mehr kann er von der Gabe zu gefallen hoffen. Keine Aemter ſind öfter, als die der erſten Miniſter und Befehlshaber, bloß durch ein angenehmes Aeußere, und ein Talent zu geringfügigen Zeitvertreiben erworben worden. Luines erſter Schritt zur Premierminiſterſchaft, und einer faſt unumſchränkten Gewalt, war, daß er dem noch kindiſchen Ludwig dem dreyzehnten Vögel fangen half, und Dohlen wie Falken für ihn abrichtete. Und ſelbſt dem ſich ſo weiſe dünkenden Jacob dem erſten, wurden die Sommerſets und Buckinghams durch nichts, als durch eine ſchöne Geſtalt, einen gewandten Körper und einen gefälligen Anſtand zu der ausgezeichneten Gunſt empfohlen, durch welche er ſie in kurzem zu den erſten Staatswürden erhob.

Zwar geſchieht dieſes nicht, wenn ein König, wie unſer großer Friedrich war, auf dem Throne ſitzt, der ohne eigentlichen Hof lebt, und, wie er ſelbſt ſeine Würde darein ſetzt, ſein großes Werk unabläßig zu treiben, auch von denen, welchen er einen Theil ſeiner Gewalt anvertrauen will, nur fordert, daß ſie zu ihrem Geſchäfte geſchickt und in demſelben emſig ſeyn ſollen. Ein ſolcher Fürſt weiß ſeine Privatneigungen, von den Bewegungsgründen, die ihn in der Wahl ſeiner Staatsdiener leiten ſollen, zu unterſcheiden. Er macht nicht gerade diejenigen zu ſeinen Rathgebern und Gehülfen in der Regierung, die er als luſtige Geſellſchafter an ſeine Tafel zieht, ſelbſt die nicht, welche er als artige und unterrichtete Weltleute ſeines vertrautern Umgangs würdigt. Und doch würde ein ſolcher Fürſt, da ſeine Zeitvertreibe ſelbſt Beſchäftigungen des Verſtandes ſind, und immer einen Bezug auf die wichtigen Gegenſtände haben, welche ſeinen Beruf ausmachen, auch dann weniger irren, wenn er die Perſonen, welche ihm den angenehmſten Umgang gewähren, für fähig hielte, ihm wichtige Dienſte zu leiſten.

Indeß, auch an dem Hofe eines Friedrichs, wird das Verdienſt eher bis zur Kenntniß des Monarchen durchdringen, wenn es durch einen guten Ruf bey den Großen und Vornehmen unterſtützt wird: und es wird dieſen guten Ruf eher erlangen, wenn die Perſon, welche es beſitzt, ſich ihnen auch in ihren Geſellſchaften angenehm zu machen gewußt hat.

Jedes Talent, welchem ein großer Preis vorgeſteckt iſt, wird mit Fleiße cultivirt. Da, wo Gelehrſamkeit allein emporbringt, da findet man auch arbeitſame und gelehrte Männer, — aber nicht immer geſellige und artige. Wo Feinheit der Sitten, Sorgfalt niemanden anſtößig zu werden, Eifer und Talent Vielen Vergnügen zu machen, wo guter Anſtand und Geſchmack zu Ehren und Reichthümern führen: da werden durch den Wetteifer derer, welche um dieſe Vorzüge ſich bewerben, dieſelben ſowohl auf einen höhern Grad gebracht, als mehreren gemein werden. Dieß kann nur in den Geſellſchaften der Vornehmſten geſchehn. Hier iſt Vergnügen mit Geſchäften, Umgang mit politiſchen Abſichten, die Bemühung ſich und andern die Zeit zu vertreiben, mit der ſein Glück zu machen, oder ſeine Pläne durchzuſetzen, mehr als irgendwo verwebt. Ein Ball, ein Gaſtmahl, eine geſellige Luſtbarkeit, iſt oft der Schauplatz von Unterhandlungen, und giebt zu den ernſthafteſten Auftritten die Veranlaſſung. Um deßwillen werden auch hier Vergnügungen, wie

Geſchäfte behandelt; mit einem Ernſte, mit einem Eifer, (*) und alſo auch mit einer Geſchicklichkeit

---

(*) Die Feſte, (die Diners, Soupers, Bälle, u. ſ. f.) folgen, an den Höfen und in der großen Welt, ſo dicht auf einander, und gehen in einer ſo unaufhörlichen Reihe fort, daß es uns andern, zur Abwechſelung zwiſchen Arbeit und Erhohlung gewöhnten, Leuten ſcheint, ſie müßten, bey dem engen Kreiſe, in welchen doch immer die menſchlichen Vergnügungen, vermöge den Einſchränkungen der menſchlichen Natur, auch unter Fürſten und Fürſtenkindern eingeſchloſſen bleiben, am Ende die tödtlichſte lange Weile machen. Das thun ſie aber nach der Erfahrung, unter dieſen nicht ſo ſehr, als eine ähnliche zerſtreute Lebensart in der Sphäre des Mittelſtandes thut. Die Urſache davon iſt, wenn ich nicht irre, daß dieſe große Welt zugleich das Theater der Politik, alſo derjenigen Geſchäfte und der Begebenheiten iſt, die man für die wichtigſten hält, die auf ganze Nationen Einfluß haben, welche wenigſtens die Neugierde der Menſchen ſehr reizen, und bey denen, welche ihnen in der Nähe zuſehen, auch manche andre Begierde erwecken. Mit den Scenen dieſes politiſchen Schauſpiels ſind die des geſelligen Vergnügens, am Hofe und in den oberſten Cirkeln, verbunden, — im bürgerlichen Stande nicht. Bald iſt es die Zuſammenkunft mehrerer regierenden Herren, welche die Hoffeſte veranlaßt: und man ſetzt voraus, daß auf denſelben zugleich Verbindungen verabredet, oder Freundſchaften geſtiftet werden, die auf das Wohl ihrer Länder Einfluß haben. Bald iſt es die Ankunft fremder Geſandten, oder ſolcher Männer, die eine Rolle in andern Staaten geſpielt haben, welche die Geſellſchaft von neuem belebt, und die Feſte vervielfältigt; oder endlich ſind es welche man anderswo nicht kennt. Müſſiggang und Reichthum, mit einander vereiniget, ſuchen nur

---

fröhliche Begebenheiten im Staate, oder in der Familie des Fürſten, welche durch Gaſtmähler und Bälle gefeyert werden.

Die bürgerlichen Gaſtmähler haben weniger Verbindung mit ernſthaften Gegenſtänden. Dadurch werden ſie, wenn ſie häufig auf einander folgen, geſchmacklos, und erſcheinen in ihrem wahren Lichte, als unbedeutend: beſonders, wenn ſie nicht durch den Geiſt und die Fröhlichkeit der Gäſte, die dabey erſcheinen, außerordentlich belebt werden. Die Diners am Hofe, haben wenigſtens den Anſchein von etwas wichtigerm. Der Fürſt belohnt den einen ſeiner Unterthanen, indem er ihn an ſeine Tafel zieht; den andern prüft er an derſelben, indem er ihn ſeiner Beobachtung näher bringt. Immer ſind es eben die Perſonen, welche in den Angelegenheiten der Staaten verflochten, und auf dieſem Theater am geſchäftigſten ſind, die auch in den Geſellſchaften der großen Welt figuriren. Man iſt in dieſem Kreiſe oft mit großen Angelegenheiten beſchäftigt, indem man nur ſein Vergnügen zu ſuchen ſcheint. Die Subalternen, welche die Sachen im Detail ausarbeiten, ſind in ihren Cabinettern: wenn die Häupter, welche ſie dirigiren, beym Schmauſe oder auf dem Balle zuſammenkommen.

Alles aber, was dem Menſchen wichtig ſcheint, thut er mit beſſerm Anſtande. Eine unnütze Sache, und die er ſelbſt dafür hält, thut er immer auf eine nachläſſige, und alſo gemeiniglich auf eine mangelhafte Weiſe. Und ſelten wird ein Reicher, der bey ſeinen prächtigen Gaſtgebungen nichts weiter zur Abſicht hat, als Gäſte zu haben, dieſelben auf eine ſo intereſſante Art bewirthen, als der, welcher ſeine Geſelligkeit höhern Zwecken unterordnet.

Wohlleben: und ſie finden es in dieſem Kreiſe. Der Ehrgeitzige ſetzt eine große Wichtigkeit darein, der Tiſchgenoſſe der Prinzen und Erſten des Staats zu ſeyn. Der wahre Geſchäftsmann ſucht Gelegenheit, Perſonen, die er als Werkzeuge brauchen will, oder welche Theilnehmer ſeiner Entwürfe ſeyn ſollen, dann, wenn ſie am wenigſten auf ihrer Hut, oder am meiſten von Eigenſinn und Leidenſchaft frey ſind, — in den Stunden der Fröhlichkeit und der Abſpannung, — zu ſprechen. Alle dieſe vereinigten Abſichten, die durch den Umgang hier befördert werden, geben ihm ein Leben, ein Intereſſe und eine Wichtigkeit, welche er ſonſt nirgends haben kann.

Aus dieſer Verſchiedenheit der Abſichten, in welchen die Geſellſchaften der großen, und die der kleinen Welt von ihren Mitgliedern beſucht werden, entſteht ein neuer Umſtand, der zu der Verfeinerung der erſtern beyträgt. Bürgerliche, welche ein entgegenſtehendes Intereſſe haben, trennen ſich von einander, und ſehen ſich ſelten. Was nöthigt ſie mit einander umzugehn, wenn ſie ſich nicht lieben? Am Hofe müſſen Perſonen täglich mit einander umgehn, die in ihren Abſichten, Entwürfen und Glücksausſichten einander in den Weg kommen. Dieß iſt alſo eine große Schule zur Beobachtung andrer, zur behutſamen Achtſamkeit auf ſeine Worte und Handlungen, — ſelbſt zur Ueberwindung ſeiner Leidenſchaften.

So wie der *moraliſch* geſellige Menſch derjenige iſt, welcher ſeine eigennützigen Triebe der Neigung zum allgemeinen Beſten unterordnet: ſo iſt der angenehmſte *Geſellſchafter* der, welcher dem Vergnügen Vieler, ſeine Eigenheiten und ſeine Launen aufzuopfern weiß. Ueberwindung gehört zum erſten; Zwang und Verſtellung kann zuweilen zum zweyten hinlänglich ſeyn: aber beydes muß erſt natürlich werden, ehe jenes Tugend und dieſes Artigkeit heißt. Die Gelegenheit ſich darin zu üben, kann dem Menſchen nur durch Colliſionen, die er zu entſcheiden, durch Schwierigkeiten, die er zu überwinden bekömmt, gegeben werden. Auf je ſchwerere Proben die Rechtſchaffenheit eines Mannes, durch Anläße, die ſich ihm zu ungerechtem Gewinne darbieten, geſetzt wird: deſto bewährter iſt ſie, wenn er darin aushält. Und je mehr er gelernt hat gegen Leute gefällig zu ſeyn, denen er, unartig zu begegnen, in Verſuchung war: deſto angenehmer wird er im Umgange mit der Welt überhaupt werden.

Man gehe in die Städte, wo der Handel das Hauptgeſchäfte ausmacht. Iſt hier, ſo wie an Höſen, das Intereſſe der Einwohner einander in dem Grade entgegengeſetzt, daß einer der Nebenbuhler des andern wird: ſo iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, ein einſames häusliches Leben die Folge. Hier ſucht man den Schwierigkeiten eines Umganges, der nicht durchaus offenherzig und freundſchaftlich ſeyn kann, dadurch auszuweichen, daß man ihm gänzlich entſagt. — Sind hingegen die Erwerbsarten mannigfaltig und von einander unabhängig: ſo ſind die Geſellſchaften der Bürger an ſolchen Orten zwar leichter zu errichten; aber ſie ſind ohne großen Reitz. Man hat ſich nichts als allgemeine Sachen mitzutheilen, woran keiner großen Antheil nimmt. Man hat ſich weniger vor einander zu fürchten, aber man hat auch weniger Gelegenheit ſich an einander abzuſchleifen.

In der adligen Geſellſchaft der Hauptſtädte, und noch mehr an den Höfen, iſt immer nur ein Intereſſe: das iſt Gunſt der Mächtigſten und Angeſehenſten, — des Fürſten, oder deſſen, welcher Ehren und Vergnügungen austheilt. Dieß verurſacht daher unaufhörliche Colliſionen. Und doch ſind die Perſonen, deren Intereſſe einander ſo entgegengeſetzt iſt, unzertrennlich. — Was muß aus einer ſolchen Lage nothwendig entſtehn? — Eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf ſich und andre;

daher Menſchenkenntniß, und Gewalt über ſich ſelbſt, — zwey Dinge, die, vereinigt, am ſicherſten zur wahren Artigkeit und zum guten geſelligen Ton führen. Freylich geht dieſe Selbſtbeherrſchung oft nicht weiter, als auf äußere Handlungen, auf Stimme, Mienen und Geberden. Um deßwillen hat man von je her den Hof für den Sitz der Verſtellung gehalten. Aber in der That iſt auch da, wo wahre innere Güte des Herzens, wo Tugend fehlt, nur glückliche Verſtellung, was den Menſchen angenehm machen kann. Artig ſeyn, heißt, ſo ausſehn, ſo reden, ſo handeln, als wenn man ein vernünftiger, guter Mann wäre, und diejenigen liebte, unter welchen man ſich befindet. Iſt man dieſes alles nicht, ſo muß man den Schein davon annehmen (*). Ja jeder Menſch, ſo gut er ſeyn, und ſo aufrichtig er andern wohlwollen mag, muß immer noch etwas

---

(*) Die Kunſt zu ſcheinen, was man iſt, iſt die Artigkeit des Mannes von wahrem Verdienſt. Die Kunſt zu ſcheinen, was man ſeyn ſollte, oder was man glaubt, ſeyn zu müſſen, iſt die Artigkeit, welche am meiſten in der Welt herrſcht: und die auf ſo mancherley Weiſe verkehrt und unrichtig ſeyn kann, als der Irrthum mannigfaltig iſt, der unter den Menſchen über das, was ſie für ihre Pflicht, oder für die Forderungen andrer halten, obwaltet.

beſſer ſcheinen als er iſt, wenn er zu allen Zeiten gefallen will. Er muß wenigſtens augenblickliche Aufwallungen übelartiger Leidenſchaften verbergen, er muß zuweilen mehr freundſchaftliche Empfindung und wohlwollende Theilnehmung ausdrücken, als er in dieſem Augenblicke bey ſich gewahr wird.

Dieß lernt derjenige am vollkommenſten, der zugleich zu ſtarken Leidenſchaften Verſuchung, und ihre Ausbrüche zu verbergen, oder ſie zu verfeinern, das größte Intereſſe hat. Beydes iſt in dem Leben der Großen. — Dadurch wird allerdings der Charakter verdorben, wofern nicht die Vernunft an der Ueberwindung der Leidenſchaften ſelbſt während der Zeit arbeitet, daß die gute Lebensart über die Aeußerungen derſelben einen Schleyer wirft. Wenn zu Haß oder Liebloſigkeit Falſchheit hinzukömmt: ſo hat das moraliſche Verderben ſeinen Gipfel erreicht. Das iſt aber nicht eine nothwendige Folge jener Lage, und des dadurch dem Menſchen aufgelegten Zwanges. So wie der Soldatenſtand zur Härte und Rauhigkeit Anlaß giebt; aber die leutſeligſten Menſchen macht, wenn ein ſanftes Naturell, oder menſchenfreundliche Grundſätze über die Verſuchungen des Standes geſiegt haben: ſo kann das Hofleben, welches gemeine Menſchen zur Falſchheit verleitet; bey Menſchen von edlerer Natur, auch Muſter wahrer Selbſtbeherrſchung hervorbringen.

Eine Sache, welche den Mann von der großen Welt, oder den, von welchem man ſagt, daß er Welt habe, vorzüglich unterſcheidet, iſt, daß er mit Königen und Fürſten ſo zwanglos und ſo natürlich, als mit ſeines Gleichen, zu reden weiß. Die Verlegenheit, im Umgange mit Höhern, iſt das Charakteriſtiſche bürgerlicher Sitten. Der Hausvater unter ſeinen Kindern, der Freund unter ſeinen Freunden, — von welchem Stande er immer ſeyn, und in welcher Schule er erzogen ſeyn mag, — wenn er nur vernünftig und ſittlich gut iſt, wird immer dem ähnlich ſeyn, was der feinſte Weltmann unter den Seinigen oder unter ſeinen Vertrauten iſt. Beyde fangen erſt dann an, ſich zu unterſcheiden, wenn ſie in einen fremden Kreis von Menſchen, unter Geſellſchaften aus andern Ständen, und beſonders aus den oberſten kommen. Alsdann wird der erſte gezwungen, furchtſam, unentſchloſſen, was er thun ſoll; der letztre bleibt frey, natürlich, ruhig, und redet und handelt wie zuvor.

Dieß nun entſteht natürlicher Weiſe ſchon daraus, wenn ein Menſch viel Umgang hat. Denn wer unter einer großen Anzahl von Menſchen, und unter Leuten von allerley Arten gelebt hat: dem können nicht leicht Fälle im Umgange vorkommen, die ihm ganz unbekannt wären. Er hat ſchon ähnliche erfahren, — hat geſehen, wie andre, mit denen man zufrieden war, ſich darin betragen haben, und weiß alſo, welche Regeln zu beobachten ſind. Er iſt überdieß dazu gewöhnt, aus ſich ſelbſt und aus ſeinen Gewohnheiten herauszugehn, und fremde Sitten, deren Eigenthümlichkeiten er ſchnell empfindet, auch mit Leichtigkeit nachzuahmen.

Aber noch weit mehr gelangt man zu dieſer gleichen Freymüthigkeit gegen alle Menſchen, wenn man von Jugend auf, oder doch lange Zeit, mit den Vornehmſten und Größten unter den Menſchen umgegangen iſt. Denn da hier die Schwierigkeiten, ſeine Rolle gut zu ſpielen, größer als irgendwo ſind, ſo erwirbt man dadurch, daß man dieſe überwunden hat, Herz und Selbſtvertrauen für jede andre Art des Umgangs. Wer ſollte uns noch in Verlegenheit ſetzen, wenn wir in deren Gegenwart ohne Zwang ſind, vor welchen die meiſten Menſchen ihre Freymüthigkeit und ihr natürliches Weſen verlieren. Der, welcher aus dem Zimmer eines Königs, (*) zufrieden mit ſich, und überzeugt nicht mißgefallen zu haben, herauskömmt, iſt gewiß dieſen Tag in jeder Geſellſchaft mit Dreiſtigkeit aufzutreten geſchickter, wenn er auch ſonſt noch ſo furchtſam wäre. Der Hofmann iſt alle Tage in dieſem Falle. Wenn er auch den Prinzen und Erſten des Reichs nicht genug gefällt, um ihr Vertrauter zu werden: ſo ſieht er ſie doch ſo oft, daß ſie ihre ſchüchtern machende Erhabenheit in ſeinen Augen verlieren müſſen. Wenn ſein Ton im Umgange mit ihnen auch nicht vertraulich wird, ſo muß er doch nach und nach unbefangen und frey werden. Und ſobald er dazu gelangt iſt, ſo kann es nicht feh-

---

(*) Dieß iſt bey Perſonen von einer geſetzten Denkungsart und feſtem Charakter nur dann wahr, wenn dieſer König, ein großer König, ein guter Kenner des Verdienſtes, und ein feiner Beobachter der Thorheiten der Menſchen iſt. Ueberhaupt wird der Ton eines Hofes, da er durch Ehrerbiethung für den Monarchen und die Begierde ihm zu gefallen, einen Theil ſeiner Vorzüge erhält, auch durch die perſönlichen Eigenſchaften und den Geſchmack deſſelben, Abänderungen leiden, erhöht oder herabgeſtimmt, freyer oder ſteifer, dem wahren Anſtande näher gebracht, oder durch prunkvolle Eitelkeit und leeres Ceremonienweſen entſtellt werden, nachdem der Fürſt mehr die Unterhaltung des Geiſtes, oder bloß Pracht und Sinnlichkeit liebt, nachdem er ſelbſt in ſeiner Natur mehr oder weniger Anlage zum guten Geſellſchafter hat.

len, daß er ſich nicht allen andern Geſellſchaften für überlegen halte. Da er glaubt, ſelbſt Muſter zu ſeyn und Regeln geben zu können: ſo kann er nie deshalb verlegen werden, wie er ſich zu betragen habe.

Die äußern Sitten und Gewohnheiten, die in den Geſellſchaften der verſchiednen Stände herrſchen, ſind ein zuſammengeſetztes von Regeln der Vernunft, und von Conventionen. Was die Vernunft gebiethet, kann durch vernünftiges Nachdenken erkannt werden; willkührliche Verabredungen muß man von denjenigen lernen, welche ſie unter ſich eingeführt haben. Die Conventionen dieſer Art bey den geringern Ständen ſtehn in keinem Anſehn: ſie zu wiſſen iſt kein Verdienſt; ſie zu übertreten iſt kein großer Fehler. Aber wer ſich dieſelben ſo zu eigen gemacht hat, daß er das Abweichende in den Gewohnheiten höherer Stände nicht bemerkt, oder nicht geſchickt nachahmen kann, wenn er ſich unter ihnen befindet: der zeichnet ſich eben dadurch als einen Menſchen ohne Welt aus. Die nicht weniger willkührlichen Verabredungen der vornehmſten Geſellſchaft hingegen, bekommen in den Augen des großen Haufens eine Wichtigkeit und eine Würde, die ſie an ſich nicht haben, durch den Rang der Perſonen, welche ſich nach denſelben richten. Der, welcher mit ihnen bekannt, und beſonders ſie mit Leichtigkeit zu beobachten geübt iſt, findet ſchon deshalb weniger Anlaß, in irgend einer andern Geſellſchaft verlegen zu werden. Denn iſt die Geſellſchaft, worin er ſich befindet, von Stande, ſo ſind ihre Sitten die ſeinigen: iſt ſie aus einer niedrigern Claſſe, ſo ſind ſeine Sitten, nach ſeiner Meinung, die beſſern, und er darf, die Conventionen, die er hier nicht kennt, ungeſtraft, ja er wird ſie vielleicht ſogar mit einigem Stolze vernachläſſigen. Der witzige, kluge Mann aus dem Bürgerſtande hingegen, findet, wenn er ſich unter ſeines Gleichen befindet, keine Nachſicht gegen die Verletzungen des Ueblichen, und wenn er zu Höhern kömmt, Verachtung und richterliche Strenge gegen alle die, welche es übertreten. Dort muß er immer aufmerkſam ſeyn, zu beobachten was er als Regel kennt: hier wird er furchtſam, daß er aus Unwiſſenheit unterlaſſen möge, was von ihm erwartet wird. Der Mann aus der wirklich großen Welt, hat ſich alſo dadurch von den Feſſeln jeder andern Etiquette losgemacht, indem er zeitig die Feſſeln derjenigen, welche in den Augen der Welt allein den Schein von Würde hat, zu tragen gewöhnt worden iſt.

Das Studium der Hofgewohnheiten iſt im Grunde weder weitläuftiger noch wichtiger als das Studium der Gebräuche, die in den bürgerlichen Geſellſchaften des kleinſten Städtchens herrſchen. Aber die Meinung der Welt von dem Werthe der dadurch zu erlangenden Geſchicklichkeiten iſt ſehr verſchieden. Sie hält die erſte für etwas großes, weil ſie die Perſonen hochachtet, in deren Geſellſchaft man ſie allein erlangen kann, und die andre für etwas unbedeutendes, weil ſie das Bild von den Sitten derjenigen Claſſe darſtellt, die von ihr geringer geſchätzt wird. Dieſe Meinung der Welt wirkt wieder auf den Menſchen, welcher jene Geſchicklichkeiten erworben hat, zurück. Die Kenntniß der vornehmen Sitten erhebt ihn in ſeinen eignen Augen; die Bekanntſchaft mit den bürgerlichen Sitten ſetzt ſeinem Werthe nichts hinzu. Und von dieſem mindern oder größern Selbſtvertrauen iſt ein freyeres oder gezwungneres Betragen die natürliche Folge, wodurch hinwiederum die Annehmlichkeit des Menſchen befördert oder gehindert wird.

Doch der Adel wird nicht bloß, durch den Vorzug, den Erſten des Staates näher zu ſeyn, —

er wird auch, durch das Bewußtſeyn ſeines eignen und unverlierbaren Ranges, zur Freymüthigkeit gewöhnt, und eben deßwegen zur Erlernung der guten Lebensart geſchickter. Daher unterſcheidet er ſich in dieſer Abſicht auch da noch von dem Bürgerſtande, wo er von der großen Welt entfernt lebt, wenn es ihm nur nicht an derjenigen Bildung des Geiſtes mangelt, welche den Grund zu allem, was gut und ſchön am Menſchen iſt, legen muß, und ohne welche Schüchternheit unvermeidlich iſt, oder Freymüthigkeit in Grobheit und Ausgelaſſenheit ausartet. — An allen Orten und Enden der Welt iſt der edle Anſtand derjenige, welcher das Bewußtſeyn einer gewiſſen Würde ausdrückt. Ein Menſch, welcher glaubt, verachtet zu ſeyn, oder fürchtet verachtet werden zu können, wird ſich ſchwerlich mit Schicklichkeit betragen. Dieſe Furcht nun wandelt den Adligen viel ſeltner an, als jeden andern. Selbſt Geiſtesfähigkeiten und erworbne Verdienſte ſchützen davor nicht ſo ſehr, als jene ererbte und unverdiente Vorzüge. Denn die erſten müſſen nicht nur überhaupt anerkannt ſeyn, wenn ſie dem Menſchen die Achtung der Welt ſichern ſollen; ſondern ſie müſſen auch den Perſonen, unter welchen er ſich jedesmahl befindet, bekannt gemacht werden; ſie müſſen überdieß noch in den Augen derſelben etwas gelten, wenn ſie ihm in ihrer Geſellſchaft von Nutzen ſeyn ſollen. Alles dieſes hat mehr Schwierigkeit, und iſt von ungewiſſerer Wirkung, als die Anordnung und Bekanntmachung eines durch die Geſetze beſtimmten Ranges. Jedermann weiß, was das heiße, von Adel ſeyn; — nur der verſtändige Mann weiß, was es bedeute und was es werth ſey, Verſtand zu haben. Von jeder Tugend, durch welche der perſönliche Rang eines Mannes erhoben wird, muß derjenige ſelbſt etwas beſitzen, der ſie an dem erſten ſchnell gewahr werden, oder nach Gebühr ſchätzen ſoll. Und wie iſt es ſelbſt für den beſten Richter möglich, in einem Unbekannten ſogleich den Mann von Verdienſt zu erkennen? Der Nahme deſſelben kündigt dieſe Verdienſte nicht an, ſo wie er ſeine Geburt ankündigt (*). Auch ſeine Handlungen, ſeine Geſpräche können die-

---

(*) Ein großer Ruhm kann allerdings die Stelle der vornehmen Geburt in vielen Abſichten erſetzen. Und wir ſehen auch, daß ſehr berühmte Männer, wie Leute von Range, behandelt werden; Aber in der Rückſicht, von welcher ich hier rede, iſt doch der Ruhm dem Vorzuge der Geburt nicht gleich zu ſchätzen. Jener muß erſt erworben werden; dieſer wird ſchon mit auf die Welt gedieſelben, weder zu allen Zeiten, noch jemahls in ſehr kurzer Zeit, andern darlegen, — am wenigſten in einem zum Vergnügen verſammelten Kreiſe. Endlich iſt ein Menſch, der ſeine Achtung in der Welt bloß auf ſeine perſönlichen Eigenſchaften gründet, genöthigt, ſeine Anſprüche immer wieder durch neue Beweiſe geltend zu machen; und er iſt immer in Gefahr jene Achtung durch ſeine bekanntwerdenden Schwächen, oder durch den Nachlaß ſeiner Kräfte vermindert zu ſehen. Der Vorzug der Geburt hingegen iſt nicht nur durch die Geſetze beſtimmt, allgemein erkennbar, in die Augen fallend, ſondern er wird auch nie ohne große Schuld des Menſchen verſcherzt oder vermindert. Er thut ſeine Wirkung bey den Einfältigen, wie bey den Klugen; er ſetzt keine beſondern Veranlaſſungen voraus, und fordert keine Anſtrengung um ſich zu zeigen; er bleibt unter allen Abwechſelungen des Lebens, welche dem Menſchen oft ſo viel von ſeinem Selbſt und deſſen Liebenswürdigkeit rauben, unverändert

---

gebracht. Jener kann alſo nicht zur Bildung des Menſchen ſelbſt, zur Veredlung ſeiner Natur oder ſeines Aeußern beytragen: dieſer kann es, und thut es, den Menſchen von beſſern Anlagen, in der That, durch eine frühzeitige Selbſtſchätzung, die er ihnen einflößt.

derſelbe: und nur Niederträchtigkeit und Verbrechen können ihn zu Grunde richten. Kein Wunder alſo, daß das Selbſtvertrauen, welches dem Menſchen durch das Anſehn der Familie, aus welcher er ſtammt, und des Nahmens, welchen er trägt, eingeflößt wird, nach der Regel, größer iſt, als das, welches ihm das Bewußtſeyn ſeines Verſtandes und ſeiner Tugenden giebt.

Man gebe zwey Menſchen einen gleichen Werth; aber man gebe dem einen etwas, welches dieſen Werth ſogleich ankündigt, etwas, welches, ſchon bey ſeinem Anblicke, oder bey der Nennung ſeines Nahmens, vermuthen läßt, daß er einen Werth habe: und er wird gewiß unter beyden der vollkommenſte ſcheinen. Die Zeit, während welcher ein Menſch damit beſchäftigt iſt, ſich der Geſellſchaft, in welcher er ſich befindet, bekannt zu machen, iſt immer die in welcher er am wenigſten gefällt. Dieſe Zeit iſt für den erſtern gewonnen. Er handelt gleich anfangs ohne fremde Rückſichten, bloß nach den Eingebungen ſeiner Natur. Und, weil dieſe nach der Vorausſetzung edel iſt: ſo iſt ſein Aeußeres unfehlbar angenehm. Kommen die Fälle oft vor, wo der verdienſtvolle Unbekannte ſich erſt hervorthun mußte, um erkannt zu werden: ſo entſteht durch die Wiederkunft des nähmlichen Zwanges, eine Falte in ſeinen Sitten, welche dieſelben weniger liebenswürdig macht.

Im Geiſte liegt immer der Grund alles wahren Guten, auch des wahren Anſtandes. Vorzüge der Seele ſind auf keinen Stand eingeſchloſſen. Wenn aber doch die höhern Stände in Abſicht des gefälligen Aeußern einen Vorzug haben: ſo iſt es, weil die von der Natur begabten Männer aus denſelben, weniger Hinderniſſe finden, ihrer Natur treu zu ſeyn. Dieſe vorzüglichen Männer werden die Muſter für die übrigen: und die Sitten des Standes charakteriſiren ſich nach und nach, durch den *Schein* derjenigen Eigenſchaften, von denen die *Wirklichkeit* nur bey den beſten Individuen des Standes angetroffen wird.

Noch eines Umſtandes muß ich erwähnen, da ich von den Urſachen des Vorzugs rede, welches adligen Sitten vor dem bürgerlichen Air zugeſchrieben wird.

Alle Welt ſtimmt überein, daß es das ſchöne Geſchlecht iſt, welches die Sitten des unſrigen bildet: es ſey, durch die Begierde zu gefallen, welche es in uns erweckt, es ſey durch die liebenswürdigen Eigenſchaften ſelbſt, wovon es uns das Muſter aufſtellt. Aber damit es dieſen wohlthätigen Einfluß auf die Geſellſchaft äußere, muß es einen weſentlichen Theil derſelben ausmachen, — muß es ein gewiſſes Anſehn darinn behaupten. Beydes iſt häufiger der Fall in den höhern Ständen, als in dem Mittelſtande. Schon die Erziehung und die Beſtimmung der beyden Geſchlechter, iſt unter jenen einander mehr gleich. Der junge Cavalier, wie die junge Dame, werden für den gemeinſchaftlichen Endzweck gebildet, eine Rolle in der Geſellſchaft zu ſpielen: die Erziehung in einer Bürgerfamilie geht bey den Söhnen gemeiniglich nach einem andern Ziele, als bey den Töchtern; bey jenen auf Arbeitſamkeit und Geſchäfte, bey dieſen auf Häuslichkeit und Wirthſchaft. Ueberdieß fängt in den obern Claſſen der Umgang beyder Geſchlechter früher an, und iſt weniger unterbrochen. — Von dieſen beyden Umſtänden macht der erſte, daß das weibliche Geſchlecht dort diejenige Ueberlegenheit des unſrigen, welche von der männlichen Stärke des Verſtandes, oder der männlichen Cultur der Wiſſenſchaften herkömmt, weniger fühle, und diejenige Ueberlegenheit, welche es von ſeinen Reitzen und von ſeiner Delicateſſe erhält, beſſer behauptet. Vermöge des zweyten Umſtandes, wird die Kunſt mit Frauenzimmern umzugehn, von den Männern der vornehmen Welt, länger geübt, alſo auch beſſer verſtanden, und auf einen höhern Grad gebracht.

Der Mann wird, außer ſeinem alltäglichen Umgange, auch noch durch Reiſen und Geſchäfte mit Menſchen und Sitten bekannt: er hat alſo auch Gelegenheit ſich nach beſſern Muſtern zu bilden, als er in dem Stande, worinn er geboren und aufgewachſen iſt, antrifft. Ein Frauenzimmer kann aus dem Kreiſe ihrer Familie und deren Geſellſchaften ſchwerlich herauskommen. Daher ſind im Bürgerſtande die Sitten der Männer, im Ganzen, beſſer und vollkommner ausgebildet, als die der Frauenzimmer. Dieſe ſind oft in eben der Familie geziert oder gemein, in welcher jene edel und natürlich ſind. Um deßwillen können auch hier die Frauenzimmer ſeltner die Lehrerinnen des Anſtandes und die Muſter des guten Tons für die Männer werden: ſie müſſen vielmehr von dieſen lernen. (*)

(*) Der billige Leſer wird hierbey von ſelbſt einſehn, daß ich nur von dem rede, was nach der Regel geſchieht, und daß Ausnahmen von allen Regeln ſtatt finden. Es giebt jetzt unter dem reichen Bürgerſtande, nicht nur Familien, ſondern ganze Societäten, welche auf den Fuß der großen Welt leben, und, ſo wie ſie die Gewohnheiten derſelben ſchon während eines beträchtlichen

Ganz anders iſt es bey dem Adel und in den höhern Kreiſen. Hier ſieht der Mann keine Geſellſchaft, mit welcher nicht auch Frau und Tochter in Verbindung wären. Keine Verſammlung iſt für die letztre verſchloſſen, zu welcher der erſtre Zutritt hätte. Die Lebensart beyder Geſchlechter wird alſo in derſelben Schule, nach einerley Muſtern, durch gleiche Ue-

---

Zeitraums angenommen haben, auch ſich dem Tone derſelben nähern. Es giebt einzelne bürgerliche Frauen, die nicht nur, vermöge ihrer treflichen Naturanlagen und ihrer Erziehung, im Stande ſind, den Ton in den Geſellſchaften, von welchen ſie einen Theil ausmachen, zu geben, ſondern die auch durch Umſtände wirklich ein ſolches Anſehn in ihren Geſellſchaften erlangt haben, daß ſie durch ihr Beyſpiel, oder durch ihren Beyfall und ihre Mißbilligung, ihren guten Geſchmack darin verbreiten können. Dieſe Beyſpiele beweiſen ſelbſt aber den Satz, welchen ich behaupte. Denn eben die Städte, wo unter dem wohlhabenden Bürgerſtande ſolche Geſellſchaften, worin beyde Geſchlechter an einer gemeinſchaftlichen Unterhaltung Antheil nehmen, lange genug beſtanden haben, — eben die bürgerlichen Familien, wo ſolche vorzügliche Weiber den Vorſitz führen, und die jüngern Glieder in Reſpect erhalten, zeichnen ſich durch einen vorzüglich guten Ton des Umgangs vor andern Städten und Geſellſchaften aus. Aber dieſe Vortheile ſind dem Bürgerſtande erſt in unſern Tage eigen geworden, und ſie ſind unter demſelben noch nicht ausgebreitet: unter bungen gebildet. Unter dieſen Umſtänden tritt das weibliche Geſchlecht in die vollen Rechte, welche ihm ſeine natürliche Anmuth über das unſrige giebt. Eine Frau, welche Welt hat, iſt eben deßwegen, weil ſie eine Frau iſt, ein noch einnehmenderes, — noch mehr Achtung einflößendes Weſen, als der Mann, welcher eben dieſen Vorzug der

---

dem in Hauptſtädten oder an Höfen verſammelten Adel ſind ſie ſchon lange vorhanden, und fließen einigermaßen aus ſeiner Verfaſſung. Im ganzen genommen, habe ich immer gefunden, daß die Ehrerbietung gegen die Damen, in adligen Geſellſchaften, größer, als in bürgerlichen, iſt; daß der Ton der am Hofe und in der großen Welt erzognen Frauen, ſich über den, bürgerlicher Hausmütter, mehr erhebt, als der geſellſchaftliche Charakter des Hofmanns von dem des gebildeten Kaufmanns oder Gelehrten unterſchieden iſt; daß in den Geſellſchaften des Bürgerſtandes, ſich die Geſchlechter von einander mehr abſondern, als unter Adligen geſchieht; daß alſo dieſe Feinheit, dieſes ſchnelle Gefühl des Schicklichen, dieſe aufmerkſame Gefälligkeit, von welchen die Damen allein das Geheimniß beſitzen, oder welche zu erlernen, ſie allein den Trieb in uns erwecken, durch das höhere Anſehen, welches ſie in der großen Welt haben, auch unter den Männern, und in der ganzen Geſellſchaft des höhern Standes mehr verbreitet worden ſind.

Menſchenkenntniß und der feinen Lebensart beſitzet. Sey es die Delicateſſe ihrer Züge, oder die Sanftheit ihrer Stimme, oder die mit einer gewiſſen Schwäche verbundne Anmuth, die über ihre ganze Perſon verbreitet iſt, woraus dieſe Wirkung entſteht: genug der Ton von Erfahrung und Selbſtvertrauen, welchen die Welt giebt, iſt bey den Damen milder und zugleich intereſſanter.

Die Grazien ſind weibliche Gottheiten, und nur unter dem Vorſitze und der Anführung der Damen, können die Dinge, welche des Graziöſen fähig ſind, dieſe letzte Ausſchmückung erhalten.

Was aber ihr Unterricht uns Männern nicht beybringt, das lehrt uns unſre eigne Begierde, ihnen zu gefallen, wenn wir zeitig in die Schule ihres Umgangs zugelaſſen, aber auch in dieſer Schule, durch das Auge älterer und ehrwürdigerer Perſonen in Schranken gehalten werden. Die Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht hat, mit der Artigkeit der Sitten überhaupt, an allen Orten und zu allen Zeiten immer gleichen Schritt gehalten; und ein geiſtvoller Mann, welcher Welt hat, unterſcheidet ſich von einem gleich verſtändigen, dem es an Welt fehlt, durch nichts vielleicht ſo ſehr, als daß dieſer nur in dem ernſthaften Geſpräche mit Männern, oder mit ſolchen Weibern, die wie Männer denken, jener auch in dem leichten und unbedeutenden Geſchwätze mit gewöhnlichen Frauenzimmern, und beſonders mit jungen Schönen, ſeine Rolle zu ſpielen weiß. Es iſt unmöglich, daß derjenige vollkommen artig ſey, der nicht eine gewiſſe Gewandheit in ſeinem Weſen hat, der nicht ſeinen Ton mannigfaltig verändern kann; der nicht eben ſo gut von Kleinigkeiten mit Geſchmack, als von wichtigen Dingen mit Einſicht zu reden weiß. Dieſe Geſchmeidigkeit des Verſtandes und des Charakters erlangt man nur durch den Umgang mit ſolchen weiblichen Geſchöpfen, welche geiſtreich genug ſind, um abgeſchmackte und ganz leere Geſpräche zu verachten, aber doch zu leichtſinnig, zu flatterhaft, der Anſtrengung zu unfähig, um eine ernſthafte Weisheit zu ertragen.

Ueberdieß iſt das Gefühl des Lächerlichen bey dem andern Geſchlechte weit ſchärfer, als bey dem unſrigen: und nichts fürchtet das unſrige mehr, als in dieſem Stücke Blößen zu geben. Daher werden die Sitten von den kleinen Ungereimtheiten, welche eben den Gegenſtand des Belachens ausmachen, da am meiſten gereiniget, wo die Aufführung der Männer der Kritik und den Spöttereyen der Damen am meiſten ausgeſetzt iſt: und dieß iſt ſie in der großen Welt.

Endlich gehört zur Artigkeit die Aufmerkſamkeit auf die Wünſche andrer, und eine Fähigkeit ſich nach denſelben zu richten, ohne ſich ſelbſt Zwang anzuthun. Unter Männern kommen die Gelegenheiten einander gefällig zu ſeyn, nicht ſo oft vor; weil wir nur größre Gefälligkeiten von einander verlangen. Daher wird auch dieſe Aufmerkſamkeit, dieſe Nachgiebigkeit, dieſe zum Dienſt andrer ſtets bereitwillige Thätigkeit in Männergeſellſchaften nicht ſo ſehr geübt. Frauenzimmer verlangen eine Menge kleiner Dienſte und Aufopferungen, und ſie verlangen ſie unaufhörlich. Das Beſchwerliche derſelben, und unſre natürliche Trägheit zu überwinden, dazu kann uns nur der vereinigte Reitz der Schönheit und des Geſchlechts vermögen. Aber wer, durch dieſe Triebfedern in Bewegung geſetzt, gelernt hat, den Damen mit gutem Anſtande aufzuwarten, wird gewiß dadurch für jede andre Geſellſchaft eine Annehmlichkeit mehr erlangt haben.

Eben die Urſache demnach, welche unſre Europäiſchen Sitten feiner, und die Europäiſche Lebensart artiger macht, als der Orientaler ihre ſind: eben dieſe macht die Sitten der vornehmen Welt feiner, als die des Bürgerſtandes. Das ſchöne Geſchlecht hat in keinem Welttheile ſo viel Einfluß auf Manieren und Sitten, als in Europa, und in keinem Stande ſo viel als unter dem Adel.

Ich beſchließe dieſe Unterſuchung mit folgender Betrachtung, die ich der Prüfung mehr erfahrner Weltkenner überlaſſe.

Wenn, in einem Kreiſe mit einander verbundner Familien, die wahre Artigkeit herrſchend werden ſoll: ſo muß vor allen Dingen die junge Welt dazu gebildet werden. Sie iſt erſtlich die Pflanzſchule, aus welcher die Geſellſchaft ergänzt wird. Und da der Menſch auch in ſeinem reifen Alter von der Stimmung, und noch mehr von den Manieren, welche er in ſeinen Erziehungsjahren angenommen hatte, gewiß viel beybehält: ſo wird der Ton der Geſellſchaft überhaupt, durch die Sitten, welche unter den jungen Leuten herrſchen, mehr oder weniger zum voraus beſtimmt. Ueberdieß hat in Geſellſchaften, die des Vergnügens wegen zuſammenkommen, die Jugend, welche darin Zutritt hat, ſchon gegenwärtig einen gewiſſen Einfluß auf dieſelbe. Der Endzweck dieſer Geſellſchaften wird durch die jugendliche Munterkeit vorzüglich befördert. Kein Wunder, daß dieſe Eigenſchaft Perſonen, welche im übrigen bürgerlichen Leben noch kein ſonderliches Anſehn haben, hier ein gewiſſes Gewicht giebt.

Dieſe junge Welt nun kömmt, theils wegen ihrer Unwiſſenheit des Schicklichen und ihres noch nicht ausgebildeten Geſchmacks, theils wegen der Heftigkeit der Leidenſchaften, welche ſie auch zur Verletzung der ihr bekannten Regeln verleitet, am erſten aus den Schranken der Artigkeit. Und iſt ihr Ton einmahl verdorben: ſo verſtimmt und verſchlechtert er nicht nur die Geſellſchaft ſelbſt, in welcher er ſich zur Unzeit hören läßt, ſondern er legt auch noch überdieß den Grund zu allen den Fehlern, welche künftig in der Geſellſchaft der Erwachſenen herrſchen ſollen.

Es ſind zwey Abwege, wie dieſe jüngern Geſellſchafter von der rechten Bahn des guten Anſtandes, und der geſchmackvollen Geſelligkeit abweichen: durch tölpiſches Weſen oder durch Uebermuth; durch Schüchternheit oder durch Anmaßungen. — Wenn, in einem Stande oder in einer Nation, eine Geſellſchaft entſtehen ſoll, die den Nahmen der guten verdient: ſo müſſen die jungen Leute vor dieſen beyden Extremen verwahrt werden. Und dieß geſchieht am beſten, wenn ſie mit den ältern und ſchon gebildeten Perſonen, zeitig in eine ſolche Verbindung treten, daß ſie zwar vor dieſen Reſpect, aber doch keine Furcht haben, — ſich nicht vor ihnen zurückziehn, aber ſich ihnen auch nicht gleichſetzen; daß ſie zwar freymüthig unter ſolchen ihre Gedanken äußern, aber doch immer in einer gewiſſen Unterwürfigkeit bleiben.

Dieſe Bildung der Jugend nun zu dem Charakter des guten Geſellſchafters, und diejenige Lage derſelben, durch welche eine ſolche Bildung befördert wird, iſt nach meiner Erfahrung im Bürgerſtande ſeltner, als unter den Großen.

Der junge Plebejer mag ſich einem Berufe widmen, welchem er will: ſo lange er noch Lehrling, und in ſeiner Profeſſion noch nicht zum Meiſter geworden iſt: ſo lange gilt er, wenn nicht außerordentliche Umſtände ihn begünſtigen, allzuwenig, um in der guten Geſellſchaft, ſelbſt ſeines Standes, als vollgültiges Mitglied aufgenommen zu werden. Die Folgen hiervon ſind nach den Umſtänden verſchieden.

Entweder ſondert er ſich von der ältern und geſetztern Welt ab, und tritt mit jungen Leuten ſeines Alters und ſeines Gewerbes zur Formirung eigner Geſellſchaften zuſammen. In dieſen, da ſie aus lauter Perſonen beſtehen, die eine große Vertraulichkeit, aber wenig Achtung gegen einander haben, die einander alles verzeihen, und das Ausſchweifende ſogar, wenn es nur das Anſehn der Fröhlichkeit hat, billigen, verwildert der junge Menſch leicht, und verliert, wenn er mehrere Jahre auf ſie eingeſchränkt geweſen iſt, diejenige Fähigkeit, ſich einen gewiſſen Zwang aufzulegen, ohne welche man der beſſern Geſellſchaft weder gefallen, noch ihr mit Vergnügen beywohnen kann.

Oder wenn für einzelne begünſtigte junge Leute aus dem Bürgerſtande, des Reichthums oder des Anſehns ihrer Eltern wegen, eine Ausnahme gemacht wird, ſie ſchon in der Zeit ihrer Erziehung zu den Verſammlungen der galanten Welt zuzulaſſen, ſo ſind dieſe eben deßwegen in Gefahr, übermüthig zu werden, weil ſie die einzigen ihrer Art und ihres Alters ſind, die in den Geſellſchaften figuriren. In der That hat man oft auf Univerſitäten die Söhne berühmter Gelehrten, und in Handelsſtädten die Söhne reicher Kaufleute, durch die Gelegenheit, welche ſie gehabt, und auf welche ſie ſich viel zu gute gethan haben, an allen geſellſchaftlichen Zeitvertreiben des Orts, von denen ihre Schul und Comtorcameraden ausgeſchloſſen waren, Theil zu nehmen, nur zerſtreut und eitel werden ſehen, ohne daß ſie viel artiger dadurch geworden wären. —

Eine dritte Claſſe der Zöglinge des Bürgerſtandes, die weder mit ihres Gleichen viel zuſammen kömmt, noch in die Geſellſchaft der Aeltern zugelaſſen wird, iſt oft die beſte in Abſicht der Unſchuld ihrer Sitten, und des Fortgangs in ihren Studien: aber ſie wird doch zu gleicher Zeit, natürlicher Weiſe, menſchenſcheu und verlegen.

Der Kaufmannsburſche, der junge Studirende wird während der Zeit, da ſeine Erziehung geſchieht, angewieſen, die Arbeitſamkeit als ſeine einzige Pflicht, und die Geſellſchaft als eine Ergötzung anzuſehen, die er ſich nur ſparſam erlauben dürfe. Bey dem Sohne einer angeſehnen Familie, wird die Beſuchung der Geſellſchaft für einen Theil der Erziehung ſelbſt gehalten, weil ſie ihn zu dem vorbereitet, was man mit zu ſeinem künftigen Berufe und dem Endzwecke ſeines Lebens rechnet. Der junge Adlige gilt überdieß, ſchon ſeines Nahmens und ſeiner Familie wegen, etwas, zu einer Zeit, wenn er für ſeine Perſon in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nichts, — wenn er noch Zögling oder Candidat iſt. — Er wird, wenn er nur nicht durch auffallende Fehler im Aeußern ſich lächerlich, oder durch grobe Unſittlichkeit in ſeiner Aufführung verächtlich macht, für vollberechtigt zu den Geſellſchaften der Vornehmſten und Würdigſten ſeines Standes angenommen. Man macht es ihm ſo gar zur Pflicht, ſich bey denſelben einzufinden. Und wenn es bey einem Jünglinge geringern Herkommens, für ein übergroßes Glück gehalten wird, daß er nur zuweilen die Zeitvertreibe und Vergnügungen der guten Geſellſchaft von ferne ſehen darf: ſo wird es dem Vornehmen ſogar zum Verdienſte angerechnet, wenn er ſie alle Tage aufſucht, weil man daraus ſchließt, daß er ſie zu ſchätzen weiß, und ſie den Ergötzungen ſchlechterer Geſellſchaft vorzieht.

In dieſen Verſammlungen nun, zu welchen der vornehme Jüngling Zutritt hat, genießt er einen hinlänglichen Grad von Freyheit, um daſelbſt, — wenn er nicht Ausgelaſſenheit und wüſtes Weſen liebt, — Vergnügen finden zu können, und er hat, da er hier unter den Augen ſeiner Eltern, der Vornehmſten ſeines Standes, der Häupter der Regierung iſt, ſo viel Urſachen den Beyfall der Anweſenden zu ſuchen, und ihren Tadel zu ſcheuen, daß er, Munterkeit mit Wohlſtand zu verbinden, in keiner beſſern Schule lernen kann. — Darf man ſich wohl wundern, wenn er den Mittelweg zwiſchen Schüchternheit und ungebundner Freyheit, zwiſchen langweiligem Stillſchweigen und lärmender Fröhlichkeit, beſſer zu halten lernt, als der junge Menſch vom Bürgerſtande, der, welche Gelegenheit er auch haben mag, in ſeinen Arbeitsſtunden

den durch ſeine Studien ſeinen Geiſt zu veredeln, doch in ſeinen Erhohlungsſtunden nicht dieſelben Hülfsmittel bekömmt, ſeine Sitten zu verfeinern?

Was heißt dann nun alſo das bürgerliche Air, welches, nach Rochefoucault, dem Menſchen, der es einmahl angenommen hat, ſo feſt ankleben ſoll, daß die längſte und angeſtrengteſte Uebung, ſich davon loszumachen, angewandt unter den beſten Muſtern einer feinen Lebensart, dennoch vergeblich iſt; und welches, nach eben des Mannes Ausſpruche, wenn es je weicht, nur durch die militäriſchen Sitten vertrieben werden kann? Es kann etwas ſpät ſcheinen, dieſe Frage jetzt erſt aufzuwerfen. Aber die Natur gewiſſer moraliſcher Gegenſtände läßt ſich am beſten erkennen, wenn man ihre Urſachen und ihre Folgen entwickelt hat. Wenigſtens iſt, um das Eigenthümliche in den Sitten verſchiedener Stände deutlich einzuſehen, nothwendig, das Beſondre in der Lage eines jeden zu unterſuchen. Daher ſind auch, in meinen bisherigen Betrachtungen, die Merkmahle, welche die Artigkeit des Hofmanns von dem Wohlſtande des Bürgers unterſcheiden, zerſtreut vorgekommen. Jetzt iſt es Zeit, dieſelben zuſammenzufaſſen, um auf jene Frage etwas beſtimmter antworten zu können.

Ich empfinde, was unter dem bürgerlichen Air gemeinet ſey, und ich finde Schwierigkeit es zu beſchreiben. Es iſt ein gewiſſer Anſtand, aber nicht vollkommen der rechte; es iſt eine Gattung der Artigkeit, aber eine, welche die Schule des kleinen Cirkels verräth, wo man ſie gelernt hat; es iſt eine Begierde zu gefallen, und gemeiniglich eine ſehr ſtarke Begierde, aber ſie erreicht ihren Zweck nicht, weil ſie ihre Mittel nicht richtig wählt, und nicht genug verbirgt.

Der Begriff des bürgerlichen Airs iſt nicht nur ſehr zuſammengeſetzt, ſondern er iſt auch zugleich nach Ort und Umſtänden veränderlich. Demohnerachtet glaube ich folgende Beſtandtheile als weſentlich und unwandelbar in ihm zu entdecken. Erſtlich, ein affectirtes und ceremoniöſes Weſen, welches die Pflichten der Höflichkeit übertreibt und weitſchweifig macht, ſo daß ſie dem Menſchen, welcher ſie leiſtet, beſchwerlich, und der Geſellſchaft, an welche ſie gerichtet ſind, läſtig werden. Zweytens, eine gewiſſe Blödigkeit, die doch nicht ohne Stolz iſt, und die, da ſie von demſelben bekämpft wird, und ihm doch nicht völlig weicht, dem Menſchen ein zweydeutiges und verlegenes Anſehen giebt. Drittens, Unwiſſenheit der beſtimmten Rechte und Foderungen jedes Standes, und alſo Unwiſſenheit in Abſicht des Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung, die wir gegen die mit uns im Umgange begriffenen Perſonen, beſonders gegen Perſonen eines höhern, oder ſelbſt des höchſten Ranges zu beweiſen haben. Endlich viertens, die Spuren, welche man am Geiſt oder am Körper von dem Gewerbe trägt, das man im bürgerlichen Leben getrieben hat. — Daß dieſes letztere zum bürgerlichen Air gehöre, iſt bey Handwerkern am offenbarſten. Jede Claſſe derſelben hat einen übeln Anſtand andrer Art. Dieſe Verſchiedenheit iſt ſo groß und ſo beſtimmt, daß ein guter Beobachter der Menſchen, daraus allein, ihren Stand und ihre Lebensart erkennen kann. Dieſe Eigenheiten kommen nirgends anders her, als von der Stellung, welche der Körper jedes Handwerkers bey ſeinen Arbeiten annehmen muß, und von den Bewegungen, welche er am öfterſten bey denſelben zu machen genöthiget iſt. Aber auch die Schreib- und die Studierſtube, die ſitzende Lebensart des Gelehrten oder des Buchhalters, — ob ſie gleich nicht auf eine ſo beſtimmte, noch auf eine ſo gewaltſame und unnatürliche Weiſe die Glieder einſchränken und bewegen, — drücken doch beyden gewiſſe Eigenthümlichkeiten ein, die an ſich nicht ſchön ſind, und durch die ſie immer im Aeußern etwas gegen ſolche Menſchen verlieren, die gar keine beſtimmte, wenigſtens keine anhaltende und anſtrengende, Beſchäftigungen haben. Und nicht bloß die Stellung und die Figur des Körpers, ſondern auch die Art zu denken, der Ausdruck, die Neigung, das Intereſſe, alles das wird bey dem Menſchen durch die Beſchäftigungen beſtimmt, welche er unabläßig treibt. In ſo fern nun dieſes Gewerbe klein, oder in den Augen der Geſellſchaft, in welcher der Menſch ſich befindet, verächtlich, oder ihr wenigſtens ganz unbekannt und gleichgültig iſt: inſofern wird es dem Menſchen als ein Uebelſtand angerechnet, wenn er, durch den Inhalt, oder den Ton ſeiner Geſpräche, zu oft an daſſelbe erinnert. Selbſt von Wiſſenſchaften in vermiſchten Geſellſchaften zu reden, aber von ſolchen Wiſſenſchaften, die ſich nicht, wie Geſchichte, Politik und ſchöne Litteratur, auf das Intereſſe der Menſchheit überhaupt, ſondern nur auf eine beſondere Gattung der Geſchäfte beziehn, wie die Rechtsgelehrſamkeit, das Sprachſtudium u. ſ. w.: ſelbſt dieſes wird mit dem

Nahmen der Pedanterey belegt, und iſt eine Unterart des bürgerlichen Airs.

Es gehört zum guten Anſtande zweyerley: zu wiſſen, wie man ſich betragen müſſe, und ſich nach dem, was man weiß, wirklich betragen können. Man muß die richtige Idee haben, von dem, was anſtändig iſt; und man muß die Geſchicklichkeit beſitzen, dieſe Idee in ſeinem Aeußern auszudrücken. Zu dem erſtern gehört Kenntniß der Welt, der verſchiednen Stände, und derjenigen allgemeinen und großen Gegenſtände, welche die Welt und die Menſchen überhaupt intereſſiren und beyden wohlgefallen. Zu dem andern gehört eine Uebung des Körpers und der Sprache, eine Uebung, durch welche der Menſch beyde gleichſam in ſeine Gewalt bekömmt, um das Ideal des Guten und des Schönen, welches ſeinem Geiſte vorſchwebt, auch in den Wendungen und dem Tone ſeiner Rede, in ſeinen Mienen, Geberden und Bewegungen, rein und unverfälſcht auszudrücken. In dem erſten dieſer beyden Stücke fehlt der Sohn der bürgerlichen Familie, — wenn er nur die Erziehung ſeines Standes und ſeines Gewerbes bekommen hat, — weil er einen zu kleinen Theil der Welt, zu wenige Muſter zu ſehn Gelegenheit hat, und mit ſeiner Aufmerkſamkeit mehr auf particuläre und geringfügige Gegenſtände, als auf jene allgemeine und große gerichtet iſt. In dem zweyten ſteht er zurück, weil er nicht Zeit und Anlaß zu Leibesübungen hat, die ſeine Glieder überhaupt ausarbeiten, und ſehr viel Zeit mit Beſchäftigungen zubringen muß, welche die völlige Freyheit der Glieder hindern.

Zu dieſen Mängeln, welche aus Unwiſſenheit, oder aus Ungeſchicklichkeit entſtehn, geſellt ſich nun noch, um das bürgerliche Air, in dem Sinne, in welchem es Rocheſaucault verſteht, vollſtändig zu machen, der Mangel der Würde, von welchem ich ſchon weitläuftiger geredet habe. Es iſt unmöglich, daß der, welcher ohne einen beſtimmten und von den Geſetzen anerkannten Rang in der Welt auftritt, das Achtung gebiethende Aeußere annehmen könne, welches, mit Höflichkeit und gefälligem Weſen verbunden, das wahre Air des feinen Weltmanns ausmacht. Wenigſtens gehört das Bewußtſeyn ſo großer perſönlichen Vorzüge dazu, und dieſes Bewußtſeyn noch dazu durch eine vortheilhafte Bildung und Leibesgeſtalt dergeſtalt unterſtützt, daß die wenigen Perſonen, bey welchen dieß alles vereiniget iſt, nur die Ausnahme von der Regel machen, aber die Regel ſelbſt nicht umſtoßen können.

Die Folgen dieſer mangelnden Standeswürde ſind, nach dem Charakter und den Umſtänden der Perſonen, verſchieden. Indem ſie den einen niederſchlägt, oder verlegen macht, bewegt ſie den andern zu einem deſto größern Prunke. Reiche Bürgerliche, welchen es an Weltkenntniß oder Geſchmack fehlt, zeichnen ſich oft durch einen übertriebnen Putz aus, angelegt bey Gelegenheiten, welche keinen erfordern: ſo wie ſich hingegen Adlige, — als wollten ſie das Bewußtſeyn ihrer anderweitigen Hoheit zeigen, — ſich unter Bürgerlichen durch eine ſehr einfache Kleidung zu unterſcheiden ſuchen.

Das, was ich bis jetzt gethan habe, iſt nur die Hälfte meiner Arbeit; oder es iſt eigentlich nur die Vorbereitung zu meiner Abſicht. Ich wollte gern die Ideen wiſſen, welche Rochefaucaults Geiſte vorſchwebten, da er die theils dunkle, theils auffallende Sentenz niederſchrieb, welche den Text zu meiner Abhandlung abgiebt. Ich wollte die Urſachen errathen, welche er verſchweigt, um derentwillen, nach ſeinem Ausſpruche, das bürgerliche Air eher in dem rohen Militärſtande, unter dem Getümmel der Waffen, und in einer Lage, wo auf Anſtand und Lebensart am wenigſten gedacht wird, ſich verlieren ſoll, als am Hofe, dem Mittelpuncte aller Artigkeit, und dem Sammelplatze der am feinſten gebildeten Leute. Zu dem Ende habe ich bisher erklärt, warum die bürgerlichen Sitten hinter den Hofſitten zurückſtehn, und durch welche Eigenheiten ſich die einen und die andern charakteriſiren. In der That iſt dieſe Unterſuchung des Gegenſtandes ſelbſt, auf welchen Rochefoucaults räthſelhafte Maxime ſich bezieht, wichtiger, als die Auslegung des einzelnen Gedanken, den er dadurch ausdrücken wollte. Es war indeß auch auf keine andere Weiſe möglich, dieſen Gedanken ins Licht zu ſetzen, oder ſeine Richtigkeit zu prüfen, als wenn jene Entwickelung vorangieng.

Es ſcheint allerdings ſonderbar, daß man die Politeſſe da nicht ſoll erlernen können, wo ſie recht zu Hauſe gehört, — und ſich hingegen da zu ihr vorbereiten ſoll, wo man am wenigſten auf ſie Bedacht nimmt.

Man merke aber, daß die Armee nicht ſo wohl im Allgemeinen die Schule der Sitten heißt, ſondern daß ſie es nur für den bürgerlich artigen Mann ſeyn ſoll, der das Eingeſchränkte, Häusliche und Gezwungene ſeines Anſtandes vergeſſen, und zu dem freyen und muntern Anſtande des Weltmanns übergehen will. Jene Lage ſoll nur den Roſt der erſten Gewohnheiten abreiben, um neuen beſſern Platz zu machen, nicht aber dieſelben mittheilen. Es iſt eine Schule, in welcher man nur verlernt, was man ſich ſchon fehlerhaftes angewöhnt hat, und dadurch für die Nachahmung beſſerer Muſter die Fähigkeit wieder bekömmt. Die militäriſche Dreiſtigkeit iſt nicht an ſich die Artigkeit: ſie wirkt aber, wie die Arzeneyen; ſie iſt das Entgegengeſetzte von dem ſchüchternen Weſen der bürgerlich Erzognen; ſie vertreibt das Uebel durch ein Gegengift.

Der Hauptgrund, warum in Geſellſchaften, wo die äußerſte Verfeinerung der Lebensart herrſcht, ein auf gemeinere Art erzogner, und in der Dunkelheit aufgewachſener Menſch, wenn er plötzlich in dieſelben verſetzt wird, die Artigkeit nicht lernen kann, iſt, weil er durch den Contraſt zu ſehr in Verlegenheit geräth, den er zwiſchen ſeinen Sitten, und dem Betragen der Perſonen, unter welchen er ſich befindet, gewahr wird; weil eine zu lebhafte Begierde in ihm entſteht, ſich ſchnell zu ändern und umzuformen; weil er durch die Blößen, die er alle Augenblicke zu geben befürchtet, in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, oder in der Beobachtung ſeiner Muſter geſtört, und überhaupt zum freyen und edeln Betragen ungeſchickt wird. — Auch in andern Theilen menſchlicher Geſchicklichkeit iſt es ſchwerer, eine falſch erlernte Kunſt in die ächte geſchmackvolle zu verwandeln, als die völlige Unwiſſenheit zu belehren, und die ganz ungebildete Natur zu veredeln. (*) Und jene Umwandlung iſt um deſto ſchwerer, wenn der, welcher ſchon Fertigkeit einer

---

(*) Die großen Sprach- und Tanzmeiſter wiederhohlen es beſtändig, daß ſie einen Lehrling geſchwinder weit zu bringen hoffen, der noch gar keinen Unterrichte in beyden gehabt, als einen, der unter einem mittelmäßigen Meiſter Fortſchritte gemacht hat. Bey dem erſten haben ſie nur mit ſeiner natürlichen Ungeſchicklichkeit, bey dem andern auch mit ſeiner Einbildung und mit ſeinen Irrthümern zu kämpfen.

fehlerhaften Art erlangt hat, von Meiſterſtücken der beſſern umringt, und gleichſam geblendet iſt.

Dieß iſt in Abſicht der Kunſt des Umgangs, welche den feinen Weltmann macht, doppelt wahr. Da, nach unſern bisherigen Betrachtungen, Schüchternheit und Affectation, die vornehmſten Beſtandtheile des bürgerlichen Airs ausmachen: ſo muß durch eine ſchnelle Verſetzung des Menſchen in eine glänzendere Sphäre, ſich dieſes Air eher vermehren, als vermindern: weil zu beyden Fehlern, dort weit häufigere, und weit ſchwerer zu vermeidende Veranlaſſungen vorkommen. Der Rang höherer Perſonen, als mit welchen man bisher umzugehn gewohnt geweſen iſt, macht an ſich ſchon, auf das Gemüth gewöhnlicher Menſchen, einen der Furcht ähnlichen Eindruck. Aber dieſer Eindruck wird durch die Meinung, daß die Geſellſchaft, worein wir treten, ſehr viel Artigkeit und Weltkenntniß fordert, und daß die übrigen Glieder derſelben uns darin überlegen ſind, ausnehmend vermehrt. Die Begierde am Hofe zu gefallen wird bey dem bürgerlichen Ankömmling aufs höchſte geſpannt, — und die Beſorgniß, daß er mißfallen oder verachtet werden möge, beunruhigt ihn in eben dem Grade. Unter dieſen Umſtänden iſt eine unnatürliche Anſtrengung, um vor denjenigen liebenswürdig zu erſcheinen, deren Geſchmack und Gewohnheiten man doch nicht genug kennt, faſt unvermeidlich: und dieſe Anſtrengung führt gerade hin zum affectirten Weſen. Beſonders giebt Furchtſamkeit, verbunden mit der Begierde dreiſt zu ſcheinen, dem Menſchen das ächt linkiſche Weſen. Man könnte es ſo definiren, daß es ein Zuſammengeſetztes von übel angebrachter Freymüthigkeit und abwechſelnder Blödigkeit ſey. Nichts ſieht man wenigſtens häufiger bey Perſonen des Mittelſtandes, wenn ſie vor den Großen erſcheinen.

Für den Mann nun, wollte Rocheſoucault ſagen, welcher mit dieſen Fehlern behafftet, übrigens, vermöge ſeiner Naturanlagen und ſeiner übrigen Geiſtesbildung, zur Erlangung der wahren Artigkeit fähig, und, vermöge ſeiner veränderten Lage, darnach begierig wäre, könnte keine Schule zur Vorbereitung auf dieſes Studium beſſer ſeyn, als die, welche der Militärſtand darbiethet, beſonders wenn er, in Lägern und vor dem Feinde, verſammelt iſt.

Rocheſoucault verſchweigt die Gründe dieſes ſeines Ausſpruchs: aber es fällt nicht ſchwer, einige ausfündig zu machen, welche denſelben unterſtützen. Zwey davon fallen vorzüglich in die Augen: Der eine iſt, daß der Bürgerliche, als Soldat, die Sache, welche vor allen Dingen zum guten Anſtande erfordert wird, — freymüthig und unerſchrocken handeln; — der zweyte daß er hier vertraulich und ohne Zwang, mit ſehr vielen und vielerley Menſchen, umgehn lernt. Das erſte iſt die natürliche Folge des Metiers ſelbſt: das andre iſt die Wirkung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in welche der Officier tritt: (und nur vom Officier kann hier die Rede ſeyn, wenn wir den Soldatenſtand nennen.)

Muth und Unerſchrockenheit wird nicht nur von dieſem Stande, als die ihm eigenthümliche Pflicht, gefordert: ſondern dieſe Tugenden werden auch, durch die in denſelben ſich darbiethende Uebungen, befördert, durch die auf ſeine Glieder wirkende Bewegungsgründe, erleichtert. Die Furcht vor der Schande auf der einen Seite, — die Hoffnung der Belohnung, und anſehnlicher Belohnungen, auf der andern, — die Menge derer, die mit uns die Gefahr theilen, und unter denen wir unſre Tapferkeit bewähren, oder unſre Feigheit zur Schau ausſtellen, — lauter Leidenſchaften und Verhältniſſe, welche ſich in keiner Lage des menſchlichen Lebens, ſo, wie in einem Kriegsheere, und auf Feldzügen finden, — alles dieß iſt fähig den Muth jedes Menſchen, wenn nur ein Funke von Kraft und Ehrbegierde in ihm iſt. zu befeuern. Nun, der Muth in Gefahren iſt, mit der Freymüthigkeit im Umgange, — zwar nicht ganz dieſelbe Eigenſchaft, — aber doch gewiß mit ihr ſo nahe verwandt, und ihr in ſeinen Principien ſowohl, als in ſeinen Aeußerungen ſo ähnlich, daß er mit der Zeit unfehlbar zu derſelben führt, ſobald nur einige Uebung der geſellſchaftlichen Talente hinzukömmt.

Man ſehe jeden, auch von Natur noch ſo blöden Menſchen; wenn er eben aus einer Gefahr kömmt, die er glücklich überſtanden, beſonders, wenn er ſich mit Klugheit und Muth darin betragen hat: und er wird gewiß, für dieſen Augenblick, alle Schüchternheit abgelegt haben, und, ſo lange das in ſeinen Lebensgeiſtern angezündete Feuer, dauert, kühn auch vor Könige treten. Es kann alſo nicht fehlen, daß, in einer Laufbahn, wo die Gefahren ſich drängen, wo, ihnen zu trotzen, die erſte Pflicht, — ihnen muthlos auszuweichen, die größte Schande iſt, ſich, nach und nach, eine dem Metier eigne Unerſchrockenheit bildet, die, von den körperlichen Gefahren auf dem Schlachtfelde, wahrſcheinlich auch auf die moraliſchen Gefährlichkeiten, welche im friedlichen Verkehr mit Menſchen vorkommen, übergehn, und den tapfern Krieger, zum freymüthigen Geſellſchafter unter allen Ständen machen wird.

Ein anderes Eigenthümliche des Officierſtandes iſt, daß er über ſeine Untergebnen ſtrenge zu befehlen hat, und daß ſie ihm ohne Einwendung gehorchen müſſen. Die Kunſt zu herrſchen wird im Militärſtande ſehr geübt, und ſie wird, durch die in demſelben eingeführte Diſciplin, ſehr erleichtert. — Aber der Menſch, welcher zu herrſchen gewohnt iſt, iſt ſelten ſchüchtern. Dieſer Ton des Commandos, den der Officier an der Spitze ſeines Trupps annimmt, dieſes Entſcheidende und Unabänderliche in den Befehlen, welche er ertheilt, dieſe Schnelligkeit, mit welcher ſie befolgt werden, — dieß alles hat auch auf ſeinen Ton und ſeine Sitten im geſelligen Leben Einfluß. Dieſer Ton wird rauh, gebietheriſch und vorlaut: wenn die Naturanlagen des Menſchen ſchlecht ſind, oder die Geiſtescultur von ihm vernachläßiget wird. Aber wenn Kenntniſſe den Verſtand ausſchmücken, indeß ein Fond natürlicher Gutherzigkeit oder Beſcheidenheit im Herzen vorhanden iſt: ſo giebt das Anſehn, welches der Mann als Befehlshaber unter ſeinen Soldaten hat, ihm auch unter ſeinen Geſellſchaftern und Freunden, nur gerade den Ausdruck der Beſtimmtheit und Feſtigkeit, welcher Aufmerkſamkeit erweckt, und allem, was er ſagt, einen größern Eindruck verſchafft.

Wenn die durch Gefahren geübte Tapferkeit, den in der Schule der Armee und des Feldes erzognen Mann, freymüthiger, und die Gewohnheit befehlen zu können, ſeinen Ton nachdrucksvoller und kräftiger macht: ſo wird er zweytens, durch den ausgebreiteten und zwangloſen Umgang, in den er geräth, zum geſelligen Leben vorbereitet. Wie groß iſt nicht ſchon der Kreis von Geſellſchaft, welchen der Officier in ſeinem Regimente findet; wie weit größer iſt der, auf welchen er, wenn er zu höhern Graden hinanrückt, ſich in dem ganzen Corps ausbreiten kann, unter welches ſein Regiment gehört! Die Gleichheit der Beſchäftigungen, die Gelegenheit, ſich alle Tage zu ſehen und in beſtändigem Verkehr mit einander zu ſeyn, die Theilnehmung an denſelben Beſchwerden, und an denſelben Gefahren, alles dieſes bindet die Menſchen von dieſem Handwerke, wenn ſie nicht, ſo wie der Officier und der gemeine Soldat, durch unabänderliche Unterſchiede des Standes und der Erziehung getrennt ſind, genau an einander. —

Eben dieſes beſtändige Zuſammenſeyn verbannt, aus ihrem Umgange, den prunkvollen und abgemeſſenen Wohlſtand und die Weitläuftigkeit der Complimente. Auch der militäriſche Geiſt thut dabey das Seinige, indem er den Ausdruck ihrer Gedanken überhaupt kürzer und energiſcher macht. Noch mehr aber trägt, auf wirklichen Feldzügen, die Wichtigkeit der gemeinſchaftlichen Gegenſtände, mit welchen ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigt iſt, dazu bey, den Ton ihres Umgangs zum freyſten und vertraulichſten zu machen. Leben, Selbſterhaltung, Ehre, Sieg oder Untergang, — das ſind die Sachen, deren Entſcheidung ſie alle Augenblicke erwarten: — wie könnten ſie dabey an die Kleinigkeiten der Etiquette denken? Dazu kömmt, daß ſie begierig ſind, die kurzen Zwiſchenzeiten der Ruhe und der Erhohlung in geſellſchaftlichen Vergnügungen zu genießen, und alſo alles abzukürzen, was nur, als Vorbereitung dazu, oder als Nebenſache dabey, anzuſehen iſt. Nicht nur wird die Begierde nach Umgang ausnehmend geſchärft, ſondern ſelbſt die Fähigkeit zum vertraulichen Geſpräche wird unter Menſchen vermehrt, welche gemeinſchaftliche Zeugen merkwürdiger Auftritte geweſen ſind, und einander an Beobachtungen oder Empfindungen erinnern können, die zu den intereſſanteſten in dem

Leben eines jeden unter ihnen gehören. Auch in den Städten, wo die Heere nach geendigten Feldzügen ausruhen, werden die Winter, welche dieſe Scenen des Blutvergießens und der Feindſchaft unterbrechen, in mehr Fröhlichkeit und lebhafterer Geſelligkeit zugebracht, als den Einwohnern dieſer Städte in friedlichen Zeiten eigen zu ſeyn pflegt.

Dieſe Urſachen haben zu allen Zeiten auf die Kriegsmänner Einfluß gehabt. Die erſten Beyſpiele inniger Freundſchaften haben wir aus der Periode der Helden, die zuſammen Ungeheuer und Rieſen bekämpften, und in gemeinſchaftlichen kriegriſchen Unternehmungen Gefahr und Sieg mit einander theilten. In der Folge der Zeiten, ſehen wir, bey einem jeden Volke, die geſelligen Triebe erſt dann recht erwachen, wenn deſſen Glieder ſich zur Vertheidigung oder zum Angriffe mit einander vereinigten.

Und ſo bemerken wir auch noch jetzt, wenigſtens den Schein von jener erſten genauen Verbindung der Menſchen, die ſie des Krieges wegen errichteten, in dem vertrautern Umgange derer, die in unſern Staaten den Krieg für die übrigen Bürger führen. — So viel iſt wenigſtens gewiß, wenn in einer Armee der rechte militäriſche Geiſt herrſcht, ſo wird unter den Officieren derſelben ein treuherziger, vertraulicher Umgang herrſchen. Im Lager vorzüglich und vor dem nahen Feinde wird ein Herz und eine Seele unter ihnen zu ſeyn ſcheinen. Vorausgeſetzt nun, daß es dieſem höhern Militärſtande nicht an der Geiſtescultur fehlt, welche den allgemeinen Fortſchritten des Zeitalters angemeſſen iſt: ſo wird der neue Ankömmling, der aus ſeiner häuslichen Eingezogenheit hervorgeht, unter guten Cameraden, die zugleich geſittet ſind, beſſer als unter Miniſtern und Hofleuten gebildet.

Die jetzt genannten beyden Urſachen ſind nicht die einzigen, welche die Armee zur Vorübungsſchule hofmänniſcher Artigkeit machen können. Es tritt nun noch der Umſtand hinzu, daß niemand mehr Gelegenheit, und ſelbſt ſo viele Verbindlichkeit hat, ſeinen Körper zu üben, als der Officier. Es kömmt hinzu, daß er von ſolchen Beſchäftigungen frey iſt, die ihm entweder alle Bewegung unterſagten, und daher mit der Zeit den Körper unbehülflich und träge machten, oder die, durch zu große Anſtrengung gewiſſer Glieder, Schwäche und fehlerhafte Gewohnheiten im Aeußern hervorbrächten.

In dieſer Lage alſo, oder nirgends, müſſen die Falten ausgeglichen werden können, welche ein Menſch, entweder durch Vernachläßigung ſeines Körpers, oder durch eine ſitzende Lebensart und einförmige Arbeiten, bekommen hat.

Kein Stand ſieht ſo ſehr auf Stellung, Gang und Geberden, als der militäriſche: weil ſein Geſchäft zum Theil darin beſteht, einem großen Haufen von Menſchen körperliches Geſchick und Beweglichkeit beyzubringen, und das vornehmſte Mittel zu Erreichung ſeiner Endzwecke dieſes iſt, dem ſo beweglich gemachten großen Haufen eine beſtimmte Richtung zu geben. Freylich iſt, von den bloß militäriſchen Leibesübungen, Zwang und unnatürliches Weſen die gewöhnliche erſte Folge. Fortgeſetzt hingegen thun auch ſie ihre Wirkung, einen gewiſſen Anſtand, wenn auch nicht den beſten, hervorzubringen. Man erkennt, ſelbſt unter der Claſſe gemeiner Handarbeiter, den Mann, welcher als Soldat gedient hat, an einer geradern Stellung, einem freyern Gange, und einem beſſern Geſchicke, mit welchem er alle Sachen angreift. Bey dem Officier kommen zu den Leibesübungen, welche das Metier veranlaßt, diejenigen hinzu, welche zur guten Erziehung gehören, und als Künſte erlernt werden.

Kein Wunder, daß äußerer Anſtand und körperliche Gewandtheit ſich in keinem Stande häufiger, als im Militärſtande findet.

Selbſt die Strapazzen der Feldzüge, und alle körperliche Beſchwerden, welche das Kriegshandwerk mit ſich führt, ſind keine üble Vorbereitung zu dem, was, in der guten Lebensart, vom Mechaniſchen des Körpers abhängt. Denn, einmahl, wird der Menſch überhaupt dadurch thätiger, unverdroſſener, zu Ertragung kleiner Unannehmlichkeiten williger, alſo auch fähiger zu Dienſtleiſtungen und geduldiger bey denjenigen Beſchwerden, welche die Geſelligkeit auflegt. — Ueberdieß iſt alles, was den Körper ſtark angreift, wenn es ihn nicht überwältigt und zerſtört, zugleich dasjenige, was ihn am beſten ausarbeitet: und der abgehärtete Menſch iſt in allen Fällen der brauchbarſte und angenehmſte in der Geſellſchaft, — wenn er nur zugleich, indem er hart gegen ſich ſelbſt iſt, geneigt bleibt, die Empfindlichkeit andrer zu ſchonen. Dieſe letztre Eigenſchaft kann nur die Folge der intellectuellen und moraliſchen Erziehung ſeyn: jene erſtre wird durch Uebungen, welche den militäriſchen gleichen, am beſten erhalten.

Unter die Mängel des bürgerlichen Airs rechnete ich oben auch dieß, daß der Mann des Mittelſtandes, welcher ſeine Sphäre nie verlaſſen hat, die verſchiednen Gradationen des Ranges nicht genau kennt; daß er nicht weiß, wie weit die Höhern ihre Anſprüche treiben, und wie weit ſich ſeine Pflichten des Wohlſtandes gegen ſie erſtrecken; daß er daher bald zu viel und bald zu wenig thut, bald ſich zu tief demüthigt, bald ſich nicht genug in Schranken hält, — wenigſtens wegen ſeiner Unwiſſenheit in dieſem Stücke unentſchloſſen iſt. Und die ſichtbar werdende Unentſchloſſenheit des Menſchen iſt das, was ihm das verlegne Anſehn giebt.

Um nun in dieſe Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens eingeweiht zu werden, iſt ein Stand, wo der Stufen des Ranges viele, aber dieſe genau beſtimmt ſind, dergleichen der militäriſche iſt, eine ſehr ſchickliche Lage. Eben weil in dieſem Stande, die Stufenleiter der Würden ſo lang iſt, daß ſie beynahe von dem niedrigſten Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft bis zum höchſten reicht, — und weil zugleich in ihm die Entfernungen der Stufen von einander deutlicher, als in andern Ständen, abgezeichnet ſind, — haben mehrere Staaten die Grade bey der Armee zum Maßſtabe des Ranges aller Staatswürden angenommen. — Das Schwankende und Unbeſtimmte in den Gerechtſamen iſt gerade das, was es dem Niedrigern, welcher nicht von Jugend auf unter Vornehmen gelebt hat, ſchwer macht, ſich ſchicklich gegen ſie zu betragen. Dieſes Schwankende iſt im Militärſtande fixirt. Jeder Obere hat hier ſeine genau gezognen Gränzen der Gewalt; jeder Untergebene ſeine deutlich ihm vorgeſchriebnen Pflichten; und wenn er dieſe erfüllt hat, ſo iſt er in Abſicht andrer Handlungen frey und ungebunden. Ueberdieß lernen noch Militärperſonen die Unterwürfigkeit, welche der Obere im Dienſt zu fordern hat, von der Achtung, welche er im Umgange verlangen kann, genauer, als jeder andre Menſch, trennen; — oder ſie lernen vielmehr beydes mit einander vereinigen. Die Officiere aller Grade ſehen ſich, ungeachtet ihrer ſo weit verſchiednen Gerichtsbarkeit, und des ſtrengen Gehorſams, den jeder, auch nur um eine Stufe höherer, von denen, die unter ihm ſtehn, fordert, doch als gleich an; — und dieſe Miſchung von Reſpect mit Freymüthigkeit, von achtungsvoller Aufmerkſamkeit und unbefangnem Weſen, die, wie ich geſagt habe, den wahren Weltton charakteriſirt, wird durch die Lage, in welcher ein Officier ſich befindet, und durch die Maximen, welche in ſeinem Stande herrſchen, nicht wenig befördert.

Hierzu kömmt noch, daß in keinem Stande der Befehlshaber mit ſeinen Untergebenen, ſo genau verbunden iſt, — daß nirgends des Höhern Glück und Ehre ſo ſehr von dem guten Willen und dem Charakter der Untern abhängt. Daraus entſteht, daß, wenn die Häupter der militäriſchen Corps, nicht ſelbſt aller geſelligen Bildung entbehren, ſie ſich ſelbſt dabey intereſſirt glauben, die unter ihnen dienenden Officiers durch den Umgang, zu welchem ſie ihnen Gelegenheit geben, ausbilden zu helfen.

Es iſt überhaupt weniger befremdend, daß die militäriſche Lebensart des Officiers den Anſtand des Hofmanns vorbereitet, da die adligen Sitten, mehr oder weniger, militäriſche Sitten ſind, und der Adel ſelbſt aus dem Soldatenſtande erwachſen iſt. Die erſten und älteſten Bürger des Staats waren zugleich ſeine Kriegsmänner. Nachdem ſich neben ihnen eine Claſſe bloß arbeitender Einwohner anbaute, erhoben ſich die erſten, welche allein die Waffen in Händen behielten, zu einer höhern Bürgerclaſſe. Im Kriege, und um des Krieges willen, iſt die erſte große Unterſcheidung, zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, in der bürgerlichen Geſellſchaft eingeführt worden. Der Kriegsſtand war es auch in der Folge, aus welchem die höhere Claſſe gemeiniglich ergänzt wurde, und welcher ſich hinwiederum die Abkömmlinge derſelben widmeten. Auch hat er ſich zu jeder Zeit an die Fürſten angeſchleſſen, denen nicht erſt vom Machiavell die Meinung beygebracht werden durfte, daß der Krieg ihr eigentliches Handwerk ſey. In ihm hat man alſo beſſer, als ſonſt irgendwo, das, was zur Bildung des Hofmanns ſo vorzüglich gehört, mit Fürſten und Großen umzugehn, lernen können. An allen Höfen machen noch jetzt Militärperſonen einen ſehr beträchtlichen Theil der Geſellſchaft aus; und der Charakter, den ihnen ihr Beruf giebt, muß nothwendig auf den Ton dieſer Geſellſchaft Einfluß haben.

Dieß führt mich auf eine andre Bemerkung: — daß ſelbſt der Rang, welchen der Militärſtand unter den übrigen Ständen behauptet, eine der Urſachen iſt, welche die von Rocheſoucault angeführte Erſcheinung zu erklären dient. — Der Militärſtand iſt zwar nicht in allen Staatsverfaſſungen der erſte: aber er iſt auch nur da eine Schule vornehmer Sitten, wo er der erſte iſt. Um vornehm mit Anſtand zu thun, muß man ſich für bedeutend im Staate halten dürfen, muß man dafür von den übrigen Gliedern deſſelben anerkannt werden. Was den Bürger unter Großen ſo verlegen macht, iſt eben, daß er wenig geachtet wird, und daß er dieß weiß. Wenn er Stolz, oder wirkliches Verdienſt hat, ſo kämpft er zwar mit dieſem

Vorurtheile bey ſich ſelbſt: aber dieſer Kampf ſelbſt zerſtreut ihn, und läßt ihm nicht die Gemüthsruhe, welche zum vollkommen anſtändigen Betragen nöthig iſt. Aus den entgegengeſetzten Urſachen muß in Monarchien, wo der Soldatenſtand den erſten Rang in der öffentlichen Achtung einnimmt, und die Aufmerkſamkeit des Monarchen vornehmlich auf ſich zieht, dieſer Stand, indem er das Bewuſtſeyn einer gewiſſen anerkannten Würde giebt, auch die Erwerbung des edlen Anſtandes erleichtern, da dieſer, großentheils, auf der Gewißheit, von andern nicht verachtet zu werden, gegründet iſt. In Kaufmannsſtaaten, wo der Officier unter der bürgerlichen Obrigkeit ſteht, und von dem reichen Bürger, der ihn bezahlt, nicht ausnehmend geſchätzt wird; — ſelbſt in den Monarchien, wo die Hofſtellen mehr, als die Militärſtellen, gelten, — wird man auch dieſen edeln, freyen Anſtand unter der Armee weit mehr vermiſſen, und die bürgerliche Schüchternheit im kriegeriſchen Gewande wieder finden.

Wenn endlich der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte den feinen Anſtand des Hofes bildet: ſo wird der Stand, welcher am meiſten vom ſchönen Geſchlechte begünſtigt wird, auch in der Schule der Artigkeit leichtere Fortſchritte machen. Es iſt eine ſehr gemeine Bemerkung, daß Tapferkeit und Mannheit, und alles, was dieſe Eigenſchaften ankündiget, uns Männern mehr Eingang bey der weiblichen Welt giebt, als die größte Gefälligkeit, mit Zeichen der Schwäche verbunden. Um deßwegen hat ſchon die militäriſche Kleidung, das Inſigne jener Vorzüge, einen Reitz für die Aufmerkſamkeit und die Neigung des weiblichen Geſchlechts. Aber der, aus dem Feldzuge ſelbſt, mit Triumph zurückkehrende Sieger hat gewiß den erſten Anſpruch von ihnen hervorgezogen zu werden. Es iſt kein Wunder, wenn er, mehr geſucht, geliebkoſet, geehrt, die Blödigkeit verliert, welche dem noch ſo verdienſtvollen aber häuslich erzognen Jünglinge, vornehmlich unter vornehmen und artigen Weibern anklebt, eine Blödigkeit, die ihn alsdann auch in alle die vermiſchten Geſellſchaften begleitet, wo weiblicher Geſchmack und weibliche Delicateſſe den Ton angiebt.

Alle die bisher ausgeführten ſpeciellern Beobachtungen führen zu einer allgemeinen Betrachtung: welche nicht unſchicklich dieſe Unterſuchung beſchließen wird.

Es giebt zwey Hauptarten der Erziehung des Menſchen. Die eine könnte man die gelehrte nennen: — ſie iſt die, welche den Verſtand mit

Kenntniſſen bereichert, ihn zum Nachdenken gewöhnt, und die moraliſchen Gefühle zugleich vervielfältigt und verfeinert. Die andre iſt die militäriſche, welche den Körper abhärtet, die Sinne ſchärſt, den Muth ſtählt, in die Ueberlegungen Schnelligkeit, und in die Ausführung Feſtigkeit und Kraft bringt. Auf jeder dieſer beyden Laufbahnen wenn ſie von einander getrennt ſind, gelangt der Menſch zu gewiſſen Vorzügen, und geht andrer verluſtig. Der Gelehrte vernachläßigt leicht ſein Aeußeres; ſein Muth wird durch die ſitzende Lebensart geſchwächt; ſeine Einſamkeit macht ihn zu einer leichten und muntern Thätigkeit unter andern Menſchen ungeſchickter. Der Soldat hingegen, wenn er nichts als Soldat iſt, bleibt oft unwiſſend, hart und rauh, oder ſinnlich und ſchwelgeriſch, genießt entweder ein bloß animaliſches Leben, oder verbittert andern durch ſeinen Uebermuth das ihrige. — Aber wenn zuweilen durch glückliche Umſtände, ſich, in einer Perſon, der militäriſche Geiſt mit dem philoſophiſchen vereinigt: dann erſcheinen die größten Männer und die liebenswürdigſten Menſchen. — Unſer große Friedrich war einer von ihnen.

Dieſe Unterſuchung iſt nicht bloß ein Gegenſtand der Neugierde: — ob ſie gleich auch, als ſolcher, der Aufmerkſamkeit nicht unwürdig wäre, da, auf Moralität und Glückſeligkeit der Menſchen im bürgerlichen Leben, die Verſchiedenheit der Stände und ihrer Sitten großen Einfluß hat. Aber die Erkenntniß des Wahren führt immer zur Einſicht des Guten: und indem wir unterſuchen, was die Dinge ſind, lernen wir zugleich, was wir begehren, und wie wir handeln ſollen.

Es iſt ſchon etwas, den Werth der verſchiedenen Arten menſchlicher Vollkommenheiten gehörig würdigen zu können: aber es iſt noch mehr, die Urſachen kennen zu lernen, durch welche ſie entſtehen, und die Umſtände und Lagen, in denen ſie vorzüglich gedeihen. Jenes lehrt uns unſer Beſtreben nach der Größe des Guten abmeſſen; dieſes lehrt uns beurtheilen, was für uns erreichbar ſey, und was wir aufgeben müſſen, — lehrt uns die Gelegenheit, die ſich uns zu unſrer Vervollkommnung darbiethen, nutzen, — und weiſet uns zugleich an, unſer Feld da zu bauen, wo wir die beſten und reichſten Früchte von ihm erwarten können.

Welt haben, ein Mann von Welt ſeyn, — mit was für einem Stolze wird dieß Zauberwort nicht von denen ausgeſprochen, die ſelbſt die Sache zu beſitzen glauben; und wie ſehr demüthigt nicht das Bewuſtſeyn eines gemeinen Airs den ſonſt guten und achtungswürdigen Bürger!

So verkehrt urtheilen die Menſchen nicht, daß nicht in dem, was ganze Haufen derſelben ſehr ſchätzen, wirklich etwas ſchätzbares ſeyn ſollte; aber es fehlt ihnen oft an einem richtigen Maßſtabe, die verſchiednen Gegenſtände ihrer Achtung zu vergleichen; und gemeiniglich geben ſie der mindern Vollkommenheit einen höhern Rang, wenn ſie entweder mehr in die Augen fällt, oder ſie merklicher vor andern Menſchen auszeichnet. So wie ſie ſich oft, bey dem Beſitze der weſentlichſten Güter, unglücklich glauben, weil ihnen einige Auszierungen der Eitelkeit fehlen: ſo kommen ſie ſich zuweilen, bey dem Beſitze wahrer Verdienſte, verächtlich vor, weil ſie in glänzenden Kleinigkeiten hinter andern zurückſtehn.

Der erſte Satz, auf welchen uns die Entwickelung der Rochefoucaultiſchen Maxime geführt hat, war: daß das Bewuſtſeyn einer gewiſſen Würde unter die Urſachen des vorzüglichen Anſtandes gehöre, welcher den Hofmann unterſcheidet. — Dieſes

Bewußtſeyn nun, welches bey den Großen bloß auf willkührlichen Unterſchieden des Ranges beruht, kann jeder verſtändige und rechtſchaffne Mann erlangen, wenn er die Würde der menſchlichen Natur kennt. Jeder Menſch iſt etwas werth, bloß weil er ein Menſch, ein vernünftiges und moraliſches Weſen iſt, an ſich fähig zu allem, was die Vortreflichſten ſeines Geſchlechts erlangt, und die Verdienſtvolleſten deſſelben gethan haben. Aber der aufgeklärte und tugendhafte Mann iſt es eigentlich, der dieſe Würde achten machen kann, weil er allein ſie kennt, ſie durch ſeine Bemühungen aufrecht zu erhalten ſtrebt, und weil er ſie durch ſeine Handlungen an den Tag legt.

Alle Arten der bürgerlichen Würde ſollen im Grunde nichts anders, als Zeichen und Beſtätigungen der natürlichen ſeyn. Warum wurden zuerſt gewiſſe Menſchen unter den übrigen als Oberhäupter ausgezeichnet? Weil man in ihnen diejenigen Tugenden zu entdecken glaubte, welche das Zeitalter als die vornehmſten Zierden der menſchlichen Natur ſchäzte; oder weil man von ihnen die Dienſte erhalten hatte, die nach der Lage der Geſellſchaft für die größten Wohlthaten gehalten wurden. Warum wurde der, dieſen erſten Helden und Anführern der Nationen ertheilte, Rang nach und nach erblich?

Weil man, nach Erfahrung oder nach Vorurtheilen, in den Söhnen edler Geſchlechter auch eine edlere Natur annahm. Selbſt, als in ſpätern Zeiten der bloße Wille der Fürſten adeln konnte: warum unterwarf ſich die Meinung des Volks ſo leicht dieſer Entſcheidung? Weil das Volk die Fürſten, nachdem es ſie einmahl über alles verehren gelernt hatte, auch für die gültigſten Richter des Verdienſtes hielt; weil es vorausſetzte, daß, wer dem Höchſten im Staate ſo ſehr gefallen, oder ihm ſo viele Dienſte geleiſtet hätte, um von ihm hervorgezogen zu werden, auch die allgemeine Hochachtung verdienen, und als ein allgemein nützlicher Bürger angeſehen werden müſſe. Jeder Titel, ſo leer und bedeutungslos er jetzt bey dem ſeyn mag, welcher ihn trägt, zeigt doch an ſich etwas an, welches eine Tugend, oder ein Ausfluß der Tugend, ein Verdienſt iſt. (*) Jeder Vorzug, den ſich

---

(*) Die Titel Rath, und geheimder Rath, zu welchen ſo viele Menſchen, in Deutſchland, in Ermanglung jedes andern, ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie ſich vor dem großen Haufen wollen auszeichnen laſſen, ſind, ſo bedeutungslos ſie oft in ihrer Anwendung werden, doch an ſich nicht übel gewählt, einen vorzüglichen Mann anzuzeigen. Einem Fürſten rathen zu können, ſetzt, bey der Wichtigkeit ſeiner Verrichtungen, kein kleines Maß von Einſicht und Gemeingeiſt ſich jetzt Menſchen über Menſchen auf die ungegründetſte Weiſe anmaßen, oder auf die ungerechteſte Weiſe geltend machen, hat doch ſeinen Urſprung, in einer Meinung, nach welcher ſie ſich ſelbſt, oder andre ihnen, Eigenſchaften beylegten, die ſie für Tugenden hielten, und die zuletzt auf intellectuelle oder auf moraliſche Vorzüge hinauslaufen.

Der Mann nun, welcher einſieht, daß die bürgerliche Würde auf der natürlichen beruht, und die willkührlich ausgetheilten Ehrenzeichen auf die reellen Vorzüge des Geiſtes und Herzens gegründet ſind; der Mann, der zugleich in ſich, wenigſtens die Einſicht deſſen, was gut iſt, und das Beſtreben darnach findet: ſollte dieſer Mann nicht in ſeinen Augen eine gewiſſe Würde erhalten, wenn auch keine Decorationen der Geburt und des Standes ihn auszeichnen? Sollte er nicht zu ſich ſelbſt ſagen können: „dieſer Große, der dich verachtet, dieſe adlige Dame, die ſtolz über dich hinwegſieht, gründen ihre „Hoheit auf einen Schein ſolcher Eigenſchaften, wo-

---

geiſt voraus: und von ihm vorzüglich zu den Angelegenheiten gezogen zu werden, die er vor andern geheim hält, läßt, außer der Fähigkeit zu ſchweigen, die eine ſeltne Gabe iſt, auch noch auf einen höhern Grad erprobter Klugheit oder Redlichkeit ſchließen.

„von du einige wirklich beſitzeſt. Sie ſind deßwegen
„geehrt, weil, nach einem dunkeln Gerücht und einer
„nie gründlich unterſuchten Volksmeinung, ihre
„Vorfahren ſich durch Vorzüge unterſchieden, von
„welchen die Natur auch in dich den Saamen gelegt
„hat, und an deren Ausbildung du, wie du dir bewußt
„biſt, arbeiteſt. Der Urſprung des Ranges,
„der ihre Familien vor der deinigen hervorzieht, liegt
„in vergeſſenen Thaten ihrer Ahnherrn, die der Geſellſchaft
„für nützlich gehalten wurden: und auch du
„kannſt dir das Zeugniß geben, auf die Erwerbung
„nützlicher Talente Fleiß gewandt zu haben, und jetzt
„dieſelben, mit dem redlichen Vorſatze der Gemeinnützigkeit,
„in Uebung zu ſetzen. Sie halten ſich für
„bedeutende Weſen, weil ſie von Kindheit an ſich geehrt
„geſehen haben, und ſchließen aus der Achtung,
„die man ihnen erwies, auf die, welche ſie verdienen:
„du gründeſt, wenn du deine Vernunſt anbauſt, und
„deiner Pflicht getreu biſt, deine Rechte auf die
„wirkliche Kenntniß deiner ſelbſt, und darfſt aus dem,
„was du biſt, auf die Meinung ſchließen, welche
„andre von dir haben ſollten, und welche, früh oder
„ſpät, bey den Einſichtsvollen und Guten deiner Zeitgenoſſen,
„ſich feſtſetzen wird.“

Wenn dieſer Mann überdieß noch mit ſich, über die Urſachen der Unterordnung der Stände im gemeinen Weſen, zu Rathe geht, in welcher ihm ein ſo mittelmäßiger, oder gar vielleicht niedriger Platz angewieſen iſt: ſo wird er auf der einen Seite; die Achtung für dieſe Hierarchie, ſo lange ſie einen Theil der Staatsverfaſſung, und alſo eine Stütze der öffentlichen Ordnung ausmacht, als eine ſeiner Pflichten erkennen, deren Beobachtung ihn ſo, wie die Beobachtung jeder andern Pflicht, veredelt; auf der andern wird er aber deutlich einſehen, daß die daraus erwachſende Ungleichheit der Menſchen, doch nur ihr eignes Werk, ein willkührliches Inſtitut, die Folge von Verabredungen und Meinungen ſey, welche über die natürliche Gleichheit, oder die natürlichen Unterſchiede, nicht auf immer die Oberhand behalten können, ja, ſchon jetzt, in vielen Fällen, wenn es auf das Reelle ankömmt, es ſey im Geſpräche, es ſey in Geſchäften, von dem mächtigern Einfluß der Talente und Tugenden überwogen werden. — Sollten oft wiederhohlte Reflexionen dieſer Art nicht etwas beytragen können, dem Manne, der ohne Geburt und Stand, nur mit der Würde perſönlicher guter Eigenſchaften in der Geſellſchaft auftritt, unter Höhern ein edles Selbſtgefühl und, mit demſelben, einen freyen Anſtand zu geben, ohne deshalb die Beſcheidenheit, welche die bürgerlichen Verhältniſſe fordern, bey ihm zu vermindern?

Ein zweyter Umſtand, den wir bemerkten, indem wir die Rochefoucaultſche Sentenz auslegen wollten, war, daß der in der großen Welt Erzogne, durch die bloße Gewohnheit, die Höchſten unter den Menſchen zu ſehen, nach und nach die übertriebne Ehrfurcht, und mit ihr die Schüchternheit gegen ſie verliert, und ſie als Menſchen betrachten lernt; ein dritter, daß die Gleichheit, die unter den Adligen herrſcht, eine gewiſſe Vertraulichkeit, die hohe Meynung, die jeder derſelben von ſich ſelbſt hat, ein achtungsvolles Betragen gegen einander bey ihnen hervorbringt, — welche beyde Modificationen des Aeußern, gehörig mit einander in Harmonie gebracht, ihm das anſtändigſte und gefälligſte Anſehn geben.

Inſofern hierbey Wahrheit und Vollkommenheit zum Grunde liegt, kann die Vernunft, und auf Vernunft gegründete Geſinnung die Stelle der Gewohnheit erſetzen. Der denkende Mann, auch aus der unbekannteſten Familie, kann zu der Ueberzeugung und zu dem Gefühle gelangen, daß zwiſchen Unterthanen und Fürſten, unter den Höchſten und Niedrigſten in der menſchlichen Geſellſchaft [*]), ja ſelbſt unter den Artigſten und den von den gemeinſten Sitten, unter den Gelehrteſten und den Unwiſſendſten, mehr Puncte der Gleichheit vorhanden ſind, worinnen ſie mit einander übereinſtimmen, als Unterſchiede, worinn ſie von einander abſtechen, — mehr Vorzüge, die ſie mit einander gemein haben, als ſolche, welche einer derſelben ausſchließend vor den übrigen beſitzet. Eben dieſe Vernunft, verbunden mit einem wohlwollenden Herzen, kann es dahin bringen, daß der Menſch allenthalben, wo er unter Menſchen kömmt, auch Freunde und Verwandte zu erblicken glaube, daß ihm niemand durchaus fremd, kein Menſch fürchterlich, und noch weniger irgend einer ganz verächtlich ſcheint: Geſinnungen, die, wenn ſie wirklich im Geiſte des Menſchen herrſchen, ihn auch das Geheimniß jener achtungsvollen Zutraulichkeit lehren, welche das Aeußere eines Menſchen andern ſo angenehm macht.

---

[*]) So viel iſt gewiß: die blinde Verehrung der Könige und Großen, bloß um des äußern ſie umgebenden Schim-

In wiefern alſo Sitten und Manieren von Gedanken und Ueberzeugungen abhängen: inſofern wird

---

mers willen, macht ſchüchtern und verlegen. Die vernünftige Achtung für dieſelben, entweder um der Vorzüge willen, die ſie perſönlich beſitzen, oder um der bürgerlichen Ordnung willen, zu der ihr Rang gehört, läßt den Menſchen zugleich anſtändig und beherzt handeln.

auch der bürgerlich Erzogne, dem edlen Anſtande deſto näher kommen, je vollkommner an Geiſt und Herz er wird, und je richtiger er über die Dinge und Menſchen urtheilen lernt. Aber wir haben geſehn, die Sitten und die Manieren hängen nicht bloß von den Ideen ab; ſie ſind nicht das Werk des Urtheils und des Vorſatzes allein: ſondern ſie ſind zum Theil Folgen der Routine, der körperlichen Uebungen, der Beyſpiele, die wir von Jugend auf vor Augen geſehn haben, und der Art von mechaniſchen Triebfedern, durch welche wir vermöge unſrer äußern Lage in Bewegung geſetzt werden. Eben um dieſer Triebfedern willen iſt es, daß Rochefoucault eine große Revolution in den Umſtänden eines Menſchen will vorhergehn laſſen, ehe er ihn, in Abſicht der Sitten, von der niedern Stufe auf die höhere erheben zu können glaubt. Die militäriſche Diſciplin, oder der Tumult kriegeriſcher Auftritte ſoll erſt die mechaniſch entſtandnen Eigenthümlichkeiten des vorigen eingeſchränkten Standes aufheben, ehe der Bürger zur Vervollkommnung ſeines Aeußern, nach ſeinem richtigen Ideal, und den von ihm ſelbſt gewählten Muſtern, fähig werden ſoll.

Sich nun in dieſe oder jene äußere Lage zu verſetzen, ſteht in keines Menſchen Gewalt. Und keiner vermag auch durch ſeine eigne Bemühung, ſich

Annehmlichkeiten und Vorzüge zu erwerben, welche ſchlechterdings nur durch äußere Urſachen ihm mitgetheilt werden können.

Hier bleibt nun dem vernünftigen Manne weiter nichts übrig, als beherzt dasjenige aufzugeben, was er an ſich ſchätzbar, aber für ſich unerreichbar findet. Es bleibt ihm nichts übrig, als zu erkennen, was ihm fehlt, und ſich doch dadurch nicht demüthigen zu laſſen, weil es ihm ohne ſeine Schuld fehlt. Wenn wir uns unſers etwas linkiſchen Weſens, oder unſers bürgerlichen Airs bewußt ſind: ſo iſt dieſe Einſicht ſelbſt ſchon ein Vorzug, der uns einigermaßen tröſten kann. Wir werden ſogar am wenigſten davon blicken laſſen, wenn wir am wenigſten ängſtlich uns beſtreben, uns davon los zu machen; wenn wir in dem, was von unſerer Willkühr abhängt, unſrer Vernunft, und in dem, was eine unvermeidliche Folge unſrer Lage iſt, unſern Angewöhnungen treu bleiben. In Ermangelung der höhern Vollkommenheit, iſt das Natürliche, auch wenn es fehlerhaft iſt, immer dasjenige, was am meiſten gefällt, oder am wenigſten mißfällt.

Eine zweyte moraliſche Folge läßt ſich aus obigen Schilderungen ziehen, und ſie iſt in unſern Zeiten vorzüglich wichtig. Es iſt dieſe, daß der Menſch, wenn er über den Gang der Dinge in der Welt nachdenkt, und den Urſachen der Fortſchritte nachſpürt, welche die Cultur unter uns gemacht hat, Gründe findet, mit der Verſchiedenheit der Stände, und der Unterordnung derſelben unter einander zufrieden zu ſeyn, — von welcher er in anderer Rückſicht ſo ſehr gedrückt wird, daß er zuweilen, ſelbſt mit Gefahr, die Sicherheit und bürgerliche Ordnung aufs Spiel zu ſetzen, wünſcht, ſie aufheben oder mildern zu können. Es giebt gewiſſe Vollkommenheiten im Aeußern und Innern des Menſchen, (und unter dieſe gehört vorzüglich die Feinheit der Sitten im geſellſchaftlichen Umgange,) die ſchlechterdings nicht hätten aufkeimen können, wenn in der großen bürgerlichen Geſellſchaft nicht eine kleinere ſich hervorgethan, ſich über den Reſt ihrer Mitbürger erhoben, und eben durch dieſe Entfernung von den Uebrigen, und durch den ſich darauf gründenden Stolz, ſich feſter und inniger mit einander vereinigt hätte. Es giebt gewiſſe Vorzüge, die weder der induſtriöſe Bürger, noch der denkende Weiſe, weder der Ackerbauer noch der Handelsmann je würden erlangt, je würden dem menſchlichen Geſchlechte mitgetheilt haben, wenn nicht ein reicher und geſchäftloſer Adel entſtanden wäre; und wenn nicht die Fürſten denſelben um ſich verſammelt hätten, um ihn ausſchließend an ihren Herrlichkeiten Theil nehmen zu laſſen. Andere Vollkommenheiten der Menſchen haben durchaus müſſen in einem Feldlager und unter dem Geklirre der Waffen ihren Urſprung nehmen. Die Behendigkeit, die ſtrenge Ordnung, die Abhärtung des Körpers, die ceremonieloſe Vertraulichkeit und Offenheit, der Muth und mit demſelben das freymüthige Weſen, haben ſchlechterdings ihren erſten Sitz bey denjenigen gehabt, welche, ſich zu wehren, oder andere anzugreifen, beyſammen waren. Es iſt weit gefehlt, daß dieſe beyden Stände die einzigen wären, welche durch ihre äußere Lage die Cultur gewiſſer beſonderer Tugenden und Talente begünſtigten. Die Ordnung und Pünctlichkeit, die der Handelsmann, die anhaltende Arbeitſamkeit, die der Handwerker und Künſtler, und der ſpeculative Geiſt, den der Gelehrte in die menſchliche Geſellſchaft gleichſam eingeführet, oder in ihr bis zu einer muſterhaften Vollkommenheit gebracht hat, ſind noch weſentlichere Vorzüge, ob ſie gleich weniger Glanz haben, und bey unſerm jetzigen Gegenſtande weniger in Betrachtung kommen. So viel iſt klar, daß, ſo wie die Vertheilung der Arbeiten die Werke der Menſchen, durch die Einſchränkung ihres Fleißes auf einen einzigen Gegenſtand, vollkommner machte, ſo auch die mehr ins Große gehende Abſonderung der Stände überhaupt, die höhere

Ausbildung der perſönlichen Eigenſchaften des Menſchen ſelbſt, in ſo fern befördert hat, als dadurch die Arbeiten deſſelben an ſeiner eignen Vervollkommnung, auf ähnliche Weiſe, gleichſam getheilt worden ſind.

Wird dieſes Hülfsmittel der erſten aufblühenden Cultur, auch auf jeder Stufe ihres Fortgangs, unentbehrlich bleiben? Werden dieſelben Vollkommenheiten, welche Anfangs nur durch eigne, ſich abſondernde, und auf eine beſtimmte Weiſe erzogne und lebende Menſchenclaſſen, gleichſam gefunden, oder doch nur durch ſolche geübt werden konnten, auch alsdann, wenn dieſe Vollkommenheiten da ſind, wenn ſie für ſchätzbar erkannt werden, wenn ſie andern Ständen ſich mitgetheilt haben und ein Gegenſtand der allgemeinen Nacheiferung geworden ſind, doch noch dieſer Abſonderung der Stände, dieſer Eigenheiten, und Vorurtheile der verſchiedenen Lebensarten oder Gewerbe bedürfen? Wird es ewig Kriege und einen ihnen gewidmeten Stand geben müſſen, damit die Menſchen nicht weichlich werden, damit ſie ihren Körper ausarbeiten, damit ſie ohne Zwang und ohne Umſtändlichkeit mit einander umgehen lernen? Wird es immer der eingebildete Unterſchied der Geburt ſeyn müſſen, welcher gewiſſen Menſchen frühzeitig das Gefühl der Würde giebt, wodurch ſie des edlen Anſtandes fähig werden? Wird nicht dereinſt die allgemeine Menſchenvernunft ſich gleichſam in Beſitz aller der Vortheile ſetzen können, welche zuvor bey einzelnen Claſſen des menſchlichen Geſchlechts ſich zufällig eingefunden hatten; ſo daß ſich dann, auf einem andern Wege, von allen wird erlangen laſſen, was bisher unter den Inconvenienzen ſolcher oft feindſeligen Abſonderungen, nur von wenigen erlangt worden war? Ueber alle dieſe Fragen iſt, für jetzt wenigſtens, der Philoſoph noch nicht aufgeklärt genug, um eine Weiſſagung zu wagen. Aber ſo viel ſieht er ein, daß eine ſtürmiſche Umwälzung, durch welche alle dieſe Gränzlinien der Stände vermiſcht, alle Schlagbäume über den Haufen geworfen würden, außerdem, daß die Möglichkeit ihres Erfolgs noch zweifelhaft iſt, auch für jetzt noch nichts Gutes thun könnte. Die Einſicht von dem, was wahrhaft groß, gut, anſtändig und edel iſt, iſt weder ſo allgemein verbreitet, noch bey denen, die ſich ihrer in einigem Grade rühmen können, ſo geläutert und feſt, daß ſie allein ſchon den Menſchen, an Körper und Geiſt, zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit erheben könnte. Es muß bey den Meiſten noch die Erziehung des Zwanges und der äußern Umſtände die Stelle der Einſicht vertreten; was dem Menſchen an Bildung des Geiſtes fehlt, muß blinde Nachahmung und mechaniſche Uebung erſetzen. Jede Art von Tugenden muß noch gleichſam unter dem Schutze gewiſſer Leidenſchaften und Vorurtheile cultivirt werden; jede muß ihren eignen Cirkel haben, wo ſie gleichſam zu Hauſe iſt, und durch Umſtände und Meinungen unterſtützt wird, indeß vielleicht eben daſelbſt andere Tugenden etwas vernachläßiget werden. So iſt es vorzüglich in Abſicht der Artigkeit. Wäre es möglich einer Nation in allen ihren Ständen den wahren natürlichen Anſtand, diejenige Würde in ihrem Aeußern zu geben, welche die Natur des Menſchen an ſich trägt, wenn ſie unverdorben iſt, frey wirkt und ſich hinlänglich entwickelt hat, — die Würde, welche dem verſtändigen und wohlwollenden Menſchen, ohne Unterſchied des Standes und der Geburt, eigen iſt: ſo würde es ſich freylich in dieſer Nation am beſten leben laſſen, und das Schauſpiel ihrer Sitten und ihres Umgangs würde das reizendſte ſeyn. Aber ſo lange dieß nicht ſtatt findet, ſo lange iſt es, für das Ganze dieſer Nation, vortheilhaft, daß ein Theil derſelben noch eine andre, eingebildete Würde beſitze, und durch den Stolz auf dieſe, in ſeinen eignen Augen erhoben werde; daß dieſer Theil der Nation unter ſich zuſammenhänge und ſeinen Gliedern gegen einander eine Achtung einflöße, welche ſie den übrigen Menſchen nicht ſchuldig zu ſeyn glauben. Die Muſter, welche dieſe Claſſe alsdann von feiner und guter Lebensart aufſtellt, werden für uns andere Menſchenkinder wenigſtens Gegenſtände der Betrachtung; und wenn uns der Himmel an der Stelle der Ahnen einen denkenden Geiſt und den Trieb nach Vollkommenheit gegeben hat, ſo forſchen wir nach den Urſachen des beſſern Anſtandes, den wir an ihnen ſehen, und der Mängel, die uns ſelbſt ankleben, und ſtreben darnach, das, was in der Lebensart der vornehmen Welt wahrhaft gut iſt, uns zu eigen zu machen.

Ich geſtehe es indeß, ich ſehe, — vielleicht in den Aufwallungen eines Enthuſiasmus, der die Vernunft und die Erfahrung in ſeinen Ahndungen überfliegt, der aber gewiß nur aus Empfindungen eines menſchenfreundlichen Herzens ſtammt, — den glücklichen Zeiten entgegen, wo von adligen Sitten und bürgerlichem Air unter uns weit weniger, als jetzt noch, die Rede ſeyn wird; und wo dergleichen Schilderungen als die, welche Rochefoucault durch wenige Striche angegeben hat, und die ich auszuführen verſucht habe, nur als hiſtoriſche Denkmäler eines ehemaligen Zuſtandes der Dinge, nicht als moraliſche Aufklärungen ihrer unveränderlichen Natur, werden intereſſiren können. — Die Etiquette der Höfe, die willkührlichen Anordnungen des ihnen eignen Wohlſtandes, die ehedem ſo weitläuftig und verwickelt waren, daß, ſo wie ihr Studium dem Weltmanne einen großen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Aufmerkſamkeit raubte, ſo die Kenntniß derſelben ihn natürlicher Weiſe von ſeinen damit unbekannten Mitbürgern weit abſonderte, — ſind allenthalben einfacher und eben dadurch der cultivirten Vernunft aller, auch von den Höfen entfernt lebender Menſchen zugänglicher geworden. Man kann hoffen, daß durch einen fernern Fortgang des Lichts, und eine fortgeſetzte Uebung des geſelligen Umgangs in den höhern Claſſen, die Lebensart, welche man als die vornehme anſieht, immer mehr von den Feſſeln willkührlicher Regeln befreyet, dem weſentlichen Wohlſtande der menſchlichen Natur, dem, welcher in dem beſten Ausdrucke ihrer Vollkommenheiten, und in der beſten Erfüllung der geſelligen Pflichten liegt, noch näher gebracht werden wird. Dann wird es jedem Menſchen, in welchem Stande er auch gebohren ſey, wenn ihn ſeine Lage nur nicht verhindert, ſeinen Verſtand aufzuklären, und ſein Herz zu veredeln, mehr noch als jetzt möglich ſeyn, jene Lebensart durch ſich ſelbſt zu lernen, und, vermittelſt ſeines Nachdenkens und ſeiner moraliſchen Uebungen, den geſellſchaftlichen Ton ſich eigen zu machen, der auch in den höchſten Kreiſen für den guten erkannt werden muß.

Auf der andern Seite wird eben dieſer geſellſchaftliche Ton, und der damit zuſammenhängende Anſtand, bey der guten Bürgerclaſſe, augenſcheinlich vollkommner. Gelehrſamkeit vereiniget ſich immer mehr und mehr mit Geſchmack: und wo beyde vereiniget ſind, führen ſie unfehlbar den Menſchen zur Geſelligkeit. Indem die wiſſenſchaftlichen Begriffe alle Tage mehr aufgehellt, und auf eine deutlichere Weiſe ausgedrückt werden, erhalten alle Claſſen, welche leſen können, den Zugang zu den Vortheilen, welche die Fortſchritte der Wiſſenſchaften den Gelehrten gewähren. Schon ſind in Deutſchland viele Perſonen ohne einen adligen Nahmen, die mit Ehren in jeder Geſellſchaft auftreten könnten; und die, wenn ſie demohnerachtet von den Höfen und den höhern Kreiſen ausgeſchloſſen bleiben, mehr die Vorurtheile ihrer Mitbürger anzuklagen, als ſich ihre Unfähigkeit vorzuwerfen haben. Die Anzahl ſolcher Perſonen wird ſich wahrſcheinlich mit jeder Generation vermehren. Ich rechne darauf, daß die noch mehr zur Vollkommenheit gebrachte Erziehungskunſt, neue Mittel ausfindig machen wird, die ſchädlichen Einwirkungen der arbeitſamen und ſitzenden Lebensarten auf den menſchlichen Körper, deſſen Geſtalt und den freyen Gebrauch ſeiner Glieder zu vermindern. Schon jetzt werden die Leibesübungen unter den Söhnen wohlhabender Bürgerfamilien, die ſich den Studien widmen, weniger, als ehedem, vernachläßiget. Vielleicht werden derſelben noch ſchicklichere erfunden; vielleicht wird die körperliche Erziehung mit der geiſtigen noch allgemeiner und genauer vereinigt; vielleicht erſparen auch beſſere Methoden des Unterrichts, richtigere Unterſcheidung des Weſentlichen und Nützlichen in den Wiſſenſchaften und Künſten von dem Zufälligen und Entbehrlichen, unſern Kindern viele der Stunden, die wir, gekrümmt über den Büchern, zum Schaden unſerer Geſundheit, und zur Entſtellung unſers Aeußern zubrachten, ohne etwas erhebliches zu lernen, und erlauben ihnen die Vollkommenheiten des artigen Mannes, und die Fertigkeiten des Meiſters in ihrer Profeſſion zugleich zu erlangen. Wenn mit dieſer Berichtigung der Principien des Wohlſtandes in der höchſten, und der Verbeſſerung der Erziehung in allen Claſſen, auch dieß verbunden wäre, daß der Geringe immer mehr ſeine Würde, die ihm als vernünftigen Menſchen zukömmt, anerkennte, und der Große den Stolz, den er bloß auf die willkührlichen Unterſchiede des Ranges gründet, um des Bewußtſeyns beſſerer Vorzüge willen, immer mehr fahren ließe; daß jener ſich in ſeiner eignen Meinung etwas emporhübe, und dieſer ſich, freywillig und gern, in die Gleichheit mit ſeinen Mitbürgern zurückſetzte; wenn von der einen Seite richtige Einſichten, und mit denſelben zuſammenhängende Grundſätze der Aufführung allgemeiner ausgebreitet wären, von der andern Seite, der Beſitz dieſer Einſichten und die Befolgung dieſer Grundſätze, den wahren Maßſtab des Werths der Menſchen, und, — ſo weit dieſelben im Umgange ſichtbar werden, — den Grund ausmachte, nach welchem ſie ſich zuſammengeſellen, oder von einander abſondern: dann würde der Abſtand zwiſchen dem geſitteten Bürger und dem Hofmanne, zu beyder Glücke unmerklich werden. Jener würde durch ſeine Sitten keine Geſellſchaft verunſtalten, und zu allen, die ihn bilden können, Zutritt finden; dieſer würde nicht mehr durch die Miene des Stolzes ſeinen edlen Anſtand verderben; und die Welt, in deren Kenntniß er ſein eigentliches Verdienſt ſetzt, würde ſich für ihn erweitern. Dann würde der Militärſtand, den Rochefoucault, nicht ohne Urſache, in dem bisherigen Zuſtande der Dinge, als ein unentbehrliches Mittelglied zwiſchen den Ständen, in Abſicht ihrer Sitten, anſah, — das, ſo wie es durch ſeine weit ausgebreiteten Zweige, an die höchſte und die niedrigſte Claſſe der Geſellſchaft gränzte, auch der beſte Uebergang vom Gemeinen zum Edlen im Betragen wäre, — zwar als Schule der Freymüthigkeit weniger nothwendig werden, aber ſelbſt zu einer höhern Sittlichkeit gelangen, indem er zugleich in eine größere Gleichheit mit ſeinen friedlich beſchäftigten Mitbürgern zurückträte.

Bis dieſe glückliche Epoche eintritt, wird das, was der Geiſt der Zeit bey den ganzen Ständen bewirken ſoll, die Vernunft nur bey einzelnen Individuen bewirken können. Der große Hauſe in jedem wird immer unter der Herrſchaft der Gewohnheit bleiben, wird nur diejenigen Vorzüge erlangen, und ſchwerlich von denjenigen Fehlern frey ſeyn, wozu er gleichſam ohne ſein Wiſſen und Willen, bloß durch den Einfluß der Umſtände, gezogen wird. Diejenigen, welche mit einem klärern Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, und ihrer Verhältniſſe in der Welt leben, und mit einer höhern Geiſtesfreyheit begabt ſind, um unabhängig von ihrer Lage zu handeln, werden auch jetzt ſchon vermögend ſeyn, die eignen Vollkommenheiten mehrerer Stände in ſich zu vereinigen, ohne aus dem ihrigen herauszutreten.

Wer im Mittelpuncte ſteht, und aus ihm die menſchliche Geſellſchaft und ihre verſchiednen Abtheilungen überſchaut, der allein ſieht die Abſtände derſelben, — und berechnet die Abſtufungen ihrer Höhen, richtig. Und in eben dieſer Mitte, wo man von den Eigenheiten und Launen der verſchiednen Stände gleich weit entfernt, die charakteriſtiſchen Züge der Menſchheit, die ſich in ihnen einzeln ausgebildet haben, durch Vernunft und vorſätzliche Uebung aufſammelt und zu einem Ganzen verbindet, iſt es nur allein möglich zu einer hohen Vortreflichkeit, im Innern oder Aeußern, zu gelangen.

Wir mögen die Hofſitten, oder das bürgerliche Air haben; es mag der militäriſche oder der Kaufmanns-Geiſt in unſrer Aufführung herrſchen: ſo ſind wir immer nur einſeitig ausgebildete, eingeſchränkte, alſo unvollkommene Menſchen. Der wahrhaft große Mann iſt eben ſo ſehr über ſeinen eignen Stand, und wenn er der höchſte wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieſer Höhe die Tugenden von allen; deßwegen verachtet er keinen: er bemerkt die Fehler von allen; darum ſchätzt er ſeinen eignen nicht übermäßig. Er aber für ſein Theil ſtrebt nach den Vollkommenheiten des Menſchen, und nach den Verdienſten eines Weltbürgers.

IV.

Ueber
die Unentſchloſſenheit.

Es iſt die Behauptung eines weiſen Mannes, daß es für den Verſtand eines Menſchen ſehr viel bedeute, wenn man von ihm ſagen kann, daß er in ſeinen Reden, oder Schriften, ſich immer ſelbſt verſteht. Man kann auf gleiche Weiſe es für eine große Vollkommenheit des Charakters annehmen, wenn der Menſch, bey ſeinen Entwürfen und Unternehmungen, immer weiß, was er will.

Jenes iſt die Folge des Selbſtdenkens, beſonders wenn es mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Vorſtellungen verbunden iſt. Der, welcher nie andern nachſpricht, und nur dasjenige ſagt, was er entweder ſelbſt erfahren, oder durch ſeine Erfahrungen beſtätiget hat, wählt nur, wenn er redet, zu Ideen, die er ſchon zuvor hatte, Ausdrücke, welche dieſelben andern klar machen ſollen. Es kann alſo niemahls fehlen, daß dieſe Ausdrücke, wenn ſie auch ihre Abſicht, ſeine Ideen in die Gemüther andrer überzutragen, nicht völlig erreichen, doch für ihn ſelbſt einen verſtändlichen Sinn haben. Kömmt nun zu dieſer Thätigkeit des Geiſtes, welche die Ideen hervorbringt, die Helligkeit des Blicks, welche die Umriſſe derſelben wohl unterſcheidet: ſo wird es dem Menſchen, bey der Mittheilung ſeiner Gedanken, unmöglich, andre Wörter zu gebrauchen, und andre Redensarten zuſammenzuſetzen, als deren Bedeutung ihm mit eben der Klarheit und Beſtimmtheit vorſchwebt, zu welcher er bey ſeinem einſamen Nachdenken gewöhnt iſt.

Das zweyte, zu wiſſen was man will, iſt das Werk der Entſchloſſenheit. Es giebt einen unbeſtimmten und ſchwankenden Zuſtand des Willens, in welchem dem Menſchen eben ſo leicht verborgen bleibt, auf welcher Seite ſeiner, mit einander ſtreitenden, Neigungen das Uebergewicht ſey, als es, bey dunkeln und unbeſtimmten Vorſtellungen im Verſtande, ihm ſchwer fällt, das Uebergewicht der Gründe unter widerſprechenden Meinungen zu entdecken. In dieſem Zuſtande iſt entweder die Activität des Menſchen vernichtet, ſo wie die Action jeder Kraft aufgehoben wird, wenn ſie zugleich nach entgegengeſetzten Richtungen Antriebe bekömmt: oder, wenn er deſſen ungeachtet Schritte thut, die irgend eine Begierde und eine Willensmeinung verrathen, ſo ſind es nur unordentliche, abgebrochne, und im Kreiſe umlaufende Bewegungen, weil die Neigungen, welche die Triebfedern dazu abgeben, ſchnell mit einander abwechſeln.

Der Gemüthszuſtand des Entſchloſſenen iſt der entgegenſtehende von dieſem. Er hat ein beſtimmtes Ziel vor ſich, und er weiß den Weg, welcher dazu führet; oder er glaubt wenigſtens feſt genug ihn zu wiſſen, um getroſt denſelben zu betreten. Er irrt ſich vielleicht: ſeine Maßregeln mögen mit den Gegenſtänden, wonach er ſtrebt, und mit denen, welche zu jener Erreichung mitwirken ſollen, nicht in völliger Uebereinſtimmung ſtehn. Dann warten ſeiner unfehlbar Fehlſchlagungen. Aber während der Zeit ſelbſt, da er mit dem Unternehmen beſchäftigt iſt, herrſcht doch Ruhe in ſeinem Innern; zwiſchen ſeinen Handlungen ſelbſt iſt demohnerachtet Conſequenz: er geht mit der ihm möglichen Beſonnenheit zu Werke, und arbeitet mit ungetheilter Kraft, geſetzt auch, daß dieſe ſeine Einſicht und dieſe Kraft nicht hinreichen ſollten, ihm einen glücklichen Ausgang zu verſichern.

Es giebt eine Entſchloſſenheit, die ſich über das ganze Leben des Menſchen erſtreckt, und den ganzen Charakter deſſelben veredelt: das iſt die, welche aus einem, für das ganze Leben, gemachten richtigen Plane entſteht. Sie ſetzt voraus, daß der Menſch das große Ziel ſeines

Daſeyns, in der Vervollkommnung ſeines Geiſtes kennen gelernt, und demſelben die einzelnen Unternehmungen und Abſichten ſeines öffentlichen und Privatlebens untergeordnet habe. Der wahrhaft und gleichförmig feſte Mann kann nur der ſeyn, welcher nach überdachten und zuſammenhängenden Grundſätzen handelt. Aber Grundſätze finden, im eigentlichen Verſtande, nur bey der Sittlichkeit ſtatt. Alle Ideen, welche ſich auf äußere Vortheile beziehn, ſind veränderlich und ſchwankend, wie die Umſtände, aus denen dieſe Vortheile entſtehn. Nichts iſt in den Vorſtellungen des Menſchen ganz unveränderlich, als die Geſetze der Tugend, und die Regeln, nach welchen er denkt. Jedes andere Intereſſe, ſo wie jedes Vergnügen, welches er an den Gegenſtänden der Sinne, oder den Befriedigungen der Habſucht und des Ehrgeitzes findet, wechſelt mit den verſchiednen Stufen des Alters, mit der veränderten Leibesbeſchaffenheit, mit dem Uebergange aus einem Orte, einer Lage, einer geſellſchaftlichen Verbindung in die andre. Nur das einzige Intereſſe, welches der verſtändige Menſch darin findet, ſeine Ideen zu berichtigen und zu erweitern, — nur das Vergnügen, welches der tugendhafte Mann in der zunehmenden Gewalt ſeiner Vernunft über ſeine Leidenſchaften, und der zunehmenden Fertigkeit zur Beobachtung ſittlicher Grundſätze findet: nur dieſes verläßt den Menſchen in keinem Alter, keinem Stande, bey keinem Wechſel ſeines Temperaments oder ſeines Glücks; es hängt an ſeiner Natur, nicht an den Umſtänden, und zeigt ihm, unter jedem Geſichtspuncte, immer ein hohes Ziel für ſeine Beſtrebungen, ſo wie es ihm, in jeder Stimmung ſeines Gemüths, einen ſichern Genuß gewährt. Nur derjenige Menſch weiß recht, was er will, deſſen ſämmtliche Entſchlüſſe auf dieſe beyden Endpuncte zuſammenlaufen: denn nur er kennt ein Gut, das über alle übrigen den Vorzug hat, und das immer von unveränderlichem Werthe bleibt. Indem er aber auf dieſe Weiſe, unter den beſondern Geſchäften, mit welchen er ſeine Tage ausfüllt, und den mannichfachen Unternehmungen, durch welche er nähere Endzwecke verfolgt, einen Zuſammenhang geſtiftet, und ihre Beziehung auf einen letzten Zweck bey ſich feſtgeſetzt hat, wird es ihm auch natürlicher Weiſe bey jenen leichter, die Wahlen, welche zum Entſchluſſe nöthig ſind, zu treffen.

Von dieſer erhabnen Art der Entſchloſſenheit, welche in der Feſtigkeit des ganzen Charakters beſteht, und die dem Manne bewährter und auf

Grundſätzen gebauter Tugend allein zugehört, iſt diejenige Eigenſchaft, von welcher hier geredet wird, noch unterſchieden. Dieſe iſt oft als ein Zweig von jenem edlen Stamme, oder als eine beſondre Anwendung jenes Princips anzuſehn. Sie entſteht aber zuweilen auch aus andern Quellen; ſie kann ſich bey unerlaubten Handlungen ſowohl, als bey rechtmäßigen Unternehmungen zeigen: und ob ſie gleich an ſich eine große Vollkommenheit, und ein Mittel zur Beſördrung aller andern iſt, ſo ſteht ſie doch, mit der Sittlichkeit des Charakters überhaupt, in keinem ſo nahen Zuſammenhange. Entſchloſſenheit in dieſem Sinne iſt, wie jedermann weiß, die zwiefache Fertigkeit, ſich ſchnell zu entſchließen, und feſt bey einem gefaßten Entſchluſſe zu beharren. Beyde Fertigkeiten haben eine natürliche Verbindung, wenn jene Geſchwindigkeit und dieſe Beharrlichkeit aus ächten Quellen entſteht: ſie ſind nur dann getrennt, wenn ſich in die erſtere Uebereilung, oder Hitze, in die andre Eigenſinn einmiſcht. — Der entgegenſtehende Fehler der Unentſchloſſenheit zerfällt auf gleiche Weiſe in die beyden Beſtandtheile, des Zauderns beym Entſchließen und der Wankelmuth bey der Ausführung.

Wenn in der Kette von Urſachen und Wirkungen, die von den freyen Handlungen des Menſchen ausgeht, ſein Wollen das erſte Glied iſt: ſo muß nothwendig, wenn dieſer Wille ſtark und feſt iſt, die in der ganzen Reihe hervorgebrachte Veränderung größer, und der Erfolg gewiſſer ſeyn. Die Entſchloſſenheit aber, in dem zuletzt angezeigten Sinne, iſt nichts anders als ein ſtarker und dauerhafter Wille. Durch ſie vereinigt ſich die Kraft des Menſchen auf einen Punct, und wird in gleicher Richtung, durch beträchtliche Zeiträume, thätig erhalten. Was iſt anders zu erwarten, als daß ſie auf dieſe Weiſe am meiſten ausrichten wird?

Entſchloſſenheit iſt die Tapferkeit des Geiſtes, ſo wie das Wort Bravur diejenige anzeiget, welche vom Körper und vom Temperament abhängt. Von dem Anblicke der Gefahr nicht erſchüttert zu werden, iſt oft nur das Werk ſtarker Nerven oder eines feurigen Blutes. Aber in der Gefahr kluge Maßregeln faſſen und mit Ruhe ausführen zu können: dazu gehört eine Ueberlegenheit des Verſtandes über die Eindrücke der Sinnlichkeit, und die Herrſchaft der eignen freyen Entſchlüſſe über die Bewegungen des Inſtincts; dazu iſt eine höhere Kraft des Nachdenkens, und eine größere Stärke des Willens erforderlich. Und nun dieſe kaltblütige Ueberlegung mitten in dem Tumulte, und dieſe ſtandhafte Anhänglichkeit an die gezognen

Schlüſſe, mitten unter den Erſchütterungen, welche in einer gefahrvollen Lage unausbleiblich ſind: dieß iſt es eben, was wir mit dem Worte Entſchloſſenheit bezeichnen, wenn wir dadurch die Tugend eines Helden ausdrücken wollen.

Wenn nun, bey allen wichtigen Handlungen der Menſchen, die Furcht vor der Gefahr ſich immer mit zu den Leidenſchaften geſellt, welche die Klugheit der Maßregeln und die Geſchicklichkeit der Ausführung erſchweren; — wenn ein gewiſſer Muth bey allen nöthig iſt: ſo wird auch diejenige Eigenſchaft des Geiſtes, welche dem ſchädlichen Einfluſſe der Furcht auf Vernunft und Freyheit entgegenarbeitet, und mit dem Muthe, bald als Urſache und bald als Wirkung, in der genaueſten Verbindung ſteht, dem Menſchen in jeder Lage, zu Erfüllung ſeiner Pflichten und zu Erreichung ſeiner Abſichten, Beyſtand leiſten.

Die Unentſchloſſenheit iſt dem Privatmanne, und dem, welcher öffentlichen Geſchäften vorſteht, gleich ſchädlich: ſie verhindert eben ſo ſehr den, welcher ſein Glück zu machen ſucht, als den, welcher ſeinem Vergnügen nachgeht.

In den wichtigen Angelegenheiten des Lebens kömmt ſehr viel auf den Zeitpunct an, in welchem man etwas thut. Die Gelegenheiten warten nicht:

und der Unentſchloſſene iſt niemahls bereit, ſie zu ergreifen.

Da überdieß, nach unſrer Bemerkung, Unſchlüſſigkeit mit Wankelmuth verbunden iſt, ſo entſteht ein noch größeres Hinderniß für die glückliche Beendigung der Geſchäfte, aus der öftern Veränderung der Maßregeln, während des Laufs derſelben: indem ſelbſt ein ſchlechter Plan, ſtandhaft befolgt, eher die Erreichung der Abſicht hoffen läßt, als ein immer wiederhohlter Verſuch, einen beſſern zu finden.

Eine noch größere Feindinn aber iſt die Unentſchloſſenheit von dem Genuſſe des Lebens, als von der zweckmäßigen Geſchäftigkeit deſſelben.

Nicht zu wiſſen, was man thun ſoll; von zwey Begierden, oder zweyerley Anſichten der Gegenſtände, bey ſeiner Wahl unter ihnen, wechſelsweiſe hin und her gezogen zu werden: iſt ein qualvoller Zuſtand. Es iſt eine Bangigkeit, eine Beklemmung des Herzens dabey, die ſchlimmer iſt als Schmerz.

Große Unglücksfälle ſind im menſchlichen Leben ſelten. Krankheit, Kummer, Betrübniß dauern gewöhnlicher Weiſe nur eine Zeitlang. Aber eine ängſtliche Unentſchloſſenheit kann dem Menſchen alle ſeine Tage bitter machen.

Der Menſch iſt zum Handeln geboren. Sein Vergnügen beſteht darin, und ſein Glück hängt davon ab, daß er etwas thue. (*) Daß ſeine Geſchäfte Anwendungen ſeiner Geiſtes- oder Körperkraft ſind, erkennt jeder: aber ſind ſeine Ergötzungen nicht auch Arbeiten, — nur einer andern Art? Das ganze Leben eines Menſchen iſt, ſo lange er wacht, eine Reihe von Thätigkeiten. Was kann alſo wohl einen größern Einfluß auf ſeine Glückſeligkeit haben, als das, was ihn am Handeln hindert, oder

---

(*) Keine Nation hat das ſo gut eingeſehen, oder den Ausdruck davon ſo deutlich in ihre Sprache gelegt, als die Griechen. Das Wort, mit welchem ſie einen glücklichen, erwünſchten Zuſtand überhaupt bezeichnen, (εὐπράττειν) zeigt, nach ſeiner Zuſammenſetzung, eigentlich eine angenehme oder gelingende Thätigkeit an. Indem ſie zuerſt ſehr richtig, zwiſchen Handlungen, die etwas hervorbringen ſollen, und ſolchen, bey welchen die Thätigkeit ſelbſt Zweck iſt, in dem Gebrauche der beyden Wörter ποιεῖν und πράττειν, — (welchen unſere beyden Wörter machen und thun entſprechen,) — unterſchieden, haben ſie ſodann, mit gleicher philoſophiſchen Genauigkeit, um ein glückliches Leben auszudrücken, den Begriff des Guten (εὖ) mit dem Begriffe des Thuns (πράττειν) oder der Handlungen der letztern Gattung, verbanden.

oder was ihm das Handeln leicht macht? Unter jenen Hinderniſſen aber ſteht die Unentſchloſſenheit oben an, weil ſie unmittelbar die Wirkſamkeit des Geiſtes aufhält, und die Kräfte, welche er anwenden ſollte, irgend ein Ziel zu verfolgen, bey der Aufſuchung des Ziels und der Wahl der zu ihm führenden Wege, verzehrt.

Doch die Vorzüge jeder Tugend zeigen ſich dann von ſelbſt, wenn man ihre Natur kennen lernt. Die unſrige kann vielleicht am beſten unterſucht werden, wenn man den ihr entgegenſtehenden Fehler beobachtet, — weil in dem Charakter des Entſchloſſenen, der immer ruhig und gleichförmig iſt, ſich weniger mannigfaltiges unterſcheiden läßt, als in den abwechſelnden Stimmungen des Unentſchloſſenen.

Die Hauptfragen hierbey ſind, wie mich dünkt, folgende drey: 1) welche Urſachen und Folgen die Unentſchloſſenheit habe; 2) wodurch ſich ihre Natur auszeichne; und 3) was ſich für Hülfsmittel gegen dieſelben anwenden laſſen.

I.

Die Urſachen der Unentſchloſſenheit liegen zum Theile im Menſchen ſelbſt, zum Theile in den äußern Umſtänden deſſelben.

Die welche im Menſchen ſelbſt liegen, ſind entweder geiſtig oder körperlich. Die geiſtigen beſtehen entweder in Beſchaffenheiten des Verſtandes, oder in Anlagen des Charakters.

Unter den intellectuellen Urſachen der Unentſchloſſenheit iſt die erſte, und ohne Zweifel die am wenigſten zu hebende, der wirkliche Mangel von Einſicht, und die Schwäche der Denkkraft, wodurch dem Menſchen die Gründe, welche ſeinen Entſchluß beſtimmen ſollten, entweder gänzlich verborgen bleiben, oder ſich ihm in einem zu ſchwachen Lichte zeigen, um die Auswahl unter ihnen leicht zu machen.

Jeder Menſch iſt entſchloſſen in dem, was er vollkommen verſteht. Der Bauer iſt es, wie er ſeinen Pflug ſtellen, — und der Handwerker, wie er den Meißel oder den Hobel führen ſoll. Niemand, der in einer Gegend wohnt, und dieſelbe nach allen Richtungen oft durchreiſet, ſteht bey den Scheidewegen in derſelben ſtille.

Freylich iſt dieſe Folge, daß aus Wiſſenſchaft und Einſicht Entſchloſſenheit entſtehe, bey Gegenſtänden unausbleiblicher, die von der Kunſt des Menſchen durchaus abhängen. Aber auch bey denen, wo der Zufall mit dem Verſtande zugleich wirkt, giebt doch die vollkommenſte Bekanntſchaft mit der Kunſt, welche man auszuüben, und mit dem Geſchäfte, welches man zu vollführen hat, die größte Zuverläßigkeit in der Berechnung der ungewiſſen Erfolge, und alſo die größte Zuverſicht zu den eignen Entwürfen. Wenn ein, des Kriegshandwerks unkundiger und von militäriſchen Talenten entblößter, Anführer an die Spitze einer Armee geſetzt wird: kann er anders als unentſchloſſen ſeyn, da er nicht weiß, was er eigentlich zu thun habe? Er muß es noch mehr ſeyn, wenn er ſeine Unfähigkeit fühlt, und die Wichtigkeit des ihm gemachten Auftrages dagegen hält.

In dieſer letztern Rückſicht iſt es vielleicht noch richtiger, zu ſagen, daß eine halbe Kenntniß der Sache, ein gewiſſer, aber dem Geſchäfte nicht angemeſſener, Grad von Verſtand, den Menſchen unentſchloſſener macht, als Unwiſſenheit und Dummheit. Mit dieſen beyden Eigenſchaften kann man zuweilen äußerſt dreiſt ſeyn, — ja, was noch mehr iſt, man kann ſogar, bey Unternehmungen, wobey es mehr auf Kraft als Geſchicklichkeit ankömmt, mit dieſer Dreiſtigkeit durchdringen. Aber wer gerade ſo viel Verſtand und Kenntniß zu einem Geſchäfte mit bringt, daß er die Schwierigkeiten deſſelben einſieht, und ſeine eigne Unfähigkeit bemerkt, wird es nie entſchloſſen betreiben, und wird es höchſt ſelten glücklich zu Stande bringen. — Jene Kenntniß der Schwierigkeiten, je vollkommner ſie iſt, bringt deſto mehr von derjenigen Art des Anſtaunens (das admirari des Horaz) hervor, welches die Ueberlegung verhindert; und dieſes Bewußtſeyn des eignen Unvermögens iſt immer mit einer Furchtſamkeit verbunden, die dem Menſchen die Entſcheidung im kritiſchen Augenblicke erſchwert. Die Erfahrung des täglichen Lebens, und die Geſchichte der Staaten beſtätigen dieſe Bemerkung auf gleiche Weiſe. Die Welt hat mehrmahlen, ſehr ſchwache Leute, die aber ſich ihrer Schwäche gar nicht bewußt waren in den wichtigſten und gefahrvollſten Unternehmungen entſchloſſen ihre Partey nehmen, und ſie unerſchrocken ausführen geſehn. Sehr unwiſſende Feldherrn haben zuweilen Siege erfochten, und ſehr mittelmäßige Staatskundige haben wichtige Unterhandlungen zu Stande gebracht: — ohne Zweifel weil ſie vom Glücke begünſtiget waren, — aber gewiß auch, weil ſie dreiſt und auf eine gleichförmige Art dabey zu Werke gingen. Dahingegen wird man ſchwerlich finden, daß ein dem aufgetragnen Geſchäfte nicht gewachſener, dabey aber nachdenkender und behutſamer Mann, ſeine Rolle mit Muth und mit Glücke geſpielt habe.

Unter den verſchiedenen Schwächen des Verſtandes aber, welche zur Unentſchloſſenheit den Grund legen, iſt es zweytens der Mangel der Beurtheilungskraft, der dieſelbe am unfehlbarſten hervorbringt.

Beſchließen heißt beſtimmen, welche unter mehreren Parteyen, die zu ergreifen möglich ſind, die beſte ſey. Dazu gehört ohne Zweifel zuerſt, die verſchiedenen Möglichkeiten der Umſtände, welchen die Maßregeln angepaßt werden ſollen, zu wiſſen, und erfinderiſch in Entwürfen zu ſeyn, die unter jeder Vorausſetzung zu der Erreichung des Endzwecks dienen können. Dieß iſt die Sache des Verſtandes überhaupt, und der von dem Gegenſtande erworbnen Wiſſenſchaft. Aber dadurch ſind erſt die Gegenſtände, unter welchen gewählt werden ſoll, vorbereitet. Zur Wahl ſelbſt gehört noch eine zweyte Operation, durch welche dieſe Gegenſtände verglichen, und unter ihnen das Große vom Kleinen, das Scheinbare vom Wahren, das Gute vom Beſſern unterſchieden wird. Die *Grade* der Zweckmäßigkeit ſowohl, welche in den Mitteln ſelbſt liegt, als der Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs, die von äußern Zufällen abhängt, müſſen berechnet werden, um zu finden, welche Totalſumme die größte ſey. Und dieß nun alles iſt das Eigenthümliche der Urtheilskraft. Da ein Uebergewicht auf der einen Seite vorhanden ſeyn muß, wo ein Entſchluß ſtatt finden ſoll: ſo iſt es nicht genug, den Gegenſtand von mehrern Seiten kennen gelernt haben; es iſt auch noch diejenige beſondre Eigenſchaft der Denkkraft erforderlich, welche den verſchiedenen Werth der geſammelten Ideen mit Zuverläßigkeit angiebt.

Wer viele Ideen und mannigfaltige gute Einfälle, mit weniger Beurtheilungskraft, beſitzt, iſt unentſchloſſener, als der, welcher, bey einem engen Ideenkreiſe, eine verhältnißmäßige Kraft hat, ſeine Gedanken zu prüfen, und den richtigſten und beſten unter mehrern zu erkennen.

Hieraus ergiebt ſich noch eine dritte, in den Anlagen des Kopfs liegende, Urſache der Unentſchloſſenheit: dieſe iſt eine gewiſſe übergroße Feinheit und Subtilität des Verſtandes ſelbſt. Der Scharfſinn, welcher in die verborgenſten Winkel eines Gegenſtandes eindringt, und die Denkfertigkeit, welche ihn von allen Seiten beſchaut, machen, durch die große Anzahl der Ideen, die ſie zur Wahl vorlegen, den Menſchen noch unentſchloſſener, wenn nicht noch andre Naturgaben hinzukommen, wodurch eine Abſtufung der Ideen an Klarheit, Lebhaftigkeit oder Gewißheit bewirkt, und einer unter allen übrigen der Vorzug geſichert wird.

Man hat oft geſagt, daß die allzu grübelnden Köpfe zu Geſchäften untauglich ſind; daß die, welche zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Theorien vorzügliche Talente zeigen, ſich ſelten zu deren Ausführung brauchen laſſen. Eine der Urſachen dieſer Erfahrung liegt darinn, daß zur Praxis in jeder Kunſt Entſchloſſenheit nöthig iſt, die Speculation aber unentſchloſſen macht.

Diejenigen, welche gewöhnt ſind, ihren Gegenſtand bis auf ſeine feinſten Theile zu zergliedern, werden in den Gegenſtänden, worüber ſie ſich berathſchlagen, ſo viele den übrigen Menſchen unmerkliche Schwierigkeiten gewahr, daß ſie darüber den Muth und die Beſonnenheit verlieren, die zum Entſcheiden erfordert werden.

Die Dinge in der Welt haben ſehr mannigfaltige Seiten; und die Erfolge unſrer Handlungen entſtehen aus vielen gegen einander wirkenden Urſachen. Wer dieſe Seiten und dieſe Urſachen alle, große und kleine, durchdenken will, wird nicht nur durch dieſe Arbeit ſelbſt ſchon ſehr aufgehalten, ſondern erhält oft, zum Lohn derſelben, nur eine größre Ungewißheit über das, was ihm zu thun obliege, als diejenige war, die er beym erſten flüchtigen Ueberblicke der Sache hatte.

Täglich ſieht man daher eingeſchränkte, einer tiefen Meditation unfähige Köpfe, die aber von geradem, geſundem Verſtande ſind, entſchloſſen und ſtandhaft handeln, wo die feinern und geübtern Denker zaudern, oder hin und her wanken. Wer nur einen Weg vor ſich ſieht, geht denſelben getroſt: wer aber, mit ſchärferem Blicke begabt, mehrere, — zum Theil weniger betretene, — Fußſteige gewahr wird, verweilt länger, um ſich zu orientiren, und zweifelt vielleicht noch, auch wenn er ſchon auf einem fortwandert, ob er den rechten gewählt habe.

Das Gleichgewicht alſo zwiſchen derjenigen Fähigkeit, welche die Ideen aufſpürt und ausfündig macht, und der, welche ſie abwägt und ſchätzt, iſt die der Entſchloſſenheit günſtigſte Anlage der Gemüthskräfte. Sind beyde Fähigkeiten vorzüglich groß: ſo entſteht aus ihrer Harmonie der Mann von praktiſchem Genie, der, als Feldherr oder Staatsmann, unter den verwickelteſten Umſtänden ſchnell und ſicher ſeine Partey ergreifen, und Tauſenden, die er anführt, ſeinen Muth, und die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs einflößen kann. Sind beyde Gaben, die der Erfindung und die der Beurtheilung, nur in dem gewöhnlichen Grade vorhanden, aber doch eine der andern angemeſſen:

ſo nennen wir das, was daraus entſteht, einen richtigen Verſtand, oder esprit juſte, und er reicht zu, den Menſchen welcher ihn beſitzt, zu einem guten Regierer ſeines Hausweſens, und ſelbſt zu einem glücklichen Verwalter öffentlicher Angelegenheiten, durch ſeine Entſchloſſenheit ſowohl als durch ſeine Klugheit, zu machen.

Wenn die Natur der gedachten Eigenſchaft, ohne welche alle andere Verſtandeskräfte den Menſchen, im Augenblicke der Anwendung, verlaſſen, ſo ſchwer zu erklären iſt: ſo liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß die Vergleichung zwiſchen mehreren Maßregeln ſich nicht durch eben ſo auseinander geſetzte Schlüſſe, und deutlich entwickelte Ideen anſtellen läßt, als die ſind, durch welche die Maßregeln ſelbſt gefunden wurden. In den meiſten Fällen des praktiſchen Lebens, wo Entſcheidung nöthig iſt, wird eine ausführliche Berathſchlagung durch das Dringende der Umſtände unmöglich. Die verſchiedenen Methoden des Verfahrens in jeder Angelegenheit können, ſo wie die Curarten der verſchiednen Krankheiten, ſchon im voraus und mit Muße, ſtudirt, — zum Theile wiſſenſchaftlich erlernt werden: aber die Beurtheilung, welche dieſer Methoden auf den gegenwärtigen Fall paſſe, muß, ſo wie die Auswahl, welche der praktiſche Arzt am Krankenbette unter den ihm bekannten Heilmitteln macht, auf der Stelle, und faſt immer augenblicklich geſchehn. Geſetzt aber auch daß Zeit genug vorhanden iſt, und daß die Natur des Gegenſtandes es erlaubt, ausführliche Vergleichungen unter den zu ergreifen möglichen Parteyen anzuſtellen: ſo muß doch immer am Ende noch ein gewiſſer Ueberblick des Ganzen, noch — wenn ich ſo ſagen darf, — ein königliches Machtwort, unſrer oberſten Kraft hinzukommen, um die Debatten zu endigen, und den Schluß rechtskräftig zu machen. — Und dieß eben iſt die am wenigſten erklärbare Operation des Geiſtes; wozu das Talent, eben deßwegen, nicht als ein Erwerb der Kunſt und des Fleißes, ſondern als ein reines Geſchenk der Natur anzuſehen iſt.

Glücklich iſt ſchon derjenige Menſch, auf welchen die Dinge beſtimmte und nach Graden verſchiedne, — wenn auch nicht immer richtige — Eindrücke machen; der unter mehreren Vortheilen, die ſich ihm darbiethen, unter mehreren Vergnügungen, die ihn an ſich locken, immer *einen* Vortheil, *ein* Vergnügen, als überwiegend anziehend empfindet. Ihm wird dadurch, von der Natur ſelbſt, bey den meiſten Vorfällen des Lebens, die Bahn, welche er wandeln ſoll, beſtimmt vorgezeichnet. Wenn er auch dabey irrt, ſo iſt er doch ruhig und feſt: und oft hilft ihm die Zuverſicht, mit welcher er zu Werke geht, daß er, auch bey unrecht gewählten Maßregeln, ans Ziel gelangt.

Aber noch glücklicher iſt der Mann, der, mit dieſer Beſtimmtheit ſeiner Urtheile, Richtigkeit verbindet.

Nichts iſt in unſern moraliſchen Wiſſenſchaften noch ſo unvollkommen als die Kenntniß der Größen. Was gut iſt, können wir, in vielen Fällen, nach deutlichen Begriffen entſcheiden: aber um wie viel ein Ding beſſer ſey, als das andre, dazu haben wir bisher noch keinen Maßſtab gefunden. Was nun der Wiſſenſchaft noch mangelt und wahrſcheinlich immer mangeln wird, das findet der Mann, von dem wir reden, in ſeiner Natur. Er kann die Grade des Guten unter den moraliſchen Gegenſtänden empfinden, ohne ſie mit Worten angeben zu können: — ſo wie ein geſchmackvolles Frauenzimmer, unter mehreren Schattirungen einer Farbe, die ſchönſte richtig herausfindet, ohne daß ſie im Stande iſt, ihre Wahl durch Gründe zu rechtfertigen.

Die zweyte Claſſe der geiſtigen Urſachen der Unentſchloſſenheit liegt in Anlagen des Charakters, das heißt, in Eigenthümlichkeiten des Begehrungsvermögens. Unter dieſen iſt die erſte, und ohne Zweifel, die wichtigſte, die Schwäche deſſelben.

Stark zu wollen iſt das Principium ſowohl des Muths, welcher unternimmt, als der Standhaftigkeit, welche aushält.

Dieſe Stärke iſt von der Feſtigkeit der Ueberzeugung noch unterſchieden. Perſonen, die alles wohl überlegt haben, aber ſchwach von Charakter ſind, wanken bey dem erſten dreiſten Widerſpruche, der ihnen von andern gemacht wird, wenn dieſe Andern auch unverſtändiger, als ſie ſelbſt ſind, und ihre Gründe auf keine Weiſe widerlegt haben. Noch mehr aber iſt jeder Widerſtand, den fremde Leidenſchaften oder fremde Macht ihnen entgegenſetzen, fähig ihre Vorſätze und Entwürfe abzuändern.

Dieſe Schwäche iſt mit der Feigheit verwandt: ſie ſtellt dem Menſchen alle, von der Partey, die er ergriffen hat, zu beſorgenden Uebel ſo groß vor, daß er geneigt wird ſie zu verlaſſen. Sobald er aber zu der entgegengeſetzten Partey übergegangen iſt, geht ſeine Furchtſamkeit mit über, und vergrößert dort von neuem, in ſeinen Augen, die auch ihr anklebenden Ungemächlichkeiten und Gefahren ſo ſehr, daß bald eine gleiche Erſchütterung des zweyten Entſchluſſes erfolgt.

Es iſt begreiflich, daß dieſe Schwäche auf gleiche Weiſe, als ſie den gefaßten Entſchluß wankend macht, auch den zu faſſenden erſchwert. Jede Berathſchlagung geſchieht gewiſſermaßen dadurch, daß man ſich in die verſchiednen Lagen in Gedanken verſetzt, in welche man durch die Folge der Maßregeln, unter denen gewählt werden ſoll, zu gerathen glaubt. Und eben die Eindrücke, welche dieſe Lagen, wenn ſie gegenwärtig ſind, auf die Empfindung machen, die macht deren Vorausſetzung auf die Einbildungskraft. Jeder Vorſchlag biethet ſich alſo dem Gemüthe zugleich mit der Vorſtellung des Widerſtandes und der Gefahren dar, die bey deſſen Annahme bevorſtehen werden. Und wenn der Charakter ſchwach iſt, ſo hat dieſe Idee des Unangenehmen und Gefahrvollen, eben das Uebergewicht über die übrigen Bewegungsgründe, um den Willen von der erſt zum Entſchluſſe reifenden Partey abzuziehn, welchen ſie, während der Ausführung ſelbſt, äußert, um uns dem Entwurfe, den wir ſchon zu befolgen angefangen hatten, wieder ungetreu zu machen.

Doch ſind verſchiedene Arten dieſer Schwäche zu unterſcheiden. Eine iſt die Schwäche der Trägheit, eine andre iſt die der Nachgiebigkeit, eine dritte iſt die der eigentlichen Furcht.

Der unthätige Menſch wankt zwiſchen den Entſchlüſſen, die er zu faſſen hat, hin und her, weil er immer den geheimen Wunſch hat, nichts zu thun, oder ſeine Ruhe beyzubehalten. Scheut er die Arbeit des Nachdenkens: ſo ſchiebt er die Berathſchlagung bis zu dem kritiſchen Zeitpuncte auf, wo er am wenigſten mit ihr zu Stande kommen kann. Fürchtet er die Mühe und Beſchwerde, welche ihm die Unternehmung ſelbſt, verurſachen wird: ſo wird ſeine Neigung für jede Art ſie auszuführen immer ſchwach bleiben, auch wenn hinlängliche Gründe den Vorzug derſelben entſchieden haben. Dieſe Gründe wirken bloß auf ſeinen Verſtand, ohne ſeinen Willen in eine lebhafte Bewegung zu ſetzen; und doch iſt es zuletzt dieſe Bewegung des Willens, von welcher Schnelligkeit im Anfange, und Feſtigkeit im Fortgange eines Geſchäftes abhängt. In der That ſind wir ſo gewöhnt Thätigkeit und Entſchloſſenheit mit einander verbunden zu glauben, daß, wenn wir an einem Menſchen den muntern Blick, den raſchen Gang, und die lebhafte Pantomine der erſtern finden, wie auch von ihm den unternehmenden Geiſt und den ausdauernden Muth der letztern erwarten.

Der Nachgiebige iſt beſonders im Umgange mit andern Menſchen, ſchwach. Sein ſchwächerer Wille unterwirft ſich leicht einer dreiſten Behauptung, oder fügt ſich nach einer ſtärkern Leidenſchaft oder einer lebhaftern Begierde der Perſonen, mit welchen er zu thun hat. Indem er aber, auf dieſe Weiſe, jedesmahl in der Gewalt desjenigen iſt, welcher ihm ſeine Gedanken mittheilt, oder ſeine Geſinnungen einzuflößen ſucht, ſo wird er, wegen der Mannigfaltigkeit der menſchlichen Denkungs- und Empfindungsarten, nach und nach, zu ganz verſchiednen Meinungen und Entwürfen hingezogen, und daher in ſeinen eignen Ueberzeugungen wankend, und in ſeinen Entſchlüſſen unbeſtändig. — Um deßwillen iſt der Stolze, wenn die übrigen Urſachen gleich ſind, entſchloſſener, als der Demüthige. Jener achtet andre Menſchen nicht hoch genug, um deren Urtheile viel bey ſich gelten zu laſſen: er wird alſo durch ihre Abweichung von den ſeinigen, in der Anhänglichkeit an ſeine erſten Ideen, nicht geſtört. Dieſer ſetzt ſich ſo tief unter ſeine Freunde, daß er geneigt iſt, einen Irthum bei ſeinen Maßregeln, oder einen Fehler in ſeinem Betragen zu vermuthen, ſobald er andre vom Gegentheile ſeiner Meinung überzeugt ſieht, oder ſie eine entgegenſtehende Handlungsweiſe billigen hört. — Beydes ſind Abwege: aber eine gewiſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und eine gemäßigte Schätzung der Einſichten andrer, — ein gewiſſer Grad von Selbſtſtändigkeit in ſeinem Wollen, und eine gehörige Einſchränkung der Gefälligkeit gegen Rathgeber und Freunde iſt dem Menſchen durchaus nothwendig, wenn er fähig werden ſoll, in ſeinen Angelegenheiten ſelbſt zu entſcheiden, und ſeine eignen Entwürfe durchzuſetzen.

Der Furchtſame endlich nimmt vorzüglich auf eigentliche Gefahren Rückſicht, und wird durch Vorſtellungen von Uebeln, für die nur eine entfernte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, in richtig angeſtellten Ueberlegungen irre gemacht.

Natürlicher Weiſe überlegt man am längſten, und entſchließt ſich am ſchwerſten, wo man von einer unrechten Wahl ſehr ſchlimme Folgen befürchtet. Wer alſo geneigt iſt künftige Uebel für groß zu halten, und vor jeder auch unwahrſcheinlichen Gefahr zittert, muß, bey wichtigen Entſchlüſſen, faſt immer Anlaß zur Bangigkeit und alſo Urſache zum Zaudern finden.

Wenige Schritte laſſen ſich in den menſchlichen Angelegenheiten thun, die von allen Inconvenienzen frey wären. Bey allen Staats- oder Kriegsgeſchäften, — ſelbſt bey den vornehmſten Auftritten des Privatlebens, — iſt durchaus keine Partey zu ergreifen, bey der nicht gegen den glücklichen Erfolg noch Zweifel übrig blieben, und bey welcher nicht gewiſſe Gefahren drohten. Hier iſt alſo weder die Klugheit, welche ſich bewußt iſt, zweckmäßige Entwürfe machen zu können, noch die Geſchicklichkeit, welche der Menſch zur Ausführung derſelben hinzubringt, hinlänglich, ihm die letzte Entſcheidung leicht, und ihn in Verfolgung des einmahl gewählten Weges beſtändig zu machen. Es muß noch eine gewiſſe Herzhaftigkeit hinzukommen, die ihn auch über die gewiß zu beſorgenden Uebel hinwegſetze, und ihm die Folgen ſeiner Handlungen, ſelbſt im ſchlimmſten Falle, als erträglich vorſtelle. Wer das Gute mit Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit ſuchen will, muß bereit ſeyn, auch Unfälle zu ertragen, oder er muß die im menſchlichen Leben nie aufhörende Möglichkeit derſelben vergeſſen. Das Temperament und die Hitze der Begierden muß ihm die Gefahren verbergen; oder die wahre Tapferkeit, welche aus Grundſätzen der Sittlichkeit folgt, muß ihn in den Stand ſetzen, denſelben zu trotzen.

So wie Schwäche im Charakter den Menſchen unentſchloſſen macht: ſo iſt eine herrſchende Leidenſchaft, — die übermäßige und einſeitige Schätzung gewiſſer Güter, die übertriebne Empfindlichkeit gegen gewiſſe Uebel, — eben ſo fähig, bey allen Vorfällen, welche auf ſeinen Lieblingswunſch oder ſeinen herrſchenden Widerwillen Beziehung haben, die Beſtimmung ſeines Willens zu verzögern und die genommene Richtung deſſelben zu unterbrechen. Alle Gewißheit, die der Menſch haben kann, kömmt von der Vernunft her. Gründe müſſen entſcheiden, wenn er zu einem Schluſſe vielſeitiger Betrachtungen am geſchwindeſten gelangen ſoll; und an Urtheile des Verſtandes muß er ſich feſt halten, wenn er, durch ein langdauerndes und weitläuftiges Geſchäft, gleichförmige Maßregeln beybehalten ſoll. Sobald er demnach nur ſeinen Empfindungen und ſinnlichen Neigungen folgt: ſo iſt er auch ein Spiel der Zufälle. Jene ſind nicht nur zu mannigfaltig und zu veränderlich, als daß ſie ſich immer vereinigen, — ſondern ſie ſind auch zu veränderlich, als daß ſie dem Menſchen ſein Ziel lange unverrückt ließen. Der nachdenkende Verſtand überſieht das Ganze einer Unternehmung, ſieht nur auf die Hauptmomente, und ſetzt kleine Motive bey Seite. Die Empfindung wird immer nur durch die Lage des Augenblicks beſtimmt; und die geringfügigſten Veränderungen können auf ſie Einfluß haben. Kein Wunder, daß der ſinnliche Menſch der wankelmüthige, der kältere Vernunftmenſch der ſtandhafte iſt.

Die Herzhaftigkeit, ſagte ich zuvor, ſey zur Entſchloſſenheit nöthig: aber die wahre Herzhaftigkeit des Geiſtes kann nur aus der Oberherrſchaft der Vernunft entſtehn.

Der Ehrgeitzige wird unentſchloſſen, ſobald ſein Anſehn unter den Menſchen auf dem Spiele ſteht; der Geitzige iſt zaudernd und muthlos, bey allen Unternehmungen, bey denen er ſein Geld wagen ſoll; ein leckerhafter Gaumen kann ſich nicht entſchließen, wenn er unter mehrern gut zubereiteten Schüſſeln zu wählen hat. Jeder Menſch wird bedenklich und wankelmüthig, wenn er, zu Folge der ihn beherrſchenden Leidenſchaft, bey unrichtiger Wahl viel zu verlieren fürchtet.

Nur der, welcher weder die Ehre, noch das Geld, noch eine angenehme Kitzelung der Sinne über alles ſchätzt; und ſelbſt den Schmerz und das Unangenehme nicht über alles ſcheut, kann ſein Gemüth immer ruhig genug erhalten, um das

Uebergewicht vernünftiger Gründe deutlich und gleichförmig gewahr zu werden.

Ich gehe zu den körperlichen Urſachen der Unentſchloſſenheit fort.

Dieſe ſind, wie man leicht einſieht, im Allgemeinen, alle diejenigen Diſpoſitionen des Körpers, welche mit den bisher entwickelten Charakterzügen des Geiſtes zuſammenhängen, und zur Entſtehung oder Befeſtigung derſelben mitwirken. Die Erfahrung lehrt, daß eine gewiſſe Beſchaffenheit der feſten, und eine gewiſſe Miſchung der flüſſigen Theile auf das Gemüth ähnliche Eindrücke machen, und in ihm ähnliche Veränderungen hervorbringen, als man gewöhnlich nur von Ideen oder von moraliſchen Triebfedern erwartet. Wenn dieſe Eindrücke gleichförmig ſind, und dieſe Veränderungen oft wiederhohlt werden: ſo kann daraus zuletzt eine dauerhafte Stimmung der Seele entſtehn. Inſofern nun diejenigen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, welche zur Unentſchloſſenheit oder zu der gegenſeitigen Tugend führen, von dieſem allgemeinen Einfluſſe des Körpers auf den Geiſt nicht ausgenommen ſind: inſofern wird auch das Temperament mit zu den Urſachen, die wir hier aufſuchen, gezählt werden müſſen.

Und in der That: ſind nicht, Schnelligkeit in den Begriffen, Thätigkeit, und Muth, — drey Sachen, die, nach den obigen Bemerkungen, entſchloſſen machen, — von dem Zuſtande der Organe und der Säfte, mehr noch, als viele andere Eigenſchaften des Geiſtes, abhängig? Wer kann daran zweifeln, daß der Mann von feſtem Knochenbau, harmoniſch geſpannten Fibern, einem lebhaften Umlaufe des Blutes, der Mann, — aus deſſen Blute ſich die Lebensgeiſter im Ueberfluſſe abſondern, und alle Werkzeuge des Denkens und der Bewegung anfüllen, — vor dem ſchwächlichen Menſchen, der ihn vielleicht an Feinheit des Denkens, und an Empfindſamkeit übertrifft, die Geſchwintigkeit und die Stärke in allen Operationen des Geiſtes, und vornehmlich in den Aeußerungen des Willens, voraus habe? Schon die bloße Beweglichkeit der Glieder macht den Menſchen zu Unternehmungen entſchloſſener, zu welchen Bewegung gehört: — und wenn der Körper über einer fortgeſetzten Anſtrengung weniger ermüdet, wird auch das Gemüth in der Verfolgung ſeiner Pläne ſtandhafter. Unbehülflichkeit des Körpers hingegen erſchwert dem Menſchen den Entſchluß zum Handeln, und das eintretende Gefühl der Ermattung, bringt ihn leicht wieder davon ab.

Aber auch noch auf andre Arten kann Kränklichkeit, und beſonders Nervenſchwäche, Urſache der Unentſchloſſenheit werden. Der Kränkliche erfährt ſo oft unangenehme Folgen von dem, was dem Geſunden entweder Vergnügen macht, oder ganz ohne Wirkung auf ihn iſt: daß er natürlicher Weiſe bedenklicher, als dieſer, wird, ſo oft er etwas vornehmen ſoll, was einen Einfluß auf ſeinen Körper hat. Und wie viele Handlungen ſind ohne dieſen Einfluß? Ohne Veränderungen des Aufenthalts, der Lebensart, der Luft, der Speiſen, und ohne Unterbrechung der täglichen Gewohnheiten können wenig wichtige Sachen im menſchlichen Leben geſchehn: und ſelbſt die Beſorgung der unentbehrlichen Geſchäfte, und der Genuß des Umganges bringt den Menſchen aus ſeiner Lage. Dieſe Veränderungen ſind für den Geſunden etwas unbedeutendes, und kommen, wenn er ſich entſchließt, gar nicht mit in Rechnung: für den Nervenſchwachen ſind ſie ſehr wichtig, und machen alle ſeine Berathſchlagungen ſchwerer und verwickelter.

Ueberdieß macht anhaltendes Leiden, oder langdaurende Ohnmacht des Körpers den Geiſt immer etwas ſchwächer, und das Gemüth furchtſamer, als beyde nach ihren natürlichen Anlagen waren.

Man kann aber endlich bey gewiſſen Menſchen eine, der Unentſchloſſenheit noch genauer entſprechende, Stimmung des Körpers bemerken, die dann ſehr begreiflich auch die Urſache derſelben wird.

Es giebt Menſchen, die in der Spannung ihrer Nerven, und in dem Umlauf ihrer Säfte eine eigenthümliche Veränderlichkeit haben, — in deren dem Gehirn zuſtrömenden Lebensgeiſtern Fluth und Ebbe beſtändig abwechſeln, und die, ſchnell und öfters, von dem Gefühle der Stärke zu dem der Ermattung, von einem Zuſtande des Wohlbefindens zu dem einer durchgängigen Unbehaglichkeit übergehn. Dieſe Unbeſtändigkeit, in den animaliſchen Zuſtänden und Bewegungen, bringt eine ähnliche Veränderlichkeit, in den Vorſtellungen und Neigungen, hervor. Einem Menſchen dieſer Art wird nach kurzer Zeit dunkel, was ihm zuvor klar war, und ungewiß, was ihm zuvor einleuchtete; er faßt einen Widerwillen gegen eben die Sache, welche er mit Heftigkeit geliebt hatte, —

will das eine Mahl Ruhe, und das andre Mahl Arbeit und Zerſtreuung, — iſt bald zu den kühnſten Entſchließungen fähig, und bald bey der Vorausſehung der kleinſten Unannehmlichkeit muthlos.

Dieſe ſchnellen und unerklärlichen Uebergänge des Gemüths, von einer Meinung oder Neigung, — und ſelbſt von einem Aeußerſten zum andern, haben gemeiniglich ihren Urſprung im Körper, und werden eben deßwegen Launen genannt. Bey ihnen vereinigt ſich oft Steifſinn mit Veränderlichkeit. Ein Menſch, der denſelben unterworfen iſt, faßt zwar zuerſt einen Entſchluß ziemlich feſt, an deſſen Stelle bald ein andrer, entgegengeſetzter, eben ſo ſcheinbar feſter, tritt: aber indem dieſe Abwechſelungen öfter auf einander folgen, wird das Gemüth verwirrt, und der Menſch endigt mit Zweifel und Unentſchloſſenheit.

Urſachen der Unentſchloſſenheit, ſagte ich, liegen drittens auch in den äußern Umſtänden des Menſchen.

Die Umſtände des Menſchen wirken auf die Entſchloſſenheit oder Unentſchloſſenheit ſeines Geiſtes, entweder ſo, wie ſein Körperzuſtand darauf wirkt, — indem ſie nähmlich diejenigen Eigenſchaften des Verſtandes und Willens befördern und ausbilden helfen, welche den einen oder den andern jener Charakterzüge zum Reſultat haben; — oder ſie thun dieß auf eine ihnen eigenthümliche Weiſe, — indem ſie dem Menſchen oft ſolche Fälle darbiethen, wo die Natur der Gegenſtände ſelbſt ihn entſchloſſen oder unſchlüßig macht.

Umſtände, welche auf die erſte Art zur Unentſchloſſenheit beytragen, ſind Noth und Kummer überhaupt, — und ein Zuſtand der Unterdrückung und der Erniedrigung unter andern Menſchen insbeſondre. Wem es oft übel gegangen iſt, der wird nach und nach geneigt von allen Sachen den ſchlimſten Ausgang zu erwarten, und wird, durch ſeine Furcht, in der Wahl ſeiner Maßregeln verlegen. Noch mehr aber verzweifelt derjenige an ſeiner Urtheilskraft, der ſich von andern immer zurückgeſetzt geſehen hat, und lange Zeit hindurch weder ſeinem Urtheile noch ſeinen Meinungen hat folgen dürfen. Der Menſch verliert die Hälfte ſeiner Tugend, ſagt Homer, am Tage, da er ein Sklave wird. Er hat Recht, wenn er von der Tugend des Muths und des Selbſtvertrauens redet, die zu ſeiner Zeit für die ganze Vollkommenheit des Menſchen genommen wurde. Aber dann iſt es nicht die Sklaverey im ſtrengſten Verſtande, ſondern jeder Zuſtand, in welchem man die Uebermacht andrer fühlt, oder ihre Verachtung erfährt. Jene unterdrückt unſre Kräfte, dieſe verkleinert die Meinung, welche wir von uns ſelbſt haben; und um entſchloſſen zu ſeyn, müſſen wir uns nicht bloß ſtark fühlen, ſondern uns auch ſelbſt hochachten.

Zu jenen Umſtänden gehört zweytens, wenn ein Menſch lange unter einer fremden Vormundſchaft geſtanden hat, auch wenn dieſelbe weder mit Druck noch Verachtung verbunden geweſen iſt. Der, für welchen immer andre gedacht, und andre ſich entſchloſſen haben, verliert endlich die Fähigkeit ſelbſt zu denken, und die moraliſche Freyheit, nach eignem Willen zu handeln. Daher werden die Kinder der zu ſorgfältigen Eltern, welche entweder die Aufſicht über jene zu ſehr verlängern, oder ſie zu weit auf alle Kleinigkeiten ausdehnen, oft ſchüchtern und zum geſchäftigen Leben unbrauchbar. Der frühzeitig ſich ſelbſt überlaſſene Sohn der Natur, wenn er auch hinter dem Zöglinge der Kunſt, welchen Lehrer und Rathgeber bis in ſein männliches Alter umgaben, an Kenntniſſen, und vielleicht ſelbſt an Sittlichkeit zurückſteht, übertrifft ihn doch weit an Kraft und Geſchwindigkeit im Handeln. Denn, um dieſe zu erhalten, iſt es nicht genug, Einſichten zu haben; es iſt auch nöthig zur Anwendung derſelben auf die Regierung ſeiner Angelegenheiten gewöhnt zu ſeyn. Die Freyheit des Menſchen, wenn ſie noch ſo ſehr innerlich durch Vernunft gegründet iſt, muß auch noch äußern Spielraum haben, wofern ſie ſich bis zur entſchloſſenen Selbſtthätigkeit erheben ſoll. Das geſundeſte Glied wird gelähmt, wenn es immer eingewindelt bleibt, und der Menſch verlernt das Gehen, der ſich ſtets von andern tragen läßt.

Eine noch ganz eigne Urſache der Unentſchloſſenheit iſt es, wenn ein Menſch lange Zeit hindurch mehreren Herren zugleich hat dienen müſſen, oder, mit andern Worten, wenn mehrere Perſonen, von entgegengeſetzter Denkungsart, ihm, in ſeiner Lage ſo wichtig geworden ſind, daß er ſich nach ihrer aller Willen hat richten wollen. Durch die Schwierigkeiten, welche dieſes koſtet, geräth das Gemüth in eine beſtändige Aengſtlichkeit, und, indem es bey jedem Entſchluß immer zweyerley Meinungen zu vereinigen ſucht, bey jedem auf der einen oder der andern Seite anzuſtoßen fürchtet, bekömmt es, wenn dieſer Zuſtand lange dauert, die Anlage zur Zweifelſucht und zum Wankelmuthe.

Wenn überhaupt, unter den verſchiednen Arten der Furcht, die Menſchenfurcht die größte Feindinn der Entſchloſſenheit iſt, — weil die Fälle, wo unſre

Entſchlüſſe uns Gefahren des Leibes und Lebens zuziehn können, ſelten ſind, die, wobey wir uns dem Tadel oder dem Unwillen andrer Menſchen ausſetzen, alle Augenblicke vorkommen: — ſo iſt dieſe Furcht doppelt ſchädlich, wenn ſie von Perſonen, welche uns beſtändig umgeben, erweckt wird, weil ſie dann einer beſtändigen Dienſtbarkeit gleich kömmt. Beſtürmt ſie aber noch dazu das Gemüth von zwey entgegengeſetzten Seiten; und ſind diejenigen Perſonen in ihren Geſinnungen verſchieden, deren Mißfallen wir doch im gleichem Grade ſcheuen: ſo iſt dieß die ausgeſuchteſte Lage, um eine ſolche Theilung des Gemüths, ein ſolches Hin- und Herwanken zwiſchen verſchiednen Meinungen und Abſichten zu veranlaſſen, als worinn das Weſen der Unſchlüſſigkeit beſteht.

Zu den Umſtänden der zweyten Art, welche die Unentſchloſſenheit durch die Verſuchungen befördern, welche ſie dem Menſchen geben, in dieſen Fehler zu fallen, gehöret erſtlich ein öfteres Fehlſchlagen deſſen, was er unternimmt, beſonders, wenn es die frühern Verſuche ſeiner Jugend vereitelt. Wem die erſten Anſchläge gut gelingen, die er in dem Stande der neu erlangten Selbſtherrſchaft entwirft, wird gewöhnlich auf ſein folgendes Leben dreiſter und entſchloſſener. Aber ein unglücklicher Ausgang gut durchdachter

Pläne, wenn er den Menſchen, ſchon in denjenigen Jahren, der Beſchämung ausſetzt, oder dem Unglücke Preis giebt, da die Bildung ſeines Charakters noch vollendet werden ſoll, macht ihn nothwendig mißtrauiſch gegen ſeine Einſichten und unbeſtimmter in ſeinen Entſchließungen. — Das Glück iſt ein guter Gefährte des Lebens, aber es kann, wenn es zu rechter Zeit kömmt, und eine edle Anlage der Natur trifft, auch der Erzieher des Menſchen werden.

Wir haben ein nahes und großes Beyſpiel davon geſehen. Würde ſich wohl Friedrich zu dieſer Höhe des Muths und zu dieſer unerſchütterlichen Standhaftigkeit, die er durch ſieben Jahren eines gefahrvollen und abwechſelnden Krieges bewies, erhoben haben, wenn ſich nicht bey ſeiner erſten Unternehmung alles vereinigt hätte, ſie ihm ſo leicht und ſo vollſtändig gelingen zu laſſen? Die Talente und die Thätigkeit, welche er zu allen ſeinen Geſchäften mitbrachte, waren freylich ein Geſchenk der Natur, oder ein Erwerb ſeines Fleißes und eine Folge ſeiner Grundſätze. Daß er aber alle Sachen ſo leicht roſenfarben erſcheinen ſah; daß er bey Unglücksfällen ſo geſchwind wieder Hoffnung faßte; daß er insbeſondre, wenn er den Plan zu einer Unternehmung einmahl mit Bedacht entworfen hatte, den glücklichen Ausgang für unfehlbar hielt, und auf die demſelben günſtige Zufälle, und ſelbſt, auf die Fehler ſeiner Feinde, als auf ſichere Facta rechnete: war das nicht zum Theil eine Folge der Siege, die er noch als ein unerfahrner Feldherr erfochten, und der Ueberlegenheit, welche ihm, zu der Zeit, als ſeine perſönlichen Vorzüge erſt ihrer Vollendung entgegenreiſten, das Glück und die Umſtände über ſeine Gegner gegeben hatten?

Ein hofnungsvoller Menſch iſt natürlicher Weiſe auch ein entſchloſſener Menſch, indem er den Beyſtand glücklicher Zufälle, die er bey der Ausführung ſeiner Maßregeln erwartet, mit auf die Wagſchale zu den Gründen legt, welche ihn zur Ergreifung derſelben beſtimmen. Aber dieſe dem Menſchen ſo natürliche Neigung zu hoffen muß, von Zeit zu Zeit, durch die Erfahrung wirklicher Glücksfälle, und erfüllter Hoffnungen, unterſtützt werden, wenn ſie nicht, bey zunehmendem Alter, verſchwinden, und ihn gerade in den Jahren, wo er in Ausübung ſeines Berufs, oder in Betreibung ſeiner Geſchäfte, ihrer am meiſten nöthig hätte, verlaſſen ſoll.

Zweytens; ſo wie, nach Rochefoucault, manche Menſchen vom Schickſale beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, Thorheiten zu begehn, weil ſelbſt das, was ſie klug eingeleitet haben, durch die Umſtände albern wird:

ſo ſcheinen andre Menſchen von ihrem Geſchicke zur Unentſchloſſenheit und Verlegenheit beſtimmt zu ſeyn, weil ſich in ihrer Lage die Umſtände häufen, die einen jeden verlegen machen müſſen. Was man öfters thut, darin erlangt man eine Fertigkeit; und jede Stimmung des Gemüths wird verſtärkt, wenn ſich die äußeren Veranlaſſungen dazu häufig darbiethen. Wer daher, durch die Natur ſeiner Lage und ſeiner Angelegenheiten, oft in Verlegenheit geräth, wird endlich ſelbſt dem Charakter nach ein unentſchloſſener Menſch.

Wie ſehr muß dieß die Strenge unſers Tadels gegen einen Fehler, der mehr als größre Laſter, den Menſchen verächtlich zu machen pflegt, mildern! Armer Carl von England, wer weiß, wie viel von deiner Unſchlüßigkeit, und der Unbeſtändigkeit deiner Rathſchläge, auf die Rechnung deiner Schwäche kömmt, und wie viel der in ihrer Art einzigen Lage Schuld zu geben iſt, in der du dich ſeit deiner Thronbeſteigung befandeſt! Eingeengt zwiſchen zwey widerſprechenden Principien deines Handelns, den angeerbten Ideen deiner monarchiſchen Hoheit und Macht, und dem erſt erwachenden Freyheitsgefühle deines Volks: konnteſt du anders als hin und her wanken, da du unaufhörlich von dem Gedanken, deine rechtmäßigſten Prärogativen vertheidigen, —

und dem, die auch dir einleuchtenden Rechte der Nation anerkennen zu müſſen, nach zwey entgegengeſetzten Richtungen in Bewegung geſetzt wurdeſt?

II.

Natur und Folgen der Unentſchloſſenheit.

Die Natur einer gewiſſen Gemüthsbeſchaffenheit zu beſchreiben, iſt faſt auf keine andre Weiſe möglich, als indem man die unmittelbaren Folgen derſelben ſchildert. — Auch der Menſch ſelbſt wird ſeinen Zuſtand nicht anders gewahr, als durch die Empfindungen, die daraus entſtehn, und durch die Handlungen, welche während deſſelben erſchwert, oder erleichtert werden.

An ſich iſt die Unentſchloſſenheit ein zerrütteter und getheilter Zuſtand des Gemüths; es iſt ein ſchneller Uebergang von einer Vorſtellung, von einer Willensmeinung zur andern, ohne mit ſeiner Aufmerkſamkeit, oder mit ſeiner Thätigkeit bey irgend einem Puncte lange zu verweilen.

Daraus entſteht, nothwendiger Weiſe, eine Verdunkelung der Begriffe, und eine Schwäche in Anwendung der Kraft. Denn wie kann man einen Gegenſtand recht kennen lernen, der nicht eine Zeitlang ausſchließend und ruhig unſer Nachdenken beſchäftigt, — und wie könnten ſich unſre Talente bey einem Geſchäfte entwickeln, welches wir ſchon halb bereit ſind wieder zu verlaſſen, da wir es kaum angefangen haben? — Die beſten Ideen des Menſchen, ſo wie ſein wirkſamſter und glücklichſter Fleiß, finden ſich erſt nach und nach, bey einer fortgeſetzten Betrachtung der Dinge, und bey dem Fortgange einer ununterbrochnen Arbeit ein. — Es entſpringt daraus ferner eine unangenehme Empfindung der Aengſtlichkeit, derjenigen ähnlich, welche man bey einer bevorſtehenden Gefahr zu haben pflegt; — und dieß ſelbſt alsdann, wenn der Gegenſtand, welcher den Menſchen in die Unentſchloſſenheit verſetzt, unwichtig iſt, oder doch gar keine Gefahr droht.

So wie ſich der Verſtand, durch die Schwierigkeit des Studiums, welches ihm die Erlernung einer Wiſſenſchaft koſtet, oft über den Werth derſelben täuſchen läßt, und ſie bloß deßwegen für erheblicher anſieht, weil er ſich lange und mühſam mit ihr beſchäftiget hat: ſo iſt der Menſch, der ſich entſchließen und handeln ſoll, in Abſicht der Vorfälle des Lebens, einer ähnlichen Täuſchung über ihre Wichtigkeit unterworfen. Wenn er geſchwind und leicht mit ſeinen Ueberlegungen fertig wird: ſo iſt er auch geneigt, die Gegenſtände ſelbſt für geringfügig und gefahrlos zu halten. Daher iſt die jugendliche Entſchloſſenheit ſo oft mit Leichtſinn verbunden. — Wenn er hingegen durch die Unfähigkeit die rechte Partey ausfündig zu machen, lange und auf eine unangenehme Weiſe, mit einer Angelegenheit beſchäftigt geweſen iſt: ſo fängt ſie eben deshalb an, ihm theils größer, theils unangenehmer zu ſcheinen als zuvor, — aus welchen zwey vereinigten Eindrücken, die der Furcht ähnliche Empfindung entſteht. — In der That: wie viel Angſt kann es nicht unentſchloſſenen Menſchen koſten, den Stoff oder die Farbe zu einer Kleidung zu wählen, den Luſtort für den nächſten Sommer zu beſtimmen, oder darüber zu entſcheiden, welche Beſuche unter mehrern ihnen obliegenden zuerſt gemacht, und welche Freunde zuerſt zu Gaſte gebeten werden ſollen. Der aufmerkſame Beobachter wird ſichtbar gewahr, wie in ſolchen Fällen, mit der Zögerung des Entſchluſſes, die Schwierigkeit ſteigt, — wie der Gegenſtand deſſelben, wenn er anfangs dem Unentſchloſſenen ſelbſt eine Kleinigkeit zu ſeyn ſchien, ihm nach und nach zu einer wichtigen Angelegenheit, — und, wenn er ihm zuvor angenehm war, ihm zuletzt verhaßt wird. Die Folge davon iſt, daß er oft das ganze Vorhaben aufgiebt, um nur der Qual loß zu werden, ſich über das noch Unbeſtimmte in demſelben beſtimmen zu müſſen.

Weil der Zuſtand der Unentſchloſſenheit peinlich iſt, ſo bereitet er die Seele zu allen unangenehmen Leidenſchaften vor: weil er mit einem Bewußtſeyn unſrer eignen Schwäche und Unvollkommenheit verbunden iſt, ſo demüthigt er uns und ſchlägt uns nieder. Daher kömmt es, daß der Unentſchloſſene leicht ungeduldig und unwillig wird, wenn er unter den Seinigen, oder unter Perſonen iſt, die von ihm abhängen. Er wünſcht die Schuld ſeiner eignen Schwäche auf ſie zu ſchieben, und er ergreift alſo die kleinſte Veranlaſſung, die ſie ihm geben, ſie entweder als die Urheber der Verlegenheit, in welcher er ſich befindet, anzuklagen, oder ſie doch zu beſchuldigen, daß ſie ſeine Ueberlegungen geſtört haben. Bey Höhern hingegen, oder unter Entſchloſſenern und Muthvollern, als er ſelbſt iſt, pflegt er ſchüchtern und nachgebend zu ſeyn. Dieß folgt ſchon aus dem Charakter der Furchtſamkeit, der mit der Unentſchloſſenheit verbunden iſt. Es folgt aber noch mehr daraus, daß er vor Perſonen, um deren gute Meinung es ihm zu thun iſt, ſeine Schwäche nicht bloßgeben will, ſich aber aus ſeinne Zweifeln, plötzlich, auf keine andre Weiſe herauszufinden weiß, als indem er der Meinung und dem Willen derjenigen folgt, die eben gegenwärtig ſind, wenn dieſe ſich beſtimmt für eine Partey erklären.

Ueberhaupt iſt der Unentſchloſſene dazu gemacht, von andern Menſchen beherrſcht zu werden, — und ſehr wenig dazu, andre zu regieren. Er iſt immer in der Gewalt des Entſchloſſenern, wenn dieſer auch weder ihm an Verſtande überlegen iſt, noch ein geſetzmäßiges Anſehn über ihn hat. So oft er, aus ſeinen einander entgegenlaufenden Ueberlegungen, keinen Ausgang findet, iſt ihm jemand, der mit einem Machtworte die Sache entſcheidet, recht willkommen. Das Zuverſichtliche in der Behauptung, oder das Beharrliche in dem erklärten Willen des Andern ergänzt das Fehlende der Gründe, und iſt alsdann gleichſam das Gewicht, welches der inne ſtehenden Wage den Ausſchlag giebt. Es fehlt ſelten, daß Unentſchloſſene gegen einen oder den andern ihrer Freunde oder Hausgenoſſen oft in den Fall kommen, ihre Entſcheidungen zu begehren, oder denſelben ſtillſchweigend zu folgen. Wenn dieſe Gebrauch davon zu machen Luſt haben, ſo können ſie leicht, auf dieſes Bedürfniß des Unentſchloſſenen, eine Perſon um ſich zu haben, die in zweifelhaften Fällen den Ausſchlag gebe, die Herrſchaft über ihn gründen.

Auf der andern Seite iſt die erſte Eigenſchaft, welche einem Regenten Gehorſam bey denen, der er beherrſchen ſoll, verſchafft, dieſe, daß er ihnen ſeinen Willen klar und beſtimmt bekannt zu machen vermöge. Ein kurzer und entſcheidender Befehl wird eher befolgt, als ein mit Zaudern und zweifelhaft gegebner. Der Untergebne glaubt weit eher die Vollziehung desjenigen Auftrags aufſchieben, oder unterlaſſen zu dürfen, über welchen ſein Herr oder ſein Vorgeſetzter ſelbſt noch nicht völlig entſchloſſen zu ſeyn ſchien. Dazu kömmt, daß jede Schwäche, welche der Untergebne an ſeinem Obern entdeckt, mit der Achtung für dieſen, auch die Neigung ihm zu gehorchen vermindert. Keine Schwäche aber wird er leichter an demſelben gewahr, als die Unentſchloſſenheit.

Unentſchloſſenheit iſt ferner ein Grund der Verzögerung bey allen Geſchäften, und das Zaudern iſt einer der Züge, welcher dieſen Charakter ſchildert. Schon ehe der Unentſchloſſene zur Entſcheidung, was er eigentlich zu thun habe, gelangt, hat ihn Noch die Abwägung der Gründe mehr Zeit, als andre, gekoſtet. Er iſt überdieß ſehr geneigt, Sachen, die jetzt gethan werden ſollten, aufzuſchieben, bloß, weil er ſich vor der Schwierigkeit fürchtet, die er, wie er ſchon vorausſieht, finden wird, einen feſten Entſchluß zu faſſen. Auch die Ausführung ſelbſt geht langſamer von ſtatten, weil dieſe doch ohne neue, das Detail betreffende Ueberlegungen nicht geſchehn kann, bey welchen dann die nähmliche Ungewißheit eintritt, und ihn oft durch die Unterſuchungen, zu welchen ſie Anlaß giebt, vom Hauptgeſchäfte ganz abzieht, immer aber die Endigung deſſelben verzögert.

Um deßwillen thut auch die Unentſchloſſenheit nirgends größern Schaden, als wo Schnelligkeit der Ausführung vorzüglich erfordert wird: zum Beyſpiele, in militäriſchen Unternehmungen. Unter den Tugenden des Kriegshelden iſt die Entſchloſſenheit eine der ihm weſentlichſten. Selbſt die Unveränderlichkeit in falſchen Beſchlüſſen richtet hier nicht ſo viel Unglück an, als Zaudern und Wankelmuth.

Eine andre Folge der Unentſchloſſenheit, die zugleich dieſelbe ſchildert, iſt, daß, ſie bey dem Entſtehen wirklicher Gefahren, die Furcht, welche ſie erregen, verdoppelt, und, wenn der Menſch auch von Natur nicht feig iſt, ihm doch das Anſehn und die ganze Aufführung eines Muthloſen giebt. Zuerſt nimmt dieſer Fehler ſelbſt, wenn er dem Menſchen in ruhigen Zeiten eigen geworden iſt, in Zeiten der Gefahr ſehr zu: denn, wo auf einen recht oder unrecht gefaßten Entſchluß ſo viel ankömmt, da iſt es natürlich, daß die Zweifelſucht, welchen man wählen ſolle, größer wird. Ueberdieß iſt die Empfindung der Aengſtlichkeit, welche, wie ich zuvor ſagte, die Unentſchloſſenheit begleitet, mit der Furcht verwandt: und, indem ſie ſich zu derjenigen geſellt, welche durch die Umſtände erregt wird, verdoppelt ſie die Erſchütterung, welche das Gemüth leidet.

Es gehört ferner unter die Symptomen der Unentſchloſſenheit, daß wir, von ihr gequält, Zufälle, die ſonſt unſern Wünſchen entgegen ſind, — weil ſie dem ganzen Unternehmen, welches wir vorhaben, unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſetzen, — doch gern ſehen, wenn ſie nur unſern Berathſchlagungen ein Ende machen. Wie froh habe ich nicht zuweilen Menſchen, die nicht mit ſich ſelbſt einig werden konnten, zu welchem Vergnügen ſie einen ſchönen Sommertag nutzen ſollten, über einen herannahenden Platzregen werden ſehen, der ihnen unterſagte ihr Haus zu verlaſſen. Der Cardinal Retz, ein vortreflicher Beobachter, hatte in den Auftritten der Fronde, welche er ſo meiſterhaft beſchreibt, und in denen er ſelbſt eine vorzügliche Rolle ſpielte, mit einem der ſchwächſten und unſchlüßigſten Menſchen zu thun, die uns die Geſchichte aufſtellt, mit dem Herzoge Gaſton von Orleans, dem Bruder Ludwig des Dreyzehnten, und er ſchildert uns, in der Erzählung von den Unterhandlungen, die er mit dieſem Prinzen gepflogen hat, mehr, als einmahl, deſſen unnatürliche und ſeltſame Freude über Vorfälle, die im Grunde ſeine Abſichten vereitelten, die ihn aber zugleich von der Nothwendigkeit ſich entſchließen zu müſſen, befreyten. Aus Beyſpielen dieſer Art wird es recht ſichtbar, wie ſehr dieſes Hin und Herſchwanken zwiſchen entgegenſtehenden, gleich wichtig ſcheinenden Bewegungsgründen, wodurch die Thätigkeit des Menſchen aufgehalten wird, ſeiner Natur, auch der Empfindung nach, zuwider ſey: weil ſelbſt das, was, an und für ſich, den ſchmerzlichſten Eindruck auf ihn machen ſollte, ihn erfreuen und beruhigen kann, wenn es ihn aus dieſer peinlichen Gemüthslage herausreiſſet.

Hiermit hängt ein andrer Zug des unentſchloſſenen Charakters zuſammen: der, daß er gern bedingte Entſchließungen faßt, und alſo immer etwas dem Zufalle, oder andern Menſchen zu entſcheiden überläßt, was, von Rechts wegen, von ihm ſelbſt beſtimmt werden ſollte. Unentſchloſſene waren es, die zuerſt das Loos in ihren Angelegenheiten um Rath fragten. Und dieß iſt eine Art von Loos, wenn man nur unter der Bedingung einen Vorſatz faßt, daß ſich eine von uns nicht abhängende Begebenheit ereigne. Hieraus entſpringt eine neue Urſache des Aufſchubs. Wenn der Entſchloſſene, ohne Rückſicht auf künftige Vorfälle, oder auf die noch zu erwartenden Schritte andrer Menſchen, den Grund zur Beſtimmung ſeiner Handlungen bloß aus ſich ſelbſt hernimmt, und bloß ſeine Einſichten oder ſeine Neigungen zu Rathe zieht: ſo kann er augenblicklich und lange vor dem Zeitpuncte der Ausführung entſcheiden. Der Unentſchloſſene hingegen, der geneigt iſt, bey den Entwürfen, welche er macht, vieles noch auf Veränderungen der Dinge, oder auf Handlungen und Reden andrer Menſchen, welche ihm bis zu dieſem Zeitpuncte bekannt werden ſollen, ankommen zu laſſen, wartet gern mit ſeinem Entſchluſſe den letzten Augenblick ab, — immer in der täuſchenden Hoffnung, daß das Schickſal ſeiner Schwäche zu Hülfe kommen, und ihm, durch die ungefähre Verknüpfung der Dinge, noch ſtärkere Entſcheidungsgründe zuſchicken werde, als er, in dem abſichtlichen Zuſammenhange ſeiner Ideen, hat finden können.

Mit der Unentſchloſſenheit iſt ein andrer, dem Menſchen gleich läſtiger, und gewiß ihm auch nachtheiliger Fehler verbunden, der einer öftern und unnützen Reue. Eben der Wankelmuth nähmlich, welcher ihn hinderte einen Entſchluß zu faſſen, verläßt ihn auch dann noch nicht, wenn er ſchon wirklich mit der Ausführung beſchäftiget iſt, oder ſie völlig geendiget hat. Er ſetzt ſich daher oft wieder in den Standpunct deſſen, der die entgegenſtehende Partey ergriffen hätte, glaubt dann zu finden, daß dieſe die beſſere geweſen ſey, und daß er unrecht gewählt habe, und iſt, wenn er auch nun nichts mehr abändert, doch unzufrieden mit ſich und ſeinen Maßregeln. Oft iſt dieſes nachtheilige Urtheil bloße Täuſchung. Die Unbequemlichkeiten nähmlich, welche auf dem von ihm eingeſchlagnen Wege vorkommen, ſind ihm nun durch die Erfahrung bekannt geworden: von denen, welche er auf dem Wege angetroffen hätte, den er verworfen hat, weiß er nichts, oder hat nur dunkle und ungewiſſe Ahndungen. Aber wenn auch wirkliche Fehler des Plans, und die Unrichtigkeit mancher Maßregeln ſich bey dem Verſuche, durch den Erfolg, gezeigt haben: ſo iſt doch eine leidenſchaftliche Reue ein ſchlechtes Mittel den Fehler zu verbeſſern, oder ihn für die Zukunft zu verhüten. Sie hindert, für jetzt, ſo wie jede Leidenſchaft, die ruhige Ueberlegung, durch welche allein der angerichtete Schaden könnte verhütet werden, und ſie flößt, in der Folge, dem Menſchen ein deſto größeres Mißtrauen zu ſeinen

Einſichten ein, wodurch ſeine Unfähigkeit zu Geſchäften vermehrt wird.

Dieſer unglückliche Hang, hintendrein ſtets das zu mißbilligen, was man gethan hat, iſt eine Folge der nähmlichen Schwäche, welche den Entſchluß über das, was man thun ſoll, erſchwert. Beydes hängt zuſammen mit der ſo gewöhnlichen Täuſchung der Menſchen, das, was in der Wirklichkeit vorhanden iſt, oder das, was ſie ſich jetzt in ihren Ideen vergegenwärtigen, immer für das ſchlechtere zu halten, und dem Abweſenden, dem Vergangnen, dem, worauf ſie mit ihren Gedanken nicht gekommen ſind, einen unverdienten Vorzug zu geben.

Die richtige Art zu denken und zu verfahren iſt die, daß der Menſch jede Sache, welche er vorhat, nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit, reiflich überlegt, dann beherzt ſeinen geſammelten Einſichten, oder ſeinen daraus gezognen Schlüſſen folgt, und bey jedem Ausgange, ſich mit dem Bewußtſeyn, alles von ihm Abhängige zum guten Erfolg gethan zu haben, beruhiget. — Bey der Vergleichung mehrerer ſich darbiethenden Parteyen, die, wo das Uebergewicht der Gründe ſey, ſchnell mit treffender Richtigkeit zu entdecken, iſt eine Gabe der Natur, und ſie macht das eigenthümliche

Genie des großen Geſchäftsmannes aus. Aber das iſt moraliſche Tugend, und kann, in gewiſſem Grade, allen Menſchen eigen werden, daß man dem, nach hinlänglicher Ueberlegung, Beſchloſſenen getreu anhänge, und den erſt während der Ausführung ſich darbiethenden Einfällen kein Gehör gebe, — daß man ſeine eignen Beſchlüſſe, dann wann ſie durch die angefangene, oder ſchon geendigte Vollziehung unwiderruflich geworden ſind, nun, als Fügungen der leitenden Vorſicht betrachte, und ſich, in Abſicht jener, zu eben der Zufriedenheit, als in Abſicht dieſer, verbunden glaube. Es iſt nähmlich Pflicht, zufrieden mit dem Maße der Kräfte zu ſeyn, welche man empfangen hat, — und alſo bey ſeinen Unternehmungen nicht ſo wohl zu verlangen, immer das Beſte und Vortheilhafteſte gewählt, als nur immer nach vernünftiger Wahrſcheinlichkeit gehandelt zu haben.

Dieſe unmittelbaren Folgen der Unentſchloſſenheit, die zugleich ihre Kennzeichen ausmachen, modificiren ſich noch, nach dem Eigenthümlichen im Temperament und Charakter jedes Menſchen, auf mannigfaltige Weiſe. Den einen Menſchen macht die Unentſchloſſenheit träge und unthätig, weil er über der Abwägung der Gründe, ob und wie er handeln ſoll, die Zeit, oder die Luſt zu handeln verliert; oder auch weil er, ermüdet von den fruchtloſen Berathſchlagungen, lieber die ganze Sache aufgiebt, als ſich durch die Schwierigkeiten durcharbeitet, welche es ihn koſtet, zu einem Entſchluſſe zu gelangen. Einen andern macht eben dieſer Fehler auf eine unruhige und zweckloſe Weiſe geſchäftig. Das pflegt bey denjenigen Perſonen zu geſchehn, die, vermöge der anderweitigen Lebhaftigkeit ihres Temperaments, zwiſchen ihren Einfällen und den erſten Schritten zu deren Ausführung, wenig Zeit verſtreichen laſſen. Dieſe fangen alſo ſogleich bey dem erſten Gedanken, den ſie haben, irgend eine Sache zu unternehmen, an, ſich deshalb in Bewegung zu ſetzen. Aber die zweyte, ſchnell nachfolgende Ueberlegung ſtört ſie ſogleich in ihrem Laufe, oder treibt ſie nach der entgegengeſetzten Richtung. Sie kommen und gehen, ſind immer in der Eile, und bringen doch nichts zu Stande. Man findet Menſchen der Art, die auch, in ihren unſtäten Bewegungen und Geberden, die einander durchkreuzenden Ideen und Velleitäten ihrer Seele verrathen.

Ferner, einige Menſchen werden durch die Unentſchloſſenheit bloß verlegen gemacht. Die Muskeln derſelben ſind geſpannt, ihr Auge ſieht ſtarr, ſie ſind abweſend von dem, was in ihrer Gegenwart geſagt wird, oder um ſie herum vorgeht; und dieß alles weil ſie mit dem innern Streite ihrer eignen Gedanken vollauf zu thun haben. — Dieſe Verlegenheit kann bis zu einer ſehr peinlichen Empfindung anwachſen, — und wenn ſie oft wiederkömmt, ſchon allein das Leben verbittern. Unentſchloſſene Menſchen ſind nicht ſelten übellaunig. Die Unbehaglichkeit, welche mit der Ungewißheit verbunden iſt, beſonders mit der Ungewißheit in Sachen, die ihnen wichtig ſind, und bey welchen ſie ſelbſt eine thätige Rolle ſpielen ſollen, iſt ein an ihrer Zufriedenheit nagender Wurm. — Andre Menſchen hingegen werden, durch ihre Unentſchloſſenheit ſelbſt, zuletzt zu unbeſonnenen und übereilten Entſchlüſſen verleitet. Sie gehen, ſo zu ſagen, blindlings vorwärts, weil es ihnen durchaus unmöglich fällt, den rechten Weg durch Ueberlegung zu finden.

Auf einen andern Unterſchied, der hier in Betrachtung kömmt, habe ich ſchon oben den Leſer aufmerkſam gemacht. Es giebt Menſchen, die lange überlegen, und ſich ſchwer beſtimmen, aber, wenn ſie einmahl die Entſcheidung gefunden haben, feſt dabey bleiben. Dieſes iſt die beſſre Art der Unentſchloſſenen. Es kann ihnen zuweilen, bey Geſchäften, die keinen Aufſchub leiden, an der nöthigen

Schnelligkeit fehlen; ſie ſind zu verwickelten und gefahrvollen Unternehmungen nicht gemacht: aber, in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens, werden ſie ihre Endzwecke ganz gut erreichen. Da ſie doch zuletzt einen Ruhepunct ihrer Ideen und Begierden finden, bey dem ſie ſtandhaft beharren: ſo thut ihr vorhergehendes Zaudern weder ihrer Zufriedenheit, noch ihren Angelegenheiten, Schaden. Hingegen giebt es andre, bey welchen die langſamſten Berathſchlagungen doch immer nur zu einem wankenden Entſchluſſe führen: und dieſe ſind es eigentlich, welche allen übeln Folgen des von mir geſchilderten Fehlers ausgeſetzt ſind.

Die Wirkungen der Unentſchloſſenheit auf den Menſchen ſelbſt waren zugleich Merkmahle von dem Begriffe derſelben. Die Wirkungen welche ſie auf die Dinge außer dem Menſchen, auf ſeine Umſtände oder ſeine Geſchäfte äußert, zeigen noch deutlicher ihren moraliſchen Unwerth.

Da Unentſchloſſenheit Schwäche iſt, ſo ſind auch ihre Wirkungen im menſchlichen Leben alle die, welche die Schwäche hervorbringt. Sie hindert, daß der Menſch in ſeinen Geſchäften, in der Cultur der von ihm gewählten Wiſſenſchaft, vornehmlich in der Beförderung ſeines äußern Glücks das nicht ausrichtet, was er nach dem Maße ſeiner Kräfte hätte ausrichten können: daß er, in keiner Sache, wozu Thätigkeit gehört, das Ziel erreicht, welches ihm ſonſt, unter den nähmlichen Umſtänden, erreichbar geweſen wäre. Es geht dem Unentſchloſſenen nicht nur bey ſeinen Arbeiten erſtaunlich viel Zeit, mit bloßen Ueberlegungen, oder mit halb ausgeführten und wieder bey Seite gelegten Projecten verloren: ſondern auch ſeine Geiſtes- und Körperkraft, die er ganz auf den Gegenſtand ſeines Geſchäftes hätte wenden ſollen, wird zum Theil ſchon durch die Vorbereitungen dazu verzehrt. Iſt er ein Gelehrter oder Künſtler, ſo werden ſeine Werke größtentheils Fragmente ſeyn. Iſt er ein Geſchäftsmann, oder gar ein Staatsverwalter, ſo iſt die Sache noch weit ſchlimmer. Denn hier ſind halbe und unvollendete Unternehmungen nicht bloß etwas mangelhaftes und zweckloſes: ſondern ſie verſchlimmern auch den Zuſtand der Dinge, weil ſie das Alte zerrütten, und das Neue nicht an deſſen Stelle ſetzen. Beſonders iſt, um ſein Glück in der Welt zu machen, das heißt, um zu Reichthum und Ehrenſtellen zu gelangen, kein Charakter dem Menſchen nachtheiliger als der des Unentſchloſſenen. Nach einer, in ein Sinnbild gekleideten, uralten Beobachtung, kann die Gelegenheit, die zum Glück führet, nur im Vorbeyfliegen, und nur bey ihren Haaren ergriffen werden. — An der Vervollkommnung ſeiner Perſon kann man langſam und bedächtlich arbeiten: Sein Glück zu machen, muß man ſchnell und entſchloſſen zu Werke gehn. Die Erreichung des erſtern Endzwecks iſt einiger Maßen von den Dingen und Menſchen außer uns unabhängig: zur Erreichung des zweyten müſſen ſich viele zufällige Umſtände auf eine beſondre Weiſe vereinigen. Jeder Menſch erlebt vielleicht einige ſolcher Fälle in ſeinem Leben, wo ihm vorzüglich günſtige Verbindungen vom Schickſale zugeführt werden: aber ſie ſind ſelten, und ſie ſind immer vorübergehend. Sie zu bemerken iſt das Werk der Klugheit: um ſie zu ergreifen iſt Entſchloſſenheit unentbehrlich.

Vom menſchlichen Leben iſt das geſellſchaftliche ein ſehr wichtiger Zweig, und die Folgen, welche der von uns betrachtete Fehler in dieſem Zweige hat, erſtrecken ſich ohnfehlbar auf das Glück des Ganzen. Alles hängt hierbey von dem Eindrucke ab, den wir durch Unentſchloſſenheit auf andre Menſchen machen, — von der Meinung, die wir dadurch von uns erregen. Dieſer Eindruck, dieſe Meinung, ſind, wie ich ſchon geſagt habe, die, daß man uns für ſchwach hält. Dadurch wird uns vielleicht nichts von unſrer Liebenswürdigkeit bey denen entzogen, welche uns genau kennen: aber gewiß wird unſre Achtung bey allen vermindert, mit denen wir in andern Verhältniſſen, als in dem Verhältniſſe vertrauter Freunde, ſtehn. Wir werden dadurch, wie ich ſchon erinnert habe, denjenigen unterwürfig, die kein Recht haben uns zu befehlen, und unfähig diejenigen, die uns untergeben ſind, im Gehorſame zu erhalten. Die Obern eines unentſchloſſenen Menſchen ſind gemeiniglich mit ihm unzufrieden, und laſſen ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren. Denn da ſie ihn nur als ein Werkzeug zu Erreichung beſtimmter Abſichten brauchen: ſo thut ihnen Güte des Herzens und Verſtand nicht Genüge, wenn ſie nicht zugleich Kraft finden, von der ſie eine behende Ausführung ihrer Aufträge erwarten können. Unter ſeines Gleichen wird der Unentſchloſſene von den Muntern und Fröhlichen geflohn, weil die mit ſeiner Gemüthsart verbundne Aengſtlichkeit ihrem eignen Charakter widerſpricht, und ihrem Hange zum Vergnügen hinderlich iſt. Von ſeinen Dienern und Untergebnen wird er oft gemißbraucht und oft beherrſcht. Sie verlieren nicht nur etwas von derjenigen Hochachtung, die zum Gehorchen bereitwillig macht: ſondern ſie ſind auch oft in dem Falle, daß ſie für ihn entſcheiden und handeln müſſen, welches ſie dann, mehr oder weniger, aus dem Verhältniſſe herausbringt, in welchem ſie, nach ihrer äußern Lage, gegen ihn ſtehn.

III.

Die Hülfsmittel, um dieſem Fehler zuvorzukommen, oder ihn zu verbeſſern, ſind eben ſo mannigfaltig, als die Urſachen, woraus er entſteht. Viele derſelben laſſen ſich alſo aus dieſen Urſachen, wenn ſie einmahl bekannt ſind, von ſelbſt herleiten: ich will nur derjenigen erwähnen, welche mich eine etwas genauere Beobachtung der wirklichen Welt gelehrt hat.

Zuerſt iſt zu bemerken, daß, wie alle Krankheiten des Körpers, wo Schwäche des ganzen Baues zum Grunde liegt, ſchwerer zu heben ſind, als die, welche aus einer Verletzung einzelner Theile, oder aus einem unordentlichen Laufe der Säfte entſtehn: ſo auch die Fehler im Geiſt und Charakter des Menſchen, welche von Mangel der Kraft in beyden herkommen, ſchwerer durch moraliſche Mittel gebeſſert werden, als die, von welchen Irrthümer oder Leidenſchaften die Urſachen ſind. Muth und Entſchloſſenheit ſind zum Theil Gaben der Natur: und wer nicht mit ihnen geboren iſt, wird ſchwerlich zu einem beträchtlichen Grade derſelben gelangen. Indeß geht es mit dieſen Vorzügen des Charakters, wie mit den Fähigkeiten des Verſtandes. Niemand kann ſich größere Talente geben, als die Natur ihm verliehn hat: aber jeder kann die, welche er hat, anbauen, ſie durch Uebung bis auf einen gewiſſen Grad erhöhn, und ſie zu den beſtmöglichen Zwecken gebrauchen. Auf gleiche Weiſe iſt es auch dem Menſchen möglich, den Grad von Kraft und Nachdruck, den die Natur ſeinem Willen gegeben hat, zu erhalten, zu unterſtützen und zweckmäßig anzuwenden. Es giebt allerdings auch Irrthümer, welche den Menſchen ſchwach, es giebt Wahrheiten, welche ihn muthvoller und thätiger machen. Es iſt alſo auch möglich, durch Bekämpfung der Vorurtheile und durch Unterſuchung der Wahrheit — folglich durch freywillige Uebungen, — ſeiner Entſchloſſenheit zu Hülfe zu kommen. Ferner, es giebt gewiſſe fehlerhafte Anwendungen der Kraft, durch welche dieſelbe herabgeſetzt wird, oder in Verlegenheit geräth: und wenn nun ſolche verkehrte Handlungsweiſen oft wiederhohlt werden; ſo entſteht daraus eine üble Gewohnheit, die mit der natürlichen Muthloſigkeit vollkommen gleiche Wirkung thut. Es giebt alſo auch Regeln eines vernünftigern Verfahrens, durch deren Beobachtung der Menſch den urſprünglichen Kräften ſeiner

Natur zu Hülfe kommen, oder ſie doch ungeſchwächt erhalten kann.

Zu jenen Einſichten nun, welche die Entſchloſſenheit befördern, gehören, vor allen Dingen, die, welche uns über den wahren Werth der Dinge aufklären. Die meiſten Unentſchloſſenen ſehen das, worüber ſie ſich berathſchlagen, für zu wichtig an. Eine falſche Einbildung vergrößert in ihren Augen, auf der einen Seite, das Gute, welches ſie zu erreichen hoffen, wenn ſie eine richtige Wahl unter den Maßregeln treffen, auf der andern, das Uebel, welches ſie zu befürchten haben, wenn ſie eine unrechte Partey ergreifen. Da es, in den menſchlichen Angelegenheiten, nicht anders, als nach Wahrſcheinlichkeiten, zu handeln möglich iſt, ſo bleibt bey den meiſten, auch nach den reifſten Ueberlegungen der Klugheit, noch einige Gefahr übrig, ſeinen Endzweck zu verfehlen. Wer dieſe Gefahr zu hoch anſchlägt: — und das thut der, welcher von der Wichtigkeit des geſuchten Gegenſtandes überſpannte Ideen hat: — der wird nie mit Freudigkeit und voller Zuverſicht ſeinen letzten Endſchluß faſſen können. Man wagt immer etwas, ſo oft man handelt. Wer nun glaubt, er wage ſehr viel: der wird, ſobald es zur Ausführung kömmt, ſtets bekümmert und ängſtlich ſeyn, er mag ſich entſchloſſen haben, wozu er will.

Dieſe Aengſtlichkeit darf nur auf einen gewiſſen Grad ſteigen: ſo iſt die Abänderung des Plans ſelbſt unausbleiblich.

Wenn alſo, außer den natürlichen Anlagen, irgend etwas im Stande iſt, dem Menſchen Muth einzuflößen: ſo iſt es diejenige Weisheit des Lebens, welche zuerſt ihn abhält, das Gelingen oder Mislingen ſeiner Glücksentwürfe überhaupt, für die einzige, oder auch nur für die vornehmſte Quelle ſeiner Glückſeligkeit oder ſeines Elendes zu halten; und welche zweytens, ihn, in den einzelnen Vorfällen und Abwechſelungen des Lebens, den Schein des Guten und Böſen von der Wirklichkeit trennen, und jede Sache nur in dem Maße ſchätzen, begehren, oder fürchten lehrt, als ſie zur Vervollkommnung oder zur Verſchlechterung ſeiner Natur beyträgt

Die Grundlage zu derjenigen Entſchloſſenheit, welche ſich auf das ganze Leben erſtreckt, iſt unſtreitig eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen die Uebel deſſelben, und eine gemäßigte Schätzung ſeiner Güter. Aber auch in den beſondern Fällen und Geſchäften, wobey Entſchloſſenheit ſich im vorzüglichen Grade zeigen kann, — in kriegriſchen Unternehmungen und Staatsverhandlungen, in Haushaltungs- und Handlungs-Angelegenheiten, — ſtützt ſie ſich immer darauf, daß man auch auf das Schlimmſte, was ſich ereignen kann, gefaßt iſt, und entweder in ſich ſelbſt, oder in ſeinen Umſtänden Hülfsmittel zu haben glaubt, den bey einem widrigen Ausgange zu befürchtenden Schaden wieder gut zu machen. Um deßwillen handeln Könige, bey Anführung ihrer eignen Heere, entſchloſſener, als Befehlshaber bey der Anführung der ihnen anvertrauten. Um deßwillen geben auch Reichthum, Rang, Macht, dem Menſchen, welcher ſie beſitzt, Entſchloſſenheit, weil ſie in ihm das Gefühl ſeiner Kräfte vermehren. — Was aber von Eigenſchaften des Geiſtes dieſe äußere Vortheile erſetzen kann, das ſtammt hauptſächlich von der Erkenntniß jener Wahrheit her, welche aller Sittenlehre zum Grunde liegt, — der Wahrheit, daß Tugend und Recht über alles zu ſchätzen ſey.

Die Herzhaftigkeit des Temperaments und des Bluts iſt ein herrliches Geſchenk der Natur. Sie verſchafft, in manchen Fällen, dem Menſchen alle die Vortheile, welche der Weiſe von Grundſätzen erwartet. Aber ſie iſt ſelten zu allen Zeiten des Lebens gleich, (*) ſie erſtreckt ſich ſelten auf alle

---

(*) Der Marſchall von Sachſen, der ohne Zweifel verſtand, was Tapferkeit ſey, behauptete einſt, es ſey unrichtig

Arten von Gefahren; ſie geht oft über ihr Ziel hinaus, und wird zur Verwegenheit.

Hingegen derjenige herzhafte Mann, der innig überzeugt iſt, daß alles, was von ihm, bey irgend einem Geſchäfte, gefordert werden kann, darin beſteht, nach vernünftigen Gründen zu handeln, — daß auch die weſentliche Glückſeligkeit des Menſchen in einer ununterbrochnen Reihe vernünftiger und ſittlich guter Handlungen liegt; — der Mann, welcher deshalb von keiner Unternehmung, die er mit Bedacht, und nach guten Gründen angefangen hat, einen unüberſehlichen Verluſt, oder ein unerträgliches Unglück erwartet; der endlich welcher von vielen geſchätzten Dingen ihre innere Kleinheit einſieht, auch wenn er, aufgefordert von ſeinem Berufe, oder ſeiner Lage in der Welt, ſich ernſtlich damit abgiebt: dieſer iſt ohne Zweifel, entſchloſſen zu handeln, für alle Fälle des Lebens am beſten vorbereitet. Indem er erkennt, daß, in der Thätigkeit eines verſtändigen und wohlwollenden Geiſtes, ein höherer Werth liegt, als in den Werken ſelbſt, welche dadurch veranlaßt

---

von irgend einem Menſchen zu ſagen, er ſey brav: man müſſe ſagen: dieſer Menſch hat an dem und dem Tage, in der und der Stunde ſich brav gehalten.

werden ſollen, iſt er, in Abſicht der Folgen von allen ſeinen Unternehmungen, gewiſſermaßen geſichert. Geſetzt ſie mißlingen ihm: demohnerachtet hat er den beſten Theil davon getragen, wenn er durch ſie ſeine Kräfte geübt, Ideen in ſich erweckt, oder aufgeklärt, und Tugenden und Pflichten vollbracht hat.

Zu den Gewohnheiten, die zur Entſchloſſenheit beytragen, gehört die Abkürzung der Berathſchlagungen, und eine feſte Anhänglichkeit an die einmahl ergriffene Partey. Auch dieſe Gewohnheit wird durch jene Grundſätze befördert. Der Mann, dem es auf die Vollkommenheit ſeiner Art zu handeln noch mehr, als auf die Erreichung ſeiner Abſicht ankömmt, findet, wenn er beſonders einen Hang zur Unſchlüſſigkeit bey ſich gewahr wird, daß er im Ganzen ſich beſſer berathe, wenn er, bey ſchnellern Entſchlüſſen und einer unveränderten Befolgung des einmahl Beſchloſſenen, ſich zuweilen der Gefahr ausſetzt, unrichtig zu wählen, als wenn er, durch nie aufhörende Ueberlegungen, nach dem höchſten Grade der Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolgs trachtet.

Man kann das, was in Abſicht der Kunſt zu ſchreiben zuweilen bemerkt worden iſt, auf die Kunſt zu leben anwenden. Wer über dem Ausdrucke ſeiner Gedanken zu ſehr künſtelt, wird nie recht gut ſchreiben lernen. Er wird, zuerſt, nicht viel genug ſchreiben: und nur die lange und vielfältige Uebung kann Fertigkeit hervorbringen. — Er wird, zweitens, immer in ſeinen Styl etwas gezwungnes und ſteifes bringen: und dadurch werden alle andre Vorzüge deſſelben verdunkelt werden. Es iſt der wahren Beredſamkeit viel günſtiger, nicht immer ſeinen Ausdruck bis zur äußerſten Zierlichkeit auszufeilen, als ſich bey dieſer Arbeit zu lange aufzuhalten. Durch dieſes Verweilen bey einzelnen Theilen der Rede, geht der ſchnelle Fluß der Gedanken, und der leichte Zuſammenhang derſelben, und mit beyden das Hinreißende des Styls, (la rapidité du ſtile) verloren, worin ſeine vornehmſte Kraſt liegt. Auf gleiche Weiſe iſt es, um Geſchäfte glücklich zu treiben, und überhaupt um gehörig zu thun, was unſer menſchlicher, oder unſer bürgerlicher Beruf von uns fordert, dienlicher, die Sachen mit mäßigem Fleiße und einer nur nothdürftigen Genauigkeit, aber ſchnell, abzumachen, als, durch eine zu langſame Ausarbeitung jedes Theils, Vollkommenheit bis in Kleinigkeiten zu ſuchen. Durch die Erfahrung lernen wir am beſten unſre Fehler einſehen. Die Menge der Verſuche alſo, in jeder Art der Arbeiten, und die Unabläßigkeit der Verbeſſerung derſelben, führet weit ſichrer zur Vollkommenheit, als der mühſame Fleiß, den wir auf jeden einzelnen Verſuch wenden. Jene Verfahrungsart aber iſt dem Entſchloſſenen eigen. Nur er kann viel machen, weil er ſchnell und dreiſt zu Werke geht. Eben deßwegen übt er ſich aber auch in ſeiner Kunſt am häufigſten, und erlangt alſo die größte Fertigkeit.

Nächſt den Einſichten giebt es auch gewiſſe Uebungen, welche die Entſchloſſenheit vorbereiten.

In Abſicht derſelben iſt die erſte Regel, die Zerſtreuung zu verhüten, oder nur eine Sache auf einmahl zu thun. Gemeiniglich ſind die beyden Fehler bey einander: Unentſchloſſenheit, und eine unter zu viele und ungleichartige Gegenſtände getheilte Geſchäftigkeit (*) — So wie, wenn die Reihe unſrer Gedanken einen ſtrengen Zuſammenhang, und alſo Bündigkeit haben ſoll, unſre Aufmerkſamkeit auf einen Vorwurf geſammelt werden muß: ſo iſt es, um in unſre Berathſchlagungen und Geſchäfte Feſtigkeit nnd Uebereinſtimmung zu bringen, nothwendig, nicht vielerley Geſchäfte auf einmahl zu treiben, nicht ungleichartige Zwecke zugleich zu verfolgen. Die Unentſchloſſenheit iſt ſehr oft nichts anders, als die Folge eines zur Zerſtreu-

---

(*) Die Griechen nennen ſie πολυπραγμοσύνη.

ung geneigten, und einer ſtätigen Aufmerkſamkeit unfähigen Gemüths. Menſchen, denen es nur nicht an dem gemeinen Maße von Verſtandskräften fehlt, werden, wenn ſie einen einzigen Gegenſtand ruhig anſchauen, ſelten unentſchieden darüber ſeyn, wie ſie ihn beurtheilen, — und wenn es ein praktiſcher Gegenſtand iſt, ſelten unſchlüßig, wie ſie ihn behandeln ſollen. Aber wenn viele Gegenſtände zugleich dem Geiſte vorſchweben, oder er mit unruhiger Eile von dem einen zum andern überzugehen genöthigt iſt: dann wird eine außerordentliche und ſeltne Fähigkeit erfordert, wenn der Menſch hell und beſtimmt genug ſehen ſoll, um mit Sicherheit ſeinen Entſchluß zu faſſen.

Eine zweyte Regel iſt, ſeinem Scharfſinne, in der Aufſuchung der Möglichkeiten der Dinge, und in der Vervielfältigung der Maßregeln, Grenzen zu ſetzen. Grübelnde Köpfe ſind Skeptiker in der Theorie, und unentſchloſſen in der Praxis. Jede Sache, die man vorhat, muß man bis auf einen gewiſſen Grad unterſuchen: das will die Vernunft; und ohne das würde man als ein Thor handeln. Aber man muß dieſe Unterſuchung nicht bis zur Subtilität treiben; man muß ſich mit einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit begnügen; man muß nicht, wenn man eine Anzahl tauglicher Mittel zum Zwecke gefunden hat, noch immer neue und verborgnere Wege zu demſelben aufſpüren. Die Wahl wird ſchwerer, je mehr die Zahl der Dinge anwächſt, unter welchen man zu wählen hat. Wer demnach, ehe er ſich entſchließt, vollſtändig alles erſchöpfen will, was ſich über einen Gegenſtand denken und ſagen läßt, wer alle möglichen Maßregeln erſt vor ſich ſehen will, ehe er eine ergreift: der wird nie ſchnell, und er wird ſelten zu einem feſten Entſchluſſe kommen. Man fliehe vor allen Dingen den Scharfſinn der Streitluſtigen, der mehr Schwierigkeiten zu machen, als die Wahrheit zu finden, bemüht iſt. Der gemeine ſich keinen Vorzug anmaßende Menſchenverſtand, kann eine Sache oft praktiſch richtig, und ſelbſt leicht entſcheiden; in welcher der ſpeculirende, auf ſeinen Scharfſinn ſtolze Theoriſt ſich ſelbſt verwirrt. Dieß leidige Intereſſe, ſich ſtets als einen vorzüglichen Kopf zeigen zu wollen, hat, ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, manchen Denker irre geführt, und ihn das Mühſame und Weithergeholte dem Wahren, das einfach war und ihm nahe lag, vorziehn laſſen. Aber wenn ſich eben dieſes Intereſſe gelehrter Eitelkeit in unſre Berathſchlagungen, über Angelegenheiten der eignen oder der gemeinen Wohlfart, einmiſcht:

dann iſt nichts anderes, als eine unkluge Behandlung und ein unglücklicher Ausgang zu erwarten.

Einige noch ſpeciellere Regeln, die mich meine eigne Erfahrung gelehrt hat, ſollen dieſen Aufſatz beſchließen.

Erſtlich. Der Unentſchloſſene muß keinen zu langen Zeitraum, zwiſchen ſeinen Berathſchlagungen und der Ausführung, laſſen. Er würde, bey Verlängerung deſſelben, gewiß ſo oft auf den Gegenſtand ſeiner Beſchlüſſe mit ſeinen Gedanken zurückkommen, daß ſich ihm bald neue Anſichten deſſelben zeigen würden: und dadurch würde, entweder ſein voriges Nachdenken vergeblich gemacht, — oder, wenn er die frühern mit den ſpätern Ideen vereinigen wollte, der Weg zur Unſchlüſſigkeit für ihn eröffnet werden.

Es iſt überhaupt weit rathſamer, ſowohl um zur völligen Einſicht einer Sache, als zu einem feſten Entſchluſſe in Abſicht ihrer zu kommen: daß man ſie *einmahl* ganz, vom Anfange bis zu Ende, mit voller Aufmerkſamkeit, durchdenke, als daß man ſich mit ihr *oft*, und immer doch nur laulicht beſchäftige. Man iſt zuerſt, natürlicher Weiſe, ſicherer, das Wahre und das Zweckmäßige zu finden, wenn man ſeine Kräfte recht anſpannt, und der Unterſuchung des Gegenſtandes eine ungetheilte

Aufmerkſamkeit eine Zeit lang widmet. Und, in der That, ſobald die Vorſtellungen durchaus helle ſind, ſobald wird auch das Uebergewicht der Gründe auf der einen oder der andern Seite leicht entdeckt: und wo man dieſes Uebergewicht mit Ueberzeugung erkannt hat, da iſt Entſchloſſenheit unausbleiblich. Dazu kömmt, daß ſchon das Bewußtſeyn, einem Geſchäfte oder einer Berathſchlagung, eine Zeit völlig gewidmet, und eine ruhige und vollſtändige Meditation darauf gewandt zu haben, uns mit uns ſelbſt zufriedner macht, und in der Folge abhält neuen Einfällen Gehör zu geben. Im Gegentheile kömmt, aus oft wiederhohlten, aber immer nur ſtückweiſe, und gleichſam als proviſoriſch angeſtellten Unterſuchungen, ſelten ein befriedigendes Reſultat. Und die Gewohnheit ſelbſt, welche dadurch geſtärkt wird, auf vormahlige Ueberlegungen immer wieder zurückzukehren, und an ihren Endurtheilen etwas abzuändern, giebt dem fehlerhaften Hange des Unentſchloſſenen neue Nahrung.

Um aber die Ueberlegung nur einmahl anſtellen zu dürfen, und ſie dann recht vollſtändig zu machen, iſt es ſehr nützlich, den Zeitpunct zu derſelben recht zu wählen. — Für weit entfernte Vorfälle zum voraus ſorgen, ſcheint zwar die Sache der

Klugheit zu ſeyn. So lange man aber keine Hand ans Werk legen kann, um Anſtalten dafür zu machen, iſt das darauf gewandte Nachdenken, inſofern es nicht bloß die theoretiſche Kenntniß der Sache zum Zwecke hat, mehr ſchädlich als nützlich. Es zerſtreuet oft von gegenwärtigen dringendern Geſchäften; es läßt nur halbe und unvollſtändige Ideen in der Seele zurück, welche der künftigen nähern Unterſuchung der Sache nur wenig vorarbeiten, — und ſie dadurch erſchweren, daß uns der Gegenſtand zu gewohnt, und durch die öftere Wiederhohlung ekelhaft geworden iſt. — Auf der andern Seite iſt das Aufſchieben der Berathſchlagung bis zu dem Augenblicke, wo man von der Nothwendigkeit ſie auszuführen gedrängt wird, ein Symptom der Unentſchloſſenheit. Wenn, bey einem Menſchen, ſich eine gewiſſe Weichlichkeit und Abneigung vor allem was ſchwer iſt, mit dem Schwankenden ſeiner Vorſtellungen, und der Unfähigkeit zur Gewißheit, oder doch zu einer Entſcheidung zu gelangen, verbindet: ſo wird er Berathſchlagungen, deren Mühſamkeit er vorausſieht, ſo wie jeder Kraftloſe die Arbeit, welcher er nicht gewachſen iſt, ſo lange auszuſetzen geneigt ſeyn, als er nicht dazu genöthigt wird. Aber dieſer Aufſchub vermehrt das Uebel, welches der Menſch dadurch von ſich entfernen wollte. Gedrängt von andern Menſchen, von den Umſtänden, oder durch die Kürze der Zeit, findet er ſich noch weniger, als ſonſt, vermögend, die Wage, deren Ausſchlag ihn beſtimmen ſoll, in feſter Hand zu halten. Da er nie zu ſchnellen Entſchlüſſen gewöhnt war, und nun *äußerſt ſchnell* ſich entſchließen ſoll: ſo wird der Aufruhr ſeiner Lebensgeiſter und die Verwirrung ſeiner Ideen größer, als jemahls. Iſt noch überdieß Gefahr mit der Sache verbunden: ſo kann dieſer Zuſtand ſo peinlich werden, daß er der Verzweiflung nahe kömmt.

Noch einmahl alſo: wer ſich zur Entſchloſſenheit vorbereiten will, gewöhne ſich zu einem zuſammenhängenden, ruhigen und vollſtändigen Nachdenken über die Gegenſtände, welche er ſeiner Berathſchlagung unterwirft: aber er enthalte ſich einer oft wiederhohlten Betrachtung derſelben. Er nehme ſich beſonders dann, wenn der Zeitpunct der Ausführung nahe genug iſt, um die Lage der in Rechnung zu bringenden Umſtände vollſtändig vor Augen zu haben, eine von allen andern Beſorgungen freye Zeit, die Sachen, welche er unternimmt, reiflich und von allen Seiten zu durchdenken. — Er erlaube ſich nicht, ſolange er über dieſelben rathſchlägt, mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf andre Dinge umherzuſchweifen, und begnüge ſich nicht mit einer flüchtigen und oberflächlichen Betrachtung. Aber wenn er einmahl dieſe Unterſuchung geendiget, und den Schluß der Rechnung gezogen hat: dann erlaube er ſich auch eben ſo wenig, ſtets wieder von vorne anzufangen, noch weniger, durch flüchtige Rückblicke auf die Sache, oder durch neue Grübeleyen, ſich in ſeinen Ueberzeugungen irre, und in ſeinem Entſchluſſe wankend zu machen.

Eine zweyte Regel iſt: der Unentſchloſſene muß nicht viele Leute um Rath fragen. Er hat einen gewaltigen Hang dazu: aber eben deßwegen muß er ihm widerſtehn. Nicht nur gewöhnt ſich der Menſch, der immer Rathgeber zur Seite hat, nie ſelbſt zu urtheilen, oder ſeinem Urtheile nie zu trauen: ſondern er wird auch oft durch die Verſchiedenheit der Meinungen, die er anhört, und durch das Widerſprechende der Rathſchläge, die man ihm giebt, noch mehr mit ſich ſelbſt uneins gemacht.

Ueberdieß betrügt ſich der Unentſchloſſene, wenn er durch den Rath, den er bey andern ſucht, der Schwierigkeit, ſelbſt einen vernünftigen Entſchluß zu finden, auszuweichen hofft. Wenige Rathgebenden wiſſen ſich ſo in die Stelle deſſen, der ſie fragt, zu verſetzen, daß ſie wirklich an ſeiner Statt, auf eine ihn befriedigende Weiſe, entſcheiden könnten. Meiſtentheils paßt ihr Rath zu ſeinen Umſtänden nur unvollkommen. Er iſt alſo alsdann noch eben ſo zweifelhaft, ob er ihn annehmen, und noch mehr, wie er ihn anwenden ſoll. Und gehört nicht ſchon dazu Entſchloſſenheit, dem Rathe eines Andern blindlings zu folgen? Der Unentſchloſſene behält ſich gemeiniglich vor, den ihm gegebnen Rath von neuem zu prüfen. Was iſt ihm alſo damit geholfen? Eben ſo leicht hätte er oft damit fertig werden können, ſeine eigne Ideen aufs Reine zu bringen, als ſie mit den Ideen ſeines Rathgebers zu vereinigen. Oder folgt er dieſen ohne alle Prüfung: ſo ſetzt er zugleich einen Herrn über ſich.

In dieſer Rückſicht, iſt es, um nicht erſt viel Rath zu hören, um noch weniger in die Verſuchung zu kommen Rath einzuhohlen, eine gute Uebung für den Unentſchloſſenen, ſeine Sachen ganz in der Stille und für ſich abzumachen. Viel von den Dingen, die man thun will, reden, ſetzt entweder ſchon Zweifelmüthigkeit und Unentſchloſſenheit voraus, oder zieht ſie nach ſich. Entſchloſſene Leute hingegen ſind gemeiniglich etwas verſchloſſen, und theilen ihre Gedanken ſelten eher mit, als bis ſie zur Ausführung ſchreiten.

Im Moraliſchen iſt jede Eigenſchaft, welche Wirkung einer andern iſt, unter veränderten Umſtänden, geſchickt, Urſache derſelben zu werden. Verſchwiegenheit iſt die Folge, oder eine Unterart der Feſtigkeit: denn nur der kann ſchweigen, der um eines gefaßten Entſchluſſes oder eines gegebnen Wortes willen, allen noch ſo ſtarken Aufforderungen zu reden, und allen ſich darbiethenden Entſchuldigungen des gebrochnen Stillſchweigens, zu widerſtehen die Kraft hat. Aber hinwiederum führet die Gewohnheit über ſeine entworfnen Pläne gegen Perſonen, die zur Ausführung nicht unmittelbar nöthig ſind, zu ſchweigen, zu einer größern Beharrlichkeit bey dieſen Plänen. Wie könnte der Schwätzer mit ſeinen Berathſchlagungen geſchwind fertig werden, oder denſelben treu verbleiben, da er durch die öftere, unnütze, laute Wiederhohlung ſeiner Ideen, zu Abänderungen derſelben unabſichtlich verleitet, und durch das, was andre ihm darauf erwiedern, von neuem in der Anhänglichkeit an ſie geſtört wird?

Wenn in den Angelegenheiten, welche Viele in Gemeinſchaft zu beſorgen haben, doch die Direction einem Einzigen übergeben werden muß, woſern die Entſchlüſſe prompt und feſt ſeyn ſollen: ſo wird jeder noch weit mehr in ſeinen eignen Angelegenheiten Alleinherrſcher ſeyn müſſen, wenn er ſie in der möglich kürzeſten Zeit und aufs planmäßigſte endigen ſoll.

Die letzte Regel ſey folgende. Der Unentſchloſſene muß ſich in ſeinen Sachen und in ſeinen Geſchäften, einer ſtrengern Ordnung, als jeder andre, befleißigen. Da er zur Verwirrung ſeiner Ideen; und zum Widerſpruche zwiſchen ſeinen Vorſätzen, durch ſeine körperlichen, oder geiſtigen Anlagen, geneigt iſt: ſo muß er alle äußere Urſachen der Zerſtreuung und der Unſtätigkeit vermeiden. Und unter dieſen Urſachen iſt die Vielfachheit der auf einen Augenblick zuſammentreffenden Beſorgungen, die immer eine Folge der ſchlecht eingetheilten Zeit iſt, eine der größten.

Wer ſchnell die Gegenſtände überſieht, und in ſeinen einmahl gebilligten Ideen, hintendrein wenig zu berichtigen findet, der kann auch eine Menge ſich drängender Geſchäfte ohne Verlegenheit abthun, — kann ohne Verwirrung von einer Berathſchlagung zur andern eilen. Jede Sache iſt immer abgefertiget, ſobald er ſie einmahl durchdacht, und ein Schlußurtheil über ſie gefällt hat. Keine Zweifel über das, was er eben gethan, oder beſchloſſen hat, ſtören ihn in dem, was er noch zu thun und zu beſchließen hat. Aber der, welcher zu ſeinen Ueberlegungen, wegen der ſich in ſeinem Gemüth häuſenden Bedenklichkeiten, viel Zeit braucht; — wer eine ſchon zur Entſcheidung gebrachte Sache doch wieder vor ſeinen Richterſtuhl zieht: der kann nur durch die Theilung ſeiner Geſchäfte, durch die jedem derſelben angewieſene Zeit, und durch eine gewiſſe Pünctlichkeit in Befolgung feſter Regeln der Ordnung, zu derjenigen Gemüthsruhe gelangen, ohne die es unmöglich iſt, einen Entſchluß mit Selbſtzufriedenheit zu faſſen.

Schon ein unaufgeräumtes Zimmer, durch einander geworfne Papiere können einen Menſchen, der geneigt iſt, in Verlegenheit zu gerathen, zu dem, was er auf der Stelle entſcheiden, oder zu Ende bringen ſoll, ungeſchickt machen. Noch weit ärger iſt es, wenn er in dieſem Zimmer herbeyſuchen ſoll, was er zu ſeinem Geſchäfte nöthig hat; wenn unter dieſen Papieren die Actenſtücke der zu entſcheidenden Streitfrage zerſtreut liegen. Ich habe Menſchen geſehen, die immer etwas zu ſuchen hatten, wenn ſie in irgend einer wichtigen Sache einen Entſchluß von ſich geben ſollten, und die, über der zwiefachen Verlegenheit, in der ſie waren, tödtlichen Angſtſchweiß vergoßen.

Auch findet ſich oft, daß die Unentſchloſſenen, die verlegenen Menſchen, zugleich unordentliche Menſchen ſind: es ſey nun, daß ihr Unvermögen ſich zu entſchließen ſie, auch in den kleinen Bemühungen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung gehören, zum Aufſchieben und zur öftern Unterbrechung dieſer Arbeit veranlaſſet; oder daß ihr früher Hang zur Unordnung ſie oft in Umſtände verſetzt hat, wo die Verwirrung der Gegenſtände ſie verlegen machen mußte.

Alle Regeln alſo, welche die bisherigen Betrachtungen an die Hand geben, laſſen ſich in folgende kurze Vorſchriften für den, welcher der Entſchloſſenheit als einer Tugend nachſtrebt, zuſammenfaſſen. „Baue deinen Verſtand an; und ſuche dir die, zu jedem dir obliegenden Geſchäfte nöthigen Kenntniſſe zu erwerben. Unternimm nichts, wovon du dir bewußt biſt, daß es deine Talente überſteigt, oder daß du nicht die gehörigen Vorbereitungen dazu gemacht haſt: erkenne dich zu dem Ende ſelbſt, und ſchätze das Maß deiner Kräfte richtig. Wenn es zum Berathſchlagen kömmt: ſo ſuche nicht ſowohl viele, oder, welches ſchlimmer iſt, feine Beſtimmungsgründe deiner Handlungen auf, — (die handgreiflichſten ſind die beſten,) als vielmehr den Vorzug, welchen ein Grund vor dem andern hat. Und ſobald du das Uebergewicht anf irgend einer Seite entdeckt haſt, ſo erlaube dir nicht ohne Aufhören neue Berathſchlagungen: und dieß um ſo viel weniger, je mehr du an guten Einfällen reich, oder je geneigter du zur Speculation biſt. Endlich ſuche dich, ſo weit es in deiner Gewalt ſteht, beherzt zu machen. Bilde dir nicht kleinmüthig ein, daß auf jeden Fehler den du begehſt, auf jede unrecht ergriffene Maßregel, das Unglück deines Lebens als Strafe ſtehe. So viele Dinge geſchehen über und wider deine

„Erwartung, daß du wohl einſiehſt, mit deinem äu-
„ßern Glücke ſpiele der Zufall, oder es werde durch
„eine höhere Vorſehung geleitet. Das dir anver-
„traute Geſchäft iſt alſo nur, als ein verſtändiger,
„geſetzter, ruhiger und ſittlich guter Menſch in der
„Welt zu handeln. Und würdeſt du nicht dieſen
„Hauptendzweck aller deiner Unternehmungen ver-
„fehlen, wenn du eben dadurch, daß du deren glück-
„lichen Ausgang zu ſorgfältig vorbereiten wollteſt,
„zu lauter wankenden und unſicheren Schritten auf
„deiner Laufbahn veranlaſſet würdeſt?

Ende des erſten Bandes.

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben

von

Chriſtian Garve.

Zweyter Theil.

Breslau 1796.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

An den

Herrn Kreisſteuer-Einnehmer

Weiße.

Ich habe lange gewünſcht, daß von unſrer alten Freundſchaft ein öffentliches Denkmahl vorhanden ſeyn möge; nicht nur aus der ſehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wiſſen ſoll, daß ich, von einem würdigen Manne, durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin: ſondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundſchaft unter Gelehrten ein gutes Beyſpiel giebt: da dieſe Freundſchaften, welche oft mehr der Verſtand, als das

Herz ſtiftet, durch die Eitelkeit ſo leicht getrennt werden. Sie haben überdieß ein Recht auf meine letztern, reifern Geiſtesarbeiten, da Sie meine erſten, noch unreifen, in Ihren Schutz genommen, und mich als Schriftſteller beym Publicum eingeführt haben.

Die Aufſätze, welche ich Ihnen hier widme, ſind klein und unbedeutend, und können höchſtens nur inſofern einigen Werth haben, als ſie etwas Selbſtgedachtes enthalten, und Gedanken bey andern veranlaſſen. Aber für Sie werden ſie dadurch eine größere Wichtigkeit bekommen, daß Sie wiſſen, unter welchen Hinderniſſen und in welcher unangenehmen Lage ich ſie ausgearbeitet habe. Sie werden ſich freuen, daß ich im Stande geweſen bin, ſie zu vollenden: und da Sie ſo lange, auch durch Briefe, wenig, oder nichts von mir erfahren haben, ſo wird es Ihnen lieb ſeyn; mich einmahl ausführlich ſprechen zu hören.

Ich ſelbſt ergetze mich, indem ich dieß ſchreibe, an dem Gedanken, daß, in den ſchönen Tagen des bevorſtehenden Frühlings, mein Buch Sie vielleicht einige heitre Morgenſtunden auf Ihrem Landſitze beſchäftigen, und mein Andenken bey Ihnen recht lebhaft erneuern wird.

Möge der Himmel Sie dieſe unſchuldigen Freuden des Landlebens, — die Familienfreuden eines, von einer guten Gattin und wohlgerathnen Kindern, umgebnen Hausvaters, — das Vergnügen des Umgangs mit ſo vielen verſtändigen und rechtſchaffnen Perſonen, von denen Sie geliebt und aufgeſucht werden, und endlich das Vergnügen des Studirens, und einer lebhaften Theilnehmung an allen Fortſchritten der Litteratur, welches durch das Alter bey Ihnen nicht geſchwächt worden iſt, noch lange genießen laſſen. Sehe ich auch dieß alles nicht mehr, wie ehedem, ſelbſt in der Nähe: ſo wird, auch in der Entfernung, das bloße Bild davon mein Gemüth erheitern. Leben Sie wohl.

Breßlau den 21. Merz
1796.

Inhalt.

Seite
Ueber zwey Stellen des Herodots 1
Einige Gedanken über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbeſondere, welche, in einem großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für dieſe ihre Provinz haben . 127
Einige Beobachtungen über die Kunſt zu denken . . . 248
Ueber die Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauſpielen, und über den Charakter Hamlets insbeſondre 431

Ueber

I.

Ueber
zwey Stellen des Herodots.

Erſte Stelle.

Die Unterredung des Solons mit dem Kröſus, im erſten Buche des Herodots, vom 30ten bis 33ten Kap.

Die Unterredungen Solons mit dem Kröſus, über den glückſeligen Mann, ſtehn in unſern Kinderbüchern: ſie enthalten aber auch noch unverbrauchten Stoff zum Nachdenken, für Männer und für Philoſophen.

Die Geſchichte hat ganz das Anſehn eines Mährchens: aber es iſt ein altes, und dabey ein geiſt- und charaktervolles Mährchen. Sie ſchildert doch gewiß das Zeitalter, wenn auch nicht die Perſonen. Wir mögen uns vielleicht nicht darauf verlaſſen können, daß Solon ſo gedacht, und daß er wirklich dieß geſagt hat: aber das lernen wir doch daraus, wie, zu Herodots Zeiten, geſcheute Leute einen Solon ſprechen ließen. Die moraliſchen Begriffe und Gefühle des Griechiſchen Alterthums ſind in einer erdichteten, oder mit Erdichtung ausgeſchmückten Erzählung, die ſich aber aus jener Zeit herſchreibt, eben ſo erkennbar, als in einer wahren.

Ich muß meinen Leſern zuerſt die Erzählung ſelbſt mit wenigen Worten eingedenk machen, damit ſie einige Betrachtungen, die ich darüber anſtellen will, beſſer verſtehen.

Solon, deſſen Lernbegierde, wie ein von ihm uns aufbehaltner Denkſpruch ſagt, mit den Jahren wuchs, *) unternahm in einem ziemlich hohen Alter eine große Reiſe, bloß um Menſchen und Völker zu ſehen. Auf dieſer kam er auch zum Kröſus nach Sardes, der ihn, als einen berühmten Mann wohl annahm, in ſeinem Pallaſte bewirthete, und ihm, nach einem Aufenthalte von drey oder vier Tagen, alle ſeine Schätze und Koſtbarkeiten zeigen ließ.

Nachdem dieſe Beſichtigung zu Ende war: fing Kröſus eine Unterredung mit Solon auf folgende Weiſe an:

---

*) Μαθὼν γηράσκω. Ich werde lernend alt, ſagte er von ſich ſelbſt.

„Athenienſiſcher Fremdling, der Ruf ſowohl von deiner Weisheit, als von deiner Reiſe, deren Beſchwerden du bloß deßwegen übernommen haſt, um Kenntniſſe zu ſammeln, iſt auch bis zu uns nach Sardes gedrungen. Von einem Manne, der ſo viele Menſchen geſehen hat, wünſchete ich zu erfahren, wen er für den glücklichſten unter allen halte?“

Herodot ſagt, daß Kröſus gewünſcht und erwartet habe, als dieſer glücklichſte genannt zu werden.

„Ja, antwortete Solon: ich kenne einen, dem ich den Preis der Glückſeligkeit zuerkenne: das iſt der Athenienſer Tellus.“

Kröſ. „Nun, und was macht ihn dann ſo vorzüglich glücklich?“

Sol. „Athen, die Vaterſtadt des Tellus, „war, zu ſeiner Zeit, in Flor und ohne Unglücksfälle. Er hatte ſchöne und gute Kinder. Er erlebte Kindeskinder von ihnen: und „alle Kinder und Enkel, die ihm gebohren wurden, blieben am Leben. Endlich endigte er „ſein eignes, das er in gutem Wohlſtande zugebracht hatte, auf eine ſo glorreiche Weiſe, als „es bey der Mittelmäßigkeit unſrer Umſtände „möglich iſt. Die Athenienſer hatten einen

„Krieg mit ihren nächſten Nachbarn, den Ein-
„wohnern von Eleuſis. In einem Gefechte ge-
„gen dieſe ſtritt er mit, half die Feinde zum
„Weichen bringen, und ſtarb nach entſchiednem
„Siege. Die Athenienſer begruben ihn, auf
„der Stelle, wo er gefallen war, auf öffentliche
„Unkoſten, und erwieſen ihm die größten Eh-
„renbezeugungen.“

„Kröſ. Wenn dann Tellus an Glückſe-
„ligkeit den erſten Rang hat: wem giebſt du
„den zweyten?

„Sol. Ich würde ihn zwey Argivern, dem
„Cleobis und Biton, geben. Sie waren Brü-
„der, Söhne einer Prieſterin der Diana und
„von einer außerordentlichen Leibesſtärke. Sie
„hatten beyde in öffentlichen Kampfſpielen Sie-
„ge davon getragen. Einſt bey einem Feſte der
„Diana, an welchem ihre Mutter zu einer be-
„ſtimmten Stunde im Tempel erſcheinen mußte,
„ſpannten ſie ſich, da das Joch Ochſen, wel-
„ches den Wagen ihrer Mutter führen ſollte,
„zu lange ausblieb, ſelbſt davor, und zogen ſie,
„einen Weg von fünf und dreyßig Stadien,
„bis zum Tempel. Das daſelbſt verſammelte
„Volk erſtaunte über die Stärke der Jünglinge
„und bewunderte ihre kindliche Liebe und ihre

„Frömmigkeit. Die Männer prieſen die Söhne, wegen ihrer Körperkraft, — die Frauen prieſen die Mutter wegen ſolcher Söhne glücklich. Stolz und freudig über die That und über die Lobeserhebungen der Verſammlung, gieng die Prieſterin in den Tempel, und bat die Göttinn, der ſie diente, dieſen ihren frommen Söhnen das Beſte zu geben, was die Gottheit den Menſchen zu geben hätte. — Nach vollbrachtem Opfer und geendigter Opfermahlzeit, legen ſich die beyden, äußerſt ermüdeten Jünglinge im Tempel nieder, und entſchlafen. Da man ſie nach geraumer Zeit wecken will, findet man ſie todt.“

Kröſus hatte umſonſt darauf gewartet ſich nennen zu hören: er mußte alſo ſchon ſelbſt die Unterredung auf ſich lenken.

„Nun, und von mir ſagſt du nichts? Das, was du von meinem Glücke geſehen haſt, ſcheint dir alſo ſo unbedeutend, daß du ſelbſt den Zuſtand eines Athenienſiſchen Privatmanns dem meinigen vorziehſt?“

Die Antwort des Solons, die nun beym Herodot folgt, iſt, nach unſern Begriffen, äuſſerſt ſeltſam.

„Ich weiß, ſagt er, daß Neid gegen die „Glücklichen, und eine Neigung den Ruheſtand „der Sterblichen zu ſtören, eine Eigenſchaft „der höhern Weſen iſt, welche das menſchliche „Leben regieren. Und eben weil ich dieſes weiß, „halte ich es für ſo mißlich, über menſchliche „Schickſale, und den Werth der Güter, welche „ich jemanden beſitzen ſehe, zu entſcheiden.“

„Das Leben des Menſchen iſt lang: und in „dem Theile deſſelben, der noch zukünftig iſt, „kann er noch viele Dinge erfahren, noch viele „Uebel leiden, die das Urtheil, welches ich heute „über ſein Glück fälle, ganz abändern müſſen.“

„Sechs und zwanzig tauſend, zweyhundert „und funfzig Tage machen das Leben eines „Mannes von ſiebenzig Jahren aus. *) Von „allen dieſen Tagen iſt kein einziger dem andern „ähnlich: und das ganze Leben der Menſchen „iſt ein beſtändiger Wechſel.“

---

*) Dieſe ſo unnöthige Genauigkeit in der Berechnung der Tage, welche ein menſchliches Leben ausmachen, bey welcher, in dem Texte des Herodots ſelbſt, Solon auch die Schalttage ſorgfältig mitzählt, hat etwas kindiſches. Aber die Denkungsart und die Urtheile der älteſten Zeit, und die der Kinder des erſten Alters, und des gemeinen Mannes ſind einander in vielen Puncten ähnlich.

„Was dich betrifft: ſo ſehe ich, daß du
„reich biſt und über viele Menſchen herrſcheſt.
„Aber das weiß ich deswegen noch nicht, was
„du eigentlich von mir wiſſen willſt: ob du ein
„glücklicher Mann biſt. — Dazu müßte ich
„zuerſt wiſſen, wie du dein künftiges Leben
„zubringen, und wie du es endigen werdeſt:"

„Es iſt aber überdieß in ſich ein Unterſchied
„zwiſchen reich und mächtig, und zwiſchen
„glücklich ſeyn.

„Es giebt ſehr reiche Menſchen, die das
„Unglück verfolgt: und andre mit ſehr mäßi-
„gem Vermögen, die dem Glücke im Schooße
„ſitzen.

„Der Reiche und Mächtige hat vor dem
„glücklich Gebornen nur zwey Vortheile vor-
„aus, — dieſer vor jenem ſehr viele.

„Jener hat mehr Mittel in Händen, außer-
„ordentliche und heftige Begierden, die bey
„ihm entſtehen, zu befriedigen: — und außer-
„ordentliche Unglücksfälle, die ihm wiederfah-
„ren, zu überſtehen."

„Dagegen aber hat der wahrhaft Glück-
„liche weder ſo heftige Begierden, für deren
„Befriedigung, noch ſolche Unglücksfälle, zu

„deren Ertragung er ſo große Hülfsmittel „brauchte.“

„Die erſten Anlagen zum glücklichen Manne „liegen in den Gaben, mit welchen die Natur „ſeinen Geiſt und ſeinen Körper ausgerüſtet „hat, und in der Stimmung ſeines Gemüths. „Er iſt geſund und wohlgebaut, er hat eine „angenehme andern Menſchen wohlgefällige Ge„ſtalt *) er iſt von geſundem Verſtande, er iſt „von mäßigen Wünſchen und heiterer Laune; „er weiß wenig von Krankheiten, und behält „bis ans Ende alle ſeine Sinne und Gliedma„ßen unverſtümmelt. Dazu kommt, daß ſeine „Verwandtſchaften, ſeine Kinder, ſeine freund„ſchaftlichen Verbindungen, der Zuſtand ſeines „Vaterlandes, die Begebenheiten ſeiner Zeit, „alle die Dinge um ihn, unter welche ihn der „Zufall geworfen hat, beytragen ihn froh zu „machen.

„Wenn er nun ein ſolches Leben mit einem „ſanften und ruhigen Tode beſchließt, ſo iſt er „der glückliche Mann, welchen wir ſuchen.“

---

*) Ich glaube Verzeihung beym Leſer zu erhalten, wenn ich einen Gedanken, der in den obigen Erzählungen des Solons lag, mit in dieſe Antwort deſſelben hineinſetze, ob er gleich nicht wörtlich im Herodot ſteht.

„Zwar würde kein Menſch dieſen Nahmen verdienen, wenn wir die Vereinigung aller dieſer Güter dazu fordern wollten. Das iſt das Loos keines Sterblichen. Aber wir nennen den glücklich, welchem die größte Anzahl derſelben zu Theile geworden iſt. So wie kein Land alle Früchte erzeugt; aber dasjenige als das fruchtbarſte angeſehen wird, welches die meiſten und beſten hervorbringt: ſo iſt kein Menſch, dem es nicht in Geiſt, Körper, oder äußerer Lage, an gewiſſen Vorzügen fehlt, indeß er andere genießt. Aber in dem Beſitze der meiſten und größten zu ſeyn, und in dieſem Beſitze ſein ganzes Leben hindurch zu bleiben: das iſt es, was den glücklichen Mann ausmacht. — Das Ende jedes Dinges muß aber erſt abgewartet werden, ehe über den Zuſtand deſſelben ein Urtheil gefällt werden kann. Dieß iſt am meiſten von dem Menſchen wahr. Denn vielen hat das Schickſal nur den Schimmer von Glückſeligkeit gewieſen, um ihren gänzlichen Untergang vorzubereiten.“

In dieſer ganzen Schilderung von menſchlicher Glückſeligkeit liegen manche Begriffe und

Grundſätze, die ſich in den Gemüthern der Weiſen bis auf unſre Zeit erhalten haben. Andre Züge ſind Ausdrücke von Meinungen, oder Leidenſchaften der Soloniſchen Zeit, die ſich mit den veränderten Umſtänden verändern mußten. Die Keime unſrer Moralphiloſophie finden wir ſchon in den Urtheilen und Ausſprüchen Solons. Aber es ſind unentwickelte Keime, die erſt, durch die mit dem Fortgange der Zeit ſich häufenden Erfahrungen, und durch das fortgeſetzte Studium der menſchlichen Natur, zu einem haltbaren und zuſammenhängenden Syſtem reifen konnten.

Daß Kröſus ſich für glücklich hielt, weil er reich und mächtig war, und daß ein weiſer Mann, wie Solon, den Reichthum nicht für Glückſeligkeit gelten laſſen wollte, das könnte unſre Aufmerkſamkeit wenig zu verdienen ſcheinen, weil dieſes ein eben ſo gemeiner Sittenſpruch in unſern Büchern und Predigten geworden iſt, als jenes von je her eine gemeine Geſinnung in dem Leben der Menſchen war. Aber was als Gemeinſpruch zu unſern Zeiten unbedeutend iſt, das iſt als Sentenz in dem Munde eines alten Weiſen wichtig. Es iſt in der That angenehm, im hohen Alterthum dieſe widerſprechenden Urtheile des ungebildeten Menſchen und des Weiſen über den Reichthum, zum erſten Mahle, ſo deutlich und ſo entſchieden ausgedrückt zu ſehn.

Der erſte Schritt von der Roheit des Naturſtandes zur bürgerlichen Verfeinerung, iſt die Liebe zum Eigenthum; worauf die Achtung des Reichthums unmittelbar folgt: und der erſte Schritt der philoſophirenden Vernunft iſt die Mäßigung dieſer Begierde, und die Anerkennung des höhern Werths der Güter, die in der Natur des Menſchen ſelbſt liegen.

Aber wenn es etwas allgemeines iſt, daß Kröſus den Reichthum über alles ſchätzt: ſo iſt das etwas ihm eignes, daß er für glücklich geprieſen ſeyn will; daß er ſogar den erklärten Ehrgeitz hat, der Glücklichſte aller Sterblichen zu ſeyn. Entweder gehört dieſer Zug unter die erdichteten, wie er in der That das Anſehn hat, oder Kröſus war ein nicht gemeiner Menſch.

Nach den Erfahrungen unſrer Zeit iſt den Reichen und Großen nicht ſo viel daran gelegen, daß man ſie für glücklich, als daß man ſie für erhaben über andre Menſchen halte. Wenn Kröſus auf ſeine Schätze ſeine Hoheit gegründet, und nun vom Solon verlangt hätte, daß er anerkennen ſolle, wie tief die ärmern Griechen unter ihm ſtänden: ſo würden mich ſeine Anſprüche nicht befremden. Aber er wollte, nach der Erzählung des Herodots, gerade zu für ein vom Glücke, über alle andre, begünſtigtes Geſchöpf gelten: und dieß würde ich bei einem Krösus heute zu Tage nicht erwarten.

Am wenigſten iſt in der Lage, in welcher Krösus war, in der Lage eines Landesherrn, dieß die gewöhnliche Wendung, welche der Ehrgeitz nimmt.

Im Privatleben findet man allerdings Leute, die es darauf anlegen, mit dem Scheine des Glücks, deſſen ſie genießen, andre zu täuſchen. Ein gewiſſer Prunk, in welchem der Reiche vor dem Publicum erſcheint, hat oft für ihn viel Beſchwerliches, und keine andre reitzende Seite, als daß er ſich mit den Ideen des höhern Glücks ſchmeichelt, welches ihm der gaffende Pöbel zuſchreibt. In dieſem Stande aber findet ſich zugleich, — vielleicht bey einem noch größern Theile der Menſchen — die entgegengeſetzte Begierde, für unglücklich gehalten zu werden. Oder vielmehr eine gewiſſe Claſſe ſchwacher Ehrgeitzigen verbindet beydes. Gegen ihre

Freunde klagen ſie: und ihre vertrauteſten Geſpräche ſind Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit. Den Fremden hingegen, von denen ſie bloß aus der Ferne geſehen werden, ſuchen ſie, wenn es möglich iſt, die Meinung, daß ſie die Glücklichern ſind, beizubringen. Die Gründe jener Klagen und dieſer Prahlerey ſind zuſammenhängend. Bey denen, die mit ihnen in Verbindung ſtehn, wollen ſie Mitleid erregen, um ſie dadurch noch ſtärker zu Dienſtleiſtungen gegen ſich aufzufordern. Zuweilen iſt ihnen auch daran gelegen, eine feinere Empfindſamkeit zu zeigen. Bey den entferntern Zuſchauern wollen ſie Neid erregen, weil dieſe Leidenſchaft die, welche ſie empfinden, zugleich demüthiget, und ſie daher zur Unterwürfigkeit geneigt macht. Durch die Klage über ſein Schickſal giebt der Menſch auf eine ſtillſchweigende Art zu erkennen, daß er ein noch beſſeres verdiene. Bey dem Prachtaufwande, der ihn dem großen Haufen als einen Glücklichen ankündigen ſoll, liegt die nähmliche Meinung von perſönlicher Erhabenheit zum Grunde: aber ſie äußert ſich nur auf eine andre Art. Beyde Triebfedern erreichen, wenn ich ſo ſagen darf, nicht den höchſten Rang unter den Menſchen. — Des Prunkes, und eines glänzenden Aufzuges von Jugend auf gewohnt, denken die Fürſten ſeltner, als reich gewordne Privatleute, an den Eindruck, den ihr Glanz auf die Menge machen wird. Was für den Menſchen alltäglich iſt, davon erwartet er keine große Wirkung auf andrer Gemüther. Ueber die Vorzüge, in welchen ſeine Ueberlegenheit ganz ausgemacht und entſchieden iſt, begehrt er nicht mehr die Urtheile andrer einzuhohlen; und es iſt ihm alſo auch weniger daran gelegen, dieſe Urtheile zu beſtimmen. — Auf der andern Seite, kann zwar die Anhänglichkeit der Menſchen an ihre Freunde durch Mitleiden vergrößert werden: aber die an ihre Regenten kann nur auf Achtung beruhen. Um dieſer Urſachen willen iſt weder das Klagen des gekränkten Ehrgeizes und der fehlgeſchlagnen Hoffnungen, noch das Prahlen mit den äußern Zeichen des Glücks in dem Geiſte und Charakter der oberſten Würde.

Die Schilderung Herodots zeigt uns im Kröſus mehr die Leidenſchaften eines Privatmanns, als die eines Königs. Kröſus beträgt ſich als ein aus der Niedrigkeit emporgekommner Menſch, der ſelbſt noch die Schätze, welche ihm das Glück zugeworfen hat, anſtaunt, nicht als ein erbliches Oberhaupt eines großen Staats, dem es natürlich ſcheinen muß, reich zu ſeyn, und der die Reichthümer nur als Stützen ſeiner Macht ſchätzen kann. Entweder hat der Erfinder der Geſchichte die Aehnlichkeit in dieſen Zügen ſeines Bildniſſes verfehlt, und ſeine eignen Triebe den Perſonen, welche er ſchildert, untergeſchoben: oder die Fürſten der damahligen Zeit waren noch mehr, als die unſrigen, Privatleute, und in Geſinnungen, Fehlern und Schwachheiten, den übrigen Menſchen mehr ähnlich.

Doch es iſt uns nicht ſo wichtig zu wiſſen, was Kröſus verlangt und erwartet, — als was Solon, oder die Weisheit der Griechen zu ſeiner Zeit von der Glückſeligkeit gedacht, und worein ſie dieſelbe geſetzt hat. Welches ſind dann die Züge, durch welche Solon diejenigen Menſchen kenntlich macht, denen er den Preis in dem Wettſtreite um höheres Glück zuerkennt?

In dem, was er von dem erſten ſeiner Glücklichen, vom Tellus, ſagt, erkenne ich, vor allen Dingen, den Republicaner. Ich werde gewahr, daß der Grieche durch ein ſehr ſtarkes Band an ſein Vaterland geknüpft war. „Tellus war glücklich, ſagt Solon, denn er lebte

„eben zu einer Zeit, da ſein Vaterland im „Wohlſtande war.“ Aus dieſer Quelle floß damahls, wie es ſcheint, faſt ganz allein das Glück und das Elend der Menſchen. Die Urſache iſt begreiflich. Der eigentliche Staatsbürger, von welchem hier die Rede iſt, kannte faſt keine andre Beſchäftigung, als die ihm der Staat gab. Alle geſellſchaftlichen Vergnügungen, der ganze Genuß des Lebens, Umgang und Zeitvertreibe waren mit den öffentlichen Angelegenheiten und deren Verwaltung verwebt. Alle andern Gegenſtände der menſchlichen Wißbegierde, oder der menſchlichen Thätigkeit waren entweder noch zu unvollkommen bekannt, oder wurden zu wenig geachtet. Die Haus- und Landwirthſchaft war weit einfacher; an Handel und Gewerben nahmen die Angeſehenen wenig Antheil; die Wiſſenſchaften waren noch in ihrer Kindheit. Womit konnte ſich der Bürger beſchäftigen, als mit Krieg und Frieden, mit Volksverſammlungen und Richterſprüchen? Dazu kam, daß, da die Grauſamkeit des angenommenen Kriegsrechts das Leben und die Freyheit jedes einzelnen Menſchen in Gefahr ſetzte, ſobald der Staat, dem er angehörte, ſeinen Feinden unterlag, auch das Glück und die Siege deſſelben eine lebhaftere Freude erwecken mußten, weil ſie dem Bürger perſönliche Sicherheit verſchafften. — Dieſe der alten Zeit eigne Anhänglichkeit des Menſchen an die Geſellſchaft, deren Glied er iſt, muß nothwendig etwas nachlaſſen, wenn er ſelbſt vollkommner wird. So wie ſein perſönlicher Wirkungskreis ſich erweitert, muß er ſich von dem, welchen ihm ſein Bürgerſtand anweiſet, etwas mehr losmachen. Mit der Vermehrung der Kenntniſſe, theilen und erweitern ſich die Beſchäftigungen. Die verſchiednen Laufbahnen werden von einander getrennt. Jeder Menſch bekömmt ſein eignes Ziel, wornach er ſtrebt: und er fängt an, auf mehrere Arten glücklich oder unglücklich ſeyn zu können, als bloß in Beziehung auf den Flór, oder den Verfall des Staats, deſſen Bürger er iſt. — Ueberdieß findet, wenn das menſchliche Geſchlecht im Ganzen, in Sittlichkeit und Cultur, Fortſchritte macht, der einzelne Bürger auch außer ſeinem Vaterlande, ſelbſt bey dem Feinde deſſelben, viele der Güter und Hülfsquellen der Glückſeligkeit wieder, um derentwillen ihm ſein Vaterland lieb war. Nur die erleuchtete Vernunft kann uns zu unſrer Zeit zu Patrioten machen, da es zu Solons Zeiten der Inſtinct thun konnte. Das Glück des Athenienſiſchen und Spartaniſchen Bürgers hieng an dem Wohlſtande ſeines Staates, weil er außer den Gränzen deſſelben entweder ungeſittete Menſchen, oder ſolche fand, die er aus Vorurtheil zu haſſen gewohnt war, und von denen er wieder gehaßt wurde. Der Bürger in den heutigen Europäiſchen Staaten knüpft ſelbſt ſein Wohl an das Glück ſeines Vaterlandes, weil er den Beruf der Natur und der Vorſehung erkennt, derjenigen Geſellſchaft zuerſt zu dienen, in welcher er gebohren worden iſt, und von der er ſeine Geiſtes-Bildung erhalten hat.

Außer dieſem Umſtande, daß das Leben des glücklichen Mannes gerade in eine Periode traf, wo die bürgerliche Geſellſchaft, zu der er gehörte, in Flor und ohne Unfälle war, gedenkt Solon, in der Erzählung von dem Leben des Tellus keines andern, als des häuslichen Glücks, — und zwar, wie es der alten Zeit angemeſſen iſt, des einfachſten und natürlichſten unter allen, des Glücks, viele Kinder und Enkel zu haben. Die Ideen der Menſchen haben ſich hierin nicht geändert: aber ihre Aufmerkſamkeit iſt getheilt, und die Sphäre ihrer Wünſche iſt erweitert worden; wovon die Folge iſt, daß Ein gewiſſes Gut nicht mehr mit derſelben Leidenſchaft geſucht, und, wenn man es beſitzt, nicht mehr ſo hoch im Werthe angeſchlagen wird. — Vater einer zahlreichen, geſunden und blühenden Nachkommenſchaft zu ſeyn, giebt noch jetzt, dem Manne in höherm Alter, ein angenehmes Loos, und ſelbſt eine ehrenvolle Lage unter ſeines Gleichen. Zu einer Zeit aber, wo die Familien ſelbſt kleine Staaten bildeten, die unter der Herrſchaft des Stammvaters ſtanden, war jener Vortheil von noch weit größrer Wichtigkeit. Jeder Bürger galt in der größern Geſellſchaft des Staats, mehr oder weniger, nach Maßgabe der Stärke und gleichſam der Macht, die er von der kleinen häuslichen Geſellſchaft, an deren Spitze er ſtand, in jene mitbrachte. Viele Kinder zu haben, gab damahls Anſehn und Einfluß: weil es eben ſo viele ſtimmfähige Mitglieder waren, die man zu den Volksverſammlungen, — eben ſo viele Streiter, die man zu den Kriegsheeren des Vaterlandes lieferte. Der Kinderloſe war nicht nur, wie jetzt, des Beyſtandes und der Dienſte beraubt, welche der Menſch im Alter, allein von ſo nahen und ihm verpflichteten Verwandten, erwarten kann; ſondern er ward auch überdieß, als ein dem

Staate weniger nützlicher Bürger, gering geſchätzt; er war in Zeiten der Unruhe, als ein wehrloſer Menſch, der Mißhandlung jeder ihn entgegengeſetzten Parthey ausgeſetzt.

Dieſe Kinder des Tellus waren alle ſchön und gut.

Es iſt ſchon längſt bekannt, daß die Griechen unter dieſe beyden Wörter alle die Eigenſchaften zuſammenfaſſen, welche einen menſchlichen Charakter empfehlungswerth machen. Alle die Eigenſchaften und Handlungen, welche Beyfall und Achtung erwerben, ohne daß auf ihren Nutzen Rückſicht genommen wird, von der Schönheit des Körpers an, bis zu Großmuth und Tapferkeit, ſind unter dem Nahmen des Schönen begriffen: alle die, welche den Menſchen für andre Menſchen brauchbar, zum Dienſte des Vaterlandes, oder ſeiner Freunde tüchtig machen, — es mögen Eigenſchaften des Körpers ſeyn, wie Stärke und Behendigkeit, oder Eigenſchaften der Seele, wie Gerechtigkeit und Fleiß, — ſetzen den Begriff des guten Menſchen zuſammen. Die Abſonderung dieſer beyden Claſſen von menſchlichen Eigenſchaften, oder dieſer beyden Geſichtspuncte, unter welchen ſich jede Eigenſchaft betrachten läßt, die Abſonderung des Schönen vom Guten, war

Ein wichtiger Schritt in dem Fortgange der Moralphiloſophie, und hatte auf die eigne Ausbildung, welche ſie in Griechenland erhielt, einen entſcheidenden Einfluß. Aber in jener frühen Zeit, in welche die Herodotiſche Erzählung gehört, war dieſe Abſonderung weder vollſtändig noch genau. Die Gränzlinie zwiſchen dem beyderſeitigen Gebiethe ſchwebte noch im Dunkeln, und wurde mehr geahndet, als erkannt. Noch weniger waren die einzelnen Stücke aufgezählt, welche unter jede Rubrike gehören. Naturgaben und ſelbſterworbne Fertigkeiten, Tugenden, die von des Menſchen Freyheit abhängen, und Vorzüge, die ihm angebohren ſind, oder die er nur von dem Glücke empfangen kann, wurden unter einander gemiſcht, und erhielten einen gleichen Beyfall. Die Eigenſchaften des Körpers nahmen mit den Tugenden der Seele einen faſt gleichen Rang ein: ſie wurden oft mehr geſchätzt, und wurden dem Menſchen eben ſo angerechnet. Der ſchwache und übelgeſtaltete Menſch wurde eben ſo verachtet, als der feige; und der Athlete, welcher durch die Stärke ſeiner Arme, oder die Geſchwindigkeit ſeiner Füſſe, den Preis in den Olympiſchen Spielen erhalten hatte, wurde für eine größre Zierde ſeines Vaterlandes gehalten, als der, welcher Fleiß, Verſtand, oder Rechtſchaffenheit in häuslichen, oder öffentlichen Geſchäften bewieſen hatte. In der That waren ſelbſt jene Wörter, durch welche die beyden Hauptclaſſen lobenswürdiger Eigenſchaften angezeigt wurden, urſprünglich Benennungen für ſichtbare und körperliche Vorzüge. Von der Schönheit iſt es augenſcheinlich, daß ſie, von der Geſtalt und dem Angeſichte des Menſchen, auf ſeinen Geiſt, ſeinen Charakter und ſeine Handlungen übergetragen worden iſt. Aber auch das Gute, welches der Menſch kennt, iſt zuerſt Geſundheit und Stärke; und der gute, der brauchbare Menſch iſt für ihn der ſtarke. An die Stärke des Körpers ſchließt ſich die Tapferkeit und der Muth an. Tapferkeit iſt die erſte Güte oder Vollkommenheit des Geiſtes, welche den Nahmen der Tugend erhält. Später erſt breitet ſich der Sinn des Worts auf Gerechtigkeit, Klugheit und Mäßigung aus.

Ob es gleich wahr iſt, daß der Menſch von einzelnen Erfahrungen ausgehn muß, um auf allgemeine Begriffe zu kommen: ſo iſt es nicht weniger gewiß, daß, beſonders im Felde der Moral und Metaphyſik, er vom Individuellen ſehr ſchnell zu der größten Allgemeinheit über, ſpringt, und eher die höchſten Gattungen, als die Unterarten von einander abſondert. Einen Unterſchied zwiſchen dem, was im Menſchen des Lobes, oder des Tadels würdig iſt, Achtung, oder Verachtung erregt, werden die Menſchen ſehr bald gewahr; auch in den Urſachen dieſes Beyfalls, oder dieſer Mißbilligung erkennen ſie, bey einigem Fortgange des geſellſchaftlichen Lebens, in kurzem ſolche Verſchiedenheiten, die ſie zu einer Abſonderung mehrerer Claſſen veranlaſſen. Und man kann allerdings ſagen, daß der erſte Blick der Griechen ſcharfſichtig war, welcher ſie gerade auf dieſe Abſonderung führte, — das was nutzt, von dem, was gefällt, ohne zu nutzen, zuerſt im Körper, dann in der Seele und in den Handlungen, zu unterſcheiden. Aber erſt nach vielen geſammelten Beyſpielen von Menſchen und menſchlichen Thaten, denen durch die allgemeine Bewunderung der Stempel der Vortreflichkeit, oder durch die allgemeine Mißbilligung der Stempel der Verwerfung aufgedrückt worden war; — erſt, nachdem die Verhältniſſe im geſellſchaftlichen Leben ſich dermaßen vervielfältigt und verwickelt hatten, daß auch die feinern Schattirungen der Charaktere ſich in ihnen zeigen konten; erſt endlich nachdem ſpeculative Köpfe die Empfindungen, welche ein Menſch bey andern Menſchen, durch ſeine Eigenſchaften und durch ſein Betragen erregt, zergliedert hatten — erſt nach dieſen Vorbereitungen konnten die einzelnen Tugenden, die unter jene Claſſen gehören, aufgefunden und auf beſtimmte Begriffe gebracht werden. Tellus Söhne erhielten den Beyfall ihrer Mitbürger und des Solons durch Vorzüge, die weniger genau beobachtet und unterſchieden worden waren. Sie hatten, will Solon ſagen, an Körper und Geiſt alles, oder das meiſte von dem, was, bey der Betrachtung, Wohlgefallen erweckt, und, bey dem Gebrauche, den Dank der Menſchen verdient.

Der Antheil, welchen ein Vater an dem Ruhme nimmt, den ſeinen Söhnen ihre Gaben und Tugenden zuziehn, iſt zu allen Zeiten groß: und nie iſt ein Mann ohne Achtung geblieben, der von einer ſchönen und verdienſtvollen Nachkommenſchaft umgeben geweſen iſt. Aber doch ſcheint in jenem hohen Alterthume dieſer Antheil noch größer, der Stolz auf ſchöne und gute Kinder noch allgemeiner, das Unglück, kinderlos ins Alter zu treten, noch mitleidenswürdiger geweſen zu ſeyn, als jetzt. Die Bande der Geſelligkeit, welche die Menſchen als Menſchen zuſammenknüpfen, waren damahls noch verkannt, oder waren wenigſtens äußerſt loſe; die, welche zwiſchen ihnen als Bürgern eines Staats obwalten, theilten ſie gemeiniglich in große Parteyen, wobey jede ſo viel Gegner, als Freunde fand. Nur die Bande der Blutsfreundſchaft, und noch mehr die der kindlichen Liebe konnten dem Menſchen, beſonders für ſein höheres Alter, einen geſicherten Schutz, einen frohen Lebensgenuß, in Zeiten der Ruhe, und Beyſtand in Zeiten der Gefahr, verſchaffen.

In Abſicht zweyer Sachen wird es vom Solon mehr angedeutet, als geſagt, daß er ſie zum glücklichen Leben rechnet. Dieſe ſind, ein langes Leben, und ein geſundes Alter. Der glückliche Tellus mußte beyde Vorzüge beſitzen. Ohne das erſte hätte er nicht von allen ſeinen Kindern wieder Kinder erleben können: und ohne das letztere hätte er nicht, als Vater einer ſolchen Nachkommenſchaft, noch in den Krieg ziehn, und das Ende ſeiner Laufbahn in einem ehrenvollen Tode fürs Vaterland finden können.

Ich merke im Vorbeygehn an, daß das menſchliche Leben in der erſten Kindheit damahls eben ſo unſicher, und die Anzahl der

Glücklichen, welche dieſen Gefahren entkamen, verhältnißmäßig eben ſo klein geweſen ſeyn muß, als jetzt. Es würde ſonſt nicht vom Solon als ein den Tellus auszeichnendes Glück bemerkt worden ſeyn, daß alle Kinder, die ihm gebohren wurden, auch am Leben blieben.

Von der übrigen Verfaſſung und den Lebensumſtänden des Tellus ſagt uns Solon äußerſt wenig. Mit einem einzigen ſimpeln, etwas unbeſtimmten Worte, *) mit eben dem, welches er von dem Flor Athens zu Tellus Zeiten braucht, zeigt er an, daß ſein eigner Zuſtand erwünſcht und blühend war. Ohne Zweifel ſtecken unter dieſem Ausdrucke die Begriffe von Vermögen und Ehre: das beweiſt der Zuſatz, den Solon dem Wohlergehn des Tellus beyfügt, — nach *unſrer* (der Griechen) *Art*, oder, *ſo wie es bey uns ſeyn kann*, ein Zuſatz, der unverſtändlich ſeyn würde, wenn von einer andern Art des Glücks, als der gedachten, die Rede wäre. „Tellus, will Solon ſagen, war ein angeſehner und wohlhabender Mann, nach dem, was bey uns Griechen Reichthum und Anſehn heißt. Er hatte nicht die

---

*) εὖ ἥκοντι τῶ βίω.

Schätze Aſiatiſcher Reichen, und war über ſeines Gleichen nicht ſo erhoben wie ein Despote: aber in einem mittelmäßig reichen und mächtigen Freyſtaate, zeichnete er ſich doch unter ſeinen Mitbürgern durch Wohlhabenheit und genoſſene Achtung aus.“

Der Leſer wird in der Folge dieſes Aufſatzes noch eine andre Stelle des Herodots finden, aus welcher die gegenwärtige erklärt wird. Aus beyden erhellt nähmlich, daß die Griechen, wenn ſie ihre äußere, politiſche oder perſönliche, Lage mit der Lage verglichen, worinn ſie die Staaten und die Einwohner Aſiens fanden, ſie ihre Kleinheit, und das Eingeſchränkte ihres Eigenthums ſo wohl, als ihrer Herrſchaft, erkannten; daß ſie ſich aber dadurch nicht gedemüthigt fühlten, ſondern vielmehr die Urſachen von den perſönlichen Vorzügen, durch die ſie ſich über die Barbaren erhaben zu ſeyn glaubten, zum Theile dieſer glücklichen Mittelmäßigkeit zuſchrieben.

In dem Leben des glücklichen Mannes zeichneten ſich alſo, nach den Begriffen der Griechen zu Solons Zeiten, nur wenige Umſtände ſo ſehr aus, um eine beſondre Anzeige zu verdienen. Aber die Art ſeines Todes und Begräbniſſes, waren ihnen zu wichtige Dinge, als daß Solon unterlaſſen konnte ihrer zu erwähnen. Das Glück des Tellus wurde erſt dadurch vollendet und gekrönt, daß er, als Schlachtopfer für ſein Vaterland und als Sieger, fiel, und daß ſeinem Leichname alle die halb gottesdienſtliche Verehrung bewieſen wurde, welche die Dankbarkeit und der Aberglaube der Griechen ihren verdienſtvollen Todten zuerkannte.

Wahrheit und Vorurtheil vereinigen ſich in dieſen Vorſtellungen eines glücklichen Todes.

Krieg iſt das erſte und edelſte Geſchäft in der Meinung der Menſchen; fürs Vaterland zu fechten die erſte Pflicht; Tapferkeit im Kriege bewieſen, die geſchätzteſte Tugend, Sieg über die Feinde das größte Glück. Dieß ſind Ideen der alten Welt — aber tief eingewurzelt in der menſchlichen Natur, ſo, daß ſie noch heute zu Tage ihre Zweige treiben, ob gleich ſo viele Umſtände ſich vereinigen, ſie auszurotten, oder einzuſchränken.

In dieſe Denkungsart können wir uns verſetzen. Aber die, daß es zur Glückſeligkeit des Menſchen nothwendig ſey begraben, und mit gewiſſen Ceremonien nach ſeinem Tode beehrt zu werden, iſt uns ſo fremd, daß wir Mühe haben zu begreifen, wie ſie bey einer vernünftigen Nation ſo lange fortdauern konnten. Und doch überzeugt uns alles, die Geſchichte ſowohl als die Poeſie der Griechen, daß in dem Zeitraume ihrer höchſten Aufklärung, dieſe Gegenſtände den tiefſten Eindruck auf ſie machten.

Es giebt mehr als eine Tragödie der Griechen, — und unter dieſe gehört gerade die in Athen geſchätzteſte Tragödie des Sophokles *) — deren ganzes Intereſſe darauf gebauet iſt, daß einem Todten das Begräbniß von der einen Partey verweigert, von der andern erkämpft wird. Das Schickſal der zwölf ſiegreichen Athenienſiſchen Feldherrn, iſt bekannt, die mit ihrem Leben dafür büßen mußten, daß ſie, nach einer gewonnenen Seeſchlacht, durch Sturm verhindert worden waren, die Leichnahme ihrer erſchlagnen, oder im Meere ertrunknen Mitbürger aufzuſuchen und am Lande zu begraben.

In dieſem Geiſte ſchildert alſo auch Solon das Ende des erſten ſeiner glücklichſten Leute. Tellus bleibt auf der Stelle wo er gefochten hatte — und erſt, nachdem der Sieg ſeiner Landsleute entſchieden war; er wird auf öffentliche Unkoſten begraben; und ſeine Leiche und

---

*) Die Antigone.

ſein Grab, werden mit allen den Gebräuchen beehrt, welche das Vaterland ſeinen verdienſtvollſten Bürgern gewidmet hatte.

Dieß ganze Bild trägt die Spuren eines hohen Alterthums. Die Umriſſe ſind nur durch wenige gerade Striche angezeigt; die Zeichnung iſt richtig, aber trocken; die feinern Schattirungen und die Farben fehlen.

In dem zweyten Gemählde, in dem von der Glückſeligkeit des Biton und Cleobis, denen Solon den zweyten Rang unter den Glücklichen einräumt, ſind einige Züge, die näher zum Herzen gehen, und eine feinere Empfindſamkeit des Beobachters oder Erfinders derſelben anzeigen. Indeß ſind dieſe ebenfalls mit rohen Vorſtellungen der Zeit vermiſcht, in die wir nicht einſtimmen können, ob es uns gleich Vergnügen macht, ſie kennen zu lernen.

Es iſt abermahls eine Familie, die durch und in ſich glücklich iſt; es iſt eine Mutter, die, vor den Augen eines zum Gottesdienſte verſammelten Volkes, von ihren Söhnen geehrt wird; es ſind Söhne, welche kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen die Götter bewegt, die größten Beſchwerden zu übernehmen.

Sanft

Sonſt hören wir an Kleobis und Biton keinen andern Vorzug, als ihre Leibesſtärke, und kein anderes Glück, als den Preis rühmen, den ſie in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen erhalten haben. Sie waren, ſagt Solon, beyde Athlophoren.

Die Stärke des Körpers, die Leibesübungen, und die Wettkämpfe hatten in der Achtung der Griechen einen ſehr hohen Rang. Es machte, nach ihrer Meinung, die Ehre und das Glück einer Familie, und ſelbſt eines Staats aus, wenn jene einen Verwandten, dieſer einen Bürger hatte, der auf einem der vier großen Schauplätze, wo die Nation ſich verſammelte, um über dieſe Art des Verdienſtes zu entſcheiden, — zu Olymp, bey Nemea, am Iſthmus, und in Delphi, — als Sieger gekrönt worden war. Unbegreiflich iſt es nicht, daß zu einer Zeit, wo mit Laufen, Ringen und Fauſtſchlagen diejenigen Geſchicklichkeiten zuſammenhingen, durch welche eine Nation ihre Feinde im Felde überwindet, athletiſche Wettkämpfe eine ausnehmende Wichtigkeit, in den Augen kriegeriſcher Völkerſchaften, erhielten: ſo geiſtlos auch jene Uebungen waren, und ſo leer von allem moraliſchen Werthe ein Olympiſcher Sieger ſeyn konnte. Schon der Umſtand, daß dieſe Siege vor den Augen des verſammelten Griechenlands erfochten wurden, daß ſie zur Feyerlichkeit großer Nationalfeſte gehörten, die uralt, und der Sage nach von Halbgöttern geſtiftet werden waren, — konnte ſie zum Gegenſtande eines allgemeinen Wetteifers machen. Aber das iſt befremdlich, daß die Meinung von der Würde dieſer Spiele, auch dann unter den Griechen noch fortdauerte, als die Nutzbarkeit der Uebungen, zu welchen ſie die Veranlaſſung gaben, und der Fertigkeiten, welche in denſelben gekrönt wurden, ſchon längſt aufgehört hatte. Selbſt nachdem die Veränderung der Waffen und der Kriegskunſt, dem eignen Geſtändniſſe der Griechen zufolge, die Athleten faſt unbrauchbar zum Kriege, und vortrefliche Krieger zu ſchlechten Athleten machte, blieb doch noch an dem Nahmen eines Olympiſchen Siegers ein Schein von Erhabenheit und Ehrwürdigkeit geheftet. *)

„Kleobis und Biton waren glücklich, weil „ſie von ungewöhnlicher Leibesſtärke, und weil „ſie als Wettrenner oder Ringer gekrönt wor„den waren.“ Das ſind nicht Begriffe So-

---

*) Eine ausführliche, aber doch nicht gnugthuende Erörterung dieſes Gegenſtandes findet man in Lucians Dialogen, welcher Anacharſis überſchrieben iſt.

lons, des weiſen Mannes, ſondern Vorſtellungen ſeines Zeitalters und ſeines Volks, die er von Jugend auf eingeſogen hatte. Aber das iſt ihm mehr eigen, und das nähert wieder ſeinen Begriff von Glückſeligkeit dem unſrigen, daß er die beyden Jünglinge, um ſie als glücklich darzuſtellen, ihre Stärke in einer Handlung beweiſen läßt, die zugleich Frömmigkeit und Kindesliebe anzeigt. Sie ſpannen ſich an den Wagen ihrer Mutter, um ſie zu rechter Zeit zu dem Gottesdienſte, dem ſie vorſtehen ſollte, und den ſie ſonſt verſäumt haben würde, zu bringen.

Die älteſte Zeit, unter Juden und Heiden, war eine fromme Zeit. So wenig die Begriffe, welche die letztern von den Göttern hatten, und die Gebräuche, welche ihren Gottesdienſt ausmachten, fähig ſchienen, eine dauerhafte Ehrfurcht zu erwecken: ſo war doch die Idee von der weſentlichen Erhabenheit und den oberherrſchaftlichen Rechten jener unſichtbaren Weſen, und von der Heiligkeit der Pflichten, die wir ihnen ſchuldig ſind, den Gemüthern tief eingeprägt.

Es iſt merkwürdig, daß die Geſinnung, welche die Religion gegen die Gottheit einflößt, und die, welche ſich auf das Verhältniß der

Kinder gegen ihre Eltern bezieht, den Alten ſo verwandt geſchienen haben, daß ſie beyde mit demſelben Nahmen benennen, *) und daß ſie ſie noch öfter, ſo wie hier, in ihren Charakterſchilderungen als Züge, die zuſammengehören, vereinigen. Dieſe Verwandtſchaft iſt nicht ohne Grund von ihnen angenommen worden. In der religiöſen, wie in der kindlichen, Geſinnung iſt Dankbarkeit der Grundſtoff. Dieſer bekommt aber, bey beyden, eine eigenthümliche Form und Farbe durch eine Miſchung von Furcht: — die, bey Kindern gegen ihre Eltern, aus ihrer Abhängigkeit von dieſen, während der erſten Jahre der Kindheit, — bey dem Menſchen gegen die Gottheit, aus der Vorſtellung von ihrer überlegnen Macht, und ſelbſt aus der Dunkelheit des Begriffes von ihr entſteht, — Urſachen, welche auf das menſchliche Gemüth, während der erſten Periode ſeiner Cultur, ſtärker, als in ſpätern Perioden, **) wirken.

---

*) Die εὐσέβεια der Griechen und noch mehr die pietas der Römer bedeutet zugleich Frömmigkeit, und kindliche Dankbarkeit.

**) In dem älteſten und roheſten Begriffe von Gotte waltet die Macht vor; in ſpätern und mehr verfeinerten iſt es die Güte deſſelben, welche die Aufmerkſamkeit vornehmlich an ſich zieht. Und ob gleich die Dunkelheit des Begriffs bleibt: ſo verliert das Geheimnißvolle doch, durch fortgeſetztes Nachdenken, das Anſehn des Fürchterlichen.

Das verſammelte Volk preiſt Mutter und Söhne glücklich: die Söhne bloß wegen ihrer ausgezeichneten Stärke; die Mutter, wegen der Achtung, welche ſie von ſolchen Kindern genießt.

Es iſt angenehm, ein ganzes Volk in dieſer alten Zeit zu ſehen, das die kindliche Liebe und die Ehrfurcht gegen die Götter für Tugenden erkennt und ihnen ſeinen lauten Beyfall giebt. Dieſe beyden Geſinnungen ſind in der That allenthalben, wo ſie einen gewiſſen Grad von Stärke im menſchlichen Gemüthe erreichen, Principien, aus welchen zugleich Mäßigung übelartiger Leidenſchaften, und Anſtrengung zu nützlicher Thätigkeit entſpringt. Aber ſie waren vorzüglich in einem Zeitalter unentbehrlich, wo die bürgerliche Geſellſchaft weder den Leidenſchaften ſo feſte Schranken entgegenſetzte, noch den Fleiß und die Gemeinnützigkeit durch ſo viele Belohnungen aufmunterte, als in unſerm Zeitalter. Die Achtung der Menſchen aber für gewiſſe moraliſche Eigenſchaften richtet ſich, durch einen natürlichen Inſtinct, oder durch die Folge richtiger, obgleich nicht entwickelter, Schlüſſe, nach dem Nutzen oder der Unentbehrlichkeit ſolcher Eigenſchaften für die jedesmahligen Umſtände der Geſellſchaft.

Das Ende der Geſchichte hat etwas rührendes: aber es hat zugleich einen Anſtrich von Schwermuth, — eine Farbe, die in der That in vielen Erzählungen und Mährchen der älteſten Welt durchſchimmert. — War vielleicht das Gefühl der Mühe und der Noth, welche das menſchliche Leben begleiten, allgemeiner und ſtärker, als die Menſchen noch wenigere Vergnügungen kannten, wenigere Hülfsmittel hatten, und doch mit größern Schwierigkeiten kämpfen mußten, und mehrern Gefahren ausgeſetzt waren? Oder machten die unaufhörlichen Kriege, welche die Menſchen mit Blutvergießen und Tod allenthalben umgaben, und bey denen ihr Ruhm an die unerſchrockne Aufopferung des Lebens geknüpft war, daß ſie den Gedanken des Todes bey jeder Gelegenheit vor Augen hatten, und eine gewiſſe Süßigkeit darin fanden? Die Urſache ſey, welche ſie wolle: ſo viel iſt gewiß, daß die melancholiſche Sentenz des Hindoſtaners,*) „Schlafen iſt beſſer als wachen, aber der Tod iſt über alles,—“ dieſe Weisheit, die dem Nichtſeyn vor dem Seyn den Vorzug giebt, auch in der Geſchichte und in den Meinungen der älteſten Griechen herrſcht.

---

*) Man ſehe Rainal histoire des Etablissemens des Européens dans les deux Indes.

Was uns aber in dem Schickſale dieſer Jünglinge nicht bloß wehmüthig rührt, weil es uns an das, in allen Zeitaltern empfundne, menſchliche Elend erinnert, ſondern was uns auch jetzt noch als Glückſeligkeit vorkommen kann, iſt ihr ſanfter und ſchmerzensloſer Tod, der unmittelbar auf eine gute Handlung folgt; — es iſt ein Tod, der von der Gottheit ſelbſt, zur Erfüllung der gerechteſten und inbrünſtigſten Fürbitte einer frommen Mutter für die Wohlfarth ihrer Söhne, dieſen zugeſchickt wird.

Es liegt etwas tröſtliches in dieſem Ausgange der Geſchichte. Je mehr der Menſch natürlicher Weiſe den Tod fürchtet, und durch die Gewißheit deſſelben das Leben verbittert fühlt: deſto mehr wünſcht er, ſich zu überzeugen, daß der Tod kein Uebel ſey. Und hier iſt es nun die Gottheit ſelbſt, welche dieſen Ausſpruch thut. Sie begünſtigt ihre Lieblinge und ihre eifrigſten Verehrer, indem ſie ſelbige ſanft und ſchnell aus dieſem Leben hinwegnimmt. Sie erkläret alſo den Abſcheu der Menſchen vor dem Tode, und die Liebe zum Leben, wodurch ſie ſo oft beunruhigt werden, für irre geleitete Neigungen, die nur aus der Unwiſſenheit, in Abſicht des wahrhaft Guten, entſtehn.

Wenn wir alle Züge, die Solon ſeinen verſchiedenen Glücklichen einzeln beygelegt hat, um ihr Schickſal als erwünſcht zu ſchildern, mit einander vereinigen: ſo bleibt das daraus entſtehende Bild immer noch ein roher und mangelhafter Entwurf, der davon zeugt, daß die Kunſt moraliſche Bilder zu mahlen zu ſeiner Zeit noch in ihrer Kindheit war.

Der Glückliche, nach ihm, iſt Bürger eines blühenden und ſiegreichen Staats, und Vater einer zahlreichen und ſchönen Familie. Außerordentliche Leibesſtärke, Kränze des Sieges in den Schranken der Wettkämpfe oder auf dem Schlachtfelde errungen; ein ehrenvoller Tod vor dem Feinde, oder ein ſanfter Tod in den Vorhallen des Tempels; endlich ein Leichenbegängniß und Denkmähler, die noch das Andenken des Todten ehren: das ſind die Stücke alle, welche er in dem Leben des Glücklichen bemerkenswerth gnug findet, um aufgezählt zu werden; alle übrigen faßt er in dem Ausdrucke des Wohlergehns zuſammen.

Die bisherigen Schilderungen laſſen uns nur ſchließen, was Solon über die Glückſeligkeit denkt. Aber Kröſus fordert ihn auch auf, ſich geradezu über das, was er Glück nenne, und warum er ihn nicht für glücklich halte, zu erklären: und Solons Antwort iſt, als Denkmahl der älteſten griechiſchen Moralphiloſophie, noch merkwürdiger, als der Inhalt ſeiner Erzählungen.

Zuerſt iſt es ſehr auffallend, daß der weiſe Solon, der, welcher zuvor die Ehrfurcht vor den Göttern unter die ſchönſten Eigenſchaften des Menſchen und die Gründe ihres Glücks gezählt, — der die Götter als die Geber aller der Güter, welche Menſchen beglücken können, vorgeſtellt hatte, jetzt diejenige Eigenſchaft des Gemüths, welche wir für die niedrigſte und häßlichſte aller menſchlichen Leidenſchaften halten, — den Neid und die Schadenfreude, — recht für den eigenthümlichen Charakter erklärt, wodurch jene höhern Weſen und ihre Verfahrungsart, in Abſicht des Menſchen und ſeiner Schickſale, ſich auszeichnen.

War dieß die Frucht ſeiner langen Erfahrung? Und hatte ihm ſeine Länder- und Menſchen-Kenntniß zu keinen andern Aufſchlüſſen, über die Urſachen des Glückwechſels in dem Leben ſo vieler Menſchen, verholfen?

Nichts zeigt mehr die Einfalt und Rohheit der alten Zeit an, als der Umſtand, daß Meinungen, die in dem geradeſten Widerſpruch gegen einander ſtanden, doch neben einander fortdauerten, und Geſinnungen und Leidenſchaften, die einander aufheben mußten, wenn man im mindeſten über die Vorſtellungen, die ihnen zum Grunde lagen, nachdachte, gleich ſtark die Nationen beherrſchen konnten. Homer und ſeine Zeitgenoſſen, bis auf unſern Solon herunter, ſchildern ihre Götter theils verächtlich, theils abſcheulich, und doch haben ſie Ehrfurcht vor ihnen, und halten den Dienſt derſelben für die heiligſte aller Pflichten. — Die Griechen aus dem heroiſchen Zeitalter haben die fürchterlichſte Vorſtellung von dem Zuſtande der abgeſchiednen Seelen. — Achilles, welchen Ulyſſes in der Unterwelt ſpricht, wünſcht lieber Sklave eines armen Mannes auf der Oberwelt, als unter den Schatten König zu ſeyn. In allen alten Gemählden des Orkus kommen wenigſtens zwey höchſt traurige Bilder vor, die Kraftloſigkeit ſeiner Bewohner, und die Finſterniß, die ſie umgiebt. Und deſſen ungeachtet gehen dieſe Griechen ihrem Tode beherzt entgegen, ſehen die Feigheit, welche die Todesgefahr flieht, für die ſchändlichſte aller Eigenſchaften an, und preiſen diejenigen glücklich, welche den Ruhm der Tapferkeit und des Sieges mit ihrem Leben erkaufen.

Liegt die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung darin, daß dieſe ungebildeteren Menſchen jedesmahl ganz durch den Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks und des vorliegenden Gegenſtandes regieret wurden, und ihrer ehemahligen Vorſtellungen ſowohl, als der abweſenden Dinge, vergaßen? Liegt es daran, daß, da jede dieſer Meinungen aus einer andern Quelle geſchöpft, jede dieſer Leidenſchaften aus einer andern Reihe von Empfindungen entſprungen war, der Widerſpruch unter ihnen verborgen blieb, ſo lange die Menſchen nicht eine Vergleichung unter dieſen verſchiedenen Gemüthslagen anſtellten, und einen Zuſammenhang zwiſchen den dadurch erhaltnen Eindrücken zu ſtiften ſuchten? Oder ſcheint uns vielleicht jener Widerſpruch größer, als er in der That iſt? Liegt er vielleicht nur in den zu beſtimmten und entwickelten Begriffen, die wir, nach der Denkungsart unſrer Zeit, den Worten jener Alten unterſchieben; und fällt er vielleicht bey dem unbeſtimmtern und ſchwankendern Sinne, den ſie in ih rem Munde hatten, weg? Vielleicht drückt z. B. das Wort, welches wir durch Neid überſetzen, diejenige unmoraliſche Eigenſchaft, die unſern Tadel und Abſcheu ſo ſehr verdient, bey weitem nicht mit der Schärfe und Genauigkeit aus, mit welcher wir ſie uns dabey denken.

Doch wir können uns weniger in Abſicht dieſes alten Begriffs von der Gottheit irren, da wir ihn bey mehrern Völkern der alten Welt wiederfinden; — da wir in der Geſchichte und den Denkmählern dieſer Völker den Stufen nachgehen können, durch welche er ſich nach und nach läutert und unſern vernünftigern Religionsbegriffen nähert; da wir uns endlich ſeinen Urſprung, und die Art, wie er mit den erſten Vorſtellungen der Menſchen vom göttlichen Weſen zuſammenhing, natürlich zu erklären wiſſen.

Die Erhabenheit der Götter über die Menſchen, die Macht, die ſie vor ihnen voraushaben, und die Herrſchaft, die ſie über ſie ausüben, ſind die erſten Gegenſtände und Gründe der gottesdienſtlichen Verehrung. Zu dieſer Erhabenheit gehört aber, nach den rohern Begriffen ungebildeter Menſchen, bey den Göttern, wie bey den Königen, eben ſo ſehr die Glückſeligkeit, deren ſie allein genießen, als die Vollkommenheit, die ihnen allein zukömmt.

Weſen, die ihren Werth im Vorzuge vor andern, und in der Gewalt über ſie haben, iſt es natürlich, daß ſie dieſe Gewalt auch behaupten, daß ſie dieſe Erhabenheit ſich nicht wollen nehmen laſſen.

Daraus folgt dann ferner, daß die Götter diejenigen Menſchen haſſen, die ſich zu einer Gleichheit mit ihnen erheben wollen. Das erſte Verbrechen, in den älteſten Religionen, iſt der Uebermuth, der den Menſchen ſeiner Sphäre vergeſſen, und ihn nach höhern Dingen ſtreben läßt, als ſeiner Natur gemäß iſt, oder die feſtgeſetzte Ordnung der Dinge erlaubt. Durch ihn fiel Siſyphus, ein ſonſt untadelhafter Fürſt, und Tantalus, der Freund und Tiſchgenoſſe der Götter, in die Ungnade derſelben. Die Hölle der Griechen iſt faſt mit keinen andern Verbrechern angefüllt, als mit Ehrſüchtigen, die mit den Göttern um die Herrſchaft ſtreiten, oder ſich ihnen nähern wollen. Die grauſame Rache, die Apoll am Marſyas nahm, weil er mit ihm in der Tonkunſt wetteiferte, Latone an der Niobe, weil ſie ſich ihrer Fruchtbarkeit und der Schönheit ihrer Kinder überhob, deutet auf eben die

Idee. Und was war, ſelbſt nach der Moſaiſchen Erzählung, das Verbrechen, wodurch die erſten Menſchen ihre Unſchuld verloren und das Paradies verwirkten, anders, als ein Verſuch, weiſer und erhabner zu werden, als ſie von der Gottheit beſtimmt waren zu ſeyn?

Daraus entwickelt ſich aber noch ein andrer Begriff: daß ſelbſt, wenn den Menſchen nur das Glück, nicht ſein eigner Stolz, erhebt, — wenn er durch außerordentliche Reichthümer, durch ſchnelle Erhebung in ſeinem Stande, durch das Gelingen vieler ſeiner Entwürfe, durch einen ununterbrochnen Genuß von Geſundheit und Vergnügen, kurz durch eine Reihe gleich günſtiger Zufälle, von dem gemeinen Looſe der Sterblichen ausgenommen zu ſeyn ſcheint, die Götter ihn zu demüthigen, und durch große Unglücksfälle in ſeine Sphäre zurückzuweiſen geneigt ſind.

Dieſer Neid alſo, den Solon hier, und Herodot an mehreren Stellen, den Göttern als Eigenſchaft zuſchreibt, iſt nicht eigentlich das Mißvergnügen, welches das Glück andrer bey bösartigen oder ſchwachen Gemüthern erregt: es iſt der Unwille eines Höhern gegen den Uebermuth der Niedrigern; es iſt die Geſinnung eines auf ſeine Macht eiferſüchtigen Regenten gegen Unterthanen, welche ſich über ihr Verhältniß erheben, und ſich der Unterwürfigkeit, zu der ſie verbunden ſind, zu entziehen trachten.

Indeß, obgleich dieſe Geſinnung, — auf ſolche Weiſe beſtimmt, — nicht geradezu moraliſch böſe iſt: ſo iſt doch auch wenig moraliſch Vollkommnes darin. Wenn es auch nicht boshafter Neid iſt, den dieſe alten, frommen Weiſen ihren Göttern, mitten unter den Ausdrücken ihrer Verehrung gegen ſie, zuſchrieben: ſo iſt es doch eine ſelbſtſüchtige Neigung, es iſt die Denkungsart unbefeſtigter und ſchwacher Regenten. In der That mußte ſchon deßwegen, mit der Erhöhung und Veredlung des Begriffs von Gott, ſich der Begriff dieſer Eigenſchaft von ihm abändern, und nach und nach verlieren.

So lange die Götter menſchenartige Weſen von großer, aber doch endlicher Macht, und auf eine gewiſſe Sphäre der Herrſchaft eingeſchränkt waren: ſo lange ließ es ſich denken, daß ſie auf das Glück oder die Hoheit einzelner Menſchen eiferſüchtig ſeyn, und ſie bloß deßhalb ſtrafen, oder verfolgen konnten, weil ſie Eingriffe in ihre Gerechtſame von ihnen befürchteten. Aber ſobald die Gottheit, in den Vorſtellungen der

Menſchen, ein unendliches Weſen und der Schöpfer der Welt wurde, einer Welt, deren Größe ſich mit jedem Schritte ihrer wachſenden Kenntniſſe erweiterte: ſo bald mußte, mit der Möglichkeit einer Gleichheit zwiſchen Menſch und Gott, auch der Gedanke verſchwinden, daß das übergroße Glück der Menſchen der Gegenſtand des göttlichen Unwillens, und die Urſache göttlicher Strafen ſeyn könne.

Aber noch weit mehr mußte dieſe Veränderung bewirkt werden, als die Vorſtellung von Gott nicht mehr aus den Merkmahlen von Macht und Erhabenheit allein beſtand, ſondern auch durch die von Güte und Weisheit beſtimmt wurde. Dieſe Fortſchritte der Vernunft und des ſittlichen Gefühls unter den Griechen waren es, welche aus dem älteſten Begriffe des Neides den ſpätern der Nemeſis hervorbrachten, einer zweydeutigen Eigenſchaft, die nicht von aller Miſchung jener bösartigen Leidenſchaft frey war, aber ſich doch ſchon weit mehr auf die Seite des Rechts und der Tugend neigte.

Nähmlich nicht das Glück und die Hoheit der Menſchen an ſich, glaubten die Griechen nun, mißfalle den Göttern: ſondern nur das unverdiente, das unwürdig erlangte, das übel angewandte, das durch Uebermuth und Laſter gemißbrauchte Glück. Nicht die Aufrechterhaltung der eignen Erhabenheit und Herrſchaft, nicht die bloße Demüthigung übermüthiger Unterthanen war mehr die Abſicht der Götter, warum ſie oft die Glücklichen mit größern Trübſalen, als andre heimſuchen, Mächtige ſtürzen, und einen langen Lauf günſtiger Zufälle mit deſto traurigern Schickſalen unterbrechen: ſondern es geſchah, um Tugend und Rechtſchaffenheit unter den Menſchen aufrecht zu erhalten; beſonders um ſie diejenige Beſcheidenheit und Mäßigung zu lehren, die eine der liebenswürdigſten Eigenſchaften der Menſchheit iſt. Nach und nach wurde ſelbſt die Göttin Nemeſis gerechter und weiſer, als ſie es bey ihrer erſten Erſcheinung war. Aus einer bloßen Aufſeherinn über die, welche unwürdiger Weiſe zum Glücke gelangen, oder auf eine übermüthige Weiſe daſſelbe gebrauchen, — aus einer bloßen Ausgleicherinn deſſen, was in den Schickſalen der Menſchen zu auffallend ungleich iſt, wurde ſie nunmehro die austheilende Gerechtigkeit, welche belohnt und beſtraft, und welche die menſchlichen Schickſale, in denen Glück und Unglück eine Zeitlang, ohne Rückſicht auf Verdienſt und Schuld, und ſelbſt im Widerſpruche mit den moraliſchen Eigenſchaften der Perſonen abzuwechſeln ſcheint, zuletzt die Regeln der Schicklichkeit unterwirft, und den Endzwecken einer weiſen und wohlthätigen Geſetzgebung anpaßt.

So wie im Menſchen ſelbſt Inſtinct und Leidenſchaft nach und nach in vernünftige Ueberlegungen, zu Erreichung eben der Endzwecke, welche die Leidenſchaft ſucht, und in freye Entſchlüſſe nach ihnen zu ſtreben, übergeht: ſo verfeinern und vervollkommnen ſich, in eben der Stufenfolge, die Begriffe von denjenigen Eigenſchaften, welche der Menſch von ſich ſelbſt auf höhere Weſen überträgt. Der Saame der reinen und vernünftigen Gottesverehrung entwickelt ſich aus jenen rohen Vorſtellungen des Alterthums, von welchen ſelbſt die Weisheit des Solons nicht frey war, eben ſo natürlich, wie ſich das Syſtem unſrer moraliſchen und politiſchen Kenntniſſe überhaupt, aus den Eindrücken der Sinnlichkeit, den Phantomen der Einbildungskraft und den Trieben unſrer thieriſchen Natur entwickelt.

„Und eben deswegen nun,“ ſagt Solon, um auf dieſen wieder zurückzukommen, „könne er über einen noch lebenden Menſchen „nicht urtheilen, ob er im Ganzen ein glückli„cher Menſch ſey: weil er wiſſe, daß die, wel-

„che außerordentliche Glücksfälle erfahren, zum
„Unglück auserſehen ſcheinen, und keiner in
„größerer Gefahr ſtehe, tief geſtürzt zu werden,
„als der am höchſten vom Glück erhoben
„worden ſey.“

Ob die Alten das menſchliche Leben in dieſem Puncte richtig beobachtet haben mögen, weiß ich nicht: aber dieß war lange Zeit ihre feſte und unabänderliche Meinung, daß außerordentliche Glücksfälle die Vorboten von Unglück wären. In allen alten Denkmählern der Griechen, in ihrer Mythologie, in ihren Geſchichtbüchern, in den Denkſprüchen ihrer früheſten Weiſen findet ſie ſich deutlich durch Worte ausgedrückt, oder in Erzählungen eingekleidet. Ich will unter vielen Beyſpielen, dem Leſer nur die Geſchichte des Tyrannen von Samos, Polykrates, beym Herodot, eingedenk machen, dem, weil er in Allem glücklich war, ſein alter Gaſtfreund Amaſis, König von Aegypten, in einem Briefe den Rath gab, ſich des koſtbarſten ſeiner Kleinodien freywillig zu berauben, und durch irgend einen Verluſt, den neidiſchen Dämon, den er bey ſeinem großen Glücke zu fürchten hätte, zu verſöhnen. Polykrates, ſo fährt das Mährchen fort, wählte dazu einen Ring, mit einem vom Theodor von Samos geſchnittenen Smaragd, der zugleich, als Edelſtein und als Kunſtwerk, von großem Werthe war, und warf dieſen, mitten auf dem hohen Meere, in die Fluthen. Einige Zeit darauf fand Polykrates den nähmlichen Ring in dem Bauche eines Fiſches, den Fiſcher aus Samos gefangen, und wegen ſeiner ausnehmenden Größe ihm, als ihrem Fürſten, zum Geſchenke gebracht hatten. Kaum erfuhr Amaſis, daß ſeinem Freunde der Zufall auch den freywilligen Verluſt wieder erſetzt hätte: ſo kündigte er ihm Freundſchaft und Gaſtrecht feyerlich auf, weil, wie er ſagte, er mit einem Manne in keiner Verbindung ſtehen wollte, den das Schickſal ohne Zweifel zum Untergange beſtimmt hätte, da es ihm auf eine ſo wunderbare Weiſe ſchmeichelte. In der That wurde Polykrates, wenn Herodots Erzählung zu trauen iſt, kurze Zeit darauf von einem perſiſchen Satrapen Orötes, den er beleidigt hatte, aufs feſte Land gelockt, gefangen genommen und endlich gekreuzigt.

Reines Reſultat aus Beobachtungen konnte dieſe Meinung gewiß nicht ſeyn. Man hatte einige Beyſpiele von einem ſo außerordentlichen Glückswechſel wirklich vor ſich. Die Liebe zum Wunderbaren machte, daß man ſie vorzüglich bemerkte, und die Fälle der entgegenſtehenden Art vergaß. Und nachdem man jene Maxime einmahl daraus abgezogen hatte, verfälſchte man die wahren Geſchichten, und erdichtete unwahre, um ſie zu unterſtützen.

Indeſſen iſt es allerdings wahr, daß in jener ältern Zeit, wo faſt jeder Reiche ein glücklich gewordner Abenteurer, und jeder Fürſt ein Räuber einer unrechtmäßigen Gewalt war; wo der Reichthum oder das Anſehn, das einzelne Menſchen beſaßen, größtentheils durch Gewalt, Liſt oder Zufall erworben, wenig davon ererbt, und ein befeſtigtes Eigenthum der Familien geworden war; wo die Kriege eine gänzliche Zerſtörung der Dinge nach ſich zogen, der Beſiegte immer Freyheit, Vermögen und Leben zugleich verlor, und dieſes Schickſal den Höchſten ſo wohl als den Niedrigſten traf: es iſt wahr, ſage ich, daß in dieſem Zuſtande allgemeiner Unſicherheit, das Glück der Menſchen noch häufiger und noch in einem höhern Grade, als zu unſrer Zeit, abwechſeln, und der Uebergang von einem glänzenden Wohlſtande zu einem tiefen Elende, der bey uns ſelten iſt, unter die gemeinen Erfahrungen gehören konnte.

An allen Verſuchen, das bloß Zufällige unter Regeln zu bringen, hat ohne Zweifel die

Einbildungs- und Dichtungs-Kraft der Menſchen einigen Antheil, und ſie können deßwegen leicht zu Aberglauben und Schwärmerey Anlaß geben. Denn wenn man eine Regel zu bemerken glaubt, wo ſich doch keine Urſache entdecken läßt, welche die Ordnung hervorbrächte: da iſt etwas geheimnißvolles. Und wo einmahl ein Geheimniß iſt, da iſt dem Betruge oder der Schwärmerey das Thor geöffnet. Doch iſt es auch in Abſicht dieſer Thorheiten der Mühe werth, die Denkungsart der alten Welt mit der unſers Zeitalters zu vergleichen.

Daß der Allzuglückliche durchaus unglücklich werden müſſe, daß ausnehmende und vielfache Begünſtigungen des Schickſals dem Menſchen geradezu ſeinen Untergang, oder ſchreckliche Unfälle verkündigen, dieſe Einbildung haben wir nicht beybehalten. Die Umſtände der Zeit haben entweder weniger Fälle der Art, woraus ſie entſtehen konnte, veranlaßt; oder eine richtigere Beobachtung des menſchlichen Lebens hat uns die Falſchheit davon gezeigt. Aber andre Meinunnungen, vielleicht eben ſo ungegründete, dauern noch in Abſicht des Glücks und der Glücksfälle fort, und werden durch ſcheinbare Erfahrungen unterſtützt. Viele glauben noch jetzt, daß gewiſſe Menſchen einen ihnen eignen Glücksſtern, einen günſtigen, oder feindſeligen Dämon haben; weil ſie in ihren Schickſalen, vom Anfange bis zum Ende, etwas gleichförmiges wahrzunehmen glauben. In der That giebt es Perſonen, denen der Zufall, in dem Laufe ihres Lebens, öfter als andern günſtig geweſen iſt, und die, in Fällen, wo ſie ſelbſt nichts zur Beförderung ihres Glücks thun konnten, durch andre Menſchen, und durch den Zuſammenhang der Dinge, alles zu ihrem Beſten vorbereitet fanden. Andern werden, durch eine Reihe gleich zufälliger Urſachen, ſo oft ihre Entwürfe vereitelt, ihre Vergnügungen geſtört, und Unannehmlichkeiten und Beraubungen, ohne Schuld ihrer Unklugheit oder Ungeſchicklichkeit, zugezogen: daß ſie von ſich ſelbſt und von andern für Unglückliche gehalten werden

Aber wer weiß, ob nicht in dieſer Berechnung des Glücks oder Unglücks, Unrichtigkeiten vorkommen; ob nicht, zu Begünſtigung einer Hypotheſe, oder einer Leidenſchaft, bald Unfälle und fehlgeſchlagne Entwürfe in dem Leben des vermeinten Glücklichen übergangen, bald die glücklichen Ereigniſſe in dem Leben des Leidenden vergeſſen werden? Oder wenn wirklich zwiſchen den Schickſalen des einen Menſchen und den Schickſalen des andern ein ſo großer und ein ſo anhaltender Unterſchied ſtatt findet, daß der eine ſeine Endzwecke immer erreicht, der andre die ſeinen immer verfehlt: wer weiß, ob dieß am Glücke, und nicht vielmehr an den Menſchen ſelbſt liege; — ob nicht gewiſſe perſönliche Eigenſchaften, die vielleicht zu verborgen ſind, oder deren Wirkſamkeit zu ſehr ins Kleine geht, als daß ſie bemerkt werden könnten, die Maßregeln des erſtern unterſtützen, und den Unternehmungen des andern ſchaden; — ob es nicht vielleicht eine richtigere Beurtheilung der Dinge, aber ohne entwickelte Begriffe, — ein ſchicklicheres Benehmen, obgleich ohne ſichtbare Kunſt, oder ein ſchnelleres Ergreifen der Gelegenheit, und eine dreiſtere Ausführung iſt, wodurch der vermeintlich Glückliche ſich den Zufall günſtig macht?

Eine andre Meinung herrſcht, beſonders in Abſicht des Spielglücks, und iſt von da auf das Glück des ganzen Lebens angewandt worden: die, daß es periodiſch ſey; — daß Reihen von Glücksfällen, und Reihen von Unglücksfällen hinter einander zu folgen pflegen. Das Sprichwort, daß *kein Unglück allein komme*, drückt, in Abſicht ſchlimmer Ereigniſſe, dieſe Meinung aus.

Und in der That erinnert ſich jeder, in ſeinem Leben und in dem Leben ſeiner Bekannten, an Fälle, wo dieß Sprichwort beſtätigt zu werden ſchien. Wenn man, von den ſich zu einer und derſelben Zeit häufenden Glücksfällen, nicht einen ähnlichen Denkſpruch gemacht hat: ſo mag es vielleicht daher kommen, daß der Menſch überhaupt von dem, was ihm unerwartet widriges wiederfährt, weit mehr, als von dem, was er unerwartet Gutes empfängt, befremdet wird; — daß er ſich über die Zuſammenkunft mehrerer Unfälle wundert, und ſie alſo im Gedächtniſſe behält, die Vereinigung mehrerer Glücksfälle hingegen, als etwas natürliches und ihm gebührendes, gleichgültig aufnimmt und vergißt. Indeß geht es allen ſolchen Regeln, wenn ſie auch nur durch einige Erfahrungen unterſtützt werden, wie den Witterungsregeln. Wenn ſie eintreffen, ſo wird ihrer erwähnt, und ſie erhalten eine neue Beſtätigung. Wenn ſie nicht eintreffen: ſo gedenkt man nicht an ſie; und ſie werden alſo dadurch nicht wankend.

Die Berechnung, welche Solon von der Zahl der Tage im menſchlichen Leben macht, (mit der Sorgfalt, daß er die Schalttage noch insbeſondre berechnet) iſt eine überflüßige Genauigkeit. Aber der Gedanke, „daß keiner von dieſen vielen Tauſenden von Tagen dem andern ähnlich ſey,“ hat etwas auffallend wahres, und enthält vielleicht, von einer gewiſſen Seite angeſehn, einen noch tiefern Sinn, als Solon in die Worte gelegt hatte. Ohne Zweifel wollte er weiter nichts ſagen, als daß der Veränderungen und Abwechſelungen im menſchlichen Leben ſo viele wären, und dieſe Veränderlichkeit ſo ununterbrochen fortgienge, daß man, aus dem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchen, durchaus auf ſeinen künftigen nicht ſchließen könne; und daß man eben ſo das Ende des Lebens abwarten müſſe, um von der Glückſeligkeit des Menſchen zu urtheilen, wie ein unaufhörlich fließender Strom erſt abgelaufen ſeyn muß, ehe man vollſtändig wiſſen kann, was er bey ſich führe.

Aber eine andre Bemerkung, welche der Satz des Solons auch einzuſchließen ſcheint, iſt noch wichtiger: daß ſelbſt bey unveränderten äußern Umſtänden, (und in der That können dieſe nicht nur Tage, — ſondern Monate und Jahre hindurch, für unſre Wahrnehmung, unverändert bleiben,) doch der Zuſtand unſers Geiſtes, und mit demſelben der Grad von Glückſeligkeit, deſſen wir wirklich genießen, ſehr merklich abwechſeln könne, „Kein Tag iſt dem andern ähnlich“: dieſer Satz kann ſo viel ſagen, daß der kleinen Veränderungen, die in unſern Vorſtellungen von den Dingen, und in den Eindrücken, welche ſie auf uns machen, vorgehn, noch weit mehrere ſind, als der großen Umwälzungen in unſern äußern Glücksumſtänden; daß jene täglich und ſtündlich von Freude zum Leide, von Verdruß zur Zufriedenheit überzugehen pflegen, wenn auch die Gegenſtände dieſelben bleiben; und daß daher das Maß der Glückſeligkeit weit mehr, von der Summe nicht zu berechnender angenehmer Vorſtellungen und Einbildungen, die die Seele eines Menſchen beherrſchen, als von der ſichtbaren Größe der Güter, welche in ſeinem Range und ſeinen Reichthümern liegen, abhängen.

In der That wird ein jeder, der auf ſein Leben etwas genauer Acht giebt, dem Solon Recht geben, daß, bey der größten Einförmigkeit der Lebensart, doch die Tage für den Menſchen, nach ihrem Werthe und ihrem Genuſſe, äußerſt ungleich ſeyn können. In einem Leben, wo es ſcheint, daß nur die Auftritte deſſelben Schauſpiels immer wiederhohlt werden, unter gleichen Arbeiten und gleichen Zeitvertreiben, zeichnet ſich doch jeder Tag durch eine andre Gemüthsſtimmung, — durch ſeine eignen Plagen, und ſeine Freuden aus. Ich gehe heute in die Geſellſchaft eben der Freunde, unter welchen ich geſtern einen glücklichen Tag genoß; ich beſuche dieſelben Fluren, welche mich geſtern entzückten: und doch finde ich daſſelbe Vergnügen nicht wieder. Es flieht mich, wenn ich es gerade in der alten Form zu erneuern ſuche, und kommt mir vielleicht, auf einem andern Wege, unerwartet entgegen. Mitten unter dieſen kleinen täglichen Veränderungen, der Perſon ſowohl als der Lage des Menſchen, entwickeln ſich allmählig die größern: ſo wie an der Uhr der Zeiger, der Stunden und Tage bemerkt, neben dem ſchnell umlaufenden Secundenzeiger unſichtbar fortrückt.

Indeß Geſchäfte und Zerſtreuungen ihn, von Tage zu Tage, in ihrem kleinen Kreiſe umher treiben: ſchreitet er von einer Stufe des Alters zur andern fort, und ſieht, immer ſich einbildend, auf demſelben Puncte zu bleiben, in kurzem ſich ſelbſt und ſeinen Schauplatz verändert. Jeder Tag ſieht, für den flüchtigen Beobachter, dem vorhergehenden äußerſt ähnlich:

und jeder iſt doch, in dem, was das Weſentlichſte von dem Zuſtande des Menſchen ausmacht, — in dem, was er denkt, genießt und thut, von dem andern ſehr unterſchieden. Die ſcheinbare Einförmigkeit des Lebens quält den Menſchen oft: und doch iſt im Leben ein beſtändiger Wechſel, deſſen Folgen ihn zuletzt, durch ihre Größe erſchrecken. Solon ſchloß aus dieſer Verſchiedenheit der Tage und Zeitpuncte des menſchlichen Lebens weiter nichts, als die Unſicherheit ſeines Glücksſtandes, — eine mehr traurige, als lehrreiche Wahrheit, — und auch nicht einmahl ganz Wahrheit: weil, wenn man auch das Glück bloß darein ſetzt, worin Krösus es fand, in Reichthum und Macht, doch auch dieſes viele Menſchen durch alle Abwechſelungen ihres Lebens begleitet. Eine nützlichere Folge, die wir daraus ziehn können, daß unſer Zuſtand nie derſelbe bleibt, iſt, daß unſre Natur ſelbſt in einer ſteten Entwickelung begriffen iſt; und daß daher unſer vornehmſtes Intereſſe, nicht ſowohl in den Dingen liegt, nach welchen wir trachten, als in der Geſchäftigkeit, die wir zu ihrer Erlangung anwenden. Wofern wir unſre Beſtimmung nach unſern Schickſalen zu beurtheilen haben: ſo dürfen wir uns nicht dazu beſtimmt glauben, irgend ein Gut fortdauernd zu genießen, ſondern nur dazu, immer etwas Gutes zu thun, oder einem Uebel zu ſteuern. Veränderung iſt unſer Loos: aber nur weil unſer Weſen in Kräften, und unſer vornehmſtes Seyn in Handlungen beſteht. Durch unſre Thätigkeit allein, wenn ſie mit derjenigen Thätigkeit der Natur, welche unſern Zuſtand verändert, gleichen Schritt hält, und mit ihr zu gleichem Endzwecke, — dem Wohl und der Erhaltung des Ganzen, — ſich vereiniget, können wir diejenige Glückſeligkeit genießen, die unabhängig von dem Wechſel der Zeiten iſt, und über die man abſprechen darf, daß ſie Glückſeligkeit ſey, ehe man das Lebensende des Menſchen abgewartet hat.

Der Denkſpruch des Solon, welcher dieſe zu frühzeitige Entſcheidung verbiethet, iſt noch einfacher in dem Sinne, welchen er ihm geben wollte, als in dem, in welchem er in neuern Zeiten iſt verſtanden worden. Solon ſahe nur die Glückſeligkeit des Lebens, als die Summe des Guten an, welches während deſſelben genoſſen wird: und er behauptete, daß man dieſe Summe nicht eher angeben könne, als bis die Rechnung geſchloſſen ſey. In der Folge, da ſich der Begriff eines Endzwecks, — wozu das menſchliche Geſchlecht beſtimmt, und zu deſſen Erreichung das gegenwärtige Leben die Vorbereitung ſey, in den Gemüthern der Menſchen mehr entwickelte, — da die Religion ihre Ideen von einem künftigen Zuſtande und ihre Sanctionen von Belohnungen und Straſen hinzuthat, verſtand man die Sentenz des Solon ſo; daß man niemanden um des Guten willen, deſſen er hier genieße, für glücklich, oder um des Uebels willen, das ihm hier wiederfahre, für unglücklich erklären könne, ſo lange man nicht wiſſe, welches der letzte und bleibende Zuſtand beyder ſeyn werde, zu welchem die abwechſelnden Schickſale dieſes Lebens ſich, wie der Weg eines Reiſenden zu ſeiner Heimath, verhalten. Solon verſtand unter dem Ende das Aufhören des Lebens: die, in moraliſchen und religiöſen Ideen weiter vorgerückte Nachwelt verſtand darunter den Endzweck deſſelben, d. h. eine neue, wichtigere Periode, welche ſich an die gegenwärtige anſchlöſſe, und die, da ſie von den Abwechſelungen derſelben frey, und mehr gleichförmig glücklich oder elend ſeyn würde, auch allein den Maßſtab der Glückſeligkeit abgeben könnte. Dieſe Vorſtellung hing allerdings mit den moraliſchen Vorſchriften und Empfindungen beſſer zuſammen, als die des Solons. Dieß Leben als eine Vorbereitung, und ein künftiges Leben als den Endzweck deſſelben zu betrachten, enthält wenigſtens für viele Verwirrungen der menſchlichen Schickſale Aufſchlüſſe, und für die meiſten Fälle ein Princip, aus welchem ſich die Pflichten des Menſchen herleiten laſſen. Es iſt demohnerachtet noch nicht das vollkommenſte Syſtem der Moral: nicht nur, weil es ganz auf Erwartungen gebaut iſt, welche nie zur vollen Evidenz gebracht werden können; ſondern auch weil es den Werth der Tugend in dieſer Welt zu ſehr verkleinert, und doch für die künftige kein beſſeres Gut aufſtellt. Nach den reifſten Unterſuchungen unſrer Weiſen über die menſchliche Glückſeligkeit, ſcheint ſie weder, wie Solon glaubte, aus dem Zuſammenzählen aller Vergnügungen des Lebens, nach Abzug aller Schmerzen deſſelben, am Ende berechnet, — noch auch bloß in einer Zukunft geſucht werden zu müſſen, von der wir uns doch keinen Begriff, als durch die Aehnlichkeit des gegenwärtigen Lebens, machen können: ſondern ſie iſt in jedem Augenblicke vollſtändig vorhanden, wo der Menſch, ſeiner vernünftigen Natur gemäß, wirkt oder leidet. Die Veränderlichkeit des menſchlichen Lebens iſt kein Grund, warum wir den Mann, der jetzt in einem Zuſtande der Zufriedenheit, und mit irgend einem guten, oder erlaubten Zwecke dergeſtalt beſchäftiget iſt, daß ſeine geiſtigen und ſittlichen Kräfte den ihnen angemeſſenen Wirkungskreis finden, nicht jetzt ſchon für glücklich erkennen ſollten. Denn dieſe Veränderlichkeit kann dem Menſchen freylich die Gegenſtände, mit denen er ſich bisher abgab, und die Art der Beſchäftigung, in welcher er ſeine Befriedigung fand, entziehn: aber ſie kann ihm nicht alle Gelegenheit, thätig zu ſeyn, benehmen; ſie kann ihm das nicht rauben, was er durch ſeine bisherigen Uebungen gewonnen hat, — die Fertigkeit, ſich in neue Auftritte beſſer zu ſchicken, und ſelbſt in Zuſtänden, die ſeiner ſinnlichen Natur weniger angemeſſen ſind, auf eine ſeiner geiſtigen Natur gemäße Weiſe, zu handeln.

Das anziehendſte Stück von Solons Rede, und worinn wirklich ſich am meiſten der Denker und der weiſe Mann zeigt, iſt ſeine Vergleichung zwiſchen Reich ſeyn und Glücklich ſeyn.

Man bemerke aber, daß der Glückliche, (ὄλβιος) nach Solons Begriffen, noch nicht ganz der Glückſelige (εὐδαίμων) nach der

Vorſtellung der ſpätern Philoſophen iſt. Das Wort Glückſeligkeit drückt ein Ideal, — das Wort Glück einen Erfahrungsbegriff aus. Jenes iſt eine moraliſche Dichtung von dem, was der Menſch in ſeiner größten Vollkommenheit ſeyn und genießen könne: dieſes iſt eine ſinnliche Wahrnehmung von dem was einzelne Menſchen, in einem großen Theil ihres Lebens, wirklich ſind und genießen. Es war hier gar nicht Solons Abſicht, zu ſagen, worinn die wahre Glückſeligkeit des Menſchen beſtehe, oder, was der höchſte Endzweck eines verſtändigen und mit Freyheit begabten Weſens ſey: ſondern er wollte nur erklären, wen man mit Recht ein Kind des Glücks nennen könnte, oder welche Schickſale der Menſchen wirklich die beneidenswertheſten ſind. Indeſſen war es ein Schritt, den die Menſchen zur beſſern Kenntniß der Moral, und alſo zu ihrer Veredlung thaten, wenn ihre Weiſen, ſo wie hier Solon, anfiengen, den wirklichen Genuß, von dem bloßen Scheine des Vergnügens und von dem Beſitze der Mittel zum Vergnügen, zu unterſcheiden; wenn ſie anfiengen zu erkennen und zu lehren, daß zu jedes Menſchen Glücke ſeine perſönlichen Eigenſchaften, und nach dieſen, die Perſonen, mit denen er in nahen Verbindungen ſteht, das meiſte beytragen.

Und dieß iſt eigentlich der Inhalt von der Rede Solons. „Reichthum iſt das Mittel, ſich gewiſſe Vergnügungen zu verſchaffen, und gewiſſe Leiden zu mildern oder abzuwehren. Das Glück aber liegt in dem vergnügten und ſorgenfreyen Gemüthe ſelbſt. Dieſer Zuſtand wird oft dem Menſchen ohne Reichthum und Macht zu Theile; er läßt ſich oft, wenn er geſtört wird, auch durch keinen Reichthum und Stand wiederherſtellen.“

Der, welchen ſein Glücksſtern begünſtigt, ſagt Solon, hat einen ſolchen Körper, ſolche Anlagen in ſeinem Geiſte, und ſolche Verhältniſſe mit den Menſchen und Dingen um ihn her, die unmittelbar Quellen des Frohſeyns und der angenehmen Empfindungen für ihn werden.

Er iſt mit einem geſunden Körper gebohren, und es treffen ihn während ſeines Lebens keine Zufälle, die ſeine Glieder verſtümmeln, oder ihn des Gebrauchs ſeiner Sinne berauben. Er lebt in einer zahlreichen Familie, worinn Einigkeit, Geſundheit und gute Laune herrſcht. Er geräth in Verbindungen mit Menſchen, die gemacht ſind ſeine Freunde zu werden, und ihm einen Umgang, wie er ihn wünſcht, und wie er ihm angemeſſen iſt, zu verſchaffen. Als Bürger findet er ſich in einem Vaterlande, zu deſſen Verfaſſung ſein perſönlicher Charakter paßt, mit deſſen Einrichtungen er zufrieden iſt, und das gerade zu ſeiner Zeit ihn durch angenehme Begebenheiten, an denen er Theil nimmt, erfreuet. — Alle dieſe Güter finden auch bey dem Manne von geringem Vermögen und Stande ſtatt, ſobald er nur nicht an den Bedürfniſſen des Lebens Mangel leidet. Dahingegen läßt es ſich denken, und es geſchieht oft, daß der Reiche und Große in Abſicht aller dieſer Puncte vom Unglücke verfolgt wird. Er kann zu Krankheiten, Schmerzen und Verſtümmelungen auserſehen ſeyn; er kann durch den Charakter ſeiner Verwandten, und der Menſchen, die am nächſten um ihn ſind, gequält, oder durch ihre Schickſale betrübt werden; es kann ihm an Freunden, wie er ſie nach ſeiner Gemüthsart braucht, fehlen; — und große Unglücksfälle, die auch ihn niederſchlagen, oder beunruhigen, können gerade zu ſeiner Zeit das Land, deſſen Einwohner er iſt, betreffen. —

Deſſen ungeachtet verkennt Solon den Werth des Reichthums nicht: ja er beſtimmt das, was er zum wirklichen Glücke des

Lebens beyträgt, mit einer Genauigkeit, die in ſeinen ganzen übrigen Vorſtellungen nicht zu finden iſt. Da er unter Reichthum nicht den Beſitz des Nothwendigen, — der auch dem wahrhaft Glücklichen nicht fehlen muß, — ſondern nur den Ueberfluß und die Schätze verſteht, die zugleich mit Macht verbunden ſind: ſo hat er Recht, daß dieſe hauptſächlich nur zu zwey Endzwecken dienen können. Sie geben ihrem Beſitzer, erſtlich, die Mittel, außerordentliche, — nicht ganz natürliche, nicht allen Menſchen gemeine, ſondern erkünſtelte und ihm eigenthümliche Begierden zu befriedigen, — die Begierden nach ſolchen Vergnügungen, wozu viele Menſchen mitwirken, viele Dinge herbeygeſchafft, viele Arbeiten verrichtet werden müſſen. Sie geben ihm, zweytens, eine Art von Waffen, zur Bekämpfung des Unglücks, in die Hände. Wenn er mächtige Feinde hat; wenn er bey ſeinen Entwürfen große Hinderniſſe findet; wenn ihn außerordentliche Unglücksfälle treffen: ſo kann Reichthum und Stand beytragen, daß er dieſen Feinden kräftiger widerſteht, dieſe Hinderniſſe eher überwindet, und den erlittenen Verluſt leichter erſetzet, oder erträgt. — Aber eben dieß, ſagt Solon, (und hier kommt der ſchönſte Zug in dem von ihm gezeichneten Bilde) macht das Eigenthümliche des wahrhaft Glücklichen aus, daß ihn ſeine Natur und ſeine Schickſale vor ſolchen Lagen, zu welchen man des Reichthums nöthig hat, bewahren, — daß er ſelbſt von ſo ausſchweifenden Begierden, und ſein Leben von ſo großen Widerſachern und Unfällen frey iſt. Dieſe Mäßigung der Begierden alſo, dieſe Stimmung des Gemüths, an wohlfeilen Freuden Geſchmack zu finden, und ſich mit den Gütern, die nicht käuflich ſind, zu befriedigen, dieſe rechnet Solon ſelbſt unter die ſchönſten Geſchenke des Schickſals. — O welche Freude macht es, zu ſehen, daß ſchon vor zweytauſend Jahren die weiſeſten Leute der klügſten Nation, als Wahrheit, erkannten, was jetzt noch die Menſchen, die ſich bloß nach der Gewohnheit und nach dem Vorurtheile richten, für Sophiſtereyen zu halten geneigt ſind!

So weit war Solon zwar noch nicht, daß er das, was vom Menſchen ſelbſt in ſeinem Zuſtande abhängt, von dem, was Werk des Zufalls, oder der Vorſehung iſt, rein abſonderte. Das Glück, wie er es erklärt, iſt immer noch aus Gütern, die dem Menſchen zufallen müſſen, und ſolchen, die er ſich durch ſeine Tugend *ſelbſt verſchafft*, zuſammengeſetzt. Aber Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens machen doch ſchon einen Beſtandtheil deſſelben aus. Er ſieht doch ſchon ein, daß, bey einer veränderten Gemüthsſtimmung, gleiche äußre Umſtände eine ganz verſchiedne Wirkung, in Abſicht des Lebensgenuſſes, hervorbringen müſſen; daß, wenn der Menſch Gewalt über ſeine eignen Neigungen bekommen kann, er dadurch gewiſſermaßen Herr über ſein Schickſal wird.

Wenn wir nur wenigſtens dieſe Idee feſt halten, welche am klärſten in Solons Erzählungen und Betrachtungen ausgedrückt iſt; — daß der glückliche Menſch der iſt, welchem wirklich wohl iſt, *oder*, noch genauer nach Solons Sinne, der, welchem, in dem Laufe eines langen Lebens, am öfterſten wohl, und am ſeltenſten übel geweſen iſt; wenn wir nur auf die wirkliche *Empfindung* des Vergnügens gehn, — ſey es auch ein ſinnliches, — nicht auf die *Meinung*, die *andre* von unſerm *Vergnügen haben*; wenn wir nur von unſern Schätzen Gebrauch machen, nicht, wie Kröſus, bey dem Vorzeigen derſelben ſtehen bleiben wollen: ſo iſt für Unſchuld, Weisheit und Tugend ſchon ein gutes Theil gewonnen. Wahrheit und Realität iſt doch wenigſtens alsdann, in den Gegenſtänden unſrer Wünſche, an die Stelle leerer Einbildungen getreten. In wie fern dieſes Wohlſeyn in des Menſchen Gewalt ſtehe; und, — wenn es, wenigſtens zum Theile, von ihm abhängt, — was er thun müſſe, es ſich zu verſchaffen: das ſind freylich Unterſuchungen, die noch zurück ſind, und ohne welche er keine ſicheren Regeln für ſeine Aufführung finden kann. Aber auf dieſe Unterſuchungen kann er nicht eher gerathen, als wenn er zuvor darüber mit ſich einig iſt, daß er glücklich ſeyn, nicht ſcheinen wolle. Dann aber ſtellt er ſie auch unausbleiblich gewiß an, und ſie führen ihn auf einem kurzen Wege ſicher zu dem Reſultat, daß er ſelbſt, um ein glücklicher Mann zu werden, nichts beſſers thun könne, als daß er ein guter Menſch zu werden ſuche. Bey einzelnen Menſchen, und in beſondern Fällen wird die Tugend vielleicht aus der Berechnung der Glückſeligkeit, ſo wie Solon ſie verſteht und ſchildert, ausgeſchloſſen werden können. Aber wenn man über das menſchliche Geſchlecht im Ganzen, und über das Leben jedes Menſchen im Ganzen urtheilt: ſo wird man zugeben müſſen, daß unter allen Mitteln, durch welche wir ſelbſt unſer Glück befördern können, die Uebung unſrer Verſtandskräfte, — und Handlungen des Wohlwollens, die wirkſamſten ſind, und am ſeltenſten fehlſchlagen.

Zweite Stelle.

Unterredung des Demaratus, Königs von Sparta, mit dem Xerxes, beym Herodot. Buch 7. Kap. 101. ꝛc. und Kap. 209.

Es giebt in den ältern Geſchichtſchreibern der Griechen nur wenige eigentliche Schilderungen von National-Charakteren. Um deſto mehr iſt es billig, daß, wenn ſie irgendwo zu einem ſolchen Gemälde einige kenntliche Pinſelſtriche ziehn, wir dieſe ſorgfältig betrachten, und die dadurch angedeutete Geſtalt zu entziffern ſuchen.

Ein ſolches roh hingeworfnes Bild von dem National-Charakter der Griechen ſindet ſich beym Herodote, in einer Unterredung, welche der vertriebne Spartaniſche König Demaratus mit dem perſiſchen Könige Xerxes hielt, zur Zeit, da dieſer eben im Begriffe war, ſeinen Feldzug gegen Griechenland anzutreten.

Demaratus hatte, nicht lange Zeit vor dem perſiſchen Kriege, mit Kleomenes den Spartaniſchen Thron getheilt. Es iſt bekannt, daß zu Sparta immer zwey Perſonen den Titel eines

Königs, — mit gewiſſen landesherrlichen Rechten verbunden, — zu gleicher Zeit führten; — beyde Nachkommen des Herkules, aber von zwey verſchiedenen Linien dieſes Hauſes abſtammend. Die Stifter dieſer Linien waren die beyden Brüder Euryſthenes und Prokles — die erſten Herakliden, welche, nach der bekannten Rückkehr dieſer Familie und ihrer Partey in den Peloponnes, von Lakonien Beſitz genommen hatten. Demaratus war aus dem Hauſe des Prokles, des jüngern Bruders, das eben deßwegen den Euryſtheniden, den Nachkommen des ältern, an Würde nachſtand. Die Geſchichtſchreiber merken an, daß jene Brüder, die erſten Beſitznehmer von Lakonien, in beſtändigen Mißhelligkeiten mit einander lebten; und daß derſelbe Geiſt der Zwietracht auf alle ihre Nachkommen forterbte. Vielleicht wäre es natürlicher, die ſo häufigen Streitigkeiten, die zwiſchen den Spartaniſchen Königen vorfielen, aus der fehlerhaften Beſchaffenheit der Staatsverfaſſung, als aus einem ererbten Haſſe ihrer Ahnherrn, zu erklären. Zwey oberſte Befehlshaber, die im gemeinſchaftlichen Beſitze einer ungetheilten Macht ſeyn ſollten, mußten nothwendig, wenn ſie ehrgeizig waren, oft die Veranlaſſung bekommen, ſich zu entzweyen. — Was auch die Urſache dieſer

Verbitterung zwiſchen dem Euryſtheniſchen und Prokliſchen Hauſe geweſen ſeyn mag: Demaratus empfand die traurigen Folgen davon. Er ward durch die Ränke ſeines Mitregenten Kleomenes, der eine Delphiſche Prieſterinn beſtach und ein Orakel erkaufte, um ſeine Würde gebracht und aus ſeinem Vaterlande vertrieben. So wenig vermochten die guten Geſetze und die tugendhaften Sitten, die man von den Spartanern rühmt, ſelbſt in dieſen Zeiten, wo noch die lykurgiſche Geſetzgebung in ihrer vollen Kraft war, den Ehrgeitz und den Eigennutz ihrer erſten Männer im Zaume zu halten: daß Staatsrevolutionen, die aus dieſen Urſachen entſtehen, — Könige, die deßwegen vertrieben werden, weil ſie entweder ſelbſt der Beſtechung und der Verrätherey gegen ihr Vaterland verdächtig geworden ſind, oder weil ihre Gegner Betrug und Beſtechung gegen ſie anwenden, — nirgends häufiger vorkommen, als in der ältern Geſchichte von Sparta. Wenn man auch nur dieſe Erzählung des Herodots, von den Schickſalen des Demaratus und ſeiner Mitregenten und Nachfolger, lieſt: ſo kann man ſich nicht verbergen, daß ſich, in den Handlungen der angeſehenſten Spartaner, die Ausbrüche derſelben, allen Menſchen gemeinen Leidenſchaften, der

Geldbegierde und der Herrſchſucht, zeigen, die, wenn man den Lobrednern der Spartaniſchen Verfaſſung glaubte, durch Lykurgs Geſetze und die öffentliche Erziehung, bey ihnen ausgerottet ſeyn ſollten.

Demaratus hatte, wie mehrere angeſehne Griechen, die aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, an dem perſiſchen Hofe einen Zufluchtsort gefunden, wo er Ueberfluß und Anſehn zugleich genoß.

Das Betragen der perſiſchen Könige gegen die griechiſchen Flüchtlinge, die ſich zu ihnen retten, beweißt in der That, daß ſie eine gewiſſe Ueberlegenheit der griechiſchen Nation über die ihrige anerkennen. Sie ſcheinen es immer für einen gefundnen Schatz zu halten, wenn ein in ſeinem Vaterlande verfolgter Grieche, im Unglücke, den Aufenthalt bey ihnen wählt. Sie vergeſſen alsdann die Feindſeligkeit, die ſie gegen die Nation hegen, woraus er herſtammt; — ſelbſt die, welche er ihnen, in ſeiner ehemahligen Lage, bewieſen hatte: und ſuchen vielmehr, ihn durch den glänzenden Zuſtand, in welchen ſie ihn verſetzen, zu gleicher Zeit zu blenden und an ſich zu ziehn, als ſich der Gelegenheit zur Rache, die ſie in Händen haben, gegen ihn zu bedienen. Zwar konnte jeder angeſehne Grieche, der mit den Angelegenheiten ſeines Landes bekannt war, ihnen als Kundſchafter bey den Kriegen wichtig werden, die ſie mit dieſem Lande zu führen gedachten. Aber ſie brauchen die Demarate und Themiſtokle auch bald als Freunde und Rathgeber: und dieſe ehrenvolle Auszeichnung, mit der ſie verlaſſene Fremdlinge empfangen, kann ſich nur auf die Meinung gründen, daß ſie bey ihnen größre Einſichten und einen feſtern Muth, als bey ihren Unterthanen, finden.

Auch Demaratus wurde vom Xerxes nicht nur mit Ueberfluß und Pracht unterhalten, ſondern auch zu ſeinem Begleiter auf dem Feldzuge nach Griechenland gewählt, und mehr als einmahl von ihm zu Rathe gezogen.

Nachdem Xerxes bey Doriskum, einer Thraciſchen Seeſtadt, nahe am Helleſpont, ſeine Heere und Flotten, die an dieſem Orte auf ſeinen Befehl zuſammen gekommen waren, gemuſtert hatte, und in dem vollen Gefühle ſeiner Größe, und in der Ueberzeugung, daß ſeine Macht alles überwiege, von dieſer Zählung zurückkam: ließ er den Demaratus rufen, und redete ihn, nach der Erzählung des Herodotus, ungefähr auf folgende Weiſe an.

,,Demaratus! ich wünſchte wohl eine Frage ,,von dir beantwortet zu hören. Du biſt ein ,,Grieche: und wie man mir ſagt, ſo gehört ,,Sparta, die Stadt, aus welcher du herſtammſt, ,,zu den größten Städten und den mächtigſten ,,Staaten Griechenlands. Nun ſage mir, ,,glaubſt du wohl, daß die Griechen es wagen ,,werden, ſich gegen mich ins Feld zu ſtellen? ,,Denn mich dünkt: wenn nicht die Griechen ,,allein, ſondern wenn alle die Völker, die das ,,Abendland bewohnen, ſich verſammelten, ſo ,,wären ſie nicht im Stande, ein Heer, wie das ,,meinige, aufzuhalten. Wenn ſie auch, zuſammengenommen, es an Anzahl mit ihm aufnehmen könnten: ſo werden ſie doch, da ſie nicht ,,unter *einem* Herrn ſtehn, ſondern in mehrere ,,von einander unabhängige Nationen getheilt ,,ſind, nie eine Macht, die nur von ferne meiner gleich ſey, zuſammenbringen. Das iſt ,,meine Meinung: ich wünſchte nun aber auch ,,die deinige zu wiſſen.

Demaratus fragte, ehe er hierauf antwortete, ob Xerxes nur hören wollte, was ihm angenehm wäre, oder ob er die Wahrheit zu wiſſen verlangte. Xerxes verſicherte ihn, daß er die vollkommenſte Aufrichtigkeit von ihm forderte, und daß, des Demaratus Antwort möchte ausfallen, wie ſie wollte, ſie keine Aenderung in ſeinem Betragen gegen ihn hervorbringen würde.

„Da du dann willſt“ ſagte hierauf Demaratus, „daß ich nach meiner Ueberzeugung reden, und dir ſagen ſoll, was durch den Anblick der Sachen, wenn du Griechenland näher kommen, — und durch die Begebenheiten, welche du ſelbſt dort erleben wirſt, nicht wird widerlegt werden: ſo wiſſe dann, der angebohrne und natürliche Zuſtand der Griechen iſt eine gewiſſe Mittelmäßigkeit ihrer äußern Glücksumſtände. Keiner der Staaten dieſes Landes, keiner ſeiner Bürger iſt, im Verhältniſſe mit euch Perſern, weder reich noch mächtig. Aber dafür haben ſich dort die Menſchen gewiſſe perſönliche Vorzüge erworben, die ihnen nicht weniger eigenthümlich ſind. Und dieſe Vorzüge kommen hauptſächlich von zwey Urſachen her; von den weiſen Männern, die unter ihnen aufgeſtanden ſind, und deren Lehren ſich bey ihnen fortpflanzen, — und von den politiſchen Einrichtungen und Geſetzen, nach welchen ihre Staaten geordnet ſind, und die eine ausnehmende Kraft und einen großen Einfluß über die Gemüther erhalten haben.

„Vermöge dieſer, durch Weisheit und durch Geſetze gebildeten, Tugend, oder Geiſteskraft, wodurch ſich die griechiſche Nation auszeichnet, erhält ſie den Vortheil, daß ſie, obgleich ihr Land arm iſt, doch an keinem nothwendigen Bedürfniſſe Mangel leidet, und ob ſie gleich keine mächtigen Heere aufſtellen kann, doch ihre Unabhängigkeit von auswärtiger Herrſchaft zu behaupten weiß.

„Die Vorzüge, von denen ich bisher geredet habe, ſind allen Griechen, beſonders denen vom Doriſchen Stamme, gemein. Was ich jetzt noch ſagen werde, geht die Lacedämonier allein an. Von dieſen alſo ſey gewiß verſichert, zuerſt, daß ſie deine Aufforderung, dich als Oberherrn zu erkennen, nicht befolgen, — und dann, daß ſie ſich unfehlbar gegen dich ins Feld ſtellen werden; — und wenn alle übrigen Griechen deine Partey ergriffen. Frage nicht, wie viele ihrer ſind, und wie ſie, bey ihrer geringen Anzahl, es wagen können, einen ſolchen Entſchluß zu faſſen. Denn bey ihren Entſchlüſſen kommt es auf die Anzahl der Feinde, oder auf ihre eigne, gar nicht an, ſobald das Geſetz ins Feld zu ziehn gebiethet. Und wenn ihrer ſtreitbaren Männer nicht mehr als tauſend, und wenn ihrer noch weniger wä-

„ren: ſo würden ſie ſich doch deinem unzählbaren „Heere, mit den Waffen in der Hand, entgegen „ſtellen.“

Xerxes lachte über dieſen Bericht, als über eine Prahlerey, und ſagte: „Wenn das wahr „iſt, was du von den Spartanern erzählſt: ſo „muß jeder von ihnen es wenigſtens mit zehn „Perſonen im Kampfe aufnehmen können. Da „du nun ihr König warſt, und man alſo vorausſetzen kann, daß du vor deinen übrigen „Landsleuten große Vorzüge haſt: ſo wirſt du „wahrſcheinlich einer doppelten Anzahl von Feinden gewachſen ſeyn. Und doch ſollte „ich, wenn ich dich, — wenn ich die andern „deiner Landsleute, die von Zeit zu Zeit zu „uns kommen, anſehe, euch für gewöhnliche „Menſchen, und alles, was du ſagſt, für nichts „als Prahlerey halten.

„Ueberdieß, wenn eurer auch zehntauſend, „und funfzig tauſend wären: wie kann ich mir „ein ſolches Heer freyer Leute, als eine für „mich furchtbare Macht, denken? Was kann „dieſe Menſchen, die unter keinem unumſchränkten Gebiether ſtehen, bewegen, einem weit „überlegnen Feinde entgegen zu gehn? Was „meine Soldaten zuſammenhält, und was ſie ins Treffen treibt, das weiß ich. Das iſt die Furcht vor mir, und dem Stocke ihrer Befehlshaber, — das iſt die Strafe, die ihnen bevorſteht, wenn ſie zurückweichen. Aber wenn dieſe meine Soldaten frey wären; wenn ſie ſelbſt wählen könnten, was ſie thun wollen: ſo würde kein einziger ſein Leben in einem ſolchen Kriege wagen. Was nun deine Griechen, die frey zu ſeyn vorgeben, zwingen kann, ſich einem gewiſſen Tode auszuſetzen: davon kann ich mir keinen Begriff machen.“

„Endlich muß ich dir ſagen: was du von der übermenſchlichen Tapferkeit deiner Spartaner rühmſt, das findet ſich in der That bey den Perſern; — zwar nicht bey dem ganzen Volke, aber bey einer gewiſſen, obwohl kleinen Anzahl, die meine Trabanten ſind. Von dieſen iſt jeder im Stande, ſich im Zweykampfe mit drey gewöhnlichen Menſchen, mit gleichen Waffen, zu ſchlagen und ſie zu beſiegen.“

Demaratus erwiederte.

„Ich ſahe vom Anfange voraus: daß die Wahrheit, die ich zu ſagen hätte, dir nicht angenehm ſeyn würde. Aber ich gehorchte deinem ausdrücklichen Befehl; und ſo redete ich

„von den Spartanern gerade nur ſo, wie ſie es
„verdienen. Und daß ich nicht aus Parteylich-
„keit für ſie, weil ich ſie liebe, ihre Vorzüge ver-
„größere, davon kann niemand mehr, als du
„überzeugt ſeyn: da du weißt, daß ich gegen ih-
„re Verfolgungen bey dir Schutz geſucht habe.
„Sie haben mich meiner Würde, meines Va-
„terlandes, und alles des Meinigen beraubt:
„und dein Vater und du, ihr beyde habt mir Ei-
„genthum, Ehre und alles wiedergegeben. Für
„wen könnte alſo wohl natürlicher Weiſe mein
„Eigennutz und meine Dankbarkeit mich partey-
„iſch machen, als für dich? Und gegen wen
„könnte ich, aus Zorn und Rache eher unge-
„recht werden, als gegen meine Landsleute?

„Was deine Fragen in Abſicht meiner be-
„trifft: ſo bin ich ſo weit entfernt mich zu rüh-
„men, daß ich es mit zehn Männern eures glei-
„chen im Kampfe aufnehmen wollte: daß ich
„willig geſtehe, ungern gegen Zwey zu fech-
„ten. Ja ſelbſt ein Zweykampf von Mann mit
„Mann hat ſeine Gefahren und Schwierigkeiten,
„welche machen, daß ich, ohne dringende Urſache,
„auch dieſen mit niemanden einzugehen Luſt
„habe. Indeß, ſollte eine große Angelegenheit
„und ein wichtiger Endzweck mich zu einem

„Zweykampfe auffordern: ſo würde ich meinen Gegner gerade unter dem Haufen am liebſten wählen, der, wie du ſagſt, aus lauter Männern beſteht, deren jeder drey Griechen überwältigen kann.

„Auch von den Spartanern habe ich nicht ſagen wollen, wie ſie ſich im Zweykampfe, ſondern wie ſie ſich in Reih und Gliedern auf dem Schlachtfelde zeigen. Zwar ſind ſie, auch wenn ſie Mann gegen Mann fechten, ſo tapfere Streiter, als es deren bey irgend einem Volke geben kann. Aber nur dann, wenn ſie, unter den Fahnen ihres Vaterlandes vereiniget, in ganzen Haufen fechten, ſind ſie die vorzüglichen Kriegsleute, deren Muth den überlegenſten Feind nicht fürchtet.

„Du wunderſt dich, wie, ohne Zwang und Gebiether, ſie ſich in ſo augenſcheinliche Gefahren ſtürzen. Es iſt wahr, ſie ſind frey: aber ſie ſind nicht gänzlich frey. Denn ſie haben einen Herrn, den ſie weit mehr fürchten, als dich deine Unterthanen. Dieſer Herr iſt das Geſetz. Was das Geſetz befiehlt, thun ſie ohne alle Widerrede. Nun iſt es aber deſſen erſtes Geboth, daß kein Spartaner vor einem Feinde im Felde fliehen darf, ſondern je-

„der die Stelle, die er im Treffen einnimmt, „behaupten muß, bis er entweder den Feind „zum Weichen gebracht hat, oder ſtirbt.“

So ſchilderte ein Spartaniſcher König ſeine Nation, kurze Zeit zuvor, ehe ſie ihre glorreichſte Epoche erreichte.

Durch zwey Züge charakteriſirt Demaratus die Griechen: — durch ihre Armuth, oder die Eingeſchränktheit der äußern Hülfsquellen zur Beförderung ihres Wohlſtandes; — und durch ihre Tugend, — oder durch gewiſſe perſönliche Vorzüge, die ſie in den Stand ſetzen, mit geringen Mitteln viel auszurichten. Jene ſieht er als das Werk der Natur, und die angebohrne Lage der Griechen an: dieſe betrachtet er, als einen von ihnen gemachten Erwerb, das Werk ihres Fleißes und glücklicher Zufälle. „Die Armuth, ſagt Solon, iſt in Griechenland einheimiſch: die Tugend iſt in daſſelbe eingeführt worden.“ *)

Und dieſe Tugend, oder, welches eigentlich der Sinn des Worts iſt, dieſe perſönlichen Vorzüge der Griechen vor andern Völkern ſetzt Solon hinwiederum in zwey Sachen: in Weisheit und in gute Geſetze.

---

*) Τῇ Ἑλλάδι πενίη αἰεὶ κοτε σύντροφος ἐστί· ἀρετὴ δ᾽ ἔπακτος.

Man würde Unrecht thun, unter dem Worte, *Weisheit*, hier die moralische Tugend zu verſtehn, die ſich bloß auf die Einſicht der Zwecke, und die Wahl der beſten Mittel zu dieſen Endzwecken einſchränkt. Solon redet von Einſichten und Geiſtesbildung überhaupt; — er redet von allen den Eigenſchaften, um derentwillen einzelne Männer unter den Griechen *weiſe* hießen. Dieſe Weisheit, im griechiſchen Sinne, ſchließt ſowohl einen gewiſſen höhern Grad von Verſtandskräften, als die dadurch geſammelten Kenntniſſe in ſich: Kenntniſſe, die vom Genie gefunden, und dann durch den Unterricht fortgepflanzt werden. Und in der That kann auch jene moraliſche Weisheit, die des Menſchen eigne Aufführung anordnet, nur in einer ſehr engen Sphäre wirkſam ſeyn, wenn ſie nicht von einem geübten Verſtande und erworbenen Einſichten unterſtützt wird.

Unterſuchen wir nun den Gegenſtand, wovon hier die Rede iſt, nach ſeiner innern Natur und nach den Angaben der Geſchichte: ſo müſſen wir zugeſtehen, daß in den Vorſtellungen des Demaratus viel Wahres liege. Er hat Recht, daß, unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen Eigenſchaften, als nach ihm, die Umſtände und die Eigenſchaften der Griechen waren, wenn die Natur ein Land kärglich, und den Geiſt ſeiner Einwohner freygebig ausgeſtattet hat, wenn ihre Lage ſie in viele Schwierigkeiten verwickelt, und in ihnen ſelbſt viele Kräfte liegen, eine Nation die größten Fortſchritte mache: und er hat Recht, daß die Griechen ſich wirklich in beyden Rückſichten auszeichneten.

Eine Nation, an ſich von mäßigem Umfange, (ſo erſcheinen die Griechen bey ihrem Auftritte in der Geſchichte,) iſt in eine Menge kleiner Staaten getheilt, — und wird dadurch, im Ganzen und in allen ihren Theilen, noch ſchwächer. Sie bewohnt ein gebirgiges, mittelmäßig fruchtbares Land, oder ähnliche Inſeln: — Gegenden, die ſich weder durch außerordentliche und koſtbare Natur-Erzeugniſſe, noch durch den Ueberfluß der zum Unterhalte nothwendigen, auszeichnen. Jede Völkerſchaft vertheilt, in ihrem Bezirke, ihren Grund und Boden unter ihre Bürger. Alle griechiſchen Stämme treiben Ackerbau; die angeſehnen Leute unter ihnen ſind durchgängig Gutsbeſitzer: aber nirgends finden ſich große Landeigenthümer — Die Griechen erbauen Städte, eben ſo klein und unbedeutend, als ihre Staaten und ihre Landbeſitzungen ſind:

und dieſe Städte verſchönern ſie erſt ſpät, und weit mehr durch öffentliche Denkmähler, als durch prächtige Privatwohnungen. Sie führen kleine Kriege unter ſich, die ihren Muth ſtählen, und die Staatskunſt bey ihnen entwickeln, aber zu keinen großen Eroberungen führen, und keinen Staat über alle andern mächtig machen, wenn ſie auch einigen ein vorzügliches Anſehn geben. Nirgends werfen weder die Privatperſonen, noch die Regierungen einen, andre Nationen blendenden, Glanz von ſich. — Die Griechen ſind, bis zu Solons Zeiten, einem Bienenſchwarme ähnlich, der, in einen engen Raum zuſammengedrängt, äußerſt unruhig, — aber im Verborgnen arbeitſam iſt und Honig bereitet. Unaufhörlich mit der Sorge für ihren Unterhalt, oder ihrer Vertheidigung, beſchäftigt, haben ſie wenige Zeit übrig, die ſie dem Wohlleben, oder einem eiteln Schaugepränge widmen könnten. — Ganz anders war der Zuſtand der Aſiaten, die Solon vorzüglich den Griechen entgegenſetzt. Hier hatten ſich zeitig große Staaten gebildet. — Und große Staaten bringen große Reichthümer hervor: weil ſie die Beyträge von dem Einkommen vieler Menſchen in Maſſen vereinigen, und den Händen einiger wenigen anvertrauen. Aſien allein konnte Fürſten, wie Kröſus war, und Privatperſonen, wie der Lydier Pythius, *) aufweiſen, der das ganze Heer des Xerxes einige Tage bewirthete, und dieſem noch, zur Führung des Krieges, einen Beytrag von zwey tauſend Talenten verſprach. Große Strecken Landes gehörten hier einem einzigen Eigenthümer. Aſiens Städte waren zum Theile von einem ungeheuren Umfange; die Hofhaltungen ſeiner Fürſten von einer verſchwenderiſchen Pracht. Und ſchon bezeichneten die Griechen dieſen Welttheil, als den Sitz des Luxus, des Stolzes und der Sclaverey.

Es iſt unſtreitig, daß jene Mittelmäßigkeit eines Volks in dem, was man ſeinen Glücksſtand nennt, ihm die erſten Schritte, die es zur bürgerlichen Verfeinerung zu thun hat, ſehr erleichtert. Eine Nation, die, ſo wie ſie aus der Barbarey des Nomadenſtandes heraustritt, ſich gleich zu einem großen, mächtigen Staate vereiniget, — wie dieß der Fall bey den Aſſyrern, Medern und Perſern im hohen Alterthume, und bey den Tartarn und Moguln im Mittelalter, war, — iſt in Gefahr, die Periode wahrer Cul-

---

*) S. Herodot im 7ten Buche im 27ten bis 29ten Kap.

tur zu überſpringen, und über dem Genuſſe ihrer Reichthümer, oder den Entwürfen ihrer Herrſchſucht, die Veredelung ihrer Natur zu verſäumen. Bey ihr werden alle die, welche durch Eigenthum und Familien-Anſehn ausgezeichnet ſind, und alſo die Hülfsmittel, oder die erſten Anlagen zu einiger Geiſtesbildung vor ihren Mitbürgern voraushaben, leicht unthätig und ſinnlich, oder tyranniſch und ſtolz: — zwey Eigenſchaften, die den Menſchen des Unterrichts und der Verbeſſerung gleich unfähig machen. Ihre arbeitende Claſſe hingegen, die, wenn auch durch erzwungne Uebung ihrer Kräfte, ſich doch, nach und nach, Kunſtfertigkeiten und alſo auch Einſichten erwerben würde, iſt zu tief erniedrigt, zu verachtet und zu unterdrückt, als daß ſie ſich zu dem Beſtreben nach Vollkommenheit und Schönheit, — zu Werken des Genies, und alſo zu dem, was eine Nation wahrhaftig bildet und veredelt, erheben könnte.

Wenn aber eine Nation, nachdem Ackerbau und einiger Kunſtfleiß, und mit dieſen zugleich Geſetze und Sitten bey ihr eingeführt worden ſind, doch geraume Zeit vor Macht ſowohl, als vor Sclaverey, bewahrt bleibt: wenn auch ihre beſſern Bürger, zu Gewinnung ihres Unterhalts, zu arbeiten verbunden ſind; wenn ihr Boden und der Himmelsſtrich, unter dem ſie wohnt, ihr viele Bedürfniſſe und nur mittelmäßige Hülfsmittel giebt, die ſie durch Kunſt und Fleiß allein vervielfältigen kann; wenn endlich ihre öffentliche Lage, die Verfaſſung und Verbindung der Staaten, unter welche ſie vertheilt, oder vereiniget iſt, allen ihren Gliedern mannichfaltige Beſchäftigungen, und nur ſo viel Belohnung ihrer Arbeiten verſchaft, als es nöthig iſt, um ſie nicht von der Fortſetzung derſelben abzuſchrecken: dann iſt dieſe Nation in demjenigen glücklichen Mittelſtande, der, bey Privatperſonen und bey politiſchen Körpern, die Ausbildung der Talente und Tugenden am meiſten befördert. Eine der wohlthätigſten Folgen dieſer allgemeinen Mittelmäßigkeit bey einer Nation iſt: daß bey ihr eine größre Gleichheit unter den Bürgern ſtatt findet. Große Reichthümer laſſen ſich ohne große Ungleichheit nicht gedenken: und durch dieſe hauptſächlich werden jene einer jungen Nation, die auf der erſten Stufe der Verfeinerung ſteht, ſchädlich. Nur die, während dieſer Periode fortdauernde, Vertraulichkeit unter den ſämtlichen Gliedern der ſich erſt bildenden Geſellſchaft kann zu einer ſolchen gegenſeitigen Mittheilung der Einſichten und Fertigkeiten Anlaß geben, als nöthig iſt, wenn nach und nach gleichſam ein Kapital von Einſichten bey einer Nation geſammelt werden ſoll, von dem ſie in der Folge Nutzen ziehe. Nur die durchgängige Achtung jedes Bürgers gegen alle übrigen, kann diejenige löbliche Art des Ehrgeitzes bey einer Nation erwecken, die zur Vervollkommnung der Künſte, zur Wiſſenſchaft und zur Tugend führt. Aber, wo eine kleine Anzahl von Menſchen zu hoch erhoben, und der große Hauſe zu tief erniedrigt iſt: da iſt dieſes freundſchaftliche Band unter den Bürgern eines Staats zerriſſen; da tritt nur Verachtung und Neid an die Stelle von rühmlicher Nacheiferung. Zwang und Schläge bringen den einen Theil zur Arbeit, indeß der andre durch Wohlleben und Müßiggang verdirbt: und nur die Unwiſſenheit und der ſclaviſche Sinn der niedern Claſſen erhält und ſichert eine Zeitlang die vermeinte Glückſeligkeit der Großen.

Es gehört indeß, wenn eine Nation eine zur Geiſtesbildung ſo vortheilhafte Lage nutzen ſoll, noch etwas dazu, was in ihrem Geiſte ſelbſt liegen muß. Die Kräfte, welche die

Natur den Menſchen verleiht, müſſen ſich mit der Wirkſamkeit der äußern Urſachen vereinigen: oder dieſe bleiben ohne die erwarteten Folgen.

Man hat lange Zeit, wenn man die Verſchiedenheit, in dem Fortgange der Nationen, in Abſicht auf Kunſt, Wiſſenſchaft und auf den davon abhängenden Wohlſtand, hat erklären wollen, auf Klima und Staatsverfaſſung, das heißt, auf die phyſiſchen und politiſchen Urſachen allein Rückſicht genommen: — Urſachen, die außerhalb den einzelnen Menſchen liegen, aber allerdings auf ſie wirken, — und zwar auf die, welche von einer Nation ſind, gemeinſchaftlich wirken, — daher ſie auch allgemeine Nationaleigenheiten hervorbringen können. Man hat aber dabey überſehn, daß es noch etwas gemeinſchaftliches bey den Gliedern einer Nation geben könne, das aus keiner dieſer Urſachen herrührt, und das man im eigentlichen Verſtande Nationalgeiſt zu nennen berechtiget iſt.

Es iſt freylich dieſes Princip, wie alles, was unmittelbar in dem Geiſte der Menſchen aufgeſucht werden muß, dunkler, als irgend ein anderes. Es iſt indeſſen unſtreitig, daß die

Völkerſtämme, ſo lange ſie ſich noch von einander unterſcheiden laſſen, — zwar nicht alle in gleichem Grade, aber doch alle in einem gewiſſen, — einen eigenthümlichen Geiſt und Charakter aufweiſen, den ſie in alle Länder und Himmelsſtriche, wohin ſie gerathen, mitbringen, und den ſie unter den mannigfaltigſten Abänderungen von Sitten und Regierungsformen beybehalten. Die Griechen und Türken leben, ſeit Jahrhunderten, neben einander auf demſelben Boden und unter demſelben Himmel, und doch ſtechen ſie noch eben ſo grell und auffallend in ihrem Nationalcharakter von einander ab, als wenn ſie noch in ihren urſprünglichen Wohnſitzen, durch die ganze Länge von Aſien, von einander getrennt würden. Die Juden, weil ſie ſich, wegen der Vorurtheile der Chriſten und ihrer eignen, mit den übrigen europäiſchen Nationen nicht verſchwägern, haben durch ganz Europa einen und denſelben Nationalcharakter, mit einer eignen Geſichtsbildung, behalten, ob ſie gleich, als Einwohner der Länder, an allen Verſchiedenheiten des Europäiſchen Klima, und als Unterthanen der Staaten, an allen Verſchiedenheiten der Verfaſſungen Theil nehmen. Es iſt freylich unmöglich, mit Gewißheit zu erkennen, woher dieſer eigenthümliche Geiſt jedes Volks ſeinen erſten Urſprung nahm. Aber deshalb iſt er nicht weniger vorhanden. Wenn es erlaubt iſt, eine Vermuthung darüber zu wagen: ſo kann man dieſen Nationalgeiſt, in ſeinem Urſprunge, als einen Familiengeiſt betrachten. Er ſchreibt ſich nähmlich wahrſcheinlich aus derjenigen alten Zeit her, wo die Familie in einen Völkerſtamm übergieng. Und eben deßwegen, weil dieſe Zeit die dunkelſte in der Geſchichte eines Volks iſt; oder vielmehr, weil kein Volk in der Geſchichte eher auftritt, als nachdem dieſe Periode längſt vorbey iſt: eben deßwegen laſſen ſich von Dingen, die dort ihren Urſprung nehmen, keine andre als muthmaßliche Erklärungen geben. Indeß iſt ſo viel unſtreitig: daß, da die größten Nationen aus kleinen Stämmen, und dieſe aus Familien erwachſen, ſehr viel, in Abſicht des Nationalgeiſtes, auf den Geiſt und Charakter der erſten Stammeltern, auf die Bildung, welche dieſe, zufälliger Weiſe, durch ihre Lage in der Welt und die Begebenheiten ihres Lebens, erhalten haben, und endlich auf die erſten Miſchungen der körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften ankömmt, die durch die neuen Verheyrathungen ihrer, noch in eine Familie vereinigten Kinder und Kindeskinder hervorgebracht wurden.

Je mehr eine ſolche Familie, auch nachdem ſie zahlreich geworden iſt, unter ſich vereinigt und auf ſich in ihrem Umgange eingeſchränkt bleibt; je mehr ſie ſich von andern Familien entfernt; je ausſchließender ſich ihre Glieder bloß unter einander verheyrathen: deſto mehr bildet ſich, in allen Gliedern der Familie, ein gemeinſchaftlicher und ihnen eigenthümlicher Geiſt, der auch auf die Nachkommen forterbt. Noch jetzt ſehen wir bey gewiſſen Geſchlechtern, die, aus Stolz, oder um das Vermögen der Voraltern beyſammen zu behalten, die Heyrathen unter nahen Verwandten, den Verheyrathungen mit Fremden vorziehn, ſolche Eigenthümlichkeiten entſtehn, — die wir, weil wir ſie nicht ſehr billigen, einen Familien-Tic nennen; die aber zu einem National-Charakter werden würden, wenn dieſe Familie auf einer wüſten Inſel, oder in einem noch unbewohnten Lande, Raum hätte, ſich durch die Fortpflanzung bis zur Größe einer Völkerſchaft auszubreiten. Dieſer Familiengeiſt des erſten Stammes, aus dem eine Nation entſprießt, kann, zufälliger Weiſe, mehr oder weniger vollkommen, reicher, oder ärmer an Fähigkeiten, ſanfter, oder zornartiger in den Neigungen ſeyn, und dadurch den Grund zu gewiſſen Vorzügen, oder Mängeln ihrer ganzen Nachkommenſchaft legen. — Ich ſtelle mir z. B. vor, daß ſich, von ungefähr, ein vorzüglich ſchön gebildeter Mann, begabt mit ſcharfen Sinnen, einer ſchnellen Faſſungskraft und einer gutmüthigen Laune, mit einem ihm ähnlichen Weibe in der Ehe verband. Sie zeugten mit einander, wie es dem von der Natur, — zwar nicht ohne Ausnahme, aber doch in den meiſten Fällen, — beobachteten Geſetze gemäß iſt, ſchöne und geiſtvolle Kinder beyderley Geſchlechts, — die, bey der Volksarmuth der erſten Welt, oder bey den Revolutionen, welche dieſelben entvölkerten, genöthiget waren, ſich unter einander zu verheyrathen, um ihr Geſchlecht nicht ausſterben zu laſſen. Die Vettern und Muhmen der zweyten Generation vereinigten ſich von neuem durch Heyrathen, und pflanzten die Naturgaben, welche ſie von ihren Stammältern erhalten hatten, auch auf ihre Kinder fort. So wurde in dieſer Familie ſchöner Körperbau und natürlicher Scharfſinn erblich: zwey Vorzüge, die ihr bald auch zu neuen Mitteln verhalfen, ihre Ueberlegenheit über andre, durch Uebung und erlangte Kenntniſſe, zu erhöhn. Von einer ſolchen Familie würde ich die Griechen abſtammen laſſen.

Zu einer andern Zeit geſchah es eben ſo zufällig, daß ſich Häßlichkeit, Dummheit und Schwäche mit ähnlichen Mängeln in der Ehe verband; und daß ein unfähiges, unbehülfliches, bösartiges Aelternpaar ein Geſchlecht, und endlich ein Volk ſtiftete, in welchem die Geſtalt durchgängig weniger ſchön, und der Geiſt weniger der Bildung empfänglich war, als die Geſtalt und der Geiſt ihrer Nachbarn. Solche Stammältern, ſollte ich glauben, müßten die Mogoln und Negervölker gehabt haben, wenn es wahr iſt, daß ſie ſich durch Häßlichkeit und Geiſtloſigkeit ſo merklich auszeichnen. Freylich kann dieſer Einfluß der erſten Stammeltern nur dadurch bedeutend werden, daß er ausſchließend und fortdauernd iſt; ich will ſagen, daß die Stämme ſelbſt ſich nicht mit einander vermiſchen. Aber wir ſehen auch alle entſchiedene Nationalcharaktere nur aus jenen Zeitaltern herkommen, wo religiöſe Vorurtheile, oder politiſche Feindſchaften die Miſchung verſchiedner Nationen, durch Heyrathen, verhinderten. Wir ſehen ſelbſt die ſchon gebildeten Nationalcharaktere nach und nach verlöſchen, wenn, bey einer ungehinderten Verbindung unter den Menſchen, das Blut und die Anlagen mehrerer Nationen, in gegenſeitigen Verblichungen, zuſammenfließen.

Um nun auf den Nationalgeiſt der Griechen zurückzukommen: ſo unterſchied er ſich, nach der Schilderung des Demaratus, durch dieſe beyden Züge: durch eine natürliche Anlage zur Weisheit, d. h. zur Wiſſenſchaft, und durch eine beſondre Anhänglichkeit an Geſetze.

Demaratus iſt in dieſer Schilderung nicht ein leerer Schmeichler ſeines Volks. Die Geſchichte und die Werke der Griechen zeigen wirklich Spuren beyder Eigenſchaften, in einem Grade, wie wir ſie bey keinem andern Volke finden.

Zuerſt iſt, ſchon von den früheſten Zeiten an, den Griechen eine gewiſſe Art von Weisheit eigenthümlich: — die, welche nicht von Offenbarungen, oder von Ueberlieferungen herkömmt, ſondern durch die Vernunft gefunden iſt, und durch Lehren und Lernen fortgepflanzt wird. Ihr Geiſt ſcheint, vor dem Geiſte andrer Nationen, mit zwey Anlagen von der Natur ausgerüſtet geweſen zu ſeyn, die beyde zur Erwerbung jener Weisheit nothwendig ſind: — mit einer Wißbegierde, die ohne näher beſtimmte Endzwecke des Nutzens, auf Kenntniß der Dinge im Allgemeinen, und auf Unterhaltung des Geiſtes abzielt; — und mit einer Gabe, Begriffe in Schlüſſe zu vereinigen, oder der Fähigkeit zuſammenhängend zu denken.

Wo finden wir früher, als bey ihnen, Menſchen, welche reiſen, wie Solon, bloß um die Welt zu ſehn, und um die Natur und die Menſchen kennen zu lernen? Wo finden wir eher Verſuche, den Urſprung der Welt, und merkwürdige Naturerſcheinungen, — nicht durch Mythen, ſondern durch phyſikaliſche Hypotheſen — zu erklären, und Sitten und Handlungen der Menſchen, nicht nur durch Regeln anzuordnen, ſondern auch, ihrer Natur nach, zu erforſchen? Wo finden wir, unter andern Nationen der alten Zeit, dieſe Claſſe von Menſchen, die die Griechen anfangs Weiſe, und in der Folge, als dieſer Titel anmaßlich zu ſeyn ſchien, Liebhaber der Weisheit, oder Philoſophen nannten, und die, als ſolche, der allgemeinen Hochachtung genoßen? Weiſe, die zugleich Prieſter und Weiſſager ſind; — ſolche, die ihre Einſichten durch Eingebung erhalten zu haben vorgeben, oder nur für die Aufbewahrer und Ueberlieferer der uralten Weisheit ihrer Vorfahren angeſehn werden wollen; — ſolche, welche Geheimniſſe lehren, und durch geheime

Kräfte wunderbare Wirkungen hervorbringen: — Weiſe dieſer Art haben alle Nationen gehabt. Aber ſolche, bloß natürlich und durch ſich ſelbſt, weiſe Menſchen, die ihre Einſichten für weiter nichts, als das Werk ihrer eignen Vernunft, — für die Frucht ihres Nachdenkens, ihrer Erfahrung und ihrer Reiſen ausgeben, und doch damit Gehör bey ihrer Nation finden, und von ihr geſchätzt werden: ſolche entdecken wir nirgends ſo früh, in ſo großer Anzahl, und in ſo ununterbrochner Folge, als unter den Griechen.:

Beſonders dünkt es mich, daß von den beyden Grundpfeilern, auf welchen das Gebäude der menſchlichen Erkenntniß ruht, der Beobachtung und dem Räſonnement, der letztre zuerſt von der Hand der Griechen geſetzt worden ſey. —

Wir kennen die Weisheit der Juden; — wir wiſſen etwas, durch das Hörenſagen, von der Weisheit der Aegyptier und Chaldäer. In gewiſſen Rückſichten hatten dieſe Nationen Vorzüge vor den Griechen, und Kenntniſſe, welche dieſen fehlten. Die Juden hatten ſicher reinere Religionsbegriffe; den Himmel hatten die Chaldäer beſſer ſtudirt; in Handel und Seereiſen thaten es ihnen die Phönicier zuvor: aber im vernünftigen Denken, im Ordnen und Verbinden ihrer Begriffe, es ſey in der Abſicht um neue Kenntniſſe daraus herzuleiten, oder die ſchon erlangten in ein Syſtem zu bringen; in der Bildung allgemeiner Grundſätze und der Anwendung derſelben auf eine Mannichfaltigkeit beſondrer Fälle; vornehmlich aber, in der fortgeſetzten Verfolgung einer und derſelben Schlußreihe, um auch die entfernten Reſultate einer Wahrheit aufzuſpüren: in dieſen Puncten übertreffen nicht nur die Griechen alle ihre Zeitgenoſſen; ſondern ſie ſind auch die erſten, die uns Muſter davon hinterlaſſen haben. In den Ueberreſten, die wir von den Geiſtesproducten der übrigen alten Völker haben, unſre heiligen Schriften mit eingeſchloſſen, finden wir zwar ſehr ſchätzbare Lehren einer praktiſchen Weisheit, — wahre und ſelbſt erhabne Gedanken über die Natur der Dinge, und die menſchlichen Handlungen und Schickſale: aber alle, nur in einzelnen Sätzen, ohne Zuſammenhang, vorgetragen, oder in Geſchichten und Fabeln eingekleidet. Eine zuſammenhängende Reihe von Sätzen hingegen, deren immer einer aus dem andern folgt, und die, vereinigt, ein Ganzes ausmachen; — kurz das, was wir eigentlich eine **Unterſuchung**, oder ein **Räſonnement** nennen: das treffen wir bey den griechiſchen Schriftſtellern allein an, oder bey denen, die es von ihnen gelernt haben. Kein andres Volk hatte, wie es ſcheint, ſo glückliche Anlagen zu eigentlich wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, als die Griechen. Durch das Wiſſenſchaftliche aber wurden ſowohl ihre Künſte, als ihre Geſetzgebung, vollkommner: und dieſe doppelte Ueberlegenheit machte ſie zu demjenigen fähig, was Demaratus als die Wirkung ihrer Weisheit angiebt, — ſich unter mächtigern Nationen frey zu erhalten, und reichere Nationen in der Annehmlichkeit und der Eleganz ihres Privatlebens zu übertreffen.

Der zweyte Vorzug, den Demaratus ſeiner Nation zuſchreibt, liegt in den Geſetzen.

Der Gedanke ſchließt zweyerley Sachen in ſich: den Vorzug, der in den Geſetzen ſelbſt, und den, welcher in der Gewohnheit der Nation liegt, ihren Geſetzen zu gehorchen. Einmahl: die Griechen waren es, die zuerſt Geſetze, in dem Sinne, wie das Wort hier genommen wird, d. h. beſtimmte Staatsverfaſſungen, und Syſteme von bürgerlichen Anordnungen hatten, die nach der Staatsverfaſſung abgemeſſen, oder aus ihr hergeleitet waren. Und dieſe ihre vollkommnere, oder doch vollſtändiger entwickelte Geſetzgebung war, wie ich ſchon angedeutet habe, ſelbſt eine Folge der größern Entwickelung und des mehr ſyſtematiſchen Zuſammenhangs, den ſie ihren Ideen überhaupt zu geben wußten.

Den erſten Urſprung hat, bey den Griechen ſowohl, als bey allen andern Völkern, der Zufall, oder die Nothwendigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft gegeben: und ihre älteſten Staatseinrichtungen waren ſo gut, wie die der übrigen Nomaden, nichts anders, als die einfachen und unverabredeten Gewohnheiten, auf welche ſie von ſelbſt, durch den Einfluß der Umſtände und der Ereigniſſe, geriethen. Aber die Streitigkeiten der Staats-Parteyen, die, bey einem geiſtreichen und leidenſchaftlichen Volke, zeitig entſtanden, führten auch früher, oder ſpäter, in allen griechiſchen Staaten Revolutionen herbey, die eine Auseinanderſetzung und Beſtimmung der unvereinbaren Rechte nothwendig machten. Die Geſetzgeber der Griechen waren ſämmtlich, nicht Stifter neuer, ſondern Verbeſſerer zerrütteter Staaten. Und dieſe Verbeſſerungen geſchahen dadurch, daß die verſchiedenen Gewalten im Staate, die ſich wechſelſeitig bekämpft hatten, gegen einander abgewogen, — die Rechte der Claſſen, welche verletzt worden, oder an ſich zweifelhaft waren, genau beſtimmt, — die obrigkeitlichen Aemter, die gemißbraucht, oder vernachläßiget worden waren, deutlich zu ihren Pflichten angewieſen, und in ihrem Anſehen umgränzt wurden: — kurz, daß das, was zuvor nur Gewohnheit, oder angemaßter Beſitz geweſen war, nunmehro beſtimmten, und von allen Staatsgliedern genehmigten Regeln unterworfen, und alſo eigentliche Rechte wurden. So entſtanden, wie es bekannt iſt, die Geſetzgebungen des Solons in Athen, des Lykurgus in Sparta, des Zaleukus und Charondas in den Staaten von Großgriechenland. So viel iſt ausgemacht, daß wir unter den Griechen zuerſt Staatsverfaſſungen finden, welche künſtlichen Gebäuden gleichen, abſichtlich nach einem gewiſſen Plane gemacht worden ſind, und der Weisheit und dem freyen Entſchluſſe, nicht dem Inſtincte und Zufalle allein, ihren Urſprung zu danken haben. Die Griechen waren andern Völkern, in Abſicht ihrer Staatsverfaſſungen, ungefähr eben ſo überlegen, wie in Abſicht ihrer Kunſtwerke. Die Aegyptiſchen Bildhauer blieben ohne

Aenderung bey den Formen, welche die Religion und das Alterthum einmahl geheiligt hatten, ſo unnatürlich, oder ungeſtaltet ſie auch ſeyn mochten. Die griechiſchen Künſtler beſſerten ohne Aufhören an den Formen ihrer Vorgänger, weil ſie die Natur ſtudirten und die Aehnlichkeit mit ihr ſuchten. Auf gleiche Weiſe dauerten, bey andern Völkern, die erſten rohen Staatseinrichtungen, die noch in ihrem wenig geſitteten Zuſtande entſtanden waren, aus Gewohnheit und Ehrfurcht gegen das Alterthum, auch in der Periode ihrer Sittlichkeit fort, und erhielten höchſtens nur vollſtändigere Sanctionen, oder neue Auslegungen. Bey den Griechen hingegen wurden alle die Fortſchritte, die ſie in Cultur und Aufklärung machten, auch zur Geſetzgebung genutzt: und die alten Formen und Einrichtungen ihrer Staaten wurden faſt durchgängig, nach den beſſern Einſichten, die ſich in der Nation nach und nach geſammelt hatten, umgeändert.

Zum andern. Die Griechen hatten eine eigne Anhänglichkeit an ihre Geſetze: beſonders ſeit den Epochen jener großen Staatsreformen, die gemeiniglich zugleich die Epochen waren, wo ihr Wohlſtand, oder ihre politiſche Wichtigkeit angefangen hatte. Dieſe Ehrfurcht, für eine gewiſſe beſtimmte Verfaſſung und für die damit zuſammenhängenden Geſetze, war nicht in allen griechiſchen Staaten gleich: in dem einen dauerte ſie länger, und beherrſchte die Gemüther der Bürger unumſchränkter, als in dem andern. Aber allenthalben finden wir doch die Griechen, an gewiſſe ſchriftlich verfaßte Regeln und Geſetze, in ihrem öffentlichen, und Privat-Leben, gebunden, die durch das Anſehn ihrer Urheber, durch die Anſtalten der öffentlichen Erziehung, oder durch den unſichtbaren Einfluß der allgemeinen Meinung, eine Art der Heiligkeit bekommen.

Xerxes konnte es durchaus nicht begreifen, was ganze Schaaren von Menſchen bewegen könne, ſich augenſcheinlichen Todesgefahren auszuſetzen, oder ſich doch Beſchwerden und Aufopferungen aller Art, wie der Krieg ſie auflegt, zu unterwerfen: wenn es nicht die Furcht vor einem Herrn, — oder, wie er ausdrücklich ſagt, die Furcht vor dem Stocke ſey. Dieſe Furcht glaubte er bey den Seinigen zu bemerken; durch dieſe bewegte er, wie es ihm ſchien, dieſe ungeheure Menſchenmaſſe vor ſich her. — Hätte Xerxes etwas von der Weisheit der Griechen beſeſſen: ſo würde es ihm noch weit unbegreiflicher geweſen ſeyn, wie ſich hundert Tauſende vor dem Stocke eines Einzigen fürchten können.

Es iſt aber ein bloßer Schein, welcher unwiſſende Despoten täuſcht, wenn ſie glauben, daß der Stock und die Furcht allein, ſelbſt die ſclaviſchſten Unterthanen, im Gehorſam erhalte. Ein anderes Band muß immer noch vorhanden ſeyn, wodurch diejenigen an den Despoten gefeſſelt werden, die er zu Zuchtmeiſtern der übrigen Menge beſtellt. Sey es die Ehrfurcht für einen gewiſſen Stamm und Nahmen, den die Religion, oder die wirklichen Verdienſte ſeines Stifters geheiligt haben; — wie die Türken noch jetzt in dem verhaßteſten Sultan, doch den Califen, den Nachfolger Muhammeds, und den Beſchützer des wahren Glaubens verehren, und ehedem die Peruaner ſich auch dem ſchwächſten Incas, als einem Abkömmlinge der Sonne und ihres erſten Geſetzgebers, zu Füſſen warfen; — oder ſey es der wirkliche Antheil, den eine gewiſſe Anzahl von Perſonen und Familien an den Vortheilen und den Vorrechten des oberſten Beherrſchers hat, wie z. B. die Achämeniden die Macht des perſiſchen Königs unterſtützten, und ein erblicher Adel überhaupt die Monarchie befeſtigt: — immer muß das Gebäude der Herrſchaft, wenn die mittlern Stockwerke auch durch den bloßen Druck des einen auf das andre ſich aufrecht erhalten, doch den Vortheil, oder die Liebe und Achtung der Gehorchenden zu ſeiner unterſten Grundlage haben.

Auf der andern Seite aber ſcheint dieſer unbedingte Gehorſam gegen einen todten Buchſtaben, gegen den Ausſpruch eines alten, längſt verſtorbnen Mannes, welchen die Vorfahren zum Geſetzgeber angenommen hatten, dieſe Ehrfurcht für eine bloße Meinung, (und eine ſolche iſt das Geſetz nur, wenn es nicht mit wirklicher Macht bekleidet iſt,) — mit einem Worte, es ſcheint dieſe Furcht vor dem Geſetze, die, nach Solons Ausſpruche, mit der Furcht vor einem Herrn gleich ſtark auf die Gemüther ſoll wirken können, nicht weniger ſchwer zu begreifen zu ſeyn. *)

---

*) Es iſt beſonders ſchwer zu erklären, wie dieſe alten Geſetzgeber ihren Vorſchriften *gleich im Anfange* Anſehn und Gehorſam verſchafften. Denn daß, nachdem ſich ihre Anordnungen, auch nur durch einige Generationen hindurch, aufrecht erhalten hatten, jede folgende etwas beytrug ſie mehr zu befeſtigen; daß ſie, je vergeſſener ihr Urſprung wurde, deſto mehr durch ihr Alter Anſehn erhielten: — das läßt ſich begreifen. Ueberhaupt, wie

Indeß iſt doch dieſes Princip, bey gewiſſen Nationen, und beſonders in einigen griechiſchen Freyſtaaten, herrſchend geweſen. Und in der That muß auch dieſe Anhänglichkeit an Formen und allgemeinen Regeln in Staatsverfaſſungen vorhanden ſeyn, wo ein Haufen von Menſchen zu gemeinſchaftlichen Endzwecken gleichförmig wirken ſoll, und doch weder einzelne Menſchen,

---

einmahl eingeführte Geſetze fortdauern, und mit dem Fortgange der Zeit immer ehrwürdiger werden: das können wir uns durch das Beyſpiel des Adels, deſſen Glanz auch zunimmt, je entfernter und unbekannter das Verdienſt iſt, woraus er entſprungen ſeyn ſoll, — und überhaupt durch die Natur der Gewohnheit, welche durch die Dauer mehr Herrſchaft über den Menſchen bekömmt, aufklären. Aber wie ſolche Geſetze eingeführt worden ſind; — wie, bey einem noch rohen Volke, die Achtung für einen lebenden, gegenwärtigen Mann ſo groß, — oder die Ueberzeugung von der Güte ſeiner Vorſchriften ſo feſte ſeyn konnte: daß es, ohne durch ſeine Macht gezwungen zu ſeyn, doch ſeine Einrichtungen unabänderlich beobachtete, und ihnen dadurch Zeit ließ, Wurzel zu faſſen: das ſcheint uns im hohen Grade unbegreiflich. Und es wird es noch mehr, durch die Erfahrung unſrer Tage, da wir ein ſehr kluges, ſehr geſittetes Volk mit einer neuen Geſetzgebung beſchäftigt ſehn, und finden, daß es, durch keine Mittel, neue Einrichtungen, auch wenn ſie anfangs mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen wurden, zu befeſtigen, und ihnen dauerhaftes Anſehn zu verſchaffen im Stande iſt.

noch einzelne Stände ein ſo entſchiednes Uebergewicht über die übrigen haben, daß ſie den Gehorſam derſelben erzwingen könnten.

Nähmlich alles, was einer Regierung Anſehn und Feſtigkeit verſchaffen kann, iſt entweder die Ehrfurcht des Volks für gewiſſe Perſonen und Familien, oder es iſt die für gewiſſe Ideen, das heißt, für Einrichtungen, Verfaſſungen, Meinungen und Sitten. Jenes iſt das Princip der monarchiſchen und ariſtokratiſchen, — dieß das Princip der demokratiſchen Staaten.

Beyden Triebfedern kann entweder die Vernunft und die Ueberzeugung, oder das Vorurtheil und die Gewohnheit ihre Kraft, auf die Gemüther zu wirken, verleihen. Sowohl bey der Anhänglichkeit an gewiſſe Geſetze, als bey der Verehrung für gewiſſe Perſonen und Familien, kann der Menſch entweder eignen Ueberlegungen, deren er ſich bewußt iſt, oder fremden Einflüſſen, die er oft ſelbſt nicht anzugeben weiß, folgen. Sahen wohl alle Athenienſer und Spartaner, die für Solons und Lykurgs Geſetze ihr Leben zu laſſen bereit waren, die innere Vortreflichkeit derſelben ein? Gewiß eben ſo wenig, als bey den Franzoſen, unter der alten

ten Regierungsform, der Stolz, mit welchem ſie den König ihren Herrn nannten, eine empfundne Hochachtung für die Vorzüge ihres Regenten war.

So wie bisher die Menſchen geweſen ſind, und, wie wir ſie in allen Zeitaltern der Geſchichte finden: hat, in jeder Regierungsform, irgend ein Vorurtheil der Vernunft des großen Haufens zu Hülfe kommen müſſen, um ihn eines ſtandhaften Gehorſams, gegen die ihn beherrſchenden Perſonen oder Geſetze, fähig zu machen. Noch haben ſich die Geſetze, bey keinem Volke, ſelbſt nicht bey den, vom Demaratus, wegen ihrer Ehrfurcht vor Geſetzen, ſo ſehr gerühmten Griechen, ganz allein durch ihre eigne Kraft aufrecht erhalten können. Der Nahme und der Ruf des Geſetzgebers, der Umſtand, daß gewiſſe Einrichtungen ſich ins graue Alterthum verlohren, oder durch Orakelſprüche beſtätiget worden waren; — das Glück, welches eine Nation, unter ihrer Staatsverfaſſung, bey kriegeriſchen Unternehmungen, oder im Handel und in Erwerbung des Reichthums, gehabt hatte, — endlich der Einfluß der Erziehung und der allgemeinen Meinung: dieß war es, was damahls, und was bis jetzt noch immer, den

Geſetzen der Staaten eine fremde Kraft leihen mußte, wenn ihnen der Gehorſam der Bürger geſichert ſeyn ſollte.

Doch giebt es auch, in dieſer Abſicht, Unterſchiede zwiſchen den Völkern. Es giebt deren, bey welchen vorzüglich dieſer Geiſt, — den man den ächt republikaniſchen nennen könnte, — herrſcht: — die Bereitwilligkeit, Ausſprüchen, welche durch die Mehrheit der Stimmen im gemeinen Weſen bekräftigt worden ſind, und einmahl die Form von Geſetzen bekommen haben, eine gewiſſe Heiligkeit zuzugeſtehen.

Dieß findet bey Nationen, die ſich, zu einer gewiſſen Epoche, von einer unrechtmäßigen oder drückenden Herrſchaft in Freyheit geſetzt haben, in einem höhern Grade, als bey andern Nationen, ſtatt. Die Urſache, davon iſt: weil zu ſolchen Zeitpuncten gemeiniglich, durch Verabredungen unter den Hauptparteyen des Staats, neue Geſetze entſtehen, die von der Nation, als das Palladium ihrer Freyheit, angeſehn werden, und deßwegen bey ihr in große Achtung kommen. Dieſer Enthuſiasmus der Nation für *ein gewiſſes Geſetz*, welches ihr der Anfang eines neuern und glücklichern Daſeyns zu ſeyn ſcheint, iſt fähig bey ihr den Grund zu einer ſolchen Gemüthsſtimmung zu legen, wodurch die Geſetze überhaupt mehr Anſehn erhalten. Beſonders werden diejenigen Geſetze, die mit jenen erſten Grundgeſetzen auf irgend eine Art zuſammenhängen, es ſey, indem ſie den darinn zuerſt entworfnen Plan einer milden Regierung mehr entwickeln, — oder weil ſie auf die Weiſe und nach den Formen, welche die freyere Verfaſſung eingeführt hat, Geſetzeskraft erhalten haben, einen Theil der Ehrerbiethung auf ſich ziehn, welche das Volk gegen die Stiftungsacte ſeiner Freyheit zu hegen gewohnt iſt.

Wie viele Engländer kennen den Inhalt der magna charta nur ſehr unvollkommen, die von dem bloßen Nahmen derſelben begeiſtert werden! Aber jeder Engländer weiß, daß ſich ſeine Vorfahren, zu der Zeit, von welcher ſich die magna charta herſchreibt, Vorrechte errungen hatten, die den Unterthanen anderer Europäiſchen Könige fehlen, und an welchen er ſelbſt Theil nimmt. Er verehrt alſo in ihr den Nahmen und den Urſprung ſeiner Freyheit. Dadurch aber, daß die Engliſche Nation gewiſſen altenGeſetzen, ſelbſt ohne ſie genau zu kennen, bisher mit einer Art von Schwärmerey anhing: *) wurde ſie fähiger, den Nahmen des *Geſetzes* überhaupt mehr, als andre Nationen zu ehren. Beſonders, nachdem ſie die ihr eigenthümliche *Form der Geſetzgebung*, die Vereinigung der Stimmen zweyer Parlamentshäuſer mit dem Willen des Monarchen, als eines ihrer wichtigſten National-Vorzüge, hatte betrachten lernen: wurden ihr auch die, durch dieſe *Form*, zu Geſetzen erhobne Beſchlüſſe ehrwürdiger. Daher der Eindruck, den, wenigſtens bisher, bey vielen Gelegenheiten, das Vorleſen einer Parlementsacte, ſelbſt auf den erhitzten und tumultuirenden Pöbel, gemacht hat.

Wir haben jetzt den merkwürdigen Fall erlebt, der nur ſelten in der Weltgeſchichte vorkommt, daß, in einem großen Reiche, die Anhänglichkeit des Volks an ſeine alten Geſetze, und die an ſeine alte Regenten-Familie zugleich erloſchen iſt. Hier ſoll nun, für ganz neue Geſetze, eine auf kein Vorurtheil ſich ſtützende Verehrung geſchaffen werden. Die Erfahrung zeigt, was die Vernunft vermuthen läßt, daß dieß äußerſt ſchwer ſey.

---

*) Noch vor der Abfaſſung der magna charta, welche die langdauernden Streitigkeiten, zwiſchen dem Könige Johann und ſeinen Baronen, im Jahr 1215 endigte, oder vielmehr unterbrach, waren es, während der ganzen Periode der Normänniſchen Regierung, die Geſetze Eduards des Bekenners, welche die Nation als ihr verlohrnes Kleinod anſah, und um deren Wiederherſtellung ſie flehte; — Geſetze, die den Geſchichtſchreibern ſo dunkel geblieben ſind, daß ſie nur aus den Bewilligungen, welche die Engländer durch die M. C. wirklich erhielten, muthmaßlich ſchließen, nach was für Gerechtſamen ſie zuvor geſtrebt hatten.

Wenn das Anſehn des Alterthums und der Gewohnheit, bey den Sachen ſowohl, als bey den Perſonen, wegfällt, die deſſen bisher genoſſen haben: was bleibt anders übrig, einem Geſetze den allgemeinen Gehorſam des Volks zu ſichern, als entweder die allgemein anerkannte Güte des Geſetzes, oder der ſtandhafte Wille des Volks, auch unvollkommnen Geſetzen, wenn ſie einmahl rechtskräftig geworden ſind, um des allgemeinen Beſten willen zu gehorchen?

Dieſe Principien ſind ohne Zweifel die edelſten, welche dem Gehorſame der Bürger zur Grundlage dienen können: aber iſt es je zu erwarten, daß ein Staat durch ſie allein werde regiert werden, — ſo lange die Geſetze Werke unvollkommner Menſchen ſind, und die, welchen die Geſetze gegeben werden, unvollkommne Menſchen bleiben?

Wird es je möglich ſeyn, eine Staatsverfaſſung auszudenken, oder ein Syſtem von Geſetzen zu finden, die, auch nur bey den Weiſen und Guten im Volke, eine volle Zufriedenheit und einen Gehorſam aus bloßer, reiner Einwilligung bewirken? Und wie wird es erſt mit dem Theile des Volks ſeyn, der nicht weiſe und gut iſt? Wo iſt die Nation, deren größter Theil aufgeklärt genug wäre, um vortrefliche Geſetze nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen, oder ſittlich genug, um ſeine Leidenſchaften ſelbſt Geſetzen, die er für gut erkennt, zu unterwerfen? Und wenn es dann, um in einem Staate eine ordentliche und ruhige Regierung hervorzubringen, nothwendig iſt, daß auch mangelhaften Geſetzen, und daß ihnen auch von denen gehorcht werde, die entweder gar nicht urtheilen, oder die die Geſetze aus Irrthum mißbilligen, oder die aus moraliſchem Verderbniſſe wider ihre beſſre Ueberzeugung handeln: wie nahe muß alsdann die, durch kein Vorurtheil unterſtützte, Regierung der Vernunft der Anarchie, oder der Herrſchaft der phyſiſchen Gewalt ſeyn? Bey den meiſten der Staatsumwälzungen, die wir in der Geſchichte der Völker finden, ſind entweder die Grundſätze und die Formen der alten Verfaſſung ſtehen geblieben, oder man hat, bey Veränderung dieſer, die Menſchen, oder die Familien, denen die Verwaltung der Geſetze anvertrauet war, beybehalten. Auch konnte, wenn die Staats- und Religions-Veränderungen nicht zu gleicher Zeit trafen, zuweilen die Anhänglichkeit an einen alten Gottesdienſt eine neue Staatsverfaſſung in den Gemüthern des Volks befeſtigen helfen, wofern man es verſtand, ſie mit der Religion auf eine ſchickliche Weiſe in Verbindung zu bringen. — Die Engländer blieben bey dem, was ſie ihre Revolution vorzugsweiſe nennen, *) nicht nur bey der monarchiſchen Form, und der Verfaſſung des Parlements: ſondern ſie blieben auch bey der regierenden Familie, nur mit Uebergehung des nächſten Thronerbens. Die Amerikaner entzogen ſich der Oberherrſchaft von Großbrittannien, aber ſie behielten ganz, oder beynahe, die alte Verfaſſung in den einzelnen Staaten bey, und bildeten das neue Regierungscollegium,

---

*) Unter dem Worte, Revolution, verſtehen die Engländer ausſchließend die Vertreibung König Jacobs des zweyten, und die Einſetzung Wilhelms von Oranien auf den Thron von Großbrittannien.

welches ſie errichteten, den Congreß, nach einem, jenen Verfaſſungen ſehr ähnlichen, Modelle. In Frankreich hat die Revolution weder den Menſchen, noch den Gewohnheiten, noch der Religion ihren Einfluß gelaſſen. Die Familie des Regenten iſt zu Grunde gerichtet; der Adel, der nächſt ihm den größten Theil von der Verehrung des Volks hatte, iſt vertrieben, und die alten Methoden zu regieren ſind abgeſchafft. Zu gleicher Zeit ſind alle religiöſen Begriffe und Meinungen wankend geworden. Nichts iſt alſo mehr vorhanden, was auf die Gemüther der Menge durch einen Einfluß wirkte, den ſie ſelbſt nicht kennt. Alles, was nun von ihr geſchieht, ſoll mit Bewußtſeyn, und mit überlegter Einwilligung geſchehn. Das, was dem Staate eine ruhige Regierung ſichert, ſoll neu ſeyn, wie er ſelbſt, ſoll ganz aus dem Verſtande und der Tugend der Menſchen, die regiert werden, und aus der Vortreflichkeit der neuen Geſetze unmittelbar entſpringen. Ein Verſuch dieſer Art iſt der gewagteſte, den je die Menſchen gemacht haben. Eben deßwegen aber iſt es ſo anziehend, die Erſcheinungen bey demſelben zu ſehn, und unklug, den Ausgang deſſelben vorherzuſagen.

Doch, was uns auch dieſer Ausgang noch künftig über die magiſche Kraft des Geſetzes, und deren Urſprung lehren mag: ſo viel iſt gewiß, daß in mehrern griechiſchen Staaten, und nahmentlich zu Sparta, dieſe Kraft wirkte. — Die Lacedämonier ehrten ihre Könige: aber dieſes Princip war nur von geringem Einfluſſe, da die königliche Würde mehr ein ausgezeichneter Rang, als eine den Staat regierende Gewalt war. Hingegen zitterten ſie vor dem Geſetze und liebten es zugleich, als den größten Vorzug ihres Vaterlandes. Wenn es ihnen befahl ſich geißeln zu laſſen, ſo hielten ſie Schläge für ehrenvoll; und wenn es befahl, einen andringenden Feind aufzuhalten, ſo ließen ſie ſich, wie die zu Thermopylä, bis auf den letzten Mann erſchlagen. Die Grabſchrift derer, die hier gefallen waren, drückt ihre Geſinnung kurz und ſchön aus: „Wandrer gehe, und melde es „nach Sparta, daß wir hier liegen, um ſeinen „heiligen Geſetzen zu gehorchen.“

Man kann unmöglich verkennen, daß dieſes Princip, auch wenn die Geſetze noch ſehr unvollkommen ſind, wie die Spartaniſchen wirklich waren, der davon belebten Nation eine Stärke und einen Adel giebt, wodurch ſie über andre Nationen erhoben wird: — eine Stärke, weil bey ihr etwas vorhanden iſt, womit die Begierde ſowohl, als die Furcht der Menſchen überwunden werden kann, — etwas, wogegen keine Einwendung ſtatt findet, und das doch bald die äußerſte Anſtrengung, bald die größten Aufopferungen fordert; einen Adel, weil es nicht ein Gehorſam iſt, welcher der Macht, ſondern einer, welcher Grundſätzen geleiſtet wird, und der alſo gewiſſermaßen jeden Menſchen zu ſeinem eignen Beherrſcher macht. Wenn bloß das Anſehn gewiſſer Perſonen der Grund des Gehorchens iſt: ſo mag dieſe Triebfeder in ihrem Urſprunge noch ſo reine Hochachtung für wahres Verdienſt geweſen ſeyn: ſehr bald werden ſich die Leidenſchaften der Furcht und der Hoffnung, des Ehr- und Geldgeitzes hinzugeſellen, und die Würde jener Triebfeder erniedrigen. Denn die Menſchen, die von vielen verehret werden, erhalten dadurch zugleich Macht, um belohnen, oder ſtrafen zu können. Aber wenn man ſich den Geſetzen um ihrer ſelbſt willen unterwirft; wenn man aus Ehrfurcht vor einem gewiſſen politiſchen Syſtem Gefahren trotzt, oder Ungemach erträgt: ſo iſt bey einer ſolchen Bürger-Tugend Furcht und Hoffnung, Verluſt und Gewinn ſo weit aus dem Spiele, als es bey menſchlichen Handlungen ſeyn kann.

Es iſt die eigne Natur moraliſcher Handlungen, daß ſie nach einem Vernunft-Princip geſchehn. Iſt dieß Princip der Ausſpruch der eignen Vernunft des Menſchen ſelbſt, welcher handelt; und einer aufgeklärten Vernunft: ſo iſt das, was daraus entſteht, reine Tugend. Iſt das Princip der Ausſpruch einer fremden Vernunft, z. B. eines Geſetzgebers, oder eines Religionslehrers: ſo iſt die Tugend unſtreitig unvollkommner. Indeß giebt doch das Freywillige dieſer Unterwerfung dem Menſchen eine gewiſſe Erhabenheit, die ſelbſt wieder eine Stimmung des Gemüths zum Edeln und Guten iſt.

Aber freylich kann die Anhänglichkeit an Geſetze, wenn ſie blind iſt, das heißt, wenn ſie nicht, auf dem innern Werthe der Geſetze und der deutlichen Einſicht dieſes Werths, beruht, nicht fortdauern, ſobald der Menſch aufgeklärt wird. Dieß eben giebt der Anklage gegen die Aufklärung einen Schein, daß mangelhafte Geſetze, die bey einem unwiſſenden Volke heilig waren, bey einem einſichtsvollen wankend werden. Jedoch der Fortgang der Menſchen, von der Unwiſſenheit zur Erkenntniß, wenn er auch gewiſſe Gefahren mit ſich brächte, iſt doch ſo natürlich und unvermeidlich, daß es vergeblich wäre, — und er hängt zugleich mit den höchſten Zwecken der Natur ſo augenſcheinlich zuſammen, daß es frevelhaft wäre, ihn zu ſtören. In dem Laufe jenes Fortgangs giebt es allerdings Zeitpuncte einer Kriſe, wo die Vernunft, einſichtsvoll genug, alte fehlerhafte Gebäude der Staatskunſt und der Sitten zu zerſtören, noch nicht den Grad von Erleuchtung beſitzt, der nöthig iſt, um neue vollkommnere aufzubauen. Und unſer Zeitalter ſcheint gerade in eine dieſer kritiſchen Perioden gefallen zu ſeyn. Da ſich indeß der, ins Unendliche fortlaufende, Weg der menſchlichen Entwicklung nicht mit unſerm Zeitalter endigt: ſo iſt noch nicht alle Hoffnung verſchwunden, daß dieſe Schwierigkeiten werden überſtiegen werden, — und daß die Menſchen, die mit ihren Kenntniſſen ſo weit vorgerückt ſind, daß viele der Vorurtheile, durch welche ſonſt die Ruhe der Staaten geſichert wurde, ihren Einfluß verlohren haben, zuletzt entweder zur Entdeckung des wahrhaft Guten, im Fache der Geſetzgebung, oder bis zu einem vernünftigen Gehorſam gegen unvollkommne Geſetze, und zu einer allmähligen ruhigen Verbeſſerung derſelben, durchdringen werden.

Noch kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß die große Beſcheidenheit, mit der Demaratus von ſich ſelbſt und ſeiner Tapferkeit redet, indeß er die Tugenden und den Muth ſeiner Nation ſo hoch erhebt, den Leſer für ihn einnimmt, und ſelbſt das Uebertriebne dieſer letztern Lobſprüche entſchuldiget. Denn ganz genau kann man das nicht für wahr gelten laſſen, was er von ſeinen Lacedämoniern rühmt. Die Geſchichte lehrt, daß ſie vor mehr als einem Feinde wichen, und häufig genug ihren Geſetzen untreu wurden. Aber eine vorzügliche Tapferkeit im Kriege, und eine ausgezeichnete Regelmäßigkeit ihrer Aufführung haben den Lacedämoniern weder die Griechen noch die Barbaren, die mit ihnen zu thun gehabt haben, ſtreitig gemacht. Es iſt aber der Charakter der wahrhaft Tapfern, daß ſie, wie Demaratus, unnöthige Gefahren nicht aufſuchen, daß ſie ſich die Gefahren nicht kleiner vorſtellen, als ſie wirklich ſind; daß ſie aber die, welchen ſich zu unterziehn Ehre und Pflicht ihnen gebeut, beſonders wenn das Beſte der ganzen Geſellſchaft auf dem Spiele ſteht, und ſie dieſelben mit ihren Mitbürgern theilen, ſtandhaft aushalten, auch wenn ſie ſolche für die fürchterlichſten erkennten.

Einige Gedanken

über die Vaterlandsliebe überhaupt, und
über die Vorliebe insbeſondre, welche, in
einem großen Staate, die Einwohner je-
der Provinz für dieſe ihre Provinz
haben.

Die bisherigen Unterſuchungen über die Vaterlandsliebe überhaupt haben ſo viel aufs Reine gebracht, daß ſie hauptſächlich auf drey Principien beruht: auf der eigentlichen Liebe zu dem Lande, auf der Liebe zu den Menſchen, und auf der Liebe zu der Verfaſſung und der Regierung des Staats. Wer ſein Vaterland andern Ländern vorzieht, und es leidenſchaftlich liebt, thut es entweder, weil ihm deſſen Klima, Boden, Lage und Erzeugniſſe, kurz, deſſen ſämmtliche Beſchaffenheiten, ſie mögen nun von der Natur, oder von dem Anbaue herkommen, vorzüglich gefallen; oder weil er an den Menſchen hängt, welche in dieſem Lande wohnen, und mit welchen er von Jugend auf darin gelebt hat; oder endlich, weil er dem Staate, als Staate, ergeben iſt, und deſſen geſellſchaftliche Einrichtungen billigt. Jede dieſer Haupturſachen nimmt, durch hinzukommende Beſtimmungen, mehrere Geſtalten an; jede verbindet ſich mit der andern durch viele gemeinſchaftliche Berührungspuncte. Daraus entſtehen Unterabtheilungen von ſpeciellern Urſachen der Vaterlandsliebe, die ſehr vervielfältigt werden können. So kann z. B. die Liebe zum Lande, entweder aus einer bloß phyſiſchen Einwirkung der Luft, des Himmelsſtrichs, der Nahrungsmittel, kurz aller Eigenthümlichkeiten eines Landes auf den Körperbau des Menſchen herkommen, — wenn nähmlich dieſe Einwirkung macht, daß er ſich in keinem andern Lande ſo wohl befindet; — oder ſie kann aus dem, nach Ueberlegung gefällten, Urtheile entſtehn, daß ſein Vaterland an Naturſchönheiten, an Hülfsquellen des Reichthums, oder an wohlthätigem Einfluſſe auf Geſundheit und Geiſt ſeiner Einwohner, andre Länder übertreffe. Die Vaterlandsliebe der Schweitzer ſchreibt man, mit großer Wahrſcheinlichkeit, der erſten von dieſen beyden Urſachen zu. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß, bey einem Volke, deſſen Sehnſucht nach dem Vaterlande in eigentliches Heimweh, in Krankheit, ausartet, ſich mehr phyſiſche, als moraliſche Urſachen ſeiner Vaterlandsliebe vermuthen laſſen. — Nur Länder von ausgezeichneten phyſiſchen Beſchaffenheiten, und einer in ihrer Art einzigen Lage, dergleichen gewiſſe Gebirgsgegenden und Inſeln haben, können auf ihre Einwohner ſo beſtimmt wirken, daß daraus für dieſe ein phyſiſches Bedürfniß entſteht, die Luſt jener zu athmen und unter deren Himmel zu wohnen. Aber in allen Ländern können die Menſchen die Meinung hegen, daß die Natur ſie vorzüglich begünſtigt habe, und daß ſie nirgends auf dem Erdboden einen ſo ſchön ausgeſchmückten und ſo reichlich begabten Fleck finden würden, als der iſt, auf welchem ſie wohnen. Dieſe Meinung, wenn ſie bey einem ganzen Volke herrſcht, kann bey dem größten Theile deſſelben nur Vorurtheil ſeyn. Denn wer anders, als der gebildete und unterrichtete Menſch, — der, welcher viele Länder durch Reiſen, oder durch geſammelte Nachrichten kennen gelernt hat, iſt im Stande, aus Gründen und mit Einſicht, überzeugt zu ſeyn, daß ſeinem Vaterlande der Vorzug gebühre? Oft iſt jene Meinung nur eine Folge der Gewohnheit, welche Eingebohrnen eines Landes auch Eigenheiten deſſelben angenehm macht, die den Ausländern unbequem, oder häßlich vorkommen. So liebt der Lappländer ſeine Steinklippen, ſeine Eisfelder und ſeine ſtürmiſche See.

Das Band der Zuneigung, zweytens, welches uns mit den Einwohnern des Vaterlandes verknüpft, iſt entweder die natürliche Liebe zu den Menſchen, unter welchen wir erwachſen ſind, — gleichſam die Summe und die Vereinigung aller der zärtlichen Gefühle, welche unſer Herz, von den erſten Jahren des Lebens an, gegen Einwohner des Orts, wo wir gebohren wurden, belebt haben; oder es beſteht ebenfalls in einer Meinung, — in dem Urtheile, welches wir über unſre Mitbürger fällen, — in der Ueberzeugung, daß ſie an Geiſtesgaben, oder an Tugenden, oder an gutem Herzen gegen uns, die Einwohner andrer Länder übertreffen. Jene Art der Zuneigung iſt der Familienliebe, dieſe der Freundſchaft ähnlich. Jene findet bey einem jeden Menſchen, an allen Orten, ſtatt, das Volk, unter welchem er gebohren iſt, mag noch ſo unvollkommen und noch ſo unberühmt ſeyn. Dieſe ſetzt voraus, daß, im Geiſte und Charakter einer Nation, wirklich gewiſſe Vorzüge vorhanden ſind, oder daß ſie in dem Rufe, ſie zu beſitzen, ſteht, oder daß ſie wenigſtens eine hohe Meinung von ſich ſelbſt hat.

Die Vorliebe für den Staat, als Staat, theilt ſich wieder in die Liebe zu der Verfaſſung, in die Zufriedenheit mit der Verwaltung und in die Verehrung gegen den Regenten des Staats. Um deßwillen kann ein großer und guter König die Vaterlandsliebe in einer

Monarchie ſehr beleben. Eine Nation kann auf ihren Fürſten eben ſo ſtolz ſeyn, als eine andre auf ihre Freyheit. Welchen Aufopferungen für das Vaterland waren die Macedonier unter Alexander, und die Preußiſchen Unterthanen unter Friedrich dem zweyten nicht fähig! Mit welchem Eifer und welcher Kraft kämpften beyde für die Aufrechterhaltung und Erweiterung einer Macht, die zwar nur in den Händen eines einzigen, aber in den Händen eines großen Mannes war. — Eben ſo, wenn die Bürger eines Staats die darin herrſchende Policey und Rechtspflege, ja ſelbſt wenn ſie die Einrichtungen der Finanzen und des Kriegsſtaats, die doch weniger Einfluß auf den Privatmann haben, für vollkommner halten, als alles dieß in andern Ländern iſt: ſo können ſie, in jeder Verfaſſung, dadurch einen Nationalſtolz bekommen, der, mit Anhänglichkeit an ihr Vaterland und mit Dienſteifer in den Geſchäften deſſelben, verbunden zu ſeyn pflegt.

In dem Wohlgefallen an dem Flor des Landes, worin wir gebohren ſind, und in dem Stolze auf das Glück und Anſehn der Nation, zu der wir gehören, vereinigen ſich mehrere, oder alle drey der oben gedachten Triebfedern. Wenn wir unſer Vaterland deßwegen lieben, weil deſſen Aecker vortreflich angebaut, ſeine Städte ſchön und prachtvoll ſind, weil der Kunſtfleiß und der Handel unzählige Hände beſchäftigt, weil eine gewiſſe Wohlhabenheit ſich über alle Stände erſtreckt; weil endlich die Wiſſenſchaften ihr Licht darin verbreiten: ſo hat unſre Zuneigung zum Theile die Natur zum Gegenſtande, welche den Stoff zu allen Erzeugniſſen des Fleißes, und die Kräfte zur Bearbeitung derſelben verleihen muß, — zum Theile die Menſchen, welche durch Talente und Tugenden die Gaben der Natur genutzt, und dem Lande dieſe uns wohlgefällige Geſtalt gegeben haben. Und da hinwiederum zur Bildung der Menſchen, und durch ſie zur Verbeſſerung und Verſchönerung der Natur, in einem Lande, nichts mehr beyträgt, als die gute Regierung deſſelben, — die ihren noch höhern Grund theils in der Verfaſſung, theils in dem Charakter der Perſonen hat, welche ihr vorſtehen: ſo fließt auf die Vaterlandsliebe eines glücklichen Volks der Gedanke, von ſeiner vorzüglichen Staatsverfaſſung, und der von ſeiner vollkommnern Staatsverwaltung ohne Zweifel nicht wenig mit ein.

Wenn wir jene drey Urſachen der Vaterlandsliebe genauer betrachten: ſo finden wir, daß die beyden erſten auch in Beziehung auf einen abgeſonderten, kleinen Theil des Staats wirken, ja daß ſie faſt nur innerhalb eines eingeſchränkten Raums wirkſam ſeyn können; daß aber die letzte ſich unmittelbar und nothwendig auf das große Gebieth des ganzen Staats bezieht, und die dadurch hervorgebrachte Zuneigung die ganze bürgerliche Geſellſchaft, deren Mitglieder wir ſind, umfaßt.

Die Schätze und die Schönheiten der Natur können wir nur an dem Orte, wo wir wohnen, oder in dem Umkreiſe, den wir häufig beſuchen, kennen und lieben lernen. In jeder Provinz einer weitläuftigen Monarchie iſt der größte Theil der Einwohner, von dem Zuſtande der übrigen Provinzen, ſo wenig unterrichtet, als er es von fremden Ländern iſt. Wenigſtens hat der Anblick ihrer Schönheiten ihn niemahls ergötzt, und der wohlthätige Einfluß ihrer Luft und ihres Himmels ihn nie an ſich gezogen. Wer nie aus ſeiner Stadt oder ſeiner Provinz gekommen iſt, kann vom Hörenſagen, oder, wenn er zu den gebildetern Menſchen gehört, durch Unterricht und aus Büchern, von den Annehmlichkeiten und Vorzügen der übrigen Theile des Staats, deſſen Bürger er iſt, etwas wiſſen. Er kann ſich über den Reichthum und die Pracht der darin liegenden Städte, über die Fruchtbarkeit und den Anbau ihrer Ländereyen, auch wenn er ſie nicht geſehen hat, in einem gewiſſen Grade freuen. Aber er kann ſchwerlich, durch dieſe Beſchreibungen und Erzählungen, in ein warmes Gefühl verſetzt, und zu einer leidenſchaftlichen Liebe für dieſe, von ihm entfernten, Gegenſtände, bloß vermöge des Gedankens, gebracht werden, daß ſie mit ihm unter einer gemeinſchaftlichen Regierung ſtehn.

Wenn wir, zweytens, das Vaterland um der Menſchen willen lieben, unter denen wir erwachſen ſind, die uns von Jugend auf Gutes gethan, oder mit denen wir frühzeitig ſolche Verbindungen errichtet haben, dergleichen wir anderswo nicht hoffen können: ſo iſt der Wirkungskreis dieſes Princips noch weit enger, und natürlicher Weiſe auf den Raum eingeſchränkt, innerhalb deſſen wir unſre frühern Jahre zugebracht haben. Durch Umgang und Dankbarkeit und perſönliche Freundſchaft, durch angenehme Zurückerinnerungen auf gemeinſchaftlich genoſſene Freuden, auf gegenſeitig empfangne und geleiſtete Dienſte, kann der Schleſier nicht mit dem Preußen oder Magdeburger, ſondern er kann nur mit dem Schleſier zuſammenhängen.

Die Einwohner einer Provinz ſind, in dieſer Abſicht, in noch weit kleinere Unterabtheilungen abgeſondert. Die Lage jedes Menſchen, der Stand ſeiner Familie, ſeine eignen frühern Schickſale entſcheiden, ob er an dem Boden, auf welchem er erwachſen iſt, angeheftet bleiben, und ſeine Welt in dem Bezirke ſeines Städtchens, oder ſeines Dorfs finden, oder ob er einen größern Spielraum haben, und mit den Einwohnern ganzer Provinzen und Länder in eine frühzeitige Verbindung treten ſoll. Für jeden Menſchen erweitert ſich gleichſam ſein Vaterland in dem Maße, als ſeine Bekanntſchaft mit deſſen Wohnplätzen, und ſeine Sympathie mit deſſen Einwohnern ſich ausbreitet.

Es iſt der Vorzug einer edlen Geburt, daß ſie den Menſchen mit einem ganzen und angeſehnen Stande der bürgerlichen Geſellſchaft, beſonders in ſeiner Provinz, zuſammenknüpft, und ihm daher Bekannte und Freunde, auch in entfernten Gegenden ſeines Vaterlandes, verſchafft. Es iſt der Vorzug des Reichthums, daß er es dem Menſchen leichter macht, ſich von der

Stelle zu bewegen und ſeine Verbindungen zu vervielfältigen. Wer von dieſen beyden Glücksgütern entblößt iſt, bleibt gemeiniglich in einem engen Familien- und Umgangs-Kreiſe eingeſchloſſen. Und wenn ſich deſſen ungeachtet ſeine Liebe, die er, als Empfindung, nur gegen wenige Perſonen hegt, in der Idee auf alle ſeine Landsleute erſtreckt: ſo geſchieht dieß mehr, vermöge einer Handlung des nachdenkenden Verſtandes, oder durch eine Täuſchung der Einbildungskraft, als durch eine Anhänglichkeit des Herzens. Der gemeine Mann, der Bürger aus dem Handwerksſtande liebt alſo, inſofern von derjenigen Liebe die Rede iſt, die aus gefühlvollem Herzen, aus Liebe, oder Dankbarkeit entſteht, zunächſt nur ſeine Stadt, — vielleicht nur ſeine Zunft. Einige, obwohl ſchwächere, Fäden der Zuneigung knüpfen ihn auch mit der Provinz zuſammen, die ſchon durch den Nahmen, welchen er als ihr Landsmann führt, eine Wichtigkeit für ihn erhält. Aber er empfindet wenig, oder gar nichts für den Staat im Ganzen, den er zu überſchauen ganz außer Stande iſt, deſſen Natur und Beſchaffenheit er ſich nicht einmahl deutlich vorſtellen kann, und von deſſen entferntern Einwohnern er gemeiniglich gar keine, zuweilen aber ſehr nachtheilige Begriffe hat.

Hingegen iſt diejenige Vaterlandsliebe, — die dritte der oben aufgezählten Arten — welche die Meinung von der Vortrefflichkeit der Verfaſſung oder der Regierung, oder die, auf Gewohnheit und Herkommen beruhende, inſtinctartige Neigung zu beyden zum Grunde hat, nothwendig auf den Staat im Ganzen, und nicht auf einen einzelnen Theil deſſelben, gerichtet. Denn nur der Staat im Ganzen hat das, was wir im eigentlichen Verſtande eine Verfaſſung nennen; nur von der Regierung des Ganzen erwarten die Bürger ihr Glück; nur ihr wird der Flor der Provinzen zugeſchrieben, was auch die beſondre Verwaltung derſelben dazu beygetragen haben mag. Auf ſie fließt alſo auch die Zuneigung zurück, welche das Bewußtſeyn dieſes Glücks und die Wahrnehmung dieſes Flors bey den Einwohnern erregt.

Es ſey, daß der Antheil, welchen der Bürger an der Regierung nimmt, und die Befreyung von willkührlichen Bedrückungen, deren er genießt, — es ſey, daß die Vortrefflichkeit, welche er den Geſetzen, der Rechtspflege, der Finanzverwaltung und dem Kriegsſtaate zuſchreibt, ihn für ſein Geburtsland begeiſtert: — immer ſind dieſes Vorzüge, die entweder in dem Grundverein der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft liegen, oder die von der oberſten Regierung des Staats abhängen. Wenn auch die beſondern Einrichtungen der einen, oder der andern Provinz, oder wenn die Verwaltung derſelben ſich die Zufriedenheit und den Beyfall der Einwohner in einem vorzüglichen Grade erworben hat: ſo wird doch, in der Regel, das Verdienſt davon den Grundgeſetzen des Staats und dem höchſten Regenten zugeeignet: — inſofern nähmlich, durch jene, die ſo vortheilhaften Einrichtungen ihre Kraft und ihr Anſehn erhalten, und, durch dieſen, die ſo geſchätzten Verwalter gewählt und eingeſetzt werden.

Um dieſer Urſache willen iſt alſo die Vaterlandsliebe, welche dem Staate, als Staate, — und nicht dem Lande, nicht den einzelnen Menſchen — zugehört, ein ſeltnerer Charakter. Durch ſie vorzüglich zeichnet ſich eine Nation vor der andern, und ein Bürger vor dem andern aus. Die Anhänglichkeit an den Fleck des Erdbodens, wo wir von Jugend auf gelebt, wo wir allein Freunde, Eigenthum und Familienverbindungen haben, iſt eine, den meiſten Menſchen gemeine, Neigung, die um deſto weniger geſtört wird, je weniger ſie ſich von den Vorzügen andrer Länder Kenntniß erwerben. Die Staatsverfaſſung eines Landes hingegen einzuſehen, und eine gegründete Ueberzeugung von deren Vortrefflichkeit zu haben, iſt nur die Sache unterrichteter und denkender Menſchen, — alſo weniger. Wenn der große Hauſe, durch die Liebe zu der Verfaſſung ſeines Staats, begeiſtert werden ſoll: ſo muß dieſelbe etwas ſich ſo auszeichnendes haben, daß ſie auch die Aufmerkſamkeit auswärtiger Nationen erregt, und in allgemeinen großen Ruf kommt. Dieſer Ruf wirkt dann auf die Bürger des Staats ſelbſt zurück, und nimmt auch diejenigen für die Regierungsform deſſelben ein, die unfähig ſind ihre Natur zu unterſuchen.

Die Güte der Regierung, die Weisheit und die Wohlthätigkeit des Regenten ſind mehr in die Augen fallende, und auf die Gemüther aller Claſſen ſtärker wirkende, Urſachen der Zuneigung, als die Form des Staatsgebäudes. Sie erfordern keine ſo tiefen Unterſuchungen; ihr wohlthätiger Einfluß iſt unmittelbarer und ſichtbarer. — Aber ſie ſind vorübergehend und wechſelnd, wie die Menſchen, welche das Ruder des

Staats führen: und ſie können alſo nicht bey einer Nation Neigungen hervorbringen, die, durch Gewohnheit und Fortpflanzung, gleichſam in eine andre Natur übergehen. Die eigentliche Vaterlandsliebe alſo, die mit der Muttermilch eingeſogen werden, und mit dem Menſchen aufwachſen ſoll, wird öfter von einer Verfaſſung, die im Rufe der Vortrefflichkeit ſteht, — ob ſie gleich den wenigſten Bürgern vollkommen bekannt iſt, — als von einer Regierung, die ſich als wohlthätig erweiſet, ob dieſes gleich alle beurtheilen können, hervorgebracht werden.

Eben aus dieſem Umſtande, — daß von den oben genannten Principien der Vaterlandsliebe, die einen den Menſchen an die ihm nächſten Oerter und Gegenſtände heften, die andern ihn mit dem Mittelpuncte des Staats verbinden, erklärt ſich die Erſcheinung, welche ſchon oft bemerkt worden iſt: daß in kleinen Staaten die Vaterlandsliebe am ſtärkſten iſt, und daß mit der Ausbreitung der erſtern die letztre zu erkalten anfängt. Nur in einem kleinen Staate nähmlich kommen die Urſachen der Liebe, welche örtlich und perſönlich ſind, mit denen, welche bloß politiſch und allen Staatsbürgern genneim ſind, zuſammen. Eben das kleine Ländchen, welches der Athenienſer oder Lacedämonier, als den Ort ſeiner Geburt und ſeines beſtändigen Aufenthalts, vollkommen kannte, in welchem er alle ſeine Güter, ſeine Verwandten und Freunde hatte, wo jede Quelle, jeder Berg, jeder anmuthige Hain, jedes fruchtbare Feld in ihm Erinnerungen genoſſener Freuden, und erlebter, oder ihm überlieferter merkwürdiger Vorfälle erweckte: eben dieſes Ländchen machte den Umfang des Staats aus, auf deſſen freye Verfaſſung er ſtolz war, und deſſen Geſetze er mit Begeiſterung verehrte.

Ja, ſo wie, bey einem kleinen Staate, ſich die verſchiednen Triebfedern der Vaterlandsliebe zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung vereinigen: ſo können ſie, bey einem großen und aus mehrern Provinzen zuſammengeſetzten, einander zuweilen entgegenwirken. Wenn nur derjenige Theil des Staats, worin wir gebohren ſind, uns unſer eigentliches Vaterland zu ſeyn dünkt: ſo iſt es ſchwer, daß wir recht lebhaft patriotiſche Gefühle für den ganzen Staatskörper haben ſollten. Wenn die Liebe zu dem Lande und die Liebe zu den Menſchen uns nur für einen eingeſchränkten Bezirk einnimmt, die Liebe zur Verfaſſung aber und zum Regenten, oder auch die Pflicht des Staatsbürgers ihren Gegenſtand nur in einer Geſellſchaft von großem Umfange findet: ſo kann keine von beyden Neigungen einen ſo hohen Grad von Stärke erreichen, keine ein ſo ſtarker Beweggrund zu Handlungen werden, als wenn das Land und die Menſchen, welche wir kennen und lieben, den Staat ſelbſt ausmachten.

Die großen Monarchieen Europens ſind durchgängig, aus der allmähligen Vereinigung vieler kleinen Staaten, entſtanden, die, vor dieſem Zeitpuncte, entweder nur durch das loſe und ſchwache Band der Lehnspflicht, mit dem großen Staate, der ſie zuletzt verſchlang, zuſammenhingen, oder ganz unabhängig von ihm, und unter ſich völlig getrennt waren. In allen dieſen kleinen Fürſtenthümern, Grafſchaften, Republiken hatten ſich eben ſo viele kleine Völkerſchaften gebildet, die ihren eignen Gemeingeiſt, ihren Nationalſtolz, ihren erblichen Haß gegen andre ſolche kleine Völkerſchaften hatten. Dieſe Gefühle der Menſchen wurden nicht ſo gleich ausgerottet, als die Lage und das Verhältniß der bürgerlichen Geſellſchaft, worin ſie lebten, ſich änderten. Ihr Patriotismus blieb, auf den engeren Raum ihres zuvor unabhängigen Vaterlandes, eingeſchränkt, auch nachdem daſſelbe ſchon lange, als Provinz, dem größern Staate einverleibt worden war. Die Urſache davon war nicht bloß die allgemeine, die ich zuvor angeführt habe, und die zuletzt in der Einſchränkung der menſchlichen Natur, und in den Gränzen ihrer Faſſungskraft und ihrer Empfindſamkeit, liegt. Viel that dazu auch die Erinnerung der vergangnen Zeit, und die Sehnſucht nach dem vorigen Zuſtande, die, bey jeder veränderten Lage eines Menſchen oder eines Volks, ſich unausbleiblich, zu der einen oder der andern Zeit, einſtellt, und dann am lebhafteſten zu ſeyn pflegt, wenn irgend ein Grund zur Unzufriedenheit, in dem neuen Zuſtande, vorhanden iſt. Warum unterſchieden ſich in Frankreich, unter der Monarchie, die Bretagner am meiſten von den übrigen Franzoſen, trennten ihr Intereſſe von dem allgemeinen, und widerſetzten ſich der Regierung am öfteſten? — Weil ſie am ſpäteſten dem Körper der Monarchie waren einverleibt worden; — weil die Erinnerung, an die ehemahlige Unabhängigkeit und an die eigenthümliche Regierung ihres Landes, noch lange bey ihnen lebhaft blieb, und über die Gefühle, die ſie als Franzöſiſche Bürger haben ſollten, die Oberhand hatte; weil ſie endlich, vermöge der Bedingungen, die ſie, bey ihrer Vereinigung mit dem neuen Staatskörper, dem Hofe vorſchrieben, auch jetzt noch eine eigne Verfaſſung und mehrere Alleinrechte beybehielten, auf die ſie ſtolz, und durch die ſie von den übrigen Franzoſen unterſchieden waren.

Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich ein ähnliches Beyſpiel, welches mein Vaterland, Schleſien, in dieſer Abſicht, liefert, da es mir näher liegt und alſo genauer bekannt iſt, und da es an ſich zur Aufhellung des Gegenſtandes, den wir unterſuchen, beytragen kann, etwas genauer entwickle.

Schleſien hat ſich ſchon in Zeiten, die vor der ſichern und bekannten Geſchichte vorhergehn, durch einen eignen Nahmen unterſchieden: und ſeine Einwohner müſſen ſich, ſchon damahls, auf irgend eine Weiſe zu einem gemeinſchaftlichen Ganzen vereiniget haben. Indeß finden wir es, bey dem Anfange der beurkundeten Nachrichten, als Provinz eines größern Staats, — Pohlens. Kurz darauf wird es von dieſem abgeriſſen, aber in mehrere von einander ganz unabhängige Herzogthümer zerſtückt: und es wird nicht eher wieder vereiniget, als bis es zugleich unter fremde Herrſchaft kommt, und von neuem Provinz eines auswärtigen Staates wird. Der Schleſier hat alſo niemahls, oder ſchon ſeit undenklicher Zeit nicht, unter dem Worte, das ſein Land bezeichnet, ſich einen Staat gedacht, deſſen Bürger er wäre. Er weiß ſich keiner eigentlich Schleſiſchen Staatsverfaſſung, keines Schleſiſchen allgemeinen Oberhaupts, keiner, auf ganz Schleſien und auf Schleſien allein, Bezug habender großer Begebenheiten und Handlungen, — er weiß ſich endlich keines glücklichen Zuſtandes zu erinnern, deſſen ſeine Vorfahren, als Schleſier, — von den übrigen Europäern getrennt und unter ſich vereiniget, — genoſſen hätten. Dieſe ſeine Vorfahren waren lange Zeit nur Breslauiſche, oder Liegnitziſche, oder Glogauiſche Bürger, — Unterthanen des einen, oder des andern Herzogs, — nicht Staatsbürger von Schleſien. Aus dem Zuſtande einer ſolchen Zertheilung gingen ſie unmittelbar in den entgegengeſetzten über, wo ſie, alle zuſammen, nur einen Theil eines größern Staatskörpers ausmachten. Nach der Reihe wurden ſie Unterthanen von Böhmen, von Ungarn, dann wieder von Böhmen, dann von Oeſterreich, endlich von Preußen. Dieſe Lage der

Schleſier, nach welcher ſie zuerſt in mehrere Gemeinweſen getrennt waren, und dann, mit einer Menge andrer Völkerſchaften, in eine große Länder-Maſſe zuſammengeworfen wurden, hätte, wie man denken ſollte, mit den Eigenthümlichkeiten des Nationalgeiſtes, auch das Nationalgefühl und den Nationalſtolz aufheben, und die Entſtehung eines Patriotismus, der ausſchließend auf das Land Schleſien geht, verhindern ſollen. Es liegt indeß, ſelbſt in dem gemeinſchaftlichen Nahmen, wenn er Jahrhunderte hindurch fortdauert, etwas, das auf die menſchlichen Gemüther wirkt, und ihnen eine Anhänglichkeit an diejenige Geſellſchaft von Menſchen giebt, zu welcher ſie nach dieſem Nahmen gerechnet werden. — Die Grenze Schleſiens war nie die Bezeichnung eines eignen, vollſtändigen und ungetheilten Staats; ſie war nie die Abſonderungslinie zweyer verſchiednen Völkerſchaften. Dieſe ſtießen vielmehr mitten in dem Lande zuſammen. Der Deutſche Schleſier konnte ſich von den Sachſen, der Pohlniſche von den übrigen Pohlen nicht durch auszeichnende Züge, weder der Geſtalt, noch des Charakters, unterſcheiden. Deſſen ungeachtet bildete ſich ein Schleſiſcher Gemeingeiſt, ein Schleſiſcher Nationalſtolz, ein Schleſiſcher Patriotismus. Wie ging dieß zu? Ohne Zweifel hingen dieſe Geſinnungen, zum Theil, an dem ſchwachen Faden des gemeinſchaftlichen Nahmens. Aber noch mehr hingen ſie daran, daß die Einwohner, ob gleich unter ſich in zwey grell von einander abſtechende Völkerſchaften, — die Deutſche und die Pohlniſche — getheilt, obgleich mit ihren ausländiſchen Nachbarn nahe verwandt, doch in ihrer Geſchichte, — in den auf einander folgenden Veränderungen ihrer bürgerlichen Exiſtenz und Lage, eine Aehnlichkeit mit einander gehabt hatten; — daß ſie beynahe zwey Jahrhunderte auf gleiche Weiſe von Piaſtiſchen Herzogen beherrſcht, — daß ſie zu gleicher Zeit an einen auswärtigen Thron geknüpft worden waren, und daß ſie, auch nach dieſer Vereinigung mit einem größern Ganzen, ſich doch von den übrigen Theilen deſſelben merklich unterſchieden und unter einander zuſammenhingen. Ja man kann ſagen, daß, ob gleich die Vereinizung der Schleſiſchen Fürſtenthümer nicht eher geſchah, als bis zugleich die Unabhängigkeit des ganzen Landes verloren ging, doch von dem Augenblicke an, da Schleſien dem Böhmiſchen Königreiche einverleibt wurde, ein größeres Intereſſe die Einwohner des erſten Landes vereinigte, als je zuvor unter ihnen vorhanden geweſen war. Einmahl, ſie unterſchieden ſich merklich von der Nation, an deren Staat ſie als Provinz angeknüpft wurden: und waren, wie es ſcheint, an Fortſchritten der Cultur derſelben überlegen. Dieſer Contraſt vermehrte den Stolz der Schleſier; und der Stolz vermehrte die Vaterlandsliebe. Sie ſchloſſen ſich deſto mehr an einander an, je weniger ſie mit ihren neuen Mitbürgern gemein haben wollten. Sie behielten, zweytens, vieles von ihrer alten Verfaſſung, was entweder ihnen wirkliche Vortheile gewährte, oder doch von ihnen, als ein Altenrecht, hochgeſchätzt wurde. Ihre Fürſten blieben in dem Beſitze mehrerer landesherrlichen Rechte; ihre unmittelbaren Städte hatten beynahe die Freyheiten deutſcher Reichsſtädte. Jeder einzelne Schleſier glaubte an dieſen Vorzügen Theil zu nehmen, und fand in dem, was ihm ein gemeinſchaftliches Intereſſe mit ganz Schleſien, und eine gemeinſchaftliche Auszeichnung gab, zugleich eine Triebfeder der Vaterlandsliebe zu demſelben. Dazu kam, daß die mehrmahlige Veränderung der regierenden Häuſer in Böhmen, — der Uebergang Schleſiens vom Böhmiſchen Staate zum Ungarſchen, und die Rückkehr zu dem erſten, — endlich die Einverleibung Böhmens ſelbſt in die Oeſterreichiſche Monarchie, dieſe unſre Provinz nie ruhig und lange genug mit dem Körper, dem ſie anhing, zuſammenwachſen ließ. Unter der Oeſterreichiſchen Herrſchaft kam die Trennung der Religion hinzu. Die Reformation fand, in den Städten und Fürſtenthümern Schleſiens, eben wegen der ihnen eignen Verfaſſung, leichtern und ſchnellern Eingang. Sie erhielt ſich daſelbſt in der Folge, kraft eben dieſer Vorrechte, als ſie in der übrigen Oeſterreichiſchen Monarchie, wo ſie gleichfalls frühzeitig Wurzel geſchlagen hatte, wieder ausgerottet wurde. Schleſien unterſchied ſich, von den andern Oeſterreichiſchen Ländern, merklich, und zu ſeinem Vortheile. Beſonders bekamen die deutſchen und proteſtantiſchen Schleſier, durch die Trennung von ihren ſämmtlichen Nachbarn, ein Nationalband unter ſich. Den Einwohnern von Böhmen, Oeſterreich und Ungarn, die ſie als ihre Mitbürger zu betrachten hatten, waren ſie, an Sprache, Sitten und Religion unähnlich. Und von den Einwohnern Sachſens und Brandenburgs, mit welchen ſie in allen dieſen Hinſichten übereinkamen, waren ſie durch die politiſchen Abtheilungen getrennt. Auf dieſe Weiſe bildete ſich, unter den Schleſiern, Nationalſtolz und Vaterlandsliebe in einem höhern Grade, als die Einwohner einer ſo kleinen Provinz, die nie einen eignen Staat ausgemacht haben, ſonſt zu haben pflegen.

Als, durch die Preußiſche Eroberung, Schleſien demjenigen Staate einverleibt wurde, mit welchem es, ſowohl durch ſeine geographiſche Lage, und durch den Lauf des Hauptcanals, auf dem ſeine Erzeugniſſe verführt werden, als durch die Aehnlichkeit der beiderſeitigen Einwohner, in Religion, Sitten und Aufklärung, genauer, als mit ſeinem alten Mutterſtaate, zuſammenhing: ſo wurde doch anfangs, durch das Gewaltthätige und Plötzliche dieſer Veränderung, die innige Verbindung der neuen Provinz mit den alten Preußiſchen Unterthanen verhindert. Die ſiegende und erobernde Nation hat immer einen Hang, die Einwohner der beſiegten und eroberten Provinz geringe zu ſchätzen. Und die einzelnen Perſonen, aus der erſtern, ſchreiben ſich leicht eben die Ueberlegenheit, über die Menſchen des letztern Landes zu, welche der Ausgang des Krieges ihrer Regierung, über die Regierung deſſelben, verſchafft hat. Viele Brandenburger, welche nun nach Schleſiert kamen, und mit Anſehn bekleidet, oder mit einträglichen Aemtern verſehen wurden, ließen den Schleſiern anfangs zu ſehr merken, daß ſie ſich für ein klügeres und muthigeres Geſchlecht von Menſchen hielten, und dem Schleſier eben die Muthloſigkeit, die Einfalt, oder die Schläfrigkeit Schuld gäben, welche ſie, für Fehler der Oeſterreichiſchen Verwaltung und für die Urſachen ihrer Niederlagen, anſahen. Die Schleſier hingegen waren nicht ohne Neid gegen ſo viele Fremde, welche bey ihnen Ehre, oder Brod fanden, ohne doch ihnen dafür verbunden zu ſeyn: und ſie ſahen, nicht ohne einigen Unwillen, die vornehmſten Stellen der Regierung in den Händen derer, von welchen ſie ſich verachtet glaubten. Obgleich, ſchon vor der Preußiſchen Beſitznehmung, der große proteſtantiſche Theil der Schleſier eine geheime Neigung für den Hof von Berlin gehabt hatte, den er als eine Stütze ſeiner Religionsfreyheiten anſah; und ob er gleich, bald bey dem Anfange der neuen Regierung, durch noch größere Erweiterungen dieſer Freyheit begünſtigt worden war: ſo vereinigte er ſich doch jetzt mit dem katholiſchen Theile, in dem Widerſtande gegen den Nationalſtolz der Brandenburger, und in einem eignen Stolze auf die Vorzüge ſeines Landes. Die Schleſier verglichen mit ihrem Vaterlande, die ihnen am nächſten gelegnen und am beſten bekannten Länder der Preußiſchen Monarchie; und, indem ſie zu finden glaubten, daß die Fruchtbarkeit und der Anbau ihres Bodens den ſandigen und wenig bebauten Ebnen der Mark weit vorzuziehn ſey; daß in ihren Städten Handel und Induſtrie herſche, indeß die brandenburgiſchen nur von den Soldaten und der Regierung leben; — daß ihr Landmann in Tuch gekleidet ſey, da der brandenburgiſche Bauer in einem leinenen Kittel einhergeht: ſo vergalten ſie die unbillige Verachtung, die ihnen von vielen ihrer neuen Mitbürger wiederfuhr, mit einer eben ſo ungerechten Erhebung ihrer ſelbſt und ihres alten Vaterlandes. Die Zeit hat nach und nach die Eindrücke und Folgen der Eroberung, durch welche Schleſien unter den Preußiſchen Scepter gekommen iſt, ſowohl in den Gemüthern der alten, als der neuen Unterthanen dieſes Reichs, ausgelöſcht. Die gegenſeitige Bekanntſchaft, in welche beyde mit einander getreten ſind, hat ihre Vorurtheile widerlegt, den Brandenburgern und Preußen mehr Achtung gegen die Schleſier, und dieſen mehr Vertrauen gegen jene eingeflößt. Die immer wachſende Unparteylichkeit, mit welcher von der Regierung, Ehren, Aemter und Belohnungen, unter die einen wie unter die andern, ausgetheilt worden ſind, hat das ihrige zu dieſer Vereinigung der Gemüther gethan. Endlich zog der ſiebenjährige Krieg, der Schleſiens Eroberung für Preußen erſt ſichern mußte, und zu deſſen glücklicher Beendigung die Schleſier thätig und mit patriotiſchem Eifer beytrugen, das Band noch feſter zuſammen, welches dieſe Provinz an die Monarchie knüpfte. Auf dieſe Weiſe iſt es geſchehn, daß Schleſien jetzt mit dem Brandenburgiſchen Staate inniger verbunden iſt, als es je zuvor mit dem Böhmiſchen, oder Oeſterreichiſchen war. Indeſſen bleiben noch bis jetzt Spuren einer gewiſſen Eiferſucht, zwiſchen dieſer Provinz und den übrigen Provinzen des Königreichs, übrig: die ſich beſonders bey Perſonen zeigen, welche wenig ihren Geburtsort verlaſſen, — und ihre entferntern Mitbürger, weder durch Reiſen, noch durch die Geſchäfte, noch durch das Studium der Geographie und Statiſtik, kennen gelernt haben. Noch immer, ſagt man, eilt der junge Schleſier, wenn er, des Studirens wegen, eine kurze Zeit von ſeinem Vaterlande abweſend iſt, ſo bald als möglich, zu demſelben zurück. Noch immer wünſcht er nur in Schleſien verſorgt zu werden. Der verſtorbne König klagte, daß der Schleſiſche Adel den Kriegsdienſt, wenn er nur zu einer mittlern Stufe der militäriſchen Würden gelangt iſt, verlaſſe, um ſich häuslich in ſeinem Vaterlande niederzulaſſen.

Die Abſicht dieſes Aufſatzes iſt nicht, die Richtigkeit dieſer Thatſachen zu unterſuchen, oder zu beſtimmen, um wie viel die Vorliebe der Schleſier für ihre Provinz ſtärker ſey, als die, welche ſich bey den Einwohnern andrer Provinzen findet. Ich führte nur mein Vaterland, als das mir bekannteſte Beyſpiel, an, das meine Begriffe erläutern könnte, und als den mir wichtigſten Fall, auf welchen ich die Theorie, wenn ſie gefunden wäre, angewandt zu ſehen wünſchte. Die Frage, welche zur Gründung dieſer Theorie beantwortet werden muß, iſt allgemein. „Aus welchen Gründen entſteht der „eingeſchränkte Patriotismus, welcher die Einwohner einer Provinz dieſer, als ihrem Vaterlande, vornehmlich ergeben macht? In wiefern „iſt dieſe eingeſchränkte Vaterlandsliebe, oder die „Ergebenheit der Bürger eines großen Staats „für den Bezirk, aus welchem ſie herſtammen,

„dem wahren Patriotismus, der auf das Wohl
„des ganzen Staats geht, und dieſem allgemeinen
„Beſten ſelbſt, hinderlich oder beförderlich?
„Und wenn mehrere Triebfedern bey dieſem Patriotismus
„zuſammen wirken, — wenn verſchiedne
„äußre Umſtände dazu die Urſache abgeben: welche
„von dieſen Triebfedern und dieſen Urſachen
„iſt, in ihren Gründen und Folgen, zu billigen,
„aufzumuntern, zu befördern; und welche iſt zu
„tadeln, und einzuſchränken?“

Es iſt augenſcheinlich, daß alle die Urſachen, welche die Vaterlandsliebe überhaupt erregen, auch in Abſicht einer einzelnen Provinz, bey deren Einwohnern, wirkſam ſeyn können; und daß alſo, wenn irgendwo eine mehr, als gewöhnliche Vorliebe der Menſchen für dieſes ihr Geburtsland vorhanden iſt, ſie entweder daher kommt, weil ſie für die Verfaſſungen und Einrichtungen ihrer Provinz, oder weil ſie für die phyſiſche Beſchaffenheit derſelben, oder weil ſie für die darin lebenden Menſchen eingenommen ſind.

Eine Provinz kann erſtlich ſolche Eigenthümlichkeiten in ihrer politiſchen, ihrer Juſtiz- Policey- und Finanz-Verfaſſung haben, — ihre Geſetze, die Organiſation ihrer Magiſtraturen, die Vertheilung der Gewalten, die Privilegien gewiſſer Stände, oder des ganzen Volks können ſo beſchaffen ſeyn, daß dadurch den Einwohnern entweder wirklich ein höherer Grad von Wohlſtand und Freyheit verſchafft, oder wenigſtens eine günſtige Meinung davon beygebracht wird. Zur Unterhaltung dieſer Meinung kann ſchon das Alterthum der Verfaſſung, die Ueberlieferung einer gewiſſen erblichen Hochachtung für dieſelbe, und ſelbſt der Umſtand beytragen, daß es eine genau beſtimmte, und eine dieſe Provinz auszeichnende Verfaſſung ſey. Denn die Menſchen lieben das, was ſie von andern ſehr unterſcheidet, nicht bloß deßwegen, weil es gut und ihnen nützlich iſt, ſondern auch, weil es die Aufmerkſamkeit andrer auf ſie zieht, oder weil es mehr ihr Eigenthum zu ſeyn ſcheint.

Oder dieſe Provinz kann, zweytens, an Fruchtbarkeit, an Naturſchönheiten, an Vollkommenheit des Anbaus, an einer zum Handel glücklichen Lage, an Kunſtfleiß ſeiner Einwohner, und an allen, aus dieſen Vorzügen entſtehenden Annehmlichkeiten des Lebens, andre Provinzen übertreffen: wobey es, zur Hervorbringung der Wirkung, wovon ich rede, wiederum einerley iſt, ob dieſe Provinz vor andern Provinzen wirklich ſo viele Vorzüge voraus hat, oder ob nur die feſte und herrſchende Meinung, von der höhern Vortrefflichkeit ihres Landes, bey den Einwohnern vorhanden iſt.

Oder endlich, die Einwohner dieſer Provinz haben eine größre Anhänglichkeit an ihre Landsleute. Sie ſind vielleicht mehr unter einander vereinigt; die Familien- und Verwandſchafts-Liebe iſt bey ihnen ſtärker, als anderswo; der Umgang, den ſie während ihrer Kindheit und Jugend gehabt haben, beſtimmt ihre Zuneigung ausſchließender, und ihr Herz iſt in reiferem Alter für neue Freundſchaften weniger geöffnet. Die Urſachen hiervon ſind zuweilen verborgen, und ſcheinen in Temperaments-Anlagen zu beſtehn, durch welche die eine Völkerſchaft, gleichſam zum allgemeinen Umgange mit der ganzen Welt und allen Nationen, geneigter und geſchickter gemacht, — die andre veranlaßt wird, ſich abzuſondern und ſich in ſich ſelbſt einzuſchließen: in welchem letztern Falle ihre Glieder deſto genauer unter ſich zuſammenhängen. Zuweilen aber kann man dieſe Urſachen, in der einfachern und häuslichern Lebensart der Einwohner jener Provinz, deutlich entdecken. Denn wo die Menſchen viel familienweiſe zuſammenkommen, und außer der Verwandſchaft wenig Umgang zu haben pflegen: da bilden ſich leicht gewiſſe geſellige Gewohnheiten und Eigenheiten, welche dem Menſchen in der Folge jede andre Geſellſchaft, weil er darin dieſe Gewohnheiten nicht wiederfindet, oder dieſe Eigenheiten nicht auslaſſen darf, unangenehm machen.

Das erſte alſo, was den Einwohnern einer Provinz eine ſtarke Vorliebe für dieſes ihr eingeſchränktes Vaterland geben kann, — iſt, wenn dieſe Provinz ſich in ihrer Verfaſſung, von der Verfaſſung der übrigen Provinzen, durch wahre oder eingebildete Vorzüge, auszeichnet. Die Frage iſt nun: iſt dieſe Verſchiedenheit der Verfaſſungen in den Provinzen eines großen Reichs, wodurch die eine vor der andern begünſtigt wird, oder ſich doch für begünſtigt hält; — iſt dieſe Anhänglichkeit der Provinzen an ihre beſondern Verfaſſungen, wodurch ſie abgeneigt werden, ſich allgemeinen und gleichen Landesgeſetzen und Einrichtungen zu unterwerfen, ein Glück oder ein Unglück für einen Staat, — ein Gut, welches der Geſetzgeber zu befördern ſuchen muß, oder etwas gleichgültiges, das er ohne Schaden beſtehen laſſen kann, oder endlich ein Uebel, dem er entgegen zu arbeiten hat?

Dieſe Eigenthümlichkeiten der Verfaſſung betreffen entweder den eigentlichen geſellſchaftlichen Vertrag, zwiſchen Landsherren und Volk, und die Form der Regierung; — oder ſie betreffen die Einrichtungen und Formen, in Sachen der Rechtspflege, der Finanzen, und der Policey. Jeder von dieſen Artikeln erfordert eine eigne Betrachtung.

Der erſte Unterſchied, — der, welcher die politiſche oder Regierungs-Verfaſſung der Provinzen betrifft, iſt ohne Zweifel der wichtigſte; er iſt auch gemeiniglich der, welcher den meiſten Einfluß auf die Geſinnungen der Einwohner hat, und von ihrer Anhänglichkeit an ihren Wohnplatz die vornehmſte Urſache enthält. Wenn, in einer Monarchie, die eine Provinz Landſtände, oder eine Verſammlung hat, die mehr oder weniger Antheil an der geſetzgebenden Gewalt nimmt, indeß die andern Provinzen der Gewalt des Landesherrn ohne Einſchränkung unterworfen ſind, — wie dieß in Frankreich mit den Provinzen Bretagne und Languedoc der Fall war, und jetzt noch in der Oeſterreichiſchen Monarchie mit Ungarn der Fall iſt; — wenn in einem republikaniſchen Staate, dergleichen der Römiſche war, die Einwohner der einen

Provinz vollkommne Bürgerrechte haben, und bey der geſetzgebenden Verſammlung deſſelben mit ſtimmen können, die Einwohner einer andern ſich ihre eigne Magiſtratsperſonen ſelbſt wählen, und in bürgerlichen und Policey-Sachen ihren eignen Geſetzen folgen dürfen, die Einwohner einer dritten hingegen, einem ihnen zugeſchickten Statthalter, als einem Despoten, gehorchen müſſen: ſo kann es, bey der natürlichen Liebe aller Menſchen, und bey der vorzüglichen Neigung gewiſſer Völker, zu Freyheit und Selbſtherrſchaft, unmöglich ſchien, daß nicht die weniger despotiſch beherrſchten Unterthanen, oder die zu einer vollkommnern Gleichheit aufgenommenen Mitbürger, ſich dadurch erhoben fühlen, und den Bezirk, auf welchen dieſe Privilegien eingeſchränkt ſind, als ein ihnen vorzüglich theures Vaterland, anſehen. Selbſt kleinere Vorzüge in der Verfaſſung, die nicht bis zu einer wirklichen Theilnehmung des ganzen Volks an der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt reichen, — ſelbſt nur, wenn es in einer Provinz gewiſſe privilegirte Stände giebt, die ein vom Landesherrn unabhängiges Anſehn ausüben, oder mit ihm gemeinſchaftlich die Geſetze geben, wie dieß in Schleſien mit Fürſten und Ständen der Fall war, — ſelbſt nur, wenn einzelne Städte, oder deren Magiſtratsperſonen merkliche Vorzüge, in Abſicht der Regierungsgewalt, vor andern genießen, — wenn gewiſſe Gerichtshöfe des Landes, ohne Appellation, zu richten das Recht haben: ſelbſt dieſe Vorzüge können oft die Einwohner einer ganzen Provinz, auf ihre Verfaſſung, ſtolz machen, und ihnen einen daraus entſtehenden Patriotismus beybringen.

Aber eben weil dieſe Vorzüge von ſolcher Wichtigkeit ſind, indem ſie wirklich die Natur des Staatsvereins verändern, und eine Provinz gleichſam zu einem eignen kleinen Staate machen; — eben weil dieſe Unterſchiede, als Unterſchiede der Regierungsform, ſo lebhafte Leidenſchaften erregen, und einen ſo merklichen Einfluß auf Denkungsart und Charakter haben: eben deßwegen ſind ſie bedenklicher; und die Unterſuchung, inwiefern ein darauf gegründeter Patriotismus einzelner Provinzen den Staaten im Ganzen nützlich oder ſchädlich ſey, wird um deſto wichtiger.

Bey dieſer Unterſuchung fällt es, vor allen Dingen, in die Augen, daß die Ungleichheit in der Verfaſſung der Provinzen, und die daraus entſtehende

Trennung des Intereſſes und der Vaterlandsliebe ihrer Einwohner, zur Sicherheit und Befeſtigung der oberſten Regierung der Staaten, wozu ſie gehören, das Ihrige beytrage. Dieß lehrt die geſunde Vernunft, und dieß lehrt die Geſchichte. Jede Theilung der Unterthanen macht es dem Regenten leichter, ſie zu beherrſchen. Ein allgemeiner Aufſtand iſt nicht wohl in einem Reiche möglich, wo kein allgemeiner Gemeingeiſt iſt, ſondern alle Provinzen, oder wenigſtens einige, nur auf die ihnen eigne Privilegien eiferſüchtig ſind, und die Anſprüche ihrer Mitunterthanen entweder nicht achten, oder, als Verſuche ſich ihnen gleich zu ſtellen, mißbilligen. Der Ungarſche Staat hat in einem, für die Oeſterreichiſche Monarchie ſehr gefährlichen, Zeitpuncte, zur Rettung derſelben beygetragen. Und dieſer lebhafte Eifer der Nation für die Aufrechterhaltung des regierenden Hauſes, entſtand wirklich aus der Liebe der Nation, zu ihrer Verfaſſung und zu ihren eigenthümlichen Geſetzen, welche von der jungen und ſchönen Monarchin, auf eine in die Augen fallende Weiſe, waren beſtätigt worden. Zu unſrer Zeit fanden weder das Mißvergnügen eben dieſer Nation, noch die Beſchwerden der Belgier über gebrochne Grundverträge, bey den übrigen Unterthanen des Oeſterreichiſchen Staates, dasjenige Mitgefühl und diejenige Theilnahme, welche die Gährungen in der einen, und den wirklichen Aufſtand in der andern Provinz der oberſten Landesregierung hätten gefährlich machen können. Der Oeſterreiche, Böhme, Mähre und Lombarde ſahen Forderungen, die ſie nie zu machen gewagt hatten, ſchon an ſich, als halb ungerecht, an; und noch weniger hatten ſie Luſt, Vorrechte, an denen ſie keinen Theil haben ſollten, ihren entferntern Mitunterthanen erſtreiten zu helfen. Die Römer fanden mehr, als einmahl, ihren Schutz, gegen die Empörung mißvergnügter und zurückgeſetzter Provinzen, in der Anhänglichkeit derer, welche von ihnen waren vorgezogen und begünſtiget worden. Unter die Sachen, durch welche die gegenwärtige Revolution von Frankreich das Erſtaunen aller denkenden Beobachter erregt hat, gehört vorzüglich auch der Umſtand, daß ſie über die Parteylichkeit gewiſſer Provinzen für ihre Verfaſſung hat ſiegen können, und daß die Bretagner, die Einwohner der Dauphiné ſo ruhig ihren Nahmen, ihre Vorrechte, ihre Staatenverſammlung und ihre Gerichtshöfe haben vergeſſen können. Es iſt indeſſen von dem Geiſte der alten Verfaſſung, und dem Hange ſie wiederherzuſtellen noch jetzt nirgends mehr übrig, als in einigen der Provinzen, die ſchon unter der Monarchie ſich einer größern Freyheit, als andre, zu genießen rühmten. Bretagne und einige der angrenzenden Provinzen ſind der Sitz des Vendee-Krieges, von wo aus die Wiederherſtellung der königlichen Regierung, wenn ſie je möglich iſt, noch am erſten erwartet werden darf. *)

Wenn alſo den Völkern ſelbſt daran gelegen iſt, daß Revolutionen des Staates ſo ſchwer, als möglich, gemacht werden: ſo können ſie, in den meiſten großen Reichen, die Einrichtung, welche der Zufall und die Natur der Dinge hervorgebracht hat, ſegnen. Sie können zufrieden ſeyn, daß die Länder, welche nach und nach, durch Eroberung, Kauf, Erbſchaft und Heyrathen, ſich an einander gekettet, oder einer und derſelben regierenden Familie unterworfen haben, um den Staat, der ſie jetzt ſchützt, zu bilden, ſo ungleiche Rechte, ſo verſchiedne Stufen der Freyheit, ſo mannichfaltige Formen der Re-

---

*) Dieß iſt im Sommer des Jahrs 1795 geſchrieben, und kann vielleicht unwahr ſeyn, ehe dieſer Aufſatz abgedruckt wird.

gierung mitgebracht haben. Wenn dadurch das Band der Einigkeit geſchwächt wird, welches ihre Glieder mit einander vereinigt: ſo ſind ſie dafür auch ſichrer, daß die, an einem Orte ausbrechenden, politiſchen Krankheiten nicht den ganzen Staatskörper ſo leicht anſtecken; daß die Volkslaunen und Leidenſchaften, welche die eine Provinz beunruhigen, ſich nicht ſchnell den übrigen Provinzen mittheilen.

Eine zweyte Betrachtung iſt eben ſo einleuchtend: daß es Fälle giebt, wo dieſe Verſchiedenheit, in der Regiments-Verfaſſung der Provinzen, durchaus nothwendig iſt: wenn nähmlich die Völkerſchaften ſelbſt, von welchen ſie bewohnt werden, in natürlichen Anlagen, in ſittlichen und politiſchen Gewohnheiten, zu weit von einander abſtehn, um auf einerley Art regiert werden zu können. Es kann, in der örtlichen Beſchaffenheit der Länder, Urſachen geben, warum für ſie eine freyere Verfaſſung beſſer, als für andre paßt, und von ihnen beſſer genutzt wird. Die Einwohner von Gebürgsländern und die Inſulaner haben ſich von je her, durch eine vorzügliche Liebe zur Freyheit, ausgezeichnet. Bey andern Nationen hingegen iſt die Unterwürfigkeit unter einzelne Menſchen, Jahrhunderte hindurch, erblich geweſen: und ſie ſind einer Theilnahme, an der Geſetzgebung und Verwaltung ihres Landes, eben ſo wenig fähig, als ſie nach derſelben begierig ſind. Die Römer konnten unmöglich den Aſiatiſchen Ländern eben die Verfaſſung geben und eben die Vorrechte zugeſtehn, welche die Italiäniſchen Staaten in ihrer Nachbarſchaft hatten. — Selbſt ſchon eine, durch Alterthum bey einer Nation befeſtigte, Verfaſſung, nach welcher ſich alle ihre bürgerlichen und Policey-Geſetze gemodelt haben, für welche das allgemeine Vorurtheil die Menſchen in derſelben einnimmt, und welcher gemäß, ſich ihr Charakter gebildet hat: — eine ſolche Verfaſſung kann dieſer Nation, wenn ſie in einen größern Staat eintritt, nicht ohne Ungerechtigkeit, nicht ohne große Zerrüttung, — endlich nicht ohne viele Uebel anzurichten, genommen werden. Dieſe Urſachen allein hätten vielleicht den Kaiſer Joſeph von dem Verſuche abhalten ſollen, Ungarn ſeine eigenthümliche Verfaſſung zu entziehn. Wenn ſie auch wirklich unvollkommner war, als die, welche er dieſem Lande geben wollte; wenn ſie auch wirklich zuweilen eine Störung, für das allgemeine Wohl des Oeſterreichiſchen Staats, verurſachte: ſo war doch die Nation noch nicht für dieſe Aenderung vorbereitet; die Menſchen in dieſem Lande unterſchieden ſich noch zu ſehr, um eine gleiche Verfaſſung, mit den übrigen Erbſtaaten des regierenden Hauſes, zu ertragen; — und ſie hatten noch zu viel Ehrfurcht und Liebe, für die alten Formen ihrer Regierung, um nicht, durch die Vernichtung derſelben, unglücklich und unzufrieden zu werden.

Von dieſen beyden Seiten alſo, — von der Seite des Einfluſſes auf die Sicherheit der Regierung, und von der des nothwendigen Zuſammenhangs, welchen Regierungsformen, mit der örtlichen Beſchaffenheit der Länder und dem Nationalgeiſte der Einwohner, haben, ſcheint die Verſchiedenheit in der politiſchen Verfaſſung verſchiedner Staatsprovinzen, und die dadurch erregte Eiferſucht jeder auf ihre Vorrechte, dem Staate und der Menſchheit ſelbſt, nützlich zu ſeyn. Aber dieſe beyden Seiten ſind auch, ſo viel ich einſehe, die einzigen vortheilhaften. In jeder andern Rückſicht iſt jene Verſchiedenheit, und noch mehr jene Eiferſucht ein Uebel; — und zwar ein Uebel, das ſich in mannigfaltigen Geſtalten zeigt, und durch mehr als eine traurige Folge wirkſam beweiſet.

Zuerſt iſt eine ſolche Ungleichheit, in den Rechten und der Verfaſſung der Provinzen, wenn ſie ſo weit geht, daß ſie wirklich auf die Glückſeligkeit der Einwohner Einfluß hat, und ihren Geiſt entweder erhebt, oder niederſchlägt, im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit: und aus Ungerechtigkeiten können nie andere, als üble Folgen, entſtehn. Sollen Kinder deſſelben Vaters ſo ungleich von ihm behandelt werden? Und iſt die parteyiſche Vorliebe, mit der er das eine derſelben hervorzieht, oder die Nachgiebigkeit, mit welcher er ſein Anſehn gegen das andre einſchränkt, nicht immer eine Urſache von Zerrüttung und Zwiſtigkeit in den Familien? Wenn, in Bretagne und Languedoc, die Stände etwas wirklich vortheilhaftes waren; wenn die, dieſen Provinzen eigne, Verwaltung wirklich ihre Laſten erleichterte und ihren Flor vermehrte: warum ſollten dann die übrigen Franzoſen dieſer Vortheile auf immer beraubt ſeyn? War es möglich, daß die Einwohner der andern Provinzen, die ſich in aller Abſicht ihren begünſtigten Mitbürgern gleich ſahen, ohne einen Unwillen gegen dieſe, ohne einen heimlichen Groll gegen die Regierung zu faſſen, ihre tiefere Knechtſchaft und den ſchwerern Druck der Regierung, der auf ihnen lag, ertrugen?

Und dieß iſt das zweyte Uebel, das, aus jener Ungleichheit, beſonders in einem Staate, deſſen Bürger in allen ſeinen Provinzen gleich aufgeklärt ſind, entſteht: daß, zwiſchen dieſen Provinzen ſelbſt und ihren Einwohnern, mehr oder weniger Eiferſucht und Feindſchaft herrſcht: wodurch der größte Vortheil vernichtet wird, der, von der Vereinigung mehrerer kleiner Länder in einen großen Staat, für das menſchliche Geſchlecht zu erwarten war. Wie kann ein gemeinſchaftliches Intereſſe alle Einwohner eines Reichs beleben, wie kann es einen wahren allgemeinen Patriotismus bey ihnen geben: wenn der eine Theil nur ſeine Privilegien zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten bemüht iſt, und ſie dem Wohl des Ganzen vorzieht, der andre ſich, durch den Mangel ähnlicher Freyheiten, gekränkt fühlt, und von den Gütern, die er mit erwerben, oder vertheidigen helfen ſoll, nicht einen gleichen Antheil zu erwarten hat? — Auch, zu wirklichen Unruhen und bürgerlichen Kriegen, kann dieſe Eiferſucht der Provinzen Anlaß geben. Der, den Römern in ihrer glänzendſten Periode ſo ſchwer fallende, ſo gefährliche Krieg der Bundsgenoſſen war aus keiner andern Urſache entſtanden. Die Verſchiedenheiten in den Rechten und der Verfaſſung ganz naher, einander völlig ähnlicher Völkerſchaften in Italien, die ſämmtlich zum Römiſchen Staate gehörten, war zu groß, als daß die mit dem lateiniſchen oder Municipalrechte begabten Städte, das Beyſpiel ſolcher in ihrer Nachbarſchaft liegender, deren Einwohner das volle Anſehn Römiſcher Bürger genoßen, ruhig ertragen konnten. Die, von dieſem beneideten Vorrechte ausgeſchloſſenen, Italiäniſchen Völker, die, unter dem Nahmen der Bundsgenoſſen, wahre Unterthanen der Römer geworden waren, ergriffen ſämmtlich die Waffen, um ſich mit ihren mehr begünſtigten Nachbarn in Gleichheit zu ſetzen. Die Römer fanden auch in der That kein Mittel, die Gemüther zu beruhigen und den Frieden herzuſtellen, als indem ſie denjenigen gleiche Rechte verliehen, denen ſie gleiche Pflichten auflegten, und die übrigens in Sprache, Sitten und Geiſt einander ähnlich waren. In der Folge wurden ſie genöthigt, ihr Bürgerrecht immer auf mehrere Provinzen auszudehnen: ſo wie das Gefühl der Eiferſucht, und die Begierde nach politiſchen Vorrechten ſich, durch ihre Regierung ſelbſt, auf Länder ausbreitete, wo die Menſchen zuvor keines von beyden gekannt hatten. Dadurch wurden freylich die republicaniſchen Formen ihrer Regierung immer unſchicklicher, und das Weſen der republicaniſchen Freyheit wurde immer mehr vernichtet. Aber es war keine Möglichkeit, ein großes Reich zu errichten und in Einigkeit zu erhalten, und doch dem Bürger Roms ſeine alte Ueberlegenheit, über alle andern Einwohner der bekannten Erde, zu ſichern.

Dazu kommen nun, drittens, die Hinderniſſe, welche eine ſolche Ungleichheit der Provinzial-Verfaſſungen den Endzwecken und Maßregeln der Regierung in den Weg legt, und der nachtheilige Einfluß, den ſie ſelbſt auf die Moralität der Regierung hat.

Ich will des Umſtandes nicht erwähnen, daß für den Regenten jener zuerſt genannte Vortheil, — die Unterthanen durch ſolche Unterſchiede zu theilen, um ſie alle leichter beherrſchen zu können, — gar ſehr durch den Nachtheil aufgewogen wird, daß, in den durch größre Freyheiten ausgezeichneten Provinzen, immer Muſter einer eingeſchränktern Regierung und eines muthigen und wirkſamen Widerſtandes gegen die Regierung, dem ganzen Reiche aufgeſtellt ſind, welche die übrigen Provinzen, früher oder ſpäter, zur Nachahmung reitzen, — ſie wenigſtens mit ihrem Zuſtande unzufrieden, und nach Aenderungen der Staats-Verfaſſung begierig machen. Man könnte vielleicht, in unſern Zeiten, in welchen Viele, über dem Gute ſcheinbarer Freyheit, das Glück der Sicherheit und der Ruhe der Staaten, in ihren politiſchen Speculationen, vergeſſen, dieſen Umſtand ſelbſt, als eine wohlthätige Folge jener Verſchiedenheit, anſehen: indem dadurch, in einem despotiſch beherrſchten Reiche, wenigſtens die Idee der Freyheit erhalten würde. Es iſt indeſſen gewiß in jedem Staate dasjenige ein Uebel, was der Verfaſſung die Auflöſung, oder große Veränderungen droht. Große Privilegien, merkliche Ausnahmen von den allgemeinen Unterthanspflichten, — einzelnen Provinzen zugeſtanden, — ſind ein, in den Staat ausgeſtreuter, Saamen der Gährungen und bürgerlichen Unruhen. Auch in Frankreich giengen die Zänkereyen der Parlementer mit dem Hofe, die ſpäter zur Revolution Anlaß gaben, von Bretagne aus. Und man kann, von der unruhigen Statthalterſchaft des Herzogs von Aiguillon *) und der Wider-

---

*) Das Wort Statthalter drückt freylich nicht genau das aus, was in Frankreich gouverneur de province hieß, wofür ich es doch hier brauche. Aber in der That

ſetzung des Herrn von Chalotais in jener Provinz, am Ende der Regierung Ludwigs des funfzehnten, die Reihe der Stufen aufzählen, durch welche ſich dieſe Monarchie nach und nach ihrem Untergange näherte.

Aber, ohne Rückſicht auf die Sicherheit der Regierung, ſind jene Privilegien auch ſehr oft ein Hinderniß der wohlthätigen Endzwecke derſelben. Wenn die eine Provinz Vorrechte, und überhaupt eine Verfaſſung hat, welche in

---

laſſen ſich die Magiſtraturen jedes Volks nur mit Wörtern aus ſeiner Sprache benennen. Und in Frankreich ſelbſt waren mit dieſem Titel, zu verſchiedenen Zeiten, ganz verſchiedne Rechte und Aufträge verbunden. Unter Heinrich dem dritten und dem vierten, bis auf die Miniſterſchaft Richelieus herunter, waren die Gouverneurs in den Provinzen wahre Statthalter des Königs: oberſte Befehlshaber über die Truppen und Feſtungen in denſelben, und Häupter der Policeyregierung, — mit einem Anſehn bekleidet, durch welches ſie ſich oft unabhängig machen konnten. Unter der Regierung Ludwigs des vierzehnten und funfzehnten, war ein gouvernement mehr eine Auszeichnung der Ehre, als ein obrigkeitliches Amt: ausgenommen, wenn dem Gouverneur, durch einen beſondern Befehl des Hofes, ein beſtimmter Auftrag gegeben, und ein damit zuſammenhängendes Anſehn verliehn wurde: und dieß war der Fall bey dem Herzoge von Aiguillon, als er Gouverneur von Bretagne wurde.

der andern nicht ſtatt finden: ſo kann die Regierung in ihren Veranſtaltungen nicht gleichförmig, nach allgemeinen Endzwecken und Methoden, verfahren: ſondern ſie muß immer eingeſchränkte Rückſichten nehmen, und ſich oft kleinlicher Mittel bedienen. Bald wird ſie, in wahrhaft nützlichen, und für das Wohl des Ganzen berechneten, Einrichtungen, die aber, um wohlthätig zu ſeyn, allgemein ſeyn müſſen, gehindert, weil ſie die Beyſtimmung derjenigen Provinz nicht erhalten kann, die eine größre Gewalt zum Widerſtande, als andre Provinzen, aber einen eingeſchränktern Patriotismus hat. Bald wird ſie hinwiederum veranlaßt, in den privilegirten und ihr oft widerſtrebenden Provinzen, durch Liſt, Beſtechung und heimliche Wege, dasjenige durchzuſetzen, was ſie, auf dem offnen Wege der Ueberzeugung und des Anſehns, nicht hat erhalten können. Der erſte Umſtand macht, daß in einem Reiche, deſſen Provinzialverfaſſungen zu ungleich ſind, eine gute Policey- und Finanz-Einrichtung, die nur aus der Zuſammenſtimmung, oder aus der Gleichförmigkeit der verſchiednen Localeinrichtungen, entſtehen kann, faſt unmöglich iſt: Der zweyte Umſtand macht gemeiniglich, daß der

Charakter der Regierung daſelbſt verdorben wird. Jenes wurde von Joſeph dem zweyten bemerkt, und machte einen der vornehmſten Bewegungsgründe aus, die ihn zu dem verunglückten Verſuche, ſeine verſchiednen Länder in ihren Verfaſſungen einander gleich zu machen, antrieb. Dieſes beſtätiget ſich durch das Beyſpiel des ehemahligen Franzöſiſchen Hofes. In der That, wenn die Regierung ſich einmahl zu Ränken, Kunſtgriffen und Beſtechungen herablaſſen muß: ſo nimmt ihr Geiſt und die Politik ihrer Geſchäftsträger dieſe Falte an; und ſie verfahren dann auf ähnliche Weiſe in Fällen, wo Redlichkeit und Offenheit nothwendig wäre,

Ein Landesherr, deſſen Macht in einigen wenigen Theilen ſeines Reichs merklich beſchränkt, und unumſchränkt in allen übrigen iſt, erträgt dieſe Lage nicht leicht, ohne ein lebhaftes Verlangen nach allgemeiner Oberherrſchaft zu bekommen, und alſo an der Untergrabung jener Privilegien im Stillen zu arbeiten. Dieſe Bemühung kann zuweilen auf die Zerſtörung ſolcher Vorrechte gehen, die aus wirklichen Vorurtheilen, oder Mißbräuchen entſprungen waren, und dem Wohl des Ganzen ſchaden. Sie zerſtreuen indeß auch dann die Aufmerkſamkeit des Regenten, und ziehn ſie von ihrem eigentlichen Gegenſtande, der Sorge für die beſte Verwaltung des Reichs, ab. Aber ſehr oft wird der Regent, welcher mit den unnützen, oder unbilligen Privilegien einiger ſeiner Stände und Unterthanen Krieg zu führen hat, zugleich Feind der wohlhergebrachten Rechte und der gegründetſten Anſprüche der übrigen. Indem er dem, durch die Verfaſſung einiger Provinzen, ihm aufgelegten, läſtigen Zwange mit ſeiner Macht entgegen zu arbeiten, oder ihm durch Liſt auszuweichen genöthigt iſt, gewinnet er die unumſchränkte Herrſchaft, welche er in andern ausüben kann, um deſto mehr lieb, und verliert zugleich, in ſeinem Betragen gegen ſeine Unterthanen, diejenige Offenheit und Redlichkeit, welche der ſchönſte Charakter der Regierung iſt.

Unſer Jahrhundert hat einen merkwürdigen Beweis davon geſehen, wie viel ein Staat, durch die Aufhebung großer Verſchiedenheiten zwiſchen den Verfaſſungen ſeiner Theile, an Flor gewinnt; wie nützlich insbeſondre dieſe Veränderung der Provinz ſelbſt ſeyn kann, die ihre Vorurtheile für Herkommen und alte Gewohnheiten aufopfert, um ihre Regierungsform der des Hauptlandes mehr anzupaſſen. Dieſes

Beyſpiel hat die im Jahr 1707 geſchloſſene Union Schottlands mit England gegeben. Keine Nation in Europa war von jeher eiferſüchtiger auf den Vorzug, einen eignen, abgeſonderten Staat auszumachen als die Schottiſche. Auch ſeit dem ſie, bey der Thronbeſteigung Jacobs des erſten, mit England unter einen gemeinſchaftlichen Landesherrn gekommen war, behielt ſie doch ihr eigenthümliches Parlament, und ihre ganze, von der Engliſchen weit abgehende, Geſetzgebung. Die Anhänglichkeit der Schotten an dieſe ihre alte Verfaſſung war, durch den langen Streit, den ſie über ihre Unabhängigkeit mit den Engländern geführt hatten, noch mehr befeſtiget worden. Es waren alſo große Vorurtheile bey jener Nation zu überwinden. Auch fand die Union bey ihr nicht allgemeinen Beyfall. Auch glaubten viele Schottiſche Patrioten, in der Vereinigung Schottlands mit England, in dem aufgehobnen Parlamente des erſten, in den nach Schottland gebrachten Verfaſſungen des letztern, den Untergang und die Knechtſchaft ihres Vaterlandes vorauszuſehen. Der Erfolg hat bewieſen, daß ſie ſich geirrt haben. Schottland iſt, ſeit dieſem Zeitpuncte, aus einem höchſt armen Lande ein blühendes geworden, und wächſt noch täglich an Cultur und Reichthum. Die Bürger und Bauern ſind freyere Leute geworden: und der Adel hat keinen von den Vorzügen verlohren, auf deren Erhaltung er mit Recht eiferſüchtig ſeyn konnte.

Aber dieſes Beyſpiel zeigt auch, welches die einzige rechtmäßige Art iſt, dieſe Veränderung zu machen. Einer Provinz, die entweder mit dem ausdrücklichen Vertrage, ihre alte Verfaſſung beyzuhalten, in einen größern Staat eingetreten, oder die doch, in dem unbeſtrittnen Beſitze gewiſſer Vorrechte, ſeit langer Zeit geweſen iſt: einer ſolchen Provinz ihre eigenthümliche Regierungsform mit Gewalt zu rauben, oder durch Liſt zu entziehn, iſt immer eine große Ungerechtigkeit; und der vermeinte Nutzen dieſer Unternehmung kann dieſelbe nicht rechtfertigen. Nur, durch einen neuen Vertrag, kann der alte aufgehoben werden. Die Ueberzeugung der Einwohner der Provinz, von der Nützlichkeit einer veränderten Verfaſſung, muß dieſelbe vorbereiten: und die freye Einwilligung derſelben, oder ihrer Repräſentanten, muß ſie rechtskräftig machen.

Die zweyte Art der Verfaſſungen, auf welche die Einwohner einer Provinz ſtolz ſeyn, oder um derentwillen ſie eine, auf dieſe ihre Provinz eingeſchränkte, Vaterlandsliebe haben können, iſt die Verfaſſung der Finanzen, — die Größe und Beſchaffenheit der Auflagen, die ſie bezahlen, und die Art, wie dieſe erhoben werden.

Ohne Zweifel ſind Vorrechte, welche eine Provinz vor den übrigen, in Abſicht der zu bezahlenden Abgaben, beſitzt, diejenigen, welche von dem ganzen Volke am meiſten geſchätzt, und am ängſtlichſten bewacht werden. Auch der gemeinſte Mann wird den Vortheil gewahr, der für ihn daraus entſpringt, daß er von gewiſſen Steuern frey iſt, die ſeine Mitunterthanen an andern Orten zu bezahlen haben, oder daß er gewiſſe Waaren wohlfeil kaufen kann, welche, durch die landesherrlichen Monopolien, in andern Provinzen theuer gemacht werden. Die Erhebungsart der Auflagen fällt zwar nicht allen Menſchen ſo deutlich in die Augen, als ihre Größe, und ihre Folgen werden vom Privatmanne nicht ſo lebhaft gefühlt. Aber doch ſchmeichelt es gemeiniglich den Einwohnern einer Provinz, wenn ihre Stände, oder ihre Obrigkeiten die Vertheilung der vom Landesherrn ausgeſchriebenen Auflagen ſelbſt zu beſorgen haben, indeß in andern Provinzen der Beytrag jedes Unterthanen, von der Landesregierung, unveränderlich beſtimmt wird.

Indeß, in eben dem Maße, in welchem die Vorzüge, welche eine Provinz vor der andern in Abſicht der Abgaben beſitzt, und die Ausnahmen, die ihr in der Tragung der allgemeinen Laſten zugeſtanden werden, ihr ſelbſt nützlich ſcheinen: in eben dem Maße ſind ſie dem ganzen Staate ſchädlich. Wenn, durch irgend eine Unvollkommenheit der vormahligen Franzöſiſchen Regierung, Frankreichs Wohlſtand gehindert, das Volk gedrückt und zur Unzufriedenheit gereitzt worden iſt; wenn irgend ein Fehler der Verfaſſung die gegenwärtige Zerrüttungen dieſes unglücklichen Landes veranlaſſet hat: ſo liegt dieſe Unvollkommenheit und dieſer Fehler, in der äußerſten Ungleichheit des Finanzſyſtems, das in Abſicht der verſchiednen Provinzen befolgt wurde. Den Flor Englands hingegen leitet einer ſeiner geſchätzteſten Schriftſteller im Finanzſache *), hauptſächlich von der Beſtimmtheit und Allgemeinheit der Abgaben, welche ſeine Bürger bezahlen, und von der Gleichförmigkeit der Methoden her, mit welchen dieſe Abgaben erhoben werden.

In

---

*) Smith vom National-Reichthum.

In der That, wie iſt es, zuförderſt, möglich, Unzufriedenheit und Murren in einem Lande zu verhüten, wo die Einwohner des einen Bezirks mit ſchweren Auflagen belaſtet ſind, von welchen ſie die Einwohner einer benachbarten Provinz befreyt ſehn; wo die einen der willkührlichen Beſchatzung eines Intendanten und ſeiner Subdelegirten gleichſam preisgegeben ſind, die andern die Auflagen ſelbſt unter ſich zu vertheilen das Recht haben; wo an dem einen Orte das Salz, eines der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, um ſeinen urſprünglichen Preis, oder mit einer kleinen Erhöhung, an einem andern um das zehn- und zwanzigfache bezahlt wird? *) Die Verſchie-

---

*) Der Ungleichheiten in den Abgaben der Franzöſiſchen Provinzen waren, in keinem Zweige der Finanzen, ſo viele, in keinem waren ſie ſo ungeheuer, als in dem Zweige des Salzmonopols. Das Königreich war, wie wir, aus Neckers Werke über die Finanz-Verwaltung in Frankreich, (1tem Kap. des 2ten Bdes) wiſſen, in Abſicht dieſer Auflage, in ſechs ſehr ungleiche Theile getheilt. Der erſte, welcher beynahe den dritten Theil des Königreichs ausmachte, und die meiſten innern Provinzen des Landes, und von den Gränzprovinzen die Picardie und Champagne, in ſich begriff, hieß le pays des grandes gabelles: und hier ſtieg der Preis des Centners Salz auf den

denheit, in der politiſchen Verfaſſung der Provinzen, kann den Augen des gemeinen Mannes ver-

---

ungeheuern Preis von 62 Livres. Nach ihm folgten, in Abſicht der Schwere der Auflage, die ſogenannten provinces des petites gabelles, wozu viele mittägliche Grenz-Provinzen, als Provence, Languedoc, Dauphiné, Rouſſillon, und einige im Innern liegende le Lionnois u. ſ. w. gehörten: und hier wurde der Centner Salz zu 33 Livres 10 Sous verkauft. In den pays des salines, der dritten Abtheilung, wozu die drey Lothringiſchen Biſthümer gehörten, koſtete der Centner Salz 21 Livres 10 Sous. Eine vierte Abtheilung, aus mehreren weſtlichen Provinzen, (Poitou, Aunis, Saintonge, Guienne) beſtehend, hieß pays rédimé: und hier war, wegen einer unter Heinrich dem zweyten, von dieſen Provinzen, für die Befreyung vom Salz-Impoſt, einmahl für allemahl bezahlten Summe Geldes, der Verkauf des Salzes völlig frey und nur einer kleinen Abgabe unterworfen: ſo daß der Preis des Centners ſich zwiſchen 6 und 12 Livres hielt. Les provinces franches, wozu das, in ſo vielen Stücken begünſtigte und doch arme, Bretagne, nebſt Artois, Flandern, Hennegau und verſchiedenen zerſtreuten Bezirken gehörten, machten die 5te Abtheilung aus. Sie waren von der Salzabgabe durchaus frey. Und da ſie zum Theile, (wie z. B. Bretagne) die Sitze der Salzfabrication waren: ſo waren hier die Preiſe die allerniedrigſten. In Bretagne galt der Centner Salz nicht über 2 Livres: und der höchſte Preis in dieſen Provinzen ſtieg nicht über 9 Livres. Der ſechſte ſehr kleine Theil, welcher pays de quartbouillon hieß, und wo der Centner Salz ungefähr 18 Livres verkauft wurde, verdient nicht, daß wir uns bey ihm aufhalborgen bleiben: oder die Wirkungen, welche ſie auf ſeinen Wohlſtand hat, können ihm zweydeutig ſcheinen und ihn gleichgültig laſſen. Aber darüber, was er mehr zu bezahlen hat, und weniger empfängt, als andre: darüber ſind ſeine Augen geöffnet, und darauf ſind alle ſeine Begierden geſpannt. Die Ungleichheit der Abgaben, und die mehr oder wenig drückende Art ſie zu erheben, bleibt gewiß, von den Einwohnern der belaſteten Provinzen, ſo wenig, als, von denen der begünſtigten, unbemerkt. Die Folgen davon äußern ſich unfehlbar, in dem verſchiedenen Wohlſtande beyder: und ihre Geſinnungen gegen die Regierung können alſo nicht dieſelben ſeyn.

Dazu kömmt nun, daß, eben um dieſe Verſchiedenheit des Finanzſyſtems in den verſchiedenen Provinzen aufrecht zu erhalten, — um ſo ungleiche Abgaben, in nahe an einander gelegnen Gegenden, ſicher einzutreiben, ihre Erhe-

---

ten. So groß war alſo der Unterſchied der durch dieſe Finanzverwaltung verurſachten Preiſe, daß das Salz, welches in der einen Provinz 2 Livres zu ſtehen kam, in der andern 62 koſtete! Und dieß noch dazu in Provinzen, die an einander gränzten, wie Bretagne und Normandie!

bungsart koſtbarer, zuſammengeſetzter und drückender werden muß. Insbeſondere iſt dieß, von der Ungleichheit der Conſumtionsabgaben und der landesherrlichen Monopolien, wahr. Indem dadurch der Preis einer und eben derſelben Waare, in der einen Provinz, weit höher gemacht wird, als in der andern: ſo iſt das Verboth der Einfuhre ſolcher Waaren, aus einer Provinz in die andre, eine unvermeidliche Folge. Dieſes Verboth kann, in an einander gränzenden, und durch beſtändigen Verkehr mit einander zuſammenhängenden Ländern, nicht anders, als durch immerwährende und vervielfältigte Aufſicht, durch die Menge der die Grenzen bewachenden Beamten, und durch die Strenge der auf den Unterſchleif geſetzten Strafen, in Ausübung gebracht werden. Jene Beamten erfordern neue Koſten, und dieſe Strafen erregen neue Unzufriedenheit. Letztre ſind vorzüglich deßwegen ſo ſehr verhaßt, weil eben das ungleiche Finanzſyſtem, welches die Strafen ſchärft, den Reitz zum Verbrechen aufs äußerſte vermehrt. Wer konnte in Frankreich hoffen, dem Schleichhandel mit Salz, aus Bretagne nach der Normandie oder Anjou, zu wehren, wenn es in jener Provinz 2 Livres, in dieſer 62 koſtete? Es waren alſo immer Schaaren von Menſchen, welche ſich damit, trotz aller Härte der Strafen, abgaben; — und, bey der großen Anzahl der Schleichhändler, war auch die Anzahl derjenigen nicht unbeträchtlich, die jährlich in die Hände der Gerechtigkeit fielen, und auf den Galeeren für Verbrechen büßten, welche erſt das angenommene Finanzſyſtem zu Verbrechen gemacht hatte. *)

Außer dem Nachtheile, welchen, bey der Ungleichheit in der Größe, der Art, und der Er-

---

*) Bloß wegen des Schleichhandels mit Salz, von den freyen Provinzen nach den belaſteten, und beſonders von Bretagne aus, auf den Wegen von Laval und Angers, wurden alle Jahre 2,300 Männer, 1800 Weiber, 6,600 Kinder, angehalten und gefangen geſetzt, wovon viele zwar, nach einer kurzen Gefangenſchaft, mit einer kleinen Strafe entlaſſen, viele aber auch in einem Jahre mehr, als einmahl, eingeſteckt wurden. Dreyhundert Perſonen wurden im Durchſchnitte alle Jahre, wegen des mit Salz und Taback von Provinz zu Provinz getriebnen Schleichhandels, zu den Galeeren verurtheilt. Gemeiniglich waren, unter den Galeerenſklaven, 17 bis 1800 Schleichhändler dieſer Art: und ſie machten den dritten Theil der ganzen Anzahl aus. Fünftauſend Menſchen, deren Unterhaltung ungefähr 2 Millionen Livres koſtete, wurden dazu gebraucht, der heimlichen Einfuhr des Salzes und Tabacks, aus den freyen in die mit dem Monopol beſchwerten Provinzen, zu wehren. (Necker am angez. Orte.)

hebungsmethode der Abgaben, die zur Verhütung des Schleichhandels nöthigen Verfügungen unmittelbar hervorbringen, haben ſie noch die entferntere böſe Folge, daß ſie den innern Handel zwiſchen den Provinzen überhaupt ſtören, oder erſchweren, indem die, von einer in die andere gehenden, Waaren vielen läſtigen Unterſuchungen unterworfen werden müſſen, damit die, deren Verſendung erlaubt iſt, von denen, bey welchen ſie verboten iſt, unterſchieden werden können. Wozu noch kommt, daß, wenn durch die Verſchiedenheit in den Rechten und Freyheiten irgend einer Art, beſonders aber derer, welche die Einkünfte betreffen, die Eiferſucht einer Provinz gegen die andre rege geworden iſt, ſie ſelbſt einander die gegenſeitige Einfuhr ihrer Products erſchweren. Vielleicht hat Ungarn nicht ſo viele Vortheile aus ſeiner eigenthümlichen Verfaſſung gezogen, als es dadurch Nachtheil gelitten hat, daß es, in Abſicht des Verkehrs mit ſeinen Weinen und Früchten, von den übrigen Oeſterreichiſchen Ländern, als ein fremder Staat, behandelt worden iſt.

Gewiß alſo iſt es, daß keine Art von Provincial-Patriotismus der wahren, auf das Wohl des Staats gerichteten, Vaterlandsliebe mehr ſchadet, als der, welcher auf der Befreyung von den allgemeinen Laſten der übrigen Staatsbürger gegründet iſt. Es iſt gewiß, daß, wenn die Unterthanen eines großen Reichs ihren wahren Vortheil verſtehn, ſie keiner Verfügung der Obrigkeit mehr die Hände biethen werden, als der, durch welche ſie ein einfaches und übereinſtimmendes Finanzſyſtem, in allen Theilen deſſelben, einzuführen ſucht. *)

Jede andre Ungleichheit, in den Geſetzen und Rechten der Provinzen, kann in den Verſchiedenheiten ihren Grund haben, welche ſich, in der Natur und Lage der Länder, oder in dem Charakter der Einwohner, vorfinden. Und, wenn eine Verfaſſung nicht allzu ſchlimme Fol-

---

*) Wie wenig in Frankreich, vor der Revolution, dieſe Geſinnung herrſchte; wie wenig ſich die Regierung getraute, den in Abſicht der Auflagen privilegirten Provinzen, auch die kleinſte Aufopferung ihrer Vorrechte, zum Beſten ihrer über alles Maß belaſteten Mitunterthanen, zuzumuthen, zeigt die große Behutſamkeit, mit welcher Necker im angezeigten Werke ſeine Vorſchläge, zu Verminderung der äußerſten Ungleichheit in Abſicht der Salzabgabe, that, — und zeigt die Mangelhaftigkeit dieſer Vorſchläge ſelbſt. Nur ein alle Dämme niederreißender Strom, dergleichen die Revolution war, der aber auch das Land ſelbſt verwüſtete, konnte ſo eingewurzelte Vorurtheile ausrotten.

gen hat: ſo wird ſie ſchon dadurch gerechtfertigt, daß ſie alt, daß ſie dem Volke werth, daß ſie in alle Einrichtungen der Provinz verflochten iſt. Aber davon kann es keinen Grund geben, daß Bürger, welche gleiche Vortheile von dem Schutze der Regierung genießen, ungleiche Beyträge zur Unterſtützung derſelben thun. Die Laſten, welche der Staat auflegt, können dadurch nur erträglich werden, wenn ſie allgemein ſind. Das Salz hätte, in ganz Frankreich, in einem mäßigen Preiſe verkauft werden können, wenn das königliche Monopolium allgemein, und die Steigerung des Preiſes allenthalben gleich geweſen wäre. Und gewiß würden die Einwohner von Bretagne oder Guienne, wenn ſie ſich hätten gefallen laſſen, den Centner Salz, der bey ihnen zwiſchen 2 und 12 Livres ſtand, etwas höher zu bezahlen, um es den Einwohnern der Picardie und Champagne, die es um 62 Livres kauften, in einem wohlfeilern Preiſe zu verſchaffen, in dem ungehinderten Verkehr, in dem allgemeinen Wohlſtande, und in der allgemeinen Zufriedenheit von ganz Frankreich, einen hinlänglichen Erſatz gefunden haben.

Doch auch hierin muß, nicht nur die Weisheit, ſondern auch die Gerechtigkeit der Regierung die Maßregeln derſelben leiten. Auch in dieſem Puncte muß, bey wichtigen Aenderungen, die Einſicht und der Wille der Unterthanen den Anſtalten der Regierung entgegen kommen.

Es iſt, zuerſt, klar, daß die Beſteurung, bey ganzen Provinzen eben ſo wohl, als bey einzelnen Privatperſonen, ihrem Vermögen und ihren Nahrungsquellen proportionirt ſeyn müſſe. — Aber eben in dieſer Proportion beſteht diejenige Allgemeinheit und Gleichheit des Finanzſyſtems, von der ich rede. Nicht dadurch, daß eine Provinz genau dieſelben Abgaben, und nach eben dem Tarif, als die andre, bezahlt, ſondern dadurch, daß ihre Abgaben an den Staat, mit ihrem Reichthume in gleichem Verhältniſſe ſtehn, wird jene koſtbare Gleichheit aufrecht erhalten. Es können, zweytens, gewiſſe Immunitäten der Provinzen, wenn ſie gleich unbillig ſind, doch dergeſtalt durch Verträge befeſtigt, oder durch Alterthum und Gewohnheit geheiligt ſeyn, daß es von der Regierung ungerecht, oder unklug ſeyn würde, an ihre Abſchaffung zu denken.

Es giebt noch zwey Theile der Verfaſſung, durch welche ſich die Provinzen unterſcheiden, und an welchen ihre Einwohner, durch eine Art von ſcheinbarem Patriotismus, hängen können: das ſind die jeder eignen Civil-Rechte und Policey-Einrichtungen.

Es hat Zeiten gegeben, wo den verſchiednen Völkerſchaften, die ſich mit einander zu einem Staate vereinigten, oder von einem Erobrer in einen widernatürlichen Zuſammenhang gezwungen wurden, nichts wichtiger war, als die Beybehaltung ihrer alten Rechtspflege und der Geſetze, welche dieſelbe anordneten. Das waren die Zeiten, wo die Rechtswiſſenſchaft überhaupt noch in ihrer Kindheit war, und die Nationen ſehr ungleiche Fortſchritte darin gemacht hatten. Eine rohe, mit Ackerbau, Künſten und Handel, noch wenig bekannte Nation konnte unmöglich die verwickelte Geſetzgebung einer verfeinerten, kunſtfleißigen und handelnden verſtehen, oder ertragen. Und ein geſittetes Volk konnte ſich unmöglich mit den einfachen, oft widerſinnigen Beſtimmungen, in Abſicht des Eigenthums, behelfen, welche eine bisher von der Jagd, oder der Viehzucht lebende Horde, aus ihren Wäldern in das angebaute Land des erſtern, mitgebracht hatte. Daher kam es, daß in der erſten Periode der, auf dem Römiſchen Gebiethe neu errichteten, Fränkiſchen, Gothiſchen und Lombardiſchen Reiche, ſich nicht bloß die Provinzen, ſondern die einzelnen Perſonen, in Abſicht der Civil-Rechte, unterſchieden, unter welchen ſie ſtanden. Es war einem jeden erlaubt, zu wählen, ob er nach Römiſchem, oder nach Longobardiſchem und Weſtgothiſchem Rechte, gerichtet ſeyn wollte. Als in der Folge einzelne Städte, durch eine vollkommnere Rechtspflege, und durch einen vernünftigern Proceßgang und reifer ausgebildete Civilgeſetze, Vorzüge vor andern erlangten, wurden dieſe die Muſter und Geſetzgeber für die übrigen. Das Lübecker und Magdeburger Recht wurde nicht nur, durch ganz Deutſchland, ſondern auch durch Schleſien und Pohlen, von Städten und Landſchaften, bey ihren Landesherren, als eine Begünſtigung, geſucht, und von denen, die im Beſitze deſſelben waren, als ein koſtbares Vorrecht, hochgehalten. In dieſem Zuſtande der Dinge war es natürlich, daß diejenigen Provinzen, welche ihren übrigen Mitbürgern, in einem für das Privatwohl ſo wichtigen Puncte, als deutlichere, beſtimmtere und vernünftigere Anordnungen, in Abſicht des Eigenthums und deſſen Uebertragung, ſind, überlegen zu ſeyn glaubten, eiferſüchtig darauf waren, und ſich weder dieſen Vorzug rauben laſſen, noch ſelbſt ihn mit andern theilen wollten.

Nachdem die Wiſſenſchaft des Rechts, die an ſich durch Grundſätze beſtimmt iſt, und der alſo auch ein innerer Anſpruch auf Allgemeinheit zukömmt, allenthalben Fortſchritte gemacht hat, — wozu die Ausbreitung des Römiſchen Rechts unſtreitig das meiſte beytrug: — ſo unterſcheiden ſich die Nationen Europens, in ihrer Rechtspflege und in ihren Civilgeſetzen, weit weniger, als ehedem; und der Unterſchied zwiſchen den Provinzen deſſelben Reichs, in dieſer Abſicht, iſt unſtreitig noch geringer. Allenthalben ſind, bey derſelben Verwickelung der Geſchäfte, auch dieſelben Fälle zur Entſcheidung der Gerichtshöfe gekommen; und die Gleichheit der Verhältniſſe, der Bedürfniſſe und der Beſchäftigungen hat auf gleiche Regeln, zur Schlichtung der ſich ereignenden Streitigkeiten, geführt. Dasjenige, wodurch ſich jetzt noch die Provincial-Geſetze, in bürgerlichen Sachen, von den Landesgeſetzen unterſcheiden, beſteht größtentheils, — (außer denjenigen Puncten, die zugleich in die Verfaſſung eingreifen, wie z. B. die Unterſchiede des Lehnsrechts von dem allgemeinen Rechte ſind, oder ſolchen, die ſich auf örtliche Umſtände beziehn, — welche aber mehr Zuſätze, als Aenderungen, in dem allgemeinen Geſetzbuche verurſachen,) in ſolchen Rechtsbeſtimmungen, die allenthalben willkührlich ſind, und in Abſicht deren, obgleich vielleicht ein Beſſeres und Schlechteres ſtatt finden mag, doch das abſolut Beſte nicht mit Gewißheit gefunden werden kann. Dazu gehören die Geſetze der Erbfolge, die Beſtimmung der Verjährungszeit und des Alters der Mündigkeit, die Verträge zwiſchen Eheleuten. Augenſcheinlich können, auch von dieſen Beſtimmungen, einige mehr, andre weniger Grund in den natürlichen oder geſellſchaftlichen Verhältniſſen haben, die jedem Orte eigen ſind. Das ausſchließende Recht des Erſtgebohrnen, die liegenden Güter zu erben, paßt für England, wo die Stammhalter gewiſſer Familien zugleich Mitglieder eines geſetzgebenden Körpers ſind: — und es paßt nicht für die vereinigten Staaten in Nord-America, wo der Senat, oder das, was in Großbrittannien das Oberhaus heißt, ſo gut, wie das Unterhaus, vom Volke gewählt wird.

Im Allgemeinen aber ſind weder dieſe Eigenthümlichkeiten der Geſetze, für die Länder, wo ſie herrſchen, von ſolcher Wichtigkeit, noch ſind die übeln Folgen von der Verſchiedenheit, die, in Abſicht ihrer, zwiſchen einer und der andern Provinz, obwalten, ſo merklich: daß die Provinzen große Urſache hätten, auf der Beybehaltung dieſer ihnen eignen Rechte zu beſtehen; oder der Staatsverwalter große Urſache hätte, eine Gleichförmigkeit derſelben zu wünſchen und zu veranſtalten. Das, was die Einwohner einer Provinz, bey der Vertauſchung ſolcher Provincial- gegen die allgemeinen Landes-Geſetze, befürchten könnten, iſt die Unbequemlichkeit des Uebergangs von einer Einrichtung zur andern, nicht der fortdauernde Nachtheil, welchen die neue Einrichtung der Dinge verurſachen würde. Die plötzliche Aenderung der Erwartungen, welche man bisher, in Abſicht gewiſſer künftigen Anſprüche, gehabt hat, iſt unangenehm, und bringt zuweilen Verwirrungen hervor. Die Unbekanntſchaft mit neuen Rechten giebt immer anfangs zu Irrthümern, auf der einen, zu gefliſſentlichen Täuſchungen, auf der andern Seite, Anlaß. Aber alle dieſe Unbequemlichkeiten ſind vorübergehend. Dagegen entſtehen andre aus der Ungleichheit der Civilrechte in verſchiednen Provinzen: und dieſe dauern fort. So oft der Einwohner einer Provinz Geſchäfte in der andern hat, wenn er ſich daſelbſt niederläßt, oder verheyrathet: ſo iſt er eben ſo oft falſchen Erwartungen und Irthümern ausgeſetzt. Und die Richter ſelbſt werden, durch dieſe Mannigfaltigkeit der Geſetze, entweder zu einem ſehr läſtigen und im Grunde unnützen Studium genöthigt, oder zu Fehltritten verleitet.

Indeſſen hängen die Menſchen ſo ſehr an Gewohnheiten, und manche Provinzen insbeſondre ſo ſehr an dem, was ſie das Ihrige nennen, und wodurch ſie ſich unterſcheiden: daß auch die Erhaltung wenig bedeutender, oft bloß eigenſinniger und ſeltſamer Beſtimmungen ihres örtlichen Rechts, den Eifer ihrer Patrioten nicht ſelten erregt hat. Dieſe Stimmung der Gemüther iſt unſtreitig fehlerhaft: und der vernünftige Mann an jedem Orte ſoll billig ihr entgegen arbeiten. Ihm liegt es ob, ſeinen Landsleuten zu zeigen, daß es ein wahrer Gewinn für einen Staat ſey, wenn in allen den Fällen, wo nicht ein augenſcheinlicher Unterſchied, in der Art und dem Erwerbe des Eigenthums einen Unterſchied in den Regeln des Rechts, wodurch es geſichert wird, nothwendig macht, ein und derſelbe Civil Codex durch alle ſeine Provinzen herrſcht: — und daß das hartnäckige Beſtehen jeder Provinz, auf Eigenheiten ihrer Geſetze, wovon ſie keinen befriedigenden Grund angeben kann, und wovon ſie keinen wahren Nutzen hat, nicht die Liebe ihrer Einwohner zu ihrem *kleinen* Vaterlande, ſondern ihre Gleichgültigkeit gegen das Beſte des *großen*, welches der ganze Staat iſt, — und ihre Anhänglichkeit an Vorurtheils beweiſe. Es iſt zu hoffen, daß der Preußiſche Staat, der ſchon, in ſo vielen Theilen der Rechtspflege, Muſter der Verbeſſerung aufgeſtellt hat, bey der jetzigen Reviſion ſeiner verſchiednen Provincialgeſetze, auch dieſen Gegenſtand nicht aus den Augen laſſen wird, unnütze Verſchiedenheiten des Rechts nach und nach abzuſchaffen. Und es iſt, von dem Grade der Aufklärung, der in den meiſten Provinzen dieſes Reichs herrſcht, zu erwarten, daß die Stände und Einwohner derſelben, dieſer nützlichen Reform nicht das bloße Anſehn des Alters und des Herkommens entgegen ſetzen werden.

Den Civilgeſetzen ſind die Policey-Verfaſſungen ſehr ähnlich: nur häufen ſich bey dieſen die Urſachen, warum ſie an verſchiednen Orten verſchieden ſeyn müſſen. Da ſie in die kleinern Theile des geſellſchaftlichen Lebens eingreifen, und eine Beziehung auf den phyſiſchen Zuſtand des Landes, deſſen Benutzung oder Verbeſſerung ſie befördern ſollen, oder auf die Gewohnheiten und Sitten der Menſchen, haben, deren Mißbräuche ſie zu verhüten beſtimmt ſind: ſo können ſie nicht ſo allgemeinen Principien, als das Recht, unterworfen ſeyn. Uebrigens iſt auch, in Abſicht ihrer die Abweichung einer Provinz von der andern viel gleichgültiger, für die Einigkeit des Staates und die Uebereinſtimmung in dem Syſtem der Regierung, als die Ungleichheit in der Verfaſſung und in den Rechten. Auch hier herrſchen indeß oft ungegründete Vorurtheile, welche die Gleichförmigkeit auch da, wo ſie möglich wäre, verhindern. Man hat ſchon lange auf Mittel gedacht, Gleichheit der Maße, Gewichte, Münzen, Geleiſe, Rechnungsarten, und Innungsgeſetze in ganzen Reichen hervorzubringen. Aber, außer den Schwierigkeiten, welche die ſichere und unwandelbare Feſtſetzung dieſer Gegenſtände, aus phyſiſchen und mathematiſchen Gründen, hat; legt der Gleichmachung derſelben auch noch der Umſtand ein Hinderniß in den Weg, daß, eben weil dieſe Sachen Kleinigkeiten ſind,

— aber Kleinigkeiten, die täglich und in allen Geſchäften vorkommen, — der Gewohnheitstrieb der Menſchen ſich feſter an ſie hängt, und dieſe daher durch darin vorgenommene Aenderungen mehr, als durch an ſich wichtigere Umkehrungen der Geſetze und Verfaſſungen, in ihren Zirkeln geſtört werden. Der Bauer eines Landes würde ſich ſeinen Scheffel, und der Krämer einer Stadt würde ſich ſeine Elle ungerner nehmen laſſen, um ſie gegen andre zu vertauſchen, als beyde ihre bisherigen bürgerlichen und peinlichen Geſetze. Dieſe kennen ſie nur vom Hörenſagen, mit jenen haben ſie alle Tage zu thun. In der That ſind auch die Unordnungen und Betrügereyen, die aus ſolchen Aenderungen, in Sachen der Policey, entſtehn, anfangs weit größer, als die, zu denen ein neues Geſetzbuch Anlaß giebt. Weil nun der Nutzen, der aus Reformen dieſer Art, in der Folge, entſpringt, nur geringe, und das Mißvergnügen, welches anfangs dadurch erregt wird, groß iſt: ſo hat man bisher mit Recht Unterſchiede dieſer Art, in den Provinzen aller Europäiſchen Reiche, fortdauern laſſen.

Aus der Ueberſicht deſſen, was von der Anhänglichkeit der Provinzen an die verſchiednen

Zweige ihrer eigenthümlichen Verfaſſung; und von dem Nutzen oder Schaden der Verſchiedenheit unter den Provinzen, in Abſicht jedes dieſer Zweige, geſagt worden iſt, ergiebt ſich die Regel, daß in dem Verbeſſerungs-Plane großer Reiche zwey Abwege zu vermeiden ſind. Der eine iſt der, auf welchen, wenn den öffentlichen Nachrichten zu trauen iſt, der Kaiſer Joſeph der zweyte gerieth, — das, was die Engländer das levelling ſystem nennen, — die Begierde alles gleich zu machen, — und einander ganz unähnliche Länder und Völker unter eine gleiche Regierungsform und eben dieſelben Geſetze zu zwingen. Dieſer Verſuch, der den Monarchen mit der Hoffnung einer weit leichtern Regierung ſchmeichelt, und ihm das Ideal einer vollkommnern Regelmäßigkeit zum Zwecke darſtellt, wird doch immer, — ſo wie er ſich in dem gedachten Falle gezeigt hat, — zugleich gefährlich und ſchädlich ſeyn. Gefährlich für den Monarchen: weil es weit mehr Erbitterung erregt, wenn man den Menſchen ihre alten Gewohnheiten raubt, als es Liebe erweckt, wenn man ihnen einige neue Vortheile zuwendet, die ſie nicht begehren. Schädlich für die Völker: weil man in der Regierung, wie in allen Dingen, das Ungleichartige auf eine unähnliche Art behandeln muß. — Die Menſchen und die Nationen nähern ſich einander in der That, indem ſie vollkommner werden: Ihre Meinungen werden übereinſtimmender, ſo wie ſie mehr Wahrheit enthalten; und ihre Sitten und Gewohnheiten werden gleichförmiger, ſo wie ſie den Regeln des Guten und Schönen mehr gemäß ſind. Der natürliche Fortgang in jedem großen Reiche, deſſen Einwohner an Cultur und Aufklärung zunehmen, iſt auf eine immer größere Verähnlichung ſeiner Provinzen und ihrer Einwohner gerichtet: woraus nach und nach die Ausgleichung ihrer Verfaſſungen und Geſetze, ſo weit ſie nicht in örtlichen Beſchaffenheiten gegründet ſind, von ſelbſt entſteht. Dieſem Zeitpuncte aber durch raſche Reformen zuvorkommen wollen, und ſelbſt die beſſern Geſetze da einführen, wo noch die unvollkommnern dem Zuſtande des Volks und des Landes mehr angemeſſen ſind, heißt die Verbeſſerung der Dinge mehr verhindern als beſchleunigen: zu geſchweigen, daß ſolche unvorbereitete Aenderungen, die nicht die Einwilligung der Völker haben, ſelten ohne wirkliche Ungerechtigkeit möglich ſind. „

Der zweyte Abweg iſt die hartnäckige Anhänglichkeit ſowohl der Provinzen ſelbſt, als der Staatsmänner, die ſie regieren, an jede unnütze und leicht abzuändernde Eigenheit ihrer Geſetze und Gewohnheiten; — eine Anhänglichkeit, welche jeden Unterſchied, den bloß der Zufall, oft die Barbarey der vorigen Zeiten, und die Unwiſſenheit der Menſchen, in Abſicht ihres wahren Vortheils, hervorgebracht hat, und der doch die Provinzen theilt, die Regierung erſchwert, und die Fortſchritte der Geſetzgebung unnütz macht, zu verewigen bemüht iſt.

Es iſt der größte Vortheil, den die Menſchen, durch die Vereinigung in größere Staaten, erhalten, — eine Vereinigung, wobey ſie doch ſo manche andre ſchätzbare Güter, die an die Kleinheit, und einen überſehbaren Umfang der bürgerlichen Geſellſchaft geknüpft ſind, aufopfern müſſen, — daß ſie ihre alten, zum Theil aus Zufall, zum Theil aus Irthum und Geiſtesmängeln entſtandnen, National-Eigenheiten, wodurch oft die nächſten Nachbarn von einander entfremdet wurden, als Glieder Eines Staatskörpers, leichter ablegen, und, unter eine gemeinſchaftliche Regierung vereiniget, nach und nach auch zu derjenigen Uebereinſtimmung in Begriſſen und Sitten kommen, welche mit der Vernunftmäßigkeit derſelben verbunden zu ſeyn pflegt.

Es liegt überdieß, in der größern Aehnlichkeit der Verfaſſung der Provinzen, unſtreitig auch ein neues Band der Liebe und Zuneigung zwiſchen deren Einwohnern. Nur dann wird ein Gemeingeiſt und ein ächter Patriotismus in einem Staate möglich, wenn die verhaßten Rivalitäten zwiſchen den Provinzen aufhören; wenn jede anfängt, ihr beſonderes Intereſſe und ihre ausſchließlichen Rechte zu vergeſſen, und ihren Vortheil nur in dem Flor und in der beſten Regierung des ganzen Staates zu finden.

Der zweyte Grund der vorzüglichen Liebe, welche die Einwohner einer Provinz, für dieſes ihr eingeſchränktes Vaterland, haben, liegt in den Vorzügen, welche ſie entweder der phyſiſchen Beſchaffenheit, oder dem, durch Kunſt und Fleiß hervorgebrachten, Zuſtande deſſelben zuſchreiben. Es kann auch, in kleinern Entfernungen, beträchtliche Unterſchiede des Bodens, des Klima, der Fruchtbarkeit und der Anmuth der Natur geben. Gebirge und Ströme machen, in großen Reichen, oft Grenzſcheidungen zwiſchen ſehr ungleichartigen Provinzen. Man hat allgemein bemerkt, daß diejenigen Länder, welche ihren Einwohnern eine eigenthümliche Beſchäftigung geben, ihnen auch eine vorzügliche Liebe zu ſich einflößen. Der Schweitzer, der von der Viehzucht lebt, wird an ſeine Gebirge mehr gefeſſelt ſeyn, als der Manufacturiſt und der Ackerbauer in den Thälern. Und an den Ufern des Meers, und in einſamen Inſeln, (wie Helgoland) wo Schiffarth und Fiſcherey Jung und Alt beſchäftigen, und der beſtändige Anblick eines, oft fürchterlichen, immer erhabnen Elements die Gemüther gleichförmig ſtimmt, können Vaterlandsliebe und Gemeingeiſt in einer kleinen Völkerſchaft entſtehn, ſo wie ſie nur immer ſich unter den Alpenbewohnern finden laſſen.

Noch größre Verſchiedenheiten können Theile deſſelben Staats, in Abſicht der Vorzüge, haben, welche von dem Fleiße und der Geſchicklichkeit der Menſchen abhängen. Bey einer ſich, über alle Provinzen, mit gleicher Sorgfalt verbreitenden Regierung, bey gleichen Ermunterungen, die ihnen zum Anbaue, zum Kunſtfleiße und zur Handlung gegeben werden, können doch, in der einen, die Spuren eines alten Wohlſtandes und einer ſchon, lange fortgeſetzten Induſtrie vorhanden ſeyn, indeß, in der andern, alles noch das Gepräge neuer Anlagen, unvollkommner Verſuche, und einer erſt aufkeimenden Cultur hat. Es iſt natürlich, daß diejenige Provinz, deren Felder beſſer angebauet, und mit reichern Producten bedeckt, deren Städte und Dörfer ſchöner, und deren Einwohner in größerm Wohlſtande ſind, die, welche mehr Kunſtwerke, oder vollkommnere Manufacturarbeiten aufzuweiſen hat, ihre Einwohner eben dadurch an ſich feſſelt. Es iſt gewöhnlich, daß diejenige Provinz, welche ihren Wohlſtand mehr ſich ſelbſt, als der Regierung, ſchuldig zu ſeyn glaubt, welche vor den benachbarten Provinzen den Vorzug einer ältern Cultur, und gleichſam den Adel arbeitſamer und kunſtreicher Vorfahren voraus hat, eben hierauf einen gewiſſen Stolz gründet, der mit der Vaterlandsliebe verwandt zu ſeyn pflegt.

Dieſer Zweig des Provincial-Patriotismus giebt indeß nicht, zu ſo mannigfaltigen und erheblichen Betrachtungen, Anlaß. Es iſt etwas ſeltnes, daß eine kleine Völkerſchaft, durch die Meinung von den Vorzügen ihres Landes, oder durch den empfundnen Einfluß der ihm durch Natur und Kunſt eigen gewordnen Güter, zu einer ſolchen Liebe deſſelben begeiſtert werde: daß daraus eine gewiſſe Abneigung, gegen andre Oerter und Gegenden, entſtünde. Selten werden die Menſchen in ihren Handlungen durch die Eindrücke, welche die ſie umgebenden Dinge auf ihre Sinne und auf ihre körperliche Natur machen, regiert, wenn zu gleicher Zeit moraliſche Bewegungsgründe des Vortheils und der Ehre, nach einer andern Richtung, auf ſie wirken. Und die Regierung wird alſo, in ihren allgemeinen Veranſtaltungen, die immer auf die Bedürfniſſe, die Vorfälle und die Glückſeligkeit des ganzen Staates Bezug haben, wenig, durch dieſe ſanftere und leichter zu überwindende Vorliebe einiger ihrer Unterthanen für den Fleck, wo ſie gebohren ſind, geſtört. — Es iſt indeß, auch bey dieſer Neigung zum Geburtslande, ſo ruhig und ſo unſchädlich ſie ſeyn mag, doch nicht gleichgültig, ob ſie auf Wahrheit, oder Irthum gegründet iſt, ob ſie etwas von Verachtung gegen andre Provinzen deſſelben Staats mit ſich führt, oder ob ſie die Menſchen unparteyiſch genug läßt, die Vorzüge jener anzuerkennen, und wenigſtens das ihnen Unbekannte nicht geringzuſchätzen.

Es iſt zuerſt allerdings auch für den Staat nützlich, wenn ſeine Bürger, — jeder in dem eindern Bezirke, den er mit ſeinen eignen Augen ſieht, und innerhalb deſſen Gränzen er den größten Theil ſeines Lebens zubringen ſoll, — nicht nur die Vorzüge ihres Landes kennen, ſondern auch mit gewiſſer Lebhaftigkeit dafür eingenommen ſind. Die Liebe zur Natur überhaupt kann, in der frühen Jugend, nicht anders entſtehn, als wenn wir von den Schönheiten, oder den Gaben gerade derjenigen Natur gerührt werden, welche uns unſer Vaterland darbiethet. Die Eindrücke, welche dieſe Schönheiten machen, vermiſchen ſich natürlicher Weiſe mit dem angenehmen Gefühle der Jugend, der Geſundheit und unſrer ſich entwickelnden Kräfte und Triebe. Daher kommt es, daß uns, je empfindſamer wir frühzeitig waren, und je weniger wir in der Folge von gleichen, oder größern Vorzügen anderer Gegenden, eben ſo ſtark gerührt worden ſind, — unſer Vaterland deſto beſſer gefällt. Daher kommt es, daß wir uns nach unſern vaterländiſchen, ungeſchmückten und einförmigen Fluren, mitten unter den prachtvollſten Naturſcenen und den Meiſterſtücken der Kunſt, die wir im Auslande finden, ſehnen können. Dieſe frühzeitig geübte Empfindſamkeit für Naturſchönheiten aber iſt an ſich eine liebenswürdige Eigenſchaft, und bildet das Gemüth zur

Sanft

Sanftmuth, zur Menſchen- und ſelbſt zur wahren Vaterlands-Liebe. Denn wie kann ein Mann, der nie aus ſeinem Geburtsorte gekommen iſt, mit dem Staate, zu dem er gehört, in Verbindung treten, als durch das engere Band, welches ihn an den Boden heftet, auf dem er erwachſen iſt. Alles kommt nur in der Folge darauf an, daß er den Vortheil dieſes kleinen Ländchens, für welches ihn die erſten Eindrücke ſeiner Jugend eingenommen haben, welches er liebt, weil er das Gute und das Schöne deſſelben ſieht und fühlt, und dem er gleichſam für die vornehmſten Freuden ſeines Lebens dankbar iſt, mit dem Vortheile des ganzen Staats, wovon es ein Theil iſt, verbunden erkenne. In der That finden wir auch gemeiniglich, daß diejenigen Menſchen, welche für ihren Geburtsort eingenommen ſind, weil ſie ihn wirklich für ein vorzügliches Land halten, und ſich darin glücklich fühlen, gute Menſchen ſind: indem ihr Herz, geöffnet für die Eindrücke der Natur, und erkenntlich gegen die von ihr empfangenen Geſchenke, unmöglich ganz kaltſinnig gegen die Menſchen, und ohne Liebe gegen Freunde und Wohlthäter, ſeyn kann. Dagegen iſt Gleichgültigkeit einzelner Menſchen, oder ganzer Völkerſchaften, gegen die Annehmlichkeiten oder die Schätze ihres Landes, das Zeichen roherer Seelen, und läßt auch weniger Empfänglichkeit für moraliſche Empfindungen erwarten.

Wenn indeß, zweytens, die hohe Meinung, welche die Einwohner einer Provinz von den Vorzügen ihres Landes haben, ſo weit getrieben wird, daß ſie in einen Nationalſtolz, und in eine Verachtung andrer Theile der Monarchie, ausartet; — wenn die Anhänglichkeit derſelben, an das Eigenthümliche der vaterländiſchen Natur und Kunſt, eine Art von Schweitzer-Heimweh bey ihnen veranlaßt, und ſie abgeneigt macht, dem Staate an andern Orten, wo ihre Arbeiten erfordert werden, zu dienen: ſo iſt dieſe Art eingeſchränkter Vaterlandsliebe ſchädlich für den Staat, und ein Fehler im Charakter der Menſchen. Es kann aber eine ſolche übertriebne Schätzung eines kleinen Landſtrichs, und eine ſolche Verachtung großer, und von der Natur mannigfaltig ausgeſtatteter, andrer Provinzen unmöglich anders, als auf Vorurtheil und Unwiſſenheit, gegründet ſeyn. Schon ſehen wir, daß bey jeder Nation diejenigen, welche von andern Ländern das wenigſte wiſſen, das ihrige am meiſten erheben, und daß Reiſen, Umgang und Gelehrſamkeit, — alles, was des Menſchen Geiſt aufklärt, und ſeine Begriffe erweitert, — ihn von der Parteylichkeit, mit welcher der Unwiſſende das Leben außerhalb ſeines Vaterlandes für unerträglich hält, heilt. Wenn aber der Nationalſtolz überhaupt, auf Unwiſſenheit in Abſicht des Auswärtigen gegründet iſt: ſo iſt es der Provinzialſtolz noch weit mehr. Denn es iſt unmöglich, daß die Natur und der Fleiß des Menſchen, in einem kleinen Bezirke, ſo viele Güter und Vorzüge angehäuft haben ſollte, daß nicht in dem weiten Raume eines großen Staats, innerhalb deſſen eine ähnliche Verwaltung die Cultur allenthalben in gleichem Grade befördert, eben dieſelben, oder noch größere Vorzüge zu finden ſeyn ſollten. Es iſt daher, für die Regierung eines ſolchen Staats, von Wichtigkeit, dafür zu ſorgen, daß die Einwohner jeder Provinz die übrigen Provinzen, nach ihrer wahren Beſchaffenheit, ihren Annehmlichkeiten, ihrem natürlichen Reichthume und ihren erworbnen Schätzen, kennen lernen. Dann wird z. B. der Schleſier nicht mehr die Mark Brandenburg als eine Sandwüſte anſehn. Er wird die Fruchtbarkeit ſeines Landes in der Priegnitz, der Uckermark und dem Havellande wiederfinden, — wird die Fortſchritte ſeines Ackerbaues, im Magdeburgiſchen und auf manchen Landgütern in Pommern und der Mark, übertroffen ſehen, — und der Volksmenge und der Betriebſamkeit ſeines Gebirges, die einiger Weſtphäliſchen Provinzen des Königs, an die Seite ſtellen. Dieſe Unbekanntſchaft mit dem Auswärtigen, die uns Deutſchen als Nation nicht eigen iſt, — daher uns auch in der That ein gewiſſer weltbürgerlicher Sinn vor andern Völkern auszeichnet, — findet doch oft bey uns, als Einwohnern einer Provinz, in Abſicht andrer Provinzen des Staats, in welchem wir leben, Statt: eben aus der Urſache, weil wir uns um das Einheimiſche und Nahe weniger, als um das Ausländiſche und Entfernte bekümmern.

Es iſt noch die dritte Urſache des Provinzial-Patriotismus übrig: das iſt die Anhänglichkeit der Einwohner einer Provinz an einander, und die unter ihnen herrſchende Vorliebe, für die in ihrem Lande eignen Sitten, Gewohnheiten, häuslichen und geſelligen Einrichtungen; es iſt die vorzüglich gute Meinung, die daſelbſt jeder von dem Charakter dieſer ſeiner Landsleute, und die nachtheilige, die er von Fremden hat; das Zutrauen, welches ihm zu den erſten ſeine Aehnlichkeit mit ihnen giebt, und das Mißtrauen und die Schüchternheit, welche ihm, in Abſicht der letztern, der bemerkte Abſtand ſeiner Sitten von den ihrigen einflößt.

Die Erfahrung lehrt, daß, in Abſicht dieſes Charakterzuges, ſich auch in kleinen Entfernungen die Menſchen von einander, und kleine Bezirke, von den umliegenden größern Ländern, unterſcheiden. Die Einwohner mancher Orte verlaſſen ihre Geburtsſtätte und ihre Verwandſchaften weit ungerner, und eilen weit ſchneller, ſobald ſie können, wieder dahin zurück, als die Einwohner andrer Oerter: bloß, weil ihnen unter fremden Menſchen nicht recht wohl iſt; — und, wie andre der vaterländiſchen Luft, ſo ſie des leichten und zutraulichen Umgangs ihrer alten Freunde nicht entbehren können.

Die Betrachtungen, zu welchen dieſe Art der Vaterlandsliebe, ſowohl überhaupt, als inſofern ſie auf die engern Grenzen einer Provinz eingeſchränkt iſt, Anlaß giebt, ſind folgende.

Zuerſt. Es iſt an ſich eine liebenswürdige Eigenſchaft eines Menſchen,wenn er diejenigen Perſonen vorzüglich liebt, mit denen er früh im Leben bekannt geworden, und denen er, durch viele, von ihnen empfangne, Dienſte und Gefälligkeiten, verbunden iſt. Ein ſolcher Menſch hat zeitig lieben lernen, und ſein Herz iſt der Dankbarkeit und einer ſtandhaften Freundſchaft fähig geworden. Ueberdieß muß in den Sitten des Landes, welches ſeine Einwohner ſo ſehr an die Geſellſchafter und Freunde ihrer Jugend feſſelt, und immer mit Sehnſucht zu ihren Landsleuten zurückruft, — wofern nicht Rohheit und Barbarey es von dem Umgange der übrigen Welt entfernt, irgend etwas ſeyn, welches die Zuneigung gewinnen kann, und das geſellſchaftliche Leben leicht und angenehm macht. Ich habe ſchon geſagt, daß eine gewiſſe Einfachheit der Lebensart, und das vertraulichere Zuſammenhalten der Familien, zu den Urſachen jener Vaterlandsliebe, gehören. Wenn, mit einer prunkloſen, aber geſchmackvollen Reinlichkeit, mit einer Gaſtfreyheit ohne Zwang und Aufwand, bey den Einwohnern einer Stadt, oder einer Gegend, noch die Gleichheit unter ihnen, oder auch nur der Schein derſelben ſich verbindet: ſo iſt der Zauber unnennbar, mit welchem das geſellſchaftliche Leben daſelbſt Gemüther, die nicht ſchon durch Ueppigkeit und Stolz verwöhnt ſind, an ſich zieht. Indem die beyden erſten Tugenden die mühſamen und koſtbaren Anſtalten, zum Genuſſe der Geſelligkeit, unnöthig machen, erleichtert die letzte Eigenſchaft allen ſich zuſagenden Menſchen den Zutritt zu einander. Das war vor Zeiten dein beneidenswerthes Loos, jetzt unglückliches Genf, mit welchem du deine Bürger an dich bandeſt, und ſelbſt unverdorbne Fremden, die dich beſuchten, entzückteſt! — Auch bey den Brüdergemeinden, ſcheint mir die Abneigung ihrer Glieder, an fremden Orten zu leben, und das Wohlbehagen, welches ſie, bey der Rückkehr zu ihren Pflanzörtern, empfinden, außer der Gleichförmigkeit ihrer frommen Geſinnungen, auch in der Leichtigkeit des Umgangs zu beſtehen, welche, durch Einfachheit der Lebensart und Gleichheit der Anſprüche, unter ihnen hervorgebracht wird. Allenthalben, wo ein mehr zutraulicher Ton im Umgange herrſcht, oder wo auch nur die Einwohner ſich ſchmeicheln, daß Biederkeit und gutes Zutrauen ihr Nationalcharakter ſey: da bleiben die Menſchen lieber, bey einem mäßigen Glücke, zu Hauſe, als ſie ein größeres im Auslande ſuchen.

Auch dieſe Urſache der Vaterlandsliebe, hat bey den Schleſiern, meinen Landsleuten, Statt gefunden. Sie haben ſich von je her den Charakter der Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit zugeſchrieben: und ich hoffe, daß ſie ihn verdienen, wenn ſie ihn auch mit Unrecht manchen ihrer Nachbarn abgeſprochen haben.

Indeß iſt es, zweytens, von der andern Seite eben ſo wahr, daß es oft bloß eine Folge der Schwäche im Charakter iſt, an den Gewohnheiten ſeiner erſten Jahre, und an den Familien- und Orts-Verbindungen, die der Zufall gemacht und die Zeit befeſtigt hat, dergeſtalt zu hängen, daß man ſich nie unter Fremden recht wohl befindet. Etwas träge, geiſtloſe, wenig unterrichtete und wenig wißbegierige Menſchen, die ihre Bequemlichkeit lieben, haben große Luſt, an dem Orte zu bleiben, wo ſie gebohren und erzogen ſind. Hier iſt ihnen alles bekannt; und ſie können ſich, ſo zu ſagen, unter den Menſchen und Dingen ohne Mühe zu rechte finden. Ohne großen Aufwand von Witz, Verſtand oder Kenntniſſen zu machen, können ſie doch in Geſellſchaft Unterhaltung finden und gewähren, wenn ſie nur an den Familien-Vorfällen Theil nehmen, und von den Geſchichten derſelben wohl unterrichtet ſind. Ihr Reichthum, ihr Rang und ihre Verwandſchaften beſtimmen dann ganz ihre Lage: nicht ſie ſelbſt. Iſt alſo das Glück ihnen nicht ungünſtig geweſen: ſo genießen ſie, in ihrem Vaterlande, alle die Annehmlichkeiten und Auszeichnungen, ohne Anſtrengung, die ſie ſich in der Fremde, nur durch Talente, durch den Eifer andern zu dienen oder zu gefallen, oder endlich durch großen Aufwand hätten verſchaffen können. Um deßwillen iſt alſo auch bey ganzen Völkerſchaften, die, mit Lebhaftigkeit des Temperaments, Fähigkeiten des Geiſtes und eine gewiſſe Gewandheit der Sitten verbinden, das Herumreiſen und Auswandern ſehr gewöhnlich: dahingegen man von andern Nationen, deren Temperament phlegmatiſcher, der Geiſt weniger thätig, die Lebensart einförmiger und durch unabänderliche Gewohnheiten mehr beſtimmt iſt, ſelten einen Menſchen in der Fremde herumziehn, am wenigſten ſich daſelbſt niederlaſſen ſieht. Gegen Einen Spanier fand man von je her durch ganz Europa zehn Franzoſen, als Reiſende oder Ausgewanderte. Die Lombarden zerſtreuten ſich in alle Handelsſtädte; die Neapolitaner blieben zu Hauſe.

Dieſe Neigung der Menſchen, an dem Orte ihrer Geburt zu bleiben, und unter der Geſellſchaft, in der ſie zuerſt in der Welt auftraten, ihr ganzes Leben zuzubringen, kann zuerſt von Seiten des Einfluſſes, den ſie auf das Beſte des Staats, und dann von Seiten deſſen, welchen ſie auf das Glück der Privatperſonen hat, betrachtet werden.

Für einen großen Staat iſt es ſicher ein Uebel, wenn die Einwohner der einen Provinz zu abgeneigt ſind, ihre Wohnung in andern Provinzen aufzuſchlagen, und Aemter, die ihnen daſelbſt aufgetragen werden, anzunehmen, oder Gelegenheiten, ihr Glück zu machen, die ſich ihnen daſelbſt darbiethen, zu benutzen.

Dadurch wird erſtlich der Regent zu ſehr gehindert, die Menſchen da anzuſtellen, wo ſie am nützlichſten ſeyn können. Um junge Leute von Talent ſchnell zu verſorgen und in Thätigkeit zu ſetzen, hat er alsdann weniger Auswege. Denn wenn ſie ſich zuweilen an dem einen Orte anhäufen, an dem andern fehlen, an keinem aber gerne auswandern und die Ihrigen verlaſſen: ſo müſſen an dem erſten viele geſchickte Candidaten lange amtlos bleiben, an dem letztern die Aemter mit mittelmäßigen Subjecten beſetzt werden. Für den Staat geht alſo das Feuer und die Jugend jener verlohren: und durch dieſe wird oft ſeinen Angelegenheiten geſchadet, Und zu dieſer erſten Betrachtung geſellt ſich eine zweyte, die in ein noch größeres und dauerhafteres Intereſſe des Staates eingreift. Zur Vervollkommnung der Menſchen überhaupt, trägt, nähmlich, die Miſchung des Ungleichartigen unter ihnen viel bey: und es iſt ein Mittel, unter Nationen Freundſchaft und Einigkeit zu ſtiften, wenn ſie ſich einander genau bekannt werden. Wenn alſo einem großen Staate an keinem Endzwecke mehr gelegen iſt, als an dem, die beſte Ausbildung ſeiner Volksmaſſe im Ganzen zu befördern, und, zwiſchen den verſchiednen Abtheilungen derſelben, die möglich größte Harmonie hervorzubringen: ſo muß ihm auch, an einem Hauptmittel zu dieſem Zwecke, — an dem Umlaufe ſeiner Bürger, wenn ich ſo ſagen darf, — und alſo an der Geneigtheit derſelben gelegen ſeyn, ſich in andre Provinzen verſetzen zu laſſen, und ſich mit den Einwohnern derſelben, durch Aufenthalt unter ihnen, durch Umgang und durch Heyrathen, zu verbinden. Nur durch ſolche kleine Wanderungen der Bürger innerhalb der Grenzen ihres Staats, nur durch dieſes Durchkreuzen der in ihm wohnenden Menſchen-Racen, kann der wahre und faſt einzige Nutzen, den die Erweiterung der bürgerlichen Geſellſchaft, und das Zuſammenfaſſen vieler kleiner Gemeinweſen unter eine gemeinſchaftliche Regierung gewähren kann, erhalten werden: der Nutzen, meine ich, daß ungleichartige Menſchen verähnlichet, und dadurch dem Ideal der Menſchheit, das heißt der Vollkommenheit, näher gebracht, — oder daß gegen einander aus Vorurtheil übelgeſinnte Menſchen ſich wechſelſeitig genauer bekannt, und auf dieſe Weiſe zur Verträglichkeit, oder zur wirklichen Achtung und Liebe, umgeſtimmt werden. Eben weil jede Provinz ihre eigenthümlichen Gaben von der Natur erhalten, und durch den Lauf der Zeit, durch die Vorfälle, welche ſie betroffen haben, und durch den Charakter ihrer Einwohner, ihre beſondre Wendung in der Cultur genommen hat: eben deßwegen iſt es, zur Beförderung der allgemeinen Vollkommenheit und der allgemeinen Glückſeligkeit des ganzen Staats, nützlich, daß eine Provinz ſich der andern ſo genau bekannt mache und ſo vollkommen mittheile, als es nur möglich iſt; welches aber nicht bloß geſchieht, wenn eine der andern ihre Waaren, ſondern hauptſächlich, wenn ſie einander ihre Einwohner, — ihr koſtbarſtes Product — zuſenden. Eben weil, in dem Charakter jeder Völkerſchaft, ſich nach und nach gewiſſe eigne Tugenden und Fehler eingefunden haben, iſt es für die ſittliche Verbeſſerung großer Nationen nützlich, wenn dieſe Charakterzüge ſich in ihnen miſchen, oder an einander abſchleifen: und dieſes iſt nur dann möglich, wenn Menſchen, die in der einen Völkerſchaft gebohren und gebildet ſind, häufig in die andern übergehen, und daſelbſt gleichſam Muſter ihres Nationalcharakters und ihrer vaterländiſchen Erziehung aufſtellen. Je mehr es in einem großen Reiche gewöhnlich wird, daß die Eingebohrnen der einen Gegend ſich in andern, als Gewerbs- oder Handels-Leute, niederlaſſen, oder daſelbſt ihr Glück ſuchen; je häufiger die Staatsbeamten, welche der einen Provinz vorſtehn, aus den Candidaten genommen werden, welche die übrigen Provinzen liefern; je mehr ſich endlich die Familien der verſchiednen Provinzen durch Heyrathen mit einander verſchwägern: deſto ſchneller erwächſt, aus der Verbindung der guten Züge, in dem Charakter der dem großen Staate einverleibten Völkerſchaften, und aus dem Widerſtande, den die ſchlechten und fehlerhaften Eigenſchaften derſelben, bey fortgeſetztem Umgange, einander leiſten, ein allgemeiner Nationalcharakter, oder der Geiſt eines ächten Staatsbürgers, der vollkommner und ausgebildeter iſt, als der Charakter irgend einer einzelnen Völkerſchaft, auch der am weiteſten in der Cultur vorgerückten, war. Dieſer wohlthätige Endzweck wird ohne Zweifel, durch die Verſetzung der Beamten aus einer Provinz in die andere, noch weit wirkſamer, als durch die Wanderungen der Gewerbsleute, befördert: weil der Einfluß, den der Charakter und die eigenthümlichen Beſchaffenheiten eines Richters, eines Finanzverwalters, oder überhaupt einer obrigkeitlichen Perſon, auf die Geſellſchaft, unter welcher ſie dieſe verſchiednen Geſchäfte verrichtet, haben, größer iſt, als der Einfluß, den ein Kaufmann, oder Künſtler auf ſeine Kunden, und ausgebreiteter, als der, welchen ein bloßer Privatmann auf ſeine Freunde, oder Verwandten hat. Wie viel leichter wird es überdieß einem Landesherrn, jedes in ſeinem Staate erledigte Amt vollkommen gut zu beſetzen, wenn es ihm erlaubt iſt, die Perſon, welcher er es anvertrauet, aus der ganzen Anzahl ſeiner Unterthanen auszuwählen, als wenn er darauf eingeſchränkt iſt, ſie jedesmahl in dem engen Bezirke der Stadt, oder der Provinz aufzuſuchen, wo der Wohnſitz des Beamten ſeyn ſoll. Dieſer Operation der Regierung nun, welche die Naturgaben und die Tugenden, die ſich in der einen Provinz ausgebildet haben, braucht, um einer andern dadurch Gutes zu erweiſen, und welche überhaupt Geſchicklichkeit und Einſicht, an jedem Orte aufſucht, wo ſie zu finden, und an jedem Orte zu Geſchäften anſtellt, wo ſie nöthig ſind: dieſer Operation der Regierung legt jene Anhänglichkeit der Provinzial-Einwohner, an ihren Geburtsort und an ihre Landsleute, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Denn eine ſolche Verpflanzung der Menſchen ohne ihre Einwilligung vorzunehmen, iſt weder gerecht noch nützlich. Nicht gerecht, weil ein gewiſſes Gut, die Ruhe und Zufriedenheit des Individuums, einem noch unbeſtimmten und unſichern, — dem wohlthätigen Einfluſſe dieſer Verſetzung auf das allgemeine Staatsbeſte, aufgeopfert wird. Nicht nützlich, weil auch der Menſch, vom fähigſten Kopfe und vom redlichſten Herzen, doch nicht mit eben dem Eifer und guten Erfolge da arbeitet, wo er mit Widerwillen iſt, als da, wo er ſich völlig befriedigt befindet; weil wenigſtens Beamte, die ungern dem Rufe der Regierung in fremde Orte gefolgt ſind, durch die Sehnſucht nach dem Vaterlande, zu zeitig den Geſchäften und dem Dienſte des Staats entzogen werden, indem ſie immer geneigt bleiben, bey der erſten ſich darbiethenden günſtigen Gelegenheit, in den Schooß der Ihrigen zurückzukehren.

Betrachtet man, zweytens, jene Anhänglichkeit, in Rückſicht auf das Glück der Privatperſonen ſelbſt, welche dieſen Charakterzug haben: ſo fällt die Beurtheilung verſchieden aus, nachdem die Geiſteskräfte und die Lage dieſer Perſonen verſchieden ſind.

Es iſt gewiß, daß für Menſchen ohne ſonderliche Naturgaben, ohne ſie auszeichnende Vorzüge in ihrem Aeußern, oder in der Ausbildung ihres Geiſtes und in ihren erworbnen Kenntniſſen, es am vortheilhafteſten iſt, zu Hauſe zu bleiben, oder wenn ſie ſich, ihrer Studien wegen, oder überhaupt zur Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf, eine Zeit lang in der Fremde aufgehalten haben, wieder ins Vaterland zurückzukehren. Hier finden ſie doch gemeiniglich, unter ihren Verwandten und Freunden, irgend einen ſichern Beyſtand zu ihrem Fortkommen, den ſie ſich anderswo nicht zu verſchaffen wüßten. Hier können ſie auch noch in einer eingeſchränkten Sphäre nützlich werden, und ihres Lebens im Umgange mit alten Bekannten froh genießen. Sind ſolche Menſchen zugleich Glieder von zahlreichen und angeſehnen Familien; ſtehen ſie, durch ihre Geburt und Verwandſchaft, oder durch zufällige Ereigniſſe ihrer Jugend, in Verbindung mit Perſonen von Einfluß und Anſehn: ſo würden ſie, durch eine Auswanderung in eine fremde Provinz, wohin ſie nichts, als ihre eigne Mittelmäßigkeit, mitbrächten, augenſcheinlich verlieren. Für Menſchen dieſer Art iſt die inſtinctartige Neigung, welche ſie an ihre Heimath feſſelt, und ſelbſt das Vorurtheil, welches ihnen jeden andern Aufenthalt, außer ihrem Geburtsorte, als unangenehm vorſtellt, und ſie jeder andern Menſchengattung, außer ihrem Familien-Kreiſe, abgeneigt macht, nützlich.

Ganz anders hingegen iſt es mit jungen Leuten, von natürlichen Fähigkeiten und einem thätigen Geiſte, beſchaffen, die, durch ihre Anlagen und ihre erworbnen Geſchicklichkeiten, auf ein größeres Glück und einen ausgebreiteteren Wirkungskreis, als zu welchem ſie gebohren waren, Anſpruch machen können. Für dieſe, durch Reichthum und Familien-Verbindungen in ihrer Heimath nicht unterſtützten, aber durch ihre perſönlichen Annehmlichkeiten, ihren Verſtand und ihre Kenntniſſe, allenthalben empfohlne Menſchen, biethet das Ausland, oder eine fremde Provinz, gemeiniglich größre Ausſichten, als ihr Geburtsort, dar. Von ihnen redet das Sprichwort, welches ſagt, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gilt. Man ziehe die Erfahrung zu Rathe. An dem Orte, wo man einen Menſchen, als Kind, als einen unbedeutenden Knaben, vielleicht als rohen, oder muthwilligen Jüngling gekannt hat, wo man ihn mit einer Familie geringen Standes verwandt, und mit Leuten, die ſich in den Sitten und der öffentlichen Achtung nicht über das Gemeine erheben, vertraut umgehn ſieht: da wird es ihm weit ſchwerer, ſeine perſönlichen Vorzüge zu Erhöhung ſeines Glücks geltend zu machen, als da, wo er, ohne irgend einen Anhang um ſich zu haben, ohne irgend eine ihm nachtheilige Erinnerung aus vergangnen Zeiten zu erwecken, ganz allein auftritt, und nur, durch ſeine perſönlichen und durch ſeine gegenwärtigen Eigenſchaften, Eindruck macht. Wenn er unter Fremden auf einmahl, mit allen den Kräften des Geiſtes ausgerüſtet, und mit allen den Annehmlichkeiten geſchmückt, erſcheint, zu welchen zwar ſchon die Anlagen in ſeinen erſten Jahren vorhanden ſeyn mochten, die ſich aber doch erſt nach und nach durch die Zeit entwickelt haben: ſo zieht er die Aufmerkſamkeit der Menſchen weit mehr auf ſich, und erregt deßwegen auch weit größere Bewunderung, als unter ſeinen alten Bekannten, die ſeiner Erziehung und ſeiner allmähligen Ausbildung zugeſehen haben. Für jene iſt er eine Art von Erſcheinung, die ſie in Verwunderung ſetzt, und ein neu erworbnes Gut, welches ihnen Freude macht. Für dieſe iſt er ein alltägliches Beyſpiel der Früchte des Fleißes und einer guten Erziehung; und zugleich ein altes Eigenthum, an deſſen Brauchbarkeit, oder Annehmlichkeit ſie längſt gewöhnt ſind.

Beſonders iſt der Unterſchied des Eindrucks, den ein junger, fähiger Mann, von unbekanntem Herkommen und ohne Glücksgüter, in der Fremde, und den er in ſeinem Vaterlande macht, bey den Großen, bey den Perſonen von Rang und Einfluſſe, und alſo bey denjenigen merklich, welche zu ſeiner Beförderung am meiſten beytragen können. Dieſe ſind gewohnt, an dem Orte, wo ſie leben, jeden Menſchen nur ſo viel werth zu halten, als die Familie, wozu er gehört, in der Geſellſchaft gilt. Auch einen geſchickten Candidaten glauben ſie daher mit einer

Subalternenſtelle hinlänglich belohnt, wenn dieſe dem Range, in welchem er bisher gelebt hat, und dem Anſehn, deſſen ſeine ſämtliche Verwandten genießen, angemeſſen iſt. Einen ihnen völlig Unbekannten, von gleichen Anſprüchen und Geſchicklichkeiten, ſind ſie weit eher geneigt, zu den höhern Aemtern ihres Departements zuzulaſſen. Die Unwiſſenheit, in der ſie, in Abſicht des Herkommens und der Familien-Verbindungen eines neuen Ankömmlings, ſind, ſtört ſie in ihrer Achtung gegen ihn weit weniger, als die genaue Kenntniß, die ſie, von der urſprünglichen Niedrigkeit, oder der Mittelmäßigkeit ihres Mitbürgers, haben. Es giebt Hauptſtädte in Deutſchland, wo die Großen die fremden Gelehrten und Künſtler gerne in ihre Geſellſchaft ziehn und mit Höflichkeiten überhäufen, indeß ſie verdienſtvollere Männer derſelben Claſſen, die neben ihnen wohnen, vernachläßigen. Sie ſehen nähmlich bey den erſten lediglich auf das Talent, welches ſie ehren, oder auf die Gaben des Umgangs, woran ſie ſich vergnügen wollen: in den letztern auf alle die häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe, durch welche ſie von ihnen entfernt werden. Die Fremden ſind für ſie nichts, als Gelehrte und Künſtler; die

Einheimiſchen ſind zugleich Bürger einer gewiſſen Claſſe, Verwandte einer gewiſſen Familie, Zöglinge einer gewiſſen Schule, Anhänger einer gewiſſen Partey. Sie fürchten, durch den Umgang mit dieſen, zugleich in Verbindung mit Leuten zu gerathen, die ſie entweder weit unter ſich glauben, oder denen ſie nicht wohlwollen. Der Umgang mit jenen Fremden ſchränkt ihre Verbindung bloß auf die Perſonen der Fremden ein: und ſcheint alſo ohne Folgen, im bürgerlichen Leben, zu ſeyn, indem er zugleich Annehmlichkeiten im geſellſchaftlichen für ſie hat.

Dazu kommt, daß ein Menſch, von Kopf und thätigem Geiſte, ſich ſelbſt unter Fremden mehr anſtrengt, um ſich in ſeinem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen: daß er ſich aber unter ſeinen alten Bekannten abſpannt, und daher im Vaterlande, wo er weder ſich um die Gunſt der Menſchen zu bewerben, noch ihr Urtheil von ſich feſtzuſtellen Urſache zu haben glaubt, oft wirklich mittelmäßiger, als im Auslande, erſcheint. Wenn ein junger Menſch, von der Univerſität, oder von ſeinen Reiſen, in den Schooß ſeiner Familie und in alle ſeine alten Verhältniſſe zurückkehrt: ſo kehrt er auch gemeiniglich zu ſeinen alten Gewohnheiten, und in den ganzen Gang des Lebens zurück, der unter ſeiner Claſſe und in ſeiner Familie herrſcht. Dadurch nimmt er wieder manche Vorurtheile und Fehler an, die er in der Fremde ſchon abgelegt hatte, und die Züge einer feinern Geiſtesbildung, die ihm in einem ausgebreitetern Umgange mit der Welt waren eigen geworden, verwiſchen ſich wieder, in dem engern Geſellſchaftskreiſe, in den er, in ſeiner Heimath, von neuem eingeſchloſſen wird. Zu gleicher Zeit wird auch das Urtheil, welches die ihn umgebenden Menſchen von ihm fällen, von neuem wieder durch die Gewohnheit und das Herkommen beſtimmt, und richtet ſich mehr, nach ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, als nach ſeinen perſönlichen Eigenſchaften. Und ſo geſchieht es, daß er oft, in Rückſicht beyder, in Abſicht ſeines Verdienſtes ſowohl, als in Abſicht ſeines Glücks, im Vaterlande auf einer niedrigern Stufe zurückbleibt, als er unter Fremden erreicht hätte.

Die praktiſche Anwendung, die von dieſen Betrachtungen zu machen iſt, kann nun unmöglich in der Regel beſtehn, daß alle fähige Menſchen aus ihren Geburtsörtern auswandern und in der Fremde ihr Glück ſuchen ſollen. Wenn ich die Vortheile auseinanderſetze, welche dem Menſchen, ſo wie jeder andern Art der Naturproducte, die Verpflanzung in einen andern, als ſeinen urſprünglichen Boden bringt: ſo kann es nicht meine Meinung ſeyn, daß der Ehrgeitz, — die Begierde ſeine Talente geltend zu machen, oder einer gewiſſen, ſeiner Geburt und Familie anklebenden Niedrigkeit loszuwerden, — den Menſchen, in der Wahl ſeines Wohnorts und der Laufbahn, in der er ſein Glück ſucht, allein beſtimmen ſoll. Ich ſage nicht, daß es gut wäre, wenn vorzügliche Gaben und die Früchte eines anhaltenden und glücklichen Fleißes, den Gegenden, wo ſie entſtanden ſind, und wo ſie die erſte Hülfe zu ihrer Entwicklung bekommen haben, immer entzogen würden; oder daß es einem hoffnungsvollen Jünglinge immer erlaubt ſey, die Wünſche ſeiner Familie, die ihn zu ihrem Beyſtande, oder ſeines Vaterlandes, das ihn zu ſeinem Dienſte zurückruft, — wegen ungewiſſer Ausſichten auf ein in der Ferne zu machendes größeres Glück, — von ſich zu weiſen. Die Folge jener Theorie iſt nur dieſe: daß ſolche örtlichen Meinungen und Gewohnheiten, welche machen, daß die Einwohner einer

Provinz, oder Stadt, ſich vor jeder Veränderung ihres Wohnortes, auch innerhalb der Gränzen ihres Staats, ſcheuen, daß ſie ungern dem Rufe der Regierung und der Vorſehung in entfernte Provinzen folgen, daß die Eltern und Familien die Entfernung ihrer Kinder und Zöglinge, auch wenn ſie augenſcheinlich zu deren Glücke gereicht, fürchten und zu verhindern ſuchen, und daß die Jünglinge von ſelbſt zu den Ihrigen, ſo ſchnell als möglich, zurückeilen, auch wenn ſie noch eine Ausbildung unter Fremden nöthig hätten, und unter dieſen eine größre Unterſtützung finden würden; — daß, ſage ich, eine ſolche, mehr 'inſtinctartige als vernünftige und ſittliche, Anhänglichkeit der Menſchen an ihren Geburtsort, oft den Individuen eben ſo nachtheilig, als dem gemeinen Beſten hinderlich ſey.

Ich ſchließe dieſen Aufſatz, mit einem noch allgemeinern Reſultat, von der darin angeſtellten Unterſuchung. — Nachdem ſich, durch Urſachen, die in der Natur der Dinge liegen, und durch Zufälle, die faſt in allen Orten der Erde und zu allen Zeiten ſich eingefunden haben, die bürgerlichen Geſellſchaften, die anfangs in einem engen Raume eingeſchloſſen waren, und eine überſehbare Anzahl von Menſchen umfaßten, außerordentlich erweitert worden ſind; — da jetzt faſt alle Staaten des geſitteten Europa, in welche wir die Einwohner deſſelben vertheilt und vereinigt ſehn, große Staaten ſind, die mehrere, ehedem getrennte und von einander unabhängige, Länder unter ſich begreifen: ſo fragt ſich, welches iſt die moraliſche Geſinnung der Bürger, die zu dieſer ihrer politiſchen Lage am beſten paßt; und mit welcher ſie am meiſten geſchickt werden, die wohlthätigen Endzwecke, welche jene Erweiterung des politiſchen Vereins, für den ganzen Körper des Staats und für ſie ſelbſt, haben kann, erreichen zu helfen. Unmöglich kann es dieſer Lage angemeſſen, und zu dieſen Endzwecken beförderlich ſeyn, wenn in jedem der kleinen Ländchen, die ehedem von eignen Völkerſchaften bewohnt, und von unabhängigen Mächten regiert wurden, dieſelbe ausſchließende Liebe der Einwohner für Ort, Verfaſſung und Menſchen innerhalb dieſer engen Grenzen, fortdauert, welche zu der Zeit vorhanden war, als ſie, von allen ihren Nachbarn getrennt, und unter ſich zu Schutz und Trutz vereinigt, in jenen, lauter Nebenbuhler und Feinde, in ihren Landsleuten, ihre einzigen Freunde und

Vertheidiger fanden. Schon der Umſtand, daß dieſe, auf einen ſo engen Raum eingeſchränkte, Vaterlandsliebe eine Folge von einer Ordnung der Dinge war, die jetzt aufgehoben iſt; daß ſie zu jener Zerſtückelung der Staaten, und Abſonderung kleiner Völkerſchaften paßte, und während derſelben etwas Gutes bewirkte: ſelbſt dieſer Umſtand läßt vermuthen, daß ſie, bey der gegenwärtigen veränderten Lage der Nationen und Staaten, unſchicklich und ſchädlich iſt; und daß ſie dem Guten, welches aus dieſer Lage entſtehen kann, Hinderniſſe in den Weg legt. Und ſo findet es ſich auch in der That, wie ſich aus den Betrachtungen ergiebt, welche ich bisher angeſtellt habe.

Wenn man die Ungerechtigkeiten bedenkt, durch welche dieſe Erweiterungen der Staaten ſo oft geſchehen ſind; wenn man ſich des Blutvergießens, der Verwüſtungen und aller der Uebel langwieriger Kriege erinnert, welche gemeiniglich vorhergiengen, ehe unabhängige Staaten ſich einer gemeinſchaftlichen Regierung unterwarfen, oder eiferſüchtige Nationen zu einem gemeinen Weſen zuſammentraten; wenn man alles das Mißvergnügen bedenkt, welches ſolche Veränderungen bey den Einwohnern der Länder anfangs unausbleiblich erregen, und die Aufopferungen, welche ſie ihnen koſten: ſo kann man nicht eifrig genug wünſchen, daß der einzige Erſatz, durch den ſo große Uebel vergütet werden können, durch nichts gehindert werden möge. Und worin beſteht dieſer Erſatz? Ohne Zweifel darin, daß, bey der Vergrößerung der Staaten, mit der Zeit, zwiſchen einer größern Anzahl von Menſchen und auf einem größern Raume des Erdbodens, bürgerliche Einigkeit geſtiftet, und eine National-Aehnlichkeit hervorgebracht wird; darin, daß es nun größre Menſchenhaufen als ehedem giebt, deren Glieder ſich unter einander als Freunde, — und wenigere, die ſich gegenſeitig als Feinde anſehen; und daß nun Einſichten, Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, ſo wie Waaren und Reichthümer, ſchneller und ungehinderter in einem weitern Kreiſe umlaufen. Aber wenn dieſer, aus der Größe der Staaten unſtreitig zu erwartende, Vortheil den Einwohnern derſelben zu Theil werden ſoll: ſo muß die politiſche Verbindung einer gemeinſchaftlichen Geſetzgebung und Regierung, durch das ſittliche Band der Liebe und Zuneigung, unterſtützt werden. Nicht bloß die Gränzſteine müſſen niedergeriſſen ſeyn, welche ehedem die verſchiednen Gerichtsbarkeit der Länder anzeigten, ſondern auch die Abtheilungen und Einſchränkungen müſſen aufgehoben werden, welche die Menſchen ehedem, jenen Abgränzungen zufolge, in ihrer Menſchenliebe gemacht hatten. So wie der Menſch Bürger eines größern Staats wird: ſo müſſen auch, wenn er in dieſer neuen Lage ſchicklich handeln, und ſo glücklich, als ſie es erlaubt, ſeyn will, ſeine Begriffe ſich vervielfältigen; ſeine Kenntniſſe müſſen ſich auf einen weitern Umfang der Natur und des Menſchengeſchlechts erſtrecken; und ſein Herz muß ſich zu Empfindungen eines allgemeinen Wohlwollens erweitern. Kann er wohl, als wahres Glied eines politiſchen Körpers, angeſehen werden, ſo lange er von deſſen übrigen Gliedern weder die Beſchaffenheiten weiß, noch ihren glücklichen oder unglücklichen Zuſtand mitfühlt; — ſo lange weder beobachtende Aufmerkſamkeit, noch theilnehmende Sympathie ihn mit denſelben zuſammenknüpft? Dahin kann es freylich niemahls kommen, und dahin können auch die Wünſche des, am meiſten weltbürgerlich geſinnten, Philoſophen nicht gehn: daß die Menſchen für das Land, wo ſie ihre erſten und froheſten Tage zubrachten, und für die Geſellſchaft, in welcher ſie ihre älteſten und vertrauteſten Freunde haben, nicht eine beſondre

Zuneigung behalten ſollten; die ſie auf kein anderes Land übertragen, ſo wohl es ihnen darin gehn mag, und ſo ſehr ſie Urſache finden, deſſen Einwohner zu ſchätzen. Sie müßten, wenn ſie ganz kalt gegen dieſe Erinnerung wären, auch die Dankbarkeit vergeſſen, die ſie ihren Eltern, den Ernährern und Pflegern ihrer Kindheit, den Wohlthätern und Lehrern ihrer Jugend, ſchuldig ſind. Wie könnte ein Herz für Menſchenliebe überhaupt empfindlich werden, das in den erſten Jahren, wo es neuen Eindrücken am meiſten offen ſteht, und in der Entwickelung ſeiner Anlagen am ſchnellſten fortſchreitet, ungeübt, in den Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit, geblieben wäre? Wenn aber der Menſch, von Perſonen und Dingen, gleich bey ſeiner Geburt und in ſeiner früheſten Kindheit, angezogen, und für dieſelbe mit Zuneigung und Sympathie erwärmt worden iſt: ſo kann es auch nicht fehlen, daß nicht dieſe Gegenſtände das Recht der erſten Liebe ſich zueignen, und einen Vorzug, vor dem, was ihm in ſpätern Zeiten Liebenswürdiges vorkommt, oder Gutes wiederfährt, behalten ſollten. Zu einem Herzen, deſſen erſte Plätze von Eltern, Verwandten und Landsleuten ſchon ganz eingenommen ſind, können Fremde und Ausländer allerdings ſchwerer Zutritt finden. Daher gerade eine natürliche Anlage zur Zärtlichkeit oft einen Menſchen von neuen Bekanntſchaften entfernt, und ihm fremde Oerter verleidet, weil er ſich im Umgange mit den alten völlig befriedigt findet. — Auch iſt in der Regel allerdings der Zuſammenhang, den in einem großen Staate ein Bürger der mittlern und untern Stände, mit dem Staate im Ganzen, hat, nur mittelbar, und wird erſt durch die Verhältniſſe geſtiftet, in welchen er mit ſeiner Stadt oder ſeiner Provinz ſteht. Er nimmt, als Eigenthümer oder Gewerbsmann, nur inſofern Antheil an dem allgemeinen Wohl, als auch die Gegend, wo er ſeine Güter hat, oder ſeinen Arbeitsfleiß anwendet, im Flor iſt. Er dient, wenn er ſeine Privatgeſchäfte treibt, oder örtliche Aemter verwaltet, dem gemeinen Weſen nur inſofern, als er dem kleinen Theile deſſelben nützlich iſt, in deſſen Mitte er ſich aufhält und in deſſen Gränzen ſein Wirkungskreis eingeſchränkt iſt. Indeß bleibt es doch nicht weniger ausgemacht, daß, wenn ein großer Staat das äußerſte Ziel ſeiner Stärke und ſeines Reichthums, und deſſen Bürger den höchſten Grad von Glückſeligkeit erreichen ſollen, wozu die vermehrte Anzahl der dazu Mitwirkenden zu führen im Stande iſt, die Geſinnungen und die Grundſätze der Bürger der Größe ihres Wirkungskreiſes angemeſſen ſeyn müſſen. Dieß geſchieht aber nur alsdann, wenn in ihren Gemüthern diejenige allgemeine Verbindung, welche zwiſchen allen Einwohnern des Staats, — durch die Einheit der Regierung, durch das Gemeinſchaftliche einer gewiſſen Staatsverfaſſung, durch die gleiche Anhänglichkeit an die Familie, oder die Perſon des Regenten, durch die Theilnehmung an den Gefahren und der Noth derſelben Kriege und an den Vortheilen derſelben Friedensſchlüſſe und Tractaten, hauptſächlich aber durch die Abhängigkeit von einer und derſelben Geſetzgebung — geſtiftet wird, wenn, ſage ich, dieſe große und den ganzen Staat umfaſſende Verbindung über jene kleinere und eingeſchränktere, die, — vom Orte, von Familienverbindungen, von den erſten Eindrücken der Jugend, von dem ſinnlichen Anblicke der Natur, von der langen Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden, von der Gewohnheit und zum Theile ſelbſt von dem eigenthümlichen Nahmen der Provinz, deren Landsmann man ſich nennt, — abhängt, die Oberhand bekommt.

Die Abſonderung der Staaten, und die Schranken der menſchlichen Faſſungskraft, die auch zugleich die Gegenſtände, auf welche ſich ſeine Neigungen erſtrecken können, begränzen, machen es unvermeidlich und ſelbſt nützlich: daß jeder Menſch, an einem gewiſſen Theile ſeines Geſchlechts, mit größrer Ergebenheit hängt, als an den übrigen; daß er, an dem Flor und dem Anbau eines gewiſſen Platzes auf dem Erdboden, einen lebhaftern Antheil nimmt, als an allen andern Gegenden deſſelben; daß er jene Geſellſchaft und dieſen Raum vielleicht noch etwas über die Gebühr ſchätzt, und den übrigen, aus Unwiſſenheit, nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt; und daß er nicht bloß das Beſte dieſer Menſchen und dieſer Länder an ſich wünſcht, ſondern daß er auch verlangt, und zuweilen ſchon vorausſetzt, daß ſie einen Vorzug, vor allen andern Menſchen und Ländern, haben ſollen. Aber dieſe Parteylichkeit, auf welcher die Vaterlandsliebe guten Theils beruht, muß, in den Einſchränkungen, die ſie dem allein ganz untadelhaften Princip der Handlungen, — der allgemeinen Menſchenliebe, — giebt, wenigſtens dem Laufe der Dinge und den Revolutionen der Staaten nachfolgen, und ſich, mit der Größe dieſer letztern, erweitern. Sie muß aufhören, ſich nach bloßen Nahmen und willkührlich gewordnen

Abgränzungen zu richten, die weder Menſchen von verſchiednem Nationalcharakter, noch Regierungen von entgegengeſetztem Intereſſe mehr abſondern, und, mit ihrer Verengerung der menſchlichen Herzen, wenigſtens bey den Gränzen ſtehn bleiben, wo ein wirklicher und merklicher Unterſchied, in der Natur und den Einwohnern der Länder und dem Geiſte ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen, anfängt. Nachdem ſich, aus den unzähligen kleinen Dynaſtieen, in welche Europa noch im Mittelalter zerſtückelt war, Monarchieen, wie die Preußiſche oder Oeſterreichiſche, gebildet haben: ſo müſſen die Unterthanen derſelben aufhören, auf den Nahmen eines Schleſiers oder Pommern, eines Böhmen oder Ungarn, einen Werth zu legen; und ſie müſſen nur noch den Stolz eines Bürgers der Preußiſchen oder Oeſterreichiſchen Monarchie kennen. Mag doch noch, wenn es nicht anders ſeyn kann, der Oeſterreiche gegen den Preußen, der Deutſche gegen den Franzoſen, dieſer gegen den Engländer und Spanier, mit einer gewiſſen Eiferſucht erfüllt ſeyn, die für jeden wenigſtens zuweilen ein Sporn ſeyn kann, ihn zu einem muthigern Vertheidiger ſeines Vaterlandes, und zu einem ſorgfältigern Geſchäftsträger deſſelben zu machen. Aber die

Eiferſucht des Schleſiers gegen den Brandenburger, des Mähren gegen den Böhmen, des Engländers gegen den Schotten, iſt nun durchaus unſchicklich und ſchädlich geworden.

Nächſt dem, daß die Provinzen der Reiche ihre Vorurtheile und ihre Eiferſucht gegen einander ablegen, müſſen ſie auch zu einer genauern Bekanntſchaft mit einander gebracht werden. Eine Folge dieſer Bekanntſchaft wird es gewiß immer ſeyn, daß es dem Einwohner keiner Provinz mehr ſo ſchwer, als bisher, werden wird, ſie zu verlaſſen, wenn ſeine Bürgerpflicht, oder der Auftrag ſeines Fürſten ihn aus ſeinem Geburtsorte, auf einen andern Poſten im Staate, ruft; oder wenn die Hoffnung, ſein Glück zu machen, ſich für ihn an einem fremden Orte eröffnet. Eltern und Verwandte, wenn ſie, beſſer unterrichtet, aufhören die Sitten der Hauptſtadt, oder entfernter Städte und Provinzen des Staats, für ſo viel verderbter, die Lebensart derſelben für ſo viel armſeliger, als die ihres Orts und ihrer Provinz zu halten, werden ihre Söhne und Freunde auch nicht mehr ſo ungern, als bisher, von ſich laſſen. Die Vernünftigen unter ihnen werden nicht mehr, wie es noch jetzo zuweilen geſchieht, einen jungen Mann, dem ſie wohlwollen, lieber in einem geringern, ſeinen Talenten nicht angemeſſenen, Amte vergeſſen ſehen, ehe ſie ihn, zu Verfolgung einer längern und ehrenvollern Laufbahn, an Fremde abtreten ſollten.

Dieſe eigentlich patriotiſche Geſinnung, die Bereitwilligkeit, dem Staate allenthalben gerne zu dienen, wo er unſer bedarf, und wo wir unſer Auskommen und einen Wirkungskreis für unſre Thätigkeit finden, iſt in demjenigen Staate am eheſten zu erwarten, deſſen verſchiedne Theile, im Anbau und Reichthum, in der Aufklärung und der Verſittlichung der Einwohner, wirklich zu einem ſolchen Grade von Gleichheit gekommen ſind, – und die auch in Abſicht der zufälligen Eigenheiten des Nationalcharakters, der Sprache und der Religionsmeinungen, ſo viele Aehnlichkeit mit einander haben: daß der, welcher, aus einem dieſer Theile in den andern, wandert, den Unterſchied der Natur, oder der Menſchen nicht auf eine ſolche Art gewahr werden kann, die ſeine Glückſeligkeit ſtört. In dieſem glücklichen Falle befindet ſich vielleicht, mit wenigen andern, der Preußiſche Staat, deſſen gebohrner Bürger ich bin und in welchem ich jetzt lebe, vorzüglich. Für ihn paßt alſo auch die Moral, welche ich predige, in einem höhern Grade. — Da, wo die Ungleichheiten der Menſchen noch zu groß ſind, da ſind alle Verſuche, die Verfaſſungen und die Geſetze der Provinzen mit einander übereinſtimmender zu machen, zu voreilig: und die Liebe ihrer Einwohner gegen einander kann nicht allgemein, noch weniger gleich ſeyn. Es ſind indeß, in Europa wenigſtens, diejenigen Wege geöffnet, auf welchen die Menſchen der einen Gegend den Einwohnern der übrigen ihre Einſichten mittheilen können. Mit veränderten Begriffen aber hängt die Veränderung der Denkungsart und der Sitten, mit dieſen die Richtung des Fleißes, und mit dieſer Ackerbau, Künſte und Handel, ſo wie auf der andern die Annehmlichkeit des geſellſchaftlichen Lebens zuſammen. Wir ſehen daher, daß ſich ſogar große Nationen täglich einander mehr nähern, und, ſo wie ſie einander wechſelsweiſe bekannter werden, die ehedem ihnen eigne Erbfeindſchaft, oder Verachtung gegen einander ablegen, ſich gegenſeitig hochſchätzen und lieben lernen. Dieſe Urſachen, welche, auf immer wachſende Verähnlichung der Menſchen in ganz Europa, wirken, und die ihren erſten Urſprung im Handel und in den Wiſſenſchaften haben, müſſen, innerhalb der Gränzen eines und deſſelben Staats, nothwendig ſich ihrem Ziele weit ſchneller, als in getrennten Ländern, nähern. Vielleicht iſt es die natürliche Stufenfolge, in dem Fortgange des Menſchengeſchlechts zu ſeiner Vollkommenheit, daß die Vorliebe der Menſchen, für kleine Landſtriche, die ſie ihr Vaterland nennen, in den Patriotismus gegen große Staaten, und dieſer Patriotismus, in die weltbürgerliche Geſinnung und allgemeine Menſchenliebe, übergeht.

Einige
Beobachtungen
über die
Kunſt zu denken.

Ein undurchdringliches Dunkel hängt, wie über dem Urſprunge jedes Dinges, und über jeder Wirkſamkeit der Natur, durch welche ſie etwas hervorbringt, ſo auch über der Entſtehung des Gedankens, und über der ſo merkwürdigen Verrichtung des Geiſtes, in welcher der erſte Grund von allem liegt, was die Menſchen Großes und Gutes hervorgebracht haben, — der Meditation.

Von der einen Seite iſt augenſcheinlich unſer freyer Wille, unſer Vorſatz dabey wirkſam. Wir wählen die Materie, über welche wir nachdenken wollen; wir ſetzen uns ein Ziel, wohin unſre Unterſuchung gerichtet ſeyn ſoll; wir ſind völlig überredet, und bezeugen dieß durch die Art, wie wir uns ausdrücken, daß wir die Ideen-Reihe, aus welcher unſre Meditation beſteht, vorher beſtimmt, und die einzelnen Gedanken freywillig herbeygerufen haben.

Auf der andern Seite iſt die planmäßigſte Unterſuchung des Philoſophen den Eingebungen des begeiſterten Dichters, in vielen Puncten, ähnlich: und die Natur, oder der Zufall, — das Genie, oder eine höhere Macht ſcheinen dazu ihre, von der Willkühr des Menſchen nicht abhängige, Beyträge zu thun. Nicht nur das weiß oft der Philoſoph nicht, woher ihm die erſte Idee gekommen iſt, dieſen Gegenſtand gerade jetzt ſeiner Betrachtung vorzuhalten: ſondern auch die Urſachen bleiben ihm verborgen, warum, bey der Aufmerkſamkeit auf denſelben, ihm gerade dieſe und keine andre Vorſtellungen, in dieſer Ordnung, mit dieſem Ausdrucke, eingekommen ſind. Sich ſelbſt und ſeinen Vorſatz kann er für dieſe Urſache nicht anſehen. Denn wie hätte er Gedanken, die ihm noch unbekannt waren, aufſuchen und zum Ziele ſeiner Beſtrebungen machen können? — Aber eben ſo wenig weiß er eine andre Urſache der erfolgten Wirkung anzugeben. Zu zwey verſchiedenen Zeiten, vielleicht deſſelben Tages, denkt er über eine und dieſelbe Materie. Seine Aufmerkſamkeit iſt in gleichem Grade angeſpannt; ſein Vorſatz iſt gleich ernſtlich. Aber, zu der einen Zeit, bleibt ſeine Bemühung fruchtlos. Es entſteht gar keine Gedankenreihe, über den dem Geiſte vorgehaltnen Gegenſtand: oder es zeigen ſich ihm bloß zerſtückte, unordentlich durch einander geworfne Vorſtellungen, — und dieſe in einer Dunkelheit, die es ſchwer macht, ſie in Worte zu kleiden. Zu der andern Zeit, ſtrömen Gedanken und Ausdrücke ihm zu: und die Ideen, ſo wie ſie entſtehn, ordnen ſich auch, wie von ſelbſt, und verketten ſich eben ſo leicht unter einander, als ſie ſich deutlich ausdrücken laſſen. Selbſt, in zwey Augenblicken gleicher Begeiſterung, ſind die Eingebungen, welche der Menſch dadurch empfängt, nicht eben dieſelben. Oft zeigt ſich ihm, in den beyden Zeitpuncten, das Weſen der Sache ſelbſt unter verſchiedener Geſtalt: und Wahrheit und Irrthum ſcheint ihm, das eine Mahl, nicht auf derſelben Seite zu ſeyn, als das andre Mahl. Oder, wenn auch die Grundbegriffe und Grundſätze unverändert bleiben: ſo ſind doch diejenigen Theile und Verhältniſſe der Sache, welche jedesmahl vor das Auge ſeines Verſtandes treten, verſchieden. Es ſcheint, als wenn unſer Vorſatz unſrer Meditation nur die erſte, und eine ſehr unbeſtimmte Richtung gebe; eine fremde und unwiderſtehliche Gewalt aber die einzelnen Handlungen unſrer denkenden Kraft leite, und über ihren Erfolg entſcheide. Eben derjenige Theil einer Betrachtung, den wir zu der einen Zeit leer und unfruchtbar an Ideen fanden, giebt uns zur andern die reichſte Ausbeute lehrreicher und anmuthiger Gedanken, und führt uns tief in die Kenntniß des Gegenſtandes ein. Oft glauben wir, bey einer flüchtigen Ueberſicht der Materie, eine Menge neuer Aufſchlüſſe zu entdecken, und ahnden ſchon ihre Anordnung: und bey einer genauern Unterſuchung derſelben, — wenn wir anfangen das Geſundne deutlich mit Worten zu bezeichnen, — verſchließen ſich alle dieſe ſchönen Ausſichten, und die vermutheten Schätze unſer Geiſtes zeigen ſich weit geringhaltiger, als ſie uns bey der erſten Beurtheilung vorgekommen waren.

Dieſe Vereinigung der Selbſtthätigkeit mit leidentlichen Veränderungen, der Wahl mit der Nothwendigkeit, freyer Handlungen mit fremden Einflüſſen, macht, beym Denken, wie im ganzen Syſtem der menſchlichen Natur, die unauflöslichſte Schwierigkeit aus. Keine Unterſuchung wird je dieſelbe wegſchaffen. Aber die Selbſtbeobachtung kann doch einige nützliche Regeln, für den denkenden Kopf, erfinden, der dieſe ſeine Fähigkeit mehr in ſeine Gewalt bekommen, und ſie auf die von ihm gewählten Gegenſtände mit beſſerm Erfolge anwenden will.

Diejenigen Beobachtungen, welche ich in dieſem Aufſatze vorzutragen gedenke, laſſen ſich unter zwey Abtheilungen bringen. Die in der erſten betreffen das Denken überhaupt, — einige Hülfsmittel und Hinderniſſe deſſelben. Die in der zweyten betreffen die Verſchiedenheit der Methoden, durch welche ſich die Denker von einander unterſcheiden, oder zwiſchen welchen ſie zu wählen haben.

Erſte Abtheilung.

1.

Ich werde zuerſt bey mir gewahr, daß das Nachdenken, ſelbſt über die abgezogenſten Materien, nie beſſer von Statten geht, als wenn ich mir den Hauptgegenſtand, worauf ſie ſich bezieht, zuvor in der Einbildungskraft lebhaft ſowohl, als ausführlich, darzuſtellen ſuche: und je beſſer mir dieß letztre gelingt, deſto gründlicher wird die Unterſuchung, und zu deſto mehr Aufſchlüſſen verhilft ſie mir. Dieſe Vorbereitung zur Meditation iſt noch nützlicher, wenn man, an die Stelle bloßer Dichtungen der Phantaſie, die Erinnerung an Thatſachen und wirkliche Erfahrungen ſetzet. Ich will z. B. über die Geduld nachdenken. Die Zergliederung der Worterklärungen führt leicht auf bloße Wiederholung der von andern erlernten Theorie, oder auf willkührliche Verknüpfungen allgemeiner Begriffe, die nichts anders, als Hypotheſen ſind, wozu man erſt hinten drein die Beſtätigung in den Erſcheinungen aufſucht. Ich fange alſo damit an, mir das Schauſpiel eines, in großen Schmerzen, in der Entkräftung des Alters, oder bey verdrießlichen und langweiligen Arbeiten, geduldig ausdauernden Mannes, in meiner Einbildungskraſt aufzuführen, und die verſchiednen Auftritte, welche dieſes Schauſpiel enthält, recht ſorgfältig auszumahlen. Oder, wenn mir, in meinem Leben, ein Beyſpiel vorzüglicher Geduld vorgekommen iſt: ſo ſuche ich mir die Züge des Mannes, — ſein Aeußeres, und ſein Betragen überhaupt, dann ſeine unglückliche Lage, und die Leiden, welche er ertrug, endlich die Reden und Handlungen, durch die er ſeine Standhaftigkeit bewies, — in mein Gedächtniß zurückzurufen. In dieſem Bilde erblicke ich vielleicht nicht gerade die Züge, auf welche ich in der folgenden Meditation gerathe: aber durch das Anſchauen deſſelben wird die denkende Kraft gereitzt und geleitet. Sie wird gleichſam aus dem Schlummer erweckt, in welchen ſie, bald aus Schwäche des Temperaments, bald aus Mangel anziehender Gegenſtände, bey mir zu gerathen pflegt; und ſie wird, zu gleicher Zeit, von der Zerſtreuung abgehalten, vor welcher ſie die bloße Herrſchaft des Willens und der feſteſte Vorſatz nicht hinlänglich verwahren kann.

Der Dichter muß dem Philoſophen vorarbeiten, und kein Menſch kann mit ſeinem Verſtande große Dinge ausrichten, der nicht auch

Einbildungskraft genug hat, um dem Verſtande die Materialien, die er verarbeiten ſoll, in einem gewiſſen Grade ſinnlicher Klarheit darzubiethen.

2.

Eine der größten Schwierigkeiten, die ich bey meinen Meditationen gewahr werde, hängt mit dem zuvor bemerkten Einfluſſe fremder Urſachen, auf das Gelingen unſerer freyen Geiſtesthätigkeit, zuſammen: — denn auch dieſe Schwierigkeit kann nur der Zufall, oder eine günſtige Stimmung meiner körperlichen Werkzeuge hinwegräumen. Es koſtet mir nähmlich oft ſo viel, den Gang der mir von ſelbſt zuſtrömenden Ideen, mit dem vorſätzlich entworfnen Plane, den ich bey dem Anfange der Unterſuchung eingeſchlagen hatte, zu vereinigen. Dieſer Anſtoß iſt es, wo ich am öfteſten ſtrauchle: und durch ihn werde ich zuweilen völlig unvermögend, meine Arbeit fortzuſetzen. Die Reihe der Ideen kettete ſich, in dem Laufe der Meditation, dem Anſcheine nach, auf das natürlichſte und genaueſte zuſammen. Und ehe ich es gewahr werde, finde ich mich doch dadurch von dem Wege abgebracht, auf dem ich zum Ziele gehn wollte. — Jeder Fortſchritt der Unterſuchung eröffnete mir neue Ausſichten. Irgend eine derſelben zu übergehen, ſchien mir bedenklich, weil ich ſonſt Trockenheit und Armuth der Ideen, für die Behandlung meiner Materie, befürchtete. Aber ſie zu verfolgen, fand ich als einen eben ſo gefährlichen Abweg, weil ich dadurch meinen Hauptentwurf aus den Augen verlor. — Ohne Zweifel iſt dieſe glückliche Uebereinſtimmung der, durch die Einbildungskraft und das Gedächtniß herbeygeführten, Gedanken, mit dem Plane, welchen der Verſtand gleich anfangs vorgezeichnet hat, eine der Naturgaben, welche das wahre Genie auszeichnen. Daß ſie aus einer größern Vollkommenheit, ſowohl der körperlichen Werkzeuge, als der geiſtigen Anlagen, entſpringe, erhellet daraus, daß, wer überhaupt zum Selbſtdenken aufgelegt iſt, dieſe beſondre Fähigkeit, einen gemachten Plan, vermittelſt einer Reihe gleichſam von ſelbſt entſpringender, ihm eigner Gedanken, mit Leichtigkeit zu verfolgen, und ſelbſt ſeine Einfälle an die Kette ſeiner Vernunftſchlüſſe zu knüpfen, gerade in denjenigen Augenblicken bey ſich findet, wo er ſich der größten Heiterkeit ſeines Kopfs, der vollkommenſten Geſundheit und des freyeſten Spiels aller ſeiner Seelen- und Leibes-Kräfte, bewußt iſt.

Bey der geringſten Abnahme dieſer Munterkeit, und mit dem erſten eintretenden Gefühle der Ermüdung, verliert ſich auch dieſes Zuſammenſtimmen der, als Eingebung ſich plötzlich dem Gemüth darſtellenden, Ideen, mit dem vorſätzlich gewählten Gange der Unterſuchung. Und zu einer Zeit, wo der Zufluß der Gedanken ſelbſt noch nicht unterbrochen iſt, hören ſie doch ſchon auf ſich ſo leicht, wie zuvor, in den Zuſammenhang, den wir ihnen geben wollen, zu fügen.

Vielleicht iſt es die Stärke und Kraft des Wollens, welche dem Menſchen, ſo wie über andre Menſchen, ſo über ſich ſelbſt und über ſeine Gedanken, mehr Gewalt giebt. Dieſes ſtarke Wollen mag bey Leuten, von großen Geiſteskräften und einer vollkommnen Geſundheit, mehr, als bey mittelmäßigen und kränkelnden Menſchen, Statt finden. Und dadurch mögen die erſtern in den Stand geſetzt werden, auch denjenigen Verrichtungen des Geiſtes und denjenigen Bewegungen der Denk-Organe, die an ſich vom Willen nicht abhängen, doch insgeheim die Richtung zu geben, und ihrem ganzen Gedankenſyſtem den Ton, welcher mit der vorgeſetzten Abſicht harmonirt, mitzutheilen. Dieß wird dadurch wahrſcheinlicher, weil wir, durch jede Leidenſchaft, welche die Lebhaftigkeit unſers Strebens nach einer gewiſſen Abſicht ſtärkt, — weil wir durch jeden, an den Gegenſtand unſrer Unterſuchung geknüpften, größern Vortheil, — durch Zorn, oder durch den Eifer, unſern Zuhörern lehrreich und angenehm zu werden, — das Vermögen, bey dem ſchnellſten Ideengange doch von dem geraden Wege zum Ziele nicht abzuweichen, vermehrt finden. Alles, was uns, körperlich und geiſtig, in eine höhere Thätigkeit ſetzt, giebt unſern Gedanken auch mehr Zuſammenhang, und bindet ſie feſter. Sie ſind loſe und ſchweifen umher, wenn wir ſelbſt abgeſpannt und träge ſind. Der ungebildetſte Menſch, der, wenn er ruhig über eine Sache ſpricht, alle Augenblicke den Faden ſeiner Gedanken verliert und die Streitfrage verändert, wird, wenn er aufgebracht iſt, bey dem ſchnellſten Strome ſeiner Rede, doch ſeine Gedanken unter ſich und mit der Urſache ſeiner Leidenſchaft, im Zuſammenhange erhalten.

3.

Ein anderes Hinderniß, im Fortgange meines Nachdenkens, werde ich oft gewahr: und ich erkenne aus der Schwierigkeit, welche mir die Wegſchaffung deſſelben verurſacht, die Ueberlegenheit derer, welche es mit Leichtigkeit überwinden.

Dieß beſteht in dem Unvermögen, gerade das, was ich denke, nicht mehr und nicht weniger, zu ſagen; — mit einem Worte, für meine Ideen die rechten Ausdrücke zu finden.

Es iſt gewiß, daß, indem wir unſre Ideen deutlich mit Worten auszudrücken ſuchen, ihr Gehalt oft ungemein verändert wird. Wir wiſſen oft nicht genau, in der Sprache, alle die Schattirungen der Farben zu finden, die wir, zur Darſtellung der unſerm Geiſte noch in Bildern vorſchwebenden Gegenſtände, nöthig hätten. Wir begnügen uns alſo damit, etwas unſerm wahren Sinne nahe kommendes zu ſagen. Dadurch werden aber oft gerade diejenigen Theile unſrer Ideen verändert, auf welchen ihr Zuſammenhang mit einander beruhte. Die, völlig beſtimmt gedachten, Sätze wollen ſich nicht mehr ſo leicht, zu einer ununterbrochnen Reihe, vereinigen, als ſich die, noch in einem zweifelhaften Lichte geſehnen, an einander zu reihen ſchienen.

Ich rede vielleicht hier nur von den mittelmäßigen Köpfen, zu denen auch ich gehöre. Ich empfinde es, daß dieſe völlige Herrſchaft über unſre eigne Ideen, welche macht, daß wir ſie, gleich bey ihrer Entſtehung, auffaſſen, ſie, ohne daß der kleinſte Theil davon uns entwiſcht, feſthalten, und, ohne von ihrer Form das mindeſte zu entſtellen, oder zu verbergen, in Worte kleidenkönnen, — ich empfinde es, ſage ich, daß dieſe Stärke und Lebhaftigkeit der erſten Idee, welche die eigenthümlichen Worte und Ausdrücke, durch eine Art magnetiſcher Kraft, herbeyzieht, oder dieſer volle Beſitz von dem Reichthume unſrer Sprache, welcher uns dieſe Worte und Ausdrücke durch Auswahl finden läßt, ein Vorzug derſelben höhern Geiſteskräfte iſt, welche auch die Ergründung der Gegenſtände ſelbſt befördern. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß in den Augenblicken, wo meine Einſichten die hellſten ſind, die Schwierigkeiten, welche mir die Sprache in den Weg legt, um ſie auszudrücken, am meiſten verſchwinden. Ich kenne aber andere Zeiten, und leider kommen ſie am öfteſten, wo, bey der erſten Auffindung der Ideen, viele nur als Empfindungen, als Ahndungen, als unvollendete Geſtalten mir vorſchweben. Dieſe ſind es, welche, wenn ich ans Aufſchreiben komme, mir oft meinen ganzen Plan zerrütten, weil die Beſtimmungen, die ich durch die Wörter hinzufüge, oder die, welche ich auslaſſe, die Harmonie und damit die Wahrheit vernichten, welche ich in meinen, noch nicht völlig deutlich gemachten, Gedanken erblickte.

So viel ich aber hiervon auch, auf die Rechnung meiner individuellen Schwäche, ſchreiben mag: ſo iſt doch ſo viel im Allgemeinen gewiß, daß keine Sprache einer Nation alle Schattirungen, deren die Begriffe fähig ſind, vollkommen bezeichnet; daß jede nur, für gewiſſe Ideen, die am öfteſten von Menſchen dieſer Nation gedacht worden ſind, bereit liegende Formen enthält; und daß es alſo dem Selbſtdenker wiederfahren kann und oft wiederfahren muß, die Gegenſtände unter einem Geſichtspuncte zu erblicken, den er, mit der vollkommenſten Richtigkeit, in Redensarten ſeiner Sprache darzuſtellen, nicht vermag. Daß dem ſo ſey, zeigen ſchon die Verſchiedenheiten der Sprachen, wovon die eine etwas ganz klar und beſtimmt ſagen kann, was die andre, nur durch Umſchreibungen und auf eine unvollkommnere Weiſe, ausdrückt. Alle, für Deutſche unüberſetzliche, Ausdrücke des Lateiniſchen oder Franzöſiſchen, ſind beſtimmte Formen für gewiſſe Gedanken, welche die Griechen und Römer deutlicher und beſtimmter, als die Deutſchen, dachten. So wie es nun wohl geſchehen kann, daß ein deutſcher Denker, in ſeiner Meditation, auf eine ſolche Franzöſiſche, Lateiniſche, oder Griechiſche Idee geräth: ſo können ihm vielleicht auch andre, noch in keiner Sprache völlig beſtimmt ausgedrückte, und zugleich, wenn ich ſo ſagen darf, völlig undeutſche Ideen einkommen. Es gehören überdieß, zu Bezeichnung von zuſammenhängenden Gedanken, nicht bloß Wörter, ſondern auch Redensarten, Wendungen und ein gewiſſer Periodenbau. Und da, in jeder Sprache, alle dieſe Sachen ihre eignen Geſetze haben: ſo kann oft, zwiſchen meiner Art zu denken und dem Zuſammenhange, in welchem ſich mir die Verhältniſſe der Dinge zeigten, und zwiſchen den Geſetzen meiner Sprache und den, durch den Gebrauch, in ihr eingeführten Verknüpfungen der Redetheile, eine Mishelligkeit ſeyn, die nicht anders gehoben werden kann, als indem ich entweder der Sprache Gewalt anthue, oder meine Ideen verfälſche; entweder, — wie es Anfängern, die eine fremde Sprache reden, ſo oft geht, — unverſtändlich werde, oder nur die Hälfte von dem, was ich im Sinne hatte, und dieß ganz anders ſage, als es meiner urſprünglichen Abſicht gemäß war. Jeder aber, welcher fremde Sprachen unvollkommen ſpricht, weiß, wie leicht er, durch einen ſolchen verſtümmelten und verfälſchten Ausdruck ſeiner Gedanken, ſich ſelbſt und ſeine Zuhörer von dem urſprünglichen Gegenſtande abbringt, und dem Geſpräche eine ganz andre Wendung giebt, als es nach ſeiner Abſicht haben ſollte.

Weit ſeltner aber liegt die Urſache, warum wir, von unſern urſprünglichen Gedanken, bey der deutlichen Bezeichnung derſelben abweichen, darin, daß die dazu nöthigen Wörter und Redeformen in der Sprache wirklich mangeln, als darin, daß wir die Sprache nicht ſo in ihrem Umfange kennen, nicht nach ihrem ganzen Reichthume ſo gegenwärtig haben, daß wir, was in ihr verborgen liegt, aufzufinden wiſſen. Es liegt daran, daß der Actus des Denkens bey uns nicht kräftig genug, die hervorgebrachte Idee nicht lebendig und anſchaulich genug geweſen iſt, um das Gedächtniß und die Einbildungskraft, zur Erweckung aller verwandten Vorſtellungen, und alſo auch, zur Erweckung der ihrer Bezeichnung gewidmeten Wörter und Redensarten, aufzufordern. Selbſt alsdann, wenn dieſe eigenthümliche Bezeichnung unſrer Ideen endlich gefunden wird, aber erſt, nachdem ein mühſames Nachforſchen und Herumſuchen vorhergegangen iſt, wird hierdurch die Meditation geſtört, und der

Zuſammenhang der Ideen weniger leicht und fließend.

Die Fähigkeit zu ſprechen, oder die Kunſt ſeine Sprache zu brauchen, kurz, eine gewiſſe natürliche Gabe der Beredſamkeit iſt einem Philoſophen eben ſo nothwendig, als die Gabe der Meditation ſelbſt. Nicht bloß die Mittheilung ſeiner Gedanken an andre wird verhindert, wenn er ſie zu unvollkommen, oder mit einer zu mühſamen Anſtrengung, in Wörter faßt: ſondern der glückliche Fortgang ſeiner eignen Meditation wird dadurch gehemmt, der Zuſammenhang unter ſeinen Ideen wird geſtört; und es bleibt ihm, ſelbſt in den Sachen, da eine Dunkelheit, oder eine Lücke, wo er nicht deutlich, oder vollſtändig genug ſeine Gedanken zu ſagen weiß.

Wir finden daher auch, daß die großen Selbſtdenker, wenn ſie gleich auf Sprache und Styl keine beſondre Sorgfalt wenden, und ſelbſt dieſelbe zu vernachläßigen ſcheinen, doch zu gewiſſen Zeiten ſich, zu dem angenehmſten, beredteſten und ſelbſt dichteriſchen Ausdrucke, zu erheben wiſſen. Leibnitz und Kant, ſo von allem Sinnlichen abgezogen, ſo tief, ſo trocken ihre Speculationen zu ſeyn ſcheinen, ſind doch zuweilen weit reicher an Bildern, weit anziehender durch ihre Darſtellung der Sachen, als ihre Nachahmer und Commentatoren. Und es iſt auch kein Wunder, daß der eigentliche Erfinder der höchſten Speculationen, zur andern Zeit, ein angenehmer Redner ſeyn kann: weil, bey dem Selbſtdenker, Einbildungskraft und Witz immer mit dem Verſtande zugleich geſchäftig ſeyn muß; daher jene beyde Fähigkeiten auch zuweilen für ſich, in ihrer eignen Form, in redneriſchen oder dichteriſchen Erzeugniſſen, zum Vorſcheine kommen. Diejenigen hingegen, welche jene hohe Philoſophie nur von ihrem Meiſter gelernt haben, und nur ſeine Ideen anders zuſammenſetzen, können jeder andern Geiſtesfähigkeit, nur nicht einer angeſtrengten Aufmerkſamkeit und einer großen Abſtractionsgabe, entbehren. Daher auch ihr Vortrag, geſetzt auch, daß er ſprachrichtiger, beſſer geordnet, und als Lehrvortrag vollkommner ſeyn ſollte, doch viel trockner, einförmiger und ermüdender iſt, als der des Erfinders.

Vielleicht giebt es aber auch mehrere Arten des Genies; ſolche, die eine eigne Sprache für ſich haben müßten, wenn ſie ihre Ideen ganz vollſtändig, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, deutlich bezeichnen ſollten; andre, welche die ihrigen, nur durch Farben oder muſikaliſche

Töne, ausdrücken können; noch andre endlich, bey welchen ſie von ſelbſt die Formen dieſer, oder jener Sprache annehmen. Man ſieht allerdings Leute, von erfinderiſchem Kopf und reich an Gedanken, die gar nicht reden, ſondern nur machen, oder handeln können. Für dieſe ſind das geſchäftige Leben und die Künſte, nicht die Lehrſtühle der Wiſſenſchaften, nicht die Spiele der Muſen. Man findet hinwiederum auch wahre Philoſophen und Dichter, die unter der Schwierigkeit, ihre Gedanken, durch die allgemein üblichen Redensarten ihrer Sprache, andern mitzutheilen, erliegen, und daher, nur von den wenigen Leſern, ganz verſtanden und gehörig geſchätzt werden, die ihnen am Geiſte ähnlich genug ſind, um ſie bey halben Worten zu errathen. Die Schriftſteller des erſten Ranges aber, welche einen allgemeinen Eindruck, auf ihre Nation und auf ihr Zeitalter, machen, ſind unſtreitig diejenigen, die, wie Voltaire und Rouſſeau, entweder in dem Geiſte ihrer Sprache denken, oder dieſen Geiſt nach dem ihrigen zu modeln wiſſen; die entweder ihre Gedanken, ob es gleich neue und ihnen eigenthümliche Gedanken ſind, doch in die gewöhnlichſten Sprachformen einzukleiden wiſſen, ohne ihnen Abbruch zu thun; — oder die, wenn ſie, zur Bezeichnung ihrer Ideen, neue Zuſammenſetzungen der Wörter wagen, doch dieſen, durch die vollkommene Beobachtung der Sprachähnlichkeit, das fremde Anſehn zu benehmen im Stande ſind, welches ihre Verſtändlichkeit hindern könnte.

Je ſchneller dieſe Arbeit des Geiſtes, die darauf gerichtet iſt, den Gedanken durch Worte eine ſinnliche, der Mittheilung fähige Form zu geben, von Statten geht: deſto weniger wird dadurch das eigentliche Geſchäft des Nachdenkens ſelbſt geſtört. Je leichter ſich die Einfälle eines Schriftſtellers von ſelbſt, in ſprachrichtige und wohlklingende Redensarten, fügen: deſto weniger verliert das Feuer der Ausarbeitung, und deſto ungetheilter bleibt die Kraft des Genies, auf die Sachen ſelbſt und auf den Inhalt der Rede, gerichtet. Die vortreflichſten Stellen eines Buchs ſind immer diejenigen, bey welchen die Aufmerkſamkeit des Schriftſtellers einzig und allein, auf die Thatſachen, welche er zu ſchildern, oder auf die Lehrſätze, welche er vorzutragen hatte, gerichtet geweſen iſt, — Wort und Ausdruck aber ſich ihm von ſelbſt, und ohne eigne darauf gewandte Arbeit, dargebothen haben.

4.

Ein vierter Umſtand, von welchem der mehr, oder weniger glückliche Erfolg des Nachdenkens in großem Maße abhängt, iſt, ob man es lange ununterbrochen fortſetzen könne. Je mehr ein Menſch ausdauernde Kraft zu Geiſtesarbeiten, oder je mehr Herrſchaft über ſeine Aufmerkſamkeit er hat; und je längere Zeit er, demnach, eine und dieſelbe Reihe der Gedanken verfolgen kann: mit deſto größerem Glücke und mit deſto reicherer Ausbeute, wird ſeine Arbeit belohnt werden.

Aller Anfang iſt ſchwer. Das iſt von den Geiſtes-Arbeiten vorzüglich wahr. — Wenn wir zuerſt den Blick, auf einen beſtimmten Gegenſtand, richten: ſo haben hundert andre Dinge noch Beſitz von unſrer Aufmerkſamkeit. Selbſt nachdem wir uns endlich, mit Mühe und Anſtrengung, von den Gegenſtänden, die ſich unſers Gemüths bemeiſtert hatten, oder die ſich ihm in jedem Augenblicke aufdringen, losgemacht haben; ſelbſt nachdem nun die Feſtigkeit des Vorſatzes, oder der Reiz des neuen Vorwurfs die Richtung der Gedanken, in das Geleiſe des neuen Weges, gebracht hat, auf welchem ſie fortſchreiten ſollen: ſo iſt doch der Schimmer fremder und zerſtreuender Vorſtellungen noch immer im Gemüthe, und hindert, daß die neuen Ideen in voller Klarheit eines ungetheilten Lichtes erſcheinen. Das Intereſſe, welches wir an dem neuen Gegenſtande der Bearbeitung nehmen, mag noch ſo groß ſeyn: ſo wird doch unſre Neigung zu ihm erſt dann recht befeſtigt, wenn derſelbe ſich ſowohl, mit unſern ſchon geſammelten Kenntniſſen und unſern ehemahligen Ideenreihen, als mit unſern Empfindungen und Beſtrebungen, vereiniget hat. Dieſe Verbindungen aber können ſich nur, mit der Länge der Zeit, die wir auf ſeine Betrachtung wenden, entſpinnen. Auch die Einbildungskraft und das Gedächtniß, die uns, durch ein unwillkührliches Zuſammengeſellen verwandter Vorſtellungen, allen den in unſerer Seele ſchon bereit liegenden Stoff unſrer Meditation, alle, zur Aufklärung unſers Gegenſtandes, dienlichen und ſchon bekannten Gegenſtände und Wahrheiten in Erinnerung bringen ſollne, ſind anfangs träge und geben ſich mit dieſem Geſchäfte gleichſam nur unwillig ab. Iſt nun der Menſch an Geiſt und Körper ſtark genug, — wenn er einmahl den Pfad der Unterſuchung oder der Dichtung gefunden hat, — ununterbrochen auf demſelben, ohne viele Erhohlungen, und alſo ohne Einmiſchung fremder Gegenſtände fortzugehn: ſo erwärmt ſich mit jedem Schritte ſein Kopf mehr; der Zerſtreuungen werden immer weniger; die Aufmerkſamkeit bleibt ungetheilter auf den Vorwurf gerichtet; die Neben-Ideen ſtrömen in größerer Menge herbey, und erlauben eine leichtere Auswahl des Schicklichen. Endlich wird die geſammte Stimmung des Gemüths und des Nerven-Syſtems, mit der Arbeit, die man vorhat, gleichſam harmoniſch. Der ganze Menſch wird, ſo zu ſagen, Philoſoph, oder Dichter, webt und ſchwebt nur in den Ideen, die er zu ergründen, oder in den Bildern, die er abzuſchildern gedenkt. Die Sprache ſelbſt wird ihm durch den längern Gebrauch geläufiger, und mit Verminderung der Hinderniſſe wird die Kraft vermehrt. Dasjenige, was in dieſem Zuſtande des Gemüths hervorgebracht wird, muß nothwendig eine höhere Vollkommenheit erhalten.

Helvetius macht die Bemerkung, daß der allereingeſchränkteſte Kopf doch fähig iſt, eine unmittelbare Folgerung aus einem Satze zu begreifen, auch wohl ſelbſt eine ſolche Folgerung zu ziehn. Nun beſteht aber der ſchwerſte und weitläuftigſte Beweis, der in den Werken Newtons*) zu finden iſt, aus lauter ſolchen unmittelbaren Folgerungen, — nur aus einer ſehr langen Reihe derſelben. Es gehört keine größere Geiſteskraft dazu, tauſend Schlüſſe, als einen einzigen, zu machen. Nur eine weit größere Beharrlichkeit,

---

*) Daß man Newtons Werke mit Recht anführen durfte, wenn von ſchwer zu faſſenden Beweiſen die Rede iſt,

---

erhellet aus folgender Anekdote, die mir ein ſehr verſtändiger, reiſender Engländer erzählte. Clairau wurde von ihm gefragt, wie viel es wohl Menſchen in Frankreich gebe, die Newtons principia mathematica verſtünden. „Sie beurtheilen meine Nation ziemlich richtig," ſagte Clairau, „wenn Sie mir zutrauen, „daß ich dieſe Frage beantworten könne. Es iſt wahr, „ich glaube, daß ein Franzoſe, der ſo viel Mathematik „verſteht, als nöthig iſt, um Newtons Werke zu leſen, „ſich gewiß, auf die eine oder die andre Art, wird ſo „bekannt gemacht haben, daß auch ich ſeinen Nahmen wiſſen muß. Ich ſage Ihnen alſo, daß ich „ſolcher Männer nicht mehr als fünf oder ſechs kenne." Der Engländer, ſelbſt ein Mathematikverſtändiger, geſtand zu, daß er ſich nicht getraue, die Zahl ſeiner Landsleute, die fähig wären Newtons Werke zu verſtehn, eben ſo beſtimmt anzugeben, weil er gewiß ſey, daß mancher, in ſeinem Winkel, das mathematiſche Studium, bis zu dieſer äußerſten Grenze, verfolge, ohne irgend einen Menſchen, am wenigſten das Publicum etwas davon wiſſen zu laſſen. Er glaube indeß, auch in Großbrittannien, höchſtens neun oder zehn Leſer Newtons annehmen zu können. Auf eine ſo geringe Anzahl wahrer, das Verdienſt wirklich erkennender, Verehrer gründet ſich alſo der höchſte Ruhm, den je ein Philoſoph und Schriftſteller erlanget hat!

in der Anwendung dieſer Kraft, iſt zu dem erſten, als zu dem andern, nöthig. Der Unterſchied alſo, zwiſchen einem gemeinen Kopfe und dem Genie eines Newton, beſteht vornehmlich darin, daß dieſer einer weit länger anhaltenden Aufmerkſamkeit fähig iſt, als jener; daß Newton nicht ermüdet, Schluß an Schluß in einer, auf ein beſtimmtes Ziel gerade fortlaufenden, Richtung zu reihen, der Menſch von geringen Fähigkeiten hingegen den Faden, den er zu ſpinnen kaum angefangen hatte, in kurzem abreißt, oder fallen läßt.

Wenn das, was Alcibiades, in dem Gaſtmahle des Plato, vom Sokrates erzählt, wahr wäre: ſo würde, unter allen Menſchen, der Vater der griechiſchen Philoſophie dieſe Gabe des Ausdauerns in der Meditation, im höchſten Grade, beſeſſen haben. Die Erzählung ſieht einer Erdichtung ſehr ähnlich: aber ſie zeigt doch, was Alcibiades, oder vielmehr Plato, der ihn redend einführt, von einem großen Denker forderte, und unter welchem Bilde er ſich ihn vorſtellte. Sokrates ſoll nähmlich, nach dieſer Erzählung, auf einem Feldzuge, den er mit dem Alcibiades gemeinſchaftlich machte, von dem Athenienſiſchen Heere geſehen worden ſeyn, wie er einſt einen ganzen Tag und eine Nacht lang, bis an den andrechenden zweyten Morgen, auf einer Stelle unbeweglich ſtand, mit einem Blicke, welcher anzeigte, daß er ſehr angeſtrengt über einen Gegenſtand nachdächte. „Und ſo pflegt,“ ſagt Alcibiades, „Sokrates es immer zu machen, wenn ſein „Geiſt auf Unterſuchungen geräth, bey denen ſich „ihm Schwierigkeiten in den Weg legen. Er „läßt nicht davon ab, und vergißt ſo lange „Speiſe, Trank, Schlaf und alles, bis er mit „der Unterſuchung zum Ziele gekommen iſt, oder „doch in ihr einiges Licht erblickt hat.“

Die Uebertreibung in dieſer Geſchichte iſt augenſcheinlich. Denn wenn wir, von den Menſchen überhaupt, nach den Menſchen unſers Zeitalters urtheilen dürfen: ſo können wir es für gewiß annehmen, daß die Körperkraft keines Einzigen eine ſolche Spannung, ohne alle Abwechſelung, einen ſo langen Zeitraum hindurch, erträgt. Und wer etwas ähnliches verſuchen wollte, würde eher in Gefahr ſeyn, ſich das Gehirn zu verrücken, als Hoffnung haben, große Einſichten zu erlangen. Aber das will dieſe Geſchichte ſagen, — und das lehren auch die Beyſpiele aller großen Erfinder und Erweitrer der Wiſſenſchaften, — daß die, welche in der Unterſuchung der Werke der Natur, oder in der

Hervorbringung von Werken der Kunſt, durch die Meditation, große Fortſchritte machen ſollen, ſich ſelbſt, der Dinge um ſich her, und ihrer eignen körperlichen Bedürfniſſe eine Zeitlang müſſen vergeſſen, und bloß im Kreiſe ihrer Ideen leben können. *) Newton, da er ſeine principia philoſophiae ſchrieb, brachte mehrere Tage ununterbrochen an ſeiner Arbeit zu, während welcher er ſich bloß vom Waſſer und Zwieback nährte.

---

*) Um dieſer Urſache willen iſt dem großen Denker auch Geſundheit und ein feſter Körperbau nöthig. Ein kränkelndes Befinden und Schwäche der Nerven giebt zwar oft dem Menſchen eine gewiſſe Zartheit der Empfindungen, welche macht, daß er leichter, als andre, von Dingen gerührt wird, und ihm alſo ſowohl mannichfaltigern Stoff, als häufigere Anreitzungen zum Nachdenken verſchafft. Aber daraus entſtehen bloße Verſuche und unvollkommne Bruchſtücke, wenn nicht der Nachdruck einer anhaltenden Arbeit hinzukommt. Zu dieſer aber iſt der Menſch, der immer durch unangenehme Empfindungen unterbrochen wird, oder bey dem ſich das Gefühl der Ermüdung zu zeitig einſtellt, am wenigſten fähig. Während einer ſchon angefangnen Geiſtes-Arbeit iſt es beſſer, wenn der Menſch, ohne alle neuen Eindrücke von irgend einer Art, bleibt. Die Empfindung kann ſehr wohl die Meditation einleiten. Aber ſie muß bey Seite treten, wenn der Verſtand anfängt geſchäftig zu ſeyn.

Es iſt unſtreitig, daß ſich der Horizont unſerer Ideen immer ſchneller und ſchneller erweitert, und daß ſich neue immer häufiger an die alten knüpfen, je länger das Auge des Geiſtes auf demſelben Gegenſtande verweilt. Wer ſeine Meditationen oft zu unterbrechen, und erſt nach Zwiſchenräumen, die mit andern Beſchäftigungen ausgefüllt ſind, zu ihnen zurückzukehren genöthigt iſt, bringt gemeiniglich Ritzen und Fugen in ſein Werk. Das Wiederaufnehmen des Fadens iſt oft eben ſo ſchwer, als der erſte Anfang der Arbeit: und man wird immer eine gewiſſe Schwäche in den Gedanken, oder eine Schwierigkeit im Ausdrucke, an denjenigen Stellen eines Buchs, gewahr, wo der Autor, nach langer Beyſeitſetzung ſeiner Materie, ſich wieder in ſie hineinzudenken ſucht, und doch noch nicht für ſie erwärmt iſt. Bald iſt es die Richtigkeit des Zuſammenhangs, welche, durch ſolche in der Meditation gemachte Lücken, geſtört, bald iſt es der Zufluß der Ideen, welcher dadurch gehemmt wird. *)

---

*) Hieraus erklärt ſich auch, warum Leichtigkeit in den Uebergängen immer, für ein vorzügliches Verdienſt, und zugleich für eine unterſcheidende Eigenſchaft guter Schriftſteller, iſt gehalten worden. So wie

Es iſt daher die Eigenſchaft dichteriſcher und philoſophiſcher Köpfe, daß ſie den Stoff ihrer

---

nähmlich der Anfang einer Meditation ſchwerer iſt, als ihr Fortgang: ſo iſt auch das Uebergehen, von einem Hauptſtücke der Materie zum andern, ſchwerer, als die Verfolgung einer ununterbrochnen, und nun ſchon eingeleiteten Gedankenreihe, über denſelben Zweig des Gegenſtandes. Derjenige nun, welcher unter ſeinen Ideen auch da einen ſtrengen und einen leicht faßlichen Zuſammenhang zu erhalten weiß, wo in der Materie ſelbſt Lücken und Abtheilungen ſind, beweiſet dadurch, daß er dieſe Ideen verbindende Kraft, welche ſo weſentlich zur Meditation gehört, in einem höhern Grade, als andre, beſitzt. Er beweiſet, daß entweder ſein Blick auf die Materie, von Anfange an, weit umfaſſender geweſen iſt, weil er die Hinderniſſe, welche ihm auf dem Wege der Unterſuchung aufſtoßen ſollten, ſchon voraus geſehen, und alles darauf angelegt hat, von ihnen nicht aufgehalten zu werden; — oder daß er, durch die höhere Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und den ſchnellern Strom ſeiner Gedanken, ſeine Leſer mehr mit ſich fortreißt, und ihnen den Knoten unmerklich macht, durch welchen er den neu ſich anſpinnenden Faden, an das Ende des alten, anknüpft. Wozu noch kommt, daß, bey den nicht ſehr ausdauernden Denkern, dieſe Abtheilungen der Materie gemeiniglich Erhohlungspuncte ſind, wo ſie ihre Arbeit eine Zeitlang bey Seite legen. Weit gefehlt aber, daß ſie durch dieſe Unterbrechung zum Wiederanfangen derſelben geſtärkt werden ſollten, fühlen ſie dann nur den Uebergang deſto ſchwerer, je fremder ihnen die Materie überhaupt geworden iſt, und je mehr ſich die Gemüths-

Werke, oder den Gegenſtand ihrer Unterſuchungen mit ſich herumtragen, und Tage und Wochen lang verfolgen können, ohne, durch die gemeinern Geſchäfte des Lebens und der Geſellſchaft, davon abgebracht zu werden. Die Wielande und Voltairen arbeiten an ihren Verſen, die Newtone und Leibnitze löſen mathematiſche und philoſophiſche Aufgaben auf, indem ſie mit allem andern beſchäftiget ſcheinen. Wenn Homer, wie uns Wolf zu beweiſen ſucht, nicht ſchreiben konnte: ſo muß er dieſe Fähigkeit, einen Gegenſtand in ſeinem Gemüthe feſtzuhalten, im höchſten Grade beſeſſen haben.

Sehr viel von dieſer Beharrlichkeit, im Verfolgen einer einmahl angefangnen Gedankenreihe, iſt Naturgabe, Größe der angebohrnen Kraft. Aber etwas können gewiß auch

---

ſtimmung, in welcher ſie das geendigte Hauptſtück dachten und ſchrieben, ſeit der Zeit geändert hat. Es iſt daher weit mehr zu rathen, mitten in einer genau zuſammenhängenden Gedankenreihe, einen Stilleſtand zu ſeiner Erhohlung zu machen, als ſeine Meditation zu unterbrechen, wo die Materie ſelbſt unterbrochen iſt. Dort findet man die Spur ſeiner vorhergehenden Gedanken leicht wieder: hier kann ſie gar bald gänzlich verwiſcht werden.

Vorſatz, Uebung und Fleiß dazu beytragen. Und es gehört daher, unter die Vorbereitungen des Selbſtdenkens, daß ein junger Mann ſich gewöhne, ſeine Aufmerkſamkeit nur auf Eine Sache, und auf dieſe ſo lange zu richten, bis er mit ihr zu einem gewiſſen Ziele gekommen iſt; — daß er ſich ſelbſt einigen Zwang anthun lerne, um bey einer und derſelben Arbeit eine geraume Zeit auszuhalten. Auch die mittelmäßigſten Köpfe können auf dieſe Weiſe etwas ausrichten: und die guten können dadurch allein große Dinge zu Stande bringen.

Ich habe hierbey die Beobachtung gemacht, daß, auch in dieſem Falle, die beyden äußerſten Endpuncte einander berühren. Die Menſchen, von einer gewiſſen Lebhaftigkeit, aber ohne ſonderliche Stärke der Denkkraft, ſind jenes Aushaltens am wenigſten fähig. Die ganz kalten und langſamen Köpfe hingegen, — und die äußerſt feurigen und großen, dieſe ſind es beyde, die von Ermüdung, bey einer lang anhaltenden, gleichförmigen Beſchäftigung des Geiſtes, am wenigſten wiſſen. Den erſtern wird es nicht zur Laſt, wenn auch die Ideen ihnen noch ſo langſam zufließen; und den andern wird, durch den guten Erfolg ihrer Anſtrengung, die Fortdauer derſelben erleichtert. *) Der muntre, aber mittelmäßige Kopf, der eine kurze Reihe von Ideen ſchnell überſieht, und dem ſich, gleich

---

*) Die Aeußerung der Denkkraft ſcheint, bey einigen Gelehrten, der Bewegung des Stoßes, bey andern, der Bewegung des Druckes ähnlich zu ſeyn. Jene ſtrengen ſich augenblicklich ſtark an, und erhaſchen in dieſem Augenblicke ihre beſten und brauchbarſten Ideen. Dieſe bringen nichts hervor, wenn ſie nicht lange und unabläßig über einer Arbeit ſitzen. — Bey den erſtern läßt die Spannung der Seelenkräfte in kurzem nach, und ihre Aufmerkſamkeit zerſtreut ſich unter fremde Gegenſtände, bis ſie ſich, nach einiger Zeit, gleichſam zu einem zweyten Angriffe der Materie ſammelt. Die letztern ſind einer ununterbrochnen Aufmerkſamkeit auf ihren Vorwurf, auch wenn ſie fruchtlos bleibet, fähig. Die Werke der erſtern werden, durch ein öfteres Wiederhohlen eines kurzen aber glücklichen Nachdenkens, die Werke der andern, durch ein geduldiges Ausharren bey einer wenig gelingenden Meditation, hervorgebracht. Jenen ſieht man die Flüchtigkeit und die öftere Unterbrechung, — dieſen die Mühſamkeit und das Sklaviſche der Arbeiten ihres Verfaſſers an. Aber über beyde erhaben iſt der eigentliche geniereiche Denker, der die Fähigkeiten beyder in ſich vereiniget, der zugleich lebhaft und anhaltend zu meditiren im Stande iſt, und ſich durch ſchnelle Ausflüge erhebt, aber ſich auf der Höhe, wohin er ſich ſchwang, zu erhalten, und gleichſam, über ſeiner Materie, mit unverwandt auf ſie gerichtetem Blicke, zu ſchweben weiß.

bey dem erſten Blicke, den er auf die Sache wirft, ein paar glückliche Einfälle darbiethen, deſſen Kraft aber bald nachläßt, wird, eben durch das Gelingen ſeines erſten Verſuchs im Nachdenken, deſto unwilliger, über das Fehlſchlagen und die Stockung, welche darauf folgt. Dieſes Gefühl von Vollkommenheit und Kraft, in einem vorhergehenden Augenblicke, macht die Empfindung der nachfolgenden Schwäche und Unfähigkeit deſto bittrer. Um dieſem unangenehmen Gefühle zu entgehn, zieht er ſeine Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande freywillig zurück; Zerſtreuungen drängen ſich von allen Seiten ein: und ſo iſt der Faden der ganzen Meditation auf lange Zeit abgeriſſen.

Die Natur kann man nicht umſchaffen: aber man kann ſie etwas verbeſſern und anbauen. In derjenigen Rückſicht, wovon hier die Rede iſt, geſchieht es, wenn man dem Unmuthe, den, nach einem leichten und reichen Zufluſſe von Gedanken, ein darauf folgender Stilleſtand des Denkens erregt, durch freywillige Geduld und Standhaftigkeit zu wehren ſucht: wenn man in dieſer ungünſtigern Periode, da man ſich, über den Gegenſtand ſeiner Arbeit nachzudenken, nicht fähig findet, ſich doch nicht erlaubt, auf irgend einen andern, eine lange Aufmerkſamkeit zu richten; kurz, wenn man lieber die Quaal der Gedankenloſigkeit und Stumpfheit eine Zeitlang erträgt, als ſich die Zerſtreuung durch fremde Gedanken erlaubt.

5.

Dieſe Standhaftigkeit bey der Arbeit, die auf einer geduldigen Ertragung ſeiner gefühlten Mängel beruht, iſt auch noch in einer andern Rückſicht, — iſt wegen der Abwechſelungen nöthig, welche, bey dem Gebrauche ſeiner Talente, — zwar ein Menſch mehr, als der andre, — aber jeder in gewiſſem Grade, erfährt.

Wie oft bin ich darüber bald betrübt, bald unwillig geworden, daß in den ähnlichſten Geiſtesarbeiten, die ich, zu verſchiedenen Zeiten, mit gleichen Vorbereitungen, gleichen Hülfsmitteln, und gleichem Fleiße, unternehme, ich mir doch ſelbſt ſo ungleich bin! Auch mein Verſtand, — ſagte ich oft zu mir ſelbſt, — auch meine Denkkraft, das, was mir am eigenthümlichſten zuzugehören ſcheint, iſt doch meinem Willen nicht unterworfen, ſondern folgt ſeinen eignen Geſetzen, oder richtet ſich nach den Einflüſſen des Körpers und der äußern Dinge. Eben zu der Zeit, an dem Orte, bey der Arbeit, wo mir am meiſten daran gelegen iſt, gute, brauchbare, gründliche, oder gefällige Ideen hervorzubringen, wo ich mich am meiſten anſtrenge, deren zu finden, fühle ich mich oft am unwiſſendſten, am gedankenleerſten, und kann weder die Kenntniſſe, welche ich überhaupt von der Sache beſitze, in Erinnerung, noch die Ideen, welche mir ſchon gegenwärtig ſind, zur Deutlichkeit bringen. Zu einer andern Zeit, unter andern Umſtänden, wo ich wenig, oder gar nicht um einen guten Erfolg meines Nachdenkens bekümmert bin, finde ich mich über eben dieſelbe Materie reich an Kenntniſſen; und neue und natürliche Ideen biethen ſich mir, in einem lichtvollen Ausdrucke, von ſelbſt dar.

Wie oft iſt es mir hinwiederum nicht begegnet, daß, wenn ich mich zur Bearbeitung einer, wie ich glaubte, mir wohl bekannten, und gewiß oft durchdachten Materie niederſetzte, oder dieſelbe mündlich erklären wollte, mein widerſpenſtiger Kopf mir durchaus nichts, was zu dieſer Sache gehörte, hergeben wollte, indeß er voll von Ideen und Einfällen war, die auf einen ganz andern Gegenſtand Bezug hatten. Er war nicht ſtumpf, wie er mir doch ſchien, ſobald ich die Aufmerkſamkeit auf meine Arbeit wandte: aber er war eigenſinnig, durchaus nicht, auf diejenige Weiſe und zu demjenigen Zwecke, thätig ſeyn zu wollen, welche ich ihm vorſchrieb.

Daß größre Männer, als ich bin, dieſe Anarchie in ihrem Geiſte, dieſe ohnmächtige Herrſchaft ihres Willens über ihren Verſtand, oder dieſe Abhängigkeit ihres Verſtandes von fremder Gewalt, mit mir gemein haben: ſchließe ich daraus, daß ich ihnen, wenigſtens in gewiſſen Fehlern, ähnlich bin, die ich aus jenen Eigenſchaften herleite. Wie kommt es, z. B. daß Männer, wie Leſſing und Engel, ſich ſo gern in vielerley Arbeiten zerſtreuen? Woher kommt es, daß ſie ſo viele angefangne Arbeiten unvollendet laſſen? — Ich erkläre mir dieß ſo. — Es geſchah ihnen oft, daß, mitten in ihrer Anſtrengung über die Ceder nachzudenken, ihnen vortreffliche Sachen über den Yſop einfielen. Sie ſtritten eine Zeitlang mit dieſen, ihrer Materie fremden, Ideen, als mit Zerſtreuungen. Endlich, wenn ſie der Verdruß, nichts in ihrer Hauptſache vor ſich zu bringen, übermannte, warfen ſie ſich vorſätzlich auf die Unterſuchung, in der ſie, ſo von ſelbſt, ein unerwartetes Licht erblickt hatten. So vervielfältigten ſich die neuen Entwürfe, indeß die Arbeit an den alten, bey denen der Fortgang der Gedanken mehrmahls geſtockt, und das verdrüßliche Gefühl des Unvermögens ſich oft eingeſtellt hatte, nach und nach mit Widerwillen angeſehen, und endlich völlig aufgegeben ward.

Vielleicht liegt hierin eine der Urſachen, warum die mechaniſchen Arbeiter, und diejenigen Geſchäftsmänner, deren Geiſtes-Arbeit einer mechaniſchen ähnlich iſt, es den Dichtern, Philoſophen und ſchönen Geiſtern, an Zufriedenheit des Gemüths und guter Laune, oft zuvor thun. Jene haben eine Beſchäftigung, die ihnen immer gelingt, die ſie vornehmen und endigen können, wenn ſie wollen: dieſe ſind, in dem Erfolge ihres Fleißes, einer großen Ungleichheit ausgeſetzt, und fühlen ſich, bald unvermögend, eine Arbeit, der ihre Talente an ſich gewachſen ſind, dann, wenn ſie zu ihr Luſt haben, anzufangen, bald unfähig, eine andre, die ſie zu endigen, oder bey Seite zu ſetzen wünſchten, abzubrechen. Thätigkeit iſt die Glückſeligkeit von beyden. Der körperlich Arbeitende, der ſubalterne Geſchäftsmann hat oft weit beſchwerlichere und ermüdendere Beſchäftigungen, als der Gelehrte: aber ſie ſtehen, nachdem er ſein Handwerk einmahl gelernt, oder die mechaniſche Uebung ſelnes Geſchäfts ſich zu eigen gemacht hat, völlig in ſeiner Gewalt: und er kann jeden Tag, jede Stunde ſeines Lebens mit etwas ausfüllen, was er, als die Beobachtung einer Pflicht, oder als einen dem Publicum geleiſteten Dienſt, anſehen kann, und das ihn daher nicht nur, während der Arbeit, vor langer Weile ſchützt, ſondern ihn auch, nach ihrer Vollendung, mit ſich ſelbſt zufrieden macht. Der Gelehrte, oder Künſtler hingegen, der in der Ausübung höherer Talente, und in der Hervorbringung und Darſtellung von Ideen, den Beruf ſeines Lebens findet, genießt freylich, bey ſeiner Arbeit, wenn ſie von ſtatten geht, ein höheres Vergnügen, als irgend eine andre Beſchäftigung gewähren kann. Aber er findet ſich ſo oft, durch in ihm liegende, ihm ſelbſt unbekannte Urſachen, zu dieſer Arbeit unfähig gemacht; und der Erfolg derſelben iſt, bey gleicher, von ſeiner Seite, angewandter Mühe, ſo verſchieden: daß er öfter, als jeder andre, entweder ohne alle Beſchäftigung iſt, und alſo lange Weile, — oder mit ſich und mit ſeinem Werke unzufrieden iſt, und alſo Verdruß hat. Kein Wunder, daß die Virtuoſen jeder Art, wenn nicht eine große Feſtigkeit des Charakters ihrem Genie zur Seite ſteht, ſo leicht übellaunig, oder ausſchweifend werden, ſich mißmüthig in ſich ſelbſt verſchließen, oder ſich den Zerſtreuungen und der Sinnlichkeit, ohne Ziel und Maß, überlaſſen, — am öfteſten aber ſolche Abwechſelungen in ihrer Gemüthsheiterkeit leiden, als ſich bey den übrigen Menſchenclaſſen nicht finden. Sie, die *immer* das Bedürfniß haben, ſehr lebhaft beſchäftigt zu ſeyn, und doch nur *zu gewiſſen Zeiten* das Vermögen in ſich finden, ſich auf die, ihnen völlig angemeſſene, Art zu beſchäftigen: — wie drückend müſſen ſie nicht die Leere in den Zwiſchenzeiten fühlen; oder wie viel Verſuchung müſſen ſie nicht haben, ſo lange noch jugendliches Blut in ihren Adern wallt, zum Weine, zum Spiele, oder zu den Weibern ihre Zuflucht zu nehmen. *)

---

*) Die Urſache, warum ſo manche vorzüglich fähige, junge Studirende auf Univerſitäten ausſchweifen und müßig gehn, indeß die mittelmäßigen und ſtumpfen Köpfe ſtreng ordentlich und anhaltend fleißig ſind, liegt gewiß zum Theile darin: daß den erſtern, eben deßwegen, weil das Nachdenken ihnen zuweilen vortrefflich gelingt, und das Studiren ihnen großes Vergnügen macht, die Zeiten, wo beydes ihnen weniger von ſtatten geht, und ſie ihre Ideen nicht bis zur völligen Deutlichkeit erheben können, unerträglich fallen: daher ſie alsdann das Studiren auf eine Zeitlang bey Seite ſetzen, dadurch aber, theils den

Auf einem andern Wege kommen wir demnach, auf die zuvor gefundne Vorſchrift der Sittenlehre, für die Schriftſteller und ſchönen Geiſter. Es iſt ihnen, zum glücklichen Arbeiten ſowohl, als zum zufriednen Leben, nichts nothwendiger, als ihrem Willen die Herrſchaft über den Gebrauch ihrer Talente, — ſo weit als ſolche, mit der Abhängigkeit des menſchlichen Denkens von körperlichen Werkzeugen, beſtehen kann, — zu verſchaffen. Um dieſe Herrſchaft zu erhalten, muß ihr Wille ſtark, und die Anhänglichkeit an einen einmahl gefaßten Vorſatz ſtandhaft ſeyn. Dieſe Standhaftigkeit ſcheitert nie eher, als in dem Zeitraume einer empfundnen Abnahme von Kraft und gutem Erfolge; und ſie ſetzt

---

Grund zur böſen Gewohnheit unterlaſſner Pflichten legen, theils Lücken in ihren Kenntniſſen verurſachen, welche einen neuen ähnlichen Anfall, von Muthloſigkeit und Widerwillen gegen die Wiſſenſchaften, deſto eher zurück führen. Die eingeſchränkten Köpfe hingegen ſind unaufhörlich arbeitſam, weil ſie, mit dem Vergnügen eines ſchnellern Begreifens und einer lebendigern Vorſtellung des Erlernten, wenig bekannt, auch den Verdruß nicht kennen, der, aus der damit abwechſelnden Langſamkeit und Düſterheit des Geiſtes, entſteht. Das Mittelmäßige iſt immer mehr ſich ſelbſt gleich; das Hervorragende wird es gemeiniglich nur durch wechſelſeitige Anſpannungen und Erſchlaffungen.

alſo hinwiederum voraus, daß man, in ſolchen Perioden, mit ſich ſelbſt Geduld haben und ſeine Unfähigkeit ertragen lerne, ohne doch von dem Gegenſtande, bey deſſen Bearbeitung ſie ſich einſtellt, abzuſpringen. Sehr oft ermannt ſich, ſo zu ſagen, der Genius des Menſchen, nach einer kurzen Abweſenheit, und belohnt den Ausharrenden mit deſto mehrern und vollkommnern Ideen: gleichſam als wenn er ihn nur deßwegen eine Zeitlang verlaſſen hätte, um deſto verſtecktere und tiefer liegende Seiten des Gegenſtandes aufzuſuchen.

Es iſt ein Mittel, ſich eines Nahmens, oder einer Jahrzahl, die man vergeſſen hat, zu erinnern, wenn man ſich die Perſonen und Sachen, zu welchen jene gehören, oder — woſern auch dieſe uns nicht in recht lebhaftem Andenken ſind, — gleichzeitige und verwandte Gegenſtände und Vorfälle ſo deutlich und ausführlich, als möglich, ins Gemüth zurückruft. Es geſchieht oft, daß, indem wir auf dieſe Weiſe das Bild des Mannes in unſrer Imagination anſchauen, oder die Begebenheit vor den Augen unſers Geiſtes vorgehn laſſen, auch der Nahme des erſtern, die Orts- und Zeit-Beſtimmung der letztern, ſich plötzlich aus dem Grunde der Seele hervorhebt, und zu unſerm Bewußtſeyn kommt. Auf gleiche Weiſe iſt es ein Mittel, einer ſtockenden Meditation zu Hülfe zu kommen, und den Zufluß zweckmäßiger Ideen zu befördern, wenn man den, damit in Verbindung ſtehenden, Materien eine beſondre Unterſuchung widmet. Die Neuheit erfriſcht den Geiſt: und die Abwechſelung der Arbeit erſetzt die Stelle der Erhohlung. Die nahe Verwandſchaft der Materien aber macht, daß das, was man durch die neue Arbeit gefunden hat, für die ältere nicht verlohren iſt. Vielmehr werden wir oft, durch eine genauere Bekanntſchaft mit den Nebenlinien unſrer Ideen, in dem Hauptſtamme derſelben, neue Glieder oder Zweige gewahr, die wir, wenn wir den letztern allein, noch ſo lange, durchforſcht hätten, nie würden entdeckt haben. Man ſetze, die Unterſuchung betreffe die Eiferſucht: und man fühle mehr, als gewöhnliche Schwierigkeit, ſeine Erfahrungen und Schlüſſe über dieſe Leidenſchaft aufs Reine zu bringen. Man verlaſſe alſo auf eine Zeitlang den Eiferſüchtigen: und man verfolge mit ſeinen Gedanken die Handlungsweiſe des Verliebten überhaupt. Man unterſuche den Charakter des Argwöhniſchen im Allgemeinen. Man betrachte die Eiferſucht in der Freundſchaft; man gebe auf die Eiferſucht Acht, die aus Ehrgeitz und Eitelkeit entſteht, und die in Neid übergeht. Man vergleiche die Eiferſucht mit der Nacheiferung. Den Qualen eines eiferſüchtigen Liebhabers ſetze man die Ruhe einer wahren, aber zutraulichen Liebe, — oder die Kälte eines, bloß durch die Gewohnheit und den Eigennutz zuſammengehaltnen, Ehebandes gegen über. Von allen dieſen Materien gehen Fäden aus, welche ſich mit der von der verliebten Eiferſucht verknüpfen. Unfehlbar werden dadurch, bald die darüber in uns ſchon ſchlummernden Ideen angeregt und zum Leben gebracht, bald wirklich neue erzeugt werden.

6.

Ein beſonderes Hinderniß dieſes Anhaltens im Nachdenken finde ich, nach meiner Erfahrung, darin, daß der Wille des Menſchen ſelbſt nicht ſtandhaft genug, — daß ſeine Beurtheilung, über den Werth der Gegenſtände, und über die Nützlichkeit einer gewiſſen Unterſuchung, oder eines Studiums, nicht immer gleichförmig iſt.

Nur dann bleibt die Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmten Vorwurf ſo feſt angeheftet, daß die Kraft des Geiſtes in der Betrachtung deſſelben ihre ganze Stärke zeigen kann, wenn man einen ſtarken und feſten Vorſatz hat, ihn kennen zu lernen, oder ihn Andern bekannt zu machen. Und dieſer feſte Vorſatz kommt, von der hohen Schätzung deſſelben, von der Lebhaftigkeit des Wohlgefallens, welches er erregt, von dem Nutzen, oder Vergnügen, welches wir uns, es ſey von der Beſchäftigung mit ihm, es ſey von der vollendeten Arbeit, verſprechen. So lange nun, unter allen Materien, die wir, zum Gegenſtande unſers Studirens, — unſers Leſens und Nachdenkens, wählen könnten, uns Eine jetzt vorzüglich wichtig, oder vorzüglich nöthig ſcheint: ſo lange wird es uns nicht ſchwer, mit unſrer ganzen Aufmerkſamkeit bey ihr zu verweilen, und fremde Gedanken zu verbannen. Der in der Sache vorausgeſetzte Werth giebt uns Muth, bey der Arbeit, und Selbſtzufriedenheit, bey deren beharrlicher Fortſetzung. Und in dieſem Zuſtande entdecken wir immer neue Seiten von ihr; und lernen ſie ſelbſt durch den Reichthum der Ideen, welchen ſie uns gewährt, immer mehr ſchätzen.

Aber dieſes Urtheil, über die Wichtigkeit, oder Schicklichkeit einer geiſtigen Arbeit, wankt bey mir, und, wie ich glaube, auch bey andern, ſehr oft. Mitten in meinen Leſungen und Meditationen ſtört mich nicht ſelten der Gedanke, daß ich übel gewählt hade, daß ich zu eben der Zeit etwas anders hätte thun ſollen,*) oder daß ich wenigſtens, mit mehr Erfolge und mit mehr Vergnügen, einen andern Schriftſteller geleſen, und eine andere Materie bearbeitet haben würde. So bald dieſer Zweifel, gegen die richtig getroffene Wahl meiner Beſchäftigung, eintritt: ſobald verläßt mich meine Kraft, und es wird mir unmöglich, mit dem alten Ernſt und Eifer, und mit ungetheilter Aufmerkſamkeit fort zu arbeiten. Ich fange ſchon an auf diejenigen Gegenſtände hinzublicken, welche ich jetzt für vorzüglicher halte: und ſo drängen ſich fremde Ideen in die Reihe derer ein, welche, wenn die Meditation glücklich ſeyn ſoll, ungeſtört hätten fortgehen ſollen.

---

*) Dieß macht den Vorzug einer, für beſtimmte Tage und Stunden, vorgeſchriebenen Berufsarbeit, wie ſie ein öffentliches Amt giebt, vor den freyen Geiſtesarbeiten aus, die der Gelehrte ohne Amt, in der Schriftſtellerey und dem Anbau der Wiſſenſchaften überhaupt, findet. Welche Vortheile auch der letzte, von der einen Seite, dadurch gewinnt, daß er ſich gerade denjenigen Stoff zu ſeiner Bearbeitung ausſucht, der ſeinen Kräften am angemeſſenſten iſt, zu dem er eben jetzt die meiſte Vorbereitungen gemacht hat, und die meiſten Hülfsmittel bereit findet, oder der, mit ſeiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung und ſeinen Neigungen, am beſten übereinſtimmt: ſo wird ſeinen Arbeiten, durch die Unſicherheit oder Wankelmüthigkeit ſeines Entſchluſſes, auf der andern Seite, eben ſo viel geſchadet. Je mehr Zeit er einzutheilen, ein je größeres Gebieth der Dinge er zur Auswahl vor ſich hat: deſto ſchwerer wird es ihm, ſich ſelbſt, in Abſicht der freywilligen Beſtimmungen, die er ſeinen Arbeiten geben muß, genug zu thun; und noch ſchwerer, feſt und unwandelbar, bey den Vorſätzen, die er einmahl gefaßt hat, zu bleiben.

Das, was das veränderte Urtheil thut, kann auch bloß die veränderte Empfindung hervorbringen. Die Materie, welche meiner Einbildungskraft geſtern ſo angenehme Bilder darboth, daß ſie dadurch auch meinen Verſtand zu ihrer Bearbeitung bewog, läßt mich heute von ſolchen Eindrücken leer, oder erzeugt widrige; die, welche geſtern ſympathetiſche Gefühle in mir erweckte, und, mich an wichtige Auftritte meines Lebens erinnernd, die Spuren von Liebe oder Haß, von Freude oder Betrübniß in mir erweckte, ſcheint heute ohne alle Verbindung auf meinen Zuſtand, und findet keinen Zugang zu meinem Herzen. Ich muß daher heute, mit Zwang und durch Betrachtung der Pflicht, mich zu einer Arbeit treiben, die ich geſtern, aus Neigung und Wohlgefallen, angefangen hatte.

Hier iſt abermahls Schwäche der menſchlichen Natur, die unabänderlich iſt, mit perſönlicher Schwäche, an deren Heilung man arbeiten kann, verbunden. In jener liegt einer der Gründe von der Unvollkommenheit unſrer Geiſtesarbeiten, — weil nähmlich unſerer Meditationen dadurch Schranken geſetzt werden. Die unabänderliche Gleichheit des Urtheils, in der Schätzung der Dinge, iſt kein Antheil der Menſchheit. Mit dieſem Urtheile aber hängt der Grad unſerer Aufmerkſamkeit und Thätigkeit zuſammen. Und ſchon um dieſer Urſache willen iſt niemand fähig, in allen Theilen einer unternommenen, beſonders einer weitläuftigen Geiſtes-Arbeit, eine ſo gleiche Anſtrengung ununterbrochen anzuwenden, als zu der möglich größten Vollkommenheit des ganzen Werks nothwendig iſt.

Unſtreitig unterſcheiden ſich auch hierin große Geiſter von kleinen, Männer von Genie, die das Reich der Wiſſenſchaften mit großen und wichtigen Entdeckungen zu bereichern beſtimmt ſind, von mittelmäßigen Gelehrten. Jene wählen mit mehr Einſicht; ſie urtheilen richtiger, und bleiben daher auch in ihrem Urtheile feſter. Sie ſind in ihrer Liebe und in ihrem Geſchmacke beſtändiger, weil mehr Wahrheit und Innigkeit der Empfindung zum Grunde liegt: und daher ſind ſie auch einer ſtandhaftern Aufmerkſamkeit fähig. — Auch findet der ſtarke Denker, mit jedem Schritte, den er thut, neue Quellen der Luſt in ſeinem Gegenſtande, weil er ihn, mit jedem, beſſer kennen lernt, und mit jedem anmuthigere und lehrreichere Gedanken aus ihm hervorzieht. *) Und ſo wird er immer mehr von ihm gefeſſelt, und immer weniger gereizt, ſich anderswo angenehmere Neben-Beſchäftigungen zu ſuchen. Der große Mann begehrt nur die Eine Sache, welche ihm ſeine Natur,

---

*) Vielleicht entſteht es daher, daß manchen Männern von Genie, wie Leſſingen z. B., nur allzu wenig daran liegt, welchen Gegenſtand ſie bearbeiten. Sie dürfen nur irgend einen, oft bloß zum Scherze, aus Laune, aus Eigenſinne, aus Widerſprechungsgeiſte, ihrer Aufmerkſamkeit werth ſchätzen: ſo werden ſie ſogleich, — nicht von der Sache ſelbſt, ſondern von dem Reichthume ihrer eignen Gedanken, der ſich bey Gelegenheit deſſelben hervor thut, — angezogen. — Aber hieraus folgt nicht, daß nicht, auch für dieſe Genies, die Wahl ſolcher Vorwürfe, die allgemeine für wichtig anerkannt ſind, die beſſern und glücklichern wären. Denn da ſie eben dieſelbe Kraft auch zu dieſen mitbringen: ſo werden ſie hingegen von deren innerem Gehalte, weit mehr in der Meditation unterſtützt; und das was ſie in die Materie hineinlegen, macht mit dem, was ſie darin vorfinden, eine weit größere Summe von vortrefflichen Gedanken aus.

oder ſeine Vernunft, zum Vorwurfe ſeines jetzigen Beſtrebens angewieſen hat: und deßwegen denkt er nur an die eine. Und gewiß wird ein Nachdenken nie vergeblich ſeyn, das hinlänglich fixirt iſt.

Es miſcht ſich aber auch in dieſen Wankelmuth gemeiner Denker ein moraliſcher Fehler mit ein, an deſſen Abſtellung man arbeiten kann. Es gehört nehmlich zur Ausübung jeder Tugend, daß wir der Veränderlichkeit unſrer Neigungen durch Vernunft zu wehren, — und die Abwechſelungen, die in dem Gebiethe der Empfindungen und Einbildungen faſt unvermeidlich ſind, durch die ſtandhafte Rückſicht auf das vom Verſtande gefällte Urtheil, zur Stetigkeit zu bringen ſuchen. Dieſen Endzweck in Abſicht unſrer Geiſtes-Beſchäftigungen zu erreichen, iſt zuerſt nothwendig, daß wir uns in der Wahl derſelben nicht durch Einfälle und Launen regieren laſſen. Denn, was plötzlich und ohne ruhige Ueberlegung angefangen worden iſt, wird auch eben ſo leicht, bey der erſten aufſtoßenden Schwierigkeit, bey dem erſten eintretenden Gefühle des Ueberdruſſes, bey Seite gelegt: weil man ſich bewußt iſt, durch ſchwache und unzureichende Beweggründe, in dem Entſchluſſe zu dieſer Arbeit regiert worden zu ſeyn. Welche Urſachen könnten wir haben, unſre geſtrigen Einfälle und Launen unſern heutigen vorzuziehn: es wäre dann, daß es uns dauerte, die, auf die Befriedigung der erſtern gewandte Arbeit, umſonſt gethan zu haben? Hingegen, was die Vernunft beſchloſſen hat, — dieß bloß einer ſinnlichen Unluſt oder eines neuen plötzlichen Einfalls wegen aufzugeben, ſchämt man ſich innerlich bey ſich ſelbſt. Alſo trägt die Reife und Ruhe der Ueberlegung, mit welcher wir die Gegenſtände unſrer Meditation wählen, zum Gelingen derſelben bey: weil ſie in unſern Vorſatz mehr Standhaftigkeit bringt, und das, was wir vorhaben, uns, unter der Idee von Pflicht und Verbindlichkeit, erblicken läßt.

Doch die langſamſte, bedächtlichſte Auswahl iſt dazu nicht hinlänglich, wenn nicht die Herrſchaft der Vernunft über Sinnlichkeit und Einbildungskraft befeſtiget iſt. Ein gewiſſer Selbſtzwang, durch welchen wir uns nöthigen, zu thun, wozu wir jetzt nicht mehr Luſt haben, weil wir uns zuvor dazu, nach reifer Berathſchlagung, entſchloſſen hatten, — dieſer Zwang iſt, ſo wie zur Ausführung aller weitläuftigen und ſchweren Unternehmungen, ſo auch zur Vollendung philoſophiſcher oder dichteriſcher Geiſtesarbeiten unentbehrlich. Augenblicke vorübergehender Langweiligkeit und Unluſt kommen auch, in den kraftvollſten und glücklichſten Aeußerungen der Denkkraft eines Newtons und Voltaire, vor. Dieſe müſſen mit heroiſchem Muthe ertragen, und die, während derſelben ſich einſchleichende, Abneigung vor der Arbeit muß überwunden werden, wenn nicht das ganze Werk darüber ſcheitern ſoll.

Dieß wird beſonders deßwegen nöthig, weil jeder Vorwurf der Betrachtung, jeder Zweig der Wiſſenſchaften ſeine anmuthigen und ſeine unfruchtbaren Seiten hat. Die Reiſe zur Wahrheit iſt, wie jede andre Reiſe. Der Weg geht über Sandfelder ſo gut, wie über grüne Auen; und man muß durch beyde hindurch, wenn man zum Ziele gelangen will.

Dieſe Annehmlichkeit eines Thema, oder eines und des andern ſeiner Theile hängt von der nähern Beziehung ab, die es auf das menſchliche Leben, auf die Erreichung unſrer Wünſche, auf die Beantwortung großer und wichtiger Fragen, oder auf die Erklärung ſolcher Erſcheinungen hat, welche ſchon immer unſre und andrer Menſchen Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben. Ueberdieß hat alles, was ſich leicht durch ſinnliche Beyſpiele beſtätigen, oder ſich leicht auf die wirklichen Dinge, und auf die mit uns lebenden Menſchen und deren Handlungen und Werke, anwenden läßt, eine natürliche Popularität, welche den unterſuchenden Weltweiſen ſelbſt an ſich zieht. Alle abgezogne Ideen-Reihen hingegen, alle die, welche gleichſam, in einer großen Entfernung von der ſinnlichen und moraliſchen Welt, lange fortlaufen, und in keinem ihrer Puncte mit dem Angenehmen, oder dem Guten, den beyden Quellen alles Anziehenden, unmittelbar zuſammenhängen, ermüden und ſcheinen trocken. Es iſt eine nothwendige Eigenſchaft derjenigen Männer, welche ganze Wiſſenſchaften mit Glücke bearbeiten ſollen, daß die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, die mit dem Verſtande beym Selbſtdenken immer vereint wirken muß, weder durch jene trocknern Theile geſchwächt werde, noch in ihrem Feuer ſie, zu einer flüchtigern Bearbeitung derſelben, hinreiße. *) — Weil ſich dieſe beyden

---

*) Unſer Jahrhundert hat einen der ausharrendſten Denker geſehen, welche je das Gebieth der Wiſſenſchaften bear-

Eigenſchaften, eine muntere Thätigkeit der Denkkraft und eine geduldige Arbeitſamkeit ſo ſchwer und ſelten mit einander vereinigen: darum haben wir von ſo vielen Genies nur Bruchſtücke; und darum ſind diejenigen Bücher, worin große Zweige der Gelehrſamkeit im Ganzen bearbeitet werden, ſo oft Erzeugniſſe mittelmäßiger, oder mehr phantaſiereicher, als gründlicher Köpfe. Der Mann von Genie befriedigt ſich nicht, bey einer halben Kenntniß und einer unvollkommenen Darſtellung der Sachen. Und, weil bey ihm der Imagination eine gleich ſtarke Beurtheilungskraft zur Seite ſteht: ſo kann er auch nicht Schwierigkeiten, die er nicht wegzuräumen vermag, zu überſpringen, oder Knoten, die er nicht löſen kann, durch unbewieſene und gewagte Hypotheſen, zu zerhauen ſich entſchließen. Er wählt ſich alſo entweder gleich anfangs ein kleines Stück des Feldes der Wiſſen-

---

beitet haben. Man mag von den Reſultaten, die aus der Kantiſchen Philoſophie, zur Erweiterung oder zur Beſchränkung der menſchlichen Kenntniſſe gezogen worden ſind, eine Meinung haben, welche man will: ſo kann man ihrem Urheber nicht die Hochachtung verſagen, die eine höhere und unermüdet angewandte Denkkraft, — und den Dank, den eine ſolche Uebung einer, das ganze Gefilde der Philoſophie umfaſſenden, Meditation verdient.

ſchaft, welches er ganz zu überſehen glaubt, und in welchem er ſeiner Ernte gewiß iſt; oder, wenn auch ſeine erſten Pläne einen weitern Raum umfaſſen: ſo wird er unter der Arbeit von der Fortſetzung abgeſchreckt, oder ermüdet über derſelben. Je vortreflicher das ſchon Vollendete iſt: deſto weniger geneigt iſt er, etwas minder vollkommnes darauf folgen zu laſſen; und er läßt lieber ſein Werk unvollendet, als daß er es verunzieren ſollte. Der Schriftſteller, deſſen Ideal nicht ſo erhaben iſt, und deſſen erſte Fortſchritte bey ſeiner Arbeit nicht ſo glänzend ſind, kann eher ſich ſelbſt gleich, — und eben deswegen eher ſeinem Plane getreu bleiben. Auch eine ungezähmte Einbildungskraft, — ſo wie ſie den Enthuſiasmus für den Gegenſtand befördert, erhöht den Muth, welcher den Menſchen über Schwierigkeiten hinwegſetzt: wodurch zugleich Fleiß und Anſtrengung erleichtert wird. Ein Court de Gebelin führt einen Plan durch, welcher einen mehr nüchternen Kopf, wenn er auch eben ſo arbeitſam, und noch gelehrter, als Gebelin, geweſen wäre, gewiß zurückgeſcheucht hätte. Barthelemy und Pauw ſtellen uns das Gemählde von ganz Griechenland, nach allen Theilen ſeiner politiſchen und ſittlichen Verfaſſung, auf: Heyne begnügt ſich, uns die Geſetze einiger kleinen griechiſchen Pflanzſtädte zu entwickeln, oder einzelne Bruchſtücke, aus der Geſchichte und Politik der Griechen überhaupt, aufzuklären. Leſſing wählt ſich ein einziges Kunſtwerk zu ſeiner Unterſuchung, indeß andre, an Philoſophie und Gelehrſamkeit, ihm weit nachſtehende Schriftſteller die Kunſt-Geſchichte aller Zeiten und Völker bearbeiten.

Doch der deutſche Ruhm erfordert, daß ſich unter uns einmahl, mit dem Genie des Philoſophen oder Dichters, nicht nur die aushaltende Geduld, oder die der Schwierigkeit trotzende Standhaftigkeit, — welche gewiß den Deutſchen nie gefehlt hat, — ſondern auch etwas von der Sorgloſigkeit und dem Muthe unſerer Nachbarn paare, mit welchen ſie, in Neben-Sachen und in einzelnen Theilen, auch das minder Vollkommene und das nicht völlig Ergründete dulden. Wer in ſeinen Unterſuchungen jeden Gegenſtand ſo weit verfolgen will, bis ihm weder Dunkelheit noch Ungewißheit zurückbleibt, wird ſich ſchwerlich durch eine weitläuftige Materie hindurch arbeiten.

7.

Doch ein gewiſſer Muth, und die damit zuſammenhängende Freyheit und Sorgloſigkeit des Geiſtes iſt nicht nur zur Vollendung weitläuftiger Arbeiten, ſondern auch zum Gelingen der Meditation überhaupt, und beſonders beym Anfange derſelben, nothwendig.

Der, welcher bey der erſten Hervorbringung ſeiner Ideen ſchon daran denkt, ihnen die vollkommenſte Richtigkeit und das anpaſſendſte Gewand zu geben, ihnen alle die Einſchränkungen beyzufügen, welche der prüfende Wahrheitsfreund verlangt, oder alles Ueberflüßige und Ueppige, welches den geſchmackvollen Kenner beleidigt, hinwegzuſchneiden: der wird dadurch in der Wirkſamkeit ſeiner Denkkraft gehemmt, und kommt eben deswegen nicht zu dem Vortrefflichen, was gleichſam, auf dem Grunde ſeiner Seele, verborgen liegt, weil er Anfangs nicht mit dem Schlechtern, was auf der Oberfläche ſchwamm, vorlieb nahm. Der Denker muß nach vortrefflichen Gedanken, ſo wie der Bergmann nach edlen Metallen graben. Das gediegenſte Gold liegt am tiefſten. Wer würde aber bis dahin gelangen, wenn man die anfängliche geringe Ausbeute des unternommenen Baues verſchmähte?

Dieß mag die Urſache ſeyn, warum Männer, wie Shakespear oder Dante, die, mit vorzüglichen Geiſtesgaben ausgerüſtet, in einem Zeitalter auftreten, wo der Geſchmack ihrer Nation noch nicht gebildet iſt, und die Regeln der Kritik noch unbekannt ſind, größer an Geiſt erſcheinen, als ihre Nachfolger in verfeinerten Zeitaltern; — und warum ſie in der That oft dieſe, an Kraft und Erhabenheit der Gedanken, übertreffen. Jene erſtern ſind ganz ohne Feſſeln. Sie ſchweifen aus: aber ſie erheben ſich auch ſo hoch, als es ihrer natürlichen Schwungkraft möglich iſt. Sie erlauben ſich platte Einfälle, Bombaſt, Wortſpiele, wenn ihr Genius, in den Augenblicken einer minder günſtigen Stimmung, ihnen ſolche eingiebt. Aber dafür treffen ſie auch Natur und Wahrheit zuweilen, mit einer, ihnen allein eignen, Genauigkeit und Stärke. Dieſe letztern ſind in die Bande der Regeln eingezwängt, und werden an dem Seile ihrer Muſter und Vorgänger geleitet. Dadurch werden ſie zwar vor den Verirrungen bewahrt, denen jene ältern, roheren Genies ausgeſetzt waren: aber ſie werden auch in ihrem Fluge zurückgehalten.

Ob es gleich nun niemanden erlaubt iſt, in ſeinen vollendeten Werken die Geſetze der geſunden Vernunft und des Geſchmacks zu vernachläßigen, um die Kraft ſeines Genies ungeſchwächt zu erhalten; oder nach dem Schönen und Erhabenen, auf Koſten der Wahrheit und Schicklichkeit, zu ſtreben: ſo muß doch die erſte Grundarbeit der Meditation, ohne Zwang, ohne Rückſicht auf Kritik, ja ſelbſt gewiſſermaßen auf eine regelloſe Art, geſchehen. Zuweilen wenigſtens muß ſich der Philoſoph, ſo wie der Dichter, ſeinem Genius, ſeinen Launen, dem Zufalle, den Eingebungen der Umſtände und ſeiner Lage, in Abſicht der von ihm aufzunehmenden Ideen, unumſchränkt überlaſſen. Das Wilde, Ausſchweifende, Unrichtige, worauf er, bey einer ſolchen Gedankenjagd geräth, wird, wenn die Natur ihm wirklich das Talent zu der Gattung, in welcher er arbeitet, verliehen hat, doch den Saamen und die Uranfänge von beſſern Meditationen enthalten. In den glücklichern Augenblicken aber, wo die körperlichen Werkzeuge des Denkens mit den geiſtigen Kräften am einſtimmigſten wirken, wird eben dieſes regelloſe Umherſchweifen ihn auf den Weg zum Großen und Vortreflichen führen. In der That iſt die Begeiſterung, welche den Mann von Genie über ſich ſelbſt erhebt, und ihn Gedanken finden läßt, deren er in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande nicht fähig iſt, eine Art des Außer-ſich-ſeyns, in welchem er auch, auf manche ſo paradoxe Meinungen und ſo ausſchweifende Bilder, gerathen kann, als ihm, bey kälterm Blute, nie eingekommen wären. Auch, bey dieſer Unternehmung, iſt das Große gefahrvoll. – Das Erhabene grenzt an das Ungeheure, das Feine an das Spitzfindige, jede Vollkommenheit an ihr Entgegengeſetztes: und die höhere Schönheit des Ideals gehet, durch unmerkliche Abweichungen, in die unnatürlichſten Geſtalten über. Es iſt gewiß, daß die, welche ſich vor der Verirrung zu ſehr fürchten, den rechten Punkt des Ziels am wenigſten treffen.

Doch wenn der Denker ſich Anfangs, ohne Zwang und Regeln, den Eindrücken der Gegenſtände, den von der Erinnerungs- und Einbildungs-Kraft ihnen beygeſellten Ideen, und der freyen Thätigkeit ſeines Verſtandes überlaſſen hat; ſo iſt nun eine zweyte Arbeit nöthig, um die Erzeugniſſe der erſten Meditation zu ſichten und zu ordnen. Zuerſt muß der Stoff herbeygeſchafft, oder es müſſen im eigentlichen Verſtande Ideen und Bilder hervorgebracht werden. Dieſe Schöpferkraft des Geiſtes kann nie zu frey und ungebunden wirken. Auf dieſe Arbeit muß die Prüfung, die methodiſche Unterſuchung des geſammelten Vorraths, die Vergleichung der verſchiedenen Materialien unter ſich, die Vergleichung aller, mit den ſchon längſt erworbenen Schätzen der menſchlichen Erkenntniß, folgen. Eine dritte Arbeit iſt die Zuſammenfügung und Ründung des für brauchbar anerkannten Stoffs. Einer vierten iſt die Bekleidung deſſelben mit den ſchicklichſten Wörtern und Ausdrücken vorbehalten.

Viele unſrer ſchönen Geiſter und Philoſophen, die vor dem Publicum als Denker auftreten, machen ſich die Arbeit viel zu bequem. Sie wollen Gedanken, Anordnung und Styl mit einer einzigen Meditation umfaſſen, und ſchreiben ihre Ideen ſchon mit aller der Zierlichkeit, mit der ſie öffentlich erſcheinen ſollen, nieder, wenn ſie dieſelben zum erſtenmale auffaſſen. Aber dieß iſt nicht die Art, wie die großen Schriftſteller aller Zeiten gearbeitet haben. Einzelne, abgeriſſene Bruchſtücke und Amle von Ideen, nur mit wenigen unvollkommnen Worten aufs Papier geworfen, haben ſelbſt den Lokken, den Addiſons, den Leſſingen, und Göthen zur Grundlage nachfolgender Unterſuchungen gedient. Bey dieſen zeigten ſich viele der anfangs erwarteten Ausſichten täuſchend. Manche Eingänge in die Materie verſchloßen ſich hier wieder, die ſie, bey jenen erſten Blicken, geöffnet vor ſich zu ſehen glaubten. Aber dafür wurden andere einzelne, unſcheinbare Saamenkörner von Ideen, aus der erſten Meditation, fruchtbar, und entfalteten ſich, bey einer ſorgfältigern Pflege, zu gewürzreichen und nahrhaften Gewächſen. Auch hiermit endigte ſich die Arbeit dieſer Männer nicht. Die Eingebungen der erſten Begeiſterung, die Reſultate der erſten Unterſuchungen trugen ſie Wochen und Monathe mit ſich herum; ſie wurden, durch inneres, immerwährendes Bearbeiten derſelben, mit ihnen vertraut; ſie machten ſich noch mehr Meiſter davon, indem ſie ſich, ſchriftlich und mündlich, mit ihren gelehrten Freunden darüber unterredeten. Was, bey dieſer ihrer eigenen ſtillen Betrachtung, bey dieſem Durchfechten ihrer Ideen gegen die Einwendungen ihrer Freunde, ſich nach und nach von denſelben mehr geläutert hatte, ſchrieben ſie nun, — auch nur noch flüchtig, und mit den erſten beſten Worten, die ſich ihnen darbothen, nur ihnen ſelbſt verſtändlich, — nieder. Sie wollten nichts von der Kraft und Reinheit der Ideen, ſo wie ſie ſich zuerſt in voller Klarheit ihrer Seele dargeſtellt hatten, verlieren. Aber ſie wußten ſehr wohl, daß dieß noch nicht diejenige Geſtalt ſey, in welcher dieſe Ideen vor dem Publicum erſcheinen können. Sie fiengen nun erſt an, im eigentlichen Verſtande zu *arbeiten*, und nach *beſtimmten* Zwecken und Regeln, eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, auf die im Ganzen ſchon beſtimmte und geordnete Reihe von Ideen, zu verwenden.

Diejenigen Perſonen, welche in eben der Zeit, in der ſie erſt darauf ausgehen, Gedanken aufzuſpüren, zugleich ſie völlig deutlich, ordentlich, und mit einem gewählten Ausdrucke, oder wohl gar mit redneriſchem Schmucke niederſchreiben wollen,*) gerathen gemeiniglich nur auf

---

*) Wenn Antonin dem Himmel dankt, daß er Redner- und Dichter-Talente nicht in vorzüglichem Maße bekommen habe; weil dieſe ihn, von den ernſthaften Studien, und beſonders von der Aufmerkſamkeit auf ſein Leben und ſeine Sitten, würden abgezogen haben: ſo verkannte er

vielleicht den Werth einer ſchönen und vollkommnen Bezeichnung ſeiner Gedanken; oder hielt auch die Ausübung jener Talente, mit einer gründlichen Unterſuchung der Wahrheit, und mit einer ſorgfältigen Erfüllung großer Berufspflichten, für allzuunverträglich. Aber jeder denkende Mann, jeder Schriftſteller möchte wünſchen, daß in den Zeiten, wo er den weſentlichen Inhalt und den Kern ſeiner Gedanken und ſeiner Schrift hervorbringt, oder ſammelt, er die Talente des Redners ganz bey Seite ſetzen und den Ruhm deſſelben vergeſſen könne.

Je einfacher, ungeſchmückter und ſelbſt trockener ich, bey dem Anfange einer Unterſuchung, meine Gedanken hinſchreibe, deſto beſſer geht meine Arbeit von ſtatten, und deſto eher komme ich zu derjenigen lebhaften Ueberſicht der Sache, welche zugleich beredt macht.

Kein Wunder, daß ſich dieß bey philoſophiſchen Meditationen ſo verhält: da ſelbſt, in den Werken der eigentlich ſchönen Rede-Künſte, der Poeſie und Beredſamkeit, das Talent, welches ein Menſch hat, ſeine Gedanken in ſchöne Bilder und harmoniſche Wörterreihen einzukleiden, ſich um ſo viel leichter äußert, jemehr er für die Gedanken, welche er ausdrücken ſoll, eingenommen und von denſelben angefüllt iſt. Jenes Talent muß allerdings eine beſondere Uebung haben: aber dann, wenn es angewandt werden ſoll, muß es immer nur Nebenſache ſeyn. Bene proviſam rem verba non invita ſequuntur. Der ſchönſte Geiſt ſchreibt nie beſſer, als wenn er gar nicht daran denkt, ſchön ſchreiben zu wollen.

deen. Bey einer ſchwächern Denkkraſt, entſtehen daraus wohl gar bloße Zuſammenſetzungen von Formeln und Phraſen, bey welchen ſich der Schreibende erſt hintendrein etwas zu denken anfängt, nachdem er ſie gefunden und niedergeſchrieben hat. Die Gedanken ziehen in dieſem Falle nicht die Worte, ſondern die Worte ziehen die Gedanken herbey. In Sprachen, worin viele gute Bücher geſchrieben ſind, und bey Nationen, wo viel geleſen wird, kann jemand, ohne wirklich gedacht zu haben, etwas ganz geiſtreich klingendes, ſelbſt zuweilen etwas brauchbares ſchreiben. Er darf, zu dieſem Ende, nur die ſchon vollendeten und abgerundeten Gedankenformen, die, aus den beſten Schriftſtellern geſammelt, in ſeinem Gedächtniſſe niedergelegt ſind, mit einigem Gefühle der Schicklichkeit, an einander reihen.

Hieraus ergiebt ſich, auf welche Weiſe man die widerſprechend ſcheinenden Sentenzen, daß die erſten Gedanken oft die beſten ſind, und daß man ſeinen erſten Einfällen nicht trauen dürfe, zu vereinigen habe. Es iſt wahr, daß, bey einem lebhaften Geiſte, in der Stunde der Begeiſterung, der erſte Blick des Menſchen auf die Sache ihm die ſchönſten Ausſichten eröffnet; und daß der Reiz der Neuheit, die Stärke des erſten Vorſatzes, die Denkkraft zu vermehren ſcheint. Es iſt wahr, daß dem Manne von Genie dann die Ideen am beſten zuſtrömen, wenn er ſie am wenigſten ſucht und zugleich über ihre Wahl am ſorgloſeſten iſt; und daß jeder beſtimmte Endzweck, jeder Vorſatz die Sache gut zu machen, das Streben nach Vollkommenheit, die Prüfung und Beurtheilung ſeiner Gedanken nach den Regeln der Kunſt dieſen Fluß hemmt, die Mannigfaltigkeit der Einfälle verhindert, und daher oft ſelbſt den beſten Ideen den Zugang erſchwert. So wie wir gemeiniglich in einer Geſellſchaft, wo wir es darauf anlegen, als beredte oder als witzige Leute zu erſcheinen, weniger unterhaltend und angenehm ſind, als da, wo es uns wenig darum zu thun iſt, zu gefallen, und wo wir ganz unbefangen ſagen, was uns die Umſtände und unſer guter Genius eingeben: ſo iſt auch bey den Selbſtgeſprächen, worin die Meditation beſteht, der witzige Kopf doppelt witzig, der verſtändige im höhern Grade einſichtsvoll, und der dichteriſche zwiefach bilderreich, wenn er nicht ſeine eigene Vollkommenheit beſchaut, keine in ſeinem Werke ſucht, ſondern nur gleichſam ſpielend ſich mit den Schöpfungen ſeines Geiſtes unterhält. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß, wenn dieſes freye Gedankenſpiel einen größern Reichthum von Sachen herbeyführt, es auch Sachen von ſehr ungleichem Werthe neben einander ſtellt. In den Erzeugniſſen dieſer erſten Meditation iſt das Wahre und Schöne, ſo wie das Gold und Silber in den Erzſtufen, in kleinen Quantitäten, unter einer großen Menge unedler Metalle, und mit taubem Geſtein und Erdarten vermiſcht. Das Mineral muß durchaus, nachdem es zu Tage iſt gefördert worden, geſchieden werden und durch mehr als eine Läuterung gehn, ehe es wirklich das koſtbare Metall wird, welches für die menſchliche Geſellſchaft einen ſo großen Werth hat. und daher die Mühe und den Aufwand des Bergbaues belohnt.

In den erſten Gedanken liegen gemeiniglich die beſten verborgen: aber man muß ſie darin zu finden, und von den vielen mittelmäßigen und ſchlechten, die ſich zugleich eingefunden haben, abzuſondern wiſſen.

Es giebt zwar glücklichere Augenblicke, aber dieſe ſind ſelten, wo die ſchaffende Kraft des Genies in ihrer Wirkſamkeit ungehindert, und doch mit Regelmäßigkeit und Ordnung verbunden ſeyn kann. Auch ragen, ohne Zweifel, eben hierdurch die Geiſter erſter Größe über die Mittelclaſſe der Denker hervor, daß ſie die Kraft und die Regel zugleich in ſich enthalten, und in dem Beſitze der vollen Freyheit des Denkens bleiben, indeß ſie zugleich einem, von der Vernunft angegebenen, Leitfaden folgen. Aber bey den gewöhnlichen Menſchen, und bey den gewöhnlichen Denkübungen, ſind dieſe beyden Geſchäfte, das Geſchäfte des Erfindens und das des Anordnens, getheilt. Bey jenem muß der Menſch warm, begeiſtert, leidenſchaftlich ſeyn; und iſt deswegen in Gefahr, auch mit unter ſchwärmeriſch überſpannt, einſeitig und unnatürlich in ſeinen Ideen zu werden: bey dieſem muß er ruhig, kalt und bloß vernünftig ſeyn. Die Natur bringt jeden Stoff mit fremdartigen Theilen vermiſcht hervor; nur die Kunſt kann ihn reinigen, und ihn zu dieſer durchgängigen Gleichartigkeit bringen, in welcher er zuerſt den Nahmen eines brauchbaren Erzeugniſſes verdient.

In der Mathematik ſcheint die Trennung dieſer beyden Momente des Denkens nicht ſtatt zu finden. Und die mit den erſten Principien beſchäftigte Philoſophie, die, welche Gewißheit a priori ſucht, kommt darin der Mathematik nahe. In der reinen Mathematik wird der Geiſt gleichſam am Lenkſeile der Demonſtration geführt, und kann nur einen einzigen, und einen geraden Gang gehen. Ueberdieß brauchen hier die *einzelnen* Gegenſtände und Thatſachen, deren Anſchauung dem Verſtande vorleuchten muß, gar nicht erſt ins Gemüth herbeygerufen zu werden: — welches, bey jeder philoſophiſchen Meditation, das erſte, und oft das ſchwerſte Geſchäft iſt, welches dem Unterſuchenden obliegt. Die Zeichnung der Figur legt ganz vollſtändig alles Einzelne und Concrete, was zur Erörterung der allgemeinen Idee gehört, vor Augen. Indeß iſt doch, auch in der reinen Mathematik, der Gang, welchen der Erfinder nimmt, um zu einer neuen Wahrheit zu gelangen, gar nicht derſelbe, auf welchem der Lehrer den Beweis der Wahrheit führt, nachdem ſie gefunden iſt. Ganz gewiß ſind viele mathematiſchen Sätze eher geahndet, als bewieſen worden. Man hat eher, nach mechaniſchen Meſſungen und ungefähren Ueberſchlägen, gewiſſe Verhältniſſe der Figuren und Zahlen vorausgeſehen, ehe man, durch die genaue Zergliederung dieſer letztern, und durch das Auseinanderlegen ihrer Theile, die vorausgeſehne Gleichheit oder

Ungleichheit zur vollen Evidenz brachte. Der pythagoriſche Lehrſatz war vielleicht zuvor Einfall, ehe er Lehrſatz wurde. Das eigne Geſetz unſers Verſtandes, welches Einheit und Uebereinſtimmung ſucht, giebt den Vermuthungen von einem ſo regelmäßigen Verhältniſſe, als jener Lehrſatz ausſagt, wenn ſich einige Gründe dazu vorfinden, mehr Gewicht, und weiſt wenigſtens, durch die daraus gebildete Aufgabe, der nachfolgenden Unterſuchung eine beſtimmtere Richtung an.

Dieſer Gang der Meditation, von Einfällen und Muthmaßungen zu Erfindungen und zur Wahrheit, iſt, in der Mathematik, ſelbſt wieder durch die Algebra beſtimmten Regeln und Formen unterworfen, und zu einer Wiſſenſchaft erhoben worden. Und eben deßwegen ſind, durch ihre Hülfe, ſo außerordentliche Fortſchritte, in der Kenntniß der Größen gemacht worden. Fragen aufwerfen, eine Antwort als Hypotheſe annehmen, Folgerungen daraus ziehn; und aus dem Unrichtigen, welches ſich in ihren Reſultaten findet, ſchließen, wie ſie geändert werden müſſe, um der Wahrheit näher zu kommen: das iſt in der That das Allgemeine der Algebraiſchen Methode; und es iſt auch die gewöhnlichſte Methode der philoſophiſchen Meditation Aber in der Mathematik hat dieſe Operation das Anſehn einer Kunſt bekommen, die erlernt werden kann: in der Philoſophie iſt ſie das Werk der Natur geblieben, und hat dem Genie überlaſſen werden müſſen.

7.

Wenn ſelbſt diejenigen verſchiedenen Geiſtes-Verrichtungen, die, wie das Erfinden und das Anordnen und Ausdrücken der Ideen, als Beſtandtheile, zu einer und derſelben Meditation gehören, von einander getrennt werden müſſen: ſo wird es noch weit ſchicklicher ſeyn, gewiſſe Vorbereitungen zur Meditation von ihr ſelbſt abzuſondern.

Eine der vortrefflichſten darunter iſt ohne Zweifel, ſich mit dem, was die beſten Köpfe mehrerer Nationen und Zeitalter, über den für unſre Unterſuchung gewählten Gegenſtand, gedacht haben, bekannt zu machen. Und gewiß, ohne einigen ſolchen empfangnen oder eingehohlten Unterricht, wird, auch bey dem zum eignen Denken fähigſten Menſchen, und ſelbſt bey Gegenſtänden, wo ihm ſeine eigne Erfahrung die nöthigen Thatſachen vollſtändig darbiethet, —

wie dieß bey Gegenſtänden der Logik und Moral durchaus der Fall iſt, — doch ſein Geſichtskreis immer eingeſchränkt ſeyn; viele Seiten der Sachen werden ihm verborgen bleiben; und viele Beziehungen derſelben auf Gründe, auf Folgen, und beſonders auf die Verſchiedenheit der menſchlichen Denkungsarten und Charaktere, — woraus im Praktiſchen, die größten Hinderniſſe und die größten Beförderungsmittel der geſuchten Endzwecke entſtehn, — werden nie zu ſeinem Bewußtſeyn kommen. Sogar die lehrreiche Betrachtung derjenigen Dinge, die wir vor Augen ſehn, und der Vorfälle, die wir erlebt haben, wird uns, durch die Bekanntſchaft mit den Meinungen und Gedanken großer Männer über ähnliche Dinge und Vorfälle, welche hauptſächlich durch das Leſen erhalten wird, ſehr erleichtert. Indem wir ihre Behauptungen zu widerlegen, oder zu beſtätigen, indem wir uns in ihre Gefühle zu verſetzen, oder unſre zu rechtfertigen ſuchen, entwickeln wir weit deutlicher die Eindrücke, die von unſern eignen Erfahrungen im Gemüthe zurückgeblieben ſind.

Nichts deſto weniger iſt in dem Zeitpuncte ſelbſt, wo wir unſre Unterſuchungen anſtellen, die Einmiſchung fremder Ideen, auch derer, die von den größten Geiſtern herkommen, der Wahrheit und Eigenthümlichkeit unſrer eignen Ideen eher ſchädlich, als nützlich. — Ich wünſchte, jedesmahl, wenn ich eine Materie als Gelehrter bearbeite, alles gute, was über dieſelbe geſchrieben worden iſt, geleſen zu haben. Aber zur Zeit der Meditation ſelbſt finde ich es nie rathſam, irgend einen Schriftſteller über den Gegenſtand derſelben zu Rathe zu ziehn. — Ein mittelmäßiger nutzt wenig; ein großer führt uns irre. Die Stärke ſeiner Ideen, oder die Schönheit ſeines Ausdrucks giebt Anlaß, daß wir, auf dieſelbe Art und in derſelben Manier zu ſchreiben verſuchen, in welcher wir ihn ſo vollkommen finden. Dieß darf nicht immer die Sache unſers Vorſatzes ſeyn: es iſt die Folge einer unwillkührlichen Nachahmung, und des Eindrucks, den große Geiſter auf andre machen. Indeß wird unſre eigne Denkkraft dadurch in der That mehr unterdrückt, als gehoben. Nicht mehr der Gegenſtand ſelbſt ſteht vor den Augen unſers Geiſtes, ſondern das Bild, oder die Idee deſſelben, welche uns von dem Schriftſteller gleichſam aufgedrungen worden war. — Bald werden wir durch Vergleichungen, die wir zwiſchen ihm und uns anſtellen, mißmüthig und niedergeſchlagen; bald ſuchen wir Aehnlichkeiten und anſcheinenden Nachahmungen auszuweichen, verrücken aber dadurch die richtige Folge unſrer Ideen, oder verfälſchen unſre natürlichſten Empfindungen.

Alle ſolche Behutſamkeitsregeln ſind allerdings für den ſchwächern Geiſt nothwendiger, als für den ſtärkern. Je mehr, und je eigenthümlichere Ideen jemand, bey dem Anblicke der Dinge ſelbſt und bey der Zergliederung ſeiner eignen Gefühle, erhält: deſto weniger darf er fürchten, den Gang, oder die Form derſelben, durch den zu gleicher Zeit mit fremden Ideen gepflognen Umgang, zu ſtören. In mittelmäßigen Köpfen aber tönt die Rede eines großen und vortrefflichen Schriftſtellers lange Zeit nach, ſo wie eine rauſchende Muſik in ſchwachen Gehörnerven. Ihre Denkungsart, ihr Styl nimmt, eine Zeit lang, die Farbe ihres Muſters an. Aber weit entfernt, daß Werke, die ſie in dieſer Stimmung ausarbeiten, mehr Vollkommenheit erhalten ſollten, wird ihnen nur dadurch das Gepräge der Nachahmung gegeben, der Reitz der Neuheit und des Natürlichen hingegen, den alle eigenthümlichen Ideen, auch ſelbſt der Menſchen von mittleren Fähigkeiten, haben, entzogen.

8.

Unter die Vorbereitungen der Meditation gehört nicht bloß die Aufſuchung fremder Belehrungen; ſondern auch die gelegentliche Durchſicht unſers eignen Gedanken-Vorraths. Aber auch dieſe Selbſterforſchung muß, wie das Studium und die Lectüre, nicht erſt in den Zeiten geſchehn, wo wir die Reſultate davon zu einer beſtimmten Unterſuchung brauchen, ſondern muß ein eignes freyes Geſchäft unſers Lebens ausmachen.

Es fehlt den meiſten Menſchen, in Abſicht der Gegenſtände, welche das eigentliche Gebieth der Philoſophie ausmachen, — der menſchlichen Natur und der Sitten, — nicht an Stoffe, zur Bildung zuſammenhängender Gedankenreihen, d. h. zur *Meditation*. Dieß wird ſchon durch dieſe Thatſache bewieſen, daß, wenn ein geiſtreicher Schriftſteller irgend eine Materie dieſer Art, in einem faßlichen Vortrage und Styl, behandelt, Leſer, die ſich unfähig gefühlt hätten, etwas ähnliches hervorzubringen, doch im Stande ſind, ihn vollkommen zu verſtehn daß ſie ihm beypflichten, das heißt, ſeine Behauptungen, mit ihren eignen Erfahrungen und mit ihrem bisherigen Gedankenſyſtem für übereinſtimmend erklären; und daß ſie gerade bey den Stellen, welche ihnen am beſten gefallen, zu empfinden glauben, daß ſie ſelbſt ſchon ehedem ähnliche Bemerkungen gemacht, und ähnliche Gedanken gehabt haben, aber nie ſich derſelben recht deutlich bewußt geworden ſind. Es waren alſo die einzelnen Elemente und Bruchſtücke von Ideen, woraus die von ihnen bewunderte Schrift zuſammengeſetzt iſt, ſchon zuvor in ihrem Geiſte. Ihr Unvermögen, etwas ähnliches zu ſagen, oder zu ſchreiben, lag nur daran, daß ſie die verborgnen Schätze deſſelben nicht ſelbſt aufzuſuchen wußten; daß ſie nicht verſtanden, ſich aller der Thatſachen, die ſie, in Bezug auf dieſen Gegenſtand, in ihrem Leben geſehen, oder aller der Gedanken, die ſie über ihn, aus Unterredungen und Büchern, geſammelt hatten, zur rechten Zeit zu erinnern. Es lag daran, daß ſie nicht vermögend waren, Blicke, die ſie, von Zeit zu Zeit, in ihr eignes Herz, oder in das Herz andrer, gethan, und gewiſſe dem Gefühl ähnliche Urtheile, die ſie über Handlungen und Begebenheiten gefällt hatten, bis zu der Klarheit, daß ſie ſie mit Worten ausdrücken konnten, zu erheben, ſie auf Einen Haufen gleichſam zuſammenzubringen, zu einem gemeinſchaftlichen Endzwecke zu verknüpfen, oder an gewiſſe allgemeine Principien anzureihen.

Zu allen unſern Meditationen alſo muß das Gedächtniß einen ſehr großen Beyſtand leiſten. Die auf der Stelle hervorgebrachten Ideen können immer nur einen kleinen Theil desjenigen ausmachen, was zu der Unterſuchung eines weitläuftigen Gegenſtandes gehört. Die meiſten müſſen uns ſchon, zu andrer Zeit, einzeln irgendwo eingekommen, oder uns von andern mitgetheilt worden ſeyn, und werden jetzo nur zu einer größern Deutlichkeit gebracht, oder in einer neuen Ordnung an einander gefügt.

So viel iſt wenigſtens unſtreitig, daß, je bereitwilliger unſer Gedächtniß iſt, — ſobald es durch unſern Vorſatz, gewiſſe Gegenſtände zu unterſuchen, aufgefordert wird, — die, in Beziehung auf ſie, in ihm niedergelegten Thatſachen, Begriffe, Urtheile und Schlußreihen herzugeben; je mehrerley, ſchon in ihm vorhandne, ältere Gedanken unſrer ſelbſt und andrer es uns, mit ihren Gründen und Folgen, in Erinnerung bringt, wir deſto leichter den Weg zu eignen, neuen Gedanken finden, und deſto glücklicher in der ganzen Unterſuchung fortkommen. Umſonſt iſt Scharfſinn und Imagination, wenn es an dieſen geſammelten Vorkenntniſſen, oder wenn es an dem nöthigen Gedächtniſſe fehlt, um ſie zur Zeit, wenn wir ihrer bedürfen, gegenwärtig zu haben.

Shakeſpear wird oft als der Mann angeführt, welcher alles aus ſeinem Genie und ſeiner Denkkraft geſchöpft habe. Shakeſpear beſaß freylich keine Schulgelehrſamkeit; d. h. er verſtand die gelehrten Sprachen nicht. Aber wie viele Geſchichten, Fabeln, Thatſachen, Sprüche der Weiſen und der Völker ſind nicht in ſeinem Kopfe aufgehäuft, die er nur aus Büchern, wenn auch nicht aus claſſiſchen Autoren, ſchöpfen konnte! Und welcher Vorrath von moraliſchen und politiſchen Kenntniſſen iſt nicht in allen ſeinen Werken ſichtbar, die kein Genie erfinden, ſondern nur eine lange Beobachtung der Welt, verbunden mit mannigfaltig aufgefaßten Gedanken andrer, verſchaffen kann.

In einem noch höhern Grade iſt dem Denker dasjenige Gedächtniß nöthig, welches ihm ſeine eignen Einfälle aufbewahrt. Denn jedes etwas beträchtliche Werk des menſchlichen Geiſtes iſt eine in einem langen Zeitraume, nach und nach, geſammelte Weisheit. Niemand, der nicht die einzelnen Gewinſte, die er macht, ſammelt, wird ein reicher Mann. Wer demnach die vorzüglichen Ideen, die ihm ſein Genius, in Augenblicken heitrer Laune, oft wie im Vorbeygehn, eingiebt, feſt zu halten und auf künftigen Gebrauch niederzulegen weiß; wer auch nur mit der Geſchichte ſeiner eignen Philoſophie und ſeines eignen Lebens ſo bekannt iſt *), daß

---

*) Es giebt, nach meiner Erfahrung, nur wenige Menſchen, welche ſich der Begebenheiten ihres eignen Lebens genau und pünctlich, beſonders in Abſicht der Folgen der einzelnen Veränderungen, zu erinnern wüßten. Und dieſe wenigen habe ich immer als philoſophiſche Köpfe gefunden. Sie haben allerdings manchen Stoff des Nachdenkens mehr, als andre: und der allen gemeinſchaftliche iſt bey ihnen reichhaltiger. Da ſie ſelbſt die kleinern und alltäglichen Vorfälle des Lebens immer, im Zuſammenhange und in ihrer richtigen Zeitfolge, vor Augen haben: ſo bringen ſie auch mehr Zuſammenhang in ihre Ideen, und können Urſachen und Wirkungen richtiger von einander unterſcheiden. Es philoſophirt ſich weit beſſer über Thatſachen, deren Reihe man, von Anfange bis zu Ende, vollſtändig und in der wahren Ordnung der Natur gefaßt hat. Vielleicht macht aber auch die Anlage ſolcher Köpfe, ihre Gedanken, als Gründe und Folgen, mit einander zu verknüpfen, daß ſie auch auf die

er ſich aller, nach und nach von ihm gehegten, abgelegten, veränderten Meinungen, ſo wie der, nach und nach erlebten, angenehmen und unangenehmen Vorfälle und der dabey abwechſelnden Empfindungen, zu erinnern im Stande iſt: der hat ſchon dadurch, in Abſicht der Meditation, die er über irgend einen Gegenſtand anſtellen will, einen großen Vorſprung, vor Perſonen, welche, bey gleicher Denk- und Erfindungs-Kraft, ein weniger getreues Gedächtniß beſitzen. Bey jenem häufen ſich nach und nach, wenn auch nicht die Kenntniſſe und die eingeſehenen Wahrheiten, doch die Veranlaſſungen zum Nachdenken und die Vorderſätze zu neuen Schlüſſen. Er iſt mit vielen Fragen und Aufgaben bekannt, die bey der jetzt vorliegenden Materie zu machen wären; und er weiß leicht Beyſpiele und Thatſachen anzuführen, welche dieſelben zu erläutern dienen. Dieſe hingegen ſind, auf die jetzige Lage der Dinge und auf den gegenwärtigen Zuſtand ihres Geiſtes, eingeſchränkt, und des Vortheils beraubt, die ver-

---

Kette von Urſachen und Wirkungen, in den Dingen außer ſich, und in allem, was ihnen widerfährt, aufmerkſamer, als andre, ſind.

ſchiedenen Denkungsarten, welche ſie ſelbſt in verſchiedenen Zeitpuncten ihres Lebens gehabt haben, mit einander zu vergleichen. Wenn ihnen alſo auch Beobachtungen, Schilderungen der Dinge, und unmittelbar daraus gezogene Folgerungen gelingen: ſo wird ihnen doch eine länger fortgeſetzte, zuſammenhängende Gedankenreihe ſehr ſchwer.

Wenn es Menſchen gegeben hat, die, ohne Lectüre und ohne Bücherweisheit, große Einſichten geäußert haben, und tiefe Denker geworden ſind: ſo iſt es immer dadurch geſchehen, daß ſie, anſtatt fremden Unterrichts, die Lehren, welche ihnen der Lauf ihres eignen Lebens gegeben hat, beſſer gefaßt, und getreuer behalten haben, als andre. Und vielleicht kann in der That die Aufmerkſamkeit des Menſchen, auf die eignen Begebenheiten ſeines Lebens, und auf die Abwechſelungen ſeines eignen Denkens, ſeiner Sitten und ſeines Wohl- oder Uebel-Befindens, dadurch größer werden, wenn er nicht, durch gelehrte Kenntniſſe, auf die Betrachtungen entfernter Zeiten, fremder Zuſtände, und der Ideen anderer Menſchen, ſo ſtark hingezogen wird.

In jedem Falle iſt das Gedächtniß eine, zum Selbſtdenken unentbehrliche, Fähigkeit; und ohne eine gewiſſe, durch Natur und Uebung erlangte, Stärke deſſelben, iſt der philoſophiſche Geiſt einer Flamme gleich, der es an Nahrung fehlt, und welche auflodern und glänzen, aber nicht fortbrennen und leuchten kann.

Insbeſondre iſt es eine zur Meditation nöthige Vorbereitung, alles, was man, über den Gegenſtand derſelben in ſeinem Leben erfahren, in dem Laufe ſeiner Studien gelernt, oder in ſeinen frühern Unterſuchungen herausgebracht hat, gefliſſentlich ins Gemüth zurückzurufen. Es iſt beſſer, wenn dieß zuerſt in ſtillen Selbſtgeſprächen, als wenn es mit der Feder in der Hand geſchieht. Ueberhaupt iſt es unglaublich, wie nützlich ſolche, über die Geſchichte unſers vergangnen Lebens, und über unſre eignen Gedanken, Empfindungen und Handlungen angeſtellte Unterſuchungen, die bisher faſt nur die Sittenlehrer zur Erlangung der moraliſchen Selbſtkenntniß angeprieſen haben, auch dem Philoſophen überhaupt, zur Erweiterung ſeiner Einſichten und zu Schärfung ſeines Verſtandes, ſeyn! Wie begierig ſuchen wir oft Ideen in neuen Büchern, in Geſellſchaft, auf Reiſen, die wir ſchon vollkommner und reifer, in unſerm eigenen geſammleten Vorrathe, finden würden; wenn wir uns öfter Zeit ließen, in uns ſelbſt hinabzuſteigen, und das zu wiederhohlen, was wir geſehen, gehört, geleſen, und ſelbſt gedacht haben.

9.

Ich ſchließe dieſen erſten Theil meines Aufſatzes mit einer Bemerkung, die mir durch die Erinnerung, an manche glückliche Stunden meines Lebens, wichtiger wird, als ſie vielleicht meinen Leſern ſcheinen mag.

Der Anblick der ſchönen Natur nähmlich und die Bewegung tragen, nach meiner Erfahrung, nicht wenig dazu bey, das Denken zu befördern.

Was mir, zwiſchen den vier Wänden meiner Stube, durchaus nicht gelingen wollte, darüber wurde ich Meiſter, wenn ich in freyem Felde, auf der Wieſe, im Walde nachdachte. Und Gedanken, die ſich bey mir, auf meinen Wanderungen durch Fluren einer anmuthigen, aber einförmigen Ebne, nur unvollkommen entwickelt hatten, ſchienen mir auf einmahl in ein helles Licht zu treten, und ſelbſt ſich bis zur Schönheit und Würde zu erheben, wenn ich ſie, an dem Abhange eines Berges ſitzend, erneuerte, wo ein reiches und anmuthiges vor mir ausgebreitetes Thal, das Rauſchen eines Bergbachs, tief unter mir weidende Heerden, und arbeitende, oder wandelnde, Menſchen, meine Sinnen mannichfaltig beſchäftigten.

Es iſt dieſes der Natur des menſchlichen Geiſtes vollkommen gemäß. Wofern die Eindrücke der Sinne nur nicht ſo ſtark und lebhaft ſind, daß ſie die Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande des Nachdenkens abziehn: ſo befördern ſie durch die Bewegung, in welche ſie die Organe ſetzen, den guten und ſchnellern Fortgang des Denkens. Wenn jene Eindrücke etwas von Anmuth, Schönheit, oder Erhabenheit in ſich enthalten: ſo ziehn ſie, durch die Kraft der Verwandſchaft, auch über unſinnliche Gegenſtände, anmuthige, ſchöne oder erhabne Gedanken herbey.

Man erzählt von Gelehrten und Dichtern des ſechzehnten Jahrhunderts, daß ſie zu Pferde an ihren Werken gearbeitet haben*). Ich geſtehe es, daß ich Mühe habe, mir dieß als möglich zu denken. Aber davon habe ich einen Begriff, und ſelbſt einige Erfahrung, daß man zu Pferde die Ideen zu einem Buche ſammeln und vorbereiten könne. Dieſe lebhafte und ſanft erſchütternde Bewegung, die ein munteres und doch nicht unruhiges Pferd ſeinem Reiter giebt, und die ſchnellere Abwechſelung der Gegenſtände, bey welchen es ihn vorbeyträgt, iſt, — beſonders wenn dieſe Gegenſtände anmuthig und mannigfaltig ſind, — ſehr geſchickt, das Gemüth in einen Zuſtand der Beſchaulichkeit und des Selbſtgenuſſes zu wiegen, welcher der Hervorbringung neuer Ideen günſtig iſt.

---

*) Robert Stephanus theilte, auf einer Reiſe zu Pferde, die Verſe zu ſeiner Ausgabe des N. T. ab; und Bernardo Taſſo dichtete zu Pferde ſeinen Amadis.

Dieß iſt einer der Vorzüge, durch welche ſich Gebirgsgegenden denkenden und empfindenden Menſchen ſo ſehr empfehlen: daß, durch den Umfang, die Schönheit, und ſelbſt das Wilde und Fürchterliche der Ausſichten, welche ſie darbiethen, ſie das Gemüth zu Betrachtungen einladen, und dem Verſtande, zu einer gleichen Erweiterung oder Erhöhung ſeiner Begriffe, behülflich ſind, als ſie unſerm Geſichtskreiſe verſchaffen. Es iſt, als wenn wir die Dinge und Begebenheiten der Welt unſerm Gemüthe mehr gegenwärtig machen könnten, wenn wir wirklich einen beträchtlichen Theil derſelben auf einmahl vor Augen ſehen. Wir ſind überdieß im Gebirge gleichſam an der Quelle und bey dem Urſprunge vieler Naturerſcheinungen: und die Unterſuchung, über die Natur und Entſtehung der Dinge, worauf am Ende alle Philoſophie hinausläuft, iſt alſo der Lage eines denkenden Gebirgsbewohners recht angemeſſen.

Zweyte Abtheilung.

Die Verſchiedenheiten der Methoden des Denkens, von welchen ich in dieſem Theile meines Aufſatzes zu reden die Abſicht habe, ſind ſelbſt von zweyerley Art. Es giebt deren, unter welchen man, bey einer und derſelben Materie, nach Gefallen wählen kann. Es giebt andre, welche an die Natur des Gegenſtandes geheftet ſind, und daher zugleich die verſchiedenen Gebiethe der menſchlichen Kenntniſſe von einander abſondern. Jene ſind ſehr mannigfaltig, und vervielfältigen ſich mit jedem

Volke, welches in die Reihe der cultivirten tritt, und beynahe mit jedem vorzüglichen Denker. Denn jede Sprache enthält die Form einer eignen Ideen-Verknüpfung, die durch das National-Genie gebildet wird, und auf daſſelbe zurückwirkt. Und dieſe Formen leiden, durch die eigenthümlichen Anlagen der vorzüglichen Köpfe, von neuem mancherley Abänderungen, die in ihren Werken als Muſter zur Auswahl, für die Menſchen von gewöhnlichen Denkfähigkeiten, zurückbleiben. Von den Unterſchieden der zweyten Art, iſt vorzüglich die, zwiſchen der philoſophiſchen und der mathematiſchen Denkart, merkwürdig. Ich ſchränke mich in dieſer, ihrer Abſicht nach, praktiſchen Abhandlung, bloß auf die Betrachtung der erſten Gattung ein.

Unter den Verſchiedenheiten des Denkens, die nicht von der Natur des Gegenſtandes, ſondern von der Geiſtes-Anlage des Menſchen, abhängen, ſcheinen ſich mir folgende ſechs, als weiter von einander abſtehend, oder als die Grenzlinien vieler mittlern kleinern Schattirungen, auszuzeichnen. Ich nenne die erſte die Methode des Unterrichts, oder die ſyſtematiſche, die zweyte die Methode der Erfindung, oder die Sokratiſche, die dritte die hiſtoriſche, die vierte die widerlegende, die fünfte die commentirende, die ſechste, die beobachtende.

I.

Die erſte iſt die, nach ſtrengen Regeln geordnete, und vollſtändige Auseinanderſetzung einer zuſammenhängenden, und einzigen Ideen-Reihe, die von ganz einfachen Begriffen, und den erſten Principien, ausgeht, und, indem ſie zu den erſtern immer neue und neue Beſtimmungen hinzufügt, und unter die andern immer neue und neue Unterſätze ſubſumirt, zu dem Beſondern und dem Unbekannten herabſteigt. In dieſer Methode gehn die Definitionen vor allem voraus: auf ſie folgen gewiſſe Grundſätze, die entweder als ſelbſt evident, oder als, aus andern Wiſſenſchaften und aus der gemeinen Erfahrung bekannt, angenommen werden. Aus dieſen Grundſätzen, oder aus dem Zwecke der Unterſuchung, werden die Gründe zu der Eintheilung der zuvor definirten Gegenſtände hergeleitet; und dieſe Eintheilung beſtimmt zugleich die Ordnung der Subſumtionen, und folglich der damit anzufangenden Schlußreihen. Die Beweiſe folgen auf die Sätze; und die Erläuterungen durch Beyſpiele folgen auf die Beweiſe.

Die Theorie wird vorangeſchickt, und die Thatſachen, worauf ſie ſich ſtützt, folgen. Die abgezogenſten Begriffe und Sätze machen den Anfang, und man ſchließt mit dem concreteſten.

Dieſe Methode iſt allerdings, um, in einer ſchon erfundnen und geordneten Wiſſenſchaft, Unwiſſende zu unterrichten, die beſte. Sie wird in der Mathematik, in aller ihrer Strenge befolgt. Sie wird in den Compendien für philoſophiſche Vorleſungen ſo weit beybehalten, als es die Natur der Gegenſtände erlaubt. Sie wird zuweilen — obgleich ſeltner, auch von Schriftſtellern gebraucht, welche neue Unterſuchungen anſtellen. — So viel iſt klar, daß eine, nach dieſer Methode angeſtellte, Meditation nur gleichſam eine zweyte Reiſe, durch ein ſchon bekanntes Land, ſeyn kann. Denn ſie ſetzt ſchon die Bekanntſchaft mit den meiſten der Begriffe und Sätze voraus, die ſie an einem, ſich von ihrem Urſprunge entwickelnden, Faden an einander reiht. — Nicht zu gedenken, daß, in Materien philoſophiſcher Betrachtung, die Definition oft erſt das Reſultat der Theorie iſt, und dieſelbe im Keime enthält; oder daß ſie doch ſchon auf ſie Rückſicht nimmt, und zum Behufe der erſt folgenden Lehrſätze gemacht wird; — nicht zu gedenken, daß die Eintheilungen, mit welchen dieſe Meditation anfängt, nichts anders als Fächer einer Anordnung ſind, welche nur ſchicklich gemacht werden kann, wenn man die anzuordnenden Sachen vorläufig überſehen hat: ſo würde auch, in den Beweiſen ſelbſt, dieſe Methode, die mit den bekannten Principien und mit den allgemeinſten Sätzen anfängt, und mit kleinen Erfindungen und mit der Erkenntniß des Beſondern und Einzelnen ſchließen will, wenn dieſes Ziel zuvor nicht abgeſteckt wäre, ein bloßes Herumirren auf Gerathewohl ſeyn müſſen, bey welchem nur ein glückliches Ohngefähr, zu einem nützlichen und die Einſichten des Menſchen erweiternden Endpunkte, führen könnte. Denn wenn jemand, weder durch Erfahrung, noch durch Wahrſcheinlichkeiten und Muthmaßungen, einige Vorkenntniſſe von den mehr particulären Sätzen hat, auf die er eine gewiſſe, a priori ſich entwickelnde, Ideenreihe hinleiten ſoll: — wie kann er voraus wiſſen, ob die Subſumtionen, die er unter die allgemeinen Sätze macht, ihm zu brauchbaren Schlußfolgen verhelfen werden?

Dieſe Methode des Nachdenkens iſt daher ſehr wohl anwendbar, wenn das Nachdenken bloß die Abſicht hat, Ideen, welche uns ſchon, durch den empfangnen Unterricht beygebracht, oder durch vorhergegangne Meditationen eigen geworden ſind, in ein gemeinſchaftliches Syſtem zu verweben, und ſie, zu einer deutlichen und ordentlichen Mittheilung an andere, vorzubereiten. Aber wenn ſie, bey eignen und neuen Unterſuchungen, angewandt werden ſoll: ſo ſetzt ſie, zuerſt, bey dem Gegenſtande eine ſolche Beſchaffenheit voraus, welche dieſen Ideengang, vom Allgemeinen zum Beſondern, in ſeiner Unterſuchung erlaubt. Sie erfordert, zweytens, bey der Perſon einen viel umfaſſenden, und mit ſeinem Blicke der Entwickelung ſeiner Ideen zuvorlaufenden Geiſt. Sie verlangt, daß er gleichſam die ganze Gegend des Landes der Wiſſenſchaften, welche er durchreiſen will, aus einem höhern Standpuncte überſchaue, damit er wiſſe, wo er die Heerſtraßen anzulegen habe, in welcher Richtung er ſich durch die Wildniß dunkler Begriffe am leichteſten Bahn ſchaffen, und wo er hoffen könne, fruchtbare und ergiebige Plätze zu finden, bey welchen er mit ſeinen Schlüſſen ausruhn und endigen werde. Das ſyſtematiſche Verknüpfen, ſelbſt einer ſchon völlig bekannten und geläufigen Anzahl von Begriffen und Sätzen, iſt kein leichtes Unternehmen, wenn die Anzahl derſelben beträchtlich iſt. Aber die erſt aufgeſpürten Ideen, gleich bey ihrer Entſtehung, ſyſtematiſch ordnen, und nach einer eben ſo ſtrengen Methode bey Meditationen, durch welche man unbekannte Seiten des Gegenſtandes zu erforſchen ſucht, als bey dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte über ſchon bekannte, verfahren: das iſt in vielen Fällen durchaus unmöglich, aber in allen nur den vorzüglichſten Denkern eigen. Derjenige, welcher die eine Haupteigenſchaft des philoſophiſchen Geiſtes, die Gabe der Beobachtung beſitzt, aber nur auf eine Sache auf einmahl ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, — nicht aber indem er die eine anſchauet, zugleich das Vorhergehende, das Nachfolgende, und das damit Verwandte, wenigſtens mit halbem Bewußtſeyn, ſich vorzuſtellen weiß, wird in Geiſtes-Arbeiten, wo er dieſe Methode anwenden will, nicht glücklich ſeyn. Der Lauf ſeiner Gedanken wird alle Augenblicke von dem geraden Wege des Syſtems abkommen: und einige unrecht gewählte, oder zu ſehr vervielfältigte Subſumtionen werden ihn gar bald irre, oder doch weiter führen, als er, nach dem Plane des Ganzen, in der Ausführlichkeit der einzelnen Theile gehn ſollte.

Man kann die Operation des Geiſtes, bey dem ſyſtematiſchen Denken, mit der Zuſammenſetzung einer künſtlichen Maſchine vergleichen. Ehe dieſe zuſammengeſetzt werden kann, müſſen ihre einzelnen Triebwerke und Räder ſchon ausgearbeitet ſeyn. Wenn deren viele ſind: ſo müſſen ſie auch gezählt und beziffert ſeyn, damit jedes zu rechter Zeit und am rechten Orte angebracht werde. Sind dieſe Anſtalten nicht zum voraus gemacht: ſo muß man oft die ganze Maſchine, um eines zurückgebliebnen, oder falſch angebrachten Stückes willen, aus einander nehmen.

Der ſyſtematiſche Denker iſt wie ein Reiſender, der zu einem beſtimmten Ziele eilt, und der den Weg in der kürzeſten Zeit zu machen ſucht. Er muß nicht bloß auf die Dinge, die vor ſeinen Füſſen, oder nahe um ihn herumliegen, — er muß immer weit vor ſich hinaus ſehn; er muß ſich weder durch angenehme Ruheplätze aufhalten, noch durch intereſſante Ausſichten auf Nebenwege verleiten laſſen. Der nicht ſyſtematiſche Denker iſt einem Spatziergänger ähnlich, der Muße hat, jeden Gegenſtand, nach dem Maße, als er ihn an ſich zieht, oder ihm Belehrung verſpricht, zu betrachten; der, mit ganzer Seele und mit voller Aufmerkſamkeit, da iſt, wo er iſt, ohne einen andern Zweck, als den, ſich zu unterhalten, oder ſeinen Wohnort gelegentlich kennen zu lernen. Bey gleichen Fähigkeiten und bey gleicher Wißbegierde, wird der Reiſende weit mehr Mühe haben, die Dinge richtig zu ſehen, oder genau zu erforſchen, als der in ſeiner Heimath Luſtwandelnde. Und nie wird derjenige ein ganzes Land wirklich kennen lernen, der in demſelben immer auf Reiſen iſt, und ſich mehr um die geographiſche Lage der Städte und Flecken, als um das, was ſie enthalten, — mehr um die Richtung der Heerſtraßen, als um die Beſchaffenheit und die Erzeugniſſe der Fluren, durch welche ſie gehn, bekümmert.

Dieſe, auf viele Gegenſtände zu vertheilende, Aufmerkſamkeit, dieſes beſtändige Zurückblicken auf das, was man ſchon geſagt, — dieſes Hinausſehen auf das, was man noch zu ſagen hat, ſelbſt die Art von Zwang, welche die ſtrenge Ordnung dem Geiſte auflegt, iſt weder der Lebhaftigkeit des Witzes, noch dem Feuer der Einbildungskraft günſtig. Selten bedienen ſich daher ſchöne Geiſter, oder Philoſophen, die zugleich dichteriſche oder redneriſche Talente haben, dieſer Methode. Diejenige Arbeit, wobey ſie ſich am beſten anwenden läßt, die Wiederhohlung und Zuſammenſtellung ſchon bekannter, aber noch nicht gut verbundner Ideen, iſt für Männer dieſer Art nicht anziehend. Und wenn ſie ſelbſt den Gegenſtand von neuem, nach einem ſyſtematiſchen Plane, unterſuchen: ſo bringt die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie jeden Theil deſſelben ergreifen, ſehr bald Unordnung in dieſen Plan. Das Werk bleibt daher größtentheils ein Bruchſtück: weil ſie entweder nicht den Muth haben, vortreffliche Gedanken wegzuſchneiden, die ihnen in dem Laufe der Meditation zufließen, die ſich aber, in der ſtrengen Ordnung des Syſtems, mit den folgenden Gliedern der Reihe nicht gut verknüpfen laſſen; oder weil ſie überhaupt über der Schwierigkeit ermüden, mit angelegten Feſſeln, doch den ihnen ſonſt gewöhnlichen, freyen Gang des Geiſtes beyzubehalten.

Auch Rouſſeau'n iſt es in dem Werke, welches er in dieſer Manier arbeitete, dem Contrat social, weniger, als in ſeinen übrigen gelungen, die Vollkommenheit zu erreichen. Indem er ſeinem Geiſte Zwang anthat, um ihn bey der Reihe abſtracter Ideen, welche er durchzugehn hatte, ununterbrochen feſtzuhalten, und ihm keinen Ausflug auf Gemählde und Empfindungen, wozu er ſo viel Hang hatte, zu erlauben; ſchwächte er denſelben, und machte, daß er hinter demjenigen Ziele zurück blieb, welches er, vermöge ſeiner natürlichen Geiſteskraft, erreichen konnte. *)

---

*) Auch die Urheber der größten ſyſtematiſchen Werke ſind doch nicht immer bey den Meditationen, woraus ihre Werke entſtanden, ſyſtematiſch zu Werke gegangen. Der Keim, woraus ſich ihre Gedankenreihen entwickelten, lag oft nicht in den höchſten Principien, woraus ſie ſie zuletzt herleiteten, ſondern in ſehr ſpeciellen Sätzen: entweder in gewiſſen, unter den Philoſophen bisher ſtreitigen Puncten, oder in einzelnen Theorien ſcharfſinniger und berühmter Männer, von welchen ſie eine Zeitlang waren eingenommen worden, und in denen ſie hinterdrein Fehler fanden. So ſcheint es mir, daß die Erklärung, welche Hume von dem Urſprunge des Begriffs der Cauſalität, aus der bloßen Gewohnheit, gewiſſe Dinge immer auf einander folgen zu ſehn, giebt, — und die Vergleichung dieſer Erklärung, mit den eben ſo unzulänglichen Beweiſen, welche die Wolfianer von dem Satze des zureichenden Grundes führen, einer der erſten Fäden war, an welche Kant ſeine Unterſuchungen anreihte. Ein andrer war die Prüfung der Leibnitziſchen Behauptung, daß Raum und Zeit, Vorſtellungen von der Ordnung der Dinge in ihrem Nebeneinanderſeyn und in ihrer Folge ſind. Einen dritten gab die unter den Philoſophen herrſchende Meinung, daß die ſtrenge Gewißheit der rein mathematiſchen Sätze ihnen nur deßwegen zukomme,

2.

Die zweyte Methode des Meditirens iſt die *Sokratiſche*, welche man, was das Weſentliche in ihr betrifft, als die natürlichſte und gewöhnlichſte Methode der Ideen-*Erfinder* anſehen kann. Sie fängt damit an, womit der

---

weil dieſe Sätze analytiſch ſind. — Ich ſtelle mir vor, daß dieſe einzelnen, aus verſchiednen Anfangspuncten auslaufenden, und nach verſchiedenen Methoden des Denkens verfolgten Ideen-Reihen, endlich, weil ihrer viele waren, und ſie ſämtlich demſelben Felde der Wiſſenſchaften angehörten, einander ſo nahe ruckten, daß ſie, — durch ein geſchicktes Anpaſſen ihrer Enden, und durch das Einſchieben einiger Zwiſchenſätze, — ohne Zwang, obgleich nicht ohne Kunſt, zu Einem Ganzen vereiniget werden konnten. Ohne Zweifel war eine neue, von den erſten Gründen anfangende, Meditation nöthig, um die zuvor, durch mancherley Methoden des Denkens gefundne und nach und nach geſammelte Materialien des großen Gebäudes, nach einem zuſammenhängenden Plane, zu verarbeiten. Es wäre lehrreich, wenn Erfinder neuer Syſteme uns entdeckten, welche Region der Begriffe ſich bey ihnen zuerſt aufgeklärt, und wie das Licht ſich, von einem Theile ihres Gedankenſyſtems auf die andern, verbreitet habe. Und es iſt ſelbſt nicht unnütz, wenn die, welche von ihnen lernen, dieſe Geſchichte ihrer Erfindungen aus wahrſcheinlichen Anzeigen zu ſchließen ſuchen.

Unwiſſende, der ſich ſelbſt unterrichten will, immer anfangen muß, mit einzelnen Thatſachen, die ſie entweder als Beyſpiele braucht, um Begriffe daraus abzuziehn, oder als Erſcheinungen, zu deren Erklärung ſie Hypotheſen verſucht. Zuweilen legt ſie allgemein angenommene Meinungen, die Sagen der Vorwelt, oder die Ausſprüche der Weiſen ihren Unterſuchungen zum Grunde. Indem ſie den wahren Sinn derſelben zu erforſchen, oder ihre Wahrheit zu prüfen bemüht iſt, kommt ſie nach und nach zur Unterſuchung der Gegenſtände ſelbſt. Sie verſucht da, wo ſie in den Behauptungen der Aelteren einen Irrthum wahrnimmt, ihnen durch eine Einſchränkung, oder einen Zuſatz mehr Richtigkeit zu geben; prüft dieſe Aenderung von neuem, — klärt weiter auf, was ſie, in dieſer veränderten Anſicht der Dinge noch dunkel findet; und ſo ſteigt ſie, von einer Berichtigung ihrer Vorausſetzungen zur andern, von einem aufgeworfnen und gehobnen Zweifel zum andern auf, bis ſie endlich über die ganze Materie Licht verbreitet, und bey Behauptungen anlangt, die durchaus verſtändlich ſind, alle Schwierigkeiten löſen und alle Gründe der Wahrſcheinlichkeit in ſich vereinigen.

Dieſe Methode iſt für den Schriftſteller, wenn er ſich deren auch zur Darſtellung ſeiner Gedanken bedient, die leichteſte: denn es iſt die, nach welcher er wirklich ſeine Einſichten erlangte. Sie hat zugleich etwas ſehr Anmuthiges für den Leſer. Denn außerdem, daß ſich ihm der Sokratiſche Schriftſteller gleichſtellt, und ſich mit ihm gemeinſchaftlich zu unterrichten ſcheint, anſtatt ihm, wie der Syſtematiker, bloß ſeine Weisheit mitzutheilen, genießt der Leſer hier des Vergnügens, der Meditation des Philoſophen gleichſam beyzuwohnen, und nicht nur die entwickelten Ideen deſſelben zu erfahren, ſondern auch zu ſehen, wie ſie ſich, nach und nach, entwickeln. Dazu kommt, daß wir an dem, was uns wohl bekannt und geläufig iſt, einen gewiſſen Antheil nehmen, und uns alles leichter und deutlicher wird, was ſich an daſſelbe anknüpft, oder daraus hervorgeht. Wer einer Sentenz, die wir oft im Munde führten, ohne viel dabey zu denken, einen bedeutungsvollen Sinn zu geben, oder aus einer gemeinen Erfahrung, die wir oft gemacht haben, ohne merklich dadurch belehrt zu werden, wichtige Aufſchlüſſe zur Erklärung der Dinge, oder nützliche Vorſchriften für unſre Aufführung zu ziehn weiß, macht uns durch dieſen Unterricht mehr Vergnügen und prägt ihn unſerm Gedächtniſſe tiefer ein, als wenn er uns dieſelben Sachen, als neue Wahrheiten, aus unbekannten Gründen vortrüge.

Dieſe Methode, ſagte ich, ſey dem Selbſtdenker, zur Mittheilung ſeiner Ideen, die bequemſte, weil er bey ihr den Weg nur wiederhohlt, auf welchem er zu ſeinen Einſichten gelangt war. Aber eben daraus erhellet, daß ſie nur für den Selbſtdenker bequem iſt, und alle diejenigen Geiſtesgaben vorausſetzt, die ſich bey einem Erfinder neuer Ideen vereinigen müſſen. Leſſing und Engel ſind unter uns große Meiſter in dieſer Kunſt der Darſtellung. Und es gehören eben die in beyden ſo hochgeſchätzten Talente, — es gehört der Geiſt eines Plato oder eines Franklin dazu, wenn man in ihrer Manier denken und ſchreiben will. Die Werke dieſer Männer ſind Poeſie, die ſich in Philoſophie auflöſet. Dichteriſche Einbildungskraft wird alſo dabey zugleich, mit tief eindringendem Scharfſinne, vorausgeſetzt. — Es iſt nicht gleichgültig, wie die erſte Thatſache, von welcher man ausgeht, gewählt, und wie ſie erzählt wird. Die Gabe, das Einzelne anſchaulich und lebhaft darzuſtellen, die Kunſt, gut zu beſchreiben und gut zu erzählen, — ein wichtiger, und vielleicht der ſchwerſte Theil der Beredſamkeit, — iſt unentbehrlich, wenn man von dem Beſondern anfangen will, um allgemeine Wahrheiten daraus zu folgern. Gelehrſamkeit und Kenntniß der Welt, — alles, was die Anzahl der, in dem Gedächtniſſe eines Mannes geſammelten, Thatſachen vermehrt, alles, was ſeinen eignen Erfahrungskreis von Dingen und Menſchen erweitert, oder ihm, über Begebenheiten und Meinungen der Vorzeit, eine ausführlichere Kenntniß giebt, ſetzt ihn auch beſſer in den Stand, philoſophiſche Unterſuchungen auf Thatſachen und Erfahrung zu bauen. Denn gar viel leichter ſpinnt ſich eine ſolche analytiſche Entwickelung der Ideen in einem, mit mannigfaltigen Kenntnißen bereicherten, Kopfe an, als in dem, deſſen trockne Philoſophie nicht durch Gelehrſamkeit und Umgang mit Menſchen unterſtützt wird. Der bloß ſpeculative Kopf nimmt immer gerne den Weg a priori: nur der, durch Kunſt, Geſchichte und Welterfahrung, mit ſinnlichen und praktiſchen Gegenſtänden Bekannte wählt den Weg a poſteriori und verfolgt ihn mit Glücke.

Doch, was noch mehr, als Einbildungskraft und Gelehrſamkeit, zu dieſer Sokratiſchen Meditation erfordert wird, iſt eine Art von Witz, oder Scharfſinn, oder die Vereinigung von beyden: wodurch alle Seiten einer Sache aufgeſucht, und die kleinern Aehnlichkeiten, oder Verſchiedenheiten, die zwiſchen ihr und andern Dingen vorhanden ſind, und die geheimern Verbindungen, wodurch ſie mit andern zuſammenhängt, ausfündig gemacht werden.

Man erklärt gemeiniglich den Witz durch die Fähigkeit, die Aehnlichkeiten, — und den Scharfſinn durch die Fähigkeit, die Verſchiedenheiten der Dinge zu finden. Ich geſtehe es, daß mich beyde Erklärungen nie völlig befriedigt haben. Die Urſache iſt, weil ich finde, daß in Metaphern und Allegorieen, — deren Weſen in aufgefundnen Aehnlichkeiten beſteht, weit mehr die Einbildungskraft glänzt, als der Witz; daß auch der Verſtand, bey einem völlig methodiſchen Nachdenken, wo niemand etwas witziges gewahr wird, Vergleichungen anſtellt, — ja daß faſt alles unſer Denken in Vergleichungen beſteht, oder aus denſelben hervorgeht; — weil ich finde, daß, in witzigen Einfällen, und in allen Producten des Geiſtes, welche dem Witze nach ungetheilter Meinung zugeſchrieben werden, eben ſo oft Unterſcheidungen, als Verbindungen vorkommen, und eben ſo oft verborgne Unähnlichkeiten, als Aehnlichkeiten ins Licht geſetzt werden; weil ich endlich finde, daß der Scharfſinn ſich eben ſo wohl in der Zuſammenſetzung, als in der Trennung der Dinge zeigt, und daß er überhaupt dem Räſonnement eigen und eine Beſtimmung deſſelben iſt, — zu welchem doch mehrerley Verrichtungen des Geiſtes, als bloß die Aufſuchung der Verſchiedenheiten gerechnet werden.

Es ſcheint mir, aus Gründen, zu deren völliger Auseinanderſetzung hier der Ort nicht iſt, daß eben deßwegen Witz und Scharfſinn ſo *ſchwer zu erklärende Wörter* ſind, weil ſie die Fähigkeiten zu *unerkärlichen Verrichtungen* der Seele ausdrücken ſollen; ich will ſagen, weil ſie die Fähigkeiten ausdrücken, durch welche Ideen plötzlich entſtehen, und ohne daß ſie aus den vorhergehenden Ideen, oder aus dem vorſätzlichen Bemühn des Geiſtes begriffen werden können. Es iſt in beyden immer der Verſtand und nicht die Einbildungskraft, welche wirkt: denn das, was beyde hervorbringen, ſind Gedanken und nicht Bilder. Aber er ſcheint zu wirken, wie die Einbildungskraft, — durch eine bloße Aſſociation der Vorſtellungen. Sey es, daß Witz und Scharfſinn nichts anders iſt, als ein ſehr ſchnell denkender Verſtand, welcher ganze Reihen von Schlüſſen durchläuft, ohne daß der Geiſt ſich der Mittelbegriffe klar bewußt wird, und daher Reſultate herausbringt, welche, obgleich wirklich Folgerungen von durchlaufenen Ideen-Reihen, Eingebungen zu ſeyn ſcheinen; — ſey es, daß das ihnen Gemeinſchaftliche, in einer vorzüglichen Harmonie zwiſchen Verſtand und Einbildungskraft, oder in einer größern Herrſchaft des erſtern über die letztere, beſteht: immer iſt ausgemacht, daß dieſe Fähigkeiten in dem, was ſie hervorbringen, dem nachforſchenden Verſtande gleichen, und in der Art, wie ſie es hervorbringen, der dichtenden Einbildungskraft. Sie ſelbſt, (wenn es möglich iſt, Wörter, die in dem Munde des großen Haufens ſind, und ſo feine Unterſchiede ausdrücken, auf eine alle befriedigende Weiſe, zu erklären,) ſcheinen ſo von einander verſchieden zu ſeyn: daß der Witz der Einbildungskraft, der Scharfſinn dem nachdenkenden Verſtande näher verwandt iſt. In beyden iſt die denkende Kraft gleichſam ſpielend: ſie findet, ohne zu ſuchen; ſie erndtet, ohne geſäet zu haben; ſie bringt hervor, ohne Arbeit. Aber beym Witze wird dieſes Spiel, ſelbſt mit dem Sinnlichen, mit Bildern, mit concreten Gegenſtänden getrieben, — beym Scharfſinne, mit dem Unſinnlichen, mit Begriffen oder Ideen, mit allgemeinen Wahrheiten: daher die Producte des Witzes gemeiniglich nur zur Beluſtigung, zur Erregung des Lachens, — die Producte des Scharfſinns hingegen, zur Belehrung, zur Erfindung neuer Wahrheiten abzielen. — Doch wenn in einer ernſthaften Meditation, wenn in der Unterſuchung der Wahrheit, die Hülfe des Sinnlichen nöthig iſt; wenn Bilder Ideen erläutern, und Thatſachen und einzelne Erfahrungen zu Lehrſätzen führen ſollen: dann iſt auch der Witz dem Philoſophen und wiſſenſchaftlichen Unterſucher nützlich.

Hier iſt es nun, wo ſich die bisherige Abſchweifung an meine obigen Betrachtungen anſchließt.

Deßwegen hat die Sokratiſche und die Fränkliniſche Methode zu unterſuchen, des Witzes nöthig: weil ſie gleichſam ſpielend anfängt, und belehrend endigt; weil ſie von Dingen des gemeinen Lebens, von Gegenſtänden der Sinne und der Einbildungskraft ausgeht, und bey Lehren der Weisheit, oder bey Lehrſätzen der Wiſſenſchaft, — Gegenſtänden des Verſtandes und der Vernunft — endigt.

Alle einzelne Dinge ſind unendlich zuſammengeſetzt, und haben alſo viele Seiten, von welchen ſie ſich betrachten laſſen. Abgezogne Begriffe nähern ſich den einfachen. Wo jene zum Grunde der Meditation gelegt werden, da muß nicht nur die Einbildungskraft mit dem Verſtande, von Anfange an, geſchäftig ſeyn: ſondern es iſt auch diejenige beſondre Wirkſamkeit des Verſtandes nöthig, welche plötzlich und gewiſſer Maßen unerklärlich wirkt. Es iſt mehr ein glücklicher Einfall, als eine ausführliche Unterſuchung, durch welche man den Punct ausfündig machen kann, wo ſich an das Beſondre der zum Allgemeinen führende Leitfaden am bequemſten anknüpfen läßt. Was der Philoſoph bey dieſer Art zu meditiren thut, iſt ungefähr das Umgekehrte von der Operation des Dichters, wenn er allgemeine Begriffe in Metaphern und Allegorieen einkleidet.

3.

Alle folgenden Methoden der Meditation ſind gewiſſer Maßen nur Unterarten der Sokratiſchen. Unter denſelben zeichnet ſich die welche ich als die dritte gezählt und die hiſtoriſche genannt habe, vorzüglich aus.

Es iſt eine doppelte Art der Geſchichte, durch welche man die Meditation über einen Gegenſtand einleiten kann: die Geſchichte der Sache, oder die Geſchichte der Kenntniſſe von der Sache.

Rouſſeau will über die Erziehung ſchreiben. Er nimmt einen Knaben an, der bey ſeiner Geburt ihm übergeben wird, und deſſen ſtufenweiſe Entwickelung er beſchreibt: und ſeine Theorie der Erziehungskunſt iſt eine Reihe von Reflexionen, eingeſchaltet in die Geſchichte einer beſtimmten Erziehung. — Plato will, in ſeinen Büchern von der Republik, die Natur des Rechts und der Tugend erklären: und er läßt, unter ſeinen Augen, eine bürgerliche Geſellſchaft entſtehn, um zugleich mit ihr Tugend und Laſter, Recht und Unrecht, Geſetz und Strafe aufkeimen zu ſehen, und das Weſen der Sache, aus ihrem Urſprunge und allmähligen Fortgange, kennen zu lernen. Was Rouſſeau und Plato in Abſicht ganzer Werke gethan haben, das kann in jedem philoſophiſchen Werke bey einzelnen Unterſuchungen geſchehn. — Dieß war der

Gang, den die alten Philoſophen überhaupt nahmen, um die erſten Grundſätze der Sittenlehre zu finden. Sie verfolgten den Menſchen mit ihren Beobachtungen, von dem Stande der Thierheit an, in welchem er gebohren wird, bis zu der völligen Reife der Vernunft, mit welcher er als Mann ſeine Rolle in der Welt ſpielt: und bemerkten ſorgfältig, in dieſer Stufenleiter auf einander folgender Entwickelungen, den Punct, wo er anfängt eine Ahndung von Pflicht und Recht zu bekommen, und den, wo er anfängt die Tugend für das wünſchenswürdigſte Gut zu halten, und das Geſetz der Sitten als ſeinen höchſten Oberherrn anzuerkennen. Sie ſuchten die Rechte der Vernunft, auf die Anordnung der menſchlichen Handlungen, dadurch ſowohl zu erklären, als zu beweiſen, indem ſie den Uebergang des Menſchen, von der Sinnlichkeit zur Vernunft, hiſtoriſch darlegten.

Es iſt klar, daß dieſe Methode eigentlich abzielt, zu demjenigen, was man in der Vernunftlehre eine *genetiſche* Erklärung nennt, zu gelangen, — einer Erklärungsart, welche uns eine Sache dadurch kennen lehrt, daß wir erfahren, wie ſie entſtanden, aus welchen Theilen ſie zuſammengeſetzt, oder durch welche

Reihe von Veränderungen ſie in den Zuſtand ihrer Reiſe und Vollendung gekommen iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſe Erkenntniß von dem Urſprunge eines Dinges, wenn ſie vollſtändig iſt, die vollkommenſte, welche ein Menſch von dem Weſen deſſelben haben kann; denn ſie iſt diejenige, welche bey Gegenſtänden, die ſeiner Gewalt unterworfen ſind, ihn in den Stand ſetzt, ſie hervorzubringen. Wer die Reihe der Operationen genau und vollſtändig wüßte, durch welche die Natur das Gold aus ſeinen Beſtandtheilen erzeugt, und ſie im Kleinen nachzumachen im Stande wäre, würde ohne Zweifel Gold machen können. Auf dieſe und keine andre Weiſe geſchieht es, daß wir alle Künſte und Handwerke lernen: indem wir nehmlich, bey unſerm Meiſter, dem Proceſſe, wodurch das Kunſtwerk entſteht, oft beywohnen, und uns davon nach und nach die Regeln abziehen, wie wir zu Werke gehen müſſen, um ein ähnliches zu verfertigen. Indeß reicht in der Philoſophie, beſonders in der Moral und Politik, unſre Kenntniß der Geſchichte der Sache und ihres Urſprungs nie ſo weit. Die Stufen der Entwickelung, die wir anzugeben wiſſen, hängen gemeiniglich nur von ferne zuſammen: und zwiſchen ihnen fehlen immer noch viele Operationen der Natur, deren uns mangelnde Kenntniß in der Kette der Urſachen und Wirkungen beträchtliche Lücken läßt. — Beſonders ſehen wir die organiſirten und lebenden Weſen, zwar von Zeit zu Zeit verändert, und können dieſe Veränderungen aufzählen: und mit der Aufzählung dieſer Veränderungen füllen wir eben die Naturgeſchichte derſelben aus. Aber der Uebergang, von einem dieſer verſchiednen Zuſtände zum andern, bleibt uns ewig verborgen. Wir ſehen die Körper des Menſchen, des Thieres, der Pflanze nicht wachſen; wir ſehen nur, daß ſie gewachſen ſind. So iſt es in Abſicht der Einſichten, der Neigungen, der moraliſchen Empfindungen. Wir finden heute Begriffe im Kinde, die es vor vier Wochen noch nicht hatte. Und doch wiſſen wir nicht, wenn und wie es eigentlich zu dieſen Begriffen gekommen iſt. Um dieſer Urſache willen bleibt alſo dieſe Philoſophie, welche die Natur geiſtiger Gegenſtände, durch die Geſchichte ihrer Entſtehung und ihres Wachsthums, kennen zu lernen ſucht, ob ſie gleich, wie ich glaube, eine der beſten Methoden gewählt hat, und zu vielen einleuchtenden und nützlichen Aufſchlüſſen verhilft, doch von der

Erreichung ihres Ziels, einer wahrhaft genetiſchen Erklärung, noch ſehr weit entfernt.

Dieſe Geſchichtserzählungen von einer Sache, wodurch man die Unterſuchungen über ihre Natur einzuleiten ſucht, können ſelbſt noch von verſchiedner Art ſeyn. Es iſt entweder die Geſchichte eines Individuums, oder es iſt Geſchichte der Gattung: und die erſtre iſt hinwiederum entweder eine wahre oder eine erdichtete Geſchichte.

Wenn ich z. B. über den Geitz, nach dieſer Methode, Unterſuchungen anzuſtellen die Abſicht habe: ſo kann ich entweder das einzelne Gemählde eines beſtimmten Geitzigen machen, und zeigen, wie aus ſeinen natürlichen Anlagen und den Umſtänden und Begebenheiten ſeines Lebens, ſeine übermäßige Neigung zum Gelde nach und nach hervorgieng. Oder ich kann die bekannte Geſchichte eines berühmten Geitzhalſes vor mich nehmen, und aus wirklichen Thatſachen die Natur der Leidenſchaft, ihre Triebfedern, und die Vorſtellungen und Meinungen, welche bey ihr zum Grunde liegen, abzuziehn ſuchen. Oder ich kann endlich, anſtatt den Geitz, bey einem einzelnen Menſchen, entſtehen, wachſen, und auf mannigfaltige Weiſe ſich äußern zu ſehn, der Geſchichte des Geitzes im menſchlichen Geſchlechte nachforſchen. Ich kann unterſuchen, wie nach und nach, aus den allernatürlichſten Neigungen des Menſchen, — aus der Liebe des Lebens und der Furcht vor dem Schmerze und dem Untergange, — die Liebe zum Eigenthum entſtand; und wie dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft, — beſonders durch die hinzukommende Begierde über andre hervorzuragen, — zu einer unnatürlichen Leidenſchaft ausarten konnte.

Die erſte dieſer Methoden, die Philoſophie über einen moraliſchen Gegenſtand, in eine Dichtung einzukleiden, ſetzt, wenn ſie mit Glück angewandt werden ſoll, die ſeltenſten Fähigkeiten voraus. Aber ein nach derſelben ausgeführtes Werk iſt auch eines der vollkommenſten Erzeugniſſe des philoſophiſchen Geiſtes, und am meiſten fähig, bey dem größern Publicum Eingang zu finden. Sie iſt die, welche Rouſſeau in ſeinem Emil gewählt hat, und welche dieſes Werk ſo reitzend macht. Sie erfordert dichteriſches Genie, — das Talent eine Fabel zu erfinden, Begebenheiten mit Wahrſcheinlichkeit an einander zu reihen, einen Knoten zu knüpfen und aufzulöſen, Charaktere nicht nur zu ſchildern, ſondern auch handeln zu laſſen. Und da dieſe Fabel nicht abzielt, die Leſer bloß durch Theilnahme an den Schickſalen der Perſonen zu vergnügen; ſondern da ſie das Werkzeug ſeyn ſoll, philoſophiſche Unterſuchungen in Gang zu bringen: ſo muß, mit jenem dichteriſchen Genie, auch eine tief ins Innere der Sache eindringende Beobachtungsgabe verbunden ſeyn, damit unter der Hülle der Fabel Wahrheit verborgen liege; — es muß auch die Gabe des Abſtrahirens damit verbunden ſeyn, welche die allgemeinen Wahrheiten, die das Reſultat der Geſchichte ſeyn ſollen, aufzufaſſen und deutlich auszudrücken wiſſe.

Zwar gehört zu jeder philoſophiſchen Abhandlung über einen ſittlichen Gegenſtand, wenn neue und dem Autor eigenthümliche Gedanken darin vorkommen ſollen, eine aus Beobachtungen geſchöpfte Kenntniß der Welt und der Menſchen. Aber dieſe Beobachtungen müſſen weit genauer und ausführlicher ſeyn, wenn ſie hinreichen ſollen, den Plan einer individuellen Geſchichte darauf zu bauen, als wenn ſie beſtimmt ſind, in ihrem philoſophiſchen Gewande, als abgezogne Sätze, der Welt vorgelegt zu werden. Der dramatiſche Dichter, oder der

Romanſchreiber, welcher den Geitzigen, oder den Unentſchloſſenen ſchildert, muß eine Menge kleiner Schattirungen und Aeußerungen wahrgenommen haben, auf welche der Philoſoph, welcher bloß die Theorie dieſer Gemüthszuſtände vorträgt, nicht Acht zu geben braucht. Wenn dieſer letztre aber ſeine Theorie ſelbſt, auf jene praktiſche Schilderung, zu gründen verſpricht: ſo muß er auch beyde Forderungen, die, welche an den Dichter, und die, welche an den Weltweiſen gemacht werden, erfüllen; er muß das Beſondre und Kleine in den Dingen bemerkt haben, und muß doch das Allgemeine und Große herauszuziehn und abzuſondern wiſſen.

In großen Werken demnach dieſe Methode zu befolgen, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, nur die Sache ſeltner und außerordentlicher Köpfe: aber bey einzelnen, kleinen Bruchſtücken der Meditation, kann auch der gewöhnliche gute Kopf und jeder denkende Mann dieſelbe zu Hülfe nehmen. Man iſt auf dieſem Wege wenigſtens ſicher, ſich von der wirklichen Welt nicht zu weit zu entfernen und in Hirngeſpinſte zu verlieren. Ueberdieß kann das, was, als Mittel zur Darſtellung philoſophiſcher Ideen, nur von wenigen gebraucht werden kann, doch für viele eine Vorbereitung zu philoſophiſchen Unterſuchungen werden. Es iſt dieß eine Uebung, welche ich jedem jungen Denker anrathen würde, daß er die Sache, welche er zu unterſuchen vorhat, ſich in einem individuellen Falle, ſo ausführlich von ſeiner Einbildungskraft vorſtellen laſſe, als wenn er ein poetiſches Gemählde derſelben entwerfen wollte; — und daß, wenn bey ihr Veränderungen nach einer gewiſſen Regel auf einander folgen, und alſo eine Geſchichte ſtatt findet, er auch dieſe, als vor ſeinen Augen vorgehend, ſich mit allen kleinen Zügen der Wirklichkeit ausmahle. Dann, wenn er dieſe Art von Roman in ſeinem Kopfe vollendet hat, fange er an, über den Gegenſtand zu philoſophiren; dann verwandle er die Bilder in Ideen, und abſtrahire ſich Regeln aus ſeiner eignen Schöpfung. Hat er Geiſteskraft genug, um in den Dingen etwas neues und eignes zu ſehen: ſo wird er es auf dieſem Wege eher finden, als wenn er mit der Herleitung allgemeiner Sätze aus Principien angefangen hätte.

An die Stelle dieſer erdichteten Geſchichten wahre zu ſetzen, welches die zweyte Abänderung der hiſtoriſchen Meditation war, hat eine vortheilhafte und eine nachtheilige Seite. Wenn wir von Thatſachen, — durch glaubwürdige Zeugen beſtätiget, — unſre allgemeinen Begriffe abziehn: ſo ſezen wir unſrer Unterſuchung Wahrheit zum Grunde. Wenn wir jene, aus den Beobachtungen vieler Fälle zuſammengeſezte, Erdichtungen zum Stoffe unſrer Philoſophie nehmen: ſo bauen wir ſie nur auf Wahrſcheinlichkeiten. Es iſt auch dieß ohne Zweifel die älteſte und ächteſte Methode der denkenden Vernunft, ſich, aus wirklich erlebten, oder von andern beurkundeten Beyſpielen, Lehren der Weisheit abzuziehn. — Aber, auf der andern Seite, ſchmiegen ſich die Dinge und Begebenheiten der Welt nicht ſo ganz nach unſrer Philoſophie, wie wir wünſchten und nöthig hätten. Sie enthalten entweder noch fremdartigen Stoff, den wir zu unſern Unterſuchungen nicht brauchen; oder ſie geben nur einige wenige der Züge her, die wir gern vollſtändig geſammelt wiſſen wollen. Es iſt alſo allerdings, zum Behufe philoſophiſcher Meditationen, bequemer, wenn aus den Begebenheiten vieler Oerter und Zeiten, wovon jede einigen Beytrag zur Kenntniß des Gegenſtandes liefert, ſchon zum voraus dieſe aufklärenden Thatſachen geſammelt, von den nichts lehrenden Nebenſachen, mit welchen ſie in der wirklichen Welt verbunden waren, abgeſondert, und in Ein Ganzes vereiniget worden ſind. Und eben aus dieſer Sammlung und Vereinigung entſteht, wenn die erſtere die möglich vollſtändigſte, die andre die geſchickteſte und der Natur ähnlichſte iſt, die philoſophiſche Dichtung, von welcher ich zuvor redete.

Von der dritten der oben angezeigten Arten, die Geſchichte als Grundlage der Philoſophie zu brauchen, — nach welcher nicht die Geſchichte eines Individuums, ſondern die Geſchichte der Gattung erzählt wird, — giebt die Republik des Plato ein Beyſpiel. Es iſt nicht eine in ihrer Art völlig beſtimmte Republik, welche er, mit allen den Zeit- und Ort-Umſtänden, ſchildert, wodurch ihr Gemählde poetiſch wahr gemacht werden könnte. Es iſt noch weniger die Geſchichte eines wirklichen Staats. Es iſt die Erzählung von der Art und Weiſe, wie Menſchen überhaupt zu Werke gehen müſſen, wenn ſie einen Staat erbauen und ihm eine höhere Vollkommenheit geben wollen. Es ſind immer allgemeine Sätze, es iſt immer Philoſophie, was den Inhalt dieſes Werks ausmacht: aber es iſt eine Philoſophie, welche dem

Gange der Natur folgt, bey dem Entſtehen der Sache anfängt, und ſie, durch alle Stufen ihres Wachsthums bis zu ihrer Vollendung, verfolgt. Alle diejenigen Schriftſteller, welche die Natur und den Grund der menſchlichen Pflichten, auf dem Wege, aufzufinden ſuchten, daß ſie dem Urſprunge und Fortgange der allgemeinen Meinung von ihrer Verbindlichkeit nachſpürten, — die, welche die Geſchichte der Religionen, und die Entwickelung der religiöſen Begriffe im menſchlichen Geſchlecht, zum Grunde ihrer Unterſuchungen über das Daſeyn und die Verehrung der Gottheit, legten, — wie Cicero zum Theile in ſeinen Büchern de natura deorum gethan hat, — alle die mit einem Worte, welche die Unterſuchung deſſen, was ein Gegenſtand, in ſeinem jetzigen beharrlichen Zuſtande, ſey, durch die Nachforſchung der Veränderungen, durch welche er in dieſen Zuſtand gekommen iſt, und die Entwickelung der Merkmahle eines Begriffs, durch die Entwickelung der Art und Weiſe, wie er ins menſchliche Gemüth Eingang gefunden hat, vorbereiten: — alle dieſe ſchlagen denjenigen Weg der Meditation ein, welchen ich hier anzugeben verſuche.

Ohne Zweifel iſt dieſe Unterſuchungsart denjenigen Gegenſtänden beſonders angemeſſen, deren ganze Dauer mit einer Reihe immerwährender Abwechſelungen angefüllt, und deren Weſen uns nur durch Kräfte und Empfänglichkeiten, das heißt, durch das Vermögen Veränderungen hervorzubringen, und Veränderungen zu leiden, erkennbar iſt. — Wenn, überdieß noch, in der Reihe dieſer thätigen und leidentlichen Veränderungen, eine regelmäßige Folge, ein ſtandhaft beobachtetes Geſetz obwaltet; wenn der Gegenſtand zu einer von der Natur ſelbſt ſichtbar begränzten Claſſe gehört, bey deren Individuen Entſtehung, Wachsthum, Reife, Verfall und Untergang nach einer gleichen Ordnung auf einander folgen: ſo enthüllt ſich allerdings die Natur deſſelben am deutlichſten, wenn man ſeine Geſchichte ſtudirt. Ein ſolcher Gegenſtand iſt jedes organiſirte Weſen, aber beſonders der Menſch, und am allermeiſten der Geiſt des Menſchen. — Bey den Pflanzen und Thieren und bey dem menſchlichen Körper kann die Beſchreibung, die Aufzählung der Theile und Merkmahle, vor der Geſchichte, der Aufzählung der Veränderungen, durch welche die Theile ſich ſo bildeten, und die Merkmahle ſich ſo zuſammenfanden, als wir ſie jetzt, gebildet und vereiniget, ſehen, vorhergehen. Und ſie muß es auch, weil ſonſt der Schüler nicht weiß, wovo[illegible]er Lehrer redet, da nicht das Bewußtſeyn, ſondern die Beobachtung ihm zuerſt das Daſeyn der Sache ankündigt, und ihm alle ſeine Kenntniß von ihr verſchafft. Aber bey der menſchlichen Seele, ihren Fähigkeiten und Neigungen, ihren Tugenden und Laſtern, kann man oft gar nicht auf eine andre Weiſe eine deutliche Vorſtellung des zu betrachtenden Gegenſtandes, durch Worte, erwecken, als indem man deſſen Entſtehung und allmählige Entwickelung angiebt. Und es iſt auch hier eine Beſchreibung der Sache weniger nöthig: weil jedem ſein eignes Herz, ſein inneres Bewußtſeyn die Gegenſtände ſchon in ſo weit kennen lehrt, daß er nicht in Gefahr iſt ſie mit andern zu verwechſeln. Alles alſo, was man in Abſicht ihrer zu wiſſen begehrt, ſind die Geſetze ihrer Natur. Und dieſe ſind vornehmlich in der Folge der Urſachen und Wirkungen ſichtbar, an deren Kette ſie ſich anſchließen, oder in die ſie, als neue Räder der Maſchine, eingreifen.

Aber von der Geſchichte der Sache iſt noch die Geſchichte der Wiſſenſchaft von der Sache, — oder die Geſchichte der Begriffe und Meinungen, welche die Menſchen von derſelben, nach und nach, gehabt haben, unterſchieden *): und auch in dieſer findet der Denker oft ein Hülfsmittel, das ihm ſeine Unterſuchungen erleichtert.

---

*) Wir wollen die ſittlichen Grundſätze zum Beyſpiele nehmen. Wenn die Peripatetiker und Stoiker den ſtufenweiſen Fortgang jedes Menſchen, von ſinnlichen Eindrücken und Antrieben zu den Spielen der Einbildungskraft und dem Wohlgefallen an Schönheit, — von dieſen zu den Arbeiten des Verſtandes und dem Vergnügen der befriedigten Wißbegierde, — und von dieſen endlich zu dem Beſtreben nach Sittlichkeit und der Verehrung der Tugend, beſchrieben: ſo war es die Geſchichte der Sache, durch welche ſie ihre Natur aufzuklären ſuchten. Wenn aber Smith, (in ſeinem Buche über die moraliſchen Empfindungen,) die verſchiedenen Syſteme der Moral, welche in der alten Welt geherrſcht haben, durchgeht, um, durch die Abweichungen oder die Aehnlichkeiten, welche zwiſchen ihnen und ſeiner Theorie ſtatt finden, dieſe zu erläutern, und — inſofern er ſtillſchweigend die Grundſätze derſelben in ihnen vorausgeſetzt findet, — ſie zu beſtätigen: ſo iſt es die Geſchichte der Wiſſenſchaft von der Sache, welche ſeine Meditation unterſtützte.

Ciceros philoſophiſche Schriften fangen faſt ſämtlich mit der Geſchichte der Philoſophie ſeines Gegenſtandes an. Bayles ganze Philoſophie war gewiſſermaßen nur das Reſultat ſeiner Forſchungen im Fache der philoſophiſchen Geſchichte. Auch Leſſing, — wenn er gleich dieſe Vorarbeit zu ſeiner Meditation, der Schrift, welche die Frucht derſelben war, nicht immer einverleibt, ſcheint doch immer ſie vorausgeſchickt zu haben; und das Philoſophiren ſcheint ihm vorzüglich zu glücken, wenn er es an kritiſche und hiſtoriſche Erörterungen anknüpft.

In der That muß man, um über einen Gegenſtand mit gutem Erfolge nachzudenken, erſt mit demſelben vertraut geworden ſeyn: und nichts iſt ſo geſchickt, uns zu einer innigen Bekanntſchaft mit ihm zu verhelfen, als wenn wir die Arbeiten, welche andre Menſchen auf ihn gewandt haben, durchgehn, und alle die mannigfaltigen Seiten aufſuchen, von welchen er ſich, zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiednen Völkern, den Wißbegierigen gezeigt hat. — Man erwärmt ſich gewiſſer Maßen für eine Unterſuchung, wenn man die Theilnehmung und den Eifer ſieht, mit welchem bedeutende

Männer der Vorwelt ihn bearbeitet haben. Und ſelbſt die Abwechſelung von Thorheit und Weisheit, von Licht und Finſterniß, die ſich, in den Meinungen der Menſchen und den Syſtemen der Philoſophen, über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, findet, giebt uns Geſichtspuncte, unter welchen ſie ſich betrachten laſſen; die, wenn wir ſie, nach unſerm mehr ausgebildeten Verſtande und unſern erweiterten Vorkenntniſſen, nutzen, uns tiefer in die Unterſuchungen, welche wir anzuſtellen haben, eindringen laſſen, als wenn wir ſie bloß, nach der Denkungsart und den Syſtemen unſrer Zeitgenoſſen, angeſtellt hätten.

4.

Die *vierte* der von mir aufgezählten Methoden des Nachdenkens iſt die *widerlegende*. Es ſcheint der Weg zu ſeyn, welchen ſcharfſinnige Köpfe, wofern ſie nicht die erſten Erfinder einer Wiſſenſchaft ſind, am natürlichſten einſchlagen. Ariſtoteles fängt faſt immer ſeine Unterſuchungen damit an, daß er die Lehrſätze ſeiner Vorgänger angreift. Leſſing, der nach allen Methoden zu denken fähig war, befolgt doch keine ſo oft und mit ſolchem Glücke, als die, Meinungen und Begriffe zu beſtreiten, die er für falſch hält. Ein großer Theil ſeiner Schriften, und faſt der, welcher am meiſten belehrt und vergnügt, beſteht aus Kritiken und Widerlegungen.

Es iſt auch begreiflich, auf welche Weiſe dem Geiſte diejenige Arbeit, welche auf Erfindung der Wahrheit abzielt, dadurch erleichtert wird, wenn er mit der Widerlegung der Irrthümer anfängt.

Zuerſt, wer widerlegt, hat ſchon etwas vor ſich, das ihm Anlaß und Stoff zu Betrachtungen giebt: wer bloß ſeine eignen Gedanken vorträgt, muß alles ſelbſt erfinden. Und da der Anfang einer jeden Arbeit immer der ſchwerſte Theil derſelben iſt; da es beſonders, bey dem Meditiren, oft ſo viel Mühe macht, den Gegenſtand recht ins Auge zu faſſen, oder, — wie man zu ſagen pflegt, — ſich in die Materie hinein zu ſtudiren: ſo iſt dieſe Schwierigkeit gehoben, oder wird wenigſtens ſehr vermindert, wenn man die Sätze eines andern vor ſich hat, mit deren Prüfung man die erſten Schritte der Unterſuchung einleitet.

Es iſt überdieß der natürliche Gang, den der Menſch in der Erweiterung ſeiner Einſichten nimmt, daß er erſt an dem, was er von andern gelernt hat, zu zweifeln anfängt, ehe er ſich entſchließt, die Sache ſelbſt zu unterſuchen. So lange wir mit den Meinungen, die wir um uns herum herrſchen ſehen, und mit den Beweiſen, welche man uns dafür anführt, zufrieden ſind: ſo lange werden wir durch nichts aufgefordert, die Mühe eigner Forſchungen zu übernehmen. Aber wenn in einem Lehrgebäude, das bisher von uns für unumſtößlich feſt gehalten worden iſt, und das noch jetzt ſein Anſehn bey andern Menſchen behauptet, ſich uns Ungereimtheiten zeigen; wenn wir in Beweiſen, die bisher allgemein für bündig erkannt worden ſind, eine Schwäche gewahr werden, oder in Erklärungen, die uns für vollſtändig und deutlich aufgedrungen worden ſind, eine Dunkelheit, oder eine Lücke aufſpüren: dann iſt der Zeitpunct, wo, durch Wißbegierde und Ehrgeitz, wir zu Nachforſchungen gereizt werden; und dieß ſind die Anläſſe, bey welchen wir, wenn uns die Natur die Fähigkeit zum Selbſtdenken nicht verſagt hat, unſre erſten Verſuche darin machen.

Und in der That wiſſen wir aus der Geſchichte der Philoſophie, daß die wichtigſten Entdeckungen und Fortſchritte in ihr, Folgen der Prüfung und Widerlegung älterer Meinungen geweſen ſind. Leibnitz, deſſen Nahme den deutſchen Nahmen ehrt, hat, durch die Widerlegung, oder Berichtigung der Begriffe von Locke und Carteſius, den Weg zu den meiſten der ihm eigenthümlichen gefunden. Und ſelbſt diejenige Philoſophie, durch welche unſer Zeitalter ſich bey der Nachwelt auszeichnen wird, und die ſchon anfängt ihre Form, wenn auch nicht immer ihren Geiſt, den deutſchen Schriften jeder Art mitzutheilen: — iſt ſie nicht augenſcheinlich eine Frucht, die ſich aus der Prüfung und Widerlegung der ſceptiſchen Behauptungen Humes und der dogmatiſchen Leibnitzens, wie aus ihrem Keime, entwickelt hat?

Bey keiner Art philoſophiſcher Arbeiten haben auch die verſchiedenen Talente, durch welche ſich vorzügliche Denker hervorthun, einen ſo freyen Spielraum, als bey dem Streite mit den Meinungen und Beweiſen andrer Philoſophen. — Auch in dieſem Felde iſt der Krieg der Schauplatz, wo Muth und Geſchicklichkeit am meiſten glänzen können. Hier findet der Witz Gelegenheit, das Ungereimte und Lächerliche aufzufinden und ins Licht zu ſetzen. Der Scharfſter kann unterſcheiden, was ein andrer vermiſcht hat, oder eine geheime Aehnlichkeit entdecken, wo man zuvor nur Entgegenſetzung ſah. Der Verſtand, noch nicht gebunden, irgend eine Meinung anzunehmen, ſpielt und übt ſich gleichſam nur mit den Schlüſſen, deren Glieder und Zuſammenkettung er prüft. Der, welcher etwas behauptet, — welcher lehrt, hat die Pflicht auf ſich, einen beſtimmten Satz gegen alle Einwendungen durchzufechten; er hat einen vorgezeichneten Gang, der ſeinen Vortrag einförmiger macht; er hat auch eine gewiſſe Vollſtändigkeit von Kenntniſſen nöthig, um ſein Syſtem zu ründen. Wer aber widerlegt, iſt frey. Er kann ſich auf alle Seiten wenden: er kann aber auch ſeine Angriffe gegen einen einzigen Punct der Sache richten. Er hat es nicht zu verantworten, wenn er gleich in den übrigen Theilen der Materie noch unwiſſend iſt; wenn er nur in dem, wo er tadelt, richtig geſehen hat. Auch kommt der natürliche Stolz des Menſchen hinzu, dieſe Methode der Unterſuchung dem, welchen ſie wählt, angenehm zu machen. — Zwar ſtehen die, welche die Syſteme und Meinungen ihrer Vorgänger angreifen, gemeiniglich auf den Schultern derſelben. Erſt durch das, was ſie von ihnen gelernt haben, ſind ſie in den Stand geſetzt worden, mit ihnen zu ſtreiten. Aber doch ſcheinen ſie zugleich wirklich höher zu ſtehn, als dieſe Vorgänger. Ein entdeckter Irrthum iſt doch ein reeller Vorzug. Und ſoweit als eine Widerlegung richtig iſt, ſcheint der, welcher ſie macht, immer an Einſichten denjenigen zu übertreffen, welcher widerlegt wird.

Doch, ſo wie es ein wirkliches Hülfsmittel eigner Unterſuchungen iſt, mit der Prüfung fremder Meinungen, mit der Aufdeckung der Unwiſſenheit, oder mit der Widerlegung der Irrthümer in den Schriften unſrer Vorfahren oder Zeitgenoſſen, anzufangen: ſo kann es ein eben ſo großes Hinderniß für die Erfindung der Wahrheit, — wenigſtens für die Erlangung einer gewiſſen Feſtigkeit in unſern Ueberzeugungen — werden, wenn wir das Widerlegen und Streiten zu unſerm Hauptgeſchäfte machen, anſtatt daß wir es, als Vorübung und Einleitung zur Meditation über die Sache ſelbſt, brauchen ſollten. Der philoſophiſche Geiſt eines ſtudirenden Jünglings zeigt ſich gemeiniglich dadurch zuerſt, daß er gegen die Vorträge ſeiner Lehrer, von welchen ſeine Mitſchüler befriedigt werden, Einwendungen macht, und da Zweifel und Schwierigkeiten findet, wo den übrigen alles leicht und überzeugend iſt. Aber wenn er dabey ſtehen bleibt; wenn ſein Nachdenken und ſein Scharfſinn nicht weiter geht, als bloß bis dahin, daß er dadurch ſich von der Anhänglichkeit an ſeinen Meiſter losmacht, dasjenige, was andre für ächte Erkenntniß annehmen und aufbewahren, verwirft und bey Seite ſetzt, und ſeinen bisherigen Ueberzeugungen den Beyfall entzieht: ſo ſchlummern die beſten und edelſten Kräfte ſeines Geiſtes noch immer unthätig und unentwickelt. Der rechte Unterſuchungsgeiſt, der, welcher auf die Erforſchung der Sachen ſelbſt, nicht auf die Prüfung der Meinungen irgend eines Menſchen geht, iſt dann bey ihm noch nicht erwacht; ja er iſt ſelbſt in Gefahr unterdrückt zu werden. Wenn der Menſch, in der immerwährenden Auffindung von Zweifeln und Einwürfen gegen alte Wahrheiten, die im Beſitze der öffentlichen Meinung ſind, oder gegen neue Behauptungen, welche den Beyfall des Publicums erhalten, eine leichte und ihn befriedigende Nahrung ſeines Geiſtes findet: ſo ſpricht er ſich leicht, von der weit ſchwerern Arbeit los, in das Innere der Materie ſelbſt einzudringen.

und über die Gegenſtände, welche andre nach ſeinem Urtheile falſch geſehen haben, etwas Wahres bey ſich feſtzuſetzen.

Der Scepticismus iſt, als wirkliches Gedankenſyſtem, nie von einem Menſchen aufrichtig und ehrlich angenommen worden. Denn nie hat einer darnach gehandelt. Aber auf die jetzt eben angezeigte Weiſe iſt die Anmaßung oder das Vorgeben, ein Skeptiker zu ſeyn, entſtanden. Durch die Leichtigkeit und Anmuth derjenigen Geiſtesarbeit verführt, welche mit dem Zerſtören und Niederreiſſen, bey dem Baue der menſchlichen Erkenntniß, beſchäftigt iſt, haben ſcharfſinnige Männer, wenn ſie zugleich eitel waren, ihre ganze Philoſophie darauf eingeſchränkt. Einige haben ſogar, nur um ihre Trägheit im Nachdenken zu rechtfertigen, die Unmöglichkeit behauptet, die Wahrheit zu finden. Der Ruhm eines Philoſophen und eines ſcharfſinnigen Kopfes läßt ſich auf eine weit bequemere Weiſe erhalten, wenn man ſich zum Richter fremder Arbeiten aufwirft, als wenn man, in derſelben Gattung, eigne Werke hervorbringt und der öffentlichen Beurtheilung ausſtellet. Das erſtre thut der Skeptiker. Er beſucht, gleichſam als Dilettant, die Kunſtſäle der Philoſophen; und findet, an den von aller Welt bewunderten Meiſterſtücken, Ausſtellungen zu machen. Vielleicht ſind dieſe nicht ungegründet. Aber die große Sache wäre, es beſſer zu machen. — Und zwar iſt es bey Werken der Kunſt erlaubt, und bleibt immer noch ein Verdienſt, Geſchmack durch die Strenge ſeiner Kritik zu zeigen, auch wenn man nicht das Genie hat, ſelbſt etwas hervorzubringen. Aber bey Werken des philoſophiſchen Geiſtes, bey der Auffindung und dem Erweiſe ſolcher Wahrheiten, die zu einer vernünftigen Aufführung, zur Ruhe des Lebens, oder zu einer ſtandhaften Ertragung der Uebel, gehören, iſt es niemanden erlaubt, ſich mit der Aufdeckung der Schwächen und Fehler ſeiner Vorgänger zu befriedigen. Man verlangt mit Recht von demjenigen, welcher zu dieſem Geſchäfte Geiſtesfähigkeit genug hat, daß er wenigſtens einen Verſuch mache, den entdeckten Mängeln abzuhelfen, und an die Stelle ſchwacher Gründe ſtärkere zu ſetzen.

Zu Errichtung neuer Gebäude iſt das Niederreiſſen der alten oft unentbehrlich: nicht bloß, damit der Platz geräumt werde, worauf jene ſtehen ſollen; ſondern auch, zu dem Ende, daß man die Materialien dazu bekomme. Auf gleiche Weiſe iſt für einem jungen Denker, zur Vorbereitung ſeiner eignen Unterſuchungen und zur Begründung ſeiner eignen Ueberzeugung, oft kein anderes Mittel, als die Zerſtörung des Anſehns, welches der von andern empfangne Unterricht bisher bey ihm hatte, und die Erſchütterung oder völlige Vernichtung derjenigen Gewißheit, welche er fremden Unterſuchungen verdankte. Dadurch kommt zuerſt ein lebhafter Antrieb zum Nachdenken in die junge Seele. Der, welcher die Lücken und Unvollkommenheiten der bisherigen Erkenntniſſe entdeckt, ſieht, daß für ihn noch etwas zu thun übrig, und ein Feld zu Erwerbung des Ruhms offen iſt. Der, welcher durch den Zweifel ſeine Gemüthsruhe geſtört findet, hat ein Bedürfniß, neue Gründe und Betrachtungen aufzuſuchen, um jene Ruhe wieder zu erhalten. Ueberdieß wird der, welcher ein Syſtem philoſophiſcher Lehrſätze widerlegt, mit eben dieſen Sätzen weit beſſer bekannt, als wenn er ſich bloß, als gläubiger Schüler, mit ihnen beſchäftigt hätte. Er lernt alſo auch den Gegenſtand ſelbſt, wovon in dem Syſtem die Rede iſt, inniger und von mehrern Seiten kennen. Er übt zugleich ſeine Fähigkeit, Begriffe zu entwickeln und zu ſchließen; und indem ſeine Ueberzeugungen vielleicht vermindert und eingeſchränkt werden, wird doch die Anzahl ſeiner Ideen vermehrt, und ſein Geſichtskreis erweitert. Aber die Vorübung zu einer Arbeit iſt noch nicht die Arbeit ſelbſt. Widerlegen und beſtreiten heißt noch nicht ſelbſt denken. Und derjenige ſtützt ſich eben ſowohl noch auf eine Krücke, der ſeine Vorſtellungen, als Einwürfe und Kritiken, an die Ideen eines andern anreihet, als der, welcher ſie nach dem Muſter derſelben bildet. Werden wirkliche höhere Geiſteskräfte auf jenes Geſchäft allein gewandt: ſo werden ſie gemißbraucht. — Gemißbraucht, weil ſie zu größern Dingen fähig ſind, und weil ſie, wie jede große Kraft, wenn ſie unrecht angewandt wird, wirklichen Schaden anrichten. Denn wenn der Fleiß und die Kunſt eines großen Kopfs auf Zerſtörung der angenommenen Grundſätze allein gerichtet iſt, und ſeine Wirkſamkeit damit endigt: welche andre Rolle ſpielt er in der intellectuellen und moraliſchen Welt, als die, welche die Länder verwüſtenden Helden in der phyſiſchen und politiſchen ſpielen?

Es iſt indeſſen, um gerecht zu ſeyn, nicht zu vergeſſen, daß, in der ſpeculativen Philoſophie, es unter die wichtigen Endzwecke der Meditation gehört, uns nicht bloß unſere zufällige Unwiſſenheit, — der wir daher abhelfen können, — ſondern auch unſer natürliches Unvermögen und alſo die Gränzen unſers Verſtandes aufzudecken: welches dann nicht anders, als durch die Vernichtung der falſchen Anſprüche, geſchehen kann, welche die Philoſophen auf klare und gewiſſe Erkenntniß, in dem für den menſchlichen Verſtand unerreichbaren Gebiethe, gemacht haben. Derjenige leiſtet unſtreitig dem menſchlichen Geſchlechte einen Dienſt, der es von unnützen und nichts fruchtenden Grübeleyen, oder von leeren und ungegründeten Einbildungen befreyet, und der den künftigen Denkern die eigentliche Sphäre anweiſet, innerhalb deren ſie hoffen können Entdeckungen zu machen. Zwar; ſcheint es, dieſer Dienſt könne dem menſchlichen Geſchlechte nicht mehr, als einmahl, geleiſtet werden. Und beynahe könnte uns, wenn wir die großen Denker die Gränzen der Philoſophie, in Anſehung des Geiſtigen und Ueberſinnlichen, immer mehr verengen ſehen, für unſre Nachkommen bange werden, daß ſie für ihr Nachdenken zu wenige Beſchäftigung finden werden, und wenn ſie Erfinder ſeyn wollen, nur die Körperwelt zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung werden wählen können. Doch wenn man dagegen ſieht, daß, vom Sokrates bis Kant, die Philoſophen nicht aufgehört haben, mit den Sophiſtereyen vermeinter Weisheit zu ſtreiten; und daß auch dieſer Stoff der Meditation, welcher bloß in der Vernichtung angemaßter Einſichten, und in der Beſchränkung unſerer Verſtandes-Arbeiten beſteht, unerſchöpflich iſt: ſo überlaſſen wir billig die Sorge für die Denkübungen der Nachwelt ihr ſelbſt, und nehmen mit Dank die Kenntniß unſrer Unwiſſenheit als ein wichtiges Stück der Selbſtkenntniß an, zu welcher uns jene Männer verhelfen.

Noch muß ich hinzufügen, daß, bey der Prüfung fremder Syſteme, der Selbſtdenker auch noch den großen Vortheil gewinnt, daß er die Methode lernt, ſeine eignen Gedanken zu prüfen. Es iſt nicht nur die allgemeine und große Heerſtraße, auf welcher der Menſch zur Erkenntniß und zur Wahrheit gelangt, daß er anfangs nach mangelhaften Angaben Urtheile fällt und Grundſätze des Handelns bildet, dann aber, ſo wie ſeine Erfahrungen wachſen, oder ſeine Verſtandeskräfte geübter werden, das Irrige in jenen, das Zwecklose in dieſen entdeckt, und ſo ſtufenweiſe beyde verbeſſert. Es iſt auch ein beſondrer Kunſtgriff der Meditation, erſt gewiſſe Sätze nur als Vermuthungen, oder Einfälle anzunehmen, und dann die Unterſuchung der Sache mit der Prüfung dieſer Vorausſetzungen einzuleiten. Auch dieß gehört zur Methode des Sokrates, ſich ſelbſt zu widerlegen. Aus dieſer Quelle entſteht das Selbſtgeſpräch, — bald ein wechſelſeitiges Verklagen und Rechtfertigen unſrer eignen Grundſätze und Handlungen, wobey die Unterſuchung des Wahren das Intereſſe einer perſönlichen Angelegenheit gewinnt, — bald ein bey uns ſelbſt aufgeführtes Drama, bey welchem wir mehrere Rollen ſpielen, und eben dadurch Gelegenheit bekommen, die Sache von mehreren Seiten zu beleuchten.

5.

Mit der widerlegenden Methode verwandt, aber doch im Weſentlichen von ihr verſchieden iſt die commentirende. Beyde gehn den, dem menſchlichen Geiſte ſo natürlichen, Gang, eigne Ideen durch fremde zu erwecken. Der, welcher die Meinungen ſeiner Vorgänger beſtreitet, ſcheint mehr ſelbſtthätig zu ſeyn. Aber er vernichtet bloß, und endiget, wenn er nicht vom Widerlegen zu freyen Unterſuchungen der Sachen fortſchreitet, mit der Unwiſſenheit. Der welcher die Meinungen andrer zu erklären und zu beſtätigen ſucht, faßt zwar nur fremde Einſichten auf: aber die Arbeit, durch welche er, unter der Hülle der Worte, die verborgne Idee zu entdecken ſucht, — die, durch welche er ſie beſtimmt, entwickelt, mit den vorhergehenden oder folgenden in Zuſammenhang bringt, durch hiſtoriſche Umſtände erläutert, endlich gegen Einwendungen zu retten ſucht, — dieſe ganze Arbeit des Auslegers iſt doch ſein eigen; und er hat zum Gewinnſte wenigſtens die Hoffnung, ſeinen Verſtand durch einen Zuwachs von Kenntniſſen bereichert zu haben.

Ich ſagte, es ſey der Gang der Natur, ſeine eignen Meditationen mit der Auslegung der Gedanken andrer anzufangen. In der That, worinn beſteht aller Unterricht bey unſrer Erziehung? und wie wird, aus dem ſprach- und gedankenloſen Kinde, ein redender und vernünftiger Menſch? — Zwar wirken dazu auch die Gegenſtände unmittelbar mit, welche dem Kinde vorſätzlich gezeigt werden, oder ſich ſeinen Sinnen von ungefähr darbiethen, und deren Eindrücke ſich in ſeinem Geiſte, vermöge der eignen Natur deſſelben, auch ohne fremde Hülfe,*) zu

---

*) Nur diejenige Hülfe ausgenommen, welche in der Spra-

Begriffen entwickeln. Zwar liegt im Menſchen ſelbſt ein inneres Principium verſtändiger Thätigkeit, das nur gereizt ſeyn will, nicht immer geleitet werden darf, um zuerſt Vorſtellungen des Einzelnen, dann Begriffe des Allgemeinen hervorzubringen. Aber dieſer Fortgang würde äußerſt langſam ſeyn, und den Menſchen kaum über die Thierheit erheben, wenn er nicht durch den Unterricht beſchleuniget würde. Erſt durch die Mittheilung derjenigen Eindrücke, welche die Gegenſtände ſchon längſt bey den ältern Perſonen gemacht haben, wird das Kind zur deutlichen Wahrnehmung dieſer Gegenſtände und zur Unterſcheidung ihrer Theile gebracht. Und eine weit größere Anzahl von Ideen, als es, ſich ſelbſt gelaſſen, von ſeinen Empfindungen abziehen würde, wird ihm, ſchon völlig gebildet und mit Worten ausgedrückt, zuerſt von ſeinen Eltern und Pflegern, in der Folge von ſeinen Lehrern überliefert. Dieſe wörtlich aufgefaßten und nur halb verſtandnen Ideen der ältern Perſonen ſich deutlich zu machen, iſt die erſte Operation, durch welche ſich der Verſtand beym Kin-

---

che liegt, weil dieſe nothwendig von andern erlernt werden muß.

de thätig erweiſet. Ihm in dieſer Auslegung behülflich zu ſeyn, und aus Wörtern, die das Gedächtniß ſich eingeprägt hatte, die Begriffe, welche dem Verſtande nur noch verworren vorſchwebten, zu entwickeln, iſt eine der wichtigſten Arbeiten eines einſichtsvollen Erziehers. Erſt ſpät kommt der Knabe dazu, unmittelbar auf die Dinge und die Menſchen um ſich her ſein Nachdenken zu richten, und erſt alsdann, wenn er, durch eine Menge wohl verſtandner, aber ihn gewiſſer Maßen befremdender Begriffe, Meinungen und Maximen andrer Menſchen, neugierig gemacht wird, zu unterſuchen, ob ſich dann auch die Dinge in der Welt wirklich ſo verhalten, als ſie ihm von ſeinen Eltern und Erziehern geſchildert worden ſind.

So wie jedes Kind noch jetzt unterrichtet wird: eben ſo hat auch das menſchliche Geſchlecht, vom Anfange her, ſeinen Unterricht empfangen. Einige wenige Männer, die fähiger oder glücklicher waren, als die übrigen, erfanden von Zeit zu Zeit neue Wahrheiten, aus dem Anſchauen der Dinge ſelbſt, durch Beobachtung und Verſuche, oder durch Verknüpfung älterer Begriffe auf eine noch nie verſuchte Weiſe. Aber auf jede ſolche Entdeckung folgte immer ein langer Zeitraum, in welchem eine weit größere Anzahl von Menſchen ſich begnügte, die Ideen des großen Mannes verſtehen zu lernen und andern verſtändlich zu machen; ſie durch neue Thatſachen zu beſtätigen, durch Beyſpiele zu erläutern, oder mit ältern Lehrſätzen in Verbindung zu bringen; Dunkelheiten und Schwierigkeiten in denſelben wegzuräumen, und mit einem Wort ſie ſo zu bearbeiten, daß ſie, als neue Werkſtücke, zu dem bisher aufgeführ- Baue der menſchlichen Erkenntniß hinzugefügt werden könnten. Selbſt jene Erfinder, — einige wenige der älteſten ausgenommen, — fingen damit an, zu lernen, was andre weiſe Männer vor ihnen gedacht und erfunden hatten. Und den Uebergang vom Lernen zum Selbſtdenken machten ſie gemeiniglich durch die Auslegung, — ich will ſagen, durch die Entwickelung und Erörterung jener ältern Ideen: wodurch ihnen theils die Lücken ſichtbar wurden, die ihnen auszufüllen noch übrig blieben, theils der Faden in die Hand gegeben wurde, an welchen ſie ihre eignen Schlüſſe anknüpfen könnten. Die älteſten Philoſophen Griechenlands commentirten Verſe aus Homers oder andrer Dichter Werken. Es war beſonders, wie ich ſchon oben geſagt habe, der Sokratiſchen Schule eigen, mit der Auslegung ſprüchwörtlicher Sentenzen, oder allgemein bekannter Lehrſätze und Vorſchriften der ältern Weiſen, ihre Unterſuchungen einzuleiten. Plato und Xenophon commentirten auf gewiſſe Weiſe die Geſpräche des Sokrates: in kurzem wurden Platos Werke von ſeinen Nachfolgern commentirt. Ariſtoteles iſt immer wechſelsweiſe Ausleger und Gegner aller Philoſophen vor ſeiner Zeit. Und ſo iſt es, durch alle Jahrhunderte hindurch, eine Hauptarbeit der, mit den Wiſſenſchaften beſchäftigten, Menſchen geweſen, den Sinn der Gedanken ihrer Vorgänger zu erforſchen: bis endlich, bey der Widerherſtellung der Wiſſenſchaften, im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte, als, nach einem langen Zeitraume der Unwiſſenheit und der Barbarey, unſre Vorfahren auf einmahl mit Bewunderung das im Alterthume ſchon vorhanden geweſene Licht der Erkenntniß und des Geſchmacks erblickten, ſie auf eine Zeit lang das Selbſtdenken ganz aufgaben, und ſich mit der Auslegung der Griechiſchen und Römiſchen Denkmähler faſt allein beſchäftigten, in welchen ſie alle nützliche Kenntniſſe niedergelegt glaubten.

Die Menſchen ſind ſchwer zum Selbſtdenken zu bewegen. Sie müſſen dazu nach und nach gleichſam herangezogen werden. Und einer der bequemſten Wege dazu iſt, ſich an die Ideen andrer anzuſchließen, dieſe bis auf ihre kleinſten Beſtandtheile aus einander zu legen, ſich von dem Inhalte der Sätze, ſo wie von den Wörtern und Redensarten, womit ſie ausgedrückt worden ſind, Rechenſchaft zu geben; und mit einem auf die Sache gewandten Blicke, das, was von ihr geſagt und geſchrieben worden iſt, zu durchforſchen.

Dadurch haben die alten Schriftſteller vielleicht noch mehr, als durch ihren Inhalt genützt, daß ſie uns zu dieſer Vorübung des Denkens, zu der Arbeit des Auslegens, durch ihre, von der Verſchiedenheit der Sprachen und der Zeiten herrührende, Dunkelheit, die mannigfaltigſte Gelegenheit verſchafft, und, — durch ihr auf Alterthum und wirkliche Vollkommenheit gegründetes Anſehn, einen lebhaften Antrieb gegeben haben. Es hat uns oft mehr Mühe gekoſtet, ſie zu verſtehen, als das, was wir aus ihnen lernten, werth war. Aber eben deßwegen haben wir auch, auf die Leſung ihrer Schriften, weit mehr Fleiß und Sorgfalt gewendet, als wir ſonſt würden gethan haben, und haben uns dadurch zu einer anhaltenden Aufmerkſamkeit, und zu der Betrachtung aller Seiten eines Gegenſtandes gewöhnt. Wir haben vielleicht, mit mehr Aufwand von Zeit, Kraft und Gelehrſamkeit, die wirklich nützlichen Wahrheiten aus ihnen herausgebracht, als wir würden nöthig gehabt haben, ſie ſelbſt zu erfinden. Aber da es uns zu dieſem letztern Verſuche noch an Muth und Geiſtesthätigkeit fehlte: ſo war es nothwendig, daß, durch eine angeſtrengte Beſchäftigung mit fremden Geiſteswerken, beyde erſt erweckt wurden. Dieſen Endzweck haben wir, glücklicher Weiſe, auch wirklich erreicht. Wir haben, durch die mühſame Arbeit, alte Sprachen und die Denkmähler entfernter Staatsverfaſſungen, Religionen und Sitten auszulegen, die Schwierigkeit des Unterſuchens überhaupt überwinden lernen. Und indem wir auch das Mittelmäßige in den Alten unabläßig betrachteten, ſind wir, ſelbſt etwas Beſſeres zu denken, in den Stand geſetzt worden.

Die Wirkung, welche ich dem Geſchäffte des Auslegens, zur Aufklärung der Menſchen und zur Erweckung ihres eignen Nachdenkens, zuſchreibe, ſehe ich noch durch ein anderes groſes

Beyſpiel beſtätigt. Alle diejenigen Religionen, welche in heiligen Büchern überliefert worden ſind, und unter ihren Anhängern eine große Verehrung gegen dieſe Bücher verbreitet haben, unterſcheiden ſich von denen, welche bloß in mündlich fortgepflanzten Sagen und Gebräuchen beſtehen, durch einen weit merklichern und länger dauernden Einfluß auf den Geiſt und die Sitten der Völker. Die Muhammedaniſche, ſo wie die Chriſtliche Religion, hat ganz unſtreitig, unter mehrern noch rohen Nationen, den Saamen der Cultur, des Nachdenkens und der Philoſophie ausgeſtreut. Beyde haben dieß mehr in den Ländern, wohin ſie durch Miſſionarien gebracht worden ſind, und in ſpätern Zeiten gethan, als in dem Lande und zur Zeit ihrer Entſtehung.

Die Urſache iſt dieſe. Das Studium und die Auslegung der heiligen Bücher iſt eine unerläßliche Pflicht für die Lehrer, und eine heilige Beſchäftigung für alle wahren Anhänger der beſagten Religionen. Dieſe Auslegung wird um ſo viel mehr ein Anlaß zur Geiſtesbildung und zur Erwerbung vieler andern Kenntniſſe, je ſchwerer ſie iſt, und je mehr gelehrte Vorbereitungen ſie erfordert. Sie wird aber ſchwerer, je entfernter die Oerter und Zeiten, wo jene Bücher geleſen und ausgelegt werden, von denen ſind, wo ſie geſchrieben wurden. Dann muß man, um ſie zu verſtehen, eine alte, ausgeſtorbne Sprache lernen; und eine alte Sprache kann man nicht lernen, ohne viel nachzudenken, und ohne neue Begriffe zu bekommen. Auch führt die Erlernung der einen Sprache auf das Sprachſtudium überhaupt. Enthalten die heiligen Bücher ganze Theile oder einzelne Stellen, welche ſich auf die Begebenheit des Zeitalters und Volks, von welchem ſie herſtammen, beziehn: ſo muß man die Geſchichte dieſes Zeitalters und Volks ſtudiren. Und wohin führen nicht Geſchichtsforſchungen eine etwas geiſtreiche Nation? Was aber am meiſten zu der Abſicht gehört, in welcher ich dieſes Beyſpiel der Religionen anführe: — man muß philoſophiren, um die Theologie und Moral, welche jene Bücher lehren, ſelbſt zu verſtehn, und ſie andern deutlich zu machen; — und dieß abermahls um deſto mehr, je mehr dem gegenwärtigen Zeitalter die Denkungsart und Sitten der alten Zeit, deren Bild gleichſam jenen Lehren eingewebt iſt, fremd geworden ſind.

Eine Kenntniß biethet immer der andern die Hand: die eine Geiſtesübung führt zu einer zweyten. Wenn nur einmahl der Forſchungsgeiſt bey einer Nation erwacht, ſelbſt wenn er noch auf die Unterſtützung von Irrthümern, oder auf die Unterſuchung unwichtiger Gegenſtände gerichtet iſt: ſo kann man doch ſicher hoffen, daß zuletzt Kenntniß des Wahren und Nützlichen aus ihm hervorgehen werde. Nichts erweckt aber bey Menſchen und Nationen, die noch Anfänger im Denken ſind, dieſen Forſchungsgeiſt ſo ſehr, als die Begierde Schriften, welche die Religion oder das Anſehn des Alterthums ehrwürdig macht, zu verſtehn; nichts beſchäftigt ihn ſo zweckmäßig, als die Bemühung, dieſe Schriften auszulegen.

Doch wie in allem, was man mit dem Geiſte unternimmt, es zuletzt auf ein gewiſſes Wie ankommt, welches ſich am ſchwerſten erklären läßt, — welches der Mann von Geiſt ohne Regeln findet, und der geiſtloſe nicht treffen kann, auch wenn man ihm noch ſo beſtimmte Regeln giebt: ſo iſt dieß ganz vorzüglich in Abſicht des Commentirens der Fall. Es giebt ein knechtiſches, die eigne Denkkraft des Menſchen unterdrückendes, das, geleitet von einer aber, gläubiſchen Verehrung des Alterthums, oder gewiſſer Perſonen und Schriften der neuern Zeit, den Menſchen gegen die Ausſprüche ſeiner eignen Vernunft und den Unterricht der Erfahrung taub macht. Es giebt eines, welches bloß gelehrt, kritiſch, hiſtoriſch iſt, und, nach vielen Unterſuchungen über die Sprache des Autors, und über die Thatſachen, welche ihn betreffen, oder welche in ſeiner Schrift vorkommen, doch nur mit der Auffindung des Wortverſtandes, ohne alle Entwickelung der Ideen, endiget. Dieſe Entwickelung kann ein dritter Ausleger verſuchen, aber ſie in eine bloße Umſchreibung ſetzen, bey welcher höchſtens nur die Fertigkeit ſich auszudrücken gewinnt, aber die Fähigkeit zu denken nicht geübt wird. Aber es giebt eine vierte Art zu commentiren, die darin beſteht, daß der Ausleger ſich in die Stelle des Schriftſtellers ſetzt, an deſſen Feuer ſein eignes anzündet, und mit ihm gemeinſchaftlich denkt. Er wird alsdann nicht nur tiefer in den Sinn der einzelnen Gedanken eindringen, weil er ſie gleichſam von neuem ſelbſt erfindet: ſondern er überſieht auch mehr den Zuſammenhang des Ganzen, weil dieſer Zuſammenhang, der in der Natur der Sachen ſeinen Urſprung hat, auch nur von demjenigen Leſer recht wahrgenommen werden kann, welcher auf die Sachen mehr noch, als auf die Worte des Schriftſtellers, ſieht. Bey einer ſolchen Auslegung iſt es unausbleiblich, daß wir die Sätze des Autors, indem wir ſie recht zu faſſen, ſelbſt indem wir ſie zu beſtätigen ſuchen, zu prüfen und zu widerlegen anfangen, und alſo die Vortheile beyder Methoden mit einander vereinigen. Es iſt unausbleiblich, daß, indem wir unſre eignen Erfahrungen zu Rathe ziehn, um die Fälle, welche der Autor bey ſeinen Behauptungen vor Augen gehabt hat, deutlicher zu erkennen, und unſre eigne Vernunft arbeiten laſſen, um die Kraft ſeiner Beweiſe zu empfinden, wir zugleich auf Thatſachen und Gründe kommen, an welche er nicht gedacht hat, und die uns wirklich etwas neues lehren.

Woher käme es auch ſonſt, daß man von je her über Texte gepredigt hat, und daß die Philoſophen ihren Betrachtungen ſo gern Mottos und Denkſprüche vorſetzen. Man ſahe nähmlich ein, daß es weit leichter wird, von der Unterſuchung der Gedanken eines andern, auf die Unterſuchung der Sache überzugehn, als mit dieſer, ohne eine von außen gegebne Veranlaſſung, anzufangen.

Daher iſt es auch mit gewiſſen Selbſtdenkern, die ſo wenig leſen, eine mißliche und verdächtige Sache. Johnſon, einer der erſten Engliſchen Proſaiſten der neueſten Zeit, deſſen Schriften voll origineller Gedanken ſind, pflegte zu ſagen, daß er eine ſehr geringe Meinung von denjenigen Schriftſtellern hätte, die mehr ſchrieben, als läſen. Und in der That, da der menſchliche Geiſt ſo gemacht iſt, daß hauptſächlich die Gedanken andrer Menſchen, im Umgange oder in Büchern, ſeine Gedanken aufwecken, ſo werden diejenigen immer, nicht nur in ihren Kenntniſſen, ſondern auch in ihren Meditationen, eingeſchränkt bleiben, die ſich bloß mit der Betrachtung der Gegenſtände unmittelbar abgeben wollen, und die Büchergelehrſamkeit verachten *).

---

*) Es giebt zwar in den höhern Ständen Perſonen, welche, bloß durch Geſchäfte und Weltumgang gebildet, nicht nur einen großen Umfang von Kenntniſſen erlangt haben, ſondern auch wahre Weltweiſe geworden ſind. Aber wer wollte leugnen, daß der Menſch, von lebenden und gegenwärtigen Menſchen, im Um-

6.

Die letzte Methode des Meditirens, deren ich erwähnen will, iſt die, welche ich die **bemerkende**, oder **beobachtende** nenne.

---

gänge und Geſchäfts-Verhandlungen, eben ſo viel lernen, und eben ſo gut im Denken geübt werden können, als von verſtorbnen und abweſenden, durch die Leſung ihrer Schriften? Auch findet man zuweilen, in den unterſten Claſſen der Geſellſchaft, Leute, — wie Kleinjogg, — die, von unterrichteten Menſchen, ſo wie von Büchern und den Geiſt übenden Geſchäften, entfernt, und nur in den Kreis ihres Gewerbes und ihrer Familie eingeſchloſſen, doch über ſittliche und politiſche Verhältniſſe, über die Natur und über den Menſchen, viele eigne und wahre Gedanken hervorgebracht haben. Aber auſſerdem, daß das Auſſerordentliche in der Erſcheinung ſolcher Philoſophen, im Bauern- oder gemeinen Handwerker-Stande, und durch eine natürliche Täuſchung die Weisheit derſelben noch größer vorſpiegelt, als ſie wirklich iſt; — außerdem, daß es keinem Menſchen, in Europäiſchen Ländern, an einem von ſeinen Vorfahren und Zeitgenoſſen ihm mitgetheilten Unterrichte, völlig gebricht, er werde ihm nun durch die Religion, oder durch diejenigen ſprüchwörtlichen Maximen und Regeln, die aus dem Munde oder den Büchern der Gelehrten, in die Sprache des gemeinen Mannes übergegangen ſind, oder durch gelegentlichen Umgang mit höhern Ständen beygebracht: — auſſerdem, ſage ich, wird man finden, daß eben dieſe, durch ſich ſelbſt gebildeten Philoſophen entweder ihre Bi-

Dieſe fängt die Unterſuchung, weder von den allgemeinſten Principien, noch von den gemeinſten Erfahrungen an; ſie iſt weder eine ſyſtematiſche Herleitung der Erſcheinungen aus Vernunftbegriffen, noch ein Sokratiſches Hinaufſteigen von den Thatſachen zu den Ideen und Grundſätzen der Vernunft. Der Philoſoph, welcher ſie in ſeinen Schriften befolgt, führt ſeinen Leſer, wie die Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften es von dem Dichter verlangen, gleich mitten in die Materie hinein, und läßt das, was von vorbereitenden Ideen nöthig iſt, gelegentlich folgen. Er tritt nicht als ein Lehrer unter Schülern auf, die er von Grund aus in einer ihnen unbekannten Wiſſenſchaft unterrichten will,

---

und ihr Geſangbuch, oder irgend eine alte Chronik, eine Hauspoſtille, oder vielleicht einzelne, ihnen in die Hände gefallne Blätter eines moraliſchen Buchs, mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit geleſen, und mit unabläſſigem Fleiße wieder und wieder durchſtudirt haben. Ihre natürlich höhere Denkkraft wußte zwar, aus dem geringen Stoffe, mehr zu ziehn, als wir oft bey Perſonen, die eines weit beſſern Unterrichts genoſſen, aus weit reichern Materialien entſtehen ſehen: aber ſie konnte doch nicht der Veranlaſſung und der Aufmunterung zum Denken, die in den mitgetheilten Ideen andrer Menſchen liegt, gänzlich entbehren.

ſondern als ein gebildeter und mit den Kenntniſſen ſeines Fachs verſehner Mann unter ſeines Gleichen. Er ſetzt voraus, daß dieſe ungefähr alles dasjenige, über den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung, wiſſen, was bis auf die gegenwärtige Zeit über ihn ausgemacht worden iſt, oder doch, in Stoff und Form des Vortrags, den allgemeinſten Beyfall erhalten hat; und hat nur die Abſicht, zu dieſem unter ihnen gemeinſchaftlichen Eigenthume von Kenntniſſen, einige neue Erwerbungen aus ſeiner Erfahrung, oder ſeinem Nachdenken hinzuzuthun, darin einige Lücken auszufüllen oder auch nur zu entdecken, Schwierigkeiten zu heben, oder auch nur darauf aufmerkſam zu machen, neue Wahrheiten mit ältern Gründen zu verknüpfen und ſie dadurch zu beſtätigen, oder endlich aus bekannten Sätzen noch unbemerkte Folgerungen zu ziehn.

Alle ſolche neue Ideen ſind natürlicher Weiſe nur Bruchſtücke. Da ſie an verſchiedne Theile einer ganzen Wiſſenſchaft, die doch nicht vollſtändig vorgetragen wird, angeknüpft werden: ſo ſtehn ſie unter einander nicht in unmittelbarem Zuſammenhange. Da die neuen Ideen, welche uns, bey dem Durchdenken der bisherigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, in irgend einem Felde der Erkenntniß, einkommen, größtentheils neue Wahrnehmungen ſind, oder aus der Vergleichung von Wahrnehmungen mit den bisher angenommenen Grundſätzen entſtehn: ſo haben ſie auch, wie alle Beobachtungen, im Vortrage etwas von dem Charakter einer Erzählung, die mit Betrachtungen durchwebt iſt. Die Meditationen dieſer Art ſind gemeiniglich eine Miſchung von Philoſophie mit Geſchichte und Litteratur, wie die Verſuche des Hume. — Sie ſind vorzüglich bequem, wenn, wie bey dieſem Verfaſſer, die Philoſophie ſkeptiſch iſt, oder wenn die Gründe für und wider eine Meinung gegen einander abgewogen werden. — Und auch dieß letztre geſchieht von Hume, in ſeiner Geſchichte ſowohl, als in ſeinen philoſophiſchen Schriften, auf eine meiſterhafte Art.

Es giebt, in der That, in jedem Gegenſtande der Betrachtung, *kleinere*, verſtecktere *Theile*, welche, wenn wir ſchulgerecht über ihn nachdenken, und die Kenntniß des *Ganzen* in die Form einer Wiſſenſchaft bringen wollen, uns auf unſerm Wege der Meditation nicht aufſtoßen; die uns aber ſogleich in die Augen fallen, als wir unſre Aufmerkſamkeit, ohne Zwang und ohne vorgezeichneten Plan, in dem ganzen Gebiethe der ihn betreffenden Kenntniſſe umherſchweifen laſſen. — Jeder Gegenſtand hat gewiſſe Eigenſchaften und Verhältniſſe, die, weil ſie ſelbſt nicht innig unter einander und mit dem Ganzen verbunden ſind, uns leicht entwiſchen, wenn wir unſre Vorſtellungen, als Glieder einer einzigen Kette, ununterbrochen an einander hängen; zu deren Kenntniß hingegen uns eine unmethodiſche, ſtückweiſe vorgenommene Unterſuchung, wenn dabey, mit Beobachtungs-Gabe, Verſtand und Witz gemeinſchaftlich wirken, weit eher verhilft.

Dieſe beyden Arten der Meditation, — die beobachtende und die durch Schlüſſe fortſchreitende, — beziehn ſich auf zwey verſchiedne Arbeiten, die zu der Vollendung des Gebäudes der menſchlichen Erkenntniß gleich nothwendig ſind. Der beobachtende Philoſoph fängt, in der Kindheit der Wiſſenſchaften, an, die Thatſachen zu ſammeln, — die Erſcheinungen, welche zu erklären ſind, und die Ordnung ihres Aufeinanderfolgens, wodurch ihre Erklärung vorbereitet wird, darzuſtellen. Auf ſie folgt der ſyſtematiſche Philoſoph, und macht aus dieſen zerſtreuten Kenntniſſen eine Wiſſenſchaft: indem er ſie an einander knüpft, ihre Lücken ausfüllt, ihre Abhängigkeit unter einander und von höhern Principien zu zeigen ſucht, und das Geſetz der Einheit und des Zuſammenhangs, welches in ſeinem eignen Geiſte liegt, auf die Natur außer ſich anwendet. Wenn dieſe große Ernte der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vollbracht iſt, kommt der beobachtende Philoſoph zurück, um die Nachleſe zu halten; wo er dann noch manche, von ſeinen Vorgängern vernachläſſigte, reiſe Frucht findet, die vorzüglich geſchickt iſt, als Saamen, zu Hervorbringung künftiger Ernten gebraucht zu werden.

Es widerfährt den ſyſtematiſchen Denkern, und denen, die ſich, mit der Aufſuchung der höchſten Principien in den Wiſſenſchaften beſchäftigen, leicht, daß ſie mit einiger Verachtung auf diejenigen Philoſophen herabzuſehn verleitet werden, die nur einzelne, von einander getrennte und aus der Erfahrung geſchöpfte, Ideen vortragen. Beſonders ſcheint, zu unſrer Zeit, das Beobachten, welches ehedem, für eine der erſten Verrichtungen des philoſophiſchen Geiſtes und für die Grundlage unſrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, gehalten wurde, ſeitdem ſein Gegenſtand mit dem Nahmen des Empiriſchen belegt worden iſt, bey einigen in Mißcredit gekommen zu ſeyn. Aber, wenn wir nach Wahrheit und Billigkeit urtheilen: ſo beſteht der Werth beyder philoſophiſcher Arbeiten ſehr wohl neben einander. Und da die Fähigkeiten zu beyden von der Natur oft unter verſchiedene Menſchen vertheilt worden ſind: ſo iſt ihre brüderliche Vereinigung deſto nöthiger, wenn jede Claſſe zu der möglich größten Vollkommenheit in ihrem Fache gelangen ſoll. — Dazu kommt, daß beyde Parteyen nicht ſelten ihre Rollen, ohne es ſelbſt zu ahnden oder andre gewahr werden zu laſſen, verwechſeln. Es findet ſich häufig, daß die Sätze der alles aus Principien herleitenden Philoſophen, von ihnen im Grunde gar nicht durch dieſe Principien, und durch die aus denſelben hergeleitete Schlußkette gefunden, ſondern ihnen eben auf jenem gemeinen und verachteten Wege der Erfahrung bekannt geworden, und dann erſt von ihnen künſtlich mit den Principien verbunden worden ſind. Und wenn man endlich die ſyſtematiſch durchdachten Wahrheiten praktiſch anwenden will: ſo iſt man genöthigt, ſie wieder von dieſer methodiſchen Form zu entkleiden, und ſie von neuem als Bruchſtücke der menſchlichen Erkenntniß zu behandeln.

Philoſophiſche Bemerkungen, die von einander unabhängig ſind, haben etwas ähnliches mit den Einfällen des Witzes, und ſcheinen eben deßwegen auch etwas von der Geringfügigkeit und Seichtigkeit ſolcher Einfälle zu haben. Bey einer genauern Unterſuchung der Sache aber findet man, auf der einen Seite, daß ſich, bey der am meiſten ſyſtematiſchen Meditation, mehr Zufälliges einmiſcht, als man nach der Nothwendigkeit des Zuſammenhangs, den ihre Form ankündigt, vermuthen ſollte: indem auch bey ihr, von einer glücklichen Wendung der Gedanken, von der Wahl gewiſſer Ausdrücke, von den, mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit gemachten, Worterklärungen und Eintheilungen, ein guter Theil des Erfolgs abhängt. Von der andern Seite kann eine, aus bloßen Bemerkungen beſtehende, Unterſuchung wahre philoſophiſche Gründlichkeit haben, wie Humes und Montesquieus Werke, die in dieſem Geiſte geſchrieben ſind, beweiſen. — Theils wird, bey ſolchen Schriftſtellern, durch die große Anzahl der nach und nach beleuchteten Seiten, endlich der ganze Gegenſtand aufgehellt; theils wird, bey der Ausführung der einzelnen Bruchſtücke, der Faden angegeben, mit welchem ſie ſich an die Principien künftig werden anknüpfen laſſen; theils ſchreitet endlich der beobachtende gute Kopf durch einen Zuſammenhang fort, deſſen er ſich zwar nicht ſelbſt immer deutlich bewußt iſt, der aber dem Leſer, welcher ſich ganz in ſeinen Geiſt zu verſetzen weiß, offenbar wird, und ihm daher oft den Weg zum ſyſtematiſchen Denken eröffnet.

Allerdings iſt es, bey dieſer Art der Meditation, die mehr einem Spatziergange, als einer Reiſe in dem Gebiethe der abzuhandelnden Materie ähnlich ſieht, ſchwerer, den Regeln und Kunſtgriffen auf die Spur zu kommen, welche der, mit dem meiſten Glücke dieſe Methode anwendende, Philoſoph befolgt. Nur ſo viel läßt ſich einſehen, daß weil er, nach derſelben, nicht die Sache von ihren erſten Grundbegriffen an entwickelt, ſondern ſie als eine ihm und andern ſchon bekannte behandelt, er auch wirklich die Bekanntſchaft mit ihr haben müſſe, welche der Ton ſeiner Unterſuchung gleichſam ankündigt. Je eine ausgebreitetere und vollſtändigere Kenntniß der Philoſoph dieſer Claſſe von allem dem hat, was bisher über ſeine Materie gedacht, erfunden und geſchrieben worden iſt; je beſſer er die Syſteme und die

Beobachtungen ſeiner Vorgänger kennt; je vollkommner er, mit einem Worte, das ganze Licht ſeines Zeitalters, inſofern daſſelbe auf ſeinen Gegenſtand fällt, aufgefaßt hat: deſto gründlicher, neuer und fruchtbarer werden die Zuſätze ſeyn, mit welchen er die bisherigen Kenntniſſe bereichert, oder auch die Einwürfe, durch welche er ſie zu berichtigen ſucht. Hiſtoriſche Gelehrſamkeit und Litteratur iſt daher zu philoſophiſchen Verſuchen, wie Hume und Montesquieu ſie liefern, durchaus nothwendig; da die *Deductionen* eines Kants oder die *Inductionen* eines Sokrates derſelben eher entbehren können.

Es läßt ſich ferner einſehen, daß bey dieſer *beobachtenden* Denkungsweiſe eine gewiſſe Geſchmeidigkeit des Geiſtes, vermöge deren er vielerley Formen annehmen, und ſich, in einem kurzen Zeitraume, in ganz verſchiedne Geſichtspuncte ſetzen kann, nothwendiger iſt, als bey der ſyſtematiſchen Methode: die, da ſie nur eine einzige Reihe von Gedanken, aber vom Anfange bis zum Ende, verfolgt, eine feſtere Sinnesart, und eine anhaltendere Denkkraft fordert, aber auch mehr Einförmigkeit, und wenn ich ſo ſagen darf, mehr Einſeitigkeit des Geiſtes erlaubt. — Es läßt ſich endlich vermuthen, daß, ſo wie ſolche philoſophiſche Gedanken, die ſich nicht aus ihren erſten Gründen entwickeln, mit den Eingebungen des Dichters und den Einfällen des witzigen Kopfs, einen ähnlichen Urſprung, oder doch in ihrer Entſtehung etwas gleich unerklärliches haben, auch die Fähigkeiten zu jenen und zu dieſen wirklich mit einander verwandt ſind; und daß, wenn jene Bemerkungen fein und neu ſeyn ſollen, ſie von einem, mit dem ſchönen Geiſte verbundnen philoſophiſchen Genie herkommen müſſen. Wir finden daher, daß Schriftſteller, welche in dieſer Gattung unter die erſten gehören, wie Montesquieu, Addiſon und Johnſon, ſich zugleich durch Werke des Witzes bekannt gemacht, oder ſich doch, wie Hume, durch Schönheit und Beredſamkeit in ihrer Schreibart ausgezeichnet haben.

Will man noch tiefer in den Geiſt dieſer Methode der Meditation eindringen; — will man beſonders die Verſchiedenheiten, deren ſie noch fähig iſt, kennen lernen, um die an ſich beſte, oder die, welche man ſeinem Geiſte am angemeſſenſten findet, wählen zu können: ſo kann dieß nicht durch Aufſtellung noch mehr ſpecieller Regeln, ſondern nur durch Zergliederung von Beyſpielen geſchehn. Und eine ſolche Unterſuchung des Eigenthümlichen in der Manier, welche große Schriftſteller bey ihrer Meditationen befolgen, halte ich auch überhaupt für nützlich: nicht nur zur Kritik und richtigern Schätzung ihrer Werke, ſondern auch zur Kenntniß der menſchlichen Denkkräfte, und der verſchiednen Arten, wonach ſie wirken; und alſo ſelbſt zur vollſtändigern Einſicht in die Natur des menſchlichen Geiſtes. Ich glaube daher, dieſen Aufſatz nicht beſſer, als mit einer Vergleichung der Denkart dreyer Männer beſchließen zu können, die, nach meinem Urtheile, Meiſter in derjenigen Gattung der Meditation ſind, von der ich zuletzt geredet habe, und dabey doch ſo ſehr von einander abweichen, daß das Allgemeine der Gattung, aus den Puncten worin ſie übereinſtimmen, und die Unterſchiede der Arten, aus den Eigenthümlichkeiten wodurch ſie ſich auszeichnen, ſehr bequem abgezogen werden können. — Dieſe Männer ſind Montaigne, Hume und Montesquieu *).

---

*) Die Auseinanderſetzung der eigenthümlichen Manier verſchiedner Schriftſteller kann nur für diejenigen Ver-

Was zuerſt in das Auge fällt, iſt, daß Montaignes Gedanken in einem immerwährenden,

---

ſollen recht lehrreich und anmuthig ſeyn, welche die Werke derſelben ſchon geleſen haben. Denn in Schilderungen dieſer Art kann man es nie weiter bringen, als durch einige wenige Züge, welche man aushebt, an die vielen, welche man wahrgenommen hatte, zu erinnern. Die Sprache bleibt, in Beſchreibung des Wirklichen, immer ſehr weit hinter den Sachen zurück: der geſchilderte Gegenſtand mag ein geiſtiger, oder ein körperlicher ſeyn. Daher es ihr auch nie gelingt, bey denjenigen, welchen er gänzlich unbekannt iſt, einen deutlichen Begriff von ihm zu erwecken. Wer aber einen Gegenſtand ſinnlicher, oder unſinnlicher Art durch eigne Anſchauung kennen gelernt hat, freut ſich, und hat auch einigen Nutzen davon, wenn er ihn treffend mit Worten abgemahlt findet. Die Vergleichung des Gemähldes mit ſeinen Empfindungen macht ihm jenes verſtändlich, und entwickelt ihm dieſe. — Ich glaube indeß, bey dem größern Theile meiner ältern Leſer, die Bekanntſchaft mit den oben genannten drey Schriftſtellern vorausſetzen zu können: und meine jüngern wünſchte ich durch dieſe Schilderung zur Leſung derſelben zu ermuntern. Dieſe Schriftſteller, und alle die, welche ihnen ähnlich ſind, d. h. welche ſich durch neue und originelle Gedanken, als Männer von Genie und Selbſtdenker auszeichnen, ſollten, nach meinem Urtheile, von allen Studirenden, ohne Unterſchied des Fachs, welches ſie ſich zu ihrem künftigen Berufe gewählt haben, geleſen werden. Das, was große Köpfe denken und ſchreiben, hat, von welchem Inhalte es aber ſehr loſen Zuſammenhange fortfließen; daß Montesquieus ſeine in kleine, zuſammengedrängte Abſätze zerſchnitten, und mit epigrammatiſcher Schärfe ausgedrückt ſind; daß die Gedanken Humes endlich zwiſchen beyden die Mitte halten, nicht ſo das Anſehn von Denkſprüchen haben, wie die Sätze von Montesquieu, nicht ſo einem bloßen Selbſtgeſpräche ähnlich ſehn, wie Montaignes Betrachtungen.

Dieſer letztre ſchreibt genau ſo, wie er mit einem vertrauten Freunde, dem er ſich ganz wie er iſt ſehen zu laſſen, kein Bedenken trägt, in deſſen Umgange er aber nur Erhohlung und Zeitvertreib zur Abſicht hat, reden würde. Der Anlaß zu ſeinen Unterſuchungen iſt, wie er im Geſpräche zu ſeyn pflegt, immer von ihm ſelbſt, von einer Schilderung ſeiner Perſon und ſeiner Gewohnheiten, oder von der Erzählung häusli-

---

immer ſeyn mag, eine eigenthümliche Kraft, andre zum Denken zu erwecken. Und ein zum Philoſophen gebohrner Jüngling kann, durch die Leſung der Aeneide oder des Arioſts, eben ſo wohl zur ernſthafteſten Meditation begeiſtert werden, als einem wahren Dichtergenie das Studium des Plato und Leibnitz zum Aufwecken ſeiner Muſe nützlich ſeyn kann.

cher und alltäglicher Auftritte ſeines Lebens hergenommen. Die Uebergänge ſind eben die, durch welche man, bey geſellſchaftlichen Unterhaltungen, von einer Materie auf die andre kömmt, die aber einer ernſthaften Meditation nicht anſtehn. Entfernte Aehnlichkeiten, Zeit- und Ort-Verbindungen, alles was in unſern wachenden Träumereyen die Vorſtellungen zuſammengeſellt, beſtimmt auch den Inhalt ſeiner Aufſätze: und bald iſt es die Einbildungskraft, bald der Verſtand, bald die ihm eben gegenwärtige Empfindung, bald ſein an Sachen reiches, zu Hergebung ſeiner Schätze williges Gedächtniß, welches darin das Wort führt.

Nur ein ſehr geiſtreicher, ein viel wiſſender, ein edler Mann kann auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt vor dem Publicum reden, und alle ſeine Vorſtellungen, ſo wie ſie in ihm aufſteigen, laut werden laſſen, — und doch gefallen. Selbſt nur für ſich und zur Uebung, ſich dem Strome ihrer Vorſtellungen, er führe wohin er wolle, überlaſſen: – dieß dürfen ſich nur die, an Geiſt und Herz vorzüglichen, Menſchen erlauben, weil nur dieſen, auch in ihren Träumereyen das Ideal des Schönen und Guten vorſchwebt.

Ein Mann, der ſo viel Kleinigkeiten von ſich ſelbſt erzählt, als Montaigne, würde unerträglich ſeyn, wenn er ſich nicht, mitten unter dieſem Geſchwätze, als einen großen Mann auszeichnete, den es wohl der Mühe werth iſt, bis in ſein Innerſtes kennen zu lernen. Wenn nicht der Tiefblick, mit welchem er das menſchliche Herz erforſcht, und ſeine Erfahrenheit in den Angelegenheiten des Lebens ihn in alle ſeine, noch ſo zufälligen, Abſchweifungen begleitete: ſo würden wir bald ermüden, mit ihm auf Gerathewohl herum zu irren. Selbſt aber gehört auch noch eine ſolche Gelehrſamkeit, wie Montaigne ſie hatte, dazu, um eine ſo rhapſodiſche Philoſophie zu unterſtützen.

Eine Menge Anführungen aus alten Schriftſtellern, die einen zuſammenhängenden Vortrag zwecklos unterbrechen, oder nur den Prunk einer eiteln Vielwiſſerey zur Schau auslegen, iſt widrig, und verleidet ſelbſt die Leſung manches ſchätzbaren Buchs der vorigen Zeit [*]. Aber bey einem, ſo lehrreich ſchwatzenden Manne,

---

[*] Z. B. des Werks des Hugo Groot de Jure belli et pacis.

als Montaigne, hört man gerne Betrachtungen, die er zuvor in einem nachläßigen, ſelbſt etwas weitſchweifigen Style vorgetragen hatte, dann von einem Dichter oder Weiſen des Alterthums, in wenige Worte zuſammengedrängt. — Mit einem Worte, eine ſolche Meditation als Montaignes Verſuchen zum Grunde liegt, iſt nicht eine Uebung des Geiſtes, wodurch er vollkommner wird; es iſt nicht eine Arbeit des Geiſtes, wodurch er etwas, einem Ideal gemäß, hervorbringt: es iſt bloß die Thätigkeit eines geiſtigen Selbſtgenuſſes, wobey der Menſch ſich ganz ſo zeigt wie er iſt, und, ohne ſich anzuſtrengen, ſeiner Natur gemäß wirkt. Hat dieſe nur ſchon urſprünglich einen vorzüglichen Grad von Kraft und Vollkommenheit; — hat ſie, durch vorhergehende Uebung, ſchon eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht: ſo iſt es für den Menſchen ſelbſt nicht ſchädlich, ſich ſo den Eingebungen ſeines Geiſtes zu überlaſſen, — für andre nicht unnütz, die Aeußerungen deſſelben anzuhören. Der gemeine Menſch, — der Anfänger hingegen, muß ſich anſpannen; er muß in Beziehung auf einen beſtimmten Endzweck und nach einer Regel denken, und ſich auf dieſe Weiſe über ſeinen gewöhnlichen Zuſtand erheben: oder er wird immer mittelmäßig bleiben; und in ſeinen Werken wird, an die Stelle des Vertraulichen und Naiven, welches uns im Montaigne gefällt, das Gemeine und Abgeſchmackte treten.

Montesquieus Geiſt und Charakter iſt, auf gewiſſe Weiſe, dem von Montaigne entgegengeſetzt. Seine Betrachtungen, ob ſie gleich das Gebieth einer großen Wiſſenſchaft umfaſſen, hängen doch nicht ununterbrochen und nothwendig zuſammen. Sie ſind, wie ich ſchon geſagt habe, in lauter kleine Abſätze zerſtückt, deren jeder ein Ganzes für ſich ausmacht. Der Gedanke in denſelben iſt immer mit aller möglichen Kürze und Rundung ausgedrückt, oft mit dichteriſchen Bildern geſchmückt, oder durch eine witzige Wendung belebt.

In Montesquieus Werke ſind die Eigenheiten, die Vorzüge und die Mängel derjenigen Methode zu denken, welche ich die *bemerkende* genannt habe, am vollkommenſten ſichtbar. Auch er, ob er gleich ein Werk ſchrieb, welches auf eine vollſtändige Belehrung, in einem großen Zweige der menſchlichen Kenntniſſe Anſpruch macht, fängt doch die Unterſuchung keiner ſeiner Materien, mit der Zergliederung ihrer Principien, an: ſondern, indem er die allgemeine Theorie der Sache, als ſeinen Leſern bekannt, vorausſetzt, nimmt er mitten aus ihr heraus, was ihm zu neuen Betrachtungen Anlaß geben kann. So iſt es, in dem Buche über den Handel, der erſte Satz: daß der Handel die Völker von den auf Zerſtörung wirkenden Vorurtheilen heilt, die Sitten ſanfter macht und nur bey ſanften Sitten beſtehen kann: — eine Betrachtung, ſehr wohl werth, die Aufmerkſamkeit eines Schriftſtellers an ſich zu ziehn, welcher durch ſein ganzes Werk der Verbindung der politiſchen mit den moraliſchen Verhältniſſen, — weil in ihnen die größten Schwierigkeiten und die größten Feinheiten der Politik liegen, — nachſpürt, aber doch gewiß nicht geſchickt, den Eingang zu einem ſyſtematiſchen Vortrage über den Handel zu machen.

Kein Schriftſteller ſetzt mehr, wie Montesquieu, ſeine Leſer ſchon einſichtsvoll, und über die Sachen, wovon er redet, unterrichtet voraus, und belehrt ſie daher auf eine ſo angenehme Weiſe, indem er das Alte und Bekannte nur mit wenigen treffenden Worten wiederhohlt, durch ein Bild aufklärt, oder durch eine angeführte Thatſache bekräftigt, — und dann nur das Neue, welches er hinzugedacht hat, ohne Vorbereitung und ohne Umſchweife, mittheilt. Es iſt dieß die Art, wie ein Weltmann am liebſten ſelbſt unterrichtet ſeyn, und andre unterrichten mag; es iſt die, welche am meiſten dem größern und vornehmern Publicum gefällt: aber es iſt freylich nicht die, welche die vollſtändigſte Belehrung giebt; weil in den neuen und originellen Gedanken eines Autors immer etwas dunkeles zurückbleibt, wenn er dieſelben nicht mit den Urbegriffen, woraus ſie ſich bey ihm entwickelt haben, im Zuſammenhange darſtellt, und wenn er nur die Reſultate ſeiner Unterſuchung bekannt macht, die Unterſuchung ſelbſt aber verbirgt. So hat, eben dieſer Urſache wegen, eine der Theorieen, worauf das meiſte in ſeinem Werke gebauet iſt, die von den moraliſchen Grundlagen der verſchiednen Regierungsformen, — nach welcher er der republikaniſchen Verfaſſung die Tugend, der monarchiſchen die Ehre, der ariſtokratiſchen die Mäßigung zur Stütze giebt, — ſehr verſchiedne, und zuweilen ſehr unrichtige Auslegungen gefunden: und nur ein, auf den Geiſt des Ganzen aufmerkſamer Leſer, wird den Sinn dieſer Lehrſätze faſſen *).

---

*) Niemand hat, nach meinem Urtheile, dieſe Monteſ

Es beſtätigt ſich ferner aus Montesquieus Beyſpiele, daß dieſe Methode zu denken und zu ſchreiben nirgend ſchicklicher angewandt wird, als wo über Geſchichte zu philoſophiren iſt, und aus Thatſachen Folgerungen zu ziehn ſind. Sie iſt daher in der Politik, wo bey der Beurtheilung der Geſetze und Verfaſſungen, ſoviel auf Verhältniſſe derſelben mit Volk, Land und Nachbarn ankommt, welche ſich a priori nicht ausdenken laſſen, ſo natürlich an ihrem Platze, daß auch ihre Mängel hier unbemerkbar bleiben.

In der That muß, in einem Werke, wo die Reihe der, zu Einer Schlußkette zuſammengefügten, Begriffe nie lang iſt, der Umfang der Kenntniſſe, woraus man die Bruchſtücke heraushebt, deſto größer ſeyn, wenn ihre Sammlung einer Wiſſenſchaft nahe kommen ſoll. So war er bey Montesquieu. Sein Werk beſteht aus Bemerkungen, über die Geſchichte aller Zeiten und Völker. Der vollkommenſte Theil deſſelben iſt die Schilderung deſſen, was er mit

---

aneuiſchen Begriffe richtiger gefaßt, und kurzer und deutlicher aus einander geſetzt, als Ferguſon in ſeinem vortreflichen Werke: Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft.

eignen Augen geſehen, und gewiß ſehr ſcharf und richtig beobachtet hatte, — die Schilderung der franzöſiſchen Sitten und Staatsverfaſſung, und des Einfluſſes der einen Sache auf die andre. Ihr gleich zur Seite ſtehen die Gemählde, welche er von den übrigen Europäiſchen Staaten ſeiner Zeit aufſtellt: unter denen der Engliſche und Venetianiſche, nach Verfaſſung, Regierungsgeiſt und Volkscharakter, am ſorgfältigſten von ihm ſtudirt,[*] und am treueſten geſchildert worden iſt. So wie Zeiten und Völker von ihm entfernter ſind: ſo werden auch ſeine Bemerkungen über ſie unvollſtändiger und unrichtiger; theils, weil auch die beſten Nachrichten von ihnen zu Grundlage politiſcher Lehrſätze nicht hinreichen; theils weil ſeine hiſtoriſche und philologiſche Gelehrſamkeit nicht denſelben Grad von Genauigkeit, als Umfang hatte. Aber doch bleibt er immer in dieſen Schilderungen, durch die Menge und Mannigfaltigkeit der beobachteten und verglichnen Sachen, lehrreich.

Sobald er hingegen dieſe Beobachtungen in Schlußketten verwandeln, oder zu einer Theorie erheben will; ſo zeigt ſich das Mangelhafte dieſer Art der Meditation, wenn ſie nicht durch eine ſyſtematiſche, die von Principien ausgeht, unterſtützt wird. Er macht zum Charakter der Monarchie überhaupt, was nur das Eigenthümliche von Frankreichs Königthum war, und trägt, als allgemeine Kennzeichen der monarchiſchen Verfaſſung, vor, was er aus dem einzelnen Falle des franzöſiſchen Volks und Hofes gelernt hatte. Seine Lehrſätze über die Ariſtokratie ſind Thatſachen aus Venedigs Staatsrechte und Geſchichte, zu allgemeinen Sätzen erhoben. Wenn er von freyen Staaten redet: ſo redet er immer von Athen, Sparta, Rom, oder England. Und der Despotismus iſt bey ihm nur der Despotismus der Türken.

Selbſt wenn, in einzelnen Stellen, Montesquieu ſich das Anſehn eines aus allgemeinen Begriffen ſchließenden Philoſophen giebt, thut er aufmerkſamen Leſern weniger genug, als da, wo er bey bloßen Bemerkungen ſtehen bleibt. In der That bewegt der, von Kant ſehr richtig bemerkte, Trieb des menſchlichen Geiſtes nach Einheit und Zuſammenhang in ſeinen Ideen, auch den beobachtenden Philoſophen, irgend ein Band zu ſuchen, durch welches er ſeine getrennten Bemerkungen unter einander verknüpfen, und als Folgen, die aus einem gemeinſchaftlichen Grundſatze hervorgehen, darſtellen könne.

Dieſer Zuſammenhang aber iſt in einem Werke, dem nicht eine durchaus ſyſtematiſche Meditation zum Grunde liegt, oft erkünſtelt. Dieſer Fall findet ſich bey Montesquieu häufig. Er giebt oft vor, etwas aus einem Princip herzuleiten, was er doch nur beobachtet hatte. Und da es ihm an Witz und Scharfſinn nicht gebricht: ſo gelingt es ihm leicht, einen Zuſammenhang herauszubringen, der aber doch, weil er falſch und erdichtet iſt, ſeine Leſer irre führt, anſtatt ihrer Erkenntniß mehr Gründlichkeit zu geben. So kommen z. B. in ſeiner ſonſt vortrefflichen Auseinanderſetzung der Engliſchen Verfaſſung,*) —der beſten, die vor de Lolmes Werke vorhanden war, — und noch mehr in dem, an wichtigen Bemerkungen ſo reichhaltigen, Kapitel,**) wo er den Einfluß der Engliſchen Verfaſſung auf den Charakter der Nation ſchildert, viele Züge der Regierung und der Sitten vor, die entweder in der geographiſchen Lage Großbrittanniens, oder in zufälligen Begebenheiten ſeiner Geſchichte ihren Grund haben, und die er, ob er ſie gleich nur aus Nachrichten wußte, doch als Folgerungen vorſtellt, welche er aus ſeiner Theorie der politiſchen und bürgerlichen Freyheit geſchloſſen habe.

---

*) 6tes Kap. des 11ten Buchs.

**) 27tes Kap. des 19ten Buchs.

Dieſe Art von Sophiſterey, welche eine ganze Menge einzeln aufgefaßter Beobachtungen unter einen allgemeinen Begriff zu zwingen ſucht, der doch nur von einem kleinen Theile jener Beobachtungen abgezogen worden war, iſt durch ſein ganzes Werk ſichtbar. Und alle Philoſophen, welche in dieſer Manier über die Dinge der Welt nachdenken, haben ſehr Urſache ſich zu hüten, daß ſie nicht, um ihren durch Beobachtung gemachten Entdeckungen einen Schein von ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit zu geben, aus einzelnen Thatſachen allgemeine Grundſätze machen, und dann, um die übrigen Fälle auch unter dieſe Grundſätze zu bringen, bald jene in der Erzählung verſtellen, bald dieſe ſophiſtiſch auslegen: woraus eine weit größre Unvollkommenheit der Erkenntniß entſteht, als die unausgefüllten Lücken derſelben ſind.

Was den, in ſo viele Theile zerſchnittenen, Vortrag des Monesquieu anbetrifft: ſo hat er ſowohl für den Philoſophen, welcher in dieſer Manier ſchreibt, als für den Leſer, welcher ſich in ſolchen Werken unterrichtet, ſeine vortheilhafte und ſeine nachtheilige Seite. Er giebt zuerſt der Meditation häufig wiederkommende Ruhepuncte, bey welchen ſich die Kraft des Geiſtes erhohlen, und der Schriftſteller ſowohl das Geſagte, als das, was noch geſagt werden ſoll, mit Ruhe überblicken kann. Auch findet der Leſer, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Werk ſchnell zu durchlaufen, ſondern ſich mit deſſen Inhalte zu nähren, ſeine Rechnung dabey, daß er ſo oft ſtille ſtehen und über das nachdenken kann, was er gelernt hat. Und in der That geben die meiſten, auch noch ſo kurzen Abſchnitte Montesquieus immer ſo viel zu denken, daß es wohl der Mühe werth iſt, bey ihnen zu verweilen.

Dieß aber iſt eben der zweyte Vortheil für den Schriftſteller, bey dieſer Denk- und Schreib-Art: daß er gewiſſer Maßen genöthigt wird, ſich um eine gedrängte Fülle der Gedanken und um Beſtimmtheit und Kürze des Ausdrucks zu bekümmern; weil er fühlt, daß ſonſt ein ſolcher zerſplitterter Vortrag unerträglich ſeyn würde. Gewiß ſtrengt man ſich mehr an, kurze Sätze, deren jeder einen vollſtändigen Gedanken enthalten ſoll, recht genau, anmuthig, oder ſtark auszudrücken, als man bey einem lange ununterbrochnen Fluſſe der Rede, oder bey zuſammengeketteten Schlüſſen zu thun im Stande iſt, oder nöthig zu haben glaubt. Der Vortrag des Montesquieu iſt in dieſer Abſicht ſo ſehr ausgearbeitet, daß er beynahe in ein fehlerhaftes Extrem verfällt. Viele ſeiner Sätze haben das Zugeſpitzte von Sinnſprüchen und Epigrammen: ſo daß ſie das Wortſpiel Voltaires,*) mit welchem er über Montesquiens Werk ein Urtheil fällte, zu rechtfertigen ſcheinen.

In den Eigenthümlichkeiten einer individuellen Denkart, grenzt jede Tugend, wozu ſie eine vorzügliche Anlage enthält, durch die Uebertreibung, worein ein natürlicher Hang ſo leicht geräth, an einen Fehler. So wie die kunſtloſe Natur und treuherzige Offenheit des Montaigne in Nachläſſigkeit und Geſchwätz ausartet: ſo wird die Sorgfalt, mit der Montesquieu ſeinen Gedanken Klarheit und Leben zu geben ſucht, zuweilen Künſteley, zuweilen Urſache von Trugſchlüſſen. Wer ſo ſchreibt, wie er, iſt auch, wenn er Wahrheitsliebe und gründliche Kenntniß hat, in Gefahr, die Richtigkeit des Gedankens zuweilen der Schönheit des Ausdrucks aufzuopfern, oder die Schwäche der Beweiſe unter dem Blendenden der Wendung zu verbergen.

---

*) Er ſagte nähmlich: que c'étoit plutôt de l'esprit sur les loix, que l'esprit des loix: daß das Werk nicht ſowohl der Geiſt der Geſetze, als Witz über die Geſetze heiſſen ſollte.

Auch muß ich, nach meiner Erfahrung, geſtehen, daß Montesquieu, ob er gleich unter diejenigen Schriftſteller gehört, die mich, während der Zeit, da ich ſie leſe, am ſtärkſten an ſich ziehn und am lebhafteſten beſchäftigen, doch, wenn ich ſein Werk bey Seite lege, eine nur ſchwache Erinnerung an das, was ich geleſen habe, zurückläßt. Seine Hauptgrundſätze prägen ſich zwar, durch die öftere Wiederhohlung, meinem Gedächtniſſe ein. Aber von den hiſtoriſchen und philoſophiſchen Belehrungen, an denen bey ihm die Ausführung des Einzelnen ſo reich iſt, verſchwindet in kurzem ein großer Theil: aus keiner andern Urſache, als weil ſie unter einander in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſtehn. Für dieſen Verluſt iſt es nur eine kleine Schadloshaltung: daß ich die Leſung ſeines Werks öfter, als die Leſung andrer Schriften, ohne Ueberdruß wiederhohlen kann: weil ich deſſen Inhalt immer wieder neu und mir unbekannt finde.

Endlich iſt nicht zu leugnen, daß die Kürze der einzelnen Sätze und Abſchnitte oft, in dem

Ganzen der Unterſuchung, eine größere Weitſchweifigkeit hervorbringt, als bey einem zuſammenhängenden Vortrage würde ſtatt gefunden haben. Allzu kleine Schritte, die Bewegung mag noch ſo behende und lebhaft ſeyn, bringen uns doch ſpäter zum Ziele, als große, wenn ſie auch noch ſo langſam und ruhig geſchehn.

Daß indeß dieſe Methode, durch lauter einzelne, kurze, von einander getrennte Sätze in ſeinen Meditationen fortzuſchreiten, auch großen Denkern eigen ſeyn könne: davon geben uns die Werke eines der älteſten und berühmteſten unter ihnen, — den man vielleicht am wenigſten hier angeführt zu ſehen erwarten wird, — des Ariſtoteles, einen Beweis. Wer ſie aufmerkſam lieſt, und ſich nicht dadurch täuſchen läßt, daß die Herausgeber keine Abſätze gemacht haben, wo zwiſchen den Gedanken eine völlige Abſonderung iſt, wird finden, daß ſeine Unterſuchungen immer nur aus einer Menge kleiner Bruchſtücke von Philoſophie beſtehn; daß ſie entweder allerley Fragen über den Gegenſtand, mit ihren Antworten, oder Schwierigkeiten in der gewöhnlichen Theorie über ihn, mit deren Auflöſung, oder endlich die Gründe für und wider entgegenſtehende Meinungen enthalten.

Ein ſolcher aufmerkſamer Leſer wird ſogar, wofern er anders mit mir gleich empfindet, gewahr werden, daß man den Ariſtoteles beſſer verſtehen lernt, wenn man ſeinen Vortrag in ſo viele kleine Abſchnitte, als Sätze von verſchiedenem Inhalte darin vorkommen, zerſtückt, als wenn man ihn für ununterbrochen annimmt, und einen Zuſammenhang erkünſteln will, der ſeiner Methode zu philoſophiren fremd iſt.

Zwiſchen den Manieren dieſer beyden Schriftſteller nun, des Montaigne und des Montesquieu, ſteht, wie ich ſchon geſagt habe, Humes Vortrag, ſo wie wir ihn aus ſeinen politiſchen und philoſophiſchen Verſuchen kennen lernen, in der Mitte. Er entfernt ſich am meiſten von dem fehlerhaften Extrem in jeder; er vereinigt die Vortheile beyder: und er ſcheint daher am meiſten geſchickt, Muſter für diejenige Art der Philoſophie, von der ich jetzt rede, zu ſeyn. Humes Gedanken, nicht ſo ununterbrochen, aber ſorglos, fortlaufend, wie die des Montaigne, nicht ſo zerſtückt, ſo epigrammatiſch wie die des Montesquieu, nähern ſich am meiſten dem Begriffe, welchen er ſelbſt, nach Addiſon, vom *Schönſchreiben* (fine-writing) giebt: daß es in einer Reihe von Gedanken beſtehe, die vollkommen natürlich ſind, und doch ungewöhnlich und neu ſcheinen.

Seine Stärke liegt ebenfalls in Beobachtungen, oder in Aufdeckung ſolcher Theile und Verhältniſſe in den Gegenſtänden, die er bemerkt, nicht geſchloſſen zu haben ſcheint. Er war nicht dazu gemacht, der Urheber eines neuen Syſtems in irgend einer Wiſſenſchaft zu ſeyn. (Da, wo er es verſucht, aus Principien zu philoſophiren, wie in ſeinen Verſuchen über die Moralphiloſophie, iſt er weniger belehrend, als in ſeinen politiſchen Verſuchen, wo er auf nichts anders, als auf Erfahrungskenntniſſe Anſpruch macht. Und ſein ſyſtematiſches größeres Werk über die menſchliche Natur iſt ohne Zweifel ſein ſchlechteſtes, ſo wie es auch ſein erſtes iſt, welches er unternahm, da er ſich ſelbſt noch nicht hinlänglich kannte.) Aber dazu iſt er vollkommen geſchickt, in den Syſtemen andrer, verborgne Lücken und Schwächen zu entdecken, oder auch aus ihren Grundſätzen unerwartete Folgerungen und neue Wahrheiten zu ziehn. Auch iſt er, wie Montesquieu, niemahls vortrefflicher, als wenn er über Thatſachen, aus der Geſchichte, oder aus ſeiner eignen Erfahrung geſchöpft, philoſophirt; und ſeine Gedanken unmittelbar an das Wirkliche und Einzelne knüpft.

Indeß beſitzt er die Kunſt, abgezogne Begriffe deutlich auszudrücken und einander geſchickt unterzuordnen, in einem hinlänglichen Grade, um ſeinen einzelnen Bemerkungen eine mehr philoſophiſche Grundlage, auch einen feſtern Zuſammenhang unter ſich zu geben, als Montesquieu den ſeinigen gab. Die beſſere Ordnung, in welcher er ſeine Sätze auf einander folgen läßt, die ausführlichere Entwickelung, mit welcher er ſie begleitet, macht ſeinen Vortrag einem vollſtändig ertheilten Unterrichte weit ähnlicher, erleichtert das Aufbehalten dieſes Unterrichts im Gedächtniſſe, und überraſcht doch den Leſer zugleich oft, entweder durch unerwartete Aufſchlüſſe, die er, aus dem Gebiethe der Metaphyſik für Sachen des gemeinen Lebens herzuhohlen, — oder durch ein neues Licht, das er, vermittelſt Erfahrungen, über abgezogne Begriffe zu verbreiten weiß.

Der Styl, in welchem er ſeine Gedanken ausdrückt, iſt, wie er ſich, bey einem ſolchen Zuſtande des Geiſtes, worin deſſen Kraft ohne übertriebne Anſpannung in ruhiger Thätigkeit iſt, erwarten läßt, und wie er natürlicher Weiſe entſteht, wenn ein mit vielen Kenntniſſen bereicherter Weltmann Schriftſteller wird, der nicht die Wiſſenſchaften als Lehrer vorträgt, ſondern nur aus der Mitte derſelben heraushebt, was ihm am anmuthigſten ſcheint, oder wobey er die meiſten Entdeckungen gemacht zu haben glaubt. Er iſt ohne Prunk und doch in dem Grade beredt, in welchem es der Verfaſſer philoſophiſcher Abhandlungen ſeyn darf; weder weitſchweifig, noch abgebrochen kurz, in der Sprache rein, nie blumenreich und mit Vorſatz witzig, aber immer belebt und anmuthig, — und vor allen Dingen im höchſten Grade deutlich.

Der Inhalt ſeiner Aufſätze ſtimmt mit ihrer Schreibart überein. Man iſt immer gewiß, neue und verborgne Seiten des Gegenſtandes daraus kennen zu lernen; und man lernt ſie ohne große Anſtrengung kennen. Die Entdeckung derſelben ſcheint er nur ſeinem Genie ſchuldig zu ſeyn: aber die ſo deutliche Entwickelung iſt er ſeiner Philoſophie ſchuldig. Und eben dieſe glückliche Vereinigung des Genies, welches Begriffe erfindet, ohne ſie zu ſuchen, mit der Vernunft, welche ſie nach Regeln zergliedert, ordnet und verknüpft, macht das Ideal für die Meditation überhaupt, und für dieſe Gattung derſelben ins beſondre aus. Hume nähert ſich demſelben ſehr oft: und ich geſtehe daher, daß unter allen philoſophiſchen Schriften keine ſind, welchen ich meine eignen Verſuche ähnlich zu ſehen mehr wünſchte, als die ſeinigen.

Ich kann dieſe Schilderung der Schriftſteller, welche in der beobachtenden Methode des Denkens vortrefflich geweſen ſind, nicht endigen, ohne deſſen, der gleichſam der Vater und Stifter derſelben in der neuern Philoſophie iſt, — des Baco von Verulam — zu erwähnen. Den Begriff von dem, was Selbſtdenken heißt, hat mir ſein Buch de augmentis scientiarum zuerſt in voller Klarheit verſchafft. Und ich erinnere mich daher der Zeit, welche ich mit der Leſung deſſelben zubrachte, eben ſo wie der, worin ich die neue Heloiſe, die Clariſſa, die Leiden des jungen Werthers, Nathan, Oberon oder irgend ein Werk des Genies, das zugleich auf Verſtand, Einbildungskraft und Empfindung wirkt, las, als der Zeit eines höchſt angenehmen Selbſtgenuſſes. Im vollkommenſten Grade haben Bacos Gedanken, was ich zuvor als den Charakter vortrefflicher Schriften anführte, Neuheit mit Natürlichkeit verbunden, das Auffallende beym erſten Anblicke, welches die Aufmerkſamkeit ſpannt, und das Befriedigende bey längerer Betrachtung, welches ſie belohnt. Damahls ſchien er mir über jede Wiſſenſchaft ganz unerwartete Aufſchlüſſe zu geben: mit denen ich doch in kurzem ſo vertraut wurde, als wenn ſie immer zu meinem Gedankenſyſtem gehört hätten.

Auch ſein Werk beſteht bloß aus Bemerkungen über die zu ſeiner Zeit vorhandnen Syſteme der Wiſſenſchaften; es enthält nur Fingerzeige zu Verbeſſerungen. Und die dabey zum Grunde liegende Meditation gehört alſo unter diejenige Gattung, mit deren Erörterung ich mich bisher beſchäftigt habe. Ohne Zweifel haben Galiläi und Newton größere Verdienſte um die menſchliche Erkenntniß, weil ſie gewiſſer Maßen die Wiſſenſchaften erfanden, deren Begriffe Baco erklärte, wenigſtens die Lücken darin wirklich ausfüllten, welche dieſer nur anzeigte. Aber um einen von Natur fähigen Jüngling zum Denken aufzumuntern, — und ihn die Kunſt des Denkens zu lehren: dazu ſind Schriften, wie die des Baco und derer die ihm ähnlich ſind, wozu die drey zuvor genannten

Männer ſicher gezählt werden müſſen, vorzüglich geſchickt. *)

Es giebt, nach meiner Beobachtung, jetzt unter den Leſern Kants, wie ehedem unter denen von Descartes, Leibnitz und Wolf, zwey Claſſen. Die eine, weil es ihr an dem nöthigen Tiefſinne oder an Beharrlichkeit im Nachdenken fehlt, dringt nicht völlig in die Ideen eines ſolchen Autors ein, deſſen Sinn nur durch die Ueberſicht ſeines ganzen Syſtems verſtändlich iſt. Die andre, welcher es wirklich gelingt, ſich in das fremde und neue Gedankenſyſtem ganz hineinzudenken und es daher zu verſtehen, verliert darüber ihre Geiſtesfreyheit, und wird, durch die lange, ununterbrochne Beſchäftigung mit den Ideen eines großen Mannes, unfähig, eigne zu haben, oder auf dieſelben gehörig aufzumerken. Nur eine kleine Anzahl auserwählter Leſer durchforſcht die Tiefen ſolcher abſtracten Speculationen, und kommt doch aus denſelben mit unbefangnem Geiſte und einer ſelbſtſtändigen Denk-

---

*) Ich will hierdurch nicht leugnen, daß das Studium größerer ſyſtematiſchen Werke, wenn ſie mit dem Tiefſinne und dem Zuſammenhange geſchrieben ſind, den man mit Recht an den Kantiſchen bewundert, noch in einem höhern Grade die Denkkraft des Leſers übe. Aber ich rede hier nur von Büchern, welche die noch unentwickelten Anlagen eines Jünglings zur Meditation, aufwecken und ans Licht bringen, nicht von ſolchen, welche die ſchon gereiften Denk-Kräfte eines Mannes beſchäftigen können. Ueberdieß iſt es gewiß, daß, um das Studium weitläuftiger fremder Syſteme als Uebung und Reiz des Selbſtdenkens zu nutzen, die natürliche Denkkraft des Menſchen doppelt ſtark ſeyn müſſe.

kraft zurück: und dieſe, — wenn ſie durch eine ſolche Uebung zu der ſchwerſten Arbeit des Denkens gleichſam abgehärtet worden ſind, und nun die erlangte Stärke auf neue, von ihnen ſelbſt angeſtellte Unterſuchungen anwenden, können ſich allerdings um deſto mehr Hoffnung machen, neue Wahrheiten zu entdecken.

Es gilt aber, nach meinem Urtheile, auch von den Werken des Verſtandes, was Kant von den Handlungen des Willens behauptet. So wie dieſe keine wahrhaft ſittliche Vollkommenheit haben, wenn ſie nicht vom Menſchen nach einem Geſetze geſchehn, welches ſeine Vernunft ganz allein ihm ſelbſt vorgeſchrieben hat: ſo haben jene keine wahrhafte intellectuelle Vollkommenheit, wenn der Menſch ſie nicht, vermöge eines eignen, völlig unabhängigen Gebrauchs ſeines Verſtandes gefunden hat. Der bloße Gehorſam auch gegen den weiſeſten Geſetzgeber und den rechtmäßigſten und beſten Oberherrn iſt, ſagt Kant, doch noch keine Tugend: weil im Sittlichen der Menſch durchaus ſein eigner Geſetzgeber ſeyn muß. Eben ſo iſt das bloße Verſtehen und Annehmen der richtigſten Begriffe und der bündigſten Beweiſe noch immer nicht Philoſophie: weil dieſes Wort die Erzeugniſſe eines ſelbſt und allein für ſich thätigen Verſtandes anzeigt. — Es iſt daher ein wichtiger Artikel der Erziehungskunſt für die Bildung der edlern und fähigern Menſchen, zu lehren, wie die Freyheit und Unabhängigkeit ihres Geiſtes, mit dem Unterrichte und der Uebung, welche ſie durch die Erlernung fremder Ideen erhalten müſſen, vereiniget werden könne. Und dieſe Vereinigung, glaubte ich, ſey bey dem Studium ſolcher Schriftſteller, als ich in dem letzten Theile meines Aufſatzes geſchildert habe, leichter, als bey andern.

Ueber
die Rollen der Wahnwitzigen
in
Shakeſpears Schauſpielen,
und über
den Charakter Hamlets
ins beſondre.

Ich weiß nicht ob man auf einen Kunſtgriff hinlänglich aufmerkſam geweſen iſt, deſſen ſich zwar die Dichtkunſt zu allen Zeiten bedient, den aber Shakespear ſich vorzüglich zu eigen gemacht, und deſſen Gebrauch er ſelbſt bis zum Mißbrauche getrieben hat. Ich meine den Kunſtgriff, Perſonen, deren Leiden, oder deren Leidenſchaften man vorzüglich rührend und eindringend machen will, einen Anſtrich von Wahnſinn zu geben: es ſey, daß man ſchon zum voraus, ehe ſie noch unglücklich wurden, ihre Einbildungskraft als ausſchweifend, und ihre Empfindungen als überſpannt ſchildert, es ſey, daß man die Verirrung ihrer Vernunft bloß als die Folge der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft eintreten läßt. Die Simplicität der Alten erlaubte ihnen nicht, die Mittel, wodurch Leidenſchaften bey den Zuhörern erregt werden, ſo auszukünſteln, daß ſie deshalb von den Sagen der Vorzeit, die ſie in ihren epiſchen, oder dramatiſchen Gedichten zum Grunde legten, abgingen. Und Wahnwitz, oder die Anlage dazu, eine phantaſtiſche Einbildungskraft, iſt in einem rohen Zeitalter eben ſo ſelten, als unter den gemeinen und ganz ungeſitteten Ständen. Man muß, um ſchwärmen zu können, vielerley wiſſen, vielerley Ideen und Bilder im Kopfe haben; — beſonders ſich mit überſinnlichen Dingen beſchäftigen. Der ganz ſinnliche Menſch bleibt deßwegen leichter vernünftig, weil er nicht einen Fuß breit von dem Pfade alltäglicher Erfahrung abweicht Indeß ſind doch aus der Heldenzeit der Griechen, die allein ihrer Dichtkunſt Stoff gab, zwey Rollen von Wahnwitzigen auf ihre Schaubühnen gekommen; die aber, wie es ſich von dem Zeitalter roher, kraftvoller und kriegeriſcher Menſchen vermuthen läßt, mehr wüthend als ſchwärmeriſch ſind, — der raſende Herkules, und der raſende Ajax. In beyden, die einen mehr fürchterlichen, oder eckelhaften Eindruck, als einen rührenden, machen, iſt doch ſo viel ſichtbar, daß die Dichter die Wirkung, welche ſolche zur Thierheit herabgeſunkne, große Menſchen auf die Gemüther der Anweſenden machen, nicht ganz verkannten; daß ſie es darauf anlegten, den ehemahligen Verſtand, den Muth, die Verdienſte derſelben, im Contraſte mit ihrer gegenwärtigen Thorheit, ihrer Schwäche und ihren Vergehungen zu zeigen; daß ſie den edlen, tapfern Geiſt, der im Wahnſinne verloren gegangen war, in lichten Zwiſchenräumen wieder durchſchimmern ließen; und daß ſie von dieſem, zur Erweckung des Mitleides und der Furcht fähigen Stoffe, wenn ihn die Fabel ihnen darboth, Gebrauch zu machen ſuchten, ob ſie ſich gleich nicht des Wahnſinns abſichtlich als eines Mittels bedienten, ihre Schilderungen tiefer eindringend zu machen.

Dieß letztre aber hat Shakeſpear augenſcheinlich gethan. In zu vielen ſeiner Stücke werden diejenigen ſeiner Perſonen, für welche er vorzüglich Theilnehmung erwecken, oder durch deren Unglück er vorzüglich rühren will, wahnſinnig: als daß es bloß der Zufall ſeyn ſollte, welcher ihn auf Mährchen und Geſchichten der Art gebracht hat. Und die Scenen des Wahnwitzes ſind zu mannigfaltig und zu künſtlich bey ihm ausgemahlt, als daß er bloß dabey dem Faden der Ueberlieferung gefolgt ſeyn könnte. Im Hamlet allein kommen zwey Rollen dieſer Art vor. Hamlet iſt vom Anfange bis zum Ende in einem Zuſtande, von welchem man nicht genau weiß, ob es verſtellter Wahnſinn, oder melancholiſches, durch den Tod ſeines Vaters noch mehr erhitztes Temperament, oder ob es bloß ausſchweifender Schmerz und Zorn über dieſen einzelnen Vorfall iſt. Doch hievon in der Folge mehr. Außer ihm verfällt die ſanfte und liebenswürdige Ophelia, durch den Tod ihres Vaters, den ihr geliebter Hamlet ermordet, in eine völlige Abweſenheit ihres Verſtandes. Othellos Eiferſucht iſt vom Wahnſinne nicht weit entfernt: und eben die Zerrüttung ſeines Gemüths macht den Ausdruck ſeiner Leidenſchaft ſo kräftig und fürchterlich. Doch bey ihm ſteigt nur der Unſinn, in den jede heftige Leidenſchaft verſetzt, zu einem ungewöhnlichen Grade. Aber König Lear wird durch den Schmerz, über die Undankbarkeit ſeiner Tochter, völlig zum Thoren: und in eben demſelben Stücke ſpielt der verſtellte Wahnwitz Edgars, Sohns des Herzogs von Gloceſter, eine beträchtliche Rolle.

In neuern Zeiten weiß ich niemanden, der dieſen Kunſtgriff ſo gut benutzt, und ſo viel Fleiß darauf gewandt hätte, den Wahnſinn rührend zu ſchildern, als Richardſon in der

Geſchichte der Clementine. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der glücklichen Stunden meiner Jugend, die mir die Leſung dieſes Stücks aus ſeinem Roman gewährte. Da empfand ich es zuerſt, daß nichts in der Welt einen höhern Grad von Wehmuth erregt, als eine Perſon, die uns durch ihre Geiſtesgaben und Tugenden Liebe und Bewunderung eingeflößt hat, ſelbſt der gemeinen Vernunft beraubt zu ſehn. Ohne mir die Urſachen des Eindrucks damahls entwickeln zu können, fühlte ich, daß dieſe Miſchung von Vernunft und Thorheit, von Größe der Geſinnungen mit ausſchweifenden Bildern, von Edelmuth und Güte im Charakter mit einer völligen Verſtimmung der Organe, eine höchſt anziehende Kraft auf mich beweiſe.

Es iſt doch wohl der Mühe werth zu unterſuchen, was denn eigentlich an der Sache ſey; welchen Werth der Wahnſinn, als dichteriſche Maſchine, habe; unter welchen Umſtänden und Bedingungen ſie ihre Wirkung thue; wo ſie am rechten Orte angebracht ſey, und wie ſie gemißbraucht werden könne.

Es ſcheint mir zuerſt, ſelbſt durch die Betrachtung des Shakeſpears und ſeiner Wahnwitzigen klar zu ſeyn: daß ein Dichter, in deſſen Genie Stärke und Erhabenheit der Einbildungskraft, über die Richtigkeit und die Ordnung, welche vom Verſtande abhängt, die Oberhand hat, und der zugleich, von den Hülfsmitteln der Kritik und der Leitung eines geläuterten Nationalgeſchmacks, entblößt iſt, leicht darauf kommen könne, den Leidenſchaften ſeiner Perſonen dieſen äußerſten Grad von Heftigkeit zu geben, in welchem ſie in Raſerey, oder in Unſinn ausarten. Jede Leidenſchaft iſt mit einer gewiſſen Spannung der Einbildungskraft, und mit einem Irthume des Verſtandes verbunden. Je höher ſie ſteigt: deſto vollkommner iſt die Verblendung, in welcher ſich der Menſch in Abſicht ihres Gegenſtandes befindet. Der Dichter, welcher geneigt iſt, ſeine Verliebten oder ſeine Zornigen, bis zur höchſten Stufe der Ausſchweifung ihrer Begierde, oder ihrer Rachſucht zu verfolgen, wird ſie, auch ohne wirkliche Verrückung, als halb Raſende reden laſſen. Von dieſer Unordnung in dem Gemüthe, iſt nur noch ein Schritt bis zur Zerrüttung der Werkzeuge des Denkens. Und es kann daher der Dichter, welchem daran gelegen iſt, dieſen Zuſtand der äußerſten Leidenſchaft recht anſchaulich darzuſtellen, leicht darauf kommen, ihn in wirklichen Wahnwitz zu verwandeln. Da alsdann der Menſch von allen den Banden, die ihm ſonſt die Furcht vor der Schande, und die Rückſicht auf ſeinen Stand, auf die Meinung der Welt und die Folgen ſeiner Reden und Handlungen, anlegt, befreyt iſt: ſo iſt er ein deſto vollkommneres Ideal von dem, was in der Seele aller von Leidenſchaft eingenommnen Menſchen vorgeht, was aber von denen, deren Gehirn noch nicht krank, und deren Selbſtbewußtſeyn noch nicht geſchwächt iſt, aus Bewegungsgründen des Vortheils oder der Ehre, verheimlicht, oder gemäßigt wird.

Nun iſt aber dieß der Charakter, — nicht der erſten Geiſteswerke unter einfachen Naturmenſchen, — ſondern der erſten poetiſchen und ſchriftſtelleriſchen Verſuche, unter Völkern, die ſich aus der Barbarey, nach dem Muſter älterer, verfeinerter Nationen, emporarbeiten: daß ſie in allen Dingen das Aeußerſte ſchildern. Die mittlern Stufen und die gemiſchten Schattirungen in den Veränderungen der Dinge, werden nur, nach vielen angeſtellten und verglichnen Beobachtungen, wahrgenommen: und, um ſie richtig in der Schilderung zu treffen, iſt eine lange Uebung der Hand und des Pinſels nöthig. Aber der höchſte Grad in jeder Sache fällt zuerſt in die Augen, und ein blendendes Licht löſcht alle andern Farben aus. Man findet auch den Ausdruck für ſeine Bilder leichter, wenn man ihm keine Schranken ſetzen darf. Wozu noch kommt, daß, um bey einem noch rohen und ungebildeten Volke, ſeinen Endzweck der Rührung zu erreichen, der Dichter nöthig hat heftige Erſchütterungen hervorzubringen: welches nur durch die Größe der Unglücksfälle, das Wunderbare in der Folge der Begebenheiten, und den Ungeſtüm der Leidenſchaften geſchehn kann *).

Wenn aber auch dieſe Betrachtung nicht auf alle erſten, großen Dichter, die in einem noch barbariſchen Zeitalter bey Nationen erſcheinen, anwendbar wäre: ſo iſt ſie doch vom Shakespeare unſtreitig wahr. Sein Genie, der Geiſt ſeiner Zeit, der Charakter und der Geſchmack des Publicums, für welches er ſchrieb, führten ihn ſämtlich darauf, in der Manier des Buo-

---

*) Auch Dantes Gemählde ſind ſchrecklich und ungeheuer: und wo er das Gemüth des Leſers rühren will, zerreißt und verwundet er es vielmehr.

karetti zu arbeiten, das Große, welches an das Ungeheure gränzt, in ſeinen Schilderungen zu ſuchen; und ſo wohl den Charakteren, als noch vielmehr den Leidenſchaften ſeiner Perſonen, den höchſten Schwung, die größte Ausdehnung, und die heftigſten Aeußerungen zu geben, deren jede Gattung derſelben fähig iſt. Die Liebe einer Julie iſt brennendes Feuer, eine über alles, auch über die Liebe zum Leben, ſiegende Zärtlichkeit. Der Haß und die Nachbegierde des Hamlets gegen die Mörder ſeines Vaters, die Eiferſucht des Othello, der Zorn des Lears über den anſcheinenden Kaltſinn ſeiner jüngſten Tochter, die Undankbarkeit der beyden ältern, der blutdürſtige Ehrgeitz des Macbeth und noch mehr ſeiner Gemahlin: alles dieß ſteigt bis zum höchſten Grade, wo es anfängt unwahrſcheinlich und unglaublich zu werden. Die Züge jeder Begierde und jedes Gemüthszuſtandes, ſind, wie es ſich von einem ſolchen Genie erwarten läßt, richtig aufgefaßt: aber in ihrer Darſtellung iſt Uebertreibung. Sie ſind unnatürlich vergrößert oder verſtärkt, und mit einfachen, blendenden, grell gegen einander abſtechenden Farben ausgemahlt, um ſie auffallend ſichtbarer zu machen. Bey einem ſo von der Natur und ſeinem Zeitalter gebildeten Dichter alſo, der die moraliſchen und geiſtigen Erſcheinungen wohl zu erkennen wußte, aber ſie gern rein, abgeſondert von allen einſchränkenden Nebenzügen, und in ihrem vollen Umfange ſchildern wollte: bey einem ſolchen Dichter iſt der Hang; ſeine leidenſchaftlichen Perſonen phantaſtiſch zu machen, oder durch ihre Leidenſchaft ſelbſt ihre Vernunft zerrütten zu laſſen, ſehr begreiflich. Das, was unnatürlich und unwahrſcheinlich, in den Reden des zornigſten, oder des verliebteſten Menſchen, ſeyn würde, ſo lange er noch bey geſunder Vernunft iſt: das wird natürlich und wahrſcheinlich, ſobald die Liebe, oder der Haß ihm das Bewußtſeyn geraubt hat, und die Leidenſchaft aus ihm, gleichſam wider ſeinen Willen, ſpricht. Dann kommen, wie es ſcheint, gerade die verborgenſten Ideen und Empfindungen, welche den geſchilderten Gemüthszuſtand auszeichnen, zum Vorſchein: da ſie ſonſt immer noch, durch den Zwang der äußern Sittſamkeit, oder der guten Lebensart, zurück gehalten werden.

Ein Umſtand kommt noch bey Shakeſpearen hinzu, der ihm ganz eigenthümlich iſt: das iſt ſeine eigne phantaſiereiche Philoſophie, in die er ſich ſo gerne verliert. Das, was ihn vor allen Dichtern, die bey irgend einer Nation, noch vor der Bildung des Nationalgeſchmacks erſchienen ſind, auszeichnet, iſt der Reichthum und die Tiefe ſeiner moraliſchen und politiſchen Betrachtungen. Er bringt dieſe nicht immer da an, wo ſie in dramatiſchen Werken allein tadellos ſind, — wo ſie nähmlich in den Gang der Handlung eingreifen, dem Charakter der Redenden angemeſſen, und aus ihrer Lage erklärbar ſind. Er ſcheint zuweilen in ſeiner eignen Perſon aufzutreten, und ſeine eigne Welterfahrung und Menſchenkenntniß unter fremden Nahmen vorzutragen. Aber dieſe ſeine Philoſophie hat immer etwas phantaſiereiches und ſchwärmeriſches; und knüpft ſich an groteske und ſeltſame Bilder am liebſten an. Je mehr er ſchwärmt: deſto tiefer denkt er, mit deſto mehr Glücke philoſophirt er. Kein Wunder alſo, daß er auch den Perſonen, welche er in ſeinen Schauſpielen auftreten läßt, eine überſpannte Phantaſie, einen zur Schwärmerey geneigten Charakter, eine ſeltſame und eigenthümliche Art die Dinge anzuſehen, giebt; — kein Wunder, daß er ſie gerne in dem Zwielichte zwiſchen Verſtande und Wahnſinn, halb außer ſich und halb noch ihrer ſelbſt bewußt, darſtellt.

Indem er dieſen ſonderbaren Gemüthszuſtand ſeiner Helden ſchildert, hat er Gelegenheit, ſeiner eignen Phantaſie die Zügel ſchieſſen zu laſſen, und ohne Rückhalt über die Gegenſtände alles zu ſagen, was ihm ſein excentriſcher Genius eingiebt.

Es ſcheint mir aber auch, zweytens, etwas in dem Nationalcharakter und dem Nationalgeſchmacke der Engländer zu liegen, welches ihre Dichter mehr, als die Dichter andrer Nationen, auf den Gebrauch dieſes Hülfsmittels, den rührenden, oder erſchütternden Eindruck ihrer Schilderungen zu verſtärken, geführt hat. Es iſt wenigſtens gewiß, daß auf den Engliſchen Schaubühnen, dieſe Scenen, wo die Betrübniß in eine an die Verzweiflung gränzende Melancholie übergeht, die Liebe zur Schwärmerey oder zum Wahnſinne, der Zorn zur Wuth, die Rachgier zur Raſerey wird, — kurz, wo dieſe Leidenſchaften ſich in Formen darſtellen, wie ſie zu erſcheinen pflegen, wenn ſie von der ſie einſchränkenden Gewalt der Vernunft gänzlich entbunden ſind, ein vorzügliches Glück gemacht haben. Es iſt gewiß, daß ſelbſt ihre Kunſtrichter im Shakeſpear diejenigen Stücke vorziehen, wo dergleichen Charaktere vorkommen, und d ſie die Größe ſeines Genies vorzüglich in der Art erkennen, wie er die Geiſter, die Unholde, die Hexen und die durch Leidenſchaft außer ſich geſetzten Menſchen reden zu laſſen weiß *).

---

*) Es kann allerdings befremden, daß eine Nation, welcher man mehr philoſophiſchen Geiſt, und weniger Hang zum Wunderbaren, als andern Nationen zuſchreibt, deren vornehmſte Fähigkeit überlegender Verſtand, und die ſchwächſte dichtende Einbildungskraft zu ſeyn ſcheint, doch in den Geiſteswerken, welche zu ihrem Vergnügen beſtimmt ſind, Auftritten, wo nichts als Einbildungskraft, und dieſe, in aller ihrer Regelloſigkeit, und beſonders mit dem ganzen Gefolge ihrer wildeſten Ausgeburten, der Geiſter, Zaubereyen und Wunder, herrſcht, einen ſo vorzüglichen Beyfall giebt. Außer Hamlet, Lear und Romeo, gehören, von den ernſthaften Schauſpielen Shakespears, der Sturm und Macbeth unter die Lieblingsſtücke der Engländer: von denen das erſtre ganz auf ein Syſtem der Zauberey gebauet und eine Schilderung deſſelben iſt; das andre die Haupthandlung durch eine Hexenſcene einleitet, und ſeinen erſchütternden Eindruck durchaus, durch die Verbindung deſſen, was in den Leidenſchaften der Menſchen, und was in ihrem Aberglauben ſchreckliches iſt, erhält. Welcher Engliſche Kunſtrichter, bis auf den ernſthaften und, bey Beurtheilung der Dichter, faſt zu kalt philoſophirenden Johnſon, hat es unterlaſſen, die Schöpferkraft des Shakespeariſchen Genies, in der Bildung ſo wunderbarer und doch ſo charakteriſtiſch beſtimmter Weſen,

Hamlet und König Lear ſind noch immer zwey Lieblingsſtücke der Engländer: und in dem erſten verfehlt beſonders die Rolle der verrückten Ophelia, nach allen Berichten von der Engliſchen

---

als der ungeſtalte und bösartige Caliban, und der gewandte und gutmüthige Ariel ſind, zu bewundern? Alle haben ſich über das Anziehende, das Eigenthümliche oder das fürchterlich-Erhabne, das er ſeiner Dämonen- und Geiſter-Welt zu geben weiß, als über einen Beweis ſeiner höhern Geiſteskräfte, ausgebreitet.

Das befremdende dieſer Erſcheinung wird noch vermehrt, wenn wir ihr die Werke und die Kritik einer Nation gegen über ſtellen, welche, an ruhiger Vernunft, weit hinter den Engländern zurückzubleiben, an lebhafter Einbildungskraft ſie zu übertreffen ſcheint. Alle ſolche regelloſe Ausflüge der letztern ſind aus den Dichter-Werken der Franzoſen verbannt, und werden von ihren Kunſtrichtern gemißbilligt. Strenge Wahrſcheinlichkeit und nüchterne Vernunft herrſcht durchaus in ihrer Poeſie: und das Wunderbare, und die Schwärmereyen der Einbildungskraft ſind dergeſtalt aus ihr verbannt, daß ſelbſt die lyriſche Begeiſterung, welche die Ode erfordert, in ihr nicht den Platz finden können. Wie iſt dieſes Räthſel zu löſen? Wie läßt ſich dieſer Widerſpruch, zwiſchen dem Charakter und Geiſte, welchen eine Nation ſelbſt in ihren ernſthaften Handlungen und Reden zeigt, und zwiſchen dem, nach welchem ſie ihre Zeitvertreibe anordnet, und alle für ihr Vergnügen arbeitende Schriftſteller beurtheilt, erklären? — Es würde mich zu weit führen, wenn

Schaubühne, nie, wenn ſie nur mittelmäßig geſpielt wird, die Zuſchauer zu rühren. Es ſey nun, daß Dichter und Publicum dieſen Geſchmack unter ſich gemein hatten; es ſey daß die

---

ich alle Urſachen, die ſich von dieſem Unterſchiede des Nationalgeſchmacks, bey den Franzoſen und Engländern, ausfinden laſſen, entwickeln wollte. Es kam mir hier nur darauf an, ihn zu bemerken. Vielleicht ſucht jeder Menſch, natürlicher Weiſe, in den Geiſtes-Werken die ihn vergnügen ſollen, gerade die Vollkommenheit, welche ihm fehlt. — *Erhohlung* iſt immer der Uebergang aus einem gewöhnlichen Zuſtande, in einen ungewöhnlichen, aus einem der ſchon lange gedauert hat, in einen neuen. Ueberdieß erregen gute Muſter in einer Gattung, zu der wir ſelbſt nicht Fähigkeit haben, wofern wir nur ihre Vollkommenheit einſehen, doppelte Bewunderung. — Vielleicht verlangt auch endlich die Nation, deren Gemüth allzu leicht beweglich iſt, ein ruhiges, gemäßigtes Feuer in den Werken ihrer Dichter, — da hingegen die, nicht ſo leicht der Rührung empfängliche, durch wunderbare Auftritte und erſchütternde Situationen erweckt ſeyn will.

So viel iſt gewiß, daß, da das Genie eigentlich eine, ohne Regel, und doch auf eine vollkommne Art, wirkende Geiſteskraft iſt, ſich daſſelbe beſonders in ſolchen Erdichtungen zeigen kann, bey welchen, weil ſie von der Natur abweichen, oder über dieſelbe hinausgehn, es bloß ſich ſelbſt zum Führer, und das ihm vorſchwebende Ideal des Schönen und Erhabnen zur erſtern durch die Beobachtung deſſen, was dem zweyten gefiel, ſich leiten ließen: immer wird es dadurch begreiflich, warum im Engliſchen Schauſpiele mehr, als in den dramatiſchen Werken andrer Nationen, ſolche Rollen vorkommen, wenn wir wiſſen, daß ſie in England vorzüglichen Beyfall finden.

Dieſer Geſchmack der Nation ſcheint wirklich aus ihrer Achtung für Vernunft, und aus einer gewiſſen philoſophiſchen Denkungsart, zu entſtehn. Ich denke Muralt, oder irgend ein andrer Beobachter der Engliſchen Nationalſitten

---

Vorſchrift hat. Wo der Stoff nichts iſt, kann ſich die Form deſto mehr zeigen. Der Engländer findet ohne Zweifel Zaubereyen, eine Hexen-Verſammlung, ein Heer Dämonen, die einem Beſchwörer unterworfen ſind und durch Zauberformeln regiert werden, an ſich eben ſo abgeſchmackt und widerlich, als ſie den Franzoſen und Deutſchen vorkommen. Aber er empfindet vielleicht mehr, als dieſe, das Verdienſt, welches dabey iſt, Ungeheuern eine hypothetiſche Wahrheit und Schicklichkeit zu geben, in den Unſinn Vernunft, und in die Häßlichkeit ſelbſt eine gewiſſe Anmuth oder eine Art von Erhabenheit zu bringen. Am Shakeſpear ſchätzen die Engliſchen Kunſtrichter überdieß noch das Verdienſt, daß er ſich mit dem Syſtem dieſer alten Thorheiten ſo genau bekannt gemacht und ſie ſo getreu geſchildert hat.

merkt an, daß der Engländer ſich kein größeres Unglück, als den Zuſtand eines verrückten Menſchen zu denken wiſſe; daß Eltern ihre Kinder nach Bedlam zu bringen pflegen, um ihnen dieſe Scenen des Elendes und der Erniedrigung der menſchlichen Natur zu zeigen, und ſie dadurch kräftiger vor den Ausſchweifungen zu warnen, welche von ferne dazu führen. Ich weiß nicht, ob dieſe Thatſache wahr iſt: aber das wiſſen wir alle, daß Hogarth die Reihe der Schilderungen, durch welche er den Fortgang der Liederlichkeit und des Laſters, bis zu ſeiner äußerſten Höhe, und zugleich bis zu ſeiner letzten Beſtrafung, vorſtellt, mit einer Bedlamsſcene ſchließt, und ſeinen durch Kummer und Gewiſſensbiſſe wahnwitzig gewordenen Helden, in dieſer edeln und traurigen Geſtalt, erſcheinen läßt. Ein Beweis, daß auch er darauf rechnete, für keine Art des Unglücks ein ſtärkeres Mitgefühl bey ſeiner Nation, als für die Beraubung der Vernunft, zu finden.

In der That, derjenige Menſch, welcher im vernünftigen Nachdenken ſeinen vornehmſten Stolz und ſeine Freude findet, dem Ordnung, Wahrheit und Schicklichkeit im Reden und Handeln über alles wichtig, und ihm auch ſelbſt eigen iſt: der muß einen vernunftloſen Zuſtand für ſchrecklicher, als Schmerz und Tod, halten. Und wenn er nun noch dazu einen zuvor weiſen und edlen Mann, ein fein und richtig empfindendes Weib in eine ſolche Geiſtes-Abweſenheit verfallen ſieht; wenn er, mitten unter ihren thörichten und ausſchweifenden Reden, die Spuren ihres ehemahligen Scharfſinns, ihres Edelmuths, oder ihres Zartgefühls entdeckt: dann muß er zu der tiefſten tragiſchen Rührung geſtimmt werden.

Dieſen Hang zum Nachdenken, dieſe vorzügliche Werthſchätzung der Vernunft und des Vernünftigen, kann man den Engländern ſicher nicht abſprechen. Aber ein ſo edles Princip iſt vielleicht nicht die einzige Urſache, welche die Erſcheinung, wovon ich rede, zu erklären dient. Auch die natürliche Kälte ihres Temperaments, die ein wirklicher Fehler deſſelben iſt, kann dazu beytragen. So wie ſie mit großem Nachdrucke und ſelbſt mit Heftigkeit zu Werke gehn, ſobald ſie einmahl in Bewegung gebracht ſind: ſo widerſtehen ſie anfangs den Eindrücken, die man auf ſie machen will, und wollen anhaltend oder ſtark erſchüttert ſeyn, ehe ſie auf irgend eine Art gerührt werden. Dieſer Zug des Nationalcharakters kann gemacht haben, daß ihre Dichter auf die äußerſten Mittel, das Mitgefühl ihrer Leſer, oder Zuhörer zu erwecken, haben denken müſſen. Und ein ſolches äußerſtes Mittel iſt es, das Unglück oder die Leidenſchaft des Helden, ſelbſt über ſeine Menſchheit, d. h. über ſeine Vernunft, triumphiren zu laſſen. Ein ſo ſtumpfes Gefühl, als auf welches Shakeſpear zu wirken hatte, mußte durch ſolche verwundende Stacheln gereizt werden.

Aber nun, *drittens*, wenn wir von den Umſtänden der Zeiten und Oerter gänzlich abſehen; wenn wir weder den Grad der Geiſtesbildung in einer gewiſſen Periode, noch den eigenthümlichen Geſchmack bey einem gewiſſen Volke mit in Rechnung bringen: was ſind, auch noch bey uns, — was ſind zu allen Zeiten, Schilderungen der Art werth, wie Hamlet, Ophelia, Lear und Clementine ſind?

Ich ſehe zuerſt auf die Wahrheit der Schilderung: und ich bemerke, daß, da in der wirklichen Welt diejenigen Menſchen ſelten ſind, welche Phantaſie genug haben, um, im eigentlichen Sinne des Worts, zu ſchwärmen; — da die Gelegenheiten ſelten ſind, welche die Menſchen in ſo heftige Leidenſchaften verſetzen, daß ihr Gehirn dadurch zerrüttet wird, auch in den

Nachahmungen der Dichter, Auftritte der Art nur ſparſam angebracht werden müſſen, und immer nur dann, wenn ſie durch die Anlagen und Charaktere der Perſonen, welche darin ihre Rolle ſpielen, und durch die Vorfälle, wodurch ſie in dieſen Zuſtand verſetzt wurden, hinlänglich vorbereitet worden ſind. Es giebt nähmlich, der Erfahrung zufolge, gewiſſe Leidenſchaften, die mehr, als andre, auf den ganzen Nervenbau und die Werkzeuge des Denkens wirken: es ſey, weil in ihnen ſelbſt mehr körperliches iſt, und ſie, aus phyſiſchen Bedürfniſſen und Vorſtellungen der Einbildungskraft, zugleich entſtehn; es ſey, weil ſie den Körper in eine größere Mitleidenſchaft ziehn, und die Säfte mehr in Unordnung bringen. So hat man von Stolz und Liebe von je her geſagt, daß ſie mehr Narren gemacht haben, als alle übrigen Leidenſchaften zuſammengenommen. Zorn und Rachſucht ſind, wenn ſie auf einen hohen Grad ſteigen, mit der Raſerey, — eine anhaltende Traurigkeit iſt mit der Schwermuth verwandt. Die Schwärmereyen der Julie alſo, und der Wahnſinn der Clementine ſind in der Natur: und ſie rühren eben deßwegen mehr, weil wir ſie nicht unwahrſcheinlich finden. Aber iſt der Schmerz über den Tod eines Vaters, der Unwille gegen Ehebrecher und Mörder, oder der Haß gegen unrechtmäßige Gewalthaber eben ſo geneigt dazu, in melancholiſchen, oder wüthenden Wahnſinn überzugehn? Iſt Hamlets Verirrung, vorausgeſetzt, daß man ſie nicht ganz für eine angenommene Larve hält, — iſt der Ophelia plötzliche Verrückung auch den Geſetzen der Natur und der Wahrſcheinlichkeit gemäß? Kann Undankbarkeit der Perſonen, von welchen man Liebe und Ergebenheit in einem hohen Grade erwartete, — können körperliche Leiden auch wahnſinnig machen, ſo wie es der König Lear unter dieſen Umſtänden wird?

Zwar bey Ophelien ſcheint der ſonderbare Abſtich zweyer ſich vereinigenden Leidenſchaften, der Zärtlichkeit gegen Hamlet, als ihren Liebhaber, und des Haſſes gegen ihn, als gegen den Mörder ihres Vaters, auch eine außerordentliche Verwirrung ihrer Vorſtellungen zu rechtfertigen. *) Nur daß der Zuhörer dieſen Zuſammenhang empfinde, und von dieſer Wahrſchein-

---

*) Ihre Lage iſt der, worinn ſich Chimene im Cid des Corneille befindet, ähnlich. Aber wie verſchieden iſt der Gebrauch, den beyde Dichter davon machen!

lichkeit getäuſcht werde, — dazu iſt von der Leidenſchaft der Ophelia gegen Hamlet zu wenig geſagt. Dieſer zeigt ſich als phantaſiereicher und feuriger Liebhaber: jene zeigt ſich nur wenig, als ſeine leidenſchaftliche Geliebte. Man argwohnt zwar ihre geheime Zuneigung zu dem Prinzen: aber was man ſieht, iſt nur ihr Gehorſam gegen ihren Vater, der ſie vor dieſer Zuneigung warnt.

So wie gewiſſe Leidenſchaften eher, als andre, in Wahnſinn ausarten: ſo ſind gewiſſe Temperamente, gewiſſe Anlagen des Kopfs und des Herzens, wenigſtens nach der allgemeinen Meinung, bey außerordentlichen Unfällen, zu dieſer Art der Verſtimmung, welche der Einbildungskraft die Herrſchaft über die Vernunft giebt, mehr als andre aufgelegt. Die, welche, auch im geſunden Zuſtande, mit allem was ſie ſehen und hören, eine Menge Bilder ihrer Phantaſie verbinbinden, — die, welche von dieſen Bildern oft ſo lebhaft gerührt werden, daß ſie ſich von ihnen beynahe, als von Wirklichkeiten, täuſchen laſſen: ſolche Perſonen ſcheinen wenigſtens der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, — im Falle ihre Einbildungskraft noch mehr, als gewöhnlich, erhöhet wird, und ihre Lebensgeiſter noch mehr in Bewegung geſetzt werden, bis zu einer wirklichen Verwechſelung ihrer Verſtellungen mit den Dingen kommen zu können. Ich ſage ſie ſcheinen. Denn in der That iſt es bey einem Zuſtande der Seele, der, wie der Wahnwitz, zugleich Krankheit des Körpers iſt, noch unausgemacht, ob geiſtige Eigenſchaften und Fertigkeiten viel beytragen können, ihn zu befördern, oder zu verhindern. Auch wird man vielleicht, wenn man die Erfahrung zu Rathe zieht, die dichteriſche Schwärmerey nicht eben, als eine Anlage und eine Vorbereitung zum wirklichen Wahnſinne, anſehen dürfen. Indeß zur theatraliſchen Täuſchung iſt das genug, was die Menſchen glauben: und eine bloße Aehnlichkeit zwiſchen Urſachen und Wirkungen kann oft einem wirklichen Zuſammenhange gleichgelten, um die Erfolge wahrſcheinlich zu machen. — Shakeſpear im Hamlet, und in der Julie, noch mehr aber Richardſon bey der Clementine haben dieſe letztre Regel vollkommen beobachtet. Die zarte, empfindſame, aber zugleich kalt vernünftige und ſtets nachdenkende Henriette Byron, oder Clariſſa Harlowe durfte, auch durch fehlgeſchlagne Liebe und gehäufte Unglücksfälle, nicht zur Schwärmerin gemacht werden: oder jedermann wäre von dem Contraſte ihres gewöhnlichen Gemüths-Zuſtandes, mit demjenigen, in welchen ſie die Leidenſchaft verſetzte, beleidigt worden. Aber bey der Clementine iſt es dem Leſer nicht unwahrſcheinlich, daß Stolz, Liebe und Religion, die zugleich auf eine warme, Italiäniſche Einbildungskraft, ein äußerſt empfindliches Herz und ein zartes Nervengebäude wirken, — da dieſe Leidenſchaften in Streit mit einander geriethen, und äußere Hinderniſſe ſich ihrer Befriedigung entgegenſetzten, — die ſchwächere Vernunft überwältigen.

Den Hamlet bekommen wir zwar im Stücke des Shakeſpears nicht eher zu ſehn, als da der Vorfall, welcher ſein Gemüth erſchüttert, ſchon vorgegangen iſt. Und wir können alſo nicht genau beurtheilen, was Anlage und Charakter, und was bloß gegenwärtige Gemüthsſtimmung und Leidenſchaft bey ihm iſt. Indeſſen läßt ihn Shakeſpear, in dem Laufe des Stücks ſelbſt, in ſo verſchiednen Verhältniſſen auftreten, und über ſo mannigfaltige Gegenſtände ſeine Gedanken äußern: daß wir uns hinlänglich davon überzeugen können, ſeine ganze Art zu denken ſey phantaſiereich; er lebe immer in einer Welt von Ideen, und er bekleide dieſelben gewöhnlich mit ſo glänzenden Farben, als wenn er ſelbſt davon getäuſcht wäre.

Aber in der Ophelia hat Shakeſpear dieſe Uebereinſtimmung, zwiſchen dem geſunden und dem kranken Zuſtande, weniger beobachtet. Sie iſt ein zärtliches, aber ruhiges, ſehr biegſames und ihrem Vater gehorſames Mädchen. Auch bey dem, zur Zeit des Glücks, brauſenden, ungeſtüm auffahrenden, hartnäckig auf ſeinem raſchen Entſchluſſe beharrenden Lear, ſcheint die Wendung, welche, zur Zeit des Unglücks, ſein Unwille und ſein Schmerz nimmt, — ſcheint die Wirkung, welche die Undankbarkeit ſeiner Töchter bey ihm hervorbringt, nicht eben ſo natürlich und vorbereitet zu ſeyn. *)

Sehen wir zweytens auf die dichteriſche Wirkung ſolcher Scenen, an ſich betrachtet: ſo iſt die Kraft derſelben, das menſchliche Herz zu rühren, unleugbar; und die Gelegenheit, welche

---

*) Im Julius von Tarent, einem Stücke, das viele Spuren von Genie, einige von Nachahmung, und manche eines noch nicht völlig geläuterten Geſchmacks enthält, iſt der Wahnſinn, in welchen Blanka verfällt, ebenfalls ohne alle Wirkung, oder macht eine widrige, weil er auf keine Weiſe vorbereitet iſt.

ſie dem groſſen Dichter geben, lehrreich und anziehend zu ſeyn, iſt augenſcheinlich.

Schon an und für ſich iſt es etwas erſchütterndes, in der menſchlichen Geſtalt, ein vernunft- und bewuſtloſes Weſen zu ſehn. Wenn wir aus nichts anderm erkennten, daß die Vernunft nicht nur unſern Adel, ſondern unſer eigentliches Weſen ſelbſt ausmacht: ſo würden wir es aus dem ſchreckenden Eindrucke erkennen, den Wahnwitzige auf die meiſten Menſchen machen. Weiß uns nun der Dichter dieſen Zuſtand täuſchend darzuſtellen, ohne ihn doch eckelhaft, oder lächerlich zu machen; weiß er das Erſchütternde einer ſolchen Erſcheinung beyzubehalten, und das Häßliche, welches in der Natur damit verbunden zu ſeyn pflegt, zu entfernen: ſo verſchafft er uns eine der zwar traurigſten, aber zugleich der merkwürdigſten Erfahrungen aus dem menſchlichen Leben, und erſpart uns das unangenehme Gefühl, ohne welches wir, in der wirklichen Welt, gleiche Erfahrungen nicht einſammeln könnten. Er verſetzt uns in eine tiefe Rührung über die Unfälle, denen die menſchliche Natur ausgeſetzt iſt, und giebt uns zugleich durch die Art, wie er dieſe Unfälle ſchildert, einige tröſtende, oder uns wieder erheiternde Vorſtellungen.

Was nähmlich, zweytens, nach meiner Empfindung, dieſe Scenen im Shakespear und Richardſon ſo anziehend macht, ſind die Spuren des Verſtandes, oder des Edelmuths, welche ſich in den Reden ihrer Wahnwitzigen finden, und die auf die Naturgaben und die ehemahligen Tugenden des Geiſtes, welcher nun für ſich ſelbſt und für die Welt verloren iſt, ſchließen laſſen. Nur dann kann uns die kranke Einbildungskraft eines Menſchen ſehr jammern, wenn wir wiſſen, oder ahnden, daß die geſunde im Stande ſeyn würde, vortreffliche, ſchöne, oder erhabne Bilder hervorzubringen. Nur dann können wir, über die überſpannten und ausſchweifenden Gefühle eines durch Leidenſchaft außer ſich geſetzten Menſchen, mehr gerührt, als unwillig werden, wenn wir bemerken, daß ſeine natürliche Empfindungsart gut und edel geweſen ſeyn müſſe. Daher muß es alſo immer ein nicht gemeiner Menſch ſeyn, deſſen Wahnſinn in der dichteriſchen Nachahmung gefallen kann. Der Menſch von alltäglichem Kopfe und Herzen wird, wenn er die Schranken der Vernunft und des Anſtandes durchbricht, im eigentlichen Verſtande ein Narr; — ein eckelhafter Gegenſtand, deſſen Schilderung ſich zwar Shakespear und ſeine Zeitgenoſſen erlaubt haben, der aber einem gebildeten Zeitalter nothwendig mißfällt. Aber wenn ein Hamlet und eine Clementine das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und die Wahrnehmung der Dinge außer ſich verlieren: ſo ſchließen ſie uns nur deſto mehr von den verborgenſten Gedanken und Gefühlen ihrer eignen Seele auf; und dieſe Gedanken ſind mannigfaltig, gründlich, witzig, dieſe Gefühle ſind edel, menſchenfreundlich, oder doch ſtark und originell.

Und dieß führt mich auf den zweyten Hauptvortheil, den der große Dichter von ſolchen Charakteren zieht: dieſer iſt, daß er ihnen ſeine Philoſophie, wenn er deren hat, in den Mund legen, und in ihrem Munde ſeinen Beobachtungen und Lehren eine ſo erhöhete poetiſche Farbe, ſeiner Weisheit, durch den Abſtich der damit verbundnen Thorheit, ein ſo großes Leben geben kann, als er kaum auf irgend einem andern Wege mit Schicklichkeit und Natur zu verbinden weiß. Der Menſch bey geſundem Verſtande hält mit dem, was er denkt, zurück, und ſagt jedesmahl nur ſo viel davon, als zu dem vorliegenden Gegenſtande gehört, oder zu ſeinem Zwecke zureicht. Er mäßigt überdieß ſein Feuer, wenn er deſſen in der Einbildungskraft, oder in ſeinen Empfindungen hat, und hütet ſich vor einem allzu poetiſchen Schwunge. Der Menſch hingegen, welcher außer ſich iſt, verliert ſich in ſeinen Ideen, und wird, durch leichte und oft ſeltſame Uebergänge, von einem Gegenſtande auf den andern geleitet. Er iſt immer, wie allein: und redet immer, wie mit ſich ſelbſt. Kein Wunder, daß wir ihn alſo beſſer, als jeden andern, kennen lernen; und daß, wenn Kenntniſſe und edle Empfindungen in ihm geſammelt liegen, er uns beyde, zwar in Unordnung und zerſtückelt, aber doch mit derjenigen Wahrheit und demjenigen Nachdrucke mittheilt, welche die Aufhebung aller Rückſichten den menſchlichen Reden zu geben pflegt. — Dabey iſt ſeine Phantaſie immer in Bewegung. Und alles was er denkt, hüllt ſich in Bilder ein, oder knüpft ſich an ſolche an. Die Reden eines Wahnwitzigen ſind Reihen von Räthſeln, die wir, aus ſeinem Gemüthszuſtande und aus den vorigen Begebenheiten ſeines Lebens, mehr entziffern, als den Worten nach verſtehn. Aber eben deßwegen machen die Gedanken deſſelben, wenn wir ſie errathen, und dann doch Wahrheit, Beobachtung, oder eine den Sachen angemeſſene Empfindung in denſelben entdecken, tiefern Eindruck. Die vernünftigen Betrachtungen eines Thoren ſind Blitze in der Nacht, welche deſto heller leuchten. Daher kommt es, daß einer der an Philoſophie reichſten Dichter, und in deſſen Philoſophie die größte Originalität herrſcht, Shakespear die Schilderungen eines zwiſchen Wahnſinne und Vernunft ſchwebenden Menſchen ſo ſehr liebt, und in ſeinen Stücken gehäuft hat. Daher kommt es, daß bey einer Nation, in deren Dichtkunſt, urſprünglich wenigſtens, und ehe fremde Muſter ihren Nationalgeſchmack gemodelt hatten, alles auf ſtarken Eindruck berechnet war, jene Schilderungen ſo viel Beyfall gefunden haben. Bey den Franzoſen hingegen, wo Anſtand, Schicklichkeit und Eleganz ſehr zeitig den hohen Dichterſchwung und das tiefe Gefühl gemäßigt haben, ſind Auftritte der Art von der Bühne faſt gänzlich verbannt worden.

Eine ſichere Schlußfolge aus dieſen Betrachtungen iſt: daß, wenn der Wahnſinn auf der Schaubühne wirklich, als eine Maſchine, anzuſehn iſt, durch welche man Begebenheiten, oder Reden vorbereiten will, die etwas wunderbares enthalten, und die, ohne dieſelbe, unnatürlich und unwahrſcheinlich wären, — er, ſo wie alle Maſchinen, nur ſelten gebraucht werden müſſe, wenn er nicht alle ſeine Wirkung verlieren ſoll. Zwey Wahnwitzige in einem Stücke, wie Hamlet, und Ophelia, (wozu, in dieſem Trauerſpiele, auch noch Polonius kommt, der, zwar nicht verrückt, aber doch ſchwach bis zur Blödſinnigkeit, und das iſt, was die Franzoſen einen radoteur nennen,) ſind ſicher ſchon zu viel. Nicht nur wird ſich niemand bereden, daß unter einer ſo kleinen Anzahl von Menſchen; zu derſelben Zeit, zwey Perſonen vorhanden ſeyn ſollten, die, gleich ſchwärmeriſch in ihrer Imagination und gleich heftig in ihren Leidenſchaften, — die Anlagen durch Unglücksfälle verrückt zu werden, gemein hätten. Sondern auch das Rührende und Eindringende, welches ein in Unordnung gebrachter Verſtand, und eine wild ſchwärmende Empfindſamkeit in ihren Aeußerungen haben können, verliert ſich, wenn dieſe Aeußerungen zu lange dauern, unter den widrigen Eindrücken, welche alles Vernunftloſe, Unzuſammenhängende, und Räthſelhafte macht.

So viel von dieſer Art der Charaktere überhaupt. Was den von Hamlet insbeſondre be, trifft, ſo wünſchte ich, daß Johnſon, — unter den Auslegern Shakeſpears ohne Zweifel derjenige, welcher am tiefſten in ſeines Dichters Geiſt eingedrungen iſt, und am beſten auszudrücken weiß, was er darin findet, — ich wünſchte, ſage ich, daß Johnſon das Eigenthümliche des Hamletſchen Charakters, und den wahrſcheinlichen Endzweck den der Dichter durch ihn zu erreichen ſich vorgenommen hatte, eben ſo entwickelt hätte, wie er den Charakter des Polonius aus einander geſetzt hat. Die Johnſonſche Anmerkung über ihn iſt zu ſchön, als daß ich ſie meinen Leſern vorenthalten könnte.

Auch des Polonius Charakter, in der Tragödie Hamlet, iſt räthſelhaft, und ſcheint unerklärliche Widerſprüche in ſich zu vereinigen. In den Anweiſungen, die er ſeinem auf Reiſen gehenden Sohne Laertes mitgiebt, in den Warnungen, die er ſeiner, von der Liebe Hamlets zu ihr verblendeten, Tochter ertheilt, in den Regeln, die er ſeinem Diener vorſchreibt, als er ihn ſeinem Sohne nachſchickt, um deſſen Aufführung in der Fremde auszukundſchaften: — in allen dieſen Auftritten redet er, wie ein weiſer Mann, der einen Schatz von Welterfahrung und Menſchenkenntniß, in einem langen

Leben, geſammelt hat. In ſeinem Geſpräche mit der Königinn, in dem zweyten Auftritte des zweyten Acts, wo er ſeine Muthmaßungen über Hamlets Wahnſinn und deſſen Urſachen eröffnet, erſcheint er, als ein abgeſchmackter, von ſeiner Weisheit eingenommener Thor, der an kindiſchen Wortſpielen Vergnügen findet, und in ſeinen Reden die Geſchwätzigkeit des alten Mannes mit der Affectation eines Gecken vereiniget. Eben ſo ſich klug dünkend, eben ſo falſch ſehend, eben ſo pedantiſch und weitſchweifig im Ausdrucke kommt Polonius noch in einigen folgenden Auftritten vor. Warburton erklärt dieſen Widerſpruch dadurch: daß er annimmt, der Charakter des Polonius ſolle, nach dem Sinne Shakespeares, wirklich geckenhaft und abgeſchmackt, und jene, gegen ſeinen Sohn und Tochter ausgekramte, Weisheit ſolle nur auswendig gelernte Bücherweisheit ſeyn. — Johnſon iſt mit dieſer Erklärung nicht zufrieden. „Sie iſt,“ ſagt er, „vielleicht hinlänglich, den anſcheinenden Widerſpruch zu heben, wie ſo viel Thorheit mit ſo vieler Weisheit, in einem und „demſelben Manne, verbunden ſeyn könne. „Aber mit den Ideen unſers Dichters ſcheint „ſie mir weniger übereinzuſtimmen. Der Aus-

„leger findet in der Rolle des Polonius nur eine Schilderung äußerer Sitten, und glaubt deſſen Charakter nur durch oberflächliche, zufällige und erworbne Eigenſchaften bezeichnet. Der Dichter hingegen hatte wahrſcheinlich den höhern Endzweck, einen vollſtändigen Charakter, Natur und Sitten vereiniget, Eigenſchaften des Geiſtes mit Eigenheiten der Gewohnheit vermiſcht, in ihm darzuſtellen. Polonius iſt ein Mann, der, an Höfen auferzogen, in Geſchäften geübt und mit Erfahrungen bereichert, zu ſeinen Kenntniſſen großes Zutrauen hat, und auf ſeine Beredſamkeit ſtolz iſt, dabey aber ſchon vor Alter in kindiſche Schwäche zu verfallen anfängt. Seine Art ſich auszudrücken ſoll unſtreitig eine Satyre, auf die fehlerhafte Beredſamkeit und Umgangsſprache des Zeitalters, auf die langen Vorreden, die doch den Zuhörer über nichts belehren, und auf die erkünſtelte Anordnung der Wörter und Sachen ſeyn, die, anſtatt Licht zu verbreiten, nur das Verſtehen ſchwerer macht. Dieſer Theil ſeines Charakters iſt der zufällige, der von andern angenommene: die übrigen ſind Folgen ſeiner ihm eignen Natur, der innern Beſchaffenheit

,,ſeines Geiſtes. Ein ſolcher Mann nähmlich
,,iſt in ſeinen Behauptungen zuverſichtlich und
,,dreiſt, weil er weiß, daß ſeine Denkkraft ehedem
,,ſtark war, und nicht wahrgenommen hat,
,,daß ſie ſchwach geworden iſt. Ein ſolcher
,,Mann ſpricht vortrefflich, wenn er allgemeine
,,Grundſätze predigt; und ſeicht, wenn er ſie
,,auf jetzige Fälle anwendet. Er iſt einſichtsvoll
,,im Rückblicke aufs Vergangne, und unwiſſend
,,in der Vorausſehung der Zukunft. So lange
,,er ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen kann, und
,,aus dem Vorrathe ſeiner ehedem geſammelten
,,Kenntniſſe ſchöpft: ſo lange iſt ſeine Rede voll
,,weiſer Sittenſprüche, und nützlicher Rathſchläge.
,,Da aber ſein Geiſt, bey dem geſchwächten
,,Zuſtande ſeiner Organe, nicht lange in
,,Spannung und Thätigkeit erhalten werden
,,kann: ſo iſt der alte Mann ſchnellen Uebergängen
,,zu einer gewiſſen Abweſenheit des
,,Geiſtes ausgeſetzt. Dann verlaſſen ihn ſeine
,,Fähigkeiten; ſeine Vorſtellungen verwirren
,,ſich, er verwickelt ſich in den Wörtern und
,,Ausdrücken ſeiner eignen Rede: bis er endlich
,,den vorigen Leitfaden allgemeiner Grundſätze
,,wiederfindet, und zu ſeinem ſpruchreichen Vortrage
,,zurückkehrt. Dieſe Idee, daß beym Pe-

„lonius Altersſchwäche die Weisheit übermannt,
„und jetzige Gedankenloſigkeit ſich mit den Re-
„ſten ehemahliger Denkkraft vermiſcht, wird,
„wie ich glaube, die Schwierigkeiten in ſeinem
„Charakter am beſten löſen.“

Ich wünſchte daß es möglich wäre, die Widerſprüche und die Unſchicklichkeiten, die in Hamlets Rolle vorkommen, auf eine eben ſo befriedigende Art und durch eine eben ſo wahrſcheinliche Vorausſetzung, zu vereinigen. Aber ſie häufen ſich hier mehr: theils weil der Charakter an ſich weit zuſammengeſetzter, und weit reicher und poetiſcher ausgebildet iſt; theils weil Shakespear, zwiſchen dem Ideal, welches ſein eignes Genie von dieſem außerordentlichen Menſchen entworfen hatte, und zwiſchen der Schilderung deſſelben, wie ſie die ſeinem Stücke zum Grunde liegende Geſchichte an die Hand gab, gleichſam hin und her ſchwankte, und bald der Legende und bald bloß ſeinem Genie folgte.

Die erſte Frage betrifft ſeinen Wahnwitz ſelbſt. Daß es, nach der Geſchichte und nach der Abſicht des Dichters, ein verſtellter Wahnwitz ſeyn ſoll; daß Hamlet bloß dieſe Maske annimmt, um ſich entweder vor den Nachſtellungen des Kronräubers zu ſichern, oder um ſeine Entwürfe zur Rache zu verbergen: dieß iſt außer allem Streite. Er läßt, gleich nach ſeiner Unterredung mit dem Geiſte ſeines Vaters, den Horatius und Marcellus ſchwören *), daß, ſo fremd und ſeltſam er ſich auch forthin betragen möchte, ſie nie, auch nur durch Minen, oder durch abgebrochne Worte zu verſtehn geben ſollten, daß etwas außerordentliches mit ihm vorgegangen wäre. — Er ſagt den beyden an ihn, als Kundſchafter, von dem Könige abgeſchickten alten Freunden, Roſencranz und Gildenſtern, die er aber jetzt noch nicht für ſo verrätheriſch hält, als er ſie in der Folge findet, daß ſein Oheim und ſeine Mutter ſich betrügen, wenn ſie ihn für wahnwitzig halten: und daß er ſehr wohl das, was um ihn herum vorgeht,

---

*) 1ſter Act. 5te Sc.

Hamlet. Komme, ſchwört mir, wie vorhin, daß ihr niemals — ſo wahr euch Gott gnädig ſeyn ſoll, — ſo ſeltſam und widerſinnig ich mich auch betragen mag, — weil ich es in der Folge vielleicht nöthig finden könnte, mich ungeberdig zu ſtellen, — daß ihr, wenn ihr mich alsdann ſeht, euch niemals merken laſſen wollt, daß ihr etwas von mir wißt; u. ſ. w.

zu beobachten und zu erkennen wiſſe *). Er ſpricht augenſcheinlich, nicht nur mit Vernunft, ſondern mit großer Einſicht, vor Perſonen und bey Gelegenheiten, wo er nicht glaubt Urſache zu haben, ſich zu verſtellen. Die Regeln, die er den Schauſpielern für die Ausübung ihrer Kunſt giebt, ſind Betrachtungen, die nicht nur von einem ungeſtörten Verſtande, ſondern auch von einem nicht unmäßig beunruhigten Gemüthe zeigen. In ſeiner geheimen Unterredung mit ſeiner Mutter, iſt Heftigkeit und Zorn: aber es iſt zugleich volles Bewußtſeyn und kalte Ueberlegung. Dahingegen geberdet er ſich niemahls ausſchweifender närriſch, als in der Unterredung mit dem Polonius, den er für einen Kundſchafter und für einen albernen Schwätzer zugleich hält.

---

*) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. — Ihr ſeyd mir willkommen; aber mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter haben ſich betrogen.

Güldenſtern. Worin denn, Prinz?

Hamlet. Ich bin nur bey Nordnordweſtwinde verrückt. Wenn der Wind in Süden ſteht, ſo weiß ich Schwarz und Weiß recht gut zu unterſcheiden.

So gewiß aber auch, nach Shakeſpears Entwurfe, Hamlets Wahnwitz verſtellt ſeyn ſollte: ſo unerklärlich iſt doch deſſen Benehmen im Ganzen, ſo abweichend von ſeinem übrigen Charakter ſind doch ſeine Reden in einzelnen Auftritten; wenn man nicht ſeinen Geiſt durch Gram und Wuth für wirklich geſchwächt anſieht, und einen natürlichen Trübſinn bey ihm vorausſetzt, der durch den Tod ſeines Vaters, durch den Verluſt ſeines Erbrechts zum Throne, durch die Furcht wegen ſeiner eignen Sicherheit, am meiſten aber durch die Erſcheinung des Geiſtes und die feyerliche Aufforderung deſſelben an ihn, ſeinen Tod zu rächen, bis zur völligen Schwärmerey erhöht worden iſt.

Gleich bey ſeinem erſten Auftritte auf der Bühne, wo er noch nichts von der Erſcheinung ſeines Vaters weiß, wo er nur noch eine ungewiſſe Vermuthung hat, daß der Tod deſſelben unnatürlich und gewaltſam geweſen ſey; wo er noch durch keine andere Leidenſchaft, als durch die Betrübniß über den Verluſt dieſes Vaters, und durch den Unwillen über den Leichtſinn ſeiner Mutter, in Bewegung geſetzt wird: — gleich bey dieſem erſten Auftritte iſt doch der Ausdruck ſeiner Empfindung, über alles gewöhnliche

Maß kindlicher Wehmuth, heftig und leidenſchaftlich. Schon redet er mit dem Könige in bildlichen Ausdrücken, die beynah unverſtändlich ſind, und einen ungewöhnlichen Gemüthszuſtand anzeigen *). Schon ſchildert er ſeine Betrübniß mit aller Ueppigkeit einer dichteriſchen Phantaſie **). Aber was noch mehr iſt: als ihn

---

*) 1ſter Act. 2te Scene.

Der König. Wie kommt es, daß noch immer dieſe Wolken über deinem Geſichte hängen?

Hamlet. Keine Wolken, gnädiger Herr! ich ſtehe vielmehr zu viel in der Sonne.

**) 1ſter Act. 2te Scen.

Die Königinn. Wenn das iſt, — (wenn der Tod eines Vaters ein allen Menſchen begegnendes Unglück iſt); warum ſcheint dir denn dieß Schickſal ſo außerordentlich?

Hamlet. Scheint Königinn? Nein, es iſt; ich kenne kein ſcheint. Es iſt nicht bloß dieß ſchwarze Gewand, liebe Mutter, nicht die gewöhnliche Tracht einer feyerlichen Trauer, nicht das windige Seufzen eines erzwungnen Athems, nicht der immerfort fließende Strom des Auges, noch das niedergeſchlagne Geſicht, noch irgend ein andres äußerliches Zeichen der Traurigkeit, was den wahren Zuſtand meines Herzens an den Tag legt. Dieß alles iſt freylich nur Schein; denn es ſind Handlungen, die man ſpielen kann. Aber was ich innerlich fühle, geht über allen äußern Ausdruck; jenes ſind nur die Kleider und Verzierungen des Schmerzens.

König und Königin nach dieſer Unterredung verlaſſen, ſo iſt er, gleich in ſeinem erſten Monologe, (nicht in dem berühmten, welcher erſt ſpäter folgt) mit Gedanken des Selbſtmordes beſchäftigt *). Er ſehnt ſich nach dem Tode, und wünſcht, daß es erlaubt ſeyn möchte ſich ſelbſt von einem unglücklichen Leben zu befreyen. Iſt dieß eine natürliche und wahrſcheinliche Folge von der Betrübniß eines Sohns über den Tod eines geliebten Vaters? Iſt es ſelbſt ein begreifliches Symptom des Unwillens über erlittnes Unrecht, oder des Abſcheues gegen einen Verbrecher? Nie hat ein noch ſo zärtlicher Sohn ſich an dem Grabe ſeines Vaters ſelbſt zu entleiben verſucht: nie hat ein Zorniger, der ſich an einem andern zu rächen begie-

---

*) 1ſter Act. 2te Scen.

Hamlet. O! daß dieß allzu — allzu feſte Fleiſch zerſchmelzen, ſich auflöſen, und in Thränen zerrinnen möchte! — Oder daß der Ewige nicht ſein Geſetz wider den Selbſtmord aufgeſtellt hätte! O Gott! O Gott! Wie ermüdend, ſchaal, ſeicht und unnütz, ſcheint mir aller Genuß dieſer Welt zu ſeyn! — Pfui! o! pfui der Welt! Sie iſt ein unbearbeiteter Garten, wo alles in Saamen ſchießt; lauter Auswüchſe und Unkraut erfüllen ihn! —

rig war, den Dolch gegen ſich ſelbſt gekehrt *). Nur ein ſchon zerrüttetes, niedergeſchlagnes Gemüth, kann durch einen Verluſt, der ihn nur wehmüthig rühren, oder durch eine Beleidigung, die ihn nur aufbringen ſollte, zum Haſſe ſeiner ſelbſt, der Welt, und ſeines Lebens gebracht werden.

Nachdem Hamlet den Schatten ſeines Vaters geſehen, und deſſen fürchterliche Aufträge erhalten hatte, wird augenblicklich ſeine Einbildungskraft in einem Grade erhöht, und ſeine Reden werden in dem Maße unordentlicher und ausſchweifender: daß man dieſe Veränderung nicht aus ſeinem Vorſatze, den er erſt ſpäter faßt, ſondern aus der Erſchütterung, die dieſe außerordentliche Erſcheinung bey ihm hervorbringt, herleiten kann. Gleich gegen den Horatius und Marcellus, denen er doch in der Folge ſeinen Vorſatz ſich zu verſtellen vertraut, redet

---

*) Von den Japanern erzählen die Reiſebeſchreiber, daß ſie ſich ſelbſt entleiben, wenn ſie von andern beleidigt ſind. Aber dieß iſt eine ſo außerordentliche Erſcheinung in der Geſchichte der Menſchheit, und wenigſtens uns Europäern ſo fremd, daß ich hierauf keine Rückſicht zu nehmen brauche.

er wie ein Menſch in der Verwirrung *). Und welche ungeheure Idee iſt es, daß er alles, was er je gelernt, oder erfahren habe, aus ſeinem Gedächtniſſe auslöſchen will, um den Befehl ſeines Vaters unabänderlich in demſelben gegenwärtig zu erhalten.

Gehen wir weiter: ſo finden wir, daß er ſich ſelbſt einer gewiſſen Gemüthsſchwäche und einer Melancholie anklagt, deren ſich leicht ein böſer Geiſt, — wenn die Erſcheinung ſeines Vaters von einem ſolchen herrührte, — bedient haben könnte, um ihn zu einem ungerechten Morde zu verführen. **) Er will deßwegen

---

*) 1ſter Act. 5te Scen.

Hamlet. Es giebt keinen Böſewicht in ganz Dännemark, der nicht ein Erzſchurke wäre.

Horatio. Es braucht kein Geiſt erſt aus dem Grabe zu kommen, Prinz, um uns das zu ſagen.

Hamlet. Schon recht; ihr habt ganz Recht. Und darum halt' ichs, ohne weitre Umſtände, für rathſam, daß wir einander die Hände ſchütteln, und Abſchied nehmen.

**) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. Der Geiſt, den ich ſah, iſt vielleicht der Teufel; und der Teufel hat die Macht, eine gefällige Geſtalt anzunehmen. — Freylich; und vielleicht mißbraucht er meine Schwäche und Schwermuth, da er über dernicht bloß der Ausſage des Geiſtes trauen, er will ſicherere Kennzeichen haben, daß der neue König ein Brudermörder ſey, und ſetzt eben deßwegen deſſen Gewiſſen auf die Probe, indem er in ſeiner Gegenwart ein Trauerſpiel aufführen läßt, deſſen Kataſtrophe auf einem ähnlichen Verbrechen beruht, als er dem Könige Schuld giebt.

Und nun von dem zweyten, ſo oft angeführten Monologen, was iſt der Inhalt anders, als eine neue Berathſchlagung über den Selbſtmord, die Abwägung der Gründe, die von ihm abrathen, gegen die Empfindungen und Eindrücke, welche ihn als die Zuflucht des Unglücklichen empfehlen können? Ich habe ſchon geſagt, daß dieſer Gedanke ſich ſelbſt zu vernichten, bey einem Sohne, der ſeinen Vater beweint, und bey einem Zornigen, der den Vorſatz und gewiſſer Maßen die Pflicht hat, ſich zu rächen, ganz unnatürlich iſt, und nur von einer, der jetzigen Begebenheit fremden, Melancholie, die aber durch dieſelbe verſtärkt worden iſt, herkommen kann. Die Be-

---

gleichen Geiſter ſehr viel ausrichten kann, mich zu einer verdammlichen That zu verleiten.

trachtungen Hamlets über das menſchliche Leben, ſind tief gedacht und viel umfaſſend, aber ſie ſind im höchſten Grade düſter und ſchwermüthig; und ſcheinen in dem Munde eines jungen Fürſten überdieß noch unnatürlich, — weil dieſer, wie man denken ſollte, bis zum Tode ſeines Vaters, die Welt nur noch von ihrer fröhlichen und angenehmen Seite gekannt haben müßte.

Die darauf folgende Unterredung Hamlets mit Ophelien iſt noch mehr unerklärlich, wenn man ſich nicht wirklich ſeinen Kopf, als angegriffen, und ſein Gemüth in Verwirrung denkt. Wenn Hamlet die Ophelia liebt: warum begegnet er ihr ſo hart, und ſelbſt ſo rauh und unartig? Wenn er ſie, ſeiner trocknen Verſicherung zu Folge, nicht mehr liebt: wie konnte eine, vor kurzem noch ſo lebhafte Zuneigung, auf einmahl aus ſeinem Herzen vertilgt werden, wenn nicht alles darin in Unordnung wäre? Und warum ſpielt er auch gegen Ophelien den Wahnwitzigen? Etwa weil er deren Vater, oder den König verſteckt glaubt? Aber dann hätte er gerade den verliebten Wahnwitzigen, nicht den ſtürmiſchen, wilden, melancholiſchen ſpielen ſollen, wie er wirklich thut. Durch jenes hätte er die, welche ihm nachſtellten, von der rechten Spur abgebracht, indem er ſie überredet hätte, daß ſeine Liebe zur Ophelia der Grund ſeines Wahnwitzes ſey. Durch dieſes mußte er ſie gerade auf das leiten, was er verbergen wollte, daß er mit einem ihm wiederfahrnen großen Unglücksfalle, und mit einem von jemanden verübten großen Verbrechen unaufhörlich beſchäftigt ſey.

Ein folgender Auftritt des Hamlets mit Ophelien, zeigt ihn in einer ganz entgegengeſetzten Art des Wahnwitzes: aber er ſcheint Shakespears ſo unwürdig, daß ihn auch deſſen Ausleger für einen Zuſatz der Schauſpieler jener Zeit halten.

Es folgt die Unterredung Hamlets mit ſeiner Mutter, wo er dieſer das Gewiſſen zu rühren ſucht, und wo er den, hinter einer Tapete verſteckten, Polonius ermordet. Jene Unterredung gehört unter die ſchönſten Stellen des Stücks: ſo voll von Vernunft, Kraft, Nachdruck und gemäßigter Leidenſchaft ſind die Reden Hamlets. Hier erſcheint er alſo, als ein vollkommen ſeiner ſelbſt bewußter Mann, der die Beredſamkeit des Herzens, mit der des philoſophirenden Verſtandes, verbindet. Dieſe Ermordung des Polonius hingegen hat etwas ſehr auffallendes. An ſich zwar nicht, — denn

Hamlet glaubt, daß es der König ſey, der ſich verſteckt habe, und auf dieſen zielte ſeine Rache ſchon längſt: — aber dadurch, daß, als er ſeinen Irrthum entdeckt, er mit ſo viel Gleichgültigkeit und Kälte den von ihm verübten Mord entſchuldigt. Dieß zeigt, entweder einen Leichtſinn und eine Unſittlichkeit an, die Hamlet im übrigen Stücke nicht hat, oder einen bis zur Raſerey geſtiegnen Zorn, welchen letztern er doch, in eben dieſem Auftritte, gegen ſeine Mutter nicht merken läßt.

Auf ſeiner Reiſe nach England, die er in Begleitung ſeiner beyden falſchen Freunde, Roſencranz und Gildenſtern, unternimmt, und bey der Ausführung des Plans, durch welchen er die verrätheriſche Abſicht dieſer Sendung vereitelt, erſcheint Hamlet von neuem, als ein geſunder, kaltblütiger, beobachtender, liſtiger Menſch.

Aber was bedeutet ſeine Handlung nach ſeiner Rükehr, da er in das Grab der Ophelia, (die, während ihres Wahnwitzes, ſich in einen Fluß geſtürzt hatte und ertrunken war,) ſpringt, und mit dem Laertes, ihrem Bruder, bloß deßwegen, in Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Leichengefolges, einen Zweykampf beginnt, weil er nicht zugeben will, daß ein andrer ſeine Ophelia mehr geliebt haben ſoll, als er? Hier ſcheint er von neuem alles, was Umſtände, Schicklichkeit und ſein eignes Vorhaben von ihm fordern, gänzlich zu vergeſſen, und ſich einer Leidenſchaft, von der wir doch zuvor wenige Spuren mehr finden, durchaus Preis zu geben.

Wie ſollen wir uns alſo, alle dieſe Auftritte zuſammengenommen, den Charakter Hamlets denken? Iſt ſein Wahnſinn bloß Verſtellung, und die übrige Unregelmäßigkeit ſeines Betragens bloße Folge der Leidenſchaft? Oder iſt, neben dem Vorſatze, auch ſein Temperament, und der jetzige Zuſtand ſeines Körpers und Geiſtes, die Urſache ſeiner ausſchweifenden Reden und Handlungen? Hat der Tod ſeines Vaters ihn erſt in die tiefe Schwermuth geſtürzt, die ſeine geheimſten Selbſtgeſpräche ausdrücken; oder war die Anlage dazu ſchon älter, als die Begebenheit, welche ſie zum Ausbruche brachte?

Was uns verſuchen könnte, ſein Gehirn ſchon für zerrüttet zu halten, da er ſich entſchloß, ſich wahnſinnig zu ſtellen: iſt, daß, wie ſchon Johnſon anmerkt, dieſe Verſtellung eine ſehr un-

unſchickliche Maßregel, zu Erreichung des Zwecks, war, um deſſentwillen er ſie brauchte; daß ſie auch, nach dem Verlauſe der Geſchichte im Drama, ſeinen Plan der Rache nicht im mindeſten der Ausführung näher brachte. In der That konnte ſie nicht dazu dienen, geheime Anſchläge zu verbergen, und die, welche er mit ſeiner Rache überfallen wollte, einzuſchläfern. Im Gegentheile mußte ein ſo außerordentlicher Zuſtand die Augen des Königs und der Königinn unabläßig auf ihn lenken, und mußte ſie, bey ihrem böſen Gewiſſen, mit fürchterlichen Ahndungen ſchrecken. Und doch gab er ihnen zugleich den beſten Vorwand an die Hand, ſeine Anſchläge zu vernichten, indem ſie ihn, als einen Wahnwitzigen, mit Rechte entweder einſperren, oder, (welches auch wirklich geſchah,) aus dem Lande entfernen durften.

Ein zweyter Widerſpruch in Hamlets Charakter, iſt der Ungeſtüm, mit welchem ſich ſeine Rachſucht gegen den Mörder ſeines Vaters in Worten ausdrückt, und die Langſamkeit und Trägheit, mit welcher er wirklich zur Beſtrafung deſſelben ſchreitet. Er will, nachdem er mit ſeines Vaters Geiſt geſprochen hat, jeden andern Gedanken, als den Gedanken des ihm gegebnen Auftrags zur Rache, aus ſeiner Seele verbannen: — und doch macht er, durch das ganze Stück, nicht die geringſte Anſtalt ihn auszuführen. Es iſt wahr, daß er anfangs noch zweifelt, ob das Geſpenſt die Wahrheit geſagt habe, und ob ſein Oheim wirklich ſchuldig ſey. Und um ſich davon zu verſichern, veranſtaltet er es, daß vor dem Könige das Schauſpiel eines ähnlichen Königsmords aufgeführt wird. Aber auch, nachdem deſſen Gewiſſen ſich deutlich genug verrathen hatte, zaudert Hamlet mit ſeiner Rache eben ſo, wie zuvor. Zwar glaubt er den König zu ermorden, da er den Polonius erſticht. Aber wenn er auch hier ſeinen Dolch in die Bruſt des wahrhaft Schuldigen geſtoßen, und hiermit ſeinen Endzweck erreicht hätte: ſo wäre dieſer Ausgang doch gar nicht durch ſeine Veranſtaltung, ſondern durch den bloßen Zufall, zu Stande gebracht worden. — In der Folge läßt er ſich ruhig aus Dännemark nach England abführen, ohne daß ſeines Vaters Geiſt befriedigt wäre. Und nachdem er durch einen neuen Zufall, den er nur nützt, nicht veranlaſſet, und eben ſo wenig vorherſehen konnte, die Abſicht dieſer Reiſe vereitelt, und ins Vaterland zurückkommt: iſt es zuletzt eine ganz fremde, von dem Vorſatze, ſeines Vaters Tod zu rächen, unabhängige Urſache, welche den Tod des Königs herbeyführt Ein bloßes Luſtgefecht, in welches ſich Hamlet, leichtſinnig genug, mit Laertes einläßt, das vom Könige veranſtaltet ward, um den erſtern, durch Dolch, oder Gift, verrätheriſch aus dem Wege zu räumen, bringt ihn endlich, gleichſam gezwungen, zu der Handlung, welche das Werk ſeines Vorſatzes und ſeiner Veranſtaltung hätte ſeyn ſollen. Er rächt zuletzt ſich ſelbſt, nicht ſeinen Vater: indem er ſein Gewehr nicht eher gegen den König wendet, als da er erfährt, daß dieſer das Rappier, womit Laertes focht, vergiftet, und den Giftbecher, den ſeine Mutter aus Irrthum leert, für ihn gemiſcht habe.

Der Dichter ſelbſt ſcheint das Unſchickliche dieſes Zögerns, bey einem ſo feurigen Temperamente und bey ſo großen Aufforderungen zur Beſchleunigung der That, als Hamlet hatte, gefühlt zu haben. Er läßt zu zwey verſchiednen Zeiten Hamlet ſich ſelbſt deßhalb auf das bitterſte anklagen. Das erſtemahl, da er einen Schauſpieler die Rolle des Aeneas, — wie dieſer der Dido die Unglücksfälle Trojas beſchreibt,

— hatte ſpielen ſehen, bricht er in dieſe, in der That merkwürdigen, Worte aus *):

„Nun bin ich allein! O welcher niedrige, verächtliche Sklave bin ich nicht! Iſt es nicht ſchrecklich, daß dieſer Komödiant hier, — bey einer bloßen Erdichtung, bey dem bloßen Traume einer Leidenſchaft, ſo ſeine ganze Seele nach einer von ihm ſelbſt geſchaffnen Idee ſtimmen konnte, daß ſie ſein Geſicht blaß machte, Thränen in ſeine Augen lockte, und Angſt und Verwirrung in ſeiner ganzen Geſtalt zeigte. Seine Stimme war gebrochen: und jede ſeiner Handlungen war mit ſeiner angenommenen Empfindung übereinſtimmend. Und für wen? für eine Hekuba, — für ein Nichts. Was war er für Hekuba, oder ſie für ihn, daß er um ihretwillen weinen ſollte? Was würde er gethan haben, hätte ihn eine Urſache, wie die meinige, in Leidenſchaft gebracht? — Gewiß, er hätte

---

*) Ich glaube, daß ich dieſe meine eigne, etwas freye, aber den Inhalt vollſtändig anzeigende Ueberſetzung, an die Stelle einer wörtlichen ſetzen darf, die jeder Leſer, in den beyden trefflichen Verdeutſchungen Shakeſpear's von Wieland und Eſchenburg, finden kann.

„dann die ganze Schaubühne mit ſeinen Thränen
„überſtrömt, und ſeine Rede wäre fürchterlich
„genug geweſen, den Schuldigen wahnwitzig
„zu machen, den Unſchuldigen zu erſchrecken,
„und den Unwiſſenden in Verwirrung zu ſetzen.
„Und ich elender, ſtumpfſinniger Kerl, ſitze da,
„ohne Gefühl, ohne Thatkraft, und ſchweige
„ſtille: — und dieß, da es einen König und
„einen Vater betrifft, dem ein teufliſches Verbrechen
„Leben und Eigenthum geraubt hat.
„Bin ich feige? — Wer wagt es, mich einen
„Schurken zu nennen *)? — Und doch ſollte
„ich es mir gefallen laſſen, wenn es einer thäte.
„— Wahrhaftig das heißt brav gehandelt! Ich,
„der Sohn eines ermordeten, vortreflichen Vaters,
„von Himmel und Hölle zur Rache gegen
„den Mörder aufgerufen, mache meinem Herzen
„bloß durch Worte Luft, und ſchelte und
„fluche, wie ein gemeines Weibsbild, anſtatt daß
„ich handeln ſollte.“

In der That, Hamlet ſagt das, was der Leſer denkt, obgleich mit Ausdrücken, die dieſer,

---

*) Shakſpear häuft hier die ſchimpflichen Ausdrücke, bis zum Unanſtändigen.

bey der Achtung, welche ihm der Prinz im übrigen einflößt, mißbilliget. Indeß hilft dieſe Strafpredigt, die Hamlet ſich ſelbſt hält, zu nichts: ſondern er bleibt eben ſo unthätig und zaudernd wie zuvor; bis ein neuer Anlaß *), — der Durchmarſch der Truppen des Norwegiſchen Königs durch Dännemark, — ihn zum zweyten Mahle aus dem Schlafe erweckt. Er hört, daß dieſer Feldzug nach Pohlen geht, und daß die Urſache des Krieges ein Streit, um ein unbedeutendes Stück Landes an der Gränze, iſt, auf welchem die, welche darum fechten, nicht einmahl begraben werden könnten. Bey dieſer Erzählung fängt Hamlet Feuer. „Wie? „dieſe zwanzigtauſend Menſchen, — ein zärtlich „erzogner Prinz an ihrer Spitze, — gehen hin, „wo ſie nichts zu erwarten, kein Unrecht zu „rächen haben, und wagen um einer Nußſchale „willen, ihr Alles, Leib und Leben, weil die „Ehre ſie ruft: — und ich, dem ein Vater er„ſchlagen, eine Mutter geſchändet worden iſt, „deſſen Blut und deſſen Vernunft auf gleiche „Weiſe in Bewegung geſetzt wird: ich ſchlafe.

---

*) In der 4ten Scene des 4ten Akts.

„— Iſt es die Vergeſſenheit und Unempfindlichkeit eines Thiers? ſind es Bedenklichkeiten „eines Feigen? iſt es ein zu ſorgfältiges Ueberlegen der Folgen: eine Ueberlegung, in welcher „immer nur ein Viertheil Weisheit iſt, und „drey Viertheile Feigheit ſind?“

Wer kann nun, nach allem dieſem, noch zweifeln, daß Shakespear wohl wußte, was er that, da er in Hamlets Aufführung und Reden dieſe Widerſprüche vereinigte, daß es ſeine Abſicht war, ihn ausſchweifend heftig in ſeinen Empfindungen, raſch und hitzig in ſeinen Entſchlüſſen, und zögernd, ungewiß, und vom Zufalle mehr als von ſeinen Vorſätzen abhängig, in ſeinen Handlungen zu zeigen? Er kannte wenigſtens ſehr wohl, was dem Zuhörer in ſeines Helden Charakter auffallen mußte, da er ſelbſt dieſe Unſchicklichkeiten mit ſo grellen Farben abmahlte. Aber er that deßwegen nichts, dem Fehler abzuhelfen, und die Ehre ſeines Helden, gegen die gerechten Beſchuldigungen, welche dieſer ſich ſelbſt macht, zu retten.

Meine dritte Frage betrifft den ſittlichen Charakter Hamlets überhaupt: und hier iſt es nicht weniger ſchwer, die Züge, welche ihn liebenswürdig machen, mit denen, welche ihn haſſenswerth darſtellen, zu vereinigen.

Er liebt ſeinen Vater mit einer Zärtlichkeit und Inbrunſt, die nur der Antheil guter und edler Seelen iſt; und er liebt ihn nicht bloß, als Vater, ſondern um ſeiner Verdienſte willen, die er kennt, die er beobachtet hat, und die er mit einem innigen Wohlgefallen aufzählt. Er hat ſelbſt, gegen ſeine mörderiſche und ehebrecheriſche Mutter, noch die Achtung eines Sohns; — eine Achtung, welche ihn hindert, ſeine Rache auf ſie auszudehnen, aber ihn bewegt, ſeine ganze donnernde Beredſamkeit zur Erweckung ihres Gewiſſens anzuwenden. Er iſt ein treuer Freund ſeiner Freunde, — nicht nur rechtſchaffen, ſondern auch offen, wo ihn nicht die Verrätherey andrer nöthigt, ſich zu verbergen. Er vergißt unter ihnen ſeines Ranges, und geht mit ihnen als einer ihres Gleichen um. Grundſätze der Menſchlichkeit und des Wohlwollens, Mitleiden mit dem Elende der Niedrigen, Unwillen über den Uebermuth und die Ungerechtigkeit der Großen, herrſchen in allen ſeinen Reden. Er hat das menſchliche Leben nicht nur, als ein kalter Zuſchauer, beobachtet, ſondern er hat das Gute und das Böſe in demſelben, als eine an dem Schickſale andrer Menſchen Theil nehmende Perſon, empfunden: und ſein ſittliches Gefühl ſcheint von Natur zart, und durch eine ausgebreitete Weltkenntniß geübt zu ſeyn. Ob er gleich der Ophelia rauh begegnet: ſo iſt er doch ſelbſt in ſeinem Unſinne gegen ſie rechtſchaffen; und weit entfernt, ſich der Mittel der Verführung, welche er in Händen hat, gegen ſie zu bedienen, ſcheint er ſie gegen ſeine eignen Angriffe waffnen zu wollen. Endlich giebt ihm ſein eigner bitterſter Feind, der neue König, eben da er den Plan zu ſeiner Ermordung entwirft, das Zeugniß *), daß er von edlem Geiſte, und, weil er ſelbſt Ränke und Kunſtgriffe nicht kenne, unfähig ſey, andre im Verdachte zu haben. Eben auf Hamlets zur Redlichkeit gewöhnten und deßhalb unargwöhniſchen Charakter, gründet er die Hoffnung,

---

*) 4ter Act, 7te Scene.

Der König. Er iſt gar nicht argwöhniſch, ſehr edeldenkend, und frey von allen Kunſtgriffen. Und ſo kannſt du leicht, mit ein wenig Taſchenſpielerey, einen ſcharfen Degen, ſtatt des Rappiers, nehmen, und durch einen geſchickten Stoß deinen Vater rächen.

daß es leicht ſeyn werde, in dem Wettkampfe, den er zwiſchen ihm und Laertes veranſtaltet, ein Rappier mit unbedeckter Spitze in die Hand ſeines Gegners zu bringen, indeß Hamlet ein gewöhnliches abgeſtumpftes führe.

Dieſen, ſeinem ſittlichen Werthe ſo günſtigen, Zügen und Zeugniſſen ſtehen wieder andre entgegen, die unſer Urtheil aufhalten und ungewiß machen. Daß er allem Aberglauben ſeines Zeitalters anhängt, und in ſeine rachſüchtigen Entwürfe Begriffe der Religion miſcht, die mit der Rache doch ganz unverträglich ſind, und jene nur noch ſchwärzer machen: dieß können wir nicht als Schuld des Mannes anſehen, da es höchſtens zeigt, daß ſeine Philoſophie ſich nicht auf ſein religiöſes Syſtem erſtreckt hatte. Aber *) daß er den König, den er bethend antrifft, und nun zum erſtenmahl in ſeine Gewalt bekommt, darum nicht morden will, weil er ſeine Rache nicht für vollſtändig hält, wenn ſein Feind mit einer guten Handlung aus der Welt ginge; — daß er ſich vornimmt, den Augenblick zu ſeiner Rache auszuſuchen, wo der König, mit dem Ge-

---

*) Im dritten Auftritte des dritten Aufzugs.

nuſſe einer verbothenen Luſt, oder der Ausübung eines Laſters beſchäftigt, am wahrſcheinlichſten, wenn er ſtürbe, verdammt werden würde: dieſer Gedanke zeigt, bey einem Aberglauben, der wenigſtens in unſern Augen ſeinen Charakter herabwürdiget, einen Grad von Bosheit und Haß, der zu allen Zeiten für verabſcheuungswürdig gehalten werden muß. Ich habe der Gleichgültigkeit, mit welcher er den am Polonius verübten Mord, da er ihn gewahr wird, anſieht und entſchuldigt, ſchon oben erwähnt. Und es herrſcht überhaupt in dem Betragen Hamlets gegen dieſen Mann, dem er höchſtens doch nur Schwächen und Lächerlichkeiten, nicht Bosheit und Verbrechen Schuld geben kann, eine Bitterkeit und ein Stolz, der gegen ſeine ſonſtigen menſchenfreundlichen Geſinnungen abſticht.

Wenn er ſeine ehemahligen Freunde, Roſencranz und Güldenſtern, nach England zu einem gewiſſen Tode abſchickt: ſo hat er, im Stücke Shakeſpears ſelbſt, keine andre Rechtfertigung ſeiner Grauſamkeit, als daß ſie unredlich gegen ihn, und abgeſchickte Kundſchafter des Königs waren. Es iſt wahr, daß nach der Erzählung des alten Romans, woraus Shakeſpear den Stoff zu dieſem Trauerſpiel nahm, Roſencranz und Gildenſtern um den verrätheriſchen Anſchlag des Königs, Hamlet in England aufzuopfern zu laſſen, wußten und ihn ausführen halfen; daß Hamlet hiervon unterrichtet war, und daß er nur das Vergeltungsrecht an ihnen ausübte. Aber Shakeſpear hat entweder ſeine Zuhörer mit der Geſchichte des Stücks ſo bekannt vorausgeſetzt, daß er nicht alle Umſtände derſelben im Drama ſelbſt zu erzählen brauchte, ſondern einige nur durch ihre Folgen anzeigen dürfte: oder er hat wirklich, da er jenen Umſtand ausließ, dieſe Rechtfertigung Hamlets nicht zur Abſicht gehabt; und ihn die bloße Verſtellung und Treuloſigkeit auf die beſagte Art wollen beſtrafen laſſen. Auch hier ſetzt er noch einen Zug von Bosheit zu ſeiner Rache hinzu, der durch den Aberglauben, womit er vermiſcht iſt, doppelt auffällt. Hamlet verlangt in dem von ihm untergeſchobnen Briefe, welchen er, in des Däniſchen Königs Nahmen, an den König von England ſchreibt, daß dieſer letztre die Ueberbringer auf der Stelle hinrichten ſolle, ohne ihnen Zeit zur Beichte zu laſſen.

Zur Auflöſung aller dieſer Schwierigkeiten kann die Vergleichung des Shakeſpeariſchen Trauerſpiels Hamlet, mit den Bruchſtücken des alten Romans dieſes Nahmens, welche die Ausleger des erſteren uns aufbehalten haben, ohne Zweifel etwas beytragen. Sie zeigt uns nähmlich, daß Shakespear in der Zuſammenſetzung ſeiner Charaktere, weder allein ſeinem Genie, noch allein der Ueberlieferung gefolgt iſt. Die Thatſachen gab die Novelle gemeiniglich umſtändlich an: die geiſtige und ſittliche Beſchaffenheiten der Perſonen beſtimmte ſie ſehr unvollkommen. Indem Shakespear jene größtentheils unverändert beybehielt, und dieſe nach dem Maßſtabe ſeines Geiſtes, nach ſeiner Menſchenkenntniß, und nach einer beſtimmten Abſicht, ausbildete: ſo mußte nothwendig zuweilen zwiſchen den Reden und zwiſchen den Handlungen, zwiſchen den Geſinnungen, welche die Perſonen in den erſtern äußern, und zwiſchen denen, welche bey den andern zum Grunde zu liegen ſcheinen, ein Widerſpruch entſtehn. Shakespears Geiſt war über den Geiſt der Novelliſten, aus welchen er die Fabeln ſeiner Stücke entlehnte, eben ſo erhaben, wie Homers und Sophokles Geiſt über die erſten Erfinder der Mythen, welche dieſe beyden Dichter, in der epiſchen und dramatiſchen Form, ausbildeten. Selbſt der Geiſt der Zeit war, zwiſchen der Epoche, da dieſe Mährchen entſtanden waren, und der, da ſie dichteriſch bearbeitet wurden, fortgerückt. Und dieſer Umſtand allein mußte oft machen, daß ſich in dieſen erſten Werken der entſtehenden und der wiederhergeſtellten Dichtkunſt ſehr ungleichartige Theile zuſammengeſellten. Die Begebenheiten und Thaten zeigten ein noch rohes, die Reden der Helden ein ſchon mehr gebildetes und ſittliches Zeitalter an. Dieſe Widerſprüche mußten beym Shakespear häufiger ſeyn, als bey den Griechiſchen Dichtern: theils, weil dieſe ſich weit weniger wagten von ihren Mythen, als jener von ſeinen Romanen, abzugehn; theils, weil die Griechiſchen Fabeln ſehr einfach waren, und dem Genie des Dichters, der nach ihnen arbeitete, wenig Zwang auflegten, die Romanen der mittlern Zeit aber verwickelt und zuſammengeſetzt waren, und es dem Dichter ſchwerer machten, ſeine Gedanken und Empfindungen in ſie einzuweben; theils endlich, weil Shakespear ſeine Charaktere bis auf die kleinen Schattirungen ausbildet, unter denen ſo leicht eine Disharmonie entſteht, die Griechiſchen Dichter aber ſich auf die großen und entſcheidenden Züge einſchränkten, die ſich weit eher, mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, durch ein ganzes Werk erhalten laſſen.

Es iſt ſehr wohl möglich, — da wir ſowohl den Stoff der Shakespearſchen, als den der Griechiſchen Dramen wenig aus andern Quellen, als aus ihnen ſelbſt, kennen: — daß wir zuweilen eine Schönheit in ihrem Plane, eine zweckmäßige Anlage in ihrer Fabel, den Dichtern zum Verdienſte anrechnen, wenn es doch mehr ihr Glück war, einen ſo bildſamen, oder einen ſo wohl geordneten Stoff gefunden zu haben. Von der andern Seite tadeln wir ſie vielleicht nicht ſelten, wegen Abweichungen von der Natur und Wahrſcheinlichkeit, wo wir nur ihre zu große Gewiſſenhaftigkeit, ihren Quellen treu zu bleiben, anklagen ſollten.

Bey dieſer Beſchaffenheit der Dinge, iſt es ſchwer, den Charakter Hamlets, wie Shakespear ihn nach ſeinem eignen Ideal ſchildern wollte, von dem Charakter, wie er ihn, zufolge ſeiner Nachrichten von ihm, ſchildern mußte, zu unterſcheiden. Es iſt indeß nicht unnütz, es zu verſuchen: und, was ich von der Geſchichte Hamlets durch die Commentatoren Shakespears weiß, zeigt mir, daß es auch nicht unmöglich iſt; weil Shakespear genug von dem Seinigen hinzugethan hat, um das Gepräge ſeines Geiſtes in dem Ganzen kenntlich zu machen.

Wenn ich, nach wiederhohlter Durchleſung des Stücks, ein Bild von Hamlets Charakter entwerfen ſollte, in welchem ſich die anſcheinenden Widerſprüche in demſelben am beſten vereinigen: ſo würde ich eine Lebhaftigkeit der Phantaſie, die an die Schwärmerey gränzt, einen Tiefſinn, der ſich zur Melancholie neigt, und eine Empfindſamkeit, die durch ſeine Einbildungskraft und ſeinen grübelnden Verſtand geleitet wird, zur Grundlage deſſelben machen. Er iſt heftiger Leidenſchaften fähig, er liebt und haßt mit Ungeſtüm. Aber dieſe Eindrücke empfängt er nicht von den Dingen und Perſonen ſelbſt: er empfängt ſie nur von den Bildern, unter welchen er ſie ſich vorſtellt, und die ſeine Imagination mit den lebhafteſten Farben, und mit einer Menge Nebenzüge, wodurch ſie verſtärkt werden, ausmahlt. Er räſonnirt immer zugleich über die Gegenſtände ſeiner Affecten und über ſeinen Affect ſelbſt: und er bringt ſich, ſolange die Einwirkung der erſtern noch fortdauert, durch Ideen ſeines auf ſie gerichteten Verſtandes, in noch größere Hitze. Aber eben dieſe Anlage zum Dichten und Philoſophiren macht, daß auch dieſe erſte Heftigkeit ſeiner Neigungen und ſeiner Leidenſchaften bald nachläßt, daß er über neuen Gegenſtänden, mit denen er ſich eben ſo lebhaft beſchäftigt, ſeine frühern Vorſätze und Beſtrebungen vergißt.

Ich erkenne in ihm einen großen Geiſt, der mehr, als ſich von ſeinem Stande und ſeinem Alter vermuthen läßt, die Welt im Ganzen mit unbefangnen Augen angeſehen, und ſich in den Standpunct aller verſchiednen Stände und Lagen des menſchlichen Lebens zu verſetzen gewußt hat. Seine Grundſätze ſind darnach geformt. Sie ſind nicht die durch Gewohnheit und Beyſpiel angenommenen Maximen eines Großen, ſondern die durch Nachdenken und Sympathie ſelbſt erworbnen Einſichten eines Weltbürgers. Er fühlt den Druck, den der Niedrige von dem Mächtigen leidet, ob er gleich nie durch denſelben beängſtigt worden iſt, mit eben dem Haſſe gegen den Unterdrücker, als er die Ungerechtigkeit des Kronräubers fühlt, der ſich ſeines Erbes bemächtigt hat. Er kennt die Pflichten jedes Geſchlechts, jedes Standes, und jedes Alters; er kennt die Gefahren, welchen die menſchliche Tugend in den verſchiednen Umſtänden des Lebens ausgeſetzt iſt: und iſt daher für ſich und andre, ein ſehr lehrreicher Prediger der Moral. Aber er handelt ſelbſt bey weitem nicht in dem Grade moraliſch, als er ſpricht. Er handelt ſogar mit ſeinen Grundſätzen, da wo dieſelben fehlerhaft ſind, nicht übereinſtimmend: weil er überhaupt weit mehr denkt und dichtet, als handelt; und weil er, wie es ſcheint, immer in der Gewalt der in ſeiner Phantaſie aufſteigenden Bilder, oder der in ſeinem Verſtande ſich an einander reihenden Ideen iſt. — Ich würde noch hinzuſetzen, daß dieſe philoſophiſch-dichteriſchen Anlagen, die ihn unterſcheiden, durch irgend etwas, es ſey durch Temperament und Miſchung der Säfte, oder durch frühere Begebenheiten ſeines Lebens, einen Hang zum Finſtern und Traurigen, in ihren Aeußerungen, bekommen haben. Die Uebel der Welt ſcheinen einen größern Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als ihre Güter und Schönheiten. Er iſt von den Ungerechtigkeiten der Menſchen tiefer gerührt worden, als von ihren Tugenden. Er hat, in der Zeit der fröhlichen Jugend, den Ernſt und die ſittenrichteriſche Strenge des Alters. Er ſtellt am Hofe die Betrachtungen eines Anachoreten an. Dieſe finſtre Gemüthsart ſcheint durch die wirklichen Unglücksfälle, die er erfahren hat, durch dem Tod ſeines Vaters, den er ſehr liebte, durch die ſchnelle Wiederverehlichung ſeiner Mutter, die er für eine Beſchimpfung dieſes Vaters hielt, durch die Ausſchließung ſeiner ſelbſt von der Thronfolge, die ihm gebührte, endlich durch den Verdacht eines Königmordes, den er gegen ſeine Mutter und deſſen zweyten Gemahl faßte, bis zu einer wirklichen Schwermuth erhöht worden zu ſeyn: und die Erſcheinung von dem Geiſte ſeines Vaters, vollendet die Zerrüttung ſeines Gemüths. Er iſt nicht verrückt; aber er iſt außer ſich. Auch ſeine Kräfte bekommen eine größre Thätigkeit: aber die natürlichen Fehler in ſeinen Anlagen äußern ſich merklicher. Indem ſeine finſtern Leidenſchaften noch heftiger werden, wird auch die Herrſchaft ſeiner Einbildungskraft noch unumſchränkter, und ihr Uebergang von einem Gegenſtande zum andern wird ſchwärmeriſcher.

Man erkennt in ihm noch jetzt den moraliſch guten Jüngling daran, daß ſeine Wuth gegen ſeinen Oheim und ſeine Mutter, weit weniger Rachſucht, wegen der ihm zugefügten Beleidigung, als Zorn, über die begangne unnatürliche Mordthat, iſt. Er will nicht ſowohl ſich an einem Feinde rächen, als einen Verbrecher beſtrafen. Aber indem dieſer Zorn alles Maß überſchreitet, wird er zugleich in ſeinen Aeußerungen unſittlich. Und ſo wie er unſittlich wird, ſo wird er auch unwirkſam, weil er ſich gleichſam in ſeiner eignen Heftigkeit verzehrt. — Es iſt nicht ganz ungewöhnlich, Menſchen dieſer Art zu ſehen, deren Leidenſchaften durch eine bilderreiche Phantaſie und einen nachforſchenden Scharfſinn erhitzt, — die aber eben deßwegen wenig durch dieſe Leidenſchaften in Handlung geſetzt werden: weil ſie dieſelben in Bildern und Ideen gleichſam verrauchen laſſen.

Wir ſehen zwar, während des Stücks, den Hamlet nie bey kaltem Blute und im natürlichen Zuſtande. Aber wir können, nach dem, was er mitten in der heftigſten Leidenſchaft iſt, ſchließen, daß er, ohne Leidenſchaft, ein redlicher und menſchenfreundlicher Mann ſeyn würde; daß er, wie alle Ideen-Menſchen, von den äußern Vortheilen des Glücks, des Reichthums und der Ehre, weniger als andre, geblendet werde; daß er Freunde brauche, denen er ſich ganz mittheilen könne, und einer großen Anhänglichkeit an die, welche ihm zuſagen, fähig ſey. Aber eben weil er redlich und offen iſt, und andre für redlich hält, wird er von der Unredlichkeit und dem Betruge als etwas unerwartetem überraſcht, und dadurch doppelt beleidigt. Weil er ſich ganz ſeinen Freunden hinzugeben pflegt: ſo fängt er ſie deſto mehr zu haſſen an, wenn er ſieht, daß ſie ſeine Freymüthigkeit mit Verſtellung erwiedern. Kundſchafter, die ihn ausforſchen wollen, ſind ihm deßwegen ſo gut, als erklärte Feinde. Dieß iſt der Aufſchluß von der Verachtung und Härte, mit welcher er dem Polonius begegnet, und von dem Kaltſinne, mit welchem er den, an ihm vorſätzlich verübten, Mord anſieht. Dieß iſt der Aufſchluß von ſeinem Verfahren gegen Roſencranz und Gildenſtern, die er, als ſie zum erſten Mahle im Stücke auftreten, mit aller Herzlichkeit eines alten Freundes empfängt, denen er, da er ſie ſchon für Abgeſandte des Königs und ſeiner Mutter erkennt, doch noch durch ſeine Freymüthigkeit ein Geſtändniß ihrer Verſtellung abzulocken ſucht, um ſich wieder mit ihnen auszuſöhnen, die er aber zuletzt, da ſie treulos bleiben, durch einen gegenſeitig geſpielten Betrug, dem Tode überliefert.

Sey es nun durch ein Verſehn des Dichters geſchehn, — oder ſey es ſeine Abſicht geweſen, daß ſich der verſtellte Wahnwitz, in Hamlets Rolle, mit der ihm natürlichen Schwermuth und mit der durch die Umſtände veranlaßten Zerrüttung ſeines Gemüths, vermiſcht: — genug ſo viel iſt gewiß, daß ſich hierdurch mehrere der oben angezeigten Widerſprüche vereinigen laſſen.

Die Liebe gegen Ophelien bleibt dabey am meiſten im Dunkeln: weil ſie ſich auch in keinem Auftritte völlig entwickelt. Zuerſt erfahren wir nur durch die Warnungen, welche Laertes ſeiner Schweſter giebt, daß ſie von dem Prinzen geliebt wird. Aber wir wiſſen nicht, ob ſeine Neigung bloß ein Reitz der Sinne, oder eine Angelegenheit des Herzens iſt. In den Geſtändniſſen, welche Ophelia ihrem Vater in einer folgenden Scene macht, lernen wir einige der Symptome dieſer Liebe kennen, und wir werden von der Wahrheit und Wärme ſeiner Leidenſchaft überzeugt. Dieſe Schilderung Opheliens von einem Auftritte, den Hamlet mit ihr gehabt hatte, gehört unter die vorzüglichſten Stellen des Stücks: aber ſie zeigt ihn neben ſeiner Liebe, noch von einer andern großen Leidenſchaft bewegt, die den Ausdruck der erſten nur ſtumm macht. *) Wir fragen uns, ob er

---

*) 2ter Act. 1te Scene.

Ophelia. Er faßte mich bey dem Gelenke der Hand durch ſein zurückhaltendes Stillſchweigen, bloß ſeinen unglücklichen Zuſtand überhaupt, oder die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe habe anzeigen wollen: und wir wiſſen uns nichts befriedigendes darauf zu antworten. Wir ſehen ihn in der Folge endlich ſelbſt mit Ophelien auf der Bühne erſcheinen: und die Kälte, mit welcher er ihr ſagt, daß er ſie nicht liebe, die Härte, mit welcher er die weiblichen Schwachheiten in ihrer Gegenwart aufzählt, und der Rath, den er ihr giebt, ins Kloſter zu gehn und keinem Manne zu trauen, leiden wieder eine doppelte Auslegung. Entweder iſt es eine bloß abſichtliche Verſtellung, um diejenigen irre zu führen, die

---

und hielt mich feſt. Dann trat er ſo weit, als ſein Arm lang war, zurück, hielt die andre Hand über die Stirne, und ſah mir ſo unverwandt ins Geſicht, als wenn er es abzeichnen wollte. Lange ſtand er ſo. Endlich ſchüttelte er mir den Arm ein wenig, bewegte dreymahl den Kopf auf und nieder, und holte dann einen ſo kläglichen und tiefen Seufzer: daß ſein ganzer Körper dadurch erſchüttert zu werden und ſein Leben aufzuhören ſchien. Darauf ließ er mich gehen, und mit ſeitwärts über die Schulter gekehrtem Geſichte, gieng er zur Thüre meines Zimmers, wohin er, wie es ſchien, ſeinen Weg ohne ſeine Augen fand: denn dieſe waren, ſo lange er mich ſehen konnte, unverwandt auf mich gerichtet.

ihn behorchen: oder es iſt zugleich der unwillkührliche Ausdruck der Ideen und Leidenſchaften, die ihn gegenwärtig wirklich beſchäftigen. Um das erſtre anzunehmen, iſt zu viel geheimer Sinn, zu viel Beziehung auf ſeine Lage, ſelbſt in dem Ungereimteſten, was Hamlet ſagt. Und dieſe Winke ſind überdieß ſo wenig geſchickt, die Horcher zu überreden, daß er bloß aus Liebe zur Ophelia wahnwitzig ſey, daß ſie vielmehr auf die wirkliche Urſache ſeines verſtörten Gemüths ſchließen laſſen. In dem andern Falle iſt es abermahls ſchwer zu ſagen, ob ſeine Liebe gegen Ophelien durch die größre Gewalt einer andern Leidenſchaft ſey unterdrückt worden; oder ob er nur eben deßwegen den Schein von Kaltſinn und Rauhigkeit annehme, um eine Liebe in ſich zu verſchließen, die, würde ſie von Ophelien erwiedert, ſie unglücklich machen müßte. Will er ſie ins Kloſter ſchicken, weil er nun nicht mehr an ſie denken kann, oder weil er ſie gleichſam vor ſich ſelbſt in Sicherheit ſetzen will? — Der Gemüthszuſtand Hamlets in dieſer Scene, die Abſichten ſeiner Rede, inſofern ſie Folgen dieſes Gemüthszuſtandes ſind, werden in der That nicht ſo völlig deutlich, als der gute Dichter alle Reden und Handlungen ſeiner Perſonen machen ſoll. Der letzte Auftritt Hamlets in Beziehung auf Ophelien, der Auftritt bey ihrer Beerdigung, ſcheint für diejenige Erklärung zu entſcheiden, welche in Hamlets härteſten Aeußerungen den Ausdruck einer heftigen Liebe findet, — einer Liebe, die innerlich deſto ſtärker brennt, je mehr die Umſtände ihr entgegen arbeiten, oder je mehr er ſich bemüht, ſie zu unterdrücken. Da er durch den Tod Opheliens alles verloren hat: ſo glaubt er ſich nicht mehr zurückhalten zu dürfen; er ſpringt in ihr Grab, er bricht in die lebhafteſten Betheurungen ſeiner Zärtlichkeit gegen ſie aus, er erklärt ſich mit einer wilden Heftigkeit zum Gegner eines jeden, der ſich anmaßen wollte, Ophelien mehr, als er, geliebt zu haben.

Wenn ich dann dieſe mir übrig bleibenden Dunkelheiten in dem Charakter Hamlets abrechne; — die unſtreitig daher entſtehn, daß der Dichter die Schöpfungen ſeines eignen Geiſtes mit den Erdichtungen, oder Geſchichten einer ältern Zeit zuſammenknüpfte, ohne immer zu prüfen, ob beyde mit einander übereinſtimmten, — und daß er über dem Ausmahlen einzelner Züge, von welchen er ſich Wirkung verſprach, die Haltung des ganzen Gemähldes zuweilen ver nachläßigte: ſo erhalte ich ungefähr folgende Ideen, als das Reſultat meiner bisherigen Betrachtungen.

Ein anderes iſt der eigenthümliche und natürliche Charakter Hamlets, ein anderes iſt die beſondre Gemüthsſtimmung, in die er durch den Tod ſeines Vaters gerathen iſt. Die Wirkungen von beyden ſind in ſeiner Rolle vermiſcht. Nach dem erſten iſt er ein philoſophirender, dichteriſcher Kopf, mit einem Herzen, das ſchneller und heftiger Eindrücke, beſonders aber einer großen Sympathie mit ſeinen Nebenmenſchen fähig iſt. Dieſe ſympathetiſchen Gefühle, verbunden mit einer Größe der Seele, die ihn über ſelbſtiſche Bedürfniſſe und Leidenſchaften hinwegſetzt, machen aus ihm einen biedern, redlichen, der Freundſchaft fähigen Mann. Aber dieſe natürliche Anlage zur Sittlichkeit wird, durch den Ungeſtüm ſchnell aufſteigender, beſonders finſtrer und trauriger Leidenſchaften, oft geſtört. Und dieſe Leidenſchaften ſtehen hinwiederum unter der Herrſchaft ſeiner Imagination und ſeiner Philoſophie, und werden, durch die Bilder der erſtern und die Nachforſchungen der andern, bald umgeſtaltet, bald unterbrochen. Er ergreift jeden Gegenſtand, der ſich ihm darbiethet, mit einer außerordentlichen Hitze. Aber indem er von einem neuen eben ſo lebhaft angezogen wird, und ſich eben ſo ausführlich mit ihm beſchäftigt, erkaltet ſein Eifer in Abſicht des alten; — wenigſtens wird ſeine Thätigkeit in der Ausführung ſeiner Entwürfe gehemmt. Er denkt mehr noch, als er empfindet, und er empfindet mehr als er handelt. Auch bey ihm iſt, was jemand von Fontenellen ſagte, Gehirne an der Stelle, wo das Herz ſeyn ſollte. Im ganzen Stücke läßt er keine Gelegenheit vorbey, ſeine Ideen zu entwickeln. Ob er gleich, durch ſeines Vaters Tod und die Erſcheinung deſſelben, in eine Bewegung geſetzt worden iſt, welche die Aufmerkſamkeit auf jeden andern Gegenſtand auszuſchließen ſcheint: ſo iſt er doch im Stande, den Schauſpielern ſehr durchdachte Regeln für ihre Kunſt vorzuſchreiben, und bey dem Durchzuge des Norwegiſchen Heeres über das Thörichte der Kriege zu philoſophiren. Als er von der Reiſe zurückkommt, findet er auf dem Kirchhofe und an den geöffneten Gräbern einen neuen Stoff zur Meditation, und gerade einen ſolchen, wie er ſeinem natürlichen Hange am angemeſſenſten iſt. Er verliert ſich gleichſam in ſeinen Ideen bey jedem Anlaſſe, und muß zu ſeinen Vorſätzen immer erſt wieder durch neue Aufforderungen zurückgerufen werden.

Zu dieſen natürlichen Anlagen ſeines Geiſtes, die ſich auch in ruhigen und glücklichen Zeiten würden entwickelt haben, kommt nun noch eine zufällige Modification deſſelben hinzu: und dieſe ſelbſt iſt zuſammengeſetzt, — eine wirkliche Verſtimmung des Gemüths, und eine geſliſſentliche Affectation des Wahnwitzes.

Man hört ſehr oft im gemeinen Umgange ſagen, daß es Leute gebe, welche Schwärmer und Betrüger zugleich ſind. Ich geſtehe es, daß ich dieſes niemahls recht habe begreifen, noch dieſer Erklärung gewiſſer Erſcheinungen unſrer Tage meinen Beyfall geben können. Es ſcheint mir, daß das eine das andre nothwendig ausſchließe. Wer z. E. durch optiſche Maſchinen und chymiſche Operationen das Schattenbild eines Verſtorbenen hervorbringt, und damit die Anweſenden täuſcht, kann unmöglich ſelbſt im Irthume ſeyn, und dieſen Schatten für den Geiſt ſelbſt halten. Unmöglich kann der, welcher, wie der Betrüger thut, gewiſſe Wirkungen veranſtaltet, und alſo ihre Natürlichkeit vollkommen kennt, zugleich ſie als übernatürlich anſtaunen.

Auf gleiche Weiſe glaube ich, daß verſtellter Wahnſinn und wirkliche Verwirrung des Gemüths nicht wohl, in einem und demſelben Menſchen, bey einander beſtehn können; und daß, wer ſo eine Larve annehmen und eine ſolche Rolle ſpielen will, in einem hohen Grade beſonnen und Herr über ſich ſelbſt ſeyn müſſe. Wenn ich alſo hierin nicht irre, daß in Hamlets Rolle beyde Sachen vermiſcht ſind: ſo kann ich dieß für nichts anders, als für eine Abweichung von der Natur und der Wahrheit gelten laſſen.

Es ſey indeſſen Hamlets Wahnſinn Kunſt, oder Natur, oder beydes zugleich: ſo erreicht er im Stücke immer den Zweck, von welchem ich oben geſagt habe, daß er bey dieſen Schilderungen geſucht wird. Er hilft dazu, daß Hamlets Charakter ſich auf eine mehr romantiſche Art entwickelt, und daß ſeine Gedanken und Empfindungen, ohne Nachtheil der Wahrſcheinlichkeit, ein höheres Colorit bekommen. Selbſt das Räthſelhafte in ſeinen Reden trägt bey, unſre Aufmerkſamkeit auf dieſelben zu ſchärfen.

und unſer Antheil an den Leiden des Unglücklichen wird lebhaſter, da wir ſehen, welche große Zerrüttung ſie in ſeinem eignen Gemüthe angerichtet haben. Endlich der Eindruck davon im Ganzen iſt gewiß beym Leſer eben derſelbe, welchen Ophelia, nach ihrer Unterredung mit Hamlet zu erkennen giebt *), — ein ſchmerzliches Bedauern, daß ein ſo edler Geiſt von unglücklichen Zufällen überwältiget worden ſey.

---

*) O what a noble mind is here o'erthrown.
O welch ein edler Geiſt iſt hier zu Grunde gerichtet!

B r e s l a u,
gedruckt bey Wilhelm Gottlieb Korn.

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben

von

Chriſtian Garve.

Dritter Theil.

Breslau 1797.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

An den

Herrn Conſiſtorialrath

Spalding.

Verehrungswürdiger Mann,

Sie haben in einem langen, den Wiſſenſchaften und einem gemeinnützigen Berufe gewidmeten Leben, vielfache Gelegenheit gehabt, die Geſellſchaft und die Einſamkeit kennen zu lernen. Da Sie von jeher das Studiren und Nachdenken liebten, und den ruhigen Selbſtgenuß allen andern Vergnügungen vorzogen: ſo haben Sie ſich oft von der Geſellſchaft in Ihr Cabinet zurückgezogen. Und da Sie gern Andern nützlich ſeyn wollten, ſo haben Sie ſich Vielen im Umgange mitgetheilt. Sie wurden an allen Orten, wo Sie ſich aufhielten, geſchätzt: und es wurde Ihnen alſo leicht, mit den Vorzüglichſten, oder Angeſehenſten der Einwohner in Verbindung zu treten. Einen beträchtlichen Theil Ihres Lebens brachten Sie, in einer der größten und geſelligſten Städte Deutſchlands, zu: und es war, von den Höfen bis zu den niedrigſten Claſſen, keine, welcher Sie nicht, als Geſellſchafter oder als Religionslehrer, ſich genähert hätten. Sie ſind alſo ein competenter Richter der

Unterſuchungen, welche ich in dieſem Buche angeſtellet habe.

Sie ſind überdieß mein alter Freund; von dem erſten Augenblicke unſrer Bekanntſchaft mir mit Zärtlichkeit zugethan, wie ein Vater, von mir verehrt, wie von einem Sohne. Wir ſind beyde, Sie als Greis, ich als Kranker, vielleicht dem Ende unſrer Laufbahn nahe. Ich muß eilen, ein öffentliches Denkmahl unſrer Freundſchaft zu ſtiften, wenn eines nach uns vorhanden ſeyn ſoll. Und es iſt ein erlaubter Ehrgeitz von meiner Seite, wenn ich dieſes wünſche.

Nehmen Sie alſo das Geſchenk dieſes Buches, welches ich Ihnen widme, obgleich für jetzt nur der erſte

Theil davon herauskommt, mit der Güte auf, mit welcher Sie bisher alles von mir, meine Briefe und meine Geſpräche, annahmen. Ich werde aber jetzt vielleicht noch Ihrer beſondern Nachſicht nöthig haben: theils, weil ich mit ſehr ungleichen Kräften und bey ſehr veränderlichem Zuſtande meiner Geſundheit dieß Buch ausgearbeitet habe; theils, weil ich genöthiget war, das Meiſte davon Andern in die Feder zu dictiren, und der Stil jedes Menſchen ſehr verſchieden iſt, wenn er ſelbſt ſchreibt und wenn er ſich einer fremden Hand bedient. Im letzteren Falle können die Gedanken vielleicht origineller werden, weil der Geiſt, ganz concentrirt auf die Sachen, durch keine mechaniſche Nebenarbeit zerſtreut wird. Aber die Schreibart wird gewiß etwas weitſchweifiger und weniger vollkommen, weil das Auge den Verſtand nicht ſo gut leiten kann, und weil man ſich vor ſeinem Schreiber ſcheut und, um ihn nicht zu lange warten zu laſſen, ſich mit einem mangelhaften Ausdrucke begnügt. Vielleicht finden Sie jene Weitſchweifigkeit auch nicht bloß in der Schreibart, ſondern ſelbſt in den Gedanken. Jemand entſchuldigte ſich, daß er nicht kürzer in ſeinem Schreiben hätte ſeyn können, weil er zu wenig Zeit zum Schreiben gehabt hätte. Und ich möchte mich eben ſo gern damit entſchuldigen, daß ich zu ſchwach war, meine Ideen mit wenigen ſimpeln Worten aufs Reine zu bringen, und daher lange daran künſteln mußte.

Unterdeſſen wenn Sie mit einigen überflüſſigen Worten nur nützliche Wahrheiten geſagt finden, wenn ich nach Ihrem Urtheil nur die Hauptgeſichtspuncte nicht verfehlt, und hin und wieder auch einige verborgnere Seiten des Gegenſtandes aufgedeckt habe: ſo wird Ihre Freundſchaft das Uebrige thun, Ihren Beyfall mir zu erwerben, und Ihnen die Durchleſung dieſes Buches angenehm zu machen.

Ich werde thun, was in meinem Vermögen ſteht, um den künftigen Winter den zweyten Theil dieſes Buches zu Stande zu bringen. Die meiſten Ideen zu demſelben ſind geſammelt: aber die letzte Ueberarbeitung, die überhaupt ihre große Schwierigkeiten hat, und nie den Geiſtes-Genuß gewährt, mit welchem die erſte Meditation, und die Erfindung der Ideen verbunden iſt, koſtet einem Schriftſteller, der ſeiner Augen ſo gut als beraubt iſt, eine ermüdende Anſtrengung. Ich wünſche Ihnen nur, in dem Zuſtande noch einige Zeit zu verharren, in welchem Sie bisher geweſen ſind. Es iſt eine Freude, einen verdienſtvollen Mann, durch ein hohes geſundes Alter, ungewöhnliche Munterkeit des Geiſtes, Freude an ſeinen Kindern und allgemeine Werthſchätzung beym Publicum, belohnt zu ſehen. Möchte dieſe Freude mir und ſo vielen Ihrer Verehrer noch lange vergönnt ſeyn! Ich bin zufrieden, wenn ich ohne große Schmerzen meine Heiterkeit des Kopfs, welche, Dank ſey es der Vorſehung, bey einer zerrütteten Geſundheit, doch noch fortdauert, zu Unterſuchungen wie dieſe, welche ich Ihnen hier darbiethe, und zur Unterhaltung mit Freunden, wie der, an welchen ich ſchreibe, anwenden kann. Leben Sie wohl.

Garve.

Breßlau,
den 21. Sept. 1797.

Ueber
Geſellſchaft und Einſamkeit.

Nach ſo vielen einzelnen Aufſätzen und ganzen Büchern, die in allen Sprachen über den Umgang erſchienen ſind, und nach einem Werke von vier Bänden, das in der unſrigen von einem berühmten Manne über die Einſamkeit geſchrieben worden iſt, könnte dieſe Materie wohl erſchöpft ſcheinen. Aber es iſt ein Vorzug moraliſcher Materien, daß ſie niemahls ganz neu ſind und niemahls ganz erſchöpft werden. Niemand kann in der Behandlung derſelben Erfinder ſeyn; und niemand darf bloß ſeinen Vorgängern nachſprechen. Mit jedem Menſchen, der gebohren wird, erſcheint die menſchliche Natur immer wieder in einer etwas veränderten

Geſtalt. Vor tauſend Jahren hatten die Pflanzen dieſelben Formen und Farben, wie heute. Aber die Menſchen der damahligen Zeit, — wie erſtaunlich ſind ſie von den unſrigen verſchieden! Die Aehnlichkeiten wachſen allerdings, wenn die Entfernungen abnehmen: aber immer hat jeder ſeine eigne Welt, in der er lebt, und jeder ſieht dieſe Welt mit eignen Augen. Und wer alſo die menſchliche Natur zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen wählt, findet, wenn er ſeine Erfahrungen und nicht bloß Bücher zu Rathe zieht, einen in dem Grade neuen Stoff, daß auch ſeine Betrachtungen darüber ihm eigen ſeyn können.

Die Ordnung, in welcher dieſe Betrachtungen am beſten anzuſtellen ſind, wird durch die Natur des Gegenſtandes deutlich genug angegeben. Geſellſchaft und Einſamkeit wird für das Leben der Menſchen wichtig und alſo auch der Unterſuchung des Philoſophen werth: entweder, inſofern ſie auf die geiſtige Bildung des Menſchen, oder inſofern ſie auf ſeine Glückſeligkeit Einfluß hat. Die Glückſeligkeit iſt etwas einfaches; aber die Bildung des Menſchen zerfällt in drey, deutlich von einander verſchiedne, Theile, in die Bildung des Verſtandes, in die des Charakters und in die der äußern Sitten.

Auf alle dieſe Puncte hat Einſamkeit und Geſellſchaft im Allgemeinen Einfluß. Aber auch eine Art der Geſellſchaft iſt von der andern, eine Art der Einſamkeit von der andern, in Abſicht ihrer Wirkſamkeit, verſchieden. Eine große Verſchiedenheit iſt zwiſchen dem Umgange, den die Geſchäfte des bürgerlichen Lebens von ſelbſt veranlaſſen, und zwiſchen dem, welchen die Menſchen, des geſelligen Vergnügens wegen, veranſtalten. Es iſt billig, in einer Abhandlung über dieſen Gegenſtand, nicht bloß die Geſellſchaft des Menſchen in den Zeiten, die er der Erholung, ſondern auch in denen, die er der Arbeit widmet, zu betrachten. Andre kleinere Schattirungen in den Methoden und Anſtalten zu den geſellſchaftlichen Vergnügungen ſelbſt werde ich dann erſt aufzählen, wenn ich zu dieſem Theile meiner Unterſuchung komme. Die verſchiedenen Arten der Einſamkeit ſind eben ſo mannigfaltig in ihrem Einfluſſe auf den Menſchen, entweder durch die Verſchiedenheiten der Abſichten, in welchen man ſie wählt, oder durch die Verſchiedenheit der Umſtände, von welchen ſie begleitet werden. Die Einſamkeit des

Einſiedlers hat einen andern Charakter und andre Folgen, als die Einſamkeit des Mönchs oder des Gelehrten. Die ſelbſt gewählte Einſamkeit in einer volkreichen Stadt iſt von der unvermeidlichen in einer Wildniß, ſowohl in ihren Wirkungen auf den Menſchen, als in ihren Urſachen, verſchieden. Aber auch dieſe Unterſchiede ſind zu mannigfaltig und zu klein, um hier ſchon im Allgemeinen angegeben zu werden. Es iſt genug, die Folge der Haupttheile von dieſem Aufſatze zu beſtimmen. Ich werde, in drey Abſchnitten, von dem Einfluſſe der Geſellſchaft und Einſamkeit überhaupt auf Verſtand, Sittlichkeit und äußre Sitten reden. Ich werde, in einem vierten, die verſchiednen Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit claſſificiren, und das Eigenthümliche jeder Art in Beſchaffenheit und Einfluſſe aufſuchen. Ich werde endlich mit der Beziehung beyder auf die menſchliche Glückſeligkeit ſchließen.

Erſter Abſchnitt.

Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Bildung des Verſtandes.

Die erſte Frage iſt alſo: wie wirkt Geſellſchaft und Einſamkeit im Allgemeinen auf die Bildung des Verſtandes der Menſchen?

Es gehören zwey Sachen zur Bildung des Verſtandes: die Einſammlung von Kenntniſſen, und die Uebung ſeiner Kräfte. Der Menſch lernt andre Sachen in der Geſellſchaft, als bey einem einſamen Leben: und er wird auf eine andre Weiſe im Denken geübt.

Erſte Abtheilung

des erſten Abſchnitts.

Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Einſammlung von Kenntniſſen.

Unter die wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß gehört der Menſch ſelbſt. Und den Menſchen kann man nicht anders, als unter Menſchen und im Umgange mit ihnen, kennen lernen.

Zwar läßt ſich die theoretiſche Erkenntniß der menſchlichen Natur im Allgemeinen aus Beobachtungen ſchöpfen, welche der Philoſoph über ſich ſelbſt anſtellt: und ihre Erwerbung ſcheint alſo auch in der vollkommenſten Einſamkeit möglich zu ſeyn. Aber man bedenkt nicht, wenn man dieſes behauptet, daß das Selbſtbeobachten urſprünglich dadurch veranlaſſet, und zu allen Zeiten dadurch befördert wird, daß wir uns mit andern vergleichen. Der Menſch iſt dazu gemacht, außer ſich zu leben, ehe er in ſich ſelbſt zurückkehrt, — zuerſt die Gegenſtände, welche ihn umgeben, zu beſichtigen, und dann erſt, durch ein von den Gegenſtänden auf ihn zurückgeworfenes Licht, ſich ſelbſt zu betrachten. Die Vorſtellungen und Gefühle des innern Sinns ſind gleichſam der Nachhall der Eindrücke, welche von den äußern Sinnen herkommen; durch dieſe müſſen jene zuerſt erweckt, — nur durch ſtarke Abwechſelungen der letztern können die fernern Unterſchiede der erſten bemerkbar werden.

Dadurch, daß uns das Betragen gewiſſer Menſchen gefällt und Achtung einflößt, das Betragen andrer uns beleidiget oder unſer Mißfallen erregt, werden wir zuerſt auf die moraliſchen Unterſchiede unſrer eignen Handlungen, und durch dieſe noch ſpäter auf die ihnen zum Grunde liegenden Tugenden oder Fehler des Charakters aufmerkſam. Verſtand, Witz, Artigkeit, gutes Herz, Wohlwollen und Großmuth, alle die Eigenſchaften, welche die menſchliche Natur veredeln, und die entgegengeſetzten, welche ſie erniedrigen, kurz alle die Aeußerungen, aus welchen wir die Beſtandtheile des Genies und des Charakters nach und nach ſammeln, fallen uns zuerſt bey andern Menſchen in die Augen, ehe wir ſie bey uns ſelbſt gewahr werden.

Ein Menſch, der in der Einſamkeit lebt, oder einen zu kleinen Kreis von Menſchen, durch den Umgang, zu ſeiner nähern Beobachtung um ſich hat, ermangelt der Gelegenheit, von jenen Charakterzügen der menſchlichen Natur eine große Mannigfaltigkeit zu ſehen, durch die Extreme in denſelben frappirt, oder, durch die Abwechſelung des Zufälligen in ihnen, auf die Kenntniß des Weſentlichen geleitet zu werden. Es bleiben ihm alſo nicht nur viele Eigenſchaften der menſchlichen Natur, weil ihm nie Beyſpiele derſelben vorkommen, völlig verborgen: ſondern, indem es in ſeinen Erfahrungen an auffallenden Unterſchieden, an Muſtern hoher Vortreflichkeit, oder an Beyſpielen außerordentlicher Schlechtigkeit fehlt: ſo wird er auch weniger gereizt, die Menſchen, mit denen er in Verbindung ſteht, genau zu beobachten. Die anſcheinende Gleichförmigkeit der Gegenſtände und das Matte und Schläfrige in ſeiner gewohnten Empfindungsart macht, daß er nicht einmahl diejenige Menſchenkenntniß erlangt, zu welcher er die Mittel vermöge ſeiner Lage in Händen hat. Wer auf dem großen Schauplatze des alten Roms die Tugend eines Cato und die Verbrechen eines Catilina in der Nähe ſah, die Einſichten und den Patriotismus eines Cicero mit den Thorheiten und den Ausſchweifungen eines Clodius neben einander ſetzen konnte, mußte nothwendig zum Nachdenken über geiſtige und ſittliche Vollkommenheiten und Verderbniß eine unwiderſtehliche Aufforderung erhalten. Aber dieſe ſo entfernten Abſtufungen finden ſich, wie alles, was außerordentlich iſt, nur ſelten, und müſſen alſo in einer größern Anzahl von Fällen aufgeſucht werden. Man muß mit vielen Menſchen in Verbindung ſeyn, wenn man diejenigen ausgezeichneten Fähigkeiten und Charaktere darunter finden ſoll, welche die Aufmerkſamkeit auf das Studium der menſchlichen Natur hinziehen, und die Unterſuchung derſelben erleichtern.

Ein Menſch iſt aber für den andern nicht bloß ein wichtiger Gegenſtand der Erkenntniß, ſondern er iſt auch der natürliche Lehrer deſſelben. Aller Unterricht, durch welchen, in der erſten jugendlichen Erziehung, und in den Inſtituten der Gelehrſamkeit, der Geiſt des Menſchen gebildet und bereichert wird, beſteht in der Mittheilung der Ideen andrer Menſchen, welche vor ihm über die Dinge nachgedacht, und hinwiederum die Kenntniſſe ihrer Vorgänger geſammelt hatten. Wenn alſo der Umgang der Menſchen mit einander die natürliche Veranlaſſung zur wechſelſeitigen Mittheilung ihrer Gedanken iſt: ſo iſt er auch die älteſte, von der Natur angewieſene, Schule, worin ſie unterrichtet werden ſollen.

Die Wahrheit hievon zeigt ſich in einem noch auffallendern Lichte, wenn wir zu den Zeiten zurückgehn, wo die Schreibekunſt noch nicht erfunden war; — und ſelbſt nur bis zu denen, wo der Bücher wenig, und dieſe nur in den Händen weniger waren. In dieſen Zeiten gab es gar kein anderes Mittel ſich zu belehren, als den perſönlichen Umgang mit Perſonen, welche die geſuchten Kenntniſſe beſaßen: und der einſam lebende Menſch mußte nothwendig ein unwiſſender Menſch ſeyn. Wollte jemand auch nur die Geſchichte ſeiner Zeit, und die Begebenheiten ſeiner Nachbarſchaft wiſſen: ſo mußte er dieſe Nachrichten durch die Erzählung von Perſonen erhalten, welche entweder die Vorfälle ſelbſt mit angeſehen, oder ſie von Augenzeugen, mittelbar oder unmittelbar, immer aber durch mündliche Ueberlieferung, erfahren hatten. Von den verſchiedenen Ländern der Erde und ihren Bewohnern konnte er nicht anders unterrichtet werden, als wenn er mit Reiſenden, welche ſie beſucht, oder mit Perſonen, die von den Reiſenden gelernt hatten, in Umgang gerieth. Die

Geſchichte der Vorzeit war nur aus dem Munde alter Staatsmänner und Krieger, oder aus den Geſängen der Barden, welche die Thaten und Reden derſelben aufgeſammelt hatten, zu lernen. Und wenn es in dieſem Zeitraume etwas gab, was den Namen von Kunſt oder Wiſſenſchaft verdiente: ſo war der Umgang mit den Weiſen der Zeit und der von ihnen ertheilte mündliche Unterricht der einzige Weg, in den Beſitz davon zu gelangen.

Dieſe Umſtände haben ſich zwar jetzt ſehr geändert. Seit der Erfindung der Schreibekunſt, und noch mehr ſeit der Einführung des Bücherdrucks, haben ſich die Mittel des Unterrichts auch für den Einſamen vervielfältigt. Zeitungsblätter und geſchriebene Nachrichten aller Art melden uns auf unſern Zimmern, was in der ganzen Welt vorgeht. Wir lernen jetzt die entlegenſten Länder und ihre Bewohner kennen, ohne daß wir ſie ſelbſt bereiſen, und ohne daß wir mit gereiſten Leuten perſönlichen Umgang pflegen dürften. Wir können endlich die Weisheit unſrer Vorfahren einſammeln, ohne zu den Füßen unſrer Alten zu ſitzen; und die Unterſuchungen der Gelehrten und Weiſen benutzen, ohne ſelbſt bey ihnen in die Schule zu gehn. Es bleibt indeß auch noch jetzt die mündliche Mittheilung der Ideen, welche nur bey der perſönlichen Zuſammenkunft mehrerer Menſchen möglich iſt, ein vorzügliches Mittel des Unterrichts, und, in Abſicht gewiſſer Gegenſtände und gewiſſer Vorzüge der Erkenntniß, das einzige.

Unter jenen Gegenſtänden ſteht die praktiſche Menſchenkenntniß, d. h. diejenige oben an, welche man zu Verhandlung häuslicher und bürgerlicher Geſchäfte, und zu Erreichung ſolcher Endzwecke braucht, bey welchen Menſchen mitwirken müſſen. Dieſe Menſchenkenntniß läßt ſich durchaus nicht aus Büchern oder durch Selbſtbetrachtung, ſondern nur durch wirklichen Umgang erhalten.

Die Menſchen werden nehmlich in ihren Entſchlüſſen durch das Eigenthümliche ihrer Denkungsart, ihrer Leidenſchaften und ihrer Charaktere beſtimmt. Dieſe individuellen Unterſchiede aber ſind zu fein, als daß ſie ſich mit Worten deutlich ausdrücken, und zu mannigfaltig, als daß ſie ſich im Allgemeinen aufzählen ließen. Man muß als Augenzeuge bey den Handlungen und Reden, durch welche ſich die Beſchaffenheit ihres Geiſtes verräth, gegenwärtig ſeyn, — man muß den Ausdruck der Mienen und der Geberdenſprache zu Hülfe nehmen, um jene Aeußerungen richtig auszulegen. Dieſe Aufmerkſamkeit muß man auf viele Perſonen und viele ihrer Handlungen wenden können, um das, was in dem einen Falle zweydeutig iſt, ſich durch einen andern deutlichern zu erklären. Zu der Gelegenheit dieſe Beobachtungen zu machen, muß noch ein lebhaftes Intereſſe hinzukommen, ſie anzuſtellen. Alles dieſes giebt der Umgang, wenn er ausgebreitet und zugleich in einem gewiſſen Grade vertraut iſt. Er macht uns zu Zuſchauern des Lebens vieler Menſchen. Er macht uns zugleich von ihnen in ſo fern abhängig, als ſich, ohne ihre Vergünſtigung, die Verbindung mit ihnen nicht erhalten, wenigſtens das in ihrer Geſellſchaft beabſichtigte Vergnügen nicht genießen läßt. Es iſt natürlich, daß man denen, mit welchen man umgeht, zu gefallen ſucht; es iſt oft unvermeidlich, daß man etwas von ihnen zu erhalten wünſcht. Zu dem einen und zu dem andern, iſt es nöthig, daß man ihre Launen und Leidenſchaften ſchone, daß man ihrem Steifſinne ausweiche, ihre ſchwache oder nachgiebige Seite ausfündig mache, mit einem Worte, daß man ſie kennen lerne.

Für alle Arten der Erkenntniß iſt es ſehr verſchieden, ob ihr ſinnliche Eindrücke und Bilder der Phantaſie zum Grunde liegen, über welche der Verſtand hintendrein nachgedacht hat, — oder ob ſie gleich mit allgemeinen und abgezognen Ideen angefangen hat, und dann zu dem Individuellen, als zu Beyſpielen, fortgeſchritten iſt. Zum praktiſchen Gebrauche iſt ſie im erſten Falle immer weit geſchickter, als in dem zweyten. Dieß iſt beſonders bey Gegenſtänden wahr, die ſehr reich an innerm Gehalt, ſehr mannigfaltig in ihren Beſchaffenheiten, ſehr abwechſelnd in ihren Zuſtänden ſind. Die Armuth der Sprache und die Einſchränkung der menſchlichen Denkkraft macht bey dieſen die allgemeine und wiſſenſchaftliche Erkenntniß im vorzüglichen Grade mangelhaft. So iſt wenigſtens unſre wiſſenſchaftliche Kenntniß *vom Menſchen* beſchaffen. — So vieles muß bey der Auffaſſung und bey der Beziehung dieſer Theorie ausgelaſſen werden, was ſich bey der Beobachtung wirklicher Menſchen durch Auge und Ohr dem Gemüthe klar genug darſtellt, aber nicht bis zur Deutlichkeit des wörtlichen Ausdrucks erhoben werden kann! Kein Wunder, daß nun umgekehrt dieſe Theorie, angewandt auf die wirkliche Behandlung der Menſchen im geſellſchaftlichen Leben, uns doch nicht vor großen Fehlgriffen bewahrt, wenn ſie nicht durch die Erinnerungen vieler einzelner Thatſachen unterſtützt und ergänzt wird.

Dieſe Unvollkommenheit nun der abſtracten Begriffe vom Menſchen überhaupt, kann nur die Mannigfaltigkeit und Klarheit der Bilder von dem Betragen vieler einzelner Menſchen erſetzen.

Je einen ausgebreitetern Umgang mit Menſchen aus vielerley Profeſſionen, Ständen und Nationen wir haben: deſto mehr Ideale von den verſchiednen Arten und Abarten der menſchlichen Natur prägen ſich unſerm Gedächtniſſe ein; und deſto eher werden wir in den Stand geſetzt, ein neues uns vorkommendes Subject unter eine beſtimmte Claſſe zu bringen, und die Handlungsart deſſelben nach der Analogie der ihm ähnlichſten vorherzuſehn.

Insbeſondre aber iſt der Vortheil derjenigen Menſchenkenntniß, die durch den Umgang mit großen, weiſen und kraftvollen Männern, — mit Männern von Genie und einem feſten Charakter erhalten wird, durch kein anderes Hülfsmittel zu erſetzen. Wer das Glück gehabt hat, Perſonen dieſer Art auf dem Wege ſeines Lebens zu begegnen, wird wiſſen, welchen tiefen und nützlichen Eindruck ſie machen, wie belehrend ſelbſt ihr Anblick iſt, welchen Saamen zu eignen Betrachtungen ihre mitgetheilten Ideen ausſtreuen, und wie ſehr ihre Geſinnungen unſre guten Vorſätze befeſtigen. In dem Umgange ſolcher Männer lernen wir vieles, was uns durchaus ihre Schriften nicht ſagen können. Wir lernen wenigſtens auf den Inhalt vortreflicher Werke erſt recht Acht geben, wenn wir die ähnlichen Ideen vortreflicher Männer aus ihrem Munde vernehmen.

Aber nicht nur in Abſicht der Menſchenkenntniß, ſondern in Anſehung aller Arten von Kenntniſſen überhaupt gewährt der Umgang gewiſſe Hülfsmittel, die auf keinem andern Wege zu erhalten ſind.

In der Geſellſchaft zuerſt iſt es, daß die Wißbegierde im menſchlichen Geſchlechte urſprünglich erweckt wurde; und in ihr wird auch die eines jeden einzelnen Menſchen am meiſten genährt. Die Eitelkeit, unſere Einſichten andern zeigen zu wollen, iſt es unſtreitig, was uns anfänglich bewegt, die Mühe des Studirens zu überwinden. Die Reize der Wiſſenſchaft, ſo wie die der Tugend, werden erſt alsdann empfunden, wenn man in beyden ſchon beträchtliche Fortſchritte gemacht hat: die erſten Antriebe zu ihrer Cultur müſſen von auſſen her, von fremden, damit bloß verknüpften, Vortheilen kommen. Solche Vortheile liegen vornehmlich in dem günſtigen Urtheile, das uns Kenntniſſe und eine ſittliche Aufführung bey andern Menſchen verſchaffen. Dieſe günſtigen Urtheile ſind uns aber nur dann erſt wichtig, wenn wir wirklich mit jenen Menſchen zuſammenleben.

Wer immerwährende Gelegenheit hat, andern ſeine Gedanken mitzutheilen: der hat auch immerwährende Aufforderung, nachzudenken. Wer für einen guten Gedanken auf der Stelle durch den Beyfall der Zuhörer belohnt wird, und deſſen thörichte Einfälle ſogleich verſpottet, oder getadelt werden, wird dadurch zu einer weit ſchärfern Beurtheilung deſſen, was er denkt und ſagt, gereizt, als wenn er bloß mit ſich ſelbſt redete. Die Einſamkeit iſt an ſich dazu gemacht, den Geiſt erſchlaffen zu laſſen: und nur auf dem Schauplatze der Welt, und unter Menſchen (es ſey in Geſchäften, es ſey in Geſellſchaft) wird er erweckt ſich anzuſtrengen, um einen Einfluß über die Gemüther andrer zu bekommen.

Die Dichtkunſt und die Beredſamkeit waren vor der Erfindung der Schreibekunſt die einzigen Lehrmeiſter der Menſchen: und ſie blieben noch lange die vornehmſten, da dieſe Kunſt ſchon erfunden, aber noch wenig ausgebreitet war. Aber für wen ſangen die älteſten Dichter? Nicht für ſich ſelbſt und die Muſen. — Dieſer ſtille, einſame Genuß ſeiner eignen Fähigkeiten iſt für den Menſchen nur in den Zeiten der größten Verfeinerung aufbehalten. Nein, an der Tafel ihrer Großen, der Helden und Heerführer, oder auf dem Markte vor verſammelten Volkshaufen, belebten ſie die Privat- oder öffentlichen Feſte mit ihren Liedern. — Für die Geſellſchaft, für die Unterhaltung andrer, und in der Abſicht von ihnen dafür Bewunderung oder Belohnung zu erhalten, ſammelten ſie die Sagen der Vorzeit, und ſchmückten ſie mit Rhythmus und Geſang aus. — Wie die Dichtkunſt den auf Vergnügen abzweckenden Zuſammenkünften der Menſchen gewidmet war: ſo war es die Beredſamkeit denjenigen Verſammlungen, welche, des Ernſtes und der Geſchäfte wegen, zuſammenkamen. Nur das Vergnügen, welches dem Redner ſein ſichtbarer Einfluß auf gegenwärtige Zuhörer gewährt, nur diejenige Erhöhung aller Seelenkräfte und diejenige Belebung aller Triebe, welche aus der Theilnahme einer großen Anzahl von Menſchen an ſeinen Reden und Handlungen entſtehen, konnte zuerſt dem noch ſtummen und ſchüchternen Menſchen die Schwierigkeit des Selbſtdenkens, und die nicht minder große, ſeine Gedanken in die Form einer verſtändlichen und anmuthigen Rede zu bringen, überwinden helfen. Selbſt da, in etwas ſpätern Zeiten, die eigentliche Wiſſenſchaft oder die Philoſophie entſtand: erſchien ſie zuerſt nur unter der Geſtalt einer geſellſchaftlichen Unterhaltung. Für die Vernunft hatten die Griechen keinen andern Nahmen, als den der Rede; wiſſenſchaftliche Unterſuchungen anſtellen hieß bey ihnen, ſich über die Gegenſtände derſelben unterreden; und zu Folge ihres älteſten Nahmens iſt die Logik nichts anders, als die Kunſt eines gelehrten Geſprächs.

Die Lage der Dinge zu unſrer Zeit iſt freylich dieſer Schilderung nicht mehr ähnlich. Die Uebungen der Denkkraft, und die Mittheilungen der Kenntniſſe beruhen bey weitem nicht mehr ſo ſehr, als ehedem, auf dem mündlichen Vortrage, und alſo auf der perſönlichen Zuſammenkunft derer, welche einander belehren können. Wir haben gewiſſermaßen den Ernſt und die ernſthaften Gegenſtände in die Einſamkeit verwieſen, und für unſre geſellſchaftlichen Zuſammenkünſte nur den Scherz, oder die leichteſten und oberflächlichſten unſrer Kenntniſſe aufbehalten. Die gewöhnlichen Gegenſtände unſers Geſprächs, beſonders, wenn beyde Geſchlechter ſich in Geſellſchaft vereinigen, ſind theis einförmig, theils geringfügig: und der Gelegenheiten zu lernen giebt es darin nur wenige. Auch in der geiſtreichſten Geſellſchaft werden die Materien niemahls erſchöpft. Man ſpringt von einem Gegenſtande auf den andern; man begnügt ſich an einzelnen guten Gedanken und Winken. Dieß verlangt ſelbſt der Wohlſtand und der ſogenannte gute Ton. Indeſſen werden dieſe Mängel wieder durch andre Vorzüge des geſellſchaftlichen Unterrichts erſetzt.

Das, was man im Geſpräche lernt, hat auch gleich die Form und den Ausdruck, in welchen es ſich am leichteſten wieder an andre im Geſpräche mittheilen läßt. Dasjenige hingegen, was man durch eigne ſtille Meditation, oder durch Bücherfleiß lernt, muß erſt von neuem bearbeitet und gleichſam umgebildet werden, ehe es zu einer leichten und anmuthigen Belehrung andrer brauchbar wird.[*] Daher kommt es, daß oft Perſonen, welche große und gründliche Kenntniſſe, aber dieſe nur in ihrem Studirzimmer geſammelt haben, wenn ſie in die Welt und in die Kreiſe des geſellſchaftlichen Lebens kommen, unfähiger und unwiſſender ſcheinen, als andre, welche ihre weit ſeichtern Kenntniſſe in der Welt ſelbſt und im Umgange erworben haben. Ehe jene aus dem tiefen Schatze ihrer Gelehrſamkeit diejenigen Gedanken hervorhohlen, die ſie an die ſchnell vorübereilenden Wendungen des Geſprächs auf eine paſſende Weiſe anſchließen; ehe ſie denjenigen Ausdruck dazu finden, der jedermann verſtändlich iſt, und mit dem in

---

*) Das, was man mündlich auszudrücken gelernt hat, kann man auch ſehr leicht ſchriftlich ausdrücken. Das, was man in einem Geſpräche deutlich zu machen verſteht, wird man noch weit leichter in einem Buche auf eine genugthuende Weiſe erklären. Aber nicht, umgekehrt, wird man mündlich zu ſagen wiſſen, was man, umgeben von Buchern mit der Feder in der Hand mühſam aufs Reine bringt. Und viele der Vorſtellungen, welche wir am Ende eines langen Studiums deutlich gefaßt zu haben glaubten, erſcheinen uns ſelbſt nur wie ein Nebel, wenn wir einen Verſuch machen, ſie andern, in kurzen und einfachen Worten, beyzubringen.

der Geſellſchaft herrſchenden Tone übereinſtimmt, iſt vielleicht die Gelegenheit dieſe Gedanken anzubringen ſchon vorüber. Dahingegen haben die andern ihre Ideen, völlig entwickelt und in ſchickliche Ausdrücke eingekleidet, bey der Hand. Dieſe ſind kurz und deutlich: ſo daß ſie Aufmerkſamkeit erwecken; und ſie haben vielleicht einen Anſtrich von Witz, oder ſie enthalten einen ſatyriſchen oder launigen Zug, wodurch ſie anmuthiger werden.

Dieſe leichte und gefällige Einkleidung der Gedanken, die auch ſelbſt dem Schriftſteller einen vorzüglichen Werth giebt, läßt ſich nirgends ſichrer, als in guter Geſellſchaft, d. h. unter verſtändigen und weltklugen Menſchen, die ſich zum Geſpräche unter einander verſammeln, erlernen. Von den meiſten der Werke, welche als die Muſter eines populären Vortrags angeſehen werden, waren die Verfaſſer Weltleute, oder hatten Gelegenheit frühzeitig des Umgangs mit der Welt zu genießen.

Hierzu kommt noch ein andrer Vorzug, den die mündliche Mittheilung von Ideen vor der Belehrung aus Büchern hat. Die lebende Rede wird durch den Accent und die Geberdenſprache unterſtützt, und wird dadurch theils verſtändlicher, theils eindringlicher. Es gehört ein höherer Grad von Fähigkeit und Aufmerkſamkeit dazu, um in den Sinn deſſen, was man lieſt, bis auf ſeine feinſten Schattirungen einzudringen, als nöthig iſt, um einen Redenden vollkommen zu verſtehen. Die Schrift iſt ein todter Buchſtabe, den nur die Einbildungskraft und der Verſtand des Leſens beleben kann. Aus ſeiner eignen Kenntniß des Gegenſtandes, oder durch ſein richtiges Gefühl des Zuſammenhangs muß er alle die Feinheiten des Sinns, alle die Nebenideen ergänzen, welche, durch Worte nur angedeutet, aber erſt durch Declamation und Action ausgedrückt werden können. Wie leicht iſt es hier zu irren, wie noch weit öfter geſchieht es, daß man Sachen überſieht! Daher kommt es auch, daß der Umgang mit vernünftigen Männern, oder auch nur der mit vielen Menſchen, die Abſicht ſelten verfehlt, den Verſtand deſſen, welcher dieſe Schule beſucht, wenigſtens in einigem Grade aufzuklären und zu bereichern. Das Studiren hingegen, — das Leſen der beſten und lehrreichſten Bücher, läßt zuweilen den Menſchen, der Jahre lang damit zubringt, wenn er nicht recht davon Gebrauch zu machen verſteht, ſo roh und unaufgeklärt, als er zuvor war.

Wenn man in den Büchern die Früchte reifer und langer Meditationen, über die Gegenſtände, wovon ſie handeln, findet: ſo findet man dagegen im Geſpräche die augenblicklichen Erzeugniſſe eines ſchnellen, kurzen, aber durch die Umſtände geſchärften Nachdenkens; — die Einfälle des Witzes, oder die Eingebungen eines glücklichen Zufalls. In Büchern hört man größtentheils Leute vom Handwerke über diejenigen Dinge reden, die ſie auf eine ſchulgerechte Weiſe gelernt haben. Im Umgange hört man oft die Ausſprüche des bloß geſunden Menſchenverſtandes. Man erfährt, wie die Gegenſtände Menſchen erſcheinen, welche nicht gewöhnlich mit denſelben umgehn. Jede von dieſen beyden Arten der Vorſtellungen hat ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Ein anhaltendes, regelmäßiges Studium bringt ohne Zweifel allein vollſtändige und gründliche Kenntniſſe hervor. Aber ein glücklicher, im Geſpräche hervorgelockter, Einfall eines guten Kopfs klärt zuweilen dem Gelehrten ſelbſt eine Sache plötzlich auf, über die er lange umſonſt nachgedacht hatte. In der Fröhlichkeit eines angenehmen Umgangs, unter gutmüthigen und doch lebhaften und geiſtreichen Freunden ſind wir oft weit mehr zum Denken aufgelegt, und faſſen die Gegenſtände ſchärfer ins Auge, als in den Stunden der Einſamkeit und der Arbeit, auf unſrer Studirſtube. Und die Urtheile eines ſcharfſinnigen Layen über eine ihm ganz fremde Materie ſind dem darin Eingeweihten nicht ſelten, wegen ihrer Unbefangenheit und Originalität, ſchätzbar.

Doch nicht in Abſicht aller Arten der Kenntniſſe iſt der Umgang gleich lehrreich. Hauptſächlich ſind es politiſche und ökonomiſche Kenntniſſe, welche wir durch ihn zu erhalten hoffen können. Die Urſache iſt, weil, in jeder Geſellſchaft, Vorfälle des häuslichen, oder des öffentlichen Lebens, Angelegenheiten des Staats, oder Angelegenheiten der mit den Mitgliedern in Verbindung ſtehenden Familien, den vornehmſten Inhalt der Geſpräche ausmachen.

Durch den Umgang mit der großen Welt, — worunter ich entweder einen ſehr ausgebreiteten, oder den mit den Vornehmſten des Landes verſtehe, — kann man zuförderſt Anekdoten und einzelne kleine Züge aus der Zeitgeſchichte, Aufklärungen über den Charakter der Regenten, Miniſter, Heerführer, und aller auf die Staatsgeſchäfte Einfluß habenden Perſonen, Aufſchlüſſe über die geheimen Urſachen bekannter Begebenheiten, kurz Unterricht über die Verbindung des Moraliſchen mit dem Zufälligen in den Auftritten der Politik erhalten. Wer lange und vertraut mit Fürſten, Miniſtern, Heerführern, Geſandten und andern Geſchäftsträgern der öffentlichen Macht gelebt hat, bekommt nach und nach eine geheime Geſchichte der Begebenheiten ſeiner Zeit, die er nie ſo vollſtändig und zuverläßig aus Büchern würde erlernt haben, und die, wenn ſie einem, zuvor durch Theorie und Nachdenken gebildeten, Verſtande überliefert wird, ſeine politiſchen Einſichten allerdings weit vollkommner,— beſonders praktiſcher, zur Anwendung auf einzelne Fälle geſchickter, und, wegen der Menge dazu gelieferter Beyſpiele, zur angenehmen Mittheilung brauchbarer macht, als wenn ſie bloß aus den ſchriftlichen Denkmählern der Geſchichte wären geſchöpft worden.

Doch iſt es auch unſtreitig, daß nicht alle Geſchichtsanekdoten, die man in der höchſten und beſten Geſellſchaft, ich meine in der Geſellſchaft der Theilhaber an den Verhandlungen der Staaten, aufſammelt, deßwegen als ächt zu verbürgen ſind. Auch die Könige irren ſich, wenn ſie über ihre Regierungen, die Heerführer, wenn ſie über ihre Feldzüge ſchreiben: wie viel mehr, wenn ſie davon reden! Wie oft ſtellten ſie ſich, da ſie doch weder im Felde, noch im Kabinet, alles mit eignen Augen überſehen, noch ohne Mittelsperſonen ausführen konnten, gleich anfangs die Sache falſch vor; — wie viel vergaßen ſie mit der Zeit; — wie viel verſtellen ſie vorſätzlich! Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß der ſpätere Geſchichtforſcher, aus Büchern und Acten, und beſonders aus der Zuſammenhaltung vieler einſeitigen Nachrichten, die Begebenheiten, wo nicht vollſtändiger in den Umſtänden, doch der Wahrheit in den Hauptſachen gemäßer, kennen lernt, als ſie der gleichzeitige Weltmann aus dem Munde der Fürſten, Miniſter und Feldherrn erfährt, welche Augenzeugen oder handelnde Perſonen bey denſelben waren.

Zweytens ſind in eben dieſem Umgange mit *Vielen* oder mit den *Großen*, für die theoretiſche Kenntniß der Politik, einzelne kleine Bemerkungen, Behutſamkeitsregeln, die Maximen, oder Warnungen der Staatsmänner, oder andrer praktiſchen Geſchäftsleute, kurz ſolche Reſultate ihrer Erfahrungen zu erlernen, die ſich nicht bis zu einer vollſtändigen Theorie ausgebildet haben. Bücher enthalten größtentheils nur völlig entwickelte und zu ganzen Syſtemen an einander gereihete Vorſtellungen. Die iſolirten, an einzelne Begebenheiten geknüpften, von der eigenthümlichen Lage der Perſonen eingegebnen, mehr geahndeten als durchdachten Ideen ſind dem Umgange vorbehalten. Und im Politiſchen machen doch gerade dieſe, — machen die einzelnen Beobachtungen und auf das Beſondre der Vorfälle hinweiſenden Fingerzeige, die eigentlich praktiſche Weisheit aus; die daher, auch ohne Bücher, durch einen ſolchen von Jugend auf genoſſenen Umgang, verbunden mit einer frühen Theilnehmung an den Geſchäften ſelbſt, ſehr wohl erworben werden kann.

Auf dieſelbe Weiſe, wie die große Geſellſchaft in Abſicht des politiſchen Lebens Unterricht giebt, kann jede Geſellſchaft für die Kenntniſſe des Privat- und häuslichen Lebens lehrreich werden. Nur im Umgange kann man das Innere der Familien, die geheimen Urſachen des häuslichen Glücks oder Mißvergnügens, die Quellen der Einigkeit oder des Zwiſtes zwiſchen Eheleuten, Geſchwiſtern und Hausgenoſſen, die Hinderniſſe oder die Beförderungsmittel einer pflichtmäßigen und anſtändigen Aufführung kennen lernen. — Wem auch die große Geſchichte der Welt unbekannt bleibt: der kann doch ſchon durch die Familiengeſchichten ſeiner Stadt ſehr weiſe, und für die Verhältniſſe eines Privatmanns hinlänglich unterrichtet werden: und ſolche Geſchichten lehrt kein Buch. Wenigſtens haben ſie in Büchern kein Intereſſe, wenn ſie von ganz unbekannten, oder erdichteten Familien erzählt werden: oder ſie geben, durch Erweckung von Leidenſchaften, ein falſches Intereſſe, wenn ſie von uns bekannten und ganz nahen Familien die Blößen öffentlich aufdecken, oder die Tugenden öffentlich preiſen.

Neben dieſem Unterrichte für die Klugheit und Sittlichkeit des Privatlebens, biethet nun noch, beſonders der weiblichen Welt, der Umgang Gelegenheit dar, unmittelbar ökonomiſche Kenntniſſe zu erlangen, und manche Hülfsmittel und Kunſtgriffe in der Verwaltung häuslicher Angelegenheiten zu lernen, wovon entweder in Büchern nie die Rede iſt, oder die man nie gern in denſelben aufſucht.

Die Unterredungen der Weiber über Putz, den Ankauf von Galanterie-Waaren, über den Schnitt der Kleider, die Kochkunſt und über die Zänkereyen mit dem Geſinde ſind oft von ſatyriſchen Moraliſten gerügt worden. Und ſie zeigen allerdings, wenn ſie die Zeiten ihrer Zuſammenkünfte ganz ausfüllen, und wenn ſie beſonders mehr Nachforſchungen der Eitelkeit und der Eiferſucht, oder Herzenserleichterungen der Schwäche, als geſuchte oder ertheilte Rathſchläge der Freundſchaft ſind: daß es dieſen verſammelten Schönen an derjenigen Geiſtesbildung fehlen müſſe, welche allgemeinern und wichtigern Gegenſtänden etwas Anziehendes für ſie geben könnte. Auf der andern Seite wäre es aber auch höchſt thöricht, eine Sache, die ſo ganz natürlich, und die, wenn ſie auf die rechte Weiſe geſchieht, ſo nützlich iſt, ohne Einſchränkung zu tadeln. Iſt es nicht für die Frauenzimmer eben ſo vernünftig und billig, als für die Männer, ſich von denjenigen Geſchäften zu unterreden, mit welchen ſie am meiſten zu thun haben, und bey einander über diejenigen Gegenſtände Rath, Unterricht, oder Troſt zu ſuchen, die, wenn ſie auch klein ſcheinen, doch zu ihrem eigentlichen Berufe gehören, und auf das Wohl der Familien einen weſentlichen Einfluß haben? Und in der That iſt es ein wichtiger Gewinn des geſellſchaftlichen Umgangs, wenn durch denſelben die Kunſt einer nicht kargen, und doch genauen und ſparſamen Haushaltung, von einer erfahrnen Frau zu den Unerfahrnern, übergeht, oder durch die Berathſchlagungen mehrerer kluger Weiber vervollkommnet wird. Diejenige Zuſammenkunft iſt nicht unnütz, in welcher von vernünftigen Hausmüttern über den Grad des Aufwandes, den ſie schicklicher Weiſe in ihrem Hausgeräthe, in der Beſetzung ihrer Tafel, ihrer Kleidung und der Kleidung ihrer Kinder machen müſſen, debattirt wird, und jede über den Stoff und die Form dieſer Sachen, und über die vortheihafteſte Art, jenen anzuſchaffen und dieſe dem Stoffe zu geben, den Beytrag ihrer Erfahrungen zu der allgemeinen weiblichen Wiſſenſchaft hinzufügt. Und kann endlich nicht ſelbſt ein Mann einer Unterredung mit Nutzen und Vergnügen beywohnen, in der über die Tugenden und Fehler der Dienſtbothen, über das vernünftige oder thörichte Betragen der Herrſchaften gegen ſie, über den Ernſt, welchen die Erhaltung des Anſehens fordert, und über die Nachſicht, welche zur Erhaltung des Hausfriedens nothwendig iſt, verſchiedne Meinungen mit ihren Gründen gegen einander abgewogen, und Beyſpiele zur Unterſtützung oder Beſtreitung derſelben angeführt werden?

Politiſche und ökonomiſche Thatſachen und Betrachtungen ſind die gewöhnlichen, in jeder Geſellſchaft zu erwartenden, Gegenſtände aller Geſpräche. Aber außer dieſen giebt es nun noch, nach Verſchiedenheit der Geſellſchaften, verſchiedne Gelegenheiten zum Unterricht in beſondern Fächern.

Durch Umgang mit Reiſenden lernt man entfernte Länder eben ſo wohl, als aus Reiſebeſchreibungen, kennen: — zwar nicht mit gleicher Vollſtändigkeit, aber oft mit mehrerer Wahrheit; theils weil die Erzählungen, welche für das Publicum beſtimmt ſind, oft verſchönert oder aus der Imagination ergänzt werden; theils weil die unbefangnen Bemerkungen derer, die nicht aufs Beobachten der Länder im Allgemeinen ausgingen, ſondern mit Rückſicht auf individuelle Zwecke reiſeten, ſelten anders als durchs Geſpräch in Umlauf kommen.

Perſonen von gleichem Studium vermehren, wenn ſie mit einander umgehen, ihre Kenntniſſe durch gemeinſchaftliche Erörterung oder durch den Streit über die beyden ſchon bekannten und von ihnen durchdachten Gegenſtände. Die Gedanken, welche auch bey den, zur einſamen Meditation fähigſten, Köpfen, in den Unterredungen mit ihres Gleichen, durch den Widerſpruch der Meinungen, oder vermöge der Begierde ſich deutlich zu machen, aus dem Stegreiſe entſtehn, haben ein gewiſſes eignes, originelles Gepräge, und geben dem Mitredner eine Art der Belehrung, die er in ſeinem Cabinet, weder durch Leſen, noch durch Nachdenken würde bekommen haben.

Außerdem laſſen ſich auch Erklärungen einzelner Theorieen in der Naturlehre, Aufklärungen einzelner Thatſachen in der Geſchichte, kurz Belehrungen über ſolche Bruchſtücke aus den Wiſſenſchaften, die, abgeſondert von ihren übrigen Theilen, doch verſtanden werden können, ſehr wohl in der Geſellſchaft geben und empfangen. Doch gehört dazu immer gleichſam ein Lehrer. Es iſt nicht Sache der Geſellſchaft überhaupt, ſondern nur Sache des einen Mannes, welcher, in jenen Fächern vorzüglich bewandert, die Anweſenden für dieſelben zu intereſſiren weiß. Dieſe Art der Unterhaltung entfernt ſich ſchon etwas von der wahren Natur des Umgangs, und nähert ſich dem Unterrichte in Lehrſtunden. — Es iſt indeſſen ſehr wohl möglich.

aus einigen Fächern gemeinfaßlicher und gemeinnütziger Kenntniſſe, die vornehmſten Entdeckungen, ſie ſeyen durch Beobachtung oder durch Schlüſſe gemacht, im geſellſchaftlichen Geſpräche kennen zu lernen: wofern man das Glück gehabt hat, mit ſolchen Leuten zu leben, die fähig waren, abgeriſſene Stücke aus Wiſſenſchaften in ein auch für Unwiſſende genugthuendes Licht zu ſetzen, — eine eigene Gabe, die von der die Wiſſenſchaft ſyſtematiſch ihren eigentlichen Zöglingen vorzutragen, weſentlich unterſchieden iſt.

So viel von dem Einfluſſe des Umgangs auf die Erwerbung von Kenntniſſen. Um über die Beziehung der Einſamkeit auf den nehmlichen Zweck zu urtheilen, kommt es auf die Beantwortung zweyer Fragen an: einmahl, welche Gegenſtände der Beobachtung und der Unterſuchung uns noch übrig bleiben, wenn wir den Menſchen und die menſchliche Geſellſchaft aus dem Geſichte verloren haben; und zweytens, welche Mittel des Unterrichts, außer der mündlichen Mittheilung der Ideen des einen Menſchen an den andern, vorhanden ſind.

Der Einſame hat nur die Beobachtung ſeiner ſelbſt, oder den Anblick der Natur, aus welchen er unmittelbar Kenntniſſe ſchöpfen kann: und das einzige Mittel ſich fremde Kenntniſſe zuzueignen *) iſt das Studium, oder die aufmerkſame und mit Nachdenken verbundne Leſung von Büchern.

Der Anblick der Natur und ihrer abwechſelnden Auftritte kann allerdings das Gemüth mit Ideen erfüllen, und Stoff zu ſolchen Betrachtungen, oder Empfindungen, woraus Kenntniſſe entſtehn, mittheilen. Daher iſt für die Geiſtescultur ein großer Unterſchied, zwiſchen der Einſamkeit in der Stadt und der auf dem Lande. In ſeiner Stube ohne Menſchen eingeſchloſſen zu ſeyn; auch wenn man Bücher zu Geſellſchaftern hat, bringt doch auf die Länge eine gewiſſe Leer-

---

*) Der Unterricht durch förmliche Lectionen eines Lehrers ſcheint, auch bey einer ſehr eingezogenen Lebensart, ſtatt zu finden. Man muß indeß die Einſamkeit, wenn man ihren Einfluß richtig beurtheilen will, an ſich und alſo als abſolut betrachten. Mündliche Lehrer für den Einſamen ſind nur in einem ſehr geſellſchaftlichen Zeitalter nur in großen Städten zu finden. Für den Erwachſenen, von dem hier die Rede iſt, werden dieſe Lehrer immer zugleich Geſellſchaft ſeyn. Die Art aber, wie Vorleſungen auf den Verſtand, und zur Erwerbung der Kenntniſſe wirken, kommt mit der Art, wie die Leſung von Büchern wirkt, überein

heit und Trockenheit des Geiſtes hervor: weil die Sinne, die erſte und natürlichſte Quelle von Vorſtellungen, durch gar keine anziehenden Gegenſtände unmittelbar gerührt werden; weil alles Große und Wichtige, womit ſich das Gemüth beſchäftigt, abweſend, und alles Gegenwärtige klein und unbedeutend iſt. In der freyen Luft hingegen, bey dem Anblicke des Himmels und der Erde, unter den Schätzen des Pflanzen- und Thierreichs, welche in einem angebauten Lande durch den Fleiß der Menſchen zuſammengehäuft worden ſind, läßt ſich die Einſamkeit nicht nur viel leichter ertragen, ſondern ſie hat auch viel weniger Gewalt, den Geiſt träge zu machen und den Fortgang ſeiner Ideen aufzuhalten.

Vielleicht kommt es daher, daß wir in den ſchönſten und reichſten Ländern, *) und beſon-

---

*) Der Reichthum von Producten, die zum Unterhalte des Lebens gehören, kann, bey noch völlig rohen Einwohnern eines Landes, den Fortgang ihrer Cultur inſofern verhindern, als er ſie von der Nothwendigkeit zu arbeiten um leben zu können, befreyt, — dem erſten Antriebe des Fleißes, der vor der Begierde zu arbeiten, um ſich zu verfeinern, gewöhnlicher Weiſe vorhergeht. Es iſt auch wahr, daß in uncultivirten

ders in den durch Naturſchönheiten ſich auszeichnenden Gebirgsgegenden, die munterſten, thätigſten und geiſtreichſten Menſchen finden. Es iſt in der That nicht zu verwundern, wenn Leute, welche von den merkwürdigſten Erſcheinungen und von den reitzendſten Anſichten der Natur allenthalben umgeben ſind, mehr Begriffe von dem, was ſchön und erhaben iſt, und überhaupt einen reichern Vorrath von Ideen und mehr Anlaß zum Nachdenken erhalten, als die Einwohner unfruchtbarer oder doch einförmiger Ebnen,

---

Ländern die Gebirge oft die Sitze der wildeſten Völker ſind, die ihre Barbarey am ſpäteſten ablegen, weil ſie den geſitteten weniger zugänglich ſind. Aber von Europa, und in dem Zeitalter, wo die erſten Schwierigkeiten der Erziehung des Menſchengeſchlechts überwunden ſind, iſt es unſtreitig wahr: daß unter einem freundlichen Himmel, und unter dem Schutze einer freygebigen und zum Vergnügen einladenden Natur, die feinern Bedürfniſſe der Wißbegierde zuerſt merklich wurden; daß Wiſſenſchaften und Künſte, aus den glücklichen, warmen Himmelsſtrichen, erſt ſpäter in die rauhern nördlichern verpflanzt worden ſind: und daß, ſelbſt mitten in unſern durchaus angebauten Reichen, die Einwohner von Sand- Moor- und Heideländern, kurz die Einwohner einſamer Flächen hinter den Einwohnern der ſchönen Thäler unſerer Gebirge zurück ſind.

welche an keinem Gegenſtande ihre Augen weiden, durch keinen ihre Einbildungskraft begeiſtern können.

Doch der Anblick der Natur kann das Gemüth zwar einigermaßen beſchäftigen, und zum Nachdenken auffordern: aber er unterrichtet es doch nur wenig, wenn man nicht die Naturproducte, oder die Naturerſcheinungen einzeln unterſucht; das heißt, wenn man nicht aus der Naturgeſchichte oder der Naturlehre ein eignes Studium macht. Dieſe Wiſſenſchaften ſind daher Wiſſenſchaften des Einſamen. Sie laſſen ſich, ohne Hülfe der Menſchen, unter den Gegenſtänden der lebloſen Schöpfung weit verfolgen, und ohne Lehrer, bloß durch die fleißige Aufſuchung und ſorgfältige Beſichtigung der Dinge ſelbſt, erlernen. Hinwiederum treiben ſie auch ihren Liebhaber weniger zur Geſellſchaft an, weil ſie weniger fähig ſind, andern ohne Vorzeigung der Objecte mitgetheilt zu werden, und weder von dem bloß geſunden Verſtande, und den gemeinen Erfahrungen, die allein in der Geſellſchaft das Wort führen, viel Licht erhalten, noch zu den häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, die darin allein erörtert werden, viele belehrende Vorträge liefern. Roußeau wandte ſich daher an die Kräuterkunde, als er, mit der Geſellſchaft der Menſchen unzufrieden, mit ihr zugleich auch die Studien des geſelligen Lebens, die Moral und die ſchönen Wiſſenſchaften, verlaſſen wollte.

Wenn es auch zu keinem andern Endzwecke nützlich wäre, die Naturgeſchichte, beſonders die Kenntniß der Pflanzenwelt, in den allgemeinen Erziehungsplan für die geſitteten Stände einzuführen: ſo würde es ſchon aus der Urſache anzurathen ſeyn, weil dieſe Wiſſenſchaften ſo treffliche Hülfsmittel abgeben, ſich an einem einſamen Orte und bey einem einſamen Leben zu unterhalten.

Aber was eigentlich die Arbeit des Einſamen ſeyn, und ſeinem Geiſte eine langdauernde Nahrung geben kann, iſt entweder das Studiren, oder mechaniſche Arbeit. *)

---

*) Es giebt zwar Geſchäftsmänner in allen Regierungs-Kollegien, die weit mehr einſam in ihrem Kabinet, als mit und unter Menſchen beſchäftigt ſind. Aber auch dieſe Stuben-Arbeit wird ſich, wenn man ſie genau unterſucht, in dieſe beyden Zweige abtheilen laſſen. Sie wird entweder eine Art gelehrter Unterſuchung, ein Studium, oder ſie wird eine mechaniſche Arbeit ſeyn.

Alle andere Arbeiten und Geſchäfte der Menſchen werden unter und mit Menſchen getrieben. Der Kaufmann kann nicht handeln, ohne mit ſeinen Kunden — der Richter nicht Recht ſprechen, ohne mit den Parteyen und mit ſeinen Amtscollegen zuſammen zu kommen. Der Soldat lebt, der Natur ſeines Berufs nach, immer in einem Getümmel. Alle Regierungs- und Verwaltungs-Geſchäfte erfordern die vereinigte Wirkung vieler Menſchen. Nur die Arbeiten des Gelehrten und Philoſophen, welche lediglich mit dem Kopfe geſchehen, und die Arbeiten des Handwerkers und mechaniſchen Künſtlers, welche bloß eine geübte Hand erfordern, — dieſe beyden einander ſo entgegengeſetzt ſcheinenden Beſchäftigungen — ſind darin einander ähnlich, daß ſie die einzigen ſind, die in der Einſamkeit verrichtet werden können.

Was die Arbeit des Handwerkers betrifft: ſo iſt der nachtheilige Begriff, den die Menſchen ſchon im Alterthume von dem Einfluſſe derſelben auf die Geiſtesbildung gehabt haben, hauptſächlich aus dieſen beyden Betrachtungen entſtanden: einmahl, daß der Kreis von Gegenſtänden, welche der Menſch dadurch kennen lernt, ſehr klein ſey, oder daß eine ſolche Arbeit den

Geiſt zu arm an Ideen laſſe; zweytens, daß der Handwerker durch ſeinen Beruf von den geſelligen und politiſchen Verbindungen zu ſehr entfernt, und zum Umgange mit Menſchen untüchtig werde. Beyde Vorwürfe treffen die mechaniſchen Arbeiter deſto mehr, je einfacher und kunſtloſer ſie ſind.

Dieß Hinderniß, welches für das Fortſchreiten der untern Claſſen in Einſichten und Sittlichkeit, aus dem Mechaniſchen und Ungeſelligen ihrer Beſchäftigungen entſteht, wird bey dem wachſenden Flor der Gewerbe und des Handels eher vermehrt, als vermindert. Eben die Theilung der Arbeiten nehmlich, welche zur möglich größten Vollkommenheit der Manufacturen unentbehrlich iſt, ſchränkt jeden Arbeiter immer mehr auf die bloße Wiederhohlung einfacher Operationen ein, bereichert ſeinen Geiſt alſo mit immer wenigern Kenntniſſen, und giebt ihm zu einer lebhaften Aeußerung ſeiner Kräfte immer geringere Veranlaſſung. *)

---

*) In England, wo in einigen Manufacturen dieſe Theilung am weiteſten getrieben, ſo wie die Vollkommenheit der verfertigten Werke aufs Höchſte gebracht worden iſt, in eben dem England, in wel-

Indeß, jedes Handwerk, auch das einfachſte und leichteſte, unterrichtet doch den Menſchen zu der Zeit, wenn er es erlernt. Es macht ihn mit gewiſſen Naturproducten bekannt; es lehrt ihn die Werkzeuge und die mechaniſchen Grundſätze ſeiner Arbeit; es lehrt ihn auch diejenigen Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens kennen, für welche ſein Handwerk zu ſorgen beſtimmt iſt. Er wird überdieß faſt nothwendig auf einige Ideen von Schicklichkeit oder Schönheit, in der Form und den Verzierungen ſeiner Werke, geleitet. Er bekommt ferner in gewiſſer Maße die Kenntniſſe und den Geiſt eines Handelsmannes: weil er, bey dem Ankaufe ſeiner Materialien und Werkzeuge und bey dem Verkaufe ſeiner verfertigten Waaren, alle die Aufmerkſamkeit und Vorſicht nöthig hat, welche

---

chem ſich die größte Maſſe von Einſichten und Kenntniſſen findet, in deren Beſitz irgend eine Nation geweſen iſt, ſteht doch eben jene Claſſe der gemeinen Manufactur-Arbeiter, nach dem Zeugniſſe wohlunterrichteter Schriftſteller, an Aufklärung weiter, als ihres Gleichen in andern Ländern, z. B. in Deutſchland, zurück. Dieß beweiſen auch die Sonntagsſchulen, welche erſt vor wenigen Jahren, durchs ganze Reich, durch den wohlthätigen Eifer guter Patrioten, eben für jene Claſſe errichtet worden ſind.

der Handel überhaupt erfordert. Endlich kann er diejenigen Fertigkeiten der Hand, oder überhaupt ſeiner körperlichen Gliedmaßen, durch welche er eigentlich Meiſter ſeiner Kunſt wird, nicht erlangen, ohne den Verſtand, die Einbildungskraft und das Gedächtniß zu beſchäftigen.

Aber wenn die *Erlernung* jedes einfachen Handwerks, das die Einſamkeit eines Menſchen zeitlebens beſchäftigen ſoll, den Kreis ſeiner Vorſtellungen erweitert: ſo läßt ihn doch die *Ausübung* deſſelben, nachdem es einmahl erlernt iſt, keine weitere Fortſchritte machen. Ja an ſich iſt die immerwährende Wiederhohlung einer und derſelben Verrichtung recht dazu gemacht, den Geiſt zu tödten, und Gedankenloſigkeit hervorzubringen: es ſey dann, daß dem Menſchen aus andern Quellen Ideen zufließen, und er Nebenbeſchäftigungen habe, die lehrreicher und ermunternder ſind, als ſeine Berufsarbeit.

Je mehr alſo überhaupt die Arbeit eines mechaniſchen Künſtlers ſeinen Geiſt nährt und beſchäftiget; mit je mannigfaltigern Gegenſtänden er dabey zu thun hat; je mehr Abwechſelungen ſeine Arbeit erlaubt; je mehr, bey der Hervorbringung ſeiner Werke, ſeiner Erfindungskraft und ſeiner Wahl überlaſſen bleibt: deſto weniger ſchadet ihm auch die Einſamkeit, in welcher er, während der Ausübung ſeines Berufs, zu leben gezwungen iſt; und deſto weniger iſt er in Gefahr, dadurch zum Umgange mit Menſchen unbrauchbar zu werden. Denn ſo wie Bereicherung und Belebung des Geiſtes die vornehmſten Vortheile ſind, welche uns die Geſellſchaft gewährt: ſo macht auch alles, was auf irgend eine Art den Geiſt mit Vorſtellungen anfüllt, und ihn in einer gewiſſen Spannung erhält, zum geſellſchaftlichen Umgange geſchickt.

In der Maße, als die Handarbeit ſich der Kunſt nähert, und Nachahmung der Natur oder Hervorbringung des Schönen mit ihren beſondern Endzwecken verbindet: in der Maße kann ſie auch, in Abſicht der Geiſtesbildung, den Mangel des Umgangs erſetzen. Deſto geſelliger aber iſt ſie auch gemeiniglich: und deſto mehr führt ſie den Künſtler aus ſeiner Werkſtatt unter die Menſchen. Dieß thun die eigentlich ſchönen Künſte, die Mahlerey, die Bildhauerkunſt und die Muſik, ſogar in einem höhern Grade, als die Wiſſenſchaften. Zwar giebt auch bey jenen die viele Zeit, welche der Lehrling der bloß mechaniſchen Uebung der Hand widmen muß, auch dem Geiſte des Ausgelernten eine gewiſſe Einförmigkeit und Trockenheit, die ſie immer von den Welt- und Geſchäftsmännern unterſcheiden wird. Aber wenn dieſe Fertigkeit einmahl erworben iſt: ſo ſind ihre nachfolgenden Arbeiten ſtets abwechſelnde Unterhaltungen ihres Geiſtes, entweder mit natürlichen, oder mit geſellſchaftlichen Gegenſtänden; und ihr Gemüth iſt immer mit eben ſolchen Begriffen, oder Empfindungen erfüllt, als man im Umgange eigentlich aufſucht, und als man auch zu einer angenehmen Unterhaltung andrer bedarf.

Kann der bildende Künſtler, welcher die bleibenden Züge menſchlicher Charaktere, oder die vorübergehenden menſchlichen Leidenſchaften glücklich durch Pinſel und Meißel ausdrückt, unwiſſend in der Philoſophie des Lebens ſeyn, welche der Grund der wahren Geſelligkeit und der Hauptſtoff des intereſſanten Geſprächs iſt? Läßt ſich eine edle und ausdrückende Darſtellung wichtiger Auftritte aus der Geſchichte auf der Leinwand denken, ohne daß der Mahler ſich in die Verhältniſſe der Politik und des Krieges hineingedacht habe; — oder eine getreue Abbildung reitzender Naturſcenen, ohne daß ſein Verſtand die Geſetze der Natur kenne, und ſein Herz ihre Schönheiten empfunden habe? Der große

Tonkünſtler beſchäftigt ſich mit eben dieſen Gegenſtänden, nur auf eine andre Art. Sie ſelbſt läßt er aus den Augen, und hält ſich bloß an das dunkle Gefühl, welches ſie im Gemüthe zurücklaſſen. In dieſem unterſcheidet er viel mehr als andre, und drükt dieſes Mannichfaltige in einer eignen Sprache, in melodiſchen Tönen aus.

Nur das einzige fehlt ihrer Arbeit, daß ſie nicht, mit ihrem Geiſte, ihre Rede zugleich bildet; daß ſie ihnen einen andern Weg als den allen Menſchen gemeinen, ihre Gedanken mitzutheilen anweiſet; daß ſie ſogar der Entwickelung ihrer Begriffe durch Worte, — auf welche am meiſten der Umgang hinarbeitet, und die zum geſellſchaftlichen Verkehr mit andern Menſchen unentbehrlich iſt, Hinderniſſe in den Weg legt. Daher kommt es, daß der Geiſt und die Kenntniſſe vieler Mahler bloß an der Spitze ihrer Pinſel zu ſeyn ſcheinen; daß muſikaliſche Componiſten, die die zärteſten Saiten des Herzens durch ihre Töne zu treffen wiſſen, durch ihre Rede niemanden zu intereſſiren und an ſich zu ziehn verſtehn. So ſehr alſo auch die Ausübung der ſchönen Künſte den Geiſt des Menſchen mit Vorſtellungen bereichern und durch Empfindungen veredeln mag; ſo kann doch nur die Geſellſchaft und das Studiren die Rede deſſelben bilden, und jene Vorſtellungen und Empfindungen zu der Deutlichkeit allgemein mittheilbarer Kenntniſſe erhöhen.

Unter allen einſamen Beſchäftigungen alſo iſt es das Studiren, welches mit dem Umgange am ſchicklichſten in Vergleichung geſetzt werden, und deſſen Einfluß auf die Belehrung des Menſchen gegen den Einfluß des Umgangs abzuwägen, am nützlichſten ſeyn kann. Bücher ſind es, welche am beſten die Stelle der Menſchen zu unſerm Unterrichte vertreten können, und nichts hat mit einem angehörten Geſpräche mehr Aehnlichkeit, als das Leſen. In den Büchern reden auch Menſchen mit uns, und theilen uns über die Materien, welche darin abgehandelt werden, ihre Ideen ganz ausführlich mit. Die Bücher verſetzen uns zugleich oft in geſellſchaftliche Auftritte, und laſſen uns an dem Geſchäftleben, und an den Unterhaltungen entfernter, oder längſt verſtorbener Perſonen Theil nehmen.

Der Unterſchied, zwiſchen den Einſichten eines einſam lebenden und eines im Umgange mit der Welt aufgewachſenen Menſchen, muß in einem Zeitalter, wo es an Büchern fehlt, und der Geſchmack am Leſen noch wenig verbreitet iſt, unendlich größer ſeyn, als in einem, wo es eben ſo leicht iſt, Schriften über alle Arten von Gegenſtänden zu bekommen, als gewöhnlich, ſich in Stunden der Einſamkeit mit Leſen zu beſchäftigen. Ja jener Unterſchied muß noch groß ſeyn, ſolange die meiſten Bücher nur von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden handeln und nur von Gelehrten für Gelehrte geſchrieben werden: und er verliert ſich erſt dann, wenn es faſt keinen Zweig des menſchlichen Wiſſens giebt, der nicht in Büchern ſey abgehandelt, keinen Auftritt des Lebens, der nicht darin ſey geſchildert worden; und wenn zugleich durch den Gebrauch der Landesſprachen, und durch die Faßlichkeit und Anmuth des Vortrags dieſer Unterricht auch den ungelehrten, aber geſitteten Ständen zugänglich gemacht wird.

Es iſt unverkennbar, daß dieſe letztern Merkmahle unſer Zeitalter bezeichnen. Ein Menſch, welcher lieſet, und zu leſen verſteht, kann jetzt, auch wenn er in der tiefſten Einſamkeit lebt, das menſchliche Leben nach allen ſeinen Formen und Abwechſelungen kennen lernen, und durch die Schilderungen der Geſchichtſchreiber, der Dichter und der Philoſophen von den mannigfaltigen Verhältniſſen und Verhandlungen der Menſchen allen den Unterricht einſammeln, den er nur immer auf dem großen Schauplatze der Welt, wenn er auch darauf eine bedeutende Rolle ſpielte, durch eigne Beobachtung ſich verſchaffen könnte.

Es bleibt indeß doch in der Art des Unterrichts, welchen Bücher, und deſſen, welchen die wirkliche Gegenwart geſellſchaftlicher Auftritte, und das Mitwirken bey geſellſchaftlichen Verhandlungen, — mit andern Worten, welchen die Geſchäfte und der Umgang gewähren; — es bleibt auch zwiſchen der Art der Geiſtesbildung, die auf die eine und die andre Art erworben wird, ein ſo merklicher Unterſchied: daß es wohl der Mühe werth iſt, ihn aus einander zu ſetzen.

Zuerſt fällt in die Augen, daß man ſich, durch das eigentliche Studiren und das Leſen von Büchern, weit vollſtändiger und gründlicher über alles, was zu Wiſſenſchaften gehört, unterrichten kann, als es im Umgange auch mit den aufgeklärteſten und geiſtvollſten Männern möglich iſt. Das gewöhnliche Geſpräch unſrer

Geſellſchaften iſt gar nicht dazu beſtimmt, einen wiſſenſchaftlichen Unterricht über irgend etwas zu ertheilen: ſondern nur dazu, ſich entweder gegenſeitig zu erheitern, oder ſich gelegentlich Bruchſtücke von Ideen über einzelne Gegenſtände und Vorfälle mitzutheilen. Aber auch ſelbſt diejenigen Unterredungen, welche unmittelbar auf Unterricht abzielen, (dergleichen in älteren Zeiten und bey gewiſſen philoſophiſchen Schulen häufiger waren,) machen eine viel unvollkommenere Art der Unterweiſung aus, als der zuſammenhängende Vortrag iſt, welcher ſich in Lehrbüchern findet. Das vollkommenſte Muſter, welches wir aus dem Griechiſchen Alterthume von einem belehrenden Umgange haben, iſt in den Sokratiſchen Geſprächen aufgeſtellt. Und man iſt, in neuern Zeiten, in der Bewunderung derſelben ſo weit gegangen: daß man ſie bey dem Vortrage der Wiſſenſchaften in den gelehrten Schulen hat nachahmen wollen. Eine genauere Prüfung dieſer ſchätzbaren Denkmähler zeigt aber, daß bey allen den vorzüglichen Gaben, welche Sokrates hatte, dem Geiſte ſeiner Schüler, bey Hervorbringung ihrer Ideen als Geburtshelfer zu dienen, er doch weit geſchickter war, in ſeinen Unterredungen Vorurtheile und Irrthümer zu widerlegen, als Wahrheiten zu lehren. *) Wenn er es daher nicht mehr mit Sophiſten, ſondern mit ſeinen Schülern zu thun hat, ſo verläßt er oft ſelbſt die dialogiſche Form und nimmt den Ton des Lehrers an. Oder wenn er jene doch beybehält, und beſtimmte Begriffe und Meynungen durch Frage und Antwort ſeinen Mitrednern ablocken will: ſo wird er nicht ſelten eben durch dieſe Form zu Sophiſtereyen und ſchwachen Beweiſen verleitet.

So lange die Weisheit der Menſchen nur in der Kenntniß einzelner getrennter Wahrheiten, in Erfahrungsſätzen, die nicht mit einander zuſammenhingen, und in Regeln, die nicht auf ihre Principien zurückgeführt waren, beſtand: ſo lange war die mündliche Ueberlieferung ein ſchickliches Mittel, die Einſicht des Lehrers auf ſeine

---

*) Die dialogiſche Form, welche die Schüler Sokrates, die Stifter faſt aller ſeit der Zeit beſtehenden Griechiſchen Schulen der Philoſophen, in ihren Schriften und Unterweiſungen angenommen hatten, verlor ſich ſchon in der dritten Generation, unter dem Ariſtoteles, durch die Fortſchritte der Philoſophie ſelbſt. Die vermehrte Anzahl und die entdeckte Unterordnung der Begriffe erlaubte im Vortrage nicht mehr den umherſchweifenden Gang des Geſprächs.

Schüler fortzupflanzen; und die Jugend konnte zu dieſer Zeit durch den bloßen Umgang mit den Erfahrnern und Aeltern unterrichtet und gebildet werden. Nachdem aber ganze Reihen von Erfahrungen gemacht, und ganze Syſteme von Wahrheiten erfunden worden ſind, die dem Lehrlinge vollſtändig beygebracht werden müſſen, wofern er zu den ſeinem Zeitalter angemeſſenen Einſichten gelangen ſoll: ſo ſind Unterredungen nicht mehr die beſte Methode des wiſſenſchaftlichen Unterrichts, ſondern dieſer muß in einem eben ſo zuſammenhängenden Vortrage gegeben werden, als die Kette der menſchlichen Begriffe ſelbſt zuſammenhängend geworden iſt.

Nicht nur findet der einſam ſtudirende Gelehrte in ſeinen Büchern, über alles, worüber er ſie befragt, einen vollſtändigern Unterricht, als der Weltmann in der beſten Geſellſchaft, welche er beſucht: ſondern er findet auch einen vollkommner ausgearbeiteten Vortrag darin. Ob es gleich Perſonen giebt, welche beſſer reden, als ſchreiben: ſo iſt doch gewöhnlicher Weiſe das, was ein geiſtvoller Mann fürs Publicum ſchreibt, weit ſorgfältiger durchdacht und beſſer ausgedrückt, als das, was er unter ſeinen Freunden im Geſpräche vorbringt. Man kann ſicher annehmen, daß die Schriftſteller aller Zeiten ihre beſten Gedanken in ihre Schriften niedergelegt haben; und daß, wenn wir das Glück gehabt hätten, mit Plato, Cicero, Baco oder Leibnitz umzugehn, wir nichts lehrreicheres und angenehmeres von ihnen würden gehört haben, als wir jetzt in ihren Büchern leſen können.

In der That verſetzt uns die Leſung jedes guten Buchs in die Gegenwart eines verſtändigen Mannes: und es fehlt uns zum vollſtändigen Umgange mit ihm nichts, als daß auch wir unſre Zweifel und Bemerkungen ihm vortragen, und neue Belehrungen, nach unſerm beſondern Bedürfniſſe, von ihm erhalten könnten.

Wer ſeine Lectüre durch die Kenntniß mehrerer Sprachen erweitert, und das Studium der Alten mit dem der Ausländer verbindet: der lebt, obgleich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, in der Geſellſchaft der größten Männer aller Zeiten und Nationen.

Eben in dieſer Auswahl ſeiner Lehrer hat der, welcher ſich durch einſames Studiren unterrichtet, den Vorzug vor dem, welcher ſeinen Unterricht bloß im Geſchäftsleben und in der Geſellſchaft ſucht. Die Bücher, welche wir leſen, können wir ſelbſt wählen. Die Menſchen, mit welchen wir umgeben ſollen, werden uns größtentheils durch den Ort, worin wir leben, durch unſern Stand und Beruf, durch unſre Verwandſchaften, oder durch ſolche Zufälle angewieſen, die wir weder veranlaſſen noch verhindern können. Ob in dieſem Kreiſe unſrer Bekanntſchaften ſich mehr, oder weniger Leute von vorzüglichen Talenten befinden, ob wir in den Geſellſchaften, die wir beſuchen, viel oder wenig Gelegenheit antreffen ſollen, uns zu unterrichten und nützliche oder anmuthige Ideen einzuſammlen: das hängt faſt gänzlich vom Glück und Schickſal ab. Selbſt diejenigen Perſonen, welche auf den höchſten Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft ſtehn, und dadurch in den Stand geſetzt werden, ihre Verbindungen zu vervielfältigen, oder ihre Geſellſchafter aus einer großen Anzahl auszuſuchen, ſind doch in ihrem Umgange auf einen gewiſſen Kreis von Menſchen eingeſchränkt, unter welchen der Mittelmäßigen und Leeren viele, der Geiſtreichen und Anziehenden wenige ſind. Kein Wunder alſo, daß, wenn durch ein wohl eingerichtetes Studiren ein Menſch die Gelehrteſten und Weiſeſten aller Zeiten und Länder um ſich her verſammelt, und ſich von dieſen ihre Einſichten mittheilen läßt, er tiefer in die Kenntniß der Dinge eindringt, als wenn er in der beſten Geſellſchaft gelebt, und den Stoff ſeines Unterrichts ſowohl, als ſeine Lehrer, bloß unter den Menſchen, welche Zeit, und Verhältniſſe zufällig mit ihm verbanden, aufgeſucht hätte.

Es ſind indeß, um von dieſem Umgange mit Todten oder Abweſenden, worin das Studiren und Leſen eigentlich beſteht, alle die Vortheile, welche er gewähren kann, zu ziehen, gewiſſe Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden, die bey dem Umgange mit Lebendigen nicht obwalten. Dort ſind größere natürliche Fähigkeiten, es iſt ein anhaltenderer Fleiß nöthig, als hier, wenn aus der Urſache ihre erwartete Wirkung erfolgen ſoll. Von der andern Seite iſt es nicht weniger ſchwer, und erfordert eben ſo eigne Geſchicklichkeiten und Uebungen, mitten unter den Zerſtreuungen des geſellſchaftlichen Lebens einen ſo geſammelten und aufmerkſamen Geiſt zu erhalten, als zur Bemerkung und Auffaſſung jeder guten Idee, zur Ergreifung jeder flüchtig vorübereilenden Gelegenheit etwas zu lernen nöthig iſt. Die Stille und Ruhe hingegen, welche um den einſamen Gelehrten in ſeiner Studirſtube herrſcht, läßt ſeinem Geiſte vollkommne Freyheit, ſich auf jeden Gegenſtand, den er vor andern zu ſeiner Betrachtung ausgewählt hat, ungetheilt zu richten — und iſt ihm daher, ſowohl zur Erwerbung als zur treuern Aufbewahrung ſeiner Kenntniſſe, ausnehmend behülflich.

Die erſte und die gewöhnlichſte Urſache, warum Leute, die viel in Geſellſchaft leben, weit weniger dadurch unterrichtet und weiſe werden, als ſich bey dem ſo reichen Stoffe, den ſie zu Beobachtungen über den wichtigſten Theil der Schöpfung, — den Menſchen — haben, erwarten ließe, iſt, daß ſie nicht verſtehen aufmerkſam zu ſeyn. Und in der That wird im geſellſchaftlichen Leben, die Menſchen mögen zum Prunke, zum Vergnügen, oder zu Abmachung ihrer Geſchäfte zuſammenkommen, die Aufmerkſamkeit mannigfaltig geſtört. Bald iſt es, wenn die Geſellſchaft zahlreich iſt, das bloße Geräuſch, bald ſind es die ſinnlichen Ergötzungen, die man mit dem Umgange verbunden hat, — die Vergnügungen der Tafel, Spiel und Tanz, — bald ſind es endlich die bey jeder Verbindung mit Menſchen ſo leicht entſtehenden Leidenſchaften der Liebe, des Haſſes, der Schüchternheit, des Neides oder der Eiferſucht, welche unſer Gemüth während der Zeit, da wir mit andern verſammelt ſind, einnehmen und uns unfähig machen, auf die weniger ſinnlichen, oder weniger leidenſchaftlichen Gegenſtände, die uns unterrichten könnten, aufzumerken. Der Jüngling, der Menſch von ſchwachem Kopfe, der von einem unbeſtimmten Charakter wird in der Geſellſchaft leicht berauſcht, und zu einer Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt und aller ernſthaften Gegenſtände gebracht: und dieſer Zuſtand, der ihm anfangs vielleicht läſtig war, fängt nach und nach an, ihm zu gefallen; und wird zuletzt von ihm als der Endzweck angeſehn, warum er in Geſellſchaft geht. Der Ehrgeitzige findet im Umgange bald Anlaß ſich für beleidigt zu halten, bald Urſache ſich über ſeine vermeinte Größe und Erhabenheit, und über die vortheilhafte Meinung, die er glaubt bey andern erweckt zu haben, zu freuen. In beyden Fällen iſt er nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und nicht mehr unbefangner Beobachter deſſen, was um ihn herum vorgeht. Der Eigennützige und Herrſchſüchtige ſieht in den Perſonen, mit welchen er umgeht, nur ihre größere oder mindere Brauchbarkeit, zur Ausführung ſeiner Entwürfe, und hält ſelten etwas, das ihm weder nutzen noch ſchaden kann, ſeiner Aufmerkſamkeit werth. Kurz, jede Leidenſchaft, die in der Einſamkeit ſchläft, wacht in der Geſellſchaft auf, weil ſie hier entweder Mittel zu ihrer Befriedigung, oder Hinderniſſe, die ſich ihr entgegen ſetzen, oder Nebenbuhler, mit welchen ſie wetteifert, oder endlich ähnliche Leidenſchaften andrer Menſchen findet, durch die ſie bald gereitzt und bald verſtärkt wird. Wie könnte aber, wenn das Herz ſo unruhig iſt, der Verſtand ſeiner ſelbſt mächtig genug ſeyn, um die Gelegenheiten zum Unterrichte, die ſich von Zeit zu Zeit in der Geſellſchaft darbiethen, aber plötzlich entſtehn und ſchnell vorübereilen, auf der Stelle zu ergreifen und zu benutzen?

Woher kömmt es, daß in der ſogenannten großen Welt, viele von Jugend auf, mit Stadt und Hof, *) wie man ſonſt in Frankreich zu ſagen pflegte, gelebt haben, mit Regenten, Mi-

---

*) Auch in der republikaniſchen Verfaſſung Frankreichs wird etwas von dieſer Eintheilung der Geſellſchaften in große und kleine Welt bleiben: und ſie wird ſich wahrſcheinlich noch beſtimmter zu erkennen geben, wenn die Verfaſſung mehr Feſtigkeit erhalten, und eine Zeitlang gedauert haben wird. Diejenigen Geſellſchaften, an welchen die bedeutendſten Perſonen bey der Regierung, die thätigſten Mitglieder der legislativen Verſammlungen, und die erſten Staats

niſtern, Heerführern, Geſandten, merkwürdigen Fremden und vielen durch ihre Talente oder ihre Begebenheiten ausgezeichneten Perſonen umgegangen ſind, und doch weder die Menſchen, die Verſchiedenheiten der Nationen, der Stände, und der natürlichen Anlagen kennen gelernt, noch von bürgerlichen und kriegeriſchen Geſchäften hellere Begriffe, als der in ſeinem Umgange eingeſchränkteſte Privatmann, erlangt haben? Die Urſache iſt dieſe. Sie haben alle dieſe Menſchen zwar geſehn, mit ihnen gegeſſen, getrunken, ge-

---

diener Theil nehmen, werden immer einen gewiſſen größeren Glanz und ein höheres Intereſſe haben, als Geſellſchaften, worin Privatleute, die ohne allen öffentlichen Einfluß ſind, zuſammen kommen. So lange die Neugier der Menſchen vornehmlich auf die politiſchen Gegenſtände gerichtet iſt, und ſo lange ihr Ehrgeiz durch Mitwirkung bey politiſchen Geſchäften am meiſten befriedigt wird: ſo lange werden ſie auch den Rang der Geſellſchaften darnach beſtimmen, ob ſie in ihnen mehr oder weniger Gelegenheit des Unterrichts in Abſicht jener Gegenſtände, und mehr oder weniger Hülfsmittel zur Erlangung dieſer Mitwirkung finden. In der Monarchie iſt der Hof diejenige Geſellſchaft, worin dieſe beyden Endzwecke am beſten befriedigt werden: und daher kommt der hohe Rang, den ſie ſich ſelbſt zueignet und der ihr von den übrigen Staatsbürgern ſtillſchweigend zugeſtanden wird.

ſpielt; ſie haben ſich vielleicht mit den Männern in Cabalen eingelaſſen, und mit den Frauenzimmern Liebeshändel unterhalten: aber ſie haben nie mit Aufmerkſamkeit angehört, was die Verſtändigen unter ihren Geſellſchaftern ſagten, und nie mit Aufmerkſamkeit angeſehn, was in den äußern Handlungen andrer ihnen Aufſchlüſſe über deren innere Beſchaffenheiten hätte geben können. Sie ſind zwar, Zeit ihres Lebens, Zuſchauer eines großen Schauſpiels geweſen: aber ſie haben, wie die Italiäner in ihren Opern, auf das aufgeführte Stück und die handelnden Perſonen wenig Acht gegeben, ſondern ſind in ihren Logen beſchäftigt geweſen, ſelbſt zu figuriren, oder mit Spiel und Tändeleyen eine Zeit auszufüllen, die, bey allem zu ihrer Verkürzung gemachten Aufwande, ihnen immer noch lang und leer blieb.

Ein vorzügliches Hinderniß der Aufmerkſamkeit auf das, was andre in Geſellſchaft ſagen, und alſo des Nutzens, den wir aus ihren Einſichten, und zuweilen auch aus ihren Irrthümern ziehen können, iſt die Aufmerkſamkeit auf das, was wir ſelbſt ſagen wollen. Wir ſuchen den Umgang mit Menſchen, nicht bloß in der Abſicht, daß wir ſie kennen lernen, und ihre Gedanken erfahren wollen, — ſondern noch viel mehr in der, uns ihnen zu zeigen, und von unſern Fähigkeiten, oder Einſichten Proben abzulegen. Dieſe Bemühung, in der Geſellſchaft ſelbſt eine bedeutende Rolle zu ſpielen, nimmt, beſonders wenn Eitelkeit das Verlangen nach Beyfall, oder Eigendünkel den Anſpruch darauf vermehrt, einen ſo großen Theil von der Aufmerkſamkeit des Menſchen hinweg: daß ihm nur wenig für das, was andre ſagen und thun, übrig bleibt.

Ich kenne viele Menſchen, die in der Geſellſchaft gut zu reden wiſſen: aber ich kenne wenige, die gut zu hören verſtehen. Und noch geringer iſt die Anzahl derer, welche beydes vereinigen; und im Stande ſind bey einer Unterredung wechſelsweiſe außer ſich und bey ſich zu ſeyn, — ſich, ſo lange der andre redet, ganz der Gedankenfolge deſſelben hinzugeben, ohne ſie durch irgend einen eignen Gedanken zu unterbrechen; und dann wieder, wenn die Reihe zu reden an ihnen iſt, zu ihrem Vorrath eigenthümlicher Ideen zurückzukehren, und dieſe eben ſo rein und unverändert dem andern mitzutheilen, als ſie die ſeinigen aufgefaßt haben. Und dennoch iſt dieſes doppelte Talent demjenigen unentbehrlich, der die Geſellſchaft zu ſeiner Belehrung recht benutzen will. Iſt er ſo voll von ſeinen eignen Gedanken, oder koſtet es ihm ſo viel, ſie zurückzuhalten, daß er den mit ihm ſich Unterredenden nur zerſtreut und ungeduldig anhört: ſo macht das Beſte, was dieſer ſagen mag, nur einen geringen Eindruck auf ihn. Aus den Erzählungen ſchöpft er dann immer nur verſtümmelte und unſichere Nachrichten; die deutlichſten Erklärungen laſſen ihm die Sache dunkel, und die ſtärkſten Gründe verlieren für ihn ihre Kraft. Selbſt das Vergnügen, welches die Einfälle des Witzes und der Scherz der übrigen Geſellſchaft machen, wird von ihm nur unvollkommen genoſſen. — Wird er hingegen von den Reden des andern ſo angezogen: daß er darüber vergißt, was er ſelbſt ehedem über den Gegenſtand gedacht hat, und unfähig wird, ſein eignes Urtheil über denſelben vorzutragen: ſo bringt er die Unterredung in kurzem zu einem Stillſtande, wofern ſie nicht in eine Vorleſung ausarten ſoll.

Ich habe immer die Regel, welche ſich Marc-Aurel, in einem ſeiner Selbſtgeſpräche, vorſchreibt, „auf jeden Menſchen, der mit ihm reden würde, auch wenn er ihm unbedeutende Sachen ſagte, genau und ununterbrochen Acht zu geben,“ als die Frucht einer ſehr feinen Beobachtung, und eines ſehr gründlichen Nachdenkens angeſehen: das erſte, weil der entgegenſtehende Fehler ſo gemein, und doch den Menſchen, welche ihn haben, ſo verborgen; das andre, weil die Pflicht, welche er ſich auflegt, für das geſellſchaftliche Leben ſo wichtig, und doch ſo wenig anerkannt iſt. „Eine ſolche Aufmerkſamkeit, ſagt der weiſe Kaiſer, iſt Pflicht der Vernunft. Denn dazu iſt die menſchliche Rede beſtimmt, daß ſie die Verbindung unter den Menſchen durch die gegenſeitige Mittheilung ihrer Gedanken unterhalten ſoll: und die Erreichung dieſes wohlthätigen Endzwecks verhindere ich an meinem Theile, wenn ich der Rede andrer mein Ohr leihe, ohne daß mein Verſtand von dem Sinne derſelben etwas vernimmt. Sie iſt zweytens Pflicht der Menſchenliebe. Nichts beleidiget mehr, als Verachtung: und es iſt immer eine Art derſelben, wenn wir das, was andre der Mühe werth geachtet haben uns vorzutragen, nicht eines aufmerkſamen Anhörens werth halten. Eine volle Aufmerkſamkeit iſt zuletzt auch das beſte Mittel, aus einer unbedeutenden Rede Vergnügen oder Nutzen zu ziehn. Schon die Anſtrengung, die wir uns ſelbſt geben müſſen, die Aufmerſamkeit bey einem Vortrage, der uns nicht von ſelbſt an ſich zieht, feſtzuhalten, ermuntert den Geiſt und ſchützt ihn vor der langen Weile. Wir kommen dadurch oft auf die Spur eigner guter Gedanken, die wir an die Stelle der uns mitgetheilten ſeichten ſetzen können. Ueberdieß findet der Aufmerkſame faſt unfehlbar, entweder in der Perſon des Redenden, oder in dem, was er ſagt, etwas bemerkenswürdiges, das ihn für die aufgewandte Zeit ſchadlos hält; dahingegen der Zerſtreute nur lange Weile und Ungeduld empfindet.“

Vielleicht treibt der philoſophiſche Kaiſer ſeine Gewiſſenhaftigkeit zu weit, wenn er ſich vornimmt, auch diejenigen aufmerkſam anzuhören, deren Zudringlichkeit er mit Recht von ſich abweiſen konnte. Aber wenn er zu den Perſonen, die er entweder zu ſeinem Umgange gewählt hatte, oder in den Geſchäften ſeines Berufs zu ſprechen verbunden war, den feſten Vorſatz mitbrachte, ihre Reden aufmerkſam anzuhören: ſo handelte er gewiß als ein weiſer Mann. Denn was iſt widerſinniger, als die Geſellſchaft der Menſchen zu ſuchen, und ſich durch Unaufmerkſamkeit auf das, was ſie ſagen, im Geiſte wieder von ihnen zu entfernen? Oder was kann in die Geſchäfte mehr Verwirrung bringen, als wenn man die Meinung derer, mit welchen man ſie verabredet, falſch oder nur halb verſteht?

Doch iſt, wie ich ſchon geſagt habe, die Befolgung dieſer Vorſchrift weit ſchwerer, als man denken ſollte.

Beſonders ſind Perſonen von lebhaftem Geiſte, die über jeden Gegenſtand ſich auf der Stelle ihr eignes kleines Syſtem machen, oder denen wenigſtens gute Einfälle zuſtrömen, dem Fehler einer unwillkührlichen Abweſenheit des Geiſtes mitten unter den Geſprächen, die ſie führen, unterworfen. Kömmt noch Stolz hinzu, welcher macht, daß ſie wenige Perſonen für vornehm, oder für verdienſtvoll genug halten, um ſie einer anhaltenden Aufmerkſamkeit auf ihre Reden werth zu ſchätzen, oder ſich dazu als zu einer Pflicht der Höflichkeit verbunden zu achten: ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß ihnen ein großer Theil von dem, was in ihrer Gegenwart und zu ihnen geredet wird, entgeht.

Dieſer Stolz, welcher auf andrer Reden unaufmerkſam macht, iſt wie ich glaube bemerkt zu haben, vornehmlich ſolchen Perſonen eigen, welche natürliche Fähigkeiten beſitzen, aber in ihrer Jugend wenig Unterricht erhalten, — die wenig aus Büchern gelernt, und das, was ſie wiſſen, erſt ſpät durch ihr eignes Nachdenken herausgebracht haben. Weil ſie nicht wiſſen, was andre kluge Leute, ſchon vor ihnen, über den Gegenſtand, der ſie jetzt beſchäftigt, geſagt und geſchrieben haben, ſind ſie geneigt, alle ihre Gedanken für neue Entdeckungen zu halten. Und mit der Selbſtbewunderung, welche daraus bey ihnen entſteht, iſt die Geringſchätzung deſſen, was andre zu gleicher Zeit über die nähmliche Materie vorbringen, faſt unvermeidlich verbunden. Bey unterrichteten und gelehrten Selbſtdenkern kann der Fall weit ſeltner eintreten, wo ſie einen ihrer Einfälle für wichtig und neu genug halten, um ihm, mit Vernachläßigung der Geſellſchaft worin ſie ſich befanden, ihre ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Aus welcher Urſache auch bey einem Menſchen dieſe ſo gemeine Unaufmerkſamkeit auf die mit ihm ſich Unterredenden entſtehe: ſo iſt ſie für ihn immer ein großes Hinderniß, den aus dem Umgange ſonſt zu erwartenden Nutzen zu ziehen. In dieſer Schule kann niemand lernen, als der jedes lehrreiche Wort, das, unter ſo vielen nichtsbedeutenden Geſprächen, einem verſtändigen Manne entfällt, ſogleich aufzufaſſen, und einzelne zerſtreute Bemerkungen und bloße Winke zu verſtehen und zu benutzen weiß.

Von allen dieſen Urſachen der Zerſtreuung iſt der einſame Gelehrte, der ſeine Einſichten aus Büchern und aus ſeiner eignen Meditation ſchöpft, völlig frey. Er iſt mit ſeinen Lehrern allein. Um ihn herrſcht die vollkommenſte Stille; von ihm werden keine Pflichten der Höflichkeit, keine Bemühungen andre zu unterhalten, gefordert. Seine Sinnlichkeit wird durch nichts gereitzt; ſeine Leidenſchaften werden durch nichts aufgeregt. Er iſt nicht der Rival des Mannes; der im Buche mit ihm redet; und die Begierde ſelbſt zu glänzen kann ihn nicht von dem Vorſatze, ſich belehren zu laſſen, abwendig machen. Indem er ununterbrochen denſelben Gegenſtand verfolgt, wird ſein Gemüth immer mehr und mehr von ihm erwärmt. Auch macht es der weit größre Zuſammenhang, der in einem guten Buche, als der, welcher in einem Geſprächs herrſcht, bey dem Leſen des erſten leichter, als bey dem Anhören des andern, die Zerſtreuung zu vermeiden. Was man im Geſpräche einmahl überhört hat, iſt verloren: was man beym Leſen überſehen, oder mißverſtanden hat, kann man von neuem leſen, und vor ſeinen Augen ſo feſthalten, als in ſeinem Gemüthe.

Alles demnach, was Stille, Muße und Beharrlichkeit der Beſchäftigung zur Cultur des Geiſtes beytragen kann: das hat der Philoſoph bey ſeiner einſamen Lampe vor den Reichen und Großen, wenn ſie in ihren erleuchteten Prunkzimmern verſammelt ſind, und ſelbſt vor den Herrſchern der Erde, wenn ſie an der Spitze ihrer Heere ſtehen, oder in ihren Rathsverſammlungen die Schickſale der Völker abwägen, zum voraus. Aber dafür hat er eine andre Klippe zu fürchten, welche für die wahre Belehrung, und noch mehr für die Veredlung des Geiſtes eben ſo gefährlich, als die Zerſtreuung und die gereitzte Sinnlichkeit iſt; — ich meine die Erſchlaffung, die Trägheit, und eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit deſſelben.

Im geſellſchaftlichen Leben iſt der Menſch wechſelsweiſe leidend und thätig, Hörer und Redner, Zuſchauer und handelnde Perſon. Er muß doch etwas über die Sache, welche man zu ihm ſagt, nachdenken: weil er genöthigt iſt zu antworten. Er muß doch zuweilen etwas aus ſeinem eignen Schatze von Ideen hervorbringen, und einen verſtändlichen Ausdruck dafür ſuchen, damit er nicht als ein ganz unnützes Glied der Geſellſchaft erſcheine. Sein Geiſt wird alſo durch die Gegenwart andrer Menſchen, durch die Furcht vor ihrem Tadel, durch die Begierde nach ihrem Lobe, und durch die Meinung von gewiſſen Pflichten, die er in Geſellſchaft zu erfüllen habe, in einem Zuſtande des Wachens und der Munterkeit erhalten, welcher auch der Aufnahme neuer Ideen günſtig iſt.

Bey dem einſamen Studiren iſt von allem dieſen das Gegentheil. Während des Leſens verhält ſich der Menſch bloß leidend. Wenn er es lange fortſetzt, ohne ſeinen Autor durch eigne Betrachtungen zu unterbrechen: ſo muß der Inhalt des Buchs ſehr anziehend, und mit ſeinen eignen Gedanken und Gefühlen ſehr nahe verwandt ſeyn, oder er wird nach und nach darüber ermatten, und in einen Zuſtand übergehen, welcher der langen Weile und der Uebellaunigkeit ähnlich iſt, und über allen zu der Zeit empfangnen Unterricht eine Dunkelheit verbreitet. Zu jenen eignen Betrachtungen aber, welche allein die Lectüre recht nützlich machen, wird er durch keinen ſo nahen Endzweck, durch keinen ſo dringenden Bewegungsgrund aufgefordert, als in der Geſellſchaft das Verlangen iſt, am Geſpräche Theil zu nehmen. Nur die allgemeine und entfernte Abſicht ſeine Muße zu ſeiner Geiſtesbildung zu nutzen, nur das Intereſſe, das er an Wahrheit und Erkenntniß überhaupt nimmt; oder die eigne Elaſticität ſeines Geiſtes, die, durch den Druck gleichſam geſpannt, um deſto ſtärker zur Hervorbringung eigner Ideen zurückwirkt, je länger ſie, bey der anhaltenden Aufmerkſamkeit, auf fremde Ideen, in einer erzwungenen Ruhe erhalten worden war: nur dieſe Urſachen können es ſeyn, welche den einſamen Gelehrten eben ſo beleben, — ihn eben ſo munter, heiter und gedankenvoll erhalten, als wenn er mitten unter Menſchen wäre, die er zu unterhalten gedächte.

Daher iſt auch die Wirkung, welche die Einſamkeit und das einſame Studiren auf den großen, den mittelmäßigen und den gemeinen Kopf äußert, ſo ausnehmend verſchieden. Der Mann von großen Fähigkeiten findet in der Geſellſchaft nur wenige Perſonen, die ihn belehren, ja nur wenige die ihn verſtehen *) und ihn mit ihrem Beyfalle ehren können. Hingegen findet er eine Menge Hinderniſſe, ſeinen eignen freyen Gedankenlauf zu verfolgen. In der Einſamkeit hingegen findet ſich dieſer Mann nicht abgeſpannt, nicht unbelebt, ſondern nur von Feſſeln frey und in der Wahl ſeiner Gegenſtände unbeſchränkt. Da das Denken ſein natürlicher Zuſtand iſt: ſo verwandelt ſich bey ihm das Leſen von ſelbſt in ein Geſpräch mit dem Autor. Der Reichthum von Ideen, den er aus dieſer Beſchäftigung zieht, iſt um deſto größer, weil er das zweyfache Talent beſitzt, in den Sinn deſſen, was er lieſt, aufs vollkommenſte einzudringen, und doch zugleich ſeiner eignen Denk- und Urtheilskraft den freyeſten Spielraum zu laſſen. Wo konnte ein

---

*) Eben deswegen ziehn ſich die Leute von Genie ſehr zeitig aus der Welt zurück, wenn auch die Umſtände ſie darein verflochten, oder Neugierde, Ehrgeitz oder die unruhige Begierde nach Genuß ſie in der Jugend dahin gelockt haben. Sie werden mit der Zeit immer mehr gewahr, daß ihre beſſere Seite, die, um derentwillen ſie ſich ſelbſt ſchätzen, dem großen Haufen, von welchem Stande er immer ſey, ewig verborgen bleibe: und ſie ſchränken ſich alſo zuletzt ein, nur denen gefallen zu wollen, die wirklich ihren Werth einſehen können.

Cicero leicht eine Geſellſchaft finden, in der er ſich ſo lehrreich ergetzte, als wenn er die Schriften des Plato und Theophraſt las, und deſſen Gedanken, mit ſeinen eignen bereichert, in Latiums Sprache übertrug? Selbſt Friedrich der zweyte, der doch die guten Geſellſchafter aus mehrern Ländern herbeyrufen konnte, zog doch oft die Einſamkeit und das Studiren ihrer Unterhaltung noch vor. Alle Männer von Genie werden ein ähnliches Bedürfniß empfinden. — Auch ſchadet ihnen die längſte Abſonderung von den Menſchen weit weniger, als gemeinen Köpfen. Einbildungskraft und Nachdenken kann bey ihnen die Stelle der Erfahrung erſetzen. Aus wenigem Gegebnen können ſie ſehr viel ſchließen; und ſo treten ſie oft aus ihrer Einſamkeit in die Welt mit einer Kenntniß derſelben zurück, welche diejenigen in Erſtaunen ſetzt, die von keiner andern Quelle der Erkenntniß, als der ſinnlichen Gegenwart der Objecte etwas wiſſen.

Zwar kann ein höherer Grad natürlicher Verſtandeskräfte auch des Hülfsmittels der Bücher und des Studirens mit minderm Nachtheile entbehren. Ein Mann, der ſtark am Geiſt und Nerven iſt, wird von dem Geräuſche der

Geſellſchaft und dem Tumultuariſchen der Geſchäfte weniger betäubt, wenn er auch unaufhörlich in dem Kreiſe beyder umherläuft. Wenn er einen ſchärfern Blick hat, die Dinge zu beobachten: ſo können ihm Menſchen und Vorfälle, welche für andre ganz unbedeutend ſind, einen reichen Stoff des Unterrichts darreichen. Wenn er eine vorzügliche Fähigkeit zur Verknüpfung der Ideen beſitzt: ſo kann er eher aus den zerſtreuten Belehrungen, welche der Umgang mit der Welt giebt, ein brauchbares Ganze machen. Und daher ſehen wir auch Männer ohne alle gelehrte Bildung, wenn die Natur ſie mit ihren Gaben ungewöhnlich freygebig ausgeſtattet, und das Glück ſie auf einen Platz geſtellt hat, wo ſie als Zuſchauer in einer größern Nähe das Schauſpiel des geſellſchaftlichen Lebens anſehen, oder als handelnde Perſonen ſelbſt die Auftritte davon mit aufführen helfen, zu großen moraliſchen und politiſchen Einſichten gelangen. Ja es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Art der Weisheit, welche ganz auf dem eignen Boden des Menſchen, gleichſam in freyer Luft, bloß unter dem Einfluſſe der Natur und der Geſellſchaft erwachſen iſt, einen gewiſſen eigenthümlichen Character, — gleichſam einen höhern

Grad von Reiſe, — und insbeſondere eine Annehmlichkeit für andre habe, welche der in dem Schatten einer Schule oder der Studierſtube auferzogenen fehlt.

Indeß iſt doch für einen großen Geiſt der Zuſtand, wo er ganz ſich ſelbſt, ſeinen Gedanken, oder ſelbſtgewählten Beſchäftigungen ungeſtört überlaſſen iſt, ein ſo angemeſſener Zuſtand: daß er ohne Zweifel in ſeiner Vervollkommung ſchneller fortrückt, wenn er ſich in denſelben wenigſtens zuweilen zurückziehn kann, als wenn er beſtändig außer ſich, und mit Leuten, die unter ihm ſind, leben muß. Je reicher und klärer die Quelle iſt, aus welcher ſeine eigenthümlichen Ideen fließen: deſto mehr verliert er, wenn er dieſelbe nicht zuweilen ununterbrochen fortſtrömen laſſen, und ihre Waſſer von fremder Miſchung rein erhalten kann. Je feuriger ſeine Einbildungskraft, und je thätiger ſein Verſtand iſt: deſto weniger kann ihm, bey den Arbeiten des Kabinets, die Ruhe des Körpers und das Unbeſchäftigt ſeyn der Sinne ſchädlich werden: dahingegen eine zu große Zerſtreuung ſeine, ohnedas ſchon beweglichen, Lebensgeiſter bis auf einen Grad erhitzen kann, welcher ſowohl ſeiner geiſtigen als moraliſchen Ausbildung hinderlich. iſt *)

Der Menſch von mittelmäßigen Fähigkeiten hingegen kann die Einſamkeit weniger nutzen, und er verliert weniger durch die Zerſtreuung. Ihm iſt es am nothwendigſten, beyde Zuſtände oft mit einander abwechſeln zu laſſen, wenn er von dem kleinern Talente, das ihm die Natur verliehen hat, den beſten Gebrauch machen ſoll.

---

*) Daher ſind ſo viele Männer von Genie in ihrer Jugend zu Ausſchweifungen verleitet worden; daher hängt ſo manchem Virtuoſen der Kunſt ein Hang zur Zügelloſigkeit zeitlebens an. Wenn ſich, mit einer ſo lebhaften Phantaſie, einem ſo empfindſamen Nervenſyſtem, einer für den Genuß jedes gröbern und feinern Vergnügens ſo empfindlichen Seele, als zu einem ausgezeichneten Talent in den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten gehört, nicht ein anhaltender und das Feuer des Temperaments ein wenig dämpfender Fleiß verbindet; wenn nicht die freywillige Eingezogenheit eines dem Studium oder den Uebungen der Kunſt gewidmeten Lebens die Neigungen ruhiger und die Sinne weniger reizbar macht: ſo müſſen jene herrliche Gaben der Natur dem Menſchen, den ſie zu außerordentlichen Succeſſen in ſeinem Berufe führen ſollten, zu mehr als gewöhnlichen Verirrungen Anlaß geben.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß es eine gewiſſe Kunſt giebt, die Leſung eines Buchs in einen Umgang mit dem Autor zu verwandeln, und durch eigne freywillige Thätigkeit diejenigen Vortheile zu erhalten, welche in der Geſellſchaft durch die äußern Umſtände gewährt werden. Der eine dieſer Vortheile betrifft das Verſtehen des Autors: der andere betrifft die Beförderung des Selbſtdenkens durch Hülfe deſſelben.

Was nähmlich, nach meiner obigen Bemerkung, die lebendige Rede eines Menſchen vor der todten Schrift voraus hat, iſt: daß Ton, Mine und Geberde des Redenden uns tiefer in ſeinen Geiſt und in den Sinn deſſen, was er ſagt, eindringen laſſen; daß ſie uns auch mit den Gemüthsbewegungen bekannt machen, von welchen jene Gedanken begleitet werden. Dadurch werden wir zugleich in den Stand geſetzt, aus gleichem Geſichtspuncte mit ihm die Gegenſtände anzuſehen, und an der Wärme, mit welcher er für ſie eingenommen iſt, Theil zu nehmen. Jenes iſt zu einer richtigern Beurtheilung, — dieſes zu einer tiefern Einprägung des Geſagten nützlich. — Eine ſolche volle Sympathie mit den Vorſtellungen eines Schriftſtellers bey dem Leſen ſeines Buchs zu erhalten, iſt allerdings weit ſchwerer. Bey moraliſchen und äſthetiſchen Gegenſtänden, woron hier hauptſächlich die Rede iſt, gehört dazu, daß wir uns den Autor gleichſam als gegenwärtig vorſtellen; und daß wir, in der Wahl ſeiner Ausdrücke, in der Stellung ſeiner Worte, in der ganzen Farbe ſeines Styls, die Bezeichnung ſeiner Charakters und des Gemüthszuſtandes, in welchem er ſchrieb, und die den Hauptgedanken begleitenden Nebenideen zu erkennen wiſſen. Dazu gehört, daß unſre Einbildungskraft durch die Lectüre bis auf den Grad erwärmt, oder unſer Verſtand ſo helle dadurch erleuchtet werde: daß ſie das, was durch die Schrift nur dunkel angedeutet werden kann, errathen, oder das, was dieſe gar nicht auszudrücken vermag, aus ihren eignen Mitteln zuſetzen. Dieſes Talent iſt es, welches die guten Vorleſer macht, vorausgeſetzt, daß es mit biegſamen Sprachwerkzeugen, und einer mit dem innern Gefühl harmoniſch abwechſelnden Stimme verbunden iſt. Und dieſe Gabe gut zu leſen, die Gabe ſich wenigſtens in ſeiner Einbildungskraft den richtigen Accent, welchen jedes Wort verlangt, die Abwechſelungen der Stimme, welche dem Inhalte und dem Zuſammenhange der Rede gemäß ſind, zu denken, iſt eines der nothwendigſten Erforderniſſe, welche zur vollkommnen Benutzung der Lectüre gehören. Nach der Anlage zum guten Vorleſen würde ich, als Lehrer, geneigt ſeyn, die jungen Leute, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen, zu beurtheilen, und ihre wahrſcheinlichen Fortſchritte vorher zu ſagen. Denn da, in der Laufbahn eines Gelehrten, das Leſen in der Einſamkeit eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen und das vornehmſte Mittel ſeines Unterrichts iſt: ſo muß erſtaunlich viel darauf ankommen, ob er durch das Leſen vollſtändige, beſtimmte und lebhafte Vorſtellungen, begleitet mit den ihnen angemeſſenen Empfindungen erhält; oder ob er nur halb verſteht, was er lieſt, und nur ſchwach davon gerührt wird. Eine Geſchichtserzählung, welche den Eindruck auf mich macht, als wenn ich den Begebenheiten beywohnte, und ſelbſt eine mithandelnde Perſon wäre, — eine philoſophiſche Abhandlung, welche meinen Verſtand ſo lebhaft beſchäftigt, als wenn ich mit dem gegenwärtigen Autor in Unterſuchung der Sache wetteiferte, muß eine ganz andre Wirkung zu meiner Belehrung thun, als eben dieſe Geſchichte oder dieſe Abhandlung, wenn ich die Thatſachen der erſten, die Lehrſätze der andern, nur obenhin und ohne Theilnehmung durchlaufe, um ſie meinem Gedächtniſſe einzuprägen.

Es iſt aber, um die Beſchäftigung des Geiſtes beym Leſen, der bey dem Umgange näher zu bringen, und alſo in der Einſamkeit die Vortheile der Geſellſchaft zu genießen, noch nicht genug, den Autor in ſeiner Schrift gleichſam zu ſehen und zu hören: es iſt auch nöthig mit ihm zu reden. Denn eben dadurch wird der Umgang lehrreicher, als das Leſen, daß er uns die Nothwendigkeit auflegt, mitten unter der Einſammlung fremder Gedanken, etwas von unſern eignen der Geſellſchaft mitzutheilen. Man kann lange in einem fortleſen, ohne ein einziges mahl über die Sachen, wovon die Rede iſt, zu urtheilen. Aber ein Geſpräch kann nicht lange beſtehn, wenn nicht jeder, nachdem er die Begriffe und Meinungen andrer angehört hat, zu erkennen giebt, daß auch er über den Gegenſtand etwas gedacht habe. Das nun, wozu uns im Umgange die Gewohnheit, der gute Anſtand, und die Schaam nöthigt, müſſen wir beym Studiren aus freyem Vorſatze thun. Wir müſſen von Zeit zu Zeit die Lectüre unterbrechen, um uns von den Eindrücken, welche ſie auf uns macht, Rechenſchaft zu geben. Wir müſſen den Gegenſtand ſelbſt, wovon die Rede iſt, unmittelbar ins Auge faſſen, und uns fragen, wie er uns nach den erhaltnen Belehrungen erſcheine. Unſre ehemaligen Ideen und Kenntniſſe von ihm müſſen ins Gedächtniß zurückgerufen, und mit den neuen uns mitgetheilten verglichen, und eben ſo unſre Grundſätze des Wahren und unſre Ideale des Schönen mit dem Geiſte und dem Vortrage des Buchs in Verbindung geſetzt werden. Daraus wird eine, mit der Lectüre zugleich fortlaufende, Kritik entſtehn, die unentbehrlichſte Begleiterinn der erſtern, wenn ſie zum Unterrichte abzweckt. Wir werden dann dem einen Satze unſers Autors Beyfall geben und einen andern verwerfen; uns durch den einen ſeiner Beweiſe überzeugt erkennen, und gegen einen andern Einwendungen machen; Bewunderung und voller Genuß des Schönen wird mit dem Tadel der Fehler, die wir zu entdecken glauben, abwechſeln. Je deutlicher wir dieſe Urtheile bey uns ſelbſt aus einander ſetzen, je mehr wir ſie mit Gründen unterſtützen, je ſorgfältiger wir bey dieſem Selbſtgeſpräche ſogar unſre Ausdrücke wählen: deſto mehr Thätigkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes wird beym einſamen Studiren ſtatt finden; und deſto ähnlicher wird der Unterricht, welchen uns die Bücher geben, demjenigen werden, den wir im Umgange mit der Welt erhalten.

Welche Arten der Kenntniſſe, welche Zweige der Wiſſenſchaften am beſten, oder nur allein durch *einſamen* Fleiß angebaut werden können, läßt ſich ſchon, nach dem Grundſatze des Entgegengeſetzten, aus der obigen Angabe derer, welche vorzüglich in dem *Umgange* Quellen und Hülfsmittel finden, ſchließen. Es giebt deren, welche ſich durchaus nur durch Hülfe eines eigentlichen Lehrers, aus Büchern, oder durch ſtille, fortgeſetzte Meditation erlernen laſſen. Nie hat jemand im Umgange, ſelbſt in einem philoſophiſchen, die Mathematik und Phyſik, nie die Erdbeſchreibung und Geſchichte erlernt. Sokrates konnte durch Frage und Antwort einen Unwiſſenden zur Einſicht eines beſondern Falls der allgemeinen Wahrheit, welche der pythagoräiſche Lehrſatz enthält, — und doch nur auf eine ſehr unvollkommne Weiſe, — bringen. Aber ein ganzes Menſchenleben würde nicht hinreichen, einen Schüler der Mathematik die Elemente des Euclides auf eine ähnliche Weiſe zu lehren. Und auch bey dieſer Methode würde das Geſpräch nur auf die Perſonen des Lehrenden und Lernenden eingeſchränkt, und auf den einen Gegenſtand ohne Abwechſelung geheftet, — alſo nicht Umgang, ſondern Lehrvortrag ſeyn. Philoſophie mit allem, was im weiteſten Umfange der Bedeutung zu ihr gehört, — Politik und Haushaltungskunſt — kann man im Nothfalle, und wenn natürliche Fähigkeiten und Wißbegierde dem Unterrichte zu Hülfe kommen, aus gelegentlichen und fragmentariſchen Belehrungen erlernen. Hier kann man, nach dem Sprüchworte, leonem ex ungue, den Löwen an einer Klaue erkennen, und wenn die Hauptfacta, oder einige der leitenden Ideen angegeben worden ſind, die übrigen durch eignes Beobachten und Nachdenken ergänzen. Aber in der Mathematik muß der ganze Zuſammenhang der Wahrheiten, von der erſten bis zur letzten, in beſtimmter Ordnung vorgetragen und durchdacht werden: oder man verſteht keine aus der ganzen Reihe. Je mehr eine Wiſſenſchaft der Mathematik ähnlich iſt, oder von ihren Lehrſätzen aufnimmt: deſto unentbehrlicher iſt bey ihr die ſyſtematiſche Lehrmethode, die nothwendig von dem geſellſchaftlichen Leben ausgeſchloſſen iſt. Eben ſo bleiben der Einſamkeit alle Studien vorbehalten, welche viele Hülfsmittel von Charten, Werkzeugen und mechaniſchen Zurüſtungen fordern. Aus beyden Urſachen, als Zögling der Mathematik und als Handarbeiterinn in einer großen Werkſtatte voll Maſchinen, hat die neuere Phyſik ſich in die Hörſäle und in die Studirſtuben zurückziehn müſſen, da die alte auch auf dem Markte, oder unter den Säulengängen der Gymnaſien ihren Unterricht ertheilte. So lange man die Natur bloß mit ſeinen Sinnen befragte, und mehr den Zuſammenhang aller Erſcheinungen aus allgemeinen Vernunftbegriffen zu errathen, als die Beſtandtheile und die Urſachen einzelner aus Thatſachen zu ſchließen ſuchte: ſo lange war die Phyſik, wie die Philoſophie, bloß Sache des gemeinen Menſchenverſtandes, jedermann zugänglich, der mit offnen Augen in der Welt gelebt hatte, und mit den Gemeinbegriffen verſehen war, die, nach und nach von den alltäglichen Erfahrungen abgezogen, ſchon großen Theils mit der Sprache erlernt wurden. Sie konnte daher auch ein allgemeiner Gegenſtand des Geſprächs unter Perſonen, welche die gewöhnliche Aufklärung des Zeitalters erhalten hatten, werden. Sobald man aber die Natur erſt durch Kunſt zu verändern, ihre Producte entweder zu zergliedern, oder neu zu verbinden ſuchte, um ſie genauer kennen zu lernen; ſo wie man durch Maſchinen neue Erſcheinungen ſelbſt veranſtaltete, vervielfältigte, modificirte, um die, welche die Natur ohne unſer Zuthun, in ihrer für uns unzugänglichen Werkſtätte, hervorbringt, durch Analogie zu beurtheilen: ſobald mußte ſich auch hier der Fleiß der Menſchen theilen. Dieſe phyſikaliſchen Unterſuchungen konnten nur der Beruf, — und die daraus erwachſenden Kenntniſſe konnten nur der Antheil einer gewiſſen Claſſe von Menſchen werden. Und die übrigen, ſonſt noch ſo erleuchteten, konnten durch natürlichen Verſtand und Erfahrung weder im Stande ſeyn, Erklärungen, die ſo viele vorhergehende Operationen erforderten, zu begreifen, noch weniger etwas zu ihrer Beſtreitung oder Beſtätigung beyzutragen. Die Phyſik entzog ſich alſo immer mehr der geſellſchaftlichen Unterſuchung, und forderte immer mehr einen ſich ihr allein widmenden Fleiß. — Geſchichte und Erdbeſchreibung haben in ihrem Fortgange etwas ähnliches erfahren. So wie ſie an Umfange und an Genauigkeit der Kenntniſſe zugenommen haben: ſo haben ſie ſich auch von der allgemeinen Maſſe der, ganzen Nationen oder Ständen gemeinſchaftlichen, Kenntniſſe, welche den eigentlichen Stoff der geſellſchaftlichen Unterhaltung ausmachen, getrennt.

Man kann daher auf gewiſſe Weiſe auf den Umgang anwenden, was ich oben von dem Geiſte der Manufacturiſten geſagt habe, daß er ärmer an Stoffe der Unterhaltungge worden ſey, ſo wie der Reichthum der Kenntniſſe im menſchlichen Geſchlecht zugenommen habe. Der Manufacturiſt, ſagt man, verliert an perſönlicher Vollkommenheit, indeß die Monufacturen vollkommner werden: weil dieſes nicht ohne eine immer weiter getriebne Theilung der Arbeiten möglich iſt, welche zuletzt jeden Arbeiter auf einen für die Geiſtesbildung zu engen Kreis von Gegenſtänden einſchränkt. Auf gleiche Weiſe iſt es eine Folge von den Fortſchritten der Wiſſenſchaften, daß jede ihren Mann faſt allein beſchäftigt und jede ihren eignen Mann erfordert. Der Gegenſtände alſo, welche alle kennen, womit ſich alle beſchäftigen, ſind jetzt wirklich weniger, als im Alterthum. Die Menſchen kommen jetzt weniger wie ehedem, in einer gemeinſchaftlichen Summe ſeichter und oberflächlicher Kenntniſſe über viele Dinge, zuſammen; und trennen ſich vielmehr durch gänzliche Unwiſſen heit in Abſicht einiger, und die tiefe Kenntniß andrer Zweige. Und da nun der Umgang ſich keiner andern Gegenſtände, zur Unterhaltung im Geſpräche, bemächtigen kann, als über welche die Vorkenntniſſe aller gut erzognen Leute ungefähr gleich ſind: ſo hat ſich dieſer Kreis zu unſrer Zeit, im Verhältniſſe gegen den im Alterthum, in der That mehr verengt, als erweitert.

Ueberhaupt je mehr ein Studium, wenn es gelingen ſoll, ununterbrochen fortgeſetzt werden muß: deſto mehr iſt ihm die einſame Lage des Studirenden günſtig. Je eher es auch bey Unterbrechungen verfolgt werden kann: deſto eher erlaubt es das geſellſchaftliche Leben.

Die Neigungen und Gewohnheiten der Menſchen richten ſich im Ganzen nach ihren Beſchäftigungen. Der Mathematiker wird daher die Einſamkeit am beſten ertragen können, und am gefliſſentlichſten ſuchen; der ſchöne Geiſt wird nach Geſellſchaft ſtreben, und in derſelben ſowohl am meiſten gefallen, als in ihr die meiſte Befriedigung finden. Der Philoſoph ſteht zwiſchen beyden in der Mitte. Die Menſchenkenntniß, welche das eigenthümliche Gebieth deſſelben iſt, ſo wie ſie durch die Moral einen Endzweck beſtimmt, auf welchen ſich alle andre Kenntniſſe vereinigen, ſchließt ſich auch, durch die Methoden ihres Unterrichts, an alle andre Zweige der Kenntniſſe an. Sie hat einen Theil der bloß Beobachtung, einen andern der tiefſinnige Wiſſenſchaft iſt. Jene Beobachtungen erfordern nothwendig Umgang; *) dieſe Wiſſenſchaft kann nur in der Ruhe der Einſamkeit erlernt werden.

Von allen wirklichen und einzelnen Dingen können durch Worte immer nur einige Merk-

---

*) Was Smith, in ſeiner Theorie der moraliſchen Empfindungen von dem Unterſchiede des moraliſch Guten und Böſen, vielleicht mit zu großer Allgemeinheit und Beſtimmtheit, ſagt: “daß wir ihn immer zuerſt in dem Betragen andrer, gegen uns oder gegen einander, — und erſt ſpäter in unſerm eignen wahrnehmen, und daß, ganz von der menſchlichen Geſellſchaft getrennt, wir von moraliſcher Beurtheilung der Handlungen gar nichts wiſſen würden: „ das iſt doch in hohem Grade von allen Eigenſchaften unſers Geiſtes und ſeinen Wirkungen wahr. Das Auge iſt gemacht, andre Dinge zu ſehen: und von ſich ſelbſt lernt es erſt durch Vergleichung urtheilen. So muß auch die größte Fähigkeit zu beobachten, erſt durch den Glanz vieler merkwürdigen Erſcheinungen an andern Dingen geweckt und geübt werden, ehe ſie ſich in die dunkeln Tiefen des eignen Herzens kehrt.

mahle angegeben werden, wodurch wir an die übrigen erinnert werden ſollen, oder aus welchen wir die andern ſchließen können. Keine Beſchreibung einer Pflanze, eines Thiers, oder eines Minerals kann uns vollſtändig die ſinnlichen Eindrücke geben, welche der Anblick, — und noch mehr welche eine fortgeſetzte Beobachtung dieſer Naturproducte in uns zu erwecken im Stande iſt. Daher läßt ſich auch die Naturhiſtorie nicht aus Büchern allein lernen: ſondern man muß aufs Feld hinausgehn, die Wälder durchſtreichen, in die Klüfte der Erde hinabſteigen, oder wenigſtens die von andern aufgeſuchten Naturproducte um ſich herum verſammeln, und gleichſam unter Pflanzen, Thieren und Mineralien leben, wenn man eine gründliche und brauchbare Erkenntniß von ihnen erlangen will. Der Menſch iſt auch ein Naturproduct. Seine Leidenſchaften, ſeine Tugenden und Laſter, die Aeußerungen ſeiner Talente und die Ausbrüche ſeines ſittlichen Characters ſind ebenfalls Naturerſcheinungen, die, in der vollkommenſten Schilderung mit Worten, doch noch ſehr mangelhaft dargeſtellt werden. Auch hier muß man ſelbſt ſehn, empfinden und beobachten, wenn man die Erklärungen, welche in Büchern gegeben werden, theils recht verſtehn, theils bis zu dem Grade der Vollſtändigkeit ergänzen ſoll, bey welchem ein praktiſcher Gebrauch derſelben möglich iſt.

Von der andern Seite beſteht die Wiſſenſchaft vom Menſchen in der Zergliederung ſeiner Begriffe, in der Zurückführung derſelben auf ihren erſten Urſprung, in der Verfolgung der Kette, durch welche ſie alle unter einander, und die Begriffe mit den Neigungen zuſammen hängen. Ueberdieß iſt das, was wir von andern Menſchen ſehen, immer nur eine körperliche Form, oder Bewegung, oder Stimme, durch welche ſich ein Geiſt ausdrückt: und wir lernen dieſe Sprache erſt dadurch auslegen, wenn wir ſie mit den thätigen und leidenden Veränderungen unſers eignen Geiſtes, die wir auf eine ähnliche Weiſe bezeichnen, vergleichen. Nur die Selbſtbeobachtung enträthſelt uns die Geheimniſſe, die wir ſonſt in den Reden und Handlungen andrer finden würden. Endlich können wir die Menſchen, ſo glücklich wir für die Beobachtung derſelben geſtellt ſeyn mögen, immer nur auf einem zu kleinen Raume und eine zu kurze Zeit hindurch ſehen: und das Studium der Geſchichte muß uns ſchlechterdings zu Hülfe kommen, wenn wir in unſre Erfahrungen einiges

Licht, und den Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen bringen ſollen. Jene Zergliederung der Ideen nun führt auf die eigentliche Wiſſenſchaft vom Menſchen. Sie ſowohl, als die Selbſtprüfung, und das Geſchichtsſtudium ſind nur Früchte einer einſamen Muße.

Man kann aber die Vergleichung, die wir zuvor zwiſchen der Kenntniß der Natur und des Menſchen anſtellten, noch etwas weiter treiben. So wie es in der Kräuterkunde die beſte Methode des Unterrichts iſt, eine Linnäiſche Beſchreibung und ein Exemplar der Pflanze neben einander zu legen, und durch die Vergleichung von beyden ſich ſowohl die wahre Bedeutung der botaniſchen Kunſtwörter aufzuklären, als ſich von der Richtigkeit der angegebnen Merkmahle zu überzeugen; wobey man zugleich die ganze Geſtalt, den habitus der Pflanze, wie die Botaniker zu ſagen pflegen, der durch Beſchreibungen nicht deutlich gemacht werden kann, durch aufmerkſames Anſchauen faßt: ſo iſt es auch eine ſehr gute Methode den Menſchen kennen zu lernen, wenn man die Theorie der Philoſophen und die Schilderungen der Dichter von menſchlichen Eigenſchaften und Angelegenheiten, mit dem wirklichen Anblicke der Menſchen und mit der Theilnahme an ihren Vergnügungen und Geſchäften verbindet. Die Lehrſätze und Bilder, die wir aus den erſtern uns eingeprägt haben, werden uns, wenn wir unter die Menſchen ſelbſt kommen, als Leitfaden unſrer Beobachtung dienen. Durch Hülfe einer Sentenz aus dem Montaigne oder Wieland, einer Speculation aus Hume oder Kant, die uns zu rechter Zeit einfällt, werden wir zuweilen an den Perſonen, die wir am beſten kennen, Sachen gewahr werden, die uns, ohne dieſe Muſter fremder Beobachtungen und Schlüſſe, entwiſcht wären. Von der andern Seite aber werden wir auch erſt dann jene Schilderungen recht verſtehn, und durch die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit erfreuet werden. Es iſt unglaublich, wie ſehr das Gegeneinanderhalten wohlgetroffner Bildniſſe mit den Originalen die Kenntniß der menſchlichen Phyſionomie erweitert. Auf gleiche Weiſe gewinnt man viel an Kenntniß der menſchlichen Charaktere, wenn man die Menſchen, wie ſie in den Büchern der Moraliſten, in den Werken dramatiſcher oder epiſcher Dichter, und in den Denkmählern der Geſchichte erſcheinen, mit denen vergleicht, mit welchen man in Raths- und Gerichtsſtuben, im Handel und Wandel, oder in Geſellſchaftszimmern und bey fröhlichen Mahlen zuſammen kommt. Nirgends biethet das Studium der Erfahrung ſo ſehr die Hand: zu Erwerbung keiner Kenntniß iſt die Abwechſelung von Muße und Geſchäftigkeit, von Einſamkeit und Geſellſchaft ſo nützlich, als zur Erwerbung der Menſchenkenntniß.

Zweyte Abtheilung
des erſten Abſchnitts.

Von dem Unterſchiede der Einſamkeit und Geſellſchaft in Abſicht der Uebung des Geiſtes.

In Abſicht der Uebung des Verſtandes hat die Einſamkeit den unſtreitigen Vorzug, daß man in ihr ganze, große Reihen von Ideen ungeſtört verfolgen kann: dahingegen man bey Geſchäften und im Geſpräche immer nur kurze Meditationen anſtellt; bey welchen nie die Abſicht iſt, den Gegenſtand vollſtändig zu ergründen, ſondern nur einen kleinen Theil davon, der gerade zu der vorliegenden Angelegenheit oder der Neuigkeit des Tages gehört, aufzuklären.

Es iſt aber klar, daß nur diejenigen Köpfe die Einſamkeit zu ihren Uebungen brauchen können, welche zu dieſer Beharrlichkeit im Nachdenken, zu dieſer ununterbrochnen Fortſetzung einer und derſelben Ideenreihe, die nöthige Fähigkeit von der Natur erhalten haben.

Es giebt in dieſer Rückſicht einen großen Unterſchied unter den Menſchen. Einige brauchen lange Zeit, ehe ſie das innere Auge ihres Geiſtes auf irgend einen Gegenſtand dergeſtalt heften können, daß ſie das mindeſte von ſeiner Geſtalt erblicken. Aber dann ſind ſie auch im Stande, ihn lange Zeit unverwandt anzuſchauen. Dieſe Art von Menſchen hat der Einſamkeit und der Muße nöthig, um irgend einen deutlichen, oder eigenthümlichen Gedanken über eine Sache zu faſſen: und in der Einſamkeit bringen ſie auch ihre Einſichten ſehr weit, weil, wenn ſie einmahl für einen Gegenſtand erwärmt ſind, ſie die Verfolgung der angefangnen Schlußreihen leicht finden, und hier in derſelben durch nichts geſtört werden. — Andre Menſchen hingegen können nicht anders denken, als wenn ſie von äußern Veranlaſſungen gereitzt werden.

Ihre Gedanken ſind ſchnelle Blicke, die ſie auf einen Gegenſtand werfen: aber er verſchwindet ihnen wieder, wenn ſie längere Zeit ihre Aufmerkſamkeit auf ihn richten. Sie ſind ſehr wohl fähig, wenn ihnen einige Thatſachen oder Grundbegriffe gegeben werden, ſcharfſinnige und wahre Folgerungen daraus zu ziehn: aber ſie ſind gänzlich unvermögend, Schlüſſe auf Schlüſſe zu häufen, oder ſelbſt zu den Principien zurückzugehn. Menſchen dieſer Art haben das Geſchäfts- und geſellſchaftliche Leben zur Ausübung ihres Geiſtes nöthig, und die Einſamkeit kann ihnen wenig nutzen. Hier fehlt es ihnen zuerſt an der äußern Aufforderung, welche ihr Geiſt braucht, wenn er ſich mit Erfolg thätig erweiſen ſoll. Und ſelbſt der Umſtand, daß ſie hier bey einer und derſelben Sache mit ihrem Nachdenken verweilen ſollen, und weniger mit ihren Beſchäftigungen abwechſeln können, ſchwächt ihre Kraft und trübt ihre gute Laune. Was hilft es, daß ſie in ihren Meditationen ungeſtört ſind? Der beſte Gedanke kommt ihnen immer zuerſt ein, und die längſte Betrachtung eines Gegenſtandes bringt ſie in ſeiner Kenntniß nicht weiter.

Wer hingegen dieſe Fähigkeit hat, Idee an Idee, und Bild an Bild zu reihen: der würde allerdings viel verlieren, wenn er niemahls, oder ſelten in einer Lage wäre, wo er ſich dieſem Fluſſe ſeiner Gedanken frey überlaſſen könnte. Daher haben alle philoſophiſchen und dichteriſchen Genies von jeher die Einſamkeit geliebt: und die Geſellſchaft iſt für ſie immer mehr Erhohlung, als Beſchäftigung ihres Geiſtes geweſen. Nur in der Einſamkeit ſind die edelſten Erzeugniſſe des menſchlichen Verſtandes, — die großen Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, und die wichtigern Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit zu Stande gebracht worden.

So viel iſt begreiflich, daß der Verſtand, als Fähigkeit zu denken, das heißt, Begriffe mit einander zu verknüpfen, betrachtet, einen höhern Grad von Stärke und Vollkommenheit erreicht, wenn er geübt wird in dieſer Arbeit lange ununterbrochen fortzufahren, als wenn er ſich gewöhnt, nach jedem kleinen Verſuche abzubrechen, und eine neue Gedankenreihe von vorn anzufangen. Mit der Einbildungskraft verhält es ſich auf gleiche Weiſe. Wenn ſie nur ſo viel Zeit auf jeden Gegenſtand wendet, als nöthig iſt, einige wenige Bilder gegen einander zu halten: ſo entſtehen daraus nichts, als witzige Einfälle. Wenn ſie aber Beharrlichkeit genug hat eine ganze Galerie zuſammen gehöriger Gemälde vor ſich aufzuſtellen: ſo wird ſie zur Erfindungs- und Dichtungskraft. *)

Der eigentliche Vortheil alſo, welchen der Menſch zu ſeiner Geiſtesübung von der Einſamkeit erhält, iſt, daß er, von äußern Eindrücken ungeſtört, auf die oft leiſen Eingebungen ſeines Genius gleichſam horchen, und dieſem Führer, ſo weit er zu gehen vermag, folgen kann. Hieraus ergeben ſich ſchon von ſelbſt die Schwierigkeiten und Abwege, die bey dieſen einſamen Beſchäftigungen zu fürchten ſind. Das eine iſt das Verſinken in ein leeres Gedankenſpiel, oder die Träumerey: das andre iſt die unmäßige Erhitzung der Einbildungskraft und der Lebensgeiſter, oder die Schwärmerey.

Im

---

*) In dieſem Sinne verſtand es Buffon, wenn er zum Heraut de Sechelles ſagte, daß die Geduld in einer Arbeit ſo lange auszuharren, bis man ſeinen Endzweck erreicht hätte, das Weſen des Genies ausmachte. Nicht, je länger man unbeweglich in ſeinem Arbeitszimmer ſitzt; ſondern je länger man ſeine Aufmerkſamkeit unbeweglich auf demſelben Gegenſtande, oder auf einer Reihe verwandter Gegenſtände feſthalten kann: deſto mehr entdeckt ſich in ihnen, und deſto leichter ergiebt ſich auch Ausdruck und Styl.

Im thätigen Leben, und im geſellſchaftlichen Umgange wird der Menſch theils durch die Gegenſtände, die ſich ſeinen Sinnen darbiethen, theils durch den Willen, die Urtheile und die Ideen der Perſonen, mit welchen er zu thun hat, theils endlich durch die Natur der Angelegenheiten, welche er mit ihnen verhandelt, in ſeinem Nachdenken unterſtützt, aber auch zugleich bey demſelben im Zaume gehalten, und auf einen beſtimmten Ideengang eingeſchränkt. Er kann freylich ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft nicht frey fortwirken laſſen, wie es ihrer Natur am gemäßeſten wäre: aber er kann ſie auch nicht ganz zügellos umherſchweifen laſſen, wenn er ſich nicht dem Tadel aller Anweſenden ausſetzen will. Eine zu lange Abweſenheit des Geiſtes, eine zu ſichtbare Zerſtreuung, oder ein zu wildes Gemiſch nicht zur Sache gehöriger Gedanken würde ihn bald als untauglich zu allen Geſchäften auszeichnen, und ſelbſt von dem geſellſchaftlichen Vergnügen ausſchließen. Wird alſo auch in dieſer Lage das Genie des Menſchen nicht zu großen Unternehmungen angefeuert: ſo wird doch ſein geſunder Verſtand vor großen Verirrungen bewahrt.

Von dieſen Schranken iſt der Einſame befreyt: aber er iſt auch dieſer heilſamen Zucht entnommen. Seine Augen und Ohren ſind unbeſchäftigt. Er hat keine Zeugen ſeiner Thorheiten, die er fürchten dürfte. Er hat keine beſtimmte Abſicht, welche dem Laufe ſeiner Ideen die Richtung gäbe. Er iſt ganz ſein eigner Herr, der Schöpfer und Beurtheiler ſeiner Gedanken. Nichts beſtimmt die Art und Weiſe und das Ziel ſeiner Selbſtunterhaltungen, als die Fähigkeiten und Anlagen ſeiner eignen Natur, und die Fertigkeiten die er ſchon früher erworben hat.

Findet ſich nun in dieſen Anlagen irgendwo eine Lücke, oder Schwäche; oder iſt ſein Studiren unrichtig geleitet worden: ſo werden dieſe Fehler um deſto mehr zum Vorſcheine kommen, je ungehinderter und je länger er in ſeinem freyen Ideenlaufe fortgeht. Iſt ſeine Denkkraft nur ſchwach; — iſt er nur einer mäßigen Aufmerkſamkeit fähig, und läßt ſeine Einbildungskraft ſich durch kleine, nichtsbedeutende Verhältniſſe von einem Gegenſtande auf den andern führen: ſo wird er, indem er ſich vornimmt zu meditiren, nur bloß mit ſeinen Gedanken ſpielen. Ehe er ſich deſſen verſieht, wird er den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung aus den Augen verloren haben, und mit ſeinen Gedanken in der ganzen Welt umherſchweifen. Anſtatt deutlicher und vollſtändiger Begriffe, die er zu irgend einem Zwecke brauchen könnte, wird ſich in ſeine Seele nur ein Haufen dunkler, verworrener und zerſtückelter Erinnerungen und Einbildungen eindrängen, die ſeine Zeit ausfüllen werden, ohne ihn ſehr angenehm zu beſchäftigen, und ohne eine Spur ihres Daſeyns in irgend einem nützlichen Reſultate zu hinterlaſſen.

Einem etwas lebhaften Temperamente bleibt ein ſolcher Zuſtand nicht lange erträglich. Deswegen fliehen eben die meiſten Menſchen die Einſamkeit und ſuchen die Geſellſchaft, weil ſie in der erſtern, wenn ſie nicht eine beſtimmte Arbeit vorhaben, nichts anders zu thun, als auf eine ihnen langweilige und zugleich unnütze Art zu träumen wiſſen. Wer aber dieſen Zuſtand ertragen lernt und in demſelben verharrt, — es ſey, weil ſeine Einbildungskraft etwas reicher an Stoff, und beweglicher iſt von einer Sache auf die andre überzugehen; es ſey, weil er aus andern Urſachen eine Abneigung von der Geſellſchaft und vom thätigen Leben hat: — der wird gewiß durch die Einſamkeit unvollkommner, zum wahren Nachdenken unfähiger, und zu allen Geſchäften unbrauchbarer, als er zuvor war. Entweder entſteht daraus eine völlige Gedankenleere, oder ein Hinbrüten über einigen wenigen — oder über einem Haufen verworrner Ideen. Jenes ſtumpft alle Kräfte des Geiſtes ab, dieſes verunſtaltet ſie. In jenem Zuſtande nähert ſich der Menſch der Pflanze, in dieſem dem Wahnſinnigen.

Ein zweyter Abweg öffnet ſich in der Einſamkeit für Menſchen von einer lebhaftern, aber zügelloſen Einbildungskraft, wofern ihr der Verſtand nicht das Gleichgewicht hält. Wenn ſie beſonders ſich an Gegenſtände hängt, welche über die Sinnenwelt und die Gränze der Erfahrung hinausgehn; oder wenn ſie einen Hang zum Schwermüthigen hat: ſo geräth ſie, durch die ungehinderte Verfolgung ihrer Ideen, wozu die Einſamkeit die Gelegenheit giebt, leicht in diejenige Ueberſpannung, welche das Wahrheitsgefühl des Menſchen ſchwächt, ihm Hirngeſpinnſte für Wirklichkeiten aufdringt, kurz ihn zum Schwärmer macht.

Man weiß, welche Religionsſchwärmerey in den Einöden, wohin die Verfolgung oder eine falſche Andacht die Chriſten im dritten und vierten Jahrhunderte getrieben hatte, entſtanden iſt. An Beyſpielen keiner Art iſt das Werk meines Vorgängers reicher.

In der That, da die Einſamkeit etwas trauriges, und wenn ſie lange fortdauert etwas fürchterliches hat: ſo iſt ſie ſehr geſchickt, wenn im Menſchen ein Hang zu finſtern und traurigen Bildern vorhanden iſt, die Einbildungskraft noch mehr auf Gegenſtände, welche ſolche Bilder erwecken, hinzulenken: wozu nicht bloß das Gefahrvolle und Schmerzhafte, ſondern auch das Unergründliche gehört.*) Da ferner in der Einſamkeit, wenn man nicht zur Handarbeit, zu Büchern,

---

*) Die Geſchichte von dem Philoſophen, der ſich in den Aetna geſtürzt haben ſoll, weil er die Urſachen ſeiner Feuer-Auswürfe nicht hat ergründen können, mag eine Fabel ſeyn. Aber die Beobachtung, welche zu der Erdichtung Anlaß gegeben hat, und durch ſie vielleicht allegoriſirt werden ſollte, iſt ganz richtig: daß bey einer zu heftigen Begierde das Unerforſchliche zu erforſchen, — die immer fehlſchlagende Hofnung über die wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß, den Urſprung und das Ende aller Dinge, aufs Reine zu kommen, das Gemüth in einen der Verzweiflung nahen Zuſtand verſetzen kann. Alles, was das Maß unſrer Kräfte weit überſteigt,

oder zu Verfertigung ſchriftlicher Aufſätze, — den gewöhnlichen Hülfsmitteln einſamer Unterhaltung — ſeine Zuflucht nimmt, eine große Anſtrengung des Geiſtes dazu gehört, Gedanken ohne alle äußere Veranlaſſung zu erwecken: ſo kann dieſe Anſtrengung, wenn ſie auf einen ſchwachen Nervenbau wirkt, und Kräfte zu erhöhen ſucht, die ohne dieß nicht in dem gehörigen Verhältniſſe gegen einander ſtehn, jenen völlig in Unordnung bringen, und das Gleichgewicht dieſer völlig zerſtören. — Wenn endlich die Gegenſtände, welche ſich der Einſame zu ſeiner immerwährenden Meditation wählt, von der Art ſind, daß ſie zwar ein großes Intereſſe, aber nur wenige Vorſtellungen erwecken, und keine Abwechſelung von Betrachtungen, am wenigſten Erfahrungen zulaſſen; — zu welcher Art der Gegenſtände Gott, die unſichtbare Welt und die Zukunft gehören: ſo iſt nichts natürlicher, als daß er entweder den vergeblichen Verſuch in kurzem aufgiebt, oder daß er, wenn er hartnäckig dabey beharrt, den Mangel deutlicher Ideen und

---

iſt mit dem Fürchterlichen verwandt. Daher die Täuſchung Burkes, welcher die Empfindung des Erhabenen aus der Furcht herleitete.

reeller Erkenntniß durch Blendwerke der Phantaſie und dunkle Gefühle erſetzt. Das iſt die Geſchichte der meiſten Einſiedler. Sie werden Heuchler, wenn ſie die unaufhörliche Beſchäftigung ihres Gemüths mit der Religion vorgeben, indeß ſie längſt andre weltliche Gedanken und Abſichten an deren Stelle untergeſchoben haben; oder ſie werden Schwärmer, wenn ſie von einer einzigen Idee nicht ablaſſen, die mehr gemacht iſt, das Gemüth zu regieren, als allein auszufüllen.

Alle diejenigen, welche die Einſamkeit wahrhaft nutzen wollen, müſſen einen reichen Stoff von Erfahrungen in dieſelbe mitbringen, und die Hülfsmittel der Gelehrſamkeit zu ihrem Gebothe haben. Sie müſſen ſolche Gegenſtände ihrer Unterſuchung wählen, bey welchen, wenn ſie auch von der Welt entfernt leben, ihr Gemüth doch mit ihr, — mit der Natur der Körper oder der menſchlichen Geſellſchaft, — beſchäftigt bleibe. Der Verſtand muß endlich immer die Herrſchaft über ihre Einbildungskraft führen; ihr Denken muß entweder in ſo völlig auseinandergeſetzten Begriffen und Schlüſſen beſtehn, daß es zum Reſultat Wiſſenſchaft giebt; oder, wenn es auch bloß Bilder und Empfindungen an einander reiht, ſo muß doch die Urtheilskraft dieſen immer zur Seite gehn, um die Aehnlichkeit der erſten zu ihren Urbildern, — die Schicklichkeit der andern zu ihren Gegenſtänden, zu prüfen, und in das aus beyden Zuſammengeſetzte, die richtige Folge von Urſache und Wirkung hineinzubringen. Mit einem Worte der Einſame muß entweder Philoſoph, oder Dichter ſeyn.

Wenn wir einen Menſchen ſehen, der ſich in die Einſamkeit begräbt, ohne eine körperliche Beſchäftigung oder eigentlich gelehrte Arbeiten vorzuhaben; — wenn wir einen ſehn, der ohne Bücher, ohne Werkzeuge zu phyſikaliſchen Beobachtungen und Verſuchen, ohne Umgang mit der Welt und ohne Studium der Geſchichte, bloß durch ſich ſelbſt und durch ſeine einſame Meditation hofft zu einer hohen Weisheit, und zu einer tiefen Kentniß der Natur der Dinge zu gelangen: ſo können wir ſicher ſeyn, daß er auf dem Wege iſt ein Phantaſt und ein verſchobner Kopf zu werden. Wenn er aber vollends die Einſamkeit und dieſe beſchauliche Lebensart für ein Mittel anſieht, in der Kenntniß des Geiſterreichs, einzudringen, und ſelbſt mit dem höchſten Weſen beſſer bekannt, — oder ihm wohlgefälliger zu werden: ſo iſt er von der Krankheit der Schwärmerey ſchon völlig angeſteckt; und es gehören nur noch wenige Schritte dazu, und er wird wirklich Geiſter zu ſehen und Eingebungen zu haben glauben.

Außer dem Gelehrten, der, von ſeinen Büchern und Werkzeugen umgeben, auch auf ſeiner Studirſtube mit der ganzen Welt im Zuſammenhange bleibt, iſt die Einſamkeit für niemanden ſo ſchicklich und nützlich, als für den alten Mann, der, nachdem er ſeine männlichen Jahre auf dem Schauplatze der Welt und in dem Dienſte ſeines Vaterlandes zugebracht, und mannigfaltige Erfahrungen geſammelt hat, ſich, wenn er anfängt die Abnahme ſeiner körperlichen Kräfte zu fühlen, in die Stille zurückzieht, und ſein Gemüth mit der Erinnerung der erlebten Auftritte, mit der Prüfung ſeiner eignen Handlungen, und mit den aus beyden zu ziehenden Schlußfolgen beſchäftiget.

Die Einſamkeit giebt an ſich keinen Stoff zum Denken: aber ſie iſt ein ſehr ſchicklicher Zuſtand für einen Menſchen, welcher den ſchon geſammelten Stoff bearbeiten will. Geſellſchaft, Geſchäfte und Lectüre müſſen durchaus vorangehn, und die Meditation muß erſt folgen, wenn ſie etwas brauchbares hervorbringen ſoll. Ein Menſch, der ſeinen Verſtand zu ununterbrochnem Nachdenken anſtrengt, ohne ihm durch die Sinne, oder durch den Unterricht andrer Menſchen immer erneuerte Materialien, worüber er nachdenken kann, zuzuführen, zerſtört ſeinen Verſtand eben ſo gewiß, als die Häute ſeines Magens ſich an einander zerreiben, wenn ſie, ohne Nahrungsmittel zu empfangen, ihre Verdauungskräfte anwenden. *)

---

*) Die ganze Geſchichte der Philoſophie iſt ein Beweis davon, wie wenig die höhern Denkkräfte, ohne einen verhältnißmäßigen Vorrath von Kenntnißen, den Wiſſenſchaften genützt, und wie oft ſie ſelbſt ihnen geſchadet haben. Dadurch ſind zuerſt die unverſtändlichen und grundloſen Syſteme der Joniſchen und Eleatiſchen Schule, über den Bau und die Entſtehung der Welt, entſtanden. Daraus ſind die Wortſpiele der Sophiſten, und das ganze Gewebe von Subtilitäten entſtanden, welche ſelbſt den Ariſtoteles und Plato in der Unterſuchung der gemeinnützigſten Gegenſtände, unterbrechen und irre führen. Es iſt nähmlich der Meditation der Unwiſſenden eigen, ſich an die allerabgezogenſten Begriffe zuerſt zu hängen, und über das Univerſum eher, als über die alltäglichſten Erſcheinungen zu philoſophiren. Eben dieſer philoſophiſche Scharfſinn, dem es an Stoffe phyſika-

Außer dem bisher betrachteten allgemeinen Geſichtspuncte, unter welchem ſich der Einfluß der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf die Geiſtesbildung als verſchieden zeigt, giebt es

---

tiſcher Beobachtungen über die Natur, politiſcher über die Geſchichte, und moraliſcher über das menſchliche Leben fehlte, brachte die Sophiſtereyen der Skeptiker, und ihre Bemühung hervor, das für klar Gehaltene zu verdunkeln, und das Ausgemachte zweifelhaft darzuſtellen. — Das Syſtem der ſcholaſtiſchen Theologie zeigt, durch die Uebereinſtimmung ſeiner Theile, die Denkkraft der Männer, welche ſich zu deſſen Vollendung die Hände bothen: und es wird nur dadurch ein Gegenſtand unſerer Verachtung, weil einer ſo künſtlichen und ſo zuſammengeſetzten Form ein ſo geringhaltiger Stoff von Sachkenntniß zum Grunde liegt. So geht es durch alle Jahrhunderte herunter. Große Denker, denen es an Gelehrſamkeit oder Welterfahrung fehlt, verlieren ſich leicht in dem Labyrinthe einer dunkeln Metaphyſik, oder bringen auf einem mühſamern Wege, in einer neuen Sprache, alte Wahrheiten wieder zum Vorſchein, welche man, ſo lange man dieſe Sprache nur halb verſteht, für Entdeckungen hält, die aber, ſobald der neue Ausdruck geläufig geworden iſt, nur einen geringen Zuſatz zu unſern Erkenntniſſen geben. Jacob Böhme wäre zu dieſem Aeußerſten des Unſinns, den wir in ſeinen Schriften belachen, nicht gekommen, wenn nicht bey ihm ein unaufhaltſamer Forſchungstrieb und eine unabläßige Meditanoch einige beſondere, nach welchen gewiſſe Vortheile den geſellſchaftlichen, andre den einſamen Geiſtesübungen eigen ſind.

Zuerſt, langſames und reifes Nachdenken iſt die Sache des Einſamen: im Umgange und in Geſchäften hingegen wird der Menſch zu einer ſchnellen Ueberſicht des Gegenſtandes, zu einer augenblicklichen Beſtimmung ſeines Urtheils und einer prompten Entwickelung ſeiner Ideen gewöhnt.

---

tion mit einer großen Unwiſſenheit wäre verbunden geweſen. Aber auch der Tiefſinn des Spinoza hätte nützlichere Werke hervorgebracht, wenn nicht ſein Geiſt gleichſam an ſeinem eignen Marke gezehrt hätte, — wenn er mehr hätte von andern empfangen, und weniger bloß aus ſich ſelbſt herausbringen wollen. Durch die Verbindung mit Gelehrſamkeit und Welterfahrung iſt die Philoſophie des Baco, Montaigne und Montesquieu ſo lehrreich für ihre Zeitgenoſſen und die Nachwelt geworden. Dadurch hat Leibnitz einen ſo großen Vorzug vor dem Carteſius erhalten. Und in Kants Schriften ſelbſt, obgleich ſein Syſtem nur die Entwickelung weniger Principien zu ſeyn ſcheint, lebt und regt ſich ein durch Natur- und Menſchen-Kenntniß bereicherter Geiſt, der eben deßwegen ſeine Schriften, ihres mit Parentheſen überladnen Styls ungeachtet, anziehender macht, als die beſſer geſchriebnen, aber rein metaphyſiſchen Commentarien ſeiner Schüler.

Die Fähigkeiten des Menſchen richten ſich nach und nach in die Verhältniſſe derjenigen Lage ein, in welcher er ſich oft befindet. Das, was die Nothwendigkeit der Umſtände ihm als Pflicht auflegt: das lernt er, wenn er nicht ganz von der Natur dazu verwahrloſet iſt, zuletzt gut machen. Da, wo er Muße und Zeit genug hat, einer Sache ſo lange, als er will, nachzugrübeln, ehe er ein Urtheil über ſie fällt, da nimmt er ſich auch Zeit. In Umſtänden hingegen, wo Gefahr bey der Verweilung iſt, und ein ſchnelles Urtheil oder ein ſchneller Entſchluß allein den geſuchten Endzweck erreichen kann: da beſchleuniget ſich auch der Lauf ſeiner Gedanken, und er lernt in ſeinen Ueberlegungen Kraft mit Geſchwindigkeit verbinden. In jener Unabhängigkeit, welche nur den einſamen Arbeiten, und vorzüglich den Arbeiten des Gelehrten eigen iſt, geht man ſchon nicht ſo ſchleunig an ſein Werk; man unterbricht die Unterſuchung mehrere Mahle; man giebt einer gewiſſen Unentſchloſſenheit der Seele Raum, die ſich weder über die Richtigkeit der Gedanken, noch über den zu wählenden Ausdruck entſcheiden kann. Menſchen, die immer nur, oder am häufigſten, auf dieſe Art im Denken geübt werden, daß ſie das Vollkommene in Gedanken und Ausdruck ſuchen, aber auch ruhig und geduldig abwarten können, bis ſie es finden, verlieren nach und nach diejenige Gewalt über ihre eigne Denkkraft, welche nothwendig iſt, wenn man jeden vorgelegten Gegenſtand ohne Verzug in Unterſuchung ziehen, und ſogleich ein Urtheil darüber, zur Mittheilung an andre, oder zur Beſtimmung ſeines eignen Entſchluſſes, bereit haben ſoll.

In dem Drange der Geſchäfte und des Geſprächs iſt weder eine ſolche Langſamkeit des Denkens möglich, noch iſt eine ſolche vollkommne Ausarbeitung der Gedanken nothwendig. Das Leben und die größte Annehmlichkeit des Geſprächs iſt die repartie, oder eine prompte, ſchickliche und kurze Antwort auf das, was ein Andrer geſagt hat, — beſonders die treffende aber unbeleidigende Erwiederung eines gegen uns gerichteten Angriffs. Da die Gegenſtände im Geſpräche ſchnell abwechſeln: ſo muß man auch die ſich darbiethende Gelegenheit einen guten Gedanken zu ſagen ſchnell ergreifen, wenn man nicht mit ſeinen Einfällen oder ſeinem Witze zu ſpät kommen will. Dafür aber, weil man in der Geſellſchaft nicht eigentlich Unterricht, ſondern nur Unterhaltung ſucht, iſt man auch mit einem oberflächlichen Urtheile, mit einer einſeitigen Darſtellung der Sache und mit einem mangelhaften Vortrage zufrieden, wenn nur in den Gedanken etwas Wahres liegt, und der Ausdruck im Ganzen verſtändlich iſt. Die Aufmunterung jenes Beyfalls, welcher auf ſchnelle Einfälle folgt, und dieſe Nachſicht, welche man unreifen Einfällen zugeſteht, bringt einen an ſich geiſtreichen Menſchen, der viel in Geſellſchaft und beſonders in guter Geſellſchaft lebt, nach und nach zur Fertigkeit, ſeine Gedanken zu einer angenehmen Mittheilung immer in Bereitſchaft zu haben. Sey es, daß ſein Blick allmählig ſchärfer wird: oder daß ſich nur die Unentſchloſſenheit verliert, welche den ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen bey der Wahl unter gleich gut ſcheinenden Gedanken und Ausdrücken zum Zaudern bringt: genug, die Fertigkeit ſelbſt unterſcheidet ihn ſichtbar von dem größten Theile der Stubengelehrten.

Die Geſchäfte, welche geſellſchaftlich betrieben werden, verlangen zwar eine gründlichere, und erlauben eine langſamere Erörterung der Gegenſtände. Aber inſofern ein mündlicher Vortrag dabey ſtatt findet, machen ſie es doch nothwendig, die Sachen ſchnell ins Auge zu faſſen, auf der Stelle ein Urtheil darüber zu fällen, und für dieſes einen verſtändlichen Ausdruck zu finden. Bis zu welchem Grade dieſe Fertigkeit, ſeine Gedanken in wenigen Augenblicken zu ſammeln, zu ordnen und in einen beredten Vortrag zu kleiden, getrieben werden kann, wiſſen wir aus dem Beyſpiele derjenigen Nationen, bey welchen die öffentlichen Geſchäfte, in Verſammlungen des Volks oder ſeiner Repräſentanten, vom Rednerſtuhle herab betrieben werden. Aber auch da, wo weder im Senat noch in den Gerichtshöfen eigentliche Reden gehalten werden, ſind doch in allen Regierungs-Collegien mündliche, bald kürzere, bald längere Vorträge nöthig. Jedes Mitglied muß wenigſtens oft, auf den angehörten Vortrag andrer, ſeine Stimme zur Entſcheidung geben. Auch hier wird alſo eine gewiſſe Schnelligkeit im Denken erfordert. Auch hier erhält derjenige Lob und behauptet derjenige einen vorzüglichen Einfluß, der zeitiger als andre mit ſeinen Gedanken aufs Reine kommt. Auch hier wird endlich derjenige entſchuldiget, der nur die Hauptmomente der Unterſuchung angiebt, und weder auf ſtrengen Zuſammenhang noch weniger auf Schönheit des Ausdrucks ſieht, Männer von Talenten, welche in einem ſolchen Geſchäftsleben die vornehmſte Uebung ihres Verſtandes finden, lernen auch natürlicher Weiſe dieſe Kunſt ſchnell zu denken: — eine Kunſt, zu welcher nach meinem Urtheile, vornehmlich zwey Sachen nöthig ſind; erſtlich, daß der Menſch ſeine Aufmerkſamkeit, ungeſäumt und gleich anfangs ſcharf, auf jeden ihm vorgelegten Gegenſtand richten lerne; *) zum andern, daß er ſich aller ſeiner auf den Gegenſtand Bezug habender Kenntniſſe geſchwind zu erinnern wiſſe, mit welchen dann auch ſich die ſchicklichen Ausdrücke in das Gedächtniß einfinden werden.

---

*) Die meiſten Menſchen fangen jede Meditation ſchläfrig an, und erwärmen ſich für dieſelbe erſt in dem Laufe derſelben. Daher iſt, wie Smith anmerkt, der öftere Uebergang von einer Arbeit zur andern dem Fleiße überhaupt ſo ſchädlich: weil jeder neue Anfang eine Zeit lang noch ein Mittelding zwiſchen Arbeit und Müſſiggang iſt. Der prompte Denker nun muß lernen ſich bey dem erſten Aufrufe, wie man im Sprichwort ſagt, ins Zeug zu werfen; — er muß ſich von dem, was ihn zuvor beſchäftigte, mit Gewalt loszureißen, und auf den neuen Vorwurf mit aller Kraft zu heften wiſſen.

Aber nicht bloß die Nothwendigkeit und der Zwang, nicht bloß die Begierde nach Beyfall und die Furcht vor der Verachtung, ſind die Urſachen, daß der Menſch, welcher viel mit andern Menſchen und in ihrer Gegenwart denken muß, ſchneller denken lernt, als der einſame Forſcher der Wahrheit, der über die Anwendung ſeiner Zeit, und die Verzögerung ſeiner Arbeiten niemanden, als ſich ſelbſt, Rechenſchaft zu geben hat. Auch in der Natur geſellſchaftlicher Unterhaltungen und geſellſchaftlich betriebner Geſchäfte liegt etwas, welches den Geiſt belebt, und ſeinen Ideengang beſchleuniget. Von den Eindrücken der Sinne fängt alles unſer Denken an. Und da, wo die Sinne etwas lebhafter beſchäftigt ſind, — wofern ſie nur nicht durch Luſt oder Begierde das Gemüth zu ſehr beſtürmen — geht das Denken beſſer von ſtatten. Dieſe ſinnlichen Anregungen, durch welche der Verſtand, zu ſeiner eigenthümlichen Thätigkeit, noch einen von außen ihn bewegenden Stoß erhält, fehlen in der Einſamkeit gänzlich, und ſind in der Geſellſchaft der Menſchen, ſie mögen zum Scherze oder zum Ernſte zuſammenkommen, unausbleiblich. Die Lebensgeiſter werden hier mehr in Bewegung gebracht: und die lebhaftere Mitwirkung des Körpers iſt den Kraftäußerungen des Geiſtes günſtig. Ueberdieß iſt nichts, was unſre ſchlafenden Gedanken ſo leicht weckt, als die ähnlichen, oder entgegenſtehenden Gedanken andrer Menſchen, wenn wir ſie aus ihrem Munde hören. Endlich wird das Anziehende jeder Sache, durch die gemeinſchaftliche Theilnahme vieler an derſelben, vermehrt: und die Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen gehen wie das elektriſche Feuer, bey der gegenſeitigen Annäherung dieſer letztern, von dem einen zum andern über. Um deßwillen können zahlreiche Verſammlungen ſo leicht in Enthuſiasmus gerathen, und auch ihre vernünftigſten Mitglieder zu übereilten Entſchlüſſen mit ſich fortreiſſen. Aber eben dieſes durch die Geſellſchaft vermehrte Theilnehmen an der Sache, erhöht auch die natürlichen Fähigkeiten eines jeden, und macht den Fluß ſeiner Gedanken ſchneller.

Da es nicht immer möglich iſt, unſre Lage in der Welt ſelbſt zu wählen, ſo iſt es wenigſtens gut, die Vortheile, deren wir in der unſrigen entbehren, zu kennen: damit wir, ſo viel an uns iſt, das, was das Glück uns verſagt hat, durch unſern Fleiß erſetzen. Wenn der

Mann, der, vermöge ſeines Berufs oder ſeiner Glücksumſtände, mit der Welt in weniger Verbindung ſteht, und auf Arbeiten des Cabinets eingeſchränkt iſt, weiß, daß eben die Unabhängigkeit, in welcher er ſich befindet, die Abweſenheit von Zeugen, der Mangel äußrer Thätigkeit, und ſelbſt ein gewiſſes Beſtreben nach Vollkommenheit im Kleinen ihn zu einer zu langſamen und zaudernden Art zu denken bringt, die nicht nur die Vollendung ſeiner Arbeiten verzögert, ſondern ihn auch zu manchen Geſchäften, zu denen er doch von Zeit zu Zeit aufgefordert wird, unbrauchbar macht: ſo wird er gefliſſentlich Uebungen anſtellen, um gerade diejenigen Eigenſchaften zu erlangen, zu deren Erwerbung ihm die äußern Umſtände die wenigſten Hülfsmittel anbiethen. Wenn er weiß, daß jener Fehler daher entſteht, weil er, durch nichts gedrängt, zu lange zaudert, ehe er die Arbeit des Denkens anfängt; weil er nicht mit genugſamen Feuer und Intereſſe dabey zu Werke geht; weil er jeder Forſchungsbegierde nachgiebt, und ſich dadurch in unzweckmäßige Unterſuchungen verwickelt; weil er endlich, zwiſchen mehrern ſich ihm darbiethenden Gedankenreihen und Arten der Darſtellung, hin und her ſchwankt: ſo wird er ſich auch in ſeinen ſelbſtgewählten Beſchäftigungen an beſtimmte Stunden binden; er wird es zuweilen über ſich erhalten, ſeine Aufſätze ſchnell hinzuwerfen, und ununterbrochen bis zu ihrer Beendigung fortzuarbeiten; er wird bey dem, was er in der Einſamkeit denkt und thut, eben ſo wohl eine gewiſſe Entſchloſſenheit zu beweiſen ſuchen, als er es in Gegenwart andrer thun würde. Vor allen Dingen aber wird er eben in der Abſicht, um im Umtauſche ſeiner Gedanken mit andern den Gang derſelben zu beſchleunigen, die Geſellſchaft aufſuchen. Gerade ſo, wie der vernünftige Welt- und Geſchäftsmann, dem es um Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe und um die Reiſe ſeiner Ideen zu thun iſt, zuweilen ſich in die Einſamkeit zurückziehn wird, um von der Eile, in welcher ſein Geiſt gemeiniglich zu ſeyn pflegt, auszuruhn, und eine langſame und ſtetige Betrachtung der Dinge, auf die prompte aber oberflächliche Beurtheilung derſelben, folgen zu laſſen.

Ein zweyter Vortheil, den das geſellſchaftliche Denken, im Umgange und in Geſchäften, vor dem einſamen, auf der Studierſtube, voraus hat, iſt, daß dort dem Menſchen widerſprochen wird, daß er Vorſtellungen, Meinungen, Geſinnungen findet, die von den ſeinigen abweichen.

Es iſt eine uralte Idee, daß in den Eigenheiten der Menſchen ihre Unvollkommenheiten und Irrthümer liegen, und daß das, was ſie gemeinſchaftliches haben, als das Wahre und Vollkommne angeſehen werden müſſe. *) Wodurch wird der Selbſüchtige ſeines Irrthums überwieſen, als daß alle andere Menſchen dieſelben Gegenſtände unter mannigfaltigen Farben erblicken? Und was iſt jede Mißgeſtalt des Körpers anders, als eine Abweichung von den allgemeinen Proportionen, welche allen menſchlichen Bildungen zum Grunde liegen? — Auf gleiche Weiſe iſt es zu vermuthen, daß, was in den Geiſtes-Anlagen eines Menſchen zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehört, eine wahre Vollkommenheit ſey, — und daß, was in Denkungsart und Sitten ihn von allen

---

*) Dieſer Grundſatz in einer noch größern Allgemeinheit brachte die Platoniſchen Ideen hervor. Der allgemeine Begriff jeder Gattung iſt das Gemeinſchaftliche derſelben, und dieſes iſt zugleich das Ideal ihrer Vollkommenheit, nach welchem die Individuen geformt ſind, aber welches ſie wegen der Widerſpenſtigkeit der Materie nicht erreichen.

andern Menſchen unterſcheidet, zu den Mängeln und Einſchränkungen deſſelben gerechnet werden müſſe.

Hieraus folgt, daß ein Menſch, der ſich, für ſich allein, in der Einſamkeit ausbildet, dadurch daß ſeine Eigenheiten keinen Widerſtand finden, und ſeine Abweichungen von dem Ideale ſeiner Gattung, ihm ſelbſt verborgen bleiben, Gefahr läuft an perſönlichem Werthe zu verlieren. Derjenige hingegen, welcher mit vielen, und beſonders mit ungleichartigen Menſchen umgeht, lernt unter ihnen die Muſter der verſchiedenſten Fähigkeiten, Denkungsarten und Sitten kennen. Er kann ſich alſo, durch die Vergleichung ſo vieler Beyſpiele und durch die Bemerkung des Aehnlichen unter ſo großen Abwechſelungen, das Ideal eines vollkommnen Menſchen weit richtiger bilden.

Ueberdieß, ſo wie die Menſchen in Abſicht deſſen, was ihnen eigenthümlich iſt, einander *entgegen* ſtehn: ſo *wirken* ſie auch einander entgegen. Nicht nur jede Meinung beſtreitet diejenige, welche von ihr abweicht: ſondern auch jede Empfindungs- und Handlungs-Weiſe, wodurch ſich ein Menſch von andern auszeichnet, äußert einen Einfluß auf dieſe, ſie von der ihrigen abzubringen, und zu einer ähnlichen zu vermögen. Ein Menſch, der immer nur für ſich lebt, folgt immer nur dem Hange ſeiner eignen Natur. Wo dieſe Natur urſprünglich vollkommen und muſterhaft gebildet iſt: da kann er bloß durch die ungehinderte Entwickelung derſelben große Fortſchrittte in Einſichten und Tugenden machen. Wenn aber irgendwo in den urſprünglichen Anlagen Mängel und Auswüchſe vorhanden ſind: ſo werden auch dieſe Fehler immer ſichtbaren und größer, je weniger ihnen durch die Umſtände Widerſtand geleiſtet wird.

Drey Sachen ſind es, durch welche ſich ein Menſch, in Beziehung auf ſeine Geiſtesbildung, von andern und von dem Allgemeinen der Gattung unterſcheidet: zuerſt die eigentliche Art und Methode des Denkens; zweytens die Schätzung des Werths der Dinge, die er unterſucht; endlich die Meinungen und Sätze ſelbſt, welche er als Wahrheiten aufnimmt.

Erſtlich unterſcheidet ſich ein Menſch von dem andern durch die Wege, welche er zur Unterſuchung der Dinge einſchlägt, und durch die Seiten, von welchen er ſie gemeiniglich anſieht.

Alle dieſe Wege und Seiten durchzugehn, würde mich von meinem Endzwecke abführen. Aber an einigen Beyſpielen muß ich billig zeigen, wie die Geſellſchaft den Eigenheiten dieſer Art entgegenarbeitet.

Es gehört z. B. zu ihnen, daß der eine Menſch einen Hang und eine Anlage zum abſtracten Denken hat, aus allen ſeinen Erfahrungen und aus den ihm bekannt werdenden Thatſachen gern ſogleich allgemeine Sätze zieht, und weit mehr damit beſchäftigt iſt, dieſe Abſtractionen bis auf die einfachſten Begriffe zu verfolgen, als ſich von allen Umſtänden der Begebenheiten genau zu unterrichten. Ein andrer Menſch hingegen iſt nur zum concreten Denken aufgelegt. Was nicht Thatſachen und Beyſpiele ſind, oder ſogleich durch ſolche unterſtützt und erläutert wird, macht entweder auf ihn keinen Eindruck, oder iſt ihm nicht verſtändlich. — Jede von dieſen Denkungsarten hat ihre Mängel. Die Vollkommenheit beſteht darin, die Grundſätze mit den Thatſachen zugleich zu faſſen, und eben ſo tief in das Detail der Begebenheiten, als in die Theorie der Gründe und Urſachen einzudringen. Wenn jener ſpeculative Kopf immer nur für ſich allein nachdenkt, oder nur mit ſeines Gleichen umgeht: ſo wird die Einſeitigkeit ſeines Talents immer fehlerhafter; er entfernt ſich immer mehr und mehr von der wirklichen Welt, und kommt der Welt der Hirngeſpinſte immer näher. Da er von der einen Seite nur wenige Erfahrungen ſammelt, und dieſe nicht mit gehöriger Ausführlichkeit ſich bekannt macht, von der andern ſeine Ideen ins Unendliche ſpaltet: ſo geräth er zuletzt auf Subtilitäten, die ihm ſelbſt wenig nützlich und andern unverſtändlich ſind. Wenn aber dieſer ſpeculative Kopf, mit Menſchen von bloß geſundem Verſtande, die nichts von Metaphyſik wiſſen, oft zuſammenkommt: ſo vereinigen ſich zwey Urſachen ihn von jenen Verirrungen abzuhalten. Zuerſt muß er, um einer ſolchen Geſellſchaft nicht unangenehm zu werden, ſich mit ihr auf das Specielle und Einzelne einlaſſen; er muß ihre Erzählungen und Beſchreibungen mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme anhören; er muß ſelbſt etwas von Geſchichten und Thatſachen für ſie in Bereitſchaft halten, um damit ſeine allgemeine Betrachtungen zu unterſtützen. Dieß nöthigt ihn, auf der einen Seite, ſeinem Hange zu Abſtractionen zu widerſtehn, und macht ihn, auf der andern, mit vielen Dingen der wirklichen Welt bekannt, oder friſcht alte, vergeſſene Vorſtellungen von ihnen wieder auf. Ueberdieß, wenn er zuweilen, von Hang und Gewohnheit fortgeriſſen, auf zu abgezogne Ideen, und auf einen zu metaphyſiſchen Ausdruck derſelben geräth: ſo wird er ſogleich, durch die Unaufmerkſamkeit der mit ihm ſich Unterredenden, durch den Mißverſtand, den ſeine Reden veranlaſſen, oder durch den geringen Eindruck den ſie machen, von ſeinem Fehler benachrichtigt. Er lernt alſo dieſe ſeine Abweichung von der Natur und von den Forderungen andrer Menſchen kennen: und da er es unerträglich finden muß, unter ihnen zu ſeyn, und von ihnen nicht verſtanden zu werden, ſo thut er ſich gewiß alle Gewalt an, ſich, in Stoff und Form ſeiner Gedanken, zu ihnen herabzuſtimmen. Dieſer heilſame Zwang, oft wiederhohlt, kann ihm zuletzt die Fertigkeit verſchaffen, das Gemeinnützige anſtatt des Subtilen zu ſuchen, und ſelbſt abgezogne Begriffe auf eine allen faßliche Weiſe auszudrücken.

Umgekehrt wird der Menſch, welcher bloß Erfahrung und geſunden Verſtand in die Geſellſchaft bringt, durch den Umgang mit dem ſpeculativen Philoſophen viel gewinnen. Er wird etwas mehr, als zuvor, auf die Gründe der Dinge aufmerkſam werden; er wird nach und nach einſehen lernen, daß auch abſtracte Sätze, wenn man ſie nur vollkommen verſteht, anziehend für die Wißbegierde ſeyn können, weil ſie eine Menge von Thatſachen in kurze Worte zuſammenfaſſen, und über ein ganzes Feld von Gegenſtänden Licht verbreiten; er wird endlich ſelbſt aus ſeinen Erfahrungen etwas entferntere Folgerungen ziehen lernen. — Wären dieſe beyden Arten der Leute von einander entfernt geblieben: ſo hätte jeder wahrſcheinlich in den Fehlern ſeiner Denkungsart ausgeſchweift und von den Vollkommenheiten der entgegengeſetzten nichts angenommen. In dem geſelligen und Geſchäfts-Leben, wo ſich beyde an einander reiben, nutzen ſie ſich gegenſeitig, ſowohl indem einer den Hang des andern im Zaum hält, als indem einer dem andern etwas von ſeinem Hange mittheile.

Ein anderer Unterſchied der menſchlichen Denkungsarten giebt zu gleich fehlerhaften Eigenheiten der Menſchen Anlaß, und findet in der Geſellſchaft ein gleiches Heilmittel.

Der eine Menſch kann nicht wohl anders, als mit einer gewiſſen Ausführlichkeit, denken. Sich mitten in eine Materie zu werfen, und aus einer Reihe von Sätzen, deren Zuſammenhang ihm einmahl geläufig geworden iſt, einen herauszuheben, fällt ihm ſchwer, oder iſt über ſein Vermögen. Sein Verſtand iſt gewiſſermaßen einer Uhrkette gleich, die aufgezogen ſeyn will, aber dann auch erſt ablaufen muß, ehe ſie ſtille ſteht. Ein andrer hingegen iſt gewohnt, nur immer in kurzen, abgebrochnen Sätzen zu denken. Eine gewiſſe Schüchternheit hält ihn ab, ſeinen Gedanken freyen Lauf zu laſſen; oder Trägheit hindert ihn, ſie völlig zu entwickeln. Einfälle und Sentenzen, nicht Räſonnements, — Winke, nicht vollſtändige Belehrungen ſind es, was er aus dem Magazine ſeines Geiſtes hervorbringt.

Auch hier iſt das Einſeitige und Ausſchließliche jeder dieſer Denkungsarten fehlerhaft. Die Gedanken des erſten verlieren an Kraft, die des andern an Vollſtändigkeit. Der eine iſt in Gefahr, weitſchweifig, der andere trocken und oberflächlich zu werden. Dahin arten ihre Anlagen ziemlich gewiß aus, wenn ſie einſame Studegelehrten ſind, die von Geſchäften entfernt, in einem engen Geſellſchaftskreiſe leben. Selbſt talentvolle Männer aus dieſer Claſſe, werden, wenn ſie in ſeltnern Fällen in der Geſellſchaft erſcheinen, oft beſchuldiget, daß ſie entweder ſich des Geſprächs ganz allein zu bemächtigen ſuchen, oder, ſtumm und in ſich gekehrt, wenig zum Vergnügen der übrigen beytragen. Hätten dieſe Männer von Jugend auf Angelegenheiten mit andern abzumachen gehabt, oder an geſellſchaftlichen Vergnügungen mehr Theil genommen: ſo würde der ausführliche Redner, bald durch den Drang der Geſchäfte, bald durch die ſchnellen Abwechſelungen des Geſprächs, zur Abkürzung oder zum Zuſammendrängen ſeiner Gedanken gezwungen worden ſeyn; und dem trocknen und einſylbigen Manne würde von Zeit zu Zeit ein Sporn gegeben worden ſeyn, der ihn aus ſeiner Schlafſucht erweckt, oder ſeine Schüchternheit überwunden hätte. Jeder würde aus dem nachtheiligen oder ſchwachen Eindrucke, den er auf andere gemacht hätte, das Fehlerhafte ſeiner Denkungsart erkannt haben, und nach deren Verbeſſerung begierig geworden ſeyn. Jeder würde endlich Muſter dieſer beſſern Art zu denken und zu ſprechen vor ſich geſehen haben, und, angeſteckt von der Macht des Beyſpiels, oder abſichtlich bemüht das Vollkommnere nachzuahmen, der glücklichen Mitte einer gedrängten aber doch vollſtändigen Entwickelung ſeiner Ideen, welche den großen Denker und den ſchönen Redner unterſcheidet, näher gekommen ſeyn.

Eben ſo giebt es Menſchen, deren Gedanken immer einen Anſtrich von ſcherzhafter Laune haben, und andere, die alles mit ſtrengem Ernſte behandeln. Einige ſehen alles in der Welt, mit dem Blicke eines Spötters, an: und andre ſind gewohnt, jeden Vorfall unter moraliſche Geſichtspuncte zu bringen. Es giebt Perſonen, die an den Gegenſtänden die entfernteſten Seiten immer zuerſt erblicken, und andre, die von ſelbſt auf die Meinungen des großen Haufens geführt werden. Für alle dieſe Verſchiedenheiten, in deren jeder, Tugenden mit Fehlern vermiſcht ſind, iſt das einſame Leben ein Hinderniß der Ausartung, und das geſellige ein Beförderungsmittel der zweckmäßigen Ausbildung. — Wenn es auch möglich iſt, daß ein Menſch von ſehr einſeitiger Denkungsart, wofern dieſe einzelne Geiſteskraft nur ſtark iſt, vortrefliche Werke bey einer ungeſtörten Verfolgung ſeines Hanges hervorbringt: ſo bleibt er doch ſelbſt perſönlich unvollkommner. Auch das Ausſchweifende der Einbildungskraft und das Seltſame der Meinungen gefällt in den Erzeugniſſen eines ſolchen Geiſtes, wie Rouſſeau war. Vielleicht wäre ſogar etwas von ſeiner Kraft verloren gegangen, wenn er ſeine Einſeitigkeit abgelegt, und mehr gelernt hätte, ſo wie alle andre Menſchen zu denken. Aber würde auch die Wahrheit und Brauchbarkeit ſeiner Gedanken dadurch verloren haben? Würden nicht vielleicht ſeine Schriften noch gemeinnütziger, — und würde beſonders er ſelbſt nicht ein beſſerer und glücklicherer Menſch geworden ſeyn?

Eine zweyte Art der Eigenheiten der Menſchen, welche durch die Abſonderung derſelben verſtärkt, und durch ihre Vereinigung im geſellſchaftlichen Leben gemildert wird, betrifft die Beurtheilung des Werths der Gegenſtände, womit der Menſch ſich beſchäftiget. In Abſicht dieſer aber iſt der Vortheil nicht eben ſo augenſcheinlich auf der Seite des geſelligen Lebens, als er es in Abſicht der Denkweiſen war. — In der Einſamkeit nehmlich iſt der Menſch geneigt

neigt ſich in der Schätzung der Dinge, beſonders der Werke und der Beſchäftigungen der Menſchen, bloß nach dem zu beſtimmen, was ihm, vermöge ſeiner natürlichen Anlagen, am meiſten gefällt und am beſten gelingt, oder was ihm, durch den ſchon darauf gewandten Fleiß, wichtig geworden iſt. Im Umgange mit der Welt hingegen iſt er geneigt, ſich nach dem allgemeinen Urtheile zu richten, und in den modiſchen Geſchmack ſeiner Zeit und ſeines Orts einzuſtimmen. Jeder dieſer beyden Maßſtäbe kann den Menſchen in ſeinem Urtheile über den Werth der Dinge irre führen: mit jenem kann er ein Pedant, mit dieſem ein Nachbeter fremder Irrthümer werden.

Der eigenthümliche Geſchmack des Menſchen hängt mit ſeinen Talenten zuſammen. Wer nicht ſchon vor aller Bekanntſchaft mit den Meinungen der Welt, und unabhängig von aller Nachahmung der Beſtrebungen andrer, an gewiſſen Dingen und Beſchäftigungen ein vorzügliches Wohlgefallen findet, wird ſchwerlich an irgend einer mit vorzüglichem Glücke arbeiten. Nie wird ein großer Dichter oder Mahler aufſtehn, der nicht von Jugend auf ſchönen

Verſen und ſchönen Gemählden einen größern Werth beygelegt, und für das Talent ſie hervorzubringen eine größre Bewundrung gefühlt hätte, als die übrige Welt beyden zugeſteht. Was würde auch den Menſchen bewegen, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, und die anhaltende Arbeit zu übernehmen, ohne welche es unmöglich iſt, in irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt Meiſter zu werden: wenn er nicht das Ziel, wonach er ſtrebt, für etwas Großes und Erhabnes hielte? Dieſe Vorliebe alſo für einen Gegenſtand, dieſe natürlich hohe Meinung von deſſen Werthe bey einem Menſchen ſtören, heißt zugleich ihm die Luſt benehmen, ſich eifrig und emſig mit demſelben zu beſchäftigen.

Indeß ſelbſt dieſes begeiſternde Gefühl, von dem Werthe oder der Schönheit gewiſſer Gegenſtände der Bearbeitung, ob es gleich der gewöhnliche Begleiter des Genies und der unentbehrliche Sporn des Fleißes iſt, muß, ſo wie alle Gefühle, von der Vernunft und Erfahrung geleitet und in Schranken gehalten werden. Ueberdieß wird mit derjenigen einſeitigen Schätzung der Dinge, welche aus den Naturanlagen des Menſchen entſteht, und die nicht ohne gute Folgen iſt, oft eine andre verwechſelt, die ihren Grund bloß in der Gewohnheit hat, — ich meine, in der Gewohnheit, ſich mit dieſen Sachen zu beſchäftigen, und in der Unbekanntſchaft mit dem, was andre Arbeiten und Werke der Menſchen an Geiſteskräften fordern, oder an Nutzen und Vergnügen der Geſellſchaft leiſten. Dieſe zweyte Art enthuſiaſtiſcher Vorliebe iſt dem Menſchen weit weniger nützlich. Sie iſt kein ſicheres Anzeichen des Talents: denn ſie kann auch bey einer erzwungnen, auch bey einer bloß mechaniſchen Arbeit, wenn dieſe nur anhaltend iſt, nach und nach entſtehn. Sie entfernt ſich überdieß oft viel weiter von der Wahrheit, weil ſie weder die Empfindung noch die Einſicht, ſondern die Nothwendigkeit oder den Zufall, wodurch der Menſch gerade in dieſe Lage gebracht und auf dieſe Beſchäftigung geleitet worden iſt, zum Führer hat. Sie iſt endlich andern Menſchen weit mißfälliger, weil dieſe mit den Eindrücken fremder Gewohnheiten weniger, als mit dem Enthuſiasmus eines natürlichen Gefühls, ſympathiſiren können.

Dieſer Einſeitigkeit in der Schätzung der Dinge, beſonders der Werke und Beſchäftigunarten der Menſchen, wird in dem geſelligen und geſchäftigen Leben mehr, als bey dem einſamen Studium, entgegengearbeitet. Dort findet man zuerſt einen Standort, von wo aus man einen größern Kreis menſchlicher Geſchäftigkeit überſehn, und deren Zuſammenhang unter ſich und mit den letzten Zwecken der Geſellſchaft leichter erkennen kann. Man wird überdieß oft genöthigt, ſeine Aufmerkſamkeit von ſeinem Handwerke, oder von ſeinem Lieblingsgegenſtande abzuwenden, und ſich mit den Beſchäftigungen andrer Claſſen abzugeben. Unmöglich aber kann dieſes oft geſchehn, ohne daß man mit den Schwierigkeiten und dem Nutzen derſelben bekannt werde, und das Talent, welches ſie vorausſetzen, oder das Verdienſt, welches ſie um das allgemeine Beſte haben, hochſchätzen lerne. Dazu kommt, daß die Achtung oder die Anhänglichkeit, die wir, bey einem fortdauernden Umgange mit vielen Menſchen, für Perſonen andrer Lebensarten und Profeſſionen, als die unſrige iſt, bekommen, uns auch zu einer unparteiiſchen Schätzung ihres Berufs und ihrer Beſchäftigungen veranlaßt. Der Gelehrte oder der Adliche, der unter Kaufleuten würdige Freunde oder angenehme Geſellſchafter gefunden hat, wird unmöglich von kaufmänniſchen Geſchäften ſo verächtlich denken können, als er vielleicht würde gethan haben, wenn ſein Vorurtheil gegen den Stand, durch ſeine Zuneigung gegen einzelne Perſonen aus demſelben, wäre gemildert worden. Endlich kann keinem, der viel mit Menſchen umgeht, die Bemerkung entgehn, daß er andern verächtlich oder verhaßt zu werden in Gefahr iſt, wenn er nichts zu ſchätzen, nichts mit Theilnehmung zu betrachten weiß, als was auf ſeinen Stand, ſein Gewerbe, oder ſeine gewöhnliche Beſchäftigungen Bezug hat. Je weniger ſich ein Menſch die ausſchweifende Hochachtung, die er für ſein Lieblingsfach hat, in der Geſellſchaft darf merken laſſen, wofern er ihr angenehm bleiben will; je öfter er ſich in ihr Gewalt anthun muß, ſich auf das, was ihm fremd, aber andern geläufig und lieb iſt, einzulaſſen: deſto eher kann er hoffen zu derjenigen Unbefangenheit, oder Gewandtheit des Geiſtes zu kommen, welche dem richtigen Urtheile der Vernunft durch Wegräumung der Vorurtheile den Zugang ins Gemüth eröffnet.

Doch wenn der geſellſchaftliche Umgang dem Menſchen dieſen richtigern Maßſtab für die

Schätzung der Dinge verſchaffen, — wenn er ihn zu dem Geſichtspuncte erheben ſoll, aus welchem er ſich ſelbſt, ſeinen Stand, ſein Geſchäfte oder ſeine Wiſſenſchaft nur als ein einzelnes Rad, in dem großen Triebwerke der menſchlichen Thätigkeit, erblickt: ſo muß er die verſchiedenen Claſſen und Stände der Menſchen mit einander vereinigen. Das ganz einſame Leben zerſtreut wohnender Landleute läßt dieſe vorurtheilsfreyer und unpedantiſcher, als das geſellige Leben in den Städten die Einwohner derſelben macht, wenn dieſe bloß nach Zünften und Caſten zuſammen kommen. Der durchaus einſam lebende Menſch wird nur durch ſeine Eigenliebe, der bloß in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen lebende, auch durch den Parteigeiſt irre geführt: und man weiß, um wie viel der letztre ungerechter und leidenſchaftlicher iſt, als die erſte. Was hilft es in dieſer Abſicht dem Adligen, daß ſein Geſellſchaftskreis ausgebreiteter iſt, als der irgend eines andern Bürgers? Da er in allen ſeinen Geſellſchaftern nur das Echo ſeiner Sinnesart und ſeiner Gewohnheiten wieder findet: ſo wird er, eben durch dieſe Uebereinſtimmung einer ſo großen und ſo ehrenvollen Partei, von der Richtigkeit der ihn durch ſeine zufällige Lage eingeflößten Urtheile, nur noch mehr überzeugt. Unſtreitig kann man es zu den Vorzügen unſers Zeitalters rechnen, daß wenigſtens die mittlern Bürgerclaſſen, — daß der Kaufmanns- und Gelehrten-Stand, die öffentlichen Beamten und die Schul- und Kirchenlehrer, die Geiſtlichen und die Weltlichen, die alle ſonſt nicht weniger, als Adel und Unadel, ſich von einander entfernten, ſich in allen größern Städten gefliſſentlich zu nähern geſucht, und Anſtalten zu einem geſellſchaftlichen Umgange mit einander gemacht haben. Der Abſtand des Adels vom höhern Bürgerſtande hat ſich merklich vermindert: und der Zeitpunct wird, hoffe ich, nicht mehr entfernt ſeyn, wo auch der Kaufmann und Gelehrte den verſtändigen Handwerker nicht ungern an ſeinem Tiſche aufnehmen, und dieſer ſich in einer ſolchen Geſellſchaft nicht an der unrechten Stelle finden wird.

Indeß auch bey derjenigen Geſellſchaft, in welcher der einſeitigen Schätzung der Dinge am kräftigſten entgegengearbeitet wird, läuft der ſich ihr ganz hingebende Mann, in Abſicht ſeines Geſchmacks, noch eine zweyfache Gefahr. Die erſte iſt die Gefahr, gar kein eignes Urtheil zu fällen, ſondern ſich bloß von dem Strome fremder Meinungen fortreißen zu laſſen: die andre iſt die Gefahr, alle modiſche Thorheiten mitzumachen, und ſein beſſeres Urtheil der Menſchengefälligkeit aufzuopfern.

Es iſt gewiß, daß der Menſch in der Geſellſchaft abgeſchliffen wird: aber er verliert auch etwas von ſeiner Selbſtſtändigkeit. Er kann die Fehler ſeiner Natur verbeſſern, indem er ſie nach guten Muſtern ausbildet: aber er kann auch die freye Entwickelung ſeiner Natur hindern, indem er ſich ganz nach andern modelt. Dieß iſt, in Abſicht des Geſchmacks und der Beurtheilung des Werths von Sachen und Beſchäftigungen, vorzüglich wahr. Zwar der Mann von größern Fähigkeiten, welches zugleich immer derjenige iſt, auf welchen die Dinge einen beſtimmtern Eindruck machen, wird nie unterlaſſen können ſelbſt zu urtheilen, auch wenn er noch ſo ſehr dem Einfluſſe der öffentlichen Meinung ausgeſetzt wäre. Aber wenn Perſonen von einem nicht ſo tiefen Gefühle und einem ſchwächern Charakter, immer in dem Gedränge zahlreicher Verſammlungen leben: ſo wird die leiſere Stimme ihrer eignen Urtheilskraft von ihnen überhört. Ihre Meinungen ſind dann nur der Wiederhall von den Meinungen andrer: und ihre Neigungen ſind nur die Sympathie mit dem, was ſie andre ſchätzen und begehren ſehen. Solche oberflächliche Menſchen, bey welchen die Politur alles eigne Gepräge abgeſchliffen hat, findet man nirgends ſo häufig, als in der ſogenannten großen Welt, wo alles auf die Erwerbung geſellſchaftlicher Talente berechnet iſt, und jeder um Wiſſenſchaft und Kunſt und um Tugend ſelbſt nur ſo weit ſich bekümmert, als die gute Meinung des größern Theils, oder die Gunſt der Mächtigern davon abhängt.

Welche Gewalt die Geſellſchaft habe, unſre Urtheile von dem, was ſchön und vollkommen iſt durch die Nachahmung zu beſtimmen, iſt aus der Herrſchaft der Mode ſichtbar. Da ich an einem andern Orte die unter den Launen dieſer wandelbaren Göttinn doch verborgene Regeln aus einander geſetzt habe: ſo will ich hier nur in Erinnerung bringen, was unmittelbar auf meinen Endzweck Beziehung hat, daß die Mode, mit dem geſellſchaftlichen Leben zugleich entſtanden, über Nationen und einzelne Perſonen mehr, oder weniger herrſcht, je mehr oder weniger beyde geſelligen Vergnügungen ergeben, und dem einſamen Leben geneigt ſind. Daraus ergiebt ſich, zu welchen Fehlern beyde Extreme hinführen. Eine zu lange und zu ununterbrochne Entfernung von der Welt macht den Menſchen zu unmodiſch: das heißt, ſie läßt ihn erſtlich, über die Veränderungen, welche von Zeit zu Zeit in den Begriffen der Menſchen von Schicklichkeit und Schönheit vorgehen, in zu großer Unwiſſenheit, und ſie heftet ihn ſodann zu feſte an ſeine alten Gewohnheiten. Von der andern Seite giebt ein Leben, das immer im Schwarme zugebracht wird, der Mode, d. h. der jedesmahl herrſchenden Meinung von dem, was gut und ſchön iſt, einen zu großen Einfluß auf den Menſchen, und verdrängt richtigere Beſtimmungsgründe ſeines Urtheils, oder, pflichtmäßigere Bewegungsgründe ſeiner Wahl.

Wir haben eine große, geiſtreiche und beſonders geſellige Nation, bey welcher die Mode ihren Thron aufgeſchlagen hatte, und von wo aus ſie über Europa herrſchte, ihre ganze Staatsverfaſſung, alle ihre Geſetze, Inſtitute, Sitten, bis auf die Nahmen ihrer Städte und Monate, ändern, und doch dem Grundgeſetze der Mode, —

dem, daß ſich alle auf einmahl und gleichförmig ändern, treu bleiben ſehen. Wie allgemein war ihr Enthuſiasmus für die erſte Conſtitution; mit welcher Leichtigkeit fügte ſich Armee und Volk in die republikaniſche Denkungsart, welche ſeit dem 10. Aug. 1793 modiſch wurde! Wie übereinſtimmend erklärte ſich nicht, ſeit dem Sturze der Girondiſten, die öffentliche Meinung durch ganz Frankreich zu Gunſten des Schreckenſyſtems; und wie plötzlich und wie allgemein gieng nach dem 6ten Thermidor 1794 die Vergötterung Robertspierres in die Verabſcheuung deſſelben über! Sichtbar wirkte ſelbſt bey dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen, — bey welchen freylich noch ganz andre Triebfedern, als die der Nachahmung, in Bewegung waren, — die geſellige Eigenheit dieſes Volkes mit, daß Meinungen und Leidenſchaften ſich bey ihm ſchneller, als ſonſt irgendwo, vom Mann zu Mann mittheilen, und jeder leicht ſein bisheriges Urtheil aufgiebt, wenn die veränderte Stimmung des Publicums gebiethet ein neues anzunehmen. In einem Lande, wo die Menſchen eingezogner leben, nicht ſo häufig in Geſellſchaften zuſammen kommen, oder ſelbſt bey ihren Zuſammenkünſten ſich weniger mittheilen, kann ſich weder eine allgemeine Meinung ſo leicht bilden, noch kann ſie ſo anſteckend werden, und mit ſolcher Gewalt um ſich greifen. Selbſt eine Staatsrevolution würde in einem ſolchen Lande mit mehr Schwierigkeit zu Stande kommen, oder ſie würde einen einfachern Gang nehmen.

Noch iſt eine dritte Verſchiedenheit unter den Menſchen übrig, auf welche Geſellſchaft und Einſamkeit Einfluß hat: das iſt die Verſchiedenheit der Meinungen ſelbſt, welche das Gedankenſyſtem eines jeden ausmachen.

Die Denkungsart, von welcher ich zuerſt redete, iſt die einem jeden eigne Methode die Wahrheit zu ſuchen. Die Schätzung der Dinge, welches der zweyte Punct war, macht gleichſam das Triebrad aus, welches den Menſchen zu Betrachtung dieſer und keiner andern Gegenſtände bewegt. Jetzt rede ich von dem Reſultate ſeiner Bemühungen, von den Wahrheiten, die er gefunden zu haben glaubt, und von den Ueberzeugungen, die ſich bey ihm feſtgeſetzt haben.

Hier kommt es nun augenſcheinlich darauf an, Wahrheit vom Irrthume zu unterſcheiden.

Und wie iſt dieß am leichteſten möglich? Ohne Zweifel, wenn wir die Sache von allen möglichen, oder doch von recht vielen Seiten anſehen; wenn wir bey jeder Meinung die Gründe und Gegengründe neben einander ſtellen. Auch in der Einſamkeit iſt dieß möglich: aber es iſt ſchwer, es erfordert ein tiefes und anhaltendes Nachdenken; es ſetzt überdieß die Hülfsmittel der Gelehrſamkeit voraus. In dem Kreiſe verſtändiger Freunde hingegen, die einander ihre Gedanken mittheilen, und noch mehr in dem großen Umgange mit der Welt, iſt es faſt unausbleiblich; es ergiebt ſich von ſelbſt.

Jeder Menſch, ſo fruchtbar auch ſein Genie an Erfindungen, und ſo biegſam ſeine Denkkraft ſeyn mag, ſich in verſchiedne Geſichtspuncte zu verſetzen, geräth doch nach und nach in eine beſtimmte Ideenreihe, die er ſo lange für richtig hält, als er keine Lücke und keinen Widerſpruch in derſelben gewahr wird. In Dingen, die einer abſoluten Gewißheit fähig ſind, kann es genug ſeyn, die einfache Reihe der Schlüſſe, welche die Demonſtration ausmacht, durchdacht, und ihre Richtigkeit eingeſehn zu haben. Der Mathematiker braucht nicht auf die Menungen der Menſchen zu horchen, und die Einwendungen gegen ſeine Lehrſätze abzuwarten, ehe er ſich bey der Ueberzeugung von denſelben beruhiget. Bey Gegenſtänden hingegen, bey denen nur Wahrſcheinlichkeit ſtatt findet, und wo die Erforſchung der Wahrheit nur in einer beſtändigen Annäherung zu ihr beſteht, können wir den Gründen, die für uns Ueberzeugungskraft haben, nicht völlig trauen, bis wir wiſſen, daß andre nicht noch ſtärkere für das Gegentheil anzuführen haben. — Die phyſiſche und moraliſche Natur giebt uns, wenn ich ſo ſagen darf, in ihren Erſcheinungen eben ſo viele Räthſel aufzulöſen. Jeder hält die Auflöſung, welche er gefunden hat, mit Rechte ſo lange für die wahre, als er keine andre weiß, welche auf alle Theile des Räthſels beſſer paßt, und ſie in einen verſtändlichern Zuſammenhang bringt. Aber ſobald dieſe gefunden iſt, ſobald eine andere Hypotheſe auf noch mehr kleine Züge des Räthſels Rückſicht nimmt, und indem ſie dem Ganzen einen verſtändlichern Sinn giebt, die einzelnen Ausdrücke beſſer erläutert: ſo wird eben dadurch die erſte Auflöſung falſch. Wem es nun um die beſte und befriedigendſte Löſung des Räthſels, das heißt in unſerm Falle, um Wahrheit zu thun iſt: dem wird es auch wichtig ſeyn, die von der ſeinigen abweichenden Auflöſungen zu erfahren.

In demjenigen Fache der Kenntniſſe nun, welches jemand zu ſeiner Hauptbeſchäftigung gewählt hat, bedarf er des geſelligen Umgangs nicht, um ſich von der Verſchiedenheit der darin üblichen Syſteme und ihren Gründen zu unterrichten; weil dieß ſelbſt einen Theil ſeines pflichtmäßigen Studiums ausmacht. Aber es giebt Materien, über welche alle geſittete Menſchen einige Unterſuchungen anſtellen, und gewiſſe Grundſätze bey ſich feſtſtellen müſſen, obgleich nur wenige daraus ihren Beruf machen. Religion, Politik, Staats- und Haus-Wirthſchaft, und die Kenntniß des geſellſchaftlichen Lebens ſelbſt, welche der Endzweck der gegenwärtigen Abhandlung iſt: dieß ſind unter den Kenntniſſen gleichſam die Gemeingüter des menſchlichen Verſtandes; darüber denken, urtheilen und reden mehr oder weniger alle Menſchen. Gerade über dieſe allgemeinen Gegenſtände des Nachdenkens aber behält oft der in dem Fache ſeines Berufs einſichtsvollſte Mann ſehr große Vorurtheile, wenn er von dem Umgange mit Menſchen zu ſehr abgeſchnitten iſt.

Was ein Menſch gefliſſentlich ſtudirt, das kann er von ſeinen Lehrern, aus ſeinen Büchern und durch wiederhohltes Nachdenken lernen. Was er aber eigentlich nicht ſtudirt, und worin er doch nicht ganz unwiſſend bleiben darf: darüber wird er ſich am beſten im Umgange mit verſtändigen Männern unterrichten. Der Philologe wird in der Geſellſchaft nicht die Alten richtiger auslegen, und der Mathematiker nicht geometriſche Aufgaben beſſer auflöſen lernen. Aber jener wird vielleicht über Handel, Finanzen und Gewerbe, die ihm zuvor ganz fremd waren, hier Aufſchlüſſe bekommen, die ihm ſelbſt zur Erklärung der Römer und Griechen nützlich ſeyn können: und dieſer wird hier zuerſt die religiöſen und moraliſchen Aufklärungen ſeines Zeitalters erfahren, an denen er, als vernünftiger Menſch, Theil nehmen muß.

Und wenn nur noch die Meinungen, welche der Menſch, über ſolche, außer ſeiner Berufs[illegible]e liegenden und doch für ihn wichtigen, Gegenſtände, in der Einſamkeit annimmt, ſeine eignen wären: ſo möchten ſie immerhin ein wenig unrichtig und einſeitig ſeyn; ſie würden wenigſtens den Charakter der Originalität haben, der ſelbſt Irrthümern etwas Achtungswürdiges giebt. Aber in denjenigen Zweigen der Kenntniſſe, auf welche, als auf Nebenſachen, der Menſch nur flüchtige Blicke wendet, vermiſchen ſich ſehr leicht, mit den Eingebungen ſeines eignen Genies und mit den Entdeckungen ſeines Verſtandes, die Mährchen ſeiner Amme, der fehlerhafte, oder übel verſtandne Unterricht ſeiner erſten Lehrmeiſter, kurz alle die Begriffe, welche er von Kindheit auf ohne Prüfung geſammelt, auf das Anſehn älterer Perſonen angenommen, oder wegen zufälliger Eindrücke tiefer, als die entgegenzeſetzten, ſich eingeprägt hat. Dieſe Begriffe, die im eigentlichen Verſtande den Nahmen der Vorurtheile verdienen, weil ſie Entſcheidungen ſind, die vor der eignen Kenntniß der Dinge vorhergehn, bekommen, in einem einſamen Leben, durch die Gewohnheit und die öftere Wiederhohlung, mit jenen Reſultaten des Selbſtdenkens, gleiche Kraft und gleiche Feſtigkeit. Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, wie Männer, wie die Newtonen und die Haller, welche in den tiefſinnigſten Wiſſenſchaften die Erleuchter des Menſchengeſchlechts geworden ſind, in den gemeinern Kenntniſſen der Religion, der Sitten und des täglichen Lebens, hinter ihrem Zeitalter zurück bleiben könken. In jenem haben ſie ſelbſt gedacht: bey dieſen haben ſie nur immer bey ſich wiederhohlt, was ihnen, vor dem Alter des Selbſtdenkens, als unbezweifelt und ſelbſt als heilig war beygebracht worden. — Nun dieſe Gewohnheit, dieſe Wiederhohlung alter Ideen ſtört und unterbricht am beſten der Umgang mit Menſchen.

Es iſt ſchon ein großer Vortheil, Widerſpruch gegen ſeine gewohnten Meinungen, auch ohne Gründe, zu hören. Daraus lernen wir zuerſt, daß es andre Meinungen, als die unſrigen, geben könne; — eine Sache, welche derjenige kaum ahndet, der immer in dem Zauberkreiſe bleibt, den die Autorität ſeiner früheſten Lehrer, oder das Selbſtvertrauen zu ſeinen eignen Einſichten um ihn herum gezogen hat. Wir entwöhnen uns zweytens, wenn die Anzahl der anders Denkenden ſich mehrt, nach und nach von dem Unwillen, den der Widerſpruch gegen nie von uns bezweifelte, oder ſelbſt für heilig gehaltne Sätze, im Anfange erregt. Dieſe Duldung verſchiedenartiger Ueberzeugungen bey Andern iſt der erſte Schritt zur Prüfung unſrer eignen. Wir erlauben uns endlich ſelbſt von neuem in Unterſuchung zu ziehn, was wir lange mit Gelaſſenheit von andern haben leugnen oder beſtreiten ſehen.

Wenn wir aber ſo glücklich ſind, mit verſtändigen und wahrheitsliebenden Männern in Verbindung zu kommen, die uns nicht nur aus unſerm gewohnten Gedankenkreiſe durch abſtechende Meinungen herausreiſſen, ſondern die uns auch, durch Anhörung und Abwägung unſrer Gründe, und durch Darlegung der ihrigen zur wirklichen Erweiterung unſrer Einſichten verhelfen: ſo iſt kein Weg zur Wahrheit ſo leicht und ſo geebnet, als ein ſolcher Umgang.

Der bloß friedliche Umtauſch der Gedanken unter klugen Leuten iſt dem Geiſte, zur Bereicherung ſo wie zur Uebung, ſchon ſehr nützlich. Aber in einem noch weit höhern Grade wird der Verſtand der Menſchen durch einen freymüthigen aber freundſchaftlichen Streit unter ihnen geſchärft. Beym Angriffe und bey der Vertheidigung, biethet der Menſch alle ſeine Kräfte auf: und was er von Talenten beſitzt, kommt bey dem Wetteifer des Kampfes zum Vorſchein. Auch der, welcher im ruhigen Zuſtande zu träge iſt, um andre von dem, was er weiß, ausführlich zu belehren, und zu unaufmerkſam, um den Unterricht jener zu benutzen, wird dann beredt und aufmerkſam zugleich, wenn er, gegen einen ihm gewachſenen Gegner, eine Lieblings-Meinung, oder eine ihm wichtige Ueberzeugung durchfechten will. — Ja, kaum iſt es auf irgend eine andere Art möglich, daß Materien im Geſpräche gründlich behandelt werden, als wenn darüber geſtritten wird. Wer über eine Sache, die niemand in der Geſellſchaft bezweifelt, zu umſtändlich und zu gründlich ſpricht, ſcheint immer etwas unſchickliches zu thun: weil er ſich zum Lehrer derjenigen aufzuwerfen ſcheint, die er als gleich einſichtsvoll mit ſich vorausſetzen muß. Aber wenn entgegengeſetzte Behauptungen die Geſellſchaft theilen; wenn unter uneinigen Parteien die Theilnahme an dem Gegenſtande des Streits lebhafter wird, und jeder Angegriffene gewiſſermaßen die Ehre ſeiner Einſichten, oder ſeiner Wahrheitsliebe zu retten hat: dann iſt es erlaubt, und ſogar Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehn, und der Geſellſchaft als Richterinn ſeine Beweiſe vollſtändig vorzulegen. Freylich finden ſolche lehrreiche Debatten in zahlreichen Verſammlungen, die bloß zum Prunke, oder zum Spiele zuſammen kommen, nicht ſtatt. Freylich kommt ſehr viel darauf an, ob die Männer, welche mit einander ſtreiten, an Talenten, Wiſſenſchaft und Wahrheitsliebe ſich ungefähr gleich ſind. Unter unwiſſenden und gemeinen Köpfen wird der Streit zu einem Gewäſche; unter unbilligen und eigenliebiſchen Leuten wird er zu einem Gezänke. Aber wer wird auch das geſellige Leben bloß auf Spielgeſellſchaften einſchränken? Und wenn der verſtändige Mann einmahl in ausgebreiteten Verbindungen mit der Welt ſteht: ſo wird er gewiß darin ihm ähnliche Perſonen finden, mit denen eine geheime Anziehungskraft ihn bald genauer vereinigen wird.

Ich habe einige Männer von ausgezeichneten Talenten gekannt, die, durch eine häusliche Erziehung und durch ihren anhaltenden Fleiß auf Schulen und Univerſitäten, dergeſtalt zur Einſamkeit gewöhnt waren, daß ſie vor der Geſellſchaft eine Abneigung hatten. Dieſe Männer, obgleich Meiſter in ihrer Wiſſenſchaft, und überhaupt reich an Kenntniſſen, waren doch, in Abſicht vieler gemeinen Dinge, eingeſchränkt in ihren Begriffen, und vorurtheilsvoll in ihren Meinungen. Als ſie durch ihre Ge ſchicklichkeit ſelbſt, an Oerter und in Aemter gerufen wurden, wo ſie in Umgang mit vielen Menſchen ſich einlaſſen mußten: ſo empfanden ſie dieß anfangs, als eine Unannehmlichkeit ihrer neuen Lage. Indeß vermehrte ſich, mit dem Kreiſe ihrer Bekanntſchaften überhaupt, auch die Anzahl verdienſtvoller Männer unter ihren Bekannten. Aehnlichkeit des Geſchmacks und der Kenntniſſe verband ſie bald mit dieſen genauer, und nach dem Verlaufe einiger Jahre, in denen ſie Umgang mit ihnen gepflogen hatten, geſtanden ſie aufrichtig, daß erſt in dieſen Geſellſchaften, über viele Materien der Religion, Moral und Politik, die Schuppen von ihren Augen gefallen wären, und daß ſie hier, durch die bloß hingeworfnen, aber lebhaft beſtrittenen und vertheidigten Ideen ſo vieler guter Köpfe, von mehr Vorurtheilen wären befreyt, und in wahrer Aufklärung weiter gebracht worden, als durch alles ihr vorhergehendes Studiren und Nachdenken geſchehen wäre.

Ohne Zweifel iſt der höchſte Endzweck und der glücklichſte Erfolg des in Geſellſchaft über Ideen geführten Streits dieſer, daß die Wahrheit zuletzt den Sieg erkämpft; — daß diejenige

Meinung, welche die meiſten und beſten Gründe für ſich hat, nachdem ſie durch die verſchiednen Parteien von allen Seiten beleuchtet worden iſt, zuletzt die Mehrheit der Stimmen für ſich gewinnt, und bey dem größern Theile Ueberzeugung hervorbringt. Dieſer Erfolg iſt unter Männern, die mit Wahrheitsliebe und Talenten nur vertheidigen, was ſie ſelbſt glauben; und nur beſtreiten, was ſie wirklich für irrig halten, ziemlich ſicher zu erwarten: beſonders, wenn ſie lange mit einander in Verbindung bleiben. Er iſt unſichrer, wenn unter Perſonen, die nur gelegentlich zuſammen kommen, der Streit, durch die Begierde zu glänzen veranlaſſet, nur mit den Waffen des Witzes, vor Zuſchauern, die keinen Theil daran nehmen, geführt wird. Im ſchlimmſten Falle indeß iſt die Geſchicklichkeit, gut und mit Anſtand zu ſtreiten; ein Talent, das nicht geübt werden kann, ohne daß alle Geiſteskräfte dadurch an Vollkommenheit gewinnen.

Etwas anders iſt die Kunſt, einen Streit über Meinungen auf eine angenehme Weiſe zu *führen*, etwas anders iſt die, auf eine geſchickte Weiſe zu einem lehrreichen Streite in der Geſellſchaft Anlaß zu geben. Beyde ſind geſellſchaftliche Talente, die nur in der Geſellſchaft nach ihrem Werthe geſchätzt werden, und nur hier erworben werden können. Schon überhaupt den Stoff zum Geſpräch herbeyzuführen, ohne ſich mit demſelben aufzudringen, iſt nicht ohne eine glückliche Erfindungsgabe, verbunden mit, einer richtigen Beurtheilung des Schicklichen, möglich. Aber noch mehr Kunſt, oder mehr natürliche Anmuth gehört dazu, wenn man auf eine gute Art einen Zankapfel in die Geſellſchaft auswerfen, und bald durch artig eingekleidete Ungereimtheiten, die man behauptet, bald durch verſtellte Angriffe gegen Meinungen, denen ein Theil der Anweſenden mit Wärme anhängt, auf die wirklich ſtreitigen Puncte, deren Erörterung angenehm oder nützlich ſeyn kann, die Aufmerkſamkeit der verſchiednen Parteien hinziehn will.

Dieſe ſchickliche Einleitung eines geſellſchaftlichen Streits, iſt die Sache der guten Laune, des Witzes und einer gewiſſen Originalität, die niemand ſich geben kann. Aber die gute Führung deſſelben iſt das Werk des Verſtandes, der ſich durch Regeln leiten und durch Uebungen ſchärfen läßt. Man kann mit Recht die Debatte als das Ideal des Geſprächs', oder als das Meiſterſtück in der Kunſt deſſelben anſehen. Alles, was der geſellſchaftliche Sprecher braucht, wenn er ſeinen Endzweck erreichen will, alles, was man von ihm fordert, wenn er gefallen ſoll, das iſt bey dem Disputirenden doppelt nöthig: und es iſt bey dieſem ſchwerer, weil er mehr in Leidenſchaft, und alſo weniger Herr über ſich iſt. Er muß, bey aller Begierde die ihm zuſtrömenden Ideen vorzubringen, die Gründe ſeines Gegners geduldig und aufmerkſam anhören; er muß, wenn er nicht unterbrochen ſeyn will, ſo kurz wie möglich, und wenn er nicht mißverſtanden ſeyn will, ſo deutlich als möglich ſeine eigne Gründe entwickeln. Nie iſt eine glückliche Stellung der Ideen, welche ihren Zuſammenhang ſchnell überſehen läßt, nie ſind treffende Beyſpiele, wodurch die abſtracten Sätze anſchauend gemacht werden, mehr nöthig und nie von größerer Wirkung, als wenn der Werth, deſſen, was wir ſagen, auf der Stelle durch die Vergleichung mit den Antworten eines Gegners gemeſſen wird. — Und dieſe Gaben des Geiſtes ſind, für einen vortrefflichen Streiter auf dem geſellſchaftlichen Kampfplatze, noch nicht hinlänglich. Auch Tugenden des Charakters werden dazu erfordert. Es gehört Muth dazu, unſre Meinung unter anders Denkenden freymüthig zu behaupten; ein noch größrer, ſie gegen fähige Widerſacher zu vertheidigen. Wenn wir, aus Nachgiebigkeit und Schwäche des Charakters, jede kühne mit ſcheinbaren Gründen unterſtützte Behauptung, ſogleich zu unſrer eignen machen: ſo ſind wir in der Geſellſchaft eben ſo ſehr der Verführung ausgeſetzt, als des Unterrichts empfänglich. Wenn wir aus Blödigkeit unſern Gegnern zu zeitig nachgeben, geſetzt auch, daß ſie uns an Einſichten überlegen wären: ſo kürzen wir den Unterricht, den uns der Streit mit ihnen hätte geben können, ab, und entziehn uns die Gelegenheit zur Uebung unſers eignen Verſtandes. Auf der andern Seite muß dieſer Muth mit Beſcheidenheit gepaart ſeyn, damit wir immer in den Gränzen des geſellſchaftlichen Anſtandes bleiben; er muß von der Wahrheitsliebe geleitet werden, damit wir nicht der ſich uns aufdringenden Ueberzeugung ſelbſt wiederſtehn, um uns nur nicht als überwunden anzuerkennen. Nur der, welcher, von Hartnäckigkeit und feiger Nachgiebigkeit gleich weit entfernt, einen Widerſpruch ertragen, aber doch ſeine Ueberzeugung feſt halten kann, bis die anwachſende Stärke der Gegengründe ſie ihn allmählich aufzugeben nöthigt: nur dieſer wird von jenem Kampfplatze der Ideen, welche das geſellſchaftliche Leben darbiethet, mit erbeuteten Wahrheiten zurükkommen.

Es iſt noch ein Umſtand übrig, der die Geiſtesübung in der Einſamkeit von der in der Geſellſchaft, oder, mit andern Worten, das Geſpräch von der Meditation unterſcheidet. — Im Geſpräche ſind wir verbunden unſre Gedanken vollſtändig zu entwickeln und deutlich auszudrücken: weil wir wollen, daß andre uns verſtehen ſollen. Bey der Meditation begnügen wir uns nur, Anfänge und Bruchſtücke von Gedanken zu ſammeln: weil wir glauben uns ſelbſt ſchon mit halben Worten zu verſtehn, und die völlige Auseinanderſetzung des Gefundnen entweder für unnütz halten, oder für die Zeit, wo wir davon zu einem beſtimmten Endzwecke Gebrauch machen werden, aufſparen.

Die Meditation iſt ein Selbſtgeſpräch: — das heißt ein Geſpräch mit einem ſehr vert
ten Freunde, der uns vieles zu gute hält, d

auch mit dem Unreifen vorlieb nimmt, das Unverſtändliche erräth und das Unzuſammenhängende, ſo gut er kann, zu ergänzen ſucht. Das Geſpräch hingegen iſt eine Meditation vor Zeugen, wobey wir lächerlich werden, wenn wir unverſtändlich ſind, wo jede Lücke in unſern Schlüſſen, jeder Fehler in unſerm Vortrage unſeren Abſichten ſchadet, den Eingang unſrer Ideen in andrer Gemüther verhindert und obendrein ihre Achtung gegen uns ſchwächt. Wir ſtrengen uns deßwegen, wenn wir einige Ehrbegierde haben, in Geſellſchaft an, unſern Gedanken Licht und Leben zu geben. Bey der einſamen Meditation hingegen laſſen wir es auf gut Glück ankommen, wie viel oder wie wenig durch ſie gewonnen werden ſoll. Wir ſind zufrieden, wenn wir nur die Hauptmomente der Materie erkennen, geſetzt auch, daß viele Zwiſchenſätze uns nur wie im Dämmerlichte ſchimmerten.

Dieſe vollendete Deutlichkeit unſern Gedanken zu geben, wird durch das Geſpräch nicht bloß von uns gefordert, ſondern uns auch erleichtert: weil wir hier immer nur kurze und einfache Gedanken zu entwickeln brauchen, weil wir zwiſchen unſern Reden jedesmahl ausruhen und uns von neuem ſammeln können; weil wir endlich auch durch das, was andre ſagen, oft eine Aufklärung unſrer eignen Meinungen bekommen, oder auf eine glücklichere Bezeichnung derſelben gebracht werden.

Dazu kommt noch die dem Umgange ganz eigne Uebung, — unſere Gedanken auf mannigfaltige Weiſe ausdrücken zu lernen, und deren Vortrag nach der verſchiedenen Faſſungskraft, der Geiſtesbildung, und der aus ihrer Lebensart entſtehenden Gemüthsſtimmung der Menſchen abzuwechſeln. Deutlich zu ſeyn für uns ſelbſt, oder für die Perſonen unſers Standes, unſrer Profeſſion, und des Grades der Cultur zu welchem wir gelangt ſind, iſt ſchon eine ſchätzbare Eigenſchaft. Aber ſie läßt ſich durch Leſen, Schreiben und Meditiren, auch ohne Umgang, erwerben. Wenn hingegen der Gelehrte dem bloßen Welt- oder Geſchäftsmanne, — wenn der helle Kopf dem eingeſchränkten oder verworrnen, — der tiefdenkende und abſtracte dem bloß durch gemeine Erfahrung gebildeten ſeine Ideen beybringen will: ſo muß er ſie in andern Formen darzuſtellen wiſſen, als in welche ſie ſich bey ihm ausgebildet haben. Durch dieſe Umgeſtaltung kommt unſtreitig ein noch helleres Licht in ſeine Ideen. Denn niemand kann ſagen, daß er völlig Meiſter von ſeinen erlernten oder ſelbſt erfundnen Ideen iſt, bis er ſie von dem Ausdrucke, der ihm geläufig geworden iſt, entkleiden, und in eine andre Sprache übertragen kann, ohne daß ſie etwas von ihrem weſentlichen Gehalte verlieren. Zu dieſer Uebung kann nur der Umgang die Gelegenheit darbiethen und die Verbindlichkeit auflegen. Wo lernen wir beſſer die große Verſchiedenheit der Menſchen, in Abſicht deſſen, was jedem unter ihnen verſtändlich iſt, kennen? Und wodurch können wir bewogen werden, auf andre Ausdrücke, als die, welche uns ſelbſt die vollkommenſten ſcheinen, zu ſinnen, als weil uns daran gelegen iſt, unſre Gedanken Menſchen beyzubringen, deren Kopf wir für unſre gewöhnliche Art des Vortrags verſchloſſen finden?

Beſonders giebt es gewiſſe Argumente, die man ad hominem nennet, und welche der einſame Philoſoph ſehr ſchwer, der in der Welt ſich herumtreibende, auch mittelmäßige Kopf hingegen, ſehr bald findet. Es ſind dieß nicht die beſten, die bündigſten, die einen verſtändigen Mann am meiſten befriedigenden Gründe: aber es ſind die, welche ſich am unmittelbarſten an die Erfahrung halten, die, welche ſich an irgend eine bekannte Idee, die eben jetzt im Umlauſe iſt, an irgend einen entſchiednen Punct der öffentlichen Meinung, an irgend ein Volksvorurtheil anſchließen, und beſonders Thatſachen der Zeit und des Orts, als Beyſpiele, oder zur Beſtätigung brauchen. Dieſen fixen Punct, wo man den Hebel anlegen kann, um die Gemüther gewöhnlicher Zuhörer zu bewegen, lernt man unter Büchern und durch Meditation nicht ke[illegible] Hier iſt man zu ſehr mit dem Menſchen im Allgemeinen beſchäftigt. Das Argumentiren ad hominem verlangt gerade, daß man das Individuelle der Perſonen kenne, zu deren Ueberredung man es anwendet. Freylich ſcheint ſich der denkende und geſetzte Mann gewiſſermaßen zu erniedrigen, wenn er von derjenigen Darſtellung der Sache, welche er für die richtigſte und zweckmäßigſte hält, abgeht, um nach halbwahren, aber frappanten Ideen zu haſchen, mit denen er bey weniger gebildeten Zuhörern ein beſſeres Glück zu machen hofft. Da es indeß oft keinen andern Zugang zu den

Gemüthern der Menſchen giebt, und die Bemühung ſie zu belehren damit anfangen muß, daß man von ihnen angehört werde; ſo iſt es auch dem größten Geiſte und dem edelſten Charakter erlaubt, dieſe Art unſchädlicher Sophiſtereyen, die in der Argumentation ad hominem liegt, kennen und brauchen zu lernen. Was that Sokrates anders? Und was hat ſeine gerühmte Kunſt des Unterrichts eignes, als daß ſie ſich gleichſam in die Unwiſſenheit und die Irrthümer des Schülers verſetzt, um mit demſelben zur Kenntniß und zur Wahrheit fortzuſchreiten? Aber Sokrates verließ auch nicht den Markt und die Hallen Athens; und der Umgang feſſelte ihn ſo ſehr, daß er ſelbſt die Fluren um die Stadt nur ſelten beſuchte, weil, wie er ſagte, die Bäume nicht redeten.

Es giebt allerdings für den Einſamen ein Mittel, ſeiner Meditation die Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Rede zu geben. Das iſt das Schreiben. — Den Werth und den Gebrauch deſſelben zu betrachten, ſcheint zur vollſtändigen Einſicht des Verhältniſſes, welches Einſamkeit und Geſellſchaft zur Geiſtesübung hat, nothwendig zu ſeyn.

Um unſre Gedanken zu Papiere zu bringen, ſind wir verbunden, ſie eben ſo vollſtändig zu entwickeln, als es zur mündlichen Mittheilung derſelben nur immer nothwendig wäre. Indem ſie durch die Schrift zu ſichtbaren Gegenſtänden werden, ſo wie die Rede ſie zu hörbaren macht, wird dort, wie hier, ihre Wirkung, aufs Gemüth durch einen ſinnlichen Eindruck verſtärkt und fortdauernd gemacht. Das Schreiben hat ſelbſt vor dem Reden einige ſichtbare Vorzüge. Es fordert ſchon dadurch, daß es mehr Arbeit zu ſeyn ſcheint und etwas bleibendes hervorbringt, zu einer ſorgfältigern Wahl und einer methodiſchern Anordnung unſrer Gedanken auf: und die Freyheit, welche wir haben, es ſo oft zu unterbrechen und ſo lange bey jedem einzelnen Theile zu verweilen, als wir es nöthig finden, ſetzt uns auch in den Stand, jene höhere Vollkommenheit zu erreichen. Wir können auf das, was wir gedacht haben, wenn es niedergeſchrieben iſt, leicht wieder zurückkommen, und unſre folgende Gedanken ohne Mühe an die vorhergehenden anknüpfen. Selbſt die mechaniſche Beſchäftigung des Schreibens wehrt der Zerſtreuung, welche den Meditirenden ſo leicht beſchleicht, wenn er die Arheit des Denkens bloß in ſeinem Kopfe verrichtet.

Daher haben auch ſeit der Zeit, daß die Menſchen in dem Beſitze dieſer herrlichen Kunſt, ihre Gedanken ſichtbar zu machen, ſind, alle diejenigen, welche die Einſamkeit zur Bildung ihres Geiſtes und zur Cultur der Wiſſenſchaften haben benutzen wollen, zum Gebrauche der Feder ihre Zuflucht genommen. Auch habe ich immer beobachtet, daß alle Perſonen, beſonders die des andern Geſchlechts, welche einen etwas mehr philoſophiſchen Geiſt, eine größere Wißbegierde und einen reichern Stoff von Ideen haben, als der große Haufe, wenn ſie vermöge ihres Standes und ihrer Glücksumſtände zu einem eingezognen Leben genöthigt ſind, von ſelbſt auf das Aufſchreiben ihrer Gedanken gebracht werden. Dahingegen es ſehr ſelten geſchieht, daß Leute, beſonders Frauenzimmer höhern Standes, und die von Jugend auf Gelegenheit gehabt haben, in guter Geſellſchaft, oder doch in ſolcher, die ſie für gut halten, zu leben, — auch wenn ſie mit jenen erſtern Fähigkeiten und Neigungen gemein haben, — ſich viel mit ſchriftlichen Aufſätzen abgeben. Jeder Menſch hat nehmlich einen natürlichen Hang, die guten Gedanken, welche er geſammelt, oder ſelbſt durch Nachdenken hervorgebracht hat, auf irgend eine Weiſe ans Tageslicht zu bringen, und ihnen auch außer ſich Wirklichkeit und Dauer zu geben. Kann er nun dieß täglich im Geſpräche mit Perſonen, welche er ſchätzt, die ihn verſtehn, und die alles Gründliche oder Witzige, was er ſagt, entweder mit ihrem Beyfalle, oder durch den Tauſch gleich guter Ideen belohnen: ſo zieht er dieſen Weg als den natürlichern und leichtern vor, und unterläßt das Schreiben als die mühſamere und weniger angenehme Beſchäftigung. Iſt er aber, bey glücklichen Geiſtesanlagen, von dem Umgange mit Menſchen, die ihm ähnlich und für ihn anziehend ſind, entfernt: ſo wird es ein wahres Bedürfniß für ihn, ſeine Gedanken dem Papiere anzuvertrauen, und ſich mit ſich ſelbſt laut zu unterreden.

Unſtreitig kann auch der Menſch, auf dieſem letztern Wege, zu einer hohen Ausbildung ſeines Geiſtes gelangen, obgleich die Formen, in welche er die Erzeugniſſe deſſelben kleidet immer etwas weniger leicht und gefällig ſeyn werden, als wenn bey ihm die Arbeit des

Denkens durch die Anmuth des geſellſchaftlichen Lebens wäre belebt und erleichtert worden. Dafür gewinnt vielleicht bey dem Schreibenden das höhere Intereſſe der Wahrheit. Geräuſchlos, ruhig, von keinem Reitze der Sinne, von keinen Leidenſchaften geſtört, ſelbſt von der Eitelkeit unverſucht, die ſich ſo leicht in alle Geiſtesübungen einmiſcht, ſitzt der Mann, der nicht als Autor fürs Publicum, ſondern als wißbegieriger Menſch zu ſeiner eignen Belehrung ſeine Gedanken niederſchreibt, an ſeinem Pulte. Lebhaft und anhaltend genug beſchäftiget, um von ſeinen Geiſtesfähigkeiten allen möglichen Gebrauch zu machen, iſt er doch, in Abſicht des Erfolgs ſeiner Arbeit, unbekümmert, und von allen Rückſichten des Ehrgeitzes und des Eigennutzes, welche ſeine Thätigkeit im geſellſchaftlichen Leben mißleiten, auf das weiteſte entfernt. Wenn, in irgend einem Zuſtande, reine Wahrheitsliebe den Menſchen beleben, und ein unbefangner Blick auf die Dinge der Welt ſie ihm in ihrer wahren Geſtalt zeigen kann: ſo muß es bey Verfertigung ſolcher ſchriftlichen Aufſätze ſeyn, bey denen Entwickelung oder Aufbehaltung ſeiner eignen beſſern Ideen, ſeine einzige Abſicht iſt.

Indeß das Nützliche dieſer Geiſtesübung wird dadurch vermindert, daß es in der Natur derſelben liegt, nur ſelten und von wenigen gebraucht zu werden. Außer den Gelehrten vom Handwerke, wie klein iſt die Anzahl der Perſonen, denen es je einkommt, ihre Gedanken ſchriftlich zu verfaſſen, bloß um ſie deutlicher zu machen! Und die Gelehrten, bey welchen, in reifen Jahren, das Schreiben zugleich ein Mittel zu andern Endzwecken des Berufs oder der Schriftſtellerey wird, hindern durch dieſe Vermiſchung mehrerer Abſichten, die Erreichung derjenigen, welche wir hier im Auge haben.

Der allergrößte Theil der Menſchen, auch aus den geſitteten Ständen, und in den aufgeklärteſten Nationen, macht keinen andern Gebrauch vom Schreiben, als den nothwendigen zur Unterhaltung mit ihren abweſenden Freunden, und zur Führung ihrer häuslichen Geſchäfte. Der Briefwechſel iſt für das weibliche Geſchlecht, und für alle die Perſonen, welche weder als Beamte in den öffentlichen Angelegenheiten, noch als Lehrer zum öffentlichen Unterrichte mit der Feder zu arbeiten haben, faſt die einzige Veranlaſſung, Verſtand und Gabe des Ausdrucks durch ſchriftliche Aufſätze zu üben. Und er iſt in der That unter dieſen Uebungen eine der vorzüglichſten, wenn er unter vertrauten Freunden lange fortgeſetzt, oder mit einer beträchtlichen Anzahl mannigfaltiger Correſpondenten geführt wird. Im erſten Falle iſt er nicht bloß eine Mittheilung von Ideen, ſondern zugleich ein Erguß der Empfindungen des Herzens: und wodurch wird die Denkkraft eines Menſchen leichter ins Spiel gebracht, als wenn ſie ſeine gegenwärtigen lebhafteſten Gefühle zergliedern, und die Gegenſtände, auf welche ſie ſich beziehn, ſchildern darf? Wozu noch kommt, daß ein ſolcher durch Jahre fortdauernder Briefwechſel, indem er den Menſchen auf alle Vorfälle ſeines Lebens, auf alle ſeine eignen Handlungen in der Abſicht aufmerkſam macht, um ſie ſeinem Freunde ſchildern zu können, ihm in denſelben einen reichern Schatz von Belehrung entdecken läßt, als er bey einen flüchtigen Blicke, und einem ſchnellern Vergeſſen daraus hätte ſchöpfen können. *)

---

*) Eine Mutter, die mit einer zärtlich geliebten Tochter alle Wochen, durch viele Jahre, Briefe wechſelt, in welchen ſie ihr die ganze Geſchichte ihres Lebens, mit den ſich ihr von ſelbſt dabey aufdringenden Be-

Im andern Falle übt dieſer Briefwechſel den Geiſt, durch die Pünctlichkeit und Ordnung, ohne welche nicht unterhalten werden kann, durch die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, auf die man ſich dabey einlaſſen, und noch mehr, durch die Verſchiedenheiten des Vortrags und Styls, welche man annehmen muß, um ſich der Denkungsart ſeiner Correſpondenten anzuſchmiegen. In beyden Fällen vertritt er in der Einſamkeit die Stelle des Umgangs, wie er dann auch damit die größte Aehnlichkeit hat. Indeß, außerdem, daß dieſem letztern unſtreitige Vorzüge bleiben, daß hier der Tauſch der Gedanken in weit ſchnellerer Folge vor ſich geht, und dahero eine weit größere Maſſe von Einſichten in Umlauf bringen kann; — außerdem, daß der Anblick des gegenwärtigen Freundes der mündlichen Mittheilung ein Leben und eine Leichtigkeit giebt, welche der ſchriftlichen in Briefen an einen abweſenden fehlen: — außer dieſem allen, iſt es auch nur eine ſehr kleine Anzahl ſchon ſehr gebilde-

---

trachtungen mittheilt, wird vielleicht keine Sevigné an Witz und Originalität, aber ſie wird gewiß eine verſtändigere Frau werden, als ſie ohne einen ſolchen Briefwechſel geworden ſeyn würde.

ker und zum Schreiben aufgelegter Perſonen, die in ihrem Briefwechſel über das erſte Bedürfniß, — das Bedürfniß, ihren Freunden Nachrichten von ſich zu ertheilen und Erkundigungen von ihnen einzuziehn, — hinausgehn, und in derſelben eine Uebung für ihren Verſtand, oder eine Aufhelfung ihrer Begriffe ſuchten. Für alle übrigen zahlreichen Claſſen, unter denen es noch immer viele Perſonen giebt, deren Gedanken werth ſind zur völligen Deutlichkeit gebracht zu werden, bleibt der Umgang die einzige Veranlaſſung, ſich die dazu nöthige Mühe zu geben.

Aber nun für die gelehrten Stände ſelbſt, auf welche, nach den bisherigen Betrachtungen, mit wenigen Ausnahmen, die durch das Aufſchreiben der Ideen zu erwartende Aufklärung derſelben eingeſchränkt iſt, — wie viel iſt dieſe Uebung werth, wenn ſie gegen die des mündlichen Vortrags gehalten wird? Ich habe ſchon geſagt, daß das Schreiben, ſobald es eine befohlne Arbeit iſt, oder einen beſtimmten öffentlichen Endzweck hat, nicht mehr eine reine und völlig zweckmäßige Uebung des Verſtandes iſt. Der Vortheil der Unbefangenheit, welcher der einſamen Meditation eigen zu ſeyn pflegt, geht gemeiniglich dabey verloren: und der Vortheil der erweckten Geiſtesmunterkeit, der lebhafter angeſpannten Denkkraft, welcher von der Theilnehmung andrer Menſchen an den von uns hervorgebrachten Ideen entſteht, wird nicht in gleichem Grade, als im geſellſchaftlichen Umgange, gewonnen. Der Lehrer, welcher ſchon auf ſeine Schüler, der Redner, welcher auf die Verſammlung, vor der er auftreten ſoll, der Schriftſteller, welcher auf das Publikum und die Kunſtrichter hinausſieht, denen er ſeine ſchriftlich entwickelten Gedanken vorlegen will, genießt der vollen Geiſtesfreyheit eben ſo wenig, als wenn er Zuhörer um ſich verſammelt hätte. Er wird in dem, was er ſchreibt, durch die Urtheile, welche er vorausſieht, eben ſo gut beſtimmt, als der Weltmann in dem, was er ſagt, durch den Beyfall oder Tadel, welchen er auf der Stelle einerndtet. Beyde rechnen auf Wirkung, und es iſt ihnen alſo nicht mehr bloß um Wahrheit zu thun. — Hingegen wird er durch abweſende Zuhörer nicht ſo ins Feuer gebracht, nicht ſo ununterbrochen in Spannung erhalten, nicht, wenn er vom rechten Pfade abweicht, durch einen wohlthätigen Widerſpruch ſo zeitig wieder zurückgeführt, als wenn er mit gegenwärtigen Freunden gemeinſchaftliche Unterſuchungen anſtellte.

Einige ſcharfſinnige aber zu dem Seltſamen in ihren Meinungen geneigte Männer, wozu auch Monboddo *) gehört, ſind noch weiter gegangen. Sie haben behauptet, daß das Schreiben, es ſey als Hülfsmittel der Aufbewahrung, oder als Hülfsmittel der Entwickelung unſrer Ideen, mehr ſchädlich als nützlich ſey. Bey dem eben gedachten Lord kommt die übertriebne Bewunderung, welche er für die Alten hatte, den Ausſprüchen ſeiner Philoſophie zu Hülfe. „Zu der Zeit, ſagt er, da die Menſchen noch nicht ſchrieben und laſen, ſondern bloß dachten, und das Erlernte und Erfundne im Gedächtniſſe aufbewahrten und mündlich an andre überlieferten, war die Denkkraft weit ſtärker, das Gedächtniß weit umfaſſender und getreuer, die Einbildungskraft feuriger, und der

---

*) Ein Schottiſcher Lord, Verfaſſer eines bekannten Werks über den Urſprung der Sprache, in welchem, einem ſehr paradoxen und beynah ungereimten Syſtem, eine Reihe der richtigſten und ſcharfſinnigſten Bemerkungen über Sprache und Literatur eingewebt iſt.

Geiſt überhaupt in einer lebhaftern Thätigkeit, als wir dieß alles bey unſern Zeitgenoſſen finden, die nur aus Büchern lernen, und durch Bücher, die ſie ſchreiben, ſich aufklären und andre unterrichten. Das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, fährt er fort, iſt das, was die Kräfte des Menſchen am allermeiſten übt, und ihnen zu Fertigkeiten verhilft, welche ſie, befreyt von dieſem heilſamen Zwange, nie würden erworben haben. Der Blinde gelangt zu einer Feinheit des Gefühls, welche dem Sehenden unglaublich ſcheint, und gewiß ihm unerreichbar iſt; und der Taube lernt aus Bewegungen des Mundes, welche der Hörende kaum bemerkt, die Reden andrer errathen. Eben ſo der Menſch, welcher das Hülfsmittel des Schreibens entbehrt, oder ſich deſſelben abſichtlich nicht bedient. Wenn ihm doch daran gelegen iſt, Kenntniſſe zu ſammeln, oder eigne Geiſteswerke hervorzubringen: ſo iſt er gezwungen ſeine Ideen in ſeinem Kopfe zu bearbeiten, und lange Reihen derſelben ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen. Dazu iſt eine weit höhere Anſtrengung nöthig, als wir bey unſerm Lernen und Arbeiten brauchen, die wir uns jedes merkwürdigen Gedanken, den wir von andern aufnehmen, jedes etwas beſſern

Einfalls, den wir ſelbſt haben, indem wir ihn auf das Papier werfen, gleichſam zu entledigen ſuchen. Aber dieſe Anſtrengung erhöhte die Fähigkeit jener Menſchen auch endlich bis auf einen Grad, von welchen wir jetzt kein Beyſpiel, und kaum noch einen deutlichen Begriff haben: — bis auf den, daß ſie ihre in einem langen, beſchaulichen Leben geſammelte Weisheit, und die Erzeugniſſe eines reichen und arbeitſamen Genies immer gegenwärtig hatten, und zur Mittheilung bereit gleichſam mit ſich herum trugen. Die Papiere des Menſchen, der alles aufſchreibt, ſind oft gelehrter, als er ſelbſt. Nur der iſt wahrer Eigenthümer von ſeinen Kenntniſſen und Talenten, der die erſtern in ſeinem Gedächtniſſe aufbewahrt, und die letztern durch innere, freye Thätigkeiten ſeines Geiſtes, oder durch Reden und Handeln in der menſchlichen Geſellſchaft übt und ausbildet.“

Dieſe Behauptung, ſo paradox ſie ſcheint, hat einige Gründe für ſich. Zwar werden die, welche Monboddo aus der Ueberlegenheit desjenigen Zeitalters, wo man entweder noch nicht ſchreiben konnte, oder ſich des neu erfundenen Hülfſmittels noch wenig bediente, vor dem unſrigen, hernimmt, alle Tage ſchwächer: weil, je mehr man das hohe Alterthum durchforſcht, man deſto mehr an der Sicherheit unſerer Nachrichten von demſelben, oder an den ihm zugeſchriebenen Vorzügen zu zweifeln anfängt. Homers Iliade wäre allerdings ein Wunder in unſern Augen, wenn er ein Gedicht von ſolchem Umfange, nach einem ſo zuſammenhängenden Plane, und in einer ſo gleichförmigen Vollendung aller Theile, als bisher die Kunſtrichter ihm zugeſchrieben haben, verfertiget und auf die Nachwelt überliefert hätte, ohne etwas davon aufzuſchreiben. Aber was die große Schwierigkeit der Sache einige ſpeculirende Köpfe vermuthen ließ, das beweißt uns Wolf aus hiſtoriſchen Denkmählern: daß Homers Gedicht nicht das Werk eines einzigen Mannes und Zeitalters iſt; daß dieſer zuſammenhängende Plan des Ganzen, dieſe Gleichheit des Styls in den Theilen nicht vorhanden iſt; — und daß die mündliche Ueberlieferung, welche wahrſcheinlich zu Homers Zeiten die einzige Art der Mittheilung war, auch damahls nur einzelne Geſänge umfaſſen konnte, die noch jetzt für die Erfindungskraft unſrer Dichter, und für das Gedächtniß unſrer Liebhaber nicht zu ſchwer ſind, um ohne Hülfe der Schreibekunſt verfertiget, oder aufbewahrt zu werden.

Aber von größerem Gewichte ſind die Erfahrungen, die wir noch heute zu Tage ſelbſt machen. — Es iſt wahr, daß wir nicht alles das, was wir aufſchreiben, beſſer im Gedächtniſſe behalten. Ja es kann ſo gar geſchehen, daß, wenn wir, im Vertrauen auf die Sicherheit des Archives, in welches wir eine erlangte Kenntniß niedergelegt haben, uns des fernern Andenkens an ihren Gegenſtand entſchlagen, (wie dieß in der That oft der Fall iſt,) die Gedächtnißkraft, anſtatt durch das Aufſchreiben unterſtützt zu werden, dadurch in eine Art von Erſchlaffung geräth, bey welcher die Spuren der Sache ſelbſt, und endlich auch die unſrer Denkſchriften verlöſchen. Allerdings trägt es, um etwas, das wir erlernt oder erfunden haben, unſerm Gemüthe einzuprägen, weit mehr bey, wenn wir es oft in Gedanken oder im Geſpräche wiederhohlen, und Einbildungskraft und Verſtand insgeheim bey uns ſelbſt, oder laut in Gegenwart andrer Menſchen damit beſchäftigen, als wenn wir es einmahl aufs Papier bringen, und damit gleichſam die darauf gewandte Arbeit beſchließen. Sich ſolche Sammlungen von eignen und fremden Gedanken anzulegen, iſt unter Gelehrten etwas ſehr gewöhnliches. Seine eignen Handſchriften dieſer Art oft wieder durchzuleſen und zu durchdenken iſt etwas ſeltnes. Und doch iſt dieſes immer erneuerte Studium deſſen, was wir aufgeſchrieben haben, durchaus nothwendig, wenn wir nicht für die Aufbewahrung unſrer Kenntniſſe umſonſt gearbeitet haben wollen. Wie oft wiederfährt es nicht dem fleißigſten Sammler von Collectaneen und Entwürfen, daß er, bey einer nach langer Zeit endlich angeſtellten Durchſicht ſeiner Papiere, Aufſätze darunter findet, deren Inhalt ihm eben ſo unbekannt iſt, als wenn ſie von einer fremden Hand wären. Es würde ihm oft nicht weniger Mühe koſten, ſeine alte geſammelte Weisheit aus ſeinen eignen Handſchriften zuſammen zu ſuchen, als ſich neue über dieſelben Gegenſtände, durch ein von vorne anfangendes Studium, zu erwerben.

Es iſt ferner wahr, daß wir uns an das, was wir an einem fröhlichen Abend, mit muntern und geiſtreichen Freunden beſprochen und durchgefochten haben, — daß wir uns, an die

Nachrichten und Belehrungen, die uns aus dem Munde eines Mannes von Gewicht, eines merkwürdigen Reiſenden zugekommen ſind, und an die guten Einfälle, die wir ſelbſt in Geſellſchaft vorgebracht, und für die wir den Beyfall derſelben erhalten haben, öfter und lebhafter erinnern, als an alles, was, aus Büchern oder unſerer Meditation geſchöpft, in unſere Denkſchriften eingetragen worden iſt. Jenes ſcheinen lebendige Worte, dieſes todte Buchſtaben zu ſeyn.

Es iſt endlich wahr, daß wir durch das Aufſchreiben, unſre Gedanken nicht ſelten verfälſchen, und ihrem Gange eine andre Richtung geben, als ſie in einer vollkommen freyen Meditation gehabt hätten. Selten, und nur in den glücklichſten Augenblicken gelingt es uns, die Geburten unſers Geiſtes rein und unverfälſcht, ſo wie ſie von demſelben waren erzeugt worden, in die regelmäßigen Formen ſchriftlicher Aufſätze zu bringen. Die gewählten Worte und Redensarten beſtimmen oft den Sinn unſrer Proſe ſo gut, als der Reim den Sinn unſerer Verſe beſtimmt: und der Sprachrichtigkeit und dem Periodinbaue wird in jener manche dem erſten Entwurfe, und vielleicht der Sache ſelbſt angehörige Idee eben ſo gut aufgeopfert, als dem Sylbenmaße und der Proſodie in dieſen. Dieſe Verrückung des urſprünglichen Geſichtspuncts iſt weniger möglich, wenn wir den Gegenſtand bloß in einer geheimen und innern Betrachtung verfolgen. Der Menſch, welcher über eine Sache in ſeinem Kopfe nachdenkt, iſt bloß mit ihr nach Maßgabe der Wichtigkeit, die ſie für ihn hat, beſchäftigt: der, welcher das Gedachte aufſchreibt, iſt zugleich mit dem Styl und dem Gelingen einer Arbeit beſchäftigt. Es ſchleicht ſich mehr oder weniger bey ihm die Eitelkeit ein, gut zu ſchreiben. Hat er Mühe die rechten Ausdrücke zu finden: ſo verliert er über dem Aufſuchen der Worte das lebendige Anſchauen der Sache. Strömen ihm die Ausdrücke allzu geläufig zu: ſo werden eben deßwegen ſeine Betrachtungen weniger originell, weil er, ohne es zu wiſſen, mit den Redensarten andrer auch ihre Ideen mit in dieſelben einmiſcht.

Man kann noch hinzuſetzen, daß bey der letzten Ausarbeitung proſaiſcher oder dichteriſcher Werke, diejenigen Stellen die vollkommenſte Ründung und das ſchönſte Ebenmaß in

Gedanken und Ausdruck erhalten, die wir nach und nach in unſerm Kopfe zuſammengeſetzt und ausgefeilt haben. Die Feder erleichtert uns allerdings die Auseinanderſetzung einer verwickelten Reihe der Ideen, da ſie uns die vorhergehenden Glieder immer ſichtbar erhält, indem wir zu neuen fortſchreiten: aber ſie verführt uns auch oft, die frühern Theile der Rede, ohne Rückſicht auf die ſpätern, zu vollenden; woraus dann in der Folge Zwang bey den Uebergängen, oder ſelbſt eine unnatürliche Abänderung des urſprünglichen Gedankens entſteht.

Die Schlußfolge von allen dieſen Betrachtungen iſt nicht, daß der Mann, welchem es um Bildung und Bereicherung ſeines Geiſtes zu thun iſt, die Uebung des Schreibens, ſowohl zur Aufbewahrung geſammelter Kenntniſſe, als zur Aufheitung eigner Ideen, unterlaſſen ſoll. Dieſes Hülfsmittel iſt in einigen Fällen durchaus unentbehrlich, und in den meiſten Fällen nützlich. Wer würde ſich durch die Maſſe der Kenntniſſe, welche heute zu Tage jeder Zweig der Wiſſenſchaft zu erlernen darbiethet, durcharbeiten, wenn er nicht ein Mittel hätte, die flüchtigen Ideen beſſer zu fixiren, als es durch die bloß gedachte, oder ausgeſprochne Rede geſchehn kann? Und wie wenige Menſchen haben die Muße, oder die Stärke der Denkkraft, welche zu einer Meditation, wenn ſie ohne alle körperliche Beſchäftigung, ohne ſichtbare oder hörbare Zeichen der Ideen, anhaltend und regelmäßig ſeyn ſoll, erfordert wird? — Aber das folgt aus jenen Betrachtungen: daß das Aufſchreiben unſrer Gedanken die Stelle des Umgangs und des Geſprächs nicht erſetzen kann. Es folgt ferner daraus, daß, wer die Einſamkeit zum Vortheile ſeiner Geiſtesbildung recht nutzen will, nicht bloß leſen und ſchreiben, ſondern auch zuweilen ganz frey, nur innerlich bey ſich ſelbſt, über das Geleſene ſowohl, als über die Gegenſtände ſelbſt nachdenken müſſe.

Der mündliche Vortrag der Gedanken, im Umgange mit Menſchen, ſcheint, ſo wie er die ältere und natürlichere Uebung des Denkens iſt, auch die vollkommnere zu ſeyn. *) Ein großer

---

*) Dieſe Materie, von dem Werthe des Schreibens, verglichen mit der freyen Meditation und dem mündlichen Vortrage, wird vom Plato, am Ende des Geſprächs Phädrus, in der ihm eignen Manier

Redner, oder ein geiſtreicher und unterhaltender Geſellſchafter wird, ſobald er will, auch ein guter Schriftſteller ſeyn, vorausgeſetzt, daß er von Dingen ſchreibt, die er verſteht. Wer aber

---

vortrefflich behandelt. Es herrſchte, wie wir aus demſelben mit Verwunderung ſehn, auch ſchon unter den Griechiſchen Großen, d. h. unter ihren Staatsmännern das Vorurtheil, daß ſie ſich ſchämten als Schriftſteller zu erſcheinen, daß ſie von ihren Reden und Aufſätzen nichts wollten ins Publicum, oder auf die Nachwelt kommen laſſen, und daß ſie, ob ſie gleich die Beredſamkeit mit der größten Sorgfalt übten, doch einen Lyſias und ſeines gleichen, welche Reden ausarbeiteten um ſie bekannt zu machen, mit dem Nahmen eines λογοποιός verächtlich zu machen glaubten. „Wie geht es in aller Welt zu, ſagt Sokrates, daß die, welche weiſe zu ſeyn und weiſe vor der Verſammlung zu ſprechen, als ihren höchſten Ruhm anſahen, es für erniedrigend hielten, ihre Weisheit in Schriften zu verewigen? Kann ein Solon oder ein Perikles es für eine verächtliche Beſchäftigung halten, zu ſchreiben: da doch das, worauf beyde ihr ganzes Anſehn gründen, — die Geſetze welche der erſte ſeinem Vaterlande gab, die Decrete, welche der andre in der Volksverſammlung durchſetzte, auch von ihnen verfertigte Schriften ſind. — Die Wahrheit der Sache, fährt er fort, ſcheint dieſe zu ſeyn. Das was man niederſchreibt, enthält nur unvollkommne Spuren der Gedanken, die man hat: es iſt mehr ein Erinnerungsmittel für den, welcher ſeinen Styl bloß durch Verfertigung ſchriftlicher Aufſätze in ſeinem Kabinette gebildet hat, iſt deßwegen zur angenehmen Mittheilung ſeiner Gedanken im Geſpräche noch nicht fähig. Wer

---

die Sache ſchon weiß, als ein hinlängliches Belehrungsmittel für den, welcher mit ihr gar nicht bekannt iſt. Daher wird auch keine Kunſt aus Büchern allein gelernt. Derjenige nun, deſſen ganze Weisheit in ſeinem Buche niedergelegt iſt, der außer dem, was er von der Sache geſchrieben hat, nichts mehr und nichts beſſeres von ihr zu ſagen weiß, iſt nicht weiſe, und wird alſo, weil er ſich doch anmaßt es zu ſeyn, mit Grunde verächtlich. Nur die lebendige Idee, welche ein Menſch mit ſich in ſeinem Geiſte herumträgt, die, welche er jeden Augenblick, in hunderterley verſchiedene Formen, nach Beſchaffenheit der Perſonen und der Umſtände dargeſtellt, mitzutheilen, welche er gegen alle Einwendungen zu rechtfertigen, in jeder beſondern Anwendung zu entwickeln und in den verſchiedenſten Gemüthern andrer auf die jedem ſchickliche Art zu verpflanzen weiß, — nur dieſe iſt wahre Einſicht, welche dem Menſchen, der ſie beſitzt, einen höhern Werth giebt. Jene Männer nun, welche durch Reden und Thaten vor einem ganzen Volke ſtets ſolche lebendige Ideen mittheilten, und dadurch den Ruhm großer Weisheiter hielten, waren abgeneigt einem ſo unvollkommnen Werkzeuge der Mittheilung, als die todte Schrift iſt, — die weder dem, welcher ſie mißverſteht, ſich ſelbſt auslegen, noch ſich gegen den, der ſie angreift, vertheidigen ſeine Ideen in hundert verſchiedene Geſtalten zu kleiden, und ſeinen Vortrag ſo mannigfaltig abzuändern weiß, als ſich Perſonen und Umſtände ändern, — eine Fertigkeit welche zur Vollkommenheit des Umgangs gehört, — wird gewiß nicht verlegen ſeyn, ſie in einer, und zwar in der ihm ſelbſt angemeſſenſten Form, welches immer diejenige iſt, die vom Schriftſteller gefordert wird, auszudrücken. Ohne Zweifel kommt derjenige an Vollkommenheit am weiteſten, welcher beyde Uebungen mit einander verbindet; der ſowohl nach der Methode der Sokratiſchen Schule, in kurzen Fragen und Antworten, über das, was er gelernt oder ſelbſt gedacht hat, andern Rechenſchaft zu geben, als in zuſammenhängenden Aufſätzen ſeine Ideen für ſich zu verbinden gewöhnt wird. Dort gewinnt er, indem er in Schranken gehalten wird, — hier, indem er ſich ausbreitet. Dort

---

kann, ihren Ruhm bey der Nachwelt anzuvertrauen. Sie empfanden, daß alles was ſie ſchrieben, nur Fingerzeige für ſie ſelbſt, oder für die, welche mit ihnen ungefähr gleiche Einſichten hätten, ſeyn könnten, und glaubten alſo es um ihres Anſehens willen, vor dem groſen, unwiſſenden Haufen ſorgfältig verbergen zu müſſen.“

lernt er, was dazu erfordert werde, andern deutlich zu ſeyn: hier bemüht er ſich, auch ſeinen feinern und verwickeltern Gedanken denſelben Grad der Deutlichkeit zu geben, welchen er im Geſpräche bey leichtern und einfachern Ideen erreichte. Im Geſpräche werden Ideen hervor gelockt, und durch die Urtheile andrer berichtigt: am Schreibepulte können ſie ruhig geordnet und zu einem ſchönen Ganzen verwebt werden.

Auf gleiche Weiſe iſt die Meditation, welche wir mit der Feder in der Hand anſtellen, von der, welche auf freyem Felde, auf einem einſamen Spatziergange, oder des Morgens auf unſerm Lager unſer Inneres allein beſchäftigt, ſo weſentlich verſchieden: daß der Gelehrte, und überhaupt jeder des Selbſtdenkens fähige Mann viel verliert, wenn er eine von beyden Uebungen unterläßt. Wir müſſen zuweilen alle, auch die kleinſten Bande von uns werfen, welche den freyen Gang unſers Geiſtes aufhalten. Und derjenige nutzt die Einſamkeit nicht recht, der in derſelben bloß ſolche Geiſtesbeſchäftigungen vornimmt, die er als Arbeiten anſehen kann. Er muß auch zuweilen derjenigen reinen und vollkommnen Muße pflegen, welche die alten griechiſchen Weiſen eine heilige und ehrwürdige nannten: — einer Muße, welche ganz auf das innere Selbſtgeſpräch gewandt wird; und bey der bloß das Anziehende, welches in dieſem Augenblicke gewiſſe Gegenſtände für uns haben, die Meditation einleitet, und die Natur und die gegenwärtige Stimmung unſers Geiſtes ihren Gang beſtimmt. Doch, wer nur jemahls der Woluſt des einſamen und ſtillen Nachdenkens genoſſen, — wer je erfahren hat, mit welcher Ruhe und Heiterkeit Meditationen das Gemüth erfüllen, in denen wir uns ſelbſt unſer Innerſtes aufſchließen, von Empfindungen zu Gedanken hin und her ſchwanken, und ohne irgend einen andern Trieb, als den nach Wahrheit, nach moraliſcher Veredlung und nach Beruhigung des Herzens, den Wegen der Natur und der Vorſehung nachſpüren: der wird nicht ermuntert werden dürfen, dieſe einſame Beſchäftigung allen glänzenden Vergnügungen in der Geſellſchaft, allen Gewinn bringenden Geſchäften und ſelbſt gelehrten Arbeiten vorzuziehn. — Wem es aber hierzu an den nöthigen Geiſteskräften fehlt; oder bey wem die Sinnlichkeit noch zu laut ſpricht, als daß er die leiſere Stimme des Verſtandes und der Vernunft im ein ſamen Selbſtgeſpräche vernehmen, oder ſeine Aufmerkſamkeit lange auf Ideen heften könnte, wenn er ihnen nicht durch Rede und Schrift einen Körper giebt: bey dem würde die Ermunterung zu ſolchen Meditationen nicht nur zwecklos, ſondern auch ſchädlich ſeyn. Dieſ Muße würde bey ihm Müſſiggang werden, und der Mangel äußerer Beſchäftigung eine völlige Gedankenloſigkeit nach ſich ziehn. Unter allen, der Natur Gewalt anthuenden Regeln des Mönchsſtandes hat mir keine, von je her, läſtiger und für den Geiſt ſeiner Mitglieder verderblicher geſchienen, als die Pflicht zu gewiſſen Stunden des Tages zu meditiren. Was will ein an Geiſt armer, unwiſſender Ordens-Bruder thun, wenn er Stunden lang, ohne Bücher, ohne Dinte und Feder, und ohne Stoff zur Handarbeit, in ſeiner Zelle eingeſchloſſen iſt, — um zu denken? Was erfolgt aus dieſem Gebothe wider die Natur? Der Mönch wird entweder ſeine Einbildungskraft regellos in der Welt umherſchweifen laſſen, und eine Menge von Unſinn in ſeinem Kopfe zuſammenhäufen; — oder er wird, wenn er ein frommes Herz hat, durch das ängſtliche Beſtreben nach geiſtlichen Empfindungen und Ideen, zu welchen es ihm doch an

Stoffe fehlt, in Gefahr der Schwärmerey gerathen. Bey jugendlichen feurigen Temperamenten ſchleichen ſich in ſolchen der Meditation gewidmeten Zeiten die Triebe der Sinnlichkeit ein: und wollüſtige Bilder, — vielleicht ſolche Handlungen — füllen die Leere aus, welche ſcholaſtiſche Theologie und Mönchserziehung, für die Stunden der Einſamkeit, im Verſtande gelaſſen hatte.

Ich ſchließe dieſe Zergliederungen des Beſondern durch zwey Anmerkungen, welche das Allgemeine meiner Materie betreffen.

Die erſte iſt: daß, unter den verſchiedenen Fähigkeiten des Menſchen, Einbildungs- und Dichtungskraft weit weniger Nahrung und Uebung in der Geſellſchaft, als Verſtand und Scharfſinn, finden. Man kann in derſelben nicht träumen: ich will ſagen, man kann ſich nicht innern Anſchauungen, die noch nicht in Begriffe aufgelöſet und daher nicht durch Worte mittheilbar ſind, überlaſſen. Es kann ſogar eine Phantaſie, die Hang zur Ausſchweifung hat, nicht beſſer, als durch die Geſellſchaft, gezügelt werden: und der Dichter muß Umgang haben, um von der eingebildeten zur wirklichen Welt zurückzukommen, die in dem Zuſtande der Begeiſterung angeſpannte Phantaſie in einer mäßigen Beſchäftigung aller Seelenkräfte ausruhen zu laſſen. Dagegen ſind aber auch Perſonen, die immer im Geräuſche eines ausgebreiteten Verkehrs mit der Welt, ſey es in Geſchäften oder Vergnügungen, leben, für das Dichteriſche, oder für alles, wozu Feuer der Imagination und Enthuſiasmus gehört, gemeiniglich erſtorben. Daher behandeln die Weltleute die Pläne und Erwartungen, welche auf eine größre Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts abzielen, und die dem einſamen Denker wahrſcheinlich dünken, ſo leicht, als Hirngeſpinſte. Immer beſchäftigt mit dem, was iſt, können ſie ſich ſchwerlich, zu dem, was ſeyn ſollte, oder unter gewiſſen Vorausſetzungen ſeyn könnte, erheben. Immer durch ihre Sinne und gegenwärtige Ereigniſſe in ihrem Denken geleitet, können ſie ſich nicht in fremde Welten verſetzen, welche die Schöpferkraft des Genies aus bloßen Ideen zuſammenſetzt.

Alſo ſeinen Witz zu üben, promt und paſſend antworten zu lernen, deutlich im Erzählen, beſtimmt und einfach in der Auseinanderſetzung allgemeiner Begriffe, gemäßigt in ſeinen Behaup tungen ſowohl, als in dem Schmucke ſeiner Rede zu werden, ein gewiſſes Gefühl von Schicklichkeit bey allem, was wir denken und ſagen, zu erhalten: dazu kann uns die Geſellſchaft, wenn ſie gut zuſammengeſetzt iſt, Anleitung geben. Aber tief und gründlich in der Meditation, reich und erhaben in den Dichtungen der Phantaſie zu werden, dazu kann ſie nicht verhelfen: und ſie kann ſelbſt, wenn ſie nicht mit Einſamkeit abwechſelt, Hinderniſſe dagegen in den Weg legen.

Meine zweyte Anmerkung iſt folgende: Das menſchliche Geſchlecht fängt mit derjenigen Uebung des Verſtandes, die durch Geſellſchaft und Umgang erhalten wird, an, und geht von ihr zu dem einſamen Studium über. Der einzelne Menſch hingegen in unſerm Zeitalter fängt bey dem einſamen Studium an, und vollendet ſeine Geiſtescultur durch Geſellſchaft. In der Kindheit der Welt mußte der Menſch erſt im geſellſchaftlichen Leben die Luſt nach Kenntniſſen bekommen, und die Nützlichkeit derſelben einſehen lernen, ehe er in der Einſamkeit auf Mittel ſann, ſie ſich zu erwerben. Bey der jetzigen Reife der Cultur hingegen muß der Menſch nothwendig die nach und nach geſammelten Kenntniſſe, die jetzt in allgemeinem Umlaufe ſind, durch Lehrer und Bücher ſich eigen machen, ehe er an den geſellſchaftlichen Uebungen des Verſtandes Theil nehmen kann. Damahls wurde der Jüngling nur durch den Umgang der Weiſen gebildet: jetzt muß er erſt zu dem Umgange der Aufgeklärten und Geiſtreichen ſeines Zeitalters gebildet werden.

Der Umgang reicht dem Wißbegierigen zu allen Zeiten nur einzelne Broſamen der Weisheit dar. Aber im Alterthume beſtand alle menſchliche Wiſſenſchaft aus ſolchen Broſamen: und dieſe betrafen noch dazu die durch ſich ſelbſt verſtändlichen Grundbegriffe. Jetzt hingegen giebt es eine zuſammenhängende, große Maſſe von Kenntniſſen, die ſich im Geſpräche nicht mittheilen laſſen: und die kleinen Bruchſtücke, die der Umgang noch immer gewährt, ſind demjenigen nur brauchbar, welcher ſie zu der allgemeinen Summe der Einſichten des Zeitalters hinzufügen kann.

Zweyter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf den ſittlichen Charakter.

Ich werde hierbey denjenigen Weg der Unterſuchung einſchlagen, welcher der gebähnteſte iſt. Ich werde mit bekannten Thatſachen und gemeinen Meinungen anfangen. Ich werde aus jenen folgern, ſo viel ſich aus ihnen ſchließen läßt; und werde dieſe auf ihren Urſprung zurückführen, um, was in ihnen Vorurtheil oder Wahrheit ſey, zu unterſcheiden.

I.

Man hört oft Perſonen und Familien als eine löbliche Eigenſchaft zuſchreiben, daß ſie eingezogen leben. Und worin beſteht die Eingezogenheit? Ohne Zweifel in der Liebe zur Einſamkeit, oder doch in der Zufriedenheit mit derſelben; in dem mäßigen Genuſſe geſellſchaftlicher

Vergnügungen, und in der Einſchränkung ſeines Umgangs auf einen kleinen Kreis von Verwandten und vertrauten Freunden.

Man ſetzt alſo bey jenem Urtheile, wie es ſcheint, voraus, entweder daß überhaupt der Geſchmack an der Einſamkeit und einem häuslichen Leben etwas moraliſch gutes, und der Hang zu geſellſchaftlichen Zerſtreuungen etwas böſes ſey; oder daß wenigſtens für die Perſonen, deren Einſamkeit man lobt, die Einſamkeit nützlich und ein geräuſchvoller Umgang ſchädlich ſey.

Welches von beyden die eigentliche Meinung derer ſey, welche von der Eingezogenheit, als einer Tugend, reden, wird ſich uns am beſten zeigen, wenn wir Acht geben, bey welchen Ständen, oder Perſonen dieſer Lobſpruch angebracht wird.

Wenn ein junger Kaufmann mit geringem Vermögen ein Handelshaus errichtet, — vielleicht fremde Gelder zu ſeiner Unterſtützung als Darlehne bekommen hat: ſo hängt die gute Meinung, welche das Publicum von ihm haben ſoll, großen Theils von ſeiner Häuslichkeit ab. Es wird ihm beynahe zum Verbrechen angerechnet, wenn er häufig modiſche Geſellſchaften beſucht:

und es wird nicht bloß als eine Tugend an ihm gelobt, ſondern als eine Pflicht von ihm gefordert, daß er faſt ſeine ganze Zeit ſeinem Gewerbe widme, und ſeine Erhohlungsſtunden mit wenigen Freunden in einfachen Vergnügungen zubringe.

Ein junger Studirender, beſonders, wenn er bürgerlichen Standes und nicht der Sohn ſehr reicher Eltern iſt, wird, während ſeines akademiſchen Lebens, durch den Charakter der Eingezogenheit geehrt, und getadelt, wenn man ihm einen zu großen Hang zur Geſellſchaft zuſchreibt.

Je tiefer man in den Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft herabſteigt: deſto mehr findet man den Hang zur Geſellſchaft tadelhaft, und die Neigung zur Einſamkeit lobenswürdig. Der gemeine Bauer, der von ſeiner Hände Arbeit lebende Tagelöhner, gewinnt an Achtung bey uns, wenn wir von ihm hören, daß er ſeine Abende, und ſeine Sonn- und Feſt-Tage zu Hauſe mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern zubringt: und er verliert, wenn wir erfahren, daß er häufig im Wirthshauſe, die einzige Geſellſchaft, die er unter ſeinen Umſtänden haben kann, aufſucht.

Hingegen wird es einem reichen und vornehmen Manne, einem wohl beſoldeten Miniſter und General, einem Beſitzer großer Landgüter ſo wenig zum Verdienſte angerechnet, wenn er die Einſamkeit der Geſellſchaft vorzieht, oder ſich auf den Kreis ſeiner Verwandten und vertrauten Freunde einſchränkt: daß es ihm vielmehr, beym Publicum und insbeſondre bey ſeines Gleichen, etwas von derjenigen Achtung entzieht, die ihm ſonſt durch ſeinen Rang und ſein Vermögen geſichert ſeyn würde. Gaſtfreyheit und Geſelligkeit fangen ſchon in den mittlern Ständen an, geſchätzt zu werden: aber in den höhern, werden ſie beynahe als Pflichten gefordert. Der Staat beſoldet eben deßwegen ſeine oberſten Beamten reichlicher, damit ſie ihre Häuſer der guten Geſellſchaft ihres Wohnortes eröffnen, und Einheimiſche und Fremde an ihrer Tafel bewirthen können. Aber auch ohne dieſe Verbindlichkeit zur Gaſtfreyheit, welche gewiſſe hohe Staatsbedienungen aufzulegen ſcheinen, giebt allen Großen der zu einem ähnlichen Endzwecke gemachte Aufwand, wenn ſie ſonſt verdienſtvolle Männer ſind, einen neuen Glanz, und wenn ſie ſich durch keine perſönliche Eigenſchaft auszeichnen, doch ein Anſehn, auf welches ſie außer dem nicht rechnen durften.

Auch bey dem Jünglinge, der zu Rang und Vermögen gebohren iſt, wird die Liebe zu geſelligen Vergnügungen von den ältern Perſonen ſeiner Claſſe gebilliget, wenn er dieſelbe nur nicht außerhalb dem Kreiſe ſucht, dem ſie es allein zutrauen, daß er ihn zu bilden, oder ihn im Zaume zu halten fähig ſey. Jede Liebhaberey hingegen, und wenn es ſelbſt der Geſchmack an Kunſt und Wiſſenſchaft wäre, — die ihn von der großen Geſellſchaft entfernt, und ihm Neigung zur Einſamkeit, oder zum bloßen Umgange mit wenigen Freunden der Wiſſenſchaften einflößt, wird als ein Fehler, wenigſtens als eine Sonderbarkeit an ihm getadelt.

Die Menſchen haben alſo, wie es ſcheint, eine andre Moral für die höhern, und eine andre für die niedrigern Stände; — eine für die Reichen und Müßigen, und eine andre für die Armen und Arbeitſamen. Von den oberſten Ständen wird Geſelligkeit, — von den niedrigſten Eingezogenheit gefordert. In dem Mittelſtande kommen beyde Forderungen zuſammen, und ſchränken ſich wechſelsweiſe, nach den beſondern Umſtänden eines jeden, ein.

Alſo nicht die Liebe zur Einſamkeit wird an ſich als Tugend angeſehen. Eben ſo wenig die Liebe zur Geſellſchaft. Nur das wird gebilligt, was in den Neigungen eines Menſchen ſeinen Umſtänden angemeſſen zu ſeyn ſcheint: und das wird getadelt, was mit ſeiner Lage und ſeinen Endzwecken im bürgerlichen Leben nicht einſtimmt.

Aber warum ſcheint geſelliges Vergnügen den Reichen und Vornehmen zuzuſtehn, und den Armen und Geringen als unſchicklich verbothen zu ſeyn?

Wir können in den oben angeführten Beyſpielen hauptſächlich drey Unterſchiede entdecken, auf welche die Urtheile der Menſchen Rückſicht nehmen: den in der Nothwendigkeit des Fleißes, den in der Nothwendigkeit der Sparſamkeit, und den in der Art der Geſellſchaft.

Erſtlich, der Handwerksmann, der Bauer und die ganze ärmere Claſſe, ſo wie der junge Kaufmann und der auf der Univerſität Studirende, ſind dazu berufen, ſehr fleißig zu arbeiten: und die Geſellſchaft iſt eine Zerſtreuung von der Arbeit. Die erſtern können gar nicht leben, noch ſich und ihre Familien unterhalten, — die letzten können wenigſtens nicht den Endzweck der gegenwärtigen Periode ihres Lebens erfüllen, wenn ſie nicht den allergrößten Theil ihrer Zeit der einen Beſchäftigung widmen, von welcher jene ihr Brod haben, und durch welche dieſe künftig ihr Glück zu machen gedenken. Sie müſſen alſo das geſellige Leben, als ein kleineres Gut, dem größeren aufopfern. Sie verkehren die Ordnung der Dinge, wenn ſie ſchon genießen wollen, ehe ſie noch ihres Unterhalts ſicher ſind; — oder zu einer Zeit, da ſie ſich erſt zum Genuſſe, ſo wie zu den Pflichten des Lebens vorbereiten ſollen, ſchon die Erhohlungen deſſelben aufſuchen. Derjenige Mann im Staate hingegen, der Reichthum und Muße beſitzt, der für ſeinen Unterhalt nicht zu ſorgen braucht, oder ſein Glück ſchon gemacht hat, und deſſen Berufsgeſchäfte nur einen kleinen Theil ſeiner Zeit wegnehmen, iſt vollkommen berechtigt, die Annehmlichkeiten und Vortheile zu genießen, welche die Geſellſchaft an und für ſich darbiethet.

Zweytens, der arme Mann, der von fremden Geldern unterſtützte Anfänger in einem Gewerbe, der Zögling auf Schulen und Akademieen iſt zur Sparſamkeit verbunden: und die Geſelligkeit erfordert Aufwand; — einen deſto größern, je ausgebreiteter und mannigfaltiger ſie iſt.

Sparſam und Eingezogen ſeyn, ſind daher zwey Lobſprüche, die faſt immer zuſammengeſetzt werden. Es ſind in der That die zwey vornehmſten Tugenden in der Moral des gemeinen Mannes: weil ſie für ihn die nothwendigſten ſind, wenn er nicht zu Grunde gehen ſoll. So wie bey einem Menſchen, oder bey einer Claſſe von Menſchen die Sparſamkeit weniger unentbehrlich iſt, es ſey, um ſie vor Mangel zu ſchützen, oder um ihre Ehrlichkeit vor Verſuchungen zu bewahren, oder endlich um ihre Ausſichten auf künftiges höheres Glück zu befördern: ſo wird es ihnen auch, in der öffentlichen Meinung, mehr erlaubt, den Hang zum geſelligen Vergnügen zu befriedigen. Wenn eines reichen Kaufmanns Sohn, der zu dem Gewerbe ſeines Vaters erzogen wird, ſich in viele geſellſchaftliche Zeitvertreibe, welche Aufwand erfordern, einläßt: ſo wird er gemeiniglich von den ältern Perſonen ſeines Standes, und noch mehr von Perſonen der höhern Stände getadelt. Einem eben ſo reichen adligen Jünglinge, der mit jenem Kaufmannsſohne auf gleichen Fuß lebt, verübelt es niemand. Die Urſache iſt wahrſcheinlich dieſe: weil man vorausſetzt, daß zum Handel Fleiß und Sparſamkeit, auch bey großem

Vermögen, nöthig ſey; weil die, welche immer ihr und andrer Leute Geld in neuen Unternehmungen wagen, ſich billig in ihren dem Vergnügen gewidmeten Ausgaben einſchränken müſſen. Von dem reichen Gutsbeſitzer hingegen von dem Jünglinge, welcher auf große und einträgliche Staatsämter Anſpruch macht, glaubt man, daß er ſich den vollen Verbrauch ſeiner Einkünfte erlauben dürfe, ohne daß er weder etwas dabey wagt, noch an der Ausübung ſeiner übrigen Pflichten gehindert wird.

Da wo der Reichthum ſo angehäuft iſt, daß er nothwendig zur Wohlthätigkeit, oder Geſelligkeit überfließen muß, wenn Geitz und Gewinnſucht ihn nicht zurückhalten: da fordert auch das allgemeine Urtheil der Menſchen, daß wenigſtens eine von jenen beyden Neigungen vorhanden ſeyn und befriediget werden ſolle.

Geſellſchaft zu ſuchen, geſellſchaftliche Zuſammenkünfte in ſeinem Hauſe zu veranſtalten, wird alſo immer als etwas an ſich gutes und löbliches angeſehen, welches dem Menſchen ſogleich erlaubt iſt, als es ihm, nach ſeinen Umſtänden, möglich iſt: d. h. als es ihn nicht an der Erwerbung noch höherer Güter, oder an der Ausübung wichtigerer Pflichten hindert.

Drittens ſcheint es, daß man allen denjenigen die geſelligen Vergnügungen erlaubt, die, nach ihren Umſtänden, Gelegenheit haben, gute, — das heißt, ſolche Geſellſchaft zu beſuchen, in welcher ſie artige Sitten und anſtändige Zeitvertreibe finden; daß man von denen hingegen, welche durch die Geſellſchaften, auf die man ſie eingeſchränkt glaubt, leicht in ihren Sitten verdorben, aber nie gebildet werden können, Eingezogenheit und Häuslichkeit fordert; und daß es endlich ſolchen Perſonen, welche zu einer Geſellſchaft Zutritt haben, die ſich als die Schule der Artigkeit anſieht, wenigſtens von dieſer Geſellſchaft zur Pflicht gemacht wird, eine ſo günſtige Gelegenheit zu benutzen.

Weil man nicht ohne Grund vorausſetzt, daß der Bauer, der Tagelöhner und der Handwerksgeſelle in den gewöhnlichen Geſellſchaften von ſeines Gleichen, nichts anders, als grobe oder ausſchweifende Sitten, und unverſtändige Reden findet, hält man denjenigen für den Sittlichern und Weiſern, der ſich dieſer Geſellſchaft entzieht, und ſich in den Stunden der Muße mit ſich ſelbſt zu behelfen, oder mit den ruhigern und unſchuldigern Vergnügungen, die er in dem Schoße ſeiner Familie, oder unter wenigen Verwandten und Freunden findet, zu begnügen weiß. In der That kommen bey Menſchen, denen es an geiſtiger und ſittlicher Bildung fehlt, die daraus entſtehenden Fehler nie mehr zum Vorſchein, und veranlaſſen nie größere Ausſchweifungen, als wenn ſie in Menge bey einander ſind. Einer ſcheint alsdann den andern, durch das Ungereimte ſeiner Einfälle und den Rauſch ſeiner Leidenſchaft, anzuſtecken: oder die noch unbefeſtigte Vernunft des Beſcheidnen und Stillen giebt der entſchiednen Thorheit des Dreiſten und Lärmenden nach.

Daher kommt es, daß dieſe Claſſen bey den Höhern ein ſo ungünſtiges Vorurtheil gegen ſich erregt haben, obgleich unter ihnen die Anzahl der Vernünftigen und Sittlichen vielleicht ſo groß iſt, als in jeder andern Claſſe. Aber in ihren Gelagen, oder bey ihren gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen — kurz allenthalben, wo ſie in Haufen verſammelt ſind, und alſo Aufſehn machen, zeigen ſie gemeiniglich Unverſtand und Unwiſſenheit mit Zügelloſigkeit verbunden. Kein Wunder alſo, daß wir denjenigen unter ihnen ſchätzen, welcher ſich von dieſen Verſammlungen entfernt, und Geſellſchaften vermeidet, wo ſein geſunder Verſtand nur irre geführt, und die Reinigkeit ſeiner Sitten befleckt werden könnte.

Der Lehrling der Handlung und der Schüler der Wiſſenſchaften ſind nicht ganz in demſelben, — aber ſie ſind in einem ähnlichen Falle. Der große Hauſe der Studirenden auf Univerſitäten, ſo wie der Ladendiener in Handelsſtädten iſt nie für eine ſehr lehrreiche und den Geiſt bildende Geſellſchaft gehalten worden, und hat es nicht verdient dafür gehalten zu werden. Wenn wir alſo vermuthen, daß ein junger Menſch, der zu der einen oder der andern dieſer Claſſen gehört, auf den Umgang mit ſeines Gleichen eingeſchränkt ſey, und daß, wenn er vielen Umgang ſucht, er den Rohen und Sittenloſen ſeiner Standesgenoſſen nicht werde ausweichen können: ſo rechnen wir es ihm zum Verdienſt an, wenn er lieber den geſelligen Freuden entſagt, wenigſtens derſelben äußerſt ſparſam genießt, als ſich der Gefahr ausſetzt, durch böſe Beyſpiele zur Unſittlichkeit verführt, oder durch Nachahmung ſchlechter Muſter weniger artig zu werden.

In der entgegengeſetzten Region der bürgerlichen Geſellſchaft, — in den höhern und höchſten Ständen, finden wir eine andre Meinung von dem Werthe der Geſelligkeit und Eingezogenheit, weil wir eine andre Meinung von dem Werthe ihrer Geſellſchaften finden. Der Hof und der ſich an denſelben anſchließende Adel ſieht ſich als die eigentlich gute Geſellſchaft an. *) Nur in ihren Zuſammenkünften, glauben ſie, könne man die ächte Feinheit der Lebensart, den wahrhaft guten Geſprächston, die zum vollkommnen Anſtande gehörige Miſchung von Beſcheidenheit und Freymüthigkeit erlernen. Dieſe hohe Meinung, welche ſie von ſich ſelbſt

---

*) In den Ariſtokratieen treten die Familien der vornehmſten Staatshäupter an die Stelle des Hofes; und bilden um ſich einen mehr oder minder großen Kreis, den ſie die gute Geſellſchaft nennen. Und ſelbſt die demokratiſche Verfaſſung wird in einem großen Staate, wofern ſie anders nicht durch beſtändig erneuerte Revolutionen, Eigenthum und Anſehn von einem zum andern wirft, nicht die Auszeichnung einer gewiſſen Anzahl von Familien verhindern, die ſich im Beſitze der Artigkeit glauben, die mit einander zuſammenhalten, und die deßwegen dem Umgange mehr Zeit als andre widmen, weil ſie von ſich und ihres Gleichen eine höhere Meinung haben.

und von dem Nutzen der Geſellſchafter ihres Standes zur feinern Sittenbildung haben, ſcheint dadurch gerechtfertigt zu werden, daß ihre Gewohnheiten, ihr Geſchmack, ihre geſellſchaftlichen Verabredungen bey den übrigen geſitteten Ständen als Muſter gelten, welche ſie ſo gut nachahmen, als es der Grad ihres Wohlſtandes, oder die Entfernung, in der ſie von jenem glänzenden Mittelpuncte des bürgerlichen Vereins ſtehn, erlauben. Wie ſehr nun auch hierin Vorurtheil mit Wahrheit gemiſcht ſeyn mag: ſo iſt es doch eine nothwendige Folge der einmahl feſtſtehenden Meinung ſelbſt, daß es jungen Leuten von Stande, welche jene Schule der Artigkeit zu beſuchen das Recht haben, ſehr verdacht wird, wenn ſie eine ſolche Gelegenheit ſich auszubilden, verſäumen. Und ohne Rückſicht, auf Hof und Adel iſt es gewiß, daß der, welcher mit ſehr feinen, artigen, geiſtreichen Leuten umgehn kann, und ſich doch von ihnen zurückzieht, in den Verdacht kommt, daß es ihm entweder an Geſchmack, und richtiger Beurtheilung von dem, was gut und ſchön iſt, fehle; oder daß er ſich ſolcher perſönlichen Mängel bewußt ſey, die ihn von jener Geſellſchaft, wenn gleich ſeine Umſtände ihm den Zutritt zu derſelben verſtatten, ausſchließen; oder endlich, daß er zu niedrigen Vergnügungen und ſinnlichen Ausſchweifungen einen Hang habe, durch deſſen Befriedigung er mit ſchlechterer Geſellſchaft verbunden werde. Bey jeder dieſer drey Vorausſetzungen, verliert der Sonderling, der ſich zur Eingezogenheit verdammt, wenn alles ihn zum fleißigen Beſuchen der Geſellſchaft einladet. In dem entgegengeſetzten Falle befindet ſich der vornehme Jüngling, der ſich bey den Zuſammenkünften der feinern Welt, zu welchen er Zutritt hat, fleißig einfindet. Es wird ihm ein edles Ehrgefühl, ein guter Geſchmack, ein anſtändiges Selbſtvertraun, und eine Begierde ſich ſelbſt zu vervollkommnen, zugeſchrieben, lauter Eigenſchaften, die ihn achtungswürdig machen.

So wie im Mittelſtande die Beſchaffenheit der Geſellſchaft unbeſtimmter, und die Meinung von dem Werthe derſelben verſchiedener iſt: ſo iſt auch hier weder zur Eingezogenheit, noch zur Geſelligkeit die Verbindlichkeit ſo allgemein; ſondern die eigenthümlichen Umſtände eines jeden, ſeine Einkünfte, die Art ſeiner Verbindungen, ſeine Berufsgeſchäfte beſtimmen, wie viel Zeit und Geld er auf den Genuß der

Geſellſchaft ohne Tadel wenden dürfe, und welcher Grad von Geſelligkeit bey ihm als üppiger Luxus, oder als Zeitverderbende Zerſtreuung gemißbilligt werde. Im Mittelpuncte laufen alle Halbmeſſer des Kreiſes zuſammen: und in den mittleren Ständen, vereinigen und vermiſchen ſich Zöglinge aus den höchſten und aus den niedrigſten Ständen; daher ſich auch in ihren Geſellſchaften diejenigen Eigenſchaften, vertheilt oder vereinigt, wiederfinden, die, nach der angenommenen Meinung, die Geſellſchaften der Großen, und die des Volks charakteriſiren. Der ſogenannte gute Bürgerſtand enthält, zu unſrer Zeit und in Deutſchland, (denn ſo weit reicht nur meine Beobachtung,) eine ſolche Verſchiedenheit von Geſellſchaft und geſellſchaftlichem Tone: daß, in einer und derſelben Stadt, ungezwungne Artigkeit, muntere und geiſtreiche Unterhaltung in dem einen Kreiſe herrſcht, indeß Steifigkeit und ſchaaler Witz dem andern eigenthümlich iſt. Es iſt daher unmöglich im Allgemeinen zu beſtimmen, ob es für einen Mann des Mittelſtandes beſſer ſey, ſich einzuziehn, oder ſich vielen andern mitzutheilen: ſondern jede einzelne Perſon muß dieß nach ihrer beſondern Lage beurtheilen.

Daher herrſcht auch, bey dem Mittelſtande, eine größre Freyheit in Abſicht des Beſuchens und Nicht-Beſuchens der Geſellſchaft, als weder der Vornehme, noch der gemeine Mann hat. Jener darf ſich den Zuſammenkünften ſeines Standes nicht entziehn, und dieſer darf ihnen nicht fleißig beywohnen, wenn ſie ſich nicht beyde einer übeln Nachrede ausſetzen wollen. Der wohlhabende Kaufmann, der bürgerliche Gelehrte, Beamte, oder Rentenirer kann ſich in ſein Haus einſchließen und ſich auf wenige Freunde einſchränken, oder ſich in einen weitläuftigen Geſellſchaftskreis ausbreiten, ohne daß jemand, weder gegen das eine noch gegen das andre, viel einzuwenden findet. Wenn er nur mit ſeinem Aufwande nicht ſeine Einkünfte überſchreitet; wenn er nur ſeine Berufspflichten nicht verſäumt: ſo ſcheinen Geſelligkeit und Eingezogenheit moraliſch gleichgültige Dinge für ihn zu ſeyn.

Aus den bisher angeführten Erfahrungen ziehen wir alſo folgende Grundſätze. Erſtlich, ein zu großer Hang zur Geſellſchaft und eine zu große Erweiterung unſers Umgangs kann der Ausübung unſrer Pflichten inſofern ſchädlich werden, als uns die Geſellſchaft zu viel von unſrer Zeit raubt; als ſie unſre Aufmerkſamkeit, die wir auf unſern Beruf, auf unſre häuslichen Geſchäfte, oder auf uns ſelbſt und die unſrigen wenden ſollten, zu ſehr auf ſich zieht; inſofern endlich, als ſie eine Menge kleiner Begierden und Leidenſchaften rege macht, welche unſern Eifer für die großen Endzwecke des menſchlichen Lebens, oder für das unſrer Laufbahn vorgeſteckte Ziel ſchwächen. Die Einſamkeit hingegen iſt zu einer moraliſchen Aufführung inſofern beförderlich, als ſie dem beſchäftigten Manne zu ſeiner Arbeit volle Zeit und Muße giebt; — als ſie vom Menſchen überhaupt Zerſtreuungen abhält, und ihn weniger vergeſſen läßt, wozu er da iſt, und was er zu thun hat; inſofern endlich, ſie ſein Gemüth ruhig erhält, und ihm zu den trocknen Arbeiten und den wenig anmuthigen Unterhaltungen, die oft ſeine Pflicht von ihm fordert, nicht durch den Reitz lebhafterer Vergnügungen den Geſchmack, oder durch den Rauſch derſelben die Fähigkeit raubt.

Zweytens die Einſamkeit begünſtigt die Tugend der Sparſamkeit, und die Geſellſchaft giebt eine Verſuchung zur Verſchwendung. Und da, beſonders bey der arbeitenden und erwerbenden Claſſe, die Verſchwendung die Quelle vieler Laſter, und die Sparſamkeit die Mutter vieler Tugenden iſt: ſo iſt unter ſolchen Umſtänden der moraliſche Charakter des Menſchen überhaupt mehr bey der Eingezogenheit, als bey einem zerſtreuten Leben, außer Gefahr.

Drittens der geſellige Umgang iſt moraliſch nützlich, wenn die Geſellſchaft ſelbſt gut iſt: ſie iſt moraliſch ſchädlich, wenn die Perſonen, mit welchen man umgeht, an Geiſt und Sitten verdorben, oder ungebildet ſind. Das Sprichwort ſagt: Leute machen Leute; das heißt, der Menſch wird nach und nach denjenigen ähnlich, mit welchen er häufig in Geſellſchaft iſt. Er wird durch den Umgang mit einſichtsvollen Perſonen verſtändiger, mit Hofleuten artiger, mit Ausſchweifenden zügelloſer, mit eigenſinnigen Greiſen vorurtheilsvoller, mit Pedanten Pedant, und mit dem Pöbel ſelbſt Pöbel. Inſofern die Geſellſchaft des Menſchen von ſeiner eignen freyen Wahl abhängt, iſt es ihm ſehr erlaubt geſellig zu ſeyn: aber es iſt Pflicht für ihn, die beſte zu ſuchen. Inſofern dem Menſchen durch ſeine Lage ein gewiſſer Kreis des Umgangs vorgeſchrieben wird: inſofern erfordert die Moral von ihm, daß er ſich in ſeine Umſtände ſchicke, und lieber das Verdrüßliche der Einſamkeit ertrage, als ſich, in der Geſellſchaft ungebildeter Menſchen, Verſuchungen zu Thorheiten und Laſtern ausſetze, — hingegen auch, der Ruhe und Gemächlichkeit eines einſamen Lebens, einen lehrreichen aber anſtrengenden Umgang vorziehe.

Eine zweyte Thatſache, welche uns die natürlichen Begriffe der Menſchen, über den Einfluß der Einſamkeit und der Geſellſchaft auf die Sittlichkeit entdeckt, iſt, daß faſt in allen Religionsparteien, die Frömmigkeit, — ſie mag nun wohl oder übel verſtanden geweſen ſeyn, — Einſiedler und Mönche erzeugt hat. Die Hindoſtaner haben ihre Fakirs, die zum Theil in Höhlen und Gräbern wohnen. Die Juden hatten ihre Eſſäer; die Türken haben ihre Derwiſche, die zwar in Conventen bey einander leben, aber ſich doch von der übrigen Welt abſondern. Aber das uns bekannteſte und für uns wichtigſte Beyſpiel einer durch die Religion veranlaßten Wahl, — oder einer durch ſie geheiligten Pflicht der Einſamkeit geben uns die Einſiedler und Mönche der chriſtlichen Kirche, die in dem dritten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung in Aegypten entſtanden, ſich ſeit dem ſechſten unter mannigfaltigen Formen in ganz Europa ausgebreitet, und ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben.

Das reine Factum, welches uns dieſe Beyſpiele zu unterſuchen geben, iſt folgendes. Die auf die Religion gebaute Moral hat die Menſchen, von je her, geneigt gemacht zu glauben: daß in einer einſamen Lebensart ſich ein höherer Grad der moraliſchen Vollkommenheit erreichen laſſe, und daß alſo die Wahl einer ſolchen Lebensart, auf Zeitlebens, die Ausübung einer hohen Tugend ſey. Es kommt nunmehro darauf an, in die Principien dieſer ſo weit ausgebreiteten und ſo lange beſtehenden Meinung einzudringen, und dann die Richtigkeit dieſer Principien zu prüfen.

Die erſte und natürlichſte Reihe der Gedanken, welche fromme Menſchen zu dem Entſchluſſe gebracht hat, ſich dem Umgange der Menſchen zu entziehn, es ſey, indem ſie ſich in Einöden verbargen, oder ſich mit einer kleinen Anzahl gleichdenkender Perſonen einſchloſſen, war ohne Zweifel, daß ſie zu den Uebungen der Andacht Stille und Ruhe nöthig zu haben glaubten. Da die religiöſe Tugend auf die Verehrung eines unſichtbaren Weſens gegründet iſt, und ihre ſtärkſten Motiven aus einer zukünftigen, ebenfalls unſichtbaren Welt hernimmt: ſo ſchien, in jenen Tagen, um vollkommen zu werden, nichts nothwendiger, als ſein Gemüth unaufhörlich mit jenen beyden großen Gegenſtänden, Gott und der Zukunft, zu beſchäftigen. Da ſie ſich aber dem Gemüthe weder durch die Sinne darſtellen, noch der Einſamkeit Stoff zu bildlichen Vorſtellungen geben, dergleichen wir uns von den Dingen dieſer Welt, auch wenn wir ſie nicht geſehen haben, machen können: ſo wird zu ihrer Betrachtung ein tiefes und anhaltendes Nachdenken erfordert. Und wo iſt ein ſolches Nachdenken anders, als in der Stille der Einſamkeit, möglich? — So wie die Betrachtung des Unſichtbaren eine Abziehung der Denkkraft, von den ſinnlichen Gegenſtänden, vorausſetzt: ſo kann auch die Liebe zu denſelben nicht beſtehn, wenn nicht die natürliche Neigung zu ſinnlichen Vergnügungen geſchwächt wird. Und die Einſamkeit iſt es wieder, welche dieſes leichter macht, weil ſie die wenigſte Gelegenheit zum Genuſſe ſolcher Vergnügungen darbiethet. Im Geſchäfts- und im geſellſchaftlichen Leben empfängt der Menſch ſo ſtarke Eindrücke, daß ſie ſich ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigen, und wird zu ſo lebhaften Beſtrebungen veranlaßt, die jede ruhigere Thätigkeit ausſchlieſſen. Er muß alſo, — ſo glaubte man, — ſich von Dingen, welche ihn durch ihren nahen Glanz blenden, entfernen: wofern er fähig werden ſoll, den ſchwächern Schimmer geiſtiger und entfernter Gegenſtände gehörig wahrzunehmen, und von ihrem ſanftern Reitze gerührt zu werden.

Die erſten Einſiedler und Mönche ſahen alſo die Wüſte, oder die Zelle als den geſchickteſten Ort zu geiſtlichen Meditationen, — und dieſe als das einzige Mittel an, ſeinen moraliſchen Charakter zu verbeſſern.

In beyden Gedanken iſt unſtreitig etwas wahres. Es iſt wahr, daß die Tugend Nachdenken, und Nachdenken Stille erfordert. Es iſt wahr, daß die gewöhnlichen Geſpräche der Menſchen im Umgange, und die Verhandlungen mit ihnen in Geſchäften uns wenig mit dem bekannt machen, was zu unſrer moraliſchen Beſſerung gehört; und daß wir alſo, wenn es uns ein Ernſt um dieſelbe iſt, uns zuweilen von beyden in uns ſelbſt zurückziehn müſſen. Aber kann dadurch eine immerwährende Einſamkeit gerechtfertiget, oder nothwendig gemacht werden?

Das Betrachten ſoll zum Handeln führen. Daraus folgt, daß es nicht ewig währende, noch ununterbrochen ſeyn kann. Daraus folgt ferner, daß wir, von dem Wohnſitze der Betrachtung, wieder unter die Menſchen zurückkehren müſſen, wo wir allein den Schauplatz unſrer Thätigkeit finden. Jene fromme Leute irrten auf eine zwiefache Weiſe: erſtlich, indem ſie die Betrachtung jener beyden unſichtbaren Gegenſtände für die einzige Betrachtung anſahen, welche zur moraliſchen Beſſerung beytrage; und zweytens, indem ſie die Mittel mit dem Endzwecke verwechſelten, und dem, was nur eine Vorübung der Tugend ſeyn ſollte, ihre Zeit ſo gänzlich widmeten, daß ihnen kein Raum zur Vollbringung der Tugend übrig blieb.

Eine zweyte Betrachtung, welche dem Einſiedler- und Mönchs-Leben zum Grunde lag, enthält eine ähnliche Miſchung von Wahrheit und Irrthum. Sie wollten den Verführungen der Welt entgehn. Sie ſahen ihr Zeitalter und die Menſchen überhaupt für höchſt verderbt an. Sie fanden, daß der Menſch durch nichts ſo leicht verführbar iſt, als durch böſe Beyſpiele: und daß er nirgends ſo viele Gelegenheiten und Reitzungen zur Befriedigung ſeiner Lüſte findet, als in der Geſellſchaft andrer eben ſo ſinnlicher Menſchen, als er ſelbſt iſt. Sie ſuchten alſo die Einſamkeit, als einen Zufluchtsort der Unſchuld; — nicht als ein Gut an ſich, ſondern als ein Verwahrungsmittel vor dem Böſen. Entfernt von dieſen mannigfaltigen Anläſſen und Reitzungen zum Laſter, welche ſich in der Welt finden, hofften ſie ihre Herzen eher den Einwirkungen der Vernunft, oder der Gnade öffnen zu können.

Ohne Zweifel iſt die Erfahrung gegründet, daß ein bösartiges Naturell, in der Geſellſchaft laſterhafter Menſchen, einen weit höhern Grad des ſittlichen Verderbniſſes erreicht, als wenn es ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wäre, und daß ein unſchuldiges aber ſchwaches, durch Beyſpiele, Reitzungen und Gelegenheiten, — dergleichen es in dem Umgange der Welt gewiß findet, zum Böſen verführt werden kann, da es, von Verſuchungen entfernt, ſeine urſprüngliche Sittlichkeit beybehalten hätte. Auch iſt der Vorſatz löblich, die Vortheile und das Vergnügen, welche aus zahlreichen Verbindungen entſtehn, lieber aufzuopfern, als ſeine Tugend in Gefahr zu ſetzen. Aber iſt, zwiſchen einer abſoluten Einſamkeit und zwiſchen einer vorſichtigen Einſchränkung ſeines Umgangs, kein

Unterſchied? Sind nicht die guten und böſen Beyſpiele, die Gelegenheiten weiſer und beſſer, und die, thörichter und ausſchweifender zu werden, die Aufforderungen ſich zu vervollkommnen, und die Gefahren ſich zu verſchlimmern, in der menſchlichen Geſellſchaft unter einander gemiſcht? Und liegt es nicht an uns, ſo weit irgend etwas von unſerer Freyheit abhängen kann, ob wir den Honig oder das Gift aus dieſem groſſen Garten ſammeln wollen? Es iſt wahr, die Tugend, welche ſich auf dem Theater der Welt, in dem Gewirre der Geſchäfte, oder in dem Rauſche der Zerſtreuungen unbefleckt erhalten ſoll, hat einen viel ſchwerern Kampf zu beſtehen, als die, welche in dem Schatten eines einſamen Lebens verborgen iſt. Aber was iſt auch die Tugend ohne Kampf? Wie kann, ihre Aechtheit geprüft und ihr Werth erkannt werden, als wenn ſie den Verſuchungen wiederſteht, und ſichtbar in der menſchlichen Geſellſchaft Gutes ſtiftet?

Die falſche oder die ſchwärmeriſche Frömmigkeit würde nicht ſo viele Menſchen aller Zeiten und Völker zu Einſiedlern gemacht haben: wenn nicht wirklich die Liebe zur Tugend und das Verlangen nach ſittlicher Vollkommenheit, mit einer gewiſſen

Neigung zur Stille und zum Nachdenken, zuſammenhinge; wenn es nicht dem guten Menſchen natürlich wäre, ſeine Geſellſchafter ſorgfältiger zu wählen, und eben deßwegen ihre Anzahl einzuſchränken. Aber indem wir die Richtigkeit dieſer Grundſätze anerkennen, werden wir uns hüten, in die Folgerung einzuſtimmen, daß das beſchauliche Leben dem thätigen vorzuziehn ſey, und daß man ſich ganz von der Welt entfernen müſſe, um ihren Verſuchungen zu entgehn.

Noch eine dritte Meinung ſcheint in dem Geiſte jener, durch die Religion der Welt entzognen Einſiedler geherrſcht, und auf die Errichtung der geiſtlichen Orden und die Beſtimmung ihrer Regeln Einfluß gehabt zu haben. Sie iſt gewiß die unrichtigſte unter den dreyen: aber ſie könnte leicht, bey ſchwärmeriſchen Frommen, die größte Wirkung gethan haben. Ich rede von der Meinung, daß der ſündige Menſch, um ſeine Schulden abzubüſſen, und der Gnade des Himmels gewiß zu werden, ſich ſelbſt willkührliche Strafe aufzulegen, daß heißt, ſich zu kaſteyn verbunden ſey; und daß eine beſtändige Einſamkeit unter die ſtrengſten Kaſteyungen gehöre. In der That iſt der natürliche Hang des Menſchen zur Geſellſchaft ſo groß; er opfert ſo wichtige Vortheile und Vergnügungen auf, wenn er dem Umgange mit Menſchen entſagt; und lange Weile und Trübſinn ſind ſo unzertrennliche Gefährten einer lange daurenden Einſamkeit: daß, wenn ein freudenleeres und trauriges Leben uns die Gnade des Himmels erwerben kann, gewiß, um ſie zu erhalten, nichts zweckmäßiger ſeyn kann, als ſich in eine Einöde zu verbannen, oder zwiſchen vier Mauern zu verſchließen.

Aber woher kam in einen menſchlichen Kopf dieſer ſo ungereimt ſcheinende Gedanke, daß der Vater der Menſchen, den ſie als den Urheber ihres Lebens und alles Guten, deſſen ſie genießen, verehren, an ihren freywilligen Qualen ein Gefallen habe? Woher entſtand die ſeltſame Hoffnung, ihm wohlgefälliger zu werden, wenn ſie Vergnügungen entſagten, welche er ſelbſt in der Einrichtung der Dinge für ſie zubereitet hatte, und ſich Schmerzen auflegten, von denen ſie, vermöge ihrer Natur, befreyet waren? Wie war es beſonders möglich, begangene Fehler, nicht durch eine veränderte Aufführung, ſondern durch eine einſame Lebensart, in der man weder Gutes noch Böſes thun kann, vor dem höchſten Richter ausſöhnen zu wollen?

Doch keine Meinung iſt ſo ungereimt, von der, wenn ſie zu irgend einer Zeit weit ausgebreitet geweſen iſt, man nicht vermuthen kann, daß etwas wahres bey ihr zum Grunde liege. Die zu große Ausdehnung, die man einer in ihrer erſten Einſchränkung richtigen Idee giebt, iſt die Quelle der meiſten und der gröbſten Irrthümer: ſo wie die Uebertreibung einer natürlichen Empfindung, oder eines rechtmäßigen Triebes, die Urſache der gefährlichſten Leidenſchaften wird.

So auch in unſerm Falle. Die Menſchen durften nicht lange über ihre moraliſche Natur nachgedacht haben, um einzuſehen, daß die Selbſtbeherrſchung an ſich eine große Tugend und der Grund der meiſten übrigen ſey. Der Hang zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerze gaben ſich gar bald als unſre ſtärkſten Empfindungen und unſere mächtigſten Triebfedern zu erkennen, die eben deswegen der Vernunft, wenn ſie als Geſetzgeberinn beym Menſchen auftritt, den größten Widerſtand entgegen ſetzen. Um dieſer mehr Anſehn zu verſchaffen, mußte man jenen etwas von ihrer Gewalt entziehn. Ihr natürlicher Ungeſtüm ſchickte ſich nicht zu der Ordnung und Regelmäßigkeit, in welchen das Weſen der Tugend beſteht. Wer ſich das jenige abſchlagen kann, was ſeinen Begierden ſchmeichelt, und ſich vieles ohne Murren gefallen läßt, was ihm unangenehm iſt: den erkannte man bald als den einzigen Mann, der fähig wäre mit Standhaftigkeit weiſe und gerecht zu handeln. Es ſchienen alſo nun auch eigne Uebungen nöthig, um dem Menſchen dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt zu verſchaffen. Und worin konnten ſolche Uebungen anders beſtehn, als in freywillig aufgeopferten Vergnügungen, und in freywillig übernommenen Schmerzen? Die Uebungen des Kriegsmanns müſſen vor dem Tage der Schlacht vorhergehn. Ehe alſo die Gelegenheit eintritt, wo die Natur und die Pflicht den Menſchen auflegt zu leiden, oder Vergnügungen zu entbehren, muß er ſchon zum voraus dazu gewöhnt ſeyn, unter Abwechſelungen dieſer Art ſeine Gleichmüthigkeit zu erhalten. Daher haben die von Schwärmerey entfernteſten Moraliſten aller Zeiten den Freunden der Tugend angerathen, ſich zuweilen kleine Prüfungen der Selbſtbeherrſchung aufzulegen, auch wenn ſie durch die Umſtände nicht durchaus nothwendig gemacht werden.

Unter ſolche nützliche Prüfungen gehört ſicher auch die, ſich zuweilen den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, die man haben könnte und die man liebt, zu entziehn, und in der Einſamkeit Beſchäftigungen vorzunehmen, die pflichtmäßig ſind, aber die man weniger liebt. Wer gar nicht bey ſich ſelbſt wohnen kann, und ſich unglücklich fühlt, ſobald er allein iſt, wird gewiß viele ſeiner Pflichten nicht erfüllen, oder er wird ſie wenigſtens unwillig und oben hin verrichten. Welche Mittel des Unterrichts, welche ſchätzbaren Geiſtes-Uebungen derjenige entbehrt, der die Einſamkeit nicht ertragen kann: haben uns ſchon die Betrachtungen des erſten Theils dieſer Abhandlung gelehrt.

Auf dieſem feſten Grunde haben die Schwärmer ein unhaltbares Gebäude der Moral aufgeführt. Aus dem, was nur die Vorübung der Tugend ſeyn ſollte, haben ſie die Tugend ſelbſt gemacht; und die Ausnahme haben ſie zur Regel erhoben. Weil ſie in das Unangenehme der Entbehrungen und der Schmerzen ſelbſt, und nicht in die Standhaftigkeit, welche ſie zu rechter Zeit und am gehörigen Orte erträgt, das Verdienſtliche ſetzten, haben ſie jene ohne Noth und ohne Nutzen verlängert und erſchwert: wozu die unglückliche Idee der Büſſungen, welche ſich in alles einmiſchte, am meiſten beygetragen hat.

Hierzu werden wir nun auf keine Weiſe einſtimmen können. Wir werden, um auf unſern beſondern Fall zurück zu kommen, glauben, daß die Einſamkeit, inſofern ſie ein unangenehmer Zuſtand iſt, auch von uns gemieden werden muß, ſo viel es geſchehen kann: daß ſie aber ſo, wie jedes Uebel, eine Gelegenheit werden kann, uns in der Beherrſchung unſrer ſelbſt zu üben. Als ſolche, werden wir ſie zuweilen freywillig wählen: auch wenn wir in guter Geſellſchaft fröhlich ſeyn könnten. Dadurch werden uns manche Pflichten erleichtert werden, zu deren Ausübung wir durchaus allein ſeyn müſſen. Dadurch werden wir auf manche Schickſale des menſchlichen Lebens vorbereitet werden, die uns unfehlbar von der Geſellſchaft der Menſchen entfernen.

Endlich werden wir auch einſehen, daß, wenn unſere Umſtände uns zur Eingezogenheit nöthigen, oder unſere Pflichten uns dazu verbinden, wir für die Vergnügungen, deren wir entbehren, dadurch in der That einen Erſatz bekommen, daß wir mit einem geringern Grade von Vergnügen zufrieden ſeyn, oder vielmehr die ganz geiſtigen Vergnügungen denen mit ſinnlichem Genuß vermiſchten, vorziehn lernen. Denn in der That die Einſamkeit und die Beſchäftigungen, welche ſie den Menſchen übrig läßt, haben auch ihre großen Annehmlichkeiten. Aber es ſind ſolche, zu deren Genuß er mehr von ſeiner eignen Kraft aufwenden, mehr Vorkenntniſſe erwerben, mehr Vorübungen angeſtellt haben muß. Eben dieß iſt der moraliſche Nutzen der Einſamkeit: daß ſie uns das Vergnügen etwas ſchwerer macht, und uns alſo zu Anſtrengungen nöthiget, die uns vervollkommen. Indem ſie den Zufluß angenehmer Empfindungen und Ideen von außen verhindert, macht ſie uns auf die Schätze aufmerkſam, welche in unſerm eignen Geiſte verborgen liegen. Sie wird die Mutter der Tugenden, durch die Schwierigkeiten, die ſie uns zu überwinden giebt.

Uebrigens können auch die Annehmlichkeiten derſelben zu ſinnlichen werden, wenn ſie bloß in dem Hange des Temperaments und in der Gewohnheit ihren Grund haben. Der Schüchterne liebt die Einſamkeit, weil er hier der Beurtheilung der Menſchen nicht ausgeſetzt iſt: der Träge liebt ſie, weil er zum Vergnügen anderer keine Anſtalten machen, für ihre Unterhaltung ſich den Kopf nicht zerbrechen will. Der Liebhaber geheimer Ausſchweifungen verbirgt ſich in ihr vor dem Tadel der Welt.

Bey allen dieſen Perſonen wird ihre Sittlichkeit gewiß nicht durch die Einſamkeit, als durch eine Gelegenheit der Selbſtbeherrſchung, befördert: ſondern ihre ſinnlichen Triebe finden in ihr eine Befriedigung, durch die ſie noch mehr verſtärkt werden. In derjenigen Rückſicht alſo, von welcher ich jetzt rede, iſt im Grunde die Einſamkeit der Tugend nicht günſtiger, nicht mit ihr näher verwandt, als die Geſellſchaft. Jeder muß den Zuſtand ertragen lernen, welchem er am abgeneigteſten iſt: jeder muß die Rolle am ſorgfältigſten ſtudiren, welche ihm zu ſpielen am ſchwerſten fällt. Nur weil der ſinnliche Hang zur Geſelligkeit weit ausgebreiteter unter den Menſchen iſt, als die Temperaments-Neigung zur Einſamkeit: ſo iſt es auch vielleicht nöthiger, dem großen Haufen, die Pflicht ſich zuweilen in der Stille zu ſammeln, als die Pflicht ſich im Umgange andern mitzutheilen, zu predigen.

Die dritte Erfahrung, die ich anzuführen habe, ſticht gegen die vorhergehenden gewaltig ab. Es ſcheint, daß auch hier die beyden äuſſerſten Endpuncte einander berühren. Die Heiligen und die Mörder beyde wohnen in Wüſten und Höhlen, Die ſchwärmeriſche Begierde, ſich moraliſch zu veredeln, hat von jeher Menſchen verführt, ſich von ihres Gleichen abzuſondern. Der höchſte Grad bösartiger Neigungen bringt faſt bey allen, welche unglücklich genug ſind, ſich auf dieſe Weiſe auszuzeichnen, eine ähnliche Wirkung hervor. Auch unter den Thieren leben die Raubthiere einſam: und nur die Friedfertigen, die vom Pflanzenreiche ihre Nahrung ſuchen, geſellen ſich in Heerden zuſammen. Bey Menſchen, welche durch mörderiſche Wuth oder räuberiſche Habſucht ſich den Thieren nähern, iſt es natürlich, daß ſie ſich von der Geſellſchaft des edleren Geſchlechts, deſſen Auswürflinge ſie ſind, freywillig ausſchlieſſen. Sie finden, Dank ſey es der Vorſehung, nach der Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaften, nur wenige Menſchen auf dem Erdboden, die in Denkungsart und Geſinnung hinlänglich mit ihnen übereinſtimmten, um einer Freundſchaft gegen ſie Raum zu geben. Wie könnten ſie ſich überdieß den Unſchuldigen und Friedlichen, denen ſie ſo feindſelig nachſtellen, und deren Haß ſie auf ſich geladen haben, mit gutem Herzen nähern? Auch iſt zur Ausführung ihrer verderblichen Anſchläge die Heimlichkeit durchaus erforderlich, welche durch ein einſames Leben am erſten möglich gemacht wird. Man kann noch hinzuſetzen, daß eine finſtere und melancholiſche Gemüthsart, die den Hang zur Einſamkeit erzeugt, wenn ſie bey einem Menſchen ohne ſittliche Gefühle vorhanden, oder wenn ſie mit Habſucht, oder mit Armuth und Elend verbunden iſt, zu den ſchwärzeſten Verbrechen führt. Aber ohne zu dieſen ausgearteten Gliedern des Menſchengeſchlechts, die, wie alle Mißgeburten, ſelten und einzeln in ihrer Art ſind, herabzuſteigen, finden wir eine andere zahlreichere Claſſe, welche die Einſamkeit in den Verdacht der Unſittlichkeit bringen könnte. Dieß ſind beſonders die gröbern Wollüſtlinge aus den höhern und mittlern Ständen, die entweder mit der Tugend auch den Anſtand abgelegt, und deßwegen aufgehört haben, für die Geſellſchaft, in der ſie eigentlich leben ſollten, zu paſſen; oder die, durch einen Reſt von Scham und durch die Furcht vor Zwang, zurückgehalten werden, ſich in dieſelbe zu miſchen. Wenn man einen reichen und vornehmen jungen Mann findet, der, ohne große Geſchäfte oder eine beſondere Liebhaberey zu haben, in den Verſammlungen des Adels, an ſeinem Orte oder in ſeiner Nachbarſchaft niemahls erſcheint; wenn man einen ſieht, der zur Aufnahme der guten Geſellſchaft in ſeinem Hauſe vollkommen ausgerüſtet und vorbereitet iſt, und doch keinen Menſchen weder zu ſeiner Tafel noch zu ſeinen Ergetzlichkeiten einladet: ſo kann man ziemlich ſicher ſchließen, das dieſe Ergetzlichkeiten von etwas niedriger Art ſind; daß er ſich nicht nur mit geringerer, ſondern auch mit ſchlechterer Geſellſchaft abgiebt, als er in dem öffentlichen Umgange ſeines Standes finden würde; und daß er mit einem Worte Dinge in ſeinem Hauſe vornimmt, die er andere nicht kann ſehen laſſen, ohne ſich ihrem Tadel auszuſetzen. Wie oft hat nicht ſelbſt einen verdienſtvollen Mann, ein unglückliches Liebesverſtändniß, oder eine geſetzwidrige Verbindung mit einer ſeiner unwürdigen, oder in ihren Umſtänden ihm zu ungleichen Perſon, von derjenigen Geſellſchaft abgehalten, deren Zierde er hätte ſeyn können!

Die bisherigen Beyſpiele zeigen uns Menſchen, welche dadurch bewogen wurden, einſam zu leben, weil ſie ausſchweiſend leben *wollten*. Andere Beyſpiele zeigen uns den umgekehrten Einfluß der Einſamkeit, auf die *Erweckung* und *Ausartung* wollüſtiger Begierden. Die Religion ſelbſt hat die Einſiedler und Mönche nicht davor ſchützen können. Wie mancher unſchuldige Mann der entweder aus Eigenſinn, oder in der beſſern Abſicht, irgend ein Studium zu verfolgen, den erlaubten Zerſtreuungen im geſelligen Leben entſagt hatte, lernt nach und nach in der Einſamkeit, ſich für ſo große Aufopferungen durch unerlaubte Vergnügungen ſchadlos halten. Bey dem einen, wurde die Einbildungskraft um deſto mehr erhitzt, je weniger die Sinne mit äußern Gegenſtänden beſchäftiget waren. Bei dem andern, wuchs eine ſchon keimende Begierde, in einem von allen anderen Eindrücken leeren Herzen, zu einer ausſchweifenden Herrſchaft. Bey einem dritten, entwickelten ſich geheime Anlagen zur Unſittlichkeit, da ſie durch die Aufſicht des Publicums nicht mehr im Zaume gehalten wurden. Dieſer letzte Umſtand kommt vorzüglich in Betrachtung. Der geſellſchaftliche Mann lebt vor den Augen der Menſchen und hat die Urtheile derſelben zu fürchten: der in der Einſamkeit verborgne hat keinen Zeugen und Richter ſeiner Handlungen, als ſich ſelbſt. Er kann alſo nur, durch ſtumpfe Sinnen und ein kaltes Temperament, oder durch eine höhere Gewiſſenhaftigkeit, vor Ausſchweifungen bewahrt werden.

Noch ſind zwey ins Große gehende Erfahrungen, die unſern Gegenſtand betreffen, übrig: die eine, geſchöpft aus den Schriften der Dichter und Weltweiſen; die andere aus der Geſchichte der Welt.

Jene preiſen mit Einer Stimme das Glück und die Unſchuld eines ſtillen Privatlebens. Sie geben es für die letzte Frucht der Erfahrungen aus, die ſie in ihrem Verkehr mit der Welt geſammelt haben: daß derjenige am beſten lebe, der ſich am beſten zu verbergen wiſſe. Sie ſchildern die Höfe, als den Sitz des moraliſchen Verderbniſſes, und ſuchen Tugenden und Glück nur in der einſamen Hütte des Landmanns.

Was iſt aber der Unterſchied der beyden Zuſtände, die, in ihrer Beziehung auf Moralität, einander ſo entgegengeſetzt werden? Er beſteht hauptſächlich in der Menge, oder der Seltenheit der Verbindungen, welche den darin lebenden Menſchen mit der übrigen Welt verknüpfen. Was iſt ein Privat-Mann, und was iſt ein Hof? Jener iſt ein Bürger, der, weil er an der Regierung des Staats wenig, oder keinen Antheil hat, auch den meiſten Staatsgliedern unbekannt iſt, und weder von vielen Menſchen aufgeſucht wird, noch des Beyſtandes Vieler zu ſeinen Abſichten bedarf. Der

Hof hingegen iſt die Geſellſchaft des Fürſten, das heißt diejenige, welche dem Regierer des Staats und dem Mittelpuncte deſſelben am nächſten iſt. Gegen dieſen Punct drängen ſich alle Verhältniſſe. Von ihm aus laufen die Fäden, welche die ganze Maſchine des Staats zuſammen halten, und deſſen Triebfedern in Bewegung ſetzen. Hier leben die Menſchen, deren die andern Staatsbürger am meiſten nöthig haben, und die hinwiederum der Mitwirkung der größten Anzahl zur Erreichung ihrer Abſichten bedürfen. Der Unterſchied zwiſchen dem Hof- und Privat-Leben liegt alſo darin: daß das erſte den Menſchen mit ſehr vielen, das andere mit wenigen Perſonen in Verbindung ſetzt. Die allgemeine Meinung ſcheint alſo dahin zu gehen, daß die Tugend und Unſchuld des Menſchen in Gefahr ſey, wenn er in einer allzu ausgebreiteten Geſellſchaft lebt, und ſicherer geſtellt werde, wenn er ſich in einen kleinen Kreis zurückzieht.

Die Thatſache der Geſchichte, auf welche ich hindeutete, zeigt uns die Sache wieder von der entgegengeſetzten Seite. In allen Zeitaltern und bey allen Völkern erblicken wir den Fortgang der Sittlichkeit im Gefolge der wachſenden Geſelligkeit. Der erſte Schritt zur bürgerlichen Cultur iſt, daß die Menſchen aus dem zerſtreuten Nomaden-Leben in Dörfer und Städte geſammelt werden. Was geſchieht dadurch anders, als daß ſie einander näher kommen, und Gelegenheit erhalten geſellſchaftliche Verbindungen unter einander zu errichten? Um die Nationen, von dieſer erſten Stufe der Verfeinerung auf eine höhere zu erheben, finden wir in den frühern Zeiten kein Mittel wirkſamer, als die Zuſammenkünfte derſelben bey öffentlichen Religions-Feſten und Schauſpielen. Die tiefe Verehrung war nicht ohne Grund, welche die Griechen für den Olympiſchen Siegeskranz und die Athletiſchen Uebungen hegten: ſo unbedeutende Gegenſtände ſie auch für uns zu ſeyn ſcheinen. Aber ſie waren die Gelegenheit geweſen, daß die Griechiſchen Völkerſchaften auf eine Zeitlang ihre Fehden bey Seite geſetzt, und ſich mit einander im Genuſſe eines gemeinſchaftlichen Vergnügens vereinigt hatten. Durch ſie waren die Kenntniſſe, welche ſich einzelne Perſonen, oder Volksſtämme erworben hatten, bey der ganzen Nation in allgemeinen Umlauf gekommen. Zu Olympia hatte Herodot die Griechen die Geſchichte und Erdbeſchreibung gelehrt, ſo viel man damahls von beyden wiſſen konnte und zu wiſſen brauchte. Dichter und Künſtler hatten hier durch Ausſtellung ihrer Werke den Geſchmack der Nation veredelt, oder nützliche Lehren verbreitet.

Auch in dieſer Hinſicht hat die Religion dem menſchlichen Geſchlechte große Dienſte geleiſtet. Die früheſten Feſte, bey welchen die Menſchen die Freuden der Geſelligkeit genoſſen, waren gottesdienſtliche Zuſammenkünfte. Kein Gaſtmahl gab es im Alterthum, als im Gefolge eines Opfers. Auch jene berühmten Wettkämpfe, welche die Einwohner von ganz Griechenland herbey zogen, wurden nur zu Ehren und an den Feſttagen gewiſſer Gottheiten gehalten. In unſerm neuen, und beſonders im nördlichen Europa, haben die Kirchen und Klöſter den zerſtreuten Landleuten den erſten Sammelplatz angewieſen, und zur Erbauung der Städte Anlaß gegeben. Feyerliche Meſſen an den Tagen der Schutzheiligen eines Landes, ſind die Gelegenheit geworden, auch die Einwohner entfernter Gegenden zu gegenſeitigem Verkehr zu vereinigen, und haben daher auch denjenigen Zuſammenkünften, die bloß den Handel zur Abſicht haben, ihren Nahmen mitgetheilt. Allenthalben, wo ſich, aus welcher Urſache es auch ſeyn mochte, der Umgang unter den Menſchen vermehrte; wo Religion und Handel, oder Schauſpiele und Luſtbarkeiten ſie häufiger zuſammen brachten, und ſie zum Umtauſche ihrer Gedanken und Empfindungen ſowohl, als ihrer Waaren veranlaßten: da wurden auch die Sitten milder. In die Stelle der alten Barbarey, trat Anſtand und Artigkeit; die Geſetze bekamen mehrere Kraft; die Erbfeindſchaften einzelner Familien und ganzer Völkerſchaften hörten auf, nachdem ſie ſich einander genauer kennen gelernt hatten, — und mit ihnen die Mord- und Raub-Luſt, die durch den Haß war entſchuldiget und gereitzt worden. Die unſchuldigern Mittel ſich zu bereichern, welche der Handel, und die ſittlichern Vergnügungen, welche die Geſellſchaft anboth, verdrängten die Neigung des rohen Natur-Menſchen zu Kampf und Streit, durch die er ebenfalls bald Eigenthum zu erwerben, bald bloß ſich zu beluſtigen gedachte.

In den Ländern, die am ſpäteſten, und gleichſam unter unſern Augen cultivirt worden ſind, ſehen wir dieſes am deutlichſten. Die Ungern, zum Beyſpiele, ſind in einem Zeitraume von acht hundert Jahren, von der roheſten Wildheit zur vollkommnſten Europäiſchen Verfeinerung, empor geſtiegen: und jede Stufe ihres Fortgangs iſt, durch eine neue Vermehrung ihrer Geſelligkeit, bezeichnet. Ein neuerer

Geſchichtforſcher merkt an, daß Matthias Korvinus, der zur Bildung dieſer Nation mehr, als irgend ein anderer ihrer Könige, beygetragen hat, ſie ganz vorzüglich, durch die Errichtung einer Reſidenz und einer Hofhaltung in Buda, beförderte, wohin er den Adel des Landes verſammelte. Ueberhaupt werden wir den Höfen, wenn wir nach der Geſchichte über ſie urtheilen, das Verdienſt zugeſtehen müſſen, mit der feinern Geſelligkeit, auch die Sittlichkeit unter rohen Völkern verbreitet zu haben.

Aus den Widerſprüchen, unter den bisher angeführten Erfahrungen, ergiebt ſich nun der Schluß: daß weder die Einſamkeit an ſich, noch die Geſellſchaft an ſich, mit der moraliſchen Verbeſſerung, oder Verſchlimmerung des Menſchen, einen nothwendigen und gleichförmigen Zuſammenhang habe; daß der Menſch für keinen von dieſen beyden Zuſtänden ausſchließend gemacht ſey; daß ihm bald die Einſamkeit, bald der geſellige Umgang, zur Bildung ſeines ſittlichen Charakters nützlich ſey, nachdem entweder er ſelbſt, oder nachdem die Geſellſchaft beſchaffen iſt, zu welcher er Zutritt hat; daß in der Regel Einſamkeit und Geſellſchaft, Umgang mit uns ſelbſt und Umgang mit andern, mit einander abwechſeln müſſen, wenn nicht irgendwo, im Geiſt oder Charakter, ein roher ungebildeter Theil übrig bleiben ſoll.

Um nun dieſe Mannigfaltigkeit von Einflüſſen, mit mehrerer Genauigkeit und Ordnung, zu überſehn, will ich den allgemeinen Einfluß, den Einſamkeit und Geſellſchaft auf alle Tugenden, das heiſt, auf den moraliſchen Charakter überhaupt haben, von demjenigen Einfluſſe abſondern, durch den ſie auf jede der Haupttugenden insbeſondere wirken. Jener allgemeine Einfluß ſcheint ſich mir hinwiederum am füglichſten unter drey Hauptſtücke bringen zu laſſen. Er betrifft entweder die Grundſätze und das moraliſche Gefühl; oder die Uebung der Moralität durch äußere Handlungen, — und dieß letztere wieder auf doppelte Weiſe, erſtlich inſofern die Geſellſchaft oder die Einſamkeit zur Ausübung gewiſſer Pflichten die Gelegenheit und den Schauplatz darbiethet, zweytens inſofern die eine oder die andere die Gewohnheit auf gewiſſe Weiſe zu handeln befördert. Um eine Fertigkeit in der Tugend zu erhalten, ſind zuerſt tugendhafte Geſinnungen, — iſt zuerſt der Vorſatz, gut zu handeln, nothwendig. Aber der Menſch kann noch nicht alles das, was er ſich vorſetzt. Er muß nun erſt in Umſtände kommen, wo er Verſuche zur wirklichen Ausübung mache. Hier wird er unerwartete Schwierigkeiten von Seiten der äußern Verhältniſſe, andere von Seiten ſeiner eignen Neigungen finden. Dieſe müſſen nach und nach, durch öftere Wiederhohlung gleichartiger Handlungen, überwunden werden. Der zweyte Umſtand alſo, welcher ſeine moraliſchen Fertigkeiten befördert oder verhindert, iſt, ob er viele oder wenige Gelegenheiten habe, Pflichten einer gewiſſen Art auszuüben. Das iſt auch der zweyte Umſtänd, durch welchen ſich Einſamkeit, von der Geſellſchaft, in Abſicht ihres moraliſchen Einfluſſes, unterſcheidet. Endlich giebt es, außer den innern Prinzipien, noch äußere Beförderungs-Mittel der Tugend und des Laſters, durch Hervorbringung mechaniſcher Gewohnheiten, welche der einen oder der andern günſtig ſind. Hier kommt beſonders die Macht des Beyſpiels und der Trieb der Nachahmung, — hier kommen gewiſſe ſinnliche Ermunterungen in Betrachtung, welche aus dem Vortheile oder dem Nachtheile, aus dem Vergnügen oder dem Schmerz, der unſere Handlungen unmittelbar begleitet, entſtehn. Auch ſolcher Gewohnheiten, ſolcher Ermunterungen giebt die Einſamkeit den Menſchen andere, als die Geſellſchaft. Doch werden die beyden letzten Puncte, die Gelegenheit und die Ermunterung, ſich gemeiniglich bey einander finden. In einem Zuſtande, wo viele Veranlaſſungen ſind, gewiſſe Pflichten auszuüben, finden ſich gemeiniglich auch Beyſpiele und Ermunterungen für dieſelbe.

Erſte Abtheilung.

Was kann Einſamkeit, oder Geſellſchaft, zur Bildung moraliſcher Grundſätze, und Geſinnungen beytragen?

Daß, was zu allererſt hierbey in die Augen fällt, und was alſo gewiß auch den wichtigſten Punct ausmacht, iſt, daß im eigentlichen Verſtande, moraliſch, nur derjenige handelt, der nach Grundſätzen handelt, — Grundſätze aber, das Werk der nachdenkenden Vernunft ſind; und daß das Nachdenken, beſonders über unſichtbare Gegenſtände, durch die Einſamkeit erleichtert wird, im Geräuſche aber unmöglich iſt.

Zwey Unterſuchungen ſind es vornehmlich, die dem tugendhaften Manne unentbehrlich ſind: Unterſuchung deſſen, was Recht und Unrecht iſt, — und die Prüfung ſeiner eignen Handlungen. Ein richtig belehrtes Gewiſſen und Selbſtkenntniß: das ſind die beyden Grundpfeiler, auf welchen die Sittlichkeit eines Menſchen ruht.

Nicht jeder rechtſchaffene Mann darf ein Philoſoph ſeyn und ſich in Speculationen über die erſten Gründe der Sittlichkeit einlaſſen. Ja, dieſes wiſſenſchaftliche Studium der Moral führt den Menſchen noch nicht, zu derjenigen Kenntniß ſeiner Pflichten, die er zur Ausübung derſelben braucht, und die er nur, aus der Betrachtung ſeiner eigenthümlichen Natur und ſeiner beſondern Umſtände, ſchöpfen kann. Aber auf der anderen Seite iſt es durchaus unmöglich, wirklich tugendhaft zu ſeyn, und immer nur nach Inſtincte, nach Beyſpiel oder nach Gewohnheiten zu handeln.

Die Stimme des Gewiſſens iſt eine leiſe Stimme, die ſich in dem Geräuſche der Welt ſchwerlich hören läßt. Und doch iſt es unmöglich, zu einem moraliſch guten Charakter zu gelangen, wenn man dieſen inneren Zeugen und Richter ſeiner Handlungen nicht zuweilen auch ausführlich befragt und abhört.

Von nichts in der Welt wird weniger in Geſellſchaft geſprochen, als von dem moraliſchen Verdienſt oder von der Schuld derjenigen Perſonen, welche die Geſellſchaft ausmachen. Selbſt von Handlungen, welche allgemeines Aufſehen erregen und von jedermann beurtheilt, gelobt oder getadelt werden, wird in der Gegenwart der handelnden Perſonen ſorgfältig geſchwiegen. Noch vielweniger machen die Geſetze der Moral, und die Anwendung derſelben auf unſre Umſtände den Gegenſtand der gewöhnlichen Unterhaltungen, in dem Umgange mit andern, aus.

Schon die gute Lebensart verbiethet es, ſich zum Richter oder Geſetzgeber der Perſonen, mit denen man umgeht, aufzuwerfen, und doch würde man hiervon den Schein haben, wenn man entweder von den Pflichten, die ſie in einem gegenwärtigen Falle zu beobachten, oder von denen, die ſie in einem vergangenen verſäumt haben, reden wollte. Aber auch die Natur der moraliſchen Verhältniſſe, und die Natur und Abſicht der geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte führt unvermeidlicher Weiſe das Geſpräch auf ganz andere Gegenſtände. Was die erſten betrifft, ſo iſt klar, daß, um gründlich beurtheilen zu können, was ein Menſch zu thun habe, und wie er ſeine Aufführung, um pflichtmäßig zu handeln, einrichten müſſe, eine ſolche genaue Kenntniß ſeiner ganzen Lage und ſeiner perſönlichen Eigenſchaften nöthig ſey, dergleichen nur er ſelbſt, oder ſein vertrauteſter Freund haben kann. Eine eben ſo genaue Bekanntſchaft mit dem Menſchen und mit ſeinen Umſtänden wird erfordert, wenn man die vergangene Aufführung deſſelben einer moraliſchen Prüfung unterwerfen will. Das hält freylich niemanden ab, entweder bey ſich ſelbſt, oder mit einem dritten, dieſe Materien abzuhandeln. Es iſt ſogar der gewöhnliche Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, über das Betragen abweſender Perſonen, beſonders wenn dieſelben durch ihr Amt und ihren Stand von Wichtigkeit ſind, ſelbſt bey einer ſehr entfernten Bekanntſchaft mit denſelben, zu urtheilen, und ihnen Lob oder Tadel auszutheilen. Aber jeder iſt ſich auch der Seichtigkeit und Unſicherheit dieſer Urtheile ſo ſehr bewußt: daß er es nicht wagt, mit denſelben bey den Perſonen ſelbſt, über welche er ſie fällte, aufzutreten.

Was die Natur der geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte betrifft, ſo haben ſie immer eine näher liegende Beziehung; — entweder auf ein gewiſſes Intereſſe, oder auf das Vergnügen der ſich verſammelnden Perſonen. Dieſer nahe und ſinnlichere Gegenſtand ſchließt einen ſo entfernten und abſtracten, als der moraliſche Werth der menſchlichen Handlungen iſt, aus.

Es iſt die letzte Frucht einer vollkommnen und ganz vertrauten Freundſchaft, wenn ein Menſch, von den Tugenden und Fehlern eines andern, mit ihm ſelbſt reden, und ihm, für ſeine künftige Aufführung in Abſicht deſſen, was in derſelben recht oder unrecht iſt, Vorſtellungen machen darf. Der Umgang mit einem ſolchen Freunde iſt allerdings im Stande, auf die moraliſchen Grundſätze eines Menſchen einen vortheilhaften Einfluß zu haben. Aber ein Umgang dieſer Art iſt etwas ſo ſeltnes: daß er gar nicht in Betrachtung kommt, wenn von Geſellſchaft überhaupt und ihrem Einfluſſe auf

Sittlichkeit die Rede iſt. Ueberdieß iſt der Umgang, mit einem *Einzigen*, der Einſamkeit nahe verwandt. Und es macht ſelbſt eine Art des Nutzens aus, den man von der Einſamkeit ziehn kann, daß man ſich um deſto mehr einer einzelnen Perſon überliefert, mit der man in Denkungsart und Geſinnung übereinſtimmt, oder durch deren höheres Verdienſt man iſt angezogen worden. Ja es entſtehen ſolche innige Freundſchaften, dergleichen nöthig ſind, wenn ein Menſch der Führer und Wächter des andern, auf dem Wege zur Tugend, ſeyn ſoll, ſehr ſelten unter Perſonen, die in einen ausgebreiteten Kreiſe des Umgangs leben, oder durch ihre Geſchäfte mit ſehr vielen Menſchen in abwechſelndem Verkehr ſtehn. Die Zerſtreuung iſt jeder innigen und tiefen Empfindung hinderlich. Und ſelbſt diejenigen Perſonen, welche einer vertrauten Freundſchaft fähig ſind, und ihnen ähnliche Männer gefunden haben, ſind doch nicht im Stande, ſich dieſen hinlänglich zu nähern und mit ihnen gleichſam zuſammen zu wachſen, wenn ſie ihre Zeit unter zu viele Perſonen theilen müſſen.

Da alſo, in dem Geſchäfts- und geſellſchaftlichen Leben der Menſchen, alles andere eher der Gegenſtand der Unterſuchung wird, als die Moralität der Handlungen; da alles das, was vor den Richterſtuhl des Gewiſſens gehört, von der Gerichtsbarkeit der gemeinſchaftlichen Beurtheilung im Geſpräche ausgeſchloſſen iſt: ſo muß nothwendig der Menſch dieſem Zweig der Weisheit, die Kenntniß deſſen, was er als ein moraliſch guter Menſch zu thun hat, und was er, nach ſeinem bisherigen Betragen für ein Urtheil verdient, entweder gänzlich vernachläßigen, oder er muß den Mangel geſelliger Belehrungen, durch eignes, einſames Nachdenken, zu erſetzen ſuchen.

Schon Pythagoras und die älteſten Moraliſten wieſen den Menſchen dazu an, in der Stille der Nacht, auf dem einſamen Lager, jeden Tag mit einem Selbſtgeſpräche zu beſchließen, in welchem er ſich ſelbſt über das, was er während deſſelben gethan und gelaſſen hätte, zur Rechenſchaft zöge, und in die Bewegungsgründe ſeiner Handlungen eindränge.

Der Bildung moraliſch richtiger Grundſätze iſt ein durch Geſellſchaft und Geſchäfte zerſtreutes Leben, wenn es nicht durch Zeiten der Ruhe und der Eingezogenheit unterbrochen wird, auf eine von folgenden drey Arten ſchädlich: durch Gedankenloſigkeit und Frivolität; durch ein zu ſtarkes Intereſſe für Gegenſtände, die ſinnlich ſind und mit der Tugend nichts gemein haben; endlich durch die Einſtimmung in Meinungen, welche man bey einem großen Theile der feinern Welt angenommen findet, oder durch die Beyſpiele derſelben gerechtfertigt glaubt.

Erſtlich, der Einſame kann ſchwerlich ſo leichtſinnig, und aller Moralität vergeſſen gemacht werden, als es viele deren ſind, welche ſich den geſelligen Vergnügungen ganz widmen. Der Umgang iſt, nicht nach dem, was er ſeyn könnte, ſondern nach dem, was er iſt, — mehr eine Zerſtreuung, als eine Beſchäftigung des Geiſtes: erfüllt die Zeit aus, ohne daß wir ſie eigentlich zu irgend einem beſtimmten Zwecke anwendeten. Je zahlreicher und je glänzender die Cirkel werden: deſto unbedeutender werden die Geſpräche; deſto weniger Gelegenheiten biethen ſich in denſelben dar, ſich zu unterrichten, oder ſeinen eignen Geiſt zu üben; deſto mehr wird alles darauf angelegt, die Sinne in einem angenehmen Rauſche zu erhalten, oder der Einbildungskraft eine leichte Nahrung zu geben. Bey Menſchen, welche aus dieſem Schwarme nie zu ſich ſelbſt kommen, gewöhnt ſich das Gemüth an eine ſo leichte Speiſe, und verliert theils den Geſchmack an ernſthaften Ideen und zuſammenhängenden Betrachtungen, theils die Fähigkeit, ſolche Ideen zu faſſen und ſolche Betrachtungen anzuſtellen. Die Tugend iſt aber etwas Ernſthaftes; die Kenntniß ſeiner Pflichten, und die Kenntniß ſeiner ſelbſt kann der Menſch nicht, ohne eine anhaltende Aufmerkſamkeit und ein angeſtrengtes Nachdenken, erhalten. Dieſe Gegenſtände ſtechen mit Spiel und Tanz und dem gewöhnlichen Geſchwätze der Alltags-Geſellſchaften, zu ſehr ab: als daß es ſogar leicht ſeyn könnte, von den letztern auf die erſtern überzugehn.

Zweytens, wenn aber auch die Geſellſchaft weniger frivol iſt; wenn ſie wirklich den Geiſt durch ein ſtarkes Intereſſe in Thätigkeit erhält, und ſein Nachdenken zu Betrachtungen auffordert: ſo ſind es doch immer nur die Gegenſtände des Ehrgeitzes, oder des Eigennutzes, welche dieſes Intereſſe erregen; es iſt immer Politik und Handel, oder Land- und Haus-Wirthſchaft, — es ſind die Neuigkeiten, oder die

Vergnügungen des Tages, welche für dieſe Betrachtungen den Stoff liefern. Durch die Geſellſchaft wird man immer mehr, in die Händel der Welt, verflochten. Der jetzige Augenblick, die gegenwärtige Conjunctur, ein Gewinnſt, der uns eben lockt, oder ein Verluſt, der uns droht, ein offenſtehendes Amt, nach welchem wir trachten, oder in welches wir einen unſerer Günſtlinge bringen wollen: kurz das Gegenwärtige, das Sinnliche, das Aeußere iſt es, was die allzugeſelligen Weltleute unaufhörlich beſchäftigt; es bekommt alſo auch eine größere Gewalt über ihr Gemüth und beherrſcht zuletzt daſſelbe unumſchränkt.

Die Urſache iſt doppelt. Einmahl im geſellſchaftlichen Leben werden wir erſt recht gewahr, was Reichthum und Rang bedeuten, und welche Vortheile ſie gewähren. Der Einſame kann ihrer entbehren, ohne daß es ihm ſehr unangenehme Empfindungen verurſachte, wenn er nur nicht an dem Nothwendigen Mangel leidet. Aber im Umgange mit der Welt kommen die Gelegenheiten alle Augenblicke vor, wo der Aermere und Geringere ſich entweder gewiſſer Annehmlichkeiten beraubt, oder gewiſſen Demüthigungen ausgeſetzt ſieht. Kein Wunder alſo, daß man in der Geſellſchaft Reichthum und Macht noch mehr ſchätzen lernt; daß die Neigungen, welche dieſe beyden Güter natürlicher Weiſe erregen, dort zu heftigen Leidenſchaften angeflammt werden. Gegen ſolche nun kann das ſanftere Intereſſe der Moralität den Streit nicht aushalten.

Dazu kommt zweytens, daß wir im Umgange mit der Welt das allgemeine Dichten und Trachten der Menſchen, nach Erlangung dieſer beyden Scheingüter, gewahr werden. Wir ſehen es da mit Augen, wie die ganze Geſchäftigkeit der Welt ſich um dieſen Mittelpunct kehrt. Der Stolze vergißt ſeine Hoheit, kriecht und ſchmeichelt; der Weiſe wird ſeinen Grundſätzen ungetreu; der Witz, der Fleiß, die Gelehrſamkeit, die Intrige: alles wird aufgebothen, um das über alles geſchätzte Metall zu erhalten, oder um ſich über ſeine Mitbürger durch äußere Ehrenzeichen zu erheben. Wer dieß alles in ſeiner Einſamkeit nur aus der Ferne ſieht, oder aus Büchern kennt, wird davon nur ſchwach gerührt: und die gegenſeitigen Betrachtungen, von der Nichtigkeit des Reichthums und der Hoheit, und von der Wahrheit und Wichtigkeit der Güter, welche in der Weisheit und Tugend, — welche in der Wiſſenſchaft, dem Genuſſe der Natur und der Freundſchaft liegen, behalten einige Gewalt über ſein Gemüth. Aber wenn man mitten in dem Gedränge iſt: ſo wird man von dem Strome derer, die alle nach einem Ziele laufen, mit fortgeriſſen. Die allgemeine Krankheit ſteckt an: das allgemeine Beyſpiel rechtfertigt. „Ich unbedeutender Erdenſohn ſollte das klein und verächtlich finden, was die erſten und größten Männer meiner Nation mit ſo raſtloſer Begierde verfolgen?“ Die Lehren der Weisheit ſcheinen uns dann eine überſpannte Schwärmerey, oder eine unausführbare Speculation, da ſie der allgemeinen Praxis ſo ſchnurſtracks wiederſprechen.

Durch dieſen doppelten Einfluß alſo, den Einfluß der Sache ſelbſt und den der öffentlichen Meinung; — dadurch, daß Reichthum und Macht im geſellſchaftlichen Leben wirklich größere Vortheile, als im einſamen, gewähren, und dadurch, daß ihr Werth dort von ſo vielen Stimmen geprieſen, und noch weit mehr durch die Handlungen ſo vieler beſtätiget wird, wächſt unſre Anhänglichkeit an dieſelben. Und da die Begierden nach Geld und Anſehn ſo oft, mit den Grundſätzen des Rechts und der Tugend, in Colliſion gerathen: ſo verdunkeln ſie auch die natürliche Achtung, welche, für dieſe Grundſätze, in dem Gemüthe vorhanden geweſen.

Doch, in einem ausgebreiteten Umgange mit der Welt, finden wir nicht bloß Zerſtreuungen, welche uns der Moral vergeſſend machen; noch werden wir bloß in Beſtrebungen verwickelt, welche uns von ihr abziehn: ſondern wir werden auch unmittelbar verſucht, unmoraliſche Grundſätze für die richtigen, und Tugend und Pflicht für Hirngeſpinſte zu halten. Niemand iſt mehr dieſer Gefahr ausgeſetzt, als die vornehme und reiche Jugend, wenn ſie zu zeitig in die große Welt eingeführt. und zur Theilnahme an allen ihren Vergnügungen zugelaſſen wird. Um ſie verſammeln ſich die Verführer, weil ſie von ihr Vortheil ziehn wollen. Sie wird von den Leichtſinnigen aufgeſucht, weil ſie neue Genoſſen und Beförderer ihrer Ausſchweifungen anwerben wollen. Die unerfahrne Unſchuld ſcheint vorzüglich von dem Laſter zum Ziele ſeiner Angriffe gewählt zu werden. Und da in dieſer großen Welt das

Laſter oft, mit allem Glanze der Artigkeit des Luxus und des guten Geſchmacks, bekleidet iſt; da es von allen Vortheilen des Standes und Vermögens unterſtützt wird: ſo findet es hier, bey einen dagegen noch nicht gewaffneten Herzen, nur zu leichten Eingang. In einem geſitteten Lande giebt es kaum irgend einen Menſchen, dem, bey ſeiner erſten Erziehung, nicht einige Grundſätze der Religion und Sittlichkeit beygebracht worden wären. Kein Vater erzieht doch gefliſſentlich ſeinen Sohn zum Laſter. Nur wenige laſſen es an allem Unterrichte, der zur Tugend führt, fehlen. Dieſe frühen Eindrücke mögen noch ſo ſchwach und unvollkommen ſeyn: ſo behalten ſie doch einige Gewalt über das Gemüth, wenn ſie nicht durch nachfolgende weit ſtärkere ausgelöſcht werden. In einem häuslichen und ſtillen Leben kommen ſolche Eindrücke nicht vor: der Menſch bleibt alſo dann ſo, wie ihn die erſte Erziehung gemodelt hat. Selten wird ein Menſch mit ſo verkehrten Neigungen gebehren: daß die bloße natürliche Entwickelung derſelben ihn dahin brächte, allem dem Hohn zu ſprechen, was ihm von Jugend auf, als ehrwürdig und heilig, eingeprägt worden war. In dem eingeſchränkten Privatleben geſchehen zwar

Ungerechtigkeiten genug: aber die Grundſätze des Rechts werden doch unangetaſtet gelaſſen. Dem Laſter wird gefröhnt, und der Tugend gehuldiget. Aber wenn die Menſchen auf einen höhern Standpunct treten; wenn ſie in den Strudel des großen Weltverkehrs hineingezogen werden: ſo ſind ſie ſehr in Gefahr, jene ſchwache Schutzwehr ihrer Tugend, die Erinnerung an die Vorſchriften ihrer Aeltern und Lehrer, zu verlieren.

Nur in der großen Welt, wo Müßiggang, Reichthum und deſpotiſcher Stolz, beſonders junge Leute, geneigt macht, ſich über alles hinwegzuſetzen, und ſie ſowohl auf neue Wollüſte, als auf neue Rechtfertigungs-Gründe ihrer Lüſte ſinnen läßt: — nur hier findet man die eigentlichen Prediger der Unſittlichkeit; nur hier wird eine Theorie für das Laſter erſonnen. Was ſelbſt der ſchlechteſte Menſch in der Einſamkeit, und ſeinem Freunde in einem vertrauten Geſpräche, zu ſagen ſich nicht getrauet: das wird in einer Geſellſchaft unſittlicher Menſchen, bey einer lärmenden Fröhlichkeit, in den dem Bacchus oder der Venus gewidmeten Orgien, ohne Scheu vorgebracht und ohne Mißfallen angehört.

In Abſicht dieſes erſten Puncts, der Bildung und Aufrechterhaltung moraliſcher Grundſätze, hat alſo die Einſamkeit unſtreitig ihre eigne Vorzüge, und ihren entſchiednen Werth. Der Freund der Tugend wird es durchaus nothwendig finden, zuweilen mit ſich ſelbſt darüber zu ſprechen, wovon man weder auf dem Markte, im Senat und in der Gerichtsſtube, noch an den Tafeln der Großen und in den Zuſammenkünſten der witzigen Köpfe, reden hört; und worüber es, ſelbſt mit einem Freunde, ſo ſchwer iſt, ohne alle Zurückhaltung zu ſprechen: ich meine über ſeine eigne Aufführung, über die Bewegungsgründe, die ihn bey derſelben beſeelt haben, über die Neigungen, die in ihm aufgeſtiegen ſind; und kurz über alle die Geheimniſſe ſeines Herzens und Lebens, aus welchen erhellt, theils, was er ſelbſt vor dem Richterſtule des Gewiſſens für ein Urtheil verdiene, theils, was er noch künftig thun oder laſſen müſſe, um ſich das Zeugniß, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn, geben zu können. Der Menſch gemeiner Art, deſſen ſittliches Gefühl weniger fein iſt, oder der zwiſchen guten und böſen Neigungen hin und her ſchwankt, wird durch die Einſamkeit zwar nicht verbeſſert: aber er wird vor Verſchlimmerungen leichter bewahrt.

Ich muß indeß noch hinzuſetzen, daß, auch zu jenen nützlichen Selbſtbetrachtungen, eine Abwechſelung geſelliger Thätigkeit mit einſamer Sammlung des Gemüths, vortheilhafter iſt, als ein immerwährend einſiedleriſches Leben. Wenn die Tage eines Menſchen in zu großer Einförmigkeit verfließen, und durch zu wenige bedeutende Vorfälle und Handlungen ausgezeichnet werden: ſo bekommt er zu wenig Antrieb und Reitz, über ſich ſelbſt, ſein Leben und ſeine Aufführung ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Das, was er thut und läßt, kommt ihm dann ſelbſt klein, und eines großen Studiums unwürdig vor. Seine Fehler ſcheinen ihm ſehr verzeihlich, denn ſie haben keine große Folgen. Seine Tugend ſcheint ihm ſicher: denn ſie hat nicht nöthig, ſich gegen große Verſuchungen zum voraus zu waffnen. Die gewiſſe Erſchlaffung und Trägheit des Gemüths, welche ſich bey einem einſamen Leben ſo oft einzuſtellen pflegt, kommt noch hinzu. Daher geſchieht es, daß diejenigen Menſchen, welche die meiſte Muße haben über ſich ſelbſt nachzudenken und an ihrer Beſſerung zu arbeiten, die, welche weder durch Geſchäfte noch Umgang abgehalten werden, in ihr Inneres hinabzuſteigen, und die geheimſten Falten ihres Herzens zu erforſchen, doch oft am gedankenloſeſten ihr Leben zubringen, und bloß durch Gewohnheit und Eigenſinn, nicht durch Grundſätze und Selbſtkenntniß, regiert werden. Wer aber, mit dem edlen Triebe nach moraliſcher Vollkommenheit, auf dem Schauplatze der Welt auftritt, in wichtige Angelegenheiten verflochten wird, oder im geſellſchaftlichen Umgange auf viele, oder auf bedeutende Menſchen zu wirken hat: dem wird unmöglich der Unterſchied des Guten und Böſen, des höhern oder geringern Grades der Vollkommenheit, in ſeinem eignen Betragen unwichtig vorkommen können. Er wird, durch die Abwechſelungen ſeines Lebens ſelbſt und durch die Mannigfaltigkeit der Vorfälle, auch auf den Antheil, welchen er daran gehabt hat, aufmerkſamer gemacht. Er kann ſich über ſein Verdienſt, wenn ihm einiges dabey gebührt, mehr freuen: denn er hat Nutzen dadurch geſtiftet. Er hat mehr Urſache ſich über ſeine Vergehungen zu betrüben: denn ſie ſind von ſchädlicherem Einfluſſe geweſen. Wenn er ſich alſo von Zeit zu

Zeit in die Einſamkeit freywillig zurückzieht, oder durch Zufall zuweilen, von einem geräuſchvollern Leben in ein ſtilleres, verſetzt wird: ſo kann er dieſe Zeiten der Muße weit mehr zu ſeiner Beſſerung nutzen. Er hat weit mehr Gegenſtände, mehr Thatſachen, worüber er nachdenken kann. Er hat größere Aufforderungen, ſich ſcharf zu beobachten, und ſich durchdachte Vorſchriften für ſeinen Wandel zu geben. Daher ſind in der That die wahren Helden der Tugend, die Mark Aurele, die Catonen und ihres Gleichen, vornehmlich unter denjenigen erſchienen, welche philoſophiſche Einſamkeit und tiefes Nachdenken, mit großer Geſchäftigkeit und mit einem weitläuftigen Verkehr mit Menſchen aller Art, verbunden haben. Nur auf ſtürmiſchen Meeren werden große Seeleute gebildet. Aber auf der Reiſe und mitten im Sturme lernte Coock nicht die aſtronomiſchen und geographiſchen Kenntniſſe, ohne welche er weder zu jenen Seereiſen vorbereitet geweſen wäre, noch die darauf gemachten Erfahrungen hätte nutzen können. Große Tugenden und große Laſter ausüben ſehen, von ſtarken Leidenſchaften in Bewegung geſetzt werden, ſelbſt großen Verſuchungen zum Unrechthandeln, ausgeſetzt ſeyn, —

aber dafür auch Gelegenheit haben, dem menſchlichen Geſchlechte wichtige Dienſte zu leiſten: dieß iſt die Lage, in welcher ein Mann von edlen moraliſchen Anlagen, wenn er zu einer hohen Vollkommenheit gelangen ſoll, ſich befinden muß.

Unſere moraliſchen, ſo wie unſere phyſiſchen Kenntniſſe werden durch Erfahrungen und durch Verſuche vermehrt. Die, welche wir ſelbſt anſtellen, ſind immer von größerem Nutzen zu unſerer Belehrung, als die, welche wir uns von andern erzählen laſſen. Der Anblick großer und die Sinne rührender Natur-Erſcheinungen weckt die Wißbegierde ſtärker, als der Anblick des alltäglichen Laufs der Natur. Auf gleiche Weiſe wird unſere Kenntniß der moraliſchen Natur bey weitem nicht ſo ſehr befördert, wenn die Philoſophie uns dieſe Natur zergliedert, und die Geſchichte uns die Beyſpiele dazu aus vergangenen Zeitaltern liefert: als wenn wir die gegenwärtigen Menſchen in den Augenblicken ſtudiren, in welchen ſich ihre Thätigkeit am lebhafteſten äußert. Wir bekommen weniger Aufſchlüſſe, über die beym Menſchen mögliche Erhabenheit und Verderbniß, wenn wir mit einer kleinen Anzahl un beſcholtner, aber gewöhnlich guter Gewerbsleute leben, als wenn wir eine große Mannigfaltigkeit vortrefflicher, oder abſcheulicher Charaktere ſich, in Angelegenheiten der Politik und der Staatsregierung, vor unſerm Auge entfalten ſehen. — Die Bewegungen unſers eignen Herzens werden uns bemerkbarer, wenn ſie von großen Gegenſtänden gereiht werden, als wenn ſie ſelbſt klein ſind und aus kleinen Veranlaſſungen entſtehn. Eine fehlerhafte Neigung kann lange in unſerm Herzen verborgen bleiben, wenn in einem einförmigen Leben ſich keine Gelegenheit darbiethet ſie zu äußern. In einem ausgebreiteten Verkehr mit der Welt werden alle dieſe Geheimniſſe des Herzens aufgedeckt. Der Verſucher findet auch zu den verborgenſten Schwächen deſſelben Zutritt. Und eben indem der gute Menſch dort zuweilen veranlaßet wird, ſchwerer zu ſündigen, bekommt er auch mehr Gelegenheit, ſich nach und nach von aller Unſittlichkeit zu reinigen. Wenn er in der Stadt, am Hofe, in angeſehnen Staatsämtern, bey ausgebreiteten Geſchäften gröbere Fehler begeht, als er ſie auf ſeinen ländlichen Wohnſitze, bloß mit ſeinen Freunden und Nachbarn umgeben, und mit ſeiner Hauswirthſchaft beſchäftiget, begangen haben würde; wenn dort ſeine Fehler größeres Unheil ſtiften, und ihm ſelbſt mehr Nachtheil zuziehn: ſo lernt er dafür auch dort beſſer erkennen, wie die Aufführung eines Menſchen beſchaffen ſeyn müſſe, wofern ſie allen moraliſchen Verhältniſſen ein Genüge thun ſolle, und durch welche Züge ſeines Charakters er dieſem Muſter ähnlich ſey, oder von ihm abweiche. Mit einem Worte, das Moral-Syſtem, welches ein, von der Natur mit Verſtand und ſittlichem Gefühle ausgerüſteter, Mann, in der Welt und im Umgange mit Menſchen ſich bildet, die Selbſtkenntniß, zu welcher er hier gelangt, und die Regeln, welche er ſich hier für ſeine Aufführung abſtrahirt, ſind von einer ganz andern Vollſtändigkeit und praktiſchen Brauchbarkeit, als ſie, durch einſames Studium und durch immerwährende Selbſtbetrachtungen, in einem wenig beſchäftigten und wenig abwechſelnden Leben geworden ſeyn würden.

Wir ſehen alſo hieraus, was uns erlaubt ſeyn würde zu wünſchen, wenn unſere Schickſale von uns abhiengen; und was uns gebothen iſt zu thun, unſere Schickſale mögen ſeyn, welche ſie wollen. Nicht bloß der Ehrgeiz und der Hang zum Vergnügen, ſondern auch die Liebe zur moraliſchen Vollkommenheit kann dem Menſchen den Wunſch ablocken, aus der Dunkelheit eines niedrigen Standes ans Licht, und aus der Abgeſchiedenheit einer zu eingeſchränkten Lage in den Umgang mit der Welt verſetzt zu werden. Vorausgeſetzt, daß die Natur in ihm den doppelten Grund gelegt habe, auf welchem alles Gute und Vortrefliche im Menſchen gebaut iſt; — vorausgeſetzt, daß er die Gabe zu Denken und Gefühl für das moraliſch Schöne beſitze: ſo wird er eben ſo ſehr in der Ausbildung ſeines Charakters, als in der Ausbildung ſeines Geiſtes, die glücklichſten Fortſchritte machen, wenn in ſeinem Leben Geſellſchaft mit Einſamkeit, Geräuſch mit Stille, Zeiten der Geſchäftigkeit mit Zeiten der Muße, die Vergnügungen eines geſchmackvollen Luxus mit dem einfachen Genuſſe der Natur und der Freundſchaft abwechſeln.

Dieſen Umgang mit der Welt und dieſe Einmiſchung in ihre wichtigern Geſchäfte, kann der Menſch ſich nicht ſelbſt verſchaffen. Aber weit leichter iſt es, ſich von ihr abzuſondern; und faſt immer iſt es dem Menſchen möglich, ſich von Zeit zu Zeit in ſich ſelbſt zurückzuziehn. Und dieß iſt in der That die Pflicht, die jedem Menſchen obliegt, ſeine Lage mag ſeyn, welche ſie wolle; dieß iſt eine unerläßliche Bedingung, ohne welche die glücklichſten Anlagen zur Sittlichkeit nie zu einem vollkommnen Charakter ſich ausbilden werden. Wer immer auf der Schaubühne ſteht, kann ſeine Rollen nicht vortreflich ſpielen: denn er kann ſie nicht lernen. Er wird ſie entweder vernachläßigen; oder er wird ſich mit einer mechaniſchen Fertigkeit begnügen müſſen. Die Geſellſchaft und die Geſchäfte mögen noch ſo viel Stoff zur moraliſchen Belehrung geben: ſo ſind doch Muße, Nachdenken und Einſamkeit durchaus nothwendig, um dieſen Stoff zu bearbeiten. An je zartern Fäden die moraliſchen Verhältniſſe hängen: um deſto weniger iſt es möglich, die Erſcheinungen, die uns in Abſicht derſelben belehren ſollen, in eben dem Getümmel, in welchem ſie uns zuerſt vorgekommen ſind, zu zergliedern, und zu praktiſchen Folgerungen anzuwenden.

In der That iſt auch gemeiniglich, mit einem edlern Geiſte und mit einem empfindlichern Gewiſſen, eine Abneigung vor immerwährender Zerſtreuung verbunden. So wie der Dichter und Weltweiſe, ſo liebt der Freund der Tugend und der Religion von ſelbſt die ſtillen Fluren des Frühlings;

oder ſein einſames Kabinet: weil er hier, für ſeine eigne ſittliche Natur, einen von allem fremden Einfluſſe entfernten Spielraum findet. Aber wenn auch, in den Zeiten der Jugend, der Geſundheit und des Glücks, der gute Menſch an der Geſellſchaft und dem Geräuſche unaufhörlich Geſchmack, und ſeine Kräfte dazu hinreichend findet; wenn ihn kein eigner Trieb anlockt, den Umgang mit ſich ſelbſt zuweilen jedem andern Vergnügen vorzuziehn: ſo muß das Geboth der Vernunft die Stelle des Triebes erſetzen; und er muß dasjenige aus Pflicht thun, was er nicht aus Neigung thun würde. Ja wenn die Abneigung vor der Einſamkeit bey einem, mit Geſellſchaft oder Geſchäften überhäuften, Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad ſteigt: ſo iſt dieß ſchon an ſich ein übles Zeichen von der Beſchaffenheit ſeines Inneren, wodurch er doppelt zu einer ſtrengen Selbſtprüfung aufgefordert wird. Er kann vermuthen, daß er entweder, wegen geheimer Verſchuldungen, die Vorwürfe ſeines Gewiſſens fürchtet, und dieſe dadurch zu unterdrücken ſucht, indem er ununterbrochen ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände, die außer ihm ſind, heftet; oder er muß befürchten, daß die Sinnlichkeit bey ihm die Herrſchaft über die Vernunft zu erhalten anfängt, und daß ſeine beſten und edelſten Kräfte die Fertigkeit verlieren, auf eine von Menſchen und Dingen unabhängige Weiſe, thätig zu ſeyn, — ein Verluſt, wodurch unſtreitig auch ſein moraliſcher Charakter leiden würde.

Der gute Ruf, in welchem von je her das Landleben bey den Moraliſten geſtanden hat, kommt nicht ſo wohl von denjenigen Perſonen her, die ihren beſtändigen Wohnſitz und ihre Geſchäfte auf dem Lande haben, als von denen, die ſich aus der Stadt- und aus dem Geſchäft-Leben aufs Land zurückziehn, um der Muße und der Einſamkeit zu genießen. Jene, die Bewohner des Landes, werden vielleicht vor gewiſſen Laſtern bewahrt: aber ſie ſind dafür auch wieder andern Verſuchungen ausgeſetzt, und vieler Hülfsmittel ſich auszubilden beraubt. Dieſe hingegen, die Beſucher des Landes, welche hier von den Beſtrebungen des Ehrgeitzes, oder den Zerſtreuungen der Sinnlichkeit ausruhen, die, welche glänzendern Vergnügungen, und mit einem ſtärkern Intereſſe feſſelnden Geſchäften auf eine Zeitlang entſagen, um der Natur und ihrer ſelbſt zu genießen: dieſe zeigen dadurch, zuerſt, daß in ihnen ein Trieb vorhanden iſt, der noch nach andern Endzwecken, als Ehre, Gewinn und Vergnügen, ſtrebt; und daß ſie an denjenigen

Betrachtungen, die in der Einſamkeit am erſten zu entſtehen pflegen und die darin am leichteſten unterhalten werden können, das iſt, den moraliſchen, Geſchmack finden. Dieſe ſind es auch, zweytens, welche, wenn ſie ihre ländliche Einſamkeit gehörig gebrauchen, dadurch wirklich im Guten geſtärkt und in Abſicht ihres moraliſchen Charakters vervollkommnet werden. Cicero auf ſeinem Tuſculanum, Friedrich in Sansſouci ſind deßwegen ſo intereſſante Perſonen: weil wir ſie, die mit der Regierung großer Reiche beſchäftiget waren, und denen alles Angenehme, welches die Welt und die Geſellſchaft geben kann, zu Gebothe ſtand, dort der Belehrung und Beſſerung ihres Geiſtes, als noch höhern und wünſchungs würdigen Gütern, obliegen ſehen.

Zweyte Abtheilung.

Einfluß der Einſamkeit und der Geſellſchaft, inſofern ſie entweder zu gewiſſen Handlungen die Gelegenheit darbiethen, oder zu gewiſſen Gewohnheiten den Grund legen.

Dieſer Einfluß zeigt ſich am deutlichſten, wenn man die verſchiednen Arten der Tugenden durchgeht.

Die allgemeinen Betrachtungen ſchränken ſich, ſo wie ſich die Sache meinem Nachdenken darſtellt, auf folgende drey ein.

Erſtlich. Wenn man die Einſamkeit und die Geſellſchaft unter dem Geſichtspuncte betrachtet, inſofern ſie Gelegenheiten ſind Gutes, oder Böſes zu thun, und der Menſch oft in der Gelegenheit auch eine Triebfeder findet, ſo, oder anders zu handeln: ſo ſcheint der moraliſche Einfluß der Einſamkeit null, der Einfluß der Geſellſchaft ſtark, aber nach beyden Seiten gerichtet, und nach Umſtänden, zur Tugend und zum Laſter gleich wirkſam zu ſeyn.

Auf andre Menſchen zu wirken, das iſt die natürliche Sphäre der Thätigkeit des Menſchen. Nur dadurch vornehmlich kann er Tugend ausüben, daß er andre glücklicher macht, oder vor Unglück und Schaden bewahrt: nur in Handlungen, welche das Wohl der Geſellſchaft ſtören, zeigt ſich Bosheit und Laſter. Keines von beyden iſt demjenigen möglich, welcher in einer völligen Abſonderung von den Menſchen lebt. Sein Naturell kann bösartig, ſeine Leidenſchaften können von der haſſenden Art ſeyn: aber ſeine Handlungen ſind unſchädlich. Er übt ſich wenigſtens nicht im Böſes-Thun; ſein Eigennutz kommt nicht in Widerſpruch mit dem Nutzen andrer. Seine Eiferſucht und ſeine Rachſucht werden nicht erregt. Ein gelungner Betrug reitzt ihn nicht, neue Betrügereyen zu verſuchen. Der Löwe ſchläft, oder wird wenigſtens abgehalten, Blut zu koſten und dadurch noch grauſamer zu werden. Aber nie wird auch in dieſer Einſamkeit, das Herz von menſchenfreundlichen Empfindungen warm. Die Liebe kann ſich nicht für andre aufopfern, die Großmuth kann nicht verzeihn, die Aufrichtigkeit kann ſich niemanden eröffnen. Der böſe Menſch gewinnt etwas, in Abſicht ſeines Charakters wenn er gezwungen wird, unthätig zu ſeyn. Deßwegen werden Verbrecher, die mehr verführt als von Natur Böſewichter ſind, zuweilen durch die Stille und die Einſamkeit des Gefängniſſes gebeſſert. Aber der gute Menſch verliert, wenn es ihm an Gelegenheit zu handeln fehlt. Auf ſich ſelbſt eingeſchränkt, kann er nur Gutes denken. Aber gar viel anders werden die moraliſchen Principien geſtärkt, wenn ſie ſich in gemeinnützigen Unternehmungen äußern; wenn mannigfaltige Pflichten dem Menſchen aufgelegt ſind, und häufige Aufopferungen von ihm gefordert werden, aber ihm auch die Belohnung zu Theile wird, ſich des geſtifteten Guten bewußt zu ſeyn.

So wie die Stufen von der einſiedleriſchen Abgezogenheit, bis zu derjenigen ausgebreiteten Verbindung mit der Welt, in welche die Regierer der Staaten, durch ihre Geſchäfte und durch ihre Lebensart, geſetzt werden, fortgehn: ſo erweitert ſich auch ſtufenweiſe der Wirkungskreis der Menſchen. Die Verbindungen, welche durch Aemter und Geſchäfte geſtiftet werden, machen ohne Zweifel den eigentlichen Kampfplatz und die Schule der größten Tugenden aus. Hier iſt es vornehmlich, wo die Redlichkeit auf die Probe geſtellt wird, wo gemeinnütziger Fleiß ſtatt findet, wo Gehorſam gegen die Geſetze und die Liebe des Vaterlandes ſich zeigen kann, wo mit einem Worte die Pflicht in aller ihrer Strenge ihre Forderungen thut, und mit dem Eigennutze oder der Gemächlichkeit, und dem Hange zum Vergnügen einen immerwährenden Kampf beginnt. Aber auch der bloße Umgang, ob er gleich nur kleinere Pflichten auflegt, und nur ſelten Veranlaſſungen zu großen Thaten giebt, iſt doch nicht leer von Uebungen menſchenfreundlicher, oder bösartiger Leidenſchaften. Auch die bloße Bemühung, andern Menſchen Vergnügen zu machen, iſt keine für die Moralität gleichgültige Beſchäftigung. Das Herz, welches ſich öfter zur Vertraulichkeit öffnet, wird doch ſanfter und liebreicher, als das, welches, aus Mangel des Umgangs, immer verſchloſſen bleibt.

Vornehmlich aber wird in einem ausgebreiteten Umgange die Selbſtbeherrſchung geübt, die ſelbſt eine Tugend, und die Mutter vieler andern iſt. Unmöglich können Menſchen, von verſchiedener Denkungsart und ungleichartigen Neigungen, nur friedlich bey einander ſeyn, noch weniger kann einer in des andern Geſellſchaft auf die Länge Vergnügen finden; wenn nicht jeder etwas von ſeinen Eigenheiten aufopfert, und den allgemeinen Willen dem ſeinigen vorzieht. Einer je größern Anzahl von Menſchen man zu gefallen ſucht: deſto mehr Gewalt muß man ſich anthun; deſto mehr Herrſchaft erlangt man alſo über ſich ſelbſt. Zwar dringt dieſe Herrſchaft nicht immer ſehr tief; zwar *verbirgt* ſie oft nur die den andern mißfälligen Neigungen, anſtatt ſie zu *unterdrücken*; zwar artet ſie bisweilen in Verſtellung aus, die, unter der Decke der Freundlichkeit, gehäſſige Abſichten deſto eifriger verfolgt. Indeß bleibt es doch ein Mittel, unmoraliſche Züge des Charakters zu verbeſſern, wenn man die Ausbrüche derſelben verhütet: und ein äußeres Betragen, das Menſchenfreundlichkeit und Anſtand ausdrückt, wirkt, wenn es fortgeſetzt wird, eben ſo gewiß auf das Gemüth, ihm liebreiche Geſinnungen einzuflößen, oder ihm eine gewiſſe Würde mitzutheilen: wie das Lachen, zu welchem ſich der Traurige, unter einer muntern Geſellſchaft, zuerſt nur aus Gefälligkeit zwang, zuletzt ihn wirklich erheitern kann. Und geſetzt, die Aufopferungen, welche die Geſellſchaft verlangt, ſind nicht die unſrer Neigungen ſelbſt, ſondern nur ſolcher Aeußerungen derſelben, die andern mißfallen: ſo iſt doch auch dazu Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, Stärke des Willens, die Ueberwindung eines Hanges durch ein vernünftiges Princip nöthig; — Eigenſchaften, oder Operationen, die bey der Befolgung der ſittlichen Geſetze unentbehrlich ſind.

Auf der andern Seite iſt die Geſellſchaft der Boden, in welchem der Saamen übelartiger Neigungen die ihm angemeſſenſte Nahrung findet. In den Geſchäften ſind die Vortheile, im Umgange iſt die Eitelkeit der Menſchen einander entgegengeſetzt. Was man, an ſich ſelbſt betrachtet, verabſcheut, dazu iſt man doch gegen Feinde oder Rihaſſen fähig: und beyde findet man faſt unſtreitig, in einer ausgebreiteten Verbindung mit Menſchen. Der eine Menſch iſt uns zuwider, weil er uns ſo unähnlich iſt; ein andrer drückt uns, weil er zu ſehr über uns hervorragt; ein dritter bringt uns auf, weil er uns wirklich beleidigt, oder kränkt. Wer ſeine Geſellſchafter ſorgfältig wählt und ihre Anzahl beſchränkt, kann ſich mit Menſchen umgeben, die ſo zu ihm paſſen: daß es ihm natürlich iſt ſie zu lieben, oder daß er doch wenigſtens nicht zum Haſſe gegen ſie gereitzt wird. Wer aber auf dem großen Theater der Welt lebt; und wem ſich eine Menge nicht gewählter Geſellſchafter aufdringen: der findet gewiß unter dem Haufen ſeine Antipoden; er findet Leute, die den Unwillen und den Haß, die ſie ihm einflößen, zu rechtfertigen ſcheinen; er findet ſolche, die es recht darauf anlegen, ihn menſchenfeindlich zu machen. Wie weit kann nicht eine Anlage zum Böſen gedeihen, wenn ſie, durch ſolche Aufforderungen und Entſchuldigungsgründe, in ihrer Entwickelung befördert wird!

Man kann alſo in dieſer Rückſicht ſagen, daß die einſam lebenden Menſchen gemeiniglich unſchuldiger, aber verdienſtloſer ſind; daß aber die vortrefflichen, oder die verabſcheuungswürdigen Charaktere, durch das geſellſchaftliche Leben ausgebildet werden.

Zweytens, die Geſellſchaft giebt uns nicht nur die Gelegenheit Tugenden auszuüben, zu welchen wir in der Einſamkeit, bloß den guten Willen haben können: ſondern ſie läßt uns auch durch Erfahrung, die Nothwendigkeit gewiſſer Tugenden ſo augenſcheinlich einſehen, daß wir weit ſtärker, als bey einer einſamern Lebensart, angetrieben werden, ſie uns zu eigen zu machen. Ich rechne unter ſolche Tugenden, die uns der Umgang mit Menſchen angewöhnen kann, weil er uns ihre Unentbehrlichkeit lehrt, im Umgange des Geſchäftslebens, das Worthalten, — im Umgange der Freundſchaft und des Vergnügens, die Verſchwiegenheit. Auch Menſchen, deren Vernunſt weniger ausgebildet, und die mit ihrer ſittlichen Verbeſſerung weniger beſchäftiget ſind, als andre, lernen doch nach und nach ſo handeln, wie es die Verhältniſſe, in denen ſie leben, durchaus erfordern, wenn ſie ſich mit Ehre darin aufrecht erhalten und die Vortheile ihrer Lage genießen wollen. Wer, über Mein und Dein, mit vielen Menſchen Verträge zu ſchließen hat, und davon ſeinen Unterhalt, oder ſeinen Gewinnſt erwartet, ſieht gar bald ein, daß er vor allen Dingen ſeinen Credit zu erhalten ſuchen müſſe; und daß Credit, ohne Treu und Glauben von ſeiner Seite, nicht möglich ſey. Wer ſich in vielen Familien, zwiſchen denen Eiferſucht und Mißhelligkeit, wenigſtens keine Vertraulichkeit und Liebe herrſchen, als Hausfreund erhalten will, wird eben ſo bald gewahr, daß er jeder Familie die Sicherheit verſchaffen müſſe, keine ihrer Schwächen, ihrer Heimlichkeiten, oder auch ihrer Frivolitäten durch ihn der Neugierde des Publicums Preis gegeben zu ſehen.

Aus dieſer Quelle iſt das entſtanden, was man das Geſetzbuch der Ehre nennt, welches größtentheils Regeln ſind, welche die, am meiſten in Geſellſchaft lebenden, höhern Stände, durch die Erfahrung belehrt, als nothwendig zur Aufrechterhaltung der Geſelligkeit, unter ſich feſtgeſetzt haben. Wenn ſie darin manchen Tugenden einen höhern Werth beygelegt haben, als ſie verdienen; wenn ſie manches Vorurtheil zum Geſetz erhoben haben: ſo iſt es deßwegen geſchehn, weil ſie die Vergnügungen des Umgangs, und einen gewiſſen Anſtand bey demſelben, übermäßig hochgeſchätzt, und weil ſie jene Tugenden für unentbehrlich zum Genuſſe dieſer Vergnügungen, jene Vorurtheile, als Stützen dieſes Anſtandes betrachtet haben. Da ſie das Spiel zu einem der vornehmſten geſelligen Zeitvertreibe gewählt hatten: ſo haben ſie auch der Pünctlichkeit in Bezahlung der Spielſchulden, vor andern Arten des Worthaltens, die an ſich von höherer Verbindlichkeit ſind, einen Vorzug eingeräumt. Da es ihnen hauptſächlich darum zu thun war, ihre Würde, im Umgange mit ihres Gleichen, gegenſeitig zu behaupten, ſo haben ſie es gut geheiſſen, zur Vertheidigung dieſer Würde, auch das eigne Leben und das Leben andrer in Gefahr zu ſetzen. Sie haben die Behutſamkeit, andere durch kein anſtößiges Wort zu beleidigen, und den Muth, der ſolche Beleidigungen ahndet, als Tugenden der erſten Wichtigkeit, durch die ſtärkſten Beweggründen, die ſie in ihrer Gewalt hatten, eingeſchärft. Sie bedrohn nehmlich denjenigen, der anderer Ehre, durch ſchimpfliche Beleidigungen irgend einer Art verletzt, mit der Gefahr, zu einem Zweykampfe herausgefordert zu werden, der ihm das Leben oder die Geſundheit koſten kann: und ſie bedrohen den, welcher einen muthwilligen Beleidiger ſeiner Ehre nicht auf dieſe Weiſe zur Rechenſchaft zieht, mit der Ausſtoßung aus ihrer Geſellſchaft.

Wenn es aber, in dieſem Geſetzbuche für die Geſelligkeit der höhern Stände, Uebertreibungen und einſeitige Vorſtellungen giebt, welche die unter dieſen Geſetzen lebenden Menſchen, von der Bahn der wahren Tugend, ableiten können: ſo läßt uns doch ſchon der Umſtand, daß es ein ſolches Geſetzbuch giebt, ſchließen, daß das geſellige Leben gewiſſe Tugenden vorzüglich empfiehlt, und zur Ausübung gewiſſer Pflichten Anleitung giebt. In der That hat der einſame, gute Mann oft weit beſſere Vorſätze, als ſeine Handlungen dann ſind, wenn er, in außerordentlichen Fällen, unter Menſchen auftreten ſoll. Es zeigt ſich alsdann, daß es ihm an Stärke der Seele, um ſeinen Vorſätzen bey Verſuchungen zum Gegentheile treu zu bleiben, — daß es ihm an praktiſcher Uebung, daß es ihm auch oft an Ueberlegung, oder an Erfahrung fehlt, um einzuſehen, wie wichtig oder unwichtig der Fehler ſey, welchen er im Begriffe iſt zu begehn. Er weiß z. B. wohl im Allgemeinen, daß Leutſeligkeit, Verträglichkeit und Verſchweigen der Geheimniſſe, geſellige Tugenden ſind. Aber er hat ſich nicht darin geübt, gleich zum Geſpräche mit jedem, der ſich an ihn wendet, fertig zu ſeyn; er iſt gegen die kleinen Unannehmlichkeiten, welche in der Geſellſchaft üble Laune erregen können, nicht abgehärtet;

er iſt endlich nicht durch Erfahrung unterrichtet, welchen Schaden und Verdruß ein einziges ausgeplaudertes Wort, dem Schwätzer ſowohl, als den Perſonen, welche es betrifft, zuziehn kann.

Drittens: die größte Macht, welche die Geſellſchaft hat, Gewohnheiten zu veranlaſſen, und durch Gewohnheiten Tugend oder Laſter im Menſchen zu verſtärken, liegt im Beyſpiele, und in dem Anſteckenden einer, in gleichen Geſinnungen und Handlungen, übereinſtimmenden Menge.

Ich unterſcheide dieſe beyden Sachen, obgleich in beyden der Nachahmungs-Trieb des Menſchen geſchäftig iſt. Aber Beyſpiele werden von einzelnen Perſonen gegeben: dieſes Anſteckende hingegen, von dem ich rede, kommt von dem großen Haufen her; es iſt die Totalität der Geſellſchaft, welche daſſelbe bewirkt. Wir ahmen nach, was wir entweder für ein gutes Muſter in einer gewiſſen Gattung halten, oder was wir, aus andern Urſachen, ſehr hochſchätzen und lieben, oder was wir endlich ſehr oft vor unſern Augen wiederhohlt ſehen: aber wir machen mit, was wir den größten Theil derer, mit welchen wir einmahl in Geſellſchaft verflochten ſind, vielleicht heute zum erſten Mahle, vornehmen ſehen, nicht ſelten machen wir es wider unſere beſſere Ueberzeugung, noch öfter ohne wirklichen Geſchmack an der Sache, und faſt immer ohne ſonderliche Werthſchätzung der Perſonen, mit denen wir uns, aus geſelliger Neigung, gleich ſtellen. Die Nachahmung von Beyſpielen, geht hingegen geradezu auf eine dauerhafte Beſtimmung unſerer Art zu handeln. Das geſellige Mitmachen iſt nur dazu beſtimmt, augenblicklich etwas zu thun, was wir hernach wieder vergeſſen und bey S[illegible]gen, vielleicht gar gefliſſentlich vermeiden werden. Indeß, wenn es oft wiederhohlt wird, ſo legt es den Grund zu eben ſo dauerhaften Gewohnheiten, und verändert endlich den Charakter eben ſo ſehr, als die abſichtliche Nachahmung gewiſſer Muſter nur immer thun kann.

Was nun das erſte, den Einfluß der eigentlichen Beyſpiele betrifft: ſo lebt zwar kein Einwohner Europeiſcher Staaten, in ſolcher Entfernung von andern Menſchen, daß er nicht von den Handlungen Vieler, auch wenn er ſie nicht mit Augen ſahe, unterrichtet würde. Er iſt alſo, auch in der Einſamkeit, von dem Einfluſſe guter und böſer Beyſpiele nicht ganz ausgeſchloſſen: weil ſeine Zeitgenoſſen wenigſtens eben ſo ſtark, und, wegen der größern Aehnlichkeit der Umſtände, gemeiniglich noch ſtärker auf ihn wirken, als die Helden der Vorwelt auf diejenigen, welche die Geſchichte ſtudiren. Auch giebt ein eingeſchränkter Umgang den wenigen Beyſpielen, welche man ſieht, eine größere Gewalt. Man wird leichter einem einzigen Menſchen ähnlich, mit dem man in ununterbrochnem Umgange ſteht, als einem von hunderten, unter deren Geſellſchaft man ſich theilt. Wen daher ſein gutes Glück, in einem eingezognen Leben, mit einem großen Manne, oder auch mit wenigen guten Menſchen, in Verbindung geſetzt hat: der genießt den vortheilhaften Einfluß der Beyſpiele, ohne Zweifel in einem viel höhern Grade, als wenn er dieſem ausgezeichneten Manne, oder dieſem guten Menſchen, bloß in der großen Welt begegnet wäre, und mit ihnen bloß, durch das loſe Band der allgemeinen Geſelligkeit, zuſammen gehangen hätte.

Indeß dieſer Fall, daß man wenige Menſchen, und doch vortreffliche Muſter zu ſehen, Gelegenheit hat, iſt ſelten. Eben ſo ſelten iſt, glücklicher Weiſe, der entgegengeſetzte, daß man im einſamen Leben, von Böſewichtern, oder von Ausſchweifenden, die zum Laſter verführen, umgeben iſt. Im Allgemeinen iſt immer die Einſamkeit den jenige Zuſtand, in welchem gute ſowohl, als böſe Beyſpiele weniger Zutritt zu dem Menſchen haben, und welcher alſo ſeinen natürlichen Charakter, gut oder ſchlecht, unveränderter erhält; die Geſellſchaft hingegen iſt diejenige Lage, worin der Menſch dem Einfluſſe fremder Sitten und Charaktere, auf ſeine eigne Sittlichkeit am meiſten ausgeſetzt iſt. Nicht nur ſtößt der, welcher mit vielen Menſchen umgeht, unter der größeren Anzahl auf mehrere, die durch Fähigkeiten, durch Geiſtesſtärke, durch ein imponirendes Aeußere, oder durch günſtige Umſtände vermögend ſind, Eindruck zu machen und zur Nachahmung zu reitzen: ſondern auch alle geſelligen Verhältniſſe und Endzwecke nöthigen ihn, das Beyſpiel derjenigen viel bey ſich gelten zu laſſen, die ein gewiſſes Uebergewicht in der Geſellſchaft erhalten haben.

Wenn dieſes Uebergewicht immer mit großen Talenten, einem tugendhaften, oder doch einem männlichen und geſetzten Charakter zuſammenhinge; wenn die Ton-Angeber in den Geſellſchaften zugleich an Verſtand, Herz, oder Sitten muſterhafte Menſchen wären: ſo würde ſich die Vervollkommnung der Menſchen, auf dem Wege der Nachahmung in der Geſellſchaft, weit ſichrer, als auf dem Wege der Betrachtung in der Einſamkeit, hoffen laſſen. Denn weit richtiger kann eine moraliſche Regel gefaßt, weit ſchneller kann ſie in Ausübung gebracht werden, wenn man ſie in den Handlungen eines Menſchen ausgedrückt ſieht, als wenn ſie bloß durch Schlüſſe aus allgemeinen Begriffen hergeleitet wird.

Aber unglücklicher Weiſe ſind die Umſtände, welche alle zuſammen kommen müſſen, um den Menſchen, ſelbſt bei einem ausgebreiteten Umgange, mit guten Muſtern bekannt zu machen, und dieſen ein gewiſſes Anſehn bey ihm zu verſchaffen, äußerſt zufällig und ungewiß. Zwey Urſachen wirken hingegen in der Geſellſchaft unaufhörlich und gewiß, ſeinen Nachahmungstrieb zu beſtimmen; die eine iſt Reichthum, Anſehn und Macht; die andre iſt die Gunſt, in welche ſich gewiſſe Perſonen, durch ſinnliche Annehmlichkeiten, durch die Gabe Vergnügen zu machen, oft durch unnennbare Kleinigkeiten, bey der Geſellſchaft geſetzt haben.

Der junge Mann, der in die Welt eintritt, und der in demjenigen Alter iſt, worin Beyſpiele am meiſten zur Bildung des Charakters wirken können, hat ſelten Einſicht, Muth und Unabhängkeit genug, ſich an diejenigen Männer anzuſchließen, welche wirklich geſchickt wären, ſeine Lehrer, Rathgeber und Muſter zu ſeyn. Ein doppelter Einfluß reißt ihn mit ſich fort, wovon ich, wenn es erlaubt iſt, neue Nahmen auf alte Sachen anzuwenden, den einen den ariſtokratiſchen, den andern den demokratiſchen Einfluß nennen möchte. Entweder ſchmieget er ſich an die Großen und Begüterten an, ſtudiret und befolgt deren Neigungen und Sitten, und ſuchet ganz denen ähnlich zu werden, die er ihres Ranges, oder ihres Vermögens wegen verehret, oder von denen er ſein Glück erwartet. Oder er nimmt ſich diejenigen zum Muſter, die bey der jungen und Vergnügen ſuchenden Welt, durch ihre gute Geſtalt, ihre Luſtigkeit, durch gewiſſe kleinere Talente, der Geſellſchaft die Zeit zu vertreiben, und oft ſelbſt durch ihren Leichtſinn und ihre Ausſchweifungen, vielgeltend geworden ſind. Wer in der Geſellſchaft ſeine Unabhängigkeit nicht gegen dieſe doppelte, auf ihn eindringende Macht, zu vertheidigen weiß; der, welcher ſich entweder durch den Glanz der Hoheit, oder durch das Schmeichelhafte der Volksgunſt, verführen läßt, die Geehrten, oder die Lieblinge der Geſellſchaft ohne Einſchränkung nachzuahmen: iſt in Gefahr, durch den Einfluß der Beyſpiele, mehr verdorben als gebildet zu werden.

Doch vielleicht der ſtärkſte Einfluß, durch den die Geſellſchaft, auf den moraliſchen Charakter des in ſie eintretenden Jünglings wirkt, kommt nicht ſowohl von den Beyſpielen her, die er *befolgt*, als von den Sachen, *die er mitmacht*: ich meine von den Vergnügungen, welche in derſelben herrſchen, und an denen er Theil zu nehmen genöthiget wird. Beſonders giebt es drey Sachen, welche durch die Geſellſchaft ihren vornehmſten Reitz erhalten, oder in ihr allein genoſſen werden können, und welche zugleich dauerhafte Gewohnheiten, wodurch dem Charakter ſelbſt neue Falten gegeben werden können, veranlaſſen: dieſe drey Sachen ſind *Wein*, *Spiel* und *Liebe*. Keine Thorheit, beinah kein Laſter iſt dem jungen Menſchen ſo gefährlich, als Ausſchweiſungen, in einem von dieſen drey Arten des Genuſſes. Die meiſten von denen, welche wir in ihrem Alter, an ihrem Vermögen, an ihrer Geſundheit, oder an ihrem guten Nahmen zu Grunde gerichtet ſehen, legten den Grund dazu, indem ſie ſich in ihrer Jugend dem Trunke, der Spielſucht, oder der Wolluſt ergaben, und darüber die Regeln der Klugheit und

Sittlichkeit, die Pflichten ihres Berufs, oder die Geſchäfte ihres Gewerbes vernachläßigten. Aber ohne die Geſellſchaft würden ſie das Spiel nicht gekannt haben; nur in ihr können berauſchende Getränke ein lebhaftes Vergnügen gewähren; ſie führt am leichteſten den unerfahrnen Jüngling zum Genuſſe unerlaubter Liebe an, — theils, weil ſie ihm die Gelegenheiten dazu näher bringt, theils, weil ſie ihm auch gar bald zu Anführern und Rathgebern verhilft, die ſeine Blödigkeit aufmuntern und ſeine Bedenklichkeiten niederſchlagen.

Zuerſt der Genuß berauſchender Getränke iſt faſt, unter allen Völkern und zu allen Zeiten, von den Menſchen, wenn ſie zum geſelligen Vergnügen zuſammen kommen, als ein Erheiterungsmittel gebraucht worden. Beſonders hat, von jeher, der Becher, gefüllt mit dem edlen Safte der Reben, das geſellſchaftliche Mahl belebt, die Herzen zur Fröhlichkeit und zur freymüthigen Mittheilung ihrer Gedanken geöffnet, neue Bekannte einander ſchneller genähert, und in alten Freunden die erſten Empfindungen, ihres ehedem geſchloſſenen Bundes wieder erneuert. Obgleich etwas von der Kraft dieſer Getränke, in ihnen ſelbſt und in ihrer Wirkung auf unſere Maſchine, liegt: ſo erhalten ſie doch nur über ſehr wenige Menſchen eine groſſe Gewalt, wenn ihr Genuß nicht mit den geſelligen Vergnügungen verbunden iſt. Es giebt einige unglückliche Menſchen, welche auch in der Einſamkeit ſich in ſtarken Getränken zu berauſchen im Stande ſind. Aber doch haben dieſe gemeiniglich zuvor, in der Geſellſchaft, dieſe Getränke lieben lernen und erſt, nachdem ſie durch Alter, Unglücksfälle, oder auch ſelbſt durch ihre Ausſchweifungen aus der Geſellſchaft vertrieben werden ſind, haben ſie die Flaſche, als einen leidigen Tröſter, in ihre Einſamkeit mitgenommen. Ueberdieß iſt die Anzahl der Menſchen, welche, wie man zu ſagen pflegt, ſich auf ihre Hand betrinken, ſehr geringe: die Anzahl derer hingegen iſt groß, die ſich der Völlerey in Geſellſchaften, worin dieſe Ausſchweifung herrſcht, überlaſſen.

Für jede Geſellſchaft, der es an Unterhaltung, oder an Zeitvertreiben fehlt, die weder Stoff zum Geſpräche hat, noch an Spielen, die entweder den Leib üben, oder den Geiſt durch Aufmerkſamkeit und Nachdenken beſchäftigen, Vergnügen findet, iſt Eſſen und Trinken ein unentbehrliches Hülfsmittel ihrer fortdaurenden Verbindung. Das Uebermaß im Eſſen kann kein menſchlicher Körper bis zu einem gewiſſen Grade aushalten. Daher iſt das Vergnügen im Genuſſe der Speiſen, durch das Maß des Bedürfniſſes auf eine ziemlich kurze Dauer beſchränkt. Aber das Vergnügen, welches wohlſchmeckende und zugleich die Lebensgeiſter erweckende Getränke verurſachen, kann der Menſch weit mehr verlangern, ohne ſich einen merklichen Schaden zuzuziehen. Er kann durch Gewohnheit, ſelbſt das Vermögen zu Trinken bis auf einen gewiſſen Grad erhöhen. So lange er aber mit dieſem ſinnlichen Genuſſe beſchäftiget iſt, reicht ihm die kleinſte, nichtswürdigſte Unterhaltung zu: und der langen Weile, welche mit der Gedankenloſigkeit verbunden iſt, wird zuerſt durch den beſchleunigten Umlauf des Bluts, und durch die Anhäufung der Lebensgeiſter im Gehirne, und in der Folge durch den eintretenden Rauſch ſelbſt, und durch das allmählige Verſchwinden des Bewußtſeins, auf eine Zeitlang abgeholfen.

Daher iſt die Völlerey das Laſter unwiſſender und roher Zeitalter und Völker. Daher iſt es das Laſter der unteren Stände, in welchen die Menſchen weniger mit Stoffe zur geſellſchaftlichen Unterhaltung verſehen ſind, und weniger an Zeitvertreiben, die den Geiſt beſchäftigen, Geſchmack finden. Für den gemeinen Mann, für den Bauer, den Tagelöhner, und den geringen Handwerker, iſt es die Verſuchung zum Trunke, welche ihm ſeine Geſellſchaften vorzüglich gefährlich macht. Schwerlich wird ein Menſch aus dieſer Claſſe, in ſeinem Hauſe und unter den Seinigen, ein Trunkenbold werden. Selten wird er ein nüchterner und mäßiger Mann bleiben, wenn er fleißig die Geſellſchaft ſeines Gleichen beſucht.

Mit der Völlerey aber iſt für jedermann, am meiſten aber für den, welcher von ſeiner Hände Arbeit lebt, die Vernachläßigung aller Pflichten verbunden. Jede andere Unſittlichkeit, iſt bey einem rohen und ungebildeten Gemüthe die Folge des Rauſches. Und je leerer der Kopf eines Menſchen von Gedanken iſt; je weniger er andere Vergnügungen kennt, oder ſich zu verſchaffen weiß: mit deſto größerer Gewalt zieht ihn der Reitz der hitzigen Getränke, — durch deren Genuß er ſich doch ſicher in einen behaglichen Zuſtand verſetzt, wenigſtens ſich eine Vergeſſenheit ſeines Elendes verſchafft, — an ſich. Dieß iſt einer der Hauptgründe, warum, wie ich ſchon oben angemerkt habe, den Leuten aus den niedern Ständen, die Eingezogenheit ſo ſehr zum Verdienſte angerechnet wird: weil ſie nähmlich für ſie, ein Verwahrungsmittel vor dem ihnen ſchädlichſten aller Laſter, der Trunkenheit, iſt. Und dieß wird auch ſo lange gegründet bleiben, als die Erziehung dieſer Stände, und der Unterricht, den ſie erhalten, nicht ſo weit gebeſſert wird, daß ſie zu einer vernünftigen Unterhaltung in ihren Geſellſchaften Stoff bekommen, und an unſchuldigen Zeitvertreiben, dergleichen beſonders die Leibesübungen ſind, Geſchmack gewinnen.

Für die höhern Stände, nimmt die Verſuchung zur Trunkenheit, welche die Geſellſchaft ehedem auch ihnen gab, täglich ab. Es iſt nicht ſowohl die Verbeſſerung unſerer Sittlichkeit, als die Verfeinerung unſerer Sitten, und der Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften, welcher dieſe Veränderung hervorgebracht hat. Wenn der Wein noch immer beyträgt, und oft nöthig iſt, unſer Herz fröhlich und unſern Mund beredt zu machen: ſo braucht er doch nicht mehr die Stelle des Geſprächs ganz zu erſetzen. Auch ohne Rauſch ſind wir im Stande, in Geſellſchaft geſprächig und munter zu ſeyn. Indeß bleibt noch immer für gewiſſe Temperamente, für gewiſſe Zeiten des Lebens, für gewiſſe unglückliche Lagen, durch welche das Gemüth von innern Freuden leer, und ſich ſelbſt zu vergeſſen begierig wird, der geſellſchaftliche Becher gefährlich. Und die Regel iſt allgemein und unveränderlich: daß, wo Wein und ſtarke Getränke, einen zu großen Theil der geſellſchaftlichen Vergnügungen ausmachen, die Geſellſchaft den Menſchen an der Ausübung ſeiner Pflichten hindert, und die Eingezogenheit ſeiner Sittlichkeit zuträglich iſt.

Zweytens. Die Neigung zum Spiele wird, durch den Fortgang der Menſchen, von der Roheit zur Verfeinerung, weit weniger verändert, als die Neigung zum Trunke. Ja, ſo wie der Hang zur Geſelligkeit ſich mehr ausbreitet; — wie an die Stelle ſeltner, großer Feſte, und feyerlicher Gaſtmähler, dergleichen die alte Welt veranſtaltete, tägliche, aber kleinere Zuſammenkünfte zum Vergnügen getreten ſind, und der gute Bürgerſtand, der ehedem wenig von Geſelligkeit wußte, ſich in ſeiner Lebensart den höhern Ständen genähert hat: in eben dem Maße iſt auch das Spiel ein weit allgemeinerer Zeitvertreib aller Claſſen geworden, und hat alſo auch ſeinen moraliſchen Einfluß viel weiter ausgebreitet.

Es ſcheint in der Natur des Menſchen zu liegen, daß, wenn er mit andern zum Genuſſe des geſelligen Vergnügens zuſammen kommt, ihm die gegenſeitige Mittheilung der Ideen zu ſeiner Unterhaltung nicht zureicht, oder ihm auf die Länge zu ſchwer wird. Um ſeine Zeit in Geſellſchaft angenehm zuzubringen, iſt er genöthigt ſeine Zuflucht zu gewiſſen andern Beſchäftigungen zu nehmen, die auch gemeinſchaftlich ſeyn können, die auch ein gewiſſes Intereſſe erregen, die aber nicht ſo mühſam aufgeſucht und unterhalten werden dürfen, noch ſo viele Anſtrengung koſten, als ein geiſtreiches Geſpräch: ſondern die ſich jedesmahl, ſobald man ſie verlangt, von ſelbſt darbiethen, und, wenn man ſie einmahl erlernt hat, nur eine mäßige Aufmerkſamkeit fordern, um ihrem Endzwecke ein Genüge zu thun. Solche Beſchäftigungen heißen Zeitvertreibe: und ihre Anzahl findet ſich, wenn man ſie in allen Zeitaltern und bey allen Völkern ſucht, unendlich groß. Von der Wahl derſelben, und von der Vorliebe, die für die eine oder die ander Gattung bey einer Nation herrſcht, hängt der Einfluß, den die Geſelligkeit dieſer Nation auf ihren moraliſchen Charakter hat, in hohem Grade ab. Ein Volk, deſſen Bürger, wenn ſie in ihren Feyerſtunden zuſammen kommen, ſich mit militäriſchen Leibesübungen, mit Laufen, Ringen, Schwimmen, und dem Gebrauche der Waffen beluſtigen, muß nothwendig, durch ſeine geſelligen Zeitvertreibe, ein anderes Temperament und eine andere Gemüthsſtimmung bekommen, als ein anderes Volk, in welchem die meiſten, oder doch die vornehmſten und beſten Bürger die Zeit, welche ſie dem Umgange widmen, mit ſitzenden Vergnügungen zubringen, und, indem ſie ihre äußern Glieder ruhen laſſen, ihr Blut durch die Anſtrengung des Kopfs, oder durch die Leidenſchaft der Gewinnſucht, in Wallung bringen.

Unter jene Zeitvertreibe gehören vornehmlich auch die Schauſpiele. Aber welchen erſtaunlichen Unterſchied, für den moraliſchen Charakter eines Volkes, muß es nicht machen, ob es ſich an athletiſchen und gladiatoriſchen Spielen, an Stiergefechten, Hahnenkämpfen, Thierhetzen, oder ob es ſich an den Meiſterſtücken der komiſchen und tragiſchen Muſe vergnügt; ob Tod und Blutvergießen, verbunden mit Proben des Muths und der Geſchicklichkeit, oder ob menſchliche Schickſale, Tugenden und Laſter, in deren Darſtellung das Genie zugleich ſeine edelſten Früchte zu genießen giebt, dieß Volk an öffentlichen Orten verſammeln, und ſeine gemeinſchaftliche Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Von allen Arten der Zeitvertreibe aber, iſt keine von älterem Urſprunge; keine hat ſich ununterbrochner im menſchlichen Geſchlechte, bis auf unſere Zeiten erhalten; keine iſt mit ſo weniger Veränderung, aus der Zeit der Roheit und Barbarey, in die der Sittlichkeit und der Verfeinerung, übergegangen, als diejenige Art, welche wir im eigentlichen Verſtande Spiele nennen. Sie ſind Arten von Wetten, wobey ein gewiſſer Preiß auf den Erfolg einer Begebenheit geſetzt wird, die man entweder bloß vom Zufalle erwartet, oder ſelbſt durch Kunſt und Geſchicklichkeit zu veranſtalten ſucht. Das Spiel iſt zugleich ein Streit, wo der eine gewinnt, indem der andere verliert; wo der eine das zu verhindern ſucht, um was der andere aus allen ſeinen Kräften bemüht iſt. Daraus läßt ſich eben der große Vorzug begreifen, den die Menſchen dem Spiele vor andern Zeitvertreiben gegeben haben, — ein Vorzug, der ſie bewog, es immer beyzubehalten, indeß ſie mit den übrigen Zeitvertreiben abwechſelten. Es ſetzt nähmlich die beyden großen Triebfedern des Gemüths, die alles Intereſſe im menſchlichen Leben erregen, in Bewegung, den Eigennutz und den Ehrgeitz. Es gewährt uns zugleich das Vergnügen eines Sieges: — es mag nun unſer beſſeres Glück, oder unſere größere Geſchicklichkeit ſeyn, welche denſelben davon trägt. In der That giebt es kaum irgend ein lebhaftes geſelliges Vergnügen, das nicht in einen Streite beſtände. Selbſt das Geſpräch wird erſt dann recht lebhaft und anziehend, wenn eine Verſchiedenheit der Meinungen die Unterredenden in ſtreitende Parteyen theilet, und die Erwartung der Zuhörer darauf geſpannt iſt, weſſen Gründe die Oberhand behalten werden. Bey dem Spiele kommt noch der Vortheil hinzu, daß die Beſchäftigung, die es uns giebt, ganz von unſerm Willen abhängt; daß die Gegenſtände darin immer abwechſeln, aber von ſelbſt durch den Zufall, oder durch die Regeln des Spiels, abwechſeln: da wir hingegen ſie bey andern Vergnügungen, — wie zum Beyſpiele beym Geſpräche, — mit Mühe und Anſtrengung abändern müſſen. Es kommt hinzu, daß wir durch das Spiel uns auch in Geſellſchaft von Unbekannten vergnügen können, mit denen wir uns nicht auf eine angenehme Weiſe zu unterreden wüßten.

Die Griechen gaben die Barbaren für die Erfinder der Spiele aus, ſo wie ſie es in Abſicht vieler andern Künſte thaten, wenn dieſe unter ihnen zu alt waren, als daß ſie deren Urſprung hiſtoriſch zu entdecken wußten. Die alten Deutſchen finden wir ſchon zu Tacitus Zeiten, mitten in ihren Wäldern, ſo leidenſchaftlich für das Spiel eingenommen, daß es einzelne Ausſchweifende unter ihnen gab, die ihr ganzes Vermögen und ſelbſt ihre Freyheit dabey wagten. Von dieſer Zeit an bis zu der unſrigen, haben ſich die Arten der Spiele mannigfaltig verändert: aber die Spielſucht ſelbſt iſt geblieben. Noch immer ſucht ein großer Theil der Menſchen bloß deswegen die Geſellſchaft auf, um dieſen ſeinen Lieblings-Zeitvertreib darin zu finden. Und eine noch größere Anzahl macht das Spiel, ohne es leidenſchaftlich zu lieben, mit, weil ſie ſonſt der Geſellſchaft entſagen müßte. Sein Geld gegen das Geld anderer wagen, ſich mit ihnen gemeinſchaftlichen Zufällen und Regeln unterwerfen, und es entweder von dem bloßen Zufalle, oder von der beſſern Beobachtung der Regeln, von der zweckmäßigern Benutzung der Umſtände, welche das Spiel darbiethet, erwarten, ob man ſein eigenes Geld verlieren, oder das des Gegenſpielers hinzugewinnen ſoll: dieß macht noch immer die Beſchäftigung aus, mit welcher, durch ganz Europa, der Staatsmann und Feldherr ſowohl, als der Krämer und Handwerker, ſeine Erhohlungsſtunden ausfüllet.

Schon dieſer Umſtand, daß von der dem Umgange gewidmeten Zeit ein ſo großer Theil auf das Spiel gewandt wird; daß kein anderer Zeitvertreib ſo vielen Menſchen gemeinſchaftlich iſt, keiner ſo ſtandhaft ſie von der Jugend bis zum Alter begleitet: ſchon dieſer Umſtand läßt vermuthen, daß, wenn die Geſellſchaft überhaupt auf Moralität wirken kann, ſie es vorzüglich durch die Leidenſchaften thue, welche beym Spiele erweckt, durch die Fehler, welche dabey begangen, und durch die Tugenden, welche hier ausgeübt werden können. Aber auch die bloße Erfahrung beweiſt den Einfluß des Spiels, auf das Glück und die Tugend des Menſchen. Die ſchändlichſten Betrügereien, die fürchterlichſten Auftritte des Zanks, und ſelbſt des Blutvergießens, von welchen die geſelligen Verſammlungen zuweilen Zeugen waren, ſind durch das Spiel und die von ihm erregten Leidenſchaften veranlaßt worden. Wenn wir von einen Menſchen hören, daß er ſein Vermögen durchgebracht, öffentliche Caſſen veruntreut, und das Vertrauen ſeiner Gläubiger gemißbraucht hat: ſo erfahren wir auch gemeiniglich, daß, neben den Ausſchweifungen der Wolluſt, die Spielſucht die Urſache ſeines Verderbens geweſen iſt.

Das kleine Spiel, wobey Gewinnſt und Verluſt nur die Nebenſache iſt, und zur Erweckung der Aufmerkſamkeit dient, die angenehme Ausfüllung der Zeit aber die Hauptſache ausmacht, wirkt auf den Charakter nur ſchwach, und nur in dem Maße, wie jede andere Beſchäftigung, wenn ſie oft wiederhohlt wird: nähmlich inſofern, als ſie von andern Arbeiten und Beſchäftigungen abhält, und inſofern ſie zur Ausübung gewiſſer kleinerer Tugenden, oder zur Begehung der entgegengeſetzten Fehler Gelegenheit giebt. Dasjenige Spiel hingegen, bey welchem der aufgeſetzte Preis ſo groß iſt, daß der Gewinn die Hauptabſicht der Spielenden ausmacht, — und eine merkliche Hoffnung oder Furcht erregt; noch mehr aber dasjenige Spiel, welches eigentlich als Gewerbe getrieben wird, macht auf den Charakter der Menſchen ſehr ſtarke Eindrücke, und läßt dauerhafte Spuren von den Leidenſchaften zurück, in welche es die Gemüther der Spielenden von Zeit zu Zeit ſetzen muß.

Die kleinen Spiele um einen mäßigen Preis, die alle unſere Geſellſchafts-Säle erfüllen, haben, durch ihre Einführung und allgemeine Verbreitung in Europa, ohne Zweifel auf das geſellſchaftliche Leben, und durch dieſes auch auf den Charakter der Nationen in dieſem Welttheile und in dieſer Periode, einen merklichen Einfluß gehabt. Bey einzelnen Perſonen iſt dieſer Einfluß nur dann beträchtlich, wenn ſie ſich dieſem Zeitvertreibe mehr, als andere ergeben, einen größern Theil ihrer Zeit darauf verwenden, oder eine Art von Leidenſchaft dafür bekommen.

Unſtreitig hat die Einführung der Chartenſpiele die Geſelligkeit im Europa vermehrt. Da die Menſchen nun, zu allen Zeiten, mit einander etwas anzufangen wußten: ſo kamen ſie auch häufiger zuſammen. Ohne Spiel ſuchen nur diejenigen einander auf, die ſich ähnlich genug ſind, um daß der Eine an der Unterredung des andern Vergnügen finde. Am Spieltiſche können auch die ungleichartigſten Menſchen, und die von den ungleichſten Fähigkeiten ſich zu einer gemeinſchaftlichen Unterhaltung vereinigen. Daher ſind auch durch das Spiel beyde Geſchlechter einander näher gebracht worden: die ſich, ſobald es in einer Geſellſchaft aufs Geſpräch ankommt, von einander abſondern.

In dieſer erſten Rückſicht liegen, den ſittlich guten Folgen der Spiele, die ſchlimmen unmittelbar zur Seite: und es iſt ſchwer, im Allgemeinen zu entſcheiden, auf welcher Seite das Uebergewicht ſey. Die durch das Spiel vermehrte Geſelligkeit hat unſtreitig die Sitten der Menſchen verfeinert, und dadurch zugleich die Sittlichkeit verbeſſert, — wenigſtens die gewaltthätigen Ausbrüche übelartiger Leidenſchaften, und grobe Ausſchweifungen der Sinnlichkeit verhindert. Eine neu eingeführte, frivole Beſchäftigung hingegen, hat die Menſchen ſelbſt frivoler gemacht. Indem ſie ein Mittel gefunden haben, ſich den Umgang angenehm, wenigſtens erträglich zu machen, ohne daß ſie nöthig haben ihren Kopf mit Nachdenken ſehr anzuſtrengen, ohne daß Freundſchaft und Liebe ſie mit ihren Geſellſchaftern verbinden dürfe, haben ſie auch mehr Neigung zu den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen bekommen und weit mehr Zeit denſelben zu widmen angefangen, als die bloße Nothwendigkeit einer Erhohlung und Abſpannung erfordert hätte, oder als ſie gethan haben würden, wenn ſie in ihren Geſellſchaften die Menſchen um ihrer ſelbſt willen aufgeſucht hätten. Durch das Spiel iſt ſo wohl den Geſchäften, als den ernſthaften Unterredungen ein Theil der Zeit entzogen worden, den man ſonſt, wenigſtens um der langen Weile zu entgehen, auf ſie gewandt hätte. Es giebt jetzt Leute, welche die eine Hälfte des Tages mit Eſſen, Trinken und Spielen, und die andere Hälfte, mit dem Ankleiden und den Vorbereitungen zu den Geſellſchaften, worin gegeſſen, getrunken und geſpielt wird, auf eine ſie vollkommen befriedigende Weiſe ausfüllen. Iſt bey einer ſolchen Lebensart etwas anders zu erwarten, als daß der Geiſt ſowohl als das Herz des Menſchen erſchlaffe, und er eben ſo gleichgültig gegen den Unterricht und die Erwerbung neuer Kenntniſſe, als gegen Zärtlichkeit und Freundſchaft anderer Menſchen werde? Die leidenſchaftlichen Liebhaber des kleinen Spiels alſo werden nicht unmittelbar dadurch verſchlimmert: aber ſie werden abgehalten etwas beſſeres zu thun; ſie werden oft ſelbſt verleitet, das Pflichtmäßige zu unterlaſſen.

Das andere Geſchlecht iſt es vorzüglich, welches für das Spiel, als Spiel, eine leidenſchaftliche Neigung durch den Umgang bekömmt. Bey den Männern entſteht dieſe Leidenſchaft ſelten anders, als wenn ſie ſich mit hohem Spiele abgeben. Der Charakter der eigentlichen Spielſchweſtern aber iſt nichts anders, als Leerheit der Seele, Gleichgültigkeit gegen alles Ernſthafte und den Verſtand Beſchäftigende, ſelbſt gegen diejenigen Neuigkeiten des Tages, welche die Aufmerkſamkeit aller Welt auf ſich ziehn, und eine Anhänglichkeit an Perſonen gleiches Geſchmacks, von denen ſie immer mehr in dieſer Denkungsart befeſtiget werden. Sehr oft iſt damit, bey Ehefrauen und Müttern, eine Vernachläßigung ihrer häuslichen Pflichten verbunden. Und wenn Mangel eines beſtimmten Charakters eine große moraliſche Unvollkommenheit iſt: ſo können dieſe unbedeutenden Spiele, wenn ſie viele Jahre lang täglicher Zeitvertreib und endlich unentbehrliches Bedürfniß des Menſchen geworden ſind, allerdings bloß dadurch, daß ſie alle ernſthaftern Beſtrebungen von ihm entfernen, und dieſelben ihm entbehrlich machen, ſehr viel übles in ſeinem Geiſte anrichten.

Drey Tugenden ſind es hauptſächlich, welche im Spiele gezeigt und geübt werden können:

die Ehrlichkeit, in Beobachtung der Regeln des Spieles; die Uneigennützigkeit, in Benutzung der Vortheile, die es darbiethet; und die Standhaftigkeit im Unglücke. Der Mangel der erſten iſt ſo allgemein mit Schande gebrandmarkt: daß Menſchen, die ſich in der Geſellſchaft in Achtung erhalten wollen, auch wenn ſie, ihrem Charakter nach, einer Betrügerey nicht ganz unfähig wären, ſich doch derſelben im Spiele enthalten müſſen. Für dieſe, freylich nicht ſonderlich moraliſche, Claſſe der Menſchen kann das Spiel die Schule der Ehrlichkeit ſeyn, oder es wird für ſie eine Quelle der Beſchimpfung, und kann ſelbſt den Grund zu ihrem Untergange legen. Deßwegen zeigt es ſchon etwas Zweydeutiges an, wenn man jemanden die Ehrlichkeit im Spiele zum Ruhme anrechnet.

Aber das iſt wahres reines Lob, wenn man ihn einen großmüthigen, und wenn man ihn einen guten und angenehmen Spieler nennt. In dieſen beyden Abſichten, iſt das Spiel in der That das Bild und die Vorübung des Lebens. Es hat mit demſelben die glücklichen und unglücklichen Zufälle gemein, welche die Klugheit des Menſchen nicht ändern kann, von denen aber doch der Verſtand den Nutzen zu erhöhen, oder den Schaden zu vermindern weiß. Im Spiele, wie in Geſchäften, gewinnt der Eine, indem der Andre verliert; und es giebt in beyden eine gewiſſe Grenzlinie, zwiſchen den Vortheilen, denen man nicht entſagen kann, wenn man nicht das Spiel, oder das Geſchäft aufgeben will, und zwiſchen denen, welche man aufopfern muß, wenn man uneigennützig und großmüthig handeln will. Es ſind eine Menge kleiner Sachen, welche im Spiele den eigennützigen Charakter verrathen. Die äußerſte Behutſamkeit in einem Spiele, das nur um einen geringen Preis geſpielt wird, nie etwas zu wagen, läßt auf die Liebe des Geldes, oder auf eine gewiſſe Aengſtlichkeit im Charakter ſchließen. Ein Anderer benutzt, wenn er im Glücke iſt, ſeine Vortheile aufs äußerſte: und dieſen kann man noch ſicherer für habſüchtig halten. — Zu keiner Sache aber giebt das Spiel ſo viel Verſuchung, als bey langdauernden Unglücksfällen mißmüthig und übellaunig zu werden, in Klagen auszubrechen, oder ſeine Beſonnenheit zu verlieren. Eben deßwegen iſt es aber auch eine vortreffliche Uebung der Standhaftigkeit, wenn man dieſe Verſuchung überwindet, ſeine Klagen unterdrückt, und auch beym Verluſte eine heitere und gleichmüthige Miene zeigt.

Es kann nicht fehlen, daß ein Menſch, der täglich ſpielt, täglich ſich kleine Unredlichkeiten im Spiele zu Schulden kommen läßt, einem kleinen Gewinnſte mit gewiſſer Aengſtlichkeit nachläuft, und das Mißvergnügen über Unglücksfälle immer auf eine Andern unangenehme Weiſe laut werden läßt, durch dieſe wiederhohlten Ausbrüche ſeiner Fehler, den Grund derſelben, ſeinen Eigennutz oder ſeine Schwäche, vermehrt. Der groß- und gleichmüthige Spieler hingegen nimmt wahrſcheinlich etwas von den Fertigkeiten, welche er hier erwirbt, auch zu ſeinen übrigen Geſchäften mit.

Das hohe Spiel und das Spiel, als Profeſſion getrieben, vergrößert im Grunde nur alle Gegenſtände, welche hierbey in Betrachtung kommen. Mit der Wichtigkeit des Gewinns ſteigt die Begierde darnach, — ſteigt die Furcht vor dem Verluſte, die Entgegenſetzung des beyderſeitigen Intereſſes, die Verſuchung zur Unehrlichkeit, der Unmuth und die Verzweiflung bey Unglücksfällen. Iſt die Höhe des Spiels dem Vermögen des Menſchen unangemeſſen: ſo muß die Geſellſchaft, in welche er gerathen iſt, ihn ſchon ganz unbeſonnen und leichtſinnig gemacht haben, um ihm den Gedanken dazu einzugeben. Die Folgen einer ſolchen Unbeſonnenheit ſind vom Zufalle abhängig: aber die Leidenſchaften, welche eine ſo große Gefahr, der ſich der Menſch muthwillig ausſetzt, bey ihm erregt, ſind unausbleiblich, und verderben ſeinen Charakter, oder verhindern bey ihm die pflichtmäßige Aufführung, auf die eine oder die andere Weiſe, gewiß. Hohes Spiel, bey welchem der Menſch ſo viel wagt, daß er zu Grunde gerichtet wird, wenn er verliert, und reich werden kann, wenn er gewinnt, bemächtiget ſich natürlicherweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit ſo gänzlich: daß er aller ſeiner übrigen Geſchäfte vergißt, oder ſie nachläßig treibt. Wie wäre es möglich, daß derjenige ein guter Mann, ein für die Erziehung ſeiner Kinder ſorgfältiger Vater, ein gewiſſenhafter Beamter, ein des Vertrauens würdiger Gewerbsmann ſeyn, oder lange bleiben könne, welcher es täglich auf das Ohngefähr der Würfel, oder der Charte ankommen läßt, ob er das Vermögen, womit er ſich und die Seinigen erhalten, ſeine Geſchäfte unterſtützen, ſeine

Gläubiger befriedigen, dem Anſtande ſeines Ranges ein Genüge thun ſoll, verlieren werde? Können in dem Herzen eines ſolchen Spielers andere, als gehäſſige und feindſelige Leidenſchaften gegen ſeine Mitſpieler aufkeimen. Kann ſich wohl ein menſchenfreundlicher Charakter bilden, oder lange beſtehn: wenn man ſich täglich zu einem, dem Scheine nach geſelligen Vergnügen, mit Leuten zuſammen findet, die man ſeine Freunde nennt, und denen man doch einen ſehr großen Schaden zuzufügen willens iſt, oder von denen man einen ſehr großen Verluſt zu leiden befürchtet: Der gute und geübte Spieler weiß zwar die Auſwallungen des Zorns und des Unmuths zu unterdrücken, im Unglücke ruhig und gelaſſen zu ſcheinen, und im Glücke ſeine Freude und ſeinen Triumph über ſeine Gegner zu verbergen. Daß aber doch in dem Innern ſeines Herzens jene abwechſelnde Stürme der Leidenſchaften toben, zeigen die gewaltſamen Ausbrüche, die von Zeit zu Zeit entſtehn, wenn außerordentliche Glücks- oder Unglücks-Fälle, ihm ſeine gewöhnliche Wachſamkeit über ſich ſelbſt und ſeine Selbſtbeherrſchung rauben. Und woher kömmt es, daß unglückliche und zu Grunde gerichtete Spieler oft zu ſo ſchändlichen

Hülfsmitteln ſich Geld zu ſchaffen, ihre Zuflucht nehmen, wenn nicht entweder derſelbe Leichtſinn, dieſelbe Gleichgültigkeit gegen Pflicht und Schicklichkeit, welche ſie verleitet hat, dieſem gefährlichen Vergnügen nachzuhängen, ſie auch zu allen den unmoraliſchen Handlungen fähig machte, die wir ſie bey einem unglücklichen Ausgange deſſelben begehen ſehen; oder wenn nicht die Beſchäftigung des Spiels ſelbſt, und die Gemüthsſtimmung, worein es verſetzt, nach und nach Leichtſinn und Pflichtvergeſſenheit hervor brächte?

Man hat angemerkt, daß Leute, welche in ihrer Lebensart beſtändigen Gefahren ausgeſetzt ſind, leicht in Zügelloſigkeit und Ausſchweifung gerathen. Der Soldat im Felde, der Matroſe auf der See, oder auf den Küſten wo er landet, läßt eben ſo oft Spuren ſeiner wilden Lüſte, als ſeiner Raubſucht zurück. Es ſcheint, daß dieſe Menſchen ſich entweder für die Noth, welche ſie oft leiden, durch eine deſto uneingeſchränktere Befriedigung ihrer Lüſte ſchadlos halten wollen, oder daß, da ſie einmahl gewohnt ſind, das Koſtbarſte, was ſie haben, ihr Leben aufs Spiel zu ſetzen, auch alle übrige Betrachtungen der Klugheit, oder der Pflicht ihr Gewicht bey ihnen verlieren. Der Spieler von Profeſſion befindet ſich in dem nähmlichen Falle. Auch er ſetzt ſich täglich der Gefahr aus, in Mangel und Schande zu gerathen. Kein Wunder alſo, daß auch er ſich wild in alle Arten von ſinnlichen Vergnügungen hineinſtürzt, um ſeiner mißlichen Lage zu vergeſſen. Gemeiniglich ſind Trunkenheit und Wolluſt Begleiter der Spielſucht, und was ſie alſo ſelbſt am Charakter noch unverdorben läßt, wird doch durch diejenigen Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet, welche ſie gemeiniglich in ihren Gefolge zu haben pflegt.

Jünglinge, welche in die Geſellſchaft eintreten, ſind es vornehmlich, deren Sittlichkeit, durch die Verſuchungen zum Müſſiggange, das Spiel gefährlich werden kann. In dieſer Zeit des Lebens, die zur Vorbereitung auf den künftigen Beruf, zur Ausbildung des Verſtandes, und zur Erwerbung nützlicher Kenntniſſe, beſtimmt iſt, werden auch unſchädlichere und anſtändigere Zeitvertreibe ſchädlich, ſobald ſie dem jungen Manne zu viel von ſeiner Zeit koſten, und ihm den Geſchmack an einſamen und ernſthaften Be ſchäftigungen rauben. Ein Mann von mittlern, oder höhern Jahren kann täglich ſein Spiel ſuchen und haben, ohne daß im mindeſten ſeine Berufsgeſchäfte dabey litten, und ohne daß ſein Gemüth dabey ſeine Ruhe, oder ſein Leben ſeinen regelmäßigen Gang verlöre. Aber wenn ein junger Studirender, ein junger angehender Gewerbsmann ein eben ſo unſchuldiges Spiel ſich zum Bedürfniſſe macht: ſo ſind die Folgen gemeiniglich ſehr verſchieden. Indem er darüber Arbeiten vernachläßigen muß, die er doch als pflichtmäßig anzuerkennen genöthigt iſt, wird er zugleich zu allen andern Ausſchweifungen vorbereitet und gleichſam eingeweihet. Wenn man einmahl das Nützliche über dem Angenehmen verſäumt hat: ſo ſcheint es ſchon nicht darauf anzukommen, ob man noch ein paar Schritte weiter gehe, um des Vergnügens recht vollkommen zu genießen. So erweitern und vermehren ſich, die Zerſtreuungen [illegible] mehr, ſie werden immer lärmender und ausſchweifender: bis endlich der Geſchmack an den Wiſſenſchaften und die Achtung für Sittlichkeit darüber verloren gehn.

Und in welchen Geſellſchaften kann der junge Menſch dieſen Lieblings-Zeitvertreib täglich finden? Gewiß nicht in der Geſellſchaft der Fleißigſten, Artigſten und Geſitteſten ſeines Alters. Oft kann er ihn nur in öffentlichen Häuſern finden, wo, unter einem vermiſchten Haufen, ſeine Unerfahrenheit oft dem abſichtlichen Verführer in die Hände geräth, der, indem er ſeine Neigung zum Spiele zugleich ſtärkt und benutzt, ihn immer weiter von dem Wege der Pflicht und einer regelmäßigen Aufführung abführt.

Daher bleibt es auch bey Leuten, die jung das Spiel zu lieben anfangen, ſelten bey einem kleinen Spiele. Das Vergnügen, welches darin liegt, iſt für die Lebhaftigkeit dieſes Alters zu ſchwach und zu unbefriedigend. In kurzem muß, um das Intereſſe des Spiels zu erhalten, der Preiß erhöhet werden: und alle die Gefahren, welche ich oben als Folgen des hohen Spiels auseinander geſetzt habe, dringen zwiefach auf den Jüngling ein, welcher, ehe er noch ganz ſein eigner Herr geworden iſt, und ſeinen Stand in der Welt fixirt hat, ſchon am hohen Spiele Vergnügen findet.

Noch muß ich einer ſchädlichen Wirkung des hohen Spiels in jedem Alter gedenken: —

daß nähmlich der Menſch, welcher es leidenſchaftlich liebt, nur auf eine gewiſſe Claſſe von Geſellſchaftern, und gewiß nicht auf die vorzüglichſten, eingeſchränkt iſt. Es entfernt ihn oft von ſeinen beſten Freunden, und bringt ihn täglich mit Leuten, die er nur wenig liebt und achtet, zuſammen: wenn jene ſich zum hohen Spiele nicht verſtehn, und dieſe ihm ſeinen Lieblings-Zeitvertreib verſchaffen. Daher iſt auch keine Art von Geſellſchaften ſo ſeltſam gemiſcht, als die der hohen Spieler. Redliche Leute finden ſich nirgends mit Betrügern, Verſtändige mit Dummen, und Vornehme mit Geringen ſo häufig, als hier, zuſammen. Aber muß der beſſere Theil der Geſellſchaft nicht bey der Fortdauer ſolcher Verbindungen verlieren? In der That hat das hohe Spiel, für Perſonen von mittlerem Stande, zuweilen den Reitz gehabt, daß es ſie in den Umgang der Großen brachte. Denn einer widerſinnigen Gewohnheit zu Folge, nimmt der Adel oft ſelbſt den Abentheurer, welcher ein großer und guter Spieler iſt, in ſeine Geſellſchaften auf: indeß er den verſtändigſten und unterhaltendſten ſeiner Mitbürger aus denſelben entfernt. Aber welcher traurige und erniedrigende Titel für einen Mann von wahrem Ehrgefühl iſt es, wenn er das Vorrecht, unter den Großen zu erſcheinen, nur dem Gelde zu danken hat, das er an ſie zu verlieren bereit iſt? Wenn, nach einer ſehr wahren Bemerkung Cheſterfields, derjenige ſich noch nicht als ein, mit gleichen Rechten, in die Geſellſchaft aufgenommenes Mitglied anſehen darf, welchen man bey ſeinem Eintritt in die Verſammlung, einem nach ihm ſich erkundigenden Fremden, blos als einen berühmten Schriftſteller, als einen großen Dichter, oder als einen angenehmen Erzähler kleiner Geſchichten bezeichnet; — weil der wahre Freund eines Hauſes, oder einer Geſellſchaft nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit, nicht nach einzelnen Eigenſchaften geſchätzt werden muß: wie tief muß derjenige nicht unter ſeiner Geſellſchaft ſtehn, bey deſſen Erſcheinung man ſogleich nach dem L'Hombre- oder dem Pharao-Tiſche ruft; und an welchem man nichts als das unbedeutende Talent zu ſpielen, und allenfalls den Muth, große Summen mit anſcheinender Gleichgültigkeit zu verlieren, hochachtet.

Drittens. Die Liebe zum Spiele und die zum Trunke werden gemeiniglich erſt durch die geſellige Luſtigkeit erzeugt, oder ſind die Folgen ſolcher Bedürfniſſe, welche in der Geſellſchaft entſtehen; daher kommen auch die guten oder übeln Wirkungen, welche beyde Neigungen auf den moraliſchen Charakter äußern, faſt gänzlich auf die Rechnung der Geſellſchaft: und ihre Unterſuchung gehört alſo billiger Weiſe zu dem Artikel, welchen ich jetzo behandele. Aber die Liebe zum andern Geſchlechte, und die Ausſchweifungen dieſer Liebe ſcheinen dem einſamen und geſelligen Leben gemein zu ſeyn. Der Naturtrieb, aus welchem ſie hervorgehn, iſt ſo ſtark: daß er nicht erſt durch Beyſpiele und Ermunterungen anderer erweckt werden darf. Auch in die Zelle des Mönchs und des Einſiedlers, — auch in die größte Abgeſchiedenheit des Lebens dringen die Verſuchungen zur Wolluſt. Und oft wird die Sinnlichkeit nun deſto mehr auf einen einzigen Punct vereiniget, je mehr es ihr an Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden fehlt, unter denen ſie ſich theilen und ſchwächen kann. Oft iſt auch, wie ich ſchon geſagt habe, der Entſchluß, ſich von der Geſellſchaft zurückzuziehen, bey Leuten, die weder durch ihre Pflichten, noch durch ihre Umſtände dazu aufgefordert wurden, eine Folge der geheimen Ausſchweifungen, welchen ſie ſich ergeben hatten, und die ſie, unbemerkt, mit größerer Freyheit fortſetzen zu können glaubten. Indeß hat doch dieſer Trieb, welcher die beyden Geſchlechter mit einander vereiniget, einen ſo genauen Zuſammenhang mit allen Auftritten und Vergnügungen des geſelligen Lebens; und er wird, bey aller ſeiner Unabhängigkeit, beſonders in dem Zeitpuncte ſeines erſten Erwachens in der Jugend, durch die Geſellſchaft, mit welcher der Menſch umgeben iſt, ſo ſehr belebt und modificirt: daß es nicht erlaubt iſt, von dem moraliſchen Einfluſſe der Geſellſchaft zu reden, ohne des Umſtandes zu erwöhnen, daß die ſchönſte ſo wie die gefährlichſte Neigung des Herzens in ihr gemeiniglich ihre Richtung erhält.

In der That iſt, außer dem Vergnügen, welches der Verſtand und die Mittheilung der Ideen im Umgange gewähren, nichts, was die Menſchen mit ſo ſtarkem Reitze in Geſellſchaft zieht, und ſie darin ſo feſt beyſammen hält, als der unſichtbare, ſanfte Zug, durch welchen die Natur die Geſchlechter an einander gefeſſelt hat

Nur durch die Liebe, oder durch Neigungen, Wünſche und Hoffnungen, welche aus dieſer Quelle entſpringen, oder auf ihre Freuden Bezug haben, werden alle geſellſchaftlichen Vergnügungen belebt. Was iſt der Tanz ohne dieſe ihn beſeelende Triebfeder? Nichts, als körperliche Bewegung, oder Sache der Eitelkeit, die nur ein kaltes Vergnügen gewähret, und in kurzem die handelnden Perſonen, ſo wie die Zuſchauer, ermüdet. — Das Spiel, welches nicht durch den hohen Gewinn ſein Intereſſe erhält, kann für den Jüngling nur durch die Annehmlichkeit der Gehülfinn mit welcher, oder der Gegnerinn, wider welche er ſpielt, reitzend werden. Selbſt von dem geſellſchaftlichen Geſpräche, das ſich überhaupt am liebſten mit den Handlungen und Leidenſchaften andrer Menſchen beſchäftigt, machen die geheimen Geſchichten der Liebe den anziehendſten Inhalt aus. Alle großen Geſellſchaftskreiſe — ſo wie der Hof und die großen Städte ſie verſammeln, — würden durchaus freudenleer und langweilig ſeyn, wenn nicht die engern Verbindungen, die ſich in denſelben, — bey den ältern Perſonen durch Politik, oder eigennützige Abſichten, bey den jüngern durch Liebe — anſpinnen, einen Theil der Geſellſchaft lebhafter beſchäftigten, und dem andern, welcher jenen beobachtet, ein intereſſanteres Schauſpiel gewährten. Die Jünglinge und Mädchen haben in dem Gewühle wenigſtens das Vergnügen, zu ſehen und geſehen zu werden: und wo auch noch keine förmliche Leidenſchaft rege iſt, wird doch das Herz durch den Anblick der Schönheit in einem andern Geſchlechte erwärmt. Die Eltern mannbarer Kinder werden oft durch nichts ſo gereitzt, die Geſellſchaften zu beſuchen, oder bey ſich zu verſammeln, als durch die Anſchläge, die ſie zu der Verheurathung der Ihrigen machen, und durch die Hoffnungen, die ſie in dieſer Abſicht auf ausgebreitete Verbindungen ſetzen. So alſo wirkt dieſer Trieb, der die Welt erhält und verewigt, der zuerſt die Familien-Verbindung, den Grund aller menſchlichen Geſellſchaft ſtiftete, auch ſichtbar oder unſichtbar in jedem geſellſchaftlichen Kreiſe. Hier werden Ehen geſtiftet und gebrochen; gute Sitten durch buhleriſche Reitze, oder durch verführeriſche Beyſpiele verdorben, — oder ein feuriges, zum Ausſchweifen aufgelegtes Temperament, durch die Liebe für ein tugendhaftes Mädchen, oder durch die Achtung für die Sittlichkeit der

Geſellſchaft, worin man ſich befindet, im Zaume gehalten.

Es iſt gewiß, daß in Zeitaltern und Völkern, wo die Familien für gewöhnlich in ihren Häuſern eingeſchloſſen bleiben, und nur ſelten zuſammen kommen, und wo beſonders die Jugend ſpäter in die Geſellſchaft zugelaſſen wird, ſich auch der Geſchlechtstrieb ſpäter entwickelt. Begierden, welche noch in ihrem Keime lange ſchlafen würden, werden dann hervorgelockt, wenn man ihnen ihre Gegenſtände täglich nahe bringt. — Ueberdieß findet der Jüngling in der Geſellſchaft gewiß einige ſeines Alters, die ſchon erfahrner, als er, ihn in die Geheimniſſe der cypriſchen Göttin einweihen.

Wenn die Geſellſchaft alſo an ſich den Geſchlechtstrieb reitzt und beſchleuniget, ſo wird die Richtung, die er, zum Glück des Menſchen oder zu ſeinem Verderben nehmen ſoll, ſehr von der Art der Geſellſchaften abhängen, welche der Menſch zu der Zeit der bey ihm reifenden Natur beſucht. Und es wird überhaupt dieſem Alter eine gewiſſe Eingezogenheit, mit Grunde empfohlen werden können: weil nur bey dieſer eine ſtrengere Auswahl der Geſellſchaft, und ſeine die Sittſamkeit ſchützende Aufſicht älterer Perſonen ſtatt findet. In einem vermiſchten großen Haufen, welchen die Augen des ſorgfältigſten Vaters, oder Erziehers nicht umfaſſen können, wird die Unſchuld des Sohns, oder der Tochter immer den Gefahren der Verführung bloßgeſtellt, weil, durch einen natürlichen Hang, liederliche junge Leute gerne zu der Lebensart, die ſie ſelbſt führen, Proſelyten machen wollten.

Wenn irgend etwas dauerhafte Spuren in dem Charakter eines Menſchen zurückläßt: ſo iſt es die Ausgelaſſenheit, oder die Sittſamkeit der Geſellſchaften, in welchen er ſeine Jugendjahre zugebracht hat. Die geheime und einſame Befriedigung fleiſchlicher Lüſte ſcheint zwar auf gewiſſe Weiſe den Menſchen mehr, als die im Taumel geſelliger Fröhlichkeit begangne Ausſchweifung, herabzuſetzen: weil, getrennt von den andern Vergnügungen, welche Liebe und Freundſchaft gewähren, die Wolluſt einer bloß thieriſchen Begierde ähnlich ſieht. Sie hält demohnerachtet den Menſchen nicht ſo ſehr von ſeinen Pflichten ab, und verwickelt ihn nicht in ein ſo großes Labyrinth von Unordnungen und Ausſchweifung, als die, durch Nachahmung und den Ehrgeitz alles mitzumachen, anfangende, und durch die Theilnahme vieler Gleichgeſinnten unterſtützte Liederlichkeit. — Nie iſt dieſe Art von Ausſchweifung allein geweſen. — Spiel und Trunk und Müſſiggang und Verſchwendung ſind unausbleiblich in ihrem Gefolge. Handlungen, deren man nicht fähig wäre, oder von denen man bald zurückkommen würde, wenn man bloß damit ſeine eigne Neigung befriedigen ſollte, unternimmt man ohne Scheu, und darin fährt man mit einer unglücklichen Dreiſtigkeit fort, ſobald man eine zahlreiche Geſellſchaft gleichſam zum Schutz und zur Unterſtützung ſeiner Zügelloſigkeit hat.

Ich will dieſen Theil meiner Abhandlung, der von dem Einfluſſe der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf die Sittlichkeit handelt, mit der Unterſuchung der Wirkungen beſchließen, welche beyde Zuſtände auf jede der vier Haupttugenden äußern, in welche die alten Philoſophen alle moraliſchen Vollkommenheiten und Pflichten eintheilten; — eine Eintheilung welche immer noch die meiſten Unterſuchungen der Sittenlehre zu umfaſſen, und die von einander verſchiedenen am geſchickteſten abzuſondern ſcheint. Die erſte dieſer Tugenden iſt die Klugheit. Sie beſteht aus zwey Stücken: aus dem Anbaue des Verſtandes und der Erwerbung von Kenntniſſen überhaupt; und aus der Anwendung dieſer geübten Verſtandeskräfte und dieſer erworbnen Kenntniſſe auf das praktiſche Leben insbeſondere, und auf die Handlungen und Geſchäfte, welche täglich darin vorkommen. In Abſicht des erſten Puncts, enthält ſchon der erſte Theil meiner Abhandlung alles, was hierher gehört. Indem ich gezeigt habe, welche verſchiednen Wege, zur Geiſtesbildung und zur Wiſſenſchaft, der Umgang und das Studiren eröffnet; und welche Vortheile und Hinderniſſe ſich auf jedem der beyden Wege finden, habe ich zugleich gezeigt, was die Geſellſchaft, oder die Einſamkeit beytragen, den Menſchen klug zu machen. In Abſicht des zweyten Puncts, will ich noch folgendes hinzuſetzen.

Der Hauptunterſchied, zwiſchen der praktiſchen Klugheit und der theoretiſchen Einſicht, beſteht darin: daß zum Handeln die Beurtheilung des Individuellen in den Menſchen und Dingen, — und daß eine ſchnelle Beurtheilung derſelben nöthig iſt. Der alſo, welcher dieſe Klugheit beſitzen ſoll, muß nicht nur die Natur der Sachen erforſcht, ſondern er muß auch die mannigfaltigen Geſtalten, welche dieſe Natur in einzelnen Fällen annimmt, mit Augen geſehen haben. Er muß zweytens oft in der Lage geweſen ſeyn, daß er genöthigt wurde, ſich augenblicklich zu entſchließen, und alſo auch eine beſtimmte Meinung über den vorliegenden Gegenſtand zu faſſen. Beydes findet in der Einſamkeit nur ſelten ſtatt, und iſt in dem geſelligen Leben ſehr gewöhnlich. Der Einſame ſieht ſich nur von der todten Natur umgeben: und die Menſchen, ihre Geſchäfte und Verhältniſſe, — die eigentlichen Gegenſtände, welche die Klugheit üben, ſind von ihm entfernt, und können ihm nur von Hörenſagen, oder aus Büchern bekannt werden. Der Einſame hat überdieß Muße. Er wird nicht von den Umſtänden gedrängt, er kann langſam und reiflich über die Sachen, welche er zu entſcheiden hat, nachdenken. — Der Mann hingegen, welcher durch den Umgang oder durch Geſchäfte einen immerwährenden Verkehr mit Menſchen hat, giebt weit mehr auf das Einzelne Acht, und lernt weit mehr die mannigfaltigen Abänderungen kennen, welche die menſchliche Natur durch Zeit, Ort, Lage und Erziehung annehmen kann. Er iſt überdieß, weil er gemeinſchaftlich mit andern Menſchen handeln ſoll, abhängig von dieſen, — alſo nicht Herr ſeiner Zeit, nicht Meiſter, ſeine Entſchlüſſe bis zur langſamen Ueberlegung aufzuſchieben. Dieſe Nothwendigkeit, mit ſeinen Entſcheidungen zu eilen, macht, daß er ſich mehr anſtrengt, die Sache geſchwind zu durchdenken. Wenn ihm dieß gelingt: ſo macht er ähnliche Verſuche auch in Angelegenheiten, wo er allein handelt, und er wird nach und nach ein weltkluger Mann. Gelingt es ihm nicht: ſo iſt es ein Zeichen, daß er für dieſe Rolle nicht gemacht iſt; und er wird alſo wahrſcheinlich dieſelbe aufgeben. Der Einſame iſt im Stande, tiefere Einſichten zu erlangen, wenn er ſein Nachdenken unabläßig auf einen Gegenſtand richtet. Die Einſichten des in Geſellſchaft und Geſchäften lebenden Mannes ſind gemeiniglich oberflächlich, weil die Gegenſtände zu ſchnell bey ihm vorüberrauſchen: aber ſie erſtrecken ſich auf eine größere Mannigfalfaltigkeit von Sachen; ſie umfaſſen mehrere kleine ſie begleitende Umſtände, ſie ſtehen ihm mehr zu Gebothe. Nun iſt aber bey den gemeinen Geſchäften des Lebens eine tiefe Einſicht ſelten erforderlich. Aber keinen Umſtand vergeſſen, alle mit der Sache verwandte, und auf ihren Erfolg Einfluß habende Kleinigkeiten mit in Rechnung bringen, und mit dieſer Ueberlegung ſo geſchwind als möglich fertig ſeyn, um nicht die Zeit und Gelegenheit zu verſäumen: das iſt es, was den klugen Mann auszeichnet.

Im Allgemeinen alſo iſt das geſellſchaftliche Leben eine beſſere Schule der Klugheit, als das einſame. Doch iſt weder ein beſtändiger Rauſch abwechſelnder Vergnügungen ein Mittel klug zu werden: noch hat es an Beyſpielen gefehlt, daß Leute, aus einer tiefen Einſamkeit, doch als weltkluge Männer hervorgetreten ſind, — und, wenn man ſie zu Geſchäften gebraucht hat, mit aller der Gewandheit, mit aller der Aufmerkſamkeit auf kleine, aber im Geſchäftsleben erhebliche Umſtände, mit eben dem ſchnellen und richtigen Ergreifen der beſſern unter mehrern Maßregeln, gehandelt haben, welche ſonſt nur die Folge der Erfahrung und der langen Uebung in Geſchäften zu ſeyn pflegen. Man glaubt nicht, wie viel ein verſtändiger Mann von Dingen, die er auch nie ſelbſt beobachtet hat, errathen kann; und wie viel ein

Leichtſinniger und Unverſtändiger von den Sachen nicht ſieht, die täglich vor ſeinen Augen vorgehen. Selbſt bey einem Blinden kann das Auge des Geiſtes das fehlende körperliche erſetzen.

Zur zweyten Haupttugend, der Tugend der Gerechtigkeit, rechneten die Philoſophen, von welchen dieſe Eintheilung herrührt, alle Pflichten, welche ſich auf andere Menſchen und auf die Geſellſchaft beziehn. Sie theilen ſich alſo in zwey untergeordnete Tugenden: in die Gerechtigkeit im engern Sinne, — welche ſich deſſen enthält, was andere Menſchen beleidiget, oder ihnen ſchadet, und in die Wohlthätigkeit, oder Menſchenliebe, welche wirklich Gutes thut, und ſich beeifert, andern Menſchen zu nutzen.

In Abſicht derjenigen Gerechtigkeit, welche die Perſon und das Eigenthum anderer Menſchen in Ehren hält, ſcheinen im Grunde Geſellſchaft und Einſamkeit gleichgültig zu ſeyn. Da dieſe Tugend ganz in Unterlaſſungen beſteht; da keine beſondere Einſichten und Fertigkeiten dazu erfordert werden; da die Regeln, welche ſie verſchreibt, ganz genau und unerläßlich ſind: ſo kann es dem Menſchen, durch ſeine äußere Lage, weder leichter noch ſchwerer gemacht, es können ihm dadurch weder mehr noch weniger Bewegungsgründe und Hülfsmittel gegeben werden, ſie auszuüben. Nur was ich oben im Allgemeinen ſagte, daß die eingezognen Leute die unſchuldigern, die in der Geſellſchaft lebenden guten Menſchen aber die verdienſtvoller ſind: das gilt beſonders von der Beobachtung des ſtrengen Rechts. In der That kann derjenige, welcher mit wenigen Menſchen überhaupt zu thun hat, auch nur wenigen Menſchen böſes thun. Mit der Menge unſerer Verbindungen aber ſteigt unſere Fähigkeit zu nutzen oder zu ſchaden; und es vermehren ſich zugleich die Gelegenheiten, von dem Schaden andrer Nutzen zu ziehn.

Ueberdieß werden die meiſten Ungerechtigkeiten begangen, entweder gegen Feinde, die uns zuvor beleidiget haben, oder gegen Mitbewerber, mit denen wir um einen gemeinſchaftlichen Preis kämpfen. In einem eingezognen Leben aber kann man von wenigern Menſchen beleidigt werden: und der Fälle, wo unſerem Vortheile der Vortheil anderer im Wege ſteht, ſind weit weniger.

Doch zwey Umſtände kommen hierbey noch in Betrachtung. Die Geſellſchaft erregt die haſſenden Leidenſchaften leichter: aber ſie zerſtreut ſie auch eher wieder; ſie mildert ſie ſelbſt ein wenig, durch die gute Laune und die Fröhlichkeit, welche ſie erzeugt. In der Entfernung von den Menſchen hat die Rachſucht, der Zorn und der Neid nicht ſo häufige Veranlaſſungen zu entſtehen. Aber der einmahl gefaßte Groll iſt bey dem Einſamen deſto unauslöſchlicher. Die Bitterkeit des Haſſes wächſt, wenn der Menſch gar keine Gegenſtände hat, welche ihn von dem Unangenehmen und Verhaßten, in dem Verfahren andrer gegen ihn, abziehn. Auch iſt der Trübſinn und ein Hang zu verdrießlichen Leidenſchaften oft eine Folge der Entbehrungen und der langen Weile, welche die Einſamkeit mit ſich führet. Daher können ſelbſt einſiedleriſche Betſchweſtern die wenigen Menſchen, welche um ſie ſind, oft ſehr quälen.

Zweytens; die Quelle der meiſten Ungerechtigkeiten liegt in dem Ehrgeitze, oder der Gewinnſucht; — in der Begierde zu herrſchen, oder in der Liebe zum Gelde. Inſofern nun, als die Geſellſchaft, oder die Einſamkeit die eine, oder die andere dieſer Leidenſchaften zu erwecken, zu nähten, oder mit Hülfsmitteln der Befriedigung zu verſehen, geſchickt iſt: inſofern kann ſie auch mittelbar, auf die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Menſchen, Einfluß haben.

Im geſellſchaftlichen Leben, wird Geld und Gut am beſten genutzt; und das Bedürfniß deſſelben am lebhafteſten empfunden. So iſt es auch nur in der Geſellſchaft, wo man das Vergnügen, geehrt und angeſehen zu ſeyn, wirklich genießt, und des Angenehmen, welches in dem Beſitze von Macht und Herrſchaft liegt, recht eigentlich inne wird. Wer in der Geſellſchaft glänzen will, muß weit größere Einkünfte haben, als der, welcher in einem einſamen Leben, ſich alle Bequemlichkeiten welche ſelbſt die verzärtelte Natur verlangt, oder alle Hülfsmittel, die eine gewiſſe Liebhaberey erfordert, zu verſchaffen wünſcht. Um unter einer kleinen Anzahl alter Bekannten bis zu dem Grade geſchätzt zu werden, daß man einige Aufmerkſamkeit bey ihnen erwecke, und alſo den Umgang mit ihnen, auf eine angenehme Weiſe unterhalten könne: dazu iſt nur einige kleine Auszeichnung unſerer Perſon, oder unſerer Verhältniſſe nöthig. — Ohne einen großen Rang, und ohne einen ausgebreiteten Ruhm, kann der rechtſchaffene und tugendhafte Mann, unter den Seinigen geliebt und geehrt werden, und alſo ein angenehmes Daſeyn genießen. Wenn man aber in einem *größern* Kreiſe, und unter Leuten von allerley Ständen, der geſelligen Freuden, — welche vornehmlich aus einer mit Erfolge begleiteten Selbſtthätigkeit entſtehen, — genießen will: ſo muß man nothwendig etwas haben, wodurch man die Achtung dieſes großen Haufens auf ſich lenke. Und dieß kann man weit weniger, wenigſtens weit ſchwerer, durch perſönliche Verdienſte, als durch hohe Titel, durch angeſehne Aemter, durch eigne Macht, oder durch Gunſt bey den Mächtigen. Wer in einem Gedränge ſich wohl befinden, und das Schauſpiel, welches die Menge hingezogen hat, mit Bequemlichkeit anſehen ſoll, muß auf einem erhöhten Platze ſtehen. Diejenigen Perſonen des Mittelſtandes, welche in die Geſellſchaft der großen Welt, durch zufällige Umſtände, aufgenommen worden ſind, ohne ihr einverleibt zu werden, erfahren es ſehr wohl, daß, um in zahlreichen Verſammlungen von Menſchen, die des Vergnügens wegen zuſammen kommen, wirklich Vergnügen zu genießen, es nicht genug ſey, ſich mitten unter ihnen zu befinden: ſondern daß man ſich, wenigſtens bis zur völligen Gleichheit, mit den Mitgliedern derſelben erhoben haben müſſe; daß man dann erſt unter ihnen recht frey handeln und ſich ſelbſt wohlgefallen kann, wenn man ein wenig über ſie hervorragt.

Daher kommt es, daß diejenigen, welche entweder ſchon durch ihre Umſtände in weitläuftige Verbindungen verwickelt ſind, oder, vermöge ihres Hanges zur Geſelligkeit, ſich gerne darein verſetzen möchten, gewöhnlicher Weiſe, nach Geld und Ehre mit weit größerer Begierde trachten, und von beyden weit mehr haben wollen, als die, welche in einen engern Kreis durch ihre Glücksumſtände eingeſchloſſen bleiben, oder durch Wahl ſich mit demſelben begnügen. Daher iſt die ſogenannte große Welt, zu welcher die Staatsleute, die Anführer der Heere, die Reichen und Mächtigen jeder Nation gehören, von jeher der Schauplatz der größten Ungerechtigkeiten geweſen. Das, was den Cäſar bewog, ſich zum Tyrannen ſeines Vaterlandes aufzuwerfen: das iſt es, was überhaupt unter jenen Claſſen Ungerechtigkeiten veranlaßt: — die Begierde, der erſte in der Geſellſchaft zu ſeyn. Hätte Cäſar dieſen Wunſch nur in dem kleinen Städtchen, wo er ihn zuerſt äußerte, durchzuſetzen gehabt: ſo hätte er, auch wenn er auf einem ungerechten Wege darzu gelangt wäre, nur wenige Menſchen bey Seite ſchaffen, nur die Rechte weniger verletzen dürfen. Da er aber in Rom, in Italien, in der ganzen damahls bekannten Welt der Erſte ſeyn wollte: ſo konnte er dazu ohne Blutvergießen, ohne gelieferte Schlachten, zerſtörte Städte, überwundne Kriegesheere, ohne recht im Großen ausgeübte Ungerechtigkeiten, nicht gelangen.

Der höchſte Grad einer Sache zeigt am deutlichſten, wie es mit den mittlern Graden beſchaffen iſt. Die Geſellſchaft verleitet den Menſchen, glänzen zu wollen. Und in einer je größern Geſellſchaft er glänzen ſoll: deſto mehr muß er durch Reichthum und Anſehen unterſtützt werden. Mit der Begierde nach dieſen beyden Sachen aber, wächſt die Verſuchung ungerecht zu ſeyn, —- ſich auf eine unerlaubte Weiſe zu bereichern, oder die Rechte und Anſprüche anderer Menſchen zu verletzen.

Von dieſen Verſuchungen iſt das eingezogne und häusliche Leben frey. Der Ehrgeitz hat zu demſelben keinen ſo leichten Zutritt, oder ſucht, wenn er ſich einſchleicht, ſeine Befriedigung nur in ſolchen Auszeichnungen, bey welchen er die Rechte Anderer ſeltner verletzen darf. — Aber dem Geitze und der Habſucht, dem andern Princip der

Ungerechtigtigkeit, kehrt es eine deſto ſchwächere Seite zu. Es iſt der allgemeinen Erfahrung gemäß, daß die Begierde nach Gelde um deſto mehr ſteigt, je mehr der Menſch anderer Vergnügungen beraubt iſt; je weniger Geſchmack er an denſelben findet; oder je ſtandhafter er denſelben entſagt hat. Irgend einen Genuß, irgend eine Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes, irgend ein vorgeſtecktes Ziel, bey deſſen Erreichung er ſeine Kraft und ſeinen Werth fühle, muß jeder Menſch haben. Nun ſind die meiſten Vergnügungen, — die meiſten wünſchenswerthen Gegenſtände nur in der Geſellſchaft zu erlangen, oder erfordern zu ihrer Benutzung und ihrem Genuſſe, die Theilnehmung anderer Menſchen. Nur zwey Sachen ſind es, auf welche er, auch wenn er ganz allein iſt, ſtolz ſeyn, oder an denen er ſich vergnügen kann: das Eine iſt er ſelbſt, ſein Verſtand und ſein Herz, und der Fortgang, den er in Wiſſenſchaften und Tugenden macht; das andere iſt ſein Geld und die Vermehrung ſeines Eigenthums. Daher theilen ſich die einſamen Leute in zwey Claſſen. Die von edlerer Natur werden vortreffliche Menſchen, und gelangen wirklich zu allen den Vorzügen, zu welchen nicht durchaus die Hülfsmittel der Geſelligkeit nöthig ſind. Eingeſchränkt auf das einzige, aber große

Vergnügen, ſich bewußt zu ſeyn, daß ſie täglich weiſer und beſſer werden, arbeiten ſie auch deſto unabläßiger daran, ſich dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Die von der Natur Verwahrloſeten hingegen, verſinken entweder in eine völlige Unthätigkeit, oder vereinigen allen ihren Verſtand und ihre Neigungen auf den Erwerb des Geldes, das ſie entweder durch bloßes Aufhäufen und Sparen, oder durch Kunſtgriffe und Ränke zu vermehren ſuchen.

Warum findet man die einſiedleriſch frommen Leute ſo oft geitzig? Woher kommt es, daß der Tartar in ſeiner Steppe, beraubt von allen mit Geld erkäuflichen Annehmlichkeiten des Lebens, doch Schätze zu ſammeln trachtet, um ſie zu vergraben? Dieſe Erſcheinungen erklären ſich aus demjenigen Geſetze der Natur, welches dem Menſchen, bey Ermanglung jedes andern Gegenſtandes, wornach er ſtreben könnte, das bloße Eigenthum, ſo annehmlich gemacht hat, daß er um deſſen Vermehrung noch immer bemüht zu ſeyn fortfährt, wenn alle andre Neigungen getödtet, oder die Anläße dazu entfernt ſind. Welche Verſuchungen aber zu geheimen Ungerechtigkeiten darin liege, wenn die Neigung zum Gelde über die geſelligen Triebe die

Oberhand behält: habe ich nicht nöthig, weiter auseinander zu ſetzen.

Um die Pflichten der Gerechtigkeit auszuüben, iſt es genug, wenn wir den *Vorſatz* dazu haben: um die Pflichten der Wohlthätigkeit, — den andern Zweig der geſelligen Pflichten, — auszuüben, iſt es auch nöthig, wohlwollende *Neigungen* zu haben. Auf die *Neigungen* aber hat der äußre Zuſtand, und alſo auch Geſellſchaft und Einſamkeit mehr Einfluß, als auf die *Vorſätze*.

Es iſt aber, bey dieſem Theile meiner Abhandlung, vorzüglich wichtig zu erinnern, was ſich bey allen übrigen Theilen verſteht, daß der Charakter jedes Menſchen von unzählig vielen Urſachen abhängt, von welchen ich hier nur eine einzige betrachte. Wenn ich ſage, daß die Einſamkeit das Herz kalt mache, die Geſelligkeit es erwärme: ſo behaupte ich nicht, daß jeder Einſame ein Miſanthrop, und jeder Herumſchwärmer ein wohlthätiger Mann ſey. Die Natur muß zuerſt den Grund zu allem legen, was im Menſchen gut, oder böſe iſt: nach ihr wirken am allermeiſten die erſte Erziehung und die Beyſpiele, welche er in der Jugend ſieht.

Dann kommen die eignen Bemühungen, welche er auf ſeine Beſſerung wendet, — die Philoſophie und die Religion; endlich die Begebenheiten ſeines Lebens, welche gewiſſe Seiten ſeines Herzens in Bewegung ſetzen, andre unberührt laſſen. Unter dieſen mannigfaltigen Urſachen, welche das Wohlwollen erwecken oder erſticken, thut auch die Einſamkeit und die Geſellſchaft ihren unſichtbaren Beytrag, und zwar, wie mich dünkt, auf folgende Weiſe. Jede Neigung des Herzens, welche einen gewiſſen Grad von Stärke erhalten ſoll, muß geübt werden. Liebe und Wohlwollen aber, finden ihre Uebung nur im Umgange mit Menſchen. Wer ſich alſo von demſelben ſo völlig ausſchließt, wie der Einſiedler, und in dieſem Zuſtande Jahre lang beharrt, muß entweder unglücklich ſeyn, oder die Fähigkeit zu lieben verlieren, und diejenige Empfindſamkeit des Herzens, welche geliebt zu werden zu einem Bedürfniße macht, abſtumpfen.

Auch hier iſt es oft ſchwer, von zwey mit einander verbundnen Erſcheinungen zu erkennen, welche die Urſache, und welche die Wirkung ſey. Der Hang zur Einſamkeit, und die Gleichgültigkeit gegen geſellige Verbindungen, iſt oft erſt die Folge eines kalten Temperaments, und einer alles auf ſich ſelbſt beziehenden

Gemüthsart. Aber andere, welche von Natur der geſelligen Empfindungen fähig, und zur Theilnahme an den Freuden und Schmerzen ihrer Nebenmenſchen aufgelegt ſind, können durch ein langes einſiedleriſches Leben, in welches ſie durch Armuth und Noth, durch frühen Zwang der Ihrigen, durch das Abſterben vieler ihrer Freunde, oder durch falſche Religionsbegriffe gebracht worden ſind, jene Sympathie ſchwächen, und den Menſchen, von welchen ſie lange entfernt geblieben ſind, wirklich fremd werden.

Doch ein eingezognes Leben iſt nicht immer ein einſiedleriſches Leben. Und es iſt uns weit wichtiger, die Natur und Wirkſamkeit des erſten, als die des letztern, kennen zu lernen: weil jenes der Zuſtand vieler Menſchen iſt, und ſeine Wirkungen alſo ſich weit in dem menſchlichen Geſchlechte ausbreiten, in dieſem aber ſich wenige Unglückliche, oder Sonderlinge befinden, die, als Seltenheiten der Natur, durch ihre Betrachtung mehr unterhalten, als nützen. In dem eingezognen Leben aber ſind es zwey Sachen, welche die Fertigkeit zu lieben, bey einen Menſchen unterhalten können: die Familien-Verbindung, und die Freundſchaft. *) Der Gelehrte mag immerhin ſeinen Büchern und den Wiſſenſchaften alle geſelligen Freuden aufopfern; der Kaufmann mag ſeine Tage auf ſeiner Schreibſtube, der Handwerker in ſeiner Werkſtätte zubringen; der Mann, ohne Stand und Vermögen, der weder durch ſeine Talente, noch durch äußere Annehmlichkeiten den Mangel des Glücks erſetzt, mag, von der Welt verſchmäht, im Dunkeln leben; — in einem noch ſo abgelegnen Dörſchen mag ein Landmann der Welt unbekannt, und in ihren Künſten und Vergnügungen unwiſſend werden: wenn jeder von dieſen nur ein

---

*) Man könnte vielleicht als einen dritten Umſtand, welcher der Menſchenliebe des Einſamen, wenigſtens bey der thätigen Aeußerung derſelben, vorzüglich günſtig iſt, hinzuſetzen, daß die geſelligen Triebe im gewöhnlichen Umgange zwar eine beſtändige, aber eine unbedeutende und oft nichtswürdige Befriedigung finden, der Einſame hingegen, wenn ſein Herz geſellig iſt, ſich nur durch Gutes thun, für die ihm mangelnden Gelegenheiten, Andern Vergnügen zu machen, ſchadlos halten kann. Der Einſame ſpart gleichſam ſeine Menſchenliebe auf die großen Gelegenheiten, wo er weſentlichen Nutzen ſtiftet und große Aufopferungen macht: der in Geſellſchaft Lebende verſchwendet oft die ſeinige in täglichen kleinen Gefälligkeiten, und in häufigen, aber nicht ſehr ſchweren Proben der Selbſtverläugnung.

Weib und Kinder hat, welche er liebet, für deren Beſtes er ſorget, von deren Schickſalen er mit Hoffnung oder Furcht erfüllt wird, in deren Umgange er ſich nach gethaner Arbeit erheitert; wenn ſich zu dieſem Familien-Kreiſe nur noch ein oder der andere gute Nachbar, Freund und Verwandter geſellt: ſo iſt er nicht in Gefahr, durch ſeine Entfernung von der Welt, ſein Herz unempfindlich werden zu ſehen.

Wo in einer Familie Einigkeit und Vergnügen herrſchen ſoll: da müſſen die Glieder derſelben alle die Pflichten gegen einander ausüben, welche nur immer in den ausgebreitetſten Verhältniſſen mit Menſchen gefordert werden. Es iſt nicht genug, daß zwiſchen Eheleuten, zwiſchen Aeltern und Kindern wirkliche Liebe vorhanden ſey: es iſt auch nothwendig, daß einer um des andern willen ſeinen eignen Neigungen Gewalt anthue, daß er ſich verleugne, und zuweilen gar aufopfere. In dieſer kleinen häuslichen Geſellſchaft, finden alle Veranlaſſungen zu Uebungen ſtatt, deren der wohlwollende Charakter bedarf, um Nachſicht gegen die Fehler anderer Menſchen, theilnehmendes Mitleiden mit ihrer Noth, das Einſtimmen in anderer Freuden, ein gewiſſes Gleichſtellen und Herablaſſen zu ihrem Geſchmacke, eine aufmerkſame Fürſorge für ihr allgemeines Intereſſe zu lernen. Wenn der Einſame ein liebreicher Ehmann, ein guter Vater, ein dankbarer Sohn iſt: ſo wird es ihm, wenn er je aus ſeiner verſteckten Hütte in die Welt hervorgerufen wird, — zwar vielleicht an Kenntniß der Sitten und Gebräuche derſelben, — aber nicht an Kenntniß der Pflichten, welche er darin zu beobachten hat, noch an den Geſinnungen und Neigungen fehlen, welche ihn bey dieſen Pflichten unterſtützen ſollen.

Ja, es iſt ſo gar ausgemacht, daß alle andere Verbindungen keine ſo gute Schule wohlwollender Neigungen ſind, als die häuslichen. In dieſer ſind, von der einen Seite, die Vortheile aller Mitglieder der Geſellſchaft auf das vollkommenſte vereiniget: und die Dienſte, welche ein Glied der Familie dem andern leiſten kann, ſind eben ſo mannigfaltig, als wichtig. Von der andern Seite, macht der immerwährende Umgang, alle Widerſprüche des Charakters und der Laune ſichtbarer, und vervielfältiget die Anläſſe zum Streite und zur Feindſchaft. Nirgends findet alſo eine ſo ununterbrochne Uebung ſtatt, theils andern zu dienen und zu helfen, theils ſich ſelbſt in der Abſicht zu beherr ſchen, um den Frieden und die Freundſchaft mit andern zu erhalten. Und aus dieſen beyden Stükken beſtehen vornehmlich die geſelligen Tugenden.

Und wenn die Bande der Blutsfreundſchaft, wenn die eheliche und die älterliche Geſellſchaft, als Gelegenheiten zur Uebung der aus dem Wohlwollen entſpringenden Pflichten betrachtet, nicht nur die Stelle jedes andern Umgangs erſetzen können ſondern ihm auch noch vorzuziehn ſind: ſo wird, in dieſer Abſicht, das eingezogne Leben den menſchenfreundlichen Tugenden günſtiger ſeyn, als ein durch zu viele Geſellſchaften und Geſchäfte zerſtreutes. Denn die innige Vertraulichkeit der Glieder einer Familie wird weit größer, wo ſie auf einander eingeſchränkt ſind, oder doch mit wenigen Freunden Umgang haben. In der ſo genannten großen Welt, wo Mann, Frau und Kinder einander nur wenige Stunden des Tages allein ſehen, und jeder mit einer Menge anderer Menſchen umgeben iſt, denen er Höflichkeit, Gaſtfreundſchaft oder Dienſte zu leiſten hat, und von denen er Ehre, Nutzen oder Vergnügen erwartet, bleiben dieſe nächſten Verwandten einander ſo fremd, empfinden für einander, oder leiſten einander ſo wenig, und können mit einem ſo geringen Grade von Uebereinſtimmung in den Geſinnungen, doch noch ihre Verbindung auf eine erträgliche Weiſe fortſetzen, daß für ſie die Familien-Geſellſchaft aufhört, eine Uebung der Zärtlichkeit zu ſeyn.

Der Menſch iſt in allem, auch in ſeinen Zuneigungen, ein eingeſchränktes Weſen. Er iſt nur eines gewiſſen Grades der Liebe fähig. Vertheilt er nun dieſen unter eine zu große Anzahl von Gegenſtänden, ſo kommt auf jeden nur ein kleinerer Theil. Die, welche in einem ausgebreiteten Umgange leben, wachſen ſelten mit einer einzelnen Perſon, als Freunde, innig zuſammen: am wenigſten mit den Ihrigen, mit welchen die Verbindung oft gleich anfangs mehr der äußern Schicklichkeit, des Vortheils und der Ehre wegen, als aus Zuneigung errichtet worden war.

Dieſer Vortheil, den die Familien-Verbindung dem Menſchen gewährt, daß ſie ſein Herz warm und menſchenfreundlich erhält, kann für ihn durch nichts erſetzt werden, als durch eine vertraute Freundſchaft mit einem einzelnen Manne. Aber dieſes Hülfsmittel iſt weit ſeltner zu erlangen, ſetzt mehrere perſönlichen Vorzüge und Glücksfälle voraus, und leiſtet doch nicht dem Herzen denſelben Dienſt, als die Verbindung des Ehemanns und Vaters. In der That finden ſich in allen Claſſen noch mehr glückliche Ehen, als innige und dauerhafte Freundſchaften. Jene nehmen ihren Urſprung in einer natürlichen Neigung, und werden in ihrem Fortgange unterſtützt durch Intereſſe und Gewohnheit. Dieſe gründen ſich allein auf Wahl und Verdienſt. Hier muß alſo das Urtheil viel feſter, der Wille ſtandhafter, das Verdienſt von beyden Seiten größer ſeyn, wenn dieſe Verbindung, jener von der Natur geſtifteten, an Dauer und Innigkeit gleich kommen ſoll. Nicht nur gute ſondern vorzügliche Männer müſſen diejenigen ſeyn, welche einer wahren Freundſchaft auf lange Zeit fähig ſeyn ſollen. Dazu muß ſich noch eine Aehnlichkeit in der Denkungsart, in den Talenten, in den Beſchäftigungen und in den äußern Umſtänden geſellen. Wie viele glückliche Zufälle alſo müſſen ſich für den einſamen Mann vereinigen, wenn er, in dem kleinen Kreiſe ſeiner Bekanntſchaften, Einen finden ſoll, der alle Erforderniſſe wahrer Freundſchaft für ihn erfülle, und ſie gegenſeitig in ihm befriediget finde? Wo indeß ein ſolcher Bund gleich geſtimmter, durch Verſtand und Tugend gegenſeitig ſich anziehender und auf einander wirkender Menſchen, errichtet worden iſt: da ſind ſolche einander, nicht nur in Abſicht des geſelligen Vergnügens, ſondern auch in der Uebung der geſelligen Tugenden, genug. Der, welcher einen einzigen wahren Freund hat, kann, wenn er ſonſt auch ohne alle Verbindung mit der Welt lebt, nie ungeſellig werden. Ja, ſeine menſchenfreundlichen Empfindungen bekommen eine gewiſſe Gründlichkeit und Tiefe, welche die Gutherzigkeit des, in viele Verbindungen zerſtreuten, Weltmanns nicht hat. —

Welches ſind die Eigenſchaften, welche uns im Allgemeinen umgänglich machen? Aufmerkſamkeit auf anderer Menſchen Wünſche, Neigungen und Launen; Bereitwilligkeit, ihnen in unſchuldigen Dingen unſere Neigungen aufzuopfern; Unverdroſſenheit, Dienſte zu leiſten, wo wir dazu aufgefordert werden, oder wir ſelbſt unſere Mitwirkung ſchicklich und nützlich glauben; — mehr als alles aber die Fertigkeit, uns in anderer Menſchen Stelle zu verſetzen, und das Intereſſe, welches ſie in jedem Augenblicke für gewiſſe Gegenſtände belebt, wenigſtens in einigem Grade ſelbſt anzunehmen, — uns mit den Fröhlichen zu freuen, und mit den Betrübten traurig zu ſeyn. Alle dieſe Eigenſchaften ſind aber auch nothwendig, wenn zwiſchen zwey Perſonen die Freundſchaft, bis zu einem gewiſſen Grade von Innigkeit, gelangen, und dauerhaft ſeyn ſoll.

Um alſo zu wiſſen, was die Einſamkeit, an ſich betrachtet, für Einfluß auf die Gemüthsart des Menſchen, in Abſicht der geſelligen Neigungen habe, müſſen wir ihn in unſrer Vorſtellung, des doppelten Erſatzes, der ihn, für ſo manches Nachtheilige ſeiner Lage, entſchädigen kann, der Familie und des Freundes, berauben. Der Eheloſe, der unter wenigen und doch nur gleichgültigen Bekannten ſein Leben zubringt: dieſer iſt es, welchem ſeine Lage das Herz kalt und den Charakter ungeſellig zu machen droht, wenn nicht die Natur ihn mit einem doppelten Maße von liebreicher Empfindſamkeit verſehen hat, oder ſeine Studien, durch die Beſchäftigung ſeines Verſtandes und ſeiner Einbildungskraft, auch zugleich ſein Herz in Bewegung ſetzen.

Folgende Wirkungen der Einſamkeit auf den Menſchen, hat die Erfahrung in ſehr vielen Beyſpielen beſtätiget: obgleich es in den meiſten derſelben unausgemacht bleibt, ob dieſe Wirkungen unmittelbar aus ihr, oder ob ſie aus den Natur-Anlagen, welche dem Menſchen Neigung zur Einſamkeit einflößten, und aus den Umſtänden, welche ihn darein wider ſeinen Willen verbannten, entſpringen.

Erſtlich, der einſiedleriſche Menſch, wenn er übrigens in glücklichen Umſtänden und unabhängig iſt, wird leicht ein Egoiſt. Da in dem kleinen Kreiſe, der ihn umgiebt, er die Hauptperſon iſt, nach welcher ſich alle richten; da er ſelten ſich mit Perſonen zuſammen findet, deren Neigungen er die ſeinigen unterwerfen, auf deren Geſchmack er, des Wohlſtandes wegen, in ſeinen Handlungen Rückſicht nehmen, oder deren guten Willen er durch Gefälligkeiten ſich erwerben muß: ſo gewöhnt er ſich leicht daran, ſeinen Willen, ſeine Vortheile und ſeine Gewohnheiten, als Geſetze für die übrigen Menſchen anzuſehen, ſich ſelbſt aber von derjenigen Nachgiebigkeit und Aufmerkſamkeit frey zu ſprechen, welche die Geſellſchaft, wenn ſie angenehm ſeyn ſoll, von allen ihren Gliedern fordert.

Dieſe Selbſtſüchtigkeit iſt oft, zweytens, mit einem gewiſſen ſtörrigen Weſen, und einer Steifigkeit des Charakters verbunden, welches in Abſicht der Sitten eben das iſt, was die Einſeitigkeit der Begriffe in Abſicht des Verſtandes. So wie der, welchem niemahls von andern widerſprochen wird, leicht zu einer weit feſtern Ueberredung von der Richtigkeit ſeiner Meinungen verführt wird, als die Gründe, welche er für dieſelben anzuführen hat, verdienen; ſo gelangt der Menſch, der ſich ſelten um Andrer willen Zwang anthun darf, zu einer Feſtigkeit in ſeinen Gewohnheiten und in ſeinen praktiſchen Principien, die nicht immer durch die Güte derſelben gerechtfertiget wird. Die Geſelligkeit macht ſowohl unſern Geiſt, als unſre Sitten geſchmeidig: weil wir uns im Umgange andern Menſchen anſchmiegen und ihnen verähnlichen müſſen, — dieſes aber, bey der großen Mannigfaltigkeit der menſchlichen Denkungsarten und Charaktere, nicht möglich iſt, ohne ſelbſt eine Verſchiedenheit von Formen anzunehmen. Aus der entgegengeſetzten Urſache macht die Einſamkeit hartnäckig und eigenſinnig: weil ſie uns auf dem einmahl eingeſchlagenen Wege, ohne alle Hinderniſſe fortgehen läßt; und weil ſie uns gar keine Bewegungsgründe giebt, von der durch Natur und Gewohnheit uns eigen gewordenen Art zu handeln, die uns zugleich auch immer die leichteſte iſt, abzugehen.

Drittens. Der Einſame wird bequem und gewöhnt ſich, ſeine Gemächlichkeit ungebührlich hochzuſchätzen. Die geſellſchaftlichen Pflichten hingegen erfordern, daß man ſich bewege, daß man ſich eine Mühe nicht verdrießen laſſe, daß man ſich Ermüdungen und Beſchwerden bereitwillig ausſetze.

Seiner Gemächlichkeit zu pflegen, iſt nicht nur der einzige Erſatz, welchen der Einſame für das viele ihm entzogne Vergnügen findet; — und er macht von dieſer Schadloshaltung um deſto mehr Gebrauch, je leerer ſein Zuſtand von angenehmen Empfindungen lebhafterer Art iſt: ſondern der ganz ſich ſelbſt überlaſſene Menſch nimmt auch in der Einſamkeit gewiſſe Gewohnheiten an, welche eben dadurch erſt Gemächlichkeiten für ihn werden, aber in der Geſellſchaft nicht anſtändig ſind; und ihm deßwegen zuletzt dieſe verhaßt machen.

Obgleich die Dienſtfertigkeit, welche im gemeinen Umgange gefordert wird, nur auf Kleinigkeiten geht, und weder eine ſehr feurige Menſchenliebe, noch ein angeſtrengtes Nachdenken erfordert: ſo erhält ſie doch den Menſchen in Thätigkeit, und erlaubt ihm nicht, ſich der Ruhe, als dem höchſten Gute zu ergeben. Dahin kommt es aber mit den einſamen Leuten, beſonders im Alter, gewiß. Zwar kann zuweilen eine gewiſſe Schwäche der körperlichen Natur, welche Ruhe bedarf, auch die Liebe der Ruhe veranlaßt, und eben deßwegen dem Menſchen Geſchmack für die Einſamkeit gegeben haben. Aber das iſt doch nicht immer der Fall; ſondern auch der geſunde und muntre Menſch kann in einem Leben, das zu wenige Veränderungen hat, und ihm zu wenige Aufforderungen, ſich im Denken, Reden und Handeln um Andrer willen anzuſtrengen, giebt, nach und nach in Trägheit verſinken, und die Ruhe dem Vergnügen und den geſelligen Freuden verziehen lernen.

Viertens. Bey einer weniger glücklichen Lage, oder bey einem noch übrigen Hange zur Geſellſchaft, wird der Einſame leicht mürriſch und übellaunig; und die herrſchende üble Laune kann alle Wirkungen des Menſchenhaſſes haben.

Im Allgemeinen iſt immer mit der Einſamkeit, etwas Schwermuth, und mit der Geſellſchaft Fröhlichkeit verbunden.

Gemeiniglich liegen die Urſachen, welche den Menſchen von der Geſellſchaft entfernen, in Unfällen, welche auch an ſich drückend ſind, oder in perſönlichen Mängeln, welche erniedrigen und niederſchlagen. Wo dieß aber auch nicht der Fall iſt; da kann die bloße Entbehrung desjenigen Vergnügens, welches der Umgang gewährt, — des natürlichſten unter allen, und dem ein wahres Bedürfniß in der menſchlichen Natur entſpricht, —

Unglücksfällen gleich gelten, und auf die Länge eben die Wirkung auf das Gemüth thun. Nun iſt aber im Allgemeinen Fröhlichkeit und Liebe mit einander verwandt. Ein Menſch von heiterer Gemüthsart iſt leichter mit dem befriedigt, was Andere ihm Gutes erweiſen, und wird weniger von dem beleidigt, was ſie ihm zuwider thun. Er verſetzt ſich leichter in Andrer Stelle, da er mit ſeinem eignen Zuſtande nicht ſo viel beſchäftiget iſt. Er iſt endlich bereitwilliger, ſich auch für das Vergnügen Andrer zu bemühen: weil es uns natürlich iſt, die Freude, die in uns herrſcht, auch um uns verbreiten zu wollen.

Es ſind nur wenige glückliche Temperamente, bey welchen, in der tiefen Einſamkeit, dieſe heitre Stimmung dennoch fortdauert. Sanfte Charaktere werden leicht in dieſer Lage ſchwermüthig; heftige werden mürriſch, — auch zum Theil deßwegen, weil ihrer üblen Laune nicht, durch die Schaam und die Furcht vor dem Tadel Andrer, widerſtanden wird. Nun iſt zwar die Schwermuth, an und für ſich, mit der Zärtlichkeit und Freundſchaft nicht unverträglich: ſie macht ſelbſt in gewiſſem Grade weichherzig, und ſtellt uns die Noth Anderer immer größer vor, als ſie wirklich iſt; daher ſie auch das Mitleiden und die Hülfsbegierde zu vermehren ſcheint. Aber ſie macht doch zugleich unthätig: das Theilnehmen an Andrer Noth, welches ſie veranlaßt, beſteht oft bloß in ſelbſtpeinigenden Empfindungen und Klagen über das menſchliche Elend. Oft macht ſie, daß man ſich von dem Anblicke des Unglücklichen, den man nicht ertragen kann, entfernt, anſtatt, daß man ſich ihm nähern ſollte, um ihm zu helfen. Nicht ſelten aber verſenkt ſie den Menſchen ſo gänzlich in Betrachtungen ſeines eignen Schickſals, daß ihm nur wenig Aufmerkſamkeit auf die Schickſale ſeiner Nebenmenſchen übrig bleibt.

Die mürriſche Gemüthsart aber macht durchaus ungeſellig. Sie verſchließt das Herz allen den Eindrücken, welche es mit Liebe und Freundſchaft erfüllen könnten, und erhält es nur gegen Beleidigungen und Widerſprüche empfindlich. Das mürriſche Weſen iſt der erſte Anfang des Zornes, und geht leicht in dieſe Leidenſchaft über, wenn noch irgend eine Veranlaſſung des Unwillens bey einem einzelnen Vorfalle hinzukommt. Zorn aber ſteht, nächſt dem Haſſe, der Liebe am meiſten entgegen. Und wen alſo das Freudenleere der Einſamkeit mißmüthig und unzufrieden macht, bey dem werden auch die Anlagen zum Wohlwollen und zur Menſchenfreundlichkeit geſchwächt.

Zu demjenigen Theile des ſittlichen Charakters, der ſich auf die Verbindungen mit andern Menſchen bezieht, gehören auch die Leidenſchaften des Stolzes und der Eitelkeit; ſo wie die entgegen geſetzte Tugend der Beſcheidenheit, welche beyde in Schranken hält. Auch auf ſie iſt die Einſamkeit und die Geſellſchaft nicht ohne Wirkung.

Zuerſt, mit der Eitelkeit iſt die Begierde nach Geſellſchaft faſt unausbleiblich verbunden. Denn der, welcher durch Vorzüge des Standes, oder der Perſon über Andere hervorzuragen glaubt, und von andern Menſchen geehrt zu ſeyn wünſcht, kann auf keine beſſere Weiſe ſeines Vorzugs genießen, oder ſeinen Wunſch befriedigen, als wenn er von vielen Menſchen geſehen und beobachtet wird, und ſie ihm ihr Wohlgefallen, oder ihre Bewunderung zu erkennen geben. Ja mit vielen in Verbindung zu ſtehen, iſt an ſich ſchon eine Befriedigung der Eitelkeit: entweder inſofern es vorausſetzt, daß Viele uns ſchätzen und in unſerm Umgange Vergnügen finden; oder in ſofern es uns die Macht giebt, Mehrern Dienſte zu leiſten und uns alſo bey dieſen in Anſehen bringt. Die Einſamkeit hat keinen empfindlichern Stachel, als den Gedanken, daß ſie eine Folge der Verachtung, oder der Vergeſſenheit von Seiten unſrer Nebenmenſchen iſt. Noch jetzt, wie zu Theophraſts Zeiten, *) kann eine ausbleibende Einladung zu einem Gaſtmahl, auf welches wir gerechnet hatten, ſehr kranken, nicht, weil wir das Vergnügen der Tafel, oder ſelbſt das der Geſellſchaft ſo ſehr bedauern, als, weil wir den Beweis der Achtung, den wir von unſerm Freunde erwartet hatten, vermiſſen.

Je empfindlicher nun jemand, gegen alle Zeichen der Ehre, oder der Geringſchätzung, iſt: deſto mehr Werth wird er auch auf diejenigen Vergnügungen legen, an welchen andre Menſchen uns Theil nehmen laſſen; und bey deren Genuß wir uns immer ſagen können, daß wir ſie unſrer Annehmlichkeit oder unſerm Ruhme, oder unſrer Größe, kurz der guten Meinung Anderer von uns, zu danken haben.

---

*) Siehe die Charakt. des Theophr. d. 17. Kapitel.

Zweytens, ſo wie der Eitle nach Geſellſchaft begierig iſt; weil er nur hier die Vorzüge, welche er ſich zuſchreibt, Vielen, in kurzer Zeit und ohne große Arbeit darlegen, und die Ehre, nach der er geizt, ſchnell einerndten kann, ſo wird auch die Eitelkeit durch nichts ſo ſehr geſtärkt, als durch den Beyfall, den man in der Geſellſchaft findet. Alle andern Arten des Ruhms, die durch Thaten, oder Schriften erworben werden, ſind erſt die ſpäte Belohnung vieler, und in geraumer Zeit auf einander folgender Anſtrengungen. Lange bleibt dem guten Schriftſteller und dem verdienſtvollen Geſchäftsmanne die Achtung, welche das Publicum für ſie hegt, verborgen, und wenn beyde ſie endlich erfahren, ſo iſt doch der Genuß dieſer Ehre nie plötzlich, nie ununterbrochen, nie ſinnlich berauſchend. Es iſt mehr eine den Geiſt erhebende Idee, als eine die Begierden reitzende Empfindung, wenn wir Beweiſe erhalten, von vielen entfernten und uns perſönlich unbekannten Perſonen, deren Meinung von uns auf unſern wirklichen Zuſtand gar keinen Einfluß hat, bewundert, oder geſchätzt zu werden. In dieſem Falle wird alſo die Ehrbegierde, theils ſchon durch die Arbeiten zertheilt, die es koſtet, ſie zu befriedigen, theils durch die Langſamkeit mit welcher ſich der von ihr geſuchte Ruhm allmählig gleichſam ſammelt, und durch die Unſichtbarkeit der Perſonen, welche ihn austheilen, gemäßigt. Daher erweckt auch ihre Befriedigung leichter Stolz, als Eitelkeit. Der große Gelehrte, jeder durch Talente und Gemeinnützigkeit in ſeinem Berufe ausgezeichnete Bürger, der ſich immer ſelbſt als berühmt denken muß, um ſeines Ruhms zu genießen, gelangt leicht dazu, ſeinen Werth in ſeiner eignen geheimen Vorſtellung über Gebühr zu vergrößern. Aber die laute und ſinnliche Freude, welche der Eitle über ſeine Vorzüge und deren allgemeinen Anerkennung äußert, kann nicht ſo leicht ihn anſtecken.

Ganz anders iſt es mit den geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten und Verdienſten. Sie werden auf der Stelle, durch die immer ſich ausbreitenden Verbindungen, in die ſie uns einführen, durch das erheiterte Geſicht aller Perſonen, welchen wir uns nähern, durch die vermehrte Anzahl der Luſtpartien, zu welchen wir gezogen werden, — und wenn es uns um ernſthaftere Endzwecke zu thun iſt, — auch durch die Aufmerkſamkeit, mit der man uns anhört, und durch die Bereitwilligkeit, mit der man uns belehrt, vergolten. Iſt es bloß unter unſers Gleichen, daß wir als Geſellſchafter gefallen: ſo ſchmeichelt uns dieſer Beyfall vielleicht nicht ſo ſehr; aber er giebt uns dafür einen deſto ununterbrochnern, und beſonders einen leichtern und fröhlichern Genuß. Erheben uns unſre geſellſchaftlichen Talente bis zum Umgange derer, welche an Stande über uns ſind: ſo iſt die Anſtrengung von unſrer Seite etwas größer; und das Vergnügen an einer ſo ſeltnen Auszeichnung wird, durch manche Augenblicke erlittner Vernachläßigung, unterbrochen: aber dafür iſt auch unſre Erhabenheit über andre deſto ſichtbarer; und es iſt im eigentlichen Verſtande Ehre, welche uns zu Theile wird. Daher rühmen ſich auch die Eiteln vom niedrigſten Range und kleinſten Verdienſte, keiner Sache ſo früh, wenn ſie unter Unbekannte treten, als der Fürſten und Grafen, bey welchen ſie Zutritt haben.

Aber alle Eiteln, ohne Unterſchied, auch die der beßern Claſſe, die, welche ein edleres Ehrgefühl und wichtigere Vorzüge haben, laſſen gern in ihren Geſprächen die Menge und Weitläuftigkeit ihrer Verbindungen durchſchimmern, und geben durch die Hoffnung, welche ſie zeigen, ſich durch ſolche gegebene Winke bey den Anweſenden in Achtung zu ſetzen, zu erkennen, wie ſehr ihre eigne Meinung von ſich ſelbſt durch die gute Aufnahme, die ſie in der Geſellſchaft finden, beſtimmt wird. *)

Niemanden kann es in der That gleichgültig ſeyn, ob er gewahr wird, daß ſeine Gegenwart gebildete Menſchen vergnügt und ſeine Geſpräche ſie erheitern, oder ob er bey den Perſonen, mit denen er in Geſellſchaft iſt, Widerwillen und Kälte gegen ſeine Perſon und ſeine Reden, bemerke. Ja da in jedem andern Verhältniſſe der Menſch, nie ganz nach ſeiner geſammten Perſönlichkeit, ſondern nur nach einer ſeiner Seiten und Eigenſchaften

---

*) Auf dieſen Endzweck, in ausgebreiteten geſelligen Verbindungen zu leben, ob er gleich für alle Menſchen einen Werth hat, iſt doch hauptſächlich die Eitelkeit derjenigen gerichtet, welche weder ſo tief in der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen, daß ſie zwiſchen ſich und den höhern Ständen durch Erziehung, Sitten und Beſchäftigung eine unüberſteigliche Kluft befeſtigt ſehn, noch ſo hoch, daß ſie ſelbſt durch ihren Umgang alle andere zu ehren glauben. Für den gemeinen Mann kann die Einſamkeit etwas anziehendes haben, weil ſie in derſelben von ſchweren körperlichen Arbeiten am beſten ausruhen: den Fürſten und Königen, beſonders denen von Geiſt und inneren Hülfsquellen der Unterhaltung, kann ſie angenehm ſeyn, weil ſie gegen ihren gewöhnlichen Zuſtand, das Geräuſch des Hoflebens und der Regierungsgeſchäfte, abſticht, ſelbſt gewählt iſt, und ihnen ein ſeltnes Vergnügen, das Vergnügen des Selbſtgenuſſes, gewährt.

zum Vorſchein kommt, und nur nach einer geſchätzt oder verehrt wird, — der Schriftſteller z. B. nach ſeinem Genie und ſeiner Gelehrſamkeit, der Richter nach ſeiner Uneigennützigkeit, ſeiner Rechtskenntniß und ſeinem Fleiße, der Handelsmann nach ſeiner Redlichkeit, Ordnungsliebe und Erfahrung in Geſchäften u. ſ. w. —: ſo iſt in der That der Umgang und die des Vergnügens wegen zuſammen kommende Geſellſchaft, der einzige Ort, wo er den Total-Eindruck, welchen er auf andre Menſchen macht, kennen lernen, und die Stimmen über diejenigen ſeiner Vollkommenheiten oder Mängel ſammeln kann, die aus allen ſeinen geiſtigen und körperlichen Eigenheiten zuſammen genommen entſpringen. Kein Wunder alſo, daß der, welcher Ehre ſucht, und ſich über ihm zugeſtandne Ehre freut, — ſelbſt wenn dieß wahre Ehre iſt, — ſich mehr geſchmeichelt findet, von ſeinen Mitbürgern in der Stadt oder dem Staate, worin er lebt, aufgeſucht und in ihre Geſellſchaften gezogen zu werden, als Recenſentenlob zu erhalten, oder in Zeitungen und ſelbſt in Geſchichtbüchern geprieſen zu werden.

Je natürlicher es aber iſt, ſich über ſeine gelingende Bemühungen, andern Menſchen im Umgange zu gefallen, mehr als über jeden andern guten Erfolg zu erfreun: deſto verführeriſcher iſt dem ohnerachtet dieſe Befriedigung der Eitelkeit, um uns entweder über die Grenzen einer richtigen Selbſtſchätzung hinaus zu führen, und uns zu der mißfälligſten aller Prahlereien, der mit der Liebenswürdigkeit unſrer ganzen Perſon, zu verleiten, oder ſelbſt unſrer Ehrbegierde eine ganz falſche Richtung zu geben.

Denn nun kommt, drittens, noch der Umſtand hinzu, daß obgleich der Menſch in der Geſellſchaft nach ſeiner ganzen Perſon, nach Leib und Geiſte, geſehn und beurtheilet wird, ſeine Schätzung oder Vernachläßigung deſſen ungeachtet oft gerade von dem unerheblichſten ſeiner Verdienſte oder Fehler, oder nur von ſolchen abhängt, die zu erwerben oder abzulegen, durchaus nicht in ſeiner Gewalt ſteht. Eine angenehme Geſtalt, Leichtigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen des Körpers, eine wohlklingende Stimme, und ein gewiſſes Gemiſch von Dreiſtigkeit und Anſtand, hat ſchon manchen Menſchen, ohne ſonderliche Gabe der Unterhaltung, ohne Verſtand und Einſichten, und ohne geſellige Tugenden, zu einem ſehr aufgeſuchten Geſellſchafter gemacht. Dahingegen andre mit einem weniger günſtigem Aeußeren aber ſonſt mit allen Naturgaben und allen Kenntniß zu lehrreichen und angenehmen Geſprächen verſehn, von den Geſellſchaftskreiſen ihres Wohnorts vernachläßiget worden ſind. Wie viele Günſtlinge haben nicht, ſelbſt am Hofe und unter den Großen, — unter derjenigen Geſellſchaft, deren Beyfall am meiſten der Eitelkeit ſchmeichelt, ihr Emporkommen, einem eben ſo nichtswürdigen Talente, als Lüynes bey Ludwig dem dreyzehnten, *) oder eben ſo oberflächlichen und vergänglichen Annehmlichkeiten, als Sommerſet bey Jakob dem erſten **), zu danken?

Wer alſo gar keinen andern Maßſtab ſeines Werths kennt, oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an ſeinem Umgange findet: der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortrefflichen Menſchen lebt, von dem Streben nach den höchſten Endzwecken ſeiner Natur eher abgezogen, als zu demſelben ermuntert. Er lernt ſich ſelbſt wegen geringerer, von Natur und Glück ihm bloß geſchenkter Vorzüge, übermäßig ſchätzen, und die edleren, welche er ſich ſelbſt erwerben ſollte, — wahre Einſichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachläßigen.

---

*) Er konnte Dohlen ſo abrichten, daß ſie wie Stoßvögel auf kleinere Vögel ſtießen.

**) Er nahm den ſchwachen König bloß durch ſeine Jugend, Schönheit, und das Gewandte ſeiner Bewegungen ein. S. Humes Geſch. v. Engl. 47. Kap. zum J. 1613.

Im einſamen Leben darf der Ehrgeitz nicht eben unbeſchäftigt ſeyn: aber er nimmt andre Wendungen und verleitet zu andern Abwegen. Es giebt Menſchen von Geiſt und geſelligen Talenten, die, eben aus Stolz, ſich von dem Umgange beſonders der feinen und größern Welt zurückziehen: weil ihnen nirgends wohl iſt, wo ſie nicht die erſte Rolle ſpielen und herrſchen können; und weil ſie unter vielen, auch mit ihren Anſprüchen in der Geſellſchaft erſcheinenden Perſonen, weniger Aufmerkſamkeit und Bewunderung finden, als ſie zu verdienen glauben. Sie mögen an gar keinem Vergnügen Theil nehmen, als an dem, welches ſie ſelbſt in Vorſchlag gebracht haben; ſie ſchweigen lieber, als daß ſie einen Augenblick vor zerſtreuten Zuhörern reden ſollten; ſie leiden lieber in der Einſamkeit lange Weile, oder erniedrigen ſich zu Geſellſchaften, die an Geiſt und Sitten unter ihnen ſind, ehe ſie ſich gefallen ließen, unter der ihnen gleichen Claſſe, oder unter den Höhern, von denen ſie aufgeſucht werden, Achtung und Gefälligkeit eben ſo wohl zu beweiſen, als zu erhalten. Gewiß entſtand die mit dem Alter wachſende Miſanthropie Rouſſeaus aus dieſer Quelle. Seine Freunde ſollten ihn ſtets mit enthuſiaſtiſcher Hitze lieben. Er glaubte ſich durchaus verachtet, wo er nicht alles galt, — gehaßt und verfolgt, wo er nicht verehrt wurde. Und er wollte lieber durchaus von den Menſchen vergeſſen ſeyn, als unter ſolchen leben, welche nicht ſeinen Werth genau eben ſo beurtheilten, als er ſelbſt.

Eine andre Art der Einſamen, die am ſtillen und geräuſchloſen Leben wirklich Geſchmack findet, hat entweder einen gemäßigten Ehrgeitz und verlangt wenigſtens nicht eine tägliche Nahrung deſſelben, oder ſie opfert ihr Vergnügen ihrer Gemächlichkeit auf. Unter den erſten giebt es vortreffliche Menſchen, die treu ihrem Berufe obliegen, für ihr Hausweſen und ihre Familie mit kluger Wachſamkeit ſorgen, oder ſich in der Stille durch Wiſſenſchaften und Künſte ausbilden, ohne eine andere Erheiterung oder Belohnung zu verlangen, als das Vergnügen ſelbſt, welches ſie an ihren Beſchäftigungen, und an dem Umgange mit den Ihrigen und wenigen auserwählten Freunden finden. Umgekehrt werden hinwiederum dieſe Geſinnungen, wenn Anlagen dazu im Charakter vorhanden ſind, durch eine eingezogene, aber doch nicht unbeſchäftigte Lebensart geſtärkt. Indem ſie dem Menſchen die Gelegenheiten entzieht, wo er gegen den Reitz, von vielen Menſchen bewundert und gefeyert zu werden, empfindſam werden könnte, und ihm doch zugleich hinlänglichen Stoff zur Nahrung ſeines Geiſtes und zur Ausfüllung ſeiner Zeit darreicht: ſo erhält ſie ſein Gemüth in derjenigen glücklichen Ruhe und Mäßigung der Eitelkeit, wobey der Menſch ſeinen wahren Werth nicht verkennt, und doch nach dem Beyfalle in der Geſellſchaft wenig begierig iſt. Doch iſt es unläugbar, daß dieſe ruhigen und wenig eitlen Seelen, welche ſich die Einſamkeit ſo leicht gefallen laſſen, oft auch zugleich unthätig und arbeitſcheu ſind. Und das geſellige Leben hat unſtreitig, für Menſchen von geringeren Geiſtesfähigkeiten und trägerer Gleichgültigkeit gegen ihre eigene Vollkommenheit, das Verdienſt, daß es ſie durch einen heilſamen Zwang; ſich andern

Menſchen gefällig und angenehm zu machen, zu einer eigenen größeren Schätzung der von ihnen erreichbaren körperlichen und geiſtigen Vorzüge und zur freywilligen Bewerbung um dieſelben erwekt. Mancher Menſch lernt das weſentliche Gute ſelbſt erſt durch die Achtung lieben, welche die Welt demſelben bezeigt. Er bleibt kalt gegen Einſichten, Verdienſte und Tugenden, wenn er in einem einſamen Leben, weder die Kränkungen der Verachtung wegen ihrer Vernachläßigung erfährt, noch für die zu ihrer Erwerbung angewandte Mühe, durch die Achtung und Freundſchaft ſeiner Mitbürger, belohnt wird. Er würde aber vielleicht, wenn er ſich dem Urtheile anderer Menſchen und dem Einfluſſe ihres Betragens auf ihn, bey einem durch ſeine Lage ihm abgenöthigten Verkehr mit denſelben nicht hätte entziehen können, — erweckt durch den Stachel des Tadels und der Spötterey, oder gereizt durch das unerwartete Gelingen einiger Verſuche, ſich beliebt zu machen, — von ſeinem eigenen Werthe und von dem, was er noch werden könnte und ſollte, eine höhere Idee bekommen, und die Bemühung ſich auszubilden, die er anfangs nur um anderer willen übernahm, zuletzt aus eigenem Geſchmacke fortgeſetzt haben.

Bey einer dritten Claſſe von Einſamen iſt es eben ein brennender Ehrgeitz, welcher ſie von dem Umgange mit der Welt, ſo ſehr ſie auch von ihr gekannt und bewundert zu ſeyn wünſchen, zurückhält: aber es iſt ein Ehrgeitz, der dieſe Bewunderung nur von der Hervorbringung großer Geiſteswerke, oder von der zu einer gewiſſen Laufbahn nothwendigen Ausbildung einzelner Talente erwartet. In dem erſten Falle kann der Ehrgeitzige die Einſamkeit auf immer lieben, und immer in der Einſamkeit befriediget werden: weil er nur in ihr von einer Arbeit zur andern fortſchreiten, und immer neuen und immer größern Ruhm einerndten kann. Im zweyten betrachtet er ſie nur, als Vorbereitung zum geſchäftigen Leben, und gedenkt dereinſt aus ihr, — ausgerüſtet zu großen Thaten, oder berechtiget zu deſto ſchnelleren Fortſchritten auf der Bahn der Ehre, — in die Welt hervorzutreten, und ſeine Nebenbuhler und Freunde durch ſeine erlangten Vorzüge zu überraſchen.

So verſchwand Demoſthenes vor den Augen der Athenienſer, und ſuchte in Einöden und am Ufer des Meers die Fehler ſeiner Sprachwerkzeuge zu verbeſſern, und ſeine Redner-Talente durch unabläßige Arbeiten auszubilden, um dann auf immer als Redner und Staatsmann in der Verſammlung zu glänzen. So lebten mehrere Philoſophen des Alterthums viele Jahre, nicht bloß als einſame Weiſe, ſondern als Einſiedler: um entweder wirklich größere Einſichten durch weniger unterbrochenes Nachdenken zu erwerben, oder von ihren erworbenen Einſichten, durch die Aufopferungen, welche ſie ihnen gekoſtet hatten, eine größere Idee zu erwecken. Wenn in dieſem letztern Falle ſich marktſchreyeriſche Eitelkeit mit wiſſenſchaftlicher Ehrbegierde verband: ſo war letztere hingegen die reine Triebfeder, bey den Leibnitzen, Newtonen, und ſo vielen andern großen Gelehrten, die, obgleich in mannigfaltiger Verbindung mit der Welt, doch die meiſte und die ihnen angenehmſte Zeit auf ihren Stuben und unter ihren Büchern zubrachten, — mehr ergötzt durch die Idee eines unſterblichen Nachruhms und des Beyfalls der Weiſen aller Nationen, als durch die ſichtbare Wahrnehmung des höhern Ranges, den ihnen ihre Mitbürger in ihren Geſellſchaften wahrſcheinlich zugeſtanden hätten. Wenn der orientaliſche

Deſpot nicht anders die Meinung von ſeiner unendlichen Erhabenheit über ſeine Unterthanen zu erhalten wußte, als indem er ſich auf immer vor ihnen verbarg: ſo entzog ſich ſelbſt Perikles in einem Staate, wo die größte Gleichheit unter den Bürgern herrſchte, während ſeiner ganzen Verwaltung. allem andern Verkehr mit der Welt, als dem in der Volksverſammlung, und allen Gelegenheiten, ſich unter vielen Menſchen zu zeigen, außer wenn er bey großen Angelegenheiten und als Rathgeber ſeiner Republick unter ihnen hervortrat. Er entſagte, wie Plutarch ausdrücklich meldet, allen geſellſchaftlichen Vergnügungen: um nicht die große Idee, die er von ſich bey dem ganzen Volke, als öffentlicher Redner und Staatsmann, erweckt hatte, durch die Herablaſſung zu unerheblichen Aeußeruungen ſeines Geiſtes, oder zu Ausbrüchen einer leichten Fröhlichkeit zu ſchwächen. In dem Falle des Perikles ſind noch immer viele vorzügliche Gelehrte und Geſchäftsmänner, die, nachdem ſie durch ihre Geiſteswerke in irgend einem einzelnen Fache, oder durch ausgeführte große Unternehmungen in ihrem beſondern Berufe, eine hohe Achtung beym Publicum gegen ihre Talente veranlaßt haben, ſich ungerne unter den großen Hauſen gewöhnlicher Geſellſchaften miſchen: um nicht bey einem beſtändigen Umgange auch ihre ſchwächere Seite zu zeigen, oder von Weibern und Jünglingen nach dem kleinern Maaßſtabe geſellſchaftlicher Annehmlichkeiten beurtheilt zu werden, zu deren Erlangung ihnen vielleicht ihre großen Arbeiten für den Staat und die Wiſſenſchaften keine Zeit ließen.

Aber hier treffen wir auch auf den Abweg, zu welchem die Einſamkeit den Ehrgeitz und die Eitelkeit verleitet; — ſie vereiniget nämlich dieſe Leidenſchaften auf einen einzigen Punct, richtet ihr Beſtreben auf einen einzigen Gegenſtand, und auf eine einzige Art menſchlicher Werke und Vollkommenheiten. Der, welcher in der Einſamkeit, als Schriftſteller oder Geſchäftsmann, groß und berühmt wird, vernachläßiget größtentheils diejenigen Theile ſeiner Perſon und diejenigen Gaben ſeiner Natur, die er nicht zu ſeinen Abſichten unmittelbar braucht. Er kann ungebildet in ſeinem Aeußern, ſtörriſch und unfreundlich in ſeinem Betragen gegen andere, ſelbſt unklug und vorurtheilsvoll in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens bleiben, und doch ein Erfinder in den Wiſſenſchaften ſeyn und eine große Staatsunternehmung glücklich geleitet haben. Freilich iſt der Raum des menſchlichen Lebens und der Umfang menſchlicher Fähigkeiten zu klein, um alle Arten von Vollkommenheiten zugleich zu erwerben, — um in einer Sache groß zu werden und in allen übrigen wenigſtens leidlich und tadellos zu bleiben. Wem indeß ſeine geſchmeidige Natur oder die erweiterte Idee, welche er von dem wahren Werthe des Menſchen hat, große Arbeiten in einer Gattung, mit den kleinern Bemühungen, ſich in ſeiner ganzen Perſon auszubilden, zu vereinigen erlaubt: der findet nirgends eine beſſere Schule dazu, als im geſellſchaftlichen Leben, wo man, um zu gefallen, vergeſſen muß, was man in ſeinem Cabinet, in der Rathsſtube, oder im Studirzimmer bedeutet.

Ich ſetze noch einen fünften Einfluß der Geſellſchaft auf die Eitelkeit und den Stolz hinzu, — den Einfluß nähmlich auf diejenigen Arten von beyden, die ſich auf Geburt, Stand und Rang beziehen.

Der Stolz des Adligen wird nicht immer durch ſeinen Umgang am Hofe und mit den

Geſellſchaften ſeines Standes in großen Städten vermehrt: aber ſeine Eitelkeit wird mehr befriediget; er empfindet ſeinen Vorzug vor ſeinen unadeligen Mitbürgern lebhafter, und iſt mehr geneigt, ſie denſelben, wenn ſie ihm in den Weg kommen, fühlen zu laſſen. Er wird nicht immer durch den Aufenthalt auf ſeinem einſamen Landſchloſſe demüthiger und beſcheidner: aber er iſt bereitwilliger, den wohlerzogenen Bürgerlichen, als ſeinen Geſellſchafter, aufzunehmen, und ſcheint die Ungleichheit des Standes zwiſchen dieſem und ihm weniger gewahr zu werden.

Zwey Erfahrungen ſind ziemlich allgemein: die erſte, daß da, wo viele Große des Landes zuſammen kommen, und ſogar unter den Augen des Fürſten leben, jeder einzelne Adelige etwas von ſeiner Wichtigkeit verliert, und der vornehme Mann, gewöhnt noch Größere über ſich zu ſehen, und eben ſo oft genöthiget, ſich vor den Einen zu demüthigen, als veranlaßt ſich über die Andern zu erheben, endlich ſelbſt ſeine Begriffe und Grundſätze über ſeine vermeinte Hoheit etwas herabſtimmt. Eine zweyte, daß viele Adelige ihrem bürgerlichen Freunde, den ſie auf dem Lande, oder wo ſie ſonſt mit ihm allein waren, mit einer Art von Vertraulichkeit und Herzlichkeit empfingen, dann mit Kälte und Zurückhaltung begegnen, wenn ſie auf ihn, in einer zahlreichen Geſellſchaft ihres Gleichen oder Höherer, ſtoßen.

Auf der andern Seite findet ſich, daß Niemand eine höhere Idee vom Adel und von dem Abſtande zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande hat, als der Landjunker, der nie von ſeiner Hufe gekommen iſt: weil hier nichts ſeine mit der Muttermilch eingeſogene Vorurtheile geſtört, und alles ſeine Erhabenheit und Oberherrſchaft angekündigt hat. Und doch iſt es wahr: daß der Adel, in kleine Städte oder auf dem Lande zerſtreut, den Bürgerlichen weit eher in ſeinen Umgang zieht und ihn weit mehr als ſeines Gleichen behandelt, als wenn er ſich in die großen Städte oder an Höfen geſammelt hat. Oft wird ein vornehmer Mann, der in einer großen Stadt im Winter ein Haus macht, einen Kaufmann oder Gelehrten, der neben ihm wohnt, und dem er eine Gefälligkeit erzeigen will, nicht an ſeine täglich mit Gäſten angefüllte Tafel, ſondern für den nächſten Sommer aufs Land zu ſich einladen.

Die Urſache dieſes anſcheinenden Widerſpruches iſt, daß, in jeder Lage des Menſchen, ſein Betragen durch zwey Sachen, ſeine Grundſätze und ſeine Gefühle, beſtimmt wird; und daß beyde durch dieſe Lage nicht immer auf gleiche Weiſe gemodelt werden.

Der einſame Adlige kann aus Grundſatz ſeinen Rang ſehr hoch ſchätzen: aber er entbehrt des Vergnügens der Geſellſchaft; und er iſt zugleich von der Schaam frey, welche ihm die Verbindung mit Niedrigern, wenn ſie von Perſonen ſeines Standes wahrgenommen wird, ablockt. Er überläßt ſich alſo bereitwillig den natürlichen Eindrücken, welchen die ihm wohlgefälligen Eigenſchaften unadeliger Bekannten auf ihn machen. Wenn eben derſelbe in der großen adligen Welt lebt, ſo können von der einen Seite ſeine Begriffe berichtiget und ſeine Denkungsart erweitert werden: aber er iſt zugleich durch die Geſellſchaften ſeines Gleichen vollkommen befriediget; er hat keines Bürgers zu ſeiner Unterhaltung nöthig; und er findet ſich zugleich in Verlegenheit, wenn er, geſehen und beobachtet von vielen Großen, doch den Kleinen oder Mittelmann als ſeinen Freund aufnehmen ſoll. Dazu kommt, daß, in allen Verſammlungen, die Leidenſchaft jedes Mitgliedes durch die Sympathie der Uebrigen erhöht wird. Wo viele bey einander ſind, welche gleich denken: da glaubt jeder deſto feſter, daß ſeine Meinung die wahre ſey. Daher kommt es, daß wenn der Adelige in großen Städten und an Höfen oft richtiger über ſeinen Rang und deſſen Werth räſonnirt, er doch zugleich ſich ſtolzer gegen ſeine Mitbürger betragen kann. Seine Begriffe werden nach und nach durch die Geſpräche, welche er anhört, durch die Bücher, welche er lieſt, und durch ſein eignes Nachdenken gebildet: und er hat in jener Lage mehr, als in der Einſamkeit des Landlebens, Gelegenheit, mit vorurtheilsfreyen Männern zu ſprechen, gute Bücher über die Materien des Adels kennen zu lernen, und ſelbſt das Unrichtige ſeiner ererbten Vorſtellungen von Range und Geburt, durch Beobachtung einer größern Welt, wahrzunehmen. Sein jedesmahliges Betragen hingegen wird durch ſeine Gefühle beſtimmt: und dieſe ſind, wenn er in den Geſellſchaften der Vornehmen ſeinen Freund von geringerm Stande findet, — einmahl, daß ſeine Aufmerkſamkeit unwillkührlich von jenen mehr als von dieſem angezogen wird; zum andern, daß er ſich vor dem ungünſtigen Urtheile der erſtern fürchtet. Der erſte Umſtand macht, daß er ſeinen Freund vernachläßiget, ohne es gewahr zu werden und ohne es zu wollen; der zweyte, daß er ſich vorſätzlich nach Vorurtheilen, die er für ſeine Perſon vielleicht abgelegt hat, für jetzt in ſeinem Betragen richtet.

Der Adel iſt nicht der einzige Stand, deſſen Stolz wächſt, ſo wie er in größerer Anzahl bey einander iſt. Auch die Claſſe der Gelehrten iſt, auf Univerſitäten, die der Kaufleute, in Handelsſtädten, jede da, wo ſie die vornehmſte Geſellſchaft und die herrſchende Partei ausmacht, anmaßlicher und von ihren Vorzügen über andere Bürgerclaſſen mehr als anderswo eingenommen. Es liegt in der Natur des Menſchen, daß er ſeine Wichtigkeit mehr fühlt, daß er dreiſter und alſo zur Aeußerung ſeines Stolzes mehr geneigt iſt, wenn er von vielen Perſonen gleichen Standes und gleicher Anſprüche umgeben iſt, welche die ſeinigen unterſtützen und vertheidigen helfen.

Dritte Haupttugend: Mäßigung.

Dieß Wort brauchen wir, um das Griechiſche σωφροσύνη, zu überſetzen, weil es uns an einem eigenthümlichern für den Begriff: geſunder Sinn, oder Geſundheit der Seele, welchen eigentlich dieſes Wort bezeichnet, fehlt. In der That iſt dieſes glückliche Gleichgewicht, oder dieſes regelmäßige Verhältniß zwiſchen allen Neigungen und Triebfedern der Seele und ihre gemeinſchaftliche Unterordnung unter die Vernunft, worin die Tugend der Sophroſyne, im Sinne der Griechiſchen Weltweiſen, beſteht, ein Zuſtand des Gemüths, welcher mit der Geſundheit des Körpers die größte Aehnlichkeit hat. Denn auch dieſe hängt von der Harmonie in den Bewegungen der verſchiedenen Säfte, und von der gemeinſchaftlichen Unterordnung derſelben unter die beyden großen Triebfedern des thieriſchen Lebens, das Gehirn und das Herz, ab. — Aber dieſe Geſundheit der Seele wird durch nichts ſo deutlich wahrgenommen, als durch die von Menſchen bewieſene Mäßigung derjenigen Begierden und Leidenſchaften, welche bey den Meiſten ausſchweifend zu ſeyn pflegen. Die Kälte des Temperaments kann einige derſelben ſchwächen, aber nur die Vernunft kann ſie alle im Zaume, und doch dabey den Menſchen ſin der nöthigen Thätigkeit erhalten. Wenn alſo auch das Wort Mäßigung nicht den ganzen Begriff der Griechiſchen Weiſen erſchöpft: ſo drückt es doch den beträchtlichſten, und für die Sittenlehre wichtigſten Theil der dadurch bezeichneten Tugend aus, d. h. denjenigen, welcher ſich durch Reden und Handlungen zeigt.

Von der Mäßigung iſt die Mäßigkeit, wie die Art, von der Gattung, verſchieden. Aber ſie iſt eine der wichtigſten Arten derſelben: weil ſie die Mäßigung des Triebes nach ſinnlichem Vergnügen, des ſtärkſten in der thieriſchen Natur, iſt; — die Mäßigung im Genuſſe der Nahrungsmittel, deren wir täglich bedürfen, in der Befriedigung der Geſchlechtsluſt und ſolcher körperlichen Reitze, welche am meiſten verführeriſch ſind, und am öfteſten wiederkehren. Sie iſt überdieß wichtig, weil die entgegenſtehende Unmäßigkeit Geſundheit und Sittlichkeit am unmittelbarſten und am ſchnellſten zerſtört.

Auf den erſten Blick ſcheint Einſamkeit mit der Mäßigung verwandt, und Geſellſchaft ihr gefährlich zu ſeyn. Denn was könnte dem Menſchen die erſte erträglich machen, wenn er eine ausſchweifende Begierde nach Schimmer und Genuß hätte, die nur in der Geſellſchaft gefunden werden können? Und was iſt der große Hang zur Geſelligkeit anders, als die Begierde nach allen Freuden des Lebens zuſammen genommen, — von den niedrigen Vergnügungen des Gaumens an bis zu den höchſten des Verſtandes und Herzens? Allerdings findet man auch, in der Regel, die Mahlzeiten der eingezogen lebenden Menſchen frugal, die der geſellſchaftlichen üppig; die Zimmer der erſten einfach ausgeziert, die der Andern ſchimmernd und modiſch; ſo die ganze Haushaltung jener mehr für die bloßen Bedürfniſſe, die Haushaltung dieſer zugleich für den Luxus und das Vergnügen eingerichtet.

Es iſt freylich, um von der einfachſten Gattung der Mäßigkeit anzufangen, leichter, ſich bey ſeiner Hausmannskoſt, als bey ſchwelgeriſchen Tafeln, vor dem Uebermaße im Eſſen und Trinken zu hüten. Es iſt ſchon eine ſeltene und Allen verächtliche Lüſternheit, wenn ein Menſch für ſich allein viele ausgeſuchte, leckere

Schüſſeln zu feinen Mahlzeiten bereiten läßt, ohne den Kitzel des Gaumens durch das Vergnügen des Geſpräches zu veredeln. Es iſt ein ungewöhnlicher und ekelhafter Grad der Völlerey, wenn ein Menſch, wie man mit einem gemeinen Ausdrucke ſagt, ſich auf ſeine Hand betrinkt. Aber der geſellſchaftliche Schmaus kann auch den Mäßigen verführen; und in dem, unter einem fröhlichen Kreiſe herumgehenden, Becher kann auch der Feind der Trunkenheit ſich berauſchen. Eben ſo iſt die Keuſchheit des Jünglings und die Treue des Ehemanns mehr geſichert, wenn beyde in einem eingezogenen Leben weniger von ſchönen Weibern gereitzt, und von ſittenloſen Männern verführt werden, als wenn ſie, im Umgange mit der feinern Welt, viele Gegenſtände der Begierde in der Nähe ſehen, und mit vielen Gehülfen und Beförderern der Ausſchweifung in Vertraulichkeit kommen. So iſt es, wie ich ſchon oben gezeigt habe, mit der Liebe zum Luxus, ſo mit den allgemeinern und die Welt mehr im Ganzen beherrſchenden Leidenſchaften des Ehrgeitzes und des Eigennutzes.

Entweder entſpringt bey einem Menſchen die Liebe zur Häuslichkeit, und eine gewiſſe Ruhe des Gemüths aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, — aus einer Organiſation, welche die ſinnlichen Reitze ſchwächt, oder aus einem Gemüthszuſtande, welcher dieſelben unterdrückt oder im Zaume hält. Die Einſamkeit macht dieſe Menſchen nicht gemäßigt: aber ſie liebten deßwegen die Einſamkeit, und waren gegen die geſelligen Freuden gleichgültiger, weil ſie von kälterem Temperamente, von weniger Anlagen zu heftigen Leidenſchaften, oder von ſtärkerer Vernunft waren; — kurz weil ſie die Mäßigung, die Sophrosyne, als Naturanlage, oder als ſittliche Tugend, beſaßen. Zuweilen aber kann auch die Einſamkeit, als eigentliches Hülfsmittel zur Erlangung dieſer Tugend, zur Ertödtung der Begierden, zur Wiederherſtellung des in der Seele geſtörten Gleichgewichts und zur Befeſtigung der Vernunftherrſchaft dienen.

Zuerſt kann ſie als bloße Entwöhnung, als Entfernung von den Gelegenheiten, unmäßige Begierden zu befriedigen, als äußere Stille, — anfangs als Zwang, zuletzt als Gewohnheit, — zur Beruhigung des Gemüths und der Leidenſchaften wirken. Auf keine ſicherere Art kann eine ſchwärmeriſche Liebe gegen eine Perſon des andern Geſchlechts geheilt werden, als wenn man ſich gänzlich von ihr entfernt, ſeinen Wohnort und ſeine ganze Lage verändert. Auf gleiche Weiſe wird die unmäßige Liebe der Welt und ihrer Freuden, die übertriebne Achtung gegen die Gunſt der Großen, der ausſchweifende Hang zum Prunk oder zum Wohlleben, zu den Eitelkeiten oder zu den Ergetzlichkeiten des Lebens bey vielen Menſchen nicht anders gehoben, als wenn ſie eine geraume Zeit, in der Einſamkeit, aller dieſer Lieblings-Gegenſtände entbehren, und ſelbſt die Bemühung darnach aufgeben müſſen. Sie ſind alsdann genöthiget, Zufriedenheit oder Unterhaltung in ſich ſelbſt aufzuſuchen. Und wenn ſie dieſer Hülfsquellen nicht ganz beraubt ſind, wenn ſie einige Kenntniſſe, etwas Liebe zur Natur, einige Anlagen zur Freundſchaft und eine Geſchicklichkeit zu irgend einer Arbeit haben: ſo lernen ſie anfangs dieſelben aus Noth brauchen, und endigen vielleicht damit, ſie zu lieben und wirklich höher zu ſchätzen, als jene geräuſchvollere Vergnügungen, die ſie verlaſſen haben, oder von denen ſie verlaſſen worden ſind. So iſt ſelbſt die Gefangenſchaft und das Exil manchem Menſchen, zu ſeiner Gemüthsruhe und Zufriedenheit, auf ſeine übrige

Lebenszeit nützlich geweſen. Die Entbehrung eingebildeter Güter brachte ſie zu den reellen, die Einſchränkung zur Einfachheit, die Einſamkeit zur Selbſtbeſchäftigung, das Freudenleere ihres Zuſtandes zur Arbeitſamkeit, — der ergiebigſten und aushaltendſten Quelle der Zufriedenheit des Menſchen.

Zum Andern kann aber auch die Einſamkeit einen ſanftern und gefälligern Einfluß auf die Mäßigung der Begierden äußern: indem ſie dem Menſchen die zum Nachdenken nöthige Muße und Stille verſchafft, indem ſie die Spuren der im Geräuſche erloſchenen Grundſätze der jugendlichen Erziehung wieder auffriſcht; indem ſie ihm in Selbſtgeſprächen, zu welchen nur ſie die Anleitung giebt, die Dinge in einem neuen Lichte ſehen läßt, und die Schätzung ihres Werths, welcher in der Geſellſchaft ſo ſehr von den Meinungen der Welt abhängt, mehr durch die natürlichen und eigenthümlichen Eindrücke derſelben auf ihn ſelbſt, beſtimmen läßt.

Zeigt uns nicht die Geſchichte ſo manchen im männlichen Alter nur nach Sieg und Herrſchaft dürſtenden Helden, ſo manchen im Labyrinthe politiſcher Intrigen mit raſtloſem Ehrgeitz ſich umhertreibenden Staatsmann, welcher, am Abende ſeines Lebens, auf ſeinem Landſitze, unter ſeinen Hausgenoſſen und ländlichen Nachbarn, alle jene ihn ſonſt berauſchenden Gegenſtände ſeiner Begierden nicht nur vergißt, ſondern auch verachtet, und ſie gern und willig, gegen das Vergnügen einen Baum zu pflanzen und deſſen Gedeihen zu beobachten, ein neues Stück Acker umzupflügen, und davon die erſte Aernte zu halten, oder gegen das noch höhere, — gegen die Meditation und das Geſpräch über die Irrthümer ſeines vorigen Lebens, vertauſcht?

Wenn im Durchſchnitte die, mit den Wiſſenſchaften anhaltend und ernſthaft ſich beſchäftigenden, Männer gemeiniglich in ihren Wünſchen beſcheidne und in ihren Genüſſen mäßige und ſelbſt enthaltſame Männer ſind: ſo kommt dieß zwar zum Theil von der Natur ihrer Arbeit, welche ſie ſo ſtark an ſich zieht, daß ſie aller andern Dinge darüber vergeſſen; zuweilen iſt es auch die glückliche Frucht ihrer Unterſuchungen ſelbſt: aber zum Theile iſt es auch die Wirkung der Einſamkeit, in welcher ſie mehr, als Leute von andern Arten des Berufs, leben.

Der Inſtinct und die Sinnlichkeit kann ſie wie andere Menſchen reizen, aber die bloße Nachahmung kann ihnen nicht ſo leicht an Vergnügungen Geſchmack beybringen, zu welchen ſie keine natürliche Neigung haben, noch ſie mit Leidenſchaften anſtecken, wovon der Saame nicht in ihnen ſelbſt liegt.

Dieſe Wirkſamkeit eines eingezogenen Lebens, zur Mäßigung der Begierden, wird durch eine Erfahrung aus der Erziehungskunde beſtätigt. Es iſt gewiß, daß die Gewohnheit voriger Zeiten, die Jugend, ſelbſt die aus den vornehmſten und reichſten Ständen, von der Theilnahme an der größern Geſellſchaft länger zurückzuhalten, ihre Sitten unſchuldiger und ihr ganzes Betragen anſpruchloſer und einfacher erhielt: dahingegen in unſern Zeiten, bey den Söhnen der Begüterten und Großen, Stolz und Liebe, Sinnenluſt und Eitelkeit, und alle Leidenſchaften der Erwachſenen ſo frühzeitig, in den Geſellſchaften, in die man ſie einführt, gereizt und genährt werden; daß es kein Wunder iſt, wenn ſie, bey ihrer noch ſchwächern Vernunft, den Verſuchungen leichter unterliegen, und in ihre reifen Jahre auch ſchon völlig reife, und für ihre Beherrſchung zu ſtarke Begierden bringen.

Der vernünftige Erzieher muß ſich allerdings nach dem Temperamente ſeines Zöglings richten. Er wird den zu kalten, für das geſellige Vergnügen zu wenig empfindſamen, für die Ruhe oder für die einſame Stuben-Arbeit zu ſehr eingenommenen jungen Menſchen gern in Geſellſchaften führen, wo ſeine Leidenſchaften etwas gereizt werden, ſeine Neigung zum andern Geſchlecht und mit derſelben ſeine Begierde zu gefallen ein wenig erweckt wird, und wo die Bildung ſeines Geiſtes auch eine äußere Richtung auf die Vervollkommung ſeines Anſtandes, auf die mündliche angenehme Mittheilung ſeiner Gedanken und auf alle im Umgange ſichtbaren äußern Vorzüge ſeiner Perſon bekommt.

Der feurige Jüngling hingegen, bey dem alle Keime der Leidenſchaften frühzeitig zum Vorſcheine kommen, der einen natürlich guten Anſtand hat, dem es in der Geſellſchaft und beſonders unter artigen Mädchen ſehr wohlgefällt, der lieber ſeine ſchon erlangte Weisheit auskramt, als neue erwirbt, kurz der in den

Vergnügungen der Geſellſchaft ſich zu berauſchen Anlage hat, wird ein beſſerer, ein einſichtsvollerer und in der Zukunft ein glücklicherer Mann werden, wenn er ſeine Jugend unter ernſthaften Leuten, in ſeinen Lehrſtunden, bloß in der Geſellſchaft ſeiner Familie oder weniger Hausfreunde, verlebt hat, als wenn er ſchon vor erlangter Reife des Verſtandes und Alters in die große Welt wäre eingeführt, und, wie es ſo oft geſchieht, zur Ueppigkeit und Eitelkeit in die Schule geſchickt worden, um feine Sitten zu lernen.

So zeigt ſich, wie ich gleich Anfangs geſagt habe, die Sache beym erſten Anblicke: und ſo iſt ſie in der That nach der Regel und in den meiſten Fällen. Aber es giebt Ausnahmen, welche ſich nur dem genauern Beobachter bey längerer Unterſuchung zeigen: und es iſt billig dieſe nicht zu übergehen, weil ſie erſt den ſittlichen Einfluß der beyden Sachen, von welchen unſere ganze Abhandlung redet, auf die Tugend der Mäßigung, vollſtändig darſtellen.

Es giebt unter den, in der größten Geſellſchaft lebenden, zwiſchen Zerſtreuungen und Geſchäften unaufhörlich getheilten Menſchen, Perſonen von ſehr ruhigem und gelaſſenem Geiſte; ſolche, die an allen Vergnügungen der Welt Theil nehmen, ohne ſich in einer zu berauſchen, — deren Ehrgeitz befriedigt wird, ohne daß ſie ſtolz werden, und die ihrer Vernunft, mitten im Tumulte der Sinne und bey einer großen Exaltation ihrer Einbildungskraft, doch die Herrſchaft zu erhalten wiſſen.

Es giebt hingegen Einſame, die ſehr ausſchweifend leben: und eine ſelbſtgewählte, weder durch Pflicht noch die Umſtände dem Menſchen aufgelegte Einſamkeit, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, oft nur ein Schlupfwinkel, den er ſucht, um die unſittliche Befriedigung ſeiner Lüſte vor den Augen der Welt zu verbergen.

Die, welche von Jugend auf an den reichſten Tafeln geſeſſen haben, ſind oft gerade die frugalſten und nüchternſten in dem, was ſie davon genießen.

Völlerey und ein unglaublicher Aufwand in Speiſen und Getränken hat weit mehr im Mittelalter, bey den Großen, die einſam auf ihren Schlöſſern lebten, geherrſcht, als wir beydes jetzt bey eben dieſer Claſſe finden, wenn ſie, an

Höfen verſammelt, der geſelligen Freuden täglich genießt.

Sinnlichkeit und Zorn erreichen einen weit höhern Grad bey Wilden, die in Einöden leben, als bey geſitteten Völkern, die ſich in Städten und Dörfern vereinigen — einen größeren in rohen Zeitaltern, wo jede Familie ſich in ſich ſelbſt verſchließt, als in verfeinerten, wo das Bedürfniß des Umganges die in ihrer Lage entfernteſten Menſchen zuſammenbringt.

Die Mäßigung der Begierden hängt großen Theils von der Ausbildung des Geiſtes ab: und die Geſelligkeit iſt eins der wirkſamſten Mittel, dieſe Ausbildung da, wo ſie noch fehlt, herbeyzuführen.

Endlich kann die Selbſtherrſchaft nur in dem Verkehr mit Menſchen und auf dem Schauplatze der thätigen Welt auf die Probe geſetzt werden: und ſie iſt noch nicht wohl befeſtiget, wenn ſie bloß von der äußeren Unmöglichkeit auszuſchweifen abhängt.

Es iſt nicht ſchwer, dieſe einzelnen Erfahrungen mit den vorhergehenden allgemeinen Grundſätzen zu vereinigen.

Erſtlich: es liegt bey allen Zuſtänden des Menſchen und ihrer Wirkſamkeit auf ſein Gemüth, ein großer Unterſchied darin, ob ſie ihm auf eine natürliche und ruhige Art zu Theile geworden ſind, oder ob er ſie geſucht und gleichſam erzwungen hat; — ob er im Streben nach den Vortheilen derſelben, oder in deren vollem Beſitze iſt. Das Gemüth des Menſchen iſt, bey allen großen Veränderungen ſeiner Lage, heftigen Stürmen ausgeſetzt: es bleibt hingegen in einem der Tugend der Mäßigung günſtigen Gleichgewicht, wenn ſeine alte Lage fortdauert, oder die neue, durch eine Reihe von ihm nicht veranlaßter Begebenheiten, allmählig herbeygeführt worden iſt. Im erſten Falle herrſchten entweder ſchon gewiſſe Leidenſchaften von je her bey dem Menſchen, und ſie waren es eben, welche ihn mit ſeinem bisherigen Beſitzſtande, in Anſehung ſeines Glücks, ſeiner Ehre, oder ſeines Vergnügens unzufrieden, und nach neuen Erwerbungen begierig machten; oder ſie wurden erſt durch die ganz ungewohnte Anſicht der Dinge, unter welche er ſich auf einmahl verſetzt fand, durch die Lebhaftigkeit ſolcher Empfindungen, die von ſeinen bisherigen abſtachen, und durch den natürlichen Reitz, den ein erſter auf der Bahn des Glücks gelungner Schritt giebt, neue Fortſchritte zu begehren, erregt. Im zweyten Falle blieben ſeine ſinnlichen Gefühle und Triebe, in demſelben Verhältniſſe unter einander und gegen die ſittlichen Grundſätze, welche Natur, Erziehung und Nachdenken ihnen gegeben hatten: oder ſie veränderten ſich ſo unvermerkt mit ſeinen Umſtänden zugleich, daß die Vernunft zu keiner Zeit ihren einmahl erlangten Einfluß über ſie verlor.

Ein Menſch, der durch die Geburt oder ſeine Schickſale von ſelbſt in die große Welt hineingeworfen wird, und ſeine Familie in allen den Verbindungen, in allem dem Wohlſtande und Anſehn, gefunden hat, die er nur zu erhalten braucht, wird durch das Geräuſchvolle zahlreicher Geſellſchaften weniger betäubt, durch den Schimmer des Luxus weniger geblendet, und durch die damit verbundnen ſinnlichen Genüſſe weniger berauſcht, als der emporgekommne Neuling, der erſt in dieſe Geſellſchaften durch Glück oder Verdienſt eindringt, an dieſem Glanze zum erſten Mahle Theil nimmt, und hier ihm zuvor unbekannte Vergnügungen kennen lernt. Jener macht vielleicht alles mit, was zu dem bey ſeinem Stande eingeführten Wohlleben oder Luxus gehört, ohne eben ſonderlichen Geſchmack daran zu finden, und ſtrebt nach allem, wozu er nach ſeiner Lage Ausſichten und worauf er Anſprüche hat, ohne einen großen Werth darauf zu legen. Dieſer würde nie ſo eifrig daran gearbeitet haben, die neue Stufe des Glücks zu erſteigen, wenn er nicht, auf ihr, große Vortheile zu finden ſich verſprochen hätte: und nachdem er ſie erreicht hat, miſcht ſich, wenigſtens anfangs, zu dem Angenehmen der neuen Eindrücke das Vergnügen über das Gelingen ſeines Beſtrebens. Es iſt natürlich, daß ſein Gemüth, während dieſes erſten Zeitraums, Mühe hat, ſich zu ſammeln, und daß es dem Einfluſſe mehrerer Leidenſchaften, als ſonſt, ausgeſetzt iſt. Und ſelbſt, nachdem der in die Welt ſo ſpät Eingeführte von dem erſtern Rauſche nüchtern geworden iſt, bleibt ſein Gemüth in einer größern Bewegung, als bey dem vorhanden iſt, der immer in derſelben gelebt hat. Da der erſtere in ihr immer nur einen wankenden und unſichern Standpunct findet: ſo iſt er genöthigt, ihn durch emſigere Bemühungen zu gefallen und durch mehr hervorleuchtende Verdienſte, als dieſer nöthig hat, zu befeſtigen. Er iſt überdieß gemeiniglich, da er einmahl im Emporſteigen iſt, mit den neuerlich errungenen Vortheilen ſo wenig zufrieden, als er es mit ſeinem urſprünglichen Zuſtande war, und ſtrebt von neuem nach höherem Anſehen und nach ausgebreitetern und glänzendern Verbindungen. Kummer und Begierde alſo, eine gewiſſe Verlegenheit, wie er ſich in ſeiner Lage aufrecht erhalten ſoll, und eine erneuerte Anſtrengung noch weiter vorwärts zu kommen, giebt mannigfaltigen mit einander ſtreitenden Leidenſchaften einen großen Spielraum, und muß alſo die Tugend der Mäßigung, von der wir reden, ſehr ſchwer machen.

Ein faſt gleicher Unterſchied findet ſich zwiſchen dem, welcher in eingeſchränkten geſelligen Verhältniſſen gebohren und erzogen, durch ſeine Glücksumſtände, ſeine Studien und ſeinen Beruf zu einem eingezogenen Leben genöthiget, in demſelben ſeine Tage ruhig zubringt, und zwiſchen dem, der ſich mit Gewalt aus allen ſeinen Verbindungen herausreißt, und, im Widerſpruche mit den Meinungen und Forderungen der Welt, mit den Wünſchen und Hofnungen der Seinigen und ſelbſt mit ſeinen eigenen,

ehema

ehemaligen Entwürfen und Ausſichten ſich, aus dem geſelligen und thätigen Leben, in die Einſamkeit verſetzt. Der erſte iſt in ſeinem natürlichen und alſo in einem ruhigen Zuſtande; er wird wahrſcheinlich als ein arbeitſamer, zufriedener und genügſamer Mann, unter wenigen Freunden, glücklich und in der Stille nützlich ſeyn. Bey dem Andern, liegt entweder eine überſpannte Einbildungskraft und eine gewiſſe Schwärmerey, wie dieß bey ſo vielen Großen, welche Einſiedler wurden, der Fall war zum Grunde; oder er hat durch erlittene Kränkungen und fehlgeſchlagene Erwartungen, einen Haß gegen die Menſchen bekommen; oder er verträgt ſich endlich, wegen der Seltſamkeit ſeines Charakters und des Ausſchweifenden ſeiner Denkungs- und Handlungsweiſe, mit ſo wenigen Menſchen, daß weder er der größern Geſellſchaft, noch ſie ihm gefallen kann. In allen dieſen Fällen kann er durch die Einſamkeit weder ruhig noch gemäßigten Geiſtes werden; er bringt entweder ſeine Schwärmerey, ſeinen Ehrgeitz, ſeine Miſanthropie und die Unregelmäßigkeiten ſeines Charakters mit in die Einſamkeit, und ſucht hier ſeine Leidenſchaften, wenn er ſie nicht auf die gewöhnliche Weiſe, wie alle andere Menſchen, durch geſelliges Vergnügen und Ehre befriedigen kann, auf unnatürliche Weiſe zu ſättigen. Oder die Entbehrungen und die Leere der Einſamkeit, auf die er nicht gefaßt iſt, und auf die er nie zuvor einen Erſatz vorbereitet hatte, erwecken in ihm ſelbſt Begierden, die er zuvor nicht kannte, und veranlaſſen ihn, im Trunke oder in der Wolluſt, Hülfsmittel gegen die lange Weile und die Reue zu ſuchen.

Jeder Menſch, der ſeinem Schickſale gehorcht, demſelben nachgeht, es, ſo viel er kann, durch eine vollkommenere Ausbildung ſeiner Perſon und durch nützliche Arbeitſamkeit, verbeſſert, ohne ſchnelle Veränderungen in demſelben weder zu erleiden, noch ſelbſt zu ſuchen, iſt meiſtens ſelbſt gemäßigten Geiſtes und ruhigen Herzens, er mag in der großen Welt, oder in der Einſamkeit leben. Wer ſich hingegen, den äußern Umſtänden zum Trotze, ſeine Bahn ſelbſt vorzeichnen will, wer verwirft, was ihm angebothen wird, und nach dem ſtrebt, was ihm ſeine Lage verſagt, iſt heftig, ſtürmiſch, voll Zorn oder ſinnlicher Begierde, in einer Einöde, wie am Hofe.

Ein zweyter der Tugend der Mäßigung im geſelligen Leben günſtiger Umſtand iſt: daß das nil admirari, (über nichts erſtaunen) ſie ausnehmend befördert, und daß dieſes viel leichter iſt, wenn man alles, oder ſehr vieles von dem, was der große Hauſe für bewunderns- oder wünſchenswürdig hält, kennen gelernt hat, als wenn man ein Neuling in den Erſcheinungen und Wegen der Welt iſt. Der Weltmann gelangt freylich zu dieſer Ruhe erſt durch Stürme. Aber er gelangt doch dazu, wenn er Vernunft und Männlichkeit im Charakter hat. Der unerfahrne Einſame hingegen bleibt der Gefahr, von ungewohnten Eindrücken überraſcht, und durch Reize oder Schreckbilder, die ſich ihm in einer täuſchenden Vergrößerung darſtellen, in ſeiner Gemüthsruhe geſtört zu werden, auf immer ausgeſetzt.

So wie Salomo, ſehen die meiſten Menſchen die Eitelkeit aller menſchlichen Freuden nie vollkommner ein, als nach dem ſie ſie alle genoſſen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verſchwindet, wenn man lange an Höfen gelebt, und in den Geſellſchaften der Vornehmſten des Landes einen vertraulichen Zutritt gehabt hat. Wenn man von Putze und Schimmer und den Werken der für den Luxus arbeitenden Künſte, täglich umgeben iſt: ſo wird man gegen dieſen doch am Ende ſehr einförmigen Genuß gleichgültig, und lernet die allein nie veraltenden Güter, — das Vergnügen eines geiſtreichen Geſpräches, oder eines vertraulichen und zwangloſen Umganges — deſto mehr ſchätzen. Kein Wunder, daß man oft die Fürſten, deren Geſchmack durch alle Verfeinerungen der Kochkunſt verwöhnt zu ſeyn ſcheint, ſich mit vorzüglichem Vergnügen an trocknem Brodte, oder an bäueriſchen Gerichten ſättigen, und ſich gewöhnlich mit wenigen und einfachen Speiſen begnügen ſieht: da der gemeine Mann hingegen, wenn er in ſeltenern Fällen zu wohlbeſetzten Tafeln kommt, ſich ſelten vor einer Unverdaulichkeit hüten kann.

In der That würde der Unterſchied zwiſchen dem Reellen und dem Scheinbaren, zwiſchen dem Sinnlichen und Geiſtigen in den menſchlichen Vergnügungen, ohne Grund angenommen werden, wenn er ſich nicht durch die Erfahrung bewährte. Die Ueberzeugung, welche aus dieſer entſteht, iſt weit ſtärker, und wirkt beſonders weit mehr auf die Sittlichkeit des Menſchen, als die, welche bloß aus theoretiſchen Beweiſen herkomme. Um aber zu dieſer Erfahrung zu gelangen, muß man beyde Arten des Vergnügens genoſſen haben: und das geſellſchaftliche Leben biethet dazu weit mehr Gelegenheit an, als das einſame.

Im Umgange, beſonders im ausgebreitetern Umgange mit der größern Welt, iſt beydes mit einander vereinigt — Täuſchung und Wahrheit, Ueppigkeit und geiſtiger Genuß, Verſtand, Wiſſenſchaft, Freundſchaft. Selbſt Beweiſe von edelmüthiger Tugend ſind davon nicht ausgeſchloſſen: und ſchwerlich würde einem von Natur vernünftigen und edeln Manne, eine Geſellſchaft lange erträglich ſeyn, in welcher er von allen dieſem nichts fände. Aber dieſe höhern geſelligen Freuden, ſind bey den Begüterten, mit dem Vergnügen des fein gekitzelten Gaumens, des durch den Schmuck des Hausgeräthes und der Kleider angenehm unterhaltenen Auges, mit Spiel, Tanz, Gartenluſt und körperlichen Bewegungen vermiſcht. Für den Einſamen bleiben auf die Länge, für ſeine Glückſeligkeit, faſt bloß die weſentlichſten und die unſinnlichen Güter übrig: nützliche Arbeitſamkeit, das Wachſen an eigner Vollkommenheit, häusliche Zufriedenheit und die Vertraulichkeit eines Freundes. Der Einſame kann faſt nur, zwiſchen einem bloß vernünftigen Genuſſe und zwiſchen Ausſchweifungen, wählen.

Man verſetze alſo zwey Menſchen, von gleichen ſittlichen Anlagen in beyde Lagen: man verbinde den einen mit der Welt, man verberge den andern in der Dunkelheit, oder umgebe ihn bloß von einem kleinen Familien-Kreiſe.

Dem erſten wird es an Unterricht für ſeinen Verſtand, an Mitteln der Erweckung für ſeine Einbildungskraft, ſeinen Witz und ſeine gute Laune, ſelbſt an Aufforderungen an ſeine freundſchaftlichen oder ſittlichen Gefühle, in großen Geſellſchaften nicht fehlen: wofern er nach ſeinem Charakter für dieſelben gemacht, und durch ſeine Talente ſie zu benutzen fähig iſt. Aber er wird dieſe wahren Vortheile ſeiner Lage, mit dem Vergnügen der durch weitläuftige oder angeſehene Verbindungen befriedigten Eitelkeit, mit dem einer blos zerſtreuenden Abwechſelung der Perſonen und Gegenſtände, mit dem endlich des erhöhten und vervielfältigten körperlichen Genuſſes, vergleichen können. Die Empfindungen für dieſe Freuden, werden durch den Genuß bey ihm abgeſtumpft werden, die Anhänglichkeit an jene wird unverändert bleiben, und das Blendwerk wird ſich alſo von der Realität rein, und durch Erfahrung bey ihm abſondern. Der letztere wird auf andern Wegen, zur Befriedigung der weſentlichen Bedürfniſſe ſeines Geiſtes und Herzens, gelangen; aber er wird für die Bedürfniſſe ſeiner ſinnlichen Natur, nicht eben die feine und mannigfaltige Nahrung finden; und da ihm für dieſe alſo der Maßſtab der Erfahrung fehlt, ſo wird er ſie bald zu hoch ſchätzen, und ſich mit geheimer Sehnſucht, oder mit vergeblichem Streben nach ihnen quälen, bald ſie zu tief herabwürdigen, und mit übler Laune, oder mit Verachtung gegen denjenigen Theil des Menſchengeſchlechts eingenommen ſeyn, welcher in ihrem Beſitze iſt, und einen Werth auf ſie legt.

Der erſtere wird unter den Großen ohne Schüchternheit auftreten, und an dem Umgange derſelben dasjenige Vergnügen finden, welches die Bekanntſchaft mit einer ausgezeichneten, und im Staate vielgeltenden Claſſe allezeit gewährt. Aber er wird aufhören, den Zutritt zu ihnen für ein ſo hohes Glück zu halten; und er wird zu dem mittlern oder geringen Manne, der ihn zu unterhalten weiß, oder ſich ihm durch ſeinen geſelligen Charakter empfiehlt, gerne zurückkehren. Er wird mit der Zeit ſogar die immer etwas läſtige Aufmerkſamkeit, welche der Umgang mit Höhern erfordert, gern gegen die völlige Freyheit und das leichtere Vergnügen, welches wir nur in der Geſellſchaft von unſers Gleichen finden können, vertauſchen. Der leztere wird immer dem unangenehmen Gefühl der Verlegenheit ausgeſezt bleiben, wenn er zuweilen aus ſeiner Dunkelheit hervorgerufen, und unter Weltleute oder Große geſtellt wird. Für ſich und in ſeinem Herzen aber wird er, wofern er von Natur demüthig und durch ſeine frühe Erziehung zu Erniedrigungen gewöhnt iſt, — zwiſchen ſich und allem, was glänzend und groß iſt, einen ſo ungeheuren Abſtand zu ſehen glauben, daß er ſelbſt ſeines Gleichen durch den Ausdruck dieſer Meinung lächerlich wird; oder wenn er ein höheres Gefühl ſeines Werthes und mehr Ehrgeitz hat, wird er nicht ſelten ſeine Dunkelheit mit Mißvergnügen und Schwermuth anſehen, und ſelbſt vielleicht, um ſich aus derſelben heraus zu reiſſen, zu thörichten Schritten verleitet werden.

Der erſtere endlich wird die Nothwendigkeit und den Werth eines dem Reichthume und dem Stande der Perſonen angemeſſenen Luxus einſehen, ohne denſelben zu ſeiner Glückſeligkeit für unentbehrlich zu halten: und er wird, wenn er Horazens Geſchmack hat, nachdem er ſo wie dieſer lange an den Tafeln der Auguſte und Mäcene geſchwelgt hat, ein einfaches kleines Häuschen im Sabiner Felde, ein bloß reinliches Salzfaß, und ungekünſtelte Gerichte auf ſeinem Tiſche, unter gutherzigen Nachbarn genoſſen, noch reizender finden. Der letztere wird nach Umſtänden und Launen bald den Genuß, deſſen er entbehrt, verdammen, und gegen das Verderben ſeines Zeitalters, eine unmäßige und ungerechte Klage führen, bald durch übertriebene Begriffe von der Glückſeligkeit der Reichen, zu gewinnſüchtigen Entwürfen verführt, oder doch durch unmäßige Begierden nach Reichthum beunruhigt werden.

Es giebt noch ein letztes Blendwerk in den gewöhnlichen Gegenſtänden der menſchlichen Begierden, in Reichthum und Auszeichnung, welches für den Welterfahrenen Mann von ſelbſt verſchwindet, und von dem einſam lebenden nur durch vieles Nachdenken für täuſchend anerkannt werden kann, und es iſt gerade dasjenige, welches Menſchen von edlen Anlagen am öfteſten verführt. Nur der Eitele ſucht in den Glücksgütern weiter nichts, als bloße Auszeichnung; der Sinnliche ſucht Wohlleben, der Ehrgeizige ſucht Macht. Aber auch der Wißbegierige und bloß nach ſeiner Vollkommenheit ſtrebende Mann, kann mit heftigen Begierden nach denſelben entzündet werden, weil er glaubt, in den obern Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft, wohin ihn hohe Aemter und große Reichthümer führen, eine höhere Ausbildung der Menſchen und größere Hülfsmittel zu ſeinen eigenen, als in jeder andern Lage und Verbindung, anzutreffen. Dort, ſagt er ſich, finde ich die Regierer der Staaten und ihre Stellvertreter, welche den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge in Europa, und die Geſchichte ihrer Zeit am genaueſten und richtigſten kennen, und politiſche und moraliſche Weisheit durch große Erfahrungen und Verſuche geſammelt haben. Dort finde ich die Geſchäftsträger, welche die verſchiedenen Regierungen an einander abſchicken, die Unterhändler ihrer Friedensſchlüſſe und ihrer Bündniſſe verſammelt, ohne Zweifel die ausgewählteſten Perſonen aus allen europäiſchen Ländern: durch deren Umgang ich weit beſſer, als durch alle Bücher, von dem Zuſtande dieſer Länder unterrichtet, und in alle Geheimniſſe der Politik und der Menſchenkunde eingeweihet werden kann. Dort finde ich die wichtigſten Köpfe und ſelbſt die ausgezeichneteſten Gelehrten der Nation, beſonders diejenigen, welche die glücklichſte Gabe haben, ihre Ideen andern mitzutheilen. Ich finde endlich dort, beym andern Geſchlechte, außer Schönheit und Artigkeit, welche mich vergnügen, auch eine Welterfahrung und eine Feinheit des Geſchmacks, von welcher ich lernen und durch die ich mich bilden kann.

Alles dieß iſt bis auf einen gewiſſen Grad wahr; aber bis auf welchem es wahr iſt, weiß der vernünftigſte Einſame nicht, wenigſtens nicht aus Erfahrung, und er ſchlägt alſo leicht die Vortheile, deren er entbehrt, zu hoch an, und ſchätzt die Hülfsmittel, welche ihm zu ſeiner Ausbildung übrig bleiben, zu wenig. Der gleich vernünftige Mann, der in jener ausgezeichneten Geſellſchaft wirklich lebt, wird zeitig gewahr, daß die Welt durch eine viel geringere Weisheit regiert wird, als der von den politiſchen Schauplätzen Entfernte ſich, wegen der Wichtigkeit der Gegenſtände, die hier verhandelt werden, vorſtellt. Er ſieht in Staatsgeſchäften grau gewordne Männer, die nichts als deren Formen, nicht ihren Geiſt gefaßt haben; die von dem Zuſammenhange der Begebenheiten weniger wiſſen, als der Privatmann, der ſie in den Zeitſchriften und hiſtoriſchen Denkmählern verfolgt hat; oder in deren Geiſt endlich die ehemahligen Erfahrungen, durch das beſtändige Zudrängen neuer Auftritte und neuer ihnen zugetheilten Rollen, verwiſcht worden ſind und alle zuſammen nur eine unförmliche, Andern nicht mittheilbare Maſſe von Kenntniſſen, zuweilen auch eine völlige Leere bilden. Er findet Heerführer, welche die Feldzüge, und Miniſter, welche die Verhandlungen, an deren Spitze ſie waren, unvollkommen kennen oder in einem falſchen Lichte ſehen: und ſelbſt die Einſichtsvollſten unter ihnen ſieht er oft in der Geſellſchaft mit einem abgeſpannten Geiſt und Körper erſcheinen, mehr begierig, darin Erhohlung und einen leichten Zeitvertreib zu finden, als Unterricht entweder zu geben oder anzunehmen.

Die Geſandten findet er, ſo wie die von ihnen an ihre Höfe geſchickten Depeſchen, oft äußerſt lehrreich und unterhaltend, zuweilen unbedeutend und leer. So wie die letzteren ſich oft durch nichts über gemeine Zeitungsnachrichten, als durch die hinzugefügte Läſterchronik aus Hof und Stadt, erheben: ſo ſind die erſteren oft nichts, als angenehme Geſellſchafter oder liſtige Kundſchafter, mehr Werkzeuge der Intrige, als Mittelsperſonen einer wahren Politik. Doch macht in der That in den Hauptſtädten der Europäiſchen Reiche, der ſogenannte diplomatiſche Körper, der aus den Geſandten beſteht, einen der angenehmſten Theile der großen Geſellſchaft aus.

Was die Erwartungen von feiner Lebensart, Geſchmack, Witz und Wiſſenſchaft betrifft, welche der Umgang, mit den höchſten und vom Glück am meiſten begünſtigten Ständen, hoffen läßt: ſo werden die beyden erſtern gewiß am ſicherſten erfüllt, die beyden letztern aber nicht ſelten getäuſcht. Aber die erſteren Eigenſchaften verlieren etwas von ihrem Werthe, da wo ſie am allgemeinſten verbreitet ſind; wofern ſie nicht bloß die Außenſeite tiefer liegender und mehr wirkſamer Talente und Tugenden ausmachen. Witz und Einſicht hingegen, welche die allein unerſchöpflichen Quellen des geſellſchaftlichen Vergnügens ſind, finden ſich doch eben ſo zufällig in den höheren Kreiſen, als bey den mittleren, bald in höherem bald in minderem Grade, nachdem nehmlich der urſprüngliche Stamm jeder Geſellſchaft, oder die bedeutendſten Glieder derſelben Perſonen von dieſen Vorzügen herbeylocket oder verſcheuchet. Immer aber werden ſie weit weniger benutzt und genoſſen, wo die Unterhaltung, welche ſie gewähren, durch bloßen Prunk oder ſinnliche Zerſtreuungen unaufhörlich unterbrochen wird.

Indem alſo auf dieſe Weiſe von dem beobachtenden Weltkenner, auch für das Beſte und Edelſte, was die Höfe, hohe Ehrenſtellen und große Reichthümer darbiethen, kurz für alles, was uns in der Geſellſchaft der obern Claſſe gefallen kann, der Maßſtab genauer beſtimmt und gemeiniglich ein wenig verkleinert wird: ſo tritt auch für ihn alles, was die Bewunderung an ſich ziehen, den Ehrgeitz locken, oder den Neid und mit ihm zugleich den Unmuth des Einſamen erregen kann, mehr in das Syſtem der Gleichheit, in die Reihe der gemeinen und alltäglichen Dinge zurück, die weder die Begierden ſehr reizen, noch mit großem Mißvergnügen entbehret werden. Ein Grund mehr, warum der, zur Mäßigung ſeiner Begierden und zur Herrſchaft über ſich ſelbſt, durch ſeine Vernunft ausgerüſtete Mann, dieſe Tugend in dem Grade, daß ſie ihm völlige Gemüthsruhe gewährt, eher erlangt, wenn er durch die Schule der Geſellſchaft, und des größeren Weltumganges hindurchgegangen iſt, als wenn er ſich bloß mit den allgemeinen Belehrungen der Sittenlehre, oder mit den beſonderen ſeines eignen Nachdenkens, hätte begnügen müſſen.

Alles vereiniget ſich alſo auf folgende drey Reſultate.

Die Mäßigung, welche mehr vom Temperamente, von der natürlichen Schwäche der Begierden und von der Unbekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden, als von der Beherrſchung der Begierden herkommt, wird in einem eingezogenen Leben leichter aufrecht erhalten. Diejenige Mäßigung, welche aus dem Siege der Vernunft über die Leidenſchaften entſteht, wird durch das geſellſchaftliche Leben beſſer geübt.

Zweytens: diejenigen Begierden, welche den meiſten Menſchen gemein ſind und gleichſam zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehören, werden durch das geſellſchaftliche Leben entflammt: die ſonderbaren hingegen, die ungewöhnlichen, die jeder Perſon ganz eigenthümlichen werden durch die Geſellſchaft zurückgehalten, und kommen in der Einſamkeit eher, zu einer mit der Vernunft, Sittlichkeit und Gemüthsruhe ſtreitenden Stärke.

Wer in der Welt, mit der Abſicht, ſich zu vergnügen oder ſich empor zuſchwingen, lebt, will das ſeyn oder wenigſtens ſcheinen, was alle übrigen ſind. Er kann demnach allerdings leicht, wider ſeine Vorſätze und ſeine beſſern Einſichten, fortgeriſſen werden; — aber nur zu Begierden, von denen jedermann in Bewegung geſetzt wird, nur zu Gegenſtänden, welche Alle ſchätzen, ſuchen und genießen. Er wird hingegen gehindert, demjenigen nachzujagen, was ihm nur allein gefällt und von Andern gemißbilliget wird.

Daher kommt es, daß man die gröberen Ausſchweifungen, die unnatürlichen Laſter, die ſeltſamen und unerklärlichen Launen am öfteſten bey gewiſſen Einſamen findet, die ſich der urſprünglichen Verkehrtheit ihrer Anlagen, oder der frühzeitigen Verderbniß ihrer Jugend ohne alle Rückſicht auf die Urtheile Anderer überlaſſen konnten. Aber die mit Geſchmack und Anſtand bekleidete Zügelloſigkeit, das Verderbniß der Sitten, welches Fehler des Zeitalters und herrſchender Ton iſt, ſteckt vornehmlich in der Geſellſchaft an, und wird von den von ihr Entfernten, ſo wie eine in einer Stadt epidemiſche Seuche von denen, welche an abgelegnen Orten wohnen, leichter vermieden.

Drittens: die wahrhaft gute Geſellſchaft befördert die **Mäßigkeit** im engen Verſtande, durch das geiſtige Vergnügen, das ſie mit jedem ſinnlichen Genuſſe verbindet, *) und **Mäßigung überhaupt**, durch den Beyfall, welchen ſie den Perſonen von geſetztem Charakter ertheilt; die glänzende oder üppige, — die von den Eiteln oder

---

*) Bey einem noch ſo lange dauernden Gaſtmahle, wird man ſchwerlich zu viel eſſen, wenn man von ſeinen Nachbarn bey Tiſche gut unterhalten wird, aber ſehr leicht, wenn man lange Weile hat.

Sinnlichen am meiſten geſuchte Geſellſchaft, ſetzt, durch Erhöhung der leidenſchaftlichen Reize und durch die Anſteckung der böſen Beyſpiele, die Tugend der Selbſtbeherrſchung in augenſcheinliche Gefahr; die zu ausgebreitete, zu häufig genoſſene endlich ſtört durch die bloße Zerſtreuung das Nachdenken und die Gemüthsruhe, — wovon das eine das größte Hülfsmittel, die zweyte die beſtändige Begleiterinn der Mäßigung iſt.

Vierte Haupttugend: Tugend des Muths, oder (nach dem Griechiſchen Worte) Tugend der Männlichkeit ἀνδρεία.

Unter den vier Haupttugenden, deren Claſſification ich der griechiſchen Philoſophie abborge, ſind zwey, welche Naturanlagen ähnlicher, und mit ihnen mehr vermiſcht ſind, die Klugheit und die Tapferkeit; und zwey, welche mehr rein moraliſch, und von der Freyheit abhängiger ſind, Gerechtigkeit und Mäßigung. Es iſt unmöglich, in dem *klugen* Manne das Talent, oder den natürlichen Verſtand, von den erworbenen Kenntniſſen, oder ihrer zweckmäßigen Anwendung, zu unterſcheiden. Es iſt unmöglich, in dem *tapfern* Manne die Tapferkeit des Bluts, von der des Charakters rein abzuſondern.

Die Schwierigkeit, die aus einer ähnlichen Miſchung, bey allen Tugenden, aber vorzüglich bey jener genannten, wo ſie auffallender iſt, für die moraliſchen Unterſuchungen entſteht, geht uns hier nichts an. Aber eine Folge derſelben berührt gegenwärtige Unterſuchung: die nähmlich, daß moraliſche Mittel, dergleichen Geſellſchaft und Einſamkeit ſind, im Ganzen weniger Einfluß auf eine Tugend haben, die ſelbſt großentheils von der Organiſation des Körpers, und von dem Laufe der Säfte abhängt. In der Hütte, wie um den Thron, werden tapfre Männer geboren, und aus der tiefſten Einſamkeit geht der bäuriſche Jüngling, als gemeiner Soldat, den Gefahren des Krieges mit eben der Unerſchrockenheit entgegen, als der im Geräuſche der Höfe, oder der Heere erzogene Anführer. Aber eben dieſer Umſtand macht, daß wir die verſchiednen Arten des Muths ſorgfältig von einander abſondern müſſen.

Die erſte iſt eben die, von welcher ich jetzt redete, die Kühnheit, ſich einer augenſcheinlichen Lebensgefahr auszuſetzen. Sie iſt das, was die

Franzoſen Bravoure nennen. Und in Rückſicht auf ſie, ſagte der Marſchall von Sachſen, daß man von Rechts wegen keinen Menſchen brav nennen, ſondern nur ſagen ſollte, er habe an dem Tage und zu der Stunde brav gehandelt. So ſehr hielt ſie dieſer, mit kriegeriſchem Muthe vertraute, Held, von der augenblicklichen Stimmung des Körpers und Geiſtes, abhängig.

Es iſt augenſcheinlich, daß auf dieſe Tapferkeit des Temperaments, auf dieſes plötzlich und ſchnell vorübergehende Aufbrauſen, oder Niederſinken der Lebensgeiſter, die vorhergehende einſame, oder geſellige Lage des Menſchen nur wenig Einfluß haben könne.

Doch zu dieſer, im Baue und in dem gegenwärtigen Zuſtande des Körpers liegenden, Urſache des kriegeriſchen Muthes, können auch Grundſätze und Meinungen hinzukommen. Wie könnte er ſonſt eine ſittliche Eigenſchaft ſeyn?

Sind dieß eigentliche Grundſätze; — iſt es die Ueberzeugung, daß es Pflicht ſey, ſich einer Leibes- oder Lebens-Gefahr auszuſetzen, daß es unſer Amt, die Treue gegen unſern Beruf und gegen den Staat, die uns obliegende Beſchützung der Unſrigen, oder unſrer Mitbürger erfordert, und daß das Wohl des Vaterlandes davon abhangt: dann iſt der kriegeriſche Muth eigentliche Tugend, und es iſt klar, daß er alsdann weder von dem Umgange mit Menſchen noch der Abgeſchiedenheit von ihnen abhängig ſey: ausgenommen daß er, ſo wie jede andre Tugend, durch zufällige Umſtände, die ſich mit der einen Lage öfter als mit der andern verbinden, befördert oder erſchwert wird. Aber auch Meinungen, Gewohnheiten und ſelbſt Vorurtheile haben darauf Einfluß; — zwar weniger ſittliche Triebfedern, die aber doch mit der Sittlichkeit zuſammenhängen, weil Ueberlegung und Wahl Einfluß auf ſie haben. Durch dieſe zuletzt genannten Triebfedern wird nun die Herzhaftigkeit weit mehr im geſellſchaftlichen, als im eingezogenen Leben befördert. Schon macht zuerſt die Geſellſchaft den Menſchen lebhaft: und die Einſamkeit und einſame Beſchäftigungen ſchlagen die Munterkeit nieder. Der lebhafte Mann iſt aber immer muthiger, als der unbelebte. Zweytens, wir fühlen uns immer ſchwach, wenn wir allein ſind, und werden nur ſtark, wenn wir mit andern in Verbindung treten. Selbſt Gefahren, gegen welche uns niemand ſchützen kann, wie das Einſchlagen des Blitzſtrahls, werden von dem Furchtſamen doch leichter ertragen, wenn ſie ſich von Menſchen umgeben ſehn. Weit mehr iſt dieß der Fall bey dem Angriffe, oder der Abwehrung von Feinden, gegen welche uns nur die vereinigten Kräfte vieler mit uns Verbündeten den Sieg verſprechen. Mancher Soldat, der unter muthigen Cameraden ſich herzhaft beträgt und wirklich unerſchrocken iſt, würde als ein Feiger handeln, wenn er allein ſtände, und wird es, ſobald jene anfangen zu wanken. Es iſt ſelbſt ein Schutz gegen die Unglücksfälle des bürgerlichen Lebens, in mannigfaltigen und großen Verbindungen zu ſtehn: und es iſt unſtreitig, daß, wer dieſe Sicherheit lange genoſſen hat, und ſelbſt darauf einen Theil ſeines Stolzes gründet, auch zum kriegeriſchen Muthe mehr vorbereitet iſt, als der, welcher in bürgerlicher Dunkelheit, ſich von Gehülfen und Beſchützern in den wichtigſten Angelegenheiten ſeines Lebens immer entblößt geſehn hat.

Drittens, im geſellſchaftlichen Leben wird nach derjenigen Tugend am meiſten geſtrebt, welche Ehre bringt und einen gewiſſen Glanz von ſich wirft: dieß thut aber die Tapferkeit vor allen übrigen. Sie gewinnt dem Manne die Herzen der Weiber, nicht nur, weil ſie Beſchützer nöthig haben, ſondern auch, weil ſie, in Männlichkeit und Muth, die Zeichen vieler andern liebenswürdigen Eigenſchaften zu entdecken glauben. Sie erwirbt ihm ein gewiſſes Anſehn auch bey ſeinem eignen Geſchlechte, und ſetzt ihn beſonders gegen die Unbeſonnenen und Leichtſinnigen in Sicherheit. Daher kommt es, daß diejenige Claſſe, welche am meiſten in Geſellſchaft lebt, und vornehmlich für die Geſellſchaft erzogen wird, der Adel, ihren jungen Zöglingen dieſe Tugend am ſorgfältigſten einprägt; daß ſie ſich dieſelbe beynahe als einen Vorzug ihrer Geburt anmaßt, *) und daß ſie ſo hartnäckig über der Beybehaltung einer Gewohnheit hält, wobey ſie dieſelbe auch im Frieden zu zeigen Gelegenheit hat.

Viertens, die Erfahrung lehrt, daß mitten im Kriege ſich der Trieb nach geſelligen Ergetzungen vermehrt, und Spiel und Tanz und Gaſtmähler nie häufiger und glänzender ſind, als in den Winter-Quartieren ausruhender Heere. Ein Beweis, daß beyde Sachen, die Bereitwilligkeit, Gefahr und Mühſeligkeit zu übernehmen, und die Begierde nach Vergnügen und Zeitvertreib im Umgange der Menſchen zuſammenhängen.

---

*) Dieſe Meinung, daß kriegeriſcher Muth den Kindern aus vornehmen Familien angebohren iſt, finden wir ſchon im Heldenalter der Griechen, und in ihren Dichtern, welche den Stoff ihrer Werke aus dieſem Zeitalter nahmen, herrſchend. An hundert Stellen ihrer Tragiker kommen Sentenzen vor, wie die in der Andromache des Euripides (V. 772) ἀλκᾶς οὐ σπάνις εὐγενέταις. „Den Perſonen von vornehmer Geburt fehlt es nie an Tapferkeit.“ —

Fünftens, unter allen Ständen iſt keiner mehr zur Geſelligkeit geneigt, keiner iſt früher zum geſelligen Anſtande gebildet, keiner bisher bereitwilliger in die Geſellſchaften aller Claſſen aufgenommen worden, als der Militärſtand. Die Urſachen davon habe ich an einem andern Orte entwickelt. Ich ſetze hier nur noch hinzu: daß, ſo wie der Soldatenſtand in vorzüglichem Grade geſellig iſt, auch die geſelligen Stände leichter militäriſch werden. Der Handwerker, der Künſtler und der Gelehrte, alle, welche ſitzen und ſich einſam beſchäftigen, ſind ſelten gute Soldaten. Der Bauer taugt beſſer dazu, den die Feldarbeit nicht nur zu den Strapatzen des Krieges vorbereitet, ſondern auch dazu gewöhnt, große Beſchwerlichkeiten, in Geſellſchaft vieler ſeines gleichen zu ertragen, und durch dieſe Geſellſchaft zu verſüßen.

Endlich wird man im geſellſchaftlichen Leben der Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft mehr gewahr, und lernt ſie beſonders als das wichtigſte Werkzeug der Regierung kennen. Man iſt ſelbſt darin mehr Gefahren ausgeſetzt; man ſieht darin Perſonen, welche große Gefahren überſtanden und dem Staate dadurch große Vortheile gebracht, und ſich ein angenehmes Daſeyn auf ihr übriges Leben, durch einige angſtvolle und unangenehme Augenblicke, verſchafft haben.

In den großen Angelegenheiten der Welt iſt am Ende nichts ohne Macht und Gewalt durchzuſetzen. In engern bürgerlichen Verhältniſſen ſind Nachgiebigkeit, Schonung und Sanftmuth die beſten Mittel, durch die Schwierigkeiten des Lebens hindurch zu kommen. Kein Wunder, daß, wer mit jenen Angelegenheiten ſich abgegeben, oder mit darein verwickelten Perſonen gelebt hat, ſich daran gewöhnt, Macht und Muth über alles hochzuſchätzen; daß er, zu ſeiner Vertheidigung oder zur Erreichung ſeiner Endzwecke, ſich lieber an ſeine eigene Kraft, als an ſein Recht, oder an ſeine Ueberredungsgabe wendet; und daß er alſo auch nach derjenigen Tugend ſtrebt, welche die eignen Kräfte des Menſchen zur höchſten Anſtrengung auffordert. Wer hingegen zu ſeinen Endzwecken, immer nur ſanftere Mittel hat brauchen lernen, wird zuletzt ſelbſt unfähig, das Rauhe und Starke in ſeiner Natur zum Vorſchein zu bringen, und ſeine Widerſacher ſeinen Muth fühlen zu laßen.

Eine zweyte, von der Bravoure am weiteſten entfernte, Art des Muths, iſt der ganz eigentlich geſellſchaftliche Muth, welcher der Schüchternheit entgegengeſetzt iſt, und durch das Wort Dreiſtigkeit, wenn nicht ganz genau, doch ziemlich richtig, bezeichnet wird. Er beſteht theils, in der Ablegung der übertriebenen Furcht vor den Urtheilen Anderer, wenn wir in ihrer Gegenwart reden oder handeln ſollen, theils in der Mäßigung der uns außer Faſſung bringenden Eindrücke, welche Pracht, Hoheit, Macht und Ruhm der Perſonen, welchen wir uns nähern, auf uns machen. Der Dreiſte trotzt auch Gefahren, aber Gefahren der Ehre; — der Gefahr, ungünſtig beurtheilt, oder der, erniedriget und verdunkelt zu werden. Die Dreiſtigkeit iſt eine Tugend: weil ſie Seelenſtärke vorausſetzt und unentbehrlich iſt, um irgend etwas Gutes unter Menſchen auszurichten.

Daß auf dieſe zweyte Art des Muths der Einfluß des Umgangs und der Einſamkeit, eben ſo unumſchränkt ſey, als er auf die erſte gering iſt, wird durch die gemeinſten Erfahrungen bewieſen. Der ſchüchterne Bauerknabe, welcher ſich vor jedem durch ſein Dorf reiſenden Fremden verbirgt, und der dreiſte adelige Jüngling, der ſich ſchon vornehmen und großen Männern ohne Furcht zur Seite ſtellt, ſind beyde, was ſie ſind, nur vermöge ihrer geſellſchaftlichen Lage. Der erſte hat immer nur wenige Menſchen, und nie vornehme in der Nähe geſehn; der andere iſt immer mit vielen, und mit angeſehenen Leuten umgeben geweſen. Jener hält ſich ſelbſt für geringe und fürchtet alſo Verachtung; Dieſer ſchreibt ſich eine Würde zu, und erwartet alſo in jeder Geſellſchaft Achtung oder doch Nachſicht. Die feinern, mittlern Schattirungen beyder Eigenſchaften, die zwiſchen dieſen Extremen liegen, laſſen keinen andern, als einen ähnlichen Urſprung ihrer Verſchiedenheit vermuthen; und die Art, wie Geſellſchaft und Einſamkeit auf den Menſchen wirkt, läßt eine ſolche Ungleichheit in ihren Folgen erwarten. Eine etwas genauere Entwickelung dieſer Wirkungen, wird ſowohl die Regel beweiſen, als die Ausnahmen angeben.

Der Schüchterne fürchtet ſich vor den Perſonen, mit welchen er zuſammen kommt, entweder bloß weil er ſie nicht kennt, und alſo, wie jeder Unwiſſende, bey ungewöhnlichen Natur-Erſcheinungen, wie jeder Menſch in der Nacht, Gefahr vermuthet, wo er die ihn umgebenden und ihm bevorſtehenden Dinge nicht kennt. Oder er fürchtet ſie, weil er in ihnen irgend eine große Erhabenheit über ſich, es ſey an Vorzügen des Glücks, oder an perſönlichen, — an Schönheit der Geſtalt, Reichthum und Range, oder an Verſtand und Artigkeit — zu entdecken glaubt. Jede ſolche Erhabenheit giebt der Perſon, welcher ſie zukömmt, eine Macht. Und alles was mächtig und von einer, der unſrigen überlegnen, Kraft iſt, flößt Schrecken ein. Oder er fühlt endlich bloß ſeine eigne Kühnheit und Schwäche, ohne noch die Größe und Macht andrer zu ahnden oder anzuerkennen, und wagt ſich nur nicht, ſich einer Vergleichung mit ihnen auszuſetzen, und ſeine Ehre dem ungewiſſen Ausgange eines Wettſtreits Preis zu geben.

Die erſte Urſache der Schüchternheit, findet ſchlechterdings nur in der Einſamkeit ſtatt, und wird nothwendig durch den Umgang mit Menſchen gehoben: aber die zweyte und dritte, die in dem Schüchternen ſelbſt, oder in den Perſonen, vor welchen er ſich ſcheuet, liegen, werden durch die

Einſamkeit nur in ihrer Wirkſamkeit befördert, und können alſo durch das geſellſchaftliche Leben nur geſchwächt, nicht aufgehoben werden.

Durch das Fremde, und durch die Neuheit ſchrecken die Menſchen, ſo wie alle Gegenſtände denjenigen gewiß nicht mehr, welcher viel mit ihnen umgeht. Auch gegen Könige und Fürſten können ihre Bediente dreiſt werden: und es giebt, ſagt man, keinen großen Mann für ſeinen Cammerdiener.

Aber die wirklichen Vorzüge des einen, und die wirklichen Schwächen des andern bleiben und wirken, ſelbſt bey dem beſtändigen Umgange dieſer Perſonen mit einander. Nur daß in dieſem Falle die erſten in der Nähe genauer unterſucht, und auf die Probe vielleicht geringhaltiger befunden werden können, als ſie bey einem entfernten und flüchtigen Anblicke geſchätzt wurden, und daß die letztern vielleicht, bey dem Verſuche des Schwachen ſeine Kraft im Umgange zu brauchen, ſich minder groß, als in ſeiner Einbildung, zeigen, oder durch die Uebung des Umgangs nach und nach wirklich vermindert werden.

Der Unwiſſende wird unter Gelehrten, der

Arme unter Reichen, der Verachtete unter Geehrten, der, welcher ſich ſeiner gemeinen Erziehung bewußt iſt, unter fein gebildeten Leuten immer ſchüchtern bleiben, ſo lange er auch mit ihnen in Verbindung ſtehen mag.

Man ſieht zugleich, daß es zwey Arten giebt, wie der Umgang dieſe, auf wirkliche Ungleichheit gegründete, Schüchternheit der Geringern vermindern kann, und nur eine, wie er ſie vermehrt. Er vermindert ſie, einmahl, indem er die Ungleichheit nur durch die Gewohnheit unmerklicher und weniger auffallend macht; zweytens, indem er dieſe Ungleichheit ſelbſt vermindert. Der Umgang vermehrt hingegen die Schüchternheit, nur indem er die zuvor verborgne Ungleichheit ans Licht bringt: — denn ſie unmittelbar zu vergrößern, dazu kann er nichts beytragen. Einige Beyſpiele werden dieſe Unterſchiede deutlicher machen.

Der große Gelehrte, oder der Mann von Genie, deſſen Ruhm den im Dunkeln lebenden Freund der Wiſſenſchaften, bey ihrer Zuſammenkunft ſchreckte, kann bey einer nähern Bekanntſchaft hinter der Erwartung zurückbleiben, welche ſein Nahme und ſeine Schriften erregten: und der, welcher ſich gegen ſie für unwiſſend und für unbegabt hielt, kann, bey der angeſtellten Vergleichung, ſeinen Werth zu erkennen anfangen, und, wie jener junge Mahler, der ſich an einem abgelegnen Orte Italiens gebildet hatte und nun zum erſtenmahl das Werk eines großen Meiſters erblickte, zu ſich ſelbſt ſagen, anch' io sono pittore. *) Der Reichthum kann ſeinen Glanz in den Augen des Unbegüterten, und die Armuth ihre Niedrigkeit in den Augen des Reichen verlieren, wenn jener von anderm Verdienſte entblößt, und dieſe mit Talenten und Tugenden gepaart erſcheint. Der Große kann von ſeiner Höhe herabſteigen, und der Niedrige ſich erheben, bloß dadurch, daß ſie mit einander in Verbindung treten: wenn jener Schwäche des Verſtandes oder Charakters in dieſe Verbindung mitbringt, dieſer hingegen mit demjenigen Zauber auf den erſten wirkt, welchem die Marſchallin d' Ancres ihren Einfluß auf das Gemüth der Maria von Medicis zuſchrieb: — **) „mit der Gewalt, welche ſtarke Geiſter über die ſchwachen haben."

---

*) Auch ich bin ein Mahler.

**) Eleonora Galigai, Gemahlinn des bekannten Concini, nachmaligen Marechal d' Ancres, beherrſchte mit dieſem gemeinſchaftlich das Gemüth der Maria

Oder es iſt auch möglich, daß der Unwiſſende ſich in dem Umgange des Gelehrten wirklich unterrichte; daß das ſchwächere Talent von dem ſtärkern erweckt werde, daß der Ungebildete, aber der Bildung Fähige in der Geſellſchaft vorzüglicher Männer ſich veredle und ſeine Naturanlagen zur Reife bringet; daß der Menſch von gemeinen Sitten unter artigen Leuten Artigkeit lerne, — daß ſelbſt der Niedrige von den Großen einige der Vortheile ihrer Erziehung mitgetheilt bekomme, und einen gewiſſen edlen Anſtand annehme, wodurch er ſich ihnen verähnlichet, und eben deßwegen mehr von ihnen geſchätzt, und ſelbſt gegen ſie dreiſter wird. Nur der Arme kann durch den Umgang des Reichen nichts von deſſen Vorzügen erhalten. — Und

---

von Medicis, der Mutter Ludwigs des Dreyzehnten, Regentinn von Frankreich, und durch ſie dieſes Reich ſelbſt. Beyde wurden von dem Herzoge von Luines, Günſtling des jungen Ludwigs XIII. bey der erlangten Volljährigkeit des letzteren, geſtürzt. Der Marſchall wurde ermordet; ſeine Gemahlinn wurde vor Gericht geſtellt und zauberiſcher Künſte beſchuldiget, durch welche ſie ſich Einfluß auf das Gemüth der Regentinn verſchafft hätte. Ihre in der That edle Antwort war die, welche ich im Texte angegeben habe.

ſo zeigte ſich auch hier, wie in der Politik und Geſetzgebung, diejenige Art der Ungleichheit unter den Menſchen, welche auf dem Eigenthume beruht, als die unveränderlichſte unter allen übrigen, welche allen Verſuchen ſie wegzuſchaffen oder zu vermindern am hartnäckigſten widerſteht.

Auf der andern Seite kann der, welcher in der Einſamkeit, oder in der Geſellſchaft noch unwiſſenderer und weniger fähiger Menſchen, ſich ſelbſt ein Weiſer und ein großer Geiſt zu ſeyn ſchien, und deßhalb dreiſt, unter den Männern vom erſten Range an Geiſt oder Politur, auftrat, doch Verſtand genug haben, nach und nach ſeine Mängel und ihre Ueberlegenheit wahr zu nehmen, und dadurch zur Schüchternheit, die ſeinem Verhältniſſe mit ihnen gemäß iſt, zurückkommen. Der Menſch, von gemeinen oder pedantiſchen Sitten, kann dem in feiner Lebensart ausgelernten Weltmanne dreiſt unter die Augen treten, weil er nicht einmahl weiß, daß es ihm an gutem Anſtande fehlt, — und kann, wenn er länger in der Geſellſchaft artiger Leute bleibt, ſich endlich verlegen und gedemüthiget fühlen. Noch öfter geſchieht es, daß, wer ohne Anſehen, oder perſönlichen Ruhm, doch zu der Geſellſchaft der Höhern und beſonders ſeiner Obern zugelaſſen wird, und ſelbſt in derſelben zu erſcheinen gezwungen iſt, dann erſt ſeine Niedrigkeit recht tief und innig empfindet; theils durch die kleinen Kränkungen ſeines Ehrgeitzes, die er von Zeit zu Zeit erfährt, theils durch die Verlegenheit, in welcher er ſich befindet, immer auf eine ſchickliche Weiſe zu handeln, theils durch die lange Weile, welcher er nothwendig in einer Geſellſchaft ausgeſetzt iſt, bey der er gegenwärtig ſeyn muß, ohne doch wirklich mit ihr in Verbindung zu ſtehen. Und wie ſehr wird nicht endlich der Arme vom gemeinen Schlage, dem ſchon der Nahme eines Reichen Hochachtung einflößt, bey dem wirklichen Anblick der Vortheile, welche der Reichthum gewährt, geblendet. Daher ſind die Paraſiten alter und neuer Zeit entſtanden, die ſich ſelbſt herabwürdigen und ſich von Andern mißbrauchen und beleidigen laſſen, um an den Tafeln der Reichen zu ſitzen und an ihrem Wohlleben Theil zu nehmen. Der Einſame hingegen, der alle ſolche Vergleichungen anzuſtellen nie Gelegenheit hat, kann die hohe Meinung, welche er von Natur von ſich hat, oder die ihm ſeine Unwiſſenheit und die unrichtige Schätzung des Werthes der

Dinge einflößt, ungekränkt und unvermindert zeitlebens beybehalten. Er kann daher auch unter Umſtänden, welche eine ihm gleiche aber mehr welterfahrne Perſon äußerſt ſchüchtern machen würden, unerſchrocken und dreiſt bleiben.

Hieraus erklären ſich alſo zwey Erſcheinungen, in welchen die Wirkungen von Geſellſchaft und Einſamkeit den gewöhnlichen ganz entgegengeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Die erſte iſt, daß man niemanden knechtiſcher vor den Großen ſich beugen ſieht, als gewiſſe Subalternen, welche in den Geſellſchaften derſelben am öfteſten erſcheinen, ohne doch deßhalb als wahre Mitglieder denſelben einverleibt zu ſeyn. Sie ſehen nähmlich alsdann den großen Abſtand, welcher ſich zwiſchen ihnen und ihren Geſellſchaftern befindet, täglich mit Augen. In dieſer Lage wird es auch dem verſtändigen Manne ſchwer, ſeine Rolle gut und edel zu ſpielen. Diejenigen aber, welche mehr von äußern Eindrücken regiert werden, gerathen alsdann unfehlbar in eine Art von Schüchternheit, die bey dem einen mit Unwillen gemiſcht iſt, und ſich mit dem Haſſe dieſer Unterſcheidungen im bürgerlichen Leben erhizet, bey den andern aber in eine wirkliche oder verſtellte Anerkennung ihrer eigenen Niedrigkeit und der Vorzüge ihrer Geſellſchafter übergeht, und dann diejenige Geſinnung ausmacht, welche man das knechtiſche Weſen nennt.

Die zweyte Erſcheinung iſt, daß man zuweilen bey den einſam lebenden einen unter geſelligen Menſchen unerhörten Stolz und eine Inſolenz findet, die ſie über alle Schüchternheit und ſelbſt über alle Rückſichten von Anſtand hinwegſetzen, ſelbſt wenn ſie mit den angeſehenſten und bey allen andern Ehrerbiethung erweckenden Perſonen zu thun haben. Dieſe Quelle der Dreiſtigkeit, die Gleichgültigkeit gegen alle bürliche Verhältniſſe, die Verachtung des öffentlichen Urtheils, die hohe Meinung von ſich ſelbſt, bey einer wirklichen Niedrigkeit der Perſon oder des Standes, dieſe Unbeſorgtheit wegen der Folgen eines von allen gewöhnlichen Regeln abweichenden Betragens kann nur bey Leuten ſtatt finden, die in ihrer Entfernung von den Menſchen auch eine gewiſſe Unabhängigkeit finden, oder durch einen gänzlichen Mangel der Welterfahrung auch die Gefahr, welcher ſie ihre Ehre und ihren guten Nahmen ausſetzen, nicht kennen. Die Einſamkeit, welche den Menſchen ganz auf ſich ſelbſt einſchränkt, hindert ihn auch, das Verdienſt andrer Stände und Beſchäftigungen richtig zu beurtheilen. Hieraus entſteht die Pedanterey der Gelehrten ſowohl als aller übrigen Claſſen. Iſt dieſe nur in einem minderen Grade vorhanden, ſo macht ſie oft blöde und verlegen, beſonders, wenn die Einſamkeit doch zuweilen mit Umgange abwechſelt; erreicht ſie aber, bey einem durchaus einſiedleriſchen Leben, den höchſten Grad, ſo macht ſie dreiſt und grobſtolz.

Alles zuſammen genommen findet ſich alſo in Abſicht des Einfluſſes welchen Geſellſchaft und Einſamkeit auf dieſe, der Schüchternheit entgegengeſetzte Art des Muthes äußern, das Uebergewicht der Vortheile auf der Seite des geſellſchaftlichen Lebens.

Ohne eigentliche Gefahren können bloße Schwierigkeiten und Beſchwerden dieſelbe Kraft, dieſelbe Stärke der Seele, welche Muth heißt, erfordern, wenn ſie bey einem Unternehmen freywillig ausgehalten, oder beym Leiden mit Anſtand ertragen werden ſollen. Und dieſe dritte Art des Muths heißt, im erſten Falle, Standhaftigkeit, im andern, Geduld. So wie ſie von den vorhergehenden Arten, in ihrem Charakter und in ihren Aeußerungen, verſchieden iſt: ſo iſt ſie es nicht weniger, in Rückſicht auf den Einfluß, welchen Geſellſchaft und Einſamkeit auf ſie haben: und ihre beyde Unterarten ſtehen faſt eben ſo weit von einander ab.

Standhaftigkeit im Unternehmen, Ausharren bey einem einmahl gemachten und eingeleiteten Plane, trotz aller ſich dagegenhäufenden Schwierigkeiten, der muthige Widerſtand gegen die Hinderniſſe, welche uns unſere Gegner, unvorhergeſehene Zufälle und, am Ende einer langdauernden Arbeit, unſere eigene Trägheit und die natürlich entſtehende Ermüdung entgegenſetzen: dieß alles ſind Eigenſchaften, welche beſſer im thätigen Leben, auf dem Schauplatze der Welt und der Geſchäfte, und unter Menſchen erworben werden, als in der philoſophiſchen oder ländlichen Muße, in der Einſamkeit des Studierzimmers oder der Künſtlerwerkſtatt, kurz als in einem Zuſtande, wo wir nur uns ſelbſt von unſern Handlungen Rechenſchaft zu geben haben. In der Geſellſchaft, und wo man Zeugen hat, ſchämt man ſich, wankelmüthig und muthlos, und ſelbſt nur ermüdet zu ſcheinen. Man hat überdieß in ſein Unternehmen oft andere Menſchen verwickelt, welche man täuſcht und deren Tadel man fürchtet, wenn man daſſelbe aufgiebt. Die Beyſpiele, welche man überdieß in dieſer Lage von der, durch Ehre und Gewinn belohnten, Standhaftigkeit in langdaurenden mühſamen Unternehmungen ſieht, ſtärken den Muth, indem ſie die Begierde nach dem Ziele anfeuern. Ein ſolches ununterbrochenes Beharren, bey einem und demſelben Plane des Lebens, in der Eintheilung ſeiner Zeit und in der Ordnung der aufeinanderfolgenden Arbeiten, wie ſie Friedrich der Zweyte bis an ſeinen letzten Augenblick bewies, wird man ſchwerlich bey irgend einem Privatmanne finden. Vielleicht wird auch keinem eine ſolche Standhaftigkeit ſo leicht, als einem Fürſten, der an der Spitze der Geſellſchaft ſteht, der von jedermann geſehen und beobachtet wird, der ſich bewußt iſt, daß er mit allem, was er thut oder unterläßt, in die bürgerlichen Geſchäfte von Tauſenden eingreift, dieſelben im Gange erhält oder ſtört, und der durch die Wichtigkeit der Endzwecke, welche er zu erreichen hat, zu immer neuen Anſtrengungen aufgefordert, und durch den höchſten menſchlichen Ruhm, den Ruhm eines außerordentlichen Regenten, belohnt wird.

Im ſtillen Privatleben ſind die Endzwecke kleiner; in der Einſamkeit iſt die Theilnahme anderer Menſchen daran unbedeutend. Die Wahl der Zeit zu jeder Arbeit ſcheint gleichgültig, die Unterbrechung einer Arbeit durch eine andre ſcheint unſchädlich, und der Aufſchub einer einmahl angefangenen, auf die Zeit einer größern Heiterkeit und glücklichern Gemüthsſtimmung, ſcheint ſogar nützlich. Auch können wir uns die Störer unſerer Arbeiten, in der Einſamkeit nicht ſo leicht abwehren, weil wir nicht ſo triftige Gründe anzuführen wiſſen, welche uns bey derſelben feſthalten. Alles das macht, daß wir in dieſer Lage oft hinlängliche Urſache finden, bey unſern Entwürfen nicht unveränderlich zu beharren. Und eben deswegen erlangen wir auch nicht die Gewohnheit, ſtandhaft zu ſeyn, die Denkungsart und den Charakter des feſten und unerſchütterlichen Mannes. Dieß geht ſo weit, daß ſelbſt in den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, welche am meiſten unaufgefordert geſchehn, und alſo immer von Wahl und Muße abzuhängen ſcheinen, die weit ausſehenden, — die, welche ein großes Feld der Wiſſenſchaften umfaſſen, faſt nur an Orten zu Stande kommen, wo viele Gelehrte beyſammen leben, — auf hohen Schulen und Akademien, und ſelten von frey und einſam lebenden Gelehrten ins Publicum gebracht werden. Mitten unter den Geſchäften des öffentlichen Unterrichts und in Zerſtreuungen einer vielfachen Anſprache, ſchreiben die Profeſſoren auf Univerſitäten gemeiniglich größere und zahlreichere Werke, als die Perſonen, welche in vollkommener Muße ſich dem Anbaue der Wiſſenſchaften widmen. *) Wenigſtens iſt dieß der Fall in Deutſchland: wo wir von Männern der letzten Claſſe faſt nur Bruchſtücke und unvollendete Werke, oder Aufklärungen über einzelne Aufgaben aus den Wiſſenſchaften beſitzen. Wenn in Frankreich Montesquieu, in

---

*) Für jene iſt es Pflicht zu ſchreiben: das Beyſpiel des allgemein herrſchenden Fleißes (wenn ſolcher auf einer hohen Schule zur Sitte geworden iſt,) ſteckt an, oder ſchreckt die weniger Arbeitſamen mit dem zu befürchtenden Tadel ihrer Collegen; endlich iſt es für jeden leichter, ſich mit andern zu gemeinſchaftlichen Arbeiten zu vereinigen. Für dieſe iſt die Schriftſtellerey nur Werk der Wahl, nicht der Nothwendigkeit; und es iſt weit leichter, bey Arbeiten,

England Gibbon große Ausnahmen von jener Regel ſind, — und es giebt gewiß in beyden Ländern noch mehrere: — ſo kommt dieß vielleicht eben daher, daß dort der Gelehrte, wenigſtens bisher, mehr in Geſellſchaft gelebt und das größere Publicum mehr Antheil an ſeinen Arbeiten genommen hat, als bey uns. Immer aber bleibt es ausgemacht, daß, in Gegenwart anderer und mit ihnen gemeinſchaftlich, etwas unternehmen, uns zum Ausharren bey den Schwierigkeiten der Arbeit auffordert; daß aber ein einſam entworfener, und im Verborgenen, bearbeiteter Plan ſehr leicht, bey eintretenden Schwierigkeiten, bey Seite gelegt wird.

Etwas anders iſt es mit der zweyten der oben angezeigten Unterarten, mit der muthigen Ertragung der Leiden, kurz mit dem, was man

---

welche unſer Beruf uns auflegt, oder unſere Obern uns gebiethen, ſtandhaft bis zu ihrer Beendigung fortzufahren, als bey ſolchen, welche wir ſelbſt gewählt haben. Sie ſehen ſich überdieß von Leuten umgeben, welche auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten keinen großen Werth legen, und deren Vollendung alſo auch nicht ſtrenge von ihnen fordern. Endlich arbeiten ſie an ihren Werken größtentheils allein, und ſtören alſo niemanden in ſeinen Plänen, wenn ſie die ihrigen unvollendet laſſen.

im weiteſten Verſtande Geduld nennt, beſchaffen. — Da ich meine Begriffe über dieſen Gegenſtand ſchon im erſten Theile der Verſuche entwickelt habe: ſo ſchränke ich mich hier auf folgende wenige Bemerkungen ein.

Es kommt bey dem Einfluſſe, welchen Einſamkeit und Geſellſchaft auf die Tugend der Geduld haben, ſehr darauf an, welche Uebel ſie ertragen ſoll. Sind es Unglücksfälle, welche bloß wehmüthig und betrübt machen, ohne zu kränken und niederzuſchlagen, und ohne körperlichen Schmerz zu erregen; ſo iſt die Gegenwart anderer Menſchen ein Mittel, unſre Standhaftigkeit aufzufordern und ihre Theilnahme ein Mittel, ſie zu erleichtern. Dieß iſt der Fall bey dem Verluſte der Unſrigen, bey dem Tode eines Kindes, eines Vaters, eines geliebten Freundes, kurz bey allen den Uebeln, bey welchen Sympathie und Liebe, wenn nicht die einzigen, doch Miturſachen des Schmerzens ſind: obgleich auch hier die innig Betrübten ſich gerne von der Geſellſchaft entfernen, und ſich lieber ſelbſt tröſten, als ſich von Andern tröſten laſſen. Sind es ſolche, die uns zugleich Ehre bringen, welche uns als wichtige Perſonen im Staate darſtellen ſo werden wir ſie weit leichter ſtandhaft, vor den Augen der Welt, ertragen, als wenn wir aus ihr verwieſen, oder von ihr vergeſſen wären. Die Standhaftigkeit, mit welcher Seneca ſich die Adern öffnen ließ, und Cato ſich ſelbſt entleibte, iſt von den Helden der Römiſchen Geſchichte ſehr oft nachgeahmt worden. Weit ſeltener ſind die Beyſpiele von Staatsmännern, die eine lange Verweiſung aus Rom in eine entfernte Provinz haben ruhig ertragen können; und wir haben ein großes Beyſpiel, daß ſelbſt ein ſonſt edler Geiſt dadurch feige und kleinmüthig gemacht werden kann. Sind die Unglücksfälle von der Art, daß ſie uns zugleich erniedrigen und in der Meinung Anderer herabſetzen, — wozu unter andern auch die Dürftigkeit nach vorher genoſſenem Reichthume gehört: ſo iſt es leichter, ſie entfernt von der Welt zu ertragen, weil ihnen dadurch der größte Stachel genommen wird, — der tägliche Anblick der Veränderung, welche ſie, in den Meinungen der Menſchen von uns, und in ihrem Betragen gegen uns, hervorgebracht haben.

Sind es endlich körperliche Leiden, die unſre Geduld auffordern: ſo ſind es zwey Urſachen hauptſächlich, welche uns die Einſamkeit lieb, und zum Hülfsmittel dieſer Tugend machen. Zuerſt, körperliche Leiden werden durch Ruhe gemildert; und Einſamkeit gewährt uns Ruhe. Zweytens körperliche Leiden finden weniger Theilnahme bey andern Menſchen, als alle andere Arten von Uebeln. Nur durch dieſe Theilnahme aber kann ihre Gegenwart uns tröſten, und ohne dieſelbe wird ſie uns ſogar läſtig und vermehret den Schmerz. Im ganzen genommen, iſt es ausgemacht, daß es leichter ſey, ſich beym Leiden innerlich zu beruhigen, als ſich während deſſelben vor andern ſchicklich und auf eine ihnen wohlgefallende Weiſe zu betragen. Selbſt mit andern, die man liebt, gemeinſchaftlich zu leiden, iſt ſchwerer, als ſtandhaft für ſeine eigne Perſon zu handeln. Aus dieſer Urſache iſt, z. B. die Armuth einem unverheuratheten Manne weit erträglicher, als einem Hausvater; und andere, die man liebt, und für welche man zu ſorgen die Pflicht hat, mit ſich zugleich darben laſſen, unendlich kränkender, als ſich allein dem Mangel ausgeſetzt ſehen, — beſonders, wenn man ihn vor andern verbergen kann.

Ueberhaupt und der Natur der Sache nach ſcheint Geſellſchaft für die Zeiten der Geſundheit der Heiterkeit und des Vergnügens, gemacht, die Einſamkeit aber der natürliche Zufluchtsort des Kranken, Betrübten und Gebeugten zu ſeyn.

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

gesellſchaftlichen Leben

von

Chriſtian Garve.

Vierter Theil.

Breslau 1800.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

Wir übergeben hiermit dem Publicum den zweyten Theil von Garve's Werke über Geſellſchaft und Einſamkeit. Da dasjenige, was wir bekannt machen, nicht, wie man faſt immer bey dem Drucke eines litterariſchen Nachlaſſes erwartet, bloßes Fragment iſt, ſondern vielmehr ein Fragment ergänzt, ſo glauben wir um ſo weniger, eines rechtfertigenden Wortes über die Herausgabe dieſes Theils zu bedürfen, und bemerken bloß einiges Wenige, was vielleicht für die Geſchichte des Buches nicht unwichtig ſeyn dürfte.

Die Papiere, die uns ausgehändiget wurden, enthielten eine beynah vollſtändige doppelte Bearbeitung des hier gelieferten Werkes, — eine kürzere, die Garve in beſſern Tagen ſelbſt niedergeſchrieben, und eine ausführlichere, die er in dem letzten Jahre ſeines Lebens in die Feder dictirt hatte. Da wir uns oft und umſtändlich mit ihm über das Ganze und deſſen Anlage und Verbindung unterhalten hatten, ſo ward es uns leicht, die einzelnen Theile deſſelben zu ordnen. Schwieriger war es, unter den beyden Bearbeitungen zu wählen und zu entſcheiden, welcher der Vorzug gebühre. Wir haben nach unſern beſten Einſichten geprüft und entſchieden; und ungeachtet wir der ſpätern Ueberarbeitung, als der reichhaltigern, meiſtens gefolgt ſind, ſo haben wir doch zuweilen der frühern Darſtellung, als der kräftigern und lebendigern, den Vorrang zuerkannt. In den Ideen ſelbſt haben wir uns keine Veränderung oder Umbildung erlaubt, ſondern einzig dem Ausdrucke hier und da mehr Beſtimmtheit und Ründe zu geben verſucht; indeß ſind wir überall mit Vorſicht zu Werke gegangen, und, wenn die Vertilgung einer Unebenheit der eigenthümlichen Farbe des Styls oder der Kürze und dem Nachdrucke Eintrag zu thun ſchien, lieber zu nachſichtig als zu ſtrenge geweſen. Uebrigens wird es nicht unnöthig ſeyn, zu erinnern, daß auch die ſpätere Bearbeitung, deren wir oben als der umſtändlichern erwähnten, erſt gegen die Mitte ausführlicher zu werden anfieng, und daher manche ihrer Theile, wie unter andern die Geſchichte des Anſtandes, in keinem Verhältniſſe zu den übrigen ſtehn. Zwey Rubriken,

— Einſamkeit des Kranken und Einſamkeit des Reiſenden, mußten unausgefüllt bleiben. Ueber die erſte, die Garve am vorletzten Tage ſeines Lebens auszuführen verſuchte, waren mehr nicht, als fünf oder ſechs unzuſammenhängende Zeilen, und über die letztere gar nichts vorhanden.

Die Freunde Garve's und ſeiner Philoſophie, dürfen wenigſtens noch einen Band ungedruckter Abhandlungen aus ſeiner Feder erwarten. Wie früh oder wie ſpät ſie ihn erhalten werden, iſt uns nicht möglich zu beſtimmen. Indeß iſt uns die Beſchäftigung mit ſeinen Schriften zu lieb, und zugleich mit zu vielen angenehmen Erinnerungen an ihn verbunden, als daß wir nicht, was wir geben können, bald geben ſollten.

Breslau,
den 30. März 1800.

Die Herausgeber
Manſo und Schneider.

Ueber

Geſellſchaft und Einſamkeit.

Dritter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die äußern Sitten, oder den Anſtand und die Artigkeit.

Die Methode, welche ich bey der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes zu wählen habe, ergiebt ſich bey einer erſten flüchtigen Ueberſicht deſſelben.

Der Verſtand und die Sittlichkeit liegen in der Natur jedes Menſchen ſelbſt, werden mit ihm gebohren, und entwickeln ſich bis auf einen gewiſſen Grad von ſelbſt: die äußern Sitten aber oder der Anſtand entſpringen erſt nach und nach im menſchlichen Geſchlechte, eben durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in welche die Menſchen nach und nach treten. Ueberdieß ſind die Principien der Wahrheit, auf deren Erkenntniß der Verſtand gerichtet iſt, unwandelbar dieſelben: die Regeln des Anſtandes hingegen wechſeln. So wie es kleinere, unbedeutendere Handlungen ſind, durch welche ſich der artige Mann, als die, durch welche ſich der tugendhafte Mann zeiget: ſo ſind ſie auch von flüchtigerer Natur, und können am beſten erkannt werden, indem man ihre Veränderungen, und alſo ihre Geſchichte ſtudirt.

Es iſt eine Unvollkommenheit unſerer Sprache, daß ſie die beyden Sachen, Manieren und Sitten nicht ſo deutlich, als die Franzöſiſche, unterſcheidet. Aber die Vieldeutigkeit des Wortes Sitten führt uns gewiſſer Maßen auf die Spur, wie jene beyden Sachen unter ſich zuſammenhängen. Wenn wir von Sitten reden, ſo denken wir zugleich an ſittlich und Sittlichkeit; und dieſe Wörter führen uns unmittelbar auf die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laſter. Und in der That iſt ein gewiſſer Theil des äußern Anſtandes unmittelbar Tugend, oder Folge derſelben. Aber wir ſagen nicht bloß, der Menſch hat Sitten: ſondern wir ſagen auch, es iſt Sitte, und alsdann verſtehen wir darunter eine allgemein herrſchende Gewohnheit, ein Herkommen, eine Uebereinkunft mehrerer Menſchen, auf gewiſſe Weiſe zu handeln. Nun ſetzt aber jede ſolche Uebereinkunft eine ſchon errichtete Geſellſchaft, und beſonders ſetzt das Herkommen die Fortdauer dieſer Geſellſchaft und eine Ueberlieferung von einem Geſchlechte der Menſchen zum andern voraus. Dieſer Theil der Sitten alſo iſt zuerſt an die Geſellſchaft geradezu geknüpft, und bildet ſich zweytens nach und nach mit dem Laufe der Zeit. Ich ſchließe daraus, daß wir dieſe äußern Sitten, in welchen ſich Aeußerungen der Tugend mit Beobachtung eines Herkommens vereinigen, am beſten kennen lernen, wenn wir die Entſtehung und ſtufenweiſe Ausbildung derſelben unter den Menſchen unterſuchen.

I. Philoſophiſche Geſchichte des Anſtandes.

Wenn der Menſch allein iſt, ſo ſchämt er ſich vor nichts. Er geht nackend, ohne Uebelſtand. Er tanzt allenfalls im Zimmer; wer will ihn tadeln, da ihn niemand ſiehet?

Bey dem Anblicke eines andern Menſchen kommt ihm zuerſt der Gedanke ein: was wird man davon ſagen? Hieraus entwickelt ſich nach und nach der Begriff von Anſtand. Er beſtehet aus folgenden Stücken: 1) zu verbergen, was häßlich, 2) zu verbergen, was ſchändlich iſt, 3) zu zeigen, was ſchön iſt, 4) zu verſchönern, was einer Verſchönerung fähig iſt.

Der einzelne Menſch kann nur durch zwey Sachen an mir beleidiget werden.

1) Wenn er etwas ſieht, das auf Geilheit, Gefräßigkeit oder irgend eine ſehr fehlerhafte Beſchaffenheit des Gemüths ſchließen läßt. 2) Wenn er etwas ſieht, was ihm unmittelbar unangenehm iſt.

Das Unangenehme iſt entweder das Schmerzhafte, oder das Eckelhafte, oder das Häßliche.

Das Eckelhafte iſt vornähmlich dem Anſtande entgegengeſetzt.

Der erſte und älteſte Anſtand beſtand in der Vermeidung des Eckelhaften.

Hieraus und aus der natürlichen Schamhaftigkeit entſprang die Bedeckung gewiſſer Theile des Körpers, was wir auch bey den roheſten Völkern finden; hieraus entſprang die Reinlichkeit, der erſte Schritt zum guten Anſtande, und die Entfernung und Verbergung der natürlichen Ausleerungen.

Das Häßliche iſt weniger vermeidbar, es beleidigt weniger und iſt ſchwerer zu erkennen. Es kommt daher in der Liſte der unanſtändigen Dinge ſpäter an die Reihe.

Das was Schmerz verurſacht, iſt nicht mehr Uebelſtand, ſondern Beleidigung, und wird nicht getadelt, ſondern gerächt. Nur das iſt Uebelſtand, die Sympathie mit unſerm Schmerze durch einen unangenehmen Anblick zu erregen.

Wenn mehrere Menſchen zuſammen kommen, ſo entſteht 1) eine Verfeinerung der Empfindungen. 2) Es entſtehen Verabredungen.

1) Die Verfeinerung entſteht aus der gegenſeitigen Mittheilung und Vereinigung der verſchiedenen Empfindungsarten und Urtheile.

Der eine Menſch iſt empfindlicher gegen Geſtalten, der andere gegen Töne. Wenn beyde beyſammen ſind, lernt einer von dem andern; und wer zuvor nur eine Art des Häßlichen und Eckelhaften kannte, kennt nunmehro zwey.

Hieraus entſteht ein Wetteifer in Anſehung der Feinheit und Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Jeder ſtrebt nach dem Ruhme, die Sache noch tiefer erforſcht und noch genauer beobachtet zu haben. Hieraus entſteht die Verfeinerung.

Daher werden immer mehrere Dinge zum Uebelſtande gerechnet, welche zuvor niemanden anſtößig waren.

2) Die Verabredungen ſind entweder über die Sachen, oder über die Zeichen; über das, was man thun will, oder über das, was man ausdrücken will.

Die Verabredungen entſtehen entweder aus dem gemeinſamen Zwecke, oder aus Nachahmung und Gewohnheit.

Die Verabredungen über Zeichen ſind der Grund aller Ceremonien und Complimente.

Die Menſchen können in keiner Sache willkührlicher Zeichen entbehren, ſobald ſie andern dasjenige darlegen wollen, was in ihrem Innern vorgeht. Sie brauchen dieſelben ſo wohl für ihre Geſinnungen, als für ihre Ideen.

1. **Verabredungen über die Sachen in Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens.** Man kommt überein, daß man ſich zu dieſen Tagen, Stunden u. ſ. w. an gewiſſen Oertern verſammeln will, daß man ſo und ſo lange bey einander bleiben, daß man ſich mit dieſen und keinen andern Zeitvertreiben beſchäftigen will.

Dieſe Verabredungen ſind wieder von zweyerley Art. Sie ſind entweder bloße Sanctionen deſſen, was Natur und Vernunft an ſich vorſchreiben: zum Beyſpiel, daß man ſich einander nicht in die Rede fallen wolle. Oder ſie ſind willkührliche Beſtimmungen deſſen, was die Natur unbeſtimmt gelaſſen hat, was aber doch zum Zwecke des geſelligen Lebens nothwendig iſt.

2. Verabredungen über die Zeichen. Man kommt überein, daß ſein Haupt zu entblößen, oder ſich zu bücken ein Zeichen der Ehrerbiethung ſey; daß die rechte Hand die vornehmere ſey; daß ſich die Hand zu drücken oder ſich zu küſſen eine Freundſchaftsbezeugung ſey.

Die meiſten dieſer Verabredungen entſtehn ſtillſchweigend, wie die über die Bedeutung der Wörter in den Sprachen. Beyde entſtehen auch ziemlich auf gleiche Weiſe. Entweder iſt ſchon ein natürlicher Hang zu einer gewiſſen ſichtbaren Aeußerung ſeiner Geſinnungen vorhanden, wie z. B. bey dem Kuſſe, oder es iſt eine natürliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Zeichen und dem Bezeichneten, wie bey dem Bücken, oder es ſind willkührlich von einzelnen Perſonen gewählte Zeichen, welche aber von andern nachgeahmt worden ſind, weil man ſie für ſchicklich und ausdrückend erkannt hat.

Es iſt klar, daß dieſer verabredete Theil des Anſtandes nur in der Geſellſchaft und durch dieſelbe entſtehen kann. Erſtlich wird man nur in ihr die Nothwendigkeit davon gewahr. Zweytens kann nur die freywillige Uebereinſtimmung vieler jenen Beſtimmungen eine gewiſſe Feſtigkeit und eine verbindende Kraft geben.

Das Geſetzbuch ſolcher Verabredungen wird deſto weitläuftiger, je mehr Menſchen, und je häufiger ſie zuſammen kommen. Die Urſache iſt:

Theils, weil die Anzahl der zu beſtimmenden Sachen ſich häuft,

Theils, weil der eine Schicklichkeiten und Bequemlichkeiten entdeckt, die dem andern entſchlüpft ſind.

Dieſer Umſtand macht es oft für die in den untern Claſſen lebenden Menſchen ſchwer, den Anſtand der höhern mehr geſellſchaftlichen Claſſen nachzuahmen. Einmahl können dieſe nicht auf einmahl erfinden, was jene durch das Raffinement vieler Jahre heraus gebracht haben. Zweytens können ſie nicht mit Leichtigkeit dasjenige thun, worauf ſie bisher niemahls Achtung gegeben haben. Und doch muß eine Regel, die an ſich eine Kleinigkeit betrifft, mit Leichtigkeit ausgeübt werden, wenn es anſtändig laſſen ſoll.

Die Beobachter des geſellſchaftlichen Lebens in Frankreich vor der Revolution haben uns mit den Conventionen bekannt gemacht, die unter der feinen und großen Welt herrſchten. Sie giengen in Abſicht der Art, wie man beym Eſſen und Trinken, an der Tafel und beym Spiel jede Sache thun mußte, bis zu einer unglaublichen und oft lächerlichen Subtilität: aber ſie waren doch immer auf die Abſicht, einen gewiſſen Uebelſtand zu vermeiden, und den Anweſenden einen unangenehmen Eindruck zu erſparen, gegründet. Je mehr eine Nation überhaupt an Geiſtes-Kultur zurück iſt: deſto weniger iſt auch in ihren geſellſchaftlichen Gebräuchen Zuſammenhang und Zweckmäßigkeit. Je ſtrenger ſie nun darüber hält und je unabänderlicher ſie bey den einmahl eingeführten beharrt: deſto mehr wird ſie eben dadurch an dem Fortgange ihrer Vollkommenheit verhindert. Dieß, ſagt man, ſey der Fall bey den Chineſen.

Aber auch die bloße Vervielfältigung ſolcher Gebräuche und die Anhänglichkeit an dieſelben, ſo wie ſie in der feinen Pariſer Welt herrſchten, hat die üble Folge, daß ſie die Claſſen mehr von einander trennt, und dem verdienſtvolleſten Manne, der jene willkührlichen Regeln nicht wußte, oder nicht geſchickt beobachtete, in den Augen der darein Eingeweihten einen Anſtrich von Lächerlichkeit giebt.

Solche ſtillſchweigende Verabredungen ſind unausbleiblich, und entſtehen, ſobald Menſchen ſich auf irgend eine Weiſe zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke zuſammen geſellen. Wenn dieſe Geſellſchaft zu einem Staate erwächſt: ſo werden aus jenen Verabredungen Geſetze. Die Verletzung der Conventionen der erſtern Art war blos unanſtändig: die Verletzung der zu Geſetzen erhobenen Conventionen iſt ein Verbrechen. Aber ſo wie die große jede andre in ſich ſchließende Geſellſchaft, welche Staat heißt, auf jede kleinere, partielle Geſellſchaft, welche in ihrem Schoße iſt, zurückwirkt: ſo wirken auch die Geſetze des Staats auf die Regeln des Anſtandes zurück. Der Republikaner hat andre Begriffe vom Wohlanſtändigen, als der Unterthan einer Monarchie. Dasjenige beleidiget nähmlich als Uebelſtand, was mit der allgemeinen Stimmung, oder mit der, welche als pflichtmäßig von einem guten Bürger gefordert wird, im Widerſpruche ſteht.

Mit der Pflicht des Gehorſams und der Unterwürfigkeit iſt es verbunden, daß es anſtändig ſey, der gebiethenden Perſon Reſpect und Aufmerkſamkeit zu beweiſen.

Wenn die Unterordnung des Gehorchenden unter den Gebiethenden einfach iſt, und nicht durch eine Menge von Gradationen in die Höhe ſteigt: ſo ſind auch die Begriffe vom Anſtande und den gegen andre zu wählenden Ausdrücken der Hochachtung nur einfach.

In einem despotiſchen Staate iſt der Souverain unendlich über die Unterthanen erhaben: und alle andern Einwohner des Staats verlieren das

Gefühl ihres Unterſchiedes durch die gemeinſchaftliche gleiche Erniedrigung unter einen unumſchränkten Gebiether. In einer Republik ſind die Bürger ebenfalls gleich, und erkennen nur die Erhabenheit der Magiſtrats-Perſonen, während der Zeit, da dieſe ihr Amt bekleiden.

In den Europäiſchen Monarchien giebt es eine ganze Stufenfolge von über einander ſich erhebenden Würden, die entweder ganzen Familien eigen und alſo erblich ſind, — welcher Umſtand den weſentlichen Charakter des Adels ausmacht, oder ſie ſind an gewiſſe Aemter gebunden und werden gemeiniglich den Perſonen, welche ſie bekleiden, auf lebenslang ertheilt. In despotiſchen alſo ſowohl als in republikaniſchen Staaten giebt es nur einen zwiefachen Anſtand: den im Umgange mit unſers gleichen, und den mit einer einzigen Claſſe von Höhern.

Im Despotismus hat dieſer Höhere eine alles überwiegende und wirklich ausſchweifende Gewalt. Die Bezeigung der Ehrerbiethung gegen ihn wird alſo auch übertrieben, kriechend und geſchmacklos ſeyn. Die Bürger unter ſich aber werden weniger einen andern Anſtand kennen, als den, welcher von der Menſchenliebe, der Freundſchaft, der Religion und der Moral abhängt.

In republikaniſchen Staaten ſind die obrigkeitlichen Aemter, die gemeiniglich nur auf eine Zeit lang den Verwaltern derſelben verliehen werden, der einzige Grund einer beſondern, gegen gewiſſe Perſonen als anſtändig geforderten, Höflichkeit: und ſie laſſen, wenn ſie wieder in andre Hände übergehn, keine bleibende Würde in den Händen derer, die ſie bekleideten, zurück: außer in ſo fern dieſelben durch ihre Thaten oder durch ihre perſönlichen Eigenſchaften ihren Mitbürgern eine vorzügliche Hochachtung eingeflößt haben.

Dieſe kurze Dauer der Aemter aber, und die vorhergehende und nachfolgende Gleichheit der ſie bekleidenden Perſonen mit den übrigen Bürgern macht es nothwendig, daß ſie, ſolange ſie dauern, ein deſto größeres Anſehn behaupten, und eine deſto größere Gewalt mit ſich führen.

Es iſt daher in republikaniſchen Staaten, wofern anders Ruhe und Ordnung darin herrſchen ſoll, mit den obrigkeitlichen Aemtern ein Grad der Macht und der Erhabenheit verbunden, welcher ſich dem Anſehn des Deſpoten nähert, und ſich bey den Aemtern in unſern neuern Monarchien nicht findet. So eine unumſchränkte und ausgebreitete Gewalt hat bey uns kein General über ſeine Armee, als die römiſchen Conſuln über ihre Legionen hatten. Die Prätoren konnten die Geſetze durch ihre Edicte verändern; unſre Richter können ſie nur auslegen.

Hieraus entſteht eine doppelte Folge: einmahl, daß in der republikaniſchen Verfaſſung die Begriffe und Gewohnheiten des Anſtandes ſich beynahe auf ſo einfache und ſo wenige Verhältniſſe, als in despotiſchen Staaten, beziehen; zweytens, daß die Formen des Anſtandes gegen Höhere etwas mehr knechtiſches und die Untergebenen herabwürdigendes haben, als eben dieſe Formen in unſern Monarchien. Da nun über jeden Gegenſtand unſre Begriffe nur durch die Menge der wahrgenommenen Verhältniſſe verfeinert, und nur durch die Mannigfaltigkeit der Uebungen unſre Geſchicklichkeiten in einer Kunſt ausgebildet werden: ſo ſind der Hervorbringung eines feinen, geläuterten und richtig beſtimmten Anſtandes die republikaniſchen und die despotiſchen Regierungen, ſo wie wir ſie in der ältern Geſchichte finden, weniger günſtig, als die monarchiſchen, ſo wie ſie uns das neuere Europa darbiethet.

Wir können uns daraus, zweytens, eine zwiefache Erſcheinung der römiſchen und griechiſchen Litteratur und Geſchichte erklären; die eine: daß wir, bey einem gewiſſen Ueberreſte von Rohigkeit der Sitten, von Geſchmackloſigkeit und Niedrigkeit in ihren Scherzen, von Bitterkeit und Grobheit in ihren Streitigkeiten, wovon uns ſo wohl die Schaubühne dieſer Völker, als ihre Redner-Tribünen Beyſpiele darbiethen, doch zugleich ſolche übertriebne Ausdrücke von Verehrung andrer und Herabſetzung ſeiner ſelbſt, eine ſo pünktliche Beobachtung gewiſſer Wohlſtandsregeln, eine ſo weitgehende Beſcheidenheit und Zurückhaltung und eine ſo ceremonienvolle und complimentenreiche Höflichkeit gegen alle Männer von einigem Anſehn finden, als die Briefe und die Geſpräche in den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern aufweiſen. Die zweyte Erſcheinung iſt, daß, als bey dieſen Völkern die republikaniſche Regierungsform ſich in die monarchiſche verlor, der Uebergang in der Lebensart, in den Ausdrücken und Formen der Höflichkeit, von der republikaniſchen Dreiſtigkeit und Unbefangenheit zu einer ſklaviſchen Schmeicheley und einer demüthigen Aufmerkſamkeit auf den Geſchmack und die Launen der Höhern ſo ſchnell war und ſo natürlich ſchien. Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Römer ſchon ihren erſten Kaiſern, und die Athenienſer den Macedoniſchen Königen und deren Statthaltern als Halbgöttern begegneten, da ſie ſelbſt als Republikaner gewohnt geweſen waren, ihren großen Heerführern oder veerehrten Staatsverwaltern Altäre zu errichten und Weihrauch zu ſtreuen.

In den neuern Monarchien aber hat die Mannigfaltigkeit der Aemter und Würden und das Gemäßigte des Anſehns und der Gewalt auf einer jeden Stufe die entgegenſtehende Wirkung hervorbringen müſſen. Sie hat theils die Begriffe und Gefühle des Anſtandes vervielfältigt, und durch die Vergleichung ſo mannigfaltiger Verhältniſſe die Theorie deſſelben entwickelt, theils in alle Regeln und Formen der Höflichkeit eine gewiſſe Mäßigung gebracht, welche dem guten Geſchmacke in jeder Rückſicht günſtig iſt.

Durch die Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft wird den Menſchen der erſte Weg zum Ackerbau, zum Kunſtfleiße und zu den Wiſſenſchaften gebahnt, und dieſe Beſchäftigungen entſtehen ungefähr in dieſer Folgereihe, wenn die politiſche Vereinigung ſich mehr ausbildet. So wie auf dem Ackerbau alle Cultur beruht, weil er den Menſchen vom Raube und einer herumſchweifenden Lebensart abhält, ihn vor dem äußerſten Mangel, der Urſache der Wildheit verwahrt, und zu einer ſteten Arbeitſamkeit anhält: ſo giebt er auch zuerſt einem Völkerſtamme Gelegenheit, feſte Begriffe von Sittlichkeit und Anſtand zu faſſen.

Handarbeiten und Kunſtfleiß wirken auf dieſe Begriffe nur, inſofern ſie auf die Ausbildung des Geiſtes und Uebung der Gliedmaßen überhaupt wirken.

Aber Kunſt und Wiſſenſchaft ſind die Sachen, wodurch er am meiſten beſtimmt und vervollkommnet wird.

Einmahl werden die bürgerlichen und ſittlichen Verhältniſſe dadurch zuerſt bekannt, oder doch in ein helleres Licht geſetzt. Man fängt an, in allem, was man redet oder thut, die Schicklichkeit der Mittel zum Zwecke zu beobachten. Man lernt alſo auch in den bisher beobachteten Gebräuchen und den conventionellen Zeichen des geſellſchaftlichen Lebens die zweckmäßigen von den unſchicklichen, die geſchmackvollen von den unnatürlichen und häßlichen unterſcheiden. Daher werden alsdann die läſtigen und unnützen Ceremonien der Höflichkeit abgeſchafft, oder gegen weniger mühſame und der Abſicht angemeßnere vertauſcht. Mit einem Worte, da durch die Künſte das Urtheil über das Schöne richtiger wird, und durch die Wiſſenſchaften die Menſchen ihre Natur und ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſſer einſehn lernen, die Vereinigung beyder Stücke aber, der Schönheit und der Zweckmäßigkeit, das Weſen des guten Anſtandes in dem äußern Betragen ausmacht: ſo wirkt das geſellſchaftliche Leben durch nichts ſo ſtark auf die Ausbildung des Anſtandes, als durch die Unterſtützung, welche es der Erziehung und dem Fortgange der Wiſſenſchaften und Künſte gewährt.

Zum andern, durch Wiſſenſchaft und Kunſt werden auch neue Bedürfniſſe und neue Genüſſe herbey geführt, alſo neue Quellen des geſellſchaftlichen Vergnügens, neue Veranlaſſungen zu ſolchen Verabredungen und Gebräuchen, welche auf das geſellige Vergnügen Beziehung haben, hervorgebracht.

So wie die Vereinigung einzelner Menſchen zu einem Staate oder einer Nation die erſte nothwendige Bedingung war, um irgend etwas, das Anſtand und äußere Sittſamkeit heißen kann, hervorzubringen: ſo giebt es auch keinen größern Fortſchritt zur Vervollkommnung derſelben, als die Vereinigung mehrerer Nationen unter einander.

Wenn durch Krieg und Frieden, Bündniſſe, Handel und Reiſen, die zuvor getrennten Völkerſtämme, welche nun zu Nationen erwachſen ſind, einander wechſelsweiſe kennen lernen, und in einen fortdauernden Umgang mit einander treten: welche Folgen ſind natürlicher Weiſe zu erwarten?

Einmahl, jede hat bisher ihre eignen Gewohnheiten, ihre eignen Regeln und Verabredungen, in Abſicht des Umgangs und des dabey zu beobachtenden Anſtandes, gehabt. Jede hat überdieß bisher eigne Begriffe des Schönen und Anſtändigen gehabt; jede hat endlich über gewiſſe Zweige und Verrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens mehr als über andre nachgedacht, und die Verfeinerung ihrer Sitten in gewiſſen Verhältniſſen weiter, als in andern, getrieben. Dieſe Begriffe nun, dieſen Geſchmack, dieſe in der Lebensart bisher erlangte Vollkommenheit theilt jede Nation der andern mit, wenn ſie mit derſelben in einen freundſchaftlichen und regelmäßigen Verkehr tritt.

Zweytens, nun ſind alſo mehrere Muſter des Anſtändigen vorhanden, und liegen den aufgeklärten und denkenden Menſchen in jeder Nation vor Augen. Nun wird es dieſen alſo erſt möglich oder doch weit leichter, Vergleichungen anzuſtellen, das Beſſere vom Schlechtern, die Wahrheit vom Irrthume, den mit Geſchmack gewählten Schmuck unſrer Perſon oder unſrer Handlungen von übelgewählten und unnatürlichen Zierrathen zu unterſcheiden. Und ſo iſt durch die Auswahl aus mehrern Nationalſitten und durch die Vereinigung mehrerer National-Verabredungen der jetzt in Europa herrſchende Anſtand erwachſen, der vollkommenſte ohne Zweifel, der je unter dem menſchlichen Geſchlechte geherrſcht hat.

Jede Nation, welche iſolirt iſt, ſich nur durch ſich ſelbſt ausbildet, und weder mit den geſitteten Nationen ihrer Zeit durch Umgang und Tauſch, noch mit den geſitteten Nationen der Vorwelt durch Ueberlieferung, Geſchichte und Schriften in Verbindung ſteht, muß nothwendig in ihrem Anſtande, ſo wie in jeder Art der Cultur überhaupt, zurück bleiben. Dieſe doppelte Verbindung der Europäiſchen Nationen, die, welche unter ihnen ſelbſt obwaltet, und die, welche ſie durch Hülfe der Wiſſenſchaften mit den beyden aufgeklärteſten Nationen der Vorwelt, den Griechen und Römern, unterhalten, giebt ihnen eben in Abſicht des geſelligen Lebens und des dazu unentbehrlichen Anſtandes den entſchiednen Vorzug vor den Bewohnern aller andrer Welttheile, welcher nur von dem Unwiſſenden verkannt, und von dem Liebhaber des Paradoxen beſtritten werden kann.

So haben wir, zum Beyſpiel, von den Engländern die Einfachheit in Kleidung, Hausgeräthe, Gebäuden, Gärten, und eine gewiſſe Kürze und Energie ſelbſt in unſrer Höflichkeit gelernt. Die Franzoſen haben uns Muſter einer feinen Aufmerkſamkeit auf die Neigungen und den Geſchmack der Perſonen, mit welchen wir umgehen, aufgeſtellt; ſie haben unſerem ganzen Betragen eine gewiſſe größere Leichtigkeit, und dem geſellſchaftlichen Umgange mehr Zwangloſigkeit und Freyheit gegeben. Der poetiſche Geiſt der Italiäner und die Gravität der Spanier haben vielleicht auch zu ihrer Zeit zur Beſtimmung der allgemeinen Europäiſchen Sitten etwas beygetragen, und durch Verſchmelzung dieſer mannigfaltigen Schattirungen, deren täglich noch mehrere bekannt und genutzt werden, iſt das Grelle und allen Fremden Auffallende in den Farben der verſchiednen Nationalſitten verſchwunden, wodurch ehedem die Völker einander zurück ſchreckten, und ſich ſogar zum Haſſe und zur Verachtung verleiten ließen. *)

II. Ideen zu einer Geſchichte des Anſtandes unter verſchiednen Nationen nach Thatſachen.

1. Wilde; Jäger- und Fiſcher-Völker.

Der Anſtand einer Nation hängt mit dem Schmucke, den ſie wählt, zuſammen. Die Wilden ſuchen in ihren Verzierungen das Schreckliche. Sie glauben dieß durch Einſchnitte in die Haut, punctirte Figuren, Knochen durch die Naſe u. ſ. w. zu erreichen.

Außer kriegeriſcher Tapferkeit iſt Liſt, was ſie vorzüglich ſchätzen.

---

*) Auch die politiſche Wichtigkeit einiger Völker war zuweilen Veranlaſſung, daß dieſelben, in Abſicht der äußern Sitten, den Ton angaben. So haben der Römiſche Hof, der Neapolitaniſche, der Franzöſiſche wechſelsweiſe geherrſcht.

Die völlige Unbekanntſchaft mit andern Menſchen macht, daß ſie alle Fremden entweder für Feinde anſehen oder als höhere Weſen verehren, und ihnen ihre Weiber und Kinder anbiethen. Ueberhaupt mangelt bey ihnen der Begriff der Schamhaftigkeit, der doch natürlich zu ſeyn ſcheint. *)

Von den Irokeſen wird folgendes bemerkt:

Ihre einſame Lage macht, daß ihre Einbildungskraft mehr, als ihre Sinnen und ihr Verſtand, erweckt wird.

Daher reden ſie viel in Bildern, wiederholen aber oft dieſelben. Sie haben einen Codex der Höflichkeit, wie er für Menſchen paſſend iſt, die nur ſelten und wenig und immer in Angelegenheiten des Bedürfniſſes zu reden haben. Sie können lange bey einander ſitzen und ſchweigen. Wir Europäer finden darin den größten Uebelſtand. Wenn ſie reden; ſo peroriren ſie. Und es iſt bey ihnen ſo ſtrenge verbothen, den Redner zu unterbrechen, daß ſie auch noch einige Zeit nachher ſchweigen, wenn er zu reden aufgehört hat. Eben

---

*) Schamhaftigkeit ſcheint ein weiblicher Anſtand zu ſeyn. Faſt alle Wilden auf den Inſeln des Südmeers bedeckten ihre Geburtstheile. Nur die ausgearteten Peſcheräh's nicht.

ſo machen ſie eine Regel der Höflichkeit daraus, nie ihrem Geſellſchafter zu widerſprechen, ſondern den Schein anzunehmen, als wenn ſie alles glaubten, was er ſagt. Erſt in den folgenden Zuſammenkünften iſt es erlaubt, Einwendungen zu machen.

2. Nomaden, oder Hirten-Völker.

Die älteſten und merkwürdigſten Schilderungen ihrer Sitten liefert uns die Geſchichte der Patriarchen im alten Teſtamente. Wir finden an ihnen vorzüglich Gaſtfreyheit, demüthige Ehrerbiethung gegen Höhere, ſtrenge Anhänglichkeit an Trachten, Gebräuche u. ſ. w.

3. Griechen und Römer.

Die Gaſtmähler der Griechen waren Anfangs ſelten, alsdann aber immer groß und reich mit Speiſen beſetzt. Zur Unterhaltung dabey dienten Gaukler, Schauſpieler, Luſtigmacher und Tänzer.

Ihre ernſthaften Unterredungen ſind ſehr anſtändig. Höflichkeitsregeln, welche die Helden beym Homer beobachten. Feinheit der Sitten in den Sokratiſchen Geſprächen.

Ihre Pläſanterien dagegen ſind mehrentheils Zoten, und ihre Spötterey iſt Bouffonerie. Das einzige Beyſpiel einer angenehmen Pläſanterie, welches wir bey ihnen antreffen, iſt ihre Ironie. Ueberhaupt ſind ſie, in Abſicht ihrer Begriffe von Obſcenität, weit zurück. Nimmermehr würde unter uns ein Ariſtophanes ſein Glück machen.

Spuren der Sittenverfeinerung zur Zeit Menanders. Complimentirſprache, durch die Rhetorik ſehr erweitert.

Bey den Römern war Charakter und Anſtand immer männlicher und ernſter, als bey den Griechen. Bey beyden Völkern wurde durch die Abſonderung der Frauen von der einen Seite die Feinheit der Lebensart verhindert, von der andern die Würde der Männer erhöht. Die Bouffonnerien des Plautus ſinken nicht bis zu dem Schmutz der Ariſtophaniſchen herab.

Der feinere Terenz lehrt uns über den wahren Converſationston wenig, weil ſeine Perſonen größtentheils Maskenrollen, ſo wie die auf der Italiäniſchen Bühne, und immer dieſelben ſind.

Cicero's Dialogen ſind noch weniger wahre Geſpräche, als die des Plato und Xenophon. Doch lernt man die tiefe Ehrerbiethung daraus kennen, mit welcher man Männern, die in großen Aemtern und Geſchäften geweſen waren, begegnete. So ſieht man auch aus ſeinen Briefen, mit welcher

Beſcheidenheit man ſich ſelbſt in ihren Landhäuſern ihnen nähern mußte.

Horazens Satiren liefern uns die meiſten und feinſten Züge zur Sittengeſchichte ſeiner Zeit; ſo wie auch des Suetonius Anekdoten-Sammlung.

Späterhin kenne ich nur Petron, Juvenal und Lucian, aus denen ſich Data zu einer ſolchen Geſchichte ſammeln ließen. Ich ſehe ſie aber als Carricaturmahler an. Lucian ſchreibt den Großen in Rom einen ſolchen Bauernſtolz, den Gelehrten eine ſo empörende Kriecherey zu, daß es, bey dem Grade der Politur, welcher doch zugleich herrſchte, kaum glaublich ſcheint. Er lobt hingegen die Sitten von Athen als einfach und elegant. *)

Nun iſt für mich eine Lücke in dieſer Geſchichte bis auf Conſtantin. Schriftſteller und Geſchichtſchreiber ſind in dieſer Periode unfahig, Sitten zu beobachten oder zu mahlen.

In Conſtantinopel aber blühte eine neue Politeſſe auf. Die ehemahlige Förmlichkeit der Grie-

---

*) Die Griechen und beſonders die Römer waren übrigens in ihren Begriffen und Regeln des Anſtändigen viel gekünſtelter und mit Formalitäten und Gebräuchen weit überhäufter, als wir. Welche künſtliche Regeln giebt z. B. Quintilian über die Bewegungen der Arme, Hände, ſelbſt der Finger, und über die Faltung und Tragung der Toga für den Redner!

chen, ihr Hang zu ſubtiliſiren, (den ſie in der Politik wie in der Religion bewieſen,) verbunden mit den Folgen einer despotiſchen Staatsverfaſſung, haben dort eine gewiſſe prunkvolle und beſtimmten Regeln unterworfne Artigkeit hervorgebracht, da ſie ehedem mehr ein Werk der Natur war. Hofämter und Titel ohne Ende, und eine genaue Unterordnung wurden eingeführt. Die Titel dux, comes, dapifer und dergl. drangen bis an den Deutſchen kaiſerlichen Hof, und gaben auch da den Ton an. Und es iſt überhaupt wahrſcheinlich, ob uns ſchon die Geſchichte nicht ausdrücklich darüber belehrt, daß der Verkehr der Europäer mit dem Conſtantinopolitaniſchen Hofe während der Kreuzzüge die prunk- und zwangvolle Höflichkeit der Europäer hervorgebracht hat.

4. Mittlere Zeit.

Völkerwanderung. Unter den Deutſchen Völkern zeichnen ſich ſchon bey ihrer Einwanderung die Franken an Politur aus. Bald wetteiferten ſie mit den Byzantinern, wie man aus Luitprands Geſandtſchaftsreiſen ſiehet. Das weibliche Geſchlecht bekommt den Zutritt in die Geſellſchaft. Entſtehen und Uebertreibung der Galanterie. Ritterzeit. Troubadours. Die Sitten bekamen zugleich einen Anſtrich von Religioſität oder Bigotterie.

Die Deutſchen ſcheinen den Nationalzug der Rangluſt zu haben, und ihn, da ſie die vornehmſten Europäiſchen Reiche bevölkern, auch dahin mitgenommen zu haben. Auch die Dänen ſind äußerſt titelſüchtig. Noch jetzt ſind es Engländer und Franzoſen nicht ſo, wie wir.

5. Neuere Politeſſe.

Gravität der Spanier, Witz und Feinheit der Italiäner. Die Franzoſen vollenden den Kreis.

Dieſe Nation wird durch ihre Leichtigkeit zu ſprechen, ihre Geſchmeidigkeit, ihre Fröhlichkeit, ihre Gabe, in Vergnügungen ſowohl auszuhalten als ſchnell abzuwechſeln, zum Umgange vorzüglich geſchickt.

Die großen Hauptſtädte verurſachten das Verderben der Sitten und die Verfeinerung des Anſtandes. Man raffinirte, um viel zu genießen und Geſchäfte mit Vergnügen zu vereinigen. Deswegen mußte man in allem kürzer, einfacher, weniger ceremoniös werden.

III. Reſultate.

Aus der bisherigen Entwickelung der Art und Weiſe, wie die Begriffe von Anſtand in der menſchlichen Geſellſchaft entſtehen und ſich ausbilden, ergeben ſich zur Beantwortung der Fragen: „was hat Einſamkeit und Geſellſchaft für einen Einfluß auf die äußern Sitten des Menſchen?“ folgende Reſultate:

1. Es giebt nur eine einzige Quelle des Anſtändigen, welche von der Geſellſchaft unabhängig iſt: das iſt die Sittlichkeit.

Dasjenige nähmlich iſt dem Menſchen anſtändig, was der Würde eines vernünftigen Weſens gemäß iſt. Und da ſich der Geiſt nur durch den Körper zu erkennen giebt, ſo wie er nur durch den Körper Kenntniſſe erlangt: ſo giebt es auch in ſeinem Aeuſſern etwas weſentlich anſtändiges, dasjenige nehmlich, was als die Wirkung und das Zeichen richtiger Einſichten oder tugendhafter Geſinnungen angeſehen werden kann. Das Wort Anſtändig (decorum πρέπον) in dieſer rein ſittlichen Bedeutung, drückt, wie es ſchon Cicero in ſeinen Büchern von den Pflichten, ſehr wohl aus einander ſetzt, einen doppelten Begriff aus: einmahl den von einer allgemeinen Eigenſchaft jeder Tugend; zum andern den von einem beſondern Zweige gewiſſer Tugenden. Es bezeichnet eine allgemeine Eigenſchaft der Tugend überhaupt, weil alles, was ſittlich gut iſt, auch dem Menſchen anſtändig, und als Handlung eines ſolchen Weſens ſchicklich iſt. Es bezeichnet einen beſondern Zweig der Tugenden: weil es gewiſſe Handlungen giebt, die jedermann als ſittlich gut billigt, die aber doch nicht eigentlich etwas gutes in der Welt hervorbringen, ſondern die nur deßwegen gefordert werden, weil ſie Ausdrücke und Zeichen einer wohlgeordneten Seele ſind, und nicht ausbleiben können, wenn Geiſt und Charakter des Menſchen ſittlich vollkommen ſind. Dieſe letztre Art tugendhafter Handlungen, wenn ſich dieſelben auf das Aeußere des Menſchen, auf Stimme, Gang, Geberden und Bewegung der Gliedmaßen beziehn, wenn ſie ſich mit den kleinern Gegenſtänden des alltäglichen Lebens und mit der Befriedigung der alltäglichen Bedürfniſſe, — mit ſeinen Mahlzeiten, ſeiner Kleidung, Wohnung und ſeinem Hausgeräthe beſchäftigen; — endlich wenn ſie die Ausſchmükkung ſeiner Perſon und ſeiner Sachen oder ſeine Vergnügungen und ſeine Zeitvertreibe, beſonders die geſellſchaftlichen, zum Endzweck haben, gehören zu den äußern Sitten, wovon wir hier reden, und machen den weſentlichen, von aller Verabredung unabhängigen, Wohlſtand aus. *)

Da nun dieſer Theil des Anſtandes in der Natur des Menſchen allein gegründet iſt: ſo kann er auch aus dieſer Natur allein erkannt werden.

Allein auch der Begriff der Sittlichkeit entwickelt ſich erſt in der Geſellſchaft. Die Pflichten, die der Menſch gegen ſich ſelbſt hat, werden ſpäter von ihm erkannt, als die Pflichten gegen Andre; die Würde der Tugend ſpäter, als ihre Nützlichkeit.

Daher kann der Menſch, welcher vor der errichteten oder civiliſirten Geſellſchaft einſam lebt, keine Begriffe von Anſtand erhalten. Erſt die Geſellſchaft entwickelt den natürlichen Anſtand und erſchafft den conventionellen.

2. In einer ſchon civiliſirten Geſellſchaft hingegen kann ein Individuum ſehr einſam leben und doch einen hohen Grad von Anſtand und ſelbſt Ar-

---

*) Das Anſtändige vereiniget daher das ſinnlich Schöne mit dem Sittlichen. Es iſt zwiefach: das Graziöſe und die Politeſſe (im engerem Sinne). Klugheit, Mäßigung und Muth, durch ſchöne Geſtalten und Bewegungen des Körpers ausgedrückt, machen das Erſtere, Menſchenliebe und ihre Arten, auf dieſelbe Weiſe ausgedrückt, die Letztere aus.

tigkeit bekommen; theils, weil der Verſtand, wenn er einmahl auf das decorum aufmerkſam gemacht worden iſt, viele Regeln ſelbſt erfinden kann; theils, weil niemand im Staate ſo einſam lebt, daß er nicht zuweilen gute Muſter der Artigkeit ſähe: da es denn nur an ſeiner Beurtheilungskraft liegt, ob er ſie richtig wählen, und an ſeinem lebhaften Gefühle des Schönen, ob er ſie, auch ungeſehen von Andern, nachahmen wird.

Der Anſtand oder die Politeſſe beſtehe aus der Auswahl des Schönſten, welches in dem Aeuſſern des Menſchen vorkommt. Die angenehmſten und freundlichſten Geſichtszüge, die wohlgebauteſte Geſtalt, die ſtärkſte und behendeſte Tragung ſeiner Glieder, diejenigen Bewegungen, Mienen und Geberden, kurz dasjenige Betragen, welches im Aeußern am meiſten gefällt, iſt das Ideal, welchem der Wohlſtand die Menſchen näher bringen ſoll. Diejenigen alſo, die von der Natur ſelbſt mit dieſen Vorzügen verſehen ſind, die eine freundliche und ſanfte Geſichtsbildung, verbunden mit Lebhaftigkeit und Feuer, haben; die durch den geſchickten Bau ihrer Glieder von ſelbſt zu ſolchen Stellungen und Bewegungen veranlaßt werden, die Andern gefallen, dieſe ſind ſelbſt die Muſter für die Regeln und beobachten ſie alſo, ehe ſie ſie wiſſen. Man ſiehe Kinder, denen alles wohl anſteht, und die in allem, was ſie thun, Grazie haben. So iſt es auch mit dem Temperamente und dem Charakter. Angenehme geſellige Neigungen, ein leichtes Blut, fröhliche Laune, die Gabe geſchwind zu faſſen und ſich leicht und gut auszudrücken, können das, von Geburt an, dem Einen geben, was der Andre durch Lectionen und Arbeit, Tanzmeiſter und Geſellſchaft vergebens ſucht. Cheſterfields Enkel, der einen ſo trefflichen Lehrer der Politeſſe hatte, blieb ein Grobian, und mancher Bauer iſt aimable.

Dieſe Artigkeit alſo kann in der Einſamkeit aufkeimen und hervorblühen, wie alle Tugenden und Talente.

Für gewöhnlich aber iſt die Politeſſe eine Maske, welche die Menſchen darum nöthig haben, weil bey keinem die Natur durchaus vollkommen iſt und bey keinem ſich ganz ungehindert entwickelt; und deßwegen iſt die Bildung durch Menſchen und Geſellſchaft dazu unentbehrlich.

3. In einer beynahe völligen Einſamkeit, nur von wenigen Freunden oder ganz gemeinen Leuten umgeben, kann ein vorzüglicher Mann einen guten und ſogar einen großen Anſtand behalten. Aber wer in einer zahlreichen, ihm an Stande gleichen, ſonſt mittelmäßigen und kleinſtädtiſchen Geſellſchaft lebt, kann ſich vor eben ſolchen Sitten und Manieren ſchwerlich verwahren. Der Land-

mann iſt dem Anſtande oft näher und erlangt ihn leichter, als der Handwerker.

Unter wenigen nicht wohl gezogenen Leuten, bilden ſich eigne Conventionen: der Kluge muß ſich hier nach den Forderungen der Dummen richten, und ſo nimmt er Gewohnheiten an, nicht, wie ſie der menſchlichen Natur überhaupt anſtändig, oder wie ſie den Menſchen aller Nationen und Zeiten angenehm ſind, ſondern wie ſie ſeiner Clique gefallen, oder von ihr für gut angenommen werden. Dadurch wird endlich ſelbſt ſein Geſchmack verdorben; wenigſtens wird ſeine Nachahmungsfähigkeit irre geleitet, und ſein Körper nimmt eine ſchlimme Falte an. Dann kann er nicht mehr anders als auf eine verfehlte Art handeln.

4. Jede Nation, welche ſich iſolirt von andern ausbildet, bekommt faſt immer einige bizarre und abſtechende Sitten und Gewohnheiten. Entweder wird ſie ceremoniös, wie die Chineſen, und macht aus den Regeln des Anſtands Geſetze des Staats: oder ſie bleibt am Alten hängen, auch nachdem die Umſtände ſich geändert haben. Sie kennt nur die Art der Geſellſchaften, welche bey ihr gewöhnlich iſt: und auf dieſe allein iſt ihr Anſtand berechnet. Bey einem Griechiſchen Sympoſion, wobey nur Männer waren, konnte vieles anſtändig ſeyn, was bey einem neuern Souper unartig wäre.

5. Der Anſtand hat drey Haupttheile: a) das decorum der menſchlichen Natur ausgedrückt durch das Aeußere. b) Vermeidung deſſen, was den Sinnen oder der Einbildungskraft Anderer unangenehm iſt. c) Beobachtung der Conventionen, welche nach und nach erdacht worden ſind, um die Geſellſchaft zu erleichtern. Die erſte Art des Decorums lernt der verſtändige und tugendhafte Menſch am leichteſten. Die zweyte entſteht aus der Begierde zu gefallen. Daher der plumpe Knabe artiger wird, wenn die Neigung zum andern Geſchlechte eintritt. Die Conventionen muß man lernen, wie eine Wiſſenſchaft: und wer in der beſten Geſellſchaft lebt, lernt die beſten. Dieß iſt der Vorzug der Hofleute und Großen.

Es geht nähmlich mit der Höflichkeit, wie mit den Künſten. In der Einſamkeit, die immer näher an den Naturſtand gränzt, ſind die Sitten einfacher; aber zuweilen einfältig, zuweilen grob: in kleinen Geſellſchaften werden ſie verfeinert, aber mit Künſteley überladen: in der größern kehren ſie zur Einfachheit der bloß ſich feiner bildenden Natur zurück.

6. Lange Einſamkeit kann der Artigkeit eines Menſchen ſchaden, theils, wenn er von lauter Leuten umgeben iſt, an deren Urtheil ihm nichts gelegen iſt, oder die er gar verachtet; theils, indem der Einſame ſeiner Bequemlichkeit zu ſehr

pflegt und der gute Anſtand eine Dienſtfertigkeit fordert, welche die Bequemlichkeit ausſchließt. Jedermann lernt überdieß in der Jugend etwas von den Conventionen ſeiner Zeit und ſeines Standes. Hat er nun gar in dieſer erſten Zeit in der großen Welt gelebt und daſelbſt die ganze Achtung gegen die Hofſitten bekommen, welche darin herrſcht, und iſt alsdenn frühzeitig aus derſelben in die Einſamkeit zurückgekehrt: ſo iſt ſeine Anhänglichkeit an das, was er gelernt hat, deſto größer. Es iſt aber in Allem, auch in den Gebräuchen, ein beſtändiger Fortgang: und es gehört zur Politeſſe, mit der Welt darin fortzugehen; ſo wie es zu einem nützlichen Gelehrten gehört, die Fortſchritte zu kennen, welche ſeine Wiſſenſchaft gemacht hat. Beſonders fällt eine pünktliche Beobachtung ſolcher Regeln, die ehedem für heilig gehalten, jezt aber als läſtig bey Seite geſetzt worden, ſehr auf.

Ueberhaupt iſt es mit den Sitten, wie mit dem Verſtande. Wer große Naturgaben in Abſicht deſſelben beſitzt, braucht wenig Unterricht. Aber doch wird er mit den größten, ohne Unterricht, in einzelnen Punkten ſehr zurückbleiben. — Die Sitten ſind der Natur noch näher, als die Kenntniſſe: jene kann ein vortreffliches Naturell eher von ſelbſt finden, als dieſe der beſte Kopf. Aber auch darin werden bey dem Individuum Lücken und Mängel ſeyn, welche Unterricht und Beyſpiel ausfüllen können. Nichts wird ſicherer an dem Menſchen in der Geſellſchaft gebildet, als die äußern Sitten. Jedoch bildet die Geſellſchaft, auch die beſte, den Anſtand nicht ſehr, und die ſchlechteſte verſchlimmert ihn nicht ſehr, wenn ein Menſch viel Eignes hat, ſehr in ſich und wenig außer ſich mit ſeinen Gedanken lebt, oder mit wichtigen Arbeiten und Unternehmungen beſchäftigt iſt. Daher ſind große Miniſter, die am Hofe leben, doch nicht immer Hofleute an Artigkeit. Sie ſind ſogar oft pedantiſch in ihren Sitten. Hingegen werden große Gelehrte oder Kaufleute ſich von der Bürgerclaſſe unter der ſie leben, merklich auszeichnen.

Nichts aber verſchlimmert den Anſtand mehr, als wenn der eingezogen lebende Mann zuweilen Verrichtungen vor dem Publicum hat, die er mit Schüchternheit ausübt. Daher gewöhnen ſich viele Profeſſoren ſo ſeltſame Manieren an. Das Publicum, vor dem ſie reden, beſſert ſie nicht; es imponirt ihnen aber. Sie bleiben alſo nicht ſo natürlich, als wenn ſie allein ſind; und werden nicht ſo gebildet, als in Geſellſchaft. Auch der Volksredner verliert leicht den guten Anſtand. Er muß ſchreyen; er muß leidenſchaftlich ſeyn, oder es doch ſcheinen. Alles vergröbert ſich da; das Auditorium müßte dann ſehr gebildet ſeyn.

IV. Bild eines guten Geſellſchafters und praktiſches Reſultat.

1. Sehr viel thut, um den Menſchen ſeinen Geſellſchaftern zu empfehlen, die Schönheit ſeiner Perſon. Ein wohlgewachſner Leib, eine einnehmende Geſichtsbildung, ein ſprechendes Auge, alles, was auf den erſten Augenblick gefällt, und mit Zuneigung eine gewiſſe Achtung einflößt, das wirkt durchaus, die Reden und Handlungen eines Menſchen einnehmender zu machen.

2. Von der Schönheit unterſchieden, aber wichtiger noch für das Gefallen im geſellſchaftlichen Umgange iſt die Grazie in den Bewegungen, Leichtigkeit mit Anmuth verbunden, Gebehrden, die, angemeſſen den Sachen, die man ſagt, zugleich an ſich angenehme Formen haben.

3. Die Gabe gut zu reden iſt das Weſen des guten Geſellſchafters. Sie entſpringt aus der guten, gründlichen Kenntniß der Sachen, aus der Beredtſamkeit, welche gut vorträgt, (ſeiner eignen Beredtſamkeit, unterſchieden von der des Rednerſtuhls,) aus dem melodiſchen Tone der Stimme, aus der Angemeſſenheit der Declamation und Action, welche den Vortrag begleiten.

4. Eben ſo unentbehrlich iſt die Gabe gut zu hören. Dazu gehört die Fähigkeit, aufmerkſam, und die Gewohnheit es auch dann auf andre zu ſeyn, wenn wir ſelbſt etwas zu ſagen haben; feines Gefühl des Wahren, Guten, Schönen und Anmuthigen in jedem Gedanken; Geneigtheit es geltend zu machen, wo es auch nicht glänzt; Bereitwilligkeit Beyfall zu geben, Lob ohne Schmeicheley, Bewunderung ohne Affectation und Enthuſiasmus.

5. Aber mehr als alles iſt dem guten Geſellſchafter ein liebendes Herz, oder der Ausdruck deſſelben nöthig. Er ſey den Menſchen überhaupt geneigt, und daher gutlaunig: er wolle insbeſondre denjenigen wohl, bey denen er ſich befindet; er liebe einige davon innig und freundſchaftlich. Wo nicht Liebe Statt findet, da ſey wenigſtens Verträglichkeit ſein Schutz, und der Schutz anderer gegen Beleidigungen. An die Stelle des vollkommnen Wohlgefallens trete Nachſicht, mäßige Zufriedenheit, Geneigtheit ſich von dem nicht auszuſchließen, was nicht durchaus abgeſchmackt iſt.

6. So wie er fähig ſeyn muß, andre zu lieben, ſo ſey er empfindſam gegen die Beweiſe von der Liebe andrer. Er ſetze darin eine Glückſeligkeit und wünſche ſie: aber er ſey doch nicht mißtrauiſch, wenn er ſie nicht erhält. Eiferſucht vergällt die Freundſchaft, wie die Liebe; er nehme jeden Beweis der Freundſchaft mit etwas mehr als

bloßer Höflichkeit an, und überſehe leicht die kleinen Verſagungen und Vernachläſſigungen, die ihm Zweifel gegen dieſe Freundſchaft beybringen. Er ſey gefaßt auf Zeiten der Kälte, auf die Zeiten einer lebhaftern und zärtlichern Anhänglichkeit an neue Bekanntſchaften, und halte doch ſein Herz für die zu ihm wiederkehrenden Freunde offen.

7. Fröhlichkeit, gute Laune, ein Hang das Vergnügen zu genießen, ein Frohſinn, der es wirklich empfindet: dieſe Eigenſchaft allein kann, ohne andre große Vorzüge, einen Menſchen ſehr angenehm machen, und kaum können die größten den Mangel dieſer Eigenſchaft erſetzen. Der Vergnügte macht ſtets diejenigen vergnügt, die um ihn ſind. Wer wollte alſo nicht gerne mit ihm umgehen? Der Traurige, der, welcher immer etwas zu klagen hat, der, welcher nie mit der Lage, worin er ſich befindet, zufrieden iſt, immer an den Anſtalten zur Freude, die er andern oder andere ihm machen, ſo viel auszuſetzen weiß, daß über dem Tadel des Mangelhaften, der Genuß des wirklich Vorhandenen verloren geht, — verſcheucht die Menſchen von ſich.

Temperament und Geſundheit kann man ſich nicht geben. An Zufriedenheit kann man arbeiten. Klagen kann man unterdrücken. Schwerlich aber werden Kunſt und Moral einen angenehmen Geſellſchafter machen, wenn die Natur nicht vorgearbeitet hat.

8. Der gute Geſellſchafter muß immer wenig mit ſich, viel mit andern beſchäftigt ſeyn. Er muß nur wenig Anforderung an andre machen, mit ihm zu ſympathiſiren; an ſeinen Angelegenheiten, ſeiner Noth, ſeinen Freuden Theil zu nehmen; er muß aber bereit ſeyn, mit ihnen zu ſympathiſiren, die Neuigkeit, die ſie mit Intereſſe erzählen, auch mit Aufmerkſamkeit anzuhören, die Begebenheiten, die ihr Gemüth jezt beſchäftigen, für angelegentlich und wichtig halten; und mit einem Wort ſich in ihre Stelle verſetzen.

9. Eine Gabe, die nicht durchaus nothwendig, aber ſehr nützlich iſt, welche den Weg zur Vertraulichkeit mit andern verkürzt, und neuen Bekannten bald die Geſinnungen alter Freude einflößt, iſt die Fähigkeit, ſich ſeinem jedesmahligen Geſellſchafter zu verähnlichen; und ſelbſt die Offenheit alter Freundſchaft, und den leichten Ton eines ſchon gewohnten Umgangs gegen ſie anzunehmen. Die Menſchen ſind darin von einander ſehr verſchieden, und durch Affectation einen unſrer Natur fremden Charakter anzunehmen, nutzt nichts bey dem Endzweck, Liebe zu gewinnen. — Einige Menſchen bleiben ganz ihrer Natur treu, und ſind gegen alle

immer dieſelben; fremd und trocken, wenn auch höflich und freundlich gegen Fremde; und nähern ſich geſchwind nur denen, welchen ſie wirklich ähnlich ſind, — andern aber nur mit der Länge der Zeit. Aber eben dieſe Menſchen ſind gemeiniglich mehr Freunde von dem, mit welchem ſie wirklich in Verbindung gerathen; ſie werden mit der Zeit immer vertrauter und ziehen ſtärker an ſich. Andre können ihr Eigenthümliches leicht verlaſſen, und in eine fremde Art zu ſeyn, zu denken, und ſich zu betragen, übergeben; und thun es, bey neuen Bekannten am liebſten, theils, um ſie zu gewinnen, theils, weil die Neuheit für ſie ſelbſt einen Reiz hat. Aber mit der Länge der Zeit, wenn dieſe neuen Bekannten alte Freunde geworden ſind, treten ſie nach und nach in ihren natürlichen und eigenthümlichen Charakter zurück, und entfernen ſich eben dadurch verhältnißmäßig von jenen. Ihre Freunde ſind dann ganz befremdet, nicht mehr diejenige Einſtimmung der Meinungen, der Geſinnung und des Betragens zu finden, die ſie anfangs ſo ſehr an ſich zog. Daher geht dieſe Art ſich ſo leicht andern gleichſtellender Menſchen ſo gerne nach neuen Bekannten aus; weil ſie ſich bewußt ſind, nirgends beſſer ihr Glück zu machen; ſie werden aber eben deßwegen gegen die alten Bekannten kälter, weil ſie gegen dieſe ihr Hauptalent, Freunde ſich zu machen, nicht mehr zeigen können.

10. Zum guten Geſellſchafter, beſonders in der großen Welt, gehört, unermüdlich ſeyn. Der, welcher die Fähigkeit hat, nur eine Zeit lang mit Reden, Hören, Stehen, Gehen u. ſ. w. auszuhalten, und dann unumgänglich Veränderung und Erhohlung braucht, taugt ſchon nicht dazu, viel in Geſellſchaft zu ſeyn, wofern er nicht einer der Vornehmſten darunter iſt. Der Ermüdete iſt immer aufgelegt, lange Weile zu empfinden und zu verurſachen. Und der leicht Ermüdliche wird nicht ſo leicht mit andern zuſammenwachſen, weil er ſich immer wieder zu ſeiner Erhohlung zurück ziehen, oder weniger gutlaunig und angenehm erſcheinen muß. Wenn von zwey Menſchen, die in der Welt, beſonders bey den Großen, ihr Glück ſuchen, der eine noch ſo viel Verſtand und Güte des Charakters hat, aber immerwährende Aufwartungen nicht aushalten kann, der andre, mittelmäßig begabt, von Morgen bis auf den Abend zu allem zu brauchen iſt, wozu man ihn anſtellen will, ſo bringt es gewiß der letzte in der Gunſt der Menſchen weiter.

11. Die beſte Eigenſchaft des Unermüdlichen iſt, daß er alles mit zu machen, und ſo

lange bey jedem Zeitvertreibe auszuhalten im Stande iſt, als es der Geſellſchaft gefällt.

Die Bereitwilligkeit jeden von der übrigen Geſellſchaft vorgeſchlagnen, bey ihr eingeführten, oder ihr angenehmen Zeitvertreib mitzumachen, die ſichtbare Theilnahme an dem Vergnügen, welchen es den übrigen macht, und die Thätigkeit und Geſchicklichheit dieſen Zeitvertreib zu veranſtalten und fortzuführen; dieß iſt eine der größten Gaben des guten Geſellſchafters. Dazu gehört, das man das Vergnügen und den geſelligen Zeitvertreib überhaupt liebe; daß man aber für keine Art deſſelben eine entſchiedne Vorliebe habe; dazu gehört ein gewiſſes Geſchick des Körpers und eine Gewandtheit des Geiſtes, welche die Menſchen in den Stand ſetzen, geſchwind das vorgeſchlagne Spiel zu lernen und es mit gutem Anſtande mitzuſpielen. Es gehört endlich jene Kraft des Nervenſyſtems dazu, vermöge welcher es in einer einförmigen, oft in einer uns ungewöhnlichen Lage oder Beſchäftigung lange fortdauern kann, ohne geſchwächt zu werden. Wer mit dem Jäger ſo lange jagen, mit dem Reiter reiten, mit dem Spaziergänger herumlaufen, mit dem Redſeligen ſchwatzen, mit dem Spielgeiſte ſpielen kann, als jeder von dieſen verlangt, und dieß mit gutem Willen, ohne merken zu laſſen, daß er der Sache überdrüſſig wird, der wird unter Menſchen ſein Glück machen.

Zum guten Geſellſchafter gehört nothwendig, daß er ſich in der Zeit, da er in Geſellſchaft iſt, ihr auch wirklich widme, und nicht ſeine Gedanken mit andern Dingen beſchäftige, als mit denen, die zum Vergnügen und zur Unterhaltung derſelben gehören. Die zerſtreuten Leute, die, welche ihre Arbeiten, ihre Meditationen oder ihre häuslichen Sorgen mit in Geſellſchaft bringen, die Frauenzimmer, welche nie anders als mit einer Arbeit oder mit Karten in der Hand in Geſellſchaft ſeyn können, werden nie ſehr unterhaltende Geſellſchafter. Auch die Tabacksraucher machen deswegen eine Art von Unterhaltung, die dem Nichtrauchenden ſchläfrig dünkt; und die Tabagien werden nie ſehr geiſtreiche Geſellſchaften werden.

12. Daher iſt es auch eine mächtige Empfehlung für einen Menſchen, der in der Geſellſchaft aufgenommen werden will, daß er in den Künſten und Geſchicklichkeiten ſich auszeichnet, welche zu den in jedem Zeitalter üblichen Zeitvertreiben erfordert werden. Wer in Griechenland im Laufen, Ringen und auf der Leyer Meiſter war, und wer im Mittelalter mit mehr Geſchicklichkeit, Stärke und Muth eine Lanze brechen konnte, ward allgemein geliebt; und wer zu unſrer Zeit ein trefflicher Tänzer, oder ein ſehr guter Spieler iſt, wird mit

mehr Vergnügen geſehen, und gelangt, wenn nicht andre Umſtände im Wege ſtehen, leichter zur Gunſt der Menſchen.

15. Es gehören Kunſt, Geſchmack, immer erneuerte Sorgfalt und Aufwand dazu, wenn man ſtets gut und modiſch gekleidet ſeyn und Ameublement und Equipage in immer gleicher Neuheit und Schönheit erhalten will. Aber dieſe Kunſt und dieſer Aufwand tragen ausnehmend dazu bey, dem Menſchen in der Geſellſchaft einen gewiſſen Rang zu geben: und nie kann er ſich für wirklich aufgenommen unter diejenige Geſellſchaft halten, von der er in dieſen Stücken zu ſehr abſteht. Die Sorgfalt ſich gut und oft neu zu kleiden, iſt für einen jungen Mann, der ſich eine gute Aufnahme, ſelbſt unter vernünftigen Perſonen von beyderley Geſchlecht, wünſcht, und überhaupt einigen Verkehr mit der Welt, vermöge ſeiner anderweitigen Geiſtesgaben, ſucht, von größerer Wichtigkeit, als man denken ſollte. Nicht bloß das Angenehme, einen wohlgekleideten Mann zu ſehen, empfiehlt ihn, ſondern man iſt ihm auch für die Sorgfalt und den Aufwand verbunden, den er zu Ehren ſeiner Geſellſchafter und um vor ihnen anſtändig zu erſcheinen, macht. Es gehört aber mehr Talent dazu, als man auf den erſten Anblick glaubt. Es wird der gute Vorſatz es nicht bey demjenigen ausrichten, der von Natur etwas nachläſſig, mit ſei-

nen Ideen mehr, als mit der ſichtbaren Welt beſchäftigt, weder das Mediſche recht kennt, noch weiß, was ihm eigentlich daran fehlt. Es gehört eine immer währende tägliche Sorgfalt dazu. Wer nur zuweilen an ſeine Kleidung gedenkt, bleibt immer in ſeinem Putze und in der Ausſchmückung ſeiner Equipage und Zimmer ungleich und unharmoniſch.

14. Wie überhaupt den Menſchen andern nichts mehr empfiehlt, als Freygebigkeit: ſo iſt auch insbeſondre die Bereitwilligkeit, ſein Geld zu allem, was entweder der eingeführte Wohlſtand erfordert, oder was die gewöhnlichen Zeitvertreibe mit ſich bringen, herzugeben, eine der unentbehrlichſten Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters, beſonders für die höhern Stände. Deßwegen iſt es ein ſo heiliges Geſetz, den Verluſt beym Spiele ohne alle Klagen und ohne alle Zeichen des Unwillens zu ertragen, deßwegen wird die Höhe des Spiels, welches jemand ſich gefallen läßt, ihm ſo zum Verdienſte angerechnet, daß ſelbſt die Vorurtheile der Adlichen dieſem Verdienſte weichen; deßwegen wird man immer den Mann, der der Liebling der Geſellſchaft iſt, freygebig gegen Bediente und oft bis zur Thorheit verſchwenderiſch in Geſchenken finden.

Das Zurückhalten oder Sparen mit ſeinem Gelde, da, wo die Geſellſchaft Aufwand erfordert oder ſelbſt macht, zeigt entweder eine ſolche Ungleichheit der Glücksumſtände an, bey welcher eine fortdauernde Geſellſchaft und Theilnahme an denſelben Vergnügungen nicht beſtehen kann; oder es ſetzt einen bedenklichen knikerigen Charakter voraus, der unter allen am wenigſten geſellig iſt, und am wenigſten von der Geſellſchaft gebilligt wird.

15. Stärke und Muth, wenn dieſe ſich durch das ganze Betragen des Mannes ausdrücken, und ſich bey gewiſſen Gelegenheiten in einem vorzüglichen Grade zeigen, geben ihm ein großes Gewicht in den Augen Aller, vornehmlich des ſchönen Geſchlechts, das im neuen Europa, in Abſicht des geſelligen Umgangs, den Ton angiebt, und deſſen Urtheil über den Succeß eines Ankömmlings in der Welt gemeiniglich entſcheidet. Daher hat ſo mancher unbeſonnene Jüngling das Duell geſucht, um einen Beweis ſeiner Herzhaftigkeit abzulegen; daher hat, unter dem Adel, ſo mancher ſich in der Achtung ſeiner Geſellſchafter durch Handlungen, die ihn hätten ſchänden ſollen, erhoben gefunden, weil er dieſelben kaltblütig und muthig mit dem Degen in der Hand durchgeſetzt hat. Dieſe Vorurtheile ſind nur auf *einen* Stand eingeſchränkt, und ſie weichen von der geſunden Vernunft ſo ſehr ab, daß man hoffen kann, ihre Ab-

ſchaffung zu erleben: aber zu allen Zeiten wird es einem Menſchen Achtung und Freunde in der Geſellſchaft erwerben, wenn er ſich dem Muthwillen und der Ungerechtigkeit mit Muth entgegenſetzt, und Gefahr deshalb zu übernehmen nicht ſcheut. Und wenn er dann in ſeinem gewöhnlichen Umgange den ihm aus den Augen ſtrahlenden Muth ſo zu mäßigen, und unter die Geſetze der Menſchlichkeit und des Anſtandes und der Geſelligkeit zu beugen weiß, daß niemand von ihm Trotz und Widerſetzlichkeit zu fürchten, ſondern nur Schutz im Falle der Noth, und Freundlichkeit und Sanftmuth außer dem Fall der Noth zu erwarten hat: ſo wird er zugleich mit Liebe und Hochachtung angeſehen, welches, vereint, die beſte Stimmung iſt, welche der größere Theil der Geſellſchaft gegen ihn haben muß, — (indem er immer, wenn er zu viel geliebt und zu wenig geachtet wird, den Anforderungen übermäßiger Vertraulichkeit von Seiten ſolcher Menſchen ausgeſetzt iſt, die leicht ihre Freunde mißbrauchen, — und hingegen, wenn er bloß geachtet, und nicht geliebt wird, — mehr abweſend das Lob der Geſellſchaft erhält, als gegenwärtig zu dem Vergnügen derſelben gezogen wird.)

16. Ein Anſpruch auf irgend eine ausnehmende, uns über andre erhebende Vortrefflichkeit iſt immer ein Hinderniß zu gefallen; weil es immer

die andern demüthiget; oder weil es den andern zeigt, was wir auch von ihnen fordern. Daher iſt ſelbſt eine vorzügliche grammatikaliſche Richtigkeit oder eine gewiſſe Eleganz des Ausdrucks, beſonders, ſobald ſie Kunſt und Bemühung zu ſeyn ſcheint, unter einer Geſellſchaft, wo dieſe Sorgfalt nicht eingeführt iſt, dem Menſchen eher nachtheilig als nützlich.

Jede Vollkommenheit, die dem Menſchen die Natur gegeben hat, und auf die er ſich nichts einbildet, wird ihm verziehen, und ſogar angerechnet. Aber die, welche er ſich ſelbſt ſichtbar durch Kunſt zu eigen macht, die er bemerkt wiſſen, durch die er einen Grund der Achtung bey andern legen will, die wird ihm als Fehler zur Laſt gelegt, und entfernt die Menſchen von ihm, anſtatt ſie ihm zuzuführen. Unus ex multis zu ſcheinen, das iſt das erſte, was zu einem guten Geſellſchafter gehört; und wenn man denn doch ein ſeltner Menſch iſt: ſo kann man nicht anders, als bey denjenigen ſein Glück machen, welche dieſes unſer Verdienſt zu fühlen und zu beurtheilen im Stande ſind.

17. Um auf dieſe Weiſe nicht bloß ſeine Jugend ſondern ſein Leben in der Geſellſchaft, geliebt und ſelbſt genießend, zuzubringen, wird noch eine Eigenſchaft erfordert, die nur wenige Menſchen glücklich genug ſind zu beſitzen; das iſt die Gabe, mit der Welt bis in ſein Alter Schritt zu halten,

und immer modiſch zu bleiben, ohne abgeſchmackt zu werden. Menſchen, Begebenheiten, Sitten, Meinungen, Zuſtand der Wiſſenſchaften, alles ändert und wechſelt, und leider mit der Zeit große Revolutionen. Der Menſch aber beobachtet dieſe Veränderungen und bildet ſich darnach, gemeiniglich nur bis in ſein vierzigſtes Jahr. Dann ſteht er ſtill. Die jungen Leute, welche empor kommen, im Staate oder in den Wiſſenſchaften Aufſehn machen, ſind ihm unbekannt, oder bleiben von ihm entfernt. Er fährt fort, von den Büchern, den Genies, den Künſtlern, den Helden und Begebenheiten zu reden, die vor zwanzig Jahren die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigten. Die gegenwärtigen kennt er höchſtens den Nahmen und dem Gerüchte nach: aber er ſteht nicht mehr mit ihnen in Verbindung. Alles das entzieht ſeinem Geſpräche das Intereſſante; er iſt gezwungen, ſich oft zu wiederhohlen. Wagt er es, von dem Modernen zu reden: ſo iſt er ſchlecht unterrichtet; er verwechſelt; er irrt ſich; er zeigt, daß er nicht mehr in der Welt lebt, und dieß treibt ihn deſto ſchneller hinaus.

Dieſem Uebel würde er umſonſt gänzlich abzuhelfen verſuchen. Aber doch wird es gemindert, und zwar am leichteſten von denen, die wahren Geſchmack, wahre Wiſſenſchaft, und beſonders philoſophiſchen Geiſt haben. Dieſer iſt es, der am wenigſten veraltet; der Witz und der Geſchmack haben etwas von Mode und Willkührlichkeit in ſich. Die Meditation ſtrebt nach Wahrheit, die immer dieſelbe bleibt. — Daher geſchieht es, daß ſich das geſellige Talent, welches weniger ſchimmert, am längſten erhält; und der vernünftige alte Mann in der Geſellſchaft nicht nur geduldet, ſondern wohl noch geſucht wird, wenn der alte Witzling ſeine ſchöne Periode ſchon lange überlebt hat.

Praktiſches Reſultat.

Der geſellſchaftliche Werth des Menſchen, oder ſein Talent zum Umgange iſt nicht ſein ganzer, nicht ſein größter Werth, aber er iſt ein ſehr wichtiges Stück ſeines Verdienſtes und eine Quelle ſeiner Glückſeligkeit.

Jeder Menſch ſuche vor allen Dingen den Menſchen nützlich zu werden. Das Angenehme mag nachfolgen, wenn es kann.

Unter den Eigenſchaften des guten Geſellſchafters kommen nicht bloß Tugenden vor, die man ſich erwerben, Künſte, die man erlernen und üben kann, ſondern auch Naturgaben, und angebohrne

Geſtalten, die niemand, wenn ſie fehlen, ſelbſt hervorbringen kann. — Eine zu große Begierde mehr in der Geſellſchaft zu gefallen, als die unabänderliche innere und äußere Geſtalt von uns zuläßt, macht entweder unglücklich, oder verführt zu Affectation und macht häßlich und unangenehm.

Nach der bisherigen Verfaſſung der Staaten und vielleicht nach der unabänderlichen Natur der bürgerlichen Geſellſchaft kommt, bey dieſen geſellſchaftlichen Talenten, Künſten und Tugenden, viel auf den Stand an, in welchem man gebohren iſt: durch dieſen werden größtentheils die Sitten und Manieren der Aeltern beſtimmt, durch dieſen wird die Geſellſchaft beſtimmt, in welcher der Menſch in früher Jugend leben ſoll; durch dieſen wird endlich der Grund der Achtung beſtimmt, den er ſchon vorbereitet findet, und nach welchem ſich ſeine Selbſtſchätzung richtet. Was Göthe, im Meiſter ſagt, iſt vollkommen richtig. Bisher iſt es in Europa nur der Adliche geweſen, von welchem man eine durchgängige Ausbildung der ganzen Perſon, ſo wie ſie vornehmlich zum Umgange gehört, gefordert, und bey welchem man ſich mit einer ſolchen Ausbildung begnügt hat. Von Unadlichen verlangte man vorzüglich Brauchbarkeit zu irgend einem beſtimmten Geſchäfte: und der Unadliche war, in Vorbereitung auf dieſes Geſchäft, ſeine übrige Ausbildung zu vernachläßigen, beynah genöthigt.

So wie ſich zu unſrer Zeit der Bürgerſtand mehr hebt, mehr in Geſellſchaft lebt: ſo wird auch unter ihm die Anzahl von Perſonen immer größer, die nach einer vollſtändigen perſönlichen Ausbildung des Geiſtes wie des Körpers Verlangen tragen, und darauf Anſpruch machen.

Indeß bleibt bey demjenigen Gleichheitsſyſtem, welches die Franzoſen einführen wollen, und welches die Stimme des geſitteten Mittelſtandes und der Gelehrten faſt in ganz Europa für ſich hat, dieß immer noch das größte Problem: wie ſich die zu den Arbeiten und Aemtern des bürgerlichen Lebens nothwendige Anhaltſamkeit eines einförmigen, mechaniſchen Fleißes, mit der mehr ſuperficiellen, aber ausgebreiteten und vielſeitigen Ausbildung des Körpers und Geiſtes, der den Mann wie er ſeyn muß, (l' homme comme il faut) macht, ſich verbinden laſſe; wie es angeſtellt werden müſſe, daß der Menſch zugleich ein Stubengelehrter, ein Actenſchreiber, ein Künſtler, ein Kaufmann, und zugleich ein feiner Mann ſey; ja noch mehr, wie es möglich ſey, Arbeiten, welche niedrig, grob, ſchmutzig, — mit einem Worte, pöbelhaft ſind, mit reinen, edlen, ſtaatsbürgerlichen Begriffen und Geſinnungen zu vereinigen.

Dieß ſchlägt in die Unterſuchung ein, wie weit überhaupt die Gleichheit der Erziehung, der Verſtandsbildung, der Kenntniſſe und der Sittenverfeinerung, unter den verſchiednen Claſſen der Menſchen getrieben werden kann. Kein Theil der jetzt ſo ſehr gegen einander ſtreitenden Parteyen, weder die Ariſtokraten noch die Demokraten haben darüber ſichere, aus Erfahrung gezogene, Begriffe. Jeder hält die Hypotheſe für wahrſcheinlicher, welche ſeinen Endzwecken günſtiger iſt.

Für mich hat Condorcets Idee, in ſeinem nachgelaſſenen Werke, in der That einigen Schein: daß nach Maßgebung, als die Wiſſenſchaften ſelbſt mehr Fortſchritte machen, und ſich von dem unnützen Wuſte mehr reinigen, in dem Maße, als die Wahrheiten mehr aufs Reine kommen, die Widerlegungen alter Irrthümer unnöthiger werden, und zugleich die Kunſt eines deutlichen und kurzen Vortrags mehr ſtudirt werden wird, nach eben dem Maße der Weg zum Unterricht und zur Erziehung des gemeinen Mannes gebahnt ſeyn, und deſſen Kenntniſſe alsdann ſich den Einſichten der Vornehmern immer mehr verähnlichen werden. Auf gleiche Weiſe werden mit Vereinfachung der Höflichkeitsregeln, mit der Verbannung bloß willkührlicher Ceremonien, mit der Aufhebung des Unterſchiedes der Stände, der ſelbſt eben die Etiquette ſo ſchwer zu erlernen und ſo künſtlich gemacht hat, mit dem feſtſtehenden Princip einer allen Menſchen zukommenden Würde, und einer daraus entſpringenden Allgemeinheit eines edeln Selbſtgefühls die Schwierigkeiten wegfallen, welche jetzt der guten Geſelligkeit in gewiſſen Ständen und Lebensarten entgegenſtehn.

Zum guten Geſellſchafter gehört eine ſuperficielle, aber durchgängige Vollkommenheit des Menſchen. Es iſt nicht genug, daß er Verſtand hat, er muß auch gutes Herz haben; er muß wohl ausſehn, behende, geſchickt, munter ſeyn; — kurz alles, was nur an Leib und Seele gut und vorzüglich iſt, das wird in einigem Maße zum guten Geſellſchafter erfordert. Aber wenig davon darf tief liegen und lang anhalten, und das am meiſten Aeußerliche und am meiſten in die Augen Fallende wird auch am meiſten gefordert. Wohlgeſtalt, und Kleidung und Exercitien, thun mehr als Wiſſenſchaft und Tugend. Angenehm ſchwatzen, gilt mehr, als gründlich wiſſen, Sanftmuth und Dienſtfertigkeit mehr, als Wohlwollen und Gutthätigkeit. Kurz, das Gute muß ſcheinen und darf auch nur ſcheinen.

Daher kommt es, daß dieſe Eigenſchaften ſo ungleich beurtheilt werden. Die ernſthaften Männer, die bemerken, daß alles, was die Geſellſchaft verlangt und ſchätzt, ſeicht iſt, und nur gut ſeyn muß, ſo weit gemeine und zerſtreute Augen reichen; — die zugleich aber nicht bemerken, wie vielerley die Geſellſchaft fordert, und daß die Zuſammenkunft vieler kleinen Tugenden doch einen beträchtlichen Werth ausmachen könne, ſchätzen die Sache nicht genug. Sie nennen frivol, was die Welt liebenswürdig nennt. — Andre, wie Wilhelm Meiſter, wie ich ſelbſt in dem Jünglingsalter, welche den großen Umfang deſſen gewahr werden, was den artigen Mann macht, und es ſo in die Totalität des Menſchen verwebt ſehen, daß ſein ganzes Weſen durch den Weltton, und den Umgang mit der Welt erhoben und veredelt zu ſeyn ſcheint, da hingegen Wiſſenſchaft, Genie und Kunſt immer den Menſchen laſſen, wie er zuvor war; wir, die wir bemerkten, wie ſich der Weltmann vor niemanden ſcheut, und allenthalben am rechten Orte iſt, und allen gefällt, der Gelehrte hingegen, der Philoſoph, der Künſtler, der Dichter, vor dem Weltmanne ſchüchtern ſtehn, und durch eine gewiſſe Ueberlegenheit deſſelben gedrückt werden: wir ſahen dieſen Werth des feiner gebildeten Geſellſchafters, des Weltmanns als das ſchmeichelhafteſte Ziel unſers Ehrgeizes an.

Eine richtige Feſtſetzung des Werths dieſer Dinge; eine Beurtheilung unſrer Perſon und unſrer Lage, in wie fern ſelbige die Univerſalität erlauben, und die Seichtigkeit entſchuldigen, oder die Gründlichkeit und die Einſeitigkeit nothwendig machen; die Kunſt und Klugheit, den ganzen Menſchen wenigſtens erträglich zu zeigen, wenn er gleich nur durch eine Seite ſeinen wahren Ruf in der Welt erhält: dieß iſt es, was dem vernünftigen Manne zu erreichen obliegt.

Vierter Abſchnitt.

Verſchiedne Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit.

Erſte Abtheilung.

Arten der Geſellſchaft.

Die Hauptverſchiedenheit iſt die zwiſchen dem Umgange, welchen die Menſchen des Vergnügens und der Unterhaltung wegen mit einander pflegen, und zwiſchen dem Umgange, welcher durch ihre Geſchäfte veranlaßt wird.

A. Geſellſchaften zum Vergnügen.

I. Hof- und Prunk-Geſellſchaften: oder der Umgang der großen Welt. Der Charakter dieſer Geſellſchaft iſt folgender:

Der gute Anſtand und die Artigkeit bilden ſich in denſelben am vollkommenſten aus, weil die Begierde zu gefallen durch die Gegenwart großer und mächtiger Perſonen, oder des Landesherrn ſelbſt erweckt wird; dann auch deßhalb, weil dieſe

Geſellſchaften, ſo wie der Staat und der Hof ſelbſt, nie ausſterben, und alſo die einmahl erlangte Uebung und Geſchicklichkeit der Mitglieder zum Umgange nicht durch lange Unterbrechungen wieder verlohren geht.

Sie ſind die zwangvolleſten, und wo die wahre Mittheilung ſeiner Gedanken am wenigſten Statt findet.

Sie ſind eben deßwegen gewöhnlicher Weiſe die leerſten an geiſtreichen Geſprächen. Jedermann ſpricht immer mit gewiſſen Abſichten. Die anweſenden Perſonen, die Begebenheiten des Tages und der Luxus beſchäftigen hinlänglich.

Es giebt aber eine doppelte Art von Prunk- oder großen Geſellſchaften.

Die eine iſt, wenn ein Miniſter oder ein Fürſt diejenigen Perſonen bey ſich verſammelt, oder an ſeine Tafel zieht, die zu ſeiner gewöhnlichen Geſellſchaft nicht gehören, denen er aber dadurch eine Ehre erweiſen, oder ein Zeichen ſeiner Achtung geben will.

Dieſe Geſellſchaften ſind faſt immer ſteif, kalt, und ohne wahre geſellige Unterhaltung. Da es, von Seiten des Wirths und der Gäſte, allgemein anerkannt iſt, daß die Abſicht, in welcher der erſtere die letztern eingeladen hat, nicht ſey, weder ſich noch ihnen einen angenehmen Zeitvertreib zu verſchaffen, ſondern Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen, oder den Anſprüchen der Eitelkeit Anderer ein Genüge zu thun; ſo iſt auch niemand bemüht, eine Unterhaltung anzuknüpfen, oder die Geſellſchaft durch denjenigen Vorrath von Witz und Kenntniſſen, welchen er in dieſelbe gebracht hat, zu vergnügen. Der vornehme Mann, welcher die Geſellſchaft giebt, denkt nur darauf, jedem ſeiner Gäſte ein paar freundliche Worte zu ſagen, um ihm zu zeigen, daß er ihn bemerke, und ihn ehren wolle: und die Gäſte ſind mehr damit beſchäftiget, dieſe Höflichkeit mit Anſtand zu erwiedern, als Gelegenheit zu einem Geſpräche, welches ſogar unzeitig ſeyn würde, zu ergreifen: Alle ſind mehr bemüht, nicht anſtößig zu werden, niemanden zu beleidigen, als wirklich zu gefallen.

Da hier Perſonen zuſammen kommen, welche ſich einander ſelten ſehen, wenig gemeinſchaftlichen Stoff der Unterhaltung haben und ſich oft an Bildung und Kenntniſſen ſehr ungleich ſind: ſo iſt ſchon deßwegen eine wahrhaft intereſſante Unterhaltung zwiſchen ihnen unmöglich.

Die zweyte Art der großen Geſellſchaften iſt: in welchen nur diejenigen verſammelt ſind, welche, nach dem gemeinen Sinne dieſes Worts, die große Welt ausmachen: — d. h. der Adel in den großen Städten, die Hofleute und die Perſonen vom erſten Range oder einem ausgezeichneten Ruhme, an den Höfen der Fürſten.

Hier iſt es möglich, wenn auch die Anzahl der zuſammenkommenden Geſellſchafter größer iſt, als der vertraute, der lehrreiche oder ſelbſt der witzige Umgang erlaubt oder erfordert, daß doch noch geſelliges Vergnügen und eine Art von Intereſſe bey der Unterhaltung vorhanden ſey.

Alles iſt, zuerſt, hier, wenn auch Luxus und ſelbſt Pracht herrſcht, doch auf Vergnügen angeſehen. Und der in die Geſellſchaft mitgebrachte Vorſatz thut doch etwas zur Sache, um die Abſicht wirklich zu erreichen.

Ueberdieß ſehen ſich die hier verſammelten Perſonen alle Tage. Sie werden nicht dadurch immer Freunde und wirklich vertraut: aber ſie werden einander ſehr bekannt. Und unter ſehr Bekannten kann eher mit zwey drey Worten etwas Intereſſantes geſagt und gehört werden, als unter ſolchen, die erſt ein Geſpräch anknüpfen müſſen. Dort weiß jeder alle Schritte und Tritte des Andern: die Unterredung des vorigen Tages wird den folgenden nur wieder fortgeſetzt. Dieſe Leichtigkeit ſich zu unterhalten erſetzt bey gewöhnlichen Menſchen die Stelle des Intereſſe. Man erhohlt ſich wenigſtens dabey, wenn man ſich auch nicht ſehr vergnügt.

Endlich, da hier mehr Gleichheit in der Verſammlung herrſcht, ſo herrſcht auch mehr Freyheit: und wenn hier und da ein geiſtreicher Mann, ein guter Erzähler, ein witziger Kopf, ſich in dem Haufen befindet: ſo iſt dieſer zwanglos genug, um ſich auf eine angenehme Weiſe mitzutheilen. Die Geſellſchaft theilt ſich in viele kleine Parteyen, welche ſich ganz gut unterhalten können; und die auch, weil die Mitglieder der ganzen Geſellſchaft gleich vertraut mit einander ſind, ſich oft vereinigen, oft abwechſeln können.

Man kann es als eine allgemein gültige Regel anſehen: daß jede Geſellſchaft, jedes Gaſtmahl, wobey nicht der, welcher es giebt, zur einzigen, oder doch zur Hauptabſicht hat, ſich ſelbſt und die eingeladnen Perſonen zu vergnügen, — jedes, wobey er entweder ſeine Eitelkeit befriedigen, ſeinen Reichthum und ſeinen guten Geſchmack zeigen, oder andern eine Ehre erweiſen, eine genoſſene Höflichkeit erwiedern und der Etikette ein Genüge thun will: — daß, ſage ich, jede ſolche Geſellſchaft ſteif, langweilig und ohne Intereſſe iſt.

Der erſte Fall, daß man bloß ſeiner Eitelkeit zu Ehren zahlreiche Geſellſchaften zu ſich einladet, findet am meiſten in der vornehmen und reichen Bürger-Claſſe Statt. Der andere Fall, daß der Wirth der Geſellſchaft bloß der Eitelkeit ſeiner Gäſte fröhnen und ihre Anſprüche auf Zutritt in ſein Haus befriedigen will, iſt ſehr häufig in den Häuſern der Großen.

In beyden aber, in den mittleren Ständen und in dem höchſten, ſind nur diejenigen Geſellſchaften angenehm, wo weder Wirth noch Gäſte an Ehre, an Pflicht, an Erkenntlichkeit u. ſ. w. gedenken, beyde ſich einander nichts ſchuldig zu ſeyn glauben, und nur die Hoffnung des eignen Vergnügens, das Verlangen nach Unterhaltung, Scherz und Fröhlichkeit die Geſellſchaft zuſammen bringt.

Der Unterſchied zwiſchen dem oberen und mittleren Geſellſchaftskreiſe iſt nun dieſer: daß in jenem auch zahlreichere Geſellſchaften dieſen Charakter haben können, — in dem letztern hingegen durchaus kleine Geſellſchaften erfordert werden, wenn der Umgang angenehm und die Unterhaltung lebhaft ſeyn ſoll.

Prunkgeſellſchaften werden dadurch intereſſant, daß viele Mitglieder derſelben wichtige Perſonen im Staate ſind, an der Regierung Theil haben, oder bey wichtigen Unternehmungen gebraucht worden ſind. Dieſe Perſonen genauer zu kennen, iſt an ſich intereſſant. Und ſie können auch ohne alle Wiſſenſchaft ſehr intereſſant im Geſpräche werden, wegen der hiſtoriſchen Anekdoten, welche ſie wiſſen.

Aber dieſer Vortheile und dieſes Vergnügens genießen in dieſen Geſellſchaften nur diejenigen, welche die erſten darin, oder doch von Bedeutung und Anſehn ſind. In einem Gedränge befindet ſich derjenige nur bequem, welcher an der Spitze ſteht. Die ſubalterne Claſſe in dieſen Geſellſchaften wird durch den Zwang in ihren Vergnügen geſtört; ſie hält ſich zurück und nahert ſich den intereſſanten Perſonen nicht.

Dieſe Geſellſchaften ſind in den Reſidenzen und am Hofe großer Fürſten immer die angenehmſten. An den Höfen kleiner Fürſten, oder in der großen Geſellſchaft der Provinzial-Städte iſt der Zwang derſelbe, und die Wichtigkeit der Perſonen und Gegenſtände weit geringer.

Nichts iſt in der Regel abgeſchmackter, als die nachgeahmten Prunkgeſellſchaften bey den mittlern Claſſen. Sie haben allen den Zwang jener am Hofe, und haben nicht ihre Eleganz, nicht die Mittel in Vergnügungen abzuwechſeln, nicht den Zufluß von intereſſanten Neuigkeiten, nicht das Vergnügen, die Intriguen der Liebe oder der Politik zu beobachten, welche in den Geſellſchaften der Großen ſo oft intereſſantere Begebenheiten oder wichtigere Vorfälle vorbereiten.

II. Familien-Geſellſchaften oder was die Franzoſen Coterien nannten.

In keiner Art der Geſellſchaften iſt der Werth der einen von dem der andern ſo unterſchieden. Es giebt unter ihnen die allerangenehmſten und geiſtreichſten: wenn ſich Vertraulichkeit mit feiner Bildung der Perſonen, welche ſie ausmachen, verbinden. Sie ſind aber auch zuweilen die abgeſchmackteſten und ſteifſten.

Dieſe Geſellſchaften ſind dem Bürgerſtande eigenthümlich: (doch bilden ſich demungeachtet an Höfen und in großen Städten aus der großen Geſellſchaft des Adels wieder kleinere, die in den Ruhetagen, oder im Sommer auf dem Lande zuſammen kommen, und indem ſie die große Geſellſchaft und was darin vorgeht, gleichſam controlliren, zu einer ſehr angenehmen Unterhaltung Stoff bekommen, wenn ſie aus verſtändigen Leuten beſtehen.) Sie ſind und müſſen verſchieden ſeyn, weil noch für jetzt eine ſo große Verſchiedenheit der Bildung in dieſem Stande Statt findet.

Dieſe Geſellſchaften werden ſelten durch Wahl der Mitglieder zuſammengeſetzt: ſondern Verwandtſchaft, Nachbarſchaft, Verbindung der Männer in ihren Geſchäften ſind größtentheils die Urſachen, welche ſie zuſammen bringen.

Die Frauenzimmer ſondern ſich gewiß von den Männern ab: oder es muß geſpielt werden.

Solche Geſellſchaften dauern ſelten lange fort, wenn nicht die Mitglieder ſehr zuſammen paſſen, ſich einander an Rang und Reichthum ſehr gleich, und dabey von Natur geſellig ſind. Die Muſik, das Vorleſen, oder ein anderer ſolcher gemeinſchaftlicher Zeitvertreib trägt viel bey, ſie beyſammen zu erhalten.

Die groſſe oder Hofgeſellſchaft hat vor den Coterien deßhalb einen Vorzug, weil in jener jedermann nur mit der Geſellſchaft, mit der Begierde ihr zu gefallen, beſchäftigt iſt, wenigſtens um der höhern Perſonen willen, die an der Spitze dieſer Geſellſchaft ſtehn; dieſe aber von vielen ganz gefliſſentlich, nur um auszuruhen, und ohne die geringſte Idee einer Verpflichtung, die Anweſenden zu unterhalten, ohne die geringſte Begierde ihnen zu gefallen, beſucht wird.

III. Caffee-Haus-Geſellſchaften oder Geſellſchaften in öffentlichen Häuſern.

Das Eigenthümliche derſelben iſt: daß jeder für ſein Geld zehrt, und daß die Perſonen, welche da zuſammen kommen, ſich zuvor nicht kennen und ſich nicht verabredet haben, hier in Geſellſchaft zu ſeyn.

Aus dem erſten Umſtande entſteht, daß man ſich weniger Zwang auflegt, niemand ſich nach dem andern richtet, und jeder thut, was ihm gut deucht. Menſchen ohne feine Sitten lieben dieſe Geſellſchaften, weil ſie weniger ſtrenge hier beurtheilt werden. Schüchterne Menſchen lieben ſie, weil ſie darin unbemerkt ſeyn und Andere beobachten können. Leute, welche allen Zwang haſſen, ziehen ſie, der bloßen Bequemlichkeit wegen, vor. Wer mehrere Jahre bloß ſolche Geſellſchaften frequentirt hat, wird ſchwerlich mehr zu einer andern tauglich ſeyn oder Luſt haben. *)

Der zweyte Umſtand macht, daß man niemahls ſicher darauf rechnen kann, was für Perſonen man dort finden, ob man unter bekannten oder unbekannten, in guter oder in ſchlechter Geſellſchaft ſeyn werde.

Die Mannigfaltigkeit der Geſellſchaft muß alſo erſetzen, was ihr an Güte abgeht. Es muß für einen immer bereiten Zeitvertreib, z. B. für Zeitungen, Journale, Billard u. ſ. w. geſorgt ſeyn. Und endlich muß der, welcher daran Geſchmack finden ſoll, mehr Beobachter, als activer Geſellſchafter, ſeyn wollen.

Es kommt daher auf den Charakter der Nationen und die Lage der Oerter an, ob Caffeehäuſer und ähnliche Anſtalten bey ihnen ihr Glück ma-

---

*) Die ſo genannten Pfeiler der Caffeehäuſer ſind ſelten angenehme Leute. Es ſind entweder Sonderlinge, oder Spieler von Profeſſion, oder eine Art von Witzlingen, die in Ermangelung eines beſſern Zuhörers auch den Marqueur aufziehen

chen, und ob ſie angenehm ſeyn ſollen. In England ſind Caffeehäuſer und Tavernen beliebter geweſen, als in Frankreich, bis auf die Zeit der Revolution. Der Engländer iſt ſpeculativ, liebt das Stillſchweigen, läßt ſich nicht gerne mit vielen Menſchen genau ein, aber iſt doch gerne in Geſellſchaft. Alles dieſes findet er in öffentlichen Häuſern.

Große Handels- beſonders See-Städte ſind recht für ſolche Häuſer gemacht. Die Menge der Fremden findet darin einen vortrefflichen Zufluchtsort: und den Einheimiſchen werden ſie durch die ſtets abwechſelnde Geſellſchaft der Fremden angenehm.

Dieſe Geſellſchaften verändern ihre Natur etwas, wenn ſie bloß einem einzigen Gegenſtande gewidmet ſind; wenn z. B. bloß Gelehrte daſelbſt zuſammen kommen, oder bloß kaufmänniſche Geſchäfte getrieben werden. Von der erſten Art war im Anfange unſers Jahrhunderts das berühmte Whites-Caffeehaus in London, wo Addiſon, Swift, Pope, und die andern ſchönen Geiſter des Zeitalters, zuſammen kamen und ſich wechſelsweiſe bildeten. Eine ſolche Geſellſchaft kann äußerſt angenehm ſeyn, ſo lange die Mitglieder beyſammen bleiben. Aber ſie veraltert gemeiniglich mit ihnen, oder hört auf, wenn dieſe ſich zerſtreuen.

Für keine Art der Geſchäfte und der Unterhaltungen ſind öffentliche Häuſer ſchicklicher, als für die kaufmänniſchen. Dieſe geben ein immerwährendes Intereſſe: ſie ſind überdieß mit wenigen Worten abgemacht. Es iſt für den Kaufmann wichtig, einen Ort zu haben, wo er einige ſeiner Handlungs Freunde gewiß vorfindet, oder ſie hinbeſtellen kann.

Man kann überhaupt die Nationen Europens, in Abſicht ihres geſellſchaftlichen Geſchmacks, in zwey Claſſen theilen. Die eine, zu welcher die Franzoſen, Deutſchen, und alle nördlichen Nationen gehören, liebt die Geſellſchaften in den Privathäuſern am meiſten. Kleinere oder größere Zuſammenkünfte, und gebetne Gaſtereyen machen daſelbſt das Vergnügen der Geſelligkeit aus. Bey der andern Claſſe, wozu die Engländer, Italiäner und alle Südländer gehören, bitten wenig Familien Einheimiſche und Fremde in ihre Häuſer zu Gaſte. Aber ſie lieben dafür öffentliche und große Zuſammenkünfte, oder Gaſthäuſer, wo ſie Fremde bewirthen oder mit ihren Freunden auf gemeinſchaftliche Unkoſten ſich bey einem reichlichern Mahle vergnügen können.

Die Urſache dieſes verſchiedenen Geſchmacks iſt ſehr mannigfaltig. In England macht es die größere Theurung den Meiſten unmöglich, Fremde in ihre Häuſer zu bitten. Anderswo iſt es die Eingezogenheit des weiblichen Geſchlechts, oder eine gewiſſe Trägheit, welche die mit Hausgeſellſchaften verbundne Mühe ſcheuet, warum man die Geſellſchaft in öffentlichen Häuſern vorzieht.

Ohne Zweifel iſt die Geſellſchaft, die in Privathäuſern zuſammenkommt, die beſte. Wohl der Nation, welche ſie mit Frugalität zu verbinden weiß! Nirgends lebt man angenehmer, als da, wo man auf wenige Schüſſeln, oft, in kleinen Geſellſchaften, und nur auf wenige Stunden zuſammenkommt. Prunkmahlzeiten, zahlreiche Geſellſchaften und ſolche, welche den ganzen Tag dauern, ſind immer läſtig.

In den Orten, wo Privatgeſellſchaften weniger bekannt und beliebt ſind, iſt dasjenige, was man an deren Stelle geſetzt hat, ſehr mannigfaltig, nach Beſchaffenheit der Umſtände jeder Stadt und jeder Claſſe in derſelben, oder auch nach dem Charakter der Einwohner. In Mayland und Neapel war der Mittelſtand ganz unbedeutend, und wußte wenig vom Umgange. Der Adel aber, welcher nur die Pracht liebte, begnügte ſich mit ſeinen Converſationi und Corſi. In Rom gaben die fremden Geſandten und vornehmen Reiſenden einen etwas andern Ton an. In Venedig, wo der Umgang der Nobili und ihre Verbindungen äußerſt genau bewacht wurden, wagten ſich dieſe nicht, in ihren Häuſern Geſellſchaften zu geben. Jeder

Wohlhabende hatte aber ein Caſino, d. h. einige wohl möblirte Zimmer in einem öffentlichen Hauſe, wo er Geſellſchaft annahm und beſonders die Fremden hinführte.

IV. **Clubs.** Sie unterſcheiden ſich von andern in öffentlichen Häuſern zuſammenkommenden Geſellſchaften erſtens dadurch, daß die Perſonen ſich mit einander verabredet haben, ſich hier zu verſammeln, und daß keine neuen Mitglieder ohne ihre Wahl und Bewilligung zu ihnen treten dürfen; zweytens, daß die Zeit, wo ſie ſich verſammeln, beſtimmt iſt: es ſey dann, daß der Entwurf darauf angelegt ſey, immer nur an einem gewiſſen Orte Menſchen zur Geſellſchaft und zum Geſpräche vorzufinden; drittens, daß ſie gemeiniglich einen beſtimmten und eingeſchränkten Zweck haben, es ſey der der Politik, wie von jeher die Engliſchen Clubs, von welchen uns Nahme und Sache zugekommen ſind, oder es ſey zu irgend einer wohlthätigen, gemeinnützigen oder auch wiſſenſchaftlichen Abſicht.

1. Politiſche Clubs.

Man kann ſchon vermuthen, daß der Charakter und die Lage der Nation, welche Erfinderinn von dieſer Art der Geſellſchaften geweſen iſt, Einfluß auf ihre Conſtitution gehabt habe. Politiſche Gegenſtände ſind diejenigen, durch welche ſolche Clubs am natürlichſten veranlaßt und am längſten unterhalten werden. Es ſetzt aber voraus, daß die Nation an der Verfaſſung ein großes Intereſſe nehme, und wirklich Theilnehmerinn an der Regierung ſey oder zu ſeyn glaube.

In einer ſolchen Nation, wie die Engliſche, wo es ſeit langer Zeit gewöhnlich geworden iſt, über die Miniſter und die Maßregeln der Regierung frey zu urtheilen, ſind ſolche Clubs unſchädlich: denn ſelbſt wenn ſie Partey nehmen und gegen die Regierung declamiren, machen ſie doch bey andern wenig Senſation und ſind im Grunde auch ſelbſt zu gewaltſameren Maßregeln, als Reden und Schreiben, nicht geneigt. Sie ſind aber auch bey einer Nation, welche eine freye Verfaſſung hat, wirklich nützlich. Denn ſie erhalten den Geiſt der Wachſamkeit auf die Regierung; ſie bilden politiſche Redner und bringen oft wirklich nützliche Ideen und Vorſchläge ans Tageslicht. Hingegen bey einer Nation, wo ſolche Inſtitute etwas Neues ſind, thun ſie mehr und oft eine ſchädliche Wirkung; oder vielmehr ſie zeigen ſchon an, daß der Geiſt der Nation ſich verändert, und ihre Aufmerkſamkeit ſich auf politiſche Gegenſtände gekehrt hat.

Sie werden immer weniger nützlich, wenn ſie zu zahlreich werden. Von welchem mächtigen Einfluſſe Clubs in Zeiten der Revolution und öffentlicher Unruhen ſeyn können, hat die Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution gelehrt.

Da dieſe Clubs gemeiniglich von denen errichtet werden, welche für die neue Ordnung der Dinge, oder überhaupt für die Aufrechthaltung der freyen Verfaſſung, für die Abſtellung der Mißbräuche, für große politiſche Unternehmungen lebhafter als andre eingenommen ſind, da ſich hier die Zeloten gewiſſer Parteyen zuſammengeſellen: ſo herrſcht vom Anfange an die Uebertreibung oder wenigſtens die äußerſte Strenge derjenigen Principien und derjenigen Denkungsart, welche den Reformen, oder welche der Conſtitution zum Grunde liegt. Bey unruhigen Zeiten, und wenn die gemachten Reformen, oder die alte Verfaſſung gegen Widerſacher zu vertheidigen ſind: wird die leidenſchaftliche Hitze der Mitglieder und Anführer dieſer Clubs immer größer und größer. Sie erhitzen ſich theils wechſelsweiſe, durch die Mittheilung; theils werden ſie durch den erfahrnen Widerſtand gereizt und erbittert; theils werden ſie endlich genöthigt, um auf die größere gleichgültige, kältere Maſſe zu wirken, dieſe heftig zu erſchüttern, und ihre Leidenſchaften zu entflammen.

Je mehr der Club ſich vergrößert, je weniger ſich die Glieder deſſelben näher kennen, je weniger wahre Communication unter ihnen vorhanden iſt: deſto eher entſtehen zwey Sachen: 1) daß daraus bloße Volksverſammlungen mit Demagogen an ihrer Spitze entſtehn; — und daß dieſe ihre Abſichten nur durch die Künſte erreichen, welche eine falſche Beredtſamkeit anwendet, um die Gemüther des großen Haufens zu bewegen; 2) daß ſich in dieſer großen Geſellſchaft ein kleiner Ausſchuß formirt, welcher, wenn er aus dieſen Demagogen ſelbſt beſteht, die Geſellſchaft beherrſcht, und wenn er eine Oppoſitionspartey formirt, zu Factionen, zu Trennung der Clubs, und zu Errichtung neuer Anlaß giebt.

So wie die häuslichen und freundſchaftlichen Verbindungen bey den politiſchen Menſchen immer etwas weniger als bey andern gelten: ſo pflegen die politiſchen Clubs bey den Mitgliedern derſelben den Geſchmack an andern Verbindungen zu verringern und ſelbſt manche ſociale Bande zu löſen. Dieß iſt in Zeiten der Revolutionen am meiſten wahr: wo die Verbindung der Parteyen oft weit ſtärker iſt, als Verwandtſchaft und auf Achtung gegründete perſönliche Freundſchaft.

Die Clubs-Geſellſchaft iſt immer etwas unfeiner und mit weniger gefälliger Aufmerkſamkeit verbunden, als die Hof- oder Familien-Geſellſchaft. In Zeiten einer Revolution kann die Nothwendigkeit, ſich dem Pöbel in dieſen Zuſammenkünften etwas zu nähern, ſelbſt eine Verachtung oder einen Verdacht gegen feinere Sitten und Artigkeit erwecken, und die einen zur Vernachläſſigung, die andern zur befliſſentlichen Vermeidung der Geſetze des Wohlſtandes bewegen.

Da dieſe Clubs ſich anmaßen, gleichſam eine Zwiſchengewalt zwiſchen der eigentlichen Legislatur oder den Repräſentanten des Volks, und zwiſchen dem Volke zu ſeyn, ſo ſtreben ſie darnach ihren Einfluß und ihre Macht zu vergrößern; und werden, wenn ſie nicht mit der Monarchie mehr zu kämpfen haben, leicht die Gegner der neuen Conſtitution ſelbſt.

Ueberhaupt aber werden ſelbſt in einem ſehr demokratiſch denkenden und conſtituirten Volke die öffentlichen Autoritäten, die Volksverſammlung, oder das Repräſentanten-Collegium durch ihre Würde ſelbſt zu einer gewiſſen Decenz und Moderation bewogen. In den Clubs aber, die eine Art von Autorität, und doch keine anerkannte Würde haben, werden die Meinungen oder die Leidenſchaften, welche ſchon in der Volksverſammlung ſich zeigen, zu einem viel höhern Grade getrieben, und äußern ſich mit viel weniger Einſchränkung.

Ueberhaupt, alles, was einem politiſchen Club Macht und Einfluß giebt, es ſey Menge und Anzahl der Mitglieder, es ſey der Einfluß der dirigirenden Mitglieder des Clubs auf die geſetzgebende Verſammlung ſelbſt, das iſt nothwendig äußerſt ſchädlich zu einer Zeit, wo neue Geſetze gegeben werden, und wo die Gemüther noch zwiſchen der alten und neuen Regierung hin und her ſchwanken.

Entweder entſteht zwiſchen dem Club und der geſetzgebenden Verſammlung ein Krieg, wodurch dieſe äußerſt in ihren Operationen gehindert wird, und woran bald die ganze Nation Theil nimmt; oder die geſetzgebende Verſammlung wird unterjocht, verliert dadurch ihr ganzes Anſehen bey der Nation, und es geht im Grunde wirklich eine neue Revolution vor.

Man darf ſich nicht wundern, daß die Engländer, welche die Clubs vorzüglich zu ihren Geſellſchaften wählen, Fremde mit wenig Gaſtfreyheit aufnehmen. In ihren eignen Häuſern ſind ſie nicht gewohnt, Geſellſchaft zu ſehen und an den Gegenſtänden jener Zuſammenkünfte nimmt der Fremde weniger Antheil.

Wenn in den Geſellſchaften einer Nation bloß von allgemeinen Gegenſtänden, von Theater, Büchern und Vorfällen des Tages geredet wird: dann kann die Geſellſchaft allgemein ſeyn, und der Fremde befindet ſich daſelbſt wohl, und wird auch gern geſehen. Wo aber die meiſten Geſellſchafter in einer beſtimmten Abſicht zuſammen kommen, und durch beſtimmte Meinungen, Geſinnungen und Endzwecke aſſociirt worden ſind: da müſſen ſich nothwendig die geſelligen Menſchen, einer Hauptſtadt z. B., in viele kleine Haufen theilen, die wenig mit einander Umgang haben, und zu welchen auch der Fremde Mühe hat, Zutritt zu bekommen. Der Fremde iſt zu ſehr Weltbürger; und man verlangt hier mehr einen Bürger im eigentlichen Verſtande, und oft auch einer gewiſſen Faction.

Eben ſo iſt es gewöhnlicher Weiſe mit den Clubs beſchaffen, welche andrer gemeinnützigen Gegenſtände wegen, wie z. B. die Errettung der Ertrunknen, die Beförderung der Manufacturen, die Entdeckung des Innern von Africa iſt, ſich vereinigen.

Wie viel Gutes die Engländer durch ſolche Geſellſchaften ausgerichtet haben, liegt am Tage.

Sie fangen gemeiniglich mit Subſcriptionen und Geldvorſchüſſen an, und ſetzen alſo eine reiche Nation voraus. Sie zeigen aber auch eine Nation an, wo Gemeingeiſt herrſcht; und ſchwerlich iſt derſelbe vorhanden, wo es ſolche Aſſociationen gar nicht giebt.

Daß ſie zu gewiſſen Zeiten mit Schmauſereyen verbunden ſind, hat auch ſein Gutes. Denn ſinnliche Genüſſe, mit edlen Endzwecken in Vereinigung gebracht, unterſtützen ſich wechſelsweiſe.

Eine Modification der politiſchen Clubs, die ſich den Coterien näherte, waren die Cercles in Genf. Es waren eigentlich Familien-Geſellſchaften. Aber dieſe Familien ſelbſt waren, außer ihrer Verwandtſchaft durch nichts ſo ſehr, als durch ihre Gleichheit in der politiſchen Denkungsart verbunden, und die in der Republik herrſchenden Factionen und Streitigkeiten hatten immer Einfluß auf Trennung oder Verbindung der Familien. In dieſen Cercles ſonderten ſich aber noch überdieß die Alter und die Geſchlechter ab. Dieſe Gewohnheit, die jungen Leute ſich ſelbſt in den Geſellſchaften zu überlaſſen, ſetzt eine große Reinheit der Sitten voraus. Es war eine republikaniſche Sitte, wodurch der Zuſammenhang der Familien erhalten, und der Geiſt der Fraternität fortgepflanzt wurde. Fremde bekamen ſelten Zutritt zu dieſen Geſellſchaften. Ob ſie gleich nicht die Diſcuſſion politiſcher Gegenſtände zum Zwecke hatten: ſo war doch die Qualität eines Genfer Citoyen der Titel, welcher zum Eintritt berechtigte. Es waren Geſellſchaften, welche die, aus der Conſtitution entſpringende, Anhänglichkeit der Bürger gegen einander befeſtigten.

2. Gelehrte Clubs.

Sie ſind immer unbedeutend, wenn ſie lange fortdauern. Anfangs, wenn einige gleich eifrig für die Wiſſenſchaften eingenommenen, mit gleichem Geiſte und Geſchmacke ſie bearbeitenden Gelehrten, die zugleich eine Art freundſchaftlicher Geſinnung gegen einander haben, ſich zu gewiſſen Zeiten zu verſammeln beſchließen, kann eine wirkliche Communication der Einſichten, beſonders durch gegenſeitige Critik ihrer eignen oder fremder Werke, entſtehen. Aber ſobald der zuſammenkommenden Gelehrten mehrere ſind und dieſe die Wiſſenſchaften in ganz verſchiednen Geſichtspuncten anſehen, (der eine als Litterator, der andre als Philoſoph, der dritte als Dichter oder Politiker) und wenn unter ihnen nicht ein anderweitiges Band der Freundſchaft iſt: ſo ſind ihre Zuſammenkünfte immer kalt, ohne Intereſſe und daher ohne Nutzen: berechnet auf einen gegenſeitigen Tauſch von Lobſprüchen, wofür ſich jeder durch Tadel außerhalb der Zuſammenkünfte ſchadlos hält.

Wenn Gelehrte zuſammenkommen, um mit einander bloß wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu beſprechen: ſo müſſen es ſehr wenige ſeyn, die, ohne Eiferſucht, ohne Begierde zu glänzen, bloß das Bedürfniß fühlen, ſich zu unterrichten oder ſich auszuſprechen. Es iſt ein doppelter Grad von Freundſchaft, gutem Herzen und gegenſeitiger Liebe nothwendig, wenn die Anſprüche auf einen höhern oder einen erleuchtetern Verſtand Gelehrte nicht bey fortgeſetztem Umgange entzweyen, oder gegen einander gleichgültig machen ſollen.

Sehr tiefe oder ſehr weit verfolgte Ideen und eine Art ſyſtematiſcher Kenntniſſe ſind am wenigſten gemacht, im Geſpräche mitgetheilt zu werden. Es iſt eine Arbeit, ſich ihrer aller in dem Augenblicke, wo man ſich erholen will, zu erinnern, und ſie mit Deutlichkeit vorzutragen.

Bey jemanden, der eben ſo gut unterrichtet iſt, wie wir, kann man doch mit Wiederholung der gemeinen Kenntniſſe, ſo geſchickt man ſie herbeyführen mag, kein Vergnügen erwecken, noch ein Intereſſe erlangen. Alſo iſt unter Gelehrten die Grundlage des Geſprächs größtentheils nicht auf die Wiſſenſchaft überhaupt, und auf Unterſuchung der Gegenſtände, ſondern auf die litterariſchen Neuigkeiten und deren Beurtheilung eingeſchränkt. Ein neues Product, das Aufſehn macht, zu zergliedern, zu tadeln, zu loben, mit einigen Anekdoten über die Perſonen der Autoren, das giebt der Converſation unter Gelehrten allein Leben. Deßwegen iſt auch ihre Communication an Orten, wo die Neuigkeiten der Art, (in den Gattungen der Künſte, des Theaters und der Bücher) ſchneller auf einander folgen, am meiſten ununterbrochen.

Daraus entſteht aber ein anderes Uebel, daß ſich jeder Gelehrte, anſtatt ſein Fach allein gründlich zu ſtudiren, oder ſich ganz mit dem Objecte zu erfüllen, über das er jetzo ſchreibt, ſich zugleich, der Geſellſchaft wegen, mit den Neuigkeiten der gemeinern und populären Litteratur beſchäftigt, und daher viel Zeit auf Lectüren wendet, die ihm ſonſt zu nichts dienen, als daß er in Geſellſchaft anderer Gelehrten mitſprechen kann, wenn die Unterredung darauf fällt.

Sobald die Zuſammenkünfte der Gelehrten aus mehrern Perſonen beſtehn, mit der Abſicht, nur wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu bearbeiten: ſo bleibt nichts anders zu thun übrig, als daß einer ein Product ſeiner Feder vorlieſt, und die andern es beurtheilen. Was aber daraus wird, lehren alle Akademien. Wenn der erſte Eifer vorüber iſt, ſo ſind ihre Sitzungen ein läſtiges Ceremoniel, woraus ſelten etwas entſteht, es ſey denn, daß es die Mitglieder, die ſonſt ganz müßig ſeyn würden, nöthigt etwas zu arbeiten.

Aus Vorleſern und Zuhörern wird nie eine eigentliche Geſellſchaft. Iſt das Vorgeleſene lang, ſo macht es unfehlbar lange Weile: denn ſelten iſt auch der, welcher gut zu ſchreiben weiß, ein guter Vorleſer. — Wenige haben die Gabe, ununterbrochen aufmerkſam zuzuhören. — Und unter einer Anzahl von Zuhörern ſind immer einige, die weniger Intereſſe an dem Inhalte nehmen, oder ihn weniger verſtehen.

Nach der Lectüre ſollte nun das Intereſſanteſte der Sitzung folgen, das iſt die Einſammlung der Stimmen und Urtheile der Geſellſchaft, wodurch der Verfaſſer aufgeklärt würde. Aber hier wird wieder vielen eine zu ſchwere Arbeit aufgelegt. Denn keiner will ſich doch durch ein ſeichtes Urtheil bloß geben; und ein etwas reifes und motivirtes, nach einer flüchtigen Anhörung, auf der Stelle zu geben, erfordert ſeltne Talente, mit Gegenwart des Geiſtes verbunden, und Anſtrengung mit Muth. — Die Unfähigen oder Beſcheidnen oder Trägen ziehen ſich aus der Sache, indem ſie loben; denn Lob iſt vergönnt, ohne die Urſache umſtändlich anzuführen. Nur einer oder der andre nimmt ſich heraus, zu zergliedern und die Kritik anzuwenden. Dieſer Eine macht die übrigen eiferſüchtig, die geſchwiegen oder gelobt haben. Er macht oft den Autor unwillig, wenn er ihm in Vieler Gegenwart Irrthümer und Fehler zeigt. — Was anders, als die innigſte Vertraulichkeit aller, kann es erträglich machen, daß die Schwächen eines Werks in Gegenwart ſeines Autors und einer auserleſenen Geſellſchaft aufgedeckt werden? Wo dieſe nicht vorhanden iſt, (und wie kann ſie unter einer beträchtlichen Anzahl Gelehrter vorhanden ſeyn?) da erregt dieſe freundſchaftliche Kritik, ſo wohl ſie auf der Stelle aufgenommen zu werden ſcheint, doch einen verborgnen Unwillen, der ſich in einer deſto größern Strenge des Schriftſtellers gegen die Werke ſeines Kritikers, wenn die Reihe an dieſem iſt, ſich hören zu laſſen, oder in einer ſeltnern Beſuchung der Zuſammenkünfte zeigt. — Pflicht und Penſionen und Jettons können ſolche Societäten zuſammenhalten. Von ſelbſt würden ſie immer aus einander gehn.

Unter allen Arten in der Geſellſchaft Unterſuchungen anzuſtellen, oder die Wiſſenſchaften und die Philoſophie zum eigentlichen Zwecke freundſchaftlicher Zuſammenkünfte zu machen, iſt die der debattirenden Geſellſchaft die am beſten ausgedachte. Eine nur kurze Vorleſung erklärt das Subject, wovon gehandelt werden ſoll: und nun tritt ein jeder auf, und ſagt darüber aus dem Stegreife ſeine Meinung. Man ſieht wohl, daß dieſe Societät nicht beſtehen kann, als unter Perſonen, die einander ungefähr an Einſichten und beſonders an der Gabe des mündlichen Vortrags gleich ſind. Denn ſobald ein Mitglied hierin vor den andern einen allzu merklichen Vorzug hat, ſo verſchließt es, ſobald es redet, den übrigen den Mund und wird ärgerlich, ſobald dieſe reden. Es iſt auch insbeſondre eine Fertigkeit nöthig, auf der Stelle ſeine Gedanken anzuordnen und auszudrücken, eine Fertigkeit, die viele brave Gelehrte aus Mangel der

Uebung nie erlangen. — Es iſt aber überdieß noch viel Gutmüthigkeit und eine gewiſſe Nachſicht in der Beurtheilung bey der Geſellſchaft nöthig, wenn ſie beſtehen und angenehm und nützlich bleiben ſoll. Denn da ſich doch ganz unſtreitig Ungleichheiten unter den Talenten, und der Beredtſamkeit der Mitglieder hervorthun, und beſonders manche ſich unfähig finden, ihre beſſern und gründlichern Gedanken ſo geläufig vorzutragen, als andre ihre mittelmäßigen: ſo muß aus der Beobachtung dieſes Mißverhältniſſes gar bald Mißvergnügen und eine Unbehaglichkeit entſtehen, wenn nicht die, welche auf einige Art ſich auszeichnen, die freywillige Herablaſſung haben, die andern deſto aufmerkſamer anzuhören, und das Gute empor zu heben; damit die, welche auf den niedrigern Stufen ſtehen, ſich nicht erniedrigt fühlen, und weder neidiſch, noch furchtſam und zurückhaltend werden. Nur wenn alle glauben, hier eine Schule, nicht ein Theater zu finden, wenn jeder lernen und ſich üben, — keiner ſich zeigen und glänzen will, und wenn doch alle fähig ſind, etwas zu leiſten, was den übrigen nicht gleichgültig iſt: nur dann kann eine ſolche Geſellſchaft beſtehen, und dann hat ſie ihren Werth.

Sonſt, da überhaupt die mündliche Unterredung mehr gemacht iſt, Begebenheiten, Geſchäfte, und vorübergehnde Dinge, aber ſolche, die von einem nahen und gegenwärtigen Intereſſe ſind, weniger dagegen allgemeine, und ſolche, die eine anhaltende Meditation verlangen, zu behandeln; da ſelbſt die Theilnehmung vieler, und die Abſicht einer Erhohlung und eines Vergnügens es mit ſich bringt, daß kein einzelner lange und auf eine ſich und andre anſtrengende Weiſe einen Gegenſtand verfolgt: ſo iſt es immer beſſer, daß Witz, Gelehrſamkeit und ſchöne Künſte gleichſam den Geſellſchaftern zur Seite ſtehen, immer bereit, ſich ihnen darzubiethen, wenn der Zufall Gegenſtände des Geſprächs herbeyführt, wobey ſie brauchbar ſind, als daß ſie ſich als die Stifter und Regierer der Geſellſchaft ankündigen.

Die Schwierigkeit, die nicht ſelten unter Gelehrten einerley Art eintritt, ſich lange mit einander zu unterhalten, ohne wechſelsweiſe ihre Eigenliebe und ihre Eiferſucht ins Spiel zu bringen, — verbunden mit dem Bedürfniſſe, welches gleichwohl mancher empfindet, ſich mitzutheilen, und auch durch die Unterredungen ſeine Kenntniſſe zu verbreiten, hat verurſacht, daß die Gelehrten, beſonders die des Umgangs fähigen und zum mündlichen Vortrage geſchickten, ſich ſo gerne den Großen genähert, und in dem Umgange derſelben ihre Erhohlung geſucht haben. In der Claſſe der wohl erzognen Weltleute findet der Gelehrte ſolche, die, fähig ihn zu verſtehn und nicht ſo ſtreng in Beurtheilung deſſen, was er ſagt, mit einer mittelmäßigen Erörterung der Sache zufrieden ſind, Lücken und Unvollkommenheiten nicht wahrnehmen, und durch die erkannte Ueberlegenheit nicht beleidigt werden, weil ſie durch andre Vorzüge des Standes und der politiſchen Wichtigkeit hinlänglich zu erſetzen glauben, was ihnen an Gelehrſamkeit abgeht. So lange der Stand der Handelsleute noch ſo weit zurück war, daß er an Unterhaltungen über Wiſſenſchaften wenig Gefallen fand, und wenig davon verſtand: ſo blieb Gelehrten nichts weiter übrig, als mit Gelehrten, oder mit dem Adel umzugehen. Jenes wurde ihm oft Arbeit, und endigte ſich nicht ſelten mit Zänkereyen; dieſes war ihm eine ehrenvolle Erhohlung. Er genoß ſeines Ruhms, er fand Zuhörer, die Theil nahmen; er fand eine Gelegenheit ſeine Sitten zu bilden, und eine gewiſſe Art der Beredtſamkeit zu lernen, welche die Bücher nicht geben können.

Horaz, Pope, alle vorzüglichen Köpfe bis auf unſer Jahrhundert, haben ſich es zur Ehre und zum Beweiſe des Verdienſtes angerechnet, mit den erſten Männern ihres Vaterlands gelebt zu haben. Nach Maßgabe, als ſich die Handlung erweitert und der Kaufmannsſtand ſich in Sitten und Kenntniſſen gehoben hat, hat der Gelehrte noch eine andre Claſſe von Zuhörern und Geſellſchaftern gefunden. Und zwiſchen dieſen beyden wird er gewiſſer Maßen den Kitt und das Band machen. Der Gelehrte gehört dem Bürgerſtande, ſeiner Familie und ſeinen älteſten Verbindungen nach, zu; und er wird von den Großen oft wegen ihres Amts und ihrer Geſchäfte und oft wegen ihres Vergnügens oder wegen der Ehre, welche die Wiſſenſchaften geben, mehr, als die erwerbenden Bürgerſtände, geſucht.

Aus der Nachahmung dieſer Clubs ſind in Deutſchland die Reſſourcen, die Harmonien u. ſ. w. entſtanden, jene, Aſſociationen einer beſtimmten Anzahl von Männern oder Familien; dieſe, die Verbindung aller geſitteten Männer aus einer ganzen Stadt.

Ob die erſten lange dauern, und ob ſie angenehm ſeyn ſollen, hängt lediglich von den Umſtänden, Verhältniſſen, geſellſchaftlichen Talenten und andern Eigenſchaften der Perſonen ab, aus welchen ſie beſtehen. Das Spiel muß immer eine der großen Hülfsmaſchinen zu ihrer Erhaltung ſeyn. Bequemlichkeit und Schönheit der Zimmer, gute Erleuchtung und ein ſchöner Garten für den Sommer, trägt auch viel dazu bey, ihnen Annehmlichkeit und Fortdauer zu geben.

Die Harmonien kommen den Kaffeehausgeſellſchaften naher, ſind aber doch dieſen vorzuziehen, weil ſich mehr Hausväter, Männer von höheren Jahren und geſetztem Charakter dabey einfinden, welche die junge Welt einſchränken, und die Leichtſinnigen und Ausſchweifenden verjagen. Es iſt ein etwas kaltes Vergnügen, es wird aber endlich durch die Gewohnheit der Beſuch einer ſolchen Geſellſchaft manchem Geſchäftsmanne oder Gelehrten unentbehrlich. Iſt ein wohlthätiger Zweck damit verbunden, welcher die Mitglieder fortgeſetzt beſchäftiget; ſo wird das Anziehende der Geſellſchaft dadurch vermehrt. Leipzig hat durch ſeine Harmonie viel gewonnen.

V. Geſellſchaft auf öffentlichem Markte.

1. In Ländern, wo das Klima erlaubt, ſich das ganze Jahr unter freyem Himmmel aufzuhalten, und bey Nationen, welche ihre öffentlichen, ſo wie ihre Handels Geſchäfte auf offnem Markte zu treiben pflegen, ſind die Märkte und andere freyen Plätze in den Städten auch die gewöhnlichen Oerter, wo die Menſchen des Umgangs wegen zuſammen kommen.

2. In Griechenland waren die Marktplätze zu einer gewiſſen Zeit des Tages immer mit Menſchen angefüllt. Jeder begab ſich gewöhnlicher

Weiſe täglich dahin, gewiß, dort ſeinen Freund, mit welchem er ſprechen wollte, oder ſeinen Gläubiger und Schuldner u. ſ. w. zu finden.

Zum Zufluchtsorte bey ſchlechtem Wetter, waren in allen Griechiſchen Städten Säulengänge und Hallen erbaut, wo die auf dem Markte Zuſammenkommenden ſich hinbegaben, wenn es regnete, oder wenn ſie andere Bequemlichkeiten ſuchten.

Unter ſolchen Hallen wurden die Gerichtshöfe, und auf oder nahe an dem Markte auch die Volks-Verſammlungen gehalten. Hier waren die Gymnaſien, und alles, wodurch Menſchen herbeygezogen werden.

Wir ſehen daher auch die Philoſophen, z. B. den Sokrates, ſeine Geſpräche auf dem Markte, unter Säulengängen und in Gymnaſien halten.

3. In Rom war die Einrichtung beynahe ganz nach der Griechiſchen kopirt. Forum war das gewöhnliche Wort, ſowohl für einen Gerichtshof als für einen Kaufmarkt. Die Volks-Verſammlungen wurden daſelbſt oft gehalten. In der Nähe waren die Curien, wo der Senat zuſammen kam.

Doch ſcheinen die Römer weniger den Umgang und das bloße Geſpräch auf dem Markte geſucht zu haben, als die Griechen; vielleicht, weil die Römiſchen Frauenzimmer weniger eingeſchloſſen waren, und an der Geſellſchaft mehr Theil nahmen, als die Griechiſchen. Daher die Römer mehr Beſuche in ihren eigenen Häuſern annahmen.

4. Auch noch jetzt kommen in den Städten Italiens, Griechenlands und des Orients die Menſchen weit mehr auf öffentlichen Plätzen und Straßen zuſammen, als bey uns, um das geſellſchaftliche Vergnügen zu genießen.

Dieß hängt mit ihrer Neigung zu öffentlichen Aufzügen und Schauſpielen zuſammen, wie dieß auch bey den Griechen und Römern der Fall war.

Bey den Letztern waren überhaupt, außer feyerlichen Gaſtmählern, welche faſt immer mit Opfern verbunden waren, ſelten Zuſammenkünfte in den Privathäuſern.

5. In Venedig war der St. Marcus-Platz der gewöhnliche Ort, wo man zuſammen kam, um zu ſehen, zu hören und zu ſprechen. Er vertrat die Stelle eines großen und prächtigen Kaffeehauſes. Auf dieſem Platze giengen auch die Procuratori del S. Marco zu beſtimmten Stunden des Tages ſpazieren, um ſich von dem niedrigſten Bürger ſprechen zu laſſen. Eine herrliche Einrichtung in ihrem Urſprunge, die aber zuletzt auch in bloße Nahmen und Formalitäten verſank.

Die Procuratori del S. Marco waren nähmlich Perſonen vom höchſten Adel, und die Würde ſelbſt war eine der höchſten in der Republik. Sie waren aber dazu beſtimmt, Fürſprecher, Rathgeber und Sachwalter des gemeinen Mannes zu ſeyn. Und deswegen giengen ſie jeden Tag zu beſtimmten Stunden auf dem Markus-Platze, um jedermann den Zutritt zu ſich zu geben, welcher ſie in ſeinen Privat-Angelegenheiten ſprechen wollte.

6. Auch bey den Juden, einem Volke, welches aus dem Oriente zu uns gekommen iſt, wird man den Hang gewahr, ſich auf öffentlichen Plätzen zu verſammeln; wozu freylich auch die Schacherey beyträgt. Aber nicht bloß auf den Plätzen, welche in den ihnen gewidmeten Quartieren der Städte ſind, iſt, zu beſtimmten Stunden des Tages, eine große Frequenz: ſondern man ſieht auch auf unſern Märkten ſtets Juden auf und ab ſpazieren.

7. Dieſe Art des Umgangs auf dem Markte und auf öffentlichen Plätzen hat ihren eignen Charakter, und ihren eignen Einfluß auf die Nationen, bey welchen er eingeführt iſt.

Er paßt ſehr gut für kleine Städte, die zugleich Freyſtaaten ſind: dergleichen Athen, und im Anfange auch Rom und Venedig waren. Hier kennen alle Bürger einander: hier ſind alle einander gleich. Man findet ſich alſo, auf jedem öffentlichen Platze, unter Bekannten und Freunden.

Umgekehrt trägt es zur Belebung des Gemeingeiſtes und der Gleichheit bey, wenn die Bürger einer Republik ſich täglich ſehen.

Durch dieſe Art des Umgangs, wird jeder von allem, was merkwürdiges in der Stadt, oder auch in der Welt, ſo weit jene mit dieſer in Verbindung iſt, vorgehet, zeitig unterrichtet. Auch die Kenntniſſe, Einſichten und Urtheile der Verſtändigern theilen ſich hier auf das leichteſte den Unwiſſenden mit: und der Markt und die öffentlichen Spaziergänge werden Schulen, wo jeder Bürger täglich einigen Unterricht ſchöpft. Daher hier eine gewiſſe Gleichheit der Kenntniſſe und der Geiſtesbildung entſteht.

Von der andern Seite giebt es die Natur der Sache, daß auf öffentlichen Plätzen, in einer Geſellſchaft, wo jetzt einer kommt, der Andere weggeht, und man ſehr oft durch allerhand Vorfälle zerſtreuet wird, eine zuſammenhängende und lange Unterredung nicht wohl möglich ſey.

Die Philoſophie des Sokrates, ſo wie wir ſie aus Xenophons Denkwürdigkeiten kennen, iſt allein geſchickt, auf öffentlichem Markte gelehrt zu werden. Sie beſtand mehr in Belehrungen, welche er einzelnen Perſonen bey beſondern Vorfällen gab, als in einem vollſtändigen Unterrichte in irgend einer Wiſſenſchaft. Auch Chriſtus trug, nach der Evangelien-Geſchichte, ſeine Lehren auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen vor; ſein Vertrag aber beſtand bloß in Sentenzen und erdichteten Beyſpielen, und wandte ſich an das ganze Volk. Socrates räſonnirte mehr im allgemeinen, und richtete ſeinen Vortrag nur an eine, oder an wenige Perſonen.

Doch gewöhnt ſich der Menſch nach und nach, auch unter Zerſtreuungen zuſammenhängend zu denken, und dieß iſt ſelbſt eine Uebung des Geiſtes. Ja es iſt unläugbar, daß unter freyem Himmel, auf Spaziergängen, und ſelbſt an Oertern, wo viele Zerſtreuungen ſind, uns unſere beſten und originellſten Ideen einkommen.

Dieſe ganze Art des Umgangs ſchickt ſich im Grunde mehr für ein müßiges Volk, wie die Alten wirklich waren, und wie es die Juden unter uns noch ſind, als für unſere, mit Handwerken, Künſten, dem Handel und den öffentlichen Aemtern, ſo ſehr beſchäftigten Bürger in den Europäiſchen Staaten. Die alten Griechen und Römer waren, in Vergleichung mit uns, wirklich Müßiggänger. Sie überließen Handwerke und mechaniſche Künſte den Sklaven. Der Landbau, ihre einzige Beſchäftigung, war ſehr einfach. Die öffentlichen Geſchäfte wurden noch nicht ſchriftlich behandelt: wodurch ſie erſt Arbeit wurden. Ein Athenienſer oder Römer konnte alſo ſeine ganze Zeit, die er nicht auf ſeinem Landgute zubrachte, in der Stadt, auf öffentlichen Plätzen ſich aufhalten. Hier fand er alles, was ihn als Bürger intereſſirte, und woran er vielleicht ſelbſt Theil nahm, Volksverſammlung, Gerichtshöfe u. ſ. w. Die Nationen, die, wie die Juden, wie die Armenier, ſich bloß mit dem Handel abgeben, haben ebenfalls viele müßige Zeit. Auch ſind eben deßwegen die Einwohner der ſüdlichen Länder zu der häufigen Beſuchung öffentlicher Plätze und Spaziergänge, und zu dem auf denſelben zu pflegenden Umgange geſchickter, weil ihre mittlern und niedern Claſſen, wegen der größern Fruchtbarkeit des Bodens, und der weniger ſtrengen Winter, um ihren Unterhalt weniger beſorgt ſeyn, und alſo auch weniger arbeiten dürfen.

Es wäre der Mühe werth, daß ein Philoſoph den Unterſchied zwiſchen dem Charakter der ſehr beſchäftigten, und zwiſchen dem der mehr müßigen Nationen aufſuchte. Ich glaube, das Intellectuelle, beſonders Witz und Einbildungskraft, gewinnt bey den letztern: das Moraliſche hingegen, und der eigentliche Verſtand, d. h. die Denkkraft, hat bey den erſtern den Vorzug.

Wenigſtens iſt der Charakter des Umgangs bey einer Nation ganz anders, wo die rechtlichen Bürger faſt von Morgen bis Abend in Geſellſchaft ſind, als bey einer, wo jedermann den Tag, in ſeinem Hauſe oder in einem Collegium, mit Arbeiten zubringt, und nur des Abends, zu ſeiner Erhollung, die Geſellſchaft, es ſey in Privathäuſern, oder auf öffentlichen Spaziergängen, aufſucht.

VI. Geſellſchaften verſchiedner Zeiten und Völker.

So weit als wir in die Geſchichte der Menſchen zurückgehn können, finden wir, daß die Religion die erſten Feſte geſtiftet, und bey dieſen Feſten geſellſchaftliche Zuſammenkünfte veranlaſſet habe, die ſich nach den religiöſen Gebräuchen, mit Mahlzeiten, Tanz, Geſang und Schauſpielen endigten.

Berühmte Tempel und die Feſte der National-Gottheiten haben die πανηγύρεις hervorgebracht, wovon Aegypten die erſten und die häufigſten Beyſpiele gegeben hat; und wovon die Olympiſchen und andere Spiele in Griechenland die berühmteſten ſind.

Die Opfer veranlaßten Mahlzeiten, weil ſo viel überflüſſiges Fleiſch vorhanden war: und ſeine Freunde an dem, was uns Heil und Segen bringen ſoll, Theil nehmen zu laſſen, iſt in der Natur des Menſchen gegründet.

Gaſtmähler ſind von den älteſten Zeiten üblich geweſen. In der guten Zeit der Griechen, waren ſie ein wichtiger Gegenſtand des Luxus, der Eitelkeit und des Wohllebens. Nicht dazu gebeten zu werden, wo man es erwartete, war eine Kränkung, die beleidigte oder niederſchlug. — Sie waren, wie im Mittelalter, ſelten, aber dann mit großem Aufwande, und einem Ueberfluſſe an Wein und Speiſen verbunden. Die Gewohnheit ſeine Freunde oft und ohne Aufwand bey ſich zu ſehn, iſt erſt von einer ſpätern Zeit und einer mehr verfeinerten Geſelligkeit.

Bey dieſen Gaſtmählern war gemeiniglich eine Unterhaltung veranſtaltet, welche die Geſellſchaft ſich nicht ſelbſt verſchaffte. Sänger ſind beym Homer die Tiſchgenoſſen der Großen. — Schauſpieler, Jongleurs, Taſchenſpieler, Aequilibriſten wurden in ſpätern Zeiten herzugerufen.

Das iſt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dem geſelligen Vergnügen des Europäers und des Orientalen. Dieſer will nur ſehen und hören, wenig ſprechen; er will ausruhen, er will unterhalten ſeyn, nicht ſelbſt unterhalten. Auf den Türkiſchen Kaffeehäuſern finden ſich daher die Erzähler von Profeſſion, welche mit ihren Mährchen die, ruhig mit über einander geſchlagnen Beinen ſitzenden, Tabackraucher unterhalten.

Hier zeigen die Tänzerinnen die Gelenkigkeit ihrer Glieder, und erwecken durch ihre Stellungen Lüſte. Der thätige Europäer will lieber ſelbſt ſprechen, oder tanzen.

In allen Nationen aber, auch bey den heutigen Europäiſchen, iſt dieß der natürliche Fortgang der Sachen geweſen; von großen ſeltenen Gaſtmählern zu häufigen kleinern, von einer Unterhaltung bey der Mahlzeit durch Muſik und Schauſpiel zu einer Unterhaltung durchs Geſpräch.

Die übrigen Gelegenheiten in der alten Welt Geſellſchaften zu ſehn, waren nur auf dem Markte, oder in den Leſchen, Barbierſtuben und Säulengängen. Die Ausſchließung des weiblichen Geſchlechts vom Umgange mit Männern, mußte ſchon dieſe Zuſammenkünfte, außer der Zeit der Mahlzeiten, und außer der Zeit der Geſchäfte, ſeltner machen. Auch bey uns ſind es Damen, die in den Thee- und Kaffeegeſellſchaften den Vorſitz haben.

Die Erfindung der Spiele und die Zuziehung des weiblichen Geſchlechts hat die größten Verſchiedenheiten im geſelligen Tone der Neuern hervorgebracht.

Aber auch der Nationalcharakter, die Umſtände des Volks, die Regimentsverfaſſung haben Einfluß auf die Beſtimmung des Geſprächstons.

Da in Griechenland faſt nur Männer zuſammen kamen, und die Weiber faſt nur ſinnlich geliebt wurden: ſo war das Geſpräch im Ganzen ernſthafter, aber, wenn es luſtig wurde, nicht delikat. In den Sokratiſchen Geſprächen, die wir haben, und in welchen das wirkliche Leben doch nachgeahmt, wenn gleich verſchönert iſt, herrſcht eine ausnehmende Feinheit, aber nichts Fröhliches, Luſtiges, — Ironie, die vergnügen kann, nicht Spöttereyen, die lachen machen können. Der Styl iſt beynah eben ſo periodiſch, als in Schriften. Der zerſchnittne Styl der Franzoſen iſt das Eigne der neuern Converſationsſprache. Die größten Annehmlichkeiten der alten Converſationen ſind aufgegebne und aufgelöſte Räthſel; die Annehmlichkeit des neuen ſind wohl auch Anſpielungen, Perſiflage, aber noch mehr Einfälle, die deutlich ſind, und geradezu Lachen erregen.

Die Abwechſelungen im geſellſchaftlichen Tone und in dem Geſpräche jeder Nation ſind ohne Zweifel weit häufiger und größer, als ſie die Geſchichte angiebt. Wo die Wiſſenſchaften und Künſte blühen, und wo die allgemeinen Kenntniſſe von beyden nicht bloß das Eigenthum gewiſſer Stände ſind, ſondern ein Intereſſe für alle haben, muß die Unterredung immer den wichtigſten und angenehmſten Theil der geſellſchaftlichen Vergnügungen für Leute von mittlerem Alter ausmachen. Wo ein unwiſſendes Volk die Leibesübungen und den Krieg liebt, da müſſen Turniere, circenſiſche und gladiatoriſche Spiele die großen Zeitvertreibe der Nation ſeyn. Die theatraliſchen Schauſpiele haben zu allen Zeiren das Vergnügen der civiliſirten Menſchen ausgemacht. Bald iſt es das Schauſpiel, bald die Schönheit der Poeſie, bald ein National- und religiöſes Intereſſe an den vorgeſtellten Begebenheiten, welches ihnen die Aufmerkſamkeit des Publikums zugezogen hat.

Von Moden, von Fantaſien, die oft bey einer Nation entſtehn, und wenn dieſelbe Tonangebend unter den benachbarten iſt, oft mehrere anſtecken, will ich nicht reden. Shakspeare gedenkt im K. John einer höfiſchen Galanterie der damahligen, oder der ältern Zeit, melancholiſch und mürriſch zu ſcheinen; und mehrere, von den Commentatoren angeführte, Stellen laſſen nicht zweifeln, daß es eine ziemlich ausgebreitete Affectation geweſen ſey. Zu einer Zeit kann übertriebne Luſtigkeit, zu einer andern pedantiſche Auskramung claſſiſcher Gelehrſamkeit, wieder zu einer andern gefliſſentliche Vermeidung alles deſſen, was uns als einen Gelehrten und nicht als einen witzigen Kopf darſtellt, die herrſchende Sitte, ſelbſt am Hofe und in der großen Welt, ſeyn.

Die Wortſpiele, und eine gewiſſe Künſteley in Ausdrücken waren ſicher zu Shakspeares Zeiten in der öffentlichen Gunſt. Er ſelbſt iſt voll von dieſen Fehlern: und wenn er, wie im Polonius, die

Affectation lächerlich macht, ſo iſt es dieſer ſein eigner Fehler, aufs äußerſte getrieben.

Ohne Zweifel iſt der eigentliche gute Ton der, welcher in der Converſation von allen Kenntniſſen die Hülſen wegläßt, und den Kern giebt, die Reſultate, nicht die Principien, die wichtigen Thatſachen, keine Geſchichtsforſchung; und alles dieß in dem verſtändlichſten leichteſten Style.

B. Geſellſchaften, welche durch Geſchäfte veranlaßt werden.

Die zweyte Hauptgattung des Umgangs iſt derjenige, welchen die Menſchen bey ihren Geſchäften mit einander haben. Er wird weniger als Umgang betrachtet, weil er nicht verabredet und abſichtlich iſt. Er iſt aber nicht von geringerm Einfluſſe auf den Menſchen, als der Umgang, welchen er in ſeinen Erhohlungsſtunden hat.

Dieſes Feld wäre unüberſehlich, wenn man nicht den Geſchäfts-Umgang in gewiſſe Hauptarten eintheilte, und die kleinern Schattirungen übergienge.

Ich will fünf ſolcher Hauptarten annehmen: 1) Geſchäfte, die zur Regierung des Staats gehören; 2) Militäriſche Geſchäfte; 3) Geſchäfte der verſchiednen Gewerbe; 4) Geſchäfte des Lehrſtandes; 5) Geſchäfte der Aerzte.

Jeder Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft bringt den Mann in eine beſondere Art von Verbindungen und giebt ſeinem Umgange mit denen, an welche ſein Geſchäfte ihn knüpft, einen eignen Ton.

I. Die Geſellſchaft, welche durch die Regierungs-Geſchäfte veranlaßt wird.

Auch hier ſind der Abſtufungen unzählige. Ich will mich nur auf zwey derſelben einlaſſen: einmahl auf den Umgang des Fürſten und der oberſten Staatsverwalter; und zweytens auf den Umgang derer, welche Mitglieder von Regierungs-Collegien ſind. Dieſe ſind entweder **Verwalter** oder **Richter**.

1. Umgang des Souveräns bey ſeinen Geſchäften.

Der Fürſt geht hierbey entweder mit ſeinen Unterthanen, welche die Mittelsperſonen, Theilhaber und Werkzeuge ſeiner Regierung ſind, — oder ergeht mit Auswärtigen um, — mögen es Geſandten oder auch Landesherrn ſeyn.

Der Umgang des Fürſten mit den bürgerlichen und militäriſchen Officianten ſeiner Staaten würde ebenfalls mich in ein unüberſehliches Feld von Betrachtungen führen, wenn ich mir nicht willkührliche Schranken ſetzte.

Der Hauptunterſchied iſt ohne Zweifel der, zwiſchen dem Umgange, welchen der Fürſt mit denjenigen Perſonen hat, die mit ihm über die Angelegenheiten rathſchlagen, und zwiſchen dem, welchen er mit Perſonen hat, die bloß ſeine Befehle vollziehen. Zu dem Erſten ſind die Miniſter, zu dem Andern die Unterbeamten beſtimmt.

a. Umgang des Fürſten mit ſeinen Miniſtern.

Ich kann hier nichts als einige zerſtreute Anmerkungen und Beobachtungen liefern, wenn ich mich nicht von meinem Hauptgegenſtande entfernen will.

In den jetzt beſtehenden Europäiſchen Reichen war, nach der urſprünglichen Verfaſſung, der Regent alles, — Heerführer, Richter, Adminiſtrator; und er verwaltete auch gelegentlich alle dieſe Geſchäfte in Perſon. Für jedes derſelben aber war ein angeſehener Staatsbediente beſtellt, der, nach der urſprünglichen Beſtimmung, nur der Secretär des Fürſten in dieſem Fache war. Dieſe Perſonen nahmen nur gelegentlich einige Gehülfen, wenn die Geſchäfte ſich häuften; in keinem Fache aber war ein fortdauerndes Collegium.

So gab es allenthalben, nach dem Modell des Kaiſerthums und des Deutſchen Reichs, einen Canzler für die richterlichen und Adminiſtrationsgeſchäfte, einen Conſtable oder Marſchall für den Krieg, einen Großadmiral in Frankreich und England für die Flotte u. ſ. w. Dieſe Aemter waren entweder an die Reichsſtandſchaft und hohe Geburt geknüpft, oder wurden bald damit verbunden, da dieſe Aemter, ſo ungetheilt, nothwendig von großer Wichtigkeit wurden.

Eine Folge dieſer Einrichtung war, daß ein thätiger Fürſt alles allein that und despotiſch regierte; oder daß er, weil ihm zu viel aufgetragen war, außer dem Kriegführen, nichts that, und jene hohen Beamten alle Geſchäfte verwalteten, und nach und nach zu einer ungebührlichen Macht im Staate emporſtiegen, welche den Fürſten ſelbſt gefährlich wurde.

Es war daher eine glückliche Veränderung, als faſt in allen Reichen dieſe hohen Beamten in ſo viele verſchiedne Regierungscollegia verwandelt wurden. Die Präſidenten derſelben hießen Miniſter; waren von geringerm Anſehen, dem Fürſten mehr ſubordinirt; aber mehr mit dem Geſchäfte ſelbſt bekannt und demſelben gewidmet.

Der Zeitpunkt dieſer Veränderung in Deutſchland war die Errichtung des Cammergerichts. Auf dieſes erſte große lange erwartete Gerichtscollegium, deſſen Nutzen man empfand, folgten nunmehr Rathscollegia an den Höfen für die andern Arten der Geſchäfte.

Der Reichshofrath in Wien ſollte ein ſolches ſeyn. Aber er artete bald in einen (mit dem Cammergerichte rivaliſirenden) Gerichtshof aus, oder war ein Zwitterding zwiſchen beyden.

An die Stelle deſſelben trat aber ein anderes Collegium, der Staatsrath; und die Mitglieder deſſelben waren eben ſo viel oberſte Diener des Fürſten.

Dieſer Miniſter, deren Wahl vom Fürſten abhieng, wurden bald mehr bald weniger, nachdem man entweder neue Zweige der Regierung entdeckte, oder einige zuvor getrennte zuſammenzog.

Alle aber conferirten anfänglich und lange Zeit mit einander und mit dem Fürſten.

Doch auch dieſes änderte ſich zuweilen und in gewiſſen Ländern; und hieraus entſteht nun die erſte große Verſchiedenheit in dem Umgange des Fürſten mit ſeinen Miniſtern.

Etwas anders iſt es, ob der Fürſt mit ſeinen Miniſtern eigentliches Conſeil oder geheimen Rath hält, d. h. mit ihnen gemeinſchaftlich, über die einem jedem anvertrauten Angelegenheiten, rathſchlagt, ihre Meinungen anhört, die ſeinigen vorträgt und von ihnen beurtheilen läßt, und endlich entſcheidet. — So haben, nach Maximilian dem erſten, und Karl dem fünften, die meiſten Fürſten in Europa, ſo hat Ludwig der vierzehnte und der große Churfürſt in Brandenburg regiert.

Etwas anders iſt es, ob der Fürſt mit jedem einzelnen Miniſter beſonders conferirt, und es nun ihnen überläßt, im gemeinſchaftlichen Rathe die nöthige Verbindung zwiſchen den gefaßten Entſchlüſſen zu bewirken.

Eine dritte Methode iſt, wenn der Fürſt ein, vom geheimen Staatsrathe abgeſondertes, Cabinet hält; wenn er mit keinem ſeiner Miniſter, in der Regel mündlich conferirt, ſondern ſich alles von ihnen ſchriftlich vortragen läßt, worauf er auch wieder ſchriftlich durch einen der Cabinets-Räthe antwortet.

Die erſte Regierungsweiſe, nach welcher der Fürſt ſelbſt dem verſammelten Staatsrathe vorſitzt, iſt für einen jungen Fürſten, oder für einen von gewöhnlichen Talenten ohne Zweifel die nützlichſte: vorausgeſetzt, daß die Miniſter wohl gewählt ſind.

Er lernt durch die Vorträge und Debatten derſelben die Geſchäfte kennen: und das gehaltene Conſeil iſt für ihn eine wirkliche Vorleſung über die Regierungskunſt. Auf dieſem Wege wurde Ludwig der vierzehnte wirklich ein einſichtsvoller Fürſt. Er war Anfangs in der Wahl ſeiner Miniſter glücklich, und er lernte von ihnen. Als er in der Folge übel wählte, und im Alter, als ein ausgelernter Regent, ſeine Miniſter ſelbſt belehren wollte; da gieng es ſchlecht.

Ein Fürſt kann ferner, durch den Vorſitz im Staatsrathe, ſeine eignen Gedanken zur Deutlichkeit bringen und ſie vortragen lernen. Es werden auch vielleicht Gedanken, welche er nur halb entwickelt hatte, von einem der anweſenden Miniſter zur Reife gebracht.

Das Conſeil iſt beſonders geſchickt, den Fürſten nicht ſowohl in der Hervorbringung eigner Ideen, als in der Vergleichung und Beurtheilung mehrerer fremden zu üben. Dieß iſt aber auch die eigentliche Beſtimmung gewöhnlicher Regenten.

Dieſe Vortheile der Gegenwart des Fürſten im Staatsrathe können oft zu bloßem Scheine werden: es können ſogar Nachtheile an deren Stelle treten. Das erſte geſchieht, wenn der Fürſt doch ſchon zum voraus beſchloſſen hat, was geſchehen ſoll, und alle Debatten der Miniſter nur ein unnützer Wortwechſel ſind. Das zweyte geſchieht, wenn Uneinigkeit unter den Miniſtern iſt, und die Berathſchlagungen in Zänkereyen ausarten; wenn ein übermächtiger Miniſter die andern abſchreckt, ihre aufrichtige Meynung zu ſagen, oder der eine, talentvoller und beredter, als die andern, mehr durch ſeinen Vortrag, als durch ſeine Gründe, den Fürſten auf ſeine Seite zieht.

Am öfteſten aber werden ſolche gemeinſchaftliche Berathſchlagungen unnütz, weil es den ſich Berathſchlagenden an der dazu nöthigen Naturgabe oder Kunſt fehlt. Dieſes Talent iſt dem, welches zu einer guten Unterhaltung gehört, ähnlich und beſteht darin, daß man eben ſo gut zu hören als zu reden verſteht, daß man ſich kurz und deutlich ausdrückt und den Ausſchweifungen der Andern auf eine geſchickte Weiſe Einhalt thut; daß man von ſeiner Meinung zu rechter Zeit nachgiebt, und ein andermahl feſt darauf beſteht, kurz, daß man ſeine Ideen mit den Ideen Anderer zu verbinden weiß. Können dieſes die Miniſter nicht, ſo werden die Begriffe des Fürſten durch die Dehatten im Conſeil oft verdunkelt, anſtatt daß ſie hell würden geworden ſeyn, wenn er mit jedem einzeln geſprochen hätte.

Die zweyte Art, wie der Fürſt mit ſeinen Miniſtern in Geſchäften umgeht; wenn er mit jedem einzeln conferirt, giebt dem Genie und der eignen Denkkraft des Fürſten mehr Spielraum. Er kann, wenn er will, die ganze Conferenz darauf einſchränken, daß er ſich bloß die Thatſachen berichten läßt, und ohne wahre Berathſchlagung allein ſelbſt entſcheidet. Dieſe Methode iſt deßwegen talentvollen Fürſten, oder ſolchen, welche ſich eine Erhabenheit der Einſichten zutrauen, die angenehmſte.

Sie neigt ſich gegen den Despotismus und iſt demſelben günſtig. Ein Monarch wird durch ſein Conſeil immer etwas eingeſchränkt. Wo Gründe und Gegengründe angeführt werden, da kann ein bloß willkührlicher Ausſpruch nicht ohne Ungereimtheit Statt finden. Ueberdieß erſcheint auch hier jeder Miniſter in den Augen ſeiner Collegen, und der Fürſt in den Augen Aller verantwortlich.

Daher iſt in England, wo die Verfaſſung den Monarchen einſchränken will, ihm keine andere Regierungsart, als die durch ein geheimes Conſeil, erlaubt. In Frankreich aber führte Ludwig der funfzehnte, welcher weit willkührlicher regierte, als ſein Urgroßvater, die Gewohnheit ein, daß er mit jedem Miniſter insbeſondere conferirte.

Es iſt möglich, daß ein Fürſt, welcher die Kunſt mit Menſchen umzugehen verſteht, wenn er mit jedem ſeiner Miniſter einzeln conferirt, ihm alles beſſer abfrage, was er von ihm zu wiſſen verlangt, und daß er auch die Talente und Einſichten deſſelben beſſer benutze, als wenn er ihn bloß im verſammelten Rathe vortragen hört. Friedrich der zweyte verſtand zum Theil dieſe Kunſt: er ermunterte den Schüchternen, und er hielt den Vorlauten und von ſich Eingenommenen in Schranken. Hingegen ſchreckt die Erhabenheit des Monarchen auch oft den Miniſter in einem tête à tête mehr zurück, und läßt ihm weniger Freyheit, ſeine wahre Meinung zu ſagen und ſeine Gründe vollſtändig zu entwickeln, als wohl in einem verſammelten Rat[illegible] geſchehen ſeyn würde; ſo wie von der andern Seite, ein intriganter, oder kraftvoller Mann hier mehr Gelegenheit findet, einen ungebührlichen Einfluß auf den Monarchen zu bekommen, und ſelbſt die übrigen Departements ins geheim zu beherrſchen.

Daher iſt dieſe Abſonderung der Miniſter von einander in ihren Conferenzen mit dem Fürſten der Favoriten-Regierung günſtig. Denn da der Monarch alsdann einſeitig entſcheidet, ohne viele

Gründe anzuhören oder anzugeben: ſo können es eben ſo gut die ihm heimlich beygebrachten Ideen eines Günſtlings, als ſeine eignen ſeyn, welche er auf dieſe Weiſe wider den Willen der Miniſter durchſetzt. Bey einer ausführlichen und gemeinſchaftlichen Berathſchlagung, wird man eher gewahr, was in den Meinungen und Entſchlüſſen eines Monarchen Werk einer Cabale oder eines Privat-Intereſſe iſt, und was aus ſeinem eigenen Geiſte und Herzen kommt.

Die ſchlimmſte Folge dieſer Regierungsart iſt, daß dadurch die Harmonie zwiſchen den verſchiedenen Departementern geſtört, und die Einheit der Regierung aufgehoben wird. Jeder Miniſter nähmlich ſucht den Monarchen für ſeine Provinz, oder für ſein Fach einzunehmen, und dieſem mehr von der Freygebigkeit deſſelben zuzuwenden, als billig nach der Proportion der geſammten Bedürfniſſe des Staates geſchehen ſollte. Dieß thut der Miniſter, theils bloß um ſeine Herrſchaft zu erweitern, theils um hinwiederum durch größere, aus ſeinem Departement dem Monarchen gebrachte, Einkünfte ſich bey dieſem beliebt zu machen. Im gemeinſchaftlichen Rathe widerſteht ein Miniſter den Eingriffen des Andern; bey abgeſonderten Conferenzen kann er ſich ihnen oft erſt dann widerſetzen, wenn die Sache wirklich ſchon in der Ausführung oder der Monarch gewonnen iſt.

Es gehört alſo ein Fürſt dazu, welcher ſelbſt alle Zweige der Regierung und ihr Verhältniß gegen einander überſieht; und die Einheit der Regierung muß in dem Geiſte des Regenten ſelbſt liegen, wenn aus dieſen zerſtückelten Berathſchlagungen nicht Widerſprüche und Unordnung entſtehen ſollen.

Der Monarch arbeitet alsdann in der einen Conferenz demjenigen ſelbſt entgegen, was er in der andern beſchloſſen hat.

Niemand trieb dieſes Skandal weiter, als Ludwig der funfzehnte. Er wirkte nicht nur oft gefliſſentlich durch einen Favoritminiſter demjenigen entgegen, was er, dem Scheine nach, mit den Uebrigen beſchloſſen hatte: ſondern er hielt ſich auch noch, außer den Miniſtern und Geſandten, beſondere Privatagenten, welche mit ihm allein correſpondirten, und denen er oft auftrug, durch Intriguen das Entgegengeſetzte von dem zu bewirken, was den Geſandten aufgetragen worden war.

Die dritte Art des Verkehrs zwiſchen Fürſten und Miniſtern, *vermittelſt eines Cabinets*, hat mit der zweyten Regierungsart *das* gemein, daß auch hier der Fürſt nur mit einzelnen Miniſtern conferirt, — von jedem insbeſondere die Vorträge erhält, und ſo auch jedem ſeinen Beſcheid giebt. — Sie hat aber das Eigenthümliche: einmahl, daß dieſe Conferenz ſchriftlich geſchieht; zum andern, daß, zwiſchen dem Fürſten und dem Miniſter, noch eine Mittelsperſon iſt, nähmlich der Cabinetsrath, welcher aus dem Schreiben des Miniſters berichtet und die Antwort an ihn aufſetzt.

Hieraus entſtehen mehrere, theils gute, theils nachtheilige Folgen.

Durch ſchriftliche Behandlung werden die Geſchäfte am kürzeſten und genaueſten abgethan. Der Miniſter drängt in ſeinem Schreiben an den Fürſten in wenige Worte zuſammen, was er in der Conferenz vielleicht weitläuftiger ausgedrückt hätte. Und dieſer kann oft ſeine Entſcheidung durch zwey Worte dem Cabinetsrathe angeben.

Es fallen aber zugleich alle Vortheile hinweg, welche mit einer mündlichen Unterredung verbunden ſind. Weder Einwendungen noch Widerlegungen ſind auf der Stelle möglich: und ein Mißverſtändniß oder eine unvollkommene Belehrung kann nur mit der Zeit gehoben oder ergänzt werden. Daher wird die Regierung leicht noch deſpotiſcher, als bey abgeſonderten, aber mündlichen, Conferenzen. Der Widerſtand, welchen zuweilen der Miniſter dem Willen des Monarchen durch ſeine dagegen angeführten einleuchtenden Gründe thun kann, fällt hinweg, wo die ganze Conferenz ſich darauf einſchränkt, daß der Miniſter berichtet und und der Monarch entſcheidet.

Die ſchlimmſte Folge aber iſt, daß aus dem Cabinet leicht noch ein zweytes weniger angeſehenes, aber mächtigeres Miniſterium wird. Die Cabinetsräthe ſollen nähmlich im Grunde nur Secretarien ſeyn. Da ſie aber täglich den Fürſten ſehen und ſprechen; da ſie gewöhnlicher Weiſe die Vorträge aus den Berichten der Miniſter machen, und die Antworten an dieſelben aufſetzen: ſo bekommen ſie natürlicher Weiſe auf den Fürſten ſowohl, als auf die Geſchäfte, den größten Einfluß.

Dieſer Einfluß iſt entweder geheim, oder offenbar und anerkannt: das erſte, wenn der Cabinetsrath dem Fürſten ſeine Ideen unterſchiebt, indem dieſer glaubt ſeinen eignen Einſichten zu folgen; das andere, wenn der Fürſt ſich wirklich mit ihm berathſchlagt oder ſein Gutachten fordert.

Der Einfluß der erſten Art iſt immer gefährlich: weil auf dieſe Weiſe auch der abweſende Favorit den Fürſten beherrſchen kann; oder Beſtechung und Cabale der intereſſirten Parteyen Einfluß auf die Geſchäfte bekommen. Im andern Falle kann die Regierung gerecht und regelmäßig ſeyn. Aber die Triebfedern derſelben werden vervielfältiget. Das Cabinet iſt natürlicher Weiſe ein Gegenſtand der Eiferſucht des Miniſteriums. Beyde arbeiten einander oft entgegen. Das Cabinet hat das Ohr des Fürſten. Das Miniſterium hat das Anſehen bey Auswärtigen. Jenes kennt beſſer die Verhältniſſe des Innern und läßt ſich oft in die Intriguen des Hofes ein. Dieſes kennt beſſer die Angelegenheiten im Großen und hat durch ſein Anſehen mehr Mittel in den Händen, das wahre Staatsbeſte zu befördern.

In dieſer Lage der Sachen kann nur ein kraftvoller Fürſt, und ſelbſt ein despotiſch entſcheidender, Einigkeit und Uebereinſtimmung in den Gang der Geſchäfte bringen.

Noch unſchädlicher aber iſt das Cabinet, wenn es wirklich in ſeinen Schranken bleibt.

Es ſind überhaupt zwey Regeln, welche ziemlich allgemein, obgleich nicht ohne Ausnahme, in der Erfahrung wahr befunden werden.

Einmahl: jeder geheime Einfluß auf einen Fürſten iſt gefährlich. Jeder Umgang, welcher gar nicht auf Geſchäfte abzweckt, noch weniger den Fürſten zu einem gewiſſen Vorſatze zu beſtimmen ſcheint, und ihn doch wirklich dazu beſtimmt, hat mehr böſe als gute Folgen. Anſtatt eines Menſchen, der heimlich das allgemeine Beſte ſucht, giebt es hundert, die heimlich ihr Privatintereſſe durchzuſetzen ſuchen.

Zweytens. Wenn ein Fürſt nicht ſelbſt allein regiert, ſo iſt es beſſer, daß er die Rathſchläge ſolcher Perſonen befolge, welche nach ihrem Range und Anſehen dazu berechtiget zu ſeyn ſcheinen, ihm zu rathen, als ſolcher, denen ſubalterne Aemter einen ganz andern Beruf anweiſen. Es iſt beſſer, daß er ſeinen Miniſtern, als daß er ſeinen Geheimſchreibern folgt.

Jene ſind den Augen der Welt mehr ausgeſetzt, und werden durch das Urtheil der Welt im Zaume gehalten. Dieſe arbeiten im Verborgnen, und haben weniger die Schande zu fürchten.

Ueberdieß da Ehrgeitz und Eigennutz die gemeinſten Triebfedern der Menſchen ſind, ſo wirkt gemeiniglich bey Perſonen, welche Macht in Händen haben, und doch keiner großen Ehre, noch eines ausgezeichneten Anſehens im Staate genießen, die Habſucht weit ſtärker. Man kann alſo weit eher den erſten Staatsbeamten zutrauen, daß ſie unbeſtochen und uneigennützig ihr Amt verwalten, weil ſie durch das hohe Anſehen deſſelben ſchon hinlänglich belohnt werden. Diejenigen aber, welche hinter den Culiſſen des großen Welttheaters ſtehen, und von da aus Fürſten und Land regieren, ſuchen ſich oft für ihre Dunkelheit durch ihre Bereicherung ſchadlos zu halten.

b) Umgang des Fürſten mit ſeinen Unterbeamten und andern Unterthanen.

In Zeiten des Friedens, und wenn der Fürſt an ſeinem Hofe lebt, hat er ſelten Gelegenheit, in einen ſolchen Umgang zu kommen.

Es iſt aber doch ein großer Verluſt für ihn, und ein Hinderniß in der Verwaltung des Regentenamtes, wenn er, außer den Großen, keine andere Volksclaſſe kennet.

Nirgends kann er vielleicht dieſe Kenntniß beſſer erlangen, als bey der Armee, im Lager und auf Feldzügen: beſonders, wenn er ſelbſt ſein Heer anführt.

In dieſer Rückſicht iſt zuweilen der Krieg einem Lande nützlich geweſen, daß er deſſen Regenten der Nation näher gebracht hat.

Auch die bloße Beſchäftigung mit dem Militär, in Friedenszeiten, reißt doch den Fürſten aus dem Umgange der Hofleute und bringt ihn unter das Volk.

Daher ſind auch, nach der Geſchichte, die militäriſchen, und beſonders die an Kriegen perſönlich theilnehmenden Fürſten im Durchſchnitte die weiſern und beſſern geweſen: beſonders, wenn ſie ſich zeitig genug zurückzogen, um ihre Erfahrungen in der Regierung ihres Landes zu nutzen.

Dieſer Umgang des Fürſten mit dem Subaltern-Offizier und mit dem gemeinen Unterthan, iſt bey der Armee und im Kriege freylich faſt bloß despotiſch. Er ertheilt ihnen ſeine Befehle, oder er fordert ihnen Bericht ab. Hieraus ſcheint keine große Bekanntſchaft zwiſchen beyden Parteyen zu entſtehen.

Doch bey der Menge abwechſelnder und wiederkommender Fälle kann es dem Fürſten nicht an Gelegenheit fehlen, auch über die perſönlichen Unterſchiede der Stände und einzelnen Menſchen Beobachtungen zu machen.

Auch giebt der dreiſtere militäriſche Ton dem Unterbefehlshaber und ſelbſt dem gemeinen Soldaten eine Gelegenheit, ſich ſeinem Oberherren in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

Das Volk in Maſſe aber, oder nach ganzen Claſſen, obwohl nur einſeitig, dem Fürſten bekannt zu machen: dazu iſt das Lager und der Krieg vielleicht allein geſchickt, weil er hier nur große Verſammlungen gemeiner Leute bey einander ſehen kann.

Außer dem Kriegsweſen iſt es nur die vorſätzliche Aufſuchung der Bekanntſchaft mit den Unterbeamten, und die öftere Bereiſung der Provinzen, welche einen Monarchen in einigen Geſchäfts-Umgang mit den Niedern bringen kann.

Dieſes Herumreiſen aber, ſo wie der ganze, dadurch erleichterte Verkehr zwiſchen dem Landesherrn und den Unterbeamten und dem Volke, hat, wie alles, ſeine zwey Seiten.

Von der einen Seite, giebt es dem Monarchen nur eine ſehr oberflächliche Kenntniß der Länder und Menſchen.

Er hält ſich nirgends lange genug auf, um genaue Kundſchaft einzuziehen. Er ſiehet dieſe Perſonen aus den mittlern und niedern Ständen und Poſten nur wenige Minuten, höchſtens Stunden.

Entweder ſind ſie ſchon auf ſeine Ankunft vorbereitet, und antworten ihm, was man ihnen vorgeſchrieben hat. Oder ſie ſind es nicht, — ſind aber dafür unwiſſend und berichten ihn ſchlecht.

Ueberdieß arten dieſe Erkundigungen des Fürſten bey den Geringern über den Zuſtand des Landes, und die Berichte, welche dieſe freywillig ertheilen, leicht in eine Art von Spionerie und Angeberey aus, welche dem Landesherren nicht anſtändig und ſelten zur richtigen Beurtheilung des Verfahrens ſeiner Miniſter nützlich iſt.

Der ſchlaue Unterbeamte ergreift oft dieſe Gelegenheit, ſeinem Vorgeſetzten, von dem er beleidiget iſt, zu ſchaden: und der Einfältige ſchadet ihm oft ohne es zu wiſſen.

Von der andern Seite aber muß man in keiner Sache mehr begehren, als bey ihr möglich iſt. Ein Monarch großer Länder kann nicht mit eignen Augen alles gründlich ſehen: aber deßwegen iſt es doch nicht unnütz, daß er allenthalben ſeine Augen hinrichte.

Auch eine mangelhafte Kenntniß ſeiner Länder und ſeiner Nation, wenn ſie vom Fürſten durch ſeine eigne Beobachtung erlangt wird, iſt ihm doch nützlicher, als diejenige, welche er aus bloſſen Rapports erhält.

Sind die Provinzen abſtechend verſchieden, ſo erleichtert der Contraſt die Beobachtung.

Wiederhohlte Reiſen ergänzen auch nach und nach Anfangs ſehr unvollſtändige Kenntniſſe.

Selbſt der bloße Schein des Selbſtunterſuchens, die von dem Monarchen herrſchend werdende Meinung, daß er von den Unterbeamten und dem gemeinen Manne Unterricht zu ſchöpfen wiſſe, iſt von einen guten Einfluſſe auf die Miniſter.

Die ſchädlichſte Art des Verkehrs zwiſchen dem Fürſten und den gemeinern Ständen iſt vielleicht die durch eingereichte Bittſchriften und darauf gegebene Beſcheide.

Die wenigſten von denen, welche ſich unmittelbar an den Landesherrn, mit Uebergehung ihrer Inſtanz, wenden, haben eine gerechte Sache.

Doch giebt es auch Ausnahmen: und es gehört ein Maß nicht gemeiner Klugheit bey einem Fürſten dazu, die Fälle, wo er gerade zu die Bittenden abweiſen muß, und die, wo er neue Unterſuchungen zu veranſtalten hat, zu unterſcheiden.

Die von Friedrich Wilhelm dem dritten darüber gegebene Cabinetsorder enthält alle Grundſätze eines weiſen Regentenverfahrens in dieſem Stücke.

2. Umgang der Miniſter, veranlaßt durch ihre Geſchäfte.

Die Miniſter ſind in ſofern dem Souverain ähnlich, als jeder die Direction eines großen Departements unabhängig hat: und ſie ſind andern Räthen in den Regierungscollegien ähnlich, in ſofern ſie collegialiſch mit ihren Nebenminiſtern arbeiten, oder ſelbſt nur Präſidenten der erſten Collegien ſind. Der Umgang derſelben hat alſo nicht ſo viel Eigenthümliches, um nicht, dem Weſentlichen nach, unter die vorhergehenden und die folgende Rubrik gebracht zu werden. Einige zerſtreute Anmerkungen werden hinlänglich ſeyn, das Fehlende zu ergänzen.

a) Der wichtigſte Umgang des Miniſters iſt mit ſeinem Fürſten ſelbſt. Es iſt derſelbe nicht leicht, wenn er ganz zweckmäßig ſeyn ſoll.

Es gehört dazu nicht nur die Kunſt des mündlichen und ſchriftlichen Vortrags, der Kürze und Praciſion, ſondern es gehört auch eine gewiſſe Geſchmeidigkeit dazu, ſelbſt da, wo man Recht hat, dem Höhern nachzugeben, um das Wichtigere bey ihm durchzuſetzen.

Geradheit und Offenherzigkeit, mit Feinheit und Beredtſamkeit verbunden, macht hier die Vollkommenheit aus.

Eine weitläuftige Belehrung ſchreckt gemeiniglich den Monarchen ab; und eine ungefällige macht ihn abgeneigt.

Viele Regenten gingen mit großer Arbeitsliebe an die Regierung. Aber ungeſchickte Miniſter, welche ihnen die Arbeit durch ihre Vorträge erſchwerten, benahmen ihnen endlich allen Geſchmack am Selbſtregieren.

Aber umgekehrt muß ein Miniſter auch nicht ohne den Vorſatz zum Fürſten gehen, ſich von dieſem belehren und in ſeinen Meinungen umſtimmen zu laſſen.

Der Fürſt, wenn er auch weniger Einſichten und Talente hat, als der Miniſter, ſteht doch auf der oberſten Spitze des Staats, ſieht doch in der That weiter, als dieſer, und alles mehr im Zuſammenhange.

Noch weit mehr iſt dieß der Fall, wenn der Fürſt eigne Geiſteskräfte beſitzt. Dann iſt ſicher jede Conferenz mit dem Souverain eine politiſche Lection auch für den erſten Staatsbeamten.

Nur der Stolz kann dieß verkennen und der Eigenſinn kann ſich weigern, dieſen Unterricht anzunehmen.

b) Dann folgt zunächſt der Umgang des Miniſters mit ſeinen Collegen.

Er findet auch wieder in dem verſammelten Rathe oder in einzelnen Conferenzen Statt. Hier finden ſich alſo die nähmlichen Unterſchiede wieder, welche ich oben ſchon zwiſchen dieſen beyden Arten der Berathſchlagungen gefunden habe.

Nur da zwiſchen den Miniſtern eine mehr vertrauliche Verbindung Statt finden kann, als zwiſchen ihnen und dem Fürſten wohl möglich iſt; ſo können auch hier Privatconferenzen nützlicher werden, wenn ſie mit ehrlichem guten Herzen geſchehen, und beyde Theile wahre Einſichten dazu bringen.

Noch mehr ſind ſolche Vorarbeiten einzelner oder weniger Miniſter mit einander nöthig, um dann im verſammelten Rathe gründlicher über die Angelegenheiten ſprechen zu können, wenn dieſer

Rath ſehr zahlreich iſt; am meiſten ſind ſie es, wenn die Miniſter, wie in Freyſtaaten, mit einer Volksverſammlung zu thun haben.

Hierbey iſt nun der Unterſchied zwiſchen einer Cabale und zwiſchen einer freundſchaftlichen und den Geſchäften nützlichen Verabredung, dem Scheine nach, nur ſehr geringe; und eins artet oft in das andre aus. Alles kommt auf den Charakter und den Geiſt der Perſonen an.

Ich habe ſchon oben geſagt, was zu einer gemeinſchaftlichen Berathſchlagung gehört. Je gleicher die Perſonen am Range, und je ungleicher ſie an Fähigkeiten ſind: deſto ſchwerer iſt ſie. Es iſt daher ſelten, daß unter den Miniſtern eines großen Reichs eine wahre collegialiſche Verhandlung der Geſchäfte Statt findet.

c) Umgang der Miniſter mit den Regierungs-Collegien, welchen ſie vorſtehen.

Wenn der Miniſter den Sitzungen des Collegiums nicht beywohnt, ſondern nur an ihn, in Fällen, die von ſeiner Entſcheidung abhangen, berichtet wird: ſo iſt zwiſchen ihm und dem Collegium ungefähr daſſelbe Verhältniß, welches ſich zwiſchen dem Cabinet des Fürſten und den Miniſtern findet. Der Zuſammenhang zwiſchen dem Miniſter und ſeinen Räthen iſt dann am beſten, wenn erſtlich die Departements und die Gerichtsbarkeit des Miniſters und Collegiums wohl abgetheilt ſind; wenn der Miniſter nicht despotiſch wider die Meynung des Collegiums verfügt, und doch hinlänglichen Einfluß auf daſſelbe, und Anſehen genug beſitzt, um es in Ordnung zu halten; wenn er endlich die einzelnen Räthe nach ihren Fähigkeiten kennen lernt und jeden zu dem braucht, wozu er geſchickt iſt.

Das vornehmſte Talent, welches ein ſolcher Miniſter vorzüglich bedarf und übt, iſt: daß er in den Vorträgen der Räthe ſchnell den Hauptpunct einſehe, auf welchen die Entſcheidung ankommt, — auch den Sinn des Vortragenden, bey einem nur unvollkommnen Ausdrucke, zu errathen wiſſe; und daß er dann in ſeinen darauf gegebnen Beſcheiden kurz, deutlich und beſtimmt ſey. Je heller ſein eigner Kopf iſt, deſto leichter wird er die Dunkelheit in den Köpfen ſeiner Räthe zerſtreuen; und deſto angenehmer wird er es den fähigen und lichtvollen Köpfen machen, unter ihm zu arbeiten. Und dieß beydes iſt ſein eigentlicher Beruf.

Nächſt dieſem hat er vorzüglich die Gabe nöthig, mitten unter der Zerſtreuung attent zu ſeyn. Nicht allein die Geſchäfte, ſondern auch die Nebenſachen durchkreutzen ſich bey einem Miniſter unaufhörlich. Die Vorträge werden bald durch Beſuche, bald durch dringendere Angelegenheiten unterbrochen. Alle dieſe Nebenideen muß er ſchnell in ſeinem Kopfe vorübergehen laſſen, und doch im Zuſammenhange jener Arbeit mit ſeinen Räthen bleiben. Nach einem langen Zwiſchenraume wird ein altes Geſchäft ihm wieder vorgebracht, und er muß ſich wieder zurückerinnern — lauter Uebungen der Geduld, der Stetigkeit, der Urtheilskraft.

d) Umgang der Miniſter in ihren Büreaux, mit ihren Subalternen und Secretären.

Er iſt dann in ſeiner Art vollkommen, wenn der Miniſter, ohne Stolz oder Härte zu beweiſen, die unter ihm Arbeitenden doch zu ihrer Pflicht anzuhalten, und in gehörige Thätigkeit zu ſetzen weiß; wenn er die Fähigern unter ihnen nicht bloß als Maſchinen braucht, denen er ſeine Gedanken dictirt, ſondern einem jeden darunter ſo viel Antheil an den Geſchäften erlaubt, als ihren Talenten und Kenntniſſen angemeſſen iſt; wenn er endlich diejenigen, die zu etwas beſſern gemacht ſind, ſelbſt dazu vorbereitet, anſtatt ſie bloß ſeiner Bequemlichkeit wegen zurückzuhalten.

So wie ganz gewöhnliche Secretäre nie gute Räthe werden, (wie dann auch in Rom aus der Zunft der ſcribae niemahls einer zu höhern Aemtern befördert wurde,) ſo werden vortreffliche Secretäre gewiß ſehr gute Räthe.

e) Umgang der Miniſter mit Clienten.

Kein Umgang kann einem Miniſter, welcher einen mit viel Gewalt bekleideten Poſten hat, ſchädlicher werden, als dieſer. Die Perſonen, welche ſeine Gunſt ſuchen, kriechen gemeiniglich vor ihm, und es wird ihm von ihnen grob geſchmeichelt. Dadurch gewöhnt er ſich an dieſe Unterwürfigkeit; er lernt wohl gar die Menſchen verachten. Er von ſeiner Seite ſucht nur ihrer los zu werden. Er ſpeiſt ſie mit leeren Worten ab, er täuſcht ſie mit Verſprechungen, die er nicht zu halten gedenkt. Die Nothwendigkeit bringt ihn hier zur Falſchheit. Er übt aber dieſelbe dann auch da, wo die Nothwendigkeit nicht vorhanden iſt. Nichts iſt ein größeres Hinderniß der Redlichkeit und Menſchenliebe, als wenn man von unverſchämten und verdienſtloſen Bettlern umgeben iſt: beſonders wenn unter denſelben Leute ſind, die, ihres Standes oder andrer Verhältniſſe wegen, eine äußere Achtung verdienen.

3. Geſchäfts-Umgang derjenigen Perſonen, welche Mitglieder von Landes-Collegien ſind.

Dieſer Umgang iſt zwiefach: entweder mit ihren Collegen und im Collegium; oder mit den Parteyen, worunter hier überhaupt diejenigen

Perſonen verſtanden werden, auf welche ſich die verhandelten Geſchäfte beziehn, und die bey denſelben intereſſirt ſind.

Die Regierungs-Collegien ſelbſt theile ich in zwey Hauptarten, — ob es gleich noch viele untergeordnete Zweige giebt: in Verwaltungs-Collegia und in gerichtliche.

In beyden iſt die Art des Geſchäfts-Umgangs der Mitglieder theils einerley, theils verſchieden. Ich werde dieſer Unterſchiede, da ſie nicht zahlreich genug ſind, gelegentlich erwähnen.

a) Umgang der Rathsglieder unter ſich, und im verſammelten Rathe.

Jede Arbeit, die ein Menſch in Geſellſchaft und vor den Augen andrer Menſchen verrichtet, (wofern er anders derſelben gewachſen iſt,) jede, wobey er Zeugen ſeines Wohlverhaltens und ſeiner Geſchicklichkeit hat, wo er auf der Stelle durch den Beyfall competenter Richter belohnt, oder durch ihr Urtheil zurecht gewieſen wird, jede ſolche Arbeit iſt angenehmer und ermunternder.

Es iſt beynahe keine Arbeit, die ſo viel geduldiges Ausdauern und ein ſo lebhaftes Intereſſe an der Sache ſelbſt fordert, als die Schriftſtellerey. Keine iſt ſo einſam, bey keiner muß der Menſch ſo lange ſich mit ſeinem eignen Urtheile begnügen, mit dem Bewußtſeyn ſeines Fleißes und der Wahrnehmung ſeiner vergrößerten Einſichten beruhigen.

Der Prediger, der Lehrer in Kirchen und Schulen, jeder öffentliche Beamte ſieht die Ernte ſeines Anbaues weit zeitiger reifen.

Unter denen aber, welche unmittelbar für ein ſichtbares Publikum oder für Individua arbeiten, haben diejenigen noch einen größern Genuß, welche zugleich mit Collegen und Obern, mit Männern ihres Fachs, gemeinſchaftlich arbeiten.

Vielleicht täuſcht mich die Einbildung in Vergrößerung derjenigen Vortheile, deren ich entbehrt habe: aber mich dünkt, es ſey nicht leicht eine angenehmere Lage, als die eines Mitglieds eines wohl beſetzten und wohl eingerichteten Juſtiz- oder Adminiſtrations-Collegiums. Wenn ſein Beruf ihn des Morgens weckt, ſo iſt es, um ihn in eine Verſammlung würdiger, verſtändiger, mit ihm auf gleiche Weiſe gebildeter und in denſelben Geſchaften geübter Männer zu führen. Mit dieſen geräth er, wenn er irgend eine Ader geſelliger Tugenden hat, durch das tägliche Zuſammenkommen, durch die von ihren Geſchäften unzertrennliche gegenſeitige Mittheilung ihrer Gedanken, durch den Antheil, den er an ihren Arbeiten nimmt, und ſie an den ſeinigen nehmen, in eine genaue Bekanntſchaft, aus der mit einigen ihm mehr ähnlichen Individuen nothwendig Freundſchaft, und mit allen ein leichter Umgang entſteht. (Denn niemand imponirt, den man täglich handeln ſieht oder ſprechen hört, wenn man nicht ſehr tief an Rang oder perſönlichen Eigenſchaften unter ihm ſteht.) In dieſer ihm ſo wohl bekannten, und doch von ihm geachteten Geſellſchaft erſcheint er, um entweder ſelbſt Vorträge zu thun, und die, zu gemeinſchaftlicher Berathſchlagung, oder endlicher Entſcheidung von ihm vorbereiteten, Gegenſtände der Geſellſchaft vorzulegen, oder um die Vorträge der andern anzuhören, zu beurtheilen und durch ſeine Stimme zu bekräftigen, oder durch ſeine Gründe zu widerlegen. Welche angenehme Belohnung ſeines Fleißes und ſeiner Arbeiten erhält nicht der vorzügliche Geſchäftsmann, wenn er hier gewahr wird, daß die Auseinanderſetzung, welche er einer verwickelten Sache gegeben hat, allen einleuchtend und deutlich wird, daß die Gründe, welche ihn für ſeine Meinung beſtimmt haben, alle überzeugen. Die Pflichten eines wichtigen Amtes werden gewiß dadurch ſehr erleichtert und angenehmer gemacht, wenn ihre Erfüllung unter den Augen und mit der Beyſtimmung ſo kompetenter Richter geſchieht. Von der andern Seite iſt es für den beſcheidnen und nach Vollkommenheit begierigen Mann gewiß eine Freude, ſeine Ideen zuweilen durch die Bemerkungen ſeiner Collegen aufgehellt, und ſeine Irrthümer berichtigt zu ſehn. Was ſeine Eigenliebe ihm nicht erlaubt hätte, einem einzelnen noch ſo wohl gerüſteten Gegner nachzugeben, darin wird er ſich doch ſcheuen, gegen die Meinung eines einſtimmigen Collegiums zu beharren.

Doch, um dieſe Vortheile zu erhalten, muß Geſetz und Gewohnheit, und eine gute Wahl der Glieder, die Ordnung in den collegialiſchen Geſchäften feſthalten, und die Führung derſelben beleben. Je gleicher an Fähigkeit und Wiſſenſchaft und Eifer für ihr Geſchäft ſie ſind: deſto genauer vereinigen ſie ſich, deſto mehr bilden ſie ſich wechſelsweiſe. Es muß Geſetz und Sitte ſeyn, daß auf die Vorträge des jedesmahl redenden von allen gehörige Aufmerkſamkeit gewandt wird. Jeder muß in der Sorgfalt ſeiner Ausarbeitungen die Achtung beweiſen, welche er für das Auditorium hat, dem er dieſelben verlegen ſoll. — Mit mehr Ordnung, Ruhe und Sicherheit genießt ein vortragendes Glied eines Collegiums, was die Rednerbühne in einer Volksverſammlung ſo anziehendes hat, das Vergnügen auf andre gegenwärtige zu wirken, indem man zugleich für das größere Publicum arbeitet.

Es iſt ſicher, daß durch dieſe collegialiſche Betreibung der Geſchäfte, wenn ſie rechter Art iſt, Fähigkeiten und Tugenden geübt werden, die in dem gewöhnlichen freundſchaftlichen Umgange keine ſo ausgezeichnete Anwendung finden. Nacheiferung, ohne Neid, Beweiſe gegenſeitiger Achtung ohne Schmeicheley, Freymüthigkeit in Behauptung ſeiner Meynung und in Widerlegung der bey andern entdeckten Irrthümer, ohne Hartnäckigkeit und Rechthaberey, — das ſind die Charakterzüge eines recht würdigen Raths in einem Landescollegium, und es ſind Eigenſchaften, die ſich ſchwerlich anderswo ſo gut üben und ſo leicht erlangen laſſen. — Ein Menſch, der immer in Geſellſchaft lebt, kann zerſtreut bleiben. Geſellſchaftlich wichtige Geſchäfte zu treiben, dazu muß man nothwendig aufmerkſam zu ſeyn lernen: man muß eine Geiſtesgegenwart haben, welche die Sache ſchnell faſſe und auf der Stelle eine Entſcheidung bereit habe. Da man gleich gewahr wird, wenn man mißverſtanden oder gar nicht verſtanden wird, ſo ſtrengt man ſich mehr an, deutlich zu ſeyn. Alles was die einſame Cabinetsarbeit und was der Umgang bildendes für den Verſtand, und einladendes zur Aufbiethung aller ſeiner Kräfte hat; das ſcheint die collegialiſche Betreibung der Geſchäfte zu vereinigen.

Zwiſchen den Adminiſtrations- oder ſogenannten Cammercollegien und zwiſchen den Juſtizcollegien habe ich folgende Unterſchiede beobachtet, die ich deſſen ungeachtet nicht für allgemein ausgebe, und von denen ich ſelbſt einſehe, wie ſehr der Geiſt und Charakter des Präſidenten ſowohl als der Mitglieder beyder Arten von Landesſtellen, ſie abändern können.

Bey der Verwaltung der Finanzen, welche zur Adminiſtration gehören, kommen ſo viel Kleinigkeiten zu entſcheiden vor, ſo viele Sachen, bey welchen bloß Routine, Kenntniß der einmahl eingeführten Principien und Kenntniß des Locals hinlänglich iſt, um dieſe Entſcheidung zu geben, daß viele der zu machenden Vorträge entweder ſo unerheblich ſind, oder ſo wenig Debatten brauchen, daß eben dadurch die Aufmerkſamkeit der anweſenden Räthe abgelenkt, und der Eifer der Vortragenden geſchwächt wird. Die Juſtizſachen mögen im Ganzen noch trockner ſeyn: aber die Auseinanderſetzung eines verwickelten Factums und die Abwägung von Gründen und Gegengründen hat für denkende Männer immer etwas Anziehendes. Daher werden die Gerichtshöfe gewöhnlicher Weiſe nicht nur regelmäßiger beſucht, ſondern es herrſcht auch darin mehr Aufmerkſamkeit und wechſelſeitige Theilnehmung an dem, von jedem einzelnen Rath oder Referenten vorgetragnen, Geſchäfte. Mit einem Worte: die eigentliche collegialiſche Behandlung iſt bey Juſtizangelegenheiten, welche ſich auf allgemeine Principien des Rechts und Unrechts beziehen, weit eher möglich, und alſo auch weit gewöhnlicher, als bey Finanz- und Adminiſtrationsſachen, wo faſt alles auf individuelle Kenntniſſe von Oertern, Perſonen, Produkten ꝛc. ankommt, welche nie dem ganzen Collegium gemeinſchaftlich ſeyn können, und wo alſo auch alles nach den Berichten und Vorſchlägen des einzelnen Rathes, welchem die Sache aufgetragen iſt, unter Approbation des Chefs oder Miniſters entſchieden werden muß.

Von der andern Seite kommen in den Verwaltungs-Collegien, von Zeit zu Zeit, Angelegenheiten, Vorträge und Berathſchlagungen vor, welche die bey den Juſtiz-Collegien an Intereſſe weit übertreffen. Wenn nähmlich neue Einrichtungen zu machen, Manufacturen zu errichten, beſſere Polizey-Geſetze zu entwerfen ſind, ſo gehört dieß alles zur Adminiſtration, da der Richter hingegen nichts thut, als daß er die ſchon beſtehenden Geſetze auf die Facta anwendet.

Der Finanzrath hat alſo zwar ſeltener Gelegenheit, ſeine Talente und Kenntniſſe, als Sprecher oder Zuhörer, im Collegium zu üben: aber dann ſind es auch größere Talente, und ausgebreitetere Kenntniſſe, welche er übt und erwirbt. Eben darum finden die ausgezeichneten Köpfe und junge Männer von vorzüglichen Gaben, bey den Verwaltungs-Collegien, mehr ihre Rechnung und arbeiten hier lieber, als in Gerichtshöfen. Hingegen ſind in den letzteren Leute von geſundem Verſtande, aber ohne eigne Kraft des Selbſtdenkens, mehr an ihrem rechten Orte, und erhalten hier die ihnen angemeſſene Ausbildung.

b) Umgang der Richter mit den Parteyen.

In allen alten Prozeß-Ordnungen, bis auf die neueſte, in den Preußiſchen Staaten eingeführte, war, in dem Gerichtshofe und in der Verhandlung des Rechts-Handels ſelbſt, zwiſchen dem Richter und den Parteyen gar kein Verkehr: nur die Advokaten hatten mit den Parteyen zu thun; dem Richter wurden dann die aus den Debatten der Advokaten erwachſenden Acten des Streits vorgelegt, und er war nur dazu beſtimmt, nach Maßgabe der Beweiſe über Recht und Unrecht zu entſcheiden.

Nach der neuen Einrichtung iſt den Richtern ſelbſt, d. h. den Räthen der Gerichts-Collegien aufgetragen, an der Inſtruction des Prozeſſes Theil zu nehmen, die Parteyen ſelbſt zu verhören, die Beweiſe ihnen abzufragen u. ſ. w.

Dieß eben hat Anfangs die ſtärkſte Einwendung gegen die neue Prozeßordnung, und die größte Schwierigkeit bey ihr ausgemacht, daß dieſe ungewohnte Verrichtung den Richtern zu ſchwer fiel, und überhaupt bey denſelben Talente und Tugenden vorausſetzt, die man nicht bey allen annehmen kann.

In der That gehört eine eigne Geſchicklichkeit, eine gute Beurtheilungskraft, eine Gabe ſich im

Ausdrucke herabzulaſſen, und andere mit halben Worten zu verſtehen, endlich viel Geduld und guter Wille bey dem Richter, (oder beſſer, bey dem Rathe des Collegiums,) dazu, wenn er den Parteyen, oft gemeinen, unwiſſenden und hartnäckigen Leuten, ihre Kenntniſſe von den, dem Prozeſſe zum Grunde liegenden, Factis ablocken, die Nebenſachen immer richtig von der Hauptſache abſondern, den kürzeſten Weg der Unterſuchung wählen, doch keinen weſentlichen Umſtand auslaſſen, und ſich weder durch die beſtändigen Abſchweifungen der Parteyen irre führen, noch durch ihre Unarten unwillig machen laſſen ſoll.

Doch die Geſchicklichkeit kommt mit der Uebung, und ſelbſt mit der Verpflichtung zu dieſer Uebung. Jeder legt ſich auf das, wovon er weiß, daß es zu ſeinem künftigen Berufe nothwendig iſt. — Und ſo wird dasjenige, was Anfangs der Vorwurf und der Tadel gegen die neue Preußiſche Prozeßordnung war, mit der Zeit das Verdienſt derſelben ausmachen, indem ſie den Richter nöthigen wird, ſich ein neues Talent zu erwerben, und in einem weitern Wirkungs-Kreiſe nützlich zu ſeyn.

Aber der außergerichtliche Geſchäfts-Umgang des Richters mit den Parteyen iſt, lange vor der Preußiſchen Prozeßordnung, in mehrern Ländern üblich geweſen: und vielleicht hat nichts zum Verderbniſſe der Rechtspflege in dieſen Ländern mehr beygetragen, als jener Umgang. Ich meine damit die Beſuche, welche, während des Laufs des Prozeſſes, die Parteyen bey dem Richter machten: es ſey, um ihm ihre Beweiſe vorzutragen, es ſey, um ihn um die Beſchleunigung des Prozeſſes zu bitten; es ſey endlich, um ihn gerade zu für ſich zu gewinnen, und durch erregte Hoffnungen und Beſorgniſſe, oder durch baare Bezahlung ſeinen Richterſpruch zu leiten.

In Frankreich war es, wie wir aus vielen Stellen der Luſtſpiele des Moliere, und faſt aus allen Schriften, welche die Sitten der Zeit im vergangnen und gegenwärtigen Jahrhunderte ſchildern, wiſſen, nicht nur allgemein üblich, ſondern gewiſſer Maßen geſetz- und pflichtmäßig, daß die Parteyen dem Richter ihre Aufwartung machten. Es gehörte eben ſo nothwendig zur glücklichen Führung eines Prozeſſes, dieſe Pflicht der Höflichkeit oder Ehrerbiethung nicht zu unterlaſſen, als einen angeſetzten Gerichts-Termin nicht zu verſäumen: und eine Audienz bey den Räthen oder bey dem Präſidenten des Parlements wurde mit eben der Sorgfalt geſucht, mit welcher man die Deduction ſeiner Rechte vor dem verſammelten Parlemente ſelbſt vortrug.

Auch in Polen war es, unter der alten Verfaſſung, allgemeiner Gebrauch, daß der, welcher einen Prozeß hatte, ſeinen Richter fleißig beſuchte, um ihn durch alle andre Arten der Bewegungsgründe, welche nicht in Beweiſen des Rechts beſtehn, zu einer günſtigen Sentenz zu ſtimmen. Noch itzt werden die Preußiſchen Richter häufig durch die Beſuche der Parteyen in ihren Geſchäften geſtört. Es verſteht ſich, daß hier bloß von adlichen Parteyen die Rede ſey: denn Bürger und Bauer kamen, im alten Polen in gar keine Betrachtung; ſie ſtanden entweder unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit eines Adlichen, oder hatten doch zu dem höhern Richter gar keinen Zutritt.

Von welchem ſchädlichen Einfluſſe nun, dieſe von den Richtern den Parteyen gegebnen Audienzen auf die Rechtspflege ſind, und wie ſehr dadurch Parteylichkeit und Beſtechung befördert werden, iſt aus Gründen, und aus der Erfahrung jener beyden Länder; augenſcheinlich. Dieſe Gewohnheit iſt gerade dazu gemacht, um dem Vornehmen vor dem Geringen, dem Reichen vor dem Armen, auch in der Vertheidigung ihres Rechts den Vorzug zu geben.

Zuerſt wurde es z. B. in Frankreich einem Manne von mittlerem Stande und geringem Einfluſſe ſchwer, Zutritt zu einem vornehmen Richter, einem Mitgliede oder Präſidenten der Parlementer, zu bekommen: da hingegen der Große ihn alle Tage ſah, oder doch, ſo oft er wollte, ſprechen konnte.

Schon die bloße Aufmerkſamkeit und Achtung, welche der Große durch zahlreiche Aufwartungen bewies, ſchmeichelte dem Richter: da ihm hingegen die Beſuche gemeiner Parteyen nur läſtig wurden. Hier erwies er eine Gnade, dort empfing er eine.

Bey dieſen Beſuchen hatte der Vornehme Gelegenheit, bald durch eine ſchöne Frau oder Tochter, bald durch Witz und Artigkeit, bald durch die Vorſtellung ſeiner eignen Wichtigkeit, ſeiner Verbindungen und ſeines Credits bey Hofe, oder bey den Miniſtern, den Richter zu beſtechen: da hingegen ſeine weniger angeſehne, vielleicht weniger am Geiſte gebildete und weniger beredte Gegenpartey ohne allen Einfluß auf den Richter blieb, oder einen nachtheiligen Eindruck machte. Auch weiß man aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Parlementer mehrere Beyſpiele wichtiger Prozeſſe, wo der Stand und die Verbindungen der Parteyen augenſcheinlich Einfluß auf die Entſcheidung der unter ihnen geführten Sache gehabt haben.

Wie weit dieſes Corruptionsſyſtem ehedem auf den Land- und Reichs-Gerichten, in Polen gieng, und wie alles dort durch Cabalen und perſönliche Rückſichten entſchieden wurde, iſt bekannt genug.

Wenn das alte allegoriſche Bild der Gerechtigkeit mit verbundnen Augen die Pflicht des Richters, auf kein Anſehen der Perſonen zu achten, ziemlich richtig ausdrückt: ſo ſind dieſe letztern Gewohnheiten recht dazu gemacht, ihr die Binde von den Augen zu nehmen, und auf die Schaalen ihrer Wage noch andere Gewichte, als die der Gründe und Beweiſe, zu legen.

Der Richter und Rechtsgelehrte lernt in ſeinen Geſchäften die Menſchen von einer eignen und ſelten von der beſten Seite kennen, und er hat alſo nöthig, an ſich ſelbſt zu arbeiten, um nicht nach und nach einen Charakter von Härte und Gleichgültigkeit gegen die Menſchen anzunehmen, der demjenigen ähnlich iſt, welchen die Aerzte und Wundärzte durch den beſtändigen Anblick von Elend und Krankheit erhalten. Bald findet er in den Parteyen einen Grad von Stupidität, der empört; eine Unfähigkeit die Sache zu faſſen, eine Schiefe der Denkungsart, die immer falſch verſteht, oder recht gefliſſentlich den Geſichtspunkt verkehrt; bald findet er einen ſolchen Geiſt der Schikane, eine Hartnäckigkeit, die keine Gründe überwinden, oder eine wirkliche Bosheit, die mit Vorſatz der Wahrheit widerſteht. Vor ihm wird das Innere ſo vieler Familien aufgedeckt, — und die Tünche weggenommen, welche, im geſellſchaftlichen Leben, durch Artigkeit und Sitten über Leidenſchaften und Laſter gezogen wird. Niemand wird ſo ſehr, als er, von der ausgebreiteten Herrſchaft des Eigennutzes und der Gewinnſucht überzeugt.

* * *

Der Umgang der Advokaten und der von den Parteyen ſelbſt gewählten Geſchäftsträger mit ihren Parteyen giebt jenen wieder einen andern Charakter. Im ganzen haben ſie weniger ſtolzen Ernſt, aber mehr Eigennutz; (denn bey ihnen iſt er ungeſtraft, und, wo er nicht übertrieben wird, rechtsmäßig, beym Richter iſt er immer eine Art von Beſtechlichkeit.) Sie erlangen eine gewiſſe Gewandtheit, aber werden zur Chicane geneigt, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind: nicht bloß aus Gewinnſucht, um das Lucrum der Prozeßarbeiten zu vervielfältigen, ſondern auch, weil ſie ſich zum einſeitigen Nachdenken gewöhnen, und nicht das Ganze zu durchdenken verpflichtet ſind. — Die Advokaten haben an allen Orten mit zu den feinſten, beredtſten Bürgerclaſſen gehört; aus ihrem Orden ſind in Frankreich die meiſten und hitzigſten Redner in den

Verſammlungen ausgegangen. Sie ſind die einzigen Gelehrten, die Geſchäfte auf dieſe Weiſe, ohne Amt, als freye Leute treiben. — Im Umgange mit den Collegien, kommt viel auf das Verhältniß an, in welchem ſie mit dem eigentlichen Richterſtande ſtehn. — Nach der alten Prozeßform waren ſie allein thätig, und waren doch nicht nach Proportion ihrer Arbeit und der ihnen nöthigen Geſchicklichkeit geachtet. Dieß giebt immer ein Mißverhältniß, welches den Charakter verſchlimmert. Die Gewinnſucht wird größer, wo der Ehrgeitz nicht auf eine billige Weiſe befriedigt wird. — In unſrer Preußiſchen Juſtitz wird der Advokat durch den Richter beſchränkt, aber auch geehrt, indem er mit ihm gemeinſchaftlich arbeitet.

Allgemeine Bemerkung.

Jeder Beamte, jeder, welcher an den Geſchäften der Verwaltung oder des Richterſtandes Theil nimmt, behält von dem Geiſte und dem Tone, in welchem er die Geſchäfte treibt, und mit welchem er die Menſchen, die ihn umgeben, behandelt, auch im übrigen häuslichen und geſelligen Leben viel bey. Er iſt gebietheriſch und ſtolz, wenn er in ſeiner Amtsverwaltung despotiſch und über Parteyen und Subalternen ſehr erhaben iſt, er iſt umſtändlich, ceremonienreich, langweilig, wenn der Gang der Geſchäfte verwickelt und mit Formalitäten überladen iſt. Er wird eigennützig, wenn die Gewohnheit gewiſſe, nicht ganz erlaubte Einnahmen rechtfertigt; er wird ein denkender oder ein feiner Mann, nachdem er genöthigt wird, entweder dem Verſtande und Einſichten andrer oder ihren Leidenſchaften und Launen nachzugeben, und zu fröhnen.

Dieſer Geiſt des Geſchäftsganges iſt in jeder particulären Sphäre zuſammengeſetzt, aus dem, was die Staatsverfaſſung und Regierungsform, und aus dem, was der Nationalcharakter, die Perſon des oberſten Regenten, und endlich der Charakter der in jedem einzelnen Collegium herrſcht, dazu beyträgt. — Der Zuſtand der Wiſſenſchaften hat darauf einen langſamern, aber einen deſto gewiſſern und dauerhaftern Einfluß. Es werden nach und nach immer mehr die Geſchäftsgegenſtände wiſſenſchaftlich behandelt. Ehedem waren Oekonomie und Policey und Adminiſtration überhaupt der Routine ganz allein überlaſſen. Jetzt weiß man, daß Naturkenntniß, Moral und Politik ſich dabey vereinigen. Hierdurch werden zuerſt die verſchiednen Regierungs-Collegien in ihren Arbeiten und Studien einander ähnlicher; fürs andre, wird in jedem eine ſichrere Regel für die Betreibung der Geſchäfte gefunden. Auch Vortrag und Styl werden ſtufenweiſe verbeſſert: und die Geſchäfte, die ſonſt den Menſchen der Gelehrſamkeit abgeneigt machten, ihn von den Werken des Geſchmacks abführten, ihn dafür wieder in den Augen der ſchönen Geiſter herabwürdigten, können, wenn ſie vollkommen werden, zu einer eben ſo philoſophiſchen und geſelligen Bildung des Gemüthes dienen, als Wiſſenſchaften, Reiſen und Umgang. Aufklärung und Sittenbildung eines Volks gehen gewiß von den Rathsſtuben und Collegien, eben ſo ſehr als von den Aſſemblee-Sälen oder den Studierzimmern des Gelehrten aus. Wohl dem Volke, wo alles dieß auf einen gemeinſchaftlichen Zweck hinarbeitet, wo geſunde Vernunft und Menſchlichkeit eben ſo ſeine Politik, ſeine Adminiſtration und Juſtiz, als ſeine Litteratur und ſeine geſellſchaftlichen Zeitvertreibe, dirigiren!

II. Umgang bey militäriſchen Geſchäften.

Ich habe hiervon ſchon an einem andern Orte geredet, und kann mich daher hier kürzer faſſen.

Bey unſern Kriegsheeren iſt die Lage des Offiziers von der des Soldaten ſo weſentlich unterſchieden, dieſer iſt faſt ſo völlig Werkzeug, jener hat alle Thätigkeit des Geiſtes ſich faſt ſo ausſchließend zugeeignet, daß man faſt nur an den Offizier denken kann, wenn man von militäriſchen Geſchäften, und dem Einfluſſe derſelben auf die Bildung des Menſchen redet.

Der Offizier hat entweder mit ſeines Gleichen, oder mit dem gemeinen Soldaten zu thun. Das allgemein Bemerkbare iſt, daß er mit den erſten, durch die häufige Zuſammenkunft und durch den Geiſt ſeines Geſchäfts, in eine Art vertraulicher zwangloſer Verbindung geräth, und daß er im Verkehr mit dieſem gebietheriſch und rauh wird.

Die Offiziere verſammeln ſich pflichtmäßig, und vermöge ihres Geſchäfts, auf den Paraden, beym Exerciren, in Luſtlägern, in Kriegslägern. Ich faſſe, was ich darüber zu ſagen habe, in folgende Anmerkungen zuſammen.

Faſt durchaus alle Berufsarbeiten des Soldaten, die wichtigſten wenigſtens, die, wo er ausübt, was er allenfalls durch einſames Studium gelernt haben kann, geſchehen in großer Geſellſchaft. Er iſt dabey von ſehr vielen Menſchen umgeben, wovon viele ſeines Gleichen, viele ſeine Obern, noch mehrere ſeine Untergebnen ſind. Wo ſie geſchäftig ſind, ſind ſie immer in Haufen. Einſam ſind ſie müßig, wenn ſie ſich nicht freywillig ſelbſt beſchäftigen. Ein ſolcher Beruf muß nothwendig dem Menſchen einen geſelligern Charakter geben, als der hat, deſſen Berufsarbeiten die Geſellſchaft ausſchließen. Die Art von Schüchternheit und Menſchenſcheu, die der rohe Naturmenſch, (wie wir an unſern Bauernkindern ſehn,) hat, muß der Soldat nothwendig verlieren. Der Anblick einer Menge Menſchen, mit denen er gemeinſchaftlich wirken ſoll, die alle auf ihn Acht geben, erſchreckt ihn nicht mehr.

Perſonen, die, wie die Offiziere einer Beſatzung, ſich einander alle Tage ſehen, die gleiche Uebungen haben, gleichen Beſchwerden, auch gleichen Mißhandlungen, von Seiten ihrer Obern, ausgeſetzt ſind, gleiche Obergewalt über ihre Untergebenen ausüben, müſſen nothwendig eine Geneigtheit bekommen, ſich mit einander zu verbinden. Sie thun gewiß einander keinen Zwang an, ſie haben eine gewiſſe Achtung gegen einander, weil ſie dadurch ihrem eignen Stande Anſehen geben, ſie haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe, es kann ihnen auch nicht an Gegenſtänden der Unterhaltung fehlen, da ſie immer dieſelben Sachen ſehen, hören, und ſelbſt vornehmen.

Beym Militär um Dienſt, iſt das Betragen eines jeden gegen jeden andern ziemlich genau beſtimmt. Die Gränzen des Befehlens und Gehorchens ſind ziemlich genau angegeben. Alle Mittheilungen ſind ſtark und rauh, aber kurz und entſcheidend. Jeder weiß, was er thun darf, und was er leiden muß. Das führt zu einem feſten, dreiſten, aber den bürgerlichen Verhältniſſen und alſo dem Umgange nicht völlig angemeſſenen Betragen.

Bey einem ſo genauen Zuſammenhange der Offiziere eines Corps, einer Garniſon u. dgl. breiten ſich durch Subordination und Nachahmung gewiſſe Meinungen und Gewohnheiten weit ſchneller aus: und es formirt ſich eine größere Aehnlichkeit der Sitten und des Tons, als unter irgend einer andern Claſſe von Menſchen Statt findet. Daher herrſcht in der Armee jedes großen Staats, und wieder in jeder beſondern Abtheilung dieſer Armee, ein gewiſſer Gemeingeiſt, der zuſammengeſetzt iſt aus dem allgemeinen militäriſchen Charakter der Nation und der Regierung, aus dem Charakter der Chefs und vornehmſten Offiziere jedes Corps, und endlich aus der gewöhnlichen Erziehung und Denkungsart derjenigen Claſſe, aus welcher die Offiziere gewöhnlicher Weiſe genommen werden.

Daher iſt das böſe Beyſpiel für den neuen Ankömmling hier mehr verderblich, das gute in einem höhern Grade bildend.

Die Gewohnheit, frey zu befehlen und immer Gehorſam zu finden, oder den Ungehorſam hart zu beſtrafen, verleitet leicht den Offizier einen ſtolzen gebietheriſchen Ton, auch gegen ſeine Mitbürger, beſonders gegen die, welche er dem Stande nach, unter ſich hält, anzunehmen. Von der andern Seite kann die Unterwürfigkeit und die große Abhängigkeit von Obern ſchwächere Charaktere leicht zu Schmeicheley und kriechendem Weſen verleiten. Daher findet ſich auch, bey einer gewiſſen Claſſe von Offizieren im geſellſchaftlichen Umgange, die eine oder die andre von dieſen Eigenſchaften und oft beyde vermiſcht. Sie ſind ſüß und überfreundlich, wo ſie gefallen wollen; oder wo ihnen etwas an dem Urtheile der Perſon gelegen iſt: vielleicht eben deßwegen, weil ſie glauben die ihnen natürliche Rauhigkeit nicht genug verbergen zu können.

Alle Beſchäftigung, welche viel in Bewegung ſetzt, den Körper übt, muthig und dreiſt macht, erhöht auch die Leidenſchaft, verſtärkt die Begierden der Sinnlichkeit, und erleichtert die Befriedigung. Die genaue Verbindung mit ſo vielen Männern gleiches Alters, gleicher Lebensart, gleicher Neigungen, kommt bey dem Offizier dazu, um ihm zu einem ausſchweifenden Leben die Verſuchung zu geben und den Weg zu bahnen.

Je mehr das Geſchäft eines Offiziers in einem kleinen Corps, einem Regimente oder Standquartier eingeſchränkt bleibt: deſto eher kann die Lebensart, die er führt, ſo geſellig ſie iſt, ihn unmodiſcher machen, und von der guten Lebensart und den wahrhaft feinen Sitten weiter abführen, weil er alsdann ganz ausſchließend den Charakter ſeines Standes, und den kleinſtädtiſchen Ton einer zu engen Geſellſchaft erhält. Je mehr aber Verbindung unter den Offizieren mehrerer Regimenter iſt, oder je mehr ein oder der andere Offizier Gelegenheit hat, mit großen Corps oder der ganzen Armee in Verbindung zu kommen: deſto mehr wird der militäriſche Geiſt zum wirklich geſelligen Geiſt ausgebildet. Schon in dieſer Rückſicht ſind die Revüen und die Luſtläger nützlich; in eben derſelben Rückſicht tragen die Kriege zur Bildung der Offiziere viel bey. In kleinen Garniſonen verbauern die Offiziere völlig, wenn ſie darin lange eingeſchloſſen bleiben. In größern bekommen ſie doch einen Familientic; aber wenn große Corps oft zuſammen kommen, wird der allgemeine Militärgeiſt Herr über den individuellen des Corps oder des Regiments. Daher iſt auch der Poſten eines General-Adjutanten ſo geſchickt, den Offizier, der ihn bekleidet, ſowohl ſittlich als militäriſch zu bilden.

Für den gemeinen Soldaten iſt die Wachſtube und die Caſerne eine Geſellſchaft, die ſein Beruf nothwendig macht; geſchickt auf der einen Seite ſein Elend zu erleichtern, weil er ſo viele Mitgenoſſen deſſelben um ſich ſieht, auf der andern ſeine Sitten, durch die Menge ſchlechter Beyſpiele, zu verderben, und auf noch einer andern, auch ſeine Ruhe durch häufigen Anlaß zu Zänkereyen zu ſtören. Es iſt ſicher, daß die beyden beſchwerlichſten und am ſchlechteſten bezahlten Arbeiten und Lebensarten, die des fröhnenden Bauers und die des Soldaten, dadurch einige Erleichterung erhalten, daß ſie immer in Geſellſchaft, in zahlreichen Haufen geſchehn; daß jeder viele ſeines Gleichen täglich um ſich ſieht, mit denen er leicht in eine Art von Vertraulichkeit geräth, mit denen er gemeinſchaftlich klagen und ſeinen Unwillen auslaſſen, oder ſich wieder freuen und luſtig machen kann. Da beſonders in unſre ſtehenden Armeen Menſchen von allen Nationen, und von den verſchiedenſten Anlagen und Ständen zuſammen gebracht werden: ſo fehlt es nie unter einem Haufen Soldaten an einem oder dem andern Luſtigmacher, einem witzigen Kopfe, oder einem guten Erzähler. Der Eine unterhält die übrigen durch ſeine Reiſen und Abenteuer, der Andre beluſtiget ſie durch ſeine Schwänke. Man wird daher die Soldaten auf den Wachſtuben, und wo ſie ſonſt zuſammenkommen, gemeiniglich luſtig und ſingend finden. Nur der etwas Gebildete findet ſich unglücklich, wenn er in dieſen rauhen Ton der Luſtigkeit einſtimmen, oder ſich durch ſeine Abſonderung den Uebrigen verhaßt machen ſoll.

III. Geſchäfts-Umgang des geſammten Gewerbs-Standes.

Ich unterſcheide unter den Gewerben nur dieſe drey: den Kaufmann, den mechaniſchen Künſtler oder Handwerker, und den Landbauer.

1. Geſchäfts-Umgang des Kaufmanns.

Dieſer Umgang iſt entweder zwiſchen ihm und andern Handelsleuten: oder er iſt zwiſchen ihm und den Conſumenten.

Unter den Kaufleuten ſelbſt iſt der Unterſchied: daß die einen die Waaren in großen Quantitäten aus einem Lande in das andere führen; die andern die ſchon eingeführten oder Landes-Produkte in kleinen Quantitäten an die Verzehrer verkaufen. Jene heißen Großhändler; dieſe Krämer.

Unſtreitig iſt die Art des Verkehrs, welche der Großhändler ſowohl mit dem Kaufmanne, welchem er abkauft, als mit ſeinen Kunden hat, — ſo wie überhaupt der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, für den Geiſt und den Charakter dieſer Claſſe vortheilhafter, als der Umgang zwiſchen Kaufmann und Verzehrer.

Dieß iſt ohne Zweifel ein Grund der größeren Achtung, welche man von jeher dem Großhändler vor dem Krämer zugeſtanden hat. In der That iſt ein feſtſtehender und regelmäßig fortlaufender Handel bey Betrug und Unordnung unmöglich. Wir können denjenigen, welcher die Waaren und alle Umſtände des Handels eben ſo gut, als wir, kennt, nicht leicht hintergehn. Wir wollen auch nicht leicht denjenigen betrügen, von welchem wir nicht bloß ein Mahl, ſondern oft zu gewinnen gedenken.

Dieſe Nothwendigkeit der Ehrlichkeit iſt um deſto größer, in je größern Parthien die Waaren gekauft werden: weil alsdann zu einer genauen Unterſuchung derſelben um deſto weniger Zeit iſt.

Alles dieſes iſt anders bey dem Kleinhandel und bey der Krämerey.

Der Krämer verkauft an den Verzehrer, d. h. an einen im Handel Unwiſſenden, welchen er ſehr wohl überliſten kann.

Er verkauft oft an Leute, welche er in ſeinem Leben nicht wieder ſieht. Je mehr der Handel ins Kleine geht, deſto mehr kann er ſelbſt ſich durch genaue Unterſuchung vor Betrug ſchützen. Er erwartet alſo auch, daß der, welcher mit ihm handelt, gleiche Behutſamkeit anwende. Derjenige Jude betrügt gewiß am meiſten, welcher am langweiligſten jedes Stück Waare und Geld beſieht.

Der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, — ſelbſt im kleinen Verkehr, noch mehr aber im großen, — iſt nicht nur eine Schule der Ehrlichkeit, ſondern auch der Ordnung, Kürze und Präciſion in Reden oder ſchriftlichen Aufſätzen, endlich eine Schule des Scharfſinns und der Combinations-Gabe.

Eine ſtrenge und ſichtbare Ordnung in den Geſchäften iſt zur Erweckung des Zutrauens im Handel eben ſo nothwendig, als Ehrlichkeit. Ohne Zutrauen aber iſt kein großer Handel möglich.

Die Mannigfaltigkeit und Menge der Geſchäfte und Gegenſtände, welche im großen Handel täglich vorkommen, macht es den ſich damit befaſſenden Perſonen durchaus nothwendig, ihrem Gedächtniſſe durch Regeln und Methode zu Hülfe zu kommen, und dieſe Regeln genauer und ſtandhafter zu beobachten, als der Menſch wohl ſonſt zu thun geneigt iſt.

Es fing daher auch, in dem neuern Europa, unter Handlungsleuten an, eine Methode, eine Logik, und ſelbſt ein Raffinement in ihren Geſchäften zu herrſchen: als die andern bürgerlichen Geſchäfte, — Regierung, Rechtspflege und die Wiſſenſchaften ſelbſt, noch ſehr wild und unregelmäßig betrieben wurden.

Eine Nation, welche den Großhandel mit Glück und Geſchicklichkeit treibet, dergleichen die Holländer in den letzten Jahrhunderten, und die Venetianer im Mittelalter waren, bekommt gemeiniglich den Charakter der Ordnungsliebe, des Fleißes und der Sparſamkeit.

Ebenfalls iſt es die Nothwendigkeit, welche, bey weitläuftigen Geſchäften, die Handelsleute gezwungen hat, rund und kurz in ihren Unterhandlungen mit einander zu ſeyn. Wie könnte ſonſt über Tauſende von Geld und Waare in wenigen Minuten disponirt werden, wie auf den Börſen großer Handelsſtädte täglich geſchieht, wenn nicht jeder Contrahent ſeine Anerbiethung und ſeine Antwort in die kürzeſten Worte einſchließen, und den beſtimmteſten Ausdruck dazu aufſuchen wollte?

Aus den mündlichen Verhandlungen der Handelsleute, iſt dieſe Kürze und Präciſion auch in ihre ſchriftlichen Aufſätze übergegangen: und ſie haben vielleicht das erſte Muſter eines guten, d. h. zweckmäßigen, Geſchäftsſtyls gegeben, als noch alle andern Angelegenheiten mit ermüdender Weitläuftigkeit im Verfahren und Ausdrucke betrieben wurden.

Zwar haben die Kaufleute viele an ſich entbehrlichen und unnützen Formeln und Formalitäten, bis auf unſre Zeiten, ſo wie die Gerichte, beybehalten. Bey beyden liegt die Urſache vielleicht darin, daß die Kaufleute von ganz Europa ihre Handlungswiſſenſchaft urſprünglich von den Lombarden, ſo wie die Juriſten ihre Rechtswiſſenſchaft von den Römern, gelernt haben. Was am Orte der Entſtehung zweckmäßig oder doch gedacht war, wurde an dem Orte, wo es hin verpflanzt wurde, bloße Floskel.

Doch abgerechnet, daß in beyden dieſer Geſchäfte Formeln unentbehrlich ſind, ſo iſt übrigens ſowohl das mündliche als ſchriftliche Verfahren der Kaufleute einfach, zweckmäßig und ſo ſehr abgekürzt geworden, als es möglich iſt.

Was die Uebung des Scharfſinns betrifft, ſo giebt es wenige ſo ſchickliche Gegenſtände für verwickelte und ausgebreitete Spekulationen, als der Umtauſch von vielerley Arten von Waaren gegen einander; beſonders, wenn nun noch der Umtauſch der Waaren gegen Geld, und der von einer Landesmünze gegen die andre, (worin eben der Wechſelcours beſteht,) hinzukommt.

Es geht aber dieſe Spekulation nicht ſowohl auf die Zergliederung, als auf die Combination der Begriffe, und der Kaufmann befindet ſich in dieſer Abſicht mehr in dem Falle eines Feldherrn, eines Financier und eines Schachſpielers, als eines Philoſophen.

Daß dieſer Spekulationsgeiſt durch den Verkehr der Kaufleute unter einander überhaupt, noch mehr aber durch ihren perſönlichen Geſchäftsumgang mit einander auf Börſen und bey andern gewöhnlichen Zuſammenkünften erweckt und genährt wird, fällt in die Augen.

Die Schätzung der verſchiednen Claſſen der Kaufleute in der öffentlichen Meinung hängt, nach meiner ſchon oben gemachten Bemerkung und nach anderweitigen Beobachtungen, in der That davon ab: in wiefern ihr Geſchäftsumgang zur Cultur ihres Geiſtes und Charakters und zur Hervorbringung gefälliger Sitten mehr oder weniger beyträgt, oder beyzutragen ſcheint.

Der Großhändler wird, wie ich geſagt habe, mehr geſchätzt, als der Krämer, weil die Unterhandlungen des Kaufmannes mit Kaufmann, beſonders in einem fortlaufenden Handel und über große Partien von Waaren, weniger Verſuchung zum Betruge und zu kleinen Liſten, und mehr Aufforderung zur Erwerbung gewiſſer Tugenden und Geiſtesvorzüge enthalten, als der Handel des Krämers mit dem Verzehrer.

Ich ſetze noch hinzu, daß, bey jenem Umgange der Kaufleute unter einander, noch eine gewiſſe Liberalität und allmählige Bildung der

Sitten und des Ausdruckes Statt findet: da hingegen in den Umgang des Krämers mit den Conſumenten ſich gemeiniglich ſo viel Kleinliches und den edlern Ständen Anſtößiges mit einmiſcht, daß es nur Wenigen gegeben iſt, den guten Geſellſchaftston in einem Kramladen zu erhalten.

Aus einem ähnlichen Grunde werden, im Ganzen, die Banquiers mehr als die Waarenkaufleute geſchätzt. Dieß gieng ehedem in Paris, wo unter dem Scheine der geſellſchaftlichen Freyheit, eine ſehr ſtrenge Etikette herrſchte, ſo weit, daß man nie einen Waaren-Kaufmann in der guten Geſellſchaft ſahe: da hingegen die Bankiers in derſelben zugelaſſen wurden. Und doch ſcheint der Waaren-Händler mehr Gelegenheit zu haben, ſich mannigfaltige Kenntniſſe zu erwerben, als der Geldwechsler, der bloß mit einem einzigen, und einem ſehr trocknen, Geſchäfte zu thun hat.

Freylich trägt der größere Reichthum, der gewöhnlich in den Händen der Wechſelhändler und Bankhalter iſt, dazu bey, ihnen eine größere Achtung zu verſchaffen: indem ſie es im Luxus den höhern Ständen gleich thun, und denſelben manche Dienſte leiſten können.

Indeß hängt das für ſie günſtige Vorurtheil von der Natur ihres Geſchäfts und der Art des Umgangs ab, in welchen ſie daſſelbe verwickelt.

Die Bankhalter ſind mit allen großen Handelsplätzen und Kaufleuten, die Waaren-Händler nur mit einigen wenigen in Verbindung. Jene unterrichten ſich alſo in dieſem Verkehre beſſer von dem allgemeinen Gange des Handels in Europa, — einem Gegenſtande von weit höherem Intereſſe, als Spekulationen über einzelne Waaren.

Die Bankgeſchäfte bringen überdieß den Kaufmann, ſowohl auswärtig, mit der angeſehenſten und gebildeteſten Claſſe der Handelsleute auf allen Plätzen, als auch an dem Orte, wo er lebt, mit den höhern Ständen, — oft ſelbſt mit der Regierung und den Miniſtern in Verbindung.

In Warſchau hatte der Bankier faſt mit niemanden, als mit dem vornehmſten Adel, zu thun. Deſſen Geld gieng durch ſeine Hände und bereicherte ihn, und durch deſſen Umgang wurde er zugleich gebildet. In England und Frankreich iſt das Anſehen der Bankhäuſer vornehmlich durch die Staatsſchulden geſtiegen und durch die Hülfe, welche ſie der Regierung bey Fundirung derſelben geleiſtet haben.

Auch in Handelsſtädten des zweyten Ranges werden, wie ich ſelbſt beobachtet habe, die Bankiers, welche einige Erziehung und Anlage zur Geſelligkeit haben, durch den Umgang mit angeſehenen Fremden und Reiſenden, welche an ſie adreßirt werden, von ihnen ihre Gelder empfangen, und, wenn ſie ſonſt unbekannt ſind, in den Häuſern derſelben ihre Unterhaltung ſuchen, in einem höhern Grade ausgebildet, als man bey andern Kaufleuten des Orts gewahr wird.

---

2. Geſchäfts-Umgang des Handwerkers.

Er iſt ebenfalls zwiefach: erſtlich zwiſchen ihm, ſeinen Handwerksgenoſſen, und ſeinen Gehülfen in ſeiner Werkſtätte; zum andern zwiſchen ihm und ſeinen Kunden.

Der Verkehr des Handwerkers mit den Perſonen ſeines Gewerbes, hat ſeinen beſondern Charakter durch die Zunſtverbindungen bekommen.

Vermöge derſelben, ſind ſie eine eigne Geſellſchaft unter eignen Geſetzen, und dadurch zugleich regelmäßige und öftere Zuſammenkünfte unter ihnen veranlaßt worden. Beydes hat ihnen zugleich ein gemeinſchaftliches Intereſſe und Gegenſtände für ihre Berathſchlagungen gegeben.

Der Handwerker, welcher ſonſt ſeinen Gewerbs-Genoſſen in ſeinen eignen Angelegenheiten nur ſelten aufzuſuchen pflegt, wird jetzt vornehmlich durch die Angelegenheiten der ganzen

Zunft veranlaßt und oft genöthiget, mit ihm umzugehen.

Dieſe Vereinigung der Leute von gleichem Gewerbe in ein kleines Gemeinweſen, das ſeine eignen Geſetze und Rechte hat, war ohne Zweifel im Anfange des erwachenden Kunſtfleißes nützlich.

Sie erleichterte der Polizey die Aufſicht über ſie. Sie brachte eine Art von Geſelligkeit unter ihnen hervor und machte, daß ſie ſich einander ihre Kenntniſſe leichter mittheilen konnten. Sie gab ihnen endlich, außer ihrer mechaniſchen Arbeit, noch neue Gegenſtände und Quellen des Unterrichts. Jene Gegenſtände waren ihre geſellſchaftlichen Pflichten und Rechte: und dieſe Quellen waren ihre Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen.

Mit der Zeit und der wachſenden Induſtrie ſind dieſe Hülfsmittel derſelben weniger nöthig, und hingegen die Folgen der Zwangsgeſetze und des Innungs-Geiſtes ſchädlicher geworden.

Was die Meiſter betrifft: ſo ſind zwar ihre, durch die Zunft-Verbindung veranlaßten, Zuſammenkünfte auch noch jetzt nützlich, um die Einſichten und die Mäßigung der Beſſern den übrigen einzuflößen, obgleich die Kunſt ſelbſt dabey nichts gewinnt.

Indeß hat, beſonders bey den zahlreichern Innungen, in jenen Verſammlungen, die ſchlechtere Mehrheit gemeiniglich die Oberhand. Auch haben dieſe Verſammlungen ſelten ein großes Intereſſe für die Handwerker ſelbſt, wenn ſie nicht eben damit umgehen, ſich gegen das Publicum oder gegen andere Innungen und gegen die eindringenden Pfuſcher zu vereinigen.

Das erſte geſchieht, wenn ſie die Preiſe ihrer Arbeit zu erhöhen beſchließen; das zweyte, wenn ſie ihr ausſchließendes Recht auf gewiſſe Arbeiten gegen die Concurrenten vertheidigen wollen. Beyde Gegenſtände ihrer Unterhaltung können zuweilen gerecht und unvermeidlich ſeyn: aber ſie ſind ſelten für die Individuen oder für das Publicum ſehr nützlich.

Oft dienen auch dieſe gemeinſchaftlichen Verabredungen der Handwerker von derſelben Innung dazu, unter einander einen geheimen Krieg zu führen. Die unredlichen und eigennützigen Mitglieder ſuchen die Erhöhung der Preiſe aus allen Kräften hier zu befördern, damit ſie insgeheim ihren Kunden davon nachlaſſen, und dadurch denen, welche über den gefaßten Beſchlüſſen ſtandhaft halten, Abbruch thun können.

Was den, zwiſchen den Handwerksgeſellen durch die Zunft-Verbindung geſtifteten, Zuſammenhang betrifft; ſo ſchränkt ſich deſſen Nutzen faſt gänzlich auf die Unterſtützung ein, welche ſie ſich einander, beſonders auf ihren Wanderungen, leiſten können: obgleich auch hierbey oft der Vortheil von den Laſten überwogen wird, denen ſich jeder Geſelle unterwerfen muß.

In allen andern Rückſichten iſt jener Zuſammenhang mehr ſchädlich als nützlich.

Je zahlreicher dieſe Claſſe iſt, deſto tumultuöſer ſind ihre Verſammlungen: und je ungebildeter ſie iſt, deſto mehr haben Vorurtheile und plötzliche Aufwallungen von Leidenſchaft auf ihre Berathſchlagungen Einfluß.

Es kommt noch zuletzt der Umgang des Handwerkers mit ſeinen Geſellen und Lehrburſchen in Betrachtung.

In Rückſicht der Geſellen iſt der Meiſter gemeiniglich wechſelsweiſe der Despot oder Sklave derſelben: je nachdem die Concurrenz und die Umſtände der Zeit, — welche bald die Arbeit, bald die Arbeiter ſelten machen, — dem einen oder dem andern Theile günſtig ſind.

Das Intereſſe der Meiſter und Geſellen iſt gewiſſer Maßen einander entgegengeſetzt. Der Eine ſucht viel Arbeit für den wenigſten Lohn zu bekommen, der Andere für die wenigſte Arbeit den höchſten Lohn zu erpreſſen. Daher iſt zwiſchen ihnen diejenige Freundſchaft ſelten, welche allein die Verbindung unter ihnen zu einer Gelegenheit eines nützlichen oder angenehmen Umgangs machen könnte.

Der Umgang des Handwerkers mit ſeinen Lehrburſchen iſt gemeiniglich weder gerecht noch wohlthätig.

Es wird viel Härte, ja ſelbſt zuweilen Grauſamkeit von Meiſtern gegen ihre Lehrlinge ausgeübt; wenn dieſe ihnen nicht entweder für die Lehrjahre bezahlen, oder in Verbindungen ſtehn, wodurch der Despotismus der Meiſter eingeſchränkt wird.

Ueberdieß brauchen zuweilen dieſe letztern ihre Lehrburſchen, die ſie doch eigentlich in ihrem Metier unterrichten, und nur damit beſchäftigen ſollten, mehrere Jahre hindurch bloß als ihre Dienſtbothen.

Aber wahrhaft ehrwürdig iſt der Handwerker, welcher unter ſeinen Geſellen und Lehrburſchen als Vater, Lehrer und Freund lebt; der, ſelbſt in ſeiner Kunſt erfahren und geſchickt, ſeine Kenntniſſe und Handgriffe gerne denjenigen mittheilt, welche unter ihm arbeiten oder gerade zu von ihm lernen wollen. Er ſelbſt gelangt oft dadurch zu größerer Vollkommenheit, indem er Andern ſeine Kunſt beyzubringen ſucht.

2) Umgang des Handwerkers mit ſeinen Kunden.

Er iſt verſchieden: nachdem der Handwerker entweder für den Luxus, und überhaupt für den unmittelbaren Gebrauch; — oder nachdem er für den Kaufmann und für den Handel arbeitet.

Diejenigen Handwerker, welche für den Luxus und für die höhern Stände arbeiten, wie z. B. die Schneider, Putzmacher u. ſ. w. bekommen dadurch auch Zutritt zu dieſen. Dieſes giebt ihnen, beſonders, wenn ſie ſchon einige Sittenbildung haben, eine gewiſſe Politur. Aber es iſt oft eine falſche und geſchmackloſe. Sie bekommen dadurch oft eine Menge Anmaßungen, wodurch ſie unter ihres gleichen verhaßt, und den Vornehmern ſelbſt lächerlich werden. Sie affektiren die Sitten dieſer letztern, welche ſie doch nicht nachzuahmen wiſſen.

Sie werden zugleich, bey dieſem Verkehre leicht verführt, entweder zu kriechen und zu ſchmeicheln, oder zu übervortheilen und zu betrügen, — das Erſte, weil ihnen ſo viel daran gelegen iſt, dieſe vornehmen Kunden zu erhalten: das Andere, weil ſie durch die Zeichen der Verſchwendung, welche ſie in dieſen Häuſern ſehen, ſich für entſchuldiget halten, wenn ſie auch davon Vortheil ziehen.

Dieſe Gefahr, durch den Umgang mit Vornehmern falſch gebildet zu werden, wird für den Handwerker um deſto geringer, je edler ſein Handwerk iſt, und je mehr es ſich der wahren Kunſt nähert.

Diejenigen Handwerker, welche die Perſonen der Vornehmen ausſchmücken, werden faſt unausbleiblich abgeſchmackt, indem ſie artig zu werden ſuchen.

Diejenigen, welche die Zimmer derſelben auszieren, und für das Ameublement arbeiten, ſind weit weniger dieſer Verſuchung ausgeſetzt, und bleiben einfacher in ihren Sitten.

Wirkliche Künſtler, Mahler, Bildhauer und Baumeiſter, werden durch den Umgang mit den Großen, welche ihre Kunden ſind, in der That gebildet. Sie bekommen von dieſen Begriffe von Bedürfniſſen, wodurch ſie auf neue Verfeinerungen ihrer Kunſt geleitet werden, und auch der den höhern Ständen eigne Geſchmack in der Lebensart und den Sitten theilt ſich ſolchen Künſtlern mit, wenn die Glieder jener Stände auf einem gewiſſen Fuße der Gleichheit mit ihnen umgehn.

Ueberhaupt iſt der Umgang der Handwerker, welche für den unmittelbaren Gebrauch ihrer

Mitbürger arbeiten, mit ihren Kunden, ungefähr demjenigen ähnlich, welcher zwiſchen dem Kaufmann und den Verzehrern Statt fand.

Von der einen Seite wird es dieſer Claſſe von Handwerkern leichter, ihre Kunden zu hintergehen, und ſie bekommt auch mehrere Verſuchung dazu; theils eben durch die Unwiſſenheit derſelben, in Abſicht des Preiſes und der Güte der Waaren, theils durch den ſo gewöhnlichen Hang der meiſten Menſchen, den Handwerkern auch von billigen Preiſen noch abzudingen. Von der andern Seite wird ſie öfter aus ihrer Werkſtätte hervorgerufen, und mit vielerley Menſchen zuſammen gebracht, als die für den Handel arbeitende Handwerksclaſſe. Sie iſt daher auch in der Regel etwas aufgeklärter in ihren Begriffen, und verfeinerter in ihren Sitten, als dieſe letztere.

Da ferner der Conſument, welcher eine Waare braucht, immer zugleich derjenige iſt, der am beſten bemerkt, wo es ihr noch fehlt, oder welcher Verbeſſerungen ſie noch fähig wäre; und überdieß der Claſſe der Conſumenten, zu welcher vorzüglich der reichere und daher aufgeklärtere Theil der Nation gehört, mehr Geſchmack, als dem mechaniſchen Arbeiter, zugetraut wird: ſo haben die Handwerker, welche unmittelbar für die Conſumenten arbeiten, und eben dadurch in Umgang mit ihnen kommen, mehr Gelegenheit, als andere, ihre Kunſt zu vervollkommnen.

Die zweyte Handwerksclaſſe, welche für den Kaufmann arbeitet, und dem auswärtigen Handel dient, iſt, in Abſicht ihres Geſchäftsumganges, in dem entgegengeſetzten Falle und erfährt alſo auch die entgegengeſetzten Wirkungen.

Sie iſt gemeiniglich ehrlicher, weil ſie immer mit Leuten zu thun hat, welche ihre Waare kennen und jeden Betrug leicht entdecken. Sie iſt etwas roher in ihren Sitten, weil ſie überhaupt weniger Umgang mit Menſchen, noch weniger mit den höhern Ständen hat.

Die Handwerker dieſer Claſſe aber ſind zugleich einfacher und weniger affectirt in ihren Sitten, und machen, wenn ſie durch ſich ſelbſt eine gewiſſe Cultur bekommen, welches immer geſchieht, wenn ſie zu einiger Wohlhabenheit gelangen, eine ſehr gute Menſchenclaſſe aus.

Sie ſind endlich weniger geneigt und weniger veranlaßt, in ihren Arbeiten viele Verbeſſerungen vorzunehmen; ſolange die Natur des ganzen Handels ſich nicht ändert, und das Verlangen der auswärtigen Käufer nicht den Kaufmann auffordert, auch von ihnen neue Anſtrengungen oder Abänderungen zu verlangen.

3. Geſchäftsumgang der Landbauer.

Sie ſind entweder Gutsbeſitzer oder Taglöhner. Dieſe letztern ſind entweder Fröhner oder freye Arbeiter. Der Umgang, von welchem die Rede iſt, iſt entweder der unter den Arbeitern ſelbſt, oder der zwiſchen ihnen und ihren Brodtherren.

Ich laſſe kleinere Unterſchiede aus, welche ins Unendliche gehen würden, und auch ſelbſt von den angezeigten werde ich vermiſcht reden, um nicht den Leſer durch viele Abtheilungen zu ermüden.

a) Umgang der arbeitenden Landbauer.

Ueberhaupt ſind die Landarbeiten geſellige Arbeiten: ſie geſchehen von vielen zu derſelben Zeit, auf freyen Plätzen, oder an denſelben Oertern.

Auf den großen Gütern, — wie viele ſind da nicht auf der Wieſe und dem Felde, bey der Heu- und Getreide-Erndte, und bey der Saat bey einander! Der Winter vereiniget ſie wieder in der Scheune und Spinnſtube.

Dieß giebt dem Landvolke einen eignen Charakter.

Es wird durch die Geſellſchaft fröhlicher. Auch in den Ländern, wo es am meiſten gedrückt wird, ertönen in der Erndte ſeine Lieder.

Es hängt ferner mehr unter ſich zuſammen; es macht auf jedem Dorfe ein Corpus aus, und handelt als ein Corpus.

In einer ganzen Gegend kennt jeder Bauer den andern, und weiß alle deſſen Verhältniſſe. — Auch dieß trägt bey, ihr Leben angenehm zu machen, oder doch zu erleichtern, weil es ihnen, in einem großen Kreiſe, nie an einer geſellſchaftlichen Unterhaltung fehlt.

Aber dafür können ſie ſich auch leicht, unter einem Anführer, gegen die Regierung, oder den Gutsherrn vereinigen, wenn ſie gegen einen von beyden mißvergnügt ſind.

Doch dieſe Geſellſchaft der Landleute iſt nicht ſowohl ein Geſchäfts-Umgang, als ein Umgang bey dem Geſchäfte.

Selten reden ſie mit einander von ihren Arbeiten. Faſt niemahls berathſchlagen ſie ſich darüber. Daß einer ſeine Erfahrungen oder ſeine Methoden den übrigen mittheilt, iſt ſehr ungewöhnlich. Daher iſt es auch ſo ſelten, daß aus dieſer Claſſe ſelbſt eine große Verbeſſerung im Ackerbaue hervorgehe, oder ſich weit ausbreite.

Die gewöhnlichſte Unterhaltung der Landleute, welche fremdes Gut anbauen, betrifft entweder ihre häuslichen Angelegenheiten, oder, wenn ſie recht intereſſant ſeyn ſoll, ſo bezieht ſie ſich auf gewiſſe Beſchwerden, die ſie eben jetzt über den Verwalter oder Gutsherrn zu führen haben, und auf die Forderungen, welche ſie an jene thun. Kurz ſie unterreden ſich, bey der Arbeit, wie im Wirthshauſe, weit mehr über ihre Gerechtſame, als über ihre Geſchäfte.

Was ihren Umgang mit dem Gutsherrn und deſſen Stellvertretern betrifft, ſo iſt deſſen Charakter und Wirkung allerdings bey freyen Arbeitern, bey Fröhnern und bey Leibeignen ſehr verſchieden.

Je despotiſcher der Gutsherr herrſcht, und je ſklaviſcher die Landarbeiter ihm unterworfen ſind: deſto mehr iſt das Intereſſe beyder Claſſen einander entgegengeſetzt; und deſto mehr Mißtrauen, Groll und geheime Liſt müſſen in dem Verkehr und allen Verhandlungen zwiſchen ihnen, von Seiten der Unterdrückten, herrſchen.

Daher ſind in denjenigen Gegenden und Ländern, wo der Landmann leibeigen oder mit harten Frohndienſten beſchwert iſt, diejenigen Landleute die beſten, welche am wenigſten mit ihrem Herrn oder ihren Vorgeſetzten zu thun, und alſo die wenigſte Gelegenheit haben, ihren Unwillen an ihnen auszulaſſen.

Diejenigen hingegen, welche auf den Höfen arbeiten, oder ſonſt ſolche Dienſte verrichten, wodurch ſie in einen ſteten Zuſammenhang mit ihrem Despoten kommen, werden faſt unausbleiblich entweder kriechend und niederträchtig, oder betrügeriſch, oder auch wohl ſtolz und hart gegen ihres Gleichen, wenn ſie über ſolche zu herrſchen haben.

Ganz freye Landarbeiter ſind gegen die Gutsbeſitzer in dem Verhältniſſe, wie die Handwerksgeſellen gegen ihre Meiſter.

Sie ſind gemeiniglich auch unzufrieden mit ihren Brotherrn, und machen wohl auch Complots unter einander, um jene in Verlegenheit zu ſetzen, oder ihren eignen Lohn zu erhöhen.

Aber da ſie weniger unter einander zuſammenhängen, als die an die Erdſcholle eines Guts gehefteten Fröhner, und da ihre Beſchwerden ſelten ſo groß und ſo gegründet ſind: ſo entſteht aus ihren Verbindungen auch nicht ſo viel Unheil, als aus dem Aufſtande dienſtpflichtiger Bauern.

Der Umgang freyer Landarbeiter mit den Gutsherrn und Aufſehern iſt nur geringe und gelegentlich, aber weit unſchädlicher und vortheilhafter auf beyden Seiten. Der Umgang derſelben mit einander iſt der von Nachbarn, von Leuten, die ein gemeinſchaftliches Gewerbe treiben, von ſolchen, die ſich täglich ſehen, und zuweilen auch ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben.

b) Umgang der Gutsbeſitzer.

Dieſe, auch wenn ſie ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften, (und außer dieſem Falle ſind ſie bloße Rentenirer, und ihre Güter ſind Kapitalien,) werden durch ihr Geſchäft wenig in Umgang mit andern Menſchen verwickelt. Der Ackerbau iſt in ſo fern ein einſames Geſchäft. Man hat bloß dabey mit der Erde und den Pflanzen zu thun. Alles Andere, außer der Erzeugung derſelben, iſt Handel, im Verkaufe der Producte und im Ankaufe der nöthigen Geräthe.

Die kleinern Gutsbeſitzer, welche wir in Schleſien Bauern ſchlechtweg nennen, ſind unter ſich nur durch Verwandtſchaft und Umgang, nicht durch ihr Geſchäft, in Verbindung. Gegen ihr Geſinde und ihre Tagelöhner müſſen ſie gelinder und freygebiger ſeyn, weil ſie dieſelben nicht zu ihrem Dienſte zwingen können. Doch laſſen ſich auch dieſe von ihnen faſt mehr, als von dem Edelmanne, gefallen: beſonders, wenn ſie ſehen, daß ihr Brotherr ſonſt ein guter Mann und ein verſtändiger Wirth iſt; und daß er die ſtrenge Ordnung und den Fleiß, welchen er von ihnen fordert, ſelbſt beobachtet.

Die größern Gutsbeſitzer, deren größerer Theil bey uns zu dem Adel gehört, hat entweder bloß mit ſeinen Amtleuten und Verwaltern, oder er hat es mit dem arbeitenden Landvolke unmittelbar zu thun.

Die, welche nie bis zu ihren Fröhnern herabſteigen, und ſie immer nur von ferne mit den Augen ihrer Amtleute und Gerichtshalter ſehen, — nur durch dieſe mit ihnen tractiren, wenden durch ſolche Zeichen des Stolzes die Gemüther der gemeinen Leute von ſich ab, und machen dieſe deſto geneigter, ihnen alle möglichen Kränkungen zu beweiſen.

Aber auch die, welche unmittelbar die Aufſicht über ihre Arbeiter führen, und mit denſelben durch ihr Geſchäft in Verbindung treten, werden doch oft durch ihre Vorurtheile, ihren Eigennutz und den Abſtand der Sitten verhindert, ein unparteyiſches Urtheil über ſie zu fällen.

Die meiſten, welche ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften, urtheilen ungünſtig von den Bauern. Theils werden ſie von den Fehlern, die einer noch ſchlecht erzognen Menſchen-Claſſe unausbleiblich eigen ſind, zu ſehr beleidiget; theils ſtimmt die Colliſion des gegenſeitigen Intereſſe ſie ebenfalls mehr zum Haſſe, als zur Liebe; theils wiſſen ſie nicht mit dem gemeinen Landmanne auf eine ihm angemeſſene Art umzugehen.

Es gehört eine Verbindung von Würde und Herablaſſung, von Strenge und Freundlichkeit, von der Gabe ſich recht deutlich in ſeinen Reden zu machen, mit der Gabe das Unverſtändliche in den Reden Anderer zu errathen, dazu, wenn der Höhere und beſonders der Gutsherr, im Umgange und Verkehr mit dem gemeinen Bauer, ſeine Endzwecke erreichen ſoll.

IV. Geſchäfts-Umgang des Lehrſtandes.

Dieſer Stand iſt bey uns in zwey Hauptclaſſen getheilt: in die Kirchen- und in die Schul-Lehrer; — welche letztere ſich wieder in die Lehrer der höhern und niedern Schulen theilen.

1. Geſchäfts-Umgang der Kirchenlehrer.

Er iſt ebenfalls zwiefach: er entſteht entweder aus der Verbindung der Kirchenlehrer unter einander, oder aus der, welche ſie mit ihren Gemeinden und deren einzelnen Mitgliedern haben.

a) Umgang der Kirchenlehrer unter einander.

Im Anfange des Chriſtenthums (denn dieſes hat zuerſt einen dem Gottesdienſte gewidmeten Lehrſtand errichtet,) waren die Aelteſten jeder Gemeinde, welche in der Folge die Lehrer wurden, ſo wie noch jetzt die Aelteſten in den Brüder-Gemeinden, zugleich dazu beſtellt, für das Heil der Seelen und für die öffentliche Wohlfahrt der Kirche zu ſorgen. Dieß brachte ſie alſo zu einem ſehr vertrauten Umgange und zu häufigen Berathſchlagungen mit einander.

Nachdem das Chriſtenthum ſich ausbreitete, traten die Aelteſten jeder Gemeinde auch mit den Aelteſten der Gemeinden in den benachbarten Städten in Verbindung.

Anfangs war die Abſicht bloß, ſich gegenſeitig zur Frömmigkeit zu ermahnen, und ſich bey Unfällen und Gefahren, welche die Gemeinden trafen, wechſelsweiſe Rath zu geben. In der Folge aber, als die Chriſten anfingen, ein größeres Gewicht auf einen beſtimmten Lehrbegriff und auf eine gleiche Form des Gottesdienſtes zu legen, berathſchlagten ſich die Lehrer benachbarter Gemeinden am meiſten über Lehrpuncte oder über Gebräuche: wobey die jüngere Kirche ſich gemeiniglich dem Ausſpruche der ältern unterwarf, weil man allgemein die Ueberlieferung zu einer Hauptquelle der Erkenntniß annahm.

Dieſer Umgang der Lehrer verſchiedener Gemeinden mit einander, den ſie durch Correſpondenz und Zuſammenkünfte, welche man Synoden nannte, unterhielten, breitete ſich nach und nach über ganze Provinzen, und zulezt über das ganze Römiſche Reich aus, als das Chriſtenthum ſelbſt dieſen Umfang gewonnen hatte.

Um dieſen allgemeinen und immerwährenden Verkehr der chriſtlichen Kirchen-Lehrer zu befördern, trug vornähmlich die ſich allmählig feſtſezzende Idee bey, daß eine vollkommne Einheit des Lehrbegriffs und der gottesdienſtlichen Gebräuche in allen Gemeinden nothwendig ſey. Denn auf einem großen Raume und unter zahlreichen Gemeinden war dieſe Einheit nicht zu erhalten, wenn nicht die Lehrer und Vorſteher derſelben oft zuſammen conferirten, ſich einander ihre Meinungen und Gewohnheiten abfragten, und die Verſchiedenheiten auszugleichen ſuchten. Zu gleicher Zeit aber wurde dieſer große und beſtändige Verkehr der chriſtlichen Lehrer dadurch erleichtert, daß in jeder Gemeinde die Aelteſten ein Oberhaupt, unter dem Nahmen Biſchof bekamen, welches die Geiſtlichkeit ſeines Ortes repräſentirte, und im Nahmen derſelben mit den Biſchöfen anderer Kirchen unterhandelte.

Dieſe große Geſchäftigkeit, welche die Lehrer der Chriſtlichen Gemeinden, auch der entfernteſten, auf dieſen Umgang unter ſich, auf Conferenzen und Berathſchlagungen, verwandten, und die Idee von einer nothwendigen Allgemeinheit und Einheit der Kirche, welche dabey zum Grunde lag, iſt dem Chriſtenthume ſehr nachtheilig und eine Quelle ſeiner Verderbniſſe geworden.

Die Lehrer, und vorzüglich die Biſchöfe der einzelnen Gemeinden, vernachläßigten, über ihren Correſpondenzen und Synoden, die Hauptpflichten ihres Amtes, die Belehrung und die Bearbeitung der Herzen ihrer Kirchkinder. Das Volk wurde wieder unwiſſender, indem der Klerus gelehrter, oder doch orthodoxer wurde.

Es entſtand ferner aus dieſem ſtets unterhaltnen Zuſammenhange der Chriſtlichen Kirchenlehrer eine Tyranney in der Kirche: erſtlich die der Geiſtlichkeit über die Layen; und ſodann einiger hohen Geiſtlichen über ihre Mitbrüder.

Ein ſo weitläuftiger Staat nähmlich, als die chriſtliche Geiſtlichkeit formirte, konnte ohne eine gewiſſe exekutive Gewalt nicht aufrecht erhalten werden; und dieſe Gewalt mußte in immer wenigere Hände kommen. Daher die Ariſtokratie der Biſchöfe, die ſich endlich mit dem Despotismus des Pabſtes im Abendlande endigte.

Da über abſtracte und ſubtile Begriffe, dergleichen die theologiſchen ſind, die Menſchen immer uneiniger werden, je mehr ſie dieſelben unterſuchen: ſo entſtanden, eben aus jener unaufhörlichen Bemühung der Geiſtlichkeit, die Einheit des kirchlichen Lehrbegriffs zu erhalten, die Ketzereyen und Spaltungen in der Kirche. Indem ſie ſich über alle Lehrpuncte nicht nur, ſondern auch über alle Ausdrücke derſelben vereinigen wollten, entzweyten ſie ſich immer mehr. Und ſo wurde durch die Concilien ſelbſt und deren Folgen die chriſtliche Welt am meiſten zerrüttet.

Hieraus entſtanden endlich die Unduldſamkeit, und die Verfolgung der Ketzer. Denn, da man von der einen Seite, auf der unausführbaren Abſicht beharrte, eine abſolute Uebereinſtimmung der theologiſchen Begriffe und Meinungen, in allen Gemeinden der chriſtlichen Kirche, hervorzubringen; und doch durch die Erfahrung einſah, daß dieſe Uebereinſtimmung durch gemeinſchaftliche Unterſuchungen nicht zu erhalten ſey: ſo nahm man ſeine Zuflucht zu dem einzigen wirkſamen Mittel, — zu einer despotiſchen Entſcheidung der Streitigkeiten und Unterſtützung dieſer Entſcheidungen durch äußere Gewalt.

Dieſe Autorität, das Bekenntniß von Lehrſätzen zu erzwingen, auch ohne die Ueberzeugung von denſelben zu bewirken, beruhte Anfangs auf den Concilien, und alſo der Mehrheit der Stimmen, und kam zuletzt in die Hände der Päbſte.

Von dieſer Zeit an hörte der Geſchäfts-Umgang der chriſtlichen Lehrer, von welchem ich bisher geredet habe, faſt gänzlich auf. Die Concilien hatten ein Ende, oder wurden ſehr ſelten, und nur unter der Autorität des Pabſtes gehalten, und von ihr geleitet.

Selbſt die Provinzial-Synoden, auf welchen ſich bisher die Geiſtlichen der benachbarten Gemeinden ſo häufig verſammelt, und über Lehre und Leben ihrer ſelbſt und ihrer Gemeinden berathſchlagt hatten, kamen aus der Gewohnheit.

Sogar die Lehrer derſelben Orte, und die an denſelben Kirchen hatten wenig Gemeinſchaft und Umgang mit einander, außer dem, welcher durch ihr Intereſſe und durch die gemeinſchaftliche Verwaltung ihrer Güter veranlaßt wurde.

So blieb die Sache, mit wenigen Veränderungen, deren ich hier nicht zu erwähnen Urſache habe, bis zur Reformation.

Nur zwey große Verſuche machte die Geiſtlichkeit, die Entſcheidung der Glaubens-Artikel ſowohl, als die Beſtimmung der gottesdienſtlichen Uebungen, dem Despotismus der Päbſte zu entreißen, und ſie von neuem ihren gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen zu unterwerfen.

Dieſe Verſuche mißlangen zwar, ſie ſetzten aber doch die Lehrer der Kirche in eine größere Thätigkeit, ſowohl für ſich, als in Gemeinſchaft mit einander, über die bisherigen Lehren und Gewohnheiten der Kirche nachzudenken: wodurch eben die Reformation vorbereitet wurde.

Durch dieſe wurden die proteſtantiſchen Gemeinden nicht nur von der Mutterkirche, ſondern Anfangs auch von einander getrennt: indem jeder Ort und jedes Land andere Reformatoren hatten, und, unter der Aufſicht der Obrigkeit, ihren Gottesdienſt nach eignem Belieben einrichteten.

Die Lehrer der Proteſtanten traten eine Zeit lang in das Verhältniß zurück, welches die erſten Lehrer des Chriſtenthums gehabt hatten. Sie wurden von neuem als Väter ihrer Gemeinden angeſehen, und ſchränkten ſich, in ihren Berathſchlagungen mit einander, bloß auf das Wohl und die Beſſerung ihrer Gemeinden ein.

Die erſte Urſache, wodurch die Kirchenlehrer der Proteſtanten, auch aus entfernten Oertern und Ländern, wieder in Zuſammenhang und zu gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen gebracht wurden, war die Nothwendigkeit, ſich gegen das Pabſtthum zu vertheidigen. Die

Geiſtlichen der verſchiednen Gemeinen und die Lehrer ihrer Univerſitäten mußten zuſammenkommen, um gemeinſchaftliche Bekenntnißſchriften unter einander zu verabreden, die ſie ihren Gegnern vorlegen, und wodurch ſie deren Vorurtheile widerlegen wollten.

In kurzem wurden die Theologen auch von den Fürſten wegen der politiſchen Verbindungen um Rath gefragt, welche ſie gegen die zu den Waffen greifende katholiſche Partey zu errichten geſonnen waren.

So entſtanden nach und nach Lutheriſche und Reformirte Synoden, das Correſpondiren und Zuſammenkommen der Lehrer von verſchiednen Gemeinen, und ziemlich mit demſelben Erfolge, welchen die alten Synoden gehabt hatten. Dieſe ſo wieder mit einander verbundenen und ſich häufig berathſchlagenden Theologen begnügten ſich nicht mit den Gegenſtänden, durch welche ſie zuerſt waren zuſammengerufen worden. Sie debattirten auch bald, ſo wie jene alten Biſchöfe über Lehrpuncte, Formeln und Kirchengebräuche; ſie erneuerten den Begriff von einer nothwendigen Einigkeit des Glaubens, und veranlaßten dadurch, ſo wie jene, immer neue Spaltungen, die endlich auch nur durch bürgerliche Gewalt beſchränkt oder aufgehoben werden konnten.

Glücklicher Weiſe brachten die immer mehr aufblühenden Wiſſenſchaften andere Gegenſtände der Unterſuchung und des Studiums unter die Theologen. Eben die wachſende Aufklärung zeigte die Unwichtigkeit gewiſſer dogmatiſchen Streit-Puncte, und verminderte den Haß der Parteyen. Daraus entſtand, daß man in der Lutheriſchen Kirche, mit der Verfertigung der Concordien-Formel, endlich aufhörte, neue Symbole zu machen. Und da der Religions- und noch mehr der Weſtphäliſche Friede, es auch für die Proteſtantiſchen Theologen unnöthig machte, immer neue Maßregeln zur Vertheidigung gegen das Pabſtthum zu verabreden: ſo fielen auch die Urſachen hinweg, welche die häufigen Zuſammenkünfte der Kirchenlehrer verſchiedener Gemeinden bisher veranlaßt hatten: und der Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen unter einander bekam nach und nach diejenigen Schranken, und zugleich die Beſchaffenheit, welche er heute zu Tage hat.

In der Evangeliſch-Lutheriſchen Kirche iſt derſelbe hauptſächlich auf die Verbindung derjenigen Geiſtlichen, welche in gemeinſchaftlichen Conſiſtorien ſitzen, und auf die Verbindung derjenigen, welche, in den großen Städten, bey denſelben Kirchen oder Gemeinden angeſtellt ſind, eingeſchränkt.

Das Verkehr der geiſtlichen Lehrer, welche Beyſitzer derſelben Conſiſtorien ſind, iſt demjenigen an Beſchaffenheit und Wirkung vollkommen ähnlich, welches zwiſchen den Mitgliedern aller Regierungs-Collegien in ihren Sitzungen Statt findet.

Wenn ein Conſiſtorial-Collegium aus Männern, wie Spalding, Teller und Dietrich, zuſammengeſetzt iſt, und einen Münchhauſen an ſeiner Spitze hat: ſo ſind die Sitzungen und Berathſchlagungen deſſelben eine wahre Schule der Aufklärung für alle Mitglieder.

Sie ſind zugleich ein Band der Freundſchaft unter ihnen: indem einer ſowohl die Gaben als die Geſinnungen des andern kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Dieſe Vortheile fallen weg, wenn die geiſtlichen Beyſitzer eines Conſiſtoriums einander zu unähnlich ſind, um ſich in gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen vereinigen zu können: da alsdann gemeiniglich die Verſchiedenheit und Unvereinbarkeit ihrer Meinungen die ganze Autorität des Conſiſtoriums in die Hände des weltlichen Chefs deſſelben bringt, und die geiſtlichen Beyſitzer außer Thätigkeit ſetzt.

Was den Umgang derjenigen Geiſtlichen betrifft, welche an derſelben Kirche oder Gemeinde ihr Amt führen: ſo iſt zwar in der Proteſtantiſchen Kirche derjenige Geiſt erloſchen, welcher bey den erſten Chriſtlichen Gemeinden eine ſehr genaue Verbindung der Lehrer unter ſich veranlaßte.

Unſere geiſtlichen Lehrer berathſchlagen ſich ſelten mehr über ihre Amtsführung, und der Gelegenheiten, wo ſie ſich durch die gegenſeitige Mittheilung ihrer Erfahrungen in Sachen des Unterrichts und der Seelſorge, ohne Unſchicklichkeit und Anmaßung, belehren könnten, ſind wenige.

Aber dazu biethet jene Verbindung der Geiſtlichen an demſelben Orte und bey derſelben Kirche häufige Gelegenheit an, die einſichtsvollſten und menſchenfreundlichſten unter ihnen auszuzeichnen, und ihnen, entweder durch die Macht des Beyſpiels, oder durch die Freundſchaft, welche ſie ſich erwerben, einen Einfluß auf die übrigen zu verſchaffen.

Dieſe gemeinſchaftliche Amtsführung kann um deſto mehr eine Schule vieler Tugenden für die dadurch vereinigten Geiſtlichen werden, je mehr Colliſionen dabey vorkommen, welche ſie mit einander in Uneinigkeit bringen können.

Dieſer Colliſionen ſind hauptſächlich zwey.

Zuerſt ſind die Geiſtlichen öffentliche Perſonen, welche ſo, wie die Schriftſteller, wie die Redner in Republiken, wie die Lehrer auf Univerſitäten, vor dem Publikum auftreten, und von deſſen Beyfall ihr Glück erwarten. Alle Perſonen dieſer Claſſe ſind ſehr in Verſuchung, Rivale von einander zu werden: und die Rivalität iſt die Mutter des Neides, ſo wie dieſer der Vater aller feindſeligen Leidenſchaften.

Daher findet man, daß diejenigen Prediger, welche, wegen ihrer höhern Lehrgaben, von dem größern Publikum ihres Wohnorts, und von Auswärtigen am meiſten geſchätzt werden, mit ihren Collegen in wenig freundſchaftlichen Verbindungen leben: wofern ſie nicht den Vorzug ihrer Talente und ihres Beyfalls, durch eine ausnehmende Beſcheidenheit und durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und ihres Betragens, bey denſelben gleichſam wieder gut machen.

Zum andern iſt, beſonders bey den Lutheranern, auch der Eigennutz jener geiſtlichen Amtsbrüder in Widerſpruch. Ihre Einnahme hängt nähmlich, wegen des Beichtgeldes, von ihrem Beyfalle ab. Und es gehört deſto mehr Selbſtbeherrſchung bey einem Geiſtlichen dazu, welcher, ohne Unwillen, ſeinen Collegen in dem Beſitze jener Einkünfte, und ſich zurückgeſetzt ſehen ſoll: da er zugleich dadurch einen Beweis erhält, daß jener von der Gemeinde ſehr, — er wenig geliebt werde.

Noch iſt ein Wort von derjenigen Verbindung zu reden, welche die Kirchenverfaſſung unter den Geiſtlichen deſſelben Landes, oder Diſtricts, auch wenn ſie an verſchiedenen Orten wohnen, hervorbringt.

Dieſe Kirchen-Verfaſſung iſt in den verſchiedenen Proteſtantiſchen Ländern ſehr verſchieden: und ſie iſt nicht ohne Einfluß auf den Geiſt und Charakter der Geiſtlichkeit, welche hauptſächlich von dem dadurch geſtifteten Zuſammenhange zwiſchen den Mitgliedern derſelben abhängen.

Unter den Lutheranern iſt eine Art von Hierarchie, aber eine ſehr wenig drückende. Die Geiſtlichen ſind einander an Range ſubordinirt, aber nicht unterworfen. Ueber die Geiſtlichen jedes Diſtricts führt ein oberer Geiſtlicher die Aufſicht, aber ohne alle Jurisdiction, und iſt nur die Mittelsperſon zwiſchen ihr und der Obrigkeit.

Obgleich weder die Geſchäfte ſehr häufig ſind, noch der Umgang der Geiſtlichen ſehr genau iſt, welche durch die hierarchiſche Verbindung veranlaſſet werden: ſo haben doch die Inſpectoren, wenn ſie ſelbſt vorzügliche Männer ihrer Claſſe ſind, wohl Gelegenheit, auf Kirchen-Viſitationen, bey Einführungen neugewählter Lehrer und andern Verrichtungen des Aufſeher-Amtes, durch ihr Beyſpiel und ihre Belehrungen der untergeordneten Geiſtlichkeit zu nutzen; — ſo wie, auf der andern Seite, ſich durch ihr perſönliches Betragen die Liebe derſelben zu erwerben.

Auch bleiben, bey dieſer Kirchen-Verfaſſung, die Geiſtlichen jedes Diſtricts, durch die cirkuläre Mittheilung der Conſiſtorial-Verordnungen, durch Vertretungen u. ſ. w. in einem nicht unnützen Zuſammenhange, welcher Gelegenheit geben kann, daß diejenigen Geiſtlichen ſich kennen lernen, die zu einem vertrautern Umgange mit einander geſchickt ſind.

In England iſt die Verfaſſung und die Hierarchie der katholiſchen Kirche mit wenigen Veränderungen beybehalten worden: und ſie hat dort denſelben Erfolg gehabt, den Unterſuchungs-Geiſt zu lähmen, und die Anhänglichkeit der Geiſtlichen an das Alte zu befördern. Auch ſchränkt ſich der Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen der hohen Kirche in England mehr darauf ein, ſich von ihren Rechten und deren Aufrechterhaltung, und über die Verwaltung ihrer liegenden Gründe, als über die Gegenſtände ihres geiſtlichen Berufs, zu berathſchlagen.

Nur werden dieſe Folgen der Hierarchie in England durch das Licht der Wiſſenſchaften gemildert, welches allgemein, und auch unter der Geiſtlichkeit, herrſcht; — und durch den Umſtand, daß die höhern geiſtlichen Stellen nicht bloß nach Geburt, ſondern nach Verdienſt, und beſonders nach litterariſchem Verdienſte beſetzt werden.

In einigen reformirten Ländern, z. B. in Holland und in der Pfalz, iſt die Synodal-Verfaſſung, mehr oder weniger, beybehalten worden.

Dieſe bringt allenthalben, wo ſie herrſcht, mehr Leben und Thätigkeit in den Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen: indem jeder hoffen kann, bey Gelegenheit einer ſolchen Zuſammenkunft, ſeine Ideen ſeinen Amtsbrüdern mitzutheilen, und durch ihre Beyſtimmung zur Ausführung zu bringen.

Aber ſie führt zu einer weit ſtrengern Orthodoxie, ſie iſt weit intoleranter, und ſelbſt zur Verfolgung der anders Denkenden geneigter, als z. B. die Subordination der Lutheriſchen Geiſtlichen unter ihre Conſiſtorien dieſelben macht.

Die Urſache iſt, daß, wo die Mehrheit der Stimmen entſcheidet, auch unter der Geiſtlichkeit, die am wenigſten Aufgeklärten, und die Heftigſten und Leidenſchaftlichſten die Oberhand behalten und die Geſetze geben.

In andern Gegenden Deutſchlands und in der Schweitz, ſind die Reformirten Gemeinden gänzlich von einander getrennt, und weder durch eine Subordination, noch durch Zuſammenkünfte ihrer Geiſtlichen vereiniget. Jede regiert ſich, unter der Aufſicht der höchſten Obrigkeit, ſelbſt durch ihr Conſiſtorium, welches aus den Geiſtlichen und aus einigen ausgewählten und angeſehenen Gliedern der Gemeinde beſteht.

Dieſe Einrichtung iſt, beſonders an Orten, wo die Reformirten Gemeinden größtentheils aus Perſonen der geſitteren Claſſen beſtanden, oder ſonſt im Beſitze einer gewiſſen Aufklärung waren, von ſehr gutem Erfolge geweſen.

Die Freyheit zu denken, iſt dadurch vermehrt worden: und die Verbeſſerungen der Liturgie und der Geſänge ſind hier am erſten und leichteſten zu Stande gekommen.

Der Lehrer lernt auch, bey dieſer Einrichtung, die Hausväter ſeiner Gemeinde nach und nach kennen, und wird ihnen bekannt: der verdienſtvolle Lehrer gelangt alſo endlich zu einem natürlichen Anſehen und Einfluſſe bey ſeiner Gemeinde, welche mit gar keinem Despotismus vermiſcht ſind, und benutzt hinwiederum die Einſichten und die Erfahrenheit, welche unter den ältern Mitgliedern ſeiner Gemeinde verbreitet ſind.

2) Umgang der geiſtlichen Lehrer mit ihren Gemeinden.

Die Art dieſes Umgangs hat ſehr abgewechſelt, nach den verſchiedenen Ideen, welche man ſich von dem Verhältniſſe der geiſtlichen Lehrer gegen ihre Gemeinden, und von dem Berufe der erſtern gemacht hat, — und nach den Umſtänden der Zeit, welche den Geiſtlichen, bald mehr bald weniger, Ueberlegenheit über die Layen, ſowohl an Macht und Anſehn, als an Einſicht und Wiſſenſchaft gegeben haben.

Im Anfange des Chriſtenthums waren die Lehrer, genannt Aelteſten, wie ich ſchon geſagt habe, zugleich Aufſeher, Fürſorger und Rathgeber der Gemeinden. Sie wurden als Väter reſpectirt, und handelten auch wirklich als Väter. Dieſes Verhältniß ſcheint ſehr glücklich, und dieſe Regierungsart, die bloß auf freywilliger Unterwerfung beruht, die ſanfteſte unter allen zu ſeyn. Und ſo iſt es auch in der That, ſo lange die Geſinnung von beyden Seiten aufrichtig iſt, die Gemeinden klein, und die Mitglieder derſelben von wenig Anſprüchen ſind, und eine gewiſſe Einfalt im Verſtande oder Charakter haben. So waren in der That die erſten Chriſten; ſo waren die erſten Brüder in den Herrenhutiſchen Gemeinden.

Aber auch eine freywillige Unterwerfung unſers Geiſtes unter Andere wird mit der Länge der Zeit läſtig, und uns ſelbſt ſchädlich; und die väterliche Gewalt iſt der despotiſchen ſehr nahe, und artet leicht in dieſelbe aus. Daher der erſte Grund der Erhabenheit, welche ſich in der Kirche die Geiſtlichkeit über die Layen anmaßte; daher der erſte Grund der Demuth und Unterwerfung, mit welcher ſich dieſe die Ausſprüche ihrer Lehrer, in Sachen der Religion, gefallen ließen.

Dieſes Verhältniß änderte ſich, als die Gemeinden größer wurden. Aber an die Stelle der väterlichen Aufſicht und kindlichen Folgſamkeit trat wirkliche Herrſchaft von der einen, — und Sklaverey des Geiſtes von der andern Seite, als die Geiſtlichkeit, Anfangs in Corpore auf ihren Zuſammenkünften, und endlich durch ihre Repräſentanten und Oberhäupter, den Glauben und den Gottesdienſt der Chriſten anordnete, ihre Begriffe in Abſicht der Religion beſtimmte und ihnen die Uebungen derſelben vorſchrieb.

Ueberhaupt, ſo bald man die geiſtlichen Lehrer als die Depoſitarien der göttlichen Geheimniſſe, und als eine Art von Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und den übrigen Menſchen anſah: ſo bald mußten ihre Lehren, ihre Ermahnungen, alle gottesdienſtlichen Handlungen, die ſie verrichteten, einen höhern Charakter annehmen; der Eindruck, den dieſelben auf das Volk machten, war nun nicht bloß der Eindruck der Wahrheit und des ſittlichen Nutzens, ſondern der eines göttlichen Urſprungs und Anſehns.

Dieß war der Fall bey den Jüdiſchen und Aegyptiſchen Prieſtern, und es gab ihnen den Vorrang vor allen übrigen Ständen.

Dieß wurde von neuem der Fall bey den Lehrern der Chriſtlichen Kirche, vom dritten Jahrhunderte an, bis auf die Reformation.

Die auf den Concilien verſammelte Geiſtlichkeit, und in der Folge der Römiſche Biſchof, wenn er ex cathedra ſprach, wurden als unmittelbar vom heiligen Geiſte inſpirirt angeſehn: und die Schlüſſe der erſtern, die Decrete des letztern, waren Geſetze für die ganze Chriſtenheit, von einer mehr als menſchlichen Sanction.

Dieß mußte nothwendig das ganze Corpus der Geiſtlichkeit über die Layen erheben, und auch auf die Art, wie die einzelnen Geiſtlichen jeder Gemeinde mit ihren Kirchkindern umgingen, und von dieſen hinwiederum behandelt wurden, Einfluß haben.

Hierzu kam, daß die Geiſtlichkeit im Mittelalter faſt in dem ausſchließenden Beſitze aller wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten war: wodurch ſie nicht nur noch mehr Ueberlegenheit über die Layen erhielt, ſondern auch in ganz neue Geſchäfts-Verbindungen, ſowohl mit den Regenten der Staaten als mit Privatperſonen, gerieth.

Geiſtliche wurden an allen Höfen Canzler der Fürſten: mit ihnen wurden die meiſten hohen und niedrigen Staatsämter beſetzt. Im Rathe der Völker, auf Reichs- und Land-Tägen machte die Geiſtlichkeit allenthalben den erſten Stand aus, und ihre Stimme war von dem größten Gewichte.

Auch in den Häuſern der Privatperſonen, beſonders der Großen, fand man durchgängig Geiſtliche, welche die Geſchäfte derſelben beſorgten, ihr Hausweſen regierten, und die Honneurs der Geſellſchaft machten.

Aber dieſer große weltliche Verkehr der Geiſtlichen mit den Layen ſchwächte ein wenig den Einfluß ihres geiſtlichen Anſehns: indem die Weltlichen dadurch eine gewiſſe Gewalt über ſie bekamen, ihnen ſolche Aemter und Functionen anzuvertrauen oder zu entziehen, — oder indem ſie doch wenigſtens bey dieſen politiſchen und ökonomiſchen Angelegenheiten ein Wort von Gewicht mitſprechen konnten.

Hierzu kam noch der große Abſtand, in welchen die niedere Geiſtlichkeit gegen die hohe gerieth. Die Biſchöfe und Prälaten wurden große Herrn, welche wenig mehr mit ihren Gemeinden zu thun hatten. Aber der gemeine Dorfpfarrer und überhaupt der niedere Geiſtliche wurde auch von ihnen ſo wenig geachtet, daß er bey dem Volke gleichſam ſeine Zuflucht ſuchen mußte, und ſich daher dem gemeinen Manne mehr näherte, und um deſſen Liebe warb, aber auch immer von dieſem eine achtungsvolle Begegnung erhielt.

Unter allen dieſen Abwechſelungen, blieb jedoch eine Art von Umgang und Verkehr der Geiſtlichen mit ihren Gemeinden, welche für beyde Theile vortheilhaft war, einen freundſchaftlichen Charakter hatte, und zugleich den Geiſtlichen Achtung erweckte; ich rede von dem Umgange, welchen der Unterricht, die Ausſpendung der Sakramente, die Beſuchung der Kranken u. ſ. w. veranlaßten.

Freylich kommt ſehr viel darauf an, ob dieſe Religions-Handlungen bloße Ceremonien ſind, ob ſie auf eine handwerksmäßige Weiſe verrichtet werden; und ob beſonders der Unterricht gut und wirklich belehrend und erbaulich iſt.

Indeß ſieht doch der geiſtliche Lehrer, (es verſteht ſich, daß ich darunter einen Seelſorger, einen Pfarrer u. ſ. w. verſtehe) ſeine Kirchkinder bey ſo intereſſanten und rührenden Gelegenheiten, und dieſe nehmen zu ihm gemeiniglich in einer, für gute, ſittliche Empfindungen ſo günſtigen, Stimmung des Gemüths ihre Zuflucht, daß nothwendig ſich einige Zärtlichkeit und Sympathie in dieſen Umgang miſchen, und einiger Nutzen für beyde Theile aus demſelben entſtehen muß.

Die Reformation hat bey den Proteſtanten und die wachſende Aufklärung hat in der Römiſchen Kirche, das wahre Verhältniß der Geiſtlichen zu ihren Gemeinden auf die beyden Beziehungen, —

auf die eines Seelſorgers, und die eines Lehrers zurückgebracht.

Bey den Proteſtanten iſt nach und nach der Seelſorger in den Lehrer übergegangen: und in den aufgeklärteſten Gemeinden iſt der öffentliche Unterricht der Erwachſenen und der Kinder, nebſt den gelegentlichen Ermahnungen und Tröſtungen einzelner Perſonen bey außerordentlichen Vorfällen, das Hauptgeſchäfte des Geiſtlichen geworden.

Die Seelſorge iſt immer mit einer gewiſſen Herrſchaft verbunden, und zieht dieſelbe nach ſich. Sie ſetzt überdieß, wenn ſie nützlich ſeyn ſoll, ſchon eine gewiſſe Superiorität des Geiſtlichen über ſeine Kirchkinder, oder eine große Vertraulichkeit mit ihnen voraus, — zwey Sachen, die nicht immerwährend noch allgemein ſeyn können.

Die Seelſorge iſt die Bearbeitung des moraliſchen und religiöſen Charakters der Erwachſenen. Man kann aber an dem Charakter eines Menſchen nicht arbeiten, wenn man ihn nicht kennt; und man kann den Charakter nur aus den Handlungen erkennen. Der Geiſtliche, wenn er Seelſorger ſeyn ſoll, muß ſich alſo um die Handlungen ſeiner Kirchkinder bekümmern.

Hieraus iſt die Beichte entſtanden. Auf dieſem Wege ſind die Geiſtlichen in das Innere der Familien, und ſelbſt an die Höfe der Fürſten gedrungen.

Indem ſie das Moraliſche und Unmoraliſche in dem Betragen der Fürſten beobachteten, lernten ſie auch ihre Angelegenheiten ſelbſt kennen. Indem ſie die Fehler derſelben beſtraften, bekamen ſie eine gewiſſe Gewalt über ſie.

Dieß gab, auch unter den Proteſtanten, den Beichtvätern zuweilen Einfluß in die Staatsgeſchäfte und in die Regierung. Man weiß, mit welcher Freymüthigkeit im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte die Prediger in Schottland und an einigen deutſchen Höfen die Aufführung und die Maßregeln der Regenten, ſelbſt auf der Canzel, rügten.

Dieß veranlaßte einen andern noch ſchädlichern Einfluß der Geiſtlichen auf die Regierung, indem ſie hier auf das Volk wirkten, und das Mißvergnügen deſſelben über ihre Fürſten erregten.

Auch über die Privatperſonen mußte die Seelſorge, ſo lange ſie ernſtlich und des Nahmens werth war, eine ähnliche Herrſchaft, und auf die Angelegenheiten derſelben einen bedeutenden Einfluß geben.

Dieß konnte wirklich zuweilen von Nutzen ſeyn, wenn von der einen Seite der Lehrer wirklich höhere Einſichten und einen mehr veredelten Charakter hatte, als ſein Kirchkind, und er überdieß mit einer reinen Abſicht und doch mit wahrem

Eifer für das Wohl und die Tugend des ihm Anvertrauten zu Werke ging; und wenn von der andern Seite der dieſen Unterricht Empfangende, nicht aus abergläubiſcher Verehrung des geiſtlichen Charakters, ſondern aus Gefühl ſeiner Unwiſſenheit und Schwäche, ſich dieſes Anſehen eines Weiſeren und das Einmiſchen deſſelben in ſeine äuſſern oder Herzens-Angelegenheiten gefallen ließ.

So bald aber mehr Gleichheit zwiſchen den Lehrern und den Gliedern der Gemeinden, auch in Abſicht der moraliſchen Kenntniſſe, entſtand, ſo wurde jene ſo ſpecielle Seelſorge unſchicklich; und ſie wurde ſogar ſchädlich, wenn der Geiſtliche die Autorität ſeines Amtes zu Hülfe nehmen mußte, um ſich Gehör zu verſchaffen, und der Laye doch unwillig und ohne wahren innern Beyfall dieſe Belehrungen oder Beſtrafungen annahm.

Es iſt alſo im Grunde ein Glück, daß zu unſern Zeiten die Seelſorge der Geiſtlichen, in Beziehung auf einzelne Perſonen, theils auf die ſchon oben genannten Functionen der Beſuchung der Kranken und Sterbenden, theils auf ſolche gelegentliche Ermahnungen eingeſchränkt worden iſt, wozu ſie von der Obrigkeit oder von den dabey intereſſirten Perſonen ſelbſt aufgefordert worden, z. B. zur Ausſöhnung uneiniger Eheleute, zu Wiedervereinigung beleidigter Aeltern mit ihren Kindern, zu Hebung von Gewiſſensſcrupeln u. ſ. w.

Auch bey dieſen Gelegenheiten, obgleich auch hier nicht immer der geſuchte Endzweck erreicht wird, kann doch der Geiſtliche dadurch Gutes ſtiften, indem er ſich Achtung und Liebe erwirbt, ſeine Kirchkinder mehr an ſich zieht, und dadurch ſeinem öffentlichen, und dem Religions-Unterrichte überhaupt, mehr Anſehen und Eingang verſchafft.

Aber es iſt dieß auch der delicateſte Theil ſeines Amtes, weil er auf Privatverhältniſſe Rückſicht nehmen muß, ohne deren Kenntniß oder Beobachtung die beſten moraliſchen Betrachtungen unſchicklich und dadurch unkräftig werden können.

Doch die vornehmſte Function, welche jetzt der geiſtliche Lehrer bey den Proteſtanten hat, und durch welche er mit ſeiner Gemeinde in Verbindung ſteht, iſt der Unterricht: wovon es drey Zweige giebt, den Unterricht auf der Canzel, den in den Catechiſationen, und den Unterricht der Jugend bey der Vorbereitung zum Abendmahl.

Die beyden erſten Arten des Unterrichts ſind dem Prediger eigen: die letzte hat er mit dem Pädagogen und Schullehrer gemein.

Es iſt ein großer Vorzug des Religions-Lehrers, daß der von ihm ertheilte Unterricht ihn mit ſeinen Mitbürgern in einen weit größern und angenehmern Zuſammenhang bringt, als die andern Arten der Lehrer kommen können.

Kein Gelehrter genießt ſo gewiß und ſo zeitig die Belohnung ſeiner Talente und ſeines Fleißes in der Liebe und Achtung der Perſonen, welche ihn umgeben, als der Prediger.

Der Schriftſteller arbeitet für ihm unbekannte, oft entfernte Leſer, die ſich nicht um ihn, ſondern nur um ſein Buch bekümmern, deren gute Geſinnung wenigſtens ihm unbekannt bleibt, und wenig nutzt. Seinen Mitbürgern werden ſeine Verdienſte oft am ſpäteſten bekannt: und auch dann erhält er von ihnen mehr eine kalte Achtung, als eine perſönliche Zuneigung, die ſie begierig machte, in Umgang mit ihm zu treten. Freunde muß er ſich, ſo wie jeder andere Menſch, ſuchen, oder vom Zufalle erwarten: ſeine Schriftſtellerey verſchafft ihm derſelben wenige.

Das Verdienſt des Schullehrers bleibt in ſeine Claſſe, oder in ſein Gymnaſium eingeſchloſſen. Nur ſeine Zöglinge lernen die Vorzüge ſeines Unterrichts unmittelbar kennen. Den Aeltern wird er erſt durch ihre Kinder bekannt: und das übrige Publicum ſchätzt ihn bloß auf Treu und Glauben, um des Lobes dieſer Aeltern willen.

Auch der akademiſche Lehrer tritt nur vor jungen Leuten auf, welche nicht immer die beſten

Richter ſind, und deren Urtheil oder Geſinnung auf das übrige Publicum nur wenig Einfluß hat.

Der Geiſtliche iſt der einzige Lehrer, welcher Erwachſene und Leute aus allen Ständen perſönlich unterrichtet. Er trägt ſonntäglich einer Verſammlung derſelben ſeine Einſichten und Empfindungen über die wichtigſten Angelegenheiten vor. Auch ſeine Perſon, ſeine Stimme, ſein ganzes Aeußere wird ihnen bekannt. — Kein Wunder alſo, daß, wenn er wirklich höhere Einſichten hat, wenn er ſie auf eine deutliche und angenehme Weiſe mitzutheilen weiß, wenn ſein Aeußeres gebildet und ſeine Stimme wohlklingend iſt, er nicht nur die Hochachtung, ſondern auch die Freundſchaft derjenigen, welche ihn hören, erhält; und daß er von den Beſten oder Geſelligſten unter ihnen, auch zu ihrem vertrautern Umgange, aufgeſucht wird.

Man ſieht daher auch, daß in allen großen Städten, wo einige Cultur und Geſelligkeit herrſchen, die vorzüglichſten Prediger, die Spaldinge, die Teller, die Reinharde, immer in ſehr angenehmen Verbindungen mit den höhern und mittlern Claſſen leben, und auch als Geſellſchafter aufgeſucht werden, indeß die an denſelben Orten wohnenden Schriftſteller und Schullehrer von gleichen Verdienſten in ihren Fächern, verhältnißmäßig, im Dunkeln bleiben.

Wenn der Geiſtliche keinen andern Umgang mit ſeiner Gemeinde hat, als den er in ſeinen Amtsgeſchäften findet, ſo wird der Ton ſeines Geſprächs leicht deklamatoriſch, oder geſucht, oder frömmelnd. Wenn er aber mit wahren Redner-Talenten, die er ſo oft übt, die geſellſchaftliche Bildung verbindet, ſo iſt er auch, nächſt dem großen Arzte, am meiſten in der Lage, ein feiner Weltmann, in dem beſten Sinne des Worts, zu werden.

2. Geſchäfts-Umgang der Jugend-Lehrer.

1) Geſchäfts-Umgang der Lehrer auf niedern Schulen und Gymnaſien.

Er iſt ebenfalls zwiefach: der Umgang der Lehrer unter einander, und der mit ihren Schülern.

a. Umgang der Schullehrer unter einander.

Da die Lehrer jedes Gymnaſiums ein Corpus ausmachen, welches aus gemeinſchaftlichen Fonds ſeine Einkünfte erhält, da ſie (wenigſtens in ältern Lehr-Inſtituten) in einer gewiſſen Rang-Ordnung unter einander, und unter der gemeinſchaftlichen Aufſicht und Direction eines Oberhauptes ſtehen: ſo bringt dieß nothwendig einigen Zuſammenhang unter ihnen hervor, und beſtimmt ihr Betragen gegen einander.

Da ſie gemeiniglich ihre Claſſen in demſelben Gebäude halten, ſo haben ſie täglich Gelegenheit, einander, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, zu ſehen und zu ſprechen; aber ſie haben noch mehr Gelegenheit einander kennen zu lernen, und beſonders das Verhältniß zu wiſſen, in welchem jeder mit ſeinen Schülern ſtehet.

Jene erſte Art der Verbindung bezieht ſich bloß auf das Intereſſe und die Schul-Verfaſſung; und bringt ſelten eine Zuſammenkunft oder Berathſchlagungen unter den Lehrern hervor; ausgenommen, wenn ein gemeinſchaftliches Mißvergnügen über gewiſſe von oben gemachte Verfügungen und Neuerungen ſie vereiniget.

Dieſer Umgang der Lehrer in den Zwiſchenräumen der Lectionen iſt zwar an ſich ſehr kurz und unbedeutend. Da aber dieß Augenblicke der Erhohlung von einer mühſamen Arbeit ſind, ſo kann er doch ſehr angenehm werden, und eben deswegen von Folgen ſeyn — Man ſagt ſich einander viel mit wenigen Worten: und ein witziger Einfall gelingt oft am beſten, wenn man nicht Zeit hat viel zu ſagen. — Man ſieht ſich einander öfter und ſpinnt den Faden wieder an. Kurz die Lehrer einer Anſtalt werden auch aus dieſen Bruchſtücken einer Unterredung gewahr, ob ſie ſich für einander ſchicken, und verbinden ſich oft, bloß nach dieſen Datis, zu einer genauern Privat-Freundſchaft.

Das aber iſt ſehr ungewöhnlich, daß die Lehrer einer größern Schul-Anſtalt ſich mit einander über die eigentlichen Angelegenheiten ihres Amtes beſprechen, ſich einander ihre Lehr Methoden mittheilen, die Hinderniſſe, welche ſie vorfinden, einander darlegen, und ſich über die Mittel berathſchlagen, wie ſie die Sitten ihrer Schüler verbeſſern und ihre Kenntniſſe vermehren wollen.

Nur ein zur Verbeſſerung ſeines Gymnaſiums ſehr thätiger Rector, der zugleich nicht despotiſch regieren will, kann die Lehrer ſeiner Anſtalt zu ſolchen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen vereinigen, und dieſelben im Gange erhalten. Aber auch dann kommt ſelten ein beträchtlicher Nutzen heraus. Die meiſten Lehrer beſuchen ſolche Verſammlungen nur unwillig und aus Zwange; die Meinungen derſelben ſind zu verſchieden; und es iſt am Ende doch nur Einer, oder Wenige, welche die Verbeſſerungs-Vorſchläge machen und durchſetzen.

Ueberhaupt herrſcht in den Schulen unter den Lehrern wenig republikaniſcher Geiſt: und die monarchiſche Regierung iſt, wenigſtens bisher, hier zu Hauſe, und auch am rechten Orte geweſen. Jener Geiſt aber wird erfordert, wenn ein intereſſanter und lebhafter Verkehr unter den in einem Collegium vereinigten Geſchäftsleuten entſtehen ſoll.

Die Urſache hiervon liegt zum Theil in dem zu weiten Abſtande, welchen die Lehrer der unterſten Claſſen von denen der höhern, auch in der bürgerlichen Rangordnung, und oft auch an Sitten und Kenntniſſen, haben. Noch weit mehr aber liegt ſie in der Verſchiedenheit der Meinungen, welche die Lehrer über Erziehung und Unterricht hägen, und in der Verſchiedenheit der Gewohnheiten, welche ſie in Abſicht beyder Gegenſtände angenommen haben.

Es iſt zu glauben, daß vor der Periode der neuern Fortſchritte in der Erziehungskunſt, als noch alle Welt glaubte, daß die Schulen und Gymnaſien bloß beſtimmt wären, die alten Sprachen zu lehren, und da man keine andern Methoden des Unterrichts, als die des Auswendiglernens, und keine andere Schul-Diſciplin, als die der Strenge und körperlicher Strafen, kannte, auch mehr Harmonie und Gleichheit unter den Lehrern deſſelben Gymnaſiums war.

Sie ſtiegen damahls gemeiniglich von den niedrigſten Claſſen zu den höchſten, welches auch beytrug, ihnen gegenſeitig Achtung für einander und Anlage zur Freundſchaft zu geben. Wahrſcheinlich waren ſie auch eher aufgelegt, über Schulſachen mit einander zu conferiren, und kamen leichter in gewiſſen Reſultaten und Beſchlüſſen zuſammen.

Vielleicht iſt der große Flor, welchen in jener ältern Periode ſo viele Gymnaſien in Deutſchland hatten, zum Theil, dieſer größern Einigkeit der Lehrer, und ihrer engern Verbindung, als Mitglieder eines kleinen Gemein-Weſens, an deſſen Vortheile ſie alle Anſpruch machten, zuzuſchreiben.

Nachdem aber die neuere Pädagogik ſowohl mehrere Gegenſtände des Schul-Unterrichts eingeführt, als die Methoden des Sprach-Unterrichts verändert, und über die moraliſche Erziehung zuvor unbekannte Begriffe verbreitet hat; ja, nachdem in die Gelehrſamkeit überhaupt ein neuer Geiſt gedrungen iſt, — die alte Litteratur philoſophiſcher, und die Wiſſenſchaften gemeinnütziger und populärer geworden ſind: ſeit dem haben ſich die Lehrer derſelben Schul-Anſtalten mehr von einander trennen, und unter ſich uneins werden müſſen.

Die ältern ſind gemeiniglich dem alten Syſteme anhänglich geblieben: die jüngern ſind mit den Fortſchritten des Zeitalters weiter gegangen, oder haben ſelbſt vielleicht die Gränze einer klugen Reformation überſchritten. Neuerungsſucht und Vorurtheil für das Alte haben angefangen, in den Schulen, ſo wie in der Kirche, mit einander zu ſtreiten.

Die in den untern Claſſen alt gewordnen Lehrer ſind nun ſeltner zu den oberſten Stellen befördert worden, weil ſie ſich in die neue Einrichtung der Dinge nicht fügen wollten, und bey derſelben zur Direction ungeſchickt waren.

In dieſem Zuſtande befinden ſich die Dinge, mehr oder weniger, noch auf allen alten Gymnaſien. Doch nähert ſich die Kriſis einer Entſcheidung. Die alten Lehrer, welche alle Verbeſſerungen verwerfen, ſterben nach und nach aus; und von der andern Seite wird die Begierde zu reformiren mäßiger. Man lernt durch Verſuche das, was im Schul-Unterrichte und in der Disciplin möglich und unmöglich iſt, unterſcheiden. Die Neuerer kommen auf manche alten Methoden zurück: und die Liebhaber des Alten ſehen den Nutzen gewiſſer Veränderungen endlich ganz augenſcheinlich. Auch die Lehrer in den untern Claſſen werden jetzt wieder mehr geſchätzt, weil ſie an Denkungsart und Sitten den übrigen Menſchen mehr gleich ſind.

Dieß, wenn es ſo fortgeht, wird wahrſcheinlich die Lehrer eines Gymnaſiums wieder, wie ehedem, zu gleichartigen Gliedern deſſelben Körpers machen, und ſie alſo auch unter ſich in einen, auf ihr Geſchäft ſich beziehenden, lebhaftern Umgang bringen.

b. Umgang der Schullehrer mit ihren Schülern.

Man kann zweyerley Fragen hierbey aufwerfen: erſtens, wie ſind die Sachen bisher und im Durchſchnitte geweſen? (denn Ausnahmen hat es immer gegeben:) und zweytens, welcher Vervollkommnung iſt dieſer Umgang fähig, wenn die Erziehungskunſt überhaupt noch größere Fortſchritte macht?

In Abſicht der erſten Frage ſind folgendes die Beobachtungen oder die Meinungen der Menſchen.

Die Lehrer der unterſten Claſſen in den Gymnaſien, da ſie es größtentheils mit Kindern gemeiner Aeltern zu thun haben, welche ſchlechte Sitten und pöbelhafte Manieren aus dem Hauſe in die Schule bringen, ſind in Gefahr, wofern ſie lange in dieſen Claſſen bleiben, etwas von jenen Fehlern, indem ſie ſie verbeſſern wollen, ſelbſt anzunehmen.

Sie müſſen ſich ſo tief herablaſſen, um ihnen verſtändlich zu ſeyn, und Eindruck auf ſie zu machen, daß ſie mit der Zeit, ſelbſt von dem Grade der Cultur, welchen ſie ſchon erreicht hatten, oder noch zu erreichen hoffen konnten, herabſteigen, und Sprache und Sitten, die ſie anfangs nur unter ihren Schülern vorſätzlich annahmen, nun als Gewohnheit, auch in den Umgang mit der übrigen Welt mitbringen.

Der Einfluß des Beyſpiels und die Macht der Nachahmung iſt in der menſchlichen Natur ſo groß, daß auch für den Erwachſenen der Umgang mit Kindern in dieſer Abſicht nicht gleichgültig iſt: beſonders, wenn er, als ein Einzelner, mit vielen Kindern zu thun hat, und dieſer Verkehr lange dauert.

Er wird, unter fein gebildeten und artigen Kindern, ſelbſt artiger werden, wenigſtens ein ſanftes, freundliches und liebreiches Weſen bekommen, welches die Grundlage wahrer Artigkeit iſt. Und er wird hingegen unter Kindern aus dem Pöbel ſelbſt einen rauhen und gemeinen Ton des Umgangs annehmen.

Aber abgeſehen von dem Einfluſſe des bloßen Beyſammenſeyns, und der Nachahmung, welcher noch zweifelhaft ſeyn kann, — iſt die Beſchäftigung eines Lehrers von ſehr jungen, noch unwiſſenden und ungebildeten Knaben, von welcher Art auch die natürlichen Anlagen derſelben ſeyn mögen, ſehr wohl im Stande, auf Geiſt, Charakter und Sitten des Lehrers einzuwirken: beſonders, wenn Ein Lehrer viele ſolche Schüler zu unterrichten und in Aufſicht zu halten hat; — wie dieß in Schulen nothwendig der Fall iſt.

Da hier eine gewiſſe Diſciplin durchaus nothwendig iſt, um nur Ordnung und Stille unter den Zöglingen zu erhalten; da ſelbſt körperliche Strafen zuweilen unentbehrlich ſind; da der Lehrer nothwendig eine Art obrigkeitlichen Anſehns über ſeine Claſſe haben und behaupten muß; und da er endlich auch oft zum Zorn gereitzt, oder durch das Mißlingen ſeiner Bemühungen in üble Laune geſetzt wird: ſo iſt es allerdings möglich, daß er, bey langer Fortdauer dieſer Lage, ein gebietheriſches Anſehen überhaupt annehme, daß ſein Ton in der Geſellſchaft zu entſcheidend und ſein Tadel zu bitter werde; daß er endlich in ſeinem Aeußern entweder etwas Rauhes und Unfreundliches, oder Spuren von Unzufriedenheit und übler Laune zeige. Auch große Männer, welche lange Zeit Schulmänner waren, aber in der Folge in andere Aemter kamen, haben doch dieſe, ihnen durch die frühere Beſchäftigung eigen gewordenen, Sitten nie ganz verläugnen können.

Von der andern Seite giebt es keine größere Uebungs-Schule der Geduld, der Sanftmuth, der Selbſtbeherrſchung, und der Kunſt, ſeine Würde ohne Tyranney zu behaupten, als die Lage eines ſolchen Lehrers. Wenn er ungezognen Knaben Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen weiß; wenn er ſich zu ihnen herablaſſen kann, ohne ihnen verächtlich, und ſich über ſie erheben kann, ohne ihnen verhaßt oder fürchterlich zu werden: ſo iſt zu erwarten, daß er in den leichtern und angenehmern Verhältniſſen mit ſeines Gleichen, mit Erwachſenen, ſelbſt mit Höhern, eben dieſe Tugenden ausüben, und auf gleiche Weiſe ſich die Achtung der Menſchen gewinnen wird.

Doch nicht bloß die Schullehrer der untern Claſſen, ſondern alle Schullehrer überhaupt, auch die, welche es mit einer ſchon mehr erwachſenen und gebildeten Jugend zu thun haben, welche ſie für die Akademie vorbereiten ſollen, können durch die Beſchäftigung und durch den Umgang mit ihren Zöglingen, an eigner Geiſtesbildung bald verlieren, bald gewinnen.

Es iſt zwar hier keine ſolche Diſciplin mehr nöthig, welche dem, der ſie ausübt, gemeiniglich eine unangenehme und fehlerhafte Falte giebt. Aber es iſt auch nicht die Ausübung dieſer Diſciplin allein, — es iſt auch die Function des Unterrichts, der ganz Unwiſſenden gegeben wird, welche den Charakter und die Sitten des Schulmanns beſtimmt oder wenigſtens modificirt, wofern nicht ſtark entgegenwirkende Urſachen jene Eindrücke des Standes vernichten.

Hier weiß nähmlich der gute Lehrer gewiß, daß er weiſer und einſichtsvoller ſey, als die Menſchen, welche er vor ſich hat.

Er hat überdieß entweder bloß die Elemente der Wiſſenſchaften vorzutragen: oder wenn er auch höhere Gegenſtände, die aus der Mitte derſelben genommen ſind, abhandelt, ſo muß er doch ſeine Erklärung von den erſten Principien anfangen. Da er nur wenige und unvollkommne Vorkenntniſſe bey ſeinen Zuhörern vorausſetzen kann: ſo iſt er genöthiget, immer wieder zu den Anfangsgründen zurück zu kehren, und ſich alſo oft zu wiederhohlen. Da er ſie nicht als Selbſtdenker anſehen kann: ſo muß er oft auf einen Zuſammenhang der Sachen aufmerkſam machen, und Folgerungen ziehn, welche ſich, in den Augen anderer Menſchen, von ſelbſt zu verſtehen ſcheinen.

Endlich iſt er verpflichtet, ſich in ſeinem Unterrichte nach den Schwächſten und Unfähigſten unter dem Haufen ſeiner Schüler zu richten, und ſelbſt den fähigern Köpfen zuweilen langweilig zu werden, um den weniger von der Natur begabten verſtändlich zu ſeyn.

Alle dieſe Urſachen, hat man geglaubt, und zuweilen gefunden, verſtimmten den Ton des geſellſchaftlichen Umgangs eines Schullehrers, und machten oft ſeine Art, ſich unter Erwachſenen und gebildeten Leuten mitzutheilen, weniger angenehm.

Sie haben, ſagt man, oft von zwey entgegengeſetzten Fehlern, einen bey dem Schulmanne hervorgebracht: nachdem dieſer entweder von Natur eine Anlage zum Stolze und zur Anmaßlichkeit, oder zur Beſcheidenheit und Schüchternheit gehabt hat.

Im erſtern Falle iſt er geneigt geworden, alle Welt für ſeine Schüler zu halten, und ſie durch den Lehrton in ſeinen Geſprächen merken zu laſſen, um wie viel er ſich für weiſer und gelehrter halte, als ſie. Er war ſehr weitläuftig über Gegenſtände, die er ganz kurz hätte abfertigen ſollen, und machte durch Erzählung von Vorfällen, die nur ein Intereſſe für die Schule haben, oder durch die Erklärung von Sachen, die er als ſeinen Zuhörern bekannt hätte annehmen ſollen, ſeiner Geſellſchaft lange Weile. Um von ihm etwas über den Buchſtaben S zu erfahren, muß man ſich gefallen laſſen, daß er das ganze Alphabeth von Anfange an durchgeht.

Im zweyten Falle, wenn ſich Schul-Pedanterey mit Beſcheidenheit verband, wurde der Schulmann in Geſellſchaft ganz ſtumm, — wenigſtens trocken, zurückhaltend und verlegen.

Weil er ſeine gewöhnliche Art des Vortrages hier nicht anwenden konnte: ſo hielt er lieber mit der Mittheilung ſeiner Gedanken gänzlich zurück. Da er ſich zu einer kurzen und unterbrochnen Erörterung mannigfaltiger Gegenſtände, dergleichen das Geſpräch erfordert, unfähig fühlte, und doch bemerkte, daß ein ausführlicher Vortrag, in welchem er ſich allein ein Genüge leiſten könnte, hier unſchicklich ſey: ſo zog er ſich lieber von allen Geſellſchaften zurück, oder miſchte ſich wenig in das Geſpräch derjenigen, welchen er beywohnte.

Verſuchte er es zuweilen, in eine ihm fremde Gattung überzugehen, und mit wenigen Worten Aufſchlüſſe über die in der Unterredung vorkommenden Gegenſtände zu geben: ſo war oft das, was er ſagte, ſeiner ſonſt bekannten Gelehrſamkeit und Einſicht wenig gemäß; — es war gemein oder unverſtändlich.

Die bisher erwähnten Fehler des Umgangs, und ſelbſt des Charakters, ſind in der That oft aus der Lage des Schulmanns, und beſonders aus ſeinen Verhältniſſen mit ſeinen Schülern, entſtanden.

Aber ſind ſie nothwendige Folgen davon? Sind ſie allen Schulleuten gemein; und läßt ſich nicht mit Grunde hoffen, daß, bey der Vervollkommnung des Unterrichts und der Erziehung in Schulen überhaupt, auch die Lehrer in denſelben die fehlerhaften Eigenthümlichkeiten ihres Standes immer mehr ablegen werden?

Zuerſt iſt unläugbar, daß es zu allen Zeiten Ausnahmen von der Regel gegeben; und daß ſelbſt, bey dem unvollkommenſten Zuſtande der Erziehungskunſt, es an liebenswürdigen und geſelligen Schulmännern nicht gefehlt hat. Das Alterthum hat ſeine Quintiliane, ſo wie ſeine Orbile, — das Mittelalter ſeine Alcuine, ſo wie ſeine Duns Scotus gehabt.

Ueberhaupt, je mehr eigenthümlichen Geiſt ein Menſch hat, deſto weniger wird er, in ſeinem Charakter und ſeinem ganzen Betragen, durch ſeinen Stand beſtimmt; deſto weniger hat, auf den allgemeinen Ton ſeines Umgangs mit der Welt, die beſondere Art ſeines Geſchäfts-Umgangs Einfluß. Schon um deßwillen iſt der wahrhaft talentvolle Schulmann am wenigſten vom Schulſtaube bedeckt, und den verſtändigen Männern aller übrigen Claſſen am meiſten ähnlich.

Unſtreitig hat ſich zu unſerer Zeit die Anzahl liebenswürdiger und geſelliger Schulleute ſehr vermehrt; und der vormahls abſtechende Unterſchied dieſes Standes von den übrigen Ständen hat ſich im Ganzen ſehr vermindert.

Man findet ſchon viele Glieder deſſelben, welche das verſtehen, was Sokrates von einem vollkommnen Lehrer der Wiſſenſchaften forderte; — daß er nähmlich ſeine Ideen nicht nur in einer vollſtändigen und zuſammenhängenden Rede entwickeln, — ſondern auch über dieſelben in kurzen Sätzen, im Geſpräche, durch Frage und Antwort, Rechenſchaft geben könne.

Die Sophiſten, an welche Sokrates dieſe Anforderung macht, waren die Schul-Pedanten des griechiſchen Alterthums, und in der That das Ideal von Pedanten; wenn nicht das Gemählde, welches Plato von ihnen aufſtellt, Carricatur iſt. Sie ſtiegen nie von ihren Lehrſtühlen herab, auch nicht im Umgange mit Erwachſenen. Sie ſagten ganz laut, daß ſie alle Menſchen an Weisheit zu übertreffen glaubten. Aber um über irgend eine Frage von ihnen Aufſchluß zu bekommen, mußte man ſie ſtundenlang anhören. Dieß war es eben, wodurch ſie dem Sokratiſchen Spotte ſo viel Blößen gaben: und der Contraſt ihrer Anmaßungen mit ſeiner beſcheidenen Weisheit macht eben die Platoniſchen Dialogen ſo angenehm.

Indeß, obgleich die Gewohnheit, Unwiſſende ausführlich zu unterrichten, den Schulmann, in dem Umgange mit Einſichtsvollen, leicht pedantiſch oder trocken machen kann: ſo iſt von der andern Seite gewiß, daß, wer ſich rohen Knaben und Jünglingen, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, deutlich zu machen weiß, ſeine Gedanken noch viel leichter unter Männern müſſe entwickeln können, die ihn mit halben Worten verſtehen. Nur muß es ihm nicht an der Beurtheilungskraft fehlen, welche die Verhältniſſe der Perſonen, der Zeiten und Oerter unterſcheidet; — noch an einer gewiſſen Geſchmeidigkeit des Vortrags, um dieſem die jedesmahl ſchickliche Form zu geben.

Beſonders iſt das beſtändige Zurückkommen des Schulmanns auf die Elemente nicht nur ihm ſelbſt nützlich, um ſeine Kenntniſſe gründlicher zu machen: ſondern er kann auch dadurch dem Geſchäfts- und Welt-Manne vorzüglich intereſſant werden; weil dieſer, welcher immer nur mit den Reſultaten zu thun hat, und die Principien oft lange vernachläßiget, ſich nicht ungern einmahl auf dieſe zurückführen läßt, wenn er in Geſellſchaft jemanden findet, der dieſes auf eine leichte und geſchickte Art zu thun weiß.

Die Auflöſung der Frage: — welchen Grad von Vervollkommnung des Schulmannes, und beſonders des aus ſeinem beſtändigen Umgange mit Kindern und Lehrlingen entſpringenden Charakters, man mit Grunde noch künftig erwarten dürfe, — läßt ſich, ſo viel ich einſehe, nur aus folgenden Elementen herleiten.

Je vollkommner die Wiſſenſchaften überhaupt werden, und je mehr philoſophiſcher Geiſt insbeſondere in die alte Literatur und Sprachkunde, — als die eigentlichen Schulſtudien, — kommt; je mehr Fortſchritte die Kunſt des Unterrichts und der moraliſchen Erziehung macht; je mehr ſich in den Städten der ganze Handwerksſtand an Sitten und Einſichten erhebt, und je beſſer alſo die Kinder aus demſelben auch ſchon in den Häuſern ihrer Eltern erzogen werden; je mehr der Schulmann, außer den, auf ſein Amt Bezug habenden, Kenntniſſen, noch an der allgemeinen Cultur und dem Lichte des Zeitalters Theil nimmt; je mehr er beſonders unter andere Stände kommt, und des geſellſchaftlichen Umgangs zeitig genießt; je mehr er endlich, — beſonders in den höhern Claſſen, — ſich der wahrhaft Sokratiſchen Methode bedient, ſeine Schüler nicht bloß belehrt, ſondern auch zum Selbſtdenken bringt; je mehr er endlich dieſe als ſeines Gleichen behandelt, und eben die Artigkeit gegen ſie beweiſt, welche im Umgange überhaupt erfordert wird: deſto mehr wird der Schulmann, — allen übrigen gebildeten Männern ſeines Zeitalters gleich, — unter ihnen, als liebenswürdiger Geſellſchafter auftreten können.

Je vollkommner die Wiſſenſchaften, d. h. je mehr ſie ihrem wahren Zwecke, der Veredlung und Sittlichkeit des Menſchen, angepaßt; — je mehr ſie von leerem Wortkrame befreyt, und auf das Weſentliche und Nützliche zurückgebracht; — je geſchmackvoller ſie endlich vorgetragen werden: deſto mehr bilden ſie auch die Sitten des Mannes, welcher ſie treibt, und erlauben ihm nicht, in irgend einer Lage des Lebens zum bloßen Handwerker und Tagelöhner herabzuſinken. Da insbeſondere die Philologie das Studium des Schulmanns ausmacht: ſo iſt es für die Geiſtesbildung dieſes letztern ſehr wichtig, ob, in ſeinem Zeitalter, die Sprachen bloß als Gedächtnißwerk getrieben, — und die alten Autoren, bloß als Hülfsmittel, zur Erlernung der Sprachen gebraucht werden; oder ob man auch bey der Grammatik den Verſtand zu beſchäftigen ſucht, und aus den alten Schriftſtelſern zugleich die Kenntniß der Völker und Sitten zu ſchöpfen bemüht iſt. Ein bloßer Sprachgelehrter wird ſich immer etwas zur Pedanterey, und der bloße Sprachlehrer zum Charakter eines Orbil ein wenig hinneigen. Ein wahrer Philolog muß nothwendig den Charakter der Humanität, mit deren Nahmen ſeine Wiſſenſchaft vorlängſt belegt iſt, mehr oder weniger in ſich aufnehmen.

Wenn der Unterricht in den Wiſſenſchaften, beſonders in den Elementen derſelben, ſchwer und mühſam iſt: ſo macht er oft den Lehrer und den Schüler verdrießlich, und zwingt jenen, durch unnatürliche Hülfsmittel die Aufmerkſamkeit von dieſem zu gewinnen. Wenn jener Unterricht ſpielend und bloß ergötzend ſeyn ſoll: ſo kann er leicht Lehrer und Schüler ſeicht und oberflächlich machen. Aber es iſt möglich, den Unterricht zu erleichtern, ohne ihn zum Spielwerke herabzuſetzen. Es iſt möglich, daß die Methoden in den Wiſſenſchaften immer mehr vereinfacht, die verwickelten Ideen beſſer aus einander geſetzt, und die allzu langen Reihen derſelben abgekürzt werden: — wovon die Mathematik die größten Beyſpiele gegeben hat. Die Wege zur Wiſſenſchaft können in der That immer mehr geebnet werden: und die Sprache kann, im Vortrage derſelben, neue Fortſchritte an Deutlichkeit und Leichtigkeit machen. Wenn dieß nun geſchieht: ſo wird bloß dadurch das Verhältniß zwiſchen dem Schullehrer und ſeinen Zöglingen angenehmer. Dieſe werden von den Anfangsgründen der Wiſſenſchaft weniger zurückgeſchreckt; und jene haben weniger mit dem Widerwillen und der Unaufmerkſamkeit ihrer Schüler zu kämpfen. Strenge iſt alsdann, des bloßen Unterrichts wegen, nicht mehr nöthig, und keine Art der Strenge iſt verhaßter, als die, welche beym Lehren angewandt wird.

Was die moraliſche Erziehung und beſonders die Kunſt betrifft, wie ein Lehrer einen großen Haufen von Schülern in Ordnung halten, und durch Vorſchriften und Zucht zur Sittlichkeit anführen ſoll: ſo iſt dieſelbe bey weitem nicht ſo ſehr verbeſſert worden, und wird es nie ſo ſehr werden, als die Kunſt des Unterrichts. Es giebt hier keine neuen Methoden zu erfinden. Man kann nur den alten, jedermann bekannten, Regeln, welche ſchon Quintilian vortrefflich entwickelt hat, ſtandhafter folgen, oder ſie geſchickter anwenden. Dadurch iſt indeß, in Abſicht der Schul-Disciplin, viel gewonnen, wenn es zu einem allgemein herrſchenden Grundſatze wird, daß körperliche Strafen das Gemüth des Zöglings erniedrigen, und ihn, wenn ſie oft wiederhohlt werden, moraliſch ſchlechter machen; daß ſie den Schüler mehr gegen den Lehrer erbittern, als für die Zukunft im Zaume halten; daß ſie endlich als Nothbehelfe in den untern Claſſen der öffentlichen Schulen zuweilen unvermeidlich ſind, aber durchaus nicht als die gewöhnlichen Methoden der Erziehung angeſehen werden müſſen. Es iſt viel gewonnen, wenn alle Schulmänner auch nur in der Theorie übereinkommen, daß ein ungeſtümes und rauhes Weſen von ihrer Seite, ja daß ein beſtändiges Tadeln und Verweiſen, wenn es auch ohne Poltern geſchieht, die Mittel nicht ſind, Kinder, beſonders da, wo ſie in größerer Anzahl beyſammen ſind, zu beſſern, von ihren Unarten zu entwöhnen, oder auch nur ruhig zu erhalten; daß hingegen eine gewiſſe Freundlichkeit, verbunden mit einem anſtändigen Ernſte, und ſeltnen, aber kräftigen und eindringenden Vorſtellungen, dem Lehrer weit mehr Anſehen und Gewalt über ſeine Schüler gebe; daß er endlich ſelbſt von allem Lächerlichen, von allen auffallenden Fehlern im Aeußern frey ſeyn müſſe, wenn er die Fehler ſeiner Schüler mit Erfolge verbeſſern ſoll. Wenn der Lehrer der untern Claſſen kein Zuchtmeiſter mehr ſeyn darf; wenn er eine gewiſſe Artigkeit und ein gefälliges Weſen ſelbſt gegen ſeine Schüler annimmt; wenn er endlich, eben um ſeine Autorität zu erhalten, auf ſeine Fehler im äußern Betragen, in Stellung, Geberden und Stimme, wachſam iſt und ſie zu verbeſſern ſucht: ſo wird der Umgang mit ſeinen Schülern, weit entfernt, ſeine Sitten zu verderben, ſelbſt dazu beytragen, ſie zu bilden.

Dieß wird nun allerdings dem Lehrer viel leichter werden, wenn die Kinder, welche ſeine Claſſe beſuchen, ſelbſt ſchon etwas geſitteter hinkommen, ihn alſo weniger durch ihre Halsſtarrigkeit und Grobheit in Leidenſchaft bringen, noch durch große Vergehen zu einer ungewöhnlichen Strenge nöthigen. Da aber die meiſten Schüler dieſer Claſſe immer aus dem Handwerksſtande ſeyn werden: ſo iſt auch die letztere Vorausſetzung nur alsdann möglich, wenn jener Stand ſelbſt ſich veredelt, und Sprache und Sitten der Handwerker, ihre Kinderzucht, und die Lehren ſowohl als Beyſpiele, welche ſie ihren Kindern geben, der allgemeinen Aufklärung und den Sitten des Zeitalters näher kommen.

Dazu ſind ſchon einige Schritte geſchehen. Man findet ſchon jetzt ſehr vernünftige und manierliche Leute unter den Handwerkern, die gewiß auch ſolche Kinder in die öffentlichen Schulen ſchicken. Man hat nicht Urſache, für die Zukunft an einer noch größern Verbeſſerung zu zweifeln.

So lange die verſchiedenen Stände von einander im Umgange getrennt waren, — der Gelehrte nur mit Gelehrten, der Schulmann nur mit Schulmännern umgieng, — und ſelbſt in jeder Claſſe ſich die verſchiednen Rangordnungen wieder von einander abſonderten: ſo lange mußten die Fehler, welche aus dem Stande und deſſen Beſchäftigungen entſtehen, ſich bey den Mitgliedern jedes Standes mit dem Alter immer mehr befeſtigen und vervielfältigen. Immer dieſelben Vorurtheile circulirten in jeder Geſellſchaft; dieſelben Unarten und üblen Gewohnheiten waren allen Mitgliedern gemein. Nachdem dieſe Scheidewand, zum Theil wenigſtens, aufgehoben worden iſt, — welches ſelbſt eine Folge der allgemeinen Verfeinerung der Sitten iſt, wodurch die Menſchen nothwendig zugleich einander ähnlicher und für einander genießbarer werden; — ſeitdem die Schulmänner mit Kauf- und Geſchäfts-Leuten in denſelben Geſellſchaften zuſammen kommen, und ſelbſt, wenn ſie einigen Ruf haben, an die Tafeln der Großen gezogen werden: ſeitdem verwiſchen ſich die Charakter-Züge, welche ſonſt jedem Menſchen von ſeinem Stande ſo ſtark und kenntlich aufgedrückt wurden, immer mehr und mehr; und man wird in dem artigen Manne den Schulmann nicht mehr gewahr.

Wie ſehr endlich der Lehrer der obern Claſſen, zum lehrreichen und angenehmen Umgange, durch ſeine Berufs-Arbeiten, wahrhaft vorbereitet werde, wenn der Unterricht, welchen er giebt, ſelbſt in ſeiner Art vollkommen iſt: das brauche ich, nach dem, was ich darüber ſchon geſagt habe, durch keine neuen Gründe zu beſtätigen. Der angenehme Sprecher in der Geſellſchaft iſt nichts anders, als ein guter Lehrer von Erwachſenen. Wer Jünglinge gut und auf eine angenehme Art belehren kann, dem fehlt nicht viel, auch Männer belehren, und dabey ihre Zufriedenheit gewinnen zu können.

2) Umgang der Univerſitäts-Lehrer unter ſich und mit ihren Zuhörern.

Dieſe ſind von den Lehrern der höhern Claſſen in den Gymnaſien, nur durch feine Schattirungen, nicht durch abſtechende Farben, unterſchieden. Und vieles von dem, was ich in Rückſicht auf die letztern geſagt habe, wird auch von den erſtern gelten.

Seitdem die Univerſitäten aufgehört haben, Staaten im Staate, und ariſtokratiſche Körper zu ſeyn, wovon der Rector nur der Präſident, nicht das Oberhaupt war: ſeit dem iſt der Geſchäfts-Umgang der Profeſſoren mit einander überhaupt ſehr geringe geworden, und hat jetzt beynahe gar keine Beziehung mehr auf die eigentlichen Gegenſtände ihres Berufs, auf die Einrichtung des Unterrichts, auf die Wahl der Bücher, über welche geleſen werden ſoll, und auf die Akademiſche Geſetzgebung. Alle dieſe Sachen, welche ehedem in den Verſammlungen der Profeſſoren regulirt wurden, werden jetzt von höherer Hand angeordnet, oder bleiben der Willkühr jedes einzelnen Lehrers überlaſſen.

Dieß iſt unſtreitig eine Verbeſſerung des Zuſtandes der Dinge. Seitdem die Univerſitäten, als Körper, weniger willkührlich handeln können: ſeitdem werden die Profeſſoren, als Individuen, weit weniger deſpotiſch beherrſcht, und ſind in ihren Lehr-Methoden, den vorzutragenden Meinungen, und den zu wählenden Lehrbüchern, weniger eingeſchränkt. Seit dieſer Zeit herrſcht auch mehr Geiſtes-Freyheit auf den Univerſitäten: und die wahre Aufklärung hat gewonnen.

Jetzt kommen die Profeſſoren von Amts wegen nur noch bey folgenden Gelegenheiten zuſammen.

Auf den alten Univerſitäten, welche noch ihre erſte, der Form nach republikaniſche Verfaſſung haben, dergleichen Leipzig, Prag und mehrere katholiſche Univerſitäten in Deutſchland ſind, verſammeln ſie ſich bey der Wahl des Rectors, bey den Wahlen der Mitglieder zu den verſchiedenen ſubordinirten Collegien, welche auf dieſen Univerſitäten beſtehen, und mit gewiſſen Renten und liegenden Gründen dotirt ſind, — zur Abrechnung über dieſe Renten und Güter, ſo wie überhaupt zur Adminiſtratien derjenigen liegenden und beweglichen Fonds, auf welche die Univerſität errichtet, und deren Verwaltung den Profeſſoren ſelbſt überlaſſen worden iſt; — lauter Geſchäfte, welche auf ihren eigentlichen Beruf, das Lehren der Wiſſenſchaften, keine Beziehung haben, ſondern nur ihre Einkünfte und weltlichen Rechte betreffen.

Auf den Univerſitäten von neuerer und einfacherer Verfaſſung, wie Halle, Göttingen und mehrere proteſtantiſche Univerſitäten ſind, kommen die Profeſſoren nur bey öffentlichen Feyerlichkeiten, zum Empfange der vom Hofe und von dem geiſtlichen Departement einlaufenden Reſcripte, zu Berathſchlagungen entweder über die dagegen zu machenden Vorſtellungen, oder zuweilen auch über neue Vorſchläge zum Beſten der Univerſität, welche dem Miniſter vorgelegt werden ſollen, endlich als Mitglieder des Conciliums oder des akademiſchen Gerichtshofes zuſammen.

Obgleich jene Wahlen und Verwaltungen mehr Schein als Realität enthalten; und obgleich, auch bey dieſen Zuſammenkünften, die Angelegenheiten nur von wenigen Perſonen, oft ſolchen, die nicht einmahl zur Univerſität gehören, abgemacht werden, und die übrigen Beyſitzer nur müßige Zuſchauer ſind: ſo iſt es für die Profeſſoren doch nicht gleichgültig, daß ſie zu dieſen Geſchäften mit gezogen werden. Sie werden doch dadurch ihrer Studierſtube und dem gewohnten Kreiſe ihrer Beſchäftigungen entriſſen; ſie werden mit den Welthändeln, den Angelegenheiten und Formen des Rechts, mit der Verfaſſung der Univerſität, kurz mit Gegenſtänden bekannter, wozu nicht Gelehrſamkeit, ſondern Klugheit und richtige Urtheilskraft nöthig iſt, und üben alſo dieſe letztern.

Auch lernen diejenigen Lehrer der Univerſität, unter welchen kein beſonderer Umgang Statt findet, einander nicht beſſer, nach ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter, kennen, als auf ſolchen Verſammlungen, wo über die von Hofe empfangenen Befehle, oder die demſelben zu machenden Vorſchläge berathſchlagt wird. Hier erhält oft ein Mann, gegen den ſeine Collegen anderweitige Vorurtheile haben, die Achtung derſelben durch die Redlichkeit, geſunde Vernunft und Mäßigung, welche in ſeinen Rathſchlägen und in ſeinem Betragen ſichtbar wird. Mit einem Worte: es iſt vortheilhaft, wenn die Profeſſoren Gelegenheit haben, ſich einander noch von andern Seiten, als von der Seite ihrer Gelehrſamkeit, zu zeigen.

Auf den ältern Univerſitäten, deren Conſtitution verwickelt iſt, giebt es immer einige

Lehrer, welche ſich eine eigne Beſchäftigung daraus machen, dieſe Conſtitution zu ſtudiren, und welche ſelbſt dadurch ein gewiſſes Anſehen bey der Univerſität bekommen, daß ſie jene bis auf die kleinſten Formalitäten und Gerechtſame kennen, und deßhalb ihre Collegen, bey den gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen zu leiten im Stande ſind. Es iſt dieß auch in der That ein Verdienſt, ſobald man vorausſetzt, daß jene Formalitäten von reellem Nutzen für den Zweck der großen Lehr-Anſtalt, d. h. für die Cultur der Wiſſenſchaften, ſind. Man kann ſich aber leicht vorſtellen, daß diejenigen Profeſſoren, welche dieſe letztern mit dem größten Eifer und Erfolge treiben, ſelten zugleich mit allen Feinheiten der politiſchen Verfaſſung der Akademie vertraut ſind.

Ueberhaupt iſt nicht zu läugnen, daß eine Anhänglichkeit an das Alte, und eine Widerſetzlichkeit gegen nützliche Neuerungen eine Folge ſolcher Conſtitutionen iſt; auch daß ſie durch manche unnütze und zweckloſe Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen der Profeſſoren, welche dadurch veranlaſſet werden, dieſen die für ihr Privatſtudium nöthige Zeit rauben, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, für das Allgemeine nützlich zu wirken.

Ueberhaupt aber iſt das Geſchäfts-Verhältniß der akademiſchen Lehrer gegen einander von der Art, daß es mehr im Stande iſt, Bitterkeit und

Abneigung als Freundſchaft und Verbindung, unter ihnen hervorzubringen.

Wenn ſchon die Gelehrten und Schriftſteller überhaupt, beſonders da, wo ſie in einer größern Anzahl, an demſelben Orte leben, zum Neide und zur Eiferſucht gegen einander geneigt ſind, weil der Ruhm, den ſie alle ſuchen, nur wenigen zu Theil werden kann: ſo werden die Univerſitäts-Lehrer noch weit mehr Verſuchung zu jenen Leidenſchaften haben, weil ihr Ruhm zugleich mit ihrem Eigennutze und ihren Einkünften auf dem Spiele ſteht.

Dieß iſt gewiß der Fall bey denjenigen Univerſitäten, auf welchen die Profeſſoren nicht bloß von den ſtehenden Gehalten ihrer Aemter, ſondern auch von den Honorarien ihrer Collegien leben. Hier hängt ihr Einkommen hauptſächlich von dem Beyfalle ab, welchen ſie bey den Studirenden finden; und dieſer wird, wenigſtens zum Theil, durch ihren Ruhm beſtimmt. Der Beyfall des einen Profeſſors entzieht dem andern, welcher dieſelbe Wiſſenſchaft lehrt, die Zuhörer. Dieſer ſieht ſich erniedriget und in ſeinen Einkünften geſchmälert zugleich: — kein Wunder, daß er jenen nicht liebt, wofern er nicht von ausnehmend gutem Herzen iſt.

Auf den Univerſitäten, wo die Profeſſoren reichlich beſoldet werden, und der Honorarien nicht bedürfen, iſt weniger Thätigkeit und Eifer Vorleſungen zu halten, weniger Bemühung ſich die Liebe und den Beyfall der Studirenden zu erwerben, ſelbſt oft weniger Begierde nach literariſchen Ruhme unter den Profeſſoren vorhanden. Es herrſcht ein größerer Deſpotismus der ältern, reichen und wohl bepfründeten Profeſſoren über die jüngern Lehrer, welche nichts haben, und deren Beförderung von jenen abhängt. Aber es herrſchen weit weniger Cabalen und Zänkereyen unter allen. Keiner hat Urſache, dem andern ſeine Zuhörer, durch Schmälerung ſeines Ruhms, zu entziehen.

Aus dieſer Abhängigkeit der Profeſſoren von dem Beyfalle der Studenten entſtehen noch zwey Folgen.

Die erſte iſt, daß ſie auch den Vortrag und den Stil ihrer Vorleſungen nach dem Geſchmacke dieſer jungen Leute einzurichten, und ſie zu ergötzen geſucht haben, indem ſie ſie belehrten. Daher ſind die oft geſchmackloſen Scherze gekommen, mit welchen die akademiſchen Lehrer ihre Vorleſungen oft verzieren wollten, indem ſie dieſelben wirklich entſtellten. Daher ſind die Ausfälle und Satyren auf ihre Gegner und Nebenbuhler bey derſelben Univerſität, die geheimen Schmeicheleyen, welche ſie ſich ſelbſt, und die gehäſſigen Inſinuationen, die ſie gegen andere Lehrer machten, gekommen.

Dieß alles wird hoffentlich der beſſere Genius der Zeit, der allgemeiner verbreitete Geſchmack, und das wachſende Ehrgefühl wahrer Gelehrten von den Akademien verbannen.

Die zweyte Folge jener Abhängigkeit iſt, daß die nach Beyfall geizenden Profeſſoren ſehr nachſichtig gegen die Ausſchweifungen der Studierenden ſind, und alſo ſelbſt dazu beytragen, ſie zu verewigen. Nichts würde wirkſamer ſeyn, dieſe Thorheiten auszurotten, als wenn die Parteyen unter den Profeſſoren ſelbſt aufhörten, wovon die einen ſich als Freunde der Studenten ankündigen, die andern für ihre Gegner gehalten werden. Wenn alle Lehrer einer Akademie den Studirenden mit gleicher Freundlichkeit, aber auch mit gleicher Würde begegneten; wenn alle mit gleicher Strenge über den Geſetzen hielten, und ſich auf gleiche Weiſe als Feinde aller Unordnung bewieſen: ſo würde dem alten Uebel, — zwar nicht völlig abgeholfen werden, weil deſſen Wurzeln noch tiefer liegen, — aber doch ſehr geſteuert werden können.

Ueberhaupt iſt, bey der rechtlichen und ſittlichen Behandlung der Studierenden eine gewiſſe Klugheit, von Seiten der Profeſſoren, nöthig, welche vielen derſelben fehlt, und den erſt ihr Amt antretenden, aus Mangel der Erfahrung, fehlen muß. Die Studierenden können, als junge Leute, auf etwas mehr Schonung und Nachſicht, als ältere Verbrecher, Anſpruch machen. Sie ſind, im Durchſchnitte, als vollkommen am Stande gleich mit den Profeſſoren anzuſehen, und müſſen auch ſo von dieſen behandelt werden. Und doch müſſen dieſe auch zuweilen, als Richter, unerbittlich gegen die Studierenden ſeyn. Dieſe ſo delikate Behandlung wird denjenigen Lehrern ſehr erleichtert, welche ſich ſchon zuvor, durch ihre Gelehrſamkeit, durch die vorzügliche Nutzbarkeit ihrer Vorleſungen, und durch den darauf gewandten Fleiß, bey den Studenten in Achtung geſetzt haben. Auch auf rohe Gemüther hat das Wort eines Mannes, deſſen Verdienſte allgemein bekannt ſind, Einfluß.

V.

Geſchäfts-Umgang der Aerzte.

Die Aerzte ſind vielleicht die einzigen Gelehrten, welche ihr Geſchäft niemahls auf ihrer Studierſtube, ſondern immer unter Menſchen und im Umgange mit Menſchen haben. Sie ſind im eigentlichen Verſtande, was der ihnen beygelegte Nahme anzeigt, — Practici, — Leute die immer handeln und ihre Kenntniſſe unmittelbar auf Menſchen anwenden müſſen; da hingegen andere Gelehrte, auch zum einſamen Nachdenken, zum Reden und Schreiben beruſen ſind. Und dieſer Umgang der Aerzte, welchen die Ausübung ihrer Kunſt veranlaſſet, hat doch auch ſo viel Eigenthümliches, und ſo viel Einfluß, auf ihren Charakter ſo wohl als auf ihre Lage in der Welt: daß er eine eigne Betrachtung verdient. Sie läßt ſich aus demſelben Princip als der Umgang der übrigen Gelehrten herleiten.

1. Umgang der in einer Stadt wohnenden Aerzte mit einander.

Das Sprichwort: figulus figulum odit, iſt vielleicht von keiner Claſſe der Gelehrten ſo wahr, als von den Aerzten. Die Verſchiedenheit ihrer Meinungen kommt mit der Colliſion ihres Intereſſe zuſammen. — Sie mögen in ihren Theorien noch ſo übereinſtimmend ſeyn: ſo bald ſie über einzelne Kranke, und über die Methoden ſie zu heilen, urtheilen, ſo denken ſie verſchieden. Da jeder glaubt recht zu haben: ſo ſieht er den andern Arzt als einen Irrenden an, und ſchätzt ihn deßhalb geringer; oder er betrachtet ihn als einen

Gegner, der ihm das Zutrauen des Kranken raubt, und wird ihm abgeneigt.

Der Widerſpruch ihrer Vortheile iſt eben ſo augenſcheinlich, und er iſt noch weit wirkſamer, ſie zu trennen. Die Kunden, welche dem einen Arzte zulaufen, fehlen dem andern. Je mehr der eine durch eine ausgebreitete Praxis an Reichthum und Ehre emporſteigt, deſto mehr bleiben die andern zurück.

Dazu kommt, daß ſie öfter, als andere Gelehrten, in den Fall kommen, ſich wechſelſeitig zu beleidigen, wenigſtens zu Beſchwerden und Anklagen gegen einander Anlaß geben, deren Gerechtigkeit ſich nicht leicht entſcheiden läßt.

Es kommt nähmlich auch der uneigennützigſte Arzt oft in eine unangenehme Colliſion zwiſchen denjenigen Pflichten, welche er den Kranken, und denen, welche er ſeinen Mitärzten ſchuldig iſt.

Es iſt hart, — es iſt ſogar grauſam, einem Leidenden und Sterbenden, der auf unſere Hülfe ſein Vertrauen geſetzt hat, dieſelbe zu verſagen, oder ſogar nur zu zögern. Und es iſt doch auch ungerecht gegen den Arzt, welcher den Kranken bisher beſorgt, ſeine Pflichten gegen ihn erfüllt, und vielleicht alle Heilmittel erſchöpft hat, wenn wir denſelben verdrängen, oder doch deſſen Cur, durch unſern veränderten Rath, ſtillſchweigend tadeln, und im Falle der Kranke geneſet, die Ehre davon, welche vielleicht den Bemühungen des erſten Arztes gebührten, einerndten.

Daher die häufigen Vorwürfe, welche ſich die Aerzte einer Stadt gegenſeitig machen, daß einer dem andern ſeine Kranken zu entziehen, einer ſich in die Häuſer und Familien, welche ſich bisher des andern bedient hatten, einzuſchleichen ſuche: und der eine hinter dem Rücken des anderrn ſeinen Rath ertheile, und deſſen [illegible] Vorſchriften verachte: — Vorwürfe, welche allerdings oft gerecht ſind, (denn man weiß die unwürdigen Mittel, deren ſich gemein denkende Aerzte bedienen, um ihre Praxis zu vermehren,) die aber auch oft mehr den Eigennutz deſſen, welcher ſie macht, als die Ungerechtigkeit deſſen, welchen ſie treffen, beweiſen.

Ich kenne nur zwey Fälle, wo Aerzte mit einander genau und freundſchaftlich, auf lange Zeit, verbunden ſeyn können.

Der erſte Fall iſt, wenn ein junger Arzt ſich gleichſam unter die Flügel und in den Schutz eines alten begiebt, von dieſem zur Praxis angeführt, in ſeine Cur-Methoden eingeweiht und von ihm, als ſein Stellvertreter, in den Häuſern ſeiner Kunden gebraucht wird. Hier kann es geſchehen, daß, wofern der junge Arzt viel Beſcheidenheit und Nachgiebigkeit, der alte eine wirkliche Ueberlegenheit der Einſichten und Menſchenliebe genug hat, um ſeinen jungen Gehülfen nicht bloß als ein Werkzeug für ſeine Bequemlichkeit, ſondern als einen Schüler, den er unterrichten, und als einen Pflegeſohn, deſſen Glück er machen will, zu betrachten, aus dieſer Verbindung eine gegenſeitige Hochachtung und Freundſchaft erwachſe, welche auch dann noch fortdauern, wenn jeder ganz unabhängig von dem Andern ſeine Kunſt ausübt.

Auch kann der bloße Eigennutz und das gegenſeitige Bedürfniß den jungen und alten Arzt mit einander lange Zeit in Verbindung erhalten, ohne daß ſie ſich gegenſeitig weder hochſchätzen noch lieben. In dieſem Falle aber endiget ſich dieſe Verbindung, entweder mit einer völligen Dienſtbarkeit und Sklaverey des jüngern Arztes, oder geht in eine deſto größere Abneigung und Bitterkeit, und in gegenſeitige Vorwürfe über, wenn jener Mittel gefunden hat, ſich unabhängig zu machen, und ſeinen Unterhalt durch ſeine eigne Praxis zu erwerben.

Die ſchlimmſte Folge, die, auch bey jener beſſern Vorausſetzung, aus ſolchen Verbindungen entſteht, iſt: daß der junge Arzt gemeiniglich auf die Worte ſeines Gönners und Lehrers ſchwören lernt, und darüber das eigne Leſen, beobachten und Nachdenken ganz vergißt. Wie viele unglückliche Copien großer Aerzte ſind nicht auf dieſem Wege entſtanden, wenn junge Aerzte von mindern

Fähigkeiten viele Jahre lang mit ihnen, wie Zöglinge mit ihren Lehrern, umgingen! Oft nahmen ſie bloß die Fehler, die Paradoxien und lächerlichen Manieren ihrer Muſter an; oder ſie verfälſchten die Grundſätze derſelben, und machten ſie ſchädlich, indem ſie ſelbige übertrieben, aus einer ſtrengen Diät ein immerwährendes Faſten machten und das Aderlaſſen, oder Purgiren, — weil es ihr Mentor häufig gebraucht hatte, — zu ihrem einzigen Heilmittel wählten.

Die zweyte Art freundſchaftlicher Verbindung, die unter Aerzten obwaltet, findet nur zwiſchen jungen Aerzten Statt, welche gemeinſchaftliche Grundſätze eingeſogen haben, ihre Wiſſenſchaft und die Wiſſenſchaften überhaupt lieben, und ſich alſo durch gegenſeitige Mittheilung ihrer Einſichten unterrichten wollen. Die Bücher, welche ſie leſen, und die Erfahrungen, welche ſie am Krankenbette machen, geben ihnen immer neuen Stoff einer angenehmen Unterhaltung: und die Uebereinſtimmung ihrer mediciniſchen Syſteme, oder die bey ihnen noch über den Stolz herrſchende Liebe zur Wahrheit hindert ſie, mit einander in zu hitzige Streitigkeiten zu gerathen. Wenn ſie außer der Arzeneykunſt auch noch andere Wiſſenſchaften lieben, und andere Talente beſitzen: ſo iſt dieſes ein neues Band unter ihnen, und giebt ihrem Umgange einen neuen Reiß, wobey alle Rivalität ausgeſchloſſen iſt.

Dieſe Verbindungen dauern aber ſelten bis ins Alter: wenigſtens ſieht man wenige alte Aerzte in einem freundſchaftlichen Umgange mit einander. Die Urſachen jener frühern Verbindungen fallen bey ihnen weg, und die Urſachen der Trennung nehmen zu. Alte Aerzte leſen ſelten viel Bücher mehr, und nehmen an dem Fortgange ihrer Wiſſenſchaft, inſofern er in den neueſten mediciniſchen Schriften aufgeſucht werden muß, wenig Antheil. Sie finden alſo auch an Unterredungen mit andern Aerzten, wodurch ſie ſich über die Literatur ihrer Wiſſenſchaft belehren könnten, wenig Vergnügen. Der Umgang mit Weltleuten, welcher ſie von den oft traurigen Eindrücken der mediciniſchen Praxis abzieht und zerſtreut, iſt ihnen lieber, als der Umgang mit ihren Collegen, welcher ſie immer wieder darauf zurückführt.

Aerzte werden überdieß mit dem Alter in ihren Grundſätzen immer feſter, oder in ihren Meinungen immer hartnäckiger. Sie können ſich alſo immer weniger mit anders Denkenden vereinigen; ja ſie können ſchwerlich ſich mit ſolchen über Gegenſtände ihrer Kunſt unterreden, ohne in Streit mit ihnen zu gerathen.

Endlich häufen ſich auch die vermeinten, empfangenen oder erwieſenen Beleidigungen unter alten Aerzten immer mehr und mehr, und trennen ſie von einander.

Nur diejenigen Aerzte habe ich im Alter freundſchaftlich mit einander umgehen geſehen, die entweder außer ihrer Wiſſenſchaft noch eine andere Liebhaberey, z. B. das Talent der Dichtkunſt, Wohlgefallen an Kunſtwerken, u. ſ. w. hatten: oder ſolche, die von Jugend auf mit einander in Verbindung, und von ſehr liebreichem Herzen waren, und zugleich ihre Praxis in ganz verſchiednen Kreiſen übten.

Noch iſt das Zuſammenkommen der Aerzte am Krankenbette in medicinischen Collegien und bey ſo genannten Conſultationen zu betrachten übrig.

Zu dem erſten, zu dem gemeinſchaftlichen Curiren deſſelben Kranken, müſſen die Aerzte, welche dieſes mit wirklichem Nutzen für den Kranken thun ſollen, ſowohl ein eigenthümliches Talent als eigne Tugenden des Charakters haben.

Ich habe ſchon geſagt, wie ſchwer überhaupt Berathſchlagungen ſind, wenn ſie zweckmäßig ſeyn ſollen. Jeder Berathſchlagende ſoll ſeiner Ueberzeugung folgen: ſonſt iſt er ein unnützer Jaherr. Jeder ſoll aber auch bereit ſeyn, den beſſern Vorſchlägen und Gründen des Andern nachzugeben. Dieß läßt ſich ſehr ſchwer vereinigen.

Es wird noch ſchwerer, wenn die Entſcheidung oder die Vereinigung der verſchiedenen Meinungen auf der Stelle und in der Geſchwindigkeit geſchehen ſoll, wie dieß am Krankenbette nothwendig iſt. Es wird ſchwerer, wenn die Gegenſtände ihrer Natur nach dunkel und zweifelhaft ſind: wie dieß bey Krankheiten und Cur-Methoden oft der Fall iſt.

Ich will nichts davon ſagen, daß alle Rechthaberey und alle Eiferſucht von Aerzten verbannt ſeyn muß, welche mit gutem Erfolge denſelben Kranken gemeinſchaftlich curiren wollen.

Es iſt daher auch der Regel nach das Herbeyrufen mehrerer Aerzte zu Beſorgung deſſelben Kranken unnütz und zwecklos. Denn entweder giebt der eine nach, und der andere entſcheidet. Alsdann aber wäre es eben ſo gut geweſen, dieſen letzten Arzt allein zu haben. Oder ſie können ſich in ihren Meinungen nicht vereinigen: und dann iſt der Kranke in Verlegenheit, wem er folgen ſoll.

Oft ſtören ſie auch einander in ihren Meditationen, anſtatt ſich zu unterſtützen. Jeder giebt dem andern wider ſeine beſſere Ueberzeugung etwas nach: und ſo entſteht oft etwas verſtümmeltes und unvollkommnes in der gewählten Curart; und Fehler werden begangen, welche jeder vermieden hätte, wenn er dem freyen Gange ſeiner Gedanken hätte folgen können.

Eben die Urſachen, welche die gemeinſchaftliche Cur mehrerer Aerzte bey demſelben Kranken ſo ſchwer und von ſo ungewiſſem Ausgange machen, ſind auch Schuld, daß die in vorzüglich gefährlichen Fällen gehaltenen ſo genannten Conſilia ſelten von großem Nutzen ſind. Die Verſchiedenheit und der Widerſpruch der Meinungen iſt hier noch viel größer, da die Anzahl der Berathſchlagenden größer iſt. Das Anſehen, die Beredtſamkeit, der Muth oder die Schüchternheit jedes der zum Conſilium verſammelten Aerzte beſtimmt mehr, als ihre wirkliche Einſicht, welchen Einfluß ſie auf die Entſcheidung haben ſollen. Nur ein ungünſtiger Umſtand der gemeinſchaftlichen Cur fällt beym Conſilio weg: das iſt die Eiferſucht und zuweilen der Haß, welcher zwiſchen zwey täglich zuſammenkommenden und täglich ſich widerſprechenden Aerzten erzeugt wird. Die Conſilia ſind mehr einer theoretiſchen Unterſuchung, als einer praktiſchen Berathſchlagung ähnlich. Bey jener kann zuweilen, auch in einer zahlreichern Verſammlung, die weiſere Stimme obſiegen, weil die Leidenſchaften nicht dabey ins Spiel kommen: bey dieſer, wo gemeiniglich Eigennutz und Leidenſchaft mitſprechen, iſt ein ſo glücklicher Ausgang ſeltner.

Es iſt indeß gewiß ein Verdienſt für einen Arzt, wenn er es verſteht, mit ſeinen Collegen Rath zu halten, ohne weder auf der einen Seite die Gefälligkeit gegen ſie bis zur Aufopferung ſeiner beſſern Ueberzeugung, noch die Feſtigkeit in Behauptung ſeiner Grundſätze bis zur Hartnäckigkeit zu treiben. Und da ihm das gemeinſchaftliche Curiren und die Conſilia die Gelegenheit ſich hierin zu üben verſchaffen: ſo ſind ſie für ihn gewiß nicht unnütz, wenn ſie auch für den Patienten nicht von großen Folgen ſind.

Die mediciniſchen Collegia, in welchen ſich Aerzte mit obrigkeitlichen Perſonen verſammeln, — die Arbeiten und der Nutzen dieſer Collegien, und der Geiſt, welcher in ihnen herrſcht, ſind in den verſchiedenen Ländern und Städten, nach Beſchaffenheit der Staatsverfaſſung, des Geiſtes der Regierung und der Polizey, und ſelbſt nach dem Charakter der beyſitzenden Aerzte, zu ſehr verſchieden, als daß ſich im Allgemeinen etwas erhebliches von dem Geſchäfts-Umgange der Aerzte in dieſen Collegien ſagen ließe.

Ich kenne auch dieſen Gegenſtand zu wenig aus eigner Beobachtung, um mich tief in denſelben einzulaſſen. Aber das weiß ich, daß in meiner Vaterſtadt die vorzüglichſten Aerzte dieſe Collegia, deren Beyſitzer ſie waren, verließen; weil, wie ſie behaupteten, dieſe Zuſammenkünfte ganz unnütz, und die Berathſchlagungen darin ein bloßes Spielwerk, und ohne allen Erfolg wären. Sie klagten über die wenige Achtung, welche die

Regierung den Rathſchlägen der Aerzte beweiſe, über die wenige Strenge, mit welcher die gemachten Beſchlüſſe und Verordnungen der mediciniſchen Polizey ausgeführt, endlich über die Unemſigkeit und Schläfrigkeit ihrer Collegen, wodurch der Einfluß aller geſchwächt würde.

Ohne über die Richtigkeit dieſer Klagen zu urtheilen, ſehe ich ſo viel ein: daß bey einem Arzte von ausgebreiteter Praxis ein außerordentlicher Patriotismus dazu gehört, wenn er ein ſolches Nebenamt, wie das eines Beyſitzers eines mediciniſchen Collegiums iſt, mit großem Eifer und wahrer Theilnehmung verwalten ſoll. Daher entweder die Geſchäfte deſſelben in den Händen mittelmäßiger Aerzte und der Polizey Obrigkeiten bleiben, oder doch ſaumſelig und obenhin betrieben werden.

Uebrigens iſt der Umgang, welcher unter den Mitgliedern eines mediciniſchen Collegiums Statt findet, kein anderer, als welcher ihm mit allen übrigen Regierungs-Collegien gemein iſt; — wovon ich ſchon oben geredet habe.

2. Umgang der Aerzte mit ihren Kranken und mit den Familien derſelben.

(A.)

Ich habe ſchon geſagt, daß unter allen Claſſen der Gelehrten, keine ſo unaufhörlich ſich mit und unter Menſchen befinde, keine ſo ihr ganzes Geſchäft außer ihrem Studierzimmer und in der Geſellſchaft treibe, als die Claſſe der Aerzte. Man ſollte alſo vermuthen, daß ſie in den geſelligen Talenten und Tugenden vorzüglich, vor andern Gelehrten, geübt ſeyn würden: zumahl da das Glück, welches ſie als praktiſche Aerzte machen ſollen, zum Theil von den Annehmlichkeiten abhängt, welche ſie als Menſchen und Geſellſchafter haben. — Man ſollte vermuthen, daß ſie auch hinwiederum Gelegenheit hätten, ſich Freunde oder doch Umgang aller Art zu verſchaffen. Beyde Vermuthungen werden auch, bis auf einen gewiſſen Grad, durch die Erfahrung beſtätiget: aber unter Einſchränkungen, welche aus der eigenthümlichen Natur des mediciniſchen Geſchäfts-Umgangs entſtehen.

Es ſind zuerſt, gewöhnlicher Weiſe und nach der Beſtimmung des Arztes, nur leidende Menſchen, nur zerrüttete Familien, mit welchen er, vermöge ſeines Geſchäfts, umgeht. Aber in dieſem Zuſtande findet er die Menſchen zu einer freyen Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen unfähig, — und völlig unaufgelegt, auf ſeine übrigen Eigenſchaften und Reden, außer den bloß mediciniſchen Rathſchlägen, Acht zu geben. Er bekömmt alſo zwar Zutritt zu dieſen Familien: aber er kommt nicht in eine wahre Verbindung mit denſelben.

Der Arzt iſt ferner in ſeinem Geſchäfts-Umgange oft dazu berufen, Zeuge von den ſchrecklichſten Scenen des menſchlichen Elendes zu ſeyn. Schmerz, mit Todesangſt, mit Hülfloſigkeit und Armuth verbunden, ſieht niemand aus den geſitteten Ständen öfter als er. Aber auch den reichen und glücklichen Mann ſieht er oft in einem Zuſtande, der ihn beklagenswürdiger macht, als den Dürftigſten und Elendeſten aus dem Volke. Ja, er ſelbſt muß noch zuweilen die Schmerzen vermehren, um das Uebel zu heilen, und ſogar den Kranken quälen, um nur deſſen elendes Leben noch eine Zeitlang zu erhalten.

Dieſer häufige Anblick der Noth und des Jammers muß in dem Gemüthe der Aerzte nothwendig eine von folgenden beyden Wirkungen hervorbringen. — Entweder ſtumpft er nach und nach ihre Empfindlichkeit ab, und macht ſie gegen Leidende gleichgültiger und weniger theilnehmend: oder er verbittert ihr Leben, macht ſie ſchwermüthig und in der Praxis ängſtlich.

Groß und bewunderswürdig iſt der Arzt, welcher ſeine Herzhaftigkeit und Mitleidigkeit, und ſeine gute Laune, mitten unter den traurigen Gegenſtänden, welche ihn täglich umgeben, zugleich beybehält; welcher die Klagen ſeiner Kranken mitempfindet, und doch auf dieſelben nicht achtet, wenn es darauf ankommt, ihnen zu ihrem Beſten, Schmerzen zu verurſachen. Kein Wunder, daß ein Arzt ein guter Geſellſchafter iſt, welcher in einer ſolchen Schule geübt worden iſt, oder eine ſolche Prüfung überſtanden hat.

Dieſe nachtheiligen Umſtände des Geſchäfts-Umganges der Aerzte werden durch zwey Vortheile wieder aufgewogen, wovon der eine dem Arzte die freundſchaftliche Verbindung mit den Menſchen erleichtert, der andere zu einer ausgebreiteten und genauern Kenntniß der Menſchen verhilft.

Jener erſte Vortheil beſteht darin, daß die Dienſte, welche der Arzt in ſeinem Berufe Andern leiſtet, die höchſten Güter des Menſchen, Leben und Geſundheit, betreffen.

Der Philoſoph und öffentliche Lehrer ſorgt nur für ihre Aufklärung, — ein entferntes Gut, welches die Meiſten nur kalt begehren. Der Juriſt hat es mit der Sicherung oder Wiedererlangung ihres Eigenthums zu thun, und bekommt alſo ſchon einen nähern Anſpruch auf ihre Dankbarkeit und ihre Freundſchaft. Aber der Arzt übertrifft, in dieſer Abſicht, alle andern praktiſchen Gelehrten. Er kommt, um unerträgliche Schmerzen, das größte aller Uebel, zu ſtillen, oder um die Gefahr des Todes, welche die größte Furcht bey dem Menſchen erregt, zu entfernen. Er ſoll einen leidenden und unthätigen Menſchen, der Welt, ſeinen Geſchäften und ſeinen Vergnügungen, — er ſoll einer Mutter ihren Sohn, einer Gattinn ihren Gemahl, die ſie ſchon für verloren hielten, wiedergeben. Und er thut es wirklich, oder bekommt doch das Verdienſt davon, wenn ſeine Cur bey gefährlichen Krankheiten gut abläuft. Er wird in dieſen Fällen der größte Wohlthäter der Perſonen und Familien, welchen er ſeine Hülfe widmet: und er hat alſo auch das größte Recht auf ihre Dankbarkeit und ihre Freundſchaft.

Es iſt wahr, daß bey den meiſten Patienten ſich die Dankbarkeit gegen den Arzt mit der Bezahlung oder auch noch früher, ſobald die Schmerzen nachgelaſſen haben und die Geneſung gewiß iſt, endiget. Indeſſen bey den beſſer Denkenden, und beſonders in den Häuſern der Reichen und Großen, dauert die Verbindung mit dem Arzte, welcher ihnen in gefährlichen Fällen Dienſte geleiſtet hat, auch nach erlangter Geſundheit fort: zum Theil auch deßwegen, weil ihnen daran gelegen iſt, ſich ſeiner bereitwilligen und ſchleunigen Hülfe auf die Zukunft zu verſichern. Iſt nun dieſer Arzt noch überdieß ein geſelliger und unterhaltender Mann: ſo kann es nicht fehlen, daß er an dem Orte ſeines Aufenthalts ſich viele Freunde und einen angenehmen Umgangskreis verſchaffe.

Der zweyte der oben erwähnten Vortheile iſt, daß der Arzt die Perſonen, mit welchen er als Arzt umgeht, zu einer Zeit ſieht, wo ſie weder die Neigung noch ſelbſt das Vermögen haben, ſich zu verſtellen. Dem Kranken iſt es unmöglich, weil er ganz mit ſeinen Schmerzen, oder mit den Beſorgniſſen, welche ſein Zuſtand bey ihm erregt, beſchäftiget iſt. Aber auch die Verwandten, die ihn umgeben, und die geſunden Glieder der Familie, zu welcher er gehört, zeigen ſich mehr, als gewöhnlich, in ihrer natürlichen Geſtalt: da ſie entweder durch die wirkliche Theilnehmung an dem Leiden und dem Schickſale des Patienten, oder durch das Intereſſe, welches die Erwartung einer wichtigen Begebenheit hervorbringt, von ihrer gewöhnlichen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt abgewandt werden.

Der Arzt ſieht wenigſtens die Familien, zu denen er gerufen wird, nicht in dem Prunke und mit den Zurüſtungen einer gebethenen Geſellſchaft: er ſieht ſie in ihrem gewöhnlichen häuslichen Leben, und ſo, wie ſie alle Tage zu ſeyn pflegen.

Er kann ſogar, wenn er aufmerkſam iſt, beſſer, als irgend jemand, ihre geheimen Geſinnungen und ihren Charakter erforſchen, — kann die Neigungen und Abneigungen, welche die verſchiedenen Familien-Glieder gegen einander, — die Herrſchaft, welche bey ihnen der Eigennutz über die Zärtlichkeit, oder die Menſchenliebe über das Intereſſe hat, kennen lernen. Er wird ſogar mit manchen Familien-Geheimniſſen bekannt, die ſich, entweder bey Sterbefällen, bey Verfertigung der Teſtamente, oder überhaupt in dem Laufe einer langen Praxis vor ihm enthüllen.

Jene Kenntniß der Menſchen nun, welche der Arzt, wenn er ein guter Beobachter iſt, gewiß erlangt, iſt eine der vornehmſten Erforderniſſe zu einem guten Geſellſchafter: weil der, welcher ſie hat, ſchon immer zum voraus weiß, wie er die Menſchen, mit denen er in Umgang geräth, finden wird, und wie er ſie behandeln ſoll. — Und dieſe Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen einer Familie, oder doch mit den innern Verhältniſſen und dem alltäglichen Leben derſelben, iſt das ſtärkſte Band, welches einen Mann an ſie knüpfen kann: — theils, weil es ihr nun möglich iſt, mit ihm ohne allen Zwang umzugehen; theils, weil ſie nun ihn, als Freund, auch zum Rathgeber brauchen kann, als Feind oder Gegner aber zu fürchten Urſache hat. Man findet daher auch in den vornehmſten Städten Europens große praktiſche Aerzte, wenn ſie zugleich geſellige Leute ſind, in allen guten Geſellſchaften willkommen, und in den Häuſern der Großen beynahe einheimiſch.

(B.)

Wie kommt es nun, daß, da der Arzt ſo vorzügliche Gelegenheit hat, geſellige Eigenſchaften zu erwerben, und ſich zum Umgange mit Menſchen zu bilden, doch der Stand der Aerzte ſich in mehreren Ländern und mehreren Jahrhunderten, durch eine eigne Pedanterey ausgezeichnet hat, welche ſich auch auf ſeine äußern Sitten erſtreckt, und ihn zum Gegenſtande der theatraliſchen Satyre gemacht hat.

In dem ſo geſelligen Frankreich, wo alle Stände ſich beeifern, einen Anſtrich von Weltron zu haben, fand doch Moliere, im Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnten, die Sitten und den Umgang der Aerzte, des Lächerlichen und der komiſchen Uebertreibung ſo fähig, daß er keinen Stand öfter auf die Bühne brachte.

Aber auch bey den Italiänern, in ihren extemporiſirten Stücken, ſtellt der Dottore immer eine ſchwerfällige, pedantiſche, von Kunſtwörtern im gemeinen Umgange ſtrotzende, Perſon vor. Shakeſpeare giebt ſeinen Aerzten, die er auf die Bühne bringt, beynahe denſelben Charakter.

Noch jetzt ſind einige Spuren von den eigenthümlichen Sitten, wodurch ſich ehedem der

Stand der Aerzte auszeichnete, vorhanden, die jedoch immer mehr durch den Geiſt der Zeit verwiſcht werden. Noch jetzt erkennt man manchen Arzt ſchon von ferne, an ſeinem Gange, ſeinen Stellungen und ſeinem ganzen äußern Betragen: und bey noch mehreren entdeckt man, wenn man ſie ſprechen hört, noch die alte mediciniſche Pedanterey, auch vor den Layen gelehrt ſcheinen zu wollen, indem man ihnen durch ausländiſche Kunſtwörter unverſtändlich wird.

Die Urſache jener ſonderbaren Erſcheinung war, im Allgemeinen, dieſelbe, welche auch die Schulmänner des vorigen Jahrhunderts pedantiſcher, als die unſrigen, machte.

Jeder Stand nähmlich hat ſeine unausbleiblichen Verſuchungen zu gewiſſen eignen Fehlern des Charakters, der äußern Sitten und des Umgangs. So lange alſo die Stände von einander getrennt bleiben, und ſich im geſellſchaftlichen Umgange wenig mit einander miſchen, und ſich wechſelsweiſe abſchleifen: ſo lange bilden ſich gleichſam die Fehler eines jeden ungehindert aus, und wachſen bis zu einer Höhe, welche den übrigen Ständen anſtößig wird. Der Schulmann iſt nichts, als Schulmann, — der Arzt nichts, als Arzt. Nur eine allgemeinere und freyere Mittheilung unter ihnen, dergleichen erſt unſer Jahrhundert eingeführt hat, kann aus ihnen allen Menſchen machen.

Es ſind aber noch überdieß, bey den Aerzten, ſo wohl in der Natur ihrer Wiſſenſchaft ſelbſt, als in der ihres Geſchäftes und ihres Intereſſe, einige beſondere Urſachen der Pedanterey vorhanden, welche, ſo lange ſie ungehindert wirkten, allerdings dieſen Stand vor andern Ständen, durch Sonderbarkeiten auszeichnen konnten.

Zuerſt, haben wir die Arzney-Wiſſenſchaft ganz von den Griechen und Arabern bekommen: und aus den Sprachen dieſer beyden Völker ſind alle Wörter und Redensarten entlehnt, in welchen ſich jene Wiſſenſchaft noch jetzt ausdrückt. Selbſt die Römer hatten, weder für die Pflanzen und andere mediciniſchen Heilmittel, noch für die Krankheiten andere Nahmen, als Griechiſche, welche ſie in ihre Sprache aufgenommen, oder unverändert übergetragen hatten. Die Arabiſchen Aerzte fügten, wie zu den Arzneyen ſelbſt die chymiſchen Präparate, ſo zu der Kunſtſprache der Medicin viele Arabiſche Wörter und Redensarten hinzu. Viele derſelben waren allegoriſch, und vermehrten das geheimnißvolle Anſehn der Medicin. Keine andere Wiſſenſchaft war alſo mit ausländiſchen Kunſtwörtern ſo überladen, als die Arzneykunſt. Und auch die Europäiſchen Aerzte, welche theils zu dieſer Kunſtſprache, wegen der Armuth ihrer Mutterſprachen, genöthiget waren, theils ſich an jene Griechiſchen und Arabiſchen Wörter dergeſtalt gewöhnt hatten, daß ſie ſie auch da brauchten, wo ſie gleich gute einheimiſche hätten finden können, waren ſchon dadurch in Gefahr, in einem höhern Grade Pedanten zu ſcheinen, oder Pedanten zu werden, als andere Gelehrten. Das Erſte war der Fall, wenn ſie dieſe Kunſtſprache auch vor Perſonen redeten, von welchen ſie wiſſen konnten, daß ſie dieſelbe nicht verſtünden: — das Andere, wenn ſie gefliſſentlich Lateiniſche und Griechiſche Wörter in ihre Reden einmiſchten, um ſich bey Unwiſſenden das Anſehn einer höhern Gelehrſamkeit zu geben.

Die Arzney-Wiſſenſchaft iſt zweytens eine der ungewiſſeſten in ihrer Ausübung. Und doch iſt das Zutrauen der Kranken in die völlig gewiſſe Einſicht des Arztes, ein dieſem faſt unentbehrliches Mittel ſein Glück zu machen, — und oft ſelbſt ein wahres Hülfsmittel zur Beförderung der Cur. Nun kann er aber zuweilen dieſes Zutrauen nicht anders erwerben, als indem er ſich vollkommnere Erkenntniſſe, in Abſicht der Natur und des Ausgangs der Krankheit, und eine feſtere Ueberzeugung von der Wirkſamkeit ſeiner Heilmittel zuſchreibt, als er wirklich beſitzt. Es iſt alſo für ihn zuweilen Pflicht, zuweilen erlaubter Kunſtgriff des Eigennutzes, ſich durch ſeine Reden und ſein Betragen, das Anſehn dieſer vollkommnern Kenntniß und dieſer Ueberzeugung zu geben, wofern er nur die innere Beſcheidenheit des Geiſtes beybehält, zu wiſſen, wie wenig er weiß, und zugleich die Ehrlichkeit hat, dieß im Umgange mit Verſtändigen zu geſtehen. Aber die Bahn iſt ſchlüpfrig, und die Affectation eines falſchen Selbſtvertrauens artet leicht in Marktſchreyerey und Scharlatanerie aus; zwey Wörter, welche zuerſt nur von den Aerzten der niedrigen Gattung gebraucht, und von der Arzney-Wiſſenſchaft auf alle andern Kenntniſſe und Vorzüge, welche man ſich fälſchlich anmaßt, oder mit denen man prahlt, übergetragen worden ſind.

Die Verſuchung zu dieſen Fehlern war noch viel größer, als alle Kenntniß des menſchlichen Körpers, und der mediciniſchen Gegenſtände bloß in die Schulen der Aerzte eingeſchloſſen war. Die Aerzte waren zu dieſer Zeit in gleichem Falle mit den Geiſtlichen. So wie die Herrſchaft der Geiſtlichen über die Layen aus der Unwiſſenheit dieſer letztern, in Abſicht auf Religion und Moral, entſtand: ſo entſtanden die Anmaßungen der Aerzte, in Abſicht auf Geſundheit und Krankheit und deren Urſachen, — aus der Unwiſſenheit der übrigen Welt, in der Naturlehre, der Botanik und der Chemie. Die Wiſſenſchaft der Theologen war, wie ſie behaupteten, voller Geheimniſſe: — die Arzneykunſt bekam ein geheimnißvolles Anſehen. Beyde, die Gottesgelehrten und die Aerzte konnten ſich leicht ein dictatoriſches Anſehn und einen Schein von Erhabenheit unter völlig Unwiſſenden geben: und ſie thaten es wirklich mit gutem Erfolge.

Da aber beyde dieſen Ton auch dann noch fortſetzen wollten, als die Layen auch angefangen hatten, über Religion und Sittenlehre nach zu denken, und als einige Kenntniſſe der Naturlehre, einige geſündere Begriffe von dem Baue des menſchlichen Körpers, deſſen Krankheiten und den Mitteln ihn zu heilen, ſich über alle geſitteten Stände verbreitet hatten: ſo wurden die Geiſtlichen den Weltlichen verhaßt, und die Aerzte den Aufgeklärten aus den übrigen Ständen lächerlich. Endlich ſiegte der Genius der Zeit: und Prieſter und Arzt gaben ihre angemaßte Herrſchaft auf, um ihre verdiente Achtung beym Publicum zu erhalten.

Ein anderer für die Arzney-Wiſſenſchaft und für die Aerzte nachtheiliger Umſtand kam noch im Mittelalter hinzu. Die Erſtere war viele Jahrhunderte hindurch mit der Aſtrologie oder der aus den Geſtirnen hergeleiteten Kenntniß der Dinge und Vorherſehung der Begebenheiten, — einer Wiſſenſchaft, die durch und durch Charlatanerie iſt, und von dem, der ſie practiſch treibt, nur durch ſolche aufrecht erhalten werden kann, in Verbindung. In der Folge nahm die Arzneykunſt die Chymie unter ihre Beſtandtheile auf, eine weit reellere Wiſſenſchaft, welche die Fortſchritte der erſtern in der That beförderte, und beſtimmt war, in unſern Tagen uns die größten Aufſchlüſſe über die Natur zu geben. Aber im Anfange und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieſe Chymie faſt durchaus mit der Alchymie, oder der Kunſt Gold zu machen, — und dieſe hinwiederum mit der Magie, mit dem Glauben an Wunderkräfte, und an den Einfluß der Geiſter, und mit abergläubiſchen oder gaukleriſchen Verſuchen, jene Kräfte in ſeine Gewalt zu bekommen, und dieſe Geiſter ſich günſtig zu machen, verbunden. Nur auf dieſem Wege, — indem ſich die leeren Anſprüche einer noch ſehr unvollkommnen Arzney-Wiſſenſchaft mit den völlig grundloſen Behauptungen der Aſtrologie und Alchymie verbanden, konnten die Paracelſe, die Campanellen, und ihres Gleichen entſtehen, — halb betrogene und halb betriegeriſche Thoren, aufgeblaſen und ſtrotzend von einer eingebildeten oder vorgegebnen Weisheit, — eine Gattung von Menſchen, die ſich nur in der Claſſe der Aerzte fand, und zu deren Pedanterey oder Charlatanerie kein anderer Stand der Gelehrten emporſtieg.

Die Farben nun, welche auf die Sitten und das Betragen dieſer Individuen ſo ſtark aufgetragen waren, theilten ſich in ſchwächern Schattirungen den Sitten der Aerzte überhaupt mit.

(C.)

Man ſieht leicht, daß es einen gewiſſen Punct in den Fortſchritten der Geſellſchaft giebt, wo die Lächerlichkeiten des einen Standes von den übrigen Ständen, die nicht daran Theil nehmen, wahrgenommen, und alſo ein ſchicklicher Gegenſtand der Satyre werden. Dieß war der Fall, in Abſicht der Aerzte, um die Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts: und Moliere durfte ſie in Carricatur-Gemählden aufs Theater bringen, ohne deßhalb in Anſpruch genommen zu werden.

Es giebt einen andern Punct in jenem Fortgange, wo die Lächerlichkeiten einzelner Stände von der Verfeinerung der ganzen Geſellſchaft überwunden und weggeſchafft werden: und dieß iſt der Fall in Abſicht der Aerzte unſerer Tage.

Nachdem die Arzney-Wiſſenſchaft, von aſtrologiſchen und alchymiſtiſchen Träumen gereiniget, und auf eine wahre Naturlehre gebaut, ſich mit der Naturgeſchichte und der ächten Zergliederungskunſt verband, und ihre Unterſuchungen mit wahrhaft philoſophiſchem Geiſte anſtellte; — nachdem die Aerzte, auch außer den Krankenſtuben, mehr unter andere Menſchen kamen; und nachdem endlich auch die Layen, wenigſtens die andern gelehrten Stände, Kenntniſſe von der Phyſik, der Phyſiologie und der Kräuterkunde erhalten hatten: ſo fielen die meiſten der Urſachen hinweg, welche in vorigen Zeiten, die Charlatanerie der Aerzte, und mit ihr das Marktſchreyeriſche oder das Pedantiſche in ihren Sitten veranlaſſet hatten; und die Aerzte wurden feinere Weltleute, indem ſie beſſere Aerzte wurden.

Zweyte Abtheilung des vierten Abſchnitts.

Ueber die verſchiedenen Arten der Einſamkeit.

Die Einſamkeit iſt entweder eine *zufällige*, welche aus der *Lage* des Menſchen, — oder eine *abſichtliche*, die aus dem *Vorſatze* deſſelben entſteht.

Bey der erſten Art der Einſamkeit fragt ſichs wieder: ob die *Lage*, durch welche die Einſamkeit des Menſchen verurſacht wird, die Lage der *ganzen Geſellſchaft*, oder der Völkerſchaft iſt, zu welcher der Menſch gehört, und an welcher er nur Theil nimmt; oder ob ſie bloß die *individuelle* Lage des einſamen Menſchen ſelbſt iſt.

Der erſte Eintheilungs-Grund giebt, nach den bekannten drey Hauptſtufen in dem Fortgange der menſchlichen Geſellſchaft, auch ziemlich beſtimmt drey Arten jener erſten Gattung der Einſamkeit: — 1) die Einſamkeit des Wilden oder des Jägers; 2) die Einſamkeit des Nomaden oder des Viehhirten; 3) die Einſamkeit des Ackerbauers, oder des Anſiedlers in einem noch unbewohnten Lande.

Der zweyte Eintheilungs-Grund giebt keine an der Zahl ſo beſtimmten, — keine ſo genau begränzten Arten der Einſamkeit, weil die Lagen des einzelnen Menſchen, durch welche er einſam werden kann, unzählig ſind, und durch feine Schattirungen in einander laufen. Der Philoſoph kann nichts anders thun, als einige der merkwürdigſten dieſer Lagen ausheben. Ich würde in meinen Unterſuchungen folgende ausheben:

1) die Einſamkeit des in großen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menſchen; — 2) die Einſamkeit des auf dem Lande oder in einſamen Städten Lebenden; 3) die Einſamkeit eines an einem langwierigen Uebel leidenden Kranken; 4) die Einſamkeit des Reiſenden, beſonders in wüſten und wenig cultivirten Ländern.

Die zweyte Hauptgattung der Einſamkeit iſt die der vom Menſchen frey gewählten und abſichtlichen. Die Unterarten derſelben laſſen ſich, nach der Verſchiedenheit dieſer Abſichten, eintheilen. Die beyden vornehmſten darunter ſcheinen mir folgende zu ſeyn: 1) die religiöſe Einſamkeit, — wovon die Einſamkeit des Einſiedlers, und die des Mönchs Unterarten ſind; 2) die Einſamkeit des Gelehrten, Philoſophen und Dichters.

A. Von derjenigen Einſamkeit, welche aus der Lage des Menſchen entſteht.

I. Von den Arten der Einſamkeit, welche aus der Lage der ganzen Geſellſchaft, zu welcher ein Menſch gehöret, entſteht.

Das Gemeinſchaftliche in dieſen Arten der Einſamkeit ſcheint mir folgendes zu ſeyn.

Sie haben einen großen Einfluß auf die Vollkommenheit, — ſie haben nur einen geringen auf die Glückſeligkeit des einzelnen Menſchen.

Menſchen die in kleinen, von einander abgeſonderten Horden, in wüſten Gegenden leben, und ganz allein mit der Anſchaffung ihres Unterhalts, oder mit dem Kriege beſchäftiget ſind, können nie zu einem beträchtlichen Grade der Cultur gelangen; und nie kann ein Einzelner die Gränze der Vervollkommnung überſchreiten, welche der ganzen Geſellſchaft von ihrer Lage und Verfaſſung geſetzt wird.

Aber der einzelne Menſch empfindet auch die Beſchwerden der Einſamkeit, ob er gleich von ihnen gedrückt wird, nicht ſo ſchmerzlich, wenn er niemanden um ſich ſieht, der es beſſer hat, als er. Da er den Nutzen ſowohl, als die Freuden eines ausgebreiteten geſellſchaftlichen Verkehrs nicht kennt, ſo wird er durch die Entbehrung jener Vortheile und Vergnügungen wenig afficirt; und das wirklich Hülfloſe, welches die Einſamkeit zuweilen mit ſich führt, wird von ihm auf Rechnung der Natur und Nothwendigkeit geſchrieben.

Auch die Coloniſten, welche ſich in unbewohnten Ländern anbauen, ob ſie gleich aus policirten Ländern kommen und alſo ſchon mehr Vollkommenheit mitbringen, als der Wilde und der Nomade hat, verwildern doch in ihren Wüſteneyen und werden unwiſſender und roher, als ſie zuvor waren, bis endlich die anwachſende Zahl der Pflanzungen ſie näher unter einander oder mit den Einwohnern der Städte, welche ſich ſchon früher in der Colonie, gemeiniglich an der See, angebaut haben, in Verbindung bringt.

Indeß empfinden die Anbauer wüſter Länder, welche aus bewohnten Gegenden abſtammen, — ob ſie gleich gemeiniglich aus den niedrigſten Claſſen der Geſellſchaft ſind, und alſo auch in ihrem

Vaterlande die Vortheile der Verbindung mit Menſchen nie vollſtändig genoſſen haben, doch gewiß das Unangenehme der völligen Einſamkeit, in welcher ſie jetzt leben, weit ſtärker als die eingebohrnen Horden. Ueberfällt ſie gleich Anfangs Krankheit, ſo ſind ſie gänzlich verlohren. Außerdem aber macht die angeſtrengte Arbeit, welche die Urbarmachung eines ganz unangebauten Landes verurſachet, daß ſie an ſich ſelbſt und an ihre Lage weniger denken. — Und endlich giebt ihnen die völlige Unabhängigkeit, in welche ſie ſich verſetzt finden, einigen Erſatz für die vielen andern Vortheile, deren ſie entbehren.

Der Anblick eines wüſten und unangebauten Erdſtrichs, — und überhaupt die rohe, wilde und ſich ſelbſt überlaſſene Natur hat den Charakter der Erhabenheit, und flößt auch den Menſchen, von denen ſie bewohnt wird, eine ähnliche Denkungsart ein. Eben dieſe Natur iſt einförmig in ihren Producten, und biethet nur wenige Gegenſtände der Beobachtung dar. Daher ſind die Horden, welche in Wüſteneyen leben, unwiſſend.

Endlich bringt eben dieſe Natur nur wenige Dinge hervor, welche Vergnügen oder Schmerz verurſachen, und alſo Affekten erregen. Daher haben die Wilden und Nomaden nur wenige Leidenſchaften, und gar keine eigentliche Empfindſamkeit: aber jene Leidenſchaften ſind heftig, gewaltſam und oft ausſchweifend.

Den Charakter der Erhabenheit haben wir vorzüglich in den Reden, Negotiationen, politiſchen Berathſchlagungen, und manchen Metaphern der Nordamerikaniſchen Wilden, beſonders jener ſechs Nationen, mit denen die Europäer am genaueſten bekannt geworden ſind, gefunden. Wir haben ihn in den Geſängen mehrerer wilden Stämme, — wir haben ihn noch mehr in den Geſängen des Oſſian angetroffen, der zwar nicht unter einer ganz wilden Nation, aber doch in einer ſolchen lebte, die noch auf der unterſten Stufe der Cultur ſtand, und der überdieß von einer ſehr wilden, rauhen und einſamen Natur umgeben war.

In den Reden und dem Charakter der Nomaden finden ſich weniger Spuren von dieſer Erhabenheit. Aber zuerſt iſt auch das herumziehende Hirtenvolk weit weniger einſam, als die Jäger-Horde: es kämpft nicht mit ſo vielen Uebeln: aber es erlangt deßwegen auch nicht dieſelbe Stärke des Geiſtes. Zum andern iſt der Nomade weit mehr mit ſeinem Eigennutze beſchäftiget, — denn er hat Eigenthum und Verſchiedenheit der Stände: — und nichts iſt der Erhabenheit ſo tödtlich, als der Eigennutz.

Am wenigſten iſt wohl dieſe Wirkung der Einſamkeit an dem Europäiſchen Coloniſten ſichtbar: —

theils weil er ſchon einen völlig gebildeten Charakter in die Wüſteney mitbringt, und dieſer gemeiniglich klein und niedrig iſt; — theils weil er mit Ausrotten und Bauen immerwährend beſchäftigt iſt, der Wilde und Nomade aber müßig leben. Mechaniſche, angeſtrengte Arbeit aber iſt ebenfalls der Erhabenheit nicht günſtig.

Was die Unwiſſenheit betrifft, ſo iſt ſie allen drey Claſſen, dem Jäger, dem Nomaden, und dem neuen Anſiedler ziemlich gemein. Man kennt die Schilderung der Unwiſſenheit und Rohheit, welche uns mehrere Reiſenden von den aus der Pfalz und Wirtenberg nach Nordamerika ausgewanderten Bauern machen, und die Bemühungen einiger Deutſchen Gelehrten, ſie aufzuklären.

Doch ſind ohne Zweifel verſchiedene Grade zwiſchen der Unwiſſenheit des Jägers, des Nomaden und des Coloniſten. Die meiſten nomadiſchen Völker kennen die Schreibkunſt: aber ſie haben ſie faſt immer aus angebauten Ländern und von den Einwohnern der Städte erhalten. So wie aber Unwiſſenheit beſſer iſt, als Vorurtheile und eine verkehrte Denkungsart, ſo ſind auch oft die Coloniſten hinter den Wilden zurück, weil jene hartnäckig auf Irrthümern beſtehen, welche von dieſen eingeſehen werden, ſobald ſie nur die Sache wiſſen.

Der dritte aus der einſamen Lage jener Völkerſchaften entſtehende Charakterzug derſelben, — die auf wenige Gegenſtände eingeſchränkten, aber deſto mehr entflammten Affecten, — iſt ebenfalls den Jäger-Völkern am meiſten eigen. Unter ſich ſind die Mitglieder derſelben, — theils wegen ihrer geringen Anzahl, theils wegen ihres gemeinſchaftlichen Intereſſe und ihrer gemeinſchaftlichen Noth, — aufs genaueſte verbunden. Von allen übrigen Menſchen ſind ſie vollkommen getrennt, und mit den benachbarten Horden ſind ſie gemeiniglich im Kriege.

Zuweilen vereinigen ſich auch Einzelne unter ihnen noch beſonders zu gemeinſchaftlicher Jagd, oder Bekriegung ihrer Feinde, und theilen mit einander, — oft auf Zeit Lebens, — Beſchwerden und Gefahr.

In dieſer Lage kann der Menſch nur ſehr ſtark lieben, oder ſehr heftig haſſen. Daher ſind dieſe Völker ſehr grauſam gegen ihre Feinde: aber man findet auch unter ihnen Beyſpiele einer großen Selbſtaufopferung für Freunde.

Endlich aus dieſer abſoluten, — oft monatlangen Einſamkeit, in welcher der Jäger, während er in den Wäldern herumſtreift, leben muß, und aus welcher er zu dem geſelligen Leben in ſeiner Horde übergeht, entſteht ein eben ſo ſchneller Uebergang des Wilden, von der äußerſten Kälte und Gleichgültigkeit zu dem affectvollſten Zuſtande. Er liegt Tage lang unbeweglich auf ſeiner Matte, und ſpringt dann auf einmahl von ihr auf, ergreift ſeine Streit-Axt und iſt zu allen Strapazen des Krieges bereit.

Die nomadiſchen Völker führen ihre Kriege nicht ſo grauſam, als die Wilden: aber unter ihnen ſind die größten Weltverwüſter, — die Dſchinkiſchane und die Tamerlane aufgeſtanden.

Die Urſachen der erſten Erſcheinung ſind: weil die Nomaden nicht ſo unaufhörlich unter ſich Krieg führen, als die Jägerhorden; weil ſie nicht in ſo gar kleine Stämme vertheilt ſind, als dieſe, und die Mitglieder jeder Völkerſchaft mehr durch politiſche, als durch Familien-Bande zuſammenhängen; weil ſie endlich nicht ſo vollkommen iſolirt ſind, ſondern mit ihren Nachbarn, mit andern nomadiſchen, — oder ſelbſt geſitteten Völkern, durch Bündniſſe und durch den Handel in Verbindung ſtehen.

Die Urſachen der zweyten Erſcheinung ſind ſchwerer zu erforſchen.

Zwar, wie unter ihnen ſich plötzlich eine große Macht, durch Vereinigung vieler ſolcher Volksſtämme unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, bilden könne, läßt ſich ſehr wohl begreifen, da dieſe Völker in den ungeheuren Ebnen des mittleren

Aſiens, ſeit undenklichen Zeiten, herumſchwärmen. Auch das iſt begreiflich, daß die Fürſten oder Chans, welche eine ſo große und ausgebreitete Herrſchaft unter ihren Landsleuten erlangt haben, ſich nun derſelben bedienen wollen, um Eroberungen zu machen, und beſonders über angebaute Länder und geſittete Völker, — welche ſchon von jeher ihre Eiferſucht und ihren Unwillen erregt haben, — herzufallen.

Warum aber dieſe nomadiſchen Heerführer, und ſelbſt ihre Völker dieſe Kriege auf eine ſo verwüſtende Art führen, warum ſie nicht ſowohl zu erobern, als zu zerſtören ſuchen, ganze Städte und Länder völlig entvölkern, und am bloßen Morden, — an der bloßen Vernichtung aller Cultur ein Wohlgefallen zu haben ſcheinen: davon iſt es ſchwerer ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben.

Etwas liegt davon an dem ſchon zuvor gedachten Grolle, welchen herumſchweifende Völkerſchaften gegen die in feſten Wohnſitzen lebenden Nationen haben: theils wegen der Beleidigungen, welche ſie, von Zeit zu Zeit, von der Uebermacht derſelben erfahren; theils ſchon wegen der Unähnlichkeit ihrer eignen Lebensart mit der Lebensart der Ackerbauer und Städtebewohner.

Dieſe Grauſamkeit iſt, bey den noch rohen Völkern, vielleicht eine Folge der langwierigen Kriege ſelbſt, und in dem Widerſtande, welchen ſie finden, und in dem Verluſte, den ſie von ihren Feinden leiden, gegründet. Die Muhamedaniſchen Feldzüge waren lange nicht ſo grauſam, als die Feldzüge der ſpätern Kalifen. Und die Tartarn unter Dſchinkiſchan verwüſteten immer mehr, je weiter ſie ſich von ihrem Vaterlande entfernten.

Endlich kann wohl die völlige Unwiſſenheit dieſer Eroberer in der Regierungskunſt, die Verlegenheit, in welcher ſie ſind, die große Anzahl ihrer Gefangnen zu bewachen, und auf ferneren Zügen mitzunehmen, und der einzige bey ihnen herrſchende Ehrgeitz, ein Denkmahl ihrer Uebermacht zu hinterlaſſen, zur Auflöſung dieſes traurigen und die Menſchheit entehrenden Räthſels dienen.

•

Bey dem in wüſten Gegenden ſich anbauenden Europäer iſt jene Wirkung der Einſamkeit, die Affecten zu entflammen, und beſonders den Menſchen grauſam gegen ſeine Feinde zu machen, nicht ſo merklich.

Er hat zuerſt keine Kriege zu führen, ſondern hängt noch immer mit dem Mutterſtaate zuſammen, der ſie für ihn führt.

Er iſt überdieß ſchon mit vielerley Gegenſtänden der Begierden, —— der Liebe und des Haſſes, in ſeinem Vaterlande bekannt geworden: und ſeine

Affecten können ſich nicht ſo leicht, als die des Wilden und des Nomaden, auf einen Punct vereinigen. Auch iſt die Beſchäftigung des Ackerbaus, beſonders die der erſten Urbarmachung, ſehr geſchickt, ſeine Leidenſchaften in Schranken zu erhalten.

Doch die einſame Lage, wenn ſie lange dauert, macht den Coloniſten zu dem, was er zuvor nicht war. — Schon der Entſchluß, ſich in ſo wüſte Gegenden zu begeben, zeigt, daß er ſehr heftiger Leidenſchaften fähig ſey. Denn dieſer Entſchluß kann von nichts andern herkommen, als von einer ſehr lebhaften Unzufriedenheit mit ſeinem vorigen Zuſtande, oder von enthuſiaſtiſchen Hoffnungen einer ſchimärtiſchen Glückſeligkeit,

Die Schwierigkeiten, welche er bey der Ausführung ſeines Unternehmens findet, und die Beſchwerden, denen er täglich ausgeſetzt iſt, ſind ſehr wohl im Stande, ihn, wie gegen die ſinnlichen Gefühle, ſo auch gegen die menſchenfreundlichen Empfindungen abzuhärten.

So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die Europäiſchen Coloniſten in Amerika, gegen die eingebohrnen Indianer entweder äußerſt grauſam, oder doch ungerecht, und ſowohl bey dem Eintauſche ihrer Ländereyen, als ſonſt im Handel und Wandel, betriegeriſch geweſen ſind.

Auch innerhalb der Colonien ſelbſt, z. B. in Neu-England, haben die Parteyen immer mit großer Wuth gegen einander gefochten,

Unter den drey oben genannten Lagen, iſt die eines Coloniſten, der ſich in einer ſolchen Gegend, wie jetzt z. B. die Provinz Kentucky in den Nord-Amerikaniſchen Freyſtaaten iſt, anbauet, die am vollkommenſten einſame.

Der Jäger kehrt, nach einigen Wochen oder Monaten, die er in den Wäldern herumgeſtreift iſt, wieder in ſeine Horde zurück. Der nomadiſche Viehhirt entfernt ſich mit ſeinen Heerden nie weit von ſeinem Stamme; oder er thut es nur immer in größerer Geſellſchaft. Auch der Sennenhirt in der Schweiz bringt auf den Alpen nur die Sommermonate zu. — Der Ackerbauer hingegen, welcher in einem unbewohnten Lande Rohdungen macht, kann Jahre lang mit ſeiner Familie ganz einſam leben.

Aber wenn dieſe Familie zahlreich, wenn ſie unter ſich einig und liebreich, wenn ſie endlich dem Hausvater oder Familien-Haupte, aus Anhänglichkeit und mit freyem Willen, unterworfen und gehorſam iſt: ſo giebt eine ſolche Familie das Bild, und beſitzt wirklich die Sitten des alten patriarchaliſchen Lebens, welches, ob es gleich keine hohe Stufe der Vollkommenheit war, doch ſich ſowohl durch gewiſſe eigne Tugenden, als durch ſeine eigne Art von Glückſeligkeit unterſcheidet.

* *

Nach der Schilderung des Gemeinſchaftlichen in der Einſamkeit der verſchiednen Claſſen oder Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft, werde ich nur noch wenig von dem Eigenthümlichen bey einer jeden Claſſe zu ſagen haben.

1. Einſamkeit des Wilden oder des Jägers.

Wir haben den Einfluß der Einſamkeit und der Art der Beſchäftigung auf die Jäger-Horden, noch beſſer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ſeitdem Europäer ſelbſt (beſonders viele Einwohner der hintern Theile von Canada) ſich in einen ähnlichen Zuſtand begeben, — und entweder auch ihren Unterhalt bloß von der Jagd geſucht haben, oder doch ſo, wie die Jäger, durch weite Länder umher geſtreift ſind, um bey den verſchiedenen Stämmen der Indianer Pelzwerk und Bieberfelle zu ſammeln.

Die Einſamkeit, wenn ſie mit Erſchlaſſung und Unthätigkeit verbunden iſt, macht den Geiſt ſtumpf, den Körper träge, und ſetzt alſo den ganzen Menſchen zurück. Da hingegen, wo ſie mit einer lebhaften Beſchäftigung, oder gar einer heftigen Anſtrengung des Geiſtes oder des Körpers verbunden iſt: da kann ſie ſelbſt dazu beytragen, die Kräfte des Menſchen noch mehr zu üben: weil ſie ihn von aller fremden Hülfe entblößt, und ihn nöthiget, ſeinen ganzen Scharfſinn und ſeine Erfindungskraft aufzubieten. — Sie vermehrt zwar nicht ſeine Einſichten: aber ſie hindert auch nicht eine gewiſſe Art ſeiner perſönlichen Ausbildung.

So können der Gelehrte und der Dichter, ohne Nachtheil, lange in der Einſamkeit bleiben: weil der Geiſt beyder beſchäftiget iſt.

Bey dem von der Jagd lebenden Wilden iſt es die anſtrengende Beſchäftigung des Körpers und der Sinne, welche auch den Geiſt übt und ſeine Kräfte nicht ſinken läßt. Er wird zwar nicht von andern Menſchen belehrt: aber er wird durch die Noth und das Bedürfniß gebildet.

In der That giebt es viellei[illegible] keine größeren Beſchwerden für Menſchen zu ertragen, als welche ein ſolcher Wilder auf ſeinen Jagden erträgt. Er muß oft mehrere Tage ohne Nahrung bleiben, wenn er kein Wild auffinden oder fangen kann. Seine Anſtrengungen ſind ſeinen Beſchwerden gleich. Bey ſeinen ſchlechten Waffen ſind es nur die Schärfe ſeiner Sinne, ſeine Behendigkeit, und ſeine Liſt im Ueberfallen eines Feindes, welche ihm ſeinen Raub ſichern. In dieſen drey Stücken übertrifft daher auch der Wilde den Bürger policirter Staaten.

So kommt der Nordamerikaniſche Jäger aus ſeinen Waldungen, zwar unwiſſend, aber nicht dumm, heraus. Er ſieht und hört ſcharf; er beobachtet genau; er prägt ſich tief ein, was er ſieht; er ſchließt auch für ſeinen Endzweck richtig.

Er bleibt aber, auf ſeinen Wanderungen, auch nicht ohne allen Unterricht. Er lernt, ſich durch große und dichte Wälder, in welchen es weder Weg noch Fußſteig giebt, richtig finden; er lernt überhaupt, ſich ohne alle Hülfsmittel in fremden Gegenden orientiren. Dieß kann nicht geſchehen, ohne daß er auf die Natur der Bäume und Pflanzen, auf die Verſchiedenheit der Erdarten und Mineralien und auf die Geſtirne und den Lauf derſelben genau Acht gebe. Alle dieſe Sachen kennt er alſo auch beſſer, als der nicht unterrichtete Europäer.

Beſonders iſt die Liſt diejenige Eigenſchaft des Geiſtes, welche bey dem Wilden, ſowohl auf ſeinen Jagden, als durch ſeine übrige Lage, beſonders durch ſeine immerwährenden kleinen Kriege geübt wird.

Bey ihm kann man recht gewahr werden, wie ſehr die Liſt von dem wahren Verſtande unterſchieden ſey. Durch ſein Beyſpiel aufmerkſam gemacht, findet man leicht, auch unter geſitteten Menſchen, eben dieſelbe Erſcheinung. Die Liſtigſten ſind oft die Ungelehrigſten: und die einſichtsvollſten Menſchen laſſen ſich oft von einfältigen überliſten.

Aber es iſt, weder bey dem Wilden noch bey dem Einwohner policirter Staaten, leicht, die Unterſchiede zwiſchen Liſt und Verſtand aufzufaſſen.

So viel iſt klar, daß die Liſt immer mit einem Feinde zu thun hat, den man angreifen, oder gegen den man ſich vertheidigen will. Sie iſt immer dazu beſtimmt, Schaden zu thun, oder Schaden zu verhüten. Ihre Sphäre iſt ſehr eng: und ſie wird nur durch die Furcht oder die Raubſucht geſchärft.

Der Verſtand iſt ganz friedlich: er hat es mit Erkenntniß des Wahren, oder mit gemeinnützigen Arbeiten zu thun. Sein Wirkungskreis iſt ſehr weit; und die Triebfeder, welche ihn thätig erhält, iſt die Wißbegierde.

Ueberdieß iſt die Liſt, wenn ſie gelingen ſoll, immer mit einer gewiſſen Feinheit der Sinne, mit einer Geſchmeidigkeit des Körpers und einer ausdauernden Kraft deſſelben verbunden. Sie iſt gleichſam diejenige Vollkommenheit des Geiſtes, welche, ohne eigne intellectuelle und moraliſche Bildung deſſelben, bloß aus der Vollkommenheit des Körpers und der ſinnlichen Werkzeuge entſteht. Der wahre Verſtand hingegen gehört ganz dem Geiſte an. Er bedarf zwar der Sinne und des Körpers, als Werkzeuge: aber die Grundlage deſſelben liegt in den Begriffen und Grundſätzen.

Einer zweyten Folge von der Lebensart des Jägers habe ich ſchon gedacht: daß nähmlich bey ihm die größte Abwechſelung und der ſchnellſte Uebergang von Anſtrengung und heftiger Bewegung zu Unthätigkeit und Ruhe vorhanden iſt. Kein Menſch iſt unermüdeter und zeigt größere Kraft-Aeußerungen, als der Wilde, während ſeiner Jagd- und Feld-Züge: und keiner iſt träger und unbeweglicher, als eben dieſer Wilde in ſeiner Hütte, wenn er nun zu den Seinigen zurückgekehrt iſt.

Auch wenn deren mehrere bey einander ſind, können ſie, mehrere Stunden lang, im Kreiſe, mit untergeſchlagenen Beinen, den Kopf zur Erde gehängt und die Augen auf einen Fleck gerichtet, bey einander ſitzen, ohne ein Wort zu reden. So ſahe einer meiner Freunde in London eine Geſellſchaft von Canadiern, welche man dahin gebracht hatte. Sie ſchienen auf die Menge der Menſchen, welche zuſtrömten, um ſie zu ſehen, gar keine Aufmerkſamkeit zu wenden.

Eben ſo beſchreiben Sparmann und Vaillant die Hottentotten: — zu der einen Zeit um keinen Preis zu bewegen, ſich von der Stelle zu rühren; — zur andern Zeit hingegen dieſe Ruhe verlaſſend, und bereit, Tag und Nacht, viele Wochen lang, in beſtändiger Beſchäftigung zu ſeyn.

Dieſe Unthätigkeit des wilden Jägers, während ſeines Aufenthalts unter ſeiner Horde, macht, daß er dieſelbe zu keiner geſelligen Bildung, zu welcher ſie ihm ſonſt die Gelegenheit darbieten könnte, nutzt. Er hat keinen eigentlichen Umgang weder mit ſeiner Familie, noch mit ſeinen Landsleuten.

Wenn er ja ſich mit ihnen zu irgend einer geſelligen Handlung vereiniget: ſo iſt es, bey Volksfeſten, zu Unmäßigkeit und Völlerey, oder zu Geſang und Tanz. In dieſen, (in ihren Geſängen und Tänzen,) findet man oft das Genie der Wilden wieder, welches ſie ſonſt nur auf der Jagd und im Kriege blicken laſſen.

2) Einſamkeit des Nomaden und Viehhirten.

Der Nomade, welcher ſo wie ſein ganzer Stamm von der Viehzucht lebt, iſt da, wo er am meiſten einſam iſt, wenn er ſeine Heerden auf entfernte Weideplätze führt, bey weitem nicht ſo beſchäftiget, als der Jäger auf ſeinen Zügen: und die Beſchäftigung des Erſtern iſt auch weit weniger anſtrengend für Körper und Geiſt, als die des Letztern. Beyde werden alſo auch weniger geübt. Die Sinne des Nomaden werden weniger ſcharf, ſein Körper wird weniger behende; auch ſein Scharfſinn und ſeine Liſt ſind geringer, als die des von der Jagd lebenden Wilden.

Einſamkeit mit Müßiggang verbunden, ein Zuſtand, in welchen das Hirtenleben den Menſchen oft verſetzt, erzeugt unfehlbar Schlaffheit des Geiſtes, vermindert deſſen Kräfte, und macht ihn unverſtändiger und träger.

Auch unter unſerm Landvolke ſind, nach meiner Beobachtung, die Hirten, — beſonders, wenn ſie dieß nur allein und Zeitlebens ſind, — einfältiger und gedankenleerer, als andere Bauern.

Auch in der Schweitz ſind die Einwohner derjenigen Cantons, wo die Viehzucht die einzige Beſchäftigung ausmacht, und welche den Sommer einſam auf den Alpen zubringen, — zwar die biederſten, aber auch die am wenigſten aufgeklärten Schweitzer.

Doch ſelbſt das bloße Weiden und Hüten der Heerden in einem wüſten Lande erfordert weit mehr Arbeit und Bemühung, als der Hirte in einem ruhigen und angebauten Lande braucht. Der Nomade muß ſich zuerſt die Weideplätze für ſein Vieh aufſuchen: er muß zweytens gegen die wilden Thiere kämpfen, die ſeinen Heerden den Untergang drohen.

Wir ſehen daher ſchon bey den Patriarchen, daß dieſe gebohrnen Viehhirten ſich der Tapferkeit, als einer ihnen zugehörigen Eigenſchaft, rühmen. Auch haben die nomadiſchen Nationen in ihren Kriegen unſtreitig Tapferkeit bewieſen.

Wie gut der Nomade ſich in einem fremden Lande orientiren könne, haben auch wir Schleſier im Kriege Friedrichs des zweyten an den Kalmucken und Koſacken, welches nomadiſche Völker ſind, geſehen.

Der Nomade hat mit dem Schweitzer-Hirten gemein, und vor unſern Viehhirten zum voraus, daß er ſich auch ſeine Speiſe von ſeinem Vieh ſelbſt bereitet, und eine häusliche Geſchäftigkeit mit dem bloßen Bewachen des Viehes in freyem Felde verbindet.

Der Nomade iſt ferner nicht ſo ganz, in Abſicht ſeiner Hülfsmittel, auf ſeine eigne Erfindſamkeit und ſeinen Scharfſinn eingeſchränkt, als der Jäger: er erhält deren von ſeinem Stamme; er hat etwas beſſere Waffen und Werkzeuge.

Alles dieß giebt ihm etwas mehr Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, — aber weniger Kraft, und, wenn ich ſo ſagen darf, weniger Erhabenheit des Geiſtes, als der Jäger zuweilen beweiſt.

Doch eben die Einſamkeit, mit Muße verbunden, führt auch, wenn ſie zugleich Gegenſtände der Einbildungskraft zur Unterhaltung darbiethet, zur Muſik und zum Geſange; beſonders bey Menſchen, welche der Eindrücke der Natur und der Liebe vorzüglich empfänglich ſind: und die Hirten ſind, wie man glaubt, die erſten Dichter und Sänger geweſen.

Dieß letzte kann ohne Zweifel, bis auf einen gewiſſen Grad, wahr ſeyn: und die noch unter uns beſtehende eigne Gattung der Schäfer-Poeſie ſcheint dieſe uralte Tradition zu beſtätigen.

Indeß ſind die Barden und Skalden der Nord-Europäiſchen Völker, die unter dem rauheſten Himmel vom Ackerbau lebten und feſte Wohnſitze hatten, weit berühmter geworden, und haben mehr Denkmahle hinterlaſſen, als die Aſiatiſchen Nomaden, ſelbſt aus den fruchtbarſten Gegenden.

Vielleicht erhebt und begeiſtert die Einförmigkeit der weiten Ebenen, in welchen die Aſiatiſchen Nomaden herumſchwärmen, die dichteriſche Einbildungskraft weniger, als die abwechſelnden, obgleich rauhen Felſen und Ströme des Nordens. — Vielleicht will auch das Genie des rohen Menſchen zuerſt durch Schlachten, Zerſtörung und Blutvergießen aufgeregt ſeyn, ehe er gegen die ſanftern Gefühle, welche die ſchöne Natur oder die Liebe einflößt, empfindlich wird: und Heldengeſänge entſtehen alſo weit früher, als Hirtenlieder.

Wenn aber die Beſchäftigung des nomadiſchen Hirten weniger anſtrengend, und alſo weniger übend für Körper und Geiſt iſt, ſo iſt ſie dafür weniger unterbrochen. — Der Jäger ſammelt ſich Nahrungsmittel auf einmahl für lange Zeit; der Hirte bereitet ſich die ſeinigen alle Tage.

Selbſt die Zeiten, welche letzterer hinter ſeinen Heerden einſam zubringt, wechſeln mit denen, die er im Lager bey ſeinem Stamme, und im Zelte unter ſeiner Familie verlebt, öfter und regelmäßiger ab; und die Uebergänge ſind nicht ſo plötzlich, als bey dem Wilden.

Daher artet auch die Ruhe, welche er zu Hauſe genießt, nicht in eine ſo gänzliche Faulheit und Unbeweglichkeit aus, als die iſt, in welcher man den Wilden in ſeiner Hütte ſiehet.

Er genießt alſo doch etwas von der Bildung des geſelligen Lebens; er ſpricht mit den Seinigen; er hilft ſeinem Weibe die häuslichen Geſchäfte beſorgen; — da der Wilde hingegen dieſe als Sklavinn behandelt, welcher er alles aufbürdet, was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört.

Durch alles dieß entwickeln ſich bey dem nomadiſchen Leben ſchon viele Begriffe ſowohl als Empfindungen, welche bey dem Jäger noch gänzlich ſchlafen: und der erſtere iſt ſchon ein etwas vollkommnerer Menſch, wofern die Vollkommenheit des Menſchen mehr in der Entwickelung ſeiner ſämmtlichen Kräfte, als in der Erhöhung einer einzigen, beſteht.

Hierzu kommt, daß die nomadiſche Lebensart, als geſellſchaftliche Verbindung betrachtet, ſchon um einige Stufen höher ſteht, und ſich der Cultur mehr nähert, als die Aſſociationen einer Jagdhorde.

Unter den unzähligen Schwärmen von herumziehenden Nomaden, welche den hohen Rücken von Nord-Aſien bewohnen, hat jeder Stamm ſeinen eignen Fürſten, deren mehrere oft wieder einem höheren unterworfen ſind. Von dieſen Fürſten werden ſie deſpotiſch beherrſcht: aber dieſer Deſpotismus gründet ſich nur auf die Anhänglichkeit, welche jeder Stamm für den ſeinigen hat.

Die Nomadiſchen Völker kennen ferner den Unterſchied erblicher Stände: — eine Einrichtung, die, wenn ſie auch in der Folge viele Mißbräuche und Streitigkeiten veranlaßt, doch der erſte Grund aller bürgerlichen Ordnung iſt.

Sie haben endlich faſt alle eine öffentliche Religion und Prieſter, — welche letztern nicht, wie bey den Wilden, Zauberer und Gaukler ſind, ſondern einen angeſehenen Stand der Nation ausmachen.

Mehrere unter ihnen haben dieſe Religion von fremden Lehrern, und mit ihr zugleich die Kunſt zu ſchreiben und etwas den Wiſſenſchaften ähnliches erhalten.

An politiſcher und religiöſer Aufklärung ſind ſie ſo weit über dem Wilden, als ſie ihm an Körperkraft, an Schärfe der Sinne u. ſ. w. nachſtehen.

Aber ſo wie jede halbe Cultur, — jeder mangelhafte Unterricht den Menſchen, auch in völlig geſitteten Staaten, in mehr Irrthümer führt, als er bey gänzlicher Unwiſſenheit gehabt haben würde: ſo ſind auch unter den Nomaden, Vorurtheile aller Art, politiſche und religiöſe, und die ungereimteſten Volks-Meinungen, ſo wohl in Abſicht ihrer ſelbſt und ihrer Beſchäftigungen, als in Anſehung der Natur der Dinge, und in Abſicht auf andere Völker, zu Hauſe.

Ja man kann ſagen, daß die Volks-Irrthümer, welche die Menſchen, auch in völlig policirten Staaten, ſo lange auf der Laufbahn der Cultur zurückgehalten haben, unter den Nomaden, oder im nomadiſchen Zuſtande entſtanden, und von da in den civiliſirten übergegangen ſind.

Dort hat zuerſt der Deſpotiſmus Wurzel gefaßt; dort hat der Aberglauben aller Art, Aſtrologie und Wahrſagerey, nebſt den abgeſchmackteſten Religions-Uebungen, wie zum Beyſpiele die in der Religion des Lama, zuerſt Eingang gefunden.

Aus dieſer Anhänglichkeit des Nomaden an Meinungen und Gewohnheiten entſteht die Abneigung deſſelben gegen alle Völker, welche eine andere Lebensart, als er, führen, oder andere Meinungen hägen, und dieß iſt hinwiederum der Urſprung der Intoleranz, welche auch die Kriege der Nomaden grauſamer gemacht hat.

Noch eine Eigenthümlichkeit der Nomaden, welche mit ihrer Achtung für alte Meinungen, Volksſagen und Gewohnheiten zuſammenhängt, iſt die Verehrung, welche ſie für Herkommen und Abſtammung der Familien, für Geburt und Ahnen haben, und die Sorgfalt, mit welcher ſie ihre Genealogien verfertigen und aufbewahren, wodurch ſie ihre Abſtammung und das Alterthum ihres Geſchlechts beweiſen können.

Die älteſten dieſer Genealogien ſind mit Fabeln untermiſcht: in der Folge werden ſie hiſtoriſch, und vertreten die Stelle der Geſchichte; ſie tragen dazu bey, die Unterordnung der Stände, die

Achtung gegen die regierenden Familien, und alſo die politiſche Ordnung zu erhalten und zu befeſtigen.

Doch macht eben die Einſamkeit der nomadiſchen Lebensart, welche ihre Achtung für Alterthum und Herkommen veranlaßt, und die Gleichheit der Lebensart und der Beſchäftigungen bey Vornehmen und Geringen, daß jene Ahnenſucht der Nomaden und dieſe Sorgfalt, das Alterthum ihrer Geſchlechter durch Stammtafeln zu erweiſen, nicht eine Trennung und einen Widerwillen der verſchiedenen Stände gegen einander, durch den Stolz der Adlichen und den Neid der Gemeinen, verurſacht.

Die Achtung, welche der gemeine Mann den alten Geſchlechtern ſeines Stammes beweiſet, iſt freywillig, und deßwegen nicht läſtig: es ſey denn, daß dieſe ihr ererbtes Anſehn bis zur wirklichen Unterdrückung mißbrauchen; — in welchem Falle aber unter einer nomadiſchen Völkerſchaft eher eine Trennung, als eine Revolte und ein bürgerlicher Krieg, entſteht.

Nur in größern Staaten, und wenn unter dieſen ſelbſt wieder eine Verbindung vorhanden iſt, ſondert ſich der Adel, welcher nun einen mehr ſich ſelbſt genugſamen Körper ausmacht, von ſeinen geringern Mitbürgern ab, blendet ſie durch ſeinen Glanz, und erregt ihren Unwillen durch die ſtets wachſenden Anſprüche, ſich noch mehr über ſie zu erheben.

3. Einſamkeit des ſich in wüſten Gegenden anbauenden Coloniſten.

Die Eigenthümlichkeiten des auch in der wildeſten Einöde ſich anbauenden Europäiſchen Coloniſten können nicht ſo groß ſeyn, als die des Wilden und des Nomaden.

Erſtlich: er macht nie mit andern ſolchen Anſiedlern eine eigne Völkerſchaft, einen abgeſonderten Staat aus; und hier iſt eigentlich von der einſamen Lage einer ganzen Geſellſchaft von Menſchen die Rede, an welcher Einſamkeit das Individuum nur Antheil nimmt. Jener Anſiedler iſt gemeiniglich ein Bürger einer vorher ſchon gegründeten Colonie, wie jetzt die Anbauer von Kentucky und den Gegenden am Ohio und Miſſiſippi oder er hängt noch mit dem Mutterlande zuſammen, welches ihn dahin geſandt hat, und ihn unterſtützt. So gering auch der Einfluß ſeyn mag, welchen ſeine entfernte einſame Lage der Regierung des größern policirten Staates, wozu er gehört, verſtatten mag: ſo iſt dieſer Einfluß doch wirklich vorhanden, und läßt bey ihm im Weſentlichen keine andern Meinungen und Sitten aufkommen, als welche der allgemeinen Verfaſſung des geſitteten Lebens und der beſondern dieſes Staates gemäß ſind.

Der Coloniſt tritt zweytens in ſeine Einöden ſchon als ein völlig gebildeter Menſch und wird nicht durch den Aufenthalt in denſelben gebildet, wie ein Mitglied einer Jäger- oder Nomaden-Horde. Und ob er gleich von ſeiner erworbnen Cultur, beſonders in der zweyten Generation, viel verlieren und ſeine Sitten ändern kann: ſo bleibt er doch ſtets ein Europäer, ein Ackerbau treibender, ein durch ſolche Meinungen und Sitten ausgezeichneter Mann, als die durch Jahrhunderte in Europa herrſchende Religion, Politik und Cultur aus den Menſchen dieſes Erdtheils, auch aus der niedrigſten Claſſe derſelben, gemacht haben.

Er bleibt endlich drittens doch in einem beſtändigen Verkehre mit ſeinen Europäiſchen Landsleuten; theils durch die Correſpondenz, welche er, wenn auch nur ſelten, mit ſeinen in Europa hinterlaſſenen Verwandten und Freunden führt; theils durch die Unterſtützung, welche er von der Regierung erhält und durch die Befehle, welche ſie ihm zufertiget; endlich durch den Handel, indem er ſeine meiſten Bedürfniſſe aus Europa, oder aus den ſchon mehr bevölkerten Colonien zieht, und ſeine Producte dahin wieder abſetzt.

Deſſen ungeachtet bleibt ſeine einſame Lage nicht ohne Wirkung auf ſeinen Charakter, ſeinen Geiſt und ſeine Sitten.

Er iſt zuerſt, wenn er ein etwas empfindſames Herz hat, bey dem Anfange ſeiner neuen Laufbahn, der Unglücklichſte aller Einſamen.

Da er zugleich aller ſeiner gewohnten Bequemlichkeiten und alles des Vergnügens, welches in der Geſellſchaft liegt, beraubt iſt: ſo kann ihn nur die Hoffnung eines beſſern Zuſtandes, als ſein ehemaliger in Europa war, aufrecht erhalten; und nur die ſchwere und mannigfaltige Arbeit, welche ein neuer Anbau erfordert, kann ſeine Aufmerkſamkeit von ſeiner gegenwärtigen Noth abwenden.

Geſundheit und Kräfte ſind ihm durchaus nöthig, wenn er in dieſer Lage ausdauern ſoll. Fehlt ihm eines von dieſen, ſo iſt er bey dem Mangel aller Hülfsmittel faſt unausbleiblich verloren. Daher ſind die erſten Colonien der Europäer in Nordamerika, und faſt ſonſt allenthalben ſo ſchwer zu Stande gekommen, und die erſte Generation der Coloniſten iſt faſt allenthalben, ausgeſtorben, bis endlich neue Auswanderer von dem Unglücke und den Arbeiten ihrer Vorgänger Nutzen ziehen, und nach und nach den Anbau, deſſen erſte und größte Schwierigkeiten ſchon überwunden waren, vollenden konnten.

Eben ſo gewiß iſt es, daß ſolche Coloniſten-Familien, die ohne dieß ſelten viel Geiſtesbildung in ihre Einöden mitbringen, doch hier von dem Grade der Cultur, welchen ſie erreicht hatten, herabſinken. Da ihnen Bücher und Umgang, die beyden Hauptmittel des Unterrichts für civiliſirte Menſchen, mangeln; da es ihnen an Kirchen und Schulen, den beyden Oertern, wo das Volk vorzüglich ſeine Cultur ſchöpft, fehlt: ſo wird ihnen diejenige Aufklärung, welche aus allgemeinen Begriffen und Grundſätzen entſteht, nach und nach immer fremder.

Und ſo finden auch jetzt noch die Reiſenden jene entfernten und von einander abgeſondertern Coloniſten, beſonders die Deutſchen; weil dieſe, aus Unkunde der herrſchenden Landes- oder Colonie-Sprache, noch in einer größern Abgezogenheit leben, und noch weniger Zutritt zu den Hülfsmitteln des Unterrichts hatten, als die Engländer.

Dafür aber erlangt jeder ſolche Coloniſt, da er eine Art von Robinſon Cruſoe vorſtellt, und ſich diejenigen Bedürfniſſe, welche ihm in Europa der Handwerksfleiß Anderer lieferte, ſelbſt verſchaffen muß, auch etwas von dem Scharfſinne und viel von der Thätigkeit dieſes Robinſon: — wodurch zugleich auch wieder ſeine Zufriedenheit erhöht wird, theils wegen der gelingenden Beſchäftigung, theils wegen der anwachſenden Hülfsmittel und Bequemlichkeiten ſelbſt, wodurch ſeine Lage weniger beſchwerlich, und er unabhängiger von andern Menſchen wird.

Was den Charakter und die Leidenſchaften betrifft, ſo iſt im allgemeinen anzunehmen, daß, ſo wie nur Enthuſiasmus oder ein großer Eigennutz oder drückendes Elend ihn bewegen konnte, ſich in dieſe hülfloſe Lage zu begeben, er (der Coloniſt) auch durch das einſame Leben ſelbſt heftiger und leidenſchaftlicher, und durch den Mangel andrer Endzwecke und Ausſichten, als die, wohlhabend zu werden, noch eigennütziger wird, als er zuvor war.

Selbſt die billigſten Beurtheiler der Einwohner in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika geben zu, daß Eigennutz und Geldbegierde die herrſchende Leidenſchaft der meiſten iſt, und auch zum Verderbniß ihres Charakters und ihrer Sitten am meiſten beyträgt.

Und was die älteſten und früheſten Anſiedler, welche damahls aller Vortheile der Geſellſchaft mehr, als die jetzigen, beraubt waren, — oder was die neuen Anbauer unſrer Zeit in den hinteren Colonien betrifft: ſo iſt von beyden bekannt, welche Gewaltſamkeit und ſelbſt Grauſamkeit ſich jene unter einander ſelbſt, dieſe gegen die Indianer erlaubt haben.

Ich ſetze noch hinzu, daß, ſo wie wir, auch in unſern Europäiſchen ganz bevölkerten und policirten Staaten, zwey einander völlig entgegengeſetzte Arten von Menſchen in der Lage einer vollkommnen Einſamkeit finden, — ſo auch auf die Anſiedler in wüſten Gegenden die Einſamkeit eine entgegengeſetzte Wirkung thue.

In den Einöden, — habe ich ſchon im erſten Bande dieſes Werks geſagt, — findet man die Heiligen: und dort findet man auch die Räuber und Mörder. Der Dichter, der Philoſoph, der tugendhafte Mann ſucht die Einſamkeit, um noch vollkommner zu werden: und der Böſewicht ſucht ſie auch, um ſeine Verbrechen in der Dunkelheit leichter begehen zu können.

Auf gleiche Weiſe giebt es unter jenen, in unbewohnten Gegenden und Ländern ſich anbauenden, Coloniſten ſolche, welche durch ihre Lage zu der Reinheit und Unſchuld eines patriarchaliſchen Lebens zurückgebracht werden: und es giebt andere, welche die Einſamkeit und die Abgelegenheit ihres Wohnorts, wodurch ſie der Aufſicht der Geſetze entzogen werden, zugleich zügelloſer, verderbter und unſittlicher macht.

Es giebt daher weit größere moraliſche Verſchiedenheiten unter ſolchen Coloniſten, als es unter den Wilden und Nomaden giebt. Und doch auch unter dieſen macht die natürliche Anlage und der nicht weiter erklärliche National-Charakter der verſchiednen Völkerſchaften, verbunden mit dem Himmelsſtriche und dem Boden, welchen ſie bewohnen: daß die einen Land- oder See-Räuber geworden ſind, wie die Beduinen-Araber und die Malayen; andere gutherzige, gaſtfreye und liebenswürdige Menſchen, wie die Otaheiter und die Einwohner der Pelews-Inſeln.

II. Von den verſchiedenen Arten der Einſamkeit, welche aus der zufälligen Lage des einzelnen Menſchen in policirten Staaten entſtehn.

1. Die Einſamkeit des in großen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menſchen.

Die hierbey zu beantwortende Frage iſt zwiefach: Erſtlich, welches iſt das Eigenthümliche dieſer Einſamkeit, in Abſicht des Vergnügens oder Mißvergnügens, welches ſie dem Menſchen verurſachet? Zweytens: welches iſt die Wirkung, die ſie auf Geiſt und Herz, — und auf die geſellige Ausbildung des Menſchen hervorbringt?

In Abſicht des erſten Puncts ſcheint mir die Antwort folgende zu ſeyn:

Ich habe ſchon im erſten Theile dieſes Verſuchs geſagt, daß der empfindlichſte Stachel, den es für den Menſchen hat, ohne Umgang zu ſeyn und der geſelligen Vergnügungen zu entbehren, darin liegt, daß er zugleich daraus den Mangel der Achtung oder der Zuneigung erkennt, welche er ſich von andern Menſchen natürlicher Weiſe wünſcht.

In großen Oertern nun, wo es viele Menſchen giebt, wo ſie gemeiniglich ſehr nach Geſellſchaft begierig ſind, und jeder ſich ſeine Leute, mit denen er gerne umgeht, aufſucht und auch findet, ſcheint der, welcher allein da ſteht und von niemanden aufgeſucht wird, jenen ihm nachtheiligen Schluß am ſicherſten aus ſeiner Einſamkeit ziehen zu können.

Auf dem Lande, in abgelegenen Städten, wo es die Nothwendigkeit der Umſtände ſelbſt macht, daß der Menſch einſam lebt, und er jeden andern Einwohner in gleichem Falle ſieht, erträgt er ein Uebel leichter, deſſen Urſache er ſich nicht ſelbſt Schuld giebt, und durch welches er nur gedrückt, nicht in ſeinen eignen Augen erniedriget wird. Hierzu kommt noch, daß auf dem Lande der Genuß der Natur ihm durch die Hälfte des Jahres den Umgang erſetzen kann; in den Städten aber die Geſellſchaft die einzige Erhohlung ausmacht.

Was die zweyte Frage betrifft: ſo hat ohne Zweifel der in der Stadt Einſame mehrere Vortheile vor dem, welcher an einem abgelegenen Orte iſt, voraus.

Jenem ſind alle die Hülfsquellen der Geiſtesunterhaltung und des Unterrichts, welche von Büchern, Journalen, öffentlichen Blättern, Neuigkeiten der Correſpondenz mit Auswärtigen herkommen, weit näher, als dieſem; und ſie fließen oft für ihn ſo reichlich, daß er der mündlichen Belehrung, welche in Geſellſchaften zu finden iſt, entbehren kann. Wenn er auch nicht mit vielen Menſchen umgeht, ſo ſieht und hört er doch viele Menſchen um ſich, und zwar Menſchen von allerhand Ständen, Jahren und Charakteren. Die ihm von denſelben zukommenden Nachrichten, — mögen ſie noch ſo ſehr verſtümmelt ſeyn, — verſchaffen ihm doch einige Menſchenkenntniß: da hingegen von einem menſchenleeren Orte, wo wenige geringe und ſich ähnliche Menſchen wohnen, und wo nichts Erhebliches vorgeht; alles aus Büchern geſchöpft, oder von auswärts gehohlt werden muß.

Es giebt aber auch noch in dieſer Lage des Menſchen Verſchiedenheiten, welche den angenehmen und unangenehmen Eindruck der Einſamkeit auf das Gemüth, und den Einfluß derſelben auf die perſönliche Beſchaffenheit des Menſchen ſehr verändern.

Die Verbindungsloſigkeit, welche einen Menſchen des Umgangs beraubt, kann entweder ſchon ſeiner Familie eigen ſeyn und von ſeiner Geburt herkommen; oder er kann ehedem in ſehr angenehmen Verbindungen gelebt haben, welche ihm aber nach und nach abgeſtorben oder ſonſt verlohren gegangen ſind; oder er kann durch einen plötzlichen Glückswechſel, — durch die Ungnade ſeines Fürſten, durch die Entſetzung von ſeinem Amte, durch einen Bankerott, — ſeiner Freunde und Geſellſchafter beraubt worden ſeyn; oder er kann ſich endlich, aus Unmuth, aus Ueberdruß u. ſ. w. von der Welt zurückgezogen haben.

Im erſten Falle wird er weniger ſchmerzlich empfinden, was er von Jugend auf nicht anders gekannt hat: aber er wird auch in ſeinem Charakter und in ſeinen Sitten das Gepräge des einſam lebenden Menſchen an ſich tragen, weil ihm der bildende Einfluß guter Geſellſchaft durch ſein ganzes Leben gefehlt hat.

Nicht nur der Handwerker, Tagelöhner und ganz gemeine Mann wiſſen nichts von einer unangenehmen Empfindung, die ſie darüber hätten, von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſeyn: ſondern es giebt auch viele Perſonen aus den Mittelſtänden, — Schulmänner, Gelehrte, Kaufleute und ſubalterne Beamten, welche, da ſie von noch geringern Aeltern herſtammen, als ſie ſelbſt ſind, mit der Dunkelheit, worin ſie leben, vollkommen zufrieden ſind.

In dem Maße wird die Einſamkeit unangenehm, als man glaubt, in ſich oder an ſich etwas zu haben, das Andern gefallen könnte, wenn ſie ſich die Mühe nähmen, es zu beobachten. Wenn dann Armuth oder andre Uebel von uns die Aufmerkſamkeit des Publikums abwenden, und die Darlegung unſrer ſchönen Seite vor den Augen Anderer verhindern; dann wird uns dieſe Lage empfindlich.

Dafür aber ſteht auch die Unfähigkeit der Erſtern zur feinern Geſelligkeit in gleichem Verhältniſſe mit ihrer Unempfindlichkeit gegen die Vergnügungen der Geſellſchaft: und die Andern, ob ihnen gleich noch Hülfsmittel genug übrig bleiben, ihren Geiſt und ihr Herz zu bilden, behalten doch gemeiniglich fehlerhafte Eigenheiten der äußern Sitten, wodurch ſie ſich von feinern Weltleuten unterſcheiden.

Im zweyten Falle, wenn der Menſch die Freunde und Geſellſchafter nach und nach verliert, welche den frühern Theil ſeines Lebens angenehm gemacht haben, ſcheint es, daß er ſich auch nach und nach an dieſen Verluſt gewöhnen und ihn alſo leichter ertragen müßte.

Aber einmahl iſt jeder ſolche Verluſt aus einem nicht zu weitläuftigen Kreiſe von Verbindungen ein Riß in der ganzen Geſellſchaft dieſer Gattung. Es ſey der Tod, oder es ſey die Entfernung der geliebten Perſonen von dem Orte unſers Aufenthalts — immer läßt ein ſolcher Fall einen Stachel im Gemüthe zurück, der länger verwundet, als die bloße, in unſerm Umgange zurückgelaſſene, Lücke Schmerzen bringt. Wenn wir nun durch eine Reihe ähnlicher Fälle, indem wir uns dem Alter nähern, um unſern ganzen oder beſten Umgang kommen, ſo iſt vielleicht keine Einſamkeit, wenigſtens Anfangs, ſo traurig und niederſchlagend, als dieſe. Wir ſehen uns alsdann als ausgezeichnet unglückliche Geſchöpfe an, denen widerfährt, was nur ſelten geſchieht: und eine Idee des Verſtandes tritt zum Gefühle des Herzens hinzu, um uns unſer Schickſal ſchwerer zu machen.

Zum andern ſind die Verbindungen, welche die jetzt betrachtete Art der Geſellſchaft bilden, gemeiniglich von zärtlicherer Art als die, welche, bloß des Umgangs und Vergnügens wegen, durch das Glück, den Stand oder das Talent errichtet werden.

Perſonen, welche nicht eigentlich an der größeren Geſellſchaft ihres Wohnortes Theil nehmen, können nur alsdann einen etwas erweiterten Kreis des Umgangs haben, wenn ſie entweder Mitglieder von zahlreichen Familien ſind, die unter einander zuſammenhalten und ſich lieben; oder wenn ſie viele ſchon von ihren Aeltern ererbte und von Jugend auf mit ihnen aufgewachſene Freunde haben. Nun läßt ſich aber der Platz eines ſolchen Freundes oder Verwandten von einem übrigens in der Stille lebenden Privatmanne nicht ſo leicht erſetzen, als ein Mann von der größren Welt ſeine abgehenden Geſellſchafter erſetzen kann. Hier beſteht die Geſellſchaft ganz für ſich, und ergänzt ſich immer durch neue Ankömmlinge ſelbſt: dort iſt der Menſch gewiſſer Maßen der Mittelpunct und das Band ſeiner Geſellſchaft, und er muß ſich diejenigen herbeyhohlen, die in die Stelle der Abgehenden treten ſollen, welches ihm ſchwer und oft unmöglich iſt.

Ueberdieß iſt der zugleich freundſchaftliche und doch ausgebreitete Kreis von Geſellſchaft ein Vergnügen weit höherer Art, als dasjenige iſt, welches man in der großen Welt findet: und der Contraſt alſo, zwiſchen dem frühern Zuſtande eines Mannes, dem das Schickſal ſo wohl wollte, ihm auf die Reiſe des Lebens ſo angenehme Begleiter mitzugeben, und zwiſchen dem, worein er im höhern Alter geräth, wofern dieſe Begleiter ihm abſterben und ihn verlaſſen, iſt größer, als jeder andre bey dem Uebergange von Geſellſchaft zu Einſamkeit. Kein Wunder alſo, daß er die Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, die an jeder Einſamkeit hängen, weit tiefer empfindet.

Ein dritter Fall iſt, wenn ein Menſch durch einen plötzlichen Unglücksfall ſeiner Verbindungen und ſeiner Freunde auf einmahl beraubt wird.

Man ſieht ſchon, daß dieſes keine Freunde des Herzens, ſondern nur Tiſchgenoſſen, Klienten, die ihm aufwarten, Geſchäfts-Leute und Ehrgeitzige, welche ſeiner nöthig haben, oder endlich bloße Freunde des Vergnügens ſeyn können, die daſſelbe in ſeinem Hauſe aufſuchen: denn zärtliche Verbindungen löſen ſich nie auf einmahl, durch Unglücksfälle und ſelbſt nicht durch große Vergehungen derjenigen Perſonen, mit welchen man ſie geſchloſſen hatte, auf.

Nun iſt aber, im Allgemeinen, der Verluſt von bloßen Geſellſchaftern nicht ſo ſchmerzlich, als der von Freunden. Er wird es noch weniger, wenn wir bey der Glücks-Veränderung gewahr werden, daß es größtentheils nur Scheinfreunde, Schmeichler und Eigennützige waren, welche nur auf unſern Geldbeutel, unſern Kredit und unſere gute Tafel ſahen, ohne an uns ſelbſt Theil zu nehmen. Doch bleibt, inſofern wir das Vergnügen oder den Schimmer lieben, auch der bloße Verluſt ſolcher unächten Freunde, wenn ſie zugleich angenehme

Geſellſchafter, feine und unterrichtete Leute und dabey gegen uns, ſey es, aus welcher Urſache es wolle, gefällig und dienſtfertig waren, ein ſehr großer Verluſt für uns. — Es gehört viel Standhaftigkeit dazu, den plötzlichen Uebergang aus einem fröhlichen, geſelligen, glänzenden und ehrenvollen Leben zu einem freudenleeren und einſamen gelaſſen zu ertragen.

Indeß kommt ſehr viel darauf an, von welcher Art der Unfall ſey, welcher uns in die Einſamkeit verſetzt: ob es einer ſey, welcher mit Schande für uns verbunden iſt, — oder einer, welcher uns Ehre bringt; — oder ob er endlich bloß das Mitleiden der Menſchen erregt, ohne uns in ihren Augen weder herabzuſetzen noch zu erhöhen.

Ein würdiger Miniſter, welcher unverdienter Weiſe in die Ungnade ſeines Fürſten fällt und die Achtung des ganzen Publicums, aus dem Poſten, welchen er verliert, mit ſich nimmt, kann ſich leicht in ſeine Tugend einhüllen, und findet vielleicht, nach einem ſehr beſchäftigten und geräuſchvollen Leben, ſogar eine Erhohlung in dem ſtilleren Privatleben, zu welchem er zurückkehrt. An ſo viel Freunden, als zur Glückſeligkeit jedes geſitteten und empfindſamen Mannes unentbehrlich ſind, kann es ihm nicht fehlen: und die Achtung der

Welt hält ihn für die läſtige Zudringlichkeit zu ſeiner Perſon hinlänglich ſchadlos.

Ein reicher Kaufmann hingegen, der einen betriegeriſchen oder unbeſonnenen Bankerott gemacht hat, und nun, an Statt des Glanzes, in welchem er bisher lebte, ſich von jedermann verlaſſen ſieht, und nur die Vorwürfe der Menſchen hört, welche glauben durch ihn eines Theils ihres Eigenthums beraubt worden zu ſeyn, kann unmöglich ſeine jetzige Einſamkeit mit gleichem Muthe ertragen, wofern er nicht ein hartes und ſelbſt ein böſes Herz hat; oder ſich ins geheim einer Unſchuld bewußt iſt, an welche die Welt nicht glaubt. Seine ganze Ehre beſtand faſt in ſeinem Reichthume und dem Aufwande, wodurch er ihn zeigte, und geht mit dieſen zugleich verloren.

Ein hoher Beamter, welcher, ſchon längſt von der Nation verdammt, nun auch von ſeinen Fürſten entſetzt und vielleicht geſtraft wird, — ſo wie er gemeiniglich zuvor ſein höchſtes Glück in dem Glanze ſeiner Stelle und in der Menge ſeiner Aufwärter fand, muß ſich jetzt auch in einer mit Schande bedeckten Dunkelheit ganz unglücklich fühlen.

Iſt endlich der Unfall, welcher den in angenehmen Verbindungen lebenden Menſchen auf ein Mahl auf ſich ſelbſt und wenige Freunde zurückbringt, ein ſolcher, welcher weder ſeinen Werth noch Unwerth erhöht, ſondern bloßes Mitleiden dem Zuſchauer einflößt; — iſt es z. B. der bloße Verluſt ſeines Vermögens, wodurch es ihm unmöglich gemacht wird, den bisherigen Aufwand der Geſelligkeit zu beſtreiten: ſo hängt der Eindruck, welchen dieſe Glücksveränderung auf den Leidenden macht, faſt gänzlich von ſeinem Charakter, von dem Grade ſeiner Eitelkeit, und von ſeiner Liebe zum geſelligen Vergnügen, von den Hülfsquellen, die er noch in ſich ſelbſt zu ſeiner Schadloshaltung findet, und von hundert Umſtänden ab, die hier aufzuzählen unmöglich und zwecklos wäre.

Noch eine früher ſchon genannte Modification der Einſamkeit iſt zu betrachten übrig: die, wenn ein Mann, der, ſowohl in Abſicht ſeines Wohnortes, als in Abſicht der Verhältniſſe, in welchen er gebohren, oder in die er durch ſeinen Stand getreten iſt, der Vergnügungen eines freundſchaftlichen, oder des größern Welt-Umgangs genießen könnte, ſich freywillig von beyden zurückzieht, und mitten im Getümmel einer fröhlichen Stadt, wie ein Einſiedler, lebt.

Dieſer Fall gehört eigentlich nicht unter die Rubrik, bey welcher wir ſtehen: da er nicht bloß von der Lage, ſondern von dem Vorſatze des Menſchen herkommt. Aber dieſer Vorſatz hat keine beſtimmte Abſicht zum Grunde; — wie wenn ein Menſch ſich wegen falſcher Religions-Begriffe, oder um des Studierens willen einſchließt: ſondern er hat bloß Charakter, Temperament, Laune oder zufällige Leidenſchaften zum Grunde. Ich glaube alſo, an dieſem Orte von ihm reden zu dürfen, beſonders, da ich wenig von ihm zu ſagen habe.

Es ſcheint auch, die Unterſuchung der Urſachen, aus welcher ein ſo ſeltſamer und den geſelligen Neigungen des Menſchen widerſprechender Geſchmack entſteht, wichtiger zu ſeyn, als die Unterſuchung der Wirkungen, welche dieſe ſelbſtgewählte Einſamkeit auf den Menſchen äußert.

Dieſe Wirkungen ſcheinen nähmlich einleuchtend zu ſeyn. Demjenigen Menſchen, ſollte man glauben, müßte die Eingezogenheit angenehm oder wenigſtens nicht läſtig ſeyn, welcher ſich ſelbſt in dieſe Dunkelheit gehüllt hat; da ſeine Lage ihm erlaubte, im Lichte und mit der Welt zu leben.

Dieß würde auch zutreffen, wenn der Entſchluß, ſich von der Welt loszureißen, immer wahrhaft von Grundſätzen und Charakter herkäme: — obwohl, wenn etwas Seltſamkeit im Charakter, und Paradoxie in den Grundſätzen iſt, auch Wankelmuth darin zu ſeyn pflegt.

Aber jener Entſchluß entſteht weit öfter aus Laune und einer vorübergehenden Diſpoſition des Gemüths; er entſteht noch öfter aus Leidenſchaft, weil man mit der Welt nicht zufrieden iſt, —

weil man nicht genug darin geehrt zu ſeyn glaubt, oder ſich von einzelnen Perſonen, welche darin den Ton angeben, beleidigt findet. Aber die Leidenſchaften gehen vorüber; und der natürliche Hang zum Vergnügen und zur Geſellſchaft kehrt zurück. Man empfand zuvor das Unangenehme des Zwanges, welchen die Geſellſchaft aufleget: jetzt empfindet man das Unangenehme der Leere, welche mit der Einſamkeit verbunden iſt; und man findet ſich in ſeiner ſelbſt gewählten Lage doch unglücklich.

Wenn aber jene Neigung zur Einſamkeit wahr und aufrichtig iſt, — ſo ſcheinen die Urſachen davon immer in gewiſſen fehlerhaften Anlagen der Natur, oder in gewiſſen Lücken zu liegen, welche die Erziehung in der Ausbildung dieſer Perſonen gelaſſen hat. Eine ſo große Abweichung von den allgemeinen Regeln der Natur iſt unfehlbar zugleich eine Abweichung von den Regeln der Vollkommenheit.

Entweder liegt es an einem geheimen Gefühle, welches ſolche Menſchen haben, daß ſie zu einem für andere angenehmen Umgange untauglich ſind; oder ſie haben weder die Kenntniſſe noch den Anſtand erlangt, welchen das Zeitalter und die gute Geſellſchaft des Ortes fordern; oder es mangelt ihnen an geſelligen und freundſchaftlichen Neigungen, und ſie wiſſen weder ſich in die Gedanken anderer zu finden, noch in ihre Empfindungen theilnehmend einzuſtimmen, — ſo wie ſie hinwiederum kein Bedürfniß fühlen, andern ihre Ideen mitzutheilen, oder ſympathetiſche Empfindungen einzuflößen.

Noch andere lieben die Einſamkeit aus einer niedrigen Art von Ehrgeitz und Herrſchſucht: weil ſie lieber unter ſchlechter Geſellſchaft, mit ihrem Geſinde und mit demüthigen Dienern, als unter freyen und ihnen gleichen Leuten, auf eine dieſem Verhältniſſe gemäße Art leben wollen.

Doch bey einer ſo ſpeciellen Lage, wie die Lage des Einſamen in einem geſelligen Wohnorte iſt, ſind zerſtreute Beobachtungen vielleicht lehrreicher und intereſſanter, als eine zuſammenhängende Theorie. — Von den erſten will ich alſo noch ein Paar hinzufügen.

Es giebt Menſchen, welche es verſtehen, die ganze Welt einer großen Stadt aus ihren Fenſtern kennen zu lernen. Sie ſind nicht nur mit der Geſtalt und den Geſichtszügen aller bedeutenden Perſonen, welche bey ihnen vorübergehen, oder von ihnen auf öffentlichen Spaziergängen angetroffen werden bekannt; ſondern ſie ſind auch von der geheimen Geſchichte aller dieſer Perſonen und ihrer Familien unterrichtet. Sie wiſſen die Intriguen, welche in der einen geſpielt werden, um eine Heirath zu Stande zu bringen, und die Mißhelligkeiten, durch welche eine andere zerrüttet wird. — So leben ſie in der Welt, wie auf einer Maskerade; — und genießen in jener ungefähr daſſelbe Vergnügen, welches man auf dieſer ſucht. — Selbſt unbemerkt und unerkannt, erkennen ſie alle Masken, ſchleichen den intereſſanten nach, und ſchließen, indem ſie das, was ſie von ihnen ſehen, mit dem zuſammen halten, was ſie bereits von ihnen wiſſen, auf das Verhaben, die Gedanken oder Neigungen, mit welchen ſie eben jetzt beſchäftigt ſind, und auf die Abſichten, welche ſie durchſetzen wollen.

Wenn nun gewiſſen Menſchen die Maskerade ein hohes Vergnügen gewähren kann, welche doch für viele andere ſo abgeſchmackt iſt, ſo iſt auch begreiflich, wie es Charaktere geben kann, welche ihr ganzes Leben hindurch dieſes Vergnügen aufſuchen und an demſelben genug haben.

Es gehören aber in der That Anlagen der Natur und erworbene Fähigkeiten einer ſo beſondern Art dazu, um dieſen ſonderbaren Geſchmack und den ihm entſprechenden Genuß möglich zu machen, daß es nicht leicht wird, dieſe feinen Schattirungen mit Worten anzugeben. So viel iſt einleuchtend, daß man ohne ein ſcharfes, in die Weite tragendes Auge ſich auf einem Maskenballe ſchlecht befindet, und an ſeinem Fenſter wenig von der Welt kennen lernt.

Von mir weiß ich es, daß meine Kurzſichtigkeit mich von jeher zum Feinde jener Ergetzlichkeit gemacht hat. Aber dieſer klein ſcheinende Umſtand hat einen noch weit größern Einfluß auf mich gehabt. Er hat mich, da ich von Natur geſellig war, und beſonders von Jugend auf nach Menſchenkenntniß ſtrebte, zu einem warmen Freunde des Umgangs, und nach Verbindungen begierig gemacht: — und dieß ſo leidenſchaftlich, daß bey den vielen Hinderniſſen, die ich in meinem frühern Leben zur Befriedigung meiner Wünſche fand, das Glück meines Lebens dadurch geſtört wurde.

Rede, — heißt es bey mir, — damit ich dich kennen lerne. — Von einem Menſchen, den ich bloß ſehe, weiß ich im Grunde noch gar nichts. Seine Phyſiognomie bleibt mir ganz fremd: aus ſeinen Mienen und Gebehrden kann ich nichts ſchließen, und wenn ich ihn wiederſehe, ſo erkenne ich ihn nicht wieder. Ich bin daher wenig begierig, einen merkwürdigen Mann, der durch meinen Wohnort reiſet, an öffentlichen Orten aufzuſuchen: aber ich gebe alles darum, mit ihm in Geſellſchaft zu kommen. — Den Einzug einer königlichen Familie in eine Stadt zu ſehen, oder einem noch ſo glänzenden Hoffeſte als Zuſchauer beyzuwohnen: dieß hat mich niemahls gereitzt, und, wenn ich mich durch den allgemeinen

Strom der Neugierigen habe fortreißen laſſen, nie befriedigt. Aber ſelbſt bey Hofe erſcheinen zu können, — den fürſtlichen Perſonen ſo nahe zu kommen, daß ich ſie mit einander ſprechen hörte, und vornehmlich ſelbſt mit ihnen mich zu unterreden: ja dieß hat allerdings Begierden bey mir erregt; — nicht, weil ich eine Befriedigung des Ehrgeizes darin fand, ſondern, weil ich dann erſt eine wirkliche Bekanntſchaft mit denjenigen Perſonen zu erhalten hoffte, welche zu ſehen und kennen zu lernen der einzige Grund geweſen war, um deſſen willen ich jene Pracht-Aufzüge mit angeſehen hatte.

Doch um auf die zuerſt geſchilderte Weiſe, — eingeſchloſſen in ſeinem Hauſe doch mit der Welt in Verbindung zu bleiben, und der Geſellſchaft einer großen Stadt, wie der eines Coffeehauſes, als unbemerkter Zuſchauer, zu genießen, ſind nicht bloß ein paar gute Augen nöthig: es gehört auch eine beſondere Art des Beobachtungsgeiſtes, — es gehört ein Gedächtniß oder eine Einbildungskraft dazu, welche ſich Geſtalten und Formen und das ſtumme Mienen-Spiel tief einprägt. Es gehört ſehr viel Muße, oder, wenn man lieber will, ſehr viel Hang zum Müßiggange dazu, um ſich dieſen Bemerkungen unabläſſig widmen zu können, und um es ſich nicht verdrießen zu laſſen, oft auch umſonſt auf der Warte geſtanden zu haben. Vor allen Dingen aber iſt ein gewiſſes Glück oder eine beſondere Gabe unentbehrlich, um immer zu rechter Zeit herbey zu eilen, wo etwas zu ſehen iſt, und gerade auch die Perſonen oder Vorfälle von der Seite anzuſehen, durch die ſie charakteriſirt werden.

Auch dieß wird durch das Beyſpiel der Maskerade erläutert. Es giebt Leute, welche ſogleich in der größten Verunſtaltung ihnen bekannte Perſonen unter der Maske erkennen: dahingegen andern ihre beſten Freunde fremd zu ſeyn ſcheinen, ſobald ſie verhüllt und in einem ungewöhnlichen Anzuge auftreten. Eine der Urſachen hiervon iſt ohne Zweifel, daß jene auf jede kleine Abweichung der Geſtalt oder der Gebehrden von der gewöhnlichen Form genau Acht gegeben haben, und daß irgend eine eigenthümliche Bewegung des Kopfes, der Hände, die Länge oder Kürze des Schrittes ihnen den Mann verräth: da hingegen die andern, mehr auf das Innere aufmerkſam, den äußern Menſchen nur wenig beobachtet, oder deſſen Individualität wieder vergeſſen haben.

Ein bekannter Grund, warum beſonders Männer von vorzüglichen Talenten ſich von der Welt, die ſie aufſuchte, zurückziehen, oder von ihr ſpäterhin verlaſſen werden, iſt der, daß ſie zu viel von ihren Geſellſchaftern, in Abſicht der Unterhaltung, fordern, und zu viel Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt verlangen. Beydes entſteht aus einem gewiſſen Stolze; das erſte, weil ſie ſich ſtillſchweigend ſo weit über andere hinwegſetzen, ſo beſcheiden auch ihre Sprache ſeyn mag, daß ſie jene ihres Umgangs nicht würdig finden; — das zweyte, weil ſie alles, was ſie ſagen, für ſo wichtig halten, daß jedermann ſie ſtillſchweigend anhören ſoll. Die erſte Art des Stolzes macht, daß ſie von dem Umgange verſtändiger aber gewöhnlicher Menſchen nicht den Vortheil ziehen, welchen er ihnen noch gewähren könnte, weil ſie zu wenig auf deren Geſpräch Acht geben; die zweyte macht, daß ſie endlich auch ihren größten Bewunderern läſtig werden, weil dieſe ſtets dem Vergnügen entſagen ſollen, auch ſich ſelbſt zu hören.

Aber eine weniger bemerkte Urſache des gleichen Erfolges iſt, wenn Männer von allen, mit welchen ſie umgehen, nicht bloß geſchätzt, ſondern innig geliebt zu werden begehren. Kein größeres Beyſpiel von dem Menſchenhaſſe und der Einſamkeit, welche durch jene Geſinnungen hervorgebracht werden, hat je ein Menſch gegeben, als Rouſſeau.

Niemanden würde es leichter geworden ſeyn, in den angenehmſten Kreiſen der geſelligſten Hauptſtadt zu leben; niemand wurde von der guten Geſellſchaft mehr aufgeſucht; vielleicht hatte auch keiner unter den großen Schriftſtellern Frankreichs, bald Anfangs, nachdem die erſten Früchte ſeiner Talente bekannt geworden waren, mehr wahre Freunde, als er. Auch liebte er die Geſellſchaft, und machte ſich vielleicht zu viel aus der Geſellſchaft der Großen. Man ſieht in ſeinen Bekenntniſſen, wie ſehr es ihm ſchmeichelte, mit einem Conde Schach zu ſpielen, und von einem Montmorency beſucht zu werden.

Was brachte ihn nun um alle dieſe Freunde? Was verſenkte ihn nach und nach in einen ſo tiefen Menſchenhaß, daß er zuerſt vor den Menſchen in Einöden floh, und zuletzt in Paris, in einem Dachſtübchen, von aller Welt vergeſſen ſeyn wollte, und alle Welt an ſeiner Thüre abwies.

Viele Urſachen kamen hierbey zuſammen: aber folgende war gewiß eine davon. — Als ein Mann von eben ſo überſpannter Empfindung, als ſeine Ideen zuweilen ausſchweifend waren, wollte er nicht bloß von allen, mit denen er umgieng, bewundert ſeyn — ob er gleich auch hierin ſeine Anſprüche ſehr weit trieb, und von wenigen glaubte, daß ſie ihn und ſeine Werke nach ihrem ganzen Werthe ſchätzten, — ſondern er wollte auch von allen innig geliebt werden; und dieſe Forderung iſt noch weit größer und weit unmöglicher zu erfüllen.

Es iſt wahr, er brachte ſelbſt den äußerſten Grad des Leidenſchaftlichen in ſeinen Umgang. Weibliche Anmuth erregte nie in ihm die geringſte Zuneigung, ohne daß ſie ihn mit heftiger Liebe entflammte: und er ſchätzte nie einen Mann hoch, ohne daß er ſich ihm ganz hingegeben hätte. Da er nun nicht die Erwiederung derſelben Zuneigung bey den andern fand; da das ſchöne Weib, welches ihn als einen geiſtreichen Mann ſchätzte, doch einem andern Liebhaber ſich ergab; da der Gelehrte oder der Große, welcher an ſeinem Umgange Vergnügen fand, doch vertrautere Freunde, als ihn, hatte: ſo glaubte er ſich von beyden verrathen. Wenn er vollends erfuhr, daß ſie auch ſeine Fehler bemerkten, und hinter ſeinem Rücken ins Licht ſetzten, da ſie ihn in ſeiner Gegenwart nur Achtung und Zuneigung blicken ließen: ſo ſahe er ſie, — beſonders nachdem die wirklich erlittenen Verfolgungen ihn noch verwundbarer gemacht hatten, als ſeine heimlichen Feinde an.

Dieſe ſeine Gemüthsart und deren Folgen ſind in ſeinem Streite mit Hume am ſichtbarſten. Dieſer auch große, aber an Geiſtes-Anlagen und

Charakter von Rouſſeau gänzlich verſchiedene Mann, achtete dieſen wirklich als einen der erſten Schriftſteller des Zeitalters ſehr hoch, und bedauerte ihn als einen Unglücklichen. Die Urſache, warum er ihn nach England zog und ihm ein Jahrgehalt vom Könige zu verſchaffen ſuchte, war gewiß reine Menſchenliebe und aufrichtige Verehrung eines großen Mannes, vielleicht mit etwas Eitelkeit darüber vermiſcht, daß er im Stande war, dieſem großen Manne beyzuſtehen. Aber Hume entſagte deßwegen ſeinem Charakter, ſeinem Beobachtungsgeiſte und ſeiner ſatiriſchen Laune nicht. Die Schwächen Rouſſeaus waren ihm ſchon längſt bekannt geweſen. Als er in England täglich mit ihm umging, ſah er auch deſſen Lächerlichkeiten, wurde von dem Argwohne deſſelben beleidigt und von ſeinen übertriebnen Anſprüchen beläſtiget. Natürlicher Weiſe war er mit ſeinen Engliſchen Freunden inniger verbunden, als mit dem bisher nur durch ſeine Werke bekannten und ſchätzbaren Franzöſiſchen Philoſophen, den nur das Unglück deſſelben zu ſeinem Freunde gemacht hatte.

War es wohl Hochverrath, wenn er unter dem Kreiſe alter Vertrauten ſein freymüthiges Urtheil über einen Mann ſagte, den er in vieler Rückſicht verehrte, und dem er im Begriffe war, ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen? Wenn er erzählte, wie Rouſſeau ſich betrug: war es ſeine

Schuld, daß dieß ein Lächeln erregte, und zuweilen ſelbſt unwillig machte? Aber in dieſem letztern Lichte ſah Rouſſeau dieß an, als überdienſtfertige Freunde oder vielmehr ſchlechte Menſchen, die zugleich Feinde von ihm und Hume waren, dem erſtern hiervon etwas hinterbrachten. Nun ſahe Rouſſeau in Hume nur einen ſtolzen Tyrannen, der ihn an ſeinen Siegeswagen feſſeln wollte, einen Verräther, der ihn dem Elende entreißen zu wollen ſchien, um ihn noch unglücklicher und zugleich verächtlich zu machen. Er entſagte dem für ihn ſchon ausgewirkten Jahrgehalte des Königs mit Stolz, verließ Hume und England mit einer feſtern Ueberzeugung von der Bosheit der Menſchen, und ſtürzte ſich tiefer in die ſchwarze Melancholie, die, mit Einſamkeit verbunden, zuletzt ihn wahnſinnig machte.

Was bey Rouſſeau im höchſten Grade war, findet ſich bey vielen Menſchen in einigem Grade. Sie waren gemacht, von vielen geſchätzt und geſucht zu werden: aber ſie machten den unſinnigen Anſpruch, von eben ſo vielen vertrauter Freund zu ſeyn. Dieſer wird natürlicher Weiſe ihnen nicht zugeſtanden: und nun entſagen ſie auch dem Glücke, das aus der Geſelligkeit entſpringt. Um dieſem Fehler vorzubeugen, iſt nichts nützlicher, als gerade Hume's Geſinnung und Rath. Die Europäer, ſagt er, in ſeinem Verſuche über die

Vielweiberey, verſtehen am beſten, wie es ſich glücklich in der Welt lebt: man muß nur eine Frau, wenige Freunde und viele gute Geſellſchafter haben.

2. Die Einſamkeit des auf dem Lande oder in einſamen Städten Lebenden.

Dieſer Fall iſt dem vorhergehenden ſo vollkommen entgegengeſetzt, daß er ſchon dadurch ſeine Aufklärung erhält: und ich habe nur diejenigen Bemerkungen hinzuzufügen, welche das Eigenthümliche des Landlebens und des Lebens in kleinen Städten, und die verſchiedenen Claſſen der Einwohner an beyden Orten betreffen.

Nach meinem eignen Gefühle und nach der Beobachtung, die ich bey Andern gemacht habe, iſt im Ganzen für den geſelligen Menſchen die Einſamkeit an einſamen Wohnorten erträglicher, als in volkreichen und zum Umgange viele Gelegenheit darbiethenden Städten. Dort iſt es die eiſerne Nothwendigkeit, welche ihn der Geſellſchaft beraubt; und dieſe erträgt man geduldig: hier muß ſich der Menſch ſelbſt die Schuld geben; denn warum ſollte er, umgeben von ſo vielen Menſchen, von ſo wenigen geſucht werden, als, weil er von wenigen geliebt und geachtet wird?

Am allererträglichſten iſt die Einſamkeit auf dem Lande, wo die Natur die Stelle der Menſchen vertritt, und, wenn gleich nicht lebendig und mit dem Menſchen redend, doch in ihm Gefühle und Ideen erregt, welche den vom menſchlichen Zuſpruche und von der Sympathie mit menſchlichen Gefühlen erregten analogiſch ſind. Dieſe Natur zu betrachten, giebt die Einſamkeit ſelbſt die beſte Gelegenheit, ja dieſe iſt dazu unentbehrlich. Die Stimme der erſten iſt leiſe und wird ſchwerlich vernommen, wenn Zeugen und Geſellſchafter gegenwärtig ſind, die ſtarke Eindrücke erregen. Nur ihr ſich ganz hinzugeben, dieß iſt das einzige Mittel, auch alles von ihr zu empfangen, was ſie geben kann.

Es giebt auch wenige Menſchen, welche an das Getümmel und die gewöhnlichen Zeitvertreibe großer Städte ſo geheftet ſind, daß ſie nicht, während der ſchönen Jahreszeit, Vergnügen an einem ländlichen Aufenthalte, auch ohne Geſellſchaft, fänden; und die allgemeine, beynahe zum Sprichworte gewordene Stimme iſt, daß der am glücklichſten lebt, welcher ſeinen Sommer auf dem Lande, und ſeinen Winter in einer großen Stadt zubringen kann. Aber derjenige Städter täuſcht ſich, welcher deßwegen dem einſamen Leben auf dem Lande überhaupt vor ſeinem jetzigen Zuſtande den Vorzug giebt. Eben darin liegt der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Lagen, daß in der Stadt ein ziemlich gleichförmiger Kreis von Vergnügen und Unterhaltung das ganze Jahr umherläuft, auf dem Lande der angenehmſte Sinnengenuß und die fröhlichſte Erhebung der Einbildungskraft und des Herzens mit der größten Leere an Vergnügen und den widrigſten Empfindungen abwechſelt. Erſt einen Winter hindurch muß ein Menſch, welcher ſich auf dem Lande auf immer verbergen will, weil er nicht in der Stadt glänzen kann, die Probe aushalten, ehe er entſcheidet, ob er nicht vielleicht noch größere Uuannehmlichkeiten findet, als die waren, vor welchen er floh.

Auch wenn man der Geſellſchaft in der Stadt nicht genießt, es ſey aus Unmuth, Seltſamkeit oder Mangel der Gabe zu gefallen und Mangel guten Glücks; ſo liegt doch etwas tröſtliches in dem geheimen Gedanken, daß es hier möglich ſey Geſellſchaft zu haben, und daß veränderte Umſtände oder Launen uns dieſen Genuß wieder in unſre Gewalt geben. An einſamen Oertern, im Winter, iſt man gewiß, nichts, als die Geduld und die Hülfsquellen in uns ſelbſt zu haben, wenn der natürliche Wunſch, mit Freunden fröhlich zu ſeyn, in uns erwacht.

Die Einſamkeit in kleinen Städten biethet gleich auf den erſten Anblick einen traurigen Aufenthalt dar. Sich eben ſo von trocknen Mauern umſchloſſen zu ſehen, als in einer großen Stadt, und doch nichts von der Annehmlichkeit der letztern zu genießen: allenthalben Schmuckloſigkeit, vielleicht Schmutz zu entdecken, von öffentlichen Ergetzungen, Schauſpiel und Muſik nichts zu wiſſen: und doch auch nicht Menſchen um ſich zu haben, mit welchen man ſich verbinden könne, ſcheint gebildeten, im Glanze der großen Welt oder in der Eleganz des guten Mittelſtandes erzognen Menſchen ein troſtloſer Zuſtand zu ſeyn.

Indeß wie die Einbildungskraft immer die Eindrücke der Dinge, in deren Abweſenheit, zu übertreiben pflegt, ſo kommt uns, wie dem Horaz ſein Knecht Davus vorwirft, an der Tafel des Mäcenas der ſtille Aufenthalt von Sabinum ſchöner vor, als wir ihn finden; und vielleicht das Städtchen Ulubrä viel ſcheußlicher, als es nach einigen Jahren Aufenthalt uns dünken würde.

Licht und Sitten ſind in unſerer Zeit ſo weit durchgedrungen, daß in den beſten Theilen von Europa die Städte mittlerer Ordnung gemeiniglich einige Menſchen enthalten, mit welchen ein beſcheidner Weiſer wohl umgehen kann; beſonders wenn er es verſteht, ihr Lehrer zu ſeyn, ohne ſie zu demüthigen, und ſie zu ſich hinaufzuziehen, ohne ihnen gleich zu werden.

Was die Einwirkungen betrifft, durch welche dieſe Arten der Einſamkeit die perſönlichen Eigenſchaften des Menſchen beſtimmen, ſo iſt klar, daß diejenigen, welche durch die Erziehung und den Umgang einer großen Stadt ſchon gebildet, erſt ſpät auf das Land oder in eine kleine Stadt verſetzt werden, dadurch an Zufriedenheit viel, an Bildung nur wenig verlieren oder gewinnen können. Der Charakter muß ſehr oberflächlich, und der Anſtrich der feinern Sitten muß ſehr dünn ſeyn, wenn beyde der unwillkührlichen Nachahmung der neuen ſo wenig glänzenden Muſter weichen ſollen.

Aber in einem kleinen Städtchen oder auf dem Lande, gebohren und erzogen ſeyn, — und hier beſtändig gelebt haben: dieß macht den Menſchen unfehlbar zum Kleinſtädter, zum Landjunker oder zum Bauern, wenn nicht die Stärke einer edeln Natur den fremden Einwirkungen der äußern Lage widerſteht.

Die Erziehung in der erſtern Schule iſt ohne Zweifel die ſchlechteſte, wenn es auf geſellige Bildung abgeſehn iſt. Der Menſch kann, wie ich ſchon an einem frühern Orte geſagt habe, aus der tiefſten Einſamkeit hervortreten und hier erträglich ſeine Rolle ſpielen; weil ein Theil von den Regeln der guten Lebensart in der geſunden Vernunft gegründet iſt, welcher alſo auch von dem vernünftigen Manne ohne Muſter gelernt werden kann: geſetzt auch, daß er die Verfeinerungen des Wohlſtandes, welche durch die Zeit und durch willkührliche Verabredungen entſtanden ſind, nicht kenne. Aber der lange Umgang mit einer kleinen und ſchlechten Geſellſchaft, welche falſche Begriffe von Artigkeit und zwangvolle Gewohnheiten hat, macht den Menſchen unfehlbar unter feinen Weltleuten zugleich verlegen und lächerlich. Glück und beſondere Umſtände können zwar auch in einer kleinen Stadt eine gute Geſellſchaft zuſammenbringen: aber in der Regel bleibt ſie doch der Sitz falſcher Schönheitsbegriffe, läſtiger Höflichkeiten, ungereimter Verabredungen, und iſt ein Sammelplatz von vielen fehlerhaften Eigenheiten weniger Menſchen, die ſich einander ihre üblen Gewohnheiten mittheilen.

Der Charakter des ächten Landjunkers, ſo wie dieſer ſelbſt von dem Stadt-Adel, und dem Hofmanne geſchildert wird, iſt ein Gemiſch von kleinſtädtiſchen Sitten mit denen, welche der Stolz auf eine angeerbte Würde einflößt. Dieſer letztere mildert ohne Zweifel die erſtern. Aber jene machen, daß er in den Mitteln, dieſe Würde aufrecht zu erhalten, pedantiſch und lächerlich wird. Den Degen immer an der Seite, die Feder auf dem Hute, mit einem bebrämten, vielleicht koſtbaren, aber altväteriſchen Kleide: ſo erſcheint er jedes Mahl in der Stadt, um ſich unter Unbekannten auszuzeichnen, ſich ſeines Gleichen zu erkennen zu geben und die Bürgerlichen von ſich zu entfernen. Da er an ſeinem Wohnorte nicht nur der Erſte ſondern auch Deſpot iſt, ſo iſt ſein Stolz auf Herkunft und Vorrechte größer, als irgend eines ſeines Gleichen. Da er aber doch argwöhnt, daß ſeine Anſprüche in der großen Stadt nicht anerkannt werden, ſo iſt er zugleich ſchüchtern. Dieſer Widerſtreit giebt ihm ein auffallendes Anſehen, das ihn zur guten Geſellſchaft ſeines Standes ſowohl als des Mittelſtandes unfähig macht. Es verſteht ſich, daß dieß das Ideal oder, wenn man lieber will, die Carricatur jenes Charakters iſt. Heute zu Tage erreichen wenige dieſe Stufe, und viele Adliche bilden ſich auf ihren Landſitzen zu Weltleuten ſowohl als Philoſophen.

Um die Einſamkeit des Landlebens von allen Seiten zu betrachten, iſt es nöthig, noch mit zwey Worten der verſchiednen auf dem Lande lebenden Claſſen zu erwähnen, und wie bey deren jeder ſich dieſe Einſamkeit modificirt. Die erſte iſt die der Gutsherren, die zweyte die der Stätter oder anderer Mittelleute, welche auf das Land gezogen ſind, oder hier ihr Gewerbe treiben, und die dritte die Claſſe der Landleute und Bauern.

Der Gutsbeſitzer, der reiche Edelmann iſt gar nicht eigentlich in dem Falle, auf dem Lande einſam zu leben oder von dieſer Einſamkeit beläſtiget zu werden. Er ſieht das Land nicht nur als ſeine

Heimath, ſondern auch als ſein Eigenthum an, als die Quelle ſeines Unterhalts, ſeines Wohlſtandes und ſelbſt ſeiner Achtung in der Welt: und das Eigenthumsrecht allein iſt ſchon hinlänglich, einer Sache einen Reitz zu geben. Sein Geſchäft, die Landwirthſchaft, wenn ſie ins Große geht, kann ihn ſehr wohl ganz beſchäftigen und ſehr unterhalten: und ſie erinnert ihn durch die Menge der Diener und Unterthanen, welche ihn dabey unterſtützen, immer an ſeine Erhabenheit.

Die Feſtigkeit ſeines Schloſſes, die Ausſchmückung ſeiner Zimmer, der beſtändige Zuſammenhang, den er mit der Stadt unterhält, machen ihm die Beſchwerden des Winters unmerklich; und wenn er reich iſt, vermag er dieſe Jahreszeit ſo geſellig für ſich zu machen, wie der Adliche in der Stadt, ohne ſich denſelben Zwang aufzulegen.

Mit leichten Transportmitteln verſehen, und mit der ganzen weiten Nachbarſchaft von ſeines Gleichen in Verbindung, iſt er nicht ſowohl Einwohner eines Dorfs, als einer Landſchaft, — oft einer ganzen Herrſchaft, worin Städte und Dörfer ſind, und deren erſte Magiſtratsperſon und Richter er iſt.

Der kleine und arme Edelmann nähert ſich freylich dem einſamen Gewerbsmanne und ſelbſt dem reichen Bauer, und die Armuth ſchwächt immer die Vortheile der Hoheit. Aber in allen dergleichen concreten Sachen kann man nur die Gränzpfähle und Meilenweiſer angeben: den Weg ſelbſt kann man nicht durchlaufen.

Die zweyte Claſſe der Landbewohner iſt ebenfalls wieder aus drey Unterabtheilungen zuſammengeſetzt.

Erſtlich aus Städtern; ich will ſagen: aus Perſonen des guten Mittelſtandes, die, ſey es aus Armuth, ſey es aus täuſchender Hoffnung einer größern Glückſeligkeit, aufs Land ziehen, oder durch Zufälle und Umſtände dahin verſetzt werden; aus Gewerbsleuten, — ebenfalls den eigentlichen Bewohnern der Städte, — aber jetzt auch weit und breit auf den Dörfern vertheilt, endlich aus allerhand angeſehenern, zwiſchen Adel und Bauern in der Mitte liegenden, Arten.

Die erſten dieſer drey ſind es eigentlich, wovon dieſer Abſchnitt redet. Allein auf dieſe paßt der größte Theil der vorhergehenden Bemerkungen, zu welchen ich auch nichts hinzuſetzen will.

Die anderen beyden Arten ſind entweder ganz geringe für den Bauer arbeitende Handwerker, als Schneider und Schmiede, oder Manufacturiſten, die für den Kaufmann arbeiten; oder aus den Städten durch die Auflagen vertriebne beſſere Arten der Gewerbsleute.

Im Allgemeinen wiſſen diejenigen, die auf dem Lande ihren Unterhalt und ihre ſtete Beſchäftigung in der Einſamkeit finden, weniger von der Unannehmlichkeit der letztern. Gewöhnlich iſt der Handwerker und Tagelöhner in großen Städten zum Umgange gar nicht gewöhnt: und die Sorge für ſich und die Seinigen iſt eine viel zu intereſſante Idee, als daß ſie in ihm auch auf dem Lande eine verdrießliche oder unangenehme Empfindung ſeines einſamen Zuſtandes aufkommen ließe.

Nicht viel anders iſt der Manufacturiſt in Gegenden daran, wo Handel und Fabriken herrſchen, wie der Leinweber im Schleſiſchen Gebirge. Es ſind ſolcher Menſchen ſo viele, daß ſie eine zahlreiche Geſellſchaft unter ſich ausmachen, und ſich auch darin dem Landmanne nähern.

Der beſſere Gewerbsmann, den gemeiniglich die Größe der Auflagen aus den Städten vertreibt, und die Connivenz der Regierung, über deren Nützlichkeit noch geſtritten wird, auf dem Lande läßt, findet freylich in ſeinen Nebenſtunden daſelbſt nicht die gewohnte Erhohlung, und ermangelt dabey derjenigen Hülfsmittel und Erleichterungen, zu ſeinen Geſchäften, welche die Stadt darbiethet. Indeß vom Adel etwas mehr geſchätzt und geſucht, und über die übrigen Dorfeinwohner erhaben, fühlt er doch von der Annehmlichkeit des Landlebens viel und vom Verdrießlichen der Einſamkeit wenig.

Endlich die dritte Claſſe, der Bauer, deſſen Lage ich in einem eigenen Aufſatze betrachtet habe, iſt, ſo wie die zahlreichſte, und gleichſam ſteter in ſeiner Heimath wohnende, auch die geſelligſte unter allen. Der Bauer hat mit dem Adel mehr als der Bürger gemein: dieß nähmlich, daß er ſich um Herkommen, Verwandtſchaft und ſo weiter, bekümmert, daß er alle Einwohner ſeines Dorfs und ſeiner Gegend kennt, und daß nicht nur alles, was ihn betrifft, von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem Tode, ſeine Mitlandleute intereſſirt, ſondern daß auch alles, was dieſen begegnet, ihm eine Quelle der Unterhaltung gewährt, nicht zu gedenken, daß die Beſchäftigungen der Landleute gemeinſchaftlich ſind, und ſie oft ganze Tage lang ſich ſehen, mit einander arbeiten, reden, klagen, zanken und gegen den Gutsherrn ſich verbinden. *)

---

* Ueber die hier befindliche Lücke erklären ſich die Herausgeber in der Vorrede.

B. Von der Einſamkeit, welche aus dem Vorſatze des Menſchen entſteht.

I. Religiöſe Einſamkeit.

In den meiſten Religionen giebt es Einſiedler und Mönche, — Menſchen, welche die Einſamkeit als einen Weg zu einer vollkommnern Frömmigkeit gewählt haben.

Die Ideen, die bey derſelben zum Grunde liegen, ſind von zwiefacher Art. Der eine Grund iſt durchaus irrig: die Menſchen haben nähmlich geglaubt, ſie thäten Gott einen Dienſt, wenn ſie ſich ſelbſt peinigten. Weil nun der Hang zur Geſellſchaft ſo natürlich, und die Abneigung von der Einſamkeit ſo allgemein iſt; weil eine beſtändige Einſamkeit wirklich ein ſo ſehr unangenehmer, freudenleerer Zuſtand iſt: ſo haben ſie ſich aus eben der Urſache in Einöden und Wüſten begeben, aus welchen ſie härene Kleider auf bloßem Leibe getragen haben, Sommer und Winter barfuß gegangen ſind, ſich gegeißelt und gefaſtet haben. Man mag nun dieſe ſelbſt gewählten Qualen, als Büßungen, oder als bloße Entſagungen anſehen, für die man künftig ſchadlos gehalten werden will: immer liegt ein ganz falſcher Begriff von Gott und von der

Tugend zum Grunde: und mit einer aufgeklärten Frömmigkeit kann dieſe Religionsübung nicht beſtehn.

Ein zweyter Beweggrund enthält etwas von Wahrheit, das aber übertrieben worden iſt. Man hat nähmlich geglaubt, daß, da die größte Verſuchung zu Laſtern von den böſen Beyſpielen und von den Leidenſchaften des Ehrgeizes und Eigennutzes herkomme, die Entfernung von der menſchlichen Geſellſchaft, wodurch jene Beyſpiele ebenfalls entfernt, und die Endzwecke dieſer Leidenſchaften unnütz werden, auch ein großes Beförderungsmittel der Tugend ſey. Man hat geglaubt, daß, da die Selbſtkenntniß, das Andenken an Gott und die Zukunft, kurz die Betrachtung des Unſichtbaren, die Hauptmittel der moraliſchen Beſſerung ſind, — dieſe Mittel am vollkommenſten angewandt werden können, wo man von aller äußern Zerſtreuung abgeſchnitten, und mit ſich ſelbſt allein umzugehen genöthigt iſt.

Man ſieht, daß, wer eine vollkommne Einſamkeit um des erſten Beweggrundes willen ſucht, ſchon ein Schwärmer iſt. — Und der, welchen der zweyte Beweggrund dahin treibt, wird es durch die Einwirkung ſeines Zuſtandes ſelbſt.

Die Data, nach welchen man dieſes beurtheilen kann, ſind im Allgemeinen folgende:

Jeder unnatürliche Zuſtand, wenn er lange währt, verkehrt die Denkungsart und verſtimmt die Seele, ſo wie eine unnatürliche Stellung endlich den Körper lähmt und verunſtaltet. Der, welcher endlich die menſchliche Geſellſchaft wirklich als etwas Abſcheuliches, und die Einſamkeit für etwas Erfreuliches halten lernt, muß nothwendig falſch urtheilen und unnatürlich empfinden. Und der, welcher bey einem widerſtrebenden innern Gefühle doch in dem Entſchluſſe beharret, muß ſehr unglücklich ſeyn, und über dieſem beſtändigen Streite mit der Natur ſeine beſten Kräfte verzehren.

Das Unſichtbare, Gott, die künftige Welt, die Seele des Menſchen ſind Objecte, die nicht genug zu denken geben, um einen beträchtlichen Theil der Lebenszeit auszufüllen. Wer ſich alſo damit ausſchließend und lange beſchäftigen will, verſinkt in Dummheit und Gedankenloſigkeit, oder ſeine Einbildungskraft muß ihm durch Fictionen zu Hülfe kommen. Daher die Viſionen der Einſiedler.

Die Melancholie, welche die Einſamkeit gebiert, verbunden mit religiöſen Bildern und Gefühlen, kann leicht in eine Art von Wahnwitz ausarten.

Die, welche aus Religions-Gründen die Einſamkeit geſucht haben, ſind entweder Einſiedler oder Mönche geworden.

1. Die Lebensart des Einſiedlers iſt eben die, welche verrückt, oder ſchwärmeriſch bis zu Viſionen machen kann. Dieß hat die Erfahrung gezeigt: und die Natur des menſchlichen Geiſtes läßt es vermuthen.

Wenn Menſchen dieſen Zuſtand aushalten: ſo muß entweder ihr Geiſt eine ungewöhnliche Stärke, ihr Verſtand eine ausdauernde Denkkraft, ihr Wille eine ungewöhnliche Feſtigkeit haben; oder ihre Imagination muß exaltirt ſeyn, und ſie müſſen einen Genuß in Einbildungen finden, die ſich ihnen als Empfindungen zeigen; oder endlich ſie müſſen von der äußerſten Plumpheit und Trägheit des Geiſtes ſeyn, ſo, daß ſie alle geſellige Vergnügungen entbehren können, und mit dem bloß animaliſchen Leben vergnügt ſind. Daher findet man auch unter den Einſiedlern Männer von der äußerſten Verſchiedenheit, ſolche wie Nicolaus von Flue, der, aus ſeiner Einöde gerufen, die politiſchen Intereſſen ſeines Vaterlands gut genug faſſen konnte, und ſo viel Eindruck auf ſeine Landsleute zu machen wußte, daß er die erſten, unter den Cantons ausbrechenden, Streitigkeiten beylegte: man findet unter ihnen eine

Menge Wahrſager, Seher und vermeinte Wunderthäter; theils ſolche, die andre, theils ſolche, die ſich ſelbſt betrogen; man findet endlich, beſonders in unſern Zeiten, unter ihnen die ſtupideſten, gedankenloſeſten Sterblichen.

Es iſt ſicher, daß ein großer Geiſt, wenn er ſich durch falſche Religionsbegriffe verführen läßt, ſich in eine Einöde zu vergraben, dadurch weniger verliert, als wenn er ſich in eine Mönchsſocietät begäbe. Ich habe ſchon geſagt, daß die vollkommne Einſamkeit den Menſchen nicht ſo ungeſchickt zum nützlichen und angenehmen Umgange macht, als eine ſchlechte Geſellſchaft.

Ein Einſiedler kann ohne Handarbeit nicht beſtehen, und Handarbeit macht ein einſames Leben allein erträglich. Robinſon, der ſich auf ſeiner wüſten Inſel alle ſeine Bedürfniſſe auf das mühſamſte verſchaffen mußte, fand ſich zuletzt nicht ganz unglücklich. Wäre er in den Gärten der Armida geweſen, wo ihm alles überflüſſig durch unſichtbare Hände wäre zugereicht worden: ſo wäre er gewiß vor langer Weile umgekommen.

2. Der Mönchsſtand iſt nicht ſowohl Einſamkeit, als Einſchränkung auf eine kleine, immer gleiche Geſellſchaft. Alles was noch hinzukommt, ſind die Hinderniſſe, die ſelbſt

dieſem Verkehre der Mitglieder einer ſolchen Geſellſchaft in den Weg gelegt werden, es ſey durch abſolut aufgelegtes Stillſchweigen, — oder durch aufgegebne größtentheils einſame Uebungen und Meditationen.

Nach dem erſten Umſtande müſſen alle Mönchsorden beurtheilt werden, in Abſicht des zweyten ſind die verſchiedenen Regeln verſchieden.

Nähmlich in jeder ſolchen kleinen von der übrigen Welt ausgeſchloſſenen Geſellſchaft bilden ſich ein eigner Ton, beſondre ihrer Lage angemeſſenen Sitten, eine Denkungsart und Meinungen, die von allen dem, was unter dieſer Rubrik in der Welt vorhanden iſt, abſtechen, und daher den Mönch, wenn er unter Menſchen außer ſeinem Kloſter erſcheint, ungefällig oder lächerlich machen, wenn nicht ſeine Sonderbarkeit als Heiligkeit geehrt wird.

Beſonders bleiben alle ſolche verſchloſſenen Geſellſchaften hinter dem Zeitalter zurück, wenn daſſelbe Fortſchritte in Einſichten macht. Neuerungen finden ſchwerer in ſolche Geſellſchaften Eingang, die durch das Herkommen und das Anſehn des Alterthums ihre Conſiſtenz erhalten. Da vieles Gebrauch und beobachtete Regel bey Mönchen iſt: ſo müſſen ſie dadurch immer, in Abſicht ihrer Sitten, und mancher ihrer Meinungen, in das Jahrhundert zurückgeſetzt werden, aus welchem ihre Regel herſtammt. Leben die Mönche entfernt von der Welt, ſo bleibt dieſer Mönchsgeiſt, welches der Geiſt eines vergangnen Zeitalters iſt, rein: ihre Sitten ſind einförmig, ihr Glaube ehrlich. Sie ſind eingeſchränkt, aber können gut ſeyn. Wenn aber die Mönche, wie zuerſt die Bettelmönche und dann die Jeſuiten, viel unter Weltleute kommen, und ein Intereſſe haben, dieſen zu gefallen: ſo nehmen ſie oft von dieſen alles an, was ohne Aufopferung ihrer mönchiſchen Theorie und Praxis angenommen werden kann, das heißt gerade die ſchlimmſten ihrer Eigenſchaften. Sie verabſcheuen und verfolgen zum Theil die Einſichten ihres Jahrhunderts und die Verbreiter derſelben; aber die Politik, die Geldbegierde, den Luxus, die Laſter und Verderbniſſe des Jahrhunderts nehmen ſie an, und pflanzen ſie in ihre Klöſter fort.

Die Sitten und Maximen des Mönchsſtandes bilden ſich theils durch die Erziehung und die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften der im Kloſter zuſammenkommenden Perſonen, theils durch den Geiſt der Hierarchie überhaupt, wovon der Mönchsſtand einen Theil oder eine Stütze ausmacht: (iſt er davon gänzlich abgeſondert, wie es bey den Muhamedanern und Indoſtanern zu ſeyn ſcheint; ſo iſt der Mönch größtentheils Fanatiker, oder eine verächtliche Kreatur;) theils durch ſeine Regel und durch die ihm dadurch vorgeſchriebnen täglichen Uebungen und Beſchäftigungen. Beſtehn dieſe größtentheils in operibus operatis, wie das Singen in den Chören, und andre Religionsgebräuche: ſo wird der Geiſt des Mönchs eingeſchränkt und neigt ſich zum Aberglauben. Beſtehen ſie in Kaſteyungen und geiſtlichen Meditationen, ſo wird er leicht ſchwärmeriſch. Je mehr kleine Vorſchriften er pünktlich zu erfüllen hat, deſto mehr Kleinigkeitsgeiſt herrſcht in ihm.

Das Leben des Mönchs iſt in Abſicht der geſelligen Endzwecke nichts weniger als unglücklich, wenn ſeine Ordensbrüder nur mittelmäßig gute Leute ſind. Es iſt der Vorzug des Familienlebens, daß man eine Geſellſchaft immer bereit und in der Nähe hat, die man nicht erſt aufzuſuchen, und unter der man ſich gar keinen Zwang anzuthun braucht. Nur da nicht dieſelbe natürliche Zuneigung gegen die Perſonen, mit welchen der Mönch im Kloſter täglich zuſammen lebt, vorhanden iſt, die ein Familienglied gegen die übrigen hat: ſo iſt perſönliche Achtung oder Freundſchaft, oder wenigſtens Nachſicht und Verträglichkeit in den Charakteren der Mönche noch nöthiger, wenn ihr täglicher Umgang unter einander erträglich bleiben ſoll.

Dazu kommt nun noch die klöſterliche Subordination, welche dem Charakter und Betragen der Obern viel Einfluß auf das Glück und die Sitten der Geſellſchaft giebt. Davon aber entſteht auch der Factionsgeiſt, die Schmeicheley, die Protectionsſucht, der Neid, welcher den Günſtling verfolgt, die Verläumdung, welche den Feind zu ſtürzen ſucht. Und dieſe Leidenſchaften gähren in einem engern Raume mehr, und werden dadurch gefährlicher, daß man die Geſellſchaft, mit der man nicht mehr harmonirt, nicht verlaſſen kann.

Die enge Vereinigung mit einer beſondern, und doch ziemlich ausgebreiteten Geſellſchaft iſt immer der Vaterlands- und Menſchen-Liebe ſchädlich. Denn wie Sieyes ſehr richtig anmerkt, der perſönliche Egoismus der Einzelnen thut der Liebe des gemeinen Beſten bey weitem nicht ſo viel Eintrag, als der esprit de corps einer Partey. Weil man auch bey den Mönchsorden die Einſamkeit als Kaſteyung und einen Actus der Religiöſität anſah, ſuchte man durch allerhand Mittel das Vergnügen des geſelligen Zuſammenlebens der Mönche zu verhindern, oder einzuſchränken. In einigen Orden iſt das Stillſchweigen immerwährend, oder hängt von der Erlaubniß des Obern ab. In andern iſt es doch an feyerlichen Buß- oder Faſt-Tagen Pflicht. Je mehr ſolcher Einſchränkungen ſind, deſto näher kommt das Mönchs-Leben dem Einſiedler-Leben.

II. Philoſophiſche oder gelehrte Einſamkeit.

Ich rechne hier dazu alle freywillige Entfernung von der Geſellſchaft, in der Abſicht die nöthige Ruhe zu ſolchen Arbeiten zu erhalten, welche zur Beſchäftigung des Geiſtes und zur Cultur der Wiſſenſchaften gehören. — Die den Dichtern eigne Aufſuchung der Wälder und einſamen Thäler gehört auch dahin.

Man kann ſagen, daß dieß die einzige vollkommen vernünftige Urſache und Art ſelbſt gewählter Einſamkeit iſt; wie in der That ungeſtörte Uebung des Selbſtdenkens der einzige Nutzen iſt, den die Einſamkeit ausſchließend leiſtet.

Da ſie den, welcher dieſer Uebung fähig iſt, ſo lange als er darin aushält, vollkommen befriediget und ihm angenehm iſt: ſo kann ſie auf keine Weiſe ihn mürriſch oder zur Geſellſchaft untauglich machen. —

Allein dieſe Einſamkeit, die der Gelehrte, der Dichter, der Mann von Genie ſo oft aufſucht, in der er ſeine glücklichſten Stunden genießt, iſt immer nur periodiſch, dauert kurze Zeit, und wechſelt mit Geſellſchaft. Denn wie Helvetius ſehr wohl anmerkt, der Philoſoph und der Poet mögen immer auf den Fluren und an einſamen Bächen herum irren, ſie müſſen, wenn etwas aus ihnen werden ſoll, doch immer in die großen Städte zurückkommen. Socrates, der Vater der Philoſophie, und fähig ganze Tage unverrückt auf einer Stelle zu ſtehen, um zu meditiren, war doch für gewöhnlich an die Säulengänge und den Markt von Athen ſo geheftet, daß ihm ſelbſt die Landſchaft um Athen ziemlich fremde war. Denn, wie er ſagte, die Bäume und die Felſen ſagen mir nichts.

Die philoſophiſche Einſamkeit vermindert aber auch deßhalb das geſellige Weſen nicht ſo ſehr, weil der Denker in ſeiner Einſamkeit mit ſeinem Geiſte unter den Menſchen bleibt, indem er entweder über ſie, oder für ſie nachdenkt. Er genießt oft alle Reitze des geſelligen Lebens doppelt, oder durchſchaut die Irrgänge deſſelben beſſer, wenn ſie in dem verminderten, weniger blendenden Lichte der Erinnerungen und allgemeinen Ideen vor ihm ſtehen.

Indeß darf auch dieſe ächt beſchauliche Einſamkeit nicht zu lange dauern. Wenn der Philoſoph oder Dichter die wirkliche Welt aus dem Geſichte verliert, und nicht ſeine alten Erfahrungskenntniſſe durch neue Erfahrungen auffriſcht: ſo wird er erſtens in ſeinen Betrachtungen zu ſpeculativ; ſeine Ideen werden zu abſtract, ſeine Bilder zu künſtlich componirt. Zweytens, nimmt er, im Vortrage derſelben, alsdann zu wenig Rückſicht auf Neigungen und Fähigkeiten des Publicums, und verliert nach und nach entweder die Kenntniß des conventionellen Schönen, des nach den Umſtänden der Zeit und der Geſellſchaft Anziehenden, (das doch von keinem, der für die Welt arbeitet, vernachläſſiget werden darf,) oder wird abgeneigter, von ſeiner eignen Denkungsart etwas, aus Herablaſſung gegen den Geſchmack andrer, zu verläugnen.

Mürriſch macht die Einſamkeit nur, wenn ſie entweder den Menſchen ohne alle Geſchäfte läßt, und ihm langweilig wird, oder wenn ſie mit verdrießlichen und mechaniſchen Geſchäften zugebracht wird. Je mehr der Verſtand bey dem, was der Menſch in der Einſamkeit macht, arbeitet, je mehr Ideen er ſelbſt hervorbringt, deſto fröhlicher bleibt er: denn die Traurigkeit des Einſamen entſteht gewöhnlich aus dem Mangel derſelben.

Die Einſamkeit iſt die Zeit des Umgangs des Menſchen mit ſich ſelbſt. Je einen größern Fond geſammelter Kenntniſſe er in ſich hat; je lebhafter und prompter er ſie zu erwecken verſteht; je mehr er von der Kraft beſitzt, neue Ideen und neue Verknüpfungen derſelben hervorzubringen: deſto angenehmer und erwünſchter werden ihm die Zeiten ſeyn, wo er, ungeſtört durch äußre Eindrücke, dieſe innern Schätze ſeines Geiſtes aufſuchen und genießen kann. Das Genie iſt es eigentlich, welches der Einſamkeit wahrhaft genießt. Die Gelehrſamkeit bedarf derſelben, ohne ſie zu genießen.

Der Philoſoph und Dichter werden durch diejenige Einſamkeit, die nur nicht länger währet, als ihre meditirenden oder dichtenden Kräfte ausreichen, nicht nur nicht träge, finſter und ungeſellig, ſondern fröhlich, munter und recht aufgelegt zum Umgange. Der Antiquarius, der Sammler, der bloß fleißige Gelehrte kann durch ſein einſames Leben leicht ungeſellig werden.

Ueberhaupt, da der große Einfluß der Geſellſchaft auf das Gemüth des Menſchen darin beſteht, daß ſie das kräftigſte Mittel iſt, ſeine Denkkraft zu erwecken und in einer gewiſſen Thätigkeit zu erhalten: ſo wird jede Beſchäftigung, welche das Selbſtdenken erfordert, oder dazu erweckt, die Stelle der Geſellſchaft vertreten können.

Fünfter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die menſchliche Glückſeligkeit.

Es ſollen hier die verſchiednen Umſtände aufgezählt werden, welche die Einſamkeit und die Geſellſchaft angenehm oder unangenehm machen.

I. Annehmlichkeiten der Geſellſchaft.

Der bloße Anblick von Menſchen, als des erſten und ſchönſten Products der Natur, vergnügt. An ihnen iſt das meiſte zu ſehen und zu beobachten. Hier findet die Unterſcheidung von Schönheit und Häßlichkeit Statt. Gang, Stellung, Sprache, alles giebt Gelegenheit, Betrachtungen anzuſtellen; und in jedem von dieſen kann etwas ſinnlich angenehmes ſeyn. Die phyſiſche Natur, beſonders die blühende Pflanzenwelt, reitzt und füllt auch unſre Sinne. Wenn eine ſchöne Landſchaft durch Heerden Vieh, ein Park durch Wild, oder überhaupt die todte Natur durch die lebendige, belebt wird, ſo ſteigt das Vergnügen. Aber erſt der Anblick der Menſchen, menſchlicher Wohnungen, für Menſchen gebauter Landſtraßen, von Menſchen bearbeiteter Aecker, giebt uns das wahre Vergnügen der ländlichen Ausſicht.

Das Beyſammenſeyn mit Menſchen, die nur nicht unſre Feinde ſind, und uns nicht drängen oder beſchweren, thut uns an und für ſich wohl. Wir finden uns gewiſſer Maßen ruhiger, — geſicherter gegen die Uebel des Lebens und die Angriffe der Uebelthäter, — wenn wir Menſchen um uns ſehen. Daher kommt das Gefühl der Bangigkeit, welches gewiſſe ſchwächere und furchtſamere Menſchen auf dem Lande überfällt, und um deßwillen ſie gerne zur Stadt zurückeilen. Daher kommt es, daß, (nach meinem Gefühle) wenn man krank iſt, man ſich nach dem Aufenthalte in der Stadt ſehnt, auch ohne Rückſicht auf die Nähe des Arztes. Sobald man ſeine Hülfsbedürftigkeit in einem höhern Grade anfängt zu fühlen, ſo wird die Einſamkeit traurig.

Der Menſch liebt Veränderung, d. h. eine abwechſelnde Reihe von Empfindungen und Ideen; das Stilleſtehen derſelben iſt lange Weile: was denſelben gerade zu widerſteht, wirkt Schmerz. Aber dieſe Veränderungen der Gedanken können nur von den lebendigen Weſen ihren Urſprung nehmen. Denn dieſe allein verändern ſich unaufhörlich oder häufig, — weil ſie immer handeln. Die lebloſe Natur verändert ſich zu langſam. Ein

Baum, eine Pflanze hat eigne Bewegungen, die wir aber ihrer äußerſten Langſamkeit wegen nicht gewahr werden. Daher kommt es, wie ich ſchon geſagt habe, daß auf einer Landſchaft, die lange gefallen ſoll, Thiere und Menſchen zu ſehen ſeyn müſſen.

Aber unter den lebendigen Weſen iſt der Menſch das lebendigſte. Nicht bloß der Inſtinct, ſondern auch die Vernunft ſetzt ſeinen Körper in Bewegung. Er iſt zugleich dasjenige Weſen, deſſen Bewegungen wir am beſten verſtehen, d. h. bey dem wir am beſten aus ſeinem Aeußern auf ſein Inneres ſchließen können. Mienen, Geberden ſind unendlich mannigfaltig, und uns eben deßwegen bemerkbarer im Menſchen, als bey den Thieren, weil ſie uns erklärlich ſind. Der Menſch iſt es überdieß, der rund um ſich herum die Dinge am ſtärkſten verändert; ſeine Kleidung, Wohnung und geſammte Einrichtung, werden von ihm auf eine ſehr zuſammengeſetzte und oft abwechſelnde Weiſe angeordnet. Wer viel unter Menſchen lebt, erfährt am öfteſten Neuigkeiten, die ihn intereſſiren und aufwecken. Die Begebenheiten, Glücks- und Unglücksfälle, Tugenden und Thorheiten, Bonmots und Plattheiten derſelben geben ihm einen immerwährenden Stoff der Unterhaltung. In der Einſamkeit iſt der Menſch entweder bloß mit der todten Natur, oder mit ſich ſelbſt, oder mit den bloßen Ideen abweſender Menſchen beſchäftigt. Dieſen Gegenſtänden fehlt theils das Lebendige des Anſchauens, theils das Intereſſe der Neuigkeit.

So viel von dem Menſchen, bloß als Schauſpiel, als Gegenſtand des Geſichts und der ſinnlichen Beobachtung betrachtet. Aber nun iſt er auch der eigentliche Geſellſchafter für uns. Als ſolcher theilt er uns ſeine Ideen und Empfindungen unmittelbar mit. Wir leſen in ſeiner Seele. Es entſtehen durch Hülfe der Rede, oder vermittelſt der Sympathie in uns dieſelben Actus des Verſtandes, dieſelben Begierden, welche ſich in ihm befinden. So leben wir zwiefach: unſer eignes Leben und das Leben des Andern.

Dieſes theilt ſich in viele Zweige.

Zwey Hauptäſte unterſcheiden ſich unter denſelben deutlicher:

1. Die Mittheilung der Gedanken und Empfindungen durch die Rede.

2. Die Mittheilung eben derſelben durch unmittelbare Sympathie.

1. Das Geſpräch war zu allen Zeiten und bleibt ewig die Quelle des ſolideſten, reinſten und größten Vergnügens, welches der menſchliche Umgang gewährt. Wir haben davon in den ver-

hergehenden Theilen dieſes Aufſatzes ſchon die Hauptdata angegeben; da wir den Einfluß der Geſellſchaft auf Bildung des Verſtandes und Herzens unterſuchten. Hier kommt es nur darauf an, alles unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunct zu bringen.

Durch die Rede werden wir erſtens von dem, was uns unbekannt war, unterrichtet.

Es wird zweytens, bey dem Geſpräche, durch anderer Reden, oder durch die Bemühung, die wir ſelbſt anwenden, um andern deutlich zu ſeyn, in unſre alten Begriffe ein größeres Licht gebracht.

Wir haben endlich, drittens, das Vergnügen, unſre eignen Talente und Kenntniſſe unmittelbar an den Mann zu bringen, und die Belohnung der Achtung oder Liebe andrer auf der Stelle einzuerndten.

2. Unter diejenigen Communicationen oder Genüſſe in der Geſellſchaft, die ich ſympathetiſche nenne, oder die durch Handlungen, und nicht durch Reden, oder doch nicht durchs Reden allein geſchehen, rechne ich folgende:

Erſtens. Da in der Liebe, in der, welche wir ſelbſt gegen andre, in der, welche andre gegen uns haben, eine Hauptquelle der menſchlichen Glückſeligkeit liegt: ſo iſt die Geſellſchaft der einzige Platz, wo wir dieſe beglückenden Geſinnungen faſſen, der einzige, wo wir ſie äußern können

Liebenden und vertrauten Freunden iſt das ſtumme Beyſammenſeyn eine Wolluſt. Bloß daß ſie ſich ſehen, und gewiß ſind, bey geliebten und ſie liebenden Perſonen zu ſeyn, reicht zu, ohne alles andre Vergnügen.

Ueberhaupt iſt ein gewiſſer Grad von Menſchenliebe nöthig, um die Geſellſchaft erträglich zu finden: und Menſchen in vielen Verbindungen werden, man ſage, was man wolle, ſchwerlich Menſchenhaſſer. Aber in der größern Geſellſchaft ſpinnen ſich immer engere Verbindungen mit Wenigen an, die alsdann gleichſam die Stützen unſrer allgemeinen Geſelligkeit werden. In der großen Welt, der weiteſten und daher der intereſſeloſeſten Verbindung der Menſchen, wird die Geſellſchaft nur aufrecht erhalten, durch verliebte Intriguen, und durch einige geſtiftete Freundſchaften. Jene geben ſowohl den Hauptperſonen als den Zuſchauern Unterhaltung.

Zweytens. Alle Arten von Spielen, mit welchen die Menſchen vom höchſten Alterthume an einen Theil ihrer Zeit vertrieben, und in die ſie einen Theil ihrer Vergnügungen ſetzten, ſind theils nur in der Geſellſchaft möglich, theils nur in ihr angenehm. Faſt alle ſind eine Art von Wettkämpfen, — Verſuche der Geſchicklichkeit, der Stärke, der Combinationen. Aufgeſetzte Preiſe werden dem Sieger zum Lohne. Urſprünglich waren faſt alle Spiele Leibesübungen, Wettrennen, Ringen u. ſ. w. Man weiß, wie hoch die Griechen dieſe Zeitvertreibe geſchätzt haben; — mit welcher Pracht ſie ſie veranſtalteten. Aber ſehr bald kam man auch auf Wettſtreite, wobey man die Entſcheidung und die Zuerkennung des Preiſes dem Zufalle überließ. Mit Würfeln oder etwas ähnlichem zu ſpielen, iſt uralt. In den neuern Zeiten ſind die Combinationen von Zufall und Geſchicklichkeit, in den Kartenſpielen, viel weiter getrieben worden. Die Schicklichkeit derſelben zu geſellſchaftlichen Zeitvertreiben wird durch den allgemeinen Eingang, den ſie bey allen Nationen unter den Claſſen, die viel in Geſellſchaft leben, erhalten haben, bewieſen. — Und ihre Einführung hat, als ein Mittel, ungleiche Menſchen mit einander zu beſchäftigen, ohne Zweifel zur Ausbreitung der Geſelligkeit, aber auch zur Frivolität der Geſellſchaft viel beygetragen. Das ſchöne Geſchlecht hat beſonders an dieſen Spielen viel Geſchmack gewonnen. Dieſes liebt ſie ihrer ſelbſt wegen. Die Männer müſſen mehr durch aufgeſetzte hohe Preiſe dafür intereſſirt werden.

So wie nur die Geſellſchaft das Spiel erträglich macht, ſo machen ohne Zweifel die Spiele einen Theil von der Annehmlichkeit der Geſellſchaft aus. Man iſt mit dem, mit welchem man ſpielt, in einer Art von näherer Verbindung; — man ſtreitet oder wettet mit ihm, wer den andern an einer gewiſſen Geſchicklichkeit, verbunden mit Glück, übertreffen werde. Der Ehrgeitz und der Eigennutz werden mäßig gereitzt.

Drittens. Außer den Spielen iſt nichts, was die Menſchen ſo gerne in Geſellſchaft vornehmen, und was ihnen durch dieſelbe ſo angenehm gemacht wird, als gerade die Befriedigung der ganz individuellen animaliſchen Bedürfniſſe. Von Anbeginn der Welt, oder von Anbeginn der Geſchichte hat es Gaſtmähler gegeben, und ſind die Menſchen häufiger beym Eſſen und Trinken, als bey irgend einer andern Verrichtung, zuſammengekommen. Kaum giebt es eine Geſellſchaft ohne einen ſolchen Genuß. Niemand ißt gerne allein, und ſeine Freunde zu ſich zu bitten, iſt kaum erlaubt, ohne ihnen zu eſſen zu geben. — Die Empfindungen, die hierbey zum Grunde liegen, müſſen natürlich ſeyn, da ſie ſo allgemein ſind. In der That, da der Menſch Geiſt und Körper iſt, ſo wird die Unterhaltung des erſten befördert, wenn der andre eine Erquickung erhält. Und beſonders die geſellſchaftliche Unterhaltung, die nicht angeſtrengtes Meditiren, und ununterbrochnes Fortſetzen deſſelben erfordert, geht am beſten von ſtatten, wenn Mund und Magen etwas zu thun haben; wenn der Gaumen gekitzelt wird, indem ein leichter Witz das Gehirn kitzelt.

Beſonders iſt der Genuß des Weins, als eines Mittels der Erhöhung der Lebensgeiſter, und alſo eines Gebers guter Einfälle und einer lebhaften Mittheilung, für geſellſchaftlich gehalten worden. Auch Sokrates zechte; und wenn Plato es ihm zu einer Art von Ehre anrechnet, daß er bey einem Gaſtmahle am längſten unter den Trinkern aushalten, und doch mit ungeſchwächter Denkkraft die Tafel verlaſſen könne: ſo erkennt man, daß jede Kraft, in einer geſelligen Luſt länger ausdauern zu können, als eine Tugend angeſehen wird, und man findet bey einem ſehr geſitteten Volke und bey Philoſophen etwas von den Meinungen der Sarmaten.

Viertens. Bey dem Vergnügen an Gaſtmählern, gemeinſchaftlichen Spatzierfahrten und allen veranſtalteten Zuſammenkünften, zu welchen wir eingeladen werden, wirkt immer das Vergnügen mit, von dem Manne oder ſeinen Gäſten geſchätzt und gerne geſehen zu werden. Manchem eiteln Manne in großen Städten, der nun ſchon manches Jahr den Kreis der geſellſchaftlichen Zeitvertreibe durchlaufen iſt, fangen an die zu häufigen Einladungen beſchwerlich zu werden. Aber doch freut er ſich über die Anzahl der Einladungskarten, und über die Länge der Zeit, auf welche er ſchon hinaus verſprochen iſt: weil er daraus zu erkennen glaubt, wie man ſich um ſeine Geſellſchaft drängt, wie man ihn in ſo vielen Verbindungen glaubt, daß man ſeiner ſehr ſchwer habhaft werden kann. Und wenn ihm auch dieſer Wetteifer, ihn zum Geſellſchafter zu haben, keine große Freude macht: ſo thut es ihm doch gewiß wehe, wenn er nachläßt. Er ſchließt daraus eine Abnahme der Achtung, worin er bey ſeinen Mitbürgern ſteht.

Die Würde, der Glanz, zuweilen auch die Celebrität, oder der Witz und Geiſt des Einladers thun noch ſehr viel, dieſes Vergnügen der Eitelkeit zu erhöhen. Ueberhaupt iſt keine dem Menſchen angenehmere Idee, als die, von andern geſucht zu werden, ihnen perſönlich willkommen zu ſeyn, ihnen durch ſein Reden und Thun Vergnügen zu machen. Dieſe Idee folgt ihm in Geſellſchaft, wenn die Glieder ihn ſelbſt dazu berufen haben, ſie begleitet ihn durch alle ſeine Tage, wenn ſolche Aufforderungen häufig und von angeſehenen Leuten kommen.

Der bloß Eitle iſt mit der Einladung zufrieden, die er ſeinem Stande und Range zu danken hat. Der Menſch von einer ausgeſuchtern Ehrbegierde will überzeugt ſeyn, daß er gefällt. Und wem dieß angenehme Loos zu Theil wird, der wird gewiß in der Geſellſchaft vergnügt ſeyn, wenn er nicht durch dieſelbe ermüdet worden iſt.

Die Geſellſchaft gewährt dem Menſchen die nächſten und für den größten Theil intereſſanteſte Befriedigung ſeiner Wißbegierde, in der Geſchichte ſeiner Stadt und ſeiner Claſſe. — In dieſem Puncte hat die vornehmere Claſſe einen Vorzug, weil ihre Geſchichte, gewiſſer Maßen, die für alle intereſſante Geſchichte iſt, da ſie mit den Begebenheiten der regierenden Häupter, den Abwechſelungen in hohen Aemtern und dergl. zuſammenhängt.

Es iſt aber nicht zu läugnen, daß die allgemein intereſſanten, und deßwegen allgemeinern Ideen, die nicht Kenntniß eines einzelnen Ortes, und einer einzelnen Claſſe von Menſchen, ſondern Kenntniß des Staats, der Verfaſſung von Europa, des Zuſtandes der Welt und der Geſchichte aller Zeitalter vorausſetzen, gemeiniglich von denen vernachläßiget werden, die mit dieſen aus ihrer Nähe unmittelbar geſchöpften Ideen am beſten verſorgt ſind.

Aber zu dem Angenehmen der Geſellſchaft gehört auch dieſes, daß man durch viel Umgang zum Umgange geſchickter wird, daß man, durch den in zehn Geſellſchaften geſammelten Stoff, die eilfte ſehr leicht, und nach dem Geſchmack der Meiſten, unterhalten kann. Nur muß man in jeder nicht bloß als ein Gelittener, ſondern als ein Begehrter aufgenommen ſeyn, man muß eingeweiht ſeyn in die Geheimniſſe und Geſchichte jeder ſolchen

Geſellſchaft, und ſo weit das Vertrauen ihrer Mitglieder haben, daß ſie auch ihre Mediſance bey uns wohl aufgehoben glauben.

Endlich iſt die Verbindung mit Vielen im geſellſchaftlichen Umgange das einzige Mittel für den, der ſelbſt keine eigne Macht im Staate hat, kein mit Anſehn verbundnes Amt bekleidet, dennoch einigen Einfluß zu haben, und zuweilen bey den Mächtigern oder Vermögendern etwas für ſich und ſeine Freunde ausrichten zu können. Ein Menſch ohne Verbindungen, iſt ein Menſch ohne Arme. Er vermag nichts, was von ihm entfernt iſt, zu erreichen.

II. Das Unangenehme der Geſellſchaft.

1. Jede Geſellſchaft legt einen gewiſſen Zwang auf; und es iſt unmöglich, unter Menſchen zu ſeyn, und mit ihnen gemeinſchaftlich, es ſey ſich zu vergnügen, es ſey Geſchäfte zu treiben, ohne etwas von ſeinen Neigungen und Launen dem Willen Andrer aufzuopfern; ohne eine gewiſſe auf ſich ſelbſt zu dem Ende gewandte Aufmerkſamkeit, um den andern nicht anſtößig, nicht mißfällig oder verächtlich zu werden. Wer durchaus allen Selbſtzwang, alle Aufopferung ſcheut, (das iſt aber zugleich der, welcher alle Pflichten zu vernachläßigen,

allen Geſetzen Trotz zu biethen, und ſeine Vervollkommnung völlig aufzugeben Willens iſt,) dem kann es unter Menſchen nirgends gefallen: denn die beſte und die freyeſte Geſellſchaft kann ohne Conventionen nicht beſtehen.

2. Eine der empfindlichſten Kränkungen, denen der Menſch ausgeſetzt ſeyn kann, iſt, ſich in der Geſellſchaft, in welcher man iſt, vernachläſſigt zu ſehen, und ſich die Aufmerkſamkeit oder eine gewiſſe Achtung derſelben nicht erwerben zu können. Dieſem Looſe aber ſind unter Menſchen, die in einem großen Kreiſe auftreten, alle diejenigen unterworfen, welche nicht durch irgend einen innern oder äußern Vorzug über den Haufen hervorragen. Daher iſt das Leben eines Geringern, der durch ſeinen Stand oft genöthigt iſt, in großer Geſellſchaft Stunden und Tage zuzubringen, und doch von dieſer gar nicht als ihres Gleichen aufgenommen, und zum Umgange, Geſpräche, Spiele u. ſ. w. gezogen wird, — oder der wenigſtens von ihr faſt überſehen wird, eine der unangenehmſten Lagen im menſchlichen Leben. Zum Beyſpiele manche Hofmeiſter und Gouvernanten.

So wie die Marter des Tantalus in der Nähe des Waſſers und der Unmöglichkeit zu trinken beſteht: ſo iſt es eine weit größere Qual, mitten in der Geſellſchaft ſich einſam zu finden, als wirklich allein zu ſeyn; gleichſam durch ein chymiſches Anziehen und Zurückſtoßen die Uebrigen vereiniget, und ſich abgeſondert zu ſehen. Man mag ſich ſelbſt die Schuld davon beymeſſen, ſo wird die Eigenliebe nie empfindlicher gekränkt: oder man mag ſie auf die andern werfen, ſo werden Liebe und Wohlwollen, die vornehmſten Reitze der Geſellſchaft, gänzlich vernichtet.

3. Ueberhaupt kann der Ehrgeitz des Menſchen zwar nirgends ſchmeichelhaftere Belohnungen hoffen, als in Geſellſchaft; er iſt aber auch nirgends empfindlichern Kränkungen ausgeſetzt. — Der Menſch in ſeinem Hauſe iſt Herr und Mann, oder doch ſelbſtſtändig, ein Menſch, ſo viel und ſo wenig werth, als er ſich und ſeine Glücksumſtände werth ſchätzt. Sein niedriger Rang, ſeine geringe Bedeutſamkeit, ſeine Unfähigkeit ſelbſt werden von ihm wenig bemerkt. Aber ſobald wir unter Menſchen kommen: dann fällt die Ungleichheit in die Augen, dann beleidigen uns ihre Wirkungen. Dann fühlt ſich der ſchlecht Gekleidete durch den geſchmackvoll oder prächtig Angezognen gedemüthiget, — der Bürgerliche fühlt das Uebergewicht des Adels, der Ungelehrte wird vom Gelehrten wie unterdrückt oder beſchämt, der Unwitzige wird durch die Gegenwart des witzigen Kopfes blöde gemacht. Und dieſe Wirkungen können, nach Beſchaffenheit des Tempe

raments und der erſten Erziehung, ſo weit gehen, daß auch geſcheidte und unterrichtete Leute, die aber keine Genies ſind, oder doch nicht den Ruhm großer Genies haben, lieber mit ganz gemeinen Menſchen umgehen, denen ſie gewachſen oder vielmehr überlegen ſind, als mit ausgeſuchten und ſehr unterhaltenden, denen ſie ſich nicht völlig gleich fühlen. Daher entſteht auch der Geſchmack an der Einſamkeit am häufigſten, — oft, ohne daß es der Menſch ſelbſt weiß. Er fühlt ſich in der Geſellſchaft beengt, hauptſächlich durch das wahrgenommene Uebergewicht Andrer von irgend einer Art, oder wenigſtens durch ſeine Unwiſſenheit über den Rang, die Verdienſte, den Witz und ſelbſt die Anmaßungen der andern. Seine gute Meinung von ſich ſelbſt, die er in der Einſamkeit ungeſchwächt erhält, wird von der Geſellſchaft unaufhörlich geſtört. Nichts macht mißmüthiger. Daher lieben ſo viel ſolide Menſchen die Einſamkeit, die Oberflächlichen und Eiteln die Geſellſchaft. Es gehört nähmlich immer etwas von Einbildung und Täuſchung dazu, wenn der Menſch, in ſeinen Zuſammenkünften mit andern Menſchen, ſtets mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn ſoll. Der für ſich blind eingenommene Thor erkennt nicht leicht die höhere Vollkommenheit Andrer, oder ſchlägt ſie nie hoch an, wenn ſie auch ſonſt jedermann einleuchtet. Aber der Mann von Verdienſt iſt oft mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, wenn er einſam und unabhängig von der öffentlichen Meinung über ſeinen Werth nachdenkt. Er wird es daher um deſto mehr, wenn er in der Geſellſchaft theils die Urtheile andrer einſammelt, theils ſich mit andern zu vergleichen, Gelegenheit hat. Bald wird er durch eine erfahrene Vernachläſſigung gewahr, daß er nicht ſo ſehr geſchätzt wird, als er ſich vorſtellt; bald wird er durch ſein Unvermögen, dem einen oder dem andern Manne, in irgend einem Felde, gewachſen zu ſeyn, oder Genüge zu thun, von ſeinen Schwächen und Mängeln augenſcheinlich überzeugt. Geht nun ſeine Beſcheidenheit nicht bis zu einer ruhigen Ertragung dieſer der Eigenliebe angethanen Kränkungen; geht der Reitz der Geſellſchaft für ihn nicht bis zu einem Uebergewichte über dieſe ſich einmiſchenden unangenehmen Empfindungen: ſo entzieht er ſich der Geſellſchaft, und bleibt zu Hauſe.

4. Unter die Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens und die nur in Geſellſchaft Statt haben, gehören Uneinigkeit und Zank mit andern Menſchen. Am meiſten und öfteſten wird dadurch die immer währende Familiengeſellſchaft geſtört. Die verlaſſenſte Einſamkeit kann ein

fröhlicher Zuſtand heißen, gegen das Wohnen unter zahlreichen Verwandten, die aus Heftigkeit in der Behauptung gegenſeitiger Meinungen, oder aus Entgegenſetzung ihres Intereſſe, oder endlich aus übler Laune, der ſie den Zügel ſchießen laſſen, ſtets als Feinde gegen einander auftreten. — Es iſt aber ſelbſt ſehr ſchwer, in einer beträchtlichern Anzahl entweder beſtändig beyſammen zu leben, oder auch nur oft beyſammen zu ſeyn, ohne daß ſich ſolche Verſchiedenheiten der Meinungen, des Geſchmacks und der Handlungsweiſe hervorthun, die, ohne große Mäßigung von allen Seiten, leicht in Zänkereyen ausarten.

Nach der Familiengeſellſchaft, die, weil ſie ununterbrochen und gleichſam gezwungen iſt, alle kleinen Verdrießlichkeiten, die ſich in dem Laufe der Zeiten aufhäufen, ſammelt, und daraus ein zuletzt Zorn und Widerwillen gebährendes Ganzes macht, ſind es die Geſchäfts- und Collegien-Geſellſchaften, welche von dem Dämon der Uneinigkeit leiden, und dann aller ihrer Annehmlichkeit, ſo wie ihres Nutzens, beraubt werden. Wenn in einem Collegium Mißhelligkeit und Parteyen herrſchen, ſo geht alles das Angenehme, was ich dieſer geſellſchaftlichen Art der Arbeit zugeſchrieben habe, verloren. Entweder hört der collegialiſche Umgang auf, und die Geſchäfte werden getrennt und einſeitig abgemacht, welches die Folge der collegialiſchen Uneinigkeiten beſonders in Adminiſtrations-Collegien geweſen iſt, oder der Geſchäftsgang ſelbſt wird erſchwert und verhindert.

In der eigentlichen Geſellſchaft, welche dem Vergnügen gewidmet iſt, haben zwar die Geſetze der Artigkeit dem Ausbruche der Zänkereyen in den meiſten Fällen gewehrt: und die Abwechſelung der Geſellſchaft und die Kürze der Zeit, in der man ſich ſieht, erlaubt dem Haſſe, dem Neide, und allen übelartigen und zänkiſchen Leidenſchaften nicht, bis zu unanſtändigen Ausbrüchen zu kommen. Demohnerachtet gähren dieſe Leidenſchaften auch hier im Verborgnen, und ſtören und vergällen das beabſichtigte Vergnügen. Sehr oft bemächtigt ſich der Parteygeiſt derjenigen größern Geſellſchaft, die man ausſchließend die gute heißt. Wenn der Witz zu den Geiſtesfähigkeiten ihrer Glieder gehört: ſo tritt die Perſiflage hier gemeiniglich an die Stelle der Zänkerey; und durch heimliches Afterreden, und Verläumden rächt man ſich und hält ſich ſchadlos für den Zwang, den ſich der Groll im äußern Betragen hat auflegen müſſen.

Die Coterien und bürgerlichen Geſellſchaften ſind deßwegen glücklich, weil, wenn es bis zu Zänkereyen in ihnen kommt, ſie ſich trennen und aufhören, da hingegen die ſogenannte große Geſellſchaft durch einen gewiſſen Zwang der Gewohnheit und des Standes bey einander gehalten wird, auch kein Mitglied, ohne ein gewiſſes Aufſehen zu verurſachen, und ohne gleichſam eine geſetzliche Entehrung, ausſchließen kann: daher die ſich haſſenden und anfeindenden Perſonen gezwungen ſind, ſich bey Gaſtmählern und am Spieltiſche zu ſehen, und mit den gewöhnlichen Zeichen der Freundſchaft oder Höflichkeit zu begrüſſen. So geſchieht es, daß von der einen Seite die Verſtellung und Falſchheit in dieſen Geſellſchaften weit allgemeiner, und die Kunſt derſelben viel weiter getrieben wird, von der andern jene gehäſſigen Leidenſchaften auch weit mehr Nahrung erhalten, und durch die Länge der Zeit immer giftiger werden.

Nirgends iſt es, wo die Uneinigkeit der Menſchen und die Widrigkeit ihrer Meinungen, Gewohnheiten und Neigungen mehr unangenehme Auftritte verurſacht, als in den unter keiner Regel ſtehenden Geſellſchaften, die ſich auf bloßes zufälliges Zuſammenkommen gründen, und die ich Coffeehausgeſellſchaften genannt habe. Nichts hat die rechtſchaffnen Menſchen und die Freunde einer angenehmen und ruhigen Unterhaltung ſo oft von den öffentlichen Häuſern weggetrieben, als die daſelbſt ſich ſo oft ereignenden Streitigkeiten, die zuweilen in wirkliche Gewaltthätigkeiten ausarten; wozu beſonders das hohe Spiel häufigen Anlaß giebt.

5. Eine weit gewöhnlichere Urſache des Mißvergnügens in Geſellſchaft giebt der Mangel der Un-

terhaltung, die lange Weile, die man findet, wo man ein Hülfsmittel gegen lange Weile erwartete, das Unbefriedigende der Zeitvertreibe, mit welchen man ſich darin abgiebt. Die Geſellſchaft, wenn ſie nicht wirklich vergnügt, macht allemahl verdrießlich. Es iſt ſchon wenigſtens der Verdruß fehlgeſchlagner Erwartung. Jede Sache, die nicht zum Bedürfniß, ſondern zum Wohlſeyn, zum Vergnügen veranſtaltet wird, muß wirklich dieſen Endzweck erreichen, oder ſie wirkt Reue und Unzufriedenheit; gerade ſo, wie Gedichte und Kunſtwerke vollkommener ſeyn müſſen, als gemeine Proſe und Handwerksarbeit. Ueberdieß iſt lange Weile ohne allen Zwang noch erträglich: bey der mindeſten Einſchränkung aber wird ſie ganz unerträglich. Einige Einſchränkung aber legt jede Geſellſchaft auf. Je weniger man aus ihr ſchnell herauskann: deſto mehr wird dieſes Mißvergnügen vergrößert. Daher die Hofgeſellſchaft und alle Zuſammenkünfte, wo die Etiquette faſt nicht zu zerbrechende Feſſeln anlegt, denen, die nicht daſelbſt wirklich ihre Rechnung finden, als die ſchrecklichſten Plagen vorkommen.

Dieſer Mangel der Unterhaltung iſt der allen Arten der Geſellſchaft gemeinſchaftlich anklebende Fehler. Er hängt am meiſten von den Menſchen, weniger von den gewählten Zeitvertreiben ab. — Das Vergnügen am Umgange ſetzt nothwendig, wenn es Beſtand haben ſoll, einen gewiſſen Grad intellectueller Bildung voraus. Ohne geſammelte Kenntniſſe und ohne die Gabe zu meditiren, oder ohne Witz, hat niemand Stoff genug, mit andern, als ſeinen nächſten Verwandten und vertrauten Freunden, viel zu reden; niemand hat Neugier genug, von andern viel zu erfahren. Daher der gemeine und ungeſittete Haufe in Geſellſchaft ſelten lange vergnügt und glücklich iſt. Völlerey erſetzt den Mangel der Unterhaltung, und Zänkerey iſt das Ende derſelben. Der einfältige, gutdenkende Mann iſt deßwegen lieber allein, unter den Seinigen. Die lange Weile hier iſt ihm wenig beſchwerlich, beſonders nach einer Handarbeit, die ihn ermüdete. Aber mit andern auch einfältigen und unwiſſenden Leuten zuſammen, befindet er ſich durchaus übel.

Die Gewöhnlichkeit dieſer langen Weile in Geſellſchaften, wo Unterredung allein das Vergnügen gewähren ſoll, hat die Spiele, als durchaus unentbehrlich, in alle diejenigen Geſellſchaften eingeführt, die zahlreich und häufig zuſammenkommen. Und in der That erhalten ſich die meiſten Geſellſchaften durch ganz Europa nur durch das Eſſen und Trinken und durch die Karten. Die Tafel und der Spieltiſch, ſind die ſicherſten Stützen des geſelligen Vergnügens, auch in der ſogenannten guten Geſellſchaft: einige artige Bonmots, einige anmuthige oder intereſſante Erzählungen, viel Mediſance, einige kurze und einleuchtende Räſonnements neben bey, füllen die Zwiſchenräume aus, und ſind zur Erhohlung des Magens, oder zur Aufheiterung des Kopfes nützlich.

So viel iſt gewiß, daß die meiſten Menſchen mehr Vergnügen genießen durch die angenehme Erwartung künftiger Geſellſchaften, als durch die angenehmen Gefühle, die ſie in der Gegenwart der Geſellſchaft haben. Eine Einladung erweckt eine unbeſtimmte und angenehme Hoffnung. Selten wird ſie erfüllt; aber wenn die Geſellſchaft nur ſo viel eingebracht hat, daß man ſich das nächſte Mahl wieder ſo täuſchen läßt, ſo geht das Leben hin, und man iſt zufrieden.

Aber zuweilen überwiegt die wirkliche Langweiligkeit der gewöhnlichen Geſellſchaften allen den Hang, den der Menſch hat, mit ſeines Gleichen zuſammen zu ſeyn, und er flieht in die Einſamkeit, um in vollkommener Stille und Abweſenheit aller Eindrücke, dem Verdruſſe zu entgehen, menſchliche Geſichter zu ſehen, und Töne zu hören, ohne neue Ideen von ihnen einzuernten, oder durch neue Gefühle belebt zu werden.

6. Das von größern Geſellſchaften unzertrennliche Geräuſch, und die, mit Fleiß durch den Aufwand in Kleidern, in der Erleuchtung und Ausſchmückung der Zimmer und der Tafel vermehrten, Eindrücke der Sinne haben beſonders auf empfindliche und etwas nervenſchwache Menſchen den un-

angenehmen Einfluß, daß es ſie betäubt und unfähiger macht, ſowohl die Ideen Andrer zu empfangen, als ihre eignen ans Licht zu bringen. Alle die Menſchen, welche ſich, es ſey durch ihre eigne Blödigkeit, es ſey durch das Imponirende der Geſellſchaft, in der ſie ſind, gleichſam unter ihr gewöhnliches Maß von Helligkeit der Einſicht und Gabe des Ausdrucks herabgeſetzt fühlen, müſſen ſich nothwendig in dieſer Geſellſchaft übel befinden und nach der Einſamkeit ſehnen. Und wenn ihnen dieſes oft widerfahrt, muß ihnen der Umgang nothwendig ſehr verleidet werden, wenn nicht mehr Eitelkeit, als wirklicher Trieb nach menſchlichem Umgange, bey ihrer Liebe zur Geſellſchaft zum Grunde lag. — In jeder Art des Vergnügens iſt der Effect, den die Sache auf uns thut, uns zu beleben, unſre empfindenden und denkenden Kräfte zu erhöhen, unſre Geſchicklichkeiten ins Spiel zu bringen, und allen Vollkommenheiten und Annehmlichkeiten unſers Selbſt eine größere Wirkſamkeit zu geben, ein Hauptbeſtandtheil der angenehmen Empfindung. So werden der Wein und der Genuß der Nahrungsmittel überhaupt dem vorzüglich angenehm, der ſich dadurch ermuntert, beredter, fröhlicher fühlt. Kein Wohlgeſchmack und keine feine Zurichtung kann die ausgeſuchteſten Speiſen und Getränke demjenigen lange angenehm machen, deſſen Kopf dadurch umnebelt und deſſen Magen beſchwert wird. Auf gleiche Weiſe beſteht das, was wir in der Geſellſchaft ſuchen, darin, daß wir uns daſelbſt beſſer als zu Hauſe gefallen wollen, daß unſre Gedanken beſſer fließen, ſchwache Erinnerungen wieder lebendig werden, unvollkommne Gedanken reifen, und der eingeſchlafne Witz erwachen ſoll. Wem das gelingt, der erreicht den eigentlichen Zweck, warum er in Geſellſchaft ging. Aber nur Wenige ſind ſo glücklich, und können es nur in der beſten, oder in der ihnen angemeſſenſten Geſellſchaft ſeyn. Die meiſten werden bald durch die Widerſprüche, die ſich zwiſchen ihrem Charakter und ihrer Art zu leben, zu denken und zu ſprechen, und dem Charakter und den Manieren andrer finden, bald durch den zu ſtarken Wunſch zu gefallen, und die Furcht zu mißfallen, bald durch die körperlichen Genüſſe, die ſie mit den geſelligen verbinden, in einen Zuſtand innerer Unbehaglichkeit und Unbehülflichkeit geſetzt, der ihnen doppelt ſchmerzlich iſt, weil er ſo viele Zeugen hat.

7. Die Menge langweiliger Menſchen, die wir in der Geſellſchaft antreffen und dulden müſſen, iſt es nicht ſo häufig, was uns dieſelbe verleidet, als das Gefühl, welches wir nicht ſelten haben, daß wir ſelbſt andern lange Weile machen. Wer die Geſellſchaft, worin er iſt, wirklich amüſirt, der amüſirt gewiß auch ſich ſelbſt. Aber ſobald wir gewahr werden, daß wir entweder nicht genug Ideen andern mitzutheilen haben, um den auf uns fallenden Theil

des Geſprächs gehörig auszufüllen, oder daß unſre Ideen und unſre Art ſie zu ſagen, mit den Wünſchen, der Faſſungskraft, dem Geſchmacke der Uebrigen nicht genug übereinſtimmen, um Eindruck bey ihnen zu machen: ſo bald leiden wir durch die Kälte und Gleichgültigkeit, die wir trotz unſern Anſtrengungen um uns her verbreitet ſehn.

Doch gehört es auch eben unter die Eigenſchaften, welche einen Menſchen zum guten Geſellſchafter unfähig machen, wenn er ſtets lange Weile zu machen fürchtet, und dieß merken läßt. Die Unruhe und die Beſorgniß, die man dem Menſchen anſieht, vermindert ſtets das Vergnügen an ſeinem Umgange: und ein gewiſſes Zutrauen zu ſich ſelbſt, oder eine gewiſſe Gleichgültigkeit in Abſicht der Eindrücke, die man auf Andere macht, iſt durchaus nothwendig, wenn man mit eignem Vergnügen und zum Vergnügen Anderer unter den Menſchen erſcheinen ſoll.

III. Das Unangenehme der Einſamkeit.

1. Einſamkeit, ſo wie die Nacht, erregt Bangigkeit. Der Eindruck von beyden ſcheint bey den Kindern nicht bloß die Folge von Einbildungen zu ſeyn, wozu die Reden und Erzählungen ihrer Wärterinnen Anlaß gegeben haben. Der ſtarke ſich ſelbſt genugſame Menſch verliert freylich dieſe

Empfindung untern andern ſtarken: aber mit Schwäche und Kränklichkeit kommt ſie zurück. Sie iſt alſo gewiß immer, obwohl ſchwach, vorhanden und theilt ſich unſrer Art zu denken mit.

2. Der Zuſtand des Gemüths- und der Lebensgeiſter ſey, welcher er wolle: ſo wird die Einſamkeit zuletzt läſtig. Wenn der Menſch einen Reichthum von Ideen hat, und ihm dieſelben leicht zufließen, (in welchem Falle er den Beyſtand andrer Menſchen am beſten entbehren kann,) ſo wird ihm die Einſamkeit, wenn ſie lange dauert, deßwegen beſchwerlich: weil er weiß, in dieſem Zuſtande zum Vergnügen und Nutzen Andrer am meiſten beytragen zu können, und weil er den angenehmſten Gebrauch von ſeinen guten Gedanken, den, Andrer Denkkraft dadurch zu beleben, nicht machen kann. In der That ſcheint jede hellere, neuere, einleuchtendere Idee, ſo wie wir ſie ſelbſt faſſen, ſich recht dazu zu drängen, mitgetheilt zu werden. Wie das Geld, bekommen die Ideen ihren Werth durch den Umlauf.

Sind wir hingegen für gewöhnlich, oder eben jetzt, durch zufällige Veränderungen des Phyſiſchen und der äußern Umſtände, arm an Gedanken, iſt ihr Fortgang bey uns langſam und ſchwer: ſo iſt uns die Einſamkeit deßwegen läſtig, weil wir uns ſchmeicheln, daß wir in der Geſellſchaft andrer Menſchen, reichlicher mit Geiſtes-Nahrung und intereſſanten Ideen würden verſorgt werden. Der Eine iſt ein Reicher, dem es an Leuten fehlt, die mit ihm ſeine Schätze genießen; der Andre ein Armer, der ſeine Glücks-Umſtände ohne Hülfe andrer Menſchen durchaus nicht verbeſſern kann.

3. Unſtreitig iſt eine der Hauptqualen der Einſamkeit der ſchon oft berührte Umſtand, wenn ſie uns einen Beweis giebt, daß wir von wenigen Menſchen geliebt und hochgeachtet werden. Der Einſame muß von den Menſchen vergeſſen, oder verachtet, oder gehaßt, oder wenigſtens nicht in dem Grade geliebt oder geſchätzt ſeyn, daß ſie ſich die Mühe geben, ihn aufzuſuchen und in ihre Geſellſchaft zu ziehen. Bey dem allgemeinen Hange zur Geſellſchaft und bey den vielfältigen Verbindungen, die die Menſchen unſrer Zeit unter einander errichten, ſcheint der von allen Ausgeſchloſſene ein Auswürfling der Geſellſchaft, eine Null, ein unbedeutendes Geſchöpf zu ſeyn. — Wenn daher dieſer traurige Gedanke, verachtet oder doch nicht geliebt zu werden, ſich von dem Gefühle der Einſamkeit abſondern läßt: ſo verliert dieſes ſeinen Stachel. Man ſey z. B. überzeugt, daß man, ſobald man wolle, aus ſeiner Einſamkeit in die Welt treten könne, und von ihr wohl aufgenommen werden würde; man erhalte andre hinlängliche Beweiſe von Achtung und Liebe der Menſchen, und ihrem fortdauernden Andenken: ſo kann man, wenn andre

Urſachen uns die Ruhe der Einſamkeit empfehlen, in derſelben ſehr glücklich ſeyn.

4. So wie in allen Zuſtänden, wo uns eine Abwechſelung immer veränderter Ideen und neuer Nachrichten fehlt, die unangenehmen Ideen und Erinnerungen ſich zuerſt dem Gemüthe aufdrängen: ſo geſchieht es auch in der Einſamkeit. Die nicht veränderte Luft wird immer mephitiſch; die nicht durch äußere Senſationen, worunter die, welche von Menſchen herkommen, immer die ſtärkſten und lebhafteſten ſind, veränderte Gemüthsdiſpoſition wird immer etwas traurig. Es hindert uns nichts, an die Uebel zu denken, welche uns drücken: und das unangenehme Gefühl der Einſamkeit ſelbſt zieht, durch die Vergeſellſchaftung der Ideen, das Andenken des übrigen Unangenehmen herbey. Der Glückliche und Geſunde kann daher leichter einſam ſeyn.

IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einſamkeit.

1. Man iſt ganz ſein eigner Herr. Betragen, Geberden, Stellung, Kleidung, Beſchäftigung, alles hängt von uns ab, und wird von niemanden, oder von unbedeutenden Leuten controlirt. Das Auge des Beobachters, die Satire des Witzigen, das nachtheilige Urtheil des Uebelgeſinnten, die

Mißbilligung des Höhern ſchrecken uns nicht. Alle diejenigen alſo, welche gerne ein Schlafrock Leben führen; diejenigen, welche ſich nicht anders als in ihrer äußerſten Commodität wohl befinden; die, welche ſich ſeltſame Eigenheiten angewöhnt haben, dieſe Eigenheiten kennen, und doch nicht laſſen wollen; die, welche, aus Kargheit oder Faulheit, ihr Aeußeres vernachläſſigen, und ungern ihre Sorgfalt oder ihr Geld darauf wenden, ihrer Perſon oder den ſie umgebenden Dingen eine anſtändige und andern gefällige Form zu geben; alle dieſe lieben ſchon deßwegen die Einſamkeit.

2. Ruhe iſt das Eigenthum der Einſamkeit. Und wer jene ausſchließlich, oder lebhafter, als Vergnügen, liebt, wird auch immer dieſe der Geſellſchaft vorziehn. Daher iſt die Einſamkeit das Aſyl kranker, ſchwacher, alter Leute. Jede Ermüdung treibt uns von Zeit zu Zeit zu ihr: ſo wie uns die wiederkehrende kraftvolle Munterkeit wieder reitzt, die Geſellſchaft und die Welt aufzuſuchen. Die Geſellſchaft iſt für Leute, die ſie zu genießen wünſchen, immer Anſtrengung, ſey es auch nur eine innere; (und gerade dieſe iſt die ermüdendſte, wenn der Menſch entweder thätig zu ſeyn ſucht, und es gelingt ihm nicht, oder wenn er der langen Weile und dem Verdruſſe widerſtehen ſoll.) Daher gerade die geſellſchaftlichſten Menſchen, wenn ſie zugleich etwas ſchwächlich oder überempfindſam ſind, nach

dem Genuſſe der Geſellſchaft, hinwiederum mit der größten Sehnſucht die Einſamkeit wünſchen; da hingegen gewiſſe Phlegmatiker, die wenig oder nichts in Geſellſchaft leiſten oder fordern, und daher in der Einſamkeit, wie man denken ſollte, am beſten beſtehen könnten, und am wenigſten verlieren würden, doch, wenn ſie einmahl durch ihren Stand in die Welt geworfen und an den Umgang gewöhnt ſind, am beſten in dem Geräuſche ohne Unterbrechung ausdauern können. Wer nie Ruhe verlangt, muß entweder wenig arbeiten und ſtets ruhen, oder ein ganz ungewöhnliches Maß von Kräften haben. Eben ſo muß der, welcher ſich nie nach der Einſamkeit ſehnt, entweder nur wenig Gemüths- und Leibes-Kräfte auf die geſellſchaftliche Unterhaltung ſeiner ſelbſt und andrer wenden, und eben deßwegen ein mittelmäßiger, unbedeutender Geſellſchafter ſeyn: oder er muß ein ausgezeichnet lebhaftes Temperament und großes Genie beſitzen.

3. Der Genuß der Natur iſt ein Vergnügen, das die Einſamkeit nicht nur erlaubt, ſondern das auch faſt nur in ihr vollſtändig möglich iſt. Nur dann geben wir auf das Lebloſe recht Acht, wenn uns das Lebendige fehlt. Nur dann, wenn uns die Menſchen und ihre Werke und Wirkungen nicht mehr an ſich ziehn: verweilen wir bey Bäumen, Flüſſen, Bergen, Wieſen lange genug, um alle die Eindrücke zu empfangen, welche uns dieſe

natürlichen Gegenſtände geben können. Wir werden überdieß nicht durch die Unempfindlichkeit andrer Menſchen, oder durch ihre ungleichartigen Empfindungen in unſern Gefühlen geſtört.

4. Endlich die Meditation erfordert durchaus Einſamkeit, und in ihr, wenn ein Menſch dazu fähig iſt, ſelbſt zu denken, liegt das größte Vergnügen.

Die Selbſtkenntniß iſt die erſte und wichtigſte Frucht der Meditation. Denn der Selbſtdenker kommt gewiß auf ſich zurück, oder fängt von ſich an. Eine Reihe Gedanken, die ganz von unſrer Kraft ausgeht, geht auch von uns als Gegenſtande aus. Es iſt nicht möglich, daß, wenn wir mit eignen Augen etwas ſehen, wir uns dabey ganz aus dem Geſichte verlieren.

Aber dafür gewährt uns die Einſamkeit zu wenig frappante Fälle, wo wir uns ſelbſt ertappen, und unſre verborgnern Leidenſchaften, Fehler u. ſ. w. entdecken könnten. Alſo nur das Studium des vergangenen Lebens kann uns den Stoff unſrer Meditationen, die auf Selbſtkenntniß abzielen, darbiethen. Das war auch die Meinung der Einſiedler und Mönche; das liegt in der Idee der Buße. Aber Wenige ſind mit der Geſchichte ihres eignen Lebens gut genug zu dieſem Ende bekannt.

Die Einſamkeit iſt angenehm, als Ruhe, für den Kranken; — dann, als Entfernung von Störungen, für den Studirenden und Andächtigen. Sie iſt beſchwerlich für den Geneſenden, und für alle, die einen gewiſſen Grad von Activität, aber nicht genug haben, um ſich ſelbſt und allein zu beſchäftigen.

Ueberſicht des Ganzen.

Erſter Band.

Erſter Abſchnitt: Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Bildung des Verſtandes.

I. Einfluß der Geſ. und Einſ. auf die Einſammlung von Kenntniſſen
  1. Der Geſellſchaft , , S. 6
  2. Der Einſamkeit , , — 34
II. Einfluß der G. und E. auf die Uebung des Geiſtes
  1. im Allgemeinen , , — 92
  2. im Beſondern , , , — 108
III. Einfluß der G. und E. auf die Meinungen — 140
Zuſätze:
  Ueber einige Verſchiedenheiten der Geiſtesübung in der Einſamkeit von der in der Geſellſchaft — 155

Ueber das Schreiben . . . S. 160

Ueber die zweckmäßige Verbindung der Einſamkeit mit der Geſellſchaft — 186

Zweyter Abſchnitt: Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf den ſittlichen Charakter.

Vorbereitende Betrachtung einiger dahin gehörenden Meinungen und Thatſachen . . . — 190

Erſte Abtheilung: Was trägt E. oder G. zur Bildung moraliſcher Grundſätze bey? . . . — 236

Zweyte Abtheilung: In wiefern verurſachen E. und G. gewiſſe Handlungen oder Gewohnheiten?

I. Allgemeine Betrachtungen; vornehmlich über die Macht der Beyſpiele, über das Spiel, die Liebe u. ſ. w. . . . — 262

II. Beſondere Betrachtungen über den Einfluß der G. und E.

1. auf die Klugheit . . . — 315

2. auf Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit . . . — 320

3. auf Stolz oder Beſcheidenheit — 345

4. auf Mäßigung . . . — 368

5. auf Muth . . . — 401

Zweyter Band.

Dritter Abſchnitt. Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die äußern Sitten S. 1
- I. Philoſophiſche Geſchichte des Anſtandes — 3
- II. Geſchichte des Anſtandes unter verſchiednen Nationen nach Thatſachen — 20
- III. Reſultate aus dieſer Geſchichte — 27
- IV. Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters — 36
  - Praktiſches Reſultat — 50

Vierter Abſchnitt. Verſchiedne Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit.

Erſte Abtheilung.

Arten der Geſellſchaft.

- A. Geſellſchaften zum Vergnügen
  - I. Prunkgeſellſchaften — 57
  - II. Familiengeſellſchaften — 63
  - III. Kaffeehaus-Geſellſchaften — 65
  - IV. Clubs
    - 1. politiſche — 70
    - 2. gelehrte — 78
  - V. Geſellſchaft auf öffentlichem Markte — 87
  - VI. Geſellſchaft verſchiedner Zeiten und Völker — 94
- B. Geſellſchaft in Geſchäften — 99
  - I. Zur Regierung des Staates
    - 1) Umgang des Souverains
      - 1. mit den Miniſtern — 101

    2. mit Unterbeamten und andern Unterthanen . S. 115
  2) Umgang der Miniſter
    1. mit dem Fürſten . — 120
    2. unter einander . — 121
    3. mit den Collegien . — 122
    4. mit den Subalternen — 124
    5. mit den Clienten . — 125
  3) Umgang der Glieder von Landescollegien
    1. unter ſich ſelbſt . — 126
    2. mit andern, vornehmlich der Richter mit den Parteyen . — 133
II. Umgang den militäriſchen Geſchäften — 142
III. Umgang des Gewerbſtandes
  1) des Kaufmannes . — 149
  2) der Handwerker
    1. unter ſich ſelbſt . — 157
    2. mit ihren Kunden . — 162
  3) der Landbauer
    1. der Arbeiter . . — 166
    2. der Gutsbeſitzer . — 170
IV. des Lehrſtandes
  1) der Kirchenlehrer
    1. unter einander . — 173
    2. mit ihren Gemeinen — 187
  2) der Schullehrer

1. auf niederen Schulen und Gymnaſien
   - unter einander . S. 200
   - mit ihren Schülern — 205
2. auf Univerſitäten . — 222

V. der Aerzte
   - 1) mit einander . . — 231
   - 2) mit Patienten und deren Familien . . — 242

Zweyte Abtheilung

Arten der Einſamkeit

A. der zufälligen

I. die aus der Lage der ganzen Geſellſchaft entſteht

1) überhaupt . . — 259
2) beſonders
   - 1. des Wilden . . — 270
   - 2. des Nomaden . — 275
   - 3. des Coloniſten . — 284

II. Die aus der Lage des einzelnen Menſchen entſteht

1) deſſen, der in großen Städten ohne Verbindung lebt — 290
2) deſſen, der auf dem Lande oder in einſamen Städten lebt . . . — 313

B. Der vorſätzlichen

I. Religiöſe Einſamkeit — 324
II. Gelehrte Einſamkeit — 333

Fünfter Abſchnitt. Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Glückſeligkeit des Menſchen

I. Annehmlichkeiten der Geſellſchaft S. 337
II. Das Unangenehme der Geſellſchaft — 348
III. Das Unangenehme der Einſamkeit — 361
IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einſamkeit . . — 364

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben

von

Chriſtian Garve.

Fünfter Theil.

Breslau, 1802.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.

Vorrede.

Die Abhandlung über das Daſeyn Gottes, welche wir hiermit dem Drucke übergeben, war mehrere Jahre hindurch die Lieblingsbeſchäftigung ihres Verfaſſers. Die Veranlaſſung, dieſe Arbeit zu übernehmen, gab ihm theils das Bedürfniß, ſich über einen, jedem Denker ſo wichtigen, Gegenſtand mit ſich ſelbſt zu verſtändigen, theils der Wunſch ſeiner würdigen Mutter, eine faßliche Belehrung hierüber von ihm zu erhalten, theils die Einwürfe, die gegen Mendelsſohns Morgenſtunden erhoben wurden, und die Zweifel an der Gewißheit und Brauchbarkeit aller Metaphyſik, welche durch die Kritik der reinen Vernunft in Umlauf kamen.

Die Freunde Garvens kennen bereits aus deſſen frühern Schriften ſeine Anſicht der kritiſchen Philoſophie. Wir wiſſen, daß dieſe Anſicht nicht für durchgängig richtig erkannt worden iſt, und beſcheiden uns gerne, daß auch wider die gegenwärtige Abhandlung ſich gegründete Einwendungen erheben laſſen, und die Darſtellungen des Verfaſſers nicht immer befriedigen werden. Da dieſes indeß das Loos aller Syſteme iſt und die einzig wahre und allgemein geltende Philoſophie noch bis auf den heutigen Tag geſucht wird, ſo wird es erlaubt ſeyn zu glauben, daß die eigenthümlichen Gedanken und ſcharfſinnigen Beobachtungen eines Mannes, der unabhängiger von Syſtemen und unbefangener, als Mendelsſohn ſelbſt, philoſophirte und die Kritik der reinen Vernunft nicht, wie dieſer, aus den Berichten ſeiner Freunde und aus gelehrten Tagebüchern, ſondern aus eigener Prüfung kannte, auch wenn er das Hauptziel verfehlt haben ſollte, ihren Werth behaupten und für einen unverächtlichen Beytrag zur Aufklärung einer der wichtigſten philoſophiſchen Fragen gelten werden.

Nach dem Entwurfe der Abhandlung, welcher der Handſchrift beygefügt war, und nach der Ankündigung S. 41 zu urtheilen, war Garve nichts weiter hinzuzuſetzen geſonnen, als die Beantwortung der vornehmſten Schwierigkeiten, die den Theismus treffen, und eine Vergleichung derſelben mit denen, die bey dem Syſteme des Epikur und la Mettrie eintreten. Was ſich hierüber fand, haben wir dem Schluſſe der Abhandlung beygefügt, überzeugt, daß unterrichtete Leſer aus dem Mitgetheilten, wenn ſie es mit den übrigen Aeußerungen und Erklärungen des Verfaſſers zuſammenhalten, das nicht Geſagte von ſelbſt ergänzen und ſowohl dieſe, als eine andere kleine Lücke, die in dem Abſchnitte von den End-Urſachen vorkommt, mit leichter Mühe ausfüllen werden.

Die übrigen hier gelieferten Aufſätze ſind aus mehrern einzelnen, ungleich bearbeiteten Bruchſtücken erwachſen, von deren Zuſammenſetzung das nähmliche gilt, was wir in der Vorrede zum zweyten Theile über Geſellſchaft und Einſamkeit erinnert haben.

In Hinſicht auf die mehrmahls an uns ergangene Frage: Ob wir **Garvens** ſämmtliche Schriften ſammeln werden; beziehen wir uns auf die, wie wir glauben, genügende Erklärung in der Vorrede zu Garvens äſthetiſchen und litterariſchen Abhandlungen, die ſo eben bey Herrn Dyck in Leipzig von neuem in zwey Theilen erſchienen ſind. — Wegen der Wiener Ausgabe der Verſuche und vermiſchten Aufſätze, die auf dem Titel fälſchlich den Druckort Breslau führt, finden wir nöthig zu erinnern, daß ſie durchaus nichts anders iſt, als — ein Nachdruck auf ſchlechterem Papier und mit ſtumpferer Schrift, nicht viel wohlfeiler, oder vielmehr, wenn die ihr abgehende äußere Schönheit in Anſchlag gebracht wird, theurer, als die unſrige: denn einige ſchlecht erfundne allegoriſche Kupfer wird man hoffentlich nicht als eine wahre Zierde oder Vervollkommung der Garviſchen Schriften betrachten.

Breslau, den 8. April 1802.

Die Herausgeber

Manſo und Schneider.

Inhalt.

I. Ueber das Daſeyn Gottes. Seite 1

Einleitung.

Daß es nicht unnütz ſey, die Lehre vom Daſeyn Gottes aufs neue zu unterſuchen, und auf welchem Wege man zur Ueberzeugung davon gelange. Seite 1

Erſter Abſchnitt.

Verhältniß des kritiſchen Idealiſmus zu dem Glauben an das Daſeyn Gottes. In wiefern das Bedürfniß vernünftiger und ſittlicher Menſchen bey dieſer Unterſuchung in Betracht kommt und wie dieſelbe hier angeſtellt werden ſoll. 19

Zweyter Abſchnitt.

Ob man die Unterſuchung über den Urſprung der Welt ganz bey Seite legen könne; — was den nachdenkenden Menſchen hindert, die Welt für ewig und nothwendig zu halten. 42

Dritter Abſchnitt.

Von den verſchiednen Arten, auf welche wir nach dem Laufe der Natur die körperlichen Dinge entſtehen ſehen, und Anwendung derſelben auf den Urſprung der Welt. 47

Vierter Abſchnitt.

In wiefern uns die Wahrnehmung unſrer geiſtigen Kräfte auf Gott führt und der Glaube an das Daſeyn Gottes mit der Ueberzeugung von der Immaterialität der Seele zuſammenhängt. Gründe für die letztere. 65

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Syſteme des Zufalls. Seite 28
1. Erklärung des Wortes Zufall. 86
2. Vortheile dieſes Syſtemes. 93
3. Mängel deſſelben. 18

Sechſter Abſchnitt.

Von dem Syſteme der mechaniſchen Entwickelung. 110
1. Zwiefache Darſtellungsart deſſelben und worauf es hierbey vorzüglich ankomme. 112
2. Scheinbare Vorzüge deſſelben nach der erſten Art es darzuſtellen. 116
3. Prüfung dieſer Vorzüge. 118
4. Noch einige mehr populäre Betrachtungen über dieſen Gegenſtand. 134
5. Dunkelheit und Unzulänglichkeit dieſes Syſtems nach der zweyten Darſtellungsart. 147

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Theismus. 151
1. Weſentlicher Charakter deſſelben. 152
2. Vorzüge dieſes Syſtemes. 155
a, Die Kraft und Wirkungsart, von welchen er den Urſprung der Welt ableitet, ſind uns unter allen Arten der Cauſalität am genaueſten bekannt. 160
b. Die Welt hat mehr Aehnlichkeit mit einem Kunſtwerke, als mit den Werken des Zufalles oder einer mechaniſchen Nothwendigkeit. 169

Achter Abſchnitt.

Von dem Gebrauche der Final-Urſachen bey dieſer Materie. 222

Neunter Abſchnitt.

Von einigen der vornehmſten Schwierigkeiten des Theismus. 253
Nachtrag über das Syſtem des Spinoza. 282

II. Ueber die öffentliche Meinung. 291
III. Ueber die Schwärmerey. 331
IV. Ueber den Stolz. 407

I.

Ueber
das Daſeyn Gottes.

Einleitung.

Daß es nicht unnütz ſey, die Lehre vom Daſeyn Gottes von neuem zu unterſuchen, und auf welchem Wege man zur Ueberzeugung davon gelange.

Nach ſo oft wiederhohlten Unterſuchungen der erſten Gründe der natürlichen Religion, ſie immer von neuem vorzunehmen, ſcheint aus einem von folgenden beyden Gründen unnütz zu ſeyn. Entweder iſt die Materie längſt erſchöpft, alle Beweiſe ſind gefunden, und die Menſchen, welche fähig ſind, Gründe zu verſtehen, ſind vollkommen von dem überzeugt, was der Philoſoph zu erweiſen unternimmt; oder der Gegenſtand iſt überhaupt eines Fortgangs in der Erkenntniß, vielleicht gar aller Unterſuchung und aller Beweiſe unfähig. Auf die eine oder die andere Weiſe, ſollte man, wie es ſcheint, mit der Lehre vom Daſeyn Gottes ſchon zu Ende gekommen ſeyn.

Allerdings, wenn eine Demonſtration dieſer Wahrheit möglich wäre: ſo müßte längſt eine ſolche allgemeine und gleichförmige Gewißheit hervorgebracht worden ſeyn, die alle weitere Unterſuchung unnöthig machte. Vorausgeſetzt aber, daß die Erfahrung zeigt, wie wenig dieß bisher erfolgt iſt, ſo werden es alſo nur entwickelte Empfindungen, oder geſammelte Wahrſcheinlichkeiten ſeyn, welche die Ueberzeugung davon gewähren. Die Quellen zu den erſten liegen in der menſchlichen Natur, die Data zu den andern in der ſichtbaren Schöpfung. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes hat ſehr frühzeitig, und ſeitdem ununterbrochen, die Menſchen auf beyde aufmerkſam gemacht. Es kann alſo nicht fehlen, daß die Gründe, im Weſentlichen, lange gefunden, lange geſagt ſind; und daß neue Beweiſe dieſer Wahrheit beyzubringen unmöglich iſt. Aber eben weil der Menſch die erſte Gattung jener Beweiſe in ſeinem eigenen Herzen ſuchen muß, und er bey den andern von dem Anblicke, den ihm die Welt nach ſeinem Standpuncte gewährt, auf ihr Ganzes ſchließt, eben deßwegen nehmen dieſe Beweiſe weit mehr, als die Demonſtration, die Farbe und alſo die Verſchiedenheiten der Zeitalter, der Nationen, der Individuen an, in und von welchen ſie wiederhohlt werden. — Eben deßwegen iſt aber eine immer erneuerte Reviſion derſelben nicht ganz vergeblich. Jeder denkende Mann harmonirt mit ſeinem Zeitalter und dieſes mit ihm: denn er iſt durch daſſelbe gebildet worden, und iſt mit demſelben zugleich fortgegangen. Wenn er alſo alte Ideen nach ſeiner Art entwickelt: ſo werden ſie eine Form und Geſtalt bekommen, in welcher ſie ſeinen Zeitgenoſſen klärer oder eindringlicher ſeyn werden, als eben dieſe Ideen, in der Form vergangner Zeiten von längſt verſtorbnen Menſchen gedacht, ſeyn konnten. Und zu jeder Zeit, beſonders zu der, wenn Wiſſenſchaften, und Philoſophie ſich allgemeiner ausbreiten, giebt es Verſchiedenheiten der Denkungsart. Schriftſteller, welche treu die Eindrücke erzählen, welche auf ſie die Dinge machen, und welche den daraus ſich entwickelnden Ideen Stimme und Sprache zu geben wiſſen, werden das Eigenthümliche ihres Geiſtes immer mit dem Gemeinſchaftlichen, das in der Natur der Sachen liegt, verbinden; und dadurch werden ſie alte Lehren demjenigen Theile ihrer Zeitgenoſſen klärer und brauchbarer machen, der mit ihnen in dem Charakter und den Eigenſchaften ſeines Geiſtes am meiſten harmonirt,

Die Aufmerkſamkeit iſt in den letzten Jahren auf dieſen Gegenſtand von neuem rege geworden, da Männer von bekannten großen Fähigkeiten ganz ungleiche Urtheile über die Beweisarten dieſes Lehrſatzes geäußert haben, ob ſie gleich alle in Behauptung deſſelben übereinſtimmen. Moſes Mendelsſohn glaubte, daß ſie im eigentlichen Verſtande demonſtrirt werden könne, und unternahm ſelbſt, die alten Beweiſe zu ſchärfen und neue hinzu zu ſetzen. Alles in ſeinem Werke iſt Licht und zeigt Verſtand; aber die Beweiſe befriedigen nicht. Kant, ein Mann von metaphyſiſchem Tiefſinn, einer ausdauernden Beharrlichkeit in Durchdenkung langer Reihen von Begriffen, worin ihm vielleicht kein Schriftſteller unſrer Nation gleich iſt, ſieht nicht nur die eigentlichen Demonſtrationen vom Daſeyn Gottes, ſondern auch alle Wahrſcheinlichkeits-Beweiſe, die man aus objectiven Gründen führt, als vergebliche Verſuche an, über die Gränze der menſchlichen Vernunft hinauszugehn; indem, da in unſrer ganzen Erkenntniß nichts iſt, als die ſinnlichen Erſcheinungen und die Geſetze unſers Geiſtes, nach welchen wir dieſe Erſcheinungen ordnen, wir gar keinen Uebergang weder von unſern Erfahrungen noch von unſern Ideen zu dem behaupteten Daſeyn irgend eines Dinges an ſich, geſchweige dann eines von der Welt getrennten, und über alle ſinnlichen Erſcheinungen erhabnen Weſens finden. Er ſetzt an die Stelle aller zernichteten oder für ungültig erklärten Beweiſe den einzigen, der aus dem Bedürfniſſe unſers Verſtandes und Herzens genommen iſt, inſofern ein höchſt reelles Weſen nöthig iſt, um allen unſern Begriffen von Realität Haltung und Feſtigkeit zu geben, und inſofern ein moraliſcher Regierer der Welt nöthig iſt, wenn unſre Moralität Statt finden ſoll.

Ein dritter Schriftſteller von einer andern Anlage des Geiſtes, nicht weniger ſpekulativ, fähig ſcharfe Blicke zu thun, aber zu wenig gegen ſchwache Leſer herablaſſend, um ſeine Gedanken völlig aus einander zu ſetzen, Jacobi *) iſt in dem erſten Puncte mit Kant einſtimmig,

---

*) In ſeinem Werke: Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an M. Mendelsſohn. Breslau 1785.

daß keiner der bisher gegebenen Beweiſe von dem Daſeyn Gottes bündig ſey. Aber er geht in zwey Sachen von ihm ab, zuerſt, daß er in der Speculation das Uebergewicht der Gründe auf der Seite des Pantheismus zu ſeyn glaubt, da Kant die völlige Unzuläßigkeit aller, ſo wohl widerlegenden als beweiſenden, Schlüſſe in dieſem, außer dem Bezirke unſerer Erfahrungen liegenden, Felde behauptet hatte; zum andern, daß er unſre Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes nicht auf jenes Bedürfniß unſers Geiſtes, oder auf die Nothwendigkeit der Vorausſetzung eines ſolchen Weſens, wenn in unſern Gedanken Zuſammenhang, und in unſern Neigungen ein moraliſches Principium Statt finden ſoll, ſondern auf das gründet, was er mit *einem* Worte *Glauben* nennt, worunter er, ſo weit ich ihm und ſeinem, mir durch die wenigen Denkmähler ſeines Geiſtes ſchätzbaren, Commentator *),

---

*) Wizenmann in ſeinem Buche: *Reſultate der Jacobiſchen und Mendelsſohnſchen Philoſophie, kritiſch unterſucht von einem Freywilligen.* Leipz. 1786. 8. oder auch vielleicht in einem Aufſatze des Deutſchen Muſeums, welchen G. hier, nach einigen bey dem Manuſcripte dieſer Abhandlung befindlichen Bemerkungen zu urtheilen, vor Augen hatte. Anm. d. Herausg.

habe folgen können, zweyerley verſteht: erſtlich die bey einem tugendhaften Herzen und Leben faſt unausbleibliche Empfindung von Verehrung und Dankbarkeit gegen ein die Welt mit Weisheit und Güte regierendes Oberhaupt, welche Empfindung zugleich eine Ueberzeugung von deſſen Daſeyn in ſich ſchließt; zweytens, die aus der Tradition und der Geſchichte, beſonders der in unſern heiligen Schriften enthaltnen, geſchöpfte Erkenntniß von dem Urſprunge und der allmähligen Entwickelung unſers Begriffes von Gott und der wenigen aber wichtigen Wahrheiten, die unſre Theologie ausmachen. Die Ueberzeugung aus der innern Empfindung, die guten Menſchen beywohnt, nennt, denke ich, Jakobi Glauben, inſofern ſich dieſelbe auf keine höheren Gründe zurückführen läßt, ſondern auf eine Art inneres Zeugniſſes gegründet iſt. Die Ueberzeugung der zweyten Gattung heißt noch eigentlicher ſo, weil ſie wirklich auf Zeugniſſen der alten Denkmahle und Geſchichtſchreiber beruht. Jene Empfindungs-Gewißheit kommt ziemlich mit dem Seelen-Bedürfniſſe Kants überein, und iſt nur eine veränderte Vorſtellungsart derſelben Sache. Denn wenn die Idee eines Gottes, als eines verſtändigen und guten Weſens, an die eigne richtige intellectuelle und moraliſche Beſchaffenheit des Geiſtes dergeſtalt gebunden iſt, daß ſie von ſelbſt entſteht, wo dieſe ſich findet: ſo kann hiervon die Urſache nirgends anders als in der dunkeln Wahrnehmung einer ſolchen Seele liegen, daß dieſer ihr Zuſtand klarer Begriffe und wohlwollender Neigungen, den ſie ſo ſehr liebt, unterbrochen und vernichtet werden müßte, wenn nicht die Idee eines höchſt vollkommnen Geiſtes gleichſam an die Spitze aller ihrer andern Ideen geſetzt würde. — Der andre Beweis aber, geführt aus der hiſtoriſchen, durch Offenbarung und deren Auslegungen geleiteten, Entwickelung des Begriffes der Gottheit im menſchlichen Geſchlechte iſt Jacobi, oder vielmehr ſeinem Freunde ganz eigen, und kann in Kants Syſtem keinen Platz finden.

Auf dieſe Behauptungen dreyer ſo berühmten Schriftſteller kann ich mich hier nur ſo weit einlaſſen, als es nothwendig iſt, um mich zu rechtfertigen, daß ich von neuem dieſen Gegenſtand unterſuche. Denn in der That, wenn es mir möglich wäre, mit einem jener Schriftſteller vollkommen gleich zu denken, wenn ich mit Moſes die Beweiſe aus der Zufälligkeit der Welt oder aus dem Begriffe von Gott ſo genugthuend als geometriſche Demonſtrationen fände, oder wenn ich mit Kant alle Gründe, die anders woher als aus der Beſchaffenheit und den Denk- und Willens-Geſetzen unſers Geiſtes hergenommen wären, für Verirrungen der Vernunft außerhalb ihrer Sphäre hielte, oder wenn ich endlich mit Jacobi das Syſtem des Spinoza für die einzige zuſammenhängende Philoſophie, und alſo die Ueberzeugung von Gott von aller Philoſophie unabhängig, und anderswoher, als durch Nachdenken, uns mitgetheilt erkennte: ſo würde ich auf eine oder die andre Art die Materie für völlig geendigt anſehen. Jeder Verſuch, die Natur der Dinge und die in ihr liegenden Wahrſcheinlichkeiten von neuem zu Rathe zu ziehen, wäre thöricht.

So iſt es aber nicht. So ſehr ich mich von vorgefaßten Meinungen zu befreyen ſuchte, um dem Vortrage dieſer meiner Lehrer bey mir Eingang zu verſchaffen: ſo ſehr ich mich bemühte, die oft mir fremde Denkungsart derſelben mir zu eigen zu machen, und in ihren Geiſt, (der ſich in ſolchen abſtracten Gegenſtänden nur unvollkommen mit Worten ausdrücken kann) mit Beyſeitſetzung der meinen Vorſtellungen mehr geläufigen Formen einzudringen: ſo bin ich doch in weſentlichen Punkten von ihnen verſchieden denkend geblieben. So oft ich die Sache wieder für mich in Betrachtung ziehe, ſo kommt ſie mir auf folgende Art vor: eigentliche Demonſtrationen finden bey keinem Satze Statt, der die Wirklichkeiten der Dinge betrifft; der erſte Grund von aller Ueberzeugung, daß etwas da ſey, iſt die unmittelbare ſinnliche Erkenntniß. Es giebt aber dem unerachtet Gründe, um welcher willen wir Dinge für exiſtirend halten, die wir nie empfunden haben. Dieſe Gründe liegen in der Analogie und dem Zuſammenhange zwiſchen den gehabten eignen Erfahrungen, und denen, die wir unter gewiſſen Bedingungen unfehlbar haben würden. Die Ueberzeugung, daß ein Gott ſey, iſt von der Ueberzeugung, daß andre von uns abweſende, uns nicht ſichtbare Weſen ſeyn, in nichts unterſchieden, als inſofern die Natur Gottes der Natur der von uns unmittelbar erkannten Weſen unähnlicher und alſo die Analogie mangelhafter iſt. Alle Arten von Gründen alſo, welche wir brauchen, um das Daſeyn ungeſehener und unempfundener Gegenſtände und Begebenheiten in der Welt darzuthun, können auch auf den Beweis der Exiſtenz Gottes angewandt werden: nur daß ſie hier vielleicht dem Grade nach ſchwächer, und zur Beförderung einer völligen Entſcheidung weniger hinlänglich ſind.

Von der andern Seite iſt nicht nur die erſte Frage, ob ein höchſtes Weſen ſey, an welches zu denken wir weder durch irgend einen unſerer Sinne erweckt, noch durch unſer Selbſtgefühl genöthiget werden, aus dem Zuſammenhange entſtanden, den die Beantwortung derſelben mit andern unſrer natürlichen Geiſtesbeſchäftigungen, oder unſrer wichtigen Endzwecke hat; ſondern auch die Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes, welche in dem menſchlichen Geſchlechte beynahe mit der Idee von Gott zugleich entſtanden iſt, iſt vornähmlich durch eine Menge innerer nicht entwickelter Empfindungen von einer aus dieſer Hypotheſe über unſere Syſteme und Entwürfe ſich ausbreitenden Klarheit unterſtützt worden. Dieſe Empfindungen ſind nach dem Maße ſtärker, als der Menſch mehr ſeine Glückſeligkeit in intellectuellen und moraliſchen Gegenſtänden ſucht.

Indeß iſt dieſes Bedürfniß und dieſer Wunſch, daß ein Gott ſeyn möge, eben ſo wenig dem nachdenkenden Menſchen vollkommen genugthuend, um ihn gewiß zu machen, daß ein Gott ſey, als jene zuerſt gedachten Wahrſcheinlichkeiten.

Aber in der Vereinigung von beyden findet er den ihm möglichen höchſten Grad der Ueberzeugung. Die Natur ſeines Geiſtes verlangt den Glauben an einen Gott, wenn er ſich nicht in ſeiner Wirkſamkeit gehindert finden ſoll; und die Natur der Dinge, ſo weit er ſie kennt, ſtellt ihm das Daſeyn deſſelben als überwiegend wahrſcheinlich vor. Der daraus zuſammengeſetzte Eindruck iſt die Ueberzeugung, welche ich habe.

Zur Erläuterung und Rechtfertigung dieſer meiner Abweichung von meinen Vorgängern muß ich noch folgendes hinzuſetzen.

Darüber werden, wie mich dünkt, die Stimmen in kurzem eins ſeyn, daß außer der Geometrie und den Wiſſenſchaften, in welchen bloß Ideen mit Ideen verbunden werden, keine Demonſtration Statt findet. Die apodictiſche Gewißheit muß zuletzt darauf beruhen, daß das Gegentheil der Sache einen Widerſpruch in ſich enthält. Die Abweſenheit einer Sache, ihr Nichtſeyn kann nie einen Widerſpruch in unſern Ideen hervorbringen: es iſt nur eine Idee weniger in unſrer Seele. Wo ein Widerſpruch ſeyn ſoll, da muß ſchon ein Subject, oder eine ihm entſprechende Idee vorausgeſetzt, und mit dieſer muß eine andere verglichen werden, und zwar um ſie mit ihr zugleich zu denken. Alſo eine Qualität iſt in dem Subjecte ſchon bekannt, und wird ihm hypothetiſch beygelegt; und andre Qualitäten werden an dieſe erſte angeſchloſſen oder von ihr ausgeſchloſſen. Aber wenn das Subject ſammt ſeinen Qualitäten in der Natur der Dinge oder in unſrer Vorſtellung fehlt, ſo entſteht eine Lücke, aber nie kann ein Widerſpruch entſtehn. Nimmermehr alſo kann der Beweis, daß das Subject vorhanden ſey, darauf reducirt werde, daß bey Abweſenheit deſſelben ein Widerſpruch in unſern Ideen entſtehen würde. — Betrachte ich die ganze Claſſe ſtreng bewieſener Wahrheiten, worunter die geometriſchen die vornehmſten ſind; ſo finde ich beſtätigt, was ich aus der Natur des Denkens ſelbſt geſchloſſen habe. Kant will, daß die geometriſchen Sätze ſynthetiſche Sätze ſind, d. h. ſolche, wo in dem Prädicate dem Subjecte etwas neues zugeſetzt wird, welches zuvor in dem Begriffe deſſelben nicht lag; und daß alſo der Grund der ihnen ſo ausſchließend zukommenden höheren Gewißheit nicht, wie Moſes und die Wolfianer bisher gelehrt haben, darin liege, daß es im Grunde identiſche Sätze ſind, oder daß die aus ihnen beſtehende Theorie nichts als Entwickelung der urſprünglichen Idee jeder

Figur iſt; ſondern darin, daß eine Anſchauung, die doch a priori iſt, bey ihrem Gegenſtande, dem Raume, und bey den Figuren, welche Modificationen des Raums ſind, Statt findet.

Ich verſtehe entweder dieſen mir in ſo vieler Betrachtung verehrungswürdigen Philoſophen nicht, oder ich kann mich von der Richtigkeit dieſer Vorſtellungen nicht überzeugen. Ich finde nur zwey Arten von Sätzen in der reinen Mathematik: entweder ſolche, die ich für rein analytiſch halte, oder ſolche, die ich hypothetiſch analytiſch nennen möchte. Die erſten legen nichts, als den Begriff der Figur, der Zahl, der Fläche, kurz des Subjects, von welchem die Rede iſt, zum Grunde, und zeigen, welche Eigenſchaften in den Merkmahlen, die jenen Begriff componiren, verborgen lagen; Eigenſchaften, die derjenige, welcher den ganzen vollen Sinn der Deſinition hätte in ſeinen Gedanken umfaſſen können, zugleich mit der Feſtſetzung derſelben würde eingeſehen haben, ohne eines Beweiſes zu bedürfen. Von dieſer Art iſt der Satz, daß alle drey Winkel eines Triangels zwey rechten gleich ſind. Indem drey Linien ſo zuſammengeſetzt werden, daß ſie zuſamenſtoßen, wird zugleich eine gewiſſe Neigung derſelben gegen einander erfordert; und daß dieſe keine andre iſt, als welche in der Summe die Neigung eines Perpendikels gegen die Grundlinie doppelt in ſich enthält, wird zwar im Beweiſe erſt durch eine Succeſſion von Begriffen deutlich eingeſehen, iſt aber in der Sache ſelbſt mit dem Zuſammenſtoßen der Linien eines und daſſelbe, und muß in einem Verſtande, der einen adäquaten Begriff von dieſem Urſprunge eines Dreyecks hat, zu gleicher Zeit mit demſelben erkannt werden. Die zweyte Gattung geometriſcher Sätze ſetzt willkührlich zu dem Begriffe des Triangels, des Vierecks u. ſ. w. noch eine neue Beſtimmung hinzu, und ſagt aus, wie alsdann die urſprünglichen Eigenſchaften deſſelben ſich modificiren, oder welche neue Prädicate ich zugleich mit jener Beſtimmung annehmen muß. Zu dieſer Gattung gehört der Satz, daß ein Perpendikel, von der Spitze eines rechtwinkeligen Dreyecks auf die Hypotenuſe als Grundlinie herabgelaſſen, die mittlere Proportionallinie zwiſchen den beyden Theilen iſt, in welche die Grundlinie dadurch getheilt wird. Dieſe Gattung iſt im Grunde von der erſten nicht weſentlich unterſchieden. Das Subject iſt ebenfalls eine willkührliche Compoſition von Merkmahlen, wie der Begriff eines

Triangels. Nur daß in dem letzten Falle das Compoſitum keinen eignen Namen hat. Immer aber wird in dem Satze nichts ausgeſagt, was nicht ſchon vollſtändig und nothwendig in dem Complexus von Begriffen liegt, welcher im Subjecte, es ſey mit einem Worte, es ſey durch viele, ausgedrückt wird.

Was die beſondre Art der Anſchauung betrifft, die bey den geometriſchen Sätzen Statt finden ſoll, und die Kant eine Anſchauung a priori nennt; ſo geſtehe ich, daß ich davon keinen Begriff habe. Ich ſehe allerdings, daß die geometriſchen Demonſtrationen durch Anſchauung der Figur erleichtert, ja geleitet, und allererſt möglich werden. Das iſt aber eine wahre ſinnliche Anſchauung, im Weſentlichen von der nicht unterſchieden, durch welche wir alle unſre Erfahrungskenntniſſe über moraliſche und phyſiſche Gegenſtände erhalten. Die Figur iſt nichts anders, als ein Beyſpiel, und hilft dem Räſonnement eben ſo, wie dem Philoſophen Beyſpiele, die er aus der Geſchichte oder Erfahrung anführt. Der einzige Unterſchied, und der große Vorzug dieſer mathematiſchen Beyſpiele vor den moraliſchen und metaphyſiſchen, iſt, daß in jenem die abſtracten Begriffe, welche ſinnlich bezeichnet werden ſollen, mit ſo wenigen fremden Zuſätzen und Zufälligkeiten vermengt ſind, daß ſie im Bilde beynahe noch ſo rein und abgeſondert erſcheinen, wie im Verſtande; dahingegen alle zu Beyſpielen in der Philoſophie angeführten Facta die allgemeinen Begriffe, welche erläutert werden ſollen, mit einer ſo großen Menge beſondrer und zur Abſicht nicht gehöriger Umſtände enthalten, daß es eine höchſt ſchwere und größtentheils unmögliche Arbeit iſt, jene Ideen ganz rein und unvermiſcht aus denſelben herauszuheben. Die Abſtraction der Begriffe kann alſo in der reinen Mathematik mit einer ſinnlichen Anſchauung derſelben verbunden werden, welches in keiner andern Wiſſenſchaft möglich iſt.

Andre Wiſſenſchaften würden eben ſo apodictiſch gewiſſe Sätze haben können, als die Geometrie, unter zwey Bedingungen: erſtlich, wenn man nicht nach dem fragte, was wirklich vorhanden iſt, ſondern nach dem, was bey Vorausſetzung gewiſſer Eigenſchaften nothwendig zugleich geſetzt und angenommen werden muß; zum andern, wenn man ſich dieſe Eigenſchaften ganz rein abgeſondert von allen, welche damit verbunden ſind, vorſtellen könnte. Man ſehe den Neid, wie den Triangel, als einen willkührlich componirten Begriff an, und unterſuche, was für Eigenſchaften zugleich mit demſelben in einem Menſchen angenommen werden müſſen Solche Unterſuchungen werden in der Moral und in der Philoſophie oft angeſtellt: und ſie ſind die einzigen, wo man ſich einer demonſtrativen Gewißheit nähert. Daß man aber doch dieſelbe niemahls erreicht, liegt daran, daß man nicht den Neid ſo deutlich, wie den Triangel, abmahlen kann. Ueber beydes läßt ſich nicht gut räſonniren, wenn ich nicht ein Bild davon vor Augen oder in der Imagination habe. Von dem Triangel läßt ſich ein ſolches Bild ſo genau, ſo vollkommen geben, daß der Verſtand die Data, aus welchen er ſchließen ſoll, immer vollſtändig, und nichts als dieſe vor ſich hat. Von dem Neide iſt kein Bild möglich, als welches die Erinnerung an neidiſche Menſchen und Handlungen gewährt. Wie ſchwer iſt es, in denſelben das Weſentliche vom Zufalligen, dieſe Eigenſchaft von andern damit verwandten zu unterſcheiden!

Ich kehre zu dem Punkte zurück, von welchem ich ausgegangen bin, daß nähmlich die geometriſchen und alle demonſtrativen Sätze nichts über die Wirklichkeit ausſagen, und eben deßwe gen demonſtrationsfähig ſind, weil ſie von dem bloßen Zuſammenhange der Ideen reden.

Erſter Abſchnitt.

Verhältniß des kritiſchen Idealismus zu dem Glauben an das Daſeyn Gottes. In wiefern das Bedürfniß vernünftiger und ſittlicher Menſchen bey dieſer Unterſuchung in Betracht kommt und wie dieſelbe hier angeſtellt werden ſoll.

Wenn aber die Exiſtenz Gottes ſo wenig wie die Exiſtenz aller andern Dinge demonſtirt werden kann: giebt es deßwegen gar keine objectiven Gründe dafür, und iſt es bloß eine eigenthümliche Beſchaffenheit unſers Geiſtes, welche in uns die Idee eines Gottes erregt?

Zuerſt können wir mit gutem Fuge und Recht diejenige Speculation ganz bey Seite legen, welche das Daſeyn aller Dinge, als Dinge an ſich betrachtet, auf gleiche Weiſe angreift oder zweifelhaft macht. Diejenigen Schwierigkeiten, mit welchen alle Gegenſtände unſrer Erkenntniß ohne Ausnahme zu kämpfen haben, oder diejenigen Dunkelheiten, die bey allen übrig bleiben, müſſen nothwendig aus der Acht gelaſſen werden, ſobald wir über einen einzelnen Gegenſtand Unterſuchungen anſtellen: oder wir müßten ſogleich alles Denken und Unterſuchen aufgeben. — Ohne Zweifel erkennen wir die Wirklichkeit andrer Dinge nur, weil wir zuvor uns ſelbſt als etwas Wirkliches erkannt haben, und wir ſchließen auf das Daſeyn Gottes aus der Wirklichkeit der Welt. — Alſo kann uns von Gott, als einem Gegenſtande an ſich betrachtet, keine andre Idee gegeben ſeyn, als eine der nähmlichen Art, dergleichen wir von uns ſelbſt und von den Dingen der Welt haben. Findet der Philoſoph Schwierigkeiten, hier den Uebergang von Vorſtellungen, durch die allein uns eine Kenntniß möglich iſt, zu einem Dinge an ſich, welches nicht Vorſtellung iſt, zu finden; bleibt es ihm ein Geheimniß, was er ſich unter dem Objecte, als Dinge an ſich betrachtet, denken ſoll, ſobald er die Eigenſchaften deſſelben, welche doch nur Beziehungen deſſelben auf uns, oder Modificationen unſers eignen

Seyns, veranlaſſet durch die innern unbekannten Kräfte des Dinges, ſind, denken ſoll: ſo hindert ihn dieſes nicht, das Wort und den Begriff Exiſtenz allenthalben anzuwenden, wo er die gleichen oder ähnliche Modificationen in ſich entſtehen ſieht, als diejenigen ſind, welche ihm das Bewußtſeyn ſeines Daſeyns, und die Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Welt verſchaffen.

Ich will für jetzt die Kantiſche Eintheilung der Dinge und Vorſtellungen, in Erſcheinungen, Objecte in der Erſcheinung und Dinge an ſich annehmen, ſo daß das erſte Wort die Veränderungen unſrer Sinnlichkeit, einzeln genommen, mit der damit verbundnen Idee von äußrer Wirklichkeit, bedeute, das andre eben dieſe Veränderungen bezeichne, inſofern ſie, mit einander nach den Geſetzen der Cauſſalität verbunden, uns eine wirkliche Welt, die doch nur in unſern Gedanken iſt, darſtellen; das dritte endlich, die uns gänzlich unbekannten Dinge und deren Kräfte, wodurch ſie fähig werden, in uns ſolche Erſcheinungen in einem ſolchen Zuſammenhange zu erregen. Ich will zugeben, daß alles, was wir von den Geſetzen der Natur wiſſen, ſelbſt der Satz des zureichenden Grundes, oder der von Urſache und Wirkung ſich lediglich auf die Objecte der zweyten Art beziehen, und auf die Dinge an ſich nicht angewandt werden können, als zu welchen unſre Vorſtellungskraft auch nicht den allerentfernteſten Zutritt hat Aber ſo erlaube man mir auch, nachdem ich einmahl mit dieſer Unterſcheidung ins Reine gekommen bin, die Dinge an ſich gänzlich aus meinen Gedanken und allen meinen Unterſuchungen wegzulaſſen, — erlaube mir, damit ich doch, wie ein Menſch, andern Menſchen verſtändlich rede, die Wörter Ding, Weſen, Exiſtenz von jenen Objecten der Erſcheinung zu gebrauchen, die allein mich etwas angehn, weil ſich mein Zuſtand nach Maßgabe derſelben verändert, angenehmer oder unangenehmer wird, und über welche allein es möglich iſt zu denken oder zu reden, da ohne Vorſtellungen keines von beyden Statt findet. Es iſt freylich in der Speculation ſchwer zu begreifen, wie ich von einem Baume als einem bekannten außer mir vorhandenen Dinge reden kann, da ich doch eigentlich nur weiß, daß in mir Vorſtellungen einer ſolchen Figur, Ausdehnung und Farbe rege gemacht worden ſind, Vorſtellungen, deren Urſachen ich nicht anzugeben im Stande bin. Aber die Natur zwingt mich, ſo zu denken, ſo zu reden: und es iſt daraus weder für mich, noch, ſolange die Welt ſteht, für irgend einen andern Menſchen je ein Uebel entſtanden. — Ich kann mir daher auch einen abweſenden Baum als exiſtirend vorſtellen. Ich denke mir nähmlich dabey, daß, wenn ich in einer gewiſſen Lage und Beziehung auf ihn wäre, jene Vorſtellungen in mir entſtehen würden. Denn unſer Begriff von Wirklichkeit und Subſtanzialität entſpringt aus der Unterſcheidung, welche wir ſehr früh im Leben zwiſchen zwey Arten der Erſcheinungen machen. Es giebt deren, wie z. B. die Träume, welche kommen und verſchwinden, ohne daß ich ſie durch einen Ort, den mein Körper einnimmt, durch eine Lage, die er erhält, mir wieder zu verſchaffen wüßte, ohne daß zu derſelben Zeit jeder Andere, der an meinem Orte, in meiner Lage geweſen wäre, ſie auch bekommen hätte; andre hingegen kommen pünktlich wieder oder vergehen, ſo wie ich den alten Ort, an welchem ich ſie zuerſt hatte, einnehme oder verlaſſe, in alle die alten Verhältniſſe der Lage und Entfernung wieder trete oder dieſelben verändere. Auch entſtehen ſie in demſelben Momente in jedem andern Menſchen, welcher mit mir eine vollkommen gleiche Stellung annimmt. Dieſe letztere Gattung von Erſcheinungen halten wir für Wirklichkeiten, die erſtere für Täuſchung und Schein.

Wenn ich von Gott ſage: er iſt; ſo verſtehe ich es in keinem andern Sinne, als in welchem ich es von jeden andern Dinge ſage. Geſetzt nun, der Philoſoph fände, indem er die erſten Grundbegriffe in unſrer Erkenntniß unterſucht, daß er von dem Seyn der Dinge an ſich gar keinen Begriff habe, ſondern daß dieſes Seyn, welches er den Dingen zuſchreibt, bloß in einem Zuſammenhange ſeiner Vorſtellungen liege, daß die Welt, von der er redet, der Inbegriff der ſo und ſo geordneten Erſcheinungen ſeiner Seele, und die Geſetze, welche er in der Welt zu finden glaubt, nur die Regeln dieſer Ordnung ſind: ſo wird er dem unerachtet nicht unterlaſſen, nach dieſer Exiſtenz eben ſowohl bey den unſichtbaren als bey den ſichtbaren Dingen zu forſchen; er wird deßwegen doch berechtigt ſeyn, bald ſeine Sinnen, bald Gründe der Vernunft zu befragen, ob ſolche und ſolche Dinge vorhanden ſind, d. h. ob ſich die mit dieſen Nahmen belegten Erſcheinungen unter dieſen und dieſen ſubjectiven Bedingungen und Umſtänden ſicher erwarten laſſen. Und wenn er alsdann nach der Exiſtenz eines höchſten Geiſtes fragt: ſo wird auch dieß in die metaphyſiſche Sprache ſich überſeken laſſen, — und ſo lauten: er will wiſſen, ob unter gewiſſen Bedingungen, die denjenigen ähnlich ſind, welche Statt finden, wenn Körper oder Menſchen uns gegenwärtig ſind, auf unſre Sinne wirken, von uns geſehn, gehört, und gefühlt werden, ebenfalls eine Erſcheinung, die der unmittelbaren Wirkung des höchſten Weſens auf uns correſpondirte, unausbleiblich zu erwarten wäre. Nur inſofern dieſes Weſen zu der Welt der Erſcheinungen gehört, oder in dieſelbe einſt eintreten kann, und unter gewiſſen Umſtänden eintreten muß, iſt es uns wichtig, von ihm etwas zu wiſſen. — Dieſe ſeine Exiſtenz liegt alſo nicht äußerhalb dem Kreiſe, auf welchen es uns erlaubt iſt, unſre Vernunft anzuwenden.

„Iſt es denn ein Mißbrauch der Vernunft, wenn ich durch dieſelbe Gründe aufſuche, mich zu überzeugen, daß ein Conſtantinopel da iſt, oder nicht da iſt?“ Auf keine Weiſe. — „Aber dieſe Erſcheinung habe ich doch nie gehabt; und was iſt alſo die Wirklichkeit dieſer Stadt für mich?“ — Es iſt die Möglichkeit, einen gewiſſen Anblick zu bekommen, die Erſcheinungen gewiſſer Geſtalten von Häuſern, Menſchen, Einrichtungen, Sitten zu haben, die ich in der That haben würde, wenn ich in eben derſelben ſubjectiven Lage wäre, in welcher jetzt z. B. der Großſultan iſt.

Und welche Gründe kann ich für oder wider dieſe ſo genann[illegible] Exiſtenz auffinden? — Keine andern, als den Zuſammenhang zwiſchen dieſer *möglichen* Erſcheinung, mit den *wirklichen*, die ich gehabt habe.

Hier iſt mir freylich die Gattung der Dinge, zu welcher das Ungeſehene gehört, bekannt. Ich habe Städte, Menſchen, Bäume, Waſſer, Erde geſehen; und alles dieſes würde ich zu Conſtantinopel finden, nur in Geſtalten, Farben und noch mehr in der Zuſammenſetzung von den in andern Gegenden geſehenen verſchieden.

Aber muß dieſe Aehnlichkeit bis auf den Grad gehen, daß ich mir ein Bild in meiner Imagination von der abweſenden Sache machen könne, wenn es mir erlaubt ſeyn ſoll, über ihre Exiſtenz Unterſuchungen anzuſtellen oder überzeugende Gründe für dieſelbe als möglich anzunehmen? Weiß ich nicht, was ich meine, wenn ich frage, ob lebendige Geſchöpfe im Monde ſind? Es iſt nicht von ſolchen Geſchöpfen die Rede, dergleichen ich hier ſehe; es iſt nur von Leben und Lebendigen die Rede, einer Sache, die ich mir entweder nur in abstracto, als allgemeinen Begriff, oder in concreto, unter dem Bilde von Menſchen und Thieren, vorſtellen kann. Aber das weiß ich doch, daß in dieſer zuſammengeſetzten Erſcheinung etwas iſt, das dem Begriffe Leben und Empfindung entſpricht: — dieſes kann ich herausheben, und fragen, ob, wenn ich mit dem Monde in der Beziehung des Orts wäre, als ich mit der Erde bin, ich Erſcheinungen, (von welcher Art ſie ſonſt immer in ihrem ſinnlichen Theile ſeyn mögen,) haben würde, in welchen ich eben das wieder fände, was mir hier bey Wahrnehmung lebendiger Weſen auf eine ſo ganz eigne Art auffällt. Auch hier wird es nicht für eine Ueberſchreitung der Vernunft-Gränzen angeſehn, wenn ich die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten jener Weltkörper mit unſrer Erde, oder objective Gründe der Wahrſcheinlichkeit aufſuche, daß in dieſem Verſtande Mondbewohner exiſtiren.

Sollte es nun nicht erlaubt ſeyn, noch einen Schritt weiter zu gehn, und bey einem noch abſtracteren Begriffe, in welchen nur Leben und Geiſt, Denken und Handeln in der höchſten Vollkommenheit, ohne alle Beſtimmung des Ortes, ſo wie zuvor ohne Beſtimmung der Form, aufgenommen wird, ebenfalls die Frage über die Exiſtenz des ihm entſprechenden Objektes anzubringen? Die

Frage wäre dann nähmlich über die Möglichkeit, daß uns Erſcheinungen, welche ſich darauf beziehen, unter gewiſſen Umſtänden und Vorausſetzungen widerfahren würden. Sollte es uns nicht auch erlaubt ſeyn, dieſe Frage auf eben die Art, durch eben das Räſonnement, mit Aufſuchung eben ſolcher Analogien zu beantworten? Wenn wir aus einer Vieles umfaſſenden ſinnlichen Erſcheinung, einen Theil herausheben dürfen, und uns dieſen unter andern oder uns unbekannten Combinationen exiſtirend denken, ohne dadurch das Feld der Erfahrung ganz zu verlaſſen, warum ſoll die Erſcheinung des Denkens hievon ausgenommen werden?

Die Frage über die Exiſtenz Gottes iſt alſo von der Speculation über die Dinge in der Erſcheinung und die Dinge an ſich, und von der wahrgenommenen Unmöglichkeit, Kenntniſſe von den letzteren zu erhalten, ganz unabhängig. — Iſt Gott, ſo iſt eine ſolche Wirkung deſſelben auf ein anderes empfindendes Weſen möglich, dergleichen alle ſinnlichen Objekte auf uns äußern, wenn wir ſie ſehen oder hören. Und ſo wie wir alſo dieſe als exiſtirend denken, weil wir Erſcheinungen einer gewiſſen beſondern Natur, verbunden nach beſondern Regeln, haben, die ihnen entſprechen: ſo können wir auch jenes Exiſtenz unterſuchen, und ihm die Exiſtenz zuſchreiben, inſofern wir Erſcheinungen für möglich halten, die den übrigen, wobey wir Objecte vor uns zu haben vermeinen, gleichförmig ſind, und die auf Gott eine gleiche Beziehung haben. Es iſt eben ſo, wie bey allen übrigen Dingen, nur unſre Vorſtellung, nicht das Weſen der Sache, was uns intereſſirt.

Das Bedürfniß aber nun, das Kant an die Stelle aller objectiven Gründe für das Daſeyn Gottes ſetzt, von welcher Art iſt es dann?

Ein Bedürfniß des Verſtandes, daß wir ohne den Begriff Gott, und ohne den, er iſt, in allen unſern übrigen Gedanken und deren Verbindungen, nicht fortkommen können; und ein Bedürfniß des Herzens und der Moralität, daß wir ohne einen höchſten Regierer der Welt keine wahre Vorſtellung von dem, was Tugend heißt, und keine hinlänglichen Motive dazu haben können.

Aber dieſe Erklärungen beſtimmen die Sache noch nicht genau genug.

Es giebt zweyerley Art von Bedürfniſſen: ſolche, ohne welche der Menſch gar nicht beſtehen kann, und ſolche, ohne welche er nur nicht ſo gut beſtehen, nicht ſo vollkommen oder glücklich ſeyn kann.

Es iſt klar, daß wenn von dem Bedürfniſſe auf die Exiſtenz der Sache, welche demſelben abhilft, geſchloſſen werden ſoll, nur das Bedürfniß der erſten Art gemeint iſt. Weil ich da bin, weil ich denke, weil ich moraliſch empfinde und handle; ſo muß freylich alles das, wenn es nur auch nicht unmittelbar kund-würde, als vorhanden angenommen werden, ohne welches weder mein Daſeyn, noch meine Vorſtellungen, noch meine freyen Handlungen möglich wären. Aber es wäre nur eine entfernte Wahrſcheinlichkeit, oder vielmehr es wäre, ehe es bewieſen iſt, daß in der Welt Abſichten und Vorſehung ſind, keine Wahrſcheinlichkeit, daß alles das wirklich vorhanden ſey, was ich zu meinem beſſern Befinden, zu ordentlicherem Denken, zu einer ſittlich vollkommneren Aufführung fordern könnte.

Wir wollen nun dieſen Unterſchied auf die vor genannten beyden Arten der Bedürfniſſe anwenden.

Ein Bedürfniß des Verſtandes kann alſo eine Idee oder eine Vorausſetzung heißen, ohne welche, d. h. wenn ſie nicht angenommen werden dürfte, oder wenn ſie geläugnet werden müßte, virtualiter alles Denken, räſonniren u. dgl. aufhören würde. Von dieſer Art, könnte man glauben, ſey der Satz des Widerſpruchs.

Demunerachtet paßt auch auf einen ſolchen Begriff oder Satz der Nahme eines Bedürfniſſes nicht. Wenigſtens würde er dadurch nicht zu erweiſen ſeyn, wenn er zweifelhaft wäre. Denn an und für ſich iſt es ungereimt, wenn man wirklich denkt und redet, noch zu zweifeln, ob man denken kann, oder zu unterſuchen, was für Sätze man für wahr annehmen müſſe, um denken zu können. Wenn man die deutliche Erkenntniß ſolcher Wahrheiten bisher nicht gehabt hat, ſo iſt ſie gewiß zum Denken nicht nothwendig; denn wie konnten wir ſonſt bisher, als Menſchen, gelebt und gedacht haben, und jetzt erſt Beweiſe jener Wahrheiten ſuchen? gehört ſie aber dazu, ſo muß uns die Ueberzeugung davon auch ſchon beywohnen, oder, wie das in Abſicht jenes Grundſatzes der Fall iſt, eine ſolche Wahrheit muß virtualiter in allen unſern Gedanken liegen.

Wenn ich aber von dieſem Satze des Widerſpruchs und von dem des zureichenden Grundes abgehe: ſo bleibt gewiß kein andrer übrig, bey welchem mit dem geringſten Scheine geſagt werden könnte, daß er als nothwendig zur Aeußerung der Denkkraft angenommen werden müßte.

Es iſt auch an ſich ungereimt, daß die Handlung einer Kraft nicht möglich ſey, ohne eine andere

Actien eben, dieſer Kraft vorauszuſetzen; ſo daß Ideen nicht möglich wären, wenn nicht vorher eine andre Idee angenommen würde.

Am allerwenigſten kann alſo das Daſeyn Gottes zu einem ſolchen nothwendigen Verſtandesbedürfniſſe gehören, da, ohne davon die mindeſte Vorſtellung zu haben, doch tauſend Menſchen empfinden, denken, urtheilen und handeln.

Wenn hingegen Bedürfniß des Verſtandes ſo viel heißt, als eine Vorausſetzung, die in die Vorſtellungen des Menſchen von der Welt mehr Ordnung, Zuſammenhang, Verſtändlichkeit hineinbringt, welche macht, daß man länger und weiter, über mehr Dinge und mit größerem Intereſſe räſonniren könne; ſo iſt es gewiß leicht zu zeigen, daß der Begriff von der Exiſtenz Gottes ein ſolches Bedürfniß ſey.

Aber erſtlich, woher gilt der Schluß: dasjenige iſt wirklich, deſſen Vorausſetzung mir zum ſyſtematiſchen Denken verhilft?

Zum andern: um zu wiſſen, daß der Begriff von Gott mein Gedankenſyſtem ordentlicher und zuſammenhängender macht, muß ich zu dem Ende nicht zuvor eingeſehen haben, daß die Dinge in der Welt oder die Erſcheinungen, (was auf eins hinausläuft,) welche ſich nach dem allgemeinen Ausſpruch des Menſchenverſtandes auf Wirklichkeiten beziehen, nicht erklärt, nicht in der Folge oder Ordnung, in welcher ſie erſcheinen, begriffen werden können, als mit Zuhülfenehmung eines ordnenden und dirigirenden Geiſtes? Und ſind dieß nicht objective Gründe für das Daſeyn Gottes? Schleichen ſich dieſe alſo nicht unvermerkt in jenen ſubjectiven Beweis ein?

Etwas vollkommen ähnliches kann in Abſicht auf das Bedürfniß des Herzens geſagt werden.

Dasjenige, ohne welches die Menſchen gar nicht wollen, ſich nicht frey entſchließen, nicht als Menſchen handeln könnten, würde das vollkommenſte und wahrſte Bedürfniß ſeyn. Aber ein ſolches kann es nicht geben, oder es iſt befriedigt. Wir wollen und handeln: alſo muß alles dazu Nöthige in uns ſeyn, und die Idee, welche wir nicht haben, die wir erſt ſuchen, um deren Beweis wir uns erſt bemühen, gehört gewiß nicht dazu. — Ein minder nothwendiges aber dennoch reelles Bedürfniß wäre, ohne welches gar keine Empfindungen der Menſchlichkeit, des Wohlwollens, der Selbſtliebe, der Freundſchaft möglich wären. Aber da der Menſch ein moraliſches Geſchöpf iſt: ſo liegt der Grund zu den moraliſchen Empfindungen in ihm ſelbſt; und dieſe geben den Grund zu den moraliſchen Räſonnements ab. Etwas tadeln und etwas loben wird immer der Menſch an dem Betragen Anderer. Daraus wird eine gewiſſe Erziehung, ein Ideal von Vollkommenheit entſtehen. Und die Moral, d. h. gewiſſe Begriffe von Recht und Unrecht, und Motive, Recht zu thun, die Anerkennung gewiſſer Pflichten alſo iſt vorhanden. Dazu kann nicht die Kenntniß eines unſichtbaren Weſens nothwendig gehören, welches doch, es ſey oder nicht, alle übrigen Dinge ſo läßt, wie ſie ſind, alle ihre Verhältniſſe läßt, wie ſie ſind, alſo in der Natur, den Neigungen, der Empfänglichkeit des Menſchen unmittelbar nichts ändert.

Etwas ganz anders aber iſt, wenn gefragt wird, ob dieſe Idee von moraliſcher Güte, welche dem Menſchen vermöge ſeiner Natur beywohnt, wenn er zu einer gewiſſen Stufe der Cultur gelangt iſt, vollkommen genau und richtig werden kann, wenn er keine moraliſche Ordnung in der Welt, keinen Endzweck und keinen Aufſeher annimmt, und ob die Motive, welche er hat, gut zu handeln, ohne Ausſicht auf eine Zukunft, ſo ſtark werden können, daß ſie in den meiſten Fällen ſeine Handlungen regieren, und ihm zugleich Zufriedenheit einflößen. Und hier kann mit Recht behauptet werden, daß, ohne die Idee von Gott, dieſem Ideal von moraliſcher Vollkommenheit, und ohne die Ueberzeugung von gewiſſen durch die ganze Welt verbreiteten und beobachteten moraliſchen Geſetzen, die moraliſchen Anlagen unſrer Natur ſich nie vollkommen entwickeln können; daß zur Abſchreckung der Böſen, zum Troſte der Guten, zur Erhebung des Herzens, zu Ueberwindung groſer Leidenſchaften, zu Erregung eines liebreichen Sinnes gegen gleichgültige Perſonen, die Ueberzeugung von einem Gotte, der gut und unſer aller Vater und Herr iſt, ſehr viel nutze. Aber iſt dieß Grund genug, eine Sache für wahr zu halten, weil wir einſehen, daß die Wirklichkeit derſelben unſrer Tugend günſtig iſt? Oder vielmehr ſteht es in unſrer Gewalt, iſt es der Natur unſers Verſtandes gemäß, uns bey einer ſo intereſſanten, die Exiſtenz eines höchſten Weſens betreffenden Frage, damit zu beruhigen, daß wir dieſes Daſeyn ſehr zu wünſchen Urſache haben?

Diejenigen, welche ein künftiges Leben aus dem Wunſche fortzudauern und glücklich zu ſeyn geſchloſſen haben, haben ſchon vorausgeſetzt, daß die Welt von Gott, einem weiſen und gütigen Geiſt herrühre. Nur alsdann, wenn wir Urſache haben, zu glauben, daß auf uns, unſre Tugend und unſer Wohl in der Einrichtung der Welt Rückſicht genommen werden ſey, nur dann iſt ein Grund der Wahrſcheinlichkeit dafür vorhanden, daß, was zu unſrer Glückſeligkeit und zu unſerer Vollkommenheit unentbehrlich iſt, auch in der Welt wirklich ſeyn werde. Aber, wenn gerade dieß erſt bewieſen werden ſoll, daß die Welt von einem guten und verſtändigen Weſen herrühre, oder von ihm regiert werde; wie kann ich ſchon daraus einen Grund für deſſen Exiſtenz hernehmen, daß dieſe Exiſtenz ſelbſt zu unſerm Wohle und zu Erreichung unſrer reinſten und beſten Abſichten, zu Beförderung unſrer Moralität beyträgt. Heißt das nicht, in einem Cirkel heraumgehen, wenn ich, um den Schluß von der Nützlichkeit auf das Daſeyn einer Sache geltend zu machen, erſt den Charakter und die Eigenſchaften des Urhebers und Regierer's aller Dinge wiſſen muß, und ich doch eben dieſen Schluß anwende, um dieſen Urheber zu entdecken?

Demunerachtet empfindet jeder, es liege etwas wahres in dem Satze, daß unſer Verlangen nach Gott die Ueberzeugung von deſſen Daſeyn ſehr unterſtütze, daß dieſe Ueberzeugung mehr eine Empfindung eines vollen Herzens iſt, welches unbefriedigt von allen Gegenſtänden des Vergnügens, das ihm die Geſchöpfe und der Genuß einzelner Empfindungen darbiethen, noch nach einer weitern Ausdehnung ſeines Daſeyns verlangt, zu welcher der Menſch keine andre Hoffnung findet, als wenn er ein gleichartiges Weſen, aber von unendlich größerer Vollkommenheit annimmt, welches ihm, ſo zu ſagen, forthelfen und ihn zu ſich erheben kann, daß wirklich, nach den gewöhnlichen Erfahrungen, die moraliſch beſten Menſchen, die am treueſten ihre Pflicht beobachten, auch am willigſten ſind, dieſe Idee von Gott anzunehmen, und die Empfindſamſten am erſten ſich zu dieſer tröſtenden Ueberzeugung wenden.

Aber wird denn dadurch die andre nicht weniger gewiſſe Erfahrung aufgehoben, daß eben dieſe Menſchen ſich bey dieſem Wunſche, bey dieſem Sehnen nach einem höhern Weſen, auf keine Weiſe beruhigen, ſondern alle nach ihrer Weiſe, bald mit mehr, bald mit weniger Scharfſinn Gründe für ſein Daſeyn aufſuchen? Alſo gewährt ihnen doch jene Empfindung des Bedürfniſſes die Ueberzeugung noch nicht, welche ſie ſuchen. Alſo iſt das Bedürfniß ſelbſt gewiß nicht mit dieſer Ueberzeugung einerley.

Jede Idee, jede Unterſuchung im Menſchen muß vorbereitet ſeyn. Er kann auf keine, ausgenommen die ſinnlichen, auf einmahl kommen. Er muß die Stufenleiter durchgehen, auf welcher jede Frage, ſo zu ſagen, eine Sproſſe iſt.

So hat auch der Menſch zu der ganzen Unterſuchung über Gott und die Zukunft gar keine Veranlaſſung, wenn nicht zuvor gewiſſe moraliſche Empfindungen bey ihm rege geworden ſind.

Erſt muß er überhaupt Geiſt vom Körper unterſcheiden, er muß die in ihm ſelbſt wirkende Kraft, das Eigenthümliche ſeiner Natur, daß er ſich ſeiner bewußt iſt und andre Dinge erkennen kann, wahrgenommen, er muß intellectuelle und moraliſche Vollkommenheiten aus ſich ſelbſt kennen gelernt haben, ehe er ſich den Begriff eines Weſens ſchaffen ſoll, bey welchem alle andre Form und Geſtalt, und überdieß noch, (was manchen andern geiſtigen Begriffen Conſiſtenz giebt,) Zeit und Ort fehlen, ausgenommen jene Eigenſchaften des Denkens und Wollens, des Selbſtbewegens, der Herrſchaft über die Materie, des Guten, des Weiſen.

Zum andern muß er in ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen auf Umſtände geſtoßen ſeyn, wo das Sichtbare, und was er mit Händen begreifen kann, — wo ihn auch andrer Menſchen Hülfe und Umgang nicht befriedigen, ihm nicht genug thun können.

Was wird ihn ſonſt nöthigen, über das Gegenwärtige und Sichtbare hinauszugehen und das Unbekannte aufzuſuchen?

Daß alſo die Idee von Gott mit dieſen beyden Bedingungen entſteht, ſteigt, fällt, ſich verändert, verfeinert, verſchlimmert, nachdem der Menſch theils dasjenige, was moraliſch und geiſtig heißt, beſſer oder ſchlechter aus ſich ſelbſt hat kennen lernen, theils aber mehr oder weniger zu dem Gefühle des Tröſtlichen und Nützlichen, welches in dem Daſeyn eines Gottes liegt, gekommen iſt; dieſes iſt ſehr natürlich: es zeigt aber nicht, daß die Ueberzeugung ſelbſt ganz allein darin ihren Grund habe, und daß dieſes Verlangen nach Gott der einzige Beweis ſeines Daſeyns ſey.

Wenn ich mich ſelbſt befrage, wie es, ſo weit ich mein Gemüth kenne, in Abſicht dieſer Ueberzeugung mit mir ſtehe; ſo iſt folgendes die aufrichtige Schilderung.

Soviel ſehe ich, aus der Vergleichung aller Syſteme, über die ich ſelbſt nachgedacht, oder die ich in Schriften Andrer gefunden habe, daß keines ohne Schwierigkeiten und unauflösliche Schwierigkeiten ſey; daß der Theiſt von einem ſcharfſinnigen Gegner eben ſowohl in Verlegenheit geſetzt werden könne, als der Atheiſt; daß nirgends durchaus Licht und Zuſammenhang vorhanden iſt. Hieraus ſchließt nun Hume, (der die mit dem Theismus verbundenen Dunkelheiten vielleicht beſſer, als irgend ein andrer, auseinander geſetzt hat,) daß dieſe Materie ganz über unſern Horizont ſey, und wir uns nicht wagen ſollten, daß geringſte darüber zu entſcheiden. Wer nun dieſes thun kann, und dabey ruhig und glücklich, gut und rechtſchaffen iſt, gegen den habe ich nichts zu ſagen. Es iſt ihm erlaubt, ſich aller Unterſuchungen zu enthalten, die er nicht zu Ende zu bringen weiß, und die er demunerachtet entbehren kann.

Aber ſo iſt es mit mir nicht. Ich kann von dem Gedanken nicht loskommen. Der Anblick der Welt, mein eignes Herz bringen mich immer wieder darauf zurück. Ich kann die Materie nicht unerörtert laſſen, noch auf die erſte beſte Art entſchieden bey Seite legen.

Dieß iſt nun, was, wie ich glaube, das Bedürfniß thut. Es hält uns bey einer Frage, die in der That über unſern Horizont iſt, ſo weit feſt, „daß wir entſcheiden müſſen, daß wir alſo auch Wahrſcheinlichkeiten aufſuchen müſſen, und daß wir uns mit unvollkommnen Beweiſen begnügen. — Bey mir alſo beruht die Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes auf einer Vergleichung der verſchiednen Syſteme über den Urſprung der Welt und ihrer Schwierigkeiten, und eben dieſer Syſteme mit meinen Wünſchen. Nach dieſer Vergleichung ſcheinen mir alle andern, außer demjenigen, welches einen höchſten Geiſt als Schöpfer annimmt, und welches man den Theismus genannt hat, nicht bloß Schwierigkeiten, (von welchen der Theismus auch nicht frey iſt,) ſondern wirkliche Abſurditäten zu enthalten, und ich trete alſo dem Urtheile des großen Königs bey: ich beruhige mich bey dem, was bloß ſchwer iſt, um dem Abſurden zu entkommen.

Zu dem Ende iſt, glaube ich, noch eine einzige Sache zu thun übrig, nähmlich die gedachte Vergleichung ſo vollſtändig, als möglich, und ſo unparteyiſch, wie möglich, anzuſtellen, — die Schwierigkeiten, die bey jedem Syſtem bisher ſich nachdenkenden Köpfen gezeigt haben, mit der größten Aufrichtigkeit darzulegen, und nun die Summe zu ziehen von dem, was durch ein merkliches Uebergewicht entſchieden ſcheint, und dem, wo die Gründe oder vielmehr die Einwürfe auf beyden Seiten einander die Wage halten; von dem, was als ausgemacht angenommen werden darf, und was als unerklärlich bey Seite gelegt werden muß.

Zweyter Abſchnitt.

Ob man die Unterſuchung über den Urſprung der Welt ganz bey Seite legen könne; was den nachdenkenden Menſchen hindert, die Welt für ewig zu halten.

Es ſind, in Abſicht des Urſprunges der Welt, nur vier Syſteme möglich. Entweder es iſt alles immer ſo geweſen, wie es jetzt iſt, und die ganze Einrichtung, nebſt den Succeſſions-Geſetzen in der Erzeugung der Pflanzen und Thiere auseinander, iſt die einzige nothwendige und ewige

Form der Materie; oder die Materie iſt in dieſe Form und unter dieſe Regularität in der Succeſſion ihrer Geſtalten erſt gebracht worden. Im letztern Falle ſind entweder die mechaniſchen Kräfte der materiellen Theile nothwendig dazu determinirt, dieſe Formen der Dinge nach und nach zu entwickeln; oder die Theile ſind (nach Epikur) durch Zufall, nach unendlich vielen andern Verbindungen, auch in dieſe gerathen; oder ſie ſind mit Abſicht und nach Einſicht in dieſe Form gebracht worden. Mechaniſche Nothwendigkeit, Zufall, oder Verſtand iſt alsdann der Grund von der Einrichtung der Dinge.

Das erſte Syſtem, welches annimmt, es ſey immer alles ſo geweſen, wie es jetzt iſt, iſt das einzige, welches allen Schwierigkeiten ausweicht; — aber nur, weil es gar nichts erklärt. Man könnte es das Syſtem der Trägheit nennen. Es hebt alles Nachdenken auf; und wem es möglich iſt, ſich ſolches völlig zu verbiethen, und dabey ruhig und glücklich zu ſeyn, wer wollte den in dieſer Ruhe durch Einwürfe ſtören? Wer aber einmahl über die Einrichtung der Dinge nachdenkt, (und Gegenſtände, zu denen wir ſelbſt und unſer Schickſal gehören, ganz bey

Seite zu legen, ſteht doch nicht in aller Menſchen Gewalt,) ſo erſcheint jene Antwort, als ein bloßes Aufgeben aller Unterſuchung, unſchicklich.

Was den Menſchen aus dieſem Schlafe, in welchem er, befriedigt mit dem, was iſt, glaubt, es ſey immer ſo geweſen, zuerſt herausbringt, iſt die Betrachtung desjenigen Theils der Welt, der mit ihm die nächſte Verwandtſchaft hat, ich meine der organiſirten Weſen, welche gebohren werden und ſterben. Hier wird es auffallend, daß ſie wider die allgemeine Regel, auf eine ganz andere Art, aus etwas ganz anderm entſtehen, als auf welche und in welches ſie vergehn. Wenn ſie untergehen, löſen ſie ſich in Erde, Waſſer, Salz und Oel auf, und vermiſchen ſich mit dem großen Erdkörper und ſeiner Atmoſphäre. Aber ſie kommen nicht aus der Erde zum Vorſchein, ſie entſtehen nicht aus einer Concretion der Elemente, die der Auflöſung und Zerſtörung derſelben ähnlich iſt, wodurch ſie aufhören; ſondern ſie erzeugen ſich allemahl in einem andern eben ſo organiſirten Körper, und durch eine beſondre Kraft und einen gewiſſen Actus deſſelben. Dieſer Umſtand macht, daß keines einzigen ſolchen Körpers Urſprung hinlänglich erklärt iſt. Denn indeß uns die Verweſung deſſelben ſeine Beſtandtheile lehrt, welche gemeine Materie ſind, ſo wie ſie ſich in allen lebloſen Körpern auch findet, lehrt uns der Umſtand ſeiner Zeugung, daß die Kräfte dieſer Beſtandtheile allein nicht hinlänglich ſind, ein ſo beſtimmtes Compoſitum hervorzubringen. Woraus aber, wenn die Natur aller Dinge nothwendig und materiell iſt, ſoll der Urſprung der einzelnen Dinge erklärt werden, als aus den Kräften der Beſtandtheile? Wenn ich mir alſo die Welt, ſo wie ſie jetzt iſt, in ihren Formen und in den Abwechſelungen ihrer Formen ewig und nothwendig denken ſoll: ſo muß ich mir eine unendliche Reihe auf einander folgender Körper vorſtellen, deren jeder nur aus Waſſer, Oel, Erde und Salz beſteht, und doch durch die Kraft dieſer Elemente, ohne daß ſchon ein Körper ähnlicher Art vorher vorhanden ſey, nicht entſtehen kann. Dieſer Begriff iſt der Vernunft ſchlechterdings zu faſſen unmöglich: und ſie muß alſo entweder, wie ich ſagte, alles Denken über die Natur der Dinge aufgeben, oder ſie wird von jener ruhigen Meinung, daß die Welt ein ewiger und nothwendiger Kreislauf ſolcher Geſtalten ſey, dergleichen wir jezt in ihr ſehen, abgebracht *).

---

*) Auch wenn hier ein Gegner die Einwendung machte: die organiſchen Körper beſtänden nicht bloß aus Oel, Waſſer, Erde u. dgl., ſondern aus beſondern organiſchen Theilchen oder Moleculis; ſo müßten doch dieſe Moleculae das, was ſie geſchickt macht, organiſche Körper zu bilden, entweder durch ihre eigne Organiſation oder durch eine beſondere, nicht auf der Zuſammenſezung beruhende, Kraft ſeyn. Wäre das Erſtere, ſo wären doch ihre lezteren Beſtandtheile rohe Materie: wäre das Leztere, ſo kommen wir dadurch auf einen Unterſchied zwiſchen lebender und todter Materie, der nicht in der Compoſition, ſondern in Kräften liegt; und ſolche in dem ganzen Univerſum vereinigte Kräfte führen auf Gott.

Dritter Abſchnitt.

Von den verſchiednen Arten, auf welche wir nach dem Laufe der Natur die körperlichen Dinge entſtehen ſehen, und Anwendung derſelben auf den Urſprung der Welt.

Wenn dann nun aber nach dem Urſprunge der gegenwärtigen Einrichtung gefragt wird; ſo iſt klar, daß alle Verſuche, dieſe Frage zu beantworten, mit einer gemeinſchaftlichen Schwierigkeit zu kämpfen haben. Alle durch die Erfahrung bekannten Kräfte und Geſetze der Natur nähmlich ſind nur Kräfte und Geſetze, durch welche die ſchon daſeyende Ordnung in der Welt erhalten und gleichſam weiter fortgeführt wird. Und wir wollen Kräfte und Geſetze für ihre Entſtehung haben.

Erfahrung kann uns alſo unmittelbar nicht leiten. Allein wir ſehen doch Dinge in der Welt entſtehen und vergehen. Wäre dieſes nicht, ſo würden wir nie nach dem Urſprunge irgend einer Sache fragen. Von dieſen Erfahrungen giebt es mehrere Arten, deren eine uns deutlicher iſt, als die andre, von denen allen wir aber doch Begriffe haben; d. h. wir wiſſen den Zuſtand der Dinge, welcher vor dem Urſprunge jener entſtehenden vorhergeht, wir wiſſen insbeſondre gewiſſe Veränderungen, die eher eintreten müſſen, als die Anfänge von jenen erſcheinen; daraus haben wir uns die Vorſtellung von Urſachen und Kräften gebildet. Es bleibt uns zur Erklärung des Urſprungs der Welt, kein anderes Hülfsmittel übrig, als die verſchiednen uns bekannten Entſtehungsarten der einzelnen Dinge oder Erſcheinungen auf das Weltall und deſſen Ordnung anzuwenden, und dann zu ſehen, welche von denſelben ſich in dieſem Zuſammenhange am beſten denken läßt, und am meiſten erklärt, — die wenigſten Schwierigkeiten hat, und die meiſten der Erfahrung angemeſſenen Reſultate giebt.

Auf dieſem Wege ſind auch in der That alle einhergegangen, die auf irgend eine Art über das Entſtehen der Welt räſonnirt haben. Selbſt ohne es ſich deutlich bewußt zu ſeyn, ſind ſie der einen oder der andern Aehnlichkeit gefolgt. Der Leſer wird dieß deutlicher einſehen, wenn er die verſchiednen Entſtehungsarten unter gewiſſe Claſſen bringt. Ich glaube, alles, was in der Welt ſichtbar wird, da es vorher nicht wahrgenommen wurde, oder was wenigſtens in einer ſolchen veränderten Geſtalt zu erſcheinen anfängt, daß es einen neuen Nahmen bekommt, mit einem Worte, alles was entſteht, iſt auf eine der folgenden vier Arten entſtanden: entweder durch zufällige Concretion, oder durch mechaniſche Entwickelung, oder durch Erzeugung, oder durch freywillige künſtliche Hervorbringung.

Der Concretionen giebt es verſchiedene Arten, oder verſchiedene Stufen, nach welchen ſie ſich der Generation nähern, ſo wie die Concreta ſelbſt in ihrem Baue künſtlicher und organiſirten Körpern ähnlicher werden.

1. Die allereinfachſte iſt die bloße Anhäufung oder Verbindung gleichartiger Theile an einem Orte, ohne daß ſie in genauen Zuſammenhang treten, noch ſichtbar in einander einwirken; daher auch das Ganze keine Eigenſchaften bekommt, welche nicht ſchon den Theilen zukamen. So entſtehen die Sandhügel, die Dünen. Sie ſind von einem ſimpeln Sandkorne durch nichts unterſchieden, als durch die Menge.

2. Eine zweyte Art der Concretion ſieht mehr der Entſtehung eines neuen Dinges ähn-

lich; wenn die zufällig zuſammengehäuften gleichartigen Theile durch die Cohäſion in eine wirkliche Verbindung mit einander treten, und ein ſichtbares und fortdauerndes Ganze ausmachen. Dieß iſt die Entſtehung der Steine, wenigſtens nach dem gewöhnlichen Begriffe, den die Menſchen davon haben. Dabey laſſen ſich wieder zwey Gradationen unterſcheiden. Entweder iſt es die bloße Cohäſion, welche das anſcheinlich neue Weſen ſchafft, und die Theile ſelbſt wirken nicht dergeſtalt auf einander ein, daß das Ganze dadurch ebenfalls eine veränderte Wirkung auf andre Dinge und insbeſondre auf unſre Sinne thäte; — oder die Annäherung der Theile bey der Cohäſion hat ſowohl durch wechſelſeitige phyſiſche Einwirkung, die Natur derſelben geändert, als auch durch das Zuſammenfließen ihrer Eindrücke auf unſre Sinnen, ihnen in unſern Vorſtellungen eine andre Geſtalt gegeben. Concretionen der erſtern Art, würden ganz reine Sandſteine, reines Waſſer, kurz alle Körper ſeyn, die mit ihrem von uns zu erkennenden Grundſtoffe gleichartige Eigenſchaften haben. Concretionen der andern Art ſind alle ungleichartigen Steine, wo Säuren oder Salze eingedrungen ſind, und dem Ganzen Farbe, Geruch, Geſchmack und bewegende Kräfte gegeben haben, die wir in den Beſtandtheilen nicht wahrnehmen. Im Grunde gehören hierzu alle Körper, weil keiner ohne Miſchung verſchiedener Stoffe iſt; nur nähern ſich einige mehr, als andre, jener angenommenen Gleichartigkeit.

3. Eine ſo zu ſagen höhere Art von Concretionen iſt die, wo Theile, welche ſich zwar zufällig zuſammenzufinden ſcheinen, doch in der Cohäſion nicht nur neue, ſondern immer gleichförmige und regelmäßige Eigenſchaften hervorbringen, ſo daß in allen gleichſam ein beſtimmtes und unabänderliches Modell abgedrückt iſt. Dieß iſt die Concretion der Metalle. Noch wiſſen wir mit Wahrſcheinlichkeit von keinem andern Urſprunge derſelben, als dem durch den Anflug, das Filtriren, das Ausdampfen und Aneinanderhängen der Theile, woraus ſie entſtehn. Aber dieſe Körper unterſcheiden ſich doch ſchon merklich von den Concretionen der Erd- und Stein-Arten: erſtlich dadurch, daß die Beſtandtheile in dem Zuſammengeſetzten nicht mehr kenntlich ſind; daher dieſes ein ganz neues Ding zu ſeyn ſcheint; zum andern dadurch, daß die Compoſita ſo beſtimmte und unwandelbare Eigenſchaften und Unterſchiede haben, als die Elemente ſelbſt.

4. Noch einen Schritt näher kommen der Organiſation diejenigen Concretionen, die wir Cryſtalliſationen nennen. Noch wiſſen wir von keiner Mutter oder Form, (Matrice,) in welcher ſie gebildet würden, und wir ſehen ſie alſo ebenfalls als zufällige Verbindungen aufliegender Theile an. Aber dieſer Zufälligkeit unerachtet finden wir die Formen der ſo entſtandnen Compoſitionen nicht nur beſtimmt, eigenthümlich und unveränderlich, ſondern auch von geometriſcher Regelmäßigkeit.

Die **mechaniſche Entwickelung**, oder eine aus den mechaniſchen Kräften des Dinges ſelbſt hervorgehende, und ſtufenweiſe wachſende Veränderung deſſelben, von der Art, daß daraus ein ganz neues Ding, d. h. ein Ding von andrer Geſtalt und andrer Wirkſamkeit entſteht, finden wir, (nach den gemeinen menſchlichen Begriffen,) vornehmlich bey dem Wachsthum der Pflanzen und Thiere, wo innre, verborgne, nicht verſtändige Kräfte aus den Anfängen des Dinges das Vollendete nach und nach hervorbringen.

Ueber die **Erzeugung**, die bey dem Thier-Geſchlechte am deutlichſten in die Augen fällt, und von dieſem erſt auf das Pflanzen-Reich übergetragen worden iſt, ſo wie über die Productionen, die von dem freyen Willen, der Kunſt und dem Verſtande der Menſchen, oder von den, dieſen Eigenſchaften analogen, Kunſttrieben der Thiere herkommen, brauche ich nichts zur Erläuterung hinzuzufügen. Jene Operation (der Erzeugung) iſt unter allen Entſtehungen, welche die Natur uns darbiethet, die Wunderbarſte, und die, welche uns ganz vorzüglich auf den Begriff des Werdens, des Entſtehens, des Urſprungs, und des Urhebers einer Sache gebracht hat. Wir ſehen hier etwas, das gar nicht vorhanden war, das äußerſt künſtlich zuſammengeſetzt iſt, endlich das lebt, und empfindet und handelt, entſtehen. — Die Wirkſamkeit unſrer ſelbſt, in unſern Kunſtwerken und eignen Operationen ausgedrückt, obgleich dem ſpeculativen Verſtande nicht erklärbar, glauben wir doch am beſten zu verſtehen; und die Empfindung, die dabey in uns ſelbſt von einem Niſus, einem Beſtreben vorhanden iſt, legen wir ohne Zweifel bey dem Begriffe von Kraft zum Grunde, welche wir allen Dingen, die etwas machen oder hervorbringen, beylegen.

Ich glaube in der Genealogie unſerer Begriffe nicht zu irren, wenn ich ſage, daß Geburt und Tod dem Menſchen die erſte recht deutliche Idee von Entſtehen und Untergang, daß ſeine eignen Handlungen, ſchon die freywillige Bewegung ſeiner Glieder, ihm die erſte Idee von Kraft gegeben haben: und daß er durch dieſe beyden deutlichen Erfahrungen in der Folge zur Bemerkung andrer Entſtehungen gereizt und zur Erklärung derſelben angeleitet worden iſt.

Wir finden dieſe Abſtammung der Begriffe beſtätiget, wenn wir nun auf die Anwendungen kommen, welche die Menſchen von dieſen beobachteten Entſtehungsarten einzelner Dinge gemacht haben, um den Urſprung des Ganzen zu erklären.

Der erſte und roheſte Gedanke der Menſchen, als ſie zu philoſophiren anfingen, iſt der von einer Generation geweſen. Das Erſte, woraus alles erzeugt worden, blieb ihnen nothwendiger Weiſe dunkel, und hieß alſo ſehr ſchicklich Chaos, weil es ein verwirrter, unbeſtimmter Begriff war: aber dieß einmahl vorausgeſetzt, wurde nun alles, was jetzt vorhanden iſt, ſucceſſive durch eine Reihe animaliſcher Generationen erklärt. Die Theogenien der griechiſchen Dichter enthalten dieſes uralte Syſtem in ſeiner völligen Rohigkeit und Härte, es iſt noch in vielen Vorſtellungen ihrer ältern Philoſophen ſichtbar.

Die Idee der Vermählung, wobey den Elementen Liebe und Haß, und alle auf dieſe Leidenſchaften gegründeten Analogien beygelegt werden, wurde nach und nach zu der Idee von inniger genauer Verbindung gemildert, und aus der wirklichen Erzeugung wurde die etwas verſtändlichere Entwickelung. Daher das atheiſtiſche Syſtem, welches den Urſprung aller Welten aus den nothwendigen Verwandlungen und der mechaniſchen Wirkſamkeit irgend eines oder mehrerer Elemente erklärt, nach jenem Syſtem der Mythologie und der Dichter das älteſte iſt. Des Thales Luft, Anaximanders Waſſer, des Empedocles vier Elemente, verbunden und wirkend durch Principe, die den Trieben von Liebe und Haß ähnlich ſind, geben davon Beyſpiele.

Von dieſen durch keine Erfahrung, durch keine begreiflichen Analogien unterſtützten Hirngeſpinnſten, ging die mehr ſich aufklärende Vernunft zu der Vergleichung der Welt mit einem Kunſtwerke, und der erſten Urſache mit einem Künſtler über. Man nennt Anaxogaras als den erſten, der dieſes mit deutlichen Worten gelehrt habe. Dieſe Philoſophie ſchloß ſich wieder an die alte mythologiſche und Landes-Religion an, von der ſich die Joniſche Secte weit entfernt hatte. Sie ſchloß ſich daran an, indem ſie die lebendigen auch geiſtigen Kräfte, die in dem Begriffe einer Zeugung, eines Erzeugers, einer Vermählung, eines ſich liebenden Paares liegen, wieder in die erſte Urſache zurückbrachte, und alſo von den Göttern, als lebenden und verſtändigen Weſen, reden konnte, ob gleich die Geſchichten, welche die Tradition von ihnen erzählte, nicht mehr auf dieſelbe paßten. Dieſe Geſchichten wurden zuerſt von Sokrates und ſodann von Plato mit dem Begriffe eines geiſtigen Urhebers und Baumeiſters der Welt genauer verglichen und, wo ſie mit dieſem nicht harmonirten, als abgeſchmackt und ſchädlich verworfen, oder als dunkel und unverſtändlich bey Seite gelegt.

In dieſer Vergleichung von Künſtler und Kunſtwerk ward die independente Exiſtenz der Materie nothwendig vorausgeſetzt. Es war auch nur eigentlich die Ordnung und die Geſtalt der Welt, deren Entſtehung die Neugierde der Menſchen rege machte. Woher die Materie, und warum ſie da ſey, das blieb freylich auch noch unerklärt, aber darüber verlangte niemand Erklärung.

Um den Kreis der möglichen Vergleichungen voll zu machen, erſchien zuletzt Epikur, der die Entſtehung der Welt mit der Entſtehung eines Sandhaufens verglich, — und, um den auffallenden Unterſchied zu mildern, die drey Punkte dabey zum Grunde legte: daß die Sandkörner, aus denen er ſeine Welt zuſammenwehen ließ, unendlich an Anzahl wären, ſich in einem unendlichen Raum gegen und von einander bewegten, und eine unendliche Zeit vor ſich gehabt hätten, um alle möglichen Verbindungen durch den bloßen Zufall zu Stande zu bringen.

Ganz neue Syſteme ließen ſich nun nicht mehr erdenken, weil wir von keiner andern Art des Entſtehens bey einzelnen Dingen, eine Erfahrung haben: aber in dieſen Syſtemen ſelbſt konnten noch allerley Modificationen gemacht werden; die alten ſchon vergeſſenen konnten von Zeit zu Zeit unter neuen Geſtalten zum Vorſchein kommen, weil, wie ich zuvor geſagt habe, es mehrere Stufen giebt, durch welche ſich die Concretion der Generation nähert.

Auch konnten mehrere obiger einfachen Ideen in eine zuſammengeſchmolzen werden, obgleich, weil alsdann wirklich ungleichartige Dinge als übereinſtimmend und vereinbar dargeſtellt werden ſollten, das Syſtem gemeiniglich dunkler und ſchwärmeriſcher wurde.

So ſcheinen mir die Vorſtellungen von animaliſcher Zeugung und mechaniſcher Entwickelung in dem Emanationsſyſtem vereinigt, welches, wie es die neuen Platoniker lehren, Gott als einen Geiſt und ein verſtändiges, nach Ideen wirkſames Weſen vorſtellt, und doch ſowohl die Materie, als die endlichen Geiſter, nicht aus einem Actus ſeiner Kraft, ſondern aus ſeinem Weſen und einer gewiſſen unbegreiflichen Verbreitung und Mittheilung deſſelben ableitet. Inſofern durch dieſe, aus der Nothwendigkeit des Weſens, nicht aus dem Willen des höchſten Geiſtes entſpringende, Veränderung Geiſter, der Art nach ähnliche Weſen, entſtehn; inſoweit hat dieſe Art der Entſtehung in dem Univerſum nichts, welches damit näher verwandt wäre, als die Erzeugung: inſofern aber daraus Materie und Kör- entſpringen ſollen, iſt es eine Art der Verwandlung, die wir nur bey der Entwickelung der organiſchen Materie im Wachſen und Ernähren der Pflanzen und Thiere antreffen.

Eine Verbindung des Generationsſyſtems mit dem der künſtlichen Hervorbringung wurde von den Gnoſtikern und den Neuplatonikern gemacht, indem ſie zuerſt eine Reihe geiſtiger höherer Weſen auseinander auf eine unbegreifliche, aber noch über die Schöpfung und Bildung der Welt erhabne Weiſe von einander abſtammen laſſen, bis ſie endlich dem letzten und unterſten derſelben, die Anordnung der Materie und den Bau dieſer ſichtbaren Welt auftrugen.

Mit dem Verſtande und der Freyheit, deren Muſter wir nur im Menſchen finden, wurden auch die Kunſttriebe der Thiere zuſammengeſtellt, um den Urſprung der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge zu erklären. Der Verſtand und die Freyheit wurden dem Anordner und Baumeiſter des Weltalls, und die blinden Triebe oder eine ſinnliche Seele, ein thieriſches Leben wurde der Materie zugeſchrieben. Das war das Syſtem des Plato. Dieſe Combination ſchien zu erklären, warum die höchſte Weisheit und Güte nicht alles noch vollkommner gemacht habe, weil nähmlich der Verſtand mit blinden Trieben, ſo wie beym Menſchen, zu kämpfen hatte, und, wenn er auch überwand, doch den Sieg nicht ohne Aufopferungen erhalten konnte.

Auch dieſe Vorſtellung einer von Gott verſchiedenen Weltſeele iſt in neuern Zeiten unter andern Formen und Ausdrücken wieder zum

Vorſchein gekommen, die spiritus rectores, die plaſtiſchen Kräfte waren ebenfalls der Materie einwohnende Principien des Lebens, die, obſchon der ſchaffenden Weisheit Gottes untergeordnet, doch die Wirkungen derſelben einſchränkten.

Die Emanation brachte Materie und Geiſter aus Gott hervor, aber nur aus ſeinem Weſen, nicht aus ſeinen Ideen und ſeinem freyen Willen: alle übrigen Syſteme, welche in dem Verſtande und Willen Gottes den Urſprung der Welt ſuchten, erklärten daraus nicht mehr, als was eigentlich κόσμος heißt, die Schönheit und den Schmuck der Welt, nicht das Daſeyn der Subſtanzen, welche ſie zuſammenſetzen. Nur die von den Juden uns überlieferte und in der chriſtlichen Welt ausgebildete Theologie hat ſowohl das Daſeyn der Subſtanzen, als die ordentliche Zuſammenfügung derſelben, von göttlichen Rathſchlüſſen und freyen Actibus hergeleitet; und die Hervorbringung der Subſtanzen Schöpfung genannt. Dieſe Vorſtellung konnte den älteſten Denkern und Metaphyſikern nicht einfallen, weil das bloße Seyn ein viel zu abſtracter Begriff iſt, als daß die Menſchen nach der Urſache deſſelben fragen ſollten, da ihre ganze Neugierde nur von dieſen ihnen vor Augen ſchwebenden

Formen des Seyns angezogen wird, ſo wie alle ihre Bedürfniſſe ſich auf dieſe einſchränken. In der Folge der Zeit, da ſie auf die Erſcheinung der Dinge mehr Acht gaben, wurden ſie den Unterſchied gewahr, daß gewiſſe Dinge wie aus Nichts zu entſtehen ſchienen, andre aus Theilen, die man ſchon zuvor wahrnehmen konnte, zuſammengeſetzt wurden; eben ſo wie, bey der Auflöſung der Dinge, einige gar keine Spur hinter ſich ließen, und wie in Nichts verwandelt ſchienen, andre hingegen nur im Schutt und Graus verfallen und zerſtört da lagen.

Um auf die Idee der Schöpfung zu kommen, mußte man zwiſchen der Materie und der Form, zwiſchen den Beſtandtheilen und der Zuſammenfügung derſelben unterſchieden haben; man mußte ferner noch keinen Zweifel dagegen hägen, daß die Materie eben ſowohl, als die Form, einen Anfang und ein Ende habe.

In dem Zeitraume und bey den Völkern, wo beydes Statt fand, und wo man zugleich in Gott die höchſte Macht und den Urheber der Welt verehrte, mußte man nothwendig die Wirkungen dieſer Macht und den Begriff der Hervorbringung der Welt auch auf die Subſtanzen ausdehnen.

Wie und wo dieſer Begriff der Erſchaffung aus Nichts in unſre Religionsbegriffe gekommen iſt, warum er dem Jüdiſchen und Chriſtlichen Syſteme ganz allein eigen iſt, iſt ſchwer zu ſagen. So viel iſt gewiß, daß keiner der alten Philoſophen klar und poſitiv das Daſeyn der Subſtanzen aus einem Acte des göttlichen Willens herleitete. Unſtreitig ſind auch bey den Völkern oder Religionsparteyen, welche ihn annahmen, zwey Sachen vorauszuſetzen: erſtlich, daß ſie hohe Begriffe von Gott und ſeiner Macht haben, um welcher willen ſie ihm alles und gerade dasjenige am liebſten zuſchreiben, was das ſchwerſte ſcheint; zum andern, daß ſie Begriffe oder ſolche Erfahrungen von der Natur der Dinge haben, wodurch ſie überhaupt auf den Begriff einer Entſtehung aus Nichts gebracht oder doch nicht in demſelben geſtört und wankend gemacht werden. Durch jenes erſtere Merkmahl unterſcheidet ſich die Religion oder Philoſophie der Juden ſehr zu ihrem Vortheile von den gleich alten Religionsſyſtemen der Völker, die mit ihnen auf einem gleichen Grade der Cultur ſtanden, oder ſelbſt ihnen darin vorgingen. Die Iſraeliten ſtellten ſich Gott als ein einziges, allerhöchſtes, alles übertreffendes Weſen vor. Die

Aegypter oder Griechen kannten nur Götter, deren Macht zwar gröſser, als die menſchliche, aber doch nur auf einen Theil der Welt eingeſchränkt und durch die Macht andrer Götter gehindert war. Anordnen und regieren konnten ſie ſolche Götter wohl in dem Departement laſſen, welches ihnen anvertraut war; aber das Erſchaffen, das Hervorbringen der Dinge ſelbſt konnten ſie ihnen unmöglich zuſchreiben. Dagegen waren dieſe Völker, beſonders die Griechen, mehr Beobachter der Natur, auf welche die Orientaliſchen Völker, nahmentlich die Juden, ſehr wenig Aufmerkſamkeit richteten. Der Begriff des Entſtehens wurde alſo von ihnen nach der Analogie der Erzeugungen gebildet, die ſie bey den einzelnen Producten der Natur ſelbſt antrafen. Da bey vielen derſelben die vorher ſchon beſtehende Materie in die Augen fällt, auch das, was die Neugierde auf den Urſprung eines künſtlichen, wohlgeordneten Dinges hinzieht, vornehmlich die Form iſt: ſo giengen ſie auch in ihren Erklärungen der Entſtehung der Welt, nicht über die Zuſammenfügung und Anordnung ihrer Theile hinaus, oder lieſsen wenigſtens die Frage vom Daſeyn der Subſtanzen im Dunkeln. Die Erſchaffung aus Nichts hingegen iſt das Syſtem eines Volks, welches nicht bemerkt, daß die natürlichen Productionen immer nur einen ſchon vorhandnen Stoff verarbeiten.

Wir bemerken daher auch, daß die Schöpfung aus Nichts in unſerm Religionsſyſteme ſo lange ohne allen Widerſpruch von Seiten der Philoſophen geblieben iſt, als die theologiſchen Begriffe über phyſikaliſche Unterſuchungen die Oberhand hatten. Nachdem aber bey genauerer Erforſchung, alles Aufhören und Anfangen der Subſtanzen bey den vor unſern Augen entſtehenden und vergehenden Dingen, als gänzlich falſch und ein Betrug der Sinne gefunden worden; da wir uns überzeugt haben, daß kein wirkliches Ding ſich aus der Welt verliert, keines hinzukommt, ſondern alles nur von Veränderung der Lage, des Orts, und von der Compoſition abhängt: ſo iſt mit dieſer deutlichen Einſicht, daß für eine Erzeugung aus Nichts keine Erfahrung vorhanden ſey, auch die Vorſtellung zweifelhaft geworden, ob irgend eine Subſtanz entſtehen könne; und um deßwillen iſt die Schöpfung aus Nichts wieder in eine gewiſſe Dunkelheit zurückgetreten.

Vierter Abſchnitt.

In wiefern uns die Wahrnehmung unſrer geiſtigen Kräfte auf Gott führt, und der Glaube an die Exiſtenz Gottes mit der Ueberzeugung von der Immaterialität der Seele zuſammenhängt. Gründe für die letztere.

Worauf es uns aber, wenn wir den Theismus mit den ihm entgegenſtehenden Syſtemen vergleichen, hauptſächlich ankömmt, iſt, zu wiſſen, ob ein allerhöchſter Geiſt ſey, und ob er auf die Welt und alſo auf unſre Schickſale Einfluß habe. Ich muß daher noch eines andern Weges gedenken, auf welchem die Menſchen zu dieſem Begriffe gekommen ſind, oder eines andern Geſichtspuncts, in welchem ſie ihn angeſehen haben. Der Weg, welchen wir bisher betrachteten, iſt der, daß die Menſchen nach dem Urſprunge und den erſten Urſachen der Dinge forſchten, und den Begriff eines Gottes fanden, indem ſie, unter allen bekannten Kräften, die denkende für die geſchickteſte erkannten, das, was ihnen in dem Bau der Welt wunderbar und wichtig ſchien, zu erklären. Der andre Weg, von dem ich jetzt rede, iſt der, uns verwandte Weſen in dem Weltall aufzuſuchen, durch welche Betrachtung, wenn ſie fortgeſetzt wird, man auf eine Stufenleiter geiſtiger Vollkommenheiten und geiſtiger Weſen, denen ſie zukommen, geräth, an deren Spitze dann ein Weſen ſtehen müßte, welches alle Kräfte und Vollkommenheiten, die in dieſer Sphäre denkbar ſind, in ſich vereinigte. Beyde Speculationen kommen dadurch auf eins zuſammen, daß, um, nach der erſten Vorſtellung, den Urheber der Welt, ſo zu ſagen, zu ſeinem großen Werke auszurüſten, wir ihm die von uns gekannten und geſchätzten Eigenſchaften verſtändiger und guter Seelen in dem Grade und Maße zuſchreiben müſſen, als nöthig iſt, um dadurch auf das ganze Univerſum zu wirken, das heißt, in einem unſre Vollkommenheit ſo weit übertreffenden Maße, als die Welt die Sphäre unſrer verſtändigen und wohlthätigen Wirkſamkeit übertrifft; und daß, wenn wir nach der zweyten Art der Meditation einen uns ähnlichen höchſten Geiſt bilden wollen, wir ihm auch eine den unſrigen ähnliche Beſchäftigung geben müſſen, und zwar eine nach der Proportion größere, nach welcher er ſelbſt über uns erhaben iſt, wozu wir keinen andern Gegenſtand, als die Anordnung und Regierung der Welt, finden. Wenn daher die Erhabenheit Gottes, nach dieſer letztern Deduction, Anfangs weniger beſtimmt iſt; ſo erhält ſie ihre genauere Beſtimmung durch die Proportion zwiſchen unſerm Wirkungskreiſe und dem Univerſum.

Das erſte und vornehmſte alſo, worauf es bey dieſer Unterſuchung ankommt, und ohne welches nicht einmahl eine Vergleichung der verſchiedenen Syſteme, in Hinſicht auf ihre Wahrſcheinlichkeit, angeſtellt werden kann, iſt die Frage, ob das Denken überhaupt eine eigenthümliche Kraft, oder ein bloßes Reſultat der Organiſation iſt. Will man dieſes die Frage über die Immaterialität der Seele nennen, ſo glaube ich, daß dieſelbe weit genauer mit der Lehre vom Daſeyn Gottes zuſammenhängt, als man gemeiniglich annimmt. Mehrere Freydenker der neuern Zeiten haben geglaubt, den Theismus mit der Meinung, daß die Seele nichts, und das Denken ein bloßes Phänomen körperlicher Bewegungen ſey, vereinigen zu können. Ich geſtehe es, daß dieſe Philoſophen mir nicht vollkommen conſequent zu ſeyn, oder nicht alle Folgen ihrer Behauptungen durchdacht zu haben ſcheinen. Denn erſtlich, wenn ich die denkende Kraft zur Erklärung des Urſprungs der Welt anwenden will, ſo muß ich erſt durch irgend eine Erfahrung verſichert ſeyn, daß es denkende Kräfte giebt. Wenn aber das menſchliche Bewußtſeyn, die Gedanken und Handlungen, die wir der menſchlichen Seele zuſchreiben, nur entferntere Folgerungen von combinirten Bewegungskräften ſind: ſo giebt es eigentlich nur eine Kraft, die, welche in der todten Materie eben ſo wohl, als in dem Lebendigen gefunden wird, die Bewegungskraft. Es wäre höchſt ungereimt, das was nur als Reſultat, als Wirkung andrer Kräfte exiſtiren kann, ſelbſt für die alles wirkende Kraft, für die erſte Urſache aller Dinge anzunehmen. Nach dem Syſtem des Materialismus, wiſſen wir von keinem Geiſte, von keinem einzigen urſprünglich und weſentlich lebendigen Dinge. Wonach ſollen wir alſo die Analogie des höchſten Geiſtes bilden? Wir wiſſen nur von einer Maſchine, die durch das Eingreifen ihrer Triebwerke und Räder in einander, ein gewiſſes Phänomen hervorbringt, welches wir Denken, Bewußtſeyn, Wollen nennen; ein Phänomen, welches außerdem ſo wenig für ſich da ſeyn kann, ſo wenig die Harmonie eines Inſtruments irgendwo gehört werden kann, wo das Inſtrument ſelbſt nicht zu finden iſt. Zum zweyten alſo, wenn die Geſtalt eines menſchlichen Körpers das Denken hervorbringt: ſo kann ohne dieſe Geſtalt das Denken nicht Statt haben. Wenn dieſe Form des Gehirns, des Herzens, dieſer Kreislauf des Bluts, dieſer Zuſammenhang der Nerven dasjenige ausmacht, was wir mit Unrecht einer Denkkraft als einer beſondern Subſtanz zuſchreiben: was iſt thörichter, als die Wirkung ohne die Urſache anzunehmen, zu glauben, daß ohne Gehirn und Nerven und Adern und Blut, irgendwo etwas Verſtändiges, ſeiner ſelbſt und andrer Dinge ſich Bewußtes, ſeyn könne. Epikur dachte nach meinem Urtheile mehr mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, als irgend ein andrer Philoſoph, wenn er, nachdem er das Denken und den Verſtand im Menſchen aus der Maſchinerie ſeines Körpers erklärt hatte, und doch Götter, die denken und als vernünftige Weſen Glückſeligkeit genießen ſollten, annahm, dieſen menſchliche Bildung beylegte. Er hatte Recht, daß man ſich, außer in menſchlicher Form, kein vernünftiges Weſen, nicht nur vermittelſt der Einbildungskraft, ſondern ſelbſt mit dem Verſtande vorſtellen kann, ſobald es bewieſen iſt, daß in dieſer Form das Weſen der Vernunft ſelbſt liegt.

Jedermann geſteht zu, daß unſre Begriffe von der Gottheit analogiſch ſeyn müſſen. Aber alle Analogie hört völlig auf, wenn der Menſch eine aus todter Materie zuſammengeſetzte Maſchine iſt, in welcher Empfindungen und Gedanken eben ſo, wie aus den auf gewiſſe Weiſe geſpannten Saiten eine Harmonie, entſtehen, und Gott eine für ſich beſtehende, lebende und denkende Subſtanz ſeyn ſoll. Nur ein einziger Gedanke läßt ſich von denen, die alles unſer Denken von der menſchlichen Organiſation herleiten, und doch außer dem Menſchen noch andre denkende Weſen, und ſelbſt einen höchſten Verſtand annehmen wollen, faſſen: der nähmlich, daß es mehrerley Arten von Zuſammenſetzung der Materie gebe, aus welchen das Selbſtbewußtſeyn und Ideen entſpringen können, Arten, die von der menſchlichen Bildung ſehr weit abgehen; und daß vielleicht die ganze Welt eine ſolche große Organiſation ſey, aus welcher auch eine verhältnißmäßige große und erhabne Denkkraft entſpringe. Gegen dieſe bloßen Möglichkeiten laſſen ſich freylich keine Beweiſe führen. Aber Möglichkeiten, die durch keine Aehnlichkeiten mit wirklich erfahrnen

Sachen unterſtützt werden, können auch keine Ueberzeugungskraft haben. Die Welt als einen Bau anzuſehn, der, als Maſchine, ein ähnliches Reſultat geben könne, wie die menſchliche Maſchine, iſt in der That keinem nüchternen geſunden Verſtande, ohne eine ſchwärmeriſche Imagination, möglich. Ueberdieß würde alsdann der Urſprung der Welt durch dieſe Gottheit nicht erklärt werden, als welche erſt ſelbſt aus der Form und Organiſation der Welt entſprungen wäre. Selbſt eine Regierung und Vorſehung würde nicht Statt finden, indem nicht ſowohl die Welt von der Gottheit, als vielmehr die Gottheit von der Welt abhängig wäre.

Ich glaube alſo, daß man in Prüfung der Syſteme, die das Daſeyn Gottes betreffen, von der Prüfung der Syſteme, die unſre Seele betreffen, den Anfang machen müſſe; ſo wie wir überhaupt von uns, und dem, was in uns intellectuell oder moraliſch gut iſt, ausgehen, um uns den Begriff eines höchſten Verſtandes und einer höchſten Güte zu bilden.

Doch dieſen Theil der Unterſuchung ſehe ich als ſchon von andern vollendet an. Neue Beweiſe von der Immaterialität der Seele laſſen ſich nicht finden. Nur kurz wiederholen kann ich.

worauf es eigentlich ankommt, und welche Gründe die Wagſchale auf die Seite derer, die ein beſonderes geiſtiges Weſen annehmen, zu neigen ſcheinen.

Es würde uns ganz gleichgültig ſeyn können, ob das, was in uns denkt, ausgedehnt iſt, oder nicht; wenn wir nur wüßten, daß etwas in uns iſt, welches denkt, d. h. daß an irgend einer Subſtanz oder einer Anzahl von Subſtanzen, die Kraft zu denken, als etwas ihnen eignes und weſentliches haftet, ſo wie die Kraft zu bewegen oder Bewegung fortzupflanzen in allen Elementen auch nach allen Zerſetzungen und Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, übrig bleibt. Die Hauptſache iſt, zu wiſſen, ob die Zuſammenſetzung vieler todter undenkender Subſtanzen einen Gedanken, der keiner einzelnen zukommt, als Phänomen hervorbringen könne.

Dieſes nun ſcheint dem nachforſchenden Verſtande deßwegen ungereimt:

1. Weil unter allem, was wir wiſſen, das Denken am wenigſten ein Phänomen, und am meiſten und gewiſſeſten etwas Wirkliches iſt. Wenn die metaphyſiſchen Unterſuchungen etwas ins klare geſetzt haben, ſo iſt es dieſes: daß uns von dem Daſeyn und den Eigenſchaften der Körper nichts

als durch unſre Vorſtellungen bekannt iſt, welche mit jenen Eigenſchaften keine wirkliche Aehnlichkeit haben, daß wir folglich entweder auf den abſurden Zweifel fallen müſſen, ob auch irgend etwas, ob auch wir ſelbſt exiſtiren; oder daß wir die wahre ſolide Grundlage der Wirklichkeit in uns ſelbſt und in unſern Gedanken finden. Daß Körper mit allen den Beſchaffenheiten, wodurch wir die Materie bezeichnen, vorhanden ſind, dagegen können Zweifel gemacht werden, welche der ſcharfſinnigſte Philoſoph nicht auflöſen kann, und welche die gemeine Vernunft ſelbſt, wenn ſie ſie einſieht, für gültig erkennen muß. Aber wenn jemand dagegen Einwendungen macht, daß wir ſelbſt ſind, ſo empört ſich der Menſchenverſtand: und doch macht derjenige, welcher, nachdem er gezeigt hat, daß ſehr wohl alles, was wir für Körper und für Begebenheiten außer uns halten, bloße Vorſtellungen ſeyn können, auch die vorſtellende Kraft ſelbſt, das Subſtantielle deſſen, was denkt, nicht annimmt, uns in der That dieſen letzten Zufluchtsort des Daſeyns und der Realität zu nichte.

2. Weil Zuſammenſetzung in den Dingen ſelbſt, die zuſammengeſetzt werden, nie etwas ändern kann, ſondern die Aenderung nur

Schein, oder nur Modification, Einſchränkung und Richtung der ſchon vorhandnen Kräfte iſt. Was heißt zuſammenſetzen? Erſtens, mehrere Dinge, die in entfernten Orten waren, ſo nahe an einander bringen, daß ſie einander berühren; zweytens, eine gewiſſe Lage, ein örtliches Verhältniß derſelben hervorbringen, ſo daß das eine rechts das andre links iſt, daß die Linie durch ſie gezogen krumm oder gerade iſt; drittens, machen, daß ſie cohäriren, d. h. daß ſie nicht anders als mit Gewalt von einander entfernt werden können. Wer die künſtlichſte Maſchine verfertigt, thut nichts, als eine größre Anzahl von einzelnen vorher entfernten Körpern oder Elementen zuſammenbringen, und ihre Lagen gegen einander auf mannigfaltigere Art nach Regeln beſtimmen. Was kann nun dieſe Operation in den Dingen, welche derſelben unterworfen worden ſind, ändern? Etwas ganz neues hervorbringen, eine ſo in ſich reelle Sache, als das Denken und die Kraft zu denken iſt, ſchaffen? Unmöglich! ſondern von dem, was beym Zuſammenſetzen mehrerer Theile zu einem Ganzen geſchieht, laſſen ſich nur zwey Wirkungen ausfindig machen. Die erſte iſt, daß der, welcher A und B vorher einzeln ſah und dachte, wenn er ſie nun ſo nahe beyſammen ſieht, daß er ihre Gränzen nicht mehr unterſcheidet, ſie in Eins in ſeinen Ideen confundirt, und ſie alſo als ein Ganzes, als ein neues entſtandenes Ding anſieht. Das iſt, was Leibnitz eigentlich meint, wenn er die Materie ein Phänomen nennt. Nähmlich, daß Theile, Elemente, Atome, Monaden vorhanden ſind, oder was nun das Vielfache iſt, welches in der Materie vereinigt geſehen wird, das iſt nicht Schein, ſondern reell: aber daß dieſe viele Eins ausmachen, daß durch ihr Beyſammenſeyn an einem Orte, in gewiſſen Lagen und Directionen, ein beſonders Ding von beſtimmter Form entſteht, das in unſern Augen ſein eignes Weſen hat, und in unſrer Sprache ſeinen eignen Nahmen bekommt, das iſt Schein, das iſt Folge unſrer Art zu empfinden, unſrer eingeſchränkten Vorſtellungskraft. Wir unterſcheiden nähmlich Gegenſtände nicht mehr, die gleichwohl noch immer unterſchieden bleiben, weil ſie einander zu nahe ſind. Wir ſehen für Eins an, was eine Vielheit von Dingen iſt: wir glauben, daß Sachen gleichſam in einandergefloſſen, zuſammengewachſen ſind, die doch einander nur nahe ſind, und in dieſer Nähe durch irgend eine Gewalt zuſammengehal ten werden. Alles alſo, was in dieſer Zuſammenſetzung reell iſt, liegt in den Theilen, die eigentlich das wahre Reelle ſind, nicht in dem Ganzen, welches nur ein Ganzes für uns, für unſre nicht microſcopiſchen Augen, für unſern eben ſo wenig microſcopiſchen Verſtand iſt, weil wir die vorhandne Abſonderung und reelle Verſchiedenheit der Theile nicht mehr wahrnehmen.

Die zweyte Wirkung der Zuſammenſetzung iſt, erſtens, daß die Theile mehr in der Nähe auf einander wirken, folglich einer in dem andern alle die Veränderungen, die er vermöge ſeiner Kraft hervorzubringen fähig iſt, in ſtärkerm Grade hervorbringt; zweytens, daß ein Theil dem andern von der einen Seite im Wege ſteht, und ihn an der Bewegung oder Aeußerung ſeiner Kraft nach dieſer Direction hindert. Beydes läuft auf eines hinaus. Denn ſelbſt die Einwirkung einer Sache in die andre kann in dieſer nicht eine neue Kraft hervorbringen, ſondern nur die Kraft derſelben auf einen gewiſſen Punct richten, von einer gewiſſen Richtung abbringen, zu einer andern nöthigen. Um deßwillen ſehe ich deutlich ein, wie eine Maſchine die Stunden zeigen kann, da der einzelne Drath, der Stahl, das Meſſing, woraus die Uhrfeder und die Räder beſtehn, ſie nicht anzeigt. Es iſt nähmlich Bewegungskraft ſchon vor Entſtehung der Uhr vorhanden, und ihre Maſchinerie giebt ihr nur örtliche Beſtimmung oder Richtung. Die Kraft kann durch die Zuſammenſetzung nicht gegeben werden: auch das künſtlichſte Räderwerk könnte nie eine Schnell-Feder hervorbringen, oder die Stelle des Gewichts, d. h. der allen Körpern urſprünglich eignen Kraft der Schwere, erſetzen. Nur die durch eine ſchon präexiſtirende Kraft gewirkte Bewegung kann durch künſtliche Zuſammenſetzungen fortgepflanzt und auf einen gewiſſen Punct geleitet werden.

Man wende dieß auf die menſchliche Maſchine an und ſtelle ſich vor, daß aus Erde, Oel, Waſſer und Feuer, und was alles in unſerm Körper gemiſcht ſeyn mag, nun zum erſten Mahle ein Menſch gebaut würde. Das bloße Zuſammenbringen dieſer Elemente an einen Ort, die Cohäſion, die Form oder Figur, alles das ſind bloß örtliche Verhältniſſe, die, ſo wie alle Verhältniſſe, nicht da ſind, ſobald nicht außer den Dingen ein anſchauender Geiſt da iſt, der die Correlata zuſammenhält, und die Beziehungen bemerkt. — Das Einwirken dieſer Elemente in einander aber kann nichts hervorbringen, als daß die Kräfte, die vorher ſchon in der Erde, dem Waſſer, dem Oele ſteckten, ſich auf eine andre Weiſe, nach einer andern Richtung determiniren, — und wenn keine andre Kraft darin iſt, als die zu ſtoßen, zu drücken, zu bewegen: ſo kann auch in dem Ganzen nichts neues gewirkt ſeyn, als daß dieſer Stoß und dieſer Druck nach einer andern Seite, nach einer andern Himmelsgegend geſchieht, und hinwiederum dieſe Directionen in einer andern Ordnung auf einander folgen. Die Richtung der Bewegung in jedem Augenblick und die Abänderung dieſer Richtung in den ſucceſſiven Augenblicken, dieſe beyden Stücke ſind alles, was ſich von der bloßen Zuſammenſetzung der Materie erwarten läßt.

Nehmen wir von dieſem Einwirken der Triebe auf einander irgend eine andre Folge an, ſo ſetzen wir hier ſchon eine Schöpfung feſt. Denn da die Erfahrung unſre einzige Führerin iſt, ſobald wir über dieſe Gegenſtände irgend etwas ſagen wollen: ſo können wir nicht, in dieſem einzigen Falle künſtlicher Zuſammenſetzungen, denſelben eine Wirkung zuſchreiben, die wir bey keiner andern Maſchine in der Welt finden.

Ich will nicht hinzuſetzen, daß es unmöglich ſcheint, ſich ſelbſt als Viele zu denken, daß der Satz, ich denke, welcher unſtreitig unter allen, welche die menſchliche Erkenntniß ausmachen, der erſte und gewiſſeſte iſt, nicht ſo viel heißen kann, als wir, viele denken, welches unſtreitig der Sinn deſſelben ſeyn müßte, wenn die Materie, d. h. eine Vielheit von Dingen, die nur dem Scheine nach und vor unſern ſchwachen Augen Eins ſind, dächte.

Doch es iſt unmöglich, über dieſe Materie zu ſprechen, ohne in Wiederhohlungen zu fallen. Sie iſt erſchöpft, und es kommt nur auf die Denkungsart, die Penetration und den Fleiß derjenigen an, die darüber nachdenken, ob die darüber ſchon von Mehrern vorgebrachten Gründe die gehörige Wirkung thun ſollen.

Dieß alſo vorausgeſetzt, daß denkende Kraft neben der bewegenden, oder das Lebendige ſo wie das Todte vorhanden iſt, (ohne welche Vorausſetzung es in der That thöricht ſeyn würde, bey der Erklärung des Urſprungs der Welt auf dieſelbe Rückſicht zu nehmen;) ſo fragt ſich nun: welches iſt wahrſcheinlicher Weiſe die erſte und höchſte Urſache derjenigen Einrichtung der Welt, die wir bewundern, und durch welche wir ſelbſt ſo viel Glückſeligkeit, als uns zu Theil worden iſt, genießen, — iſt es die mechaniſche bloß bewegende Kraft, welche allein wir den Elementen der Körper zuſchreiben, oder die wir doch nur allein in ihnen gewahr werden, oder iſt es derjenige Verſtand, mit Güte verbunden, von dem wir Exemplare im kleinen im menſchlichen Leben finden, und von welchem wir die beſten und ſchönſten Monumente der menſchlichen Thätigkeit herleiten? — Und iſt es in dem erſteren Falle die Natur dieſer mechaniſchen in den Elementen wohnenden Kräfte allein, die eine ſolche Welt voll Ordnung und Schönheit hervorbrachte, indem ſie durch die ihr eignen Geſetze gezwungen war, ſo zu wirken, und die Elemente, da ſie vorher in chaotiſcher Unordnug waren, von Lage zu Lage endlich in diejenige Richtung und den Zuſammenhang zu bringen, in welchen wir ſie jetzt ſehen, und in welchen das Principium ihrer Erhaltung und der Regeneration ihrer vergänglichen Geſchöpfe mitenthalten iſt? Oder kam hier, außer der Natur dieſer Kräfte, auch der Zufall in das Spiel? Mit andern Worten, ſind die Bewegungskräfte der Elemente geſtimmt geweſen, gerade nur dieſe einzige Welt nach und nach zu bilden: oder waren ſie vermöge ihrer raſtloſen Thätigkeit, und zufolge der Unendlichkeit ihrer Anzahl, und des Raumes und der Zeit, in welchen ſie wirken, genöthigt, alle möglichen Arten von Combinationen zu verſuchen, unter welchen dann auch die gegenwärtige mit vorkam, die weil ſie die einzige war, welche ſich erhalten konnte, fortdauerte und eine Welt wurde? — Das Syſtem des Theismus, der mechaniſchen Nothwendigkeit und des Zufalls, das ſind die drey Hauptſyſteme, die wir nun noch mit einander zu vergleichen haben.

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Syſteme des Zufalls.

Dasjenige Syſtem, welches die Entſtehung der Welt aus dem Zufalle erklärt, iſt von Epicur zuerſt in eine gewiſſe Form gebracht, und mit deutlichen Worten ausgedrückt worden; und Cicero hat in ſeinem Buche de natura Deorum die Ungereimtheiten deſſelben ſo gut auseinander geſetzt, daß ich nichts hinzuthun kann, als entweder eine größre Unparteylichkeit, die demjenigen, welcher ein Lehrgebäude nur unterſuchen will, anſteht, von demjenigen aber nicht gefordert wird, welcher ſich vorgeſetzt hat, daſſelbe zu widerlegen, oder eine größre Präciſion in Beſtimmung deſſen, worauf es eigentlich bey der Einſicht dieſes Syſtems, und bey der Beurtheilung deſſelben ankommt.

Es würde aber vielleicht eine genaue Beleuchtung nicht verdienen, weil es ſchon ſeit geraumer Zeit ſeinen Credit verlohren hat, und faſt nie mehr in ſeinem ganzen Umfange, rein und abgeſondert von jeder andern Hypotheſe, behauptet wird; wenn es nicht, wie wir ſehen werden, auch in das andere atheiſtiſche Syſtem einer nothwendigen mechaniſchen Entwickelung verwebt wäre.

Zufall iſt, der obigen Anzeige zufolge, zwey Sachen entgegengeſetzt. Das, was der Menſch, oder, wenn es außer ihm verſtändige Weſen giebt, ein verſtändiges Weſen nach Abſichten macht, und was ſo zu Stande kommt, wie es zuvor in ſeiner Idee war, iſt nicht zufällig. Das, was aus einem Samen ſich entwickelt, wenn er in das gehörige Erdreich gelegt wird, iſt auch nicht zufällig. Aber die Figuren, welche das heruntertröpfelnde Waſſer in der Baumannshöhle macht, ſind zufällig.

Was hier aus dem Zufall erklärt wird, iſt nicht die Entſtehung des Tropfſteins ſelbſt; dieſe iſt nach aller Geſtändniß nothwendig, wenn das Waſſer ſich durch ſolche und ſolche Erd- und Steinſchichten durchzieht, oder über ſolche Erdlagen hinläuft und Theile davon mit wegſpült: ſondern es iſt dieſe und jene beſtimmte Form des Tropfſteins. An die Erklärung ſolcher Formen denkt niemand, wenn ſie nicht entweder etwas geometriſch regelmäßiges, oder eine Aehnlichkeit mit einer bekannten Sache haben. Sobald aber eine unter vielen ſich auf eine ſonderbare und vornehmlich auf eine, der Vegetation, der Bildung thieriſcher Körper, oder den Kunſtwerken der Menſchen ähnliche, Art auszeichnet: ſo wird nach der Urſache gefragt, und man glaubt ſie im Zufalle zu finden. Was heißt das? Es heißt, daß der Grund nicht in irgend einer Determination oder urſprünglichen Richtung der Kräfte und Urſachen lag, welche die Sache zunächſt hervorbrachten, ſondern in der Vielheit und Mannigfaltigkeit dieſer wirkenden Kräfte und Urſachen, und in dem Unbeſtimmten und eben deßwegen Mannigfaltigen ihrer Richtungen, wodurch alſo nicht eigentlich dieſe Combination erklärt, ſondern nur die Wahrſcheinlichkeit ſehr vieler und ſehr ungleicher Combinationen gezeigt, und alſo die Verwunderung über die Entſtehung dieſer beſtimmten gemindert wird. Weil unzählige kleine Waſſerſtröme in undenklichen Zeitaltern, durch eine unendliche Anzahl kleiner Canäle zwiſchen den Bergſchichten, ſich durchfiltrirten, und in unüberſehbarer Menge und Verſchiedenheit bey dem Herabtröpfeln Steine bildeten, ſo kamen ſo unzählige Formen derſelben zum Vorſchein, daß auch etwas einem Menſchengeſichte, einem Thierkopfe ähnliches unter der Anzahl ſeyn konnte.

Wo Zufall iſt, müſſen ſehr viele gleichartigen Dinge, auf eine gemeinſchaftliche Art, durch einerley Kräfte wirken. Dieſe Kräfte müſſen in Abſicht des Effects, den man aus dem Zufalle erklären will, weder durch eine Abſicht, noch durch ihre mechaniſchen Geſetze determinirt ſeyn. — Damit alſo dieſer Effect wahrſcheinlich vorherzuſehen ſey, (nur in dieſem Sinne findet hier eine Erklärung deſſelben Statt,) müſſen dieſe Kräfte neben demſelben noch unzählig viele und vielförmige Effecte hervorbringen, unter denen der geſuchte alſo nur deßwegen vorkommt, weil wo alles in einer gewiſſen Art iſt, auch Eines ſeyn muß, und wo ſehr vieles iſt, irgend ein Beſtimmtes nach Proportion der vorhandnen Menge vermuthet werden kann.

Alle dieſe aus ſolchen Fällen abſtrahirten, obgleich nicht deutlich aus denſelben hergeleiteten Ideen wendet Epikur auf die Entſtehung der Welt an. Er unterſucht nicht die Natur und Eigenſchaften der Elemente, woraus ſie beſteht, er giebt ihnen nur die allgemeinſten Eigenſchaften, ohne welche er ſich kein Daſeyn zu denken wußte, das heißt, eine Ausdehnung, eine Figur und eine abſolute Härte, oder die Unmöglichkeit ſie wieder zu theilen, welche Härte nothwendig war, wenn er bey ihnen Ausdehnung mit Einfachheit verbinden wollte; und forſcht nicht nach gewiſſen Geſetzen, nach welchen ſie ſich fortbewegen und ſtufenweiſe entwickeln müßten; — er braucht bloß, um die Hervorbringung dieſer beſtimmten, regelmäßig ſcheinenden und eben deßwegen uns in Verwunderung ſetzenden Form der Welt zu erklären, die unendliche Vielheit der Atomen, welche an einander ſtoßen und ſich vereinigen können, den unendlichen Raum, in dem ſie ſich bewegen, und die unendliche Zeit, während welcher ſie ihre Bewegungen und Stöße fortſetzen, und die daraus zu ſchließende unendliche Menge und

Mannigfaltigkeit der Zuſammenſetzungen. Er erklärt alſo nicht dieſe Welt, woher ſie entſtanden iſt, und warum ſie dieſe Geſtalt hat; er behauptet nur, daß es unzählige Weltformen, wegen der Unendlichkeit des Stoffs, und der Unendlichkeit von Raum und Zeit, in welchen ſich dieſer Stoff formiren und zuſammenballen kann, geben müſſe, unter denen auch dieſe ſich eben ſowohl habe erwarten laſſen, als ſich in einer unermeßlichen Höhle, wo von Ewigkeit zu Ewigkeit die Wäſſer durchſeigen, und im Heruntertröpfeln Steinmaſſe abſetzten, auch einmahl ein dadurch gebildeter Todtenkopf vermuthet werden könne.

Dieſes Syſtem, ſo ſchwach es in andrer Rückſicht iſt, hat den Vorzug, daß ſeine Ungereimtheit nie bewieſen werden kann. Wenn nur einmahl den Atomen diejenigen Eigenſchaften zugeſchrieben werden, welche nöthig ſind, damit ſie zuſammenſtoßen können: und dann alle Gränze in Beſtimmung des Raumes, der Zeit und der Art, wie dieſe Zuſammenſtoßungen geſchehen ſollen, aufgehoben wird, welches der menſchlichen Vernunft viel erträglicher fällt, als die Feſtſetzung irgend einer ſolchen Beſtimmung ohne hinlängliche Gründe: ſo iſt auch nichts mehr vorhanden, welches die unendliche Mannigfaltigkeit der daraus entſtehenden Formen einſchränken könnte, und wodurch alſo die gegenwärtige ausgeſchloſſen und unmöglich würde.

Epikur hat ſein Syſtem nur dadurch ſo augenſcheinlich ungereimt gemacht, daß er es genau hat erklären wollen. Wenn er dabey ſtehen geblieben wäre, den Atomen bloß diejenigen abſtracten Eigenſchaften zuzuſchreiben, wodurch ſie überhaupt erſtens als einfache Beſtandtheile, und dann als fähig eines Zuſammenſtoſſens und alſo einer Verbindung, hätten gedacht werden können, übrigens aber nur auf die Geſetze des Zufalls gedrungen hätte, nach welchen, mit der Menge der Würfe, die Wahrſcheinlichkeit, daß ein beſtimmter Wurf zum Vorſchein kommen werde, ſich vermehrt, und, bey einer unendlichen Menge Würfe, die Wahrſcheinlichkeit Gewißheit wird: ſo würde zwar der geſunde Menſchenverſtand nicht damit befriedigt worden ſeyn, aber ſeine Speculation hätte neben den Hypotheſen andrer Philoſophen ihren Platz behalten. Aber indem er die Figuren ſeiner Atomen genauer beſchreibt, indem er ihre Bewegung beſtimmter regulirt, und ihnen erſt eine geradlinige, nach Unten in einem Raume, wo kein Unten und kein Oben iſt, zuſchreibt; dann wieder einigen derſelben eine ſchiefe, die mit der vorigen einen Winkel macht; indem er die Entſtehung der einzelnen Dinge, der menſchlichen Seele, ſelbſt der freyen Handlungen aus dieſen Atomen und ihren geraden und ſchiefen Bewegungen, erklären will: ſo leuchtet das Willkührliche in ſeinen Vorausſetzungen, und das Unzureichende in ſeinen Erklärungen ſo ſehr in die Augen, daß kein vernünftiger Menſch mehr davon hören mag.

Ein zweyter Vorzug dieſes Syſtems iſt, daß es deutlich auf diejenigen Analogien hindeutet, auf welche es gebauet iſt, und alſo inſofern doch einige ſolide-Grundlage hat, inſofern Erfahrungen vorhanden ſind, die jene Regeln des Zufalls, durch welche die Entſtehung unſrer Welt von Epikur, wenn nicht erklärt, doch begreiflich gemacht werden ſoll, rechtfertigen. Es iſt nähmlich augenſcheinlich, daß die Spiele, ſowohl, was man Spiele der Natur nennt, als auch die eigentlichen Spiele, die zum Zeitvertreibe der Menſchen erfunden worden, und die Erſcheinungen, die bey denſelben vorkommen, das Muſter hergegeben haben, wonach die Idee des Zufalls in Entſtehung und Regierung der Welt modellirt worden iſt. Es iſt wahr, daß höchſt unerwartete Würfe vorkommen, wenn man unaufhörlich ſpielt.

Bey allen Operationen der Natur, die an ſehr vielen Orten zugleich, und ohne Aufhören, geſchehn, finden wir von Zeit zu Zeit Wirkungen, die wegen ihrer Regelmäßigkeit in Bewunderung ſetzen. Nun konnte Epikur ſchließen, wenn bey einer doch nur endlichen Anzahl von Fällen, doch ſchon einige Regelmäßigkeit in einzelnen vorkommt, ſo muß bey einer unendlichen, während einer Ewigkeit wiederhohlten, auch die vollkommenſte Regelmäßigkeit nicht ausbleiben. — Dieſen Vorzug, den das Epikuriſche Syſtem in ſeiner erſten Grundhypotheſe, wodurch es den Urſprung des Ganzen erklären will, behauptet, behält es auch in Erklärungen der beſondern Natur-Phänomene. Man leſe den Lucretz, der die Epikuriſche Phyſik am vollſtändigſten und gründlichſten vorgetragen hat, mit Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt durch, und man wird finden, daß, ſo ungereimt auch viele ſeiner Erklärungen uns jetzt ſcheinen, nachdem wir beſſre gefunden haben, ſie doch der einzig wahren Methode folgen, durch welche die Beſchaffenheit und der Urſprung ſolcher Naturbegebenheiten, die wir nicht vor unſern Augen entſtehen ſehen, erkannt werden können. Sie vergleichen nähmlich jene großen Operationen der Natur mit ähnlichen kleinen Dingen oder Phänomenen, welche die Menſchen ſelbſt veranſtalten können oder doch täglich vor Augen haben. Anſtatt daß die Joniſchen Philoſophen das ganze Gebäude ihrer Phyſik aus der leeren Luft gegriffen, daß ſie willkührlich, Gott weiß warum, dieſes oder jene einzelne Element, zum Urſtoff der Welt wählten, und durch bloße Argumentationen a priori, ohne alle Rückſicht auf Erfahrung, die ganze Natur enträthſeln wollten, ſtellt Epikur oder deſſen Wortführer Lucrez beſtändige Vergleichungen des Großen und Unüberſehbaren mit dem Kleinen und unſern Sinnen Faßlichen, des Seltnen mit dem Gewöhnlichen, der Wirkungen, auf die wir keinen Einfluß haben können, mit denen, die von uns abhängen, an. Und nachdem er ſchon mehr oder weniger Beobachtungen und Experimente vor ſich fand, nachdem er in der Wahl der zu vergleichenden Sachen glücklicher war, nach dem gerathen ſeine Erklärungen bald wahrſcheinlicher bald ungereimter. Zuweilen verſucht er mehrere Analogien, und überläßt es dem Leſer, die natürlichſte und paſſendſte auszuſuchen. So, um das Gewitter zu erklären, ſucht er alle die Fälle auf, wo ein ſchnelles Feuer mit einem Schall verbunden entſteht. Er findet den einen ſolchen Fall in dem

Stahle, der mit dem Kieſelſteine Feuer ſchlägt, und erklärt dem zu Folge Blitz und Donner aus dem Zuſammenſtoßen zweyer Wolken, bey welchem die in ihnen verborgne Feuer Materie herausſpringt. Den Donner vergleicht er noch überdieß mit dem Platzen einer Blaſe, dem Rauſchen vom Winde bewegter Blätter, dem Brauſen der Ströme, des Meeres. Was haben die neueren Phyſiker anders gethan, wenn ſie das Gewitter aus der Electricität erklaren? Sie vergleichen zwey Sachen, die ebenfalls nicht in allen Puncten einander ähnlich ſind. Denn unſre Elektricität wird durch Reiben hervorgebracht; und wie können wir uns vorſtellen, daß die Wolken gerieben werden? Aber indem unter allen Gattungen des Feuers, die wir ſelbſt durch gewiſſe Handgriffe hervorzubringen wiſſen, und mit Muße in der Nähe beobachten können, das elektriſche, in dem Anſehen und den Wirkungen, mit dem Blitze die größte Aehnlichkeit hat: ſo ſind wir mit Recht bey dieſer Analogie, als der genaueſten, ſtehen geblieben, und ſehen ſie als eine wahre Erklärung jener Natur Erſcheinung ſo lange an, bis wir eine noch vollkommnere und pünktlichere Aehnlichkeit entdecken werden. Ein Beyſpiel einer ganz abſurden Erklärung Epikurs, die nichts deſto weniger nach derſelben Methode gefunden worden, iſt die von dem Schweben der Erde in der Luft. Warum fällt die Erde nicht durch die Luft hindurch? Weil ſie auf die Luft keine Schwere, keinen Druck äußert. — Und warum drückt die Erde nicht auf die Luft? Um eben der Urſache willen, um deren willen wir die Schwere unſers Kopfes nicht fühlen, nicht von ihm als von einer Laſt gedrückt werden, — nähmlich, weil er zu uns gehört, weil er mit uns ein Ganzes ausmacht. Auf gleiche Weiſe, ſagt Epikur, macht die Erde mit der Luft einen zuſammenhängenden Körper aus; es ſind zwey Glieder deſſelben Ganzen. Sie können alſo einander nicht beſchweren.

Ich kehre zu der Beurtheilung des Epikuriſchen Syſtems über den Urſprung der Welt zurück. Wenn es ſich im Anfange denkenden Männern, zu welchen Lucrez gewiß gehörte, durch den doppelten Vorzug empfohlen hat, daß es, nach zugegebnen wenigen und ſimpeln Vorausſetzungen, die Entſtehung der Welt auf eine wenigſtens nicht zu widerlegende Weiſe als möglich begreifen läßt, — und daß es auf einige Analogie mit Erfahrungen, die wir ſelbſt machen können, gegründet iſt: ſo hat es hingegen bey genauerer Unterſuchung, auch in ſeinem bloß metaphyſiſchen Theile, um ſo viel ſtärker auch dieſer iſt. als der phyſiſche, ſo viele Schwächen, daß die Philoſophen bald wieder auf die Seite der vernünftigen Layen, die es von Anfange an verwarfen, zurücktraten.

Erſtlich bleibt nach demſelben die Entſtehung des Denkens und denkender, ſelbſt lebendiger Weſen ganz unerklärt, wenn es nähmlich wahr iſt, welches, wie ich glaube, vor allen dieſen Prüfungen der kosmogoniſchen Syſteme ausgemacht ſeyn muß, daß das bloße Zuſammenkommen vieler nicht denkenden Dinge, vermöge der localen Ordnung, in die ſie treten, und wodurch ſie eine gewiſſe Form und Bildung ausmachen, nie das Denken hervorbringen könne. Um dieſer Geſchöpfe willen, welche leben, und bey welchen oder in Beziehung auf welche allein dasjenige Statt finden kann, was wir gut, vollkommen, was wir Ordnung und Schönheit nennen, iſt es allein der Mühe werth, nach dem Urſprunge der Welt zu fragen. Wären ſie nicht vorhanden, ſo würde mit allen Unterſuchungen und Ideen auch dieſe aufgehoben. Und wenn deren, wie jetzt, vorhanden ſind, ſie aber nicht auf ſich, und auf die Beziehung, in welcher die Welt entweder mit ihrer leiblichen Erhaltung, oder mit der Ausübung ihrer geiſtigen Fähigkeiten oder mit ihrem Vergnügen ſteht, Achtung geben: ſo werden ſie nach dem Urheber der Welt nicht fragen. Dasjenige Syſtem iſt alſo für Menſchen das ſchlechteſte, welches am wenigſten auf die Erklärung dieſes Phänomens, des in der Natur vorhandnen Lebens und Verſtandes, und der in ihr zur Unterſtützung von beyden ſich vereinigenden Kräfte und Einrichtungen, Rückſicht nimmt, oder welches gerade bey dieſen am wenigſten befriedigt. Ich will hier nicht wiederhohlen, was ich im Vorhergehenden von den Gründen, welche der Erklärung des Denkens aus der Zuſammenſetzung des Denkens unfähiger Theile entgegenſtehn, angeführt habe, Gründe, die mit verſtärkter Kraft auf das Gemüth wirken, wenn dieſe Zuſammenſetzung als das Werk des Zufalls angeſehen wird. Denn indem Epikur den Atomen alle verborgnen organiſirenden Kräfte abſpricht und ihnen bloß die Eigenſchaften einer gewiſſen Figur, der Härte und der Schwere läßt: ſo fällt es bey ihm deutlicher, als bey denen, welche der Materie gewiſſe künſtlichere Bewegungsgeſetze beylegen, in die Augen, daß die Vereinigung ſolcher Atome, in welcher Ordnung und Stellung, und auf was für ſymmetriſche Art ſie auch geſchehe; nichts als größere Ausdehnung, geometriſche Regelmäßigkeit in der Figur, und eine anders dirigirte Bewegung hervorbringen könne. — Ich will nur anmerken, daß Epikur ſelbſt, da er auf die genaue Erklärung deſſen, was in uns Seele heißt und der Grund des Lebens iſt, kommt, ein Zeugniß von der Unzulänglichkeit ſeines Syſtems ablegt. Er unterſcheidet nähmlich erſtlich anima von animus, wovon jenes das thieriſche Leben, dieſes den Geiſt anzeigt. Dieſer ſagt er, iſt wieder aus den feinſten und beweglichſten Urſtoffen zuſammengeſetzt, nähmlich aus Luft, aus Feuer, und noch aus einem dritten, weit feinern Elemente, welches eigentlich der Sitz der Gedanken iſt. So geht es allen denen, welche den Geiſt in der Körperwelt ſuchen. Indem es ſie ſelbſt beleidigt, die grobe ſichtbare Materie, und die den Augen und dem Gefühl ausgeſetzte Form derſelben für das Principium des Denkens anzunehmen, glauben ſie, dieſer Ungereimtheit zu entgehn, indem ſie die Materie, welcher ſie dieſes Amt geben, die übrige Maſſe zu beleben, ſo ſehr, als ſie können, mit Worten verkleinern und verfeinern, um ſie dadurch den Sinnen und der Imagination gleichſam zu entziehn. Sie beden ken aber nicht, daß ſie entweder dadurch ihre eygnen Sätze vernichten, indem ſie unter dem Nahmen dieſer ſubtilen Materie einen wirklichen Geiſt annehmen, d. h. ein Etwas, welches durch ſich ſelbſt, vermöge einer urſprünglichen und weſentlichen Kraft, nicht vermöge der Zuſammenſetzung, denkt; oder daß ſie die Ungereimtheit nur verſtecken, anſtatt ſie aufzuheben, indem für Augen, die, wie Vergrößerungs-Gläſer, gebildet wären, Materie, die uns jetzt, fein, ätheriſch und geiſtig ſcheint, grob und ganz körperlich ſeyn würde, und weil, was durch eine Zuſammenſetzung vieler Theile in einem großen Raume nicht bewirkt werden kann, durch Zuſammenſetzung weniger Theile im Kleinen, (welches eigentlich die Feinheit der Materie ausmacht,) nicht eher zu erwarten ſteht.

Zweytens, iſt es nothwendig der ruhig urtheilenden Vernunft bey der Epikuriſchen Kosmogonie ſehr anſtößig, daß, zur Erklärung der Natur und der Entſtehung des Ganzen, das Beyſpiel gerade von den allerunterheblichſten und ſchlechteſten Theilen dieſes Ganzen genommen worden iſt; daß, unter allen von uns Menſchen beobachteten Arten des Entſtehens gewiſſer Dinge, gerade die, welche die kunſtloſeſten, die unnützeſten und die vergänglichſten Werke hervorbringt, zum Grunde der Analogie gewählt worden, nach welcher der Urſprung des künſtlichſten, wohlthätigſten, größten und dauerhafteſten Werkes, welches wir kennen, begriffen werden ſoll. Wir ſehen Sanddünen vom Winde zuſammenwehen, Steine ſich zuſammenballen, Laven zuſammenſchmelzen, von deren Geſtalt und Beſchaffenheit wir keine andre Rechenſchaft zu geben wiſſen, als daß irgend eine Form entſtehen muß, wenn Körper durch Luft, Feuer oder Waſſer mit einander vereiniget werden, und daß, wenn ſolcher Vereinigungen ſehr viele geſchehen, auch ſehr wohl jene Form entſtehen konnte. — Aber wir ſehen doch auch Metalle und Thiere und Menſchen entſtehen; wir ſehen die Fabricate und Werke der Menſchen ſelbſt; und alle dieſe verdienen unſre Aufmerkſamkeit weit mehr, als jene zufälligen Concretionen, es ſey wegen der Symmetrie ihrer Theile, es ſey wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Kräfte, es ſey endlich wegen der Beſtändigkeit, mit welcher ſie auf einander folgen. Warum ſollen wir denn alſo dieſe Fälle, in welchen wir ebenfalls von entſtehenden Subjekten, und von wirkenden Urſachen Erfahrungen bekommen, ganz bey Seite ſetzen, wenn wir die wirkende Urſache zur Bildung der Welt ſuchen, und uns gerade an die unbedeutendſte unſrer Erfahrungen von Urſprung und Werden halten, an die, deren Aehnlichkeit mit der daraus zu erklärenden Sache die geringſte iſt. Denn nun kommt noch dazu, daß, wenn wir die Geſetze des Zufalls aus der Erfahrung abſtrahiren, es eben ſowohl dazu gehört, daß nie gleichförmige Sachen dadurch erzeugt werden, als daß alle Arten von Dingen dadurch entſtehen können, wenn die Anzahl von Zufällen groß genug iſt. Es gehört zu dieſer Erfahrung, daß die Zerſtörung eben ſo zufällig, eben ſo mannigfaltig, und eine Regeneration, eine Hervorbringung ähnlicher Geſtalten unmöglich iſt. In der Einrichtung der Welt ſetzt uns nichts mehr in Verwunderung, als dieſe beyden Sachen: der regelmäßige Lauf der Himmelskörper, und die ununterbrochne Folge der Geſchlechter bey Pflanzen, Thieren und Menſchen. Wer uns erklärt, wo dieſe beyden Stücke herkommen, und warum ſie bey den unendlichen Zufällen und Urſachen der Zerſtörung und der Veränderung, ſo ſtandhaft regelmäßig, — ſo auflösbar in den Theilen, oder ſo zerſtörbar in den Individuen, und doch ſo einig in den Ganzen und in den Geſchlechtern ſind: der hat uns den Urſprung der Welt erklärt. Aber gerade von dieſem Phänomen erfahren wir durch die Epikuriſche Erklärung das Wenigſte. Die Facta, welche er zu Beyſpielen braucht, aus welchen wir ſie uns begreiflich machen ſollen, haben gerade mit dieſem die wenigſte Aehnlichkeit.

Ich ſage ferner, daß der, welcher um eine Welt zu bauen, hundert tauſend Welten erbaut, damit unter ſo vielen mißrathenen Verſuchen doch einer gelinge, der Beſtand habe, gewiß ein ſchlechter Welterbauer ſey; und daß derjenige ein nicht viel beſſerer Philoſoph über das Weltall oder Erklärer unſrer Weltordnung ſey, der dieſelbe anders nicht begreiflich machen kann, als daß er, neben dieſer wirklichen vollkommnen Welt, welche wir ſehen, und deren Ordnung ſeit Jahrtauſenden beſteht, noch unzählige andre entſtehende und zerfallende annimmt, die wir nie geſehen, und von deren Wirklichkeit wir auch nicht den geringſten Schein zur Vermuthung haben. Wie wenn der ganze unendliche Raum ſelbſt mit dieſer einzigen regelmäßigen Welt angefüllt, wenn der ganze Stoff zu derſelben verbraucht wäre? In der That führen uns unſre Erfahrungen, ob ſie uns gleich über das Unermeßliche nie etwas entſcheidendes lehren können, weit eher auf dieſe Vermuthung, indem ſo wie ſich vor unſern Augen die Gränzen des Raumes erweitern, ſich auch immer nur Weltkörper derſelben Art zeigen, als wir in kleinern Entfernungen für regelmäßig und abſichtsvoll erkennen. Wenn die Hypotheſe des Epikur einfach iſt in den Sätzen, die ſie zum Grunde legt, ſo iſt ſie nichts weniger als einfach, in dem Stoffe ſelbſt, welcher nach ihr zur Hervorbringung des verlangten Effects gefordert wird. Jener Grundſätze ſind wenige, aber die Dinge, welche den Stoff, die materielle Urſache, ausmachen, ſind unendlich, oder vielmehr ſie übertreffen in unendlicher Proportion die Größe und den Umfang der Wirkung.

Was aber endlich die Epikuriſche Hypotheſe in Grund verderbt, iſt ſein Principium der Bewegung, und die Unrichtigkeit der Folgen, die er daraus zieht. Augenſcheinlich iſt die Idee derjenigen Bewegungskraft, welche er den Atomen zuſchreibt, hergenommen aus dem Phänomen der Schwere, deſſen Allgemeinheit, ſo weit unſre Erfahrung und unſer Geſichtskreis reichen, den Epikur vermuthen ließ, daß dieſelbe eine urſprüngliche und weſentliche Qualität der erſten

Stoffe ſeyn müſſe. Alle Körper ohne Ausnahmen fallen, wenn ſie nicht unterſtützt werden. Es iſt alſo keine willkührliche unerweisliche Behauptung, wenn man dieſe Bewegung für eben ſo ewig annimmt, als ſie allgemein iſt: wenn man ſie eben ſo den erſten untheilbaren Theilen zuſchreibt, als ſie dem Zuſammengeſetzten in allen möglichen Lagen und bey allen Veränderungen zukommen. So weit war alles richtig, wenigſtens den Geſetzen der menſchlichen Vernunft gemäß. Aber Epikur irrte gröblich, indem er das Phänomen des Fallens und der Schwere falſch erklärte; er irrte, indem er es auf eine unrichtige Weiſe verglich. Indem er nicht bemerkte, daß Unten und Oben relative Begriffe ſind, die ſich auf ſchon vorhandne Weltkörper beziehen, in dem unermeßlichen Raume aber gar keine Bedeutung haben, legte er im Grunde, unter dem Nahmen der Schwere, den Atomen eine Bewegung bey, welche mit der uns bekannten Schwere gar keine Aehnlichkeit hat, und von der wir uns keinen Begriff zu bilden wiſſen. Alle Körper auf unſrer Erde fallen ſenkrecht auf die Oberfläche, und alſo, da dieſelbe eine Kugel iſt, gegen den Mittelpunct derſelben. Dieſe Bewegung iſt alſo nicht nach einer gewiſſen Region des Univerſums, ſondern ſie iſt von allen Seiten gegen den Erdkörper gerichtet; ſie iſt convergirend. Was nun auch die Urſache davon ſeyn mag, ſo müßte doch die Urſache, welche alle Grundſtoffe, in parallelen Linien, in gleicher Direction nach einer gewiſſen Weltgegend fortriebe, ganz davon verſchieden ſeyn. Woher konnte er nun, ich will nicht ſagen, beweiſen, ſondern nur die Vermuthung hernehmen, daß eine ſolche Bewegung, deren Direction durch gar nichts beſtimmt wurde, zu den weſentlichen Eigenſchaften der Grundkörper gehöre? — Aber geſetzt, dieſelbe würde zugegeben, und eine andre Schwere der Atomen angenommen, als diejenige iſt, die wir in den Körpern wahrnehmen: ſo kann aus dieſer Bewegung doch noch keine Verbindung entſtehen, wenn nicht von neuem von unſern Erfahrungen, in Abſicht der Schwere, und von den vernünftigen Vermuthungen, in Abſicht aller gleich weſentlichen Bewegkräfte abgegangen, und, ohne irgend ein Datum, willkührliche Modificationen hinzugeſetzt werden. Vermöge der Schwere nähmlich fallen im leeren Raum alle Körper gleich geſchwinde; — dieſe Gleichförmigkeit in der Geſchwindigkeit der Bewegung ſcheint eine natürliche Folge einer einfachen allen beywohnenden Kraft zu ſeyn, die durch keine Verſchiedenheit in den Eigenſchaften der Individuen eingeſchränkt wird. — Aber wenn alle Stoffe unaufhörlich in gleichen Entfernungen und mit gleicher Geſchwindigkeit in parallelen Richtungen fallen, ſo können ſie nie zuſammenſtoßen. — Um dieſem Mangel, der den ganzen Weltbau vereitelte, abzuhelfen, ſetzte Epikur, aus ſeiner ſchaffenden Machtvollkommenheit, zwey Stücke hinzu: er ließ die Atomen ſich mit ungleicher Geſchwindigkeit bewegen, und er ließ einige derſelben, mitten in ihrem Laufe, von ihrem Wege abbrechen und eine ſchiefe Richtung bekommen; jenes ohne, dieſes wider alle Gründe der Erfahrung, indem uns die geſunde Phyſik lehrt, daß nur ein äußrer Stoß oder Widerſtand einen Körper von der Richtung, in der er ſich bewegt, abbringen kann. — Wenn man erkennen will, wie ſchlecht das particuläre, auf unſre Erde eineingeſchränkte, Phänomen der Schwere von Epikur zum Grunde einer Analogie ſey gebraucht worden, auf welche er eine Hypotheſe für das ganze Univerſum bauen wollte, muß man den Gebrauch dagegen halten, welchen Newton von eben dieſem Phänomen zu eben dieſem Endzwecke machte. Newton konnte ebenfalls, um von allen Himmelskörpern und den Urſachen ihrer Bewegungen etwas zu vermuthen, nichts anders thun, als dieſe Bewegungen mit bekanntern, die vor ſeinen Augen auf der Erde vergingen, vergleichen. Aber er unterſuchte vorher die Bewegung ſelbſt, welche er zum Vergleichungspunkte annahm, genau. Der Apfel fällt vom Baume; wohin? nach einer gewiſſen Gegend des Univerſums? nein, nach eben der Gegend, nach eben dem Ziele, nach welchem auch der Apfel eines Baums der Antipoden hinfällt. Alſo die kleinen Körper auf der Oberfläche der Erde fallen alle gegen die große Maſſe des Erdkörpers. — Ich will nichts davon ſagen, daß er nun die Geſchwindigkeit dieſer Bewegung und die Geſetze ihrer Beſchleunigung prüfte, um zu ſehen, ob er in der wahrgenommenen Aehnlichkeit hinlänglichen Grund fände, den kleinern Himmelskörpern gegen die größern eben dieſe Bewegung zuzuſchreiben, die wir hier in den, von der Erde bis auf eine gewiſſe Entfernung getrennten, kleinen Maſſen gegen die Erde finden. War das erſt ausgemacht, daß allemahl der Körper, welcher weniger Materie in ſich enthält, vermittelſt der Schwere, ſich gegen den bewegt, der aus mehreren zuſammengeſetzt iſt: ſo war nun die Hypotheſe begreiflich und allen

Geſetzen der Vernunft gemäß, daß Atom gegen Atom, jede körperliche Subſtanz gegen die andre ſchwer ſey, oder eine Bewegung gegen ſie, vermöge einer unbekannten Kraft, äußere. Denn z. E. wenn nur drey Subſtanzen wären, A, B und C; eine unbekannte Urſache triebe A gegen B, eine andre Kraft A gegen C; ſo muß, wenn B und C beyſammen ſind, A mit verdoppelten Kräften gegen dieſen Ort getrieben werden, und dieſer Trieb muß in A immer ſtärker werden, ſo wie zu B und C noch mehrere Subſtanzen, gegen welche A eben dieſen natürlichen Trieb ſich mit ihnen zu vereinigen hat, hinzukommen. Weit entfernt alſo, daß die Erſcheinung, welche wir bey dieſem einzigen, uns nahen, ununterbrochenen Bewegungstriebe der Körper, — dem Falle derſelben ſehen, wenn wir ſie auf alle Körper im Univerſum und alle ihre Grundſtoffe ausdehnen, uns auf die Idee bringe, daß ſie ſich insgeſamt parallel mit einander, nach derſelben Richtung, die wir ſehr ungeſchickt unten nennen würden, bewegen: leitet ſie uns vielmehr darauf, daß ſie ſich alle gegen einander bewegen, ſich ſammeln, und immer mehrere an ſich ziehn, bis endlich die ganze Materie in eine einzige große Maſſe zuſammengeballt ſey, in welcher ſie alsdann ewig ruhen würde. — Nach dieſer wahren oder wenigſtens auf die richtigſte Vergleichung gegründeten Vorſtellung von den Kräften der Urſtoffe, wird alſo zwar die Vereinigung der Atomen mit einander leichter und beſſer erklärt, als nach der kindiſchen des Epikur: aber es wird zugleich ſichtbar, daß, vermöge des Falls oder der dem Fall ähnlichen Bewegung der Grundſtoffe, nie eine Welt entſtehen könne. Es iſt nähmlich nach derſelben falſch, daß dieſe Stoffe ſich raſtlos bewegen, und daher ſich vereinigen und ſich trennen, um ſich dann wieder zu vereinigen, und alſo nach und nach alle erdenklichen Verbindungen und mit ihnen alle möglichen Geſtalten hervorzubringen: ſondern die Stoffe ruhen, ſobald ſie ſich auf irgend eine Art mit einander vereiniget haben; und in dieſer Vereinigung, ſie ſey auch, welche ſie wolle, können ſie eben ſowohl ewig Fortdauern, als in der Abtheilung und bey den Bewegungen der Himmelskörper, welche wir ſehen. Es iſt falſch, daß alle andern Combinationen zerfallen müßten, wenn ſie nicht diejenigen Principien des Lebens, und diejenige Ordnung in ſich hätten, welche unſrer Welt eigen iſt. Nach allem, was uns die Erfahrung von der Grundmaterie vermuthen läßt, iſt in derſelben keine Kraft, als ſich in einen ungeheuren Ball zu vereinigen; die Auseinanderſetzung derſelben, die Abſonderung derſelben in mehrere große Maſſen, die Bewegung derſelben um einander, ohne ſich zuſammenzuhängen, ſetzt noch andre Kräfte voraus, die wir, da ſie uns in keinem Körper, der uns nahe iſt, und mit dem wir Verſuche anſtellen können, vorkommen, auch auf keine bekannte Urſache zurückzuführen wiſſen. In dem Umlaufe des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne, iſt zwar die Schwere jener kleinern Weltkörper gegen dieſe größern, das heißt, die Bewegung, welche zur Vereinigung abzweckt, ein immer fortwirkendes Princip, aber es iſt mit einer andern uns unbekanntern Kraft verbunden, welche die umlaufenden Körper in geraden Linien von ihren Umlaufs-Centris wegtreibt, und alſo die Trennung der ſich anziehenden Materie unterhält. Aus der Vereinigung beyder Kräfte entſteht die Beobachtung der Regeln, welche der Aſtronom in den Bahnen und der Geſchwindigkeit der Himmelskörper auffindet. Ich ſage, dieſe letztre Kraft iſt unbekannter, obgleich die Schwere oder die Attractionskraft eben ſo wenig von jemanden erklärt worden iſt. Aber letztre ſehen wir in allen

Körpern; ihre Erſcheinungen umgeben uns: die erſtre finden wir nur in den Weltkörpern allein. Dort können wir das Große mit dem Kleinen, das Entfernte mit dem Nahen vergleichen; hier findet keine Vergleichung Statt. Und weiter reicht, unglücklicher Weiſe unſre Erklärung natürlicher Dinge nicht, als daß wir die Aehnlichkeiten der Bekanntern mit den weniger bekannten, der gewöhnlichern mit den ungewöhnlichern auffinden.

Im Grunde alſo heißt, den Urſprung der Welt, wie Epikur that, aus dem Zufalle, oder beſſer, aus der Möglichkeit unendlich mannigfaltiger Verbindungen bey vorausgeſetzter Unendlichkeit ſowohl der Menge des Grundſtoffes, als des Raumes und der Zeit, erklären, eben ſo viel, als die Erklärung des Urſprungs der Welt gänzlich aufgeben. Denn was thut Epikur? Er ſagt: die Welt iſt eimal da, und alſo muß alles dazu Nöthige vorhanden geweſen ſeyn, und es muß ſich auf irgend eine Art in die gegenwärtige Ordnung gefügt haben. Eben ſo gut wäre es, zu ſagen, die Welt ſey immer ſo, wie ſie jetzt iſt geweſen, und damit alle Unterſuchung abzubrechen. Denn wenn jemand das Eigenthümliche, welches wir in dieſer Welt finden, ihre Ordnung, die darin enthaltenen lebenden und denkenden Geſchöpfe, die Erhaltung derſelben durch Jahrtauſende vermittelſt einander folgender Generationen, den Lauf der himmliſchen Körper, der zur Erhaltung und Fortpflanzung dieſer beyträgt, — wenn jemand dieß auf keine Weiſe mit den Eigenſchaften und Kräften, die er den Grundmaterien beylegt, in Verbindung zu bringen, oder analogiſch zu machen weiß: ſo leiſtet er eigentlich nichts von dem, was man durch eine Erklärung der Urſachen zu erhalten wünſcht. Und indem Epikur ſelbſt dieſe wenigen und unzulänglichen Kräfte und Geſetze, welche er den Grundſtoffen beylegt, nach ganz falſchen Analogien, durch unrichtige Vergleichung mit Gegenſtänden der Erfahrung, die er ſelbſt nicht hinlänglich kannte, beſtimmt hat: ſo hat er alles gethan, was einer brauchbaren philoſophiſchen Erklärung der Dinge zuwider iſt. Daher kommt die allgemeine Abneigung, die der gemeine Menſchenverſtand gegen dieſes Syſtem den erſten Augenblick empfindet, da er es erfährt. Der Philoſoph thut bey der Widerlegung deſſelben nichts, als daß er dieſe Empfindungen in Ideen verwandelt.

Sechſter Abſchnitt.

Von dem Syſteme der mechaniſchen Entwickelung.

Wenn dann alſo aus den Kräften todter Materie, welche nicht weiter reichen, als nur die Materie auf irgend eine Art zuſammenzubringen, niemahls das Daſeyn und die Fortdauer dieſer Welt, ſo wie wir ſie vor uns ſehen, und von ihr ſelbſt einen Theil ausmachen, begriffen werden können: ſo müſſen, im Falle nicht zur Erklärung ihres Urſprungs Verſtand, Gedanken und Abſicht zu Hülfe genommen werden ſollen, der Materie noch andre eigne, auf Bildung und Erhaltung der vorhandnen einzelnen Dinge, beſonders der Weltkörper, der Pflanzen und Thiere abzielende, Kräfte beygelegt werden; Kräfte, die, weil ſie nur materiell ſeyn ſollen, nur nach blinder Nothwendigkeit ihre Wirkung hervorbringen können. Dieſes iſt das zweyte Syſtem des Atheismus *), dasjenige, welches in den neuern

---

*) Wenn man nähmlich dasjenige nicht mitzählt, welches über den Urſprung der Welt gar nichts beſtimmt, ſondern allen Unterſuchungen dieſer Art auszuweichen gebiethet.

Zeiten durch das Systeme de la nature nicht ſowohl gründlicher bewieſen, oder deutlicher ausgeführt, als vielmehr durch die Art darin herrſchender Beredſamkeit allgemeiner ausgebreitet worden iſt. Nach demſelben iſt es nicht der Zufall, der unendliche Stoffe in unendliche Verbindungen ſetzt, um eine hervorzubringen, die Beſtand haben könne: ſondern es ſind die dieſen Stoffen beywohnenden Kräfte allein, welche ſie nothwendig zu dieſer einzigen Verbindung determiniren. Die rohe Materie war nichts anders, als ein Same, aus welchem ſich vermittelſt ſolcher Bewegungen, dergleichen wir in der Materie bey ihren Gährungen finden, nach und nach alle großen und kleinen Körper, ſowohl die Weltkörper nach ihrem Bau, ihrer Form, ihren Entfernungen und ihren Laufbahnen, als die Geſtalten, Organiſationen und Kräfte der auf ihnen wachſenden, und lebenden Geſchöpfe entwickeln mußten. Die Grundſtoffe haben, ohne belebt zu ſeyn, organiſirende, bildende Kräfte in ſich, die ſie in diejenigen Formen zwingen, in welchen wir ſie ſehen, und durch welche auch das Leben, die Empfindung und der Verſtand zum Vorſchein kommen.

Dieſes Syſtem nimmt zwey Geſtalten an. Eine derſelben iſt deutlicher; aber eben deßwegen verräth ſie ſeine Schwächen leichter. Nach der andern iſt es ſeiner Dunkelheit wegen ſchwerer zu prüfen oder zu widerlegen, aber auch eben ſo ſchwer mit einiger Beruhigung des Gemüths zu glauben.

Diejenigen drücken ſich wenigſtens verſtändlich aus, welche ſagen: „Es gab eine Zeit, wo nichts vorhanden war, als Erde und Luft und Feuer und Waſſer. Dieſe ſo genannten Elemente, oder die uns unbekannten wahren Elemente derſelben ſind ewig und nothwendig. In ihnen war weder Leben noch Bewußtſeyn. Alles war todt. — Aber nichts deſto weniger war alles in Bewegung, nicht nur auf die einfache Art, welche wir unter die Geſetze der Schwere bringen können, ſondern auf ſo viel beſondre und mannigfaltige Art, als die eigenthümliche Natur der Elemente mit ſich brachte, Arten, deren Geſetze wir nicht kennen, die wir aber nach ihren Wirkungen beurtheilen können. Dieſe Bewegungen vereinigten Gleiches mit Gleichem, trennten das Unähnliche, und ſetzten auf dieſe Weiſe die vermiſchte Materie aus einander. Sie thaten noch mehr; ſie entwickelten die in der

Materie liegenden organiſchen Keime, oder brachten durch entſtandne Gährungen Organiſationen hervor. Feuer und Waſſer haben daran den meiſten Antheil gehabt. Durch eine Stufenfolge mechaniſcher Bewegungen, und durch das beſtändige Fortwirken mechaniſcher Triebfedern, nimmt die Materie die Form an, in welcher wir ſie finden, und in welcher wir uns ſelbſt finden. Der Bau unſers Körpers, der Bau der vegetirenden iſt einer von den Zuſtänden, in welche die Materie nothwendig in ihrer Reihe von Bewegungen kommen mußte; und als ihr Mechanismus ſie in dieſe Geſtalt gezwungen hatte, ſo entſtand Leben und Bewußtſeyn, welche Reſultate dieſer Form ſind. — Je genauer man dieſe Entſtehung der Thiere und Menſchen aus der Materie durch determinirte Bewegungskräfte beſchreiben will: deſto unhaltbarer und beleidigender wird dieſes Syſtem. Menſchen und Thiere aus dem von der Sonne gekochten Schlamme, wie Maden aus der Fäulniß, hervorwachſen laſſen, iſt eine von den älteſten aber den revoltirendſten Vorſtellungen dieſer Art. Unterdeſſen muß man doch zu etwas dergleichen kommen, man mag die Sache anfangen, wie man will. Denn ein Punct muß ſeyn, wo die todte

Materie in die lebendige übergeht; oder man muß glauben, daß das Leben immer da geweſen iſt, welches aber eine Art Kräfte vorausſetzt, die wir von den mechaniſchen unterſcheiden. Um deßwillen hat ſich eine andere Claſſe mehr tiefſinniger Metaphyſiker an noch mehr abſtracte Ausdrücke gehalten. Sie laſſen im Dunkeln, ob vor der Welt ein Chaos vorhergegangen und dieſes Chaos, ſich durch Gährung, oder Federkraft, von ſelbſt in eine regelmäßige Ordnung verſetzt, und Thiere und Menſchen aus ſich gezeugt habe. Sie ſcheinen mehr das Beſtehen und die Fortdauer der Welt, als ihren Urſprung erklären zu wollen. Sie reden nicht von einer Kraft, die hervorbringt, ſie reden von Subſtanzen, die ſich verändern, ſich modificiren, die ihr Weſen auf verſchiedne Weiſe darlegen. Alle Zuſtände, in welche die Materie ſucceſſive geräth, ſind, nach dieſer Theorie, die verſchiednen Arten zu ſeyn, die ihr weſentlich eigen ſind, und die nothwendig in dieſer Ordnung auf einander folgen. Unter dieſen modis findet ſich auch der, welchen wir zu erklären ſuchen, bey welchem einzelne Theile der Materie Leben und Bewußtſeyn bekommen.

Damit wir aber deutlich wiſſen, was für eine Meinung wir zu prüfen haben, ſo müſſen diejenigen, welche das Syſtem nothwendiger Entwickelungen behaupten, nur darüber ſich entſcheidend ausdrücken, ob das Denken, der Verſtand und das Bewußtſeyn gewiſſen Theilen der Materie, oder der ganzen zu Einem verbundnen Maſſe, von Ewigkeit und weſentlich, zukommen, und alſo mit zu den wirkenden Kräften oder den ſich entwickelnden Eigenſchaften gehören; oder ob Gedanken und Bewußtſeyn bloße particuläre, in der Zeit entſtandne Effecte, bloße eingeſchränkte, gewiſſen Concretis eigne, vergängliche Modi der Materie ſind. Nehmen ſie das Erſte an, ſo ſind ſie es nicht, mit welchen wir zu ſtreiten haben; weil wir jetzt bloß zu denjenigen reden, die von den erſten Urſachen der Dinge alles, was wir geiſtig nennen, ausſchließen. (Ich verſtehe hier nähmlich unter geiſtig alles dasjenige, was Vorſtellungen mit Bewußtſeyn hat, und darnach handelt; ohne daß ich für jetzt darauf ſehe, ob ein ſolches Weſen einfach oder zuſammengeſetzt ſey.) Bekennen ſie ſich aber zu der zweyten Auslegung ihrer Worte: ſo ſind folgendes meine Ideen bey einer unparteyiſchen Prüfung der Sache.

Dasjenige, was dieſem Syſtem in den Augen ſonſt vernünftiger Leute, welche metaphyſiſche Grübeleyen haſſen, und ſich vor den Verirrungen der Einbildungskraft fürchten, günſtig ſeyn kann, iſt, daß es keine andern Dinge vorauszuſetzen ſcheint, als ſichtbare, oder ſolche, die in die äußern Sinne fallen. Daß Dinge da ſind, daß ſie in dieſer Form und Ordnung da ſind, daß ſie in dieſer Reihe auf einander folgen, das lehrt uns unſre ſicherſte Führerinn, die Erfahrung. Von einem Weſen, das außer der Welt vorhanden ſey, ſagt ſie uns nichts. Wir bleiben alſo ihren Anleitungen treu, wenn wir zur Erklärung des Zuſtandes der Dinge, in welchem wir und unſre Vorfahren, ſo lange Menſchen ſind, ſie geſehen haben, nur die Kräfte dieſer Dinge ſelbſt brauchen; und wir verlaſſen ſie, wenn wir die Kraft eines andern von ihnen verſchiednen, uns ſich durch nichts offenbarenden Weſens zu Hülfe nehmen. Da nun das Beharrliche in der Natur, das, was bey den Auflöſungen und Zerſtörungen der einzelnen Dinge, in ihren Theilen übrig bleibt, die Eigenſchaften und Kräfte der Materie ſind: ſo iſt es der geſunden Logik gemäß, dieſe als die erſten Urſachen der beſondern Verbindungen anzunehmen, in welchen wir die Materie finden: geſetzt auch, daß wir den Uebergang derſelben aus ihrem primitiven in dieſen abgeleiteten Zuſtand, weder beobachten, noch uns auf eine begreifliche, das heißt andern Erfahrungen analoge Weiſe vorſtellen könnten.

Die noch tiefer ſehenden Metaphyſiker ſetzen noch folgendes hinzu. Das Seyn muß nothwendig vor allen Affectionen und Handlungen eines Dinges vorausgehn; dieß lehrt die geſunde Vernunft. Das Denken iſt eine Affection, eine Veränderung, eine Thätigkeit; das Seyn, das Weſen eines Dinges oder mehrerer Dinge, kann alſo nicht von demſelben abgeleitet, ſondern muß ihm vielmehr zum Grunde gelegt werden. Auf welches außerweltliche Weſen ich alſo auch zurückgehen wollte, um die in der Welt exiſtirenden Weſen nach ihren Modificationen und Verbindungen zu erklären: ſo würde doch auch bey dieſem das Denken nicht dem Seyn und dem Weſen zum Grunde gelegt werden können, ſondern von ihm abgeleitet werden müſſen. Es würde alſo der Zuſtand oder die Qualification des Denkens ebenfalls in dieſem außerweltlichen Urweſen nur als eine Folge oder ein Accidenz mehr urſprünglicher oder weſentlicher Eigenſchaften, zu welchen das Denken nicht gehört, angeſehen werden müſſen. Dieſelbe Urſache alſo, warum der Theiſt die Materie für unzulänglich hält, die vorhandne Einrichtung der Dinge zu erklären, weil er dazu den Verſtand oder das Denken für nothwendig hält, eben dieſe würde auch jene erſte Urſache ausſchließen, indem auch bey dieſer Vorſtellen und Erkennen nur als dem Seyn ſubordinirt, und als Folgen und modi des Weſens angeſehen werden können. Es iſt alſo vernünftiger, die ganze Summe der Weſen, welche unſre Welt ausmachen, als die einzigen Weſen anzuſehen, (wie wir denn andere ohne allen Grund in der Erfahrung annehmen.) Dieſe, inſofern ſie bloß nach ihrem primitiven Begriffe des Daſeyns betrachtet werden, ſind das, was wir Materie nennen: inſofern wir ſie aber in den beſondern Modificationen dieſes Seyns betrachten, welche aus dem Weſen der Dinge nothwendig fließen, legen wir ihnen beſondere Nahmen gewiſſer Eigenſchaften oder Kräfte, oder particulärer Gattungen bey.

Was den *erſten* dieſer Vorzüge betrift, welcher dem Syſtem mechaniſcher Nothwendigkeit zugeſchrieben wird: ſo iſt derſelbe mehr ſcheinbar als wahr. Die Körper ſind fühlbar und ſichtbar, und wir werden von ihrer Exiſtenz durch die Ausſage der Sinne überzeugt. Aber die Grundſtoffe, aus denen die Körper doch nothwendig, als zuſammengeſetzte Weſen, beſtehen müſſen, ſind nothwendig uns eben ſo unſichtbar, eben ſo wenig Gegenſtände der Sinne, eben ſo unbegreiflich für die Einbildungskraft, welche den Sinnen gleichſam nacharbeitet, als Geiſter immer nur ſeyn können. Und doch ſind es dieſe Grundſtoffe und ihre Kräfte, aus welchen eigentlich der Bau und die Fortdauer der Welt erklärt werden müſſen. Man mag die unendliche Theilbarkeit der Materie, man mag einfache und unausgedehnte Elemente, wie Leibnitz, oder einfache und doch noch ausgedehnte Elemente, wie Epikur, annehmen: in allen Hypotheſen kommen wir auf Grundweſen, von deren Daſeyn uns keine Erfahrung verſichert.

Und geſetzt, daß wir die körperlichen Stoffe als Gegenſtände der ſinnlichen Erkenntniß anſehen könnten, weil wir die aus ihnen beſtehenden Compoſita ſinnlich erkennen: ſind deßwegen nicht ihre Kräfte, die Principia ihrer Wirkſamkeit, eben ſo unſinnlich und unſichtbar, dieſe Wirkſamkeit mag in bloßer Bewegung, oder ſie mag im Bewußtſeyn und in Ideen beſtehen?

Ja bey weiterer Unterſuchung findet ſich eben hier eine von den ſchwachen Seiten der Hypotheſe, wo wir die ſtarke vermutheten. Denn eben dieß kann dieſe mechaniſche Philoſophie nicht vermeiden, daß ſie in der Materie ganz verborgene, durch keine Erfahrung beſtätigten, durch keine Analogie aufzuklärenden Eigenſchaften vorausſetzt. Schwere oder Attractionskraft iſt die einzige Thätigkeit, die wir in allen Dingen ohne Ausnahme, auch nach allen Auflöſungen der Theile, nach der vollkommenſten Zerſtörung der Organiſation, finden. Dieſe allein können wir alſo, nach der Erfahrung, den materiellen Grundſtoffen zuſchreiben. Ich habe aber bey dem Epikuriſchen Syſteme gezeigt, daß dieſe unmöglich zureicht, eine Welt zu bilden, weil ſie nur dahin ſtrebt, alles Körperliche in *eine* große Maſſe zu vereinigen. Wenn alſo dieſe Grundſtoffe ohne Plan und Verſtand, aus ſich ſelbſt, nur durch mechaniſche Entwickelung ſich abſondern, von einander entfernen, unterſchiedne große Kugeln formiren und auf jeder derſelben ſich in mannigfaltige Concreta zertheilen ſollen: ſo müſſen außer der Schwere in der Materie noch Bewegungskräfte ſeyn, die wir zu bemerken nie Gelegenheit gehabt haben; und von welchen wir uns keinen Begriff nach Analogie machen können. Dieſe bildenden organiſirenden Kräfte nun, die unter einem oder dem andern Nahmen alle diejenigen der Materie zuſchreiben müſſen, welche die Entſtehung der Welt aus bloßer Materie erklären wollen, ſind wahre qualitates occultae. Sie ſind es ſo ſehr, daß es unmöglich iſt, weitläuftig dieſe Hypotheſe zu erklären, ohne in Ausdrücke zu verfallen, welche ſich nur für die Wirkung geiſtiger Kräfte ſchicken. Dieſes iſt dem Systeme de la nature ganz beſonders eigen; eben, weil ſein Verfaſſer, um populärer zu werden, ſich nicht bloß mit den abſtracten metaphyſiſchen Ausdrücken begnügte. Er redet von einem Plane, den die Materie befolgt, wie der Theiſt von dem Plane der Gottheit. Dieſer weiß wenigſtens, was er ſagt; denn ein Plan iſt eine Combination von Ideen, und dieß ſchickt ſich für einen Geiſt: aber in der metaphoriſchen Bedeutung, die ich dem Worte Plan, angewandt auf die Wirkung mechaniſcher Kräfte, beilegen ſoll, — wie viel muß ich von dem eigentlichen Begriffe des Worts weglaſſen, wie viel darf ich behalten? Nie hat ſich jener Verfaſſer darüber deutlich erklären, nie wird irgend einer es deutlich beſtimmen können.

So lange man glaubte, Inſekten entſtänden aus Fäulniß, und bloße Gährungen könnten lebendige Thiere hervorbringen: ſo lange hatte dieſer Atheismus eine große Stütze. Denn waren dieſe Erfahrungen richtig: ſo war wenigſtens eine Analogie vorhanden, wornach man ſich auch die Entſtehung andrer lebendigen Geſchöpfe, und der Weltkörper mit ihnen vorſtellen konnte. Zwar mußte es auch damahls immer befremdend bleiben, daß Gährung oder Fäulniß nur kleine Thiere hervorbringe, deren Entſtehung und erſtem Wachsthume wir nicht gut nachſpüren können; nie aber die großen, bey welchen die Beobachtung leichter wäre. Aber genug die Hervorbringung des Lebendigen aus dem Unbelebten, des Organiſchen aus dem Unorganiſirten, des Regelmäßigen aus einer vermiſchten, rohen Maſſe, war doch ſchon ein Factum, welches die größte Schwierigkeit überwand oder niederſchlug. Bloße Bewegungskräfte konnten einen künſtlichen Bau, Leben, und die Principien zur Fortdauer und Fortpflanzung hervarbringen. Nachdem aber, bey genauerer Unterſuchung, dieſe vermeinte Erfahrung zu einem Vorurtheil und Volksmährchen herabgewürdiget worden, nachdem man die Zeugung der kleinen Thiere, aus Individuen ihrer

Art, eben ſo deutlich geſehen hat, oder mit eben ſo viel Zuverläßigkeit vermuthet, als wir den Urſprung des Pferdes und des Menſchen, aus vorher da ſeyenden Pferden und Menſchen wiſſen; ſeitdem fehlt es der Hypotheſe, die wir unterſuchen, gänzlich an einer Grundlage in der Erfahrung: und es bleibt dem mechaniſchen Atheiſten nichts übrig, als zu ſagen, die Materie muß ſolche organiſirenden Kräfte haben, weil Organiſationen vorhanden ſind, und wir außer der Materie kein wirkendes Principium annehmen wollen.

So wie es aber in den menſchlichen Ideen überhaupt, beſonders über dieſe dunkeln Materien, einen Kreislauf zu geben ſcheint, nach welchem die längſt verlaſſenen und von jedermann verachteten Meinungen in einiger Zeit wieder zum Vorſchein kommen, und ſich gerade bey den ſpeculativſten Köpfen Eingang verſchaffen: ſo haben in der neueſten Zeit auch einige Naturkündiger Erfahrungen zu machen geglaubt, welche der generationi aequivocae, wie man ſie nennet, oder der Hervorbringung einer Organiſation ohne vorher daſeyende Keime, das Wort reden. Nicht nur hat man dazu die Beobachtungen angeführt, die man von der Erſetzung verlorner Theile bey gewiſſen Thieren gemacht hat, ſondern man hat auch die Erzeugung der Pflanzen ſelbſt durch eine bloße Epigeneſis oder eine Anhäuſung von Theilen erklären wollen; ja einer der vorzüglichſten Gelehrten und Schriftſteller in der Naturgeſchichte hat einen Bildungstrieb in dieſelbe wieder eingeführt, der, wenn ich ihn anders recht verſtehe, eine zur Organiſation und Anordnung abzielende Kraft, die in der unordentlichen und rohen Materie liegt, bedeuten ſoll. Aber dieſe Erfahrungen ſind noch zu neu, noch zu wenig vervielfältiget, noch nicht von genug Seiten unterſucht, um Grund zu neuen Einwendungen gegen die faſt allgemein angenommene Ueberzeugung, oder zur Unterſtützung allgemeiner Hypotheſen zu geben, auf welchen die Art zu denken und der Glaube der Menſchen über ihre wichtigſten Angelegenheiten beruhen. Dieſer neue Bildungstrieb, obgleich durch mehr detaillirte Kenntniß der Natur unterſtützt, hat demohnerachtet für mich alles das Unbegreifliche und Ungereimte der alten plaſtiſchen Kräfte. Er hat eine beſtimmte Richtung, und wird durch nichts beſtimmt. Es iſt eine Kraft, die lediglich nach der Wirkung erfunden und eingerichtet iſt; — und dieſes iſt es eben, was die qualitates occultas unterſcheidet. Jedes Phänomen, erklärt durch eine Urſache, welche nur um dieſes Phänomens willen erdacht iſt, und ſonſt nichts wirkt, als dieſe Gattung von Phänomenen, iſt gar nicht erklärt.

Wenn aber auch der gemeine Menſchenverſtand, der bloß auf Erfahrungen baut, durch ein Syſtem befriedigt zu werden ſcheint, welches außer der ſichtbaren Welt und ihrem Urſtoffe, nicht noch ein andres unſichtbares Weſen annimmt: ſo muß er doch auf der andern dadurch beleidigt werden, daß dieſes Syſtem willkührlich gewiſſe Erfahrungen wählt, aus welchen es den Urſprung der Welt erklären will, und andre eben ſo ſichere und eben ſo brauchbare übergeht.

Wenn ich mir vorſtelle, daß ein Menſch, der eben ſo wenig durch die Erziehung und die Landes-Religion, als durch ein philoſophiſches Syſtem, auf eine Seite der über dieſe Materie ſtreitenden Parteyen gezogen würde, übrigens die Welt nach particulären Erfahrungen ungefähr ſo gut, wie wir, kennte, zum erſten Mahle über die Urſache des Ganzen nachdächte: ſo würden, wie mich dünkt, ſeine natürlichen Gedanken folgende ſeyn. „Ich ſehe Körper, die ſich bewegen, ohne daß ich in ihnen eine Spur von Leben und

Bewußtſeyn finde; und dieſe Bewegungen bringen große und merkwürdige Veränderungen hervor. Ich ſehe in andern und in mir ſelbſt eine andre Art der Thätigkeit, die mit Gedanken und Bewußtſeyn verbunden iſt. Es iſt bisher noch niemand völlig gelungen, weder dieſe Kraft, welche in mir denkt, auf die Bewegungskräfte, noch die Bewegungskräfte auf das Denken zu reduciren: ich will ſagen, es iſt noch keinem gelungen, deutlich zu zeigen, wie Bewegung auf gewiſſe Weiſe modificirt das Weſen des Denkens, oder wie Vorſtellungen die Urſachen aller in den Körpern wahrgenommenen Bewegungen ſeyn können. Will ich keinen unbewieſenen Hypotheſen Gehör geben, ſo ſtehen dieſe beyden großen Phänomene in der Natur, und die Kräfte, die ich um ihrentwillen vorausſetzte, jedes einzeln, völlig von einander abgeſondert, und ſind gleichſam die beyden Grundpfeiler, auf welchen alles, was hier auf Erden und im menſchlichen Leben von mir geſehen und betrachtet wird, beruht. Soll ich nun über das Univerſum, deſſen Natur und Umfang ich freylich nur nach der Aehnlichkeit kenne, die ich zwiſchen ihm und der von mir geſehenen Portion des Raumes und der Zeit finde, irgend einen Verſuch zur Erklärung ſeines Urſprungs wagen: ſo werde ich beyde der deutlich von mir erkannten Kräfte zu Hülfe nehmen müſſen. Ich werde von den Principien der Thätigkeit, welche mir in der Welt vorkommen, wodurch ſie verändert wird, oder wodurch die Folge ihrer Erſcheinungen fortgeht, keines weglaſſen dürfen, wenn ich mir von der erſten Einrichtung der Welt einen Begriff machen will. Denn warum baut der Atheiſt die Welt durch mechaniſche Kräfte, durch gewiſſe Gährungen der Materie, durch Entwickelung von Keimen? deßwegen, weil er in dem Feuer, in der Elaſticität der Luft, in der allen Körpern gemeinen Schwere, die Beyſpiele ſolcher Bewegungen findet, durch welche die Formen der Dinge verändert werden; weil er hier auf unſrer Erde, durch Vermiſchungen verſchiedner Säfte, beſonders geſtaltete Körper entſtehen, weil er die Pflanzen aus ihren Keimen hervorkommen ſieht. Er thut alſo nichts, als daß er die Kräfte, von welchen ihm die eingeſchränkte Erfahrung dieſes kleinen Erdenraums Nachricht und die erſten Muſter giebt, in ſeinen Gedanken vergrößert, und auf die Zuſammenſetzung des ganzen Univerſums anwendet. Aber Leben und Verſtand ſind ja eben ſo gewiß in der Natur vorhanden, als Schwere, Elaſticität, oder die unbekannte vegetirende Kraft; und ſie ſind gewiß eben ſo wahre Thätigkeiten, und bringen, im ganzen Umfange der Erde und in der Folge der Zeiten, eben ſo groſſe Revolutionen auf ihrer Oberfläche hervor. Wie könnte ich alſo dieſes eben ſo deutlich erkannte Principium, das in der Welt ſo äuſſerſt wirkſam iſt, da weglaſſen, wo von der Welt ſelbſt, als der erſten und gröſten Wirkung, geredet wird?"

Der unbefangne, aber auch durch keine Offenbarung unterrichtete Menſch wird nicht einen Geiſt zum einzigen Urheber der Materie machen, nicht die Materie zu dem einzigen Urſtoffe, aus welchem auch menſchliche Seelen entſtehen; aber er wird Bewegungskräfte und denkende Kräfte beyde als urſprünglich und ewig anſehen, und wird beyde mit einander vereinigen, um ſich einen Begriff von den Urſachen der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge zu machen. Dieſes iſt der rohe Theismus, ſowohl die älteſte als die natürlichſte Art zu denken im menſchlichen Geſchlechte. Gott oder Götter neben der Materie anzunehmen, dieſer blinde Bewegungstriebe, jenen eine abſichtliche Bearbeitung der Materie zuzuſchreiben; das iſt die Religion des vernünftigen Wilden, und es muß noch das Syſtem desjenigen ſeyn, welcher, wie jene mechaniſchen Philoſophen zu thun vorgeben, ohne alle metaphyſiſchen Speculationen, bloß den erſten und ſimpelſten Erfahrungen nachgehen will. Dasjenige, was jenen Theismus im Anfange ſo unvollkommen macht, und was im Fortgange der menſchlichen Kenntniſſe die meiſten Veränderungen leidet, iſt die Art, wie die denkende Kraft erweitert und vergrößert wird, um dem großen Effecte, zu deſſen Hervorbringung ſie dienen ſoll, angemeſſen zu ſeyn. Die geſunde Vernunft dictirt ebenfalls die Regel der Proportion; aber die Anwendung iſt ſchwer. Um ſo viel das ganze Univerſum die einzelnen Dinge, welche wir aus Bewegung oder durch Verſtand entſtehen ſehen, an Größe übertrifft, um ſo viel müſſen jene Bewegungs- und Verſtandes Kräfte, welche die Welt gebildet haben, größer ſeyn, als diejenigen, welche die Dinge auf unſrer Erde umändern. Die Bewegungskräfte werden vergrößert, bloß indem wir ſie vervielfältigen, d. h. indem wir mehrere Dinge hinzuſetzen, welche ſich bewegen. Aber die Verſtandes-Kräfte haben außer der Größe der Menge, noch eine innere Größe, die vermehrt werden kann: ein Menſch hat mehr Verſtand als der andere, ob er gleich nur einen

Verſtand hat. — Wir können uns alſo auch einen Verſtand denken, welcher allen menſchlichen übertrifft, und welcher ihn eben ſo weit übertrifft, als die Welt die Kunſtwerke des menſchlichen Fleißes. Hier iſt es alſo, wo reiferes Nachdenken die erſten Dictata der roheren Menſchen-Vernunft verbeſſert hat. Dieſe hat von Graden des Verſtandes und der geiſtigen Tugenden nur wenig Begriffe, und ſie vergrößert alſo die denkende Kraft, welche dem Baue und der Regierung der Welt vorſteht, dem Grade nach wenig, aber ſehr durch Vervielfältigung. Sie nimmt viele Götter an; und dieſe Götter ſind nicht viel mehr, als Menſchen. Der mehr geſittete, der tiefer nachdenkende Menſch erfüllt die Forderung ſeiner Vernunft, die Kräfte der Urſache ihrem Effekte zu proportioniren, indem er die Energie des Verſtandes ſelbſt, den Grad ſeiner innern Vollkommenheit, in dem Urheber der Welt nach jenem Verhältniße größer vorausſetzt. Der höchſte Schwung der menſchlichen Vernunft iſt, ſich nur einen und einen unendlichen Gott zu denken. Alle Verſchiedenheiten der Meinungen über dieſen Gegenſtand ſind aus weiterer Bearbeitung jener erſten Begriffe entſtanden; aber die erſten und natürlichen Begriffe ſelbſt ſcheinen ſehr kenntlich hindurch. Das Lebendige und das Verſtändige in der Welt iſt von dem Unbelebten, bloß Beweglichen ſo ſehr unterſchieden, jene im Leben und im Denken ſich äußernde Thätigkeit iſt dem Menſchen durch ſein inneres Bewußtſeyn, ſo einleuchtend, er ſieht daraus ſo große, ſo merkwürdige und ſo bleibende Veränderungen in der Welt entſtehen, daß es ihm unmöglich iſt, dieſe Art von Kräften, dieſe Gattung von Urſachen auszuſchließen, wenn er von dem Urſprunge der geſammten Einrichtung der Dinge redet.

Der zweyte Punct, welcher das jetzt von uns betrachtete Syſtem empfehlen ſollte, hält eben ſo wenig eine genauere Unterſuchung aus. Es liegt in der Natur unſerer Vorſtellungen, daß wir in jedem Gegenſtande, er gehöre zu welcher Claſſe er wolle, das Daſeyn als unterſchieden von der Kraft, und alſo als vorhergehend vor der Aeußerung der Kraft oder der Action denken. Hieraus entſteht, bey der Erklärung des erſten Urſprungs der Dinge, eine Schwierigkeit, die in allen Syſtemen auf gleiche Weiſe empfunden wird, und die alſo keinem das Uebergewicht geben oder entziehen kann. Es iſt nähmlich immer nur aus der Kraft und aus der Action, wo wir dasjenige, was wir als Wir kung erklären wollen, herleiten. Alle Urſachen, die ein Ding hervorrufen, bringen es, zu Folge unſrer hierin gar nicht abzuändernden Vorſtellungen, nicht durch ihr bloßes Daſeyn, ſondern durch ihre Thätigkeit hervor. Den Urſprung dieſer Thätigkeit ſelbſt wiſſen wir nicht weiter zu erklären, doch aber ſehen wir Thätigkeit nicht als den erſten Grundbegriff des Dinges ſelbſt an. Wir betrachten ſie als dem Daſeyn untergeordnet, und ſind doch nicht vermögend, ſie mit demſelben in eine nothwendige Verbindung zu bringen. Alle Kräfte der einzelnen Dinge, die wir kennen, müſſen erweckt werden: Bewegung wird durch Bewegung erzeugt, Gedanken in uns entſtehen erſt nach den auf uns gemachten Eindrücken. — Hier aber, bey der Erklärung der Welt, ſind in den Grundurſachen Kräfte nöthig, die nicht erweckt zu werden brauchen, deren Wirkſamkeit mit dem bloßen Daſeyn der Grundurſachen nothwendig verbunden iſt. — Hiervon uns einen wahren Begriff zu machen, iſt uns unmöglich; aber es iſt eben ſo unmöglich, bey leb- und verſtandloſen Elementen der Materie, die ſich bewegen und durch Bewegung alles hervorbringen ſollen, als bey einem lebendigen und verſtändigen Grundweſen, welches denken, und nach Ideen ſchaffen ſoll. In ſo weit ſind alſo beyde Syſteme gleichen Schwierigkeiten unterworfen.

Aber die Ungleichheit findet ſich zum Nachtheile der mechaniſchen Cosmologie, ſobald die Unterſuchung noch einen Schritt weiter geht. Die erſte Action des einen unendlichen Geiſtes zu erklären, iſt eine Schwierigkeit, welche der Theiſt befriedigend aufzulöſen vielleicht nicht vermag, (die Unterſuchung hiervon gehört in einen folgenden Theil dieſes Aufſatzes:) aber dieſe Schwierigkeit muß unendliche Mahl wiederkommen, wenn wir die Kräfte der Materie zu Urhebern der jetzigen Einrichtung der Dinge machen. Jedes Element nähmlich, wirkt für ſich, und bey jedem iſt die Quellt ſeiner Action, die Art, die Tendenz derſelben unerklärt. Ueberdieß, wie kann das Zuſammentreffen und Verbinden aller dieſer unzähligen verſchiedenen Actionen zu gemeinſchaftlichen Erfolgen erklärt werden? In den nothwendigen Kräften der einzelnen Elemente ſelbſt kann dieſes nicht liegen. Denn die Mechanik jedes Atoms determinirt nur die Bewegung dieſes Atoms ſelbſt, nicht die Bewegung andrer. — Das Syſtem kann alſo auf ſeiner eignen Baſis nicht ruhen, die bloße Nothwendigkeit der Bewegungskräfte, die zerſtreut in die unendliche Menge der Elemente, nie in Rückſicht und mit Beziehung auf andre, wirken, kann nicht hinreichen, die Stellung der Elemente gegen einander und ihre Zuſammenordnung in irgend ein Ganzes zu erklären. Der Zufall muß noch hinzugenommen werden, um wenigſtens das erſte Zuſammentreffen der Elemente zu beſtimmen, woraus dann weiter durch gegenſeitige Einwirkung der Bewegungskräfte die nothwendigen Veränderungen folgten. Aber wie ſchwach dieſe Hypotheſe des Zufalls an ſich ſey, haben wir geſehen: und dann welche Befriedigung kann die vorausgeſetzte Nothwendigkeit mechaniſcher Entwickelungen verurſachen, wenn dieſe Nothwendigkeit ſich nicht eher äußern kann, als nachdem das Ungefähr die nothwendig wirkenden Dinge zuſammengereihet und in eine gewiſſe Stellung gebracht hatte.

Einige mehr der Faſſungskraft unphiloſophiſcher Leſer angemeſſene Betrachtungen ſind folgende.

Wenn wir einem Dinge Kräfte und Eigenſchaften als nothwendig zuſchreiben, ſo müſſen es ſolche Kräfte und Eigenſchaften ſeyn, ohne welche das Ding gar nicht beſtehen kann. Wenn alſo die todte unbelebte Materie gar nicht beſtehen und fortdauern könnte, ohne in dieſer regelmäßigen Form einer Welt, wenn es uns unmöglich wäre, uns Feuer und Waſſer und Erde und Luft als exiſtirend vorzuſtellen, ohne daß um einen leuchtenden und wärmenden Körper ſich eine mit Pflanzen, Thieren und Menſchen beſetzte Erdkugel, und mit ihr andre wahrſcheinlich [illegible] ähnliche Kugeln herumdrehten, ſo wäre es billig und vernünftig, auch wenn wir die Kräfte und Geſetze dieſer Elemente, durch welche ſie eine Sonne und Erde, und Pflanzen und Thiere bilden, nicht kennen, doch anzunehmen, daß ſie gewiß ſolche Kräfte haben, ſolchen Geſetzen unterworfen ſeyn müſſe: denn jedes Ding, welches iſt, muß die Principien ſeines Beſtehens in ſich haben. Aber nun widerſpricht dieß alles unſrer Erfahrung und den erſten Begriffen unſrer geſunden Vernunft. Nur für die in dieſer Welt befindlichen lebenden Weſen: zur Aufrechthaltung des denkenden und empfindenden Theils, iſt dieſe Einrichtung des Weltgebäudes nothwendig, nicht für die in ihm wirkenden mechaniſchen Kräfte. Leben, Empfindung, alſo auch Vernunft können nicht auf Erden ſeyn, wenn nicht ſolche körperliche Organiſationen exiſtiren, und auf die

Organe durch ſchickliche Media gewirkt wird; wenn nicht Augen vorhanden ſind, und eine Sonne dieſen Augen leuchtet, wodurch Ideen des Geſichts entſpringen; wenn nicht Ohren vorhanden ſind, und eine Atmoſphäre, deren Bewegung die Ohren durch Töne rühret. Aber die Maſſe ſelbſt, die Theile, aus welchen Ohr und Auge, die Pflanzen und die Erde und die Sonne ſelbſt beſtehen, können ſehr wohl in ihrer Vollkommenheit fortdauern, und nach ihrer eigenthümlichen Art und Natur wirken, wenn auch alle dieſe Ordnung und dieſer Zuſammenhang wegfielen. Das ſehen wir deutlich nach der Zerſtörung dieſer thieriſchen Körper. Der Staub, in welchen mein Leichnam verweſet, bleibt und wirkt als Staub in Ewigkeit fort. Wie viele unordentlich vermiſchte Haufen Materie bleiben nicht in dieſer Unordnung, ohne etwas ihrer eigenthümlichen Eigenſchaften zu verlieren. Eben ſowohl alſo konnte die ganze Materie, welche den Urſtoff der Welt ausmacht; wenn ſie unbelebt war, in einem Zuſtande, den man mit keinem bekannteren Nahmen, als dem des Chaos, belegen kann, beharren, ohne daß ſie aufhörte dasjenige zu ſeyn, was ſie war. Iſt es alſo nicht ein bloß erbetner Satz, mehr, wie Cicero ſagt, von den Anhängern des Syſtems gewünſcht als erwieſen, daß die mechaniſchen Kräfte der Urſtoffe, vermöge nothwendiger Geſetze ihrer Wirkſamkeit, zu Bildung ſolcher Formen beſtimmt werden, die doch zu dem Fortdauern dieſer Urſtoffe, zu der Wirkſamkeit dieſer Kräfte ganz entbehrlich ſind? Was iſt dieſe abſolute Nothwendigkeit anders, als ein leeres Wort, wenn ſie gerade von ſolchen Wirkungen ausgeſagt wird, die zu dem Beſtehen der Urſache und ihrer Eigenſchaften gar kein nothwendiges Verhältniß haben? was iſt unbefriedigender zur Erklärung des Urſprungs der Dinge, als ein Mechanismus, der weſentlich nothwendig wirkt, und deſſen Wirkungen doch zum Weſen und zur Fortdauer des Dinges, worin er geſetzt wird, ganz unnöthig befunden werden? Die Idee von Nothwendigkeit verſchwindet ſo gleich, ſobald die Beziehung des Prädicats, welches man für nothwendig hält, auf das Daſeyn und die Fortdauer des Subjects, dem man es als nothwendig beylegt, aufgehoben wird. Selbſt der Mechanismus unſers Körpers führt die Idee mit ſich, daß er zur Erhaltung des Körpers beytrage; aber mechaniſche Bewegungen der Elemente, die zur

Erhaltung eben dieſer Elemente nöthig wären, ſind undenkbar.

Kommen wir auf denjenigen Theil der Welt, welcher uns allein zu jeder Unterſuchung des Urſprungs der Dinge oder der Zukunft veranlaſſet, weil nur dieſer Theil unterſuchen kann, und nur für dieſen es nicht gleichgültig iſt, wie alles zuſammenhängt, ich meine auf die lebendigen, empfindenden und denkenden Weſen: ſo kommt, bey der mechaniſchen Entwickelung todter Materie durch bloße Bewegungskräfte, nicht nur dieſelbe Schwierigkeit zurück, die wir überhaupt bey dem Uebergange von Bewegung zum Denken, in der Verwandlung bloß örtlicher, d. h. äußerer Veränderungen, mit ganz innerlichen, dergleichen das Denken iſt, fanden; ſondern es zeigt ſich auch noch eine neue.

Geſetzt nähmlich auch, daß eine ſo künſtliche Zuſammenſetzung, als wir in unſerm Körper finden, aus undenkenden Stoffen ein des Bewußtſeyns fähiges Ganze hervorbringe: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht der ganze Bau unſers Körpers, und alle ſeine Glieder, zum bloßen Hervorbringen des Bewußtſeyns und des Gedankens nothwendig ſind. Denn wir ſehen ja, daß Menſchen von dieſen Gliedern viele verlieren können, und doch denkende Weſen bleiben. Ein abgeſchoſſener Arm oder Fuß, ein verlohrnes Auge, ein völlig deſtruirter Gehör-Gang, eine Lähmung des ganzen Körpers, laſſen oft den Menſchen nicht nur fortleben, ſondern laſſen ihn auch im Beſitz aller ſeiner Gemüthskräfte. Demohnerachtet ſind alle jene Theile zur Unterſtützung und zur Erhaltung des menſchlichen Lebens im ganzen Geſchlechte der Menſchen durchaus nothwendig, und zur Entwickelung und dem Gebrauch der Gemüthskräfte unentbehrlich. Wenn nun die in der Materie liegenden Bewegungskräfte denkende und empfindende Weſen, dergleichen wir und die Thiere ſind, hervorbringen ſollen: ſo müſſen zwey ganz verſchiedene Arten der Bewegungen in völlig abgeſonderten Urſtoffen auf eine höchſt ſonderbare Art zuſammentreffen. Ein Theil derſelben muß ſich, durch ſeine auf bloße Bewegung abzielenden Kräfte, zu dem denkenden Weſen erheben, und ein andrer Theil derſelben muß ſich zu gleicher Zeit in ſolche Organe zuſammenfügen, welche dieſes denkende Weſen unterſtützen, und ihm zu Werkzeugen dienen können. Ein Theil der mechaniſchen Bewegungen in der Materie muß durch die Geſetze ſeiner Mechanik zu derjenigen Combination determinirt ſeyn, deren Reſultat ein Gedanke iſt, und andre gleich blinde Bewegungen in andern Theilen müſſen gleich nothwendig dazu determinirt werden, Maſchinen zu bilden, welche, ohne an dem Denken ſelbſt Theil zu nehmen, doch daſſelbe befördern, erweitern. Wäre das Denken die Folge oder das Reſultat aller Bewegungen unſers ganzen Körpers, und könnte man alſo das Weſen deſſen, was wir Seele nennen, in die Natur unſrer geſammten Organiſation ſetzen: ſo würde zwar die künſtliche Zuſammenſetzung Verwunderung erregen, und aus ſolchen Bewegungskräften der Urſtoffe, als wir kennen, oder, nach Aehnlichkeit der bekannten, mit einigem Grunde annehmen können, unbegreiflich ſeyn: aber doch würde alsdann die Tendenz dieſer Kräfte nur einfach angenommen werden dürfen; man würde ihnen zwar ein willkührliches, aber nur ein Geſetz vorſchreiben dürfen, nähmlich, daß in der Materie dieſer Trieb der Entwickelung zu Hervorbringung des Lebens und des Bewußtſeyns liege. Aber da im Körper augenſcheinlich wenigſtens ein Theil der Sitz des Gedankens iſt, da einige Glieder zum Leben unentbehrlich, andre nur nützlich und angenehm ſind, in einigen Ideen erzeugt, durch andre nur von weitem bequemer herbeygeführt werden: ſo muß man den Urſtoffen, um ſolche Weſen zu ſchaffen, eine zwiefache Tendenz geben, zwiefache ſehr determinirte, und zugleich zuſammenpaſſende Geſetze vorſchreiben. Dieſe Entwickelung, dieſe Gährung der Materie muß auf Leben, jene auf Bildung von Gliedmaaßen abzielen, dergleichen das Lebendige nöthig hat. Hier muß die Bewegung ſich in Bewußtſeyn und Verſtand verwandeln, dort muß ſie bloße Bewegung bleiben, aber dem Verſtande dienſtbar werden. Wer ſieht nicht, daß dieß wieder der Zufall unter verändertem Nahmen iſt, welchen dieſes Syſtem zu Hülfe ruft. Woher dieſes regelmäßige Zuſammentreffen zweyer Arten von Bewegungen, die, als Bewegung betrachtet, keine Beziehung gegen einander haben, und nur inſofern in ein Verhältniß treten, als die eine derſelben zur Idee geworden iſt? Was hätte mein Fuß mit meinem Gehirne zu thun, wenn mein Gehirn nicht dächte, wenn kraft dieſes Gedankens nicht die Begierde mehr zu denken, alſo die Begierde mehr zu ſehen, zu hören, und daraus wieder die Begierde, mich zu neuen und neuen Gegenſtänden fortzubewegen, entſtände, von welcher Begierde dann mein Fuß die Möglichkeit der Befriediung giebt? Alſo der Zuſammenhang zwiſchen Gehirn und Fuß liegt nicht in ihren Urſtoffen; er liegt nur in den ſchon vollendeten Compoſitis, oder vielmehr in den Reſultaten dieſer Compoſitorum; zwiſchen der Begierde zu denken und ſich zu bewegen und dem Fuße iſt erſt die Beziehung. Wodurch iſt denn alſo die Compoſition ſelbſt entſtanden, welche ſchon einen früheren Zuſammenhang in den Urſtoffen vorausſetzt? Dieſe ſollen ſich, um Compoſita zu bilden, zufolge ſolcher Verhältniſſe und Beziehungen, an einander fügen, welche erſt vorhanden ſeyn werden, wenn ſchon die Compoſition vollendet iſt. Iſt da nicht eine Erklärung der bloßen abſoluten Unwiſſenheit und des Aufgebens aller Unterſuchung einer Auflöſung jenes allergrößten Räthſels vorzuziehen, bey welcher die willkührlich angenommenen und durch keine Erfahrung beſtätigten Vorausſetzungen ſich bey jedem Schritte ſo anhäufen?

Ich habe ſchon in einigen der vorigen Abſchnitte geſagt, daß nichts den Menſchen mehr auffordert, eine Urſache des Lebens und der zu demſelben nöthigen Einrichtungen zu ſuchen, als daß alle belebten, und ſelbſt alle organiſirten Körper bey ihrer Zerſtörung ſich in die gemeinen

Stoffe roher Materie auflöſen, aber nie aus denſelben, ſondern nur aus Dingen ähnlicher Art ſich erzeugen.

Wenn man dieſer Idee weiter nachgeht, ſo zeigt ſich darin eine neue Schwierigkeit, die den mechaniſchen Entwickelungen, als Grundurſachen von der Einrichtung der Welt, entgegen ſteht. Iſt nähmlich dieß eine weſentliche Eigenſchaft der Materie oder ihrer Urſtoffe, daß ihre Kräfte darauf hinzielen, Leben, und ſolche Körper, welche das Leben in ſich enthalten, hervorzubringen: ſo iſt in der That das Abnehmen und Sterben unbegreiflich. Denn dieſe künſtliche Zuſammenſetzung iſt alsdann den Elementen ſo natürlich, iſt ſo nothwendig in ihrem Weſen gegründet, als der Zuſtand, in welchem ſie, als Waſſer, als Luft, als Oel, als Erde, exiſtiren und wirken. Warum ſollten ſie alſo in jener Form nicht eben ſowohl durch Jahrtauſende fortdauern können, als in dieſer? Selbſt die allgemeinen Naturgeſetze lehren, daß, wenn mechaniſche Kräfte irgend eine Tendenz haben, dieſe auf den Beharrungsſtand gerichtet iſt. Ich will ſo viel ſagen: jede Kraft ſtrebt gegen andre, und leidet von ihnen Widerſtand nur ſo lange, bis ſie ſich beyde durch ihre gegenſeitige Wirkung in einen Zuſtand verſetzt haben, in welchem ſie ruhig neben einander fortdauern können. Alle Ordnung, die wir in bloß materiellen Zuſammenſetzungen, und in den Producten gewiſſer Gährungen finden, entſteht daher, daß die, während der Action gegen einander ſtrebenden, Kräfte eher nicht in Ruhe kommen, und alſo nicht eher ein Reſultat geben, als bis eine durch die andre ſo weit eingeſchränkt iſt, als es erforderlich war, wenn beyde in ihrer Natur und in ihrem Zuſtande beharren ſollten. Sobald ſie dieſen Punct erreicht haben, ſo ſetzt ſich die Gährung; die Bewegung hört auf, und die dadurch erzeugten neuen Formen dauern nun ohne alle Veränderungen fort, wofern äußere Urſachen ſie nicht zerſtören.

Das Ziel, auf welches mechaniſche Kräfte hinarbeiten, iſt das der Ruhe, des Beharrens, der ungeänderten Fortdauer.

Sollte nun nicht, — wenn ähnliche Wirkungen und Gegenwirkungen bloßer Bewegungskräfte, durch gegenſeitige Einſchränkung, die Elemente in den Zuſtand verſetzten, in welchem ſie organiſche und lebendige Körper bilden: — dieſer Zuſtand dem innern Weſen und der Natur nach ewig, und nur durch äußere Urſachen zerſtörbar ſeyn? Weit entfernt aber, daß es mit den thieriſchen und menſchlichen Körpern dieſe Beſchaffenheit hätte, iſt der Grund ihrer Abnahme wie ihres Wachsthums in ihnen ſelbſt. Sie werden nicht nur durch den Druck und Stoß äußerer nicht zu ihnen gehörigen Materie entweder gewaltſam zerſtört, oder nach und nach aufgerieben, ſondern ſie werden durch eben die Bewegungen ihrer eignen Beſtandtheile, durch welche ſie fortdauern und beſtehen, nach und nach wieder getrennt und verwüſtet.

Iſt der Körper eine von einer fremden Kraft künſtlich gebaute Maſchine, in welcher die Elemente in einen Zuſammenhang gebracht worden, der aus der Nothwendigkeit ihrer eignen Natur nicht folgt: ſo iſt begreiflich, daß die verſchiedenen Stoffe, aus denen er beſteht, wieder zu ihrem gewöhnlichen und urſprünglichen Zuſtande zurückzukehren ſtreben, und auf dieſe Art die Auflöſung des Körpers bewirken. Indem Waſſer nur als Waſſer, Erde als Erde, Oel als Oel zu wirken ſucht, wird an der Harmonie dieſer Elemente, die zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit im thieriſchen Körper nothwendig iſt, — immer etwas geſtört: und indem endlich die Urkräfte dieſer Stoffe über die Einſchränkung, die ihnen die Zuſammenſetzung giebt, die Oberhand behalten, wird dieſe völlig aufgelöſt. Die allgemeine Analogie der Natur führt uns dahin, zu glauben, daß für die Stoffe, aus welchen unſre und alle Körper gebaut ſind, der unbelebte Zuſtand der natürliche iſt: in dieſem beharren ſie ruhig, wenn ſie zu demſelben gelangen; in denſelben fallen ſie zurück, wenn ſie aus demſelben gebracht werden. Was ſollte uns dann alſo bewegen, zu glauben, daß ſie durch eben die Kräfte, vermöge welcher ſie nur nach dieſer Einfachheit und Ruhe zu ſtreben ſcheinen, ſich aus derſelben herausreißen, ſich ſelbſt in mannigfaltige Compoſita zuſammenfügen, und ſich als ſolche in ganz neue und ihrer urſprünglichen Natur fremde Thätigkeit, dergleichen das Empfinden und Denken iſt, verſetzen könnten?

Alle dieſe Vorſtellungen ſind nicht ſtrenge Beweiſe von dem Gegentheile des Syſtems, welches wir prüfen; aber es ſind Analogien, wie die menſchliche Vernunft ſie in dieſen Materien finden kann, und denen ſie vermöge der Geſetze ihrer Natur folgen muß, wenn ſie nicht die ganze Unterſuchung bey Seite zu ſetzen vermag, welches wenigſtens meinem Gemüthe nicht möglich iſt.

Derjenige Vortrag dieſes Syſtems, welcher allen den angeführten Schwierigkeiten, wie ich oben ſagte, auszuweichen ſucht, indem er gar nicht von dem eigentlichen Entſtehen der Dinge, ſondern nur von ihren immer fortgehenden Abwechſelungen redet, und dieſe alſo als die ſucceſſiven Zuſtände angeſehen wiſſen will, in welche die Materie, vermöge ihrer weſentlichen Eigenſchaften und Kräfte, gerathen und ohne Ende fortgehen muß, dieſer Vortrag thut nichts anders, als daß er verdunkelt, was er nicht vertheidigen kann; daß er alles unerklärt läßt, um den Einwürfen ſeiner gemachten Erklärungen zu entgehen. Freylich wird auf dieſe Weiſe das Entſtehen und das Vergehen der einzelnen Dinge, das Leben und das Sterben, und alle Veränderungen und Formen aller Gegenſtände auf einmahl, wenn nicht erklärt, doch weiterer Unterſuchung entzogen. Alles iſt ſo, weil alles ſo ſeyn muß. Wenn man nach der Urſache beſonderer Begebenheiten in der Welt fragt: ſo hält man denjenigen für dumm oder für einen Spötter, der keine andre angiebt, als daß die Sache ſey, weil ſie iſt, der auf das Warum, mit nichts anderem, als mit Darum antwortet. Iſt dieſe angenommene abſolute Nothwendigkeit der Weltordnung, und der bey dieſer Ordnung unaufhörlich fortgehenden Abwechſelungen, dieſer Erhaltung des Syſtems bey beſtändigen Zerſtörungen und neuen Geburten der Dinge, aus welchen es beſteht, eine beſſere Antwort? Wenn Dinge nur in einem einzigen Zuſtande geſehen werden, ſo hält man vernünftiger Weiſe dieſen Zuſtand für nothwendig: und dann fällt die Frage von Urſache weg. Wenn man ſie aber in mehrern Geſtalten exiſtiren ſieht, ſo muß, außer der Nothwendigkeit ihres Weſens, noch etwas hinzukommen, welches verurſacht, daß ſie dieſe oder jene Geſtalt annehmen. Dieſer letztere Fall iſt bey den Dingen in der Welt. Sie exiſtiren bald als Elemente, als Waſſer und Erde, bald zuſammengeſetzt, als Pflanzen, als Thiere. Eben dieſelben Stoffe machen bald bloß einen unbedeutenden Theil des Erdkörpers und der Atmoſphäre, bald eigne kleine aber ſehr bedeutende Compoſita aus; bedeutend, weil, unerachtet ihrer Kleinheit, durch dieſelben die Geſtalt der Erde ſehr verändert wird. — Ich gebe ſelbſt noch einen Punct mehr zu. Wenn Dinge in mehrern verſchiednen Zuſtänden geſehen werden, aber der Uebergang vom erſten zum zweyten, und der Rückgang vom zweyten zum erſten, gechehen immerwährend und in einem gleichförmigen Kreislauf; ſo wird zwar der Begriff der Nothwendigkeit dadurch um etwas geſchwächt, und die Nachfrage nach der Urſache kann nicht ganz in unſerm Gemüthe unterdrückt werden, aber ſie wird doch endlich durch die Einerleyheit der Veränderungen abgewieſen, und der Verſtand wird zum Stillſchweigen gebracht. Wenn wir z. B. ſehen, daß Erdarten, mit Waſſer und Salzen vermiſcht, Steine bilden, und zermalmete und chymiſch zerſtörte Steine Erden, Salze und Waſſer geben, aus welchen unter gewiſſen Umſtänden von neuem Steine entſpringen, ſo befriedigen wir uns mit dieſer Erfahrung und ſuchen die Kräfte, welche dieſe Abwechſelungen der Formen hervorbringen, nur in den Stoffen ſelbſt. Aber wenn von ſolchen verſchiedenen Zuſtänden nur der Uebergang vom erſten zum zweyten, aber nicht die Rückkehr vom zweyten zum erſten ſichtbar iſt, wenn kein Kreislauf, ſondern nur eine immer unterbrochne, und, wenn ich ſo ſagen darf, geradlinige Bewegung zur Entſtehung gewiſſer Formen gefunden wird: dann iſt dieſe Veränderlichkeit der Dinge gar nicht mehr mit dem Begriffe der Nothwendigkeit zu vereinigen. Das Ding ſelbſt kann ſich nicht durch ſeine eigne

Natur in einen Zuſtand verſetzt haben, den wir nie auf den andern, in welchem es zu andrer Zeit auch iſt, folgen, ſondern immer nur vor demſelben vorhergehen ſehen. Gerade ſo iſt es mit den organiſchen Körpern, deren Bau und Abwechſelungen uns ſo neugierig nach den Urſachen und den Grundweſen der Dinge machen. Wir ſehen keinen Kreislauf der Stoffe, aus welchen die Körper der Pflanzen und Thiere beſtehen aus ihrem elementariſchen Zuſtande in den organiſchen und aus dem organiſchen zurück in den elementariſchen, ſondern nur immer den letztern Gang. Bey der Zerſtörung iſt das Zerfallen des Compoſitums in ſeine Theile deutlich, die Beſtandtheile ſind ſichtbar, und wir ſehen, daß ſie durch ihre eignen Kräfte die Auflöſung und Trennung bewirken. Bey der Erzeugung iſt die Veränderung, die mit den Stoffen vorgeht, um das Compoſitum zu bilden, dunkel und verborgen; was wir aber gewahr werden, iſt, daß eine andre Sache, als bloß die Urkräfte dieſer Stoffe, dazu erfordert wird, nähmlich ein ſchon vorher gebildeter Thier- oder Pflanzen-Körper; ein präexiſtirendes Modell derſelben Art, nach welchem das neue Compoſitum gebildet wird. Was iſt alſo natürlicher und der Denkungsart unſrer

Seele gemäßer, als daß wir die Urſache dieſer letztern Veränderung in etwas anderm, als in den Kräften der Urſtoffe, welche Beſtandtheile des erzeugten Compoſitums ſind, d. h. in etwas anderm, als in der Nothwendigkeit der Materie, ſuchen? Wenn wir ihr das Zuſammenſetzen eben ſowohl als die Trennung zuſchreiben ſollen: ſo müſſen wir eben ſo wenig, außer den Beſtandtheilen des Compoſitums ſelbſt, etwas nöthig haben was die Compoſition determinire, ſo wenig wir, außer dieſen Beſtandtheilen, eine fremde Urſache brauchen, welche die Auflöſung bewirke.

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Theismus oder dem Glauben an einen verſtändigen Urheber der Welt und den Vorzügen, durch welche ſich dieſes Syſtem dem menſchlichen Verſtande vor jenen beyden andern empfiehlt.

Es iſt mir nunmehr noch die Prüfung des dritten Hauptſyſtems, durch welches man die Na tur und den Urſprung des Univerſums erklärt hat, übrig, — desjenigen, welches ein denkendes Weſen an die Spitze deſſelben ſtellt, den Grund der Weltordnung, der Regelmäßigkeit in der Bewegung der himmliſchen Körper, und des künſtlichen Baues der Pflanzen, der thieriſchen und menſchlichen Körper, in den Ideen deſſelben, und in ſeinen Rathſchlüſſen ſucht, und, um die Urſache der Wirkung angemeſſen anzunehmen, ihm die drey Eigenſchaften, ohne welche ſich keine geiſtige Action denken läßt, Verſtand, Güte und Macht, (oder Einfluß auf andre Dinge,) in dem Grade zuſchreibt, den die Größe der Welt erfordert, das heißt, für uns in dem allerhöchſten, oder in einem unendlichen.

Dieſes iſt das Syſtem des Theismus: und das Unterſcheidende deſſelben iſt die der erſten Urſache zugeſchriebne denkende Kraft. Alle Ausdrücke von Erhabenheit, Größe und Vortrefflichkeit, welche man, ohne dieſe Beſtimmung hinzuzuſetzen, von der Welt oder ihrer unbekannten Urſache, der Natur, brauchen mag, ſetzen es nicht außer Zweifel, ob man das Daſeyn eines Gottes in dem wahren und eigentlichen Verſtande dieſes Wortes annehme. Es ſind zwar in der That uneigentliche Ausdrücke, mit welchen man keinen ganz deutlichen Sinn verbinden kann. Wenn aber moraliſche Eigenſchaften ausgeſchloſſen werden, ſo bleibt gar kein Gegenſtand des Lobes und Beyfalls, und kein andrer Gegenſtand der Bewunderung, als Größe der Ausdehnung und Größe der Kraft. Und da jene aus der Menge der neben einander vorhandnen Atomen, dieſe aus der Menge der zugleich wirkenden Kräfte entſteht: ſo reduciren ſich endlich alle jene prachtvollen Epithete auf nichts, als auf die Vielheit oder Anzahl der in der Welt vorhandnen Dinge; eine Größe, die zwar die Einbildungskraft in Verwirrung ſetzen, und alſo etwas dem Erſtaunen ähnliches in dem menſchlichen Gemüthe hervorbringen kann, jedoch keine derjenigen Empfindungen zu erwecken vermag, die durch jene Ausdrücke der Verehrung bezeichnet werden ſollen. — Ob nun gleich, ſage ich, nach der Wahrheit, niemand Verehrung gegen die Natur, als die Urheberinn und Erhalterinn aller Dinge, in ihrer gegenwärtigen Anordnung haben kann, ohne das, was er Natur nennt, für denkend und moraliſch wirkend zu halten: ſo hat doch bey der Dunkelheit, in welcher die meiſten Menſchen ihre Begriffe und ihre Empfindungen laſſen, erſt der Materialiſt, der unter den Urſachen der Dinge keinen Geiſt erkennt, ſondern ihn gleichſam als den letzten und ſpäteſten Effect der natürlichen Kräfte anſieht, alle Epithete der Gottheit auf den Inbegriff dieſer ihrer ſelbſt unbewußten Kräfte gehäuft, und alle Empfindungen eines Andächtigen in Abſicht derſelben geäußert. Aber wenn Gegenſtände, die ihrer Natur nach dunkel, und von Sinnen und innerer Empfindung entfernt ſind, unterſucht werden ſollen: ſo iſt dieß die nothwendigſte Vorbereitung, daß man den Sinn ſeiner Worte genau fixire, und das Unterſcheidende der verſchiedenen Hypotheſen deutlich auszeichne. Kraft und Daſeyn, ſo was großes und erhabnes auch in dem einen und dem andern zu liegen ſcheinen mag, wenn die Einbildungskraft die Summe aller Kräfte, und den Inbegriff aller exiſtirenden Dinge zu umfaſſen ſich beſtrebt, ſind doch das nicht, was der Theiſt unter dem Nahmen **Gott** verehrt: ſondern dieſes iſt Verſtand; es iſt dieſe Kraft zu erkennen, und nach Erkenntniſſen zu handeln, dieſe Triebfeder zu handeln, die im Wohlwollen und in der Abſicht Glückliche zu machen liegt; es iſt endlich diejenige Erhabenheit, die in eigner ungeſtörter Glückſeligkeit beſteht, — Eigenſchaften, welche wir, nach den bey uns und unſern Nebenmenſchen gemachten Erfahrungen, den Geiſtern überhaupt und den vollkommnern in einem höhern Grade zuſchreiben. Mens agitat molem: das iſt der Hauptſatz des Theiſten; zwar immer noch unbeſtimmt genug, weil die Art, wie der Verſtand die rohe Maſſe bewegt, noch unerörtert, und überhaupt dunkel iſt, aber doch dadurch genauer begränzt, daß das Subject, mens, einen durch unſern innern Sinn, das Bewußtſeyn, uns hinlänglich bekannten Gegenſtand darſtellt. Um dieſer Deutlichkeit willen, welche Anaxagoras zuerſt dem Begriffe von Gott gab, indem er das, was in uns denkt und uns zu vernünftigen Weſen macht, (νοῦν) als das richtigſte Bild derjenigen Kraft vorſtellt, von welcher wir die Anordnung der Welt herzuleiten haben, iſt er als der erſte Lehrer der natürlichen Religion unter den Philoſophen angeſehen worden.

Wenn wir nun dieſes Syſtem als Hypotheſe zur Erklärung der Welteinrichtung beurtheilen, ſo fällt auf den erſten Blick dieſer doppelte Vorzug deſſelben in die Augen: erſtens, daß diejenige Cauſſal-Verbindung, von welcher die Analogie hergenommen [illegible] uns am genaueſten bekannt, und zweyt[illegible] [illegible]keit, worauf wir die

Hypotheſe gründen, vollkommner, als in irgend einem andern Lehrgebäude, iſt.

Ich glaube nicht genug wiederhohlen zu können, was in dieſer Materie vor jeder zweckmäßigen Unterſuchung über dieſelbe mit Ueberzeugung eingeſehen werden muß, — daß alle Erklärungen von dem Urſprunge ſolcher Dinge und Erſcheinungen, die wir nicht vom Anfange bis zum Ende unter unſern Augen haben, oder die wir nicht ſelbſt veranſtalten, auf keine andre Weiſe gefunden werden können, als, indem wir ſie mit Wirkungen, die wir nach Gefallen hervorbringen können, oder bey denen doch die Folge von Urſache und Wirkung uns immer gleichförmig in die Sinne fällt, vergleichen. So wenn Newton den Lauf der Planeten aus der Schwerkraft erklärt, vergleicht er Direction und Geſchwindigkeit jener Bewegung mit den Prädicaten, die dem Falle der Körper auf unſrer Erde zukommen. — Den Urſprung der Welt zu erklären, hat der menſchliche Verſtand nur eben dieſes Mittel. Er ſieht in der Welt Dinge entſtehen; er unterſcheidet mehrere Arten dieſer Entſtehungen, die er nicht auf einander zu reduciren weiß: eben ſo viele Arten von Kräften nimmt er auch an. Außer dem, was ihn dieſe Erfahrungen lehren, iſt ihm weder von Urſachen noch Kräften irgend etwas bekannt. Er muß alſo die eine oder die andere zu Hülfe nehmen, um ſich irgend einen Begriff von der Entſtehung des Weltgebäudes zu machen. Und wonach kann er unter den mehrern wählen, als darnach, welche Wirkung, welches in der Welt Hervorgebrachte mit der Welt ſelbſt die größte Aehnlichkeit habe; und welche Urſache, welche Kraft, ihm das Meiſte von den Einrichtungen der Welt deutlich mache oder gleichſam voraus vermuthen laſſe? Entſtände und verginge nichts in der Welt, gäbe es keinen Anfang irgend einer Sache; wäre keine beſtändige Folge von Urſachen und Wirkungen zu bemerken: ſo würde die Frage über den Urſprung der Dinge nie aufgeworfen werden. Wären unſre Erfahrungen über jene Puncte ganz einfach, hätten wir nur eine einzige Quelle der Veränderungen entdeckt: ſo würde über die Beantwortung der Frage kein Streit ſeyn. Aber da die Beobachtungen aller Menſchen, verbunden mit den einfachſten Ausſprüchen ihrer Vernunft, ſie wenigſtens zwey Arten der Urſachen deutlich unterſcheiden laſſen, wovon ſie die eine durch die äußern Sinne, die andre durch die innere Empfindung wahrnehmen: ſo entſteht daraus die Möglichkeit, eben ſo viele Hypotheſen von dem Urſprunge der Welt zu bilden; Hypotheſen, unter denen nun der Vorzug nicht anders beſtimmt werden kann, als durch eine ſorgfältigere Unterſuchung der particulären Fälle, in welchen wir zuerſt jene Arten der Cauſſalität wahrgenommen haben, und durch ein genaues Zuſammenhalten deſſen, was wir bey jedem derſelben eignes finden, mit den Eigenſchaften der Weltordnung.

Indem wir das Erſte thun, finden wir nun, daß wir von Urſachen, die nach Ideen wirken, ſo wie von denkenden Weſen überhaupt, kein anderes durch Erfahrung uns bekanntes Muſter haben, als uns ſelbſt; wir finden ferner, daß wir uns und unſere Ideen, (deren Inbegriff wir Verſtand nennen,) in zwiefacher Rückſicht als Urſachen von etwas anſehen, in Beziehung auf unſre Handlungen, inſofern wir unſern Körper bewegen, und in Beziehung auf unſre Werke, indem wir außer uns Dinge in neue Combinationen, nach einem zuvor in unſerm Kopfe gemachten Plane, bringen. Wir handeln, und wir machen; wir ſind Regierer, die die Materie beherrſchen, die unſers Körpers zuerſt, durch dieſen andre; und wir ſind Künſtler, die aus der Materie neue Dinge hervorbringen. — Dieſe beyden

Wirkungsarten ſind wieder auf doppelte Weiſe mit einander vereinigt: einmahl, inſofern in beyden einerley Charakter herrſcht, nehmlich das Ordentliche und das Abſichtliche, — die Beobachtung gewiſſer Regeln der Symmetrie und der Gleichförmigkeit, und die Schicklichkeit zu Erreichung gewiſſer Vortheile; zum zweyten, inſofern als unſre Werke Folgen vorhergehender Handlungen ſind, inſofern wir außer uns Dinge nur durch Bewegungen, die wir zuerſt in den Organen unſers Körpers erwecken, hervorbringen. Hieraus ergiebt ſich alſo eine doppelte Analogie, wenn wir ein uns ähnliches, d. h. ein denkendes Weſen, und die Aeußerung dieſer ſeiner Kraft, d. h. ſeine Gedanken zu den Urſachen der Welt rechnen. Wir vergleichen entweder die Welt mit einem Kunſtwerke, und Gott mit dem Künſtler, welcher ſie macht; oder wir vergleichen die Welt mit unſerm Körper und Gott mit der Seele, die ihn regiert. Ziehen wir aus beyden das Gemeinſchaftliche, ſo wird die Idee weniger beſtimmt, aber ſie wird einfacher. Wir nehmen dann zwiſchen Gott und der Welt überhaupt die Beziehung an, die wir zwiſchen uns und der unſerm Wirkungskreiſe unterworfnen Materie finden.

Daß nun unter allen Fällen, bey welchen wir einen Urſprung, Urſachen, und Kräfte, wodurch die Urſachen Urſachen ſind, gewahr werden, keiner uns genauer bekannt iſt, keiner uns die Idee einer Hervorbringung, eines Entſtehens, klärer verſchafft, als eben dieſer, da unſer Geiſt etwas nach ſeinen Vorſtellungen wirkt, daran kann unmöglich gezweifelt werden. Erſtlich der Begriff von Kraft ſelbſt, ſtammt lediglich aus dieſem Gefühle einer in uns ſelbſt vorgehenden Veränderung, die wir Anſtrengung, Thätigkeit nennen, her, auf welche wir die Bewegungen unſers Körpers und vermittelſt dieſer die Veränderungen andrer dergeſtalt folgen ſehen, daß wir uns nur inſofern als Urheber dieſer letztern anſehn, inſofern in uns ſelbſt dieſes Bewußtſeyn einer Veränderung, die wir Handlung oder Kraftäußerung nennen, vorhergegangen iſt. Hume hat es lange außer allen Streit geſetzt, daß, wenn nichts als Erſcheinungen der Körperwelt da wären, der Gedanke, daß ein Ding das andre hervorbringe, aus nichts anderm entſtehen könnte, als daraus, daß unabänderlich das eine Ding vor dem andern vorhergeht. Demohnerachtet ſagt es uns unſer innerſtes Gefühl, daß wir uns bey dem Worte Verurſachung etwas mehreres, als eine ſtandhafte, regelmäßige Succeſſion, gedenken; daß wenn wir ſagen eine Sache bringe die andre hervor, wir etwas anders meinen, als jene Sache gehe vor dieſer immer vorher. Woher nehmen wir denn nun dieſen Zuſatz eines Begriffs, der die Vorſtellung von Urſache vollſtändig machen ſoll, und zu dem wir in den Beobachtungen der Körperwelt nicht die geringſte Veranlaſſung finden? Gewiß nirgend her, als von uns ſelbſt, unſern Handlungen und unſern Werken. Hier werden wir nähmlich nicht bloß, wie in den Erſcheinungen der Körperwelt, die Folge gewahr: ſondern unſer Selbſtbewußtſeyn lehrt uns, was das Beſtreben, was eine Anſtrengung, was Erſchöpfung und alſo was Kraft ſey; und da wir die Veränderungen, die wir als Wirkung unſrer ſelbſt betrachten, nicht auf unſer bloßes Daſeyn, nicht auf leidentlich in uns vorgehende Veränderungen, ſondern auf dieſe gefühlte eigne Anſtrengung und Thätigkeit, (von der wir weiter keine Erklärung demjenigen, der nicht Menſch wäre, und nicht dieſe Thätigkeit in ſich ſelbſt fühlte, zu geben wüßten,) folgen ſehen: ſo ſetzen wir nunmehro dieſes, Kraft nehmlich, oder das Analogon davon in alle Dinge, bey welchen wir eine ähnliche nie ſich verläugnende Regelmäßigkeit gewiſſer Folgen finden. — Wir machen die Körper und die Materie ſelbſt nur inſofern zu Urſachen, inſofern wir ihnen eine gewiſſe entfernte Analogie mit uns zuſchreiben.

Wenn alſo die Idee aller Hervorbringung, alles Wirkens, zuerſt von uns und von unſerm Geiſte hergekommen iſt, wenn erſt, nachdem wir Kraft in uns ſelbſt fühlten, und auf die Anwendung derſelben Veränderungen erfolgen ſahen, wir auch Dingen außer uns, und ſelbſt den Elementen Kräfte zuſchrieben, weil wir, zwar ohne von dieſen in ihnen ſelbſt vorgehenden Kraftäußerungen etwas zu wiſſen, doch mit ihrem Daſeyn, oder mit ihrem Zuſammenkommen gewiſſe Veränderungen gleichförmig verbunden ſahen: ſo muß ja gewiß die Hypotheſe des Theiſten über die Entſtehung der Welt die klärſte ſeyn, und dem Verſtande die begreiflichſten Vorſtellungen darbiethen, weil ſie dieſes Entſtehen aus derjeni- Gattung von Urſachen erklärt, aus welcher wir zuerſt alle Begriffe von Urſachen und Wirkungen geſchöpft haben.

Aber nicht bloß wegen der Herſtammung iſt dieſe Art der Cauſalität die klärſte, ſondern auch weil wir den handelnden Menſchen weit beſſer beobachten können, als etwa die gährende Materie. Bey dieſer geht alles in Elementen vor, die für uns zu klein ſind. Der handelnde Menſch iſt ein Compoſitum, das in die Augen fällt. An dem unbelebten Körper ſind die Compoſita todt, wenigſtens dem Anſcheine nach, und nur ihre kleinſten Elemente leben, oder ſollen leben. Menſchen und Thiere ſind die einzigen, großen lebendigen, ſich bewegenden Ganzen. Ja außer den lebendigen Weſen haben wir von keiner wahren Kraft, die Veränderungen anfinge, eine Erfahrung. Alle Bewegung, die wir in der übrigen Schöpfung wahrnehmen, iſt nur fortgepflanzte.

Diejenigen Kenntniſſe aber, welche wir von dem Entſtehen der Dinge, aus der Beobachtung unſrer eignen Schöpfungen, bekommen, haben vor allen andern Erfahrungen, die den Urſprung und das Hervorbringen der Dinge betreffen, dieſen Vorzug, daß wir bey der ganzen Reihe von Veränderungen, durch welche das Kunſtwerk entſteht, immer gegenwärtig ſind, und indem wir uns unſer ſelbſt, als handelnd und wirkend, fortdauernd bewußt ſind, wir die Sache außer uns zugleich eben ſo ſtufenweiſe entſtehen ſehen, wie unſre Gedanken, nach welchen ſie gleichſam geformt wird, von einem Theile zum andern fortſchreiten. Hieraus folgt zuvörderſt, daß wir bey den Werken unſrer Hände und unſers Kopfes von dem Zuſammenhange zwiſchen Urſache und Wirkung, weit vollkommner überzeugt ſind, als bey den Wirkungen der Materie; daß wir von keinem andern Weſen in der Natur mit eben der Gewißheit, als von uns ſelbſt, ausſagen können, daß etwas dadurch hervorgebracht worden ſey. Wenn wir das Wachs immer am Feuer ſchmelzen ſehen, ſo iſt es uns freilich natürlich, dem Feuer die ſchmelzende Kraft zuzuſchreiben, und zwiſchen den in der einen Subſtanz wahrgenommenen Phänomenen des Lichts und der Wärme, und dem flüſſigen Zuſtande der andern Subſtanz dieſe Verbindung anzunehmen, die wir durch die Wörter Urſache und Wirkung anzeigen. Aber wer leiſtet uns Gewähr, daß nicht ein drittes uns unſichtbares Weſen ſich einmiſcht, welches vielleicht mit dem Feuer, das iſt, mit den Eigenſchaften von Licht und Wärme, nur zufällig verbunden iſt, von welchem eigentlich das Zerfließen des Wachſes herrührt? Bey unſern eignen Handlungen und Werken würden wir nicht, ohne unſer Bewußtſeyn zu verläugnen, alſo ohne alles Denken aufzugeben und der Vernunft zu entſagen, zweifeln können, daß wir wirklich Urheber von dem ſind, was wir thun oder machen. Der Gedanke eben, welcher vorhergeht, und der uns die Sache ſo zuvor zeigt, wie ſie hernach werden ſoll, und, wenn ſie zu Stande kommt, wirklich wird, die Begierde, das Beſtreben der ganzen Seele nach dieſer Abſicht, die Sache der Idee dem in unſerm Kopfe vorhandnen Exemplare oder Modelle gleichförmig zu machen: dieß beydes iſt uns Bürge, daß das, was hervorgebracht wird, wenn es nun erſcheint, unſrer vorhergefaßten Idee gemäß, wirklich von uns herrührt, und nicht durch eine Täuſchung von ſelbſt oder durch andre Urſachen entſtand, indeß wir zu handeln glaubten.

Zu der größten Gewißheit, daß wir Urheber einer Sache ſind, kommt bey den Werken, die wir ſelbſt hervorbringen, zweytens noch größere Klarheit und Vollſtändigkeit in der Erklärung dieſes Urſprungs. — Wir ſehen nähmlich eine Wirkung beſſer ein, wenn wir dieſelbe zergliedern, d. h. wenn wir die Reihe der Veränderungen, die in der Urſache und in dem Objecte aufeinander folgen mußten, um die letzte Veränderung, den bleibenden Zuſtand des neuen Dinges, herbeyzuführen, — wenn wir dieſe ganz überſehen. Jedes Meteor, jede Naturbegebenheit wird dadurch ſchon erklärt, indem wir ſie zergliedern, indem wir die Anzahl kleinerer Phänomene, die in ihr enthalten ſind, von einander abſondern, und in ihrer Ordnung und Folge darſtellen. Das Entſtehen menſchlicher Handlungen und menſchlicher Kunſtwerke verſtattet, unter allen Natur-Phänomenen, die genaueſte und vollſtändigſte Zergliederung. Von der Wirkung keines Elements kann der Menſch ſo vollſtändige Rechenſchaft geben, als von den Wirkungen ſeines Verſtandes und der Ausführung ſeiner Pläne, es ſey als Regierer, es ſey als Künſtler. So unbekannt uns auch unſer eigner Geiſt nach ſeinen innern Eigenſchaften und Kräften iſt, ſo iſt er doch das einzige Weſen, deſſen zu einer Abſicht gehörige Handlungen wir vollſtändig aufzählen, von deſſen Wirkungen wir die Reihe und Ordnung ganz überſehen, und bey deſſen Schöpfungen wir alſo den ganzen Zuſammenhang zwiſchen dem erſten Beginnen und der endlichen Ausführung ohne Lücke verfolgen können. Um deßwillen reden und denken auch die Menſchen hundert Mahl von menſchlichen Handlungen und Kunſtwerken, ehe ſie ſich ein Mahl auf die Wirkungen der Körperwelt einlaſſen.

Wenn alſo der Theismus oder das Lehrgebäude, welches Gott zum Urheber der Welt annimmt, nichts anders thut, wie wir gezeigt haben, als daß es diejenige Art von Kräften, die wir in unſerm denkenden Selbſt finden, und diejenige Art von Werken, die wir vermittelſt dieſer Kräfte hervorbringen, zum Grunde der Analogie legt, nach welcher es die Urſachen des Weltalls aufſucht, und die Entſtehung deſſelben erklärt: ſo nimmt es an der Deutlichkeit und den Vorzügen Theil, welche die Kenntniß unſrer ſelbſt und unſrer Handlungen vor der Kenntniß aller materiellen Dinge und ihrer Kräfte voraus hat. Wenn wir einem Weſen Verſtand zuſchreiben, und durch dieſen Verſtand nach einem Plane eine Maſchine verfertigen laſſen: ſo wiſſen wir genau, was wir damit ſagen wollen. Wir haben davon die Erfahrung in unſern eignen Händen, oder vielmehr, wir tragen die Empfindung davon in unſerm eignen Buſen. Wir haben als Menſchen, als lebendige, als denkende Weſen, gewiß zu einer oder der andern Zeit etwas hervorgebracht; wir handeln und wirken täglich, faſt augenblicklich: dieſe Verknüpfung von Urſache und Wirkung iſt beſtändig in uns und um uns. — Der Grad dieſer Kräfte mag noch ſo ſehr in einem andern Weſen von dem Grade der unſrigen unterſchieden ſeyn; es mag uns noch ſo ſchwer fallen, die Art und Weiſe ſeines Denkens und Handelns, bey einer großen Ueberlegenheit der Kraft zu begreifen: immer wiſſen wir doch, was das heiße, denken, handeln, wirken. Wenn wir hingegen von materiellen Kräften, von organiſirenden Kräften, von einem innern Urprincipe der Bewegung, des Stoßes, ſelbſt des Falles reden, ſo wiſſen wir nicht eigentlich, was dieß ſey. Die innere Empfindung ſagt uns nichts davon. Die äußern Sinne zeigen uns nur die Effecte, nicht die Kraft ſelbſt. — Je mehr wir alſo die Grade dieſer Bewegungskräfte an Größe und Vortrefflichkeit, (in Abſicht der dadurch bewirkten Ordnung der Dinge und ihrer Brauchbarkeit für uns,) über das Maß derjenigen erhöhen, welche wir aus einzelnen beſtimmten Erfahrungen kennen, deſto unverſtändlicher werden wir uns ſelbſt, deſto mehr arten unſre Ideen in bloße leere Worte aus.

Kurz, wer ſagt: ein Geiſt oder das Denken iſt die erſte Urſache der Dinge, der ſchreibt die Kraft, hervorzubringen, gerade derjenigen Gattung von Weſen zu, in welcher wir zuerſt das, was Kraft heißt, wahrgenommen haben, in weleher wir allein ſie bis auf einen gewiſſen Grad der Deutlichkeit erkennen. Wer die Entſtehung aller Dinge und ihrer Ordnung aus materiellen Kräften herleitet, nimmt zu den erſten Urſachen ſolche an, welche wir ſelbſt erſt durch eine Vergleichung und durch eine entfernte Aehnlichkeit mit uns und mit unſern ſelbſt gefühlten Kräften für Urſachen zu halten gelernt haben; er erklärt die Dinge gerade aus derjenigen Art von Thätigkeit, die uns die allerdunkelſte, und deren Einfluß uns am meiſten zweifelhaft iſt.

Ein zweyter aber noch größerer oder wenigſtens dem größten Theil der Menſchen mehr einleuchtender Vorzug des Theismus, als einer Hypotheſe zur Erklärung der Welt, iſt: daß er auf einer Vergleichung beruht, welche eine vollkommnere Aehnlichkeit zum Grunde hat, als die in allen andern Syſtemen angenommenen Analogien. — Wenn wir mit Epikur ſagen, die Welt ſey vom Zufalle hervorgebracht, ſo vergleichen wir ſie im Grunde mit einem Sandhaufen; wenn wir ſagen, die Welt ſey durch blinde aber nothwendig determinirte Bewegungskräfte da, ſo vergleichen wir ſie mit den Effecten der Gährung, der Fäulniß, der Vulkane; wenn wir endlich ſagen, die Welt ſey von Gott, ſo vergleichen wir ſie mit einem Kunſtwerke, oder mit einem beſeelten Körper. Hier nun iſt es, wo der Menſchenverſtand zuerſt feſten Fuß gefaßt hat, um ſich irgend eine Antwort auf die intereſſanteſte aller Fragen zu geben, auf die Frage: woher bin ich, und woher iſt die Einrichtung der Dinge, die mich erhält und glücklich macht? Alle Beweiſe vom Daſeyn Gottes, die der allgemeinen Faſſung angemeſſen ſind und zugleich auf die Empfindung wirken, vereinigen ſich dahin, das Kunſtähnliche in dem Baue und der Einrichtung der Welt zu zeigen. Es iſt dieſes in der That ſo auffallend, es findet ſich mit ſo gleicher Deutlichkeit in den allgemeinen und großen Geſetzen, nach welchen die Weltkörper ihre Stellung gegen einander haben und ihren Lauf verrichten, in der Geſtalt und Structur der auf unſerer Erde befindlichen Organiſationen, und endlich in dem Zuſammenſtimmen und der Harmonie zwiſchen der kunſtreich gebildeten Materie und derjenigen, welche uns als roh erſcheint, zur Erhaltung der erſtern und zum Wohl der mit ihr verbundnen empfindenden und vernünftigen Weſen, daß der Menſch, wenn er von abſtracten Ideen auf den ſinnlichen Anblick des Himmels und der Erde und das Gefühl ſeiner ſelbſt zurückkommt, auch von jedem andern Syſteme, welches ſich ihm etwa durch die Speculation aufgedrungen hat, unwillkührlich in die Meinung von einem geiſtigen Urheber und Regierer der Welt als in ſeinen gewohnten und natürlichen Zuſtand zurückfällt. Darin befeſtigt ihn die allgemeine Einſtimmung ſeiner Nebenmenſchen, ja ſelbſt die Natur ſeiner Sprache; indem diejenigen Ausdrücke derſelben, welche ſich auf Hervorbringen und Einrichten beziehen, faſt alle von Handlungen und Werken der Menſchen und alſo der Vernunft und des Vorſatzes hergenommen ſind.

Es iſt nicht der Abſicht dieſer Schrift gemäß, die ſpeciellen Betrachtungen über die Geſetze der Natur, über den Bau unſers Körpers, und die, zur Erhaltung deſſelben, ſo wie zum Gebrauche ſeiner Werkzeuge, ſo mannigfaltig und ſonderbar zuſammenſtimmenden, Einrichtungen der Dinge außer uns zu wiederhohlen oder zu erweitern. Dieſer Beweis, daß die Welt einem Kunſtwerke, einem Producte des Verſtandes und eines wohlwollenden Geiſtes ähnlich iſt, hat mit der Bewerbung der Menſchen um Wiſſenſchaften und Kenntniß der Natur zugleich angefangen, und hat mit dieſer immer gleiche Fortſchritte gemacht, gleiche Veränderungen erlitten. Ich kann nur die Haupt-Analogien angeben, auf welchen dieſe Aehnlichkeit beruht.

Das Symmetriſche in der äußern Geſtalt, der Zuſammenhang und die Combinationen des innern Mechanismus, und die Beziehung des durch die Zuſammenſetzung gebildeten Ganzen auf irgend einen Zweck des animaliſchen oder vernünftigen Lebens, — das ſind die drey Eigenthümlichkeiten, woran wir in den einzelnen Dingen, die uns vorkommen, das Werk von Menſchenhänden und eines menſchlichen Geiſtes zu erkennen glauben. Wenn wir nun die Welt betrachten, ſo fallen uns vornehmlich drey Gegenſtände auf: der Bau der thieriſchen und Pflanzenkörper, der reguläre Lauf der himmliſchen Sphären, und der Nutzen dieſer Einrichtungen, ſo wie der Elemente und unzähliger lebloſen Dinge, für das Leben der Menſchen und Thiere. Wir dürfen uns ſelbſt befragen, wir dürfen die Geſchichte der Philoſophie zu Rathe ziehn; ſo werden wir finden, daß das Pflanzen- und Thier-Reich auf der einen Seite, die Geſtirne auf der andern, die Nachforſchung der Menſchen zuerſt veranlaßt und ſie dahin gebracht haben, erſt den Urſprung der Welt aufzuſuchen, und dann ihn einem denkenden Werkmeiſter zuzuſchreiben. Jeder dieſer beyden großen Gegenſtände hat zuerſt einzeln und für ſich die Menſchen beſchäftigt. Nachdem die Gemüthsdispoſition oder die äußere Veranlaſſung eines jeden Philoſophen war, hielt er ſich mehr an die eine oder die andere dieſer Beobachtungen. Beyde Sachen mit einander zu combiniren, den Einfluß der himmliſchen Körper und ihrer Bewegungen auf die lebendigen Weſen zu bemerken, iſt ſpäter hinzugekommen, wie es dann eine größre Anſtrengung des Geiſtes und eine weitläuftigere Combination erfordert. Aber dadurch iſt die Idee eines vernünftigen Urhebers des Ganzen vornehmlich in den Gemüthern befeſtigt worden. Was außer dieſen beyden merkwürdigen Theilen der Welt, den Sternen und den lebenden und wachſenden Gegenſtänden, auf der Erde gleichſam zu unſern Füßen liegt, hat, als roh und kunſtlos, auf den Begriff von erſter Materie, von Elementen eines ruhenden oder gährenden Urſtoffs geführt. Die Entdeckung der cryſtalliſirenden Salze und der Metalle hat darin eine Aenderung gemacht, und ebenfalls kunſtähnliche Erzeugungen in dem unbelebten Erdkörper gewieſen, wo man vorher nur ungefähre Zuſammenhäufung der Theile vermuthete. Aber alle dieſe einzelnen Kunſtwerke würden auf einen ernigen Werkmeiſter nicht haben ſchließen laſſen, wenn man nicht unter ihnen ſelbſt wieder Beziehungen, und wenn man nicht die Vereinigungspuncte dieſer Beziehungen gerade bey denjenigen Geſchöpfen gefunden hätte, die eine Empfindung ihrer ſelbſt und der Welt haben. In dieſem Zuſammenhange ſind nun allerdings noch große Lücken. Für uns bleibt ein großer Theil der Natur, wir müſſen es geſtehn, noch roh und kunſtlos; ein andrer, der künſtlich gebildet zu ſeyn ſcheint, iſt doch gleichſam iſolirt und ohne Beziehung auf das Ganze oder auf die lebendigen Weſen. In eben dem Grade wird auch die Stärke der Analogie zwiſchen der Welt und einem Kunſtwerke geringer. Nur das Uebergewicht der Aehnlichkeiten bringt die Ueberzeugung hervor, deren wir fähig ſind. Alles das iſt werth, daß wir es etwas genauer betrachten.

Wenn wir demnach jene Kennzeichen von Kunſtwerken, wie wir ſie aus den Werken unſrer Hände abſtrahirt haben, mit dieſen Producten der Natur vergleichen, ſo finden wir jene Kennzeichen alle nur in den menſchlichen Körpern vereinigt, mit welchen die der Thiere die größte Aehnlichkeit haben, an die ſich endlich die Pflanzenwelt anſchließt. Dieſe drey Claſſen der natürlichen Dinge zeichnen ſich vor allen andern durch äußere Geſtalt und innere Structur ſo ſehr aus, ſehen nach jener den Werken der Baukunſt, nach dieſer den Maſchinen ſo ähnlich, daß es den Menſchen unmöglich geweſen iſt, ihnen mit den Steinmaſſen oder Sandbergen einen gemeinſchaftlichen Urſprung zuzuſchreiben. Bey den menſchlichen Körpern, (um bey dieſen, als dem Ideale, oder dem Maßſtabe, nach welchem wir das Künſtliche der Thiere und Pflanzen beurtheilen, ſtehen zu bleiben,) finden wir erſtlich allein eigentliche Symmetrie, das iſt Zuſammenſetzung der ganzen Geſtalt aus zwiefachen correſpondirenden Haupttheilen, die ſich an beyde Seiten eines mittleren einfachen anſchließen, und in Größe, Geſtalt und Lage einander gleich ſind. — Dieſer Umſtand iſt klein in Vergleichung mit andern, aber er macht deßwegen Eindruck, weil kein andrer ſo unmittelbar auf die Ordnung führt, die wir ſelbſt wählen, wenn wir gar keine Rückſicht auf eine zu erhaltende äußere Wirkung nehmen, ſondern bloß den Geſetzen unſers Geiſtes folgen, welcher Ordnung und eine leichte Ueberſicht liebt *). Und was noch mehr uns in

---

*) Alle unſre Kunſtwerke ſind Nachahmungen natürlicher Producte. Alſo haben wir da nicht freye

Verwunderung ſetzt: dieſe genaue Symmetrie findet ſich nur in der äußern Figur menſchlicher und thieriſcher Körper, ſo wie wir dieſelbe auch nur der Außenſeite unſrer Gebäude geben, indeß wir die Abtheilung und die Anordnung der innern Zimmer, ihre Lage und ihre Maße nach unſern Bedürfniſſen einrichten. Alſo ſcheint es, die Urſache, welche den menſchlichen Körper bildete, verfuhr, wie wir; ſie gab dem Aeußern die Figur zum Gefallen, und dem Inwendigen die Structur zum Nutzen. Dann kommt, daß wir eben die ſo ſymmetriſch geordneten äußern Theile unſers Körpers, auch jeden für ſich, ſo abgerundet, und bekleidet mit einer ſolchen Oberfläche und ſolchen Farben, finden, die zuſammenſtimmen und uns gefallen; dahingegen der innere Bau Gegenſtände darbietet, die, ſo nutzbar ſie ſeyn mögen, häßlich und ſogar eckelhaft ſcheinen. Gerade ſo wie das inwendige

---

Hände: wir müſſen unſerm Original folgen. Nur die Werke der Architectur und die Hausgeräthe machen davon eine Ausnahme. Hier nehmen wir nun die Symmetrie zur Regel, d. h. daß zwey gleiche und ähnliche Theile einem Hauptgegenſtande zu gleicher Entfernung zur Seite ſtehen.

Gerüſte unſrer Maſchinen, da es dem Anblicke entzogen, und bloß zur Hervorbringung eines gewiſſen Endzwecks beſtimmt iſt, ſich nach keinen Regeln der Schönheit richtet, und weder abgeputzt noch gefärbt wird; da wir hingegen dem zuſammengeſetzten Ganzen, welches jedermann zuletzt vor Augen liegt, nicht nur die gefälligſte Geſtalt, ſondern auch die glatteſte Oberfläche, und die beſten Farben zu geben ſuchen. Und damit wir nicht glauben, daß die bloße Gewohnheit oder die Eigenliebe uns die menſchliche Geſtalt ſo ſchön darſtelle, und uns an jeder andern Geſtalt, wenn ſie die unſrige wäre, ein gleiches Vergnügen finden laſſen würde: ſo erfahren wir, daß eben dieſer menſchliche Körper uns in verſchiednen Perioden äußerſt mißfallen kann, wenn er entweder noch nicht reif, wenn er verfallen und ſeiner Zerſtöhrung nahe, oder wenn er durch Zufalle verſtümmelt iſt. Wir ſehen die Geſtalt eines neugebornen Kindes ohne alle Phyſiognomie, und die Geſtalt eines Kranken oder eines Greiſes, eben ſo oft, ja öfter, als die Geſtalt der ſchönen blühenden Jugend von beyden Geſchlechtern. Beyde Geſtalten gehören einem jeden von uns zu, und wir tragen dieſelben in einer oder der andern Periode unſers Daſeyns. Auch wenn wir ſelbſt von der Natur oder den Menſchen verwahrloſet worden, und niemahls mit den Reitzen einer richtig ausgebildeten menſchlichen Geſtalt geſchmückt geweſen ſind, finden wir doch nur jene Geſtalt des reifen, geſunden, vollſtändig gebildeten Menſchen ſchön und die davon abweichende häßlich. Dieſe genaue Symmetrie der Theile, dieſer ſanfte und feine Ueberzug der Haut, dieſe angenehme Miſchung der Farbe, dieſe mahleriſche Rundung der Glieder, findet ſich in den menſchlichen Körpern gerade dann, wenn ſie völlig das ſind, was die Natur in ihrem Keime angelegt hat: — die Zeit des vollendeten Wachsthums iſt zugleich die Zeit der Schönheit und des Reitzes. Der Menſch wird nicht ſchön geboren: er wird erſt ſchön, indem er ſich entwickelt. Das Proportionirte der Theile, ſo wie die ſchöne Form derſelben, nimmt zu, ſo wie ſich der Köoper dem Zuſtande nähert, in welchem er am unveränderlichſten, am ſtärkſten und zu ſeinen Verrichtungen am geſchickteſten iſt. — Hier iſt neue Aehnlichkeit mit unſern Kunſtwerken, in welchen der erſte Entwurf und die letzte Ausarbeitung von einander abgehn. Jene iſt roh und nur für Kenner-Augen verſtändlich; dieſe, indem ſie die zuſammengedrängten Züge des Entwurfs mehr von einander abſondert, die Directionslinien des Contours genau beſtimmt, die leeren Räume durch Zwiſchen-Züge ausfüllt, macht den gemeinen Anſchauern die Intention des Künſtlers ſichtbar. Ein ſolcher Entwurf nun findet ſich wie es ſcheint, im Kinde und ſelbſt im Embryo; eine ſolche Ausarbeitung in dem mannbaren Jünglinge und der zur Ehe reifen Jungfrau. Der Zufall, wenn er je etwas ſchönes hervorbringt, hat ſein Werk vollendet, ſo wie er es nur zuſammengefügt hat: aber von einem Kunſtwerke läßt ſich nicht eher urtheilen, wie es geſtaltet, und ob es ſchön ſey, als wenn es durch die Zeit vollendet worden.

Sehen wir von der äußern Geſtalt des menſchlichen Körpers zum innern Bau deſſelben, ſo finden wir, wie ich geſagt habe, hier alles anders: aber alles wieder derjenigen Einrichtung ähnlich, die wir, wenn wir mit der größten Einſicht ausgerüſtet, einen menſchlichen Körper erbauen könnten, ihm geben würden. Hier iſt vollkommen das Räder-Werk einer Maſchine, unordentlich und nicht ſchön für den Anblick, aber ſehr ordentlich, wohlgeſtaltet und zuſammenhängend für den nachforſchenden Verſtand.

Hier iſt es nun, wo Menſchen zuerſt das Abſichtliche der Natur wahrzunehmen geglaubt haben, und wo ſich wenigſtens der Schein von Abſicht und Wahl mit jedem Schritte, den die Beobachtung und das Nachdenken der Menſchen in der Phyſiologie thun, vermehret.

Das was wir Abſicht im eigentlichen Verſtande nennen, ſetzt ſchon einen Urheber voraus, der wählen kann; und wir können ſolche in den Dingen unmittelbar nicht wahrnehmen, ſondern nur aus ihnen mit Zuhülfenehmung andrer Ideen ſchließen. Aber das, was ſchon Ariſtoteles das ἕνεκα τȣ̃ genannt, und als das Eigenthümliche der Dinge, denen wir eine eigne Natur, Φύσιν, zuſchreiben, angegeben hatte, und was wir vielleicht nicht beſſer als durch das Wort Tendenz ausdrücken können, läßt ſich in den Dingen, ohne Rückſicht auf einen ſchon kennbaren Urheber, beobachten und iſt nirgends ſichtbarer, als eben in dem innern Bau thieriſcher Körper. Dieſe Natur-Abſichten nähmlich, dieſe Tendenzen ſind da, wo eine Reihe von Urſachen und Wirkungen, die immer gleichförmig auf einander folgen, ſich immer mit denſelben, und zwar mit einem vorzüglich merkwürdigen und für die Dinge, worin ſie vorkommen, wichtigen Erfolge endigen, oder wo die Wirkungen mehrerer von einander abgeſonderter Stoffe, ſich in einem Puncte, und in Hervorbringung einer und derſelben Begebenheit, vereinigen; noch mehr, wenn mehrere verſchiedene Dinge, die zu einem Syſtem, oder Theile, die zu einem Ganzen gehören, jedes für ſich ganze Reihen von Veränderungen durchläuft, und die letzten Reſultate jeder Reihe ſich wieder, und zwar immer auf gleiche Weiſe, an einander knüpfen, oder in einander einwirken, um ſtets einen und denſelben letzten Erfolg, und zwar einen für das Syſtem oder für das Ganze wichtigen Erfolg hervorzubringen. Ich nenne aber einen wichtigen Erfolg den, welcher entweder an ſich eine größere, merklichere und ſich über das Ganze ausbreitende Veränderung ausmacht; oder den, welche zum Seyn und Beſtehn des Dinges oder Syſtems beyträgt und nothwendig iſt, welcher eine neue Periode, eine neue Geſtalt deſſelben, hervorbringt, oder ein neues Individuum derſelben Gattung erzeugt. Ich abſtrahire noch ganz davon, ob das, was durch ſolche Zuſammenſtimmungen am Ende bewirkt wird, verdiene, gut oder nützlich genannt zu werden, ob es von der Art ſey, daß es den Willen eines nach Abſichten handelnden

Weſens, dergleichen wir ſind, bewegen könne es zu produciren. Ich rede bloß von der immer gleichförmigen Folge von Action auf Action und von Wirkung auf Wirkung, die ſich ſtets mit derſelben auffallenden Veränderung ſchließt. Dieß iſt den Maſchinen, welche durch Kunſt zuſammengeſetzt ſind, nach Erfahrung eigen, oder daraus vermuthet man Kunſt bey einem Werke, wenn man auch noch den Gebrauch deſſelben nicht einſieht. Ein Menſch, der nicht wüßte, daß das ganze Räderwerk einer Uhr beſtimmt iſt, uns die Abtheilungen der Zeit kenntlich zu machen, der aber gewahr würde, wie Rad in Rad eingriffe, wie, von der Spannfeder an, die Bewegung ſich von einem Theile der Uhr zum andern, bis endlich zum Zifferblatte mittheilte, wo zwey Zeiger dadurch ſichtbarlich mit gleichförmiger, obgleich jeder mit einer andern Geſchwindigkeit bewegt würden; der gewahr würde, daß in allen Uhren das Nähmliche durch dieſelben Mittel bewirkt würde, und daß in jeder dieſe Reihen von Bewegungen, nach Ablauf der Uhr, immer wieder von vorn anfangen könnten, und immer wieder denſelben Gang nähmen: ein ſolcher Menſch könnte vielleicht die Uhr für ein Spielwerk; — aber er würde ſie gewiß für ein künſtliches Spielwerk anſehen. Nichts in der Welt kann dem Räderwerke einer Maſchine ähnlicher ſeyn, als die innern Organe des menſchlichen Körpers; nichts dem Eingreifen der Räder in einander, und dem Fortpflanzen der Bewegung von Theil zu Theil, bis auf dem Punkt, wo das Reſultat aller vorhergehenden Kräfte und Bewegungen in die Augen fällt, ähnlicher, als die Verrichtungen dieſer Organe bey dem Werke der Ernährung und der Zeugung der thieriſchen Körper. Vom Munde und der Speiſeröhre an, welche die Nahrungsmittel empfangen, bis auf die Milchgefäße, welche den verdauten Nahrungsſaft ins Blut, oder bis auf die Blutader, welche den in Blut verwandelten Chylus zum Herzen führt, folgt immer die Action des einen Werkzeugs regelmäßig auf die Action des andern, — die Speiſen gehen durch eben ſo viele Veränderungen hindurch, — andre Säfte in andern Laboratorien fabricirt, durch andre Nebenmaſchinen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ausgearbeitet, müſſen ſich zur beſtimmten Zeit und am beſtimmten Orte in die eigentlichen Nahrungsgefäße ergießen; — und durch dieſe vereinigte Summe vieler ſtufenweiſe und regelmäßig vorgegangnen Wirkungen wird zuletzt das Nähmliche, — Verähnlichung der Speiſen mit den eigenthümlichen Säften des menſchlichen Körpers bewirkt: das Ungleichartige wird weggeſchafft, das Gleichartige wird aufgenommen und dem Körper einverleibt. Wenn dieſes zu Stande gebracht iſt, ſo hört die Reihe der Actionen auf; das Maſchinenwerk hat nicht mehr eine bemerkbare Reihe beſondrer Bewegungen, ſondern das Hervorgebrachte iſt nur den allgemeinen Geſetzen des Kreislaufes unterworfen. Und dieſe Functionen der Organe, und dieſe Einwirkung eines Organs auf das andre, fangen immer von vorn wieder an, beobachten die nähmliche Regel in der Succeſſion und endigen ſich mit derſelben Wirkung. Ohne zu wiſſen, ob die Ernährung des Thieres etwas beſſeres ſey, als das Zuſammenkütten einer Lava, wodurch beyde erhalten werden, iſt doch gewiß, daß ſie viel mehr Anſtalten fordert, daß nicht nur mehr Bewegungskräfte neben einander wirken, mehr Bewegungen, und weit regelmäßigere, auf einander folgen und einander ablöſen oder veranlaſſen müſſen, um den zum heutigen Beſtande des Thieres nöthigen Zuſatz für ein Mahl herbeyzuführen; ſondern daß auch, um die Fortdauer des Thieres möglich zu machen, dieſelben Operationen, ausgehend von demſelben Punct, eben ſo mannigfaltig ſich durchſchlingend, eben ſo regelmäßig auf einander folgend ſich erneuern müſſen. — Dieß bringt die Aehnlichkeit mit Kunſtanlagen auf einen ſehr hohen Grad.

Damit hängt ein andrer Umſtand zuſammen, in welchem die thieriſchen und Pflanzen-Körper mit unſern Kunſtwerken übereinſtimmen. Dieſe beſtehen nähmlich, als Kunſtwerke betrachtet, ſämmtlich nie aus Elementen, ſondern aus vielen kleinen Maſchinen, deren jede für ſich ihre eigne Geſtalt, ihren Bau und ihre beſtimmte Action hat, die aber ſo an einander gereiht, und ſo gegen einander geſtellt werden, daß entweder die eine die Triebfeder wird, die andre in Bewegung zu ſetzen, oder die eine die Bewegung der andern einſchränkt und ihre Geſchwindigkeit oder Richtung beſtimmt. In der Uhr iſt die Spannfeder eine ſolche kleine Maſchine; jedes Rad iſt eine, und alle haben ihre beſtimmten Dimenſionen, ſo wie ihre Bewegungsgeſetze. Das Kronrad iſt eine andre, als das Stirnrad, der Trilling iſt von beyden unterſchieden. Der größte Theil der Räder pflanzt nur die ihnen von der elaſtiſchen Kraft der Feder mitgetheilte Bewegung, mit veränderter Geſchwindigkeit, auf einen andern Ort fort. Das Steigerad mit der Unruhe greift ein, um die Bewegung gleichförmiger zu machen. — Dieſe Mannigfaltigkeit der einzelnen Beſtandtheile, ihrer Structur und ſelbſteignen Bewegung iſt eben, was dieſe lange Zuſammenkettung der Urſachen und Wirkungen veranlaßt, welche wir für das Anzeichen eines den Plan entwerfenden Verſtandes halten. Je künſtlicher die einzelnen in einer Maſchine angebrachten Werkzeuge an ſich gebaut ſind, je verſchiedner ſie von einander, je eigenthümlicher ihre Bewegungsgeſetze, und je abgeſonderter ihre Verrichtungen im Einzelnen ſind; und je genauer ſie demohnerachtet ſich zu einem gemeinſchaftlichen Endreſultat vereinigen, je paſſender ſie in einander eingreifen, um das, was als Wirkung des ganzen Compoſitums angeſehen werden kann, hervorzubringen: deſto mehr halten wir ſolche Zuſammenſetzung denen ähnlich, die nach Ideen gemacht wurden. Gerade ſo finden wir die vegetabiliſchen und noch mehr die animaliſchen Körper. Unter den Gefäßen, welche, um bey dem vorigen Beyſpiele zu bleiben, das Ernährungsgeſchäft beſorgen ſind, außer den Canälen, welche die Säfte der Speiſen aufnehmen und fortführen und durch die Bewegung ſelbſt verändern, noch eine Menge beſondrer Werkzeuge, — Maſchinen für ſich beſtehend, abgeſondert von den zum bloßen Umlaufe beſtimmten Gefäßen, — beſchäftigt mit Zubereitung eigner Säfte, die erſt, wenn ſie in dieſem an ſich ſchon künſtlichen Laboratorium deſtillirt ſind, dem Hauptſtrome der Nahrungsſäfte mitgetheilt werden, um deren Abſcheidung von dem zur Erhaltung des organiſchen Körpers weniger tauglichen Stoffe der Speiſen oder ihre Verähnlichung mit der animaliſchen Natur zu befördern. Dergleichen Maſchinen ſind die Drüſen, die ſich in ſo vielen unſrer Kanäle von dem Gaumen und dem Schlunde an, wo ſie den Speichel abſetzen, bis auf das letzte unſrer Eingeweide befinden, in deren jedem ſie eine der Function dieſes Theils, und dem Grade der Concoction der dort angelangten Speiſen angemeſſene Flüſſigkeit zubereiten; dergleichen Maſchinen im Großen ſind der Magen, die Leber, die Milz, die Lunge, das Herz; lauter für ſich beſtehende Ganze, jedes maſchinenartig, dem Scheine nach künſtlich zuſammengeſetzt, um einer eignen Verrichtung fähig zu ſeyn, und doch im Ganzen nur ſubordinirte Werkzeuge, um die zum Beſtehen und zum Wachsthume des ganzen Thieres nöthigen Säfte zu ubereiten, und die dazu nöthigen Bewegungen zu unterhalten. Aber nicht nur in den zu einer Verrichtung gehörigen und mit einander verbundnen Gefäßen finden wir ſolche abgeſonderte einzelne Maſchinen, die, mit dem ganzen übrigen Syſtem nicht gleichartig, doch mit demſelben innigſt verbunden, doch zu Erfüllung ſeiner Abſicht, oder (um nicht mehr uns anzumaßen, als ſchon bewieſen iſt) zu Hervorbringung ſeiner letzten Wirkung nothwendig ſind; ſondern wir finden ſogar, welches in keiner Kunſtmaſchine der Welt der Fall iſt, im thieriſchen Körper drey verſchiedne Syſteme von Organen, wovon jedes ſein eignes Princip, ſeine eignen Bewegungen, ſeine abgeſonderten Endpuncte hat, und die doch wieder ſo unter einander verflochten ſind, daß keines ohne das andre beſtehen kann, daß jedes nicht nur zur Erhaltung des Ganzen, wovon auch die Fortdauer der einzelnen Syſteme abhängt, beyträgt, ſondern auch das eine Syſtem in allen ſeinen Theilen in das andre eingreift, alle deſſen eigenthümlichen Bewegungen befördert, und ſeine eigenthümlichen Verrichtungen unterſtützt. Die Anatomie hat uns in dem einen Menſchen gleichſam einen dreyfachen entdecken laſſen, den Muſkular-Menſchen, den Nerven-

und den Ader-Menſchen. Das Skelett iſt das Zimmerwerk des Gebäudes, und hat ſeinen Hauptſtamm, ſeine vielfach gegliederten Theile, ganz beſtimmte Figur und Dimenſionen in dieſen Theilen, und eine ſehr zuſammengeſetzte aber ganz gleichförmige Ordnung in ihrer Zuſammenfügung. Dieſes Knochengebäude beſteht für ſich, bedarf, als ein bloßes Gebäude betrachtet, zu ſeiner Fortdauer weder Sehnen noch Blutgefäße wie es dann auch den Untergang aller andern Theile des Körpers überlebt: aber es iſt dieſen durchaus nothwendig. Es beſtimmt die äußere Geſtalt des Menſchen, und legt, ſo ſcheußlich es ſelbſt ausſieht, den Grund zu der Symmetrie und Schönheit, von der ich im Anfange redete; es dient zugleich allen innern Gefäßen zum Träger, zum Behältniſſe, und zur Beſchützung, giebt Raum für dieſelben, und paßt zu ihrem Bau und ihrer Stellung. — In dem, durch dieſen Bau an einander gefügter, getrennter und doch zuſammen verbundner Knochen, abgemeſſenen Raume, findet ſich nun zuerſt das Syſtem der Blutgefäße, das, gleich einem Baum geſtaltet, ſeine Wurzeln im Herzen hat und ſeine Zweige bis in die äußerſten Enden der kleinſten Gliedmaßen treibt, alle Werkzeuge des Lebens und der

Sinne durchdringt, den Muſkeln ſelbſt ſo wie dem Gehirne den ihm eignen Saft, das Blut, zuführt, und der weſentlichſte Theil des Menſchen zu ſeyn ſcheint, weil es ſowohl den ganzen Raum ſeiner Ausdehnung erfüllt, als mit ſeinem Leben zugleich das Spiel ſeiner Bewegungen anfängt und endigt. Neben dieſem exiſtirt ohne Verwirrung, ein in eben ſo viel Aeſte ausgebreitetes, eben ſo bis zu jedem Extrem des Körpers reichendes, und zur Empfindung nicht nur, ſondern auch zum Schlagen des Herzens und zum Umlauf des Blutes nothwendiges Syſtem von Kanälen, welche wir die Nerven nennen. — Dieſes, das im Gehirn ſeinen Urſprung, ſeinen Stamm im Rückgrat, und in den ſinnlichen Werkzeugen (wozu aber auch die ganze Haut des Menſchen mit gehört,) ſeine letzten Enden hat, iſt von ganz andrem Bau, führt andre Flüßigkeiten, iſt andern Bewegungsgeſetzen unterworfen, als das Syſtem der Adern. Es macht ebenfalls eine große beſondre, über den ganzen Körper ausgebreitete Maſchine aus, die ihr beſondres Triebwerk, ihre eignen Räder hat, die nicht für ſich, wie das Knochengebäude, fortdauern, aber gewiß für ſich da ſeyn und entſtehen konnte, wenn blinde Bewegungskräfte, oder der Zufall es hervorbrachten. Aber im menſchlichen und thieriſchen Körper iſt dieſes Nervengebäude nicht nur dem Adern-Gebäude im engen Raume zugeſellt, ſondern mit ihm im Ganzen und in jedem Theile ſo durchflochten, daß durch die Blutgefäße die Canäle der Nerven genährt, aus dem Blute die Flüſſigkeit der Nerven erſetzt, und hinwiederum die Bewegungen der Adern und des Herzens nur durch die Nerven möglich werden. Neben beyden Syſtemen und mit dieſen verbunden herrſcht das Muſkularſyſtem, eben ſo ausgebreitet im Körper, ſichtbarer, als die übrigen, unmittelbar nothwendig zu den Actionen des Menſchen, die wir freywillig nennen, und die als letzte Reſultate des ganzen Syſtems angeſehen werden können, und nicht weniger nothwendig zu den erſten Grundbewegungen des Lebens, dem Schlagen des Herzens und dem Athemholen. Durch die Muſkeln wird das Fleiſch gebildet, welches die äußere Geſtalt des Menſchen ſo wie der Thiere ausfüllt, und, mit der Haut überzogen, den andern Menſchen vor Augen tritt. Auch hier ſind wieder Sehnen und Muſkeln ſo zuſammen gefügt, daß ſie ein geſetzmäßiges Ganze bilden. Ordnung und Zuſammenhang eigner Art, auch eine eigenthümliche Art der Beweglichkeit, die wir Reitzbarkeit nennen, ſondert dieſes eben ſo vollſtändige Gebäude von dem der Nerven und der Blutgefäße ab. Wenn es aus blind wirkenden materiellen Kräften entſtand, ſo konnte es, ſollte man denken, an einem andern Orte, für ſich entſtehen, da es ganz verſchiedener Urſtoff, ganz andre Kräfte ſeyn mußten, woraus und durch welche es ſich bildete. Es findet ſich aber mit jenen zwey Gebäuden an denſelben Knochen angeheftet, in derſelben Bekleidung der Haut eingeſchloſſen, und iſt zugleich mit ihnen in ſolchen gegenſeitigen Einfluß gebracht, daß es nur mit Hülfe jener ſeine beſtimmten Functionen verrichten kann, und wiederum jenen ihre eigenthümlichen Bewegungen und Abſonderungen machen hilft. Alles das, was ich hier vom menſchlichen Körper ausgeführet habe, findet bey den großen Thieren faſt durchgängig, und bey den übrigen in eben dem Maße und Verhältniſſe Statt, als ſie an Vollkommenheit und gleichſam an Range dem Menſchen näher kommen oder weiter nachſtehn.

Das iſt alſo eine unverkennbare Aehnlichkeit der thieriſchen Körper mit Kunſtwerken, und eine unläugbare Ungleichheit zwiſchen ihnen und noch ſo regelmäßigen Bildungen, die aus dem bloßen Zuſammentreffen der Elementarkräfte entſtehen: das Gegliederte, das Zuſammentreten und die Verbindung ſchon gebildeter vollſtändiger Ganzen, für ſich regulirter und beſtimmter aber ungleichartiger Syſteme, die, ohne einander weder zu verdrängen noch zu verletzen, ohne ſich weder zu vermiſchen noch in einander überzugehn, doch in einem kleinen Raume neben einander ſind, in einem durchgängigen Zuſammenhange ſtehen und ſich alle in einem Mittelpuncte gemeinſchaftlicher Wirkungen vereinigen. Wenn Materie zu Materie kommt, ſo iſt ein wechſelſeitiger Einfluß allerdings unausbleiblich. Es iſt alſo eine Reihe von Urſachen und Wirkungen auch hier beſtimmt; und inſofern wir alles ordentlich nennen, was beſtimmt iſt, iſt auch hier Ordnung. Wenn eine Menge Elementar-Körper auf einen Haufen zuſammenkommen, drängen ſie einander ſo lange, bis ſie endlich auf ihrem gemeinſchaftlichen Schwerpuncte ruhen. Dieß giebt ebenfalls eine Regel für ihr Beyſammenſeyn, und alſo eine Art der Ordnung. Wenn ſie in einander einwirken, oder ſich chymiſch vermiſchen, ſo folgen ſie dem Geſetze der Verwandtſchaften, nach welchem ſich zwey verbundne immer wieder trennen, wenn ein dritter hinzu kommt, der mit einem von beyden eine größre Analogie hat, als ſie unter ſich haben. Wenn alſo viele ungleichartige Stoffe auf dieſe Weiſe in einander eingreifen, ſo folgen Verbindungen und Trennungen derſelben, nach jenem Geſetze, ſo lange auf einander *), bis ſich endlich die allerähnlichſten innigſt vereinigt haben. Auch dadurch alſo bekommt die Zuſammenſetzung des hieraus erwachſenden Ganzen oder Syſtems eine Regel, und alſo das Syſtem ſelbſt eine Ordnung. Es iſt mit einer Menge an einem Orte angehäufter Körper, wie mit einer Menge auf einem engen Platze zuſammenlebender Menſchen. Hier entſteht eine gewiſſe Unterordnung derſelben, eine Regierungsform, geſellſchaftliche Einrichtungen und Geſetze, bloß dadurch, daß jeder ſeinen Trieben folgt, und der Widerſpruch zwiſchen den Trieben mehrerer ſie endlich in etwas Gemeinſchaftlichem zuſammen zu kommen nöthigt. Das iſt der Urſprung der Staaten und ihrer Verfaſſungen. Dort wird eine gewiſſe Lage der Theile gegen einander, ihre Verbindung, und die Figur

---

*) In ſolchen Verbindungen und Trennungen beſteht eben die Gährung.

des Ganzen auf gleiche Weiſe beſtimmt, indem die Theile entweder den gemeinſchaftlichen Geſetzen der Schwere, oder ihren beſondern Bewegungstrieben folgen, woraus eine Wirkung und Gegenwirkung und eine fortwährende Translocation der Theile entſteht, die nicht eher aufhört, bis ſie eine Stellung gefunden haben, in welcher ſie alle den Geſetzen ihrer Natur ungeſtört folgen können. Dieß iſt alsdann der Zuſtand, in welchem ſie beharren.

Nun fragt ſich: iſt die Ordnung, welche man in dem Baue der Thier- und Pflanzen-Körper findet, nicht mit dieſer Ordnung, die ſich in allen Zuſammenſetzungen am Ende nothwendig finden muß, von gleicher Art? oder hat die Ordnung, welche die Kunſt und der Verſtand hervorbringen, wenigſtens nach ihren ſichtbaren Zeichen etwas vor jener mechaniſchen Ordnung voraus, welches, weil wir es auch in der Structur unſers Körpers finden, uns dieſen als ein Kunſtwerk zu betrachten berechtigt?

Das gemeine Menſchengefühl ſagt, daß, zwiſchen einer mechaniſch nothwendigen und einer künſtlichen vom Verſtande hervorgebrachten Ordnung, ein dergleichen Unterſchied wirklich angetroffen wird. Erſtens: nicht eine jede Reihe von

Urſachen und Wirkungen iſt eine regelmäßige Reihe. Regelmäßig nenne ich ſie erſt alsdann, wenn ſie mehrmahls wiederhohlt wird, und wenn bey jedesmahliger Wiederhohlung die Folge die nähmliche iſt, und immer das Gleiche daraus entſteht.

Man vermiſcht, wenn man den Kunſtwerken die Producte mechaniſcher Kräfte an die Seite ſtellt, zwey Stücke: die Reihe von Bewegungen, durch welche das Compoſitum entſteht; und die Reihe von Bewegungen, die in dem Compoſitum ſelbſt, wenn es fertig iſt, vorgehn.

Wenn chymiſche Säfte gähren, Salze und Säuren einander wechſelsweiſe angreifen, oder ſchwere Körper einander drängen: ſo iſt Bewegung, und eine Reihe von Bewegungen in ihnen, ſolange noch kein feſtes bleibendes Ganze oder kein ruhendes Syſtem aus ihnen geworden iſt. Dieſe Bewegungen folgen freylich nach irgend einer Regel auf einander: aber ſie iſt nur Regel für dieſen einzigen Fall. Die anfängliche Lage der Beſtandtheile beſtimmt die erſte Einwirkung, dieſe die zweyte, und ſo fort, bis endlich der Punct der Ruhe und des Gleichgewichts gekommen iſt. Von vorn gehen dieſe Gährungen, geht dieſes wechſelſeitige Drängen nie wieder an; und in keinem andern Fall iſt die Reihe und Folge der Bewegungen dieſelbe, weil die erſte Stellung der Dinge, die auf einander wirken, alles übrige determinirt und dieſe nie wieder ſo vorkommt.

Ueberdieß das Ende aller dieſer auf einander folgenden, und, wenn man will, ordentlich folgenden, Wirkungen iſt immer Ruhe; dann erſcheint erſt das Product; dann iſt das Werk der mechaniſchen Natur geſchaffen: aber dann hört auch die Wirkſamkeit derſelben auf.

Sind auch dergleichen Producte, z. B. Salze, von neuem wirkſam; ſo ſind ſie es nicht in ſich, ſondern auf andre Dinge, und bringen mit denſelben durch neue Gährungen, aber ganz andrer Art, wieder ähnliche Producte hervor.

Die Maſchinen, die wir bauen, und nächſt dieſen die Körper der Menſchen, Thiere und Pflanzen ganz allein, fangen ihre regelmäßigen Bewegungen erſt an, wenn ſie vollendet ſind. Innerhalb ihrer ſelbſt, finden wir ſolche Reihen auf einander folgender Wirkungen ihrer Theile. Dieſe ſind lang, haben ihren beſtimmten Vollendungspunct, fangen von neuem an, und nehmen immer den gleichen Gang. So die Uhr, ſo die Mühle; ſo der Magen und die Gedärme.

— Und das Ende dieſer langdauernden und an einander geknüpften und immer erneuerten Revolutionen innerhalb des Körpers ſelbſt iſt bey dem Thier- und Pflanzen-Körper etwas, das zu ihrer Erhaltung oder zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts nöthig iſt. (Wir wollen für jetzt noch auf weiter nichts Achtung geben.)

Zweytens. In allen Naturproducten, die bloß aus den mechaniſchen Kräften ihrer Beſtandtheile entſpringen, oder doch ſo zu entſpringen ſcheinen, ſelbſt den regelmäßigſten, finden wir entweder die Theile ganz einerley geſtaltet und gebildet, wie in den Metallen, in den Salzen; oder wir finden die ungleichartigen Theile bloß unter einander gemiſcht, wie in verſchiednen Steinarten, wie in den Vererzungen; oder wir finden die Ganzen, die ſich aus gleichartigen Theilen zuſammengeſetzt haben und vollendet ſind, bloß an einander hängend, ohne innere Verbindung, wie z. B. gediegnes Gold in der Stufe. Aber kein Beyſpiel kann aufgewieſen werden, von irgend einem ſolchen Aggregat, (deſſen Urſprung nähmlich aus den bloßen Bewegungskräften ſeines Urſtoffs erkennbar iſt,) bey welchem vollſtändig gebildete Ganze, als etwa Erze, mit andern ebenfalls vollendeten Compoſitis wieder von neuem in eine ſolche Subordination geſetzt worden wären, daß durch die Zuſammenfügung von beyden, entweder eine ſymmetriſche Geſtalt oder eine fortdauernde Kraft zu gewiſſen innern Kreisbewegungen entſpränge.

Es iſt auch, wenn wir die Vernunft zu Rathe ziehen, höchſt unwahrſcheinlich, daß mechaniſche Elementarkräfte dergeſtalt erſt die einzelnen Räder der Maſchine, die ſie bilden, zubereiten, und dann ſie an einander fügen ſollten: und es iſt hingegen höchſt wahrſcheinlich, daß wenn ein Geiſt, wie der unſrige, etwas macht, er auf dieſe Weiſe zu Werke geht.

In Abſicht des erſten denke man folgenden Betrachtungen nach.

1. Alle mechaniſchen in dem Urſtoffe liegenden Bewegungskräfte wirken beſtändig gleichförmig fort, bis ſie durch eine ihnen entgegenwirkende ähnliche Kraft geſchwächt, ins Gleichgewicht, oder zur Ruhe gebracht werden. Es iſt alſo bey keiner derſelben ein Ende ihrer Wirkung, als die Ruhe; und von der gegenſeitigen Wirkung vieler ſolchen Kräfte iſt keine andere Vollendung zu erwarten, als das Gleichgewicht. Hier hört ihre Schöpfung auf, und nichts kann das formirte Ganze, als Ganzes, von neuem in

Bewegung ſetzen, um nun auf ähnliche Weiſe zu neuen Schöpfungen fortzugehn, wie es ſelbſt von ſeinen Elementen war geſchaffen worden. Sind dieſe auch noch in dem producirten Compoſitum wirkſam, oder eilen ſie weiter, um neue Geſtalten zu bilden, ſo geſchieht es nur auf Koſten der erſten, indem ſie dieſe wieder ſtufenweiſe zerſtören. Denn ſie müſſen alsdann von neuem aus dem Gleichgewichte kommen, in welchem die Bewegung des einen Elementes die Bewegung des andern aufhob; das Feuer muß wieder als Feuer, das Waſſer als Waſſer wirken. Aber alsdann hört auch die genaue Vereinigung auf, welche jedes Product zu einem eignen Dinge ſeiner Art, zu einer wahren neuen Schöpfung, es ſey der Geſtalt, es ſey ſeinen innern Eigenſchaften nach, machte. Es iſt alſo nicht abzuſehn, wie die Elemente, welche das erſte ſimpel zuſammengeſetzte Ganze bildeten, zugleich in der Ruhe, in dem Gleichgewichte bleiben ſollten, wodurch dieſes Ganze allein ſeine Fortdauer erhält; und doch diejenige Wirkſamkeit fortſetzen ſollten, durch welche dieſes Ganze fahig würde, andre ganz anders, aus anderm Urſtoff gebildete, aufzuſuchen, ſich zu ihnen zu geſellen, und mit denſelben innigſt zu vereinigen. — Es können allerdings völlig gebildete Salze, die ihre beſtimmte Form haben, deren Schöpfung alſo als vollendet angeſehen werden kann, eben ſo völlig formirte Steine durchdringen, angreifen, umformen. Aber dieß geſchieht nur, indem jeder Beſtandtheil etwas von ſeiner Form und ſeinem Weſen verliert. Es ſind zerſtümmelte und halbzerſtörte Producte, deren Elemente ſich von neuem auf andre Art combinirt und dadurch neue Producte erzeugt haben; — dieſe ſind vielleicht mit den noch unzerſtörten ältern Er[illegible]ngen zuſammengewachſen. So können ganze Reihen von halben Zerſtörungen und hinzugekommenen Bildungen auf einander folgen, wo die urſprünglich erſten Producte gleichſam zur Form oder Matrice dienen, damit die Operationen zur neuen Hervorbringung geſchehen können. Aber daß, nachdem Elementarkräfte ein Ganzes gebildet, d. h. ſich in irgend einer Lage ins Gleichgewicht geſetzt, und durch irgend eine Miſchung den Geſetzen der Verwandtſchaften genug gethan haben, — ſie dieſes Ganze in ſeinem vollſtändigen Seyn, ſeiner Figur und Structur erhalten, d. h. in dieſem Gleichgewichte bleiben, dieſe Miſchung, wobey die Gährung aufhört, beybehalten, — und doch auch zugleich wirkſam und in voller

Bewegung ſeyn könnten, um wieder zu dieſem Ganzen andre Compoſita hinzuzufügen, — davon kann ſich unſer Verſtand wenigſtens keinen Begriff machen.

Wenn die Beſtandtheile ſelbſt das Compoſitum bilden, ſo können ſie, wenn es zu Stande gebracht iſt, nichts weiter thun, als ruhen, oder es zerſtören. — Bildet es aber eine fremde Kraft, ſo kann dieſe, wenn ſie damit zu Ende iſt, ein Ganzes zu bilden, oder ihm eine beſtimmte Form zu geben, ſehr wohl fortgehen, dieſelbe Operation bey anderm Stoffe zu wiederhohlen, und auf dieſe Art mehrere Dinge bilden, von denen nicht die Schöpfung des einen die wenigſtens angefangne und partielle Zerſtörung des andern nothwendig vorausſetzt.

2. Wenn körperliche Elemente, durch Zufall zuſammengebracht, in einander wirken, ſo ſind die Bewegungen, welche dadurch in ihnen entſtehn, allerdings beſtimmt durch die Natur der verſchiednen Elemente, und durch die erſte Lage, in der ſie ſich zufallig befanden. Und da aus den Bewegungen des erſten Moments die Bewegungen des zweyten folgen, ſo entſteht auch eine beſtimmte Reihe ſuccedirender verſchiedner Stellungen der Elemente, unter welchen endlich

diejenige Lage, in welcher ſie bey einander bleiben und ein fortdauerndes Ganze bilden, die letzte iſt. Jene Bewegungen haben ihre Regeln, d. h. ihre fixe Beſtimmung; dieſe Lage hat alſo auch ihre Ordnung. Aber es iſt entweder eine einfache Ordnung; oder es iſt eine ſo ſehr zuſammengeſetzte, dergleichen wir eben Unordnung nennen.

Die Kraft jedes Elements hat zwar auch ihre Tendenz: aber dieſe Tendenz iſt einfach. Mehrere Elemente derſelben Art ſtreben darnach, gewiſſe Bildungen hervorzubringen: aber dieſe Bildungen ſind immer dieſelben.

Sind die Elemente von verſchiedner Art und ihre Kräfte entgegenſtehend, ſo verändern ſie ihre Tendenzen wechſelſeitig alle Augenblicke. Dieſe beſtändigen Unterbrechungen in der Direction der Bewegungen geben auch ein eben ſo vermiſchtes Ganze.

Das gleichartige Fortwirken der mechaniſchen Kräfte, es ſey, daß eine derſelben ungeſtört wirke, entweder allein, oder als herrſchend über die übrigen, oder daß gegenſeitige Verhinderungen und Störungen eben zu dieſen Wirkungen gehören, bringt auch eine ſolche Gleichartigkeit in ihren Producten hervor, daß ſie entweder ganz aus einem Stoffe zu beſtehen ſcheinen, oder daß ſie durchaus vermiſchte Stoffe darſtellen.

Eine große Verſchiedenheit der Bewegungen in den Urſtoffen, welche doch eben dieſe Bewegungen im Ganzen nicht unterbreche, iſt uns undenkbar. Die, welche auf harmoniſche Art wirken, bringen die gleichen Effecte hervor; und die Vielheit der wirkenden Elemente vermehrt nur die Größe des Products, ohne es mannigfaltig zu machen: die aber, welche auf verſchiedene Art wirken, zerſtören und unterbrechen wechſelſeitig die Effecte von einander. Nie würden körperliche Elemente von einer ſo determinirten Bewegungskraft, daß ſie die Geſtalt eines Organs, dergleichen das Herz iſt, bildeten, neben denen von einer ſo unähnlichen Beſchaffenheit und Tendenz, als nöthig wäre, wenn ſie ſich von ſelbſt in die Form der Lunge, des Magens oder der Nerven fügen ſollten, haben ununterbrochen ruhig fortwirken können, ohne daß ein Theil die Operationen des andern verhindert, oder die angefangenen Producte verſtümmelt hätte. Noch unbegreiflicher wäre der Zuſammenhang, den ſie zwiſchen ihren Producten geſtiftet hätten, obgleich zwiſchen ihnen ſelbſt, (den hervorbringenden Kräften,) Widerſpruch geweſen wäre. Doch davon in der Folge.

Wir kennen nur zweyerley Bewegungskräfte in der Materie: die Schwere, und die Kräfte, welche die chymiſchen Verwandtſchaften zeigen. Durch die Wirkung der erſtern, werden die Elementartheile, ohne ſich zu verändern, nur zuſammengefügt, und ihre Mannigfaltigkeit bleibt alſo auch in dem producirten Ganzen ſichtbar. Durch die Wirkung der zweyten, werden nur die ähnlichen Elemente vereinigt, die unähnlichen von einander abgeſondert; dadurch werden alſo am Ende ganz gleichartige Ganze gebildet. Aber kein mechaniſches Principium wiſſen wir, wodurch die Materie zugleich verſchiedentlich modelirt und die ſo gebildeten Theile, unverſtümmelt, mit einander vereiniget würden.

So ſehen wir auch in der That, die Producte der Natur, (Thier- und Pflanzenwelt ausgenommen,) getheilt. Einige ſind durchaus gleichförmig, andre ſind durchaus und unordentlich gemiſcht. Die erſtern haben am meiſten das Anſehen von neuen Schöpfungen, weil man die Elemente, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, nicht gewahr wird. Die andern ſehen mehr bloſſen Aggregaten von Materie ähnlich. Zu jener Cla tung gehören die Metalle und die Salze, zu der andern die Steine.

Ein gegliedertes Ganze, eine aus kleinern Maſchinen zuſammengeſetzte größre Maſchine iſt, nach der Analogie der Erfahrung und nach der Vernunft, von den Bewegungskräften todter Materie nicht zu erwarten. Sie wirken freylich nach Regeln, aber eben dieſen Regeln ſcheint ein ſolcher Erfolg zu widerſprechen.

Aber iſt er den Wirkungen eines Geiſtes ähnlich? Läßt ſich, nach den Regeln, welche die Wirkſamkeit einer denkenden und freyen Urſache beſtimmen, eher eine ſolche Unterordnung mehrerer Zuſammenſetzungen unter ein gemeinſchaftliches Syſtem, welches ſie alle als Theile in ſich enthält, erwarten?

Ganz gewiß, wenn wir nach den Geſetzen urtheilen, welche der menſchliche Verſtand in der Hervorbringung ſeiner Werke beobachtet: höchſt wahrſcheinlich, wenn wir die Natur des Denkens und einer abſichtsvollen Unternehmung an ſich zum Maßſtabe nehmen.

Es iſt uns natürlich, Entwürfe auf Entwürfe zu bauen, und eine vollendete Combination von Ideen, zum Elemente einer neuen Combination zu machen. Es iſt alſo auch natürlich, daß unſre erſten Kunſtwerke nur Räder und Werkzeuge zu mehr zuſammengeſetzten Maſchinen werden.

Alle unſre künſtlichſten und weitläuftigſten Baue haben den Charakter, daß ſie aus kleinern und weniger künſtlichen Gebäuden, die vorher ſchon fertig waren, zuſammengeſetzt ſind. Alle Fortſchritte unſrer mechaniſchen Erfindungen geſchehen, indem wir die von unſern Vorgängern oder uns ſelbſt ehedem erfundnen, d. h. zuſammengeſetzten Werkzeuge zu Gliedern neuer Compoſitorum, zu Triebfedern und Rädern in neuen Maſchinen machen. In allem, was wir machen oder thun, ſelbſt in unſern Reden, unſern Schlüſſen, in unſerm Denken ſelbſt iſt das Gegliederte ſichtbar. Nirgends iſt ein vollkommnes Continuum, allenthalben ſind Abtheilungen, kleinere Ganze, die in größern ſtecken, deutlich von einander abgeſondert, und doch genau vereinigt ſind. So beſteht jede Rede aus Perioden, jede Periode aus Sätzen, und endlich ſelbſt jedes Wort aus Sylben. Man betrachte die Werke der Baukunſt und der Mechanik: allenthalben wird man dieſe vielfache Compoſition erkennen, die erſt aus den rohen Materialien die einzelnen Theile ausarbeitet, und die ausgearbeiteten Theiie dann wieder nach gewiſſen Proportionen zuſammenhängt.

„Aber iſt dieß nicht vielleicht mehr die Folge der Schwäche, als der Kraft unſers Geiſtes? Kommt es nicht vielleicht mehr von der Einſchränkung, welcher wir bey unſerm Denken und Handeln unterworfen ſind, als von der Natur des Denkens und freyer Handlungen ſelbſt her?“

„Wir ſetzen unſre Werke aus Gliedern allerdings deßwegen zuſammen, weil wir unſre Ideen ſo abtheilen müſſen: aber wir theilen dieſe letztern nur deßwegen, weil wir nicht Kraft genug haben, ununterbrochen fortzudenken, und eine große Anzahl von Gegenſtänden in einem Zuſammenhange uns vorzuſtellen, ohne unſre Aufmerkſamkeit zuweilen ausruhen zu laſſen. Wir müſſen freylich, wenn wir einen großen Vorrath von Materialien combiniren wollen, erſt eine eingeſchränktere Anzahl derſelben zuſammenziehen, und mit dieſen Compoſitis als mit Einheiten verfahren, um daraus Ordnungen eines höhern Ranges zuſammenzuſetzen. So müſſen wir es machen, wenn wir Dinge begreifen, ſo, wenn wir mit ihnen arbeiten und ſie anwenden wollen. Die Glieder in unſern Reden und in unſern Gebäuden zeigen die Ruhepuncte unſers Denkens: aber daß wir ſolche Ruhepuncte nöthig haben, iſt ein Zeichen unſrer Schwäche. Und können alſo ähnliche Einrichtungen in den Werken der Natur geradezu für einen Beweis des Verſtandes in dem Urheber angeſehn werden?“

Ich antworte: es iſt bey weitem nicht ausgemacht, was, bey den Regeln unſers Denkens, die wir aus der Erfahrung kennen, und auf welche die Eigenthümlichkeiten unſrer Werke gegründet ſind, von dem Weſen der vorſtellenden Kraft, und was von den Schranken derſelben herkommt. Vieles kann mit Schwächen zuſammenhangen, was demungeachtet nicht aus dieſen Schwächen folgt. Da wir dieſe ganze Claſſe von Objecten, was Denken, Wollen und frey Handeln heißt, nur aus uns ſelbſt kennen, ſo thun wir unrecht, wenn wir das, was allen Menſchen darin gemein iſt, und was durch die verſchiedenen Grade der Fähigkeit, die wir unter ihnen finden, gar nicht verändert wird, nicht für Folgen der Natur der denkenden Kraft ſelbſt anſehn. Und dieß iſt der Fall in Abſicht des aus Gliedern Zuſammengeſetzten unſrer Ideen und unſrer Kunſtwerke. Der verſtändigſte Mann unterſcheidet ſich nicht, durch eine abſolute Continuität der Sachen, die er ſagt, oder hervorbringt, ſondern nur, daß er die einzelnen Theile richtiger und ſchärfer von einander abſondert, jeden beſſer ausarbeitet und ſie alle inniger verbindet. Dieſes Abſondern, Theilen und wieder Zuſammenfügen ſcheint ſogar die Operation des Denkens ſelbſt auszumachen. — Die Urſache ſey nun, welche ſie wolle, genug: nichts kann einem durch Ideen und nach Ideen hervorgebrachten Werke, nach den Begriffen, die wir uns, zufolge unſrer eignen Erfahrungen, davon machen, ähnlicher ſeyn, als dieſe ausgearbeitete Vollſtändigkeit einzelner Theile und Glieder, die zuſammengefügt worden, um größere Ganze auszumachen.

Aber wenn es auch noch zweifelhaft iſt, ob es in der Natur des Denkens überhaupt oder nur in den Mängeln unſrer Denkkraft liegt, daß wir größere Syſteme nur aus kleinern erbauen: ſo iſt es gewiß, daß es in der Natur einer Abſicht und eines nach Abſichten handelnden Weſens liegt, auf diejenige Weiſe zu verfahren, die wir bey den thieriſchen und Pflanzen-Körpern beobachtet finden, und in welcher die größte Aehnlichkeit derſelben mit unſern Kunſtwerken beſteht.

Alle Directionen der Bewegung in der Materie ſind einfach. Die Tendenzen eines Willens ſind vielfach. Jene haben kein beſtimmtes Ziel, bey welchem die Bewegung ruhte, und von welchem ſie, weil ſie nun gleichſam befriedigt wäre, in einer neuen Richtung einen zweyten Lauf anfinge. Dieſe haben ihr beſtimmtes Ziel: ſie ſuchen etwas zu erreichen, was in der Zeit und im Raume irgendwo vorhanden ſeyn kann: und wenn dieſer Punct erreicht iſt, ſo hören die Beſtrebungen und die Activität auf, welche aus der bisherigen Neigung entſprangen. — Aber die Thätigkeit des Willens iſt deßhalb ſelbſt nicht zu Ende. Er ſucht ſich nun ein anderes Ziel, und fängt an auf einer neuen Laufbahn fortzugehn, neue Mittel zu Befriedigung einer andern Neigung zu ſuchen. Auch dieſe kann erreicht werden, ohne daß deßwegen der erſte Endzweck verloren ginge. Es iſt nichts natürlicher, als dieſe beyden zu combiniren, wenn ſie in Vereinigung treten können, um ſich Hülfsmittel für eine neue Beſtrebung zu ſuchen.

In der Natur eines freyen Willens oder einer Kraft, die wirkt, weil ſie begehrt, und begehrt, was ſie ſich vorher gedacht hat, liegt es alſo, nicht nur ganze Reihen von Actionen nach einem gemeinſchaftlichen Ziel und alſo auch nach einer gemeinſchaftlichen Regel zu richten, wodurch dieſelben zuſammengenommen nur für *eine* Action gelten und ihr Werk nur für *ein* Werk gilt; — und dann, wenn die gewünſchte Sache erlangt iſt, dieſe Reihe von Actionen zu ſchließen, und eine andre anzufangen, eben ſo eine dritte und ſo weiter, bis ſie alle zuſammen ein Ganzes, nähmlich einen Plan zur Erreichung eines neuen Endzwecks ausmachen; ſondern auch ſolche Zwecke ſelbſt einander unterzuordnen, und ſo wie ſie das Mittel zu Befriedigung ihrer erſten Begierde ſuchte, das begehrte Gut ſelbſt wieder als Mittel zur Erfüllung eines zweyten Wunſches zu gebrauchen.

Mit *einem* Worte: Mittel dem Zwecke, und einen Zweck dem andern unterzuordnen, iſt einem nach Abſicht handelnden freyen Weſen ſo eigen, daß, wenn jene Unterſcheidung und Zergliederung ſeiner Plane verlohren geht, auch ſelbſt der Gedanke von einem ſolchen Weſen wegfällt.

Es läßt ſich alſo vermuthen, daß, wenn ein Werk durch die Kräfte eines ſolchen Weſens entſteht, man eine ſolche Unterordnung mehrerer Zwecke unter einander durch die Unterordnung der Theile dieſes Werks wahrnehmen werde. Jeder einzelne Vorſatz verurſachte eine beſtimmte abgeſonderte Arbeit, und dieſe Arbeit gab ein beſonders Product, analogiſch den Ideen, nach welchen ſich das handelnde Weſen ſeinen Endzweck vorſtellte. Die Verbindung dieſer Endzwecke zu Ausführung eines neuen Vorſatzes gab die Urſache ab zu der Vereinigung dieſer ausgearbeiteten einzelnen Theile. — Es iſt umgekehrt natürlich, daß, wenn wir ein ſolches Werk ſehen, in welchem wir abgeſonderte künſtliche Maſchinen finden, die ihre eignen Verrichtungen haben, und die in andre ſolche Maſchinen, die wieder andre Geſchäfte haben, eingreifen, und mit ihnen eine noch wichtigere neue Bewegung ausführen, wir darin, wie in einem Spiegel, die Verfahrungsart und die Operationen eines nach Abſichten handelnden Urhebers zu entdecken glauben.

Alles, was dabey unſrer Schwäche eigen ſeyn könnte, wäre, daß wir dieſe Endzwecke nicht auf einmahl, ſondern nach und nach haben. Wir begehren erſtlich A und weiter nichts. Wenn wir das erlangt haben, dann werden wir erſt B gewahr, dann entſteht erſt die Begierde darnach; ſo wie auf einer Reiſe wir erſt auf einem gewiſſen Ort angelangt ſeyn müſſen, ehe wir die folgende Station ſehen können. Wir Menſchen machen alſo eine Hebeſtange. Dabey bleiben wir vor der Hand ſtehen; dann eine Wage, ferner ein Rad, endlich mehrere. Dann ſetzen wir zwey dergleichen zuſammen. So gehen wir Schritt vor Schritt weiter, und erſt mit der Zeit gelangen wir dazu, weitläuftige und künſtliche Maſchinen zu erbauen.

Bey einem vollkommneren Weſen kann dieß anders ſeyn. Es kann, indem es den erſten Endzweck erreicht, zugleich alle übrigen bis auf den letzten im Augenblicke haben. Es kann vielleicht an der Erreichung derſelben auf einmahl und von Anfang an arbeiten. Es kann ſein großes Werk, obgleich zertheilt und gegliedert, doch auf einmahl erbauen. Aber die Unterordnung der Zwecke, und die Zuſammenordnung und Verkettung der Mittel, die zu einem Zwecke gehören, bleiben deßwegen immer dieſelben; deßwegen bleibt doch die Abſonderung der Glieder, von denen jedes, ſo zu ſagen, die Summe aller Mittel zu einem beſondern ſubordinirten Zwecke vorſtellt, ſo wie die Zuſammenfügung der Glieder die Verbindung dieſer Zwecke zur Erreichung eines höheren darſtellt.

Nichts von allem dieſen läßt ſich erwarten bey unaufhörlich und gleichförmig fortwirkenden Bewegungskräften. Hier hängt immer ein Schritt mit dem vorhergehenden ſo genau zuſammen, wie mit dem folgenden; das Ganze iſt vereinigt, aber eine beſondere, genauere, innigere Vereinigung zwiſchen gewiſſen Theilen, dann ein Interſtizium und ein Abſtand dieſer Combinationen von den folgenden, — eine neue engere Verbindung, und dann endlich ein Zuſammenhang dieſer an ſich getrennten Ganzen kann nicht Statt finden. Wie hier die Bewegung continuirlich iſt, muß es auch das Product ſeyn.

Dasjenige alſo, was ich bisher geſagt habe, bezieht ſich auf diejenige Aehnlichkeit der Thier- und Pflanzen-Körper mit Kunſtproducten, wobey auf den Umſtand, ob eine Abſicht, das heißt, etwas Nützliches und Gutes dadurch erreicht werde, noch nicht geſehen wird, ſondern bloß auf die Zeichen der Kunſt ſelbſt, auf die der Kunſt eigne Art der Ordnung, die von der Ordnung der körperlichen mechaniſchen Natur ſo merklich verſchieden iſt.

Aber nun kommt der beſondere und gewiß allen denkenden Menſchen ſehr auffallende Umſtand hinzu, daß dieſe außerordentliche Kunſtähnlichkeit eines Naturproductes, dieſe ſo genaue, ſo zuſammengeſetzte und ſo unwandelbare Ordnung, — die immer von vorn anfangende, gleichmäßige Reihe von Bewegungen, zu Hervorbringung deſſelben Effects, — ſich gerade, und nur allein, oder doch am allervollkommenſten bey denjenigen Geſchöpfen findet, die eine Empfindung, die ein Bewußtſeyn ihrer ſelbſt haben, die glückſelig oder elend ſeyn, Vergnügen oder Schmerz empfinden können; und daß jenes Maſchinenwerk insgeſammt, wenn es in dem Stande iſt, in welchem es ſeyn ſoll, ſich mit dem Effect endigt, die Empfindung und das Leben zu erhalten, und dem Lebenden Vergnügen zu erwecken.

Wenn uns nicht die Gewohnheit dieſe Sachen zu ſehen gegen das Wunderbare gleichgültig machte: ſo müßte es den, der alles aus mechaniſchen Geſetzen der Bewegung herleitet, äußerſt befremden, daß nicht ſolche künſtlichen Gebäude von der Materie hervorgebracht ſind, ohne Leben, ohne Empfindung. Da ſie gar nicht die Abſicht hat, Empfindung zu wecken, und ſie das Lebendige ſo wenig angeht, wie das Todte, da ſie, nur vermöge ihrer eignen Geſetze, ſo künſtlich verfährt, und ſich in eine ſo bewundernswürdige Anordnung und Symmetrie verſetzt; ſo hätte ſie ja eben ſo zuſammengeſetzte Maſchinen, die aber nichts als Bewegung in ſich enthielten, hervorbringen, eben ſo ſymmetriſche, aber todte Geſtalten bilden können. — Aber nein; es gefallt ihr, ihre Kraft nur da anzuwenden, wo ſie nebenbey einen Effect, der doch an ſich von kunſtreicher Maſchinerie ganz verſchieden iſt, und ohne welchen es ſehr künſtliche Gebäude und Maſchinen geben kann, das Leben, das Denken, das Reden hervorbringt.

Wir wollen es umkehren; wir wollen annehmen, ein Geiſt, der, wie wir, Abſichten nur haben kann, wo er etwas an ſich ſelbſt Gutes ſieht, habe dieſe Natur gebaut: wo werden wir in den Werken deſſelben dieſe künſtliche Zuſammenordnung, dieſe Succeſſion von ſich einander regelmäßig ablöſenden Wirkungen erwarten können? oder vielmehr, wo werden die Endpunkte ſolcher Succeſſionen bei ſeinen Werken liegen? zu welchem Ziele werden ſich die Bewegungen ſeiner Maſchinen vereinigen? Gewiß dahin, wo allein ein Endzweck, eine Abſicht Statt finden kann, wo es ein Beſſeres und ein Schlechteres giebt, wo etwas als wünſchenswürdig zu denken iſt: in der Hervorbringung, Erhaltung und Unterſtützung des Lebens, Bewußtſeyns und Denkens, und in der Erhaltung eines ſolchen Zuſtandes des Lebendigen, in welchem es ſeines Daſeyns froh wird, ſelbſt wieder thätig ſeyn kann, und Vergnügen daraus genießt. Und gerade dieß ſehen wir in der Welt: Kunſt, und Plan und künſtliche Mittel, und ſorgfältig ausgebaute Maſchinen, wo alles dieſes darauf abzielt und den Effect hat, das Lebendige hervorzubringen, zu erhalten, zu beglücken.

Was aber noch mehr die Bewunderung oder die Ueberzeugung erhöht, ſo finden wir an dieſen Körpern künſtlich gebaute Werkzeuge, nicht bloß zu dem Effect, dieſelben zu erhalten, zu nähren und fortzupflanzen, ſondern auch ſolche, welche bloß die Empfindung, die Vorſtellung, das Denken alſo unmittelbar zum Endzweck oder zum Effect haben; Gegenſtände alſo, welche mit der Materie und den Bewegungskräften gar nicht zuſammenhängen, welche aber doch nach den Vorſtellungen eines Geiſtes gut heißen, und eine Abſicht für ein vernünftiges Weſen abgeben können. Dieß gilt offenbar großen Theils von allen Werkzeugen der Sinne.

[illegible]s kann vielleicht einem Menſchen, der ſich ei[illegible]l in das Syſtem der mechaniſchen Nothwendigkeit hineingedacht hat, begreiflich ſcheinen, daß Elemente, die ſich zuſammen ordnen, einen ſolchen Körper, wie der menſchliche iſt, zu bauen, auch die Werkzeuge bilden, durch welche die Structur deſſelben erhalten und fortdauernd gemacht wird. Die zuſammenſetzende ſchaffende Kraft mag vielleicht den Regeln unterworfen ſeyn, daß ſie zugleich das Princip der Erhaltung in das neue Geſchöpf bringen muß, obgleich auch dieß unbegreiflich iſt. Aber wie hängt mit den Geſetzen, durch welche die Materie eine gewiſſe ſich bewegende Maſchine erbaut, zugleich die Bildung ſolcher Inſtrumente zuſammen, die zum bloßen Beſtehen und Bewegen dieſer Maſchine als Maſchine gar nichts beytragen, in ihr gar kein nothwendiger Beſtandtheil zu ihrer Erhaltung und Fortdauer ſind, ſondern, nur in der Vorausſetzung, daß dieſe Maſchine empfände, und Erkenntniß hätte, dieſer Empfindungsfähigkeit Gegenſtände und Vorſtellungen verſchaffte. — Das Auge iſt ein eignes, vom ganzen übrigen Körper verſchiednes Inſtrument, ohne welches ſehr wohl das Schlagen des Herzens und der Umlauf des Blutes beſtehen könnte. Aber ein geiſtiges Weſen, das denken will, kann nicht ohne daſſelbe zu Erkenntniſſen gelangen. —

Das Ohr trägt unmittelbar zur Nahrung und zum Wachsthume nichts bey. Aber es bringt Begriffe hervor. So iſt es mit allen andern Sinnen. Hier kommt alles zuſammen, was die Hervorbringung derſelben durch mechaniſche Kraft unwahrſcheinlich und die Aehnlichkeit mit der Schöpfung eines Geiſtes vollkommen macht. Erſtlich ganz abgeſonderte eigen gebildete und wieder ſehr künſtlich und ſelbſt ſehr zuſammengeſetzt gebildete Theile, die regelmäßig und gleichförmig wiederhohlte Reihen von Bewegungen zu machen im Stande ſind; dann Unabhängigkeit dieſer Theile von dem Beſtehen, der Regung, Thätigkeit und Bewegung der übrigen Glieder: denn auch der blinde und taube Menſch kann doch leben, wenn auch Leben der mechaniſche Effect eines ſolchen Baues wäre; endlich als unmittelbarer Effect derſelben die Hervorbringung von Anläſſen, Vorſtellungen zu haben. Erkennen, und nach Erkenntniß handeln, und durch Vorſtellungen Vergnügen empfinden iſt das einzig erdenkliche Gut, das Einzige, was zur Abſicht ſeyn kann. — Alſo eine Reihe ſubordinirter Wirkungen und eben ſo ſubordinirter Maſchinen, nicht nothwendiger Folgen und Begleiter des Daſeyns, der Zuſammenſetzung und der Fortdauer des Ganzen, — unmittelbare Urſache von dem, was eine Abſicht eines verſtändigen Weſens ſeyn kann, was ſich das Geſchöpf ſelbſt, hätte es vorher denken können, gewünſcht haben würde: wohin kann dieß alles deuten, auf welche Analogie kann es führen, mit welcher Art von Erzeugungen können wir dieß vergleichen, als mit denen, die wir ſelbſt machen? Denn alle unſre Maſchinen, unſre Gebäude und andre Zuſammenſetzungen haben auch immer zum letzten Effect, den wir ſuchen, und in den ſie ſelbſt, wenn ſie tauglich ſind, endigen, — Empfindungen und Gedanken zu unterhalten und Vergnügungen zu gewähren.

Und hier wird der Ort ſeyn, eine Frage zu unterſuchen, die ſchon mehrmahls in dem Streite über dieſe Materie aufgeworfen und verſchieden beantwortet worden iſt. Welches iſt die vernünftige Art, Abſichten in der Welt aufzuſuchen, und aus anſcheinenden Abſichten auf einen vernünftigen Urheber zu ſchließen? Iſt der Schluß aus den Abſichten überhaupt gültig? Sind Abſichten mit Zuverläſſigkeit zu erkennen? Und findet nicht bey Aufſuchung derſelben eben ſo viel Blendwerk der Einbildungskraft Statt, als ſich Kleinheit des Geiſtes und menſchlicher Eigennutz darin zeigt.

Achter Abſchnitt.

Von dem Gebrauche der Final-Urſachen bey dieſer Materie.

Der erſte Unterſchied, auf welchen man hier Rückſicht nehmen muß, iſt zwiſchen dem wirklich Abſichtlichen, welches ſchon vorausſetzt, daß ein Weſen, mit Verſtand und Freyheit begabt, die Sache angeordnet habe, und dem abſichtlich Scheinenden, in welchem nur eben die Ordnung, der Zuſammenhang und die Gleichförmigkeit zwiſchen Urſache und Wirkung iſt, die zwiſchen Mittel und Abſichten zu ſeyn pflegt.

Eine Abſicht im eigentlichen Verſtande iſt nur da, wo ein denkendes und nach Ideen handelndes Weſen etwas Gutes vorausgeſehen hat, dieſes Gute begehret, und um deſſelben willen etwas thut oder macht, Handlungen vornimmt, oder Dinge veranſtaltet.

Ein Natur-Zweck, der Schein einer Abſicht, das ἕνεκα τοῦ des Ariſtoteles kann wahrgenommen werden, wenn man auch von der Geiſtigkeit der Urkraft, welche wirkt, nicht überzeugt iſt; er würde verhanden ſeyn und zugegeben werden müſſen, wenn man auch wirklich überzeugt wäre, daß die wirkenden Kräfte alle ohne Leben, Bewußtſeyn und Gedanken wären.

Dieſe Naturzwecke (ſo will ich ſie heißen) ſind nähmlich allenthalben, wo eine und dieſelbe Wirkung immer auf einerley Art, durch eine Reihe auf einander in derſelben Ordnung folgender Actionen, es ſey in einer, es ſey in mehrern Subſtanzen, hervorgebracht wird.

Von dieſer Art des abſichtlich Scheinenden habe ich geſagt, daß es ſich nirgends ſo mannigfaltig, ſo evident und in dem Grade zeigt, als in der thieriſchen und Pflanzen-Welt, weil es in der ganzen Natur keine uns bekannten Compoſita giebt, in welchen mehrerley einzelne an Geſtalt und Structur verſchiedne Theile auf eine ſo vielfache Weiſe mit und neben einander wirkten, zugleich die Ordnung, in welcher dieſe Wirkungen auf einander folgten, ſo unausgeſetzt, bey jeder Wiederhohlung dieſelbe bliebe, — und dieſe Wiederhohlungen der nähmlichen Operationen ſo unausgeſetzt fortgingen. So finden wir es in Abſicht der Veränderungen des ganzen Menſchen von der Geburt bis zum Tode, wenn wir einen Menſchen mit dem andern vergleichen; ſo finden wir es bey den Operationen der Verdauung in demſelben Menſchen, wenn wir den Uebergang der geſtern genoſſenen Speiſen ins

Blut, mit der Verwandlung der heute genoßnen vergleichen; ſo bey der Fortpflanzung der Eindrücke auf die äußern Nerven zum Gehirn; bey dem Umlaufe des Blutes u. ſ. w.

Dieſe Vielheit der wirkenden Theile, dieſe Standhaftigkeit in der Ordnung ihrer Bewegungen, dieſe gleichförmige Wiederkunſt, Anfang und Ende der nähmlichen Operationen, beweiſen noch nicht unmittelbar, daß hier wahre Abſicht ſey, d. h. daß ein verſtändiger Urheber, ſich dieſe letzten Wirkungen, worin ſo viele Reihen von agirenden Urſachen zuſammenſtimmen und ſich endigen, als etwas Gutes vorgeſtellt, es begehrt, und ſonach veranſtaltet habe. Aber es entſteht bey uns eine Vermuthung dafür, weil wir nähmlich, wenn wir die Operationen und Geſetze der Geiſter aus unſern Handlungen ſtudiren, gerade bey dieſen, dieſe Zuſammenkettung vieler auf einander folgenden Operationen zur Erhaltung eines gewiſſen entferntern End-Reſultates, und beſonders dieſe häufige und immer gleichförmige Wiederkunſt derſelben Operationen finden, welche aus der Fortdauer derſelben Bedürfniſſe und Wünſche in uns und alſo aus der Nothwendigkeit, für deren Befriedigung mehrmahls zu ſorgen, entſteht, — und weil wir bey allen übrigen Naturwerken, nur immer einzelne, zerſtreute, unterbrochne, nie auf die genau gleiche Art wiederkommende Actionen finden.

Um aber dieſe Vermuthung bis zu einer Wahrſcheinlichkeit zu erhöben, muß, wenn wir bloß das ſtumme Werk vor uns liegen haben, und ſein Urheber nicht ſelbſt mit uns redet, noch dieß hinzukommen, daß dieſe Centra der zuſammenlaufenden Wirkungen, dieſe letzten Glieder der langen Ketten von Urſachen dasjenige in ſich enthalten, oder das hervorbringen, was wir Gut nennen, was ein Gegenſtand unſers Willens, die Quelle von Bewegungs-Gründen ſeyn kann.

Und was iſt dieſes?

Hier dünkt mich nun, ruft die Stimme aller Menſchen, daß im Todten, im Unbelebten, im nicht Empfindenden, an ſich nichts Gutes liegen kann, daß, wenn die ganze Welt ſo wäre, kein Zuſtand derſelben vor jedem andern irgend einen Vorzug hätte, daß, wenn in der Welt Theile ſind, die Bewußtſeyn haben, andre, die es nicht haben, das Gute, welches eine Abſicht werden und zu einem Bewegungsgrunde dienen kann, nur in jenen ſeinen Sitz habe, und dieſen bloß inſofern zukomme, als der Zuſtand der erſtern durch ſie afficirt wird.

Dieſen Punkt hat ſchon Reimarus in ſeinem, nach ſo vielen neuern Unterſuchungen immer noch vortreflichen, Buche von der natürlichen Religion ſehr genugthuend ausgeführt. Er liegt aber in den Gedanken aller Menſchen zum Grunde.

Man ſtelle ſich die Erdkugel entblößt von allen ihren Bewohnern, durchaus öde und einſam vor. Keine Stimme, auch kein Laut eines Inſekts bewege ihren Luftkreis, und nun ſetze man den Fall, daß ſie durch Vulkane und Erdbeben verwüſtet, durch einen Kometen zertrümmert oder verbrannt, ja, in ihre Atomen aufgelöſet, durch das Univerſum verwehet werde. Kann man alsdann ſagen, daß ihr jetziger Bau beſſer geweſen ſey, als ihre Ruinen ſeyn werden. Was iſt den Stäubchen, woraus ſie beſteht, daran gelegen, ob ſie in kugelförmiger Geſtalt zuſammenhängen, und in ordentlichen Kreiſen ſich umwälzen und um einen fremden Punct getragen werden, oder ob ſie abgeſondert und zerſtreut herumſchwärmen.

Der Begriff des Guten ſetzt einen Vorzug voraus, der Vorzug ein Wahrnehmen zweyer Zuſtände und eine Vergleichung derſelben mit einander; dieſes Wahrnehmen ein Weſen, das wenigſtens Bewußtſeyn und Leben hat.

Je vollkommner das Bewußtſeyn iſt, deſto vollkommner iſt die Unterſcheidung des einen Zuſtandes von dem andern, deſto deutlicher iſt der Begriff des Guten.

Das vollkommenſte Bewußtſeyn liegt im Denken. Aus dem dunkeln Gefühle, wenn es ſich erhebt, wird der Gedanke. Wie das verworrene Bild in einem unrecht ausgezognen Tubus ſich aus einander rückt und zugleich determinirt, wenn derſelbe dem Auge gemäß verlängert oder verkürzt worden; ſo entwickelt ſich die Empfindung im Verſtande. — Um deßwillen ſind alſo die denkenden Weſen, als die am vollkommenſten Empfindenden, diejenigen, bey welchen wir Gutes und Böſes am gewiſſeſten antreffen, und die Beziehung, auf welche am deutlichſten den Begriff des Abſichtlichen giebt.

Es kann alſo in der Einrichtung der todten Natur und ihrer einzelnen Theile etwas, das Bewunderung, Lob, oder irgend einen Ausdruck des darin erkannten Guten verdiente, nur inſofern gefunden werden, als ſie zu demjenigen Zuſtande der lebendigen Weſen, in welchem eigentlich das Gute ſeinen Sitz hat, beytragen.

Man täuſcht ſich oft ſelbſt, indem man dem Urſprunge ſeiner Empfindungen nicht genau nachſpürt.

Man findet körperliche Gegenſtände, die ein Gefühl des Erhabnen bey uns erregen. Dieß thut ein großes Gebäude, ein weitläuftiges Gebirge, ſelbſt ein hoher Fels. Nichts aber iſt fähiger dieſen Eindruck zu machen, als der Anblick der ganzen Natur, auch, wenn wir ſie uns noch als leblos vorſtellen.

Weil nun in dem Gefühle des Erhabnen ein Vorzug, und zwar, wie es ſcheint, der größte Vorzug, nähmlich der vor dem Niedrigen, liegt, welche beyde Extreme viel weiter aus einander ſind, als Gutes und Böſes: oder vielmehr, weil das urſprüngliche Gefühl des Erhabnen zuſammengeſetzt iſt aus Zuneigung und Bewunderung, oder aus der Idee des Guten und des Großen, ſo ſind wir geneigt, die Ausdrücke der Bewunderung, welche zugleich Ausdrücke des Lobes, des Beyfalls, und alſo einer gewiſſen Zuneigung enthalten, auch auf ſolche Gegenſtände anzuwenden, wo wir Größe allein finden.

Dieß iſt die Urſache, warum auch diejenigen, welche an einen vernünftigen Urheber der Weltordnung nicht denken, oder auch denſelben geradezu läugnen, welche eine reelle Beziehung dieser Ordnung auf Leben, Wohlſeyn und Vollkommenheit ſolcher Weſen, dergleichen wir und die Thiere ſind, nicht zugeben, doch von der Natur in eben ſo prächtigen, bewundernden und verehrenden Ausdrücken reden, als nur der entſcheidenſte Theiſt thun kann. — Theils ſehen ſie durch eine Art von Blendwerk, zu welchem unſer Geiſt ſeinen Denkgeſetzen nach unmerklich verleitet wird, dieſes Ganze wirklich in ſolchen Augenblicken als belebt an, und verſetzen ſich mit ihren Empfindungen in die Stelle der Natur; in welchem Falle ſie ein Gefühl, es ſey der bloßen Größe und Stärke, es ſey einer hohen und allgemeinen Ordnung ahnden, welches ſie nothwendig für einen höchſt wünſchenswürdigen Zuſtand halten müſſen; oder ſie folgen nur der Gewohnheit, welche große Gegenſtände, wenn ſie zugleich nützlich ſind, uns ſehr vorziehen, d. h. bewundern lehrt, und empfinden gleiche Regungen bey dem größten aller Objecte, deſſen Nützlichkeit ihnen doch zugleich dunkel vor Augen ſchwebt, ob ſie gleich deſſen Abſichtlichkeit läugnen.

Wenn ſie ſich aber von dieſem Blendwerke der Imagination, oder dem unwillkührlichen Hange der Gewohnheit losmachen, ſo müſſen ſie erkennen, daß die Menge eigentlich nichts erhaben noch groß in dem Sinne mache, in welchem Erhabenheit und Größe ein Gegenſtand der Werthſchätzung ſeyn ſoll, daß alſo die unendliche Menge von Dingen und Atomen, aus welchen die Natur beſteht, dadurch, daß ihrer unendlich viele ſind, um nichts edler und beſſer wird, als wenn nur ein einziges Erdſtäubchen vorhanden wäre. Sie müſſen ferner geſtehen, daß weder die runde Geſtalt vor der eckigen, noch das Licht vor der Finſterniß, noch die Bewegung vor der Ruhe, noch die regelmäßige Bewegung vor der unordentlichen, unter lauter ſolchen Erd- und Waſſer- und Feuer-Theilchen, ſo unendlich ihre Anzahl ſey, den mindeſten Vorzug habe, daß das Chaos ſo gut ſey, wie die ſchönſte Welt; ſobald in allen dieſen unzählbaren Dingen nichts iſt, was erkennt und empfindet, wie es ſelbſt oder andre Dinge beſchaffen ſind, und daß alſo alle Ausdrücke der Bewunderung und Ehrerbiethung, angewendet auf eine ſolche todte Welt, oder angewendet ohne Rückſicht auf den Zuſammenhang ihres todten Theils auf den lebendigen, einen wahren Mißbrauch der Wörter enthalten. Nicht im Daſeyn, ſondern nur in dem empfundenen Daſeyn kann das Gute liegen.

Nichts iſt mehr deutlich und beſtimmt in dieſer ganzen Unterſuchung, ſobald man von einem Urheber der Welt redet, den man Gott nennt, von ihm in Ausdrücken redet, die Ehrerbiethung anzeigen, und es doch unausgemacht läßt, ob man ihm eigentliches Denken und Wollen als unterſcheidenden Charakter zuſchreibe. Man läßt aber dieſes auch dann unausgemacht, wenn man die Wörter Denken und Wollen zwar von ihm braucht, aber doch diejenige Aehnlichkeit mit unſerm Denken und Wollen läugnet, ohne welche uns gar kein Begriff von dieſen beyden Operationen übrig bleibt. Unter dieſe weſentlichen Beſtimmungen unſrer Handlungsweiſe, mit welchem die Idee eines Geiſtes ſteht oder fällt, gehört gewiß auch dieſe, daß wir von keinem Dinge den einen Zuſtand dem andern vorziehen, alſo von keinem Dinge irgend einen Zuſtand wollen können, als von einem ſolchen, welches ſich dieſes Zuſtandes bewußt iſt, daß, wenn wir in unbelebten Dingen die eine Geſtalt und Structur der andern vorziehen, wir es nur thun, weil irgend ein anderes belebtes Weſen durch jene in den Zuſtand, den wir zunächſt und unmittelbar wollen, verſetzt und darin erhalten, durch dieſe darin geſtört, oder deſſelben verluſtig gemacht wird.

Es iſt alſo kein Begriff von Gott möglich, ohne dieſe Abſichtlichkeit der todten Natur und der Einrichtung der Körperwelt auf Hervorbringung und Erhaltung eines gewiſſen Zuſtandes in der lebenden Welt, (von welcher wir außer uns Menſchen und den Thieren nichts kennen,) anzunehmen; es iſt keine Wahrſcheinlichkeit, ſeine Exiſtenz anzunehmen, wenn man nicht Urſache hat, dieſe Abſichtlichkeit zu vermuthen.

Es kann alſo ſo wenig dieſe Aufſuchung der Abſichten, d. h. der Beziehung der Körperwelt und ihrer Modificationen auf den Nutzen der Menſchen und Thiere, d. h. auf Hervorbringung desjenigen Zuſtandes derſelben, der uns unmittelbar den Begriff des Guten gewährt, in dieſer Unterſuchung über die Exiſtenz Gottes für klein und geringfügig angeſehen werden, daß vielmehr dieſe das einzige Mittel iſt, irgend eine Entſcheidung dieſer großen Frage zu finden; es kommt darauf an, ob die Kräfte, welche die Körper in die gegenwärtige Form gebracht haben, denkende und wollende Kräfte ſind oder nicht. Unmittelbar erfahren wir die Gedanken dieſer Kräfte nicht. Wir müſſen ſie, wie die Ideen eines abweſenden Baumeiſters, aus dem Anblicke des Gebäudes ſchließen. Und was kann uns dahin bringen, zu glauben, daß dieſe Kräfte, welche die Welt gebaut haben, denkende Kräfte ſind? bloß dieſes, daß ſie ſo gehandelt zu haben ſcheinen, wie die einzigen denkenden Weſen, die wir kennen, wie wir ſelbſt zu Werke gehen würden, wenn wir eine Welt bauen könnten. — Wir würden durch Ausſichten auf etwas Gutes und Vortreffliches bewogen, wir würden durch die Ideen deſſelben in dem Bau der Welt geleitet werden. Gutes und Vortreffliches aber kennen wir nichts, als einen gewiſſen Zuſtand lebender und empfindender Weſen, der Glückſeligkeit und Vollkommenheit heißt. Dieſen alſo in uns ſelbſt oder in andern uns ähnlichen Weſen hervorzubringen, iſt der einzige Bewegungsgrund, die einzige Quelle unſrer Handlungen. Dieß müßte alſo auch der Bewegungsgrund zu den göttlichen Handlungen ſeyn, wenn ein Gott iſt; ſeine eigne Glückſeligkeit und die unſrige. — Welche Beziehung die Welt und ihre Einrichtung auf ihren Urheber haben, und in wie fern ſie in ihm ſelbſt Glückſeligkeit hervorbringen, davon wiſſen wir nichts. Dieſen Bewegungsgrund, dieſe Triebfeder ſeiner Handlungen können wir alſo nicht entdecken, nicht einmahl ahnden. Nichts uns ſichtbares alſo bleibt übrig, das für eine unſerm Willen ähnliche Kraft, eine Triebfeder und ein Modell zu einem Weltbau ſeyn könnte, als der Einfluß dieſer Welt auf uns und unſers Gleichen, auf Wohl und Wehe der lebendigen Geſchöpfe. — Dieſen Einfluß aufzuſuchen bleibt alſo, ſo lange Menſchen Menſchen ſind, das einzige Mittel, in dieſer Materie irgend etwas zu ſehen: es ſey nun ein Schimmerlicht, welches daraus entſteht, oder eine leuchtende Fackel; genug, es iſt das Einzige, ohne welches wir völlig im Finſtern ſind und alle Unterſuchung aufgeben müſſen.

Was in den neueſten Zeiten mehrern denkenden und beſonders ſpeculativen Köpfen dieſe Aufſuchung der Abſichten verächtlich gemacht, und ſie zu Ungebühr verleitet hat, dieſen von Anbeginn der Menſchheit betretnen Weg des Denkens als der Würde eines Philoſophen unanſtändig zu verlaſſen, iſt der Mißbrauch dieſer Verfahrungsart. Dieſer Mißbrauch iſt nähmlich doppelt.

Erſtlich, wenn man jeden Nutzen unmittelbar für eine Abſicht im eigentlichen Verſtande hält. Zweytens, wenn man ein Phänomen erklärt zu haben glaubt, ſobald man gezeigt hat, daß es nützlich iſt. Erſteres iſt kleinlich, Letzteres iſt falſch und irrig. Jenes hatten Maupertuis und Herder im Sinne, wenn ſie die Bemühungen der Phyſikotheologen als lächerlich oder unphiloſophiſch darſtellen; dieſes war es, was Baco und Leibnitz mißbilligten, wenn ſie den Gebrauch der Teleologie in der Phyſik nicht zuließen.

Wenn nähmlich ſchon bewieſen iſt, daß ein Gott die Welt gemacht hat, d. h. ein Weſen, welches nur etwas machen kann, weil es gut iſt, oder Glückſeligkeit befördert: ſo kann man alle Vermehrung des Wohls und der Glückſeligkeit der Lebendigen, ſie entſtehe aus welcher Einrichtung der Natur ſie wolle, ſie ſey im Kleinen oder im Großen wohlthätig, mit unter die Dinge rechnen, die dieſes Weſen will, und alſo unter ſeine Abſichten; nur daß es uns bey unſrer eingeſchränkten Zeit und Kraft nicht nützlich ſeyn kann, alle einzelnen Fälle dieſer Art aufzuſuchen.

Aber wenn dieß erſt bewieſen werden ſoll, ſo müſſen die Beziehungen der Dinge auf unſre Glückſeligkeit evident, das was, uns dadurch zu Theil wird, muß etwas unentbehrliches oder etwas ſehr wichtiges zu unſrer Erhaltung oder zu dem Gebrauch unſrer Kräfte ſeyn; es muß, wie das Licht der Sonne, von ſelbſt mit uns in Verbindung ſeyn und uns nützen ohne unſer Zuthun, nicht erſt von uns ſeyn aufgeſucht und in Gebrauch gezogen worden. — Es wäre aber Unredlichkeit oder Unverſtand, wenn man das Abſichtliche, welches in der Structur des Auges und in dem zu dem Auge paſſenden Lichte, in der Structur des Magens und der Verdauungs-Werkzeuge und in der Natur der Nahrungsmittel liegt, mit dem Nutzen vermiſchen oder in eine Reihe ſetzen wollte, welchen die Menſchen aus den Kieſelſteinen ziehn, wenn ſie Feuer ſchlagen, oder von der Naſe, wenn ſie die Brille aufſetzen.

Die Bemühungen der Phyſikotheologen, in jedem Nutzen, den Menſchen von phyſiſchen Kräften und Dingen erhalten, Beweiſe göttlicher Wohlthätigkeit zu finden, werden alſo nicht darum verächtlich, weil es überhaupt thöricht wäre, den Menſchen für einen Zweck der Schöpfung zu halten, wenn es einen weiſen Schöpfer oder Erbauer der Welt giebt. Nein im Gegentheil, wir wiſſen von gar keinem Zwecke der Welt, wenn wir nicht den Menſchen dafür annehmen; mit dem Zuſatze, daß wir ihm die Thiere, inſofern ſie Mitgenoſſen ſeines Wohls und Wehes ſind, und ſelbſt für Vergnügen und Schmerz Empfänglichkeit haben, zugeſellen. Denn außer dieſen Geſchöpfen wiſſen wir keines, das ſeines Daſeyns ſich bewußt wäre, und ſich alſo deſſelben freuen, oder es verwünſchen könnte. Und einen Unterſchied zwiſchen beſſer und ſchlechter, alſo die Möglichkeit einer Abſicht können wir nur da finden, wo die Zuſtände der Dinge empfunden, mit Zufriedenheit oder Widerwillen empfunden werden.

Aber darin fehlen jene theologiſchen Naturkundiger, wenn ſie die großen Beweiſe, die aus dem Zuſammenhange des Ganzen und ſeiner Uebereinſtimmung mit Hervorbringung, Erhaltung und Beglückung des menſchlichen und thieriſchen Lebens entſtehen, bey Seite ſetzen, und ſich an kleine Argumente, die aus einzelnen Theilen der Natur hergenommen ſind, halten, deren wirkliche Tendenz ſich weit weniger deutlich erkennen läßt, und bey denen es unausgemacht bleibt, ob der Nutzen, den ſie gewähren, eine zufällige Anwendung iſt, welche der menſchliche Verſtand von ihnen gemacht hat, oder eine

Anordnung der Natur, die den menſchlichen Verſtand erſt geleitet hat.

Sie fehlen auch ſo gar dadurch, wenn ſie jene großen Beweiſe durch zu viele gehäufte Beyſpiele von Nutzungen, die uns aus dieſer oder jener Einrichtung der natürlichen Körper und ihrer Erſcheinungen entſtehen, unterſtützen wollen.

Erſtlich fallen ſie dadurch in unnütze Wiederhohlungen. Jeder kann leicht, wenn ſein Geiſt einmal erweckt iſt, ſich den allenthalben wirkſamen, guten Vater der Natur vorzuſtellen, bey jedem Nutzen, der ihm durch einzelne Gegenſtände der Natur zu Theil wird, ſelbſt den Gedanken von einer göttlichen Abſicht hinzuſetzen.

Zum andern aber verfälſchen und erniedrigen ſie auch den Begriff von Abſicht ſelbſt. So wie das Abſichtliche überhaupt in der Beziehung auf ein lebendes und beſonders ein denkendes Weſen beſteht: ſo wird das, was wahre Abſicht iſt, nur erkannt und von der eingebildeten unterſchieden, wenn man die Natur des denkenden und lebenden Weſens, d. h. des Menſchen, (der als empfindend der Stellvertreter und Repräſentant der ganzen thieriſchen Schöpfung ſeyn kann, als denkend aber einzig in ſeiner Art iſt,) genauer unterſucht, und kennen lernt, worin deſſen wahres Wohl und Wehe beſteht. Wenn es eingebildete Güter für ihn geben kann, ſo kann es auch falſch ſupponirte Abſichten geben; wenn man nähmlich Dinge, die dieſe Güter ihm gewähren, als Beweiſe mit Vorſatz von einem wohlthätigen Weſen gemachter Einrichtungen anſieht. Nicht jeder befriedigte Wunſch des Menſchen iſt ein Gut für ihn; nicht jeder Gebrauch, den er von Naturproducten oder Naturgeſetzen macht, um dieſe Befriedigung zu erhalten, iſt ein wahrer Nutzen. — Die Meinung und den Plan des weiſeſten und größten Geiſtes in ſolchen Beziehungen aufſuchen, von denen es noch ungewiß iſt, ob ſie ſich in dem wahren und bleibenden Wohl des Menſchen endigen, oder ob ſie nur ein vorübergehendes und Schein-Intereſſe befördern, heißt wirklich die Natur des Beweiſes aus dem Abſichtlichen in der Weltordnung verkehren, und ihn in den Augen der Menſchen verächtlich machen. Es iſt aber ſchwer zu vermeiden, daß diejenigen, welche in allen verſchiedenen Nutzungen der Dinge die Spuren der göttlichen Abſichten aufſuchen, nicht ſolche zweydeutige Nutzen mit aufnehmen.

Weit ſchwerer iſt es noch, die Abſichten oder die Spuren von Abſichten bey den Thieren zu finden, zuerſt, weil wir ihre Lebensweiſe, ihre eigenthümliche Empfindungsart, ihre Bedürfniſſe, alſo das, worin ihr Wohl oder Wehe liegt, weit weniger kennen, als das, was menſchliche Glückſeligkeit ausmacht; außer daß wir wiſſen, daß jedes Lebendige ſich ſeiner Erhaltung freut, und an dem, was dazu beyträgt, Vergnügen findet, jedes den Tod fürchtet, und Schmerz leidet, wenn es zerſtört wird. Je mehr die Thiere an Geſtalt und innerer Natur von uns abgehn, deſto ſchwerer iſt es, zu vermuthen, was ſie bedürfen, und wodurch ſie glücklich ſind. Um deßwillen iſt alſo von der beſondern Beziehung ihres Baues auf das, was bey ihnen Endzweck iſt, ſchwerer mit Gewißheit zu urtheilen; und Maupertuis nimmt daher die Beyſpiele ſolcher mit Unrecht aufgeſuchten Abſichten von dem Bau der Inſecten.

Beſonders iſt bey der Uebereinſtimmung ihres Baues mit ihrer Lebensweiſe und Art ſich zu ernähren, ſehr ſchwer zu beſtimmen, ob dieſe nur eine nothwendige Folge jener Structur war, oder ob ſie dieſe empfangen haben, damit jene Ernährungsart Statt finde.

Maupertuis ſagt weiter: was beweiſt das, wenn man gleich findet, eine Schlange oder ein Ungeziefer habe einen ſo künſtlich gebauten Körper, der ſich genau zu ſeiner Lebensweiſe ſchickt, wenn man die Abſicht nicht finden kann, warum das ganze Ungeziefer da iſt?

Maupertuis hat hierbey Unrecht, wenn er, wie es bey dieſem Tadel nothwendig iſt, vorausſetzt, daß nur denkende Weſen allein den Grund zu einer Abſicht enthalten können. Alles, was Empfindung hat, kann einen Unterſchied des Guten und Böſen gewahr werden; und ein Zuſtand, in welchem es ſich wohl befindet, kann ein Endzweck eines verſtändigen Weſens ſeyn. Das Ungeziefer, die Schlange ſelbſt, wenn ſie, vermöge des ihnen eignen Baues, ihrer eigenthümlichen Natur nach, beſſer und glücklicher leben konnten, waren für einen wohlthätigen Schöpfer ein hinlänglicher Bewegungsgrund, dieſe Structur zu wollen. Ob aber dieſes ſey, ob die innere Natur der Thiere, ihre Bedürfniſſe und ihre Art der Glückſeligkeit eben ſo verſchieden ſeyn, als ihr Körperbau, und ob dieſer zu jenen genau paſſe, ſind wir nicht vermögend zu beurtheilen.

Indeß hat Maupertuis Recht, wenn er vernünftige Weſen, wie wir ſind, für höhere Endzwecke anſieht. — Und ſo lange uns alſo nicht der Zuſammenhang der thieriſchen Schöpfung mit den denkenden Geſchöpfen bekannt iſt: ſo lange iſt der wahre Plan der Welt, vorausgeſetzt, daß ein ſolcher vorhanden ſey, noch nicht vollſtändig gefunden.

Aber alle dieſe Einſchränkungen hindern nicht, daß wir nicht ſolche augenſcheinlichen und großen, ſolche von uns gar nicht veranſtalteten Convenienzen der Natureinrichtungen mit dem, was für die höchſte und einzige Abſicht eines vernünftig handelnden und wirkenden Weſens angeſehen werden kann, finden, und auf dieſe die Analogie zwiſchen der Welt und den abſichtlich von uns ſelbſt hervorgebrachten Producten gründen könnten.

Der Bau der ſinnlichen Werkzeuge iſt, wie ich ſchon vorhin geſagt habe, eine von dieſen Convenienzen. — Es ſind zuerſt nicht Mittel zum Seyn, zur bloßen Erhaltung, ſondern es ſind Bedingniſſe des Empfindens, des Erkennens. Wäre es nothwendig, daß die Structur, die ſich aus Naturkräften bildete, auch den Grund ihrer Erhaltung in ſich hätte: ſo iſt es doch gewiß nicht nothwendig, daß ſie auch die Werkzeuge, wodurch Ideen entſtehen, in ſich enthält. Der taube und blinde Menſch könnte ſeyn und beſtehen, wenn auch nur kurze Zeit.

Ein andrer Umſtand, der mich immer ſehr aufmerkſam gemacht und der eben dieſen Eindruck ſchon bey den Alten hervorgebracht hat, iſt der, daß dasjenige, was zur Erhaltung des Thieres oder der Gattung beyträgt, auch das Vergnügen des Thieres befördert. Eſſen, Trinken und ſich Fortpflanzen ſind die Hauptquellen thieriſcher Glückſeligkeit. Hier ſind alſo Motive bereitet zu Handlungen, durch welche Naturproducte erhalten werden. Die ſchaffende Natur konnte nicht unmittelbar ihr Werk bewahren; ſie mußte den Handlungen ihres Geſchöpfes einen Antheil an dieſer Erhaltung laſſen. Um dieſe zu ſichern, mußte ſie zu jenen Handlungen Antriebe geben. Dieſe Antriebe ſind bey lebendigen und empfindenden Weſen das Vergnügen: ſie veranſtaltete alſo Vergnügen bey allen den Verrichtungen, durch welche das Geſchöpf arbeitet, das zu erhalten, was die Natur hervorgebracht hat.

Was in der Welt iſt einer Veranſtaltung von Menſchen ähnlicher? Auf den Willen Anderer zu wirken, und Motive vorzubereiten, dieß ſcheint unter Allem den verſtändigen Handlungen am ähnlichſten. Was einer todten blind wirkenden Materie am wenigſten möglich ſcheint, iſt, in den Concretis, die ſie macht, oder in den Maſchinen, die ſie baut, wenn dieſe von ungefähr Empfindung zugleich mitbekämen, auf dieſe zufällige Eigenſchaft zum voraus geſtimmte, und darauf ſich beziehende Veranſtaltungen machen zu können. Die Empfindung war Reſultat, ſie war gar nicht unter den Urſachen: ſie determinirte alſo nichts von den Operationen dieſer Urſachen. Es kann ſich alſo auch in dem Producte derſelben nichts auf die Empfindung beziehen. — Ganz anders, wenn unter dieſen Urſachen Empfindung, und, was ein höherer Grad von Empfindung iſt, Verſtand und Denkkraft ſich befinden. Dieſe können auch in ihre Werke etwas hineinlegen, wobey es nur auf zufällige Mitwirkung eines nach Willkühr oder Freyheit handelnden Weſens angeſehen und berechnet iſt. —

Kant ſagt in ſeiner Kritik der Urtheilskraft, im zweyten Theile, welcher von der Teleologie handelt, „daß die Erklärung der anſcheinenden Zweckmäßigkeit der Natur durch einen nach Abſichten handelnden Gott ein Zirkel ſey; indem man dieſen Gott bloß wegen der bemerkten unerklärlichen Subordination gewiſſer Naturproducte und Naturkräfte unter einander annehme und ſein Weſen nach dieſen beſtimme, und dann wieder jene Einrichtung der Natur durch das vorausgeſetzte Daſeyn eines Gottes erklären wolle. Es werde auch durch dieſe Hypotheſe unſre Erkenntniß der Natur auf keine Weiſe befördert; weil wir von Gott gerade nicht mehr wiſſen, als daß er ſo, wie wir es zuvor in den Naturproducten aufgefunden haben, zweckmäßig handle, und a priori oder anders woher, als aus der Wahrnehmung dieſer Naturzweckmäßigkeit, von ſeinen Ideen und ſeiner Handlungsweiſe keine Erkenntniß haben.“

Ich antworte hierauf: das Letzte iſt wahr; aber nicht das Erſte. Kein Vernünftiger verlangt, durch den Theismus eine beßre Einſicht in die Natur der Dinge zu bekommen. Wir wollen ihn nur als eine vernünftige Hypotheſe zur Erklärung der Welt angeſehen wiſſen; und ſelbſt die Elemente, aus welchen wir dieſe Hypotheſe bilden, ſind aus der Welt oder aus unſrer Erfahrung genommen. Aber iſt jede Hypotheſe ein Zirkel? iſt jede nach Maßgabe der Wirkung angenommene Urſache deswegen unnütz, weil ſie in der Wirkung ſchon unmittelbar nichts neues aufſchließt? Und es iſt nicht einmahl richtig, daß der Theismus eine Hypotheſe ohne Folgen für unſre Erkenntniß wäre. Da er nach meiner Meinung nichts anders thut, als daß er die erſte Urſache der Natur unter diejenige Claſſe von Weſen bringt, zu denen wir ſelbſt gehören; ſo iſt alle Erklärung der Natur nach dem Theismus eine fortgeſetzte Vergleichung unſrer Denk- und Verfahrungs-Art mit den Produkten der Natur und ihrer innern Zweckmäßigkeit. Durch dieſe Vergleichung werden wir auf viele Geſichtspunkte gebracht, unter welchen wir ſonſt die Naturweſen nicht betrachten würden; und die Unterſuchung, welche Eigenheiten unſrer Art zu denken ſich auf die Natur-Urſachen nicht anwenden laſſen, und welche anwendbar ſind, macht eben unſre Theologie aus. Sehr viele und nützliche Erfindungen in der Phyſik aber ſind auf einem ganz ähnlichen Wege entſtanden. So verglich Newton den Umlauf der himmliſchen Körper mit dem Phänomen der Schwere an den Erdkörpern, Franklin die Donnerwetter mit den Erſcheinungen der Electricität, um abzuſondern, was in beyden Fällen nicht vom Kleinen auf das Größere übergetragen werden kann, und aus dem Uebrigbleibenden die Erklärung der Erſcheinungen zuſammenzuſetzen.

„Diejenigen, ſagt Kant weiter, welche die Naturprodukte nach Abſichten erklären, oder Abſichten bey ihnen vorausſetzen, ſind doch ihrem Syſteme ſelbſt nicht durchaus getreu; indem ſie bey den organiſchen Körpern, wo eine Zweckmäßigkeit am ſcheinbarſten iſt, doch auch noch den mechaniſchen Urſachen nachſpüren und auch einige davon aufzufinden glauben. Warum aber geht man nicht bey Erklärung aller und jeder Eigenſchaften und Formen dieſer Körper auf Gott zurück; da man ihn einmahl zu Hülfe nehmen will, ihren Urſprung verſtändlicher zu machen. Dieſe Vermiſchung mechaniſcher und geiſtiger Urſachen macht in der Erklärung der Phänomene nur Verwirrung, da die Gränze zwiſchen beyden, wo jene aufhören zu wirken und dieſe anfangen, ſchlechterdings unbeſtimmt und nicht auszumachen iſt.“

Dieſe Unvollkommenheit des Theismus, antworte ich, iſt wahr; ſie findet aber auch bey demjenigen Syſteme Statt, welches den Glauben an die Exiſtenz Gottes auf das Sittengeſetz und die Freyheit gründet. Auch jene Miſchung von mechaniſcher und geiſtiger Wirkſamkeit iſt bey allen Kunſtwerken, von denen wir durch Vergleichung und Aehnlichkeit auf den Gedanken gekommen ſind, die organiſirten Körper und um ihrentwillen die Welt als ein Kunſtwerk zu betrachten, ebenfalls vorhanden. In den Werken menſchlicher Künſtler können wir ſie freylich von einander abſondern, weil wir hier der Arbeit zuſehen können: wenn wir nach dem Theismus den Urſprung der Welt erklären, ſo muthmaßen wir nur in irgend einem Weſen Ideen und Abſichten als Urſachen des künſtlichen Baues der Thier- und Pflanzen-Körper. Aber ſo lange wir mit der Mechanik zur Erklärung nicht ausreichen; ſo lange es uns unmöglich iſt, alles Philoſophiren über dieſen Gegenſtand aufzugeben und wir keine Hypotheſe finden, die uns mehr genug thue: ſo iſt es nach der Natur unſers Verſtandes nicht weniger nothwendig, dieſe Hypotheſe anzunehmen, als es nach Kant ſeyn ſoll, einen Gott zu glauben, um Glückſeligkeit mit Würdigkeit zu verknüpfen.

Ein andrer Gedanke von Kant, welcher Aufmerkſamkeit verdient, iſt folgender. „Die anſcheinende Ordnung und Kunſt in den Naturproducten laſſen nur auf einen Kunſtverſtand für zerſtreute Zwecke ſchließen. Der Menſch allein iſt Endzweck der Schöpfung. Und er iſt es nicht um ſeiner Fähigkeit zum Denken willen, nicht in ſo fern er fähig iſt glückſelig zu ſeyn; ſondern vermöge ſeiner Moralität."

Ich antworte: das Erſte iſt wahr, wenn ich die organiſchen Producte der Natur an ſich betrachte. Dieſe ſind wirklich in der Natur gleichſam zerſtreut und iſolirt. Hier finde ich einen Klumpen roher Materie, der unnütz zu ſeyn ſcheint und weder Ordnung noch Schönheit zeigt, dort aufgehäufte Elemente, entweder im Ueberfluſſe oder in zu geringer Quantität, in Rückſicht auf jene kunſtreichen Producte und deren Erhaltung. Dieſe ſind gar nicht mit allen Theilen des Weltalls ſo vereinigt, daß die letztern nur zu der Hervorbringung und Erhaltung jener Producte wirkten.

An ſich hat überdieß Ordnung und Regelmäßigkeit, wenn ſie nicht wahrgenommen werden, nichts, was einem Gute nach unſern Begriffen, und alſo einem Zwecke ähnlich wäre. Dadurch aber bekommen jene Kunſtwerke, ſo wie die Ordnung der Weltkörper, einen abſoluten Zweck, und dadurch wird eben die Wahrſcheinlichkeit des Theismus am meiſten vergrößert, daß gerade jene Ordnung und anſcheinende Kunſt auf das

Daſeyn und die Erhaltung der empfindenden und denkenden Weſen einen unmittelbaren Einfluß haben, gerade derjenigen Weſen, welche zugleich an dieſer Ordnung Vergnügen finden. Das iſt eben nach der Hypotheſe des Mechanismus ganz unerklärlich, wie das kunſtmäßig Scheinende gerade mit Empfindung und Denken, als Urſache, Erhaltungsmittel, Wirkung der Kraftäußerung und Reitzung zur Thätigkeit, zuſammenhängt, und alſo das, was, ſeiner Regelmäßigkeit wegen, eine relative Zweckmäßigkeit in ſich hat, auch gerade dasjenige iſt, welches den Weſen, die wir als *abſolute* Zwecke oder *Endzwecke* anſehen können, als nächſtes Mittel ſubordinirt iſt.

Was den zweyten Theil des angeführten Kantiſchen Satzes betrifft, ſo wird in demſelben doch ohne Beweis angenommen, daß Moralität der einzige Endzweck der Schöpfung ſey. Es iſt klar, daß nicht die Betrachtung der Welt und die Kenntniß der Kette ihrer Urſachen und Wirkungen Kanten oder irgend einen Philoſophen auf dieſe Idee geführt habe; ſondern bloß die Hochachtung, welche wir, gegründeter Weiſe, für Tugend und Moralität haben. Es iſt edel, dieſe über alles zu ſetzen bey ſich ſelbſt und in ſeinen eignen Abſichten. Die Abſicht aber, welche für uns ſelbſt die edelſte und erhabenſte iſt, ſcheint auch die geſchickteſte zu ſeyn, als Weltzweck angenommen zu werden. Das iſt das kurze Räſonnement, welches jener Behauptung zum Grunde liegt, unter welche künſtliche Wendungen ihre Vertheidiger es auch verſtecken. Es hat ſein Gewicht; aber kann es wohl mehr Anſpruch auf die Bündigkeit einer Demonſtration machen, als die phyſiko-theologiſchen Beweiſe? Beruht die Kraft nicht ebenfalls auf Analogie und Vergleichung?

Wenn aber die Vernunft den Endzweck der Schöpfung nicht nach der ſchon zuvor bey uns feſtgeſetzten Würdigung der Zwecke beſtimmt, ſondern den Begriffen von dem nachgehet, was überhaupt Zweck ſeyn kann: ſo ſcheint es mir, daß jener Begriff von dem Zwecke der Welt etwas weiter ausgedehnt werden muß. Denn

1. Ein Zuſtand, der nicht wahrgenommen wird, iſt dem Dinge ſelbſt, deſſen Zuſtand er iſt, und allen andern Dingen vollkommen gleichgültig, und kann alſo kein Zweck ſeyn.
2. Ein jeder Zuſtand, der wahrgenommen wird, und welchen der Wahrnehmende lieber will, als den entgegengeſetzten, iſt der erſte mögliche

Begriff von einem Gute oder irgend einem Vorzuziehenden.

3. Der erſte natürliche Zweck iſt alſo das Gute überhaupt.

4. Da nun dieſes erſte Princip eines Vorzuziehenden oder eines Guten ſich allenthalben findet, wo Wahrnehmung, Bewußtſeyn des eignen Zuſtandes und eine ſolche Verſchiedenheit dieſes Bewußtſeyns iſt, daß das ſich ſelbſt wahrnehmende Weſen den einen Zuſtand will, den andern nicht will: ſo werden alle mit Leben, Bewußtſeyn und Empfindung begabte Weſen und deren Zuſtände als mögliche Zwecke des Univerſums angeſehen werden können. Und da das allgemeine Wort für Zuſtände empfindender Weſen, die ihnen wohlgefallen, *Glückſeligkeit* heißt; ſo iſt allerdings Glückſeligkeit ein früherer und natürlicherer Zweck der Weſen überhaupt, als Moralität.

Neunter Abſchnitt.

Von einigen der vornehmſten Schwierigkeiten des Theismus *).

1.

Die Idee von Gott entſteht durch eine Vergleichung mit unſrer Denkkraft. Dieſe Vergleichung wird aber vornehmlich dadurch geſtört, daß unſre Ideen nur Abdrücke der Dinge oder Folgen ihrer Wirkungen auf uns ſind; dahingegen die Ideen Gottes, da ſie vor den Dingen vorher gehen und nicht durch Einwirkung derſelben erzeugt werden, einen durchaus andern Grund und ein anderes Weſen haben müſſen.

Dieſe Schwierigkeit iſt nicht ganz zu heben. Die Analogie, welche uns bey der Erkenntniß Gottes leitet, iſt freylich mangelhaft; dadurch wird unſer Begriff von demſelben verdunkelt, dadurch wird ſelbſt die Ueberzeugung von der

---

*) In vorzüglicher Rückſicht auf Humes Geſpräche über die natürliche Religion.

Möglichkeit dieſes Begriffes geſchwächt. Aufgehoben aber wird ſie dadurch noch nicht. Schon die Unwiſſenheit, in welcher wir uns, in Abſicht der Natur unſers eignen Denkens, befinden, macht, daß uns eine ähnliche Unwiſſenheit, was das Denken in Gott betrifft, weniger befremdet. Dann aber finden wir auch bey genauerer Unterſuchung des erſtern Gegenſtandes, daß wir auch in unſerm Geiſte einen Urſprung der Ideen vermuthen können, welcher ſich auf Gott ſchicklich anwenden läßt.

Darüber ſind alle Philoſophen einig, daß bey unſern Ideen, die auch äußere Dinge zum Gegenſtande haben, etwas der Einwirkung dieſer Dinge zuzuſchreiben ſey, wobey wir uns bloß leidend verhalten, und etwas unſrer eignen Kraft, welche dieſe Wirkungen modificirt, oder nur auf Veranlaſſung derſelben etwas Neues, von jener Einwirkung ganz Verſchiednes, hervorbringt. Welche von beyden Vorausſetzungen in Abſicht der Wirkungsart unſers Geiſtes auch Statt finde; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß in unſern Ideen ein von den Dingen unabhängiger Theil, ein von unſrer eignen Kraft allein dazu gelieferter Beytrag ſey. Wie viel oder wie wenig von uns ſelbſt oder den Dingen herkomme, und wie die Action und Paſſion in uns bey unſern Ideen zu vereinigen oder abzuſondern ſey, das wiſſen wir nicht. Aber ſollte nicht jene Action auch in vollkommner Reinheit und Einfachheit möglich ſeyn? ſollte ſie dann nicht vielleicht dasjenige, was bey uns durch den leidend empfangnen Eindruck geſchieht, erſetzen können? und beſteht nicht augenſcheinlich das eigentliche Auffaſſen, das Bewußtſeyn, das, was das Weſentlichſte in der Vorſtellung iſt, in dem activen Theile der Idee?

Da es klar iſt, daß kein Stoß, keine Bewegung von außen einen Gedanken in uns hervorbringen könnte, wenn wir nicht des Denkens fähige Weſen wären, d. h. wenn nicht eine früher vorhandne und von den Dingen verſchiedne Denkkraft in uns läge: ſo iſt alſo die Idee einer von aller äußern Einwirkung unabhängigen Action einer ſolchen Denkkraft gewiß nicht ungereimt, indem wir aus der Analogie andrer Kräfte erkennen, daß diejenigen, welche von außen erregt werden müſſen und nicht anders als zu Folge eines vorhergegangenen Reitzes thätig werden, ſo lange ſie ſchwach und unvollkommen ſind, da, wo ſie in ihrer höchſten Stärke und Lebhaftigkeit vorhanden ſind, von ſelbſt aufleben und ſich unaufgerufen äußern.

Wären die Ideen wirklich bloße Bilder und Abdrücke der Objecte, ſo würde es ſchwer zu begreifen ſeyn, wie Bilder, ohne Originale und Abdrücke, ohne vorhergegangne Eindrücke, irgendwo vorhanden ſeyn könnten. Aber die Philoſophie hat jene Meinung zerſtört. Sie zeigt uns, daß zwiſchen der Bewegung, welche die Körper in unſern ſinnlichen Werkzeugen hervorbringen, und zwiſchen den ſinnlichen Vorſtellungen, welche daraus von Körpern entſtehen, keine, uns auch nur begreifliche, viel weniger von uns beweisbare Aehnlichkeit Statt findet. Die Kraft der Seele bringt alſo die Idee hervor: nicht aus dem äußern Eindrucke, als aus einem Stoffe; (davon kann man ſich keinen Begriff machen;) ſondern auf Veranlaſſung und zu Folge deſſelben, als eine geweckte Kraft. Nach dieſer mit unſrer Vernunft am beſten übereinſtimmenden Vorſtellung bleibt es alſo noch das eigne Werk der Seele, ſich die Vorſtellung zu bilden. Es ändert auch hierin nichts, wenn man ſagt, der Eindruck von außen gebe der Seele den Stoff oder das Mannigfaltige, und die Kraft der Seele ſelbſt bringe nur die Form oder die Einheit hinein. Denn dieſes Mannigfaltige muß doch erſt wahrgenommen werden, ehe es vereiniget werden kann. Die Wahrnehmung ſelbſt aber iſt nicht ohne eine Action möglich.

Würde das Denken in Gott, ſo wie das in uns, erſt durch gewiſſe Einwirkungen der Gegenſtände geweckt, ſo hinge es von dieſen und den Kräften derſelben ab, ob Ideen in Gott entſtehen ſollten; und das Materielle wäre alſo das Urſprüngliche oder die erſte Urſache.

Aber iſt denn ſelbſt aus der Betrachtung unſers Denkens die Folge zu ziehen, daß das Denken überhaupt abhängig ſey? Zugegeben, daß in dem Kreiſe unſerer Erfahrung keine von beyden Kräften, weder die Denkkraft noch die Bewegungskraft, ſich durch eine Action äußert, mit welcher nicht eine Paſſion verknüpft wäre: welche von beyden iſt dennoch der Unabhängigkeit näher? Bewegungen der bloß körperlichen Dinge entſtehen augenſcheinlich nicht anders, als wenn der ſich bewegende Körper von einem andern ſich bewegenden geſtoßen wird. Ob aber Gedanken nicht auch durch ſich ſelbſt entſtehen können, iſt auch nach unſern Erfahrungen zweifelhaft. Denn erſtens iſt in allen Vorſtellungen, ſelbſt den ſinnlichen, mehr Spontaneität als in Bewegungen der materiellen Dinge; und unter den Vorſtellungen iſt eine Gradation der Spontaneität, wo die Ideen, welche die Meditation hervorbringt, die oberſte Stelle einnehmen, auf welche dann diejenigen folgen, welche die Imagination erzeugt. Zweytens ſind wir uns der Freyheit und Moralität bewußt: dieſe führen uns ebenfalls auf eine mögliche Unabhängigkeit des Denkens.

Wir mögen aber die erſte Urſache der Dinge ſetzen, worein wir wollen, in Materie oder Geiſt; ſo müſſen wir doch immer etwas annehmen, das unſern bisherigen Erfahrungen zuwiderläuft: entweder eine Bewegung, die durch keine vorhergehende Bewegung hervorgebracht worden; oder Gedanken, die durch keine ſinnlichen Eindrücke von Gegenſtänden gewirkt ſind. Die Schwierigkeit beyder Syſteme iſt in ſo fern gleich. Es fragt ſich nur, welches von beyden iſt unſerm ganzen Gedanken-Syſteme gemäßer? Selbſt nach den undeutlichen und mangelhaften Vorſtellungen, die wir von menſchlichen Actionen und von den Actionen aller andern Dinge haben, welche von beyden eignet ſich mehr dazu, die erſte zu ſeyn: die, wodurch wir denken? oder die, wodurch ſich die Billard-Kugel bewegt? Iſt mehr urſprüngliches, unabhängiges in unſern Meditationen und Entſchließungen; oder in den Umwälzungen eines Rades? Wo ſcheint der Anfang aller Wirkungen und Veränderungen eher hingeſetzt werden zu müſſen: in ein Weſen, das, ſo wie wir, ein Principium der Thätigkeit in ſich ſelbſt hat? oder in eines, das, ſo wie unſre Gliedmaßen, nur durch ein fremdes Principium belebt wird? Der geſunde Menſchenverſtand wird für das Erſte entſcheiden.

2.

Ein andrer ſcheinbarer Einwurf gegen den Theismus iſt folgender: „wenn man den Urſprung der Welt in einer Gottheit ſucht; ſo erklärt man die Ordnung in den Dingen aus der Ordnung in den Ideen eines gewiſſen Verſtandes: woher aber kommt wieder die Ordnung der Ideen in dieſem Verſtande? Dieß erklärt niemand. Iſt es nun nicht beſſer, gleich bey der Ordnung, die wir ſehen, ſtehen zu bleiben, als bis auf eine Ideen-Welt zurückzugehen, die wir eben ſo wenig zu erklären wiſſen?“

Ich antworte hierauf: ſobald wir vermöge der Hypotheſe des Theismus einen Geiſt und Ideen in demſelben annehmen, bedarf die Ordnung dieſer Ideen keiner weitern Erklärung. Denn eine ſolche Ordnung gehört zu dem Weſen eines Geiſtes. Mit dem Denken iſt Ordnung, ſeiner Natur nach, verknüpft. Keine Vorſtellung, kein Gedanke iſt ohne einen gewiſſen Zuſammenhang möglich. Das Verbinden, das Zuſammenhalten iſt das Weſentliche des Geiſtes. Indem wir alſo einen Geiſt zum Urheber der Welt machen, ſo nehmen wir nicht nur Ideen an, welche den Elementen der Welt entſprechen, ſondern auch eine beſtimmte Ordnung unter dieſen Ideen.

Hume wendet zwar ein: „es giebt Materie, die in ihren Veränderungen ſehr ordentlich iſt, z. E. in der Vegetation; und es giebt Gedanken, die ſehr unordentlich ſind, wie in der Raſerey.“ Allein die Antwort darauf iſt: beyde Fälle, welche hier angeführt werden, ſind als Ausnahmen von der Regel zu betrachten; und was jene Ordnung in der Materie betrifft, ſo iſt eben dieß die Frage, ob ſie nicht in den Ideen eines Geiſtes oder doch in gewiſſen ſchon früher vorhanden geweſenen Formen oder Matricen gegründet iſt.

Wenn jemand auf die Frage, warum unter den Ideen im göttlichen Verſtande dieſe Ordnung und dieſer Zuſammenhang ſind, den wir in der Einrichtung der Welt ausgedrückt ſehen, antwortet: weil dieß die Natur des Verſtandes mit ſich bringt; — und wenn der Materialiſt auf die Frage, warum in der materiellen Welt ſo viel Ordnung und Schönheit herrſche, antwortet: weil es in der Natur der Materie liegt, ſich ſo zu ſtellen; ſo iſt es nicht in gleichem Grade eine qualitas occulta, worauf ſich jeder von beyden beruft. Der Erſtere beruft ſich auf eine durch die Erfahrung bekannte Eigenſchaft des Verſtandes, der Andere auf eine durch die Erfahrung nicht bekannte Eigenſchaft der Materie. Im letztern Falle muß ich der Materie im Ganzen zuſchreiben, was ich den einzelnen Partikeln derſelben abſpreche; da doch hier das Ganze eine bloße Summe von ſolchen Partikeln iſt. Im erſtern Falle geſelle ich dem künſtlich gebauten Univerſum einen Geiſt zu, welcher dem ähnlich iſt, der die künſtlich gebauten Leiber der Menſchen und Thiere beſeelt.

Das Bedürfniß, welches Kant zum Grunde aller Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes macht, kann hier zum Maßſtabe angenommen werden, wie weit ich in Aufſuchung und Erklärung der Urſachen zurückgehen dürfe. Auf die Frage, woher dieſe Einrichtung der Welt komme; iſt die wahrſcheinlichſte Antwort: weil ein verſtändiges Weſen ſie nach Ideen des Beſten anordnete. Wenn ich aber nun weiter gefragt werde: woher entſtanden in dieſem Weſen dieſe Ideen? ſo iſt freylich meine Weisheit zu Ende. Sollte ich aber nicht, von Wahrſcheinlichkeit geleitet, einen Schritt in Erklärung der Dinge thun dürfen, weil ich nicht noch einen weiter thun kann? Soll eine entdeckte wahre Urſache nicht richtig ſeyn, weil ich nicht die Urſache von dieſer Urſache einſehe?

3.

Hume wendet ferner ein: „Erklären heißt: beſondere Phänomene in allgemeine auflöſen, viele Erſcheinungen aus einer gemeinſchaftlichen Urſache herleiten. Aber einen beſondern Effekt aus einer beſondern Urſache herleiten, das erklärt nichts.“ Ich antworte: viele Phänomene aus einem erklären, verdient auch den Nahmen einer Erklärung. Der Theismus erklärt tauſenderley Geſtalten und Wirkungen der Materie aus einer Kraft, und zwar der einzigen, die alle umfaſſen kann, aus der Denkkraft, aus Vorſtellungen und freywilligen Entſchlüſſen.

4.

Eben das, was über die Frage, woher in Gott die Ideen und die Ordnung derſelben kommen, geſagt worden iſt, gilt auch von der ähnlichen Frage: woher kommen die Motive für den Willen desjenigen Geiſtes, dem wir die Einrichtung der Natur zuſchreiben? Solche Motive, dergleichen wir in den Beziehungen der Dinge auf unſre Vollkommenheit und Glückſeligkeit finden, können wir allerdings in Gott nicht annehmen. Allein auch hier verläßt uns die Analogie, welcher wir beym Theismus folgen, keinesweges. Denn wir finden ja auch bey uns, und bey den edelſten, vortrefflichſten Menſchen eben am meiſten, Handlungen, die ohne Hinſicht auf äußere Bewegungsgründe, bloß um ihrer innern Güte, um ihrer ſittlichen Schönheit willen, geſchehen.

5.

„Wie wollen wir, fährt Hume fort, als ſo kurzſichtige Geſchöpfe, wiſſen, ob das Univerſum ein ſo vollkommnes Werk iſt? Kann der Bauer, welchem einer die Aeneide vorlieſt, wohl Richter ſeyn, ob ſie unter allen epiſchen Gedichten das beſte iſt. Und darf man aus der Vollkommenheit des Werkes, wenn man die Erfahrung zu Rathe zieht, auf die Vollkommenheit des Werkmeiſters ſchließen? Kann der Erbauer einer ſo künſtlichen Maſchine als ein Schiff iſt, nicht ein mittelmäßiger Menſch ſeyn? Und woher will man wiſſen, daß nur ein Künſtler, nicht mehrere, an dieſem Werke, dem Univerſum, gebauet haben? Ueberdieß kann ich, wenn ich aus der Vollkommenheit der Welt auf die Vollkommenheit Gottes ſchließe, dieſe Vollkommenheit nur endlich und eingeſchränkt annehmen: denn ich erkenne in der Welt nur eine eingeſchränkte Vollkommenheit. Gutes und Böſes ſind in der Welt gemiſcht: wie kann ich in ihrem Urheber eine reine Güte annehmen? Bey vielen Dingen ſehe ich Zweckmäßigkeit; bey andern aber wieder das Gegentheil: wie kann ich dem Anordner derſelben einen unendlichen Verſtand beylegen?“

Ich antworte: man kann an den Theismus zwey Fragen thun, — die erſte: iſt es ein verſtändiges Weſen, oder nicht, in welchem die Einrichtung der Welt ihren Grund hat? die zweyte: wie vollkommen iſt dieſes Weſen? Die erſte Frage können wir nach überwiegender Wahrſcheinlichkeit bejahen. Die zweyte können wir im Grunde poſitiv gar nicht beantworten. Wer wollte ſich wagen, den Maßſtab der Vollkommenheit für ein Weſen zu beſtimmen, das ſo weit über uns erhaben iſt? Aber daß jenes Weſen, das wir Gott nennen, weit, ſehr weit über uns an Macht und Kenntniſſen erhaben iſt; ſo weit, als das Univerſum in ſeiner unermeßlichen Größe und der unbegreiflichen Kleinheit ſeiner erſten Theile die Sphäre unſrer Kenntniß und unſrer Kraft überſteigt, — dieß ſehen wir ſogleich ein. Eine Verſtandeskraft, die alle wirklichen Dinge und ihre Verbindungen umfaßt und eine eben ſo weit ſich erſtreckende Macht über dieſelben müſſen wir nothwendig dem Weſen zuſchreiben, welches die Welt gebildet haben ſoll. Der Umfang dieſer beyden Vollkommenheiten kann alſo nicht durch unſre Begriffe von der Güte der Welt eingeſchränkt werden. Die Frage wäre alſo noch, ob wir das Maß ſeiner *moraliſchen* Vollkommenheit dem ſeiner Einſicht und Macht gleich annehmen, oder ob wir unſre Vorſtellung von dieſer genau nach der in der Welt entdeckten Zweckmäßigkeit und erreichten Glückſeligkeit abmeſſen ſollen. — Wäre jene Zweckmäßigkeit nicht in einem hohen, in die Augen fallenden Grade vorhanden; ſo würden wir gar nicht erſt auf den Gedanken von einem moraliſchen Urheber der Welt gekommen ſeyn. Aber wir finden ſie nicht durchaus; es ſind viele

Dinge und Einrichtungen in der Welt, die uns unnütz und ſchädlich ſcheinen. Sollen wir alſo der Güte des Schöpfers dieſelbe Gränze ſetzen, welche nach unſrer Einſicht das Gute und Böſe in der Welt von einander unterſcheidet?

Wir würden dieß thun können, wenn unſre Einſicht davon gründlicher und genauer wäre. Aber da wir das Gute, welches in der Welt vorhanden iſt, wozu unſer Leben ſelbſt gehört, poſitiv wiſſen, ſo ſind uns die Schranken des Guten nur dunkel bekannt: das heißt, wir wiſſen weder genau, ob das Uebel nicht bloß ſcheinbar, noch, ob es vermeidlich iſt. Von der andern Seite hingegen wiſſen wir aus der Beobachtung unſers eignen Geiſtes, daß Bosheit aus Schwäche oder Irrthum entſteht, und alſo nicht zu erwarten iſt, wo dieſe beyden Urſachen fehlen. Indem alſo von der einen Seite die deutlichſten Spuren von Wohlwollen gegen die lebendigen Weſen in der Einrichtung der Welt vorhanden ſind; von der andern uns die Größe der Welt den höchſten Begriff von der Einſicht und Macht des Urhebers derſelben giebt: ſo verbinden wir beyde Begriffe, indem wir die Güte dieſes Urhebers ſeinen beyden andern Eigenſchaften gleich annehmen. Welch eine gekünſtelte und ſchon deßhalb unwahrſcheinliche Hypotheſe wäre es, entweder ſo viele Abwechſelungen von gutem und böſem Willen oder eine ſo mannigfaltige Modiſication und Einſchränkung der Güte in dem Urheber der Welt anzunehmen, als genau zu allen Abwechſelungen von anſcheinendem Guten und Böſen in der Welt paßte!

Unendlichkeit im eigentlichen Sinne iſt für uns faſt ein Wort ohne Begriff. Gott iſt ein Geiſt, der den unſrigen an Kraft und Vollkommenheit ſo weit übertrifft, als das Univerſum unſern Körper: weiter braucht unſer Begriff von ihm nicht zu gehen. Eigentliche Unendlichkeit der Vollkommenheit Gottes kann ſo wenig ſtrenge bewieſen werden, als die Einheit Gottes. Was aber die letztere betrifft, ſo iſt für uns immer nur ein Weſen, wo wir gar keinen Unterſchied unter Mehrern, die etwa vorhanden wären, wiſſen; oder einen dergleichen Unterſchied ohne allen Grund annehmen müßten.

Was von der Unendlichkeit Gottes bemerkt worden iſt, gilt auch von der Unveränderlichkeit deſſelben, wenn man ſie im vollkommenſten und ſtrengſten Sinne verſteht. Wir Menſchen können ſie unter allen Eigenſchaften Gottes am wenigſten begreifen und ſollten alſo auch in unſern Behauptungen über dieſelbe am wenigſten poſitiv ſeyn. „Iſt abſolute Unveränderlichkeit in irgend einem Weſen möglich?“ und „iſt ſie eine Vollkommenheit?“ das ſind zwey Fragen, die der menſchliche Verſtand feſt zu bejahen ſich nicht anmaßen ſollte. Es giebt vielmehr ſelbſt ſtarke Gründe für eine verneinende Antwort. Auf der einen Seite iſt keine Action ohne Veränderung denkbar; auf der andern iſt der Begriff von Unvollkommenheit nur mit gewiſſen Veränderungen verbunden. In der Körperwelt ſind das diejenigen Veränderungen, die von einer Entſtehung zeugen und auf eine Deſtruction abzielen; in der Geiſterwelt ſind es diejenigen, welche vom Irrthume herkommen. Aber ob eine ſucceſſive Thätigkeit an und für ſich ſchon eine unvollkommne Thätigkeit ſey; ob die Succeſſion von der Dauer überhaupt abgeſondert werden könne; ob nicht eine Reihe von Ideen, welche das Univerſum umfaßt, aber mit den Zuſtänden deſſelben gleichſam Schritt hält, eben die möglichſt vollkommne Denkkraft anzeige: davon wiſſen wir Menſchen nichts. — Sehr viele Einwürfe aber gegen die der erſten Urſache zugeſchriebene Denkkraft werden aus dieſer ganz unbewieſenen Vorausſetzung, daß ſie ſchlechterdings unveränderlich und in jedem Augenblicke alles auf ein Mahl ſeyn müſſe, was ſie ihrem Weſen nach ſeyn kann, hergenommen.

Ueberhaupt kann keine Idee ſo leicht zum Atheismus führen, als die von der Unbegreiflichkeit Gottes, wenn ſie übertrieben iſt. Ein Weſen, von dem wir nichts wiſſen können, iſt für uns nicht vorhanden. Wahre Erhabenheit deſſelben kann nicht auf Unverſtändlichkeit gegründet werden.

Zu ſolchen unverſtändlichen und unerweislichen Begriffen der natürlichen Theologie, durch deren Hinwegräumung die Religion nicht verliert, ſondern gewinnt, gehört auch die allgemeine alte Vorſtellungsart von der Erhaltung der Welt.

Daß nähmlich ein exiſtirendes Ding bloß zu ſeiner Fortdauer noch die Aſſiſtenz und die Einwirkung eines fremden Weſens nöthig haben könne, iſt eine durch keine Erfahrung, durch keine Analogie gerechtfertigte Idee, — ſie iſt eben deßwegen gar nicht zu faſſen. Den Anfang vieler Dinge ſehen wir; von der Art und Weiſe, wie die Kraftäußerung ſchon vorhandner Dinge beyträgt, die, welche noch nicht, wenigſtens nicht in der beſtimmten Form vorhanden ſind, hervorzubringen, haben wir mehrere Beyſpiele: aber ſo wie wir das Schaffen eines Stoffes nirgends gewahr werden, ſo werden wir auch durch keine einzige Beobachtung darauf geführt, daß das bloße Seyn, in ſeiner Fortdauer, als fortgeſetzte Wirkung eines andern Weſens betrachtet werden müſſe. Dem unerachtet haben die Menſchen, ebenfalls um den Begriff von Gott recht zu erhöhen und die Welt noch abhängiger von ihm zu machen, nicht nur die Erſchaffung aus Nichts, ſondern auch einen die Fortdauer des Daſeyns wirkenden immerwährenden Einfluß Gottes angenommen. Sie haben ungegründeter Weiſe gleichſam eine beſtändige Tendenz aller endlichen Dinge zum Nichts oder Nichtſeyn vorausgeſetzt, in welches dieſelben ſogleich verſinken würden, wenn nicht dieſelbe allmächtige Hand, welche ſie aus dem Nichts hervorgezogen hat, ſie unterſtützte. Die Operation, durch welche Gott dieſes thun ſollte, iſt die Erhaltung genannt worden.

Nach dieſer mir richtig ſcheinenden Erörterung, kann nun der Philoſoph dieſen Begriff als einen bloß eingebildeten und durch nichts unterſtützten unmöglich annehmen. Selbſt in dem Kantiſchen Syſteme, in welchem die Rückſicht auf moraliſche Regierung der Welt den einzigen Grund aller derjenigen Vorausſetzungen abgiebt, aus welchen die natürliche Theologie beſteht, iſt die Erhaltung der Welt, als eine von der Regierung derſelben verſchiedne Wirkung des höchſten Weſens, eine überflüſſige, mit dem Uebrigen nicht zuſammenhängende Idee.

6.

Der Beweis für die Exiſtenz Gottes wird in Hume's Geſprächen über natürliche Religion ſehr treffend mit den Gründen für das Copernikaniſche Weltſyſtem verglichen. Wir haben nähmlich erſtens die kreisförmige Bewegung im kleinen kennen gelernt und extendiren dieſelbe auf die Erde, deren Bewegung wir nicht empfinden, um ähnlicher Effecte willen. Und da zweytens mehrere ſolche Analogien zwiſchen kleinen Bewegungen, die wir beobachten können, und den größern, die wir bey den Weltkörpern vorausſetzen, vorhanden ſind: ſo nehmen wir unter denſelben diejenige als die wahre an, welche die vollkommenſte und einfachſte zugleich iſt. Eben ſo vergleichen wir die Entſtehungsarten kleiner einzelnen Dinge, wovon wir Erfahrung haben, mit der Entſtehungsart der Welt, und ziehen die durch abſichtliche Bildung vor, weil die Umſtände und Reſultate einer ſolchen, die wir aus den menſchlichen Kunſtwerken kennen, am beſten auf die Beſchaffenheit der Welt paßt.

Hume ſagt jedoch: „der Unterſchied zwiſchen beyden iſt doppelt. Erſtens, es giebt viele Weltkörper; unſre Hypotheſe in Abſicht des einen, der Erde, kann alſo durch das, was wir bey den andern wahrnehmen, beſtätiget werden. Die Runde der Erde und die Bewegung derſelben um ihre Axe werden dadurch viel evidenter, daß der Mond und die Sonne runde Körper ſind und ſich um ihre Axen ſchwingen. Das Univerſum iſt hingegen nur ein Einziges; und nichts, was wir in Abſicht deſſelben behaupten, kann durch ähnliche Beyſpiele unterſtützt werden. Zweytens, der Abſtand zwiſchen denjenigen Körpern, deren Bewegung wir mit unſern Sinnen unterſuchen können, und den Himmels-Körpern iſt nicht ſo groß, als der zwiſchen dem Menſchen und dem Univerſum.“

Das Erſte iſt wahr. Die Beſorgniß, ſich geirrt zu haben, wird allerdings beſſer gehoben, wenn man ſein Räſonnement durch Anwendung auf mehrere gleiche Gegenſtände beſtätiget findet. Aber das Räſonnement bleibt immer daſſelbe und iſt von gleicher Kraft.

Der Abſtand aber zwiſchen uns ſelbſt und dem Univerſum iſt der der Größe. Dieſer kann freylich die Imagination in Verwirrung ſetzen; allein der Verſtand erkennt doch, daß eine größere Vielheit die Beſchaffenheiten der Dinge und die Grundſätze, die in Abſicht ihrer gelten, nicht verändert.

Die größte Schwierigkeit in Bildung jener Analogie bey dem Beweiſe für das Daſeyn Gottes liegt darin, daß wir unſre eigne Seele und Denkkraft zu wenig kennen.

7.

„Es iſt ſehr gewagt, ſchreibt Hume, die Entſtehung eines unermeßlichen Ganzen aus einer Kraft zu erklären, die wir nur in einigen wenigen kleinen Theilen des Ganzen finden und deren Wirkungskreis in demſelben ſehr enge iſt.“ Wir können antworten: erſtens, die Anzahl derjenigen Theile des Univerſums, welche Denkkraft haben, iſt nicht ſo klein und ihr Wirkungskreis nicht enge. Zum andern: wenn ihrer auch wenige wären, ſo ſind ſie doch ſehr wichtige Theile; weil mehr Urſachen zu ihrer Erhaltung, Fortpflanzung und beſonders zur Ausbildung ihrer denkenden Kräfte zuſammenfließen, als zur

Hervorbringung, Erhaltung und Entwickelung irgend eines andern gleich großen Theiles ſich vereinigen, und weil auch hinwiederum dieſe Geſchöpfe, nach Verhältniß ihrer räumlichen Kleinheit, viel mehr in der Natur verändern, als alle andern Geſchöpfe gleicher Größe.

Eben dieſe doppelte Convenienz, daß eine künſtliche Ordnung in der Welt vorhanden iſt, welche ſich als Wirkung und als Urſache, als hervorgebracht und hervorbringend, näher und deutlicher auf etwas geiſtiges und lebendiges bezieht, als auf irgend eine andre Sache, eben dieſe macht es wahrſcheinlich, daß dieſe Beziehung wirklich in den Dingen liege und ihnen nicht etwa von uns angedichtet werde. Der Theiſt erklärt freylich den Urſprung der Welt aus einer Kraft, die nur einem kleinen Theile der Welt zukommt; aber aus der Kraft desjenigen Theiles, um deſſentwillen alle andern gemacht zu ſeyn ſcheinen.

„Wer kennt, fährt Hume fort, alle übrigen Kräfte der Natur, außer dem Denken? und wie weit unbekannter müſſen uns nicht dieſe Kräfte ſeyn, die bey der Bildung der Welt gewirkt haben?“

Aber ein Syſtem, oder eine Hypotheſe, welche Menſchen machen, muß nothwendig auf Begriffe gegründet ſeyn, welche der Menſch hat. Die Möglichkeit, daß es andre noch ganz unbekannte Dinge gebe, die, wüßten wir ſie, unſer Syſtem ganz abändern würden, kann uns nicht abhalten, dasjenige, für welches wir in den uns bekannten Dingen Gründe finden, anzunehmen, ſobald eine gänzliche Zurückhaltung unſers Urtheils unmöglich iſt. Und das iſt der Fall bey der Meinung von dem Urſprunge der Dinge.

8.

„Heſiodus, könnte einer noch mit Hume einwenden, erklärt den Urſprung der Welt, indem er viele tauſend Götter einander erzeugen und urſprünglich aus dem Chaos entſtehen läßt. Wir lachen darüber, weil es ja eine eben ſo gute Erklärung wäre, die Welt unmittelbar aus dem Chaos entſtehen zu laſſen. Aber was thut der Theismus? er vereinigt dieſe Tauſende von Gottheiten in eine Einzige. Wird er dadurch vernünftiger? Iſt er nicht immer auch eine überflüſſige Hypotheſe, da doch die Frage: warum iſt Gott? woher hat dieſer ſeinen Urſprung? nicht beantwortet werden kann.“

Ich antworte: Heſiodus und alle Theogonien des Heidenthums zeigen, daß es dem Menſchen unmöglich iſt, ſich für das einzige vernünftige Weſen im Univerſum anzunehmen; daß er den Urſprung der Form und der Einrichtung des Univerſums von ſolchen Weſen herleitet, und, indem er ſich bey dieſem Begriffe mehr als bey einer bloßen materiellen Welt beruhiget findet, die weitere Frage, woher dieſe vernünftigen Weſen, die Vorſteher der Welt, ihren Urſprung haben, entweder unbeantwortet läßt, oder auf eine ungereimte Art beantwortet. Abhängigkeit der Materie von einem höchſten Geiſte, das iſt es, was der Theismus zu behaupten hat. Wer mehr wiſſen will, verfällt in Thorheiten. Die Vereinfachung dieſes Begriffes, d. h. die Lehre von der Einheit Gottes hat denſelben geſteuert. Sobald man eine Vielheit annimmt, ſo muß man Unterſchiede annehmen: ſolche Unterſchiede muß man hier erdichten. Das iſt die eigentliche Thorheit der Theogonien.

9.

„Alle Vorſtellungen, hat man endlich geſagt, die wir uns von Gott machen, haben das Gepräge des menſchlichen Geiſtes, und verändern ſich mit ihm. Der erſte rohe ſinnliche Menſch ſieht einen Gott in jedem Baume, beſonders im Ungewitter, im Sturme, in allem, was ihm fürchterlich iſt; — in großen Felsmaſſen, in Strömen, im Ocean, in allem, was ſeine Sinne füllt. Wird die Sinnlichkeit feiner, ſo entſtehen Najaden, Grazien, Venus und Minerva, jede mit gewiſſen eigenthümlichen Reitzen und Vorzügen begabt. Die Natur wird mit Gottheiten bevölkert, welche die verſchiednen Eigenſchaften der Schönheit haben, die der Menſch in den Dingen der Welt bemerkt: welche Bedürfniſſe und Leidenſchaften haben und Handlungen thun, wie ſie der Menſch ſelbſt hat und thut, nachdem er von den Objecten mannigfaltiger gerührt worden iſt. Dieſe ſinnlichen Gottheiten, welche lieben, haſſen, ſcherzen, zanken, wie wir, werden immer geiſtiger, ſo wie die Vernunft im Menſchen ſelbſt ſich ausbildet. Die Venus Urania tritt an die Stelle der Wolluſt-Göttinn, Apollo wird der Vorſteher der Harmonie; alle Götter bekommen ein geiſtiges Departement. Zu gleicher Zeit werden ihrer weniger. Man findet Beziehungen und Verwandtſchaften unter ihnen, oder unter den Gegenſtänden, welchen ſie vorſtehen: darum ſchmelzen

Diana und Lucina, Pallas und Minerva in eins zuſammen. Endlich geht die Abſtraction ſo weit, daß man nur einen einzigen Gott bildet und ihm die Eigenſchaften und Verrichtungen aller ſpeciellern Gottheiten, aber eben nur von dem Sinnlichen entkleidet, beylegt. So entſtand der Gott der Philoſophen. Auf eine andre Weiſe waren die Juden zu dieſem Begriffe gekommen. Dieſes Volk, das in ſeinen Empfindungen grob, aber zu Abſtractionen ſehr geneigt war, brachte zuerſt die dogmatiſche Theologie in die Welt. Von ihnen pflanzte ſie ſich auf die Chriſten fort. Die Vermiſchung von Barbarey in den Empfindungen mit der größten Abgezogenheit in theologiſchen Begriffen und Meinungen macht den eignen Charakter des Mittelalters aus. Mit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften reinigte ſich dann von neuem der Begriff von Gott. — Dieſe Geſchichte zeigt uns alſo, daß das Weſen, welches wir Gott nennen, nur eine Fiction des menſchlichen Geiſtes iſt, und ſich nach den Geſetzen und Veränderungen deſſelben richtet. Iſt dieß nicht ein ſtarkes Argument gegen die Realität eines ſolchen Weſens?“

Ich antworte mit einer gleichen Geſchichte. Die Begriffe, welche ſich die Menſchen im höchſten Alterthume von der Geſtalt der Erde machten, waren ebenfalls nichts, als eine Fiction, gebildet aus den wenigen Datis, die ſie wirklich kannten, nach den Geſetzen des Denkens auf ihrer Stufe der Cultur. Sie ſtellten ſich das bewohnte Land als eine von einem großen Strome umfloßne, von Oſten nach Weſten lange, von Süden nach Norden ſchmale Fläche vor. Aus dieſer Fiction floß eine andre, ſo wie ſie neue Data ſammelten, oder beſſer räſonniren lernten. Immer war es aber nur ihr Werk, das Erzeugniß ihres Kopfes, wenn ſie ſich die Erde als eine Kugel u. dgl. vorſtellten, Afrika als umſchiffbar annahmen und erwarteten, daß, wenn ſie immer nach Weſten ſchifften, ſie endlich nach dem äußerſten Oſten, an Indiens öſtliche Gränze, gelangen müßten. So weit war Ptolemäus. — In allen dieſen Räſonnements hatten ſie die eigentliche Sphäre der Erfahrung überſchritten, und hatten jedes Mahl nach Maßgebung der Regeln zu denken, die in ihrem Geiſte lagen und bloß ſubjectiv waren, ſich die Natur gebildet. Aber ſiehe da, als es den Menſchen gelang, mit eignen Augen zu ſehen, was ſie verher vermuthet hatten; ſo fanden ſie objectiv die Ideen wahr, welche bloß aus ſubjectiven Urſachen, d. h. zu Folge der Geſetze des Denkens und Schließens in ihnen entſtanden waren. Die Erde zeigte ſich wirklich rund, und ſie kamen, durch eine immer weiter und weiter fortgeſetzte Fahrt gegen Weſten, wirklich nach Oſtindien.

Alſo folgt nicht, eine Idee, die urſprünglich aus der Natur des Kopfes und Herzens der Menſchen entſteht und ſich nach dem Maße abändert, als der Menſch ſelbſt anders und anders denken und empfinden lernt, — eine ſolche Idee iſt ſchimäriſch. Es folgt nur, daß eine ſolche Idee um ſo mehr wahr ſey, je mehr der Menſch ſich der höchſten und vollkommenſten Ausbildung ſeiner ſelbſt nähert.

Folgendes wären dann kurz zuſammengefaßte die Reſultate der bisher angeſtellten Vergleichung zwiſchen den Schwierigkeiten des Theiſmus und denjenigen, welche ſich bey den andern Syſtemen finden.

1. Weiter können wir nicht kommen und weiter brauchen wir auch nicht zu kommen, als zu der Ueberzeugung: es iſt ein ver-

ſtändiges Weſen, mächtig und vollkommen, wie die Welt iſt, von welchem der Bau und die Regierung derſelben abhängen. Wie vollkommen dieſes ſey, wie es denke, wie es die Welt gebildet habe, — können wir freylich nicht zu wiſſen verlangen. Iſt aber jene Ueberzeugung deßwegen zu verwerfen; oder einer völligen Abweiſung der Frage gleich zu ſchätzen?

2. Der Mechanismus führt auf bloße qualitates occultas; der Theismus auf eine Kraft, welche ich kenne, und von der ich weiß, daß ſie da iſt.
3. Der Theismus gründet ſich auf Analogien, die zwar nicht ganz vollkommen ſind, und deren Gränzen man nicht genau weiß, der Mechanismus aber auf gar keine.

Ueber

das theologiſche Syſtem

des

Spinoza.

Ein Nachtrag zu der Abhandlung über das Daſeyn Gottes.

So weit ich in Spinoza's metaphyſiſche Dunkelheit habe eindringen können, ſo iſt ſeine Idee von der einzigen Subſtanz, welche alle Dinge als veränderliche Modificationen eines unveränderlichen und ewigen Weſens in ſich faßt, aus folgender Gedankenreihe entſprungen. Es zeigt ſich dabey, daß den abſtrakteſten Speculationen, und die nach der Anmaßung ihres Autors und nach ſeiner eignen Meinung a priori ſind, immer ſinnliche wahre oder Schein-Beobachtungen zum Grunde liegen.

Die Welt, ſagte vielleicht Spinoza zu ſich ſelbſt, ſcheint zwar aus unendlich vielen einzelnen Dingen zu beſtehen. Dieſe Dinge ſcheinen zu entſtehen und unterzugehen. Beydes aber ſcheinet nur ſo. — Denn warum betrachten wir einen Menſchen, ein Thier, einen Baum, oder irgend etwas als ein einzelnes Ding? Weil wir es glauben von dem daſſelbe umgebenden abſondern zu können; und weil es eine eigenthümliche Form hat, welche wir das Weſen deſſelben nennen. Aber was das Erſte betrifft; ſo iſt ja die Abſonderung bloß ſcheinbar. Es giebt kein Vacuum: alle dieſe vermeinten beſondern Dinge machen ein zuſammenhängendes Continuum aus. Wenn wir ein Ganzes theilen und die Theile von einander trennen, ſo bewegen wir im Grunde nur dieſelben. Aber der Zwiſchenraum iſt nachher, ſo gut wie vorher, mit Materie angefüllt. Nur unſre Sinne oder unſre Denkkraft macht die Trennung: in den Dingen ſelbſt hebt keine Veränderung den unmittelbaren Zuſammenhang des Ganzen auf. Kein Theil, kein Ding macht alſo ein Ganzes für ſich aus. Wie man ſich in der Geometrie den Raum vorſtellt, ſo ſind die Dinge ſelbſt. — Ein unendliches Ganzes, in welchem wir uns ſelbſt, nach unſrer Faſſungskraft, gewiſſe Schranken erdichten, um eine Vorſtellung zu haben. — Was zweytens die eigenthümlichen Formen, durch welche wir Dinge als Einzelne, als Ganze und als verſchieden dem Weſen nach betrachten, ſo wie auch das Entſtehen und Vergehen derſelben anbetrifft; ſo erhellet bey genauerer Betrachtung, daß die Elemente, das, was in den Dingen das Weſentliche iſt, weder bey dem Entſtehen der Individuen, als der Menſchen und Thiere, entſtehen, noch bey dem Untergange derſelben untergehen, ſondern ewig und unveränderlich bleiben. — Dieſe Formen, welche nur locale Anordnungen ſind, die unſre Sinne verſchiedentlich afficiren, ſind in den Dingen ſelbſt nichts, was ihr Weſen afficirt. So unendlich alſo in Ausdehnung das iſt, was in der Welt das Weſentliche, die Subſtanz iſt; ſo ewig und unveränderlich iſt es auch. Nur die Formen, in welche ſich dieſe erſte Materie modificiren kann, ſind mannigfaltig, entſtehen und vergehen; und dieſe nennen wir, der Schwäche unſrer Sinne und unſrer Faſſungskraft wegen, beſondere Dinge. So wie alſo die ſcheinbare Mannigfaltigkeit der Dinge die Einheit des Subſtantiellen, das ſich in ihnen auf ſo mannigfaltige Art ausbildet, nicht aufhebt: ſo hebt die Veränderlichkeit dieſer Formen die Ewigkeit und Nothwendigkeit der zum Grunde liegenden Subſtanz nicht auf; wie Wellen, verſchiedentlich geſtaltet, aus dem Waſſer des Meeres entſtehen und in dieſes zurückfallen, indeß der Ocean ſelbſt immer derſelbe bleibt. Dieſe Subſtanz aber, die allen abwechſelnden Formen der ſcheinbaren Körper ſucceſſiv zum Grunde liegt, liegt auch bey denjenigen Formen zum Grunde, welche ein Denken und Wollen zu ihrem Effect haben. Die Möglichkeit, ſich zum Denken und Wollen in unendlich viele Formen auszubilden, liegt eben ſo wohl in dieſer einfachen Subſtanz, als die Möglichkeit, ſich in alle Figuren, der Ausdehnung nach, auszubilden. Und dieß, und nichts weiter will Spinoza ſagen, wenn er ſeiner einzigen Subſtanz ein unendliches Denken zuſchreibt. Er verbarg ſich dadurch entweder vor Andern, oder vor ſich ſelbſt: er ſchien von dem gemeinen, und in der That von dem einzig möglichen Begriff eines Gottes, „daß er ein verſtändiges Weſen ſey,“ weniger abzuweichen. Im Grunde aber iſt es der pure Materialismus. Denn dieſer lehrt auch, daß ſich die todte Materie in eine Form bilden könne, mit welcher das Denken verbunden iſt. — Alſo das ewige Daſeyn der Körper-Elemente, bey allen Deſtructionen der einzelnen Dinge; die immer neuen Entſtehungen aus ebendenſelben Elementen, welche nur ſcheinbar ſich vereinigen und trennen; endlich das Volle in der Körperwelt und die Unzertrennlichkeit und das Aneinanderhängen aller Dinge in der Welt, trotz der Abſonderung, die wir unter ihnen machen, und die nur idealiſch iſt; — dieß waren die Fundamente von dem Syſteme des Spinoza.

Von einer andern Seite betrachtet, erhellet daſſelbe vielleicht noch deutlicher. Allen den Eigenſchaften einzelner Dinge, durch welche wir ſie unterſcheiden, liegen immer wieder andre höhere, als Urſachen, zum Grunde. So liegt eine gewiſſe Organiſation dem Denken zum Grunde. Aber alle Eigenſchaften haben endlich den Grund im Daſeyn. Das Seyn, welches allem und immer zukommt, — dem Allen, welches ſich zur Hervorbringung ſo vieler Geſtalten und dadurch zur Hervorbringung aller beſondern Eigenſchaften wirkſam beweiſt, — iſt alſo die einz'ge Eigenſchaft, das einzige Prädicat der noch durch keine beſtimmte Form für uns ausgezeichneten Materie. Dieſe in einem äußerſt metaphyſiſchen Kopfe allein haltbare Idee, ſich das bloße Daſeyn als dasjenige vorzuſtellen, was das Urweſen der Dinge erſchöpfe, und aus welchem jede ſpeciellere Eigenſchaft als eine Modification entſpringe, war in der That die Idee des Spinoza, — und Herder hat dieſelbe gefaßt. Aber wie er ſie billigen konnte, begreife ich nicht. Sie iſt im höchſten Grade unverſtändlich. Und daß ſie auch von ihrem Urheber ſelbſt nicht verſtanden wurde, zeigt ſich daraus, daß er nach andern Aeußerungen Daſeyn mit Kraft verwechſelte. Er hat zwar ſein Ausdrücken, ein andres Wort für Hervorbringen, gefliſſentlich gewählt, um den ſonſt einleuchtenden Widerſpruch unter ſeinen Behauptungen zu verſtecken. Aber an einem andern Orte giebt er ausdrücklich das Nichtſeyn für ein Unvermögen und das Seyn für ein Vermögen aus; da nähmlich, wo er ſchließt, daß das Unendliche ſeyn müſſe, weil es ſonſt unvermögend und eingeſchränkt wäre. An dieſem Orte alſo zeigt ſich deutlich, daß er ſich bey dem bloßen Daſeyn, wodurch er das Weſen der Subſtanz bezeichnete, doch insgeheim Kraft dachte; und alſo in ſein ganz abſtractes metaphyſiſches Weſen der erſten und einzigen Subſtanz wieder eine neue Eigenſchaft hineinlegte, die er nur aus der Analogie und Vergleichung der einzelnen Dinge und Phänomene in der Natur kennen konnte.

Der Satz, wo es am deutlichſten iſt, daß die Lehre von dem Plenum, oder daß es nichts Lee-

Aber der Spinoziſtiſche Ausdruck iſt in einem weit höhern Grade metaphoriſch, als der gemeine: denn er iſt von einer ſpeciellern Thatſache und von einer ganz ſinnlichen hergenommen; da man hingegen bey jenem ſchon von einem abſtracten Begriffe ausgeht, der mehrere Facta, die Entſtehung von Dingen betreffend, unter ſich begreift. Das Ausdrücken iſt eine beſondere Species des Hervorbringens einer Form. Es iſt urſprünglich das Hervorbringen durch Anwendung einer ſchon exiſtirenden Form auf eine weiche Materie, welche durch den Druck ſich derſelben anſchmiegt, und dadurch ſelbſt eine ähnliche Form annimmt. Es wird alsdann allgemeiner gemacht zur Bezeichnung der Hervorbringung einer Form, durch unmittelbare Einwirkung der Form eines andern Dinges, wodurch die erſtere der letztern ähnlich, oder doch zur Darlegung derſelben geſchickt wird. So ſagen wir, daß die Leidenſchaften des Gemüths ſich durch die Mienen des Geſichts, Wehmuth durch Thränen ausdrücken. Die Leidenſchaften ſind eine gewiſſe Form, ein beſtimmter Gemüthszuſtand der Seele. Dieſer wirkt unmittelbar auf den Körper, und bringt in ihm Bewegungen und Formen hervor, welche mit jenem Gemüthszuſtande eine gewiſſe Aehnlichkeit haben, oder doch dazu dienen, ihn zu erkennen.

Dieſe beſtimmte und ſo ſpecielle Art des Entſtehens und Hervorbringens auf die Entſtehung der Welt und das Verhältniß der erſten Urſachen gegen ihren jetzigen Zuſtand, oder auf die von dem menſchlichen Geſchlechte wahrgenommenen ſucceſſiven Zuſtände anzuwenden, iſt ſchon deßwegen fehlerhaft, weil ſie ſo ſpeciell iſt, und man alſo bey unſrer geringen Kenntniß von dem Ganzen der Welt, weit weniger im Stande iſt, die Richtigkeit und Schicklichkeit einer ſolchen Anwendung zu unterſuchen. Läßt man das Specielle weg, welches die Hervorbringung einer Form durch Eindrückung einer andern, — wobey eine Aehnlichkeit zwiſchen der eingedrückten und ausgedrückten Form vorausgeſetzt wird, — von jeder andern Verurſachung einer gewiſſen Geſtalt oder eines gewiſſen Zuſtandes unterſcheidet: ſo hat man keinen Nutzen davon, einen ſo concreten, unverſtändlichern Ausdruck, anſtatt eines abſtracten geläufigern, mit dem er doch ungefähr gleich viel ſagt, zu vertauſchen. Behält man aber das Eigenthümliche der Idee des Ausdrückens aus den Fällen bey, wo dieſe Idee zuerſt wahrgenommen und mit einem Worte bezeichnet worden; ſo muß man die Anwendung davon auf die Welt viel ungereimter, und der menſchlichen Vernunft viel unmöglicher finden, als die Anwendung des Begriffs von Hervorbringen. Denn wenn meine Kenntniß des Univerſums nicht einmahl ſo weit reicht, eine Verurſachung mit Gewißheit anzunehmen; welchen Grund kann meine Vernunft wohl haben, eine ſo detaillirte Verurſachung anzunehmen? woher weiß ſie, daß eine urſprüngliche Form eines Weſens vorangegangen, und dieſe durch ihr bloßes Daſeyn, (aber doch durch ein actives Daſeyn, wie der Druck auch eine Action iſt,) den einzelnen Dingen ihre Form gegeben? daß dieſe Form mit jener urſprünglichen, eine Aehnlichkeit habe, und dieſelbe auf gewiſſe Weiſe im Bilde darſtelle? Iſt nicht mitten unter dieſer Verflechtung der Begriffe die Idee des Hervorbringens verſteckt? Sind die ſpecielleren Zuſätze, durch welche dieſe beſondre Art des Hervorbringens determinirt werden muß, wenn nicht Ausdruck ein leeres Wort ſeyn ſoll, auf irgend eine Art deutlich zu machen oder zu beweiſen? Und kann man alſo einem Syſteme einen ſo großen Rang einräumen, das die bekannten Begriffe, mit welchen man unzufrieden war, nur mit neuen unbewieſenen Zuſätzen, auf eine noch dunklere Art wiederhohlt? Machen, Hervorbringen, Handeln das ſind wenigſtens allgemeine Facta, die, bey der großen Armuth unſrer Kenntniſſe vom Ganzen der Welt, eher auf den Urſprung derſelben anwendbar ſind.

II.

Ueber die öffentliche Meinung.

Aus Frankreich, von wo uns ſo manches Gute und Böſe zugeführt worden iſt, ſtammen auch der Begriff und das Wort *öffentliche Meinung* (opinion publique) her.

Nicht daß die Franzoſen, im eigentlichen Verſtande, Erſinder davon ſeyn könnten. Wie wäre es möglich, daß eine Sache, die zu allen Zeiten vorhanden geweſen iſt, und die ſo offenbar vor Augen liegt, erſt ſo ſpät und von einer einzigen Nation wäre bemerkt und ausgedrückt worden? — Die Meinung, worin viele Menſchen übereinſtimmen, noch mehr die, welche dem größten Theile der Bürger eines Staats gemeinſchaftlich iſt, hat von je her eine gewiſſe Gewalt geäußert, die Denkungsart der übrigen zu leiten. Man hat alſo auch, mehr oder weniger, auf dieſe Uebereinſtimmung aufmerkſam werden, und ihr irgend einen Nahmen geben müſſen, um davon reden zu können. Aber das neue Epithet, öffentlich, mit welchem zu unſrer Zeit das, was ehedem gemeine oder herrſchende Meinung hieß, bezeichnet wird, — ein Epithet, wodurch der Gegenſtand mit allem dem, was öffentlich iſt, das heißt, was zur Regierung des Staats, oder der öffentlichen Sache gehört, in nähere Verbindung zu treten ſcheint, die Eigenthümlichkeit dieſes Ausdrucks, als eines Kunſtworts, wodurch die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand mehr hingezogen wird; — endlich die mit dieſem Ausdrucke zugleich entſtandne Gewohnheit, die öffentliche Meinung als ein unſichtbares Weſen von großer Wirkſamkeit zu betrachten, und ſie mit unter die verborgnen Mächte zu zählen, welche die Welt regieren: das iſt es, was wir in franzöſiſchen Schriftſtellern zuerſt finden, und was aus denſelben in die unſrigen übergegangen iſt. Beſonders hat ſeit dem Anfange der Revolution, und ſchon zu der Zeit, als ſie vorbereitet wurde, die öffentliche Meinung in den Reden und Schriften derer, welche an ihr thätigen Antheil nahmen, eine große Rolle geſpielt. Wenn dieſe Freunde der Revolution weder den Urſprung derſelben aus den bekannten Thatſachen zu erklären, noch ihre Schritte nach denſelben zu rechtfertigen wiſſen, ſo nehmen ſie zu der *öffentlichen Meinung*, als einer Qualitas occulta, die alles erklären, — und einer höhern Macht, die alles entſchuldigen kann, ihre Zuflucht. — Nach ihnen war es die in den Gemüthern der Franzoſen ſtillſchweigend und allmählig vorgegangne Veränderung der Begriffe und Meinungen, welche die ſichtbaren und plötzlichen Veränderungen ihrer Verfaſſung vorbereitet hatte. Die *öffentliche Meinung*, behaupten ſie, habe die Repräſentanten des Franzöſiſchen Volks regiert, auch dann, wenn ſie ihre *Vollmachten* und *Aufträge* augenſcheinlich überſchritten haben. Ja in einem Aufſatze, den man für den letzten unſers unglücklichen Forſters ausgiebt, wird behauptet, daß, durch alle Perioden, welche die Revolution durchgegangen iſt, und in welchen ſie nach der Reihe ihre eignen frühern Werke und deren Baumeiſter zu Grunde gerichtet hat, ſo wie ſie damit anfing, die alte Verfaſſung des Reichs und deren Vertheidiger zu ſtürzen, — ſie immer der öffentlichen Meinung nachgefolgt ſey: woher es auch komme, daß ſie bisher unaufhaltſam und unwiderſtehlich geweſen ſey.

Es iſt alſo wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, ob hinter dieſem neuen Ausdrucke, der durch ſeine Anwendung ſo bedeutend geworden iſt, etwas wirkliches ſtecke. Es iſt der Mühe werth, den Begriff, der mit den Wörtern *öffentliche Meinung* verbunden ſeyn ſoll, zu entwickeln und zu ſehen, ob die Sache, welche ſie bezeichnen, wirklich etwas ſo ehrwürdiges und zugleich ſo mächtiges ſey, als diejenigen behaupten, welche die größten Zerſtörungen, ſo wie die größten Verbeſſerungen in der menſchlichen Geſellſchaft, daraus herleiten zu können glauben.

Oeffentliche Meinung in dem Sinne der Erfinder dieſes Ausdruckes, und derjenigen franzöſiſchen Schriftſteller, welche ſich ſelbſt am beſten verſtehn, iſt die Uebereinſtimmung vieler, oder des größten Theils der Bürger eines Staats in Urtheilen, die jeder einzelne, zu Folge ſeines eignen Nachdenkens, oder ſeiner Erfahrungen über einen Gegenſtand, gefällt hat.

Ich ſage, die Urtheile, deren Uebereinſtimmung eine öffentliche Meinung ausmachen ſoll, müſſen von den einzelnen Perſonen, — von jeder für ſich, unabhängig und ohne Einfluß von den übrigen, gefällt worden ſeyn. Auf alle, welche die gemeinſchaftliche Meinung hägen, muß die Sache an ſich den nähmlichen Eindruck gemacht; jeder muß ſie nach ſeinen Geiſtesanlagen und aus ſeinem Standpuncte betrachtet, und gleichförmig mit den übrigen befunden haben. — Denn öffentliche Meinung ſoll nicht mit Herkommen, Gewohnheit und den Folgen der Erziehung einerley ſeyn; ſie ſoll nicht die Uebereinſtimmung bedeuten, welche die Geſetze und die eingeführte Religion in der Denkungsart einer Nation, oder die, welche der Einfluß eines mächtigen, oder beredten Mannes bey einer Partey hervorgebracht hat. Da, wo nur ein Menſch denkt und urtheilt und die übrigen ihm aufs Wort glauben, oder vielleicht bloß ſeinen Worten nachbethen, — da, wo gewiſſe Begriffe, ununterſucht, von Aeltern auf Kinder fortgepflanzt und durch beſtändige Wiederhohlungen jeder neuen Generation eingeprägt werden, da, wo Verabredungen oder Zwang Einſtimmigkeit hervorbringen: da iſt keine öffentliche Meinung; — denn es iſt nichts vorhanden, was Meinung heißen könnte, — die immer vorausſetzet, daß der Menſch, der ſie hägt, ſeiner eignen Natur, und den Eindrücken, welche die Dinge auf ihn machen, in ſeinem Urtheile folge.

Daß es aber ſehr wohl möglich ſey, daß Menſchen, die nichts von einander wiſſen, die ſich nicht mit einander verabredet haben, und die unter keinem gemeinſchaftlichen Einfluſſe des Anſehns ſtehen, doch von ſelbſt in ihren Urtheilen über gewiſſe Gegenſtände übereinſtimmen: daran läßt uns die Natur der Wahrheit, ſo wie die Natur des menſchlichen Geiſtes, nicht zweifeln. Beyde muſſen ſich, ſobald der menſchliche Geiſt hinreichend entwickelt iſt, und die Natur der Dinge gehörig beachtet wird, zur Hervorbringung gemeinſchaftlicher Begriffe und Ueberzeugungen von ſelbſt vereinigen. Und daß eine ſolche unverabredete, durch die Natur der Sache bewirkte Uebereinſtimmung in den Meinungen vieler Menſchen, von großer Wirkſamkeit ſey, diejenigen Operationen zu unterſtützen, und diejenigen Veränderungen in Staat und Kirche zu befördern, die mit ihnen zuſammenhängen, das iſt aus Gründen eben ſo einleuchtend, als aus Thatſachen der Geſchichte.

Da, wo, ohne durch Anſehen, Machinationen oder Beſtechungen gleichförmig geleitet worden zu ſeyn, viele Menſchen in ihren Meinungen übereinſtimmen; da kann man mit Recht eine Evidenz in den Gründen annehmen, welche ſie darauf gebracht haben. Einer einleuchtenden Wahrheit aber, wenn ſie einmahl dahin gekommen iſt, ihr Licht in viele Köpfe zu verbreiten, kann keine menſchliche Macht die Ausbreitung und die Wirkſamkeit verwehren. — Und da jeder mit mehr Energie zu Werke geht, wenn er ſeiner eignen und gegenwärtigen Ueberzeugung folgt, als wenn er durch Andrer Ideen oder durch die Gewohnheit regieret wird: ſo hat eine Partey, die ſich durch Gleichförmigkeit ihrer Geſinnungen von ſelbſt zuſammengefunden hat, eine weit größre Kraft, ihre Endzwecke durchzuſetzen, als die, welche durch die Bande des Eigennutzes, der Unterwürfigkeit unter Höhere, oder der Anhänglichkeit ans Alterthum ihren Zuſammenhang erhält. — Haben dieſe Meinungen, (wie es in dem von mir angenommenen Falle nothwendig immer geſchehen muß,) lange Zeit in den Gemüthern der Einzelnen verborgen gelegen, ehe ihre Uebereinſtimmung offenbar geworden iſt: ſo ſind der Ausbruch und die Wirkſamkeit derſelben, wenn dieſer Zeitpunct erſcheint, deſto heftiger. Durch die wahrgenommene Uebereinſtimmung Vieler wächſt natürlich jedem Menſchen der Muth, ſeines Herzens Gedanken zu äußern, und denſelben gemäß zu handeln. Und wenn unter dem Haufen einige unternehmender, als die übrigen, ſind und die neue Meinung laut und öffentlich vortragen; ſo verſammelt ſich ſchnell um dieſe eine zahlreiche und lebhaft theilnehmende Partey, die ſie bey allen den Schritten unterſtützt, durch welche ſie entweder die neu entdeckte Wahrheit auszubreiten, oder den Zuſtand der Dinge mit ihr in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchen.

Dieß ſagt die Vernunft, und die Geſchichte beſtätiget es. Keine Begebenheit hat vielleicht die Macht der öffentlichen Meinung, in dem Sinne, welchen ich dem Worte gebe, deutlicher gezeigt, als die Reformation. Der, welcher glaubt, daß die Predigten und Schriſten Luthers die Veränderung in den religiöſen Begriffen der Menſchen zuerſt *hervorgebracht* habe, welche ſich von ſeiner Zeit herſchreibt, — daß er der *Urheber* der Reformation ſey; der ſchlägt die Kraft *eines* Mannes zu hoch an, und verkennt die Kraft der Wahrheit. Nein, eben weil ſchon vor Luthern, in mehrern Chriſtlichen Ländern, eine große Anzahl von Menſchen ſo dachte, wie er, die Ungereimtheiten bemerkte, welche er ins Licht ſetzte, ſich von denjenigen Mißbräuchen gedrückt fühlte, gegen die er ſich erhob, und die Wahrheiten, welche er laut predigte, wenigſtens dunkel ahndete: eben deßwegen war ſein

Anhang ſo groß, und die Ausbreitung der Reformation gleich in den erſten Jahren ſeiner Erſcheinung ſo ſchnell. Es hatte ſich eine öffentliche Meinung gebildet, daß eine Aenderung in der Lehre, den Gebräuchen, und vornehmlich in der Hierarchie der Kirche vorgehen müſſe; und ſelbſt über viele Puncte des neu zu errichtenden Syſtems war man im Stillen zu einer Entſcheidung und Einſtimmigkeit gekommen. Daher der unerwartete Beyfall, welchen der Mann in der Welt fand, der dieſe gemeinſchaftlichen Urtheile Vieler in ſeinen Schriften gleichſam nur ſammelte und kundmachte. Er wurde der Vereinigungspunct, um den ſich die ſchon vorhandne Partey ſammelte, wodurch ihre Größe ſichtbar wurde; er war aber nicht der Stifter derſelben.

Mehrere große Veränderungen der Staaten und Religionen ſtellt uns die Geſchichte auf, welche durch die von ſelbſt ſich ändernde Meinung der Menſchen, ohne Macht und ohne Verabredung, ja ſelbſt allem Widerſtande der Gewalt und des Parteygeiſtes zum Trotze, zu Stande gekommen ſind. Es iſt auch ſehr wohl begreiflich, daß lang eingeführte Syſteme ſich durch Gewohnheit, Anſehn, Erziehung und blinde Nachahmung erhalten können: daß aber, wenn neue Syſteme eingeführt werden ſollen, nothwendig die Meinung von ihrer Nützlichkeit, ſie ſey nun wahr oder falſch, ſie ſey durch künſtliche Mittel hervorgebracht, oder durch die natürliche Kraft der Wahrheit von ſelbſt entſtanden, in den Gemüthern des Volks vorhergehen müſſe.

Aber hier ſtoßen wir nun auf die Hauptfrage, von deren Beantwortung das Urtheil größtentheils abhängt, welches wir über unſern Gegenſtand zu faſſen haben. „Iſt denn die öffentliche Meinung auch immer und unfehlbar eine wahre Meinung? Iſt die Uebereinſtimmung vieler, — auch die der meiſten Menſchen, — auch wenn dieſe Uebereinſtimmung nicht durch Künſte, Ränke, Anſehen, Ueberredung, Furcht oder Beſtechung hervorgebracht worden, ein ſicherer Probierſtein der Wahrheit?

Die Frage iſt der ſehr ähnlich: ob der allgemeine Wille immer ein guter Wille ſey? In der That haben beyde Ausdrücke, öffentliche Meinung und allgemeiner Wille, eine ſehr nahe Beziehung auf einander. Sie ſind beyde faſt zu einerley Zeit, und von denſelben Schriftſtellern in die Sprache eingeführt worden. Die dadurch bezeichneten Sachen haben denſelben Charakter, gründen ihren Werth auf gleiche Anſprüche, ſind gleich ſchwer mit Sicherheit zu erkennen, und können gleich leicht von Volksverführern gemißbraucht werden.

Die obige Frage ſelbſt iſt nicht erſt in unſern Tagen auf eine bejahende Weiſe beantwortet worden. Schon aus dem hohen Alterthume ſtammt der Spruch her, welcher des Volkes Stimme für Gottes Stimme erklärt.

Die Ideen, welche bey dieſer Behauptung zum Grunde liegen, ſind, wenn ſie entwickelt werden, folgende.

Man bemerkt zeitig, wenn man es ſich auch nicht deutlich denkt, daß auf alle unſere Vorſtellungen und Urtheile zwey Sachen Einfluß haben, der Gegenſtand, — der von uns gedacht wird, und die Beſchaffenheit unſrer ſelbſt, die wir ihn denken. So wird z. B. das Bild eines Körpers, welches wir ſehen, durch die Geſtalt dieſes Körpers und durch den Bau unſers Auges beſtimmt. Alles, was in unſern Vorſtellungen von dem Dinge ſelbſt herkommt, heißt das Objective, was ſeinen Grund in unſrer Natur hat, heißt ſubjectiv. Beydes findet ſich in allem, was wir denken, urtheilen und meinen.

Aber dieſes Subjective und dieſes Objective iſt ſelbſt wieder von zweyerley Art. Es giebt gewiſſe Beſchaffenheiten in uns, die zu den nothwendigen der menſchlichen Natur gehören; gewiſſe Geſetze, denen wir bey unſern Vorſtellungen folgen, haben wir mit allen vernünftigen Geſchöpfen unſrer Gattung gemein. Andre Beſchaffenheiten unſrer ſelbſt hingegen, andre Beſtimmungsregeln unſrer Handlungen kommen von unſrer individuellen und zufälligen Lage und Ausbildung her. Es giebt, um das obige Beyſpiel beyzubehalten, Geſetze des Sehens für alle Augen; aber die Kurz- oder Weitſichtigkeit iſt ein zufälliger Fehler einzelner Menſchen.

Auf gleiche Weiſe iſt in den Gegenſtänden, welche auf uns wirken und in uns Vorſtellungen erregen, etwas, das ihnen weſentlich und immer zukommt und ihnen allein angehört; und wieder etwas, das nur zufällig ſie begleitet, kommt und vergeht, nachdem die Gegenſtände an einem andern Orte, zu einer andern Zeit geſehen werden. Dieſes Letztere iſt dann nur ein Zuſatz, den fremde, damit verbundne Gegenſtände machen.

Wenn es möglich iſt, eine Definition der Wahrheit zu geben, welche den Sophismen der Skeptiker entgeht: ſo iſt es die, daß ſie der reine Effect ſey, den ein Gegenſtand an und für ſich auf das Gemüth des Menſchen macht, inſofern daſſelbe auch nur durch die weſentlichen und allgemeinen Geſetze ſeiner vernünftigen Natur beſtimmt wird.

Ob ſeine Vorſtellungen mit dem Gegenſtande übereinſtimmen, darüber kann der Menſch nie zur abſoluten Gewißheit kommen: weil er ja, um ſeine Vorſtellungen mit dem Gegenſtande vergleichen zu können, noch eine andre Kenntniß des Gegenſtandes außer ſeinen Vorſtellungen haben müßte, welches durchaus ungereimt iſt. Und doch fühlt jeder, daß nur eine gewiſſe Ueberzeugung von der Uebereinſtimmung der Vorſtellung mit dem Gegenſtande uns die Idee der Wahrheit giebt. Wie iſt beydes zu vereinigen möglich?

Bloß durch folgende Annäherung. Wir kennen aus Erfahrung zweyerley Zuſtände: — einen, wo wir bloß als Menſchen da ſind und handeln; das iſt der Zuſtand der vollkommenſten Geſundheit und Ruhe; — und einen andern, wo wir durch natürliche Veränderungen in uns, oder durch die Einwirkung vieler fremden Dinge, gleichſam nicht mehr wir ſelbſt ſind. Ich unterſcheide es deutlich, wenn in meinem Auge ein fremder Körper iſt, der nicht hineingehört; oder wenn ſeine Säfte von der Miſchung abweichen, die ſie als Flüſſigkeit des Sehe-Werkzeuges haben ſollen. Auf gleiche Weiſe bemerke ich, in jedem meiner Theile, Kräfte und Anlagen, den Zuſatz des Fremden und Unnatürlichen, der ſich von dem Eigenthümlichen und Natürlichen auszeichnet.

Das Bild, welches ſich von einem ſichtbaren Gegenſtande in meinem Auge abmahlt, iſt richtiger, wenn das Auge ganz Auge, und alles dazu nicht Gehörende entfernt iſt. So wird die Vorſtellung, welche die Wirkung des Gegenſtandes auf alle meine Seelenkräfte zugleich iſt, dann für die wahreſte gehalten, wenn dieſe Seelenkräfte durch nichts, als durch ſich ſelbſt und ihre Natur, beſtimmt und eingeſchränkt ſind. Einen gewiſſen Maßſtab, um dieſen Zuſtand der geſunden und unabhängigen Exiſtenz unſers Körpers und Geiſtes zu erkennen, haben wir freylich nicht. Aber merkliche verſchiedne Stufen des Mehr und Weniger in dieſer Geſundheit und Unabhängigkeit können wir ſehr wohl von einander unterſcheiden.

Durch eine ähnliche Annäherung können wir den Zuſtand des Gegenſtandes, wo er allein, unabhängig, unverſtümmelt, durch ſeine eignen Beſchaffenheiten, und ſeine eignen Kräfte auf uns wirkt, von demjenigen unterſcheiden, wo er uns in einer ſchiefen Lage, vermiſcht mit ungleichartigen Dingen, erſcheint, und in unſre Vorſtellungen viele Merkmahle einmiſcht, die nicht ihm ſelbſt zugehören.

Nun alſo ſcheint deßwegen die unvorbereitete Uebereinſtimmung vieler Menſchen, die, jeder für ſich, einen Gegenſtand betrachten, der Wahrheit näher zu kommen, weil es ſcheint, daß in dieſer übereinſtimmenden Vorſtellung das Zufällige und Individuelle ſowohl in dem ſubjectiven als objectiven Theile der Vorſtellung abgeſondert, und nur das in der menſchlichen Natur und in der Natur der Sache Gegründete, das allen Menſchen, allen Lagen des Gegenſtandes Gemeinſchaftliche übriggeblieben und geſammelt ſey.

Allein obgleich in dieſer Art zu ſchließen etwas wahres liegt, ſo würde dennoch der Satz, daß man dasjenige ſicher für Wahrheit annehmen könne, was die Meinung der Meiſten, ja Aller, ſelbſt einer großen Geſellſchaft, und noch dazu unabhängig von dem Einfluſſe des Anſehens, der Ueberredung, der Macht und der Gewohnheit, ausſagt, — oft gänzlich irre führen Denn es iſt möglich, daß eine Menge von Menſchen, jeder für ſich, auf gleiche Weiſe irret; und die Uebereinſtimmung Vieler in einem gemeinſchaftlichen Irrthume iſt kein ſeltner Fall. Es geſchieht vorzüglich, wenn dieſe Vielen auf einer gleichen Stufe der Ausbildung ſtehen; wenn gleiche oder ſehr ähnliche Localumſtände Einfluß auf ſie haben; wenn ſie einer ähnlichen Erziehung genießen, und obſchon eben nicht dieſe oder jene beſtimmte Meinung von einander angenommen, doch ihre Denkungsart im Allgemeinen nur wechſelsweiſe durch einander gebildet haben. Bey einerley Clima, Regierungsform, Zeitumſtänden, Religion, bey eben demſelben Grade des Lichtes, das in dieſem Zeitpunkte verbreitet iſt, bey demſelben Grade von Stärke, welchen das Nachdenken durch bisherige Uebung gewonnen hat, kann der Geſichtspunkt, in welchem alle Einwohner eines Landes zu einer gewiſſen Zeit dieſelbe Sache ſehen, eben derſelbe und dennoch falſch ſeyn. So lehrt uns die Geſchichte, daß die verwerflichſten Syſteme, Religion und Politik betreffend, unter Völkern wirklich eine Zeit lang herrſchend waren, und die Meinungen auch der Klügſten darin übereinſtimmten, ſie aufrecht zu erhalten; Syſteme, die, nachdem der menſchliche Verſtand zu hellern Begriffen und reifern Kenntniſſen gelangte, eben ſo allgemein und einleuchtend als ungereimt erſchienen. Die alte mythologiſche Religion der Griechen und Römer hatte ihre Epoche, wo auch Männer, wie Sokrates, ſich für verpflichtet hielten, ſich ihren Vorſchriften zu unterwerfen. Die Macht der Päbſte wäre durch ihre Machinationen allein nicht empor gekommen, wenn nicht das Recht derſelben durch die allgemeine oder doch herrſchende Meinung wäre anerkannt worden. Es iſt überhaupt keine lange dauernde, politiſche oder religiöſe, Verfaſſung geweſen, die nicht auf Meinungen beruht hätte, welche eine Zeit lang wirklich in den Köpfen der Menſchen herrſchend waren. Es iſt falſch, wenn man einzelne Menſchen für Urheber derſelben und Betrug und Blendwerk für den Grund derſelben anſieht. Um dergleichen Syſteme aufrecht zu erhalten, da ſie anfingen, wankend zu werden, dazu ſind wohl abſichtliche Anſtalten, Gleißnerey und Autorität gebraucht worden: aber ſie von Anfang zu errichten, war nur die freywillig übereinſtimmende Meinung im Stande.

Es gebührt indeß immer der übereinſtimmenden Meinung Vieler eine gewiſſe Achtung; und es iſt billig, zu unterſuchen: wie und unter welchen Umſtänden man derſelben mehr oder weniger trauen kann.

1. Nicht bey allen Nationen giebt es eine öffentliche Meinung über die Gegenſtände der Religion oder Politik, oder über die beſondern Vorfälle und Anordnungen der Regierung.

Bey der Errichtung eines Staates oder bey Stiftung einer Religion, giebt es bey allen, welche daran Theil nehmen, eine öffentliche Meinung; wäre es auch nur die von der Größe, Göttlichkeit, Weisheit des erwählten oder ſich aufdringenden Geſetzgebers: denn ohne ſolche kann keine neue Geſetzgebung entſtehen. Aber in alten, längſt feſtſtehenden Staats- und Religions-Verfaſſungen ſchläft die Opinion nach und nach ein; der menſchliche Geiſt ruht dann gleichſam auf dem Herkommen und der Tradition aus, — und bleibt ohne weiteres Nachdenken beym Alten, bis ihn die Wiſſenſchaften wieder wecken und zur Selbſtthätigkeit bewegen. Eine öffentliche Meinung giebt es daher nur in einer ſolchen Nation, in welcher Viele ſelbſt denken und ein eignes Urtheil fällen; und über ſolche Sachen, über welche Viele zu urtheilen ein Intereſſe haben. Selbſtdenken und Selbſturtheilen auf der einen Seite, und Theilnehmung an gewiſſen Gegenſtänden auf der andern Seite müſſen bey Vielen vorhanden ſeyn, wo eine Stimme im Publicum erſchallen ſoll, die man Volksſtimme nennen kann. Es kann keine öffentliche Meinung über die Maßregeln der Regierung, über politiſche Gegenſtände und Verhandlungen geben, wo der größte Theil der Nation entweder gar keine Notiz von politiſchen Verhandlungen, oder ein geringes Intereſſe daran nimmt; oder wo er über dieſe Materien ſo wenig Grundbegriffe und Vorkenntniſſe hat, daß er zu urtheilen ganz unfähig iſt. Es kann eben ſo keine öffentliche Meinung über Theater, dramatiſche Werke und Schauſpieler geben, wo niemand, deſſen Urtheil in Betracht käme, die Schauſpiele beſücht; und eben ſo in Abſicht andrer Gegenſtände.

Es iſt ferner nicht genug zum Entſtehen einer öffentlichen Meinung, daß Viele urtheilen. Jeder muß auch für ſich, nach eigner, ſchlechter oder guter Unterſuchung und Beobachtung des Gegenſtandes, urtheilen. Ein bloß nachgebethetes Urtheil, die bloße Wirkung der Nachahmung, der Eindruck, den die Meinung der Großen, der Berühmten, der Reichen auf die Menge macht, ſie zu gleichen Aeußerungen und Urtheilen zu ſtimmen, dieß verdient nicht öffentliche Meinung genannt zu werden. Daher iſt in Ländern, wo dieſer überwiegende Einfluß des Standes, des Reichthums, des Ruhmes und der Gelehrſamkeit auf die Menge noch ſo groß iſt, daß man dem Vornehmen oder dem Weiſen nicht nur folgt, ſondern ihm geradezu glaubt, eine öffentliche Meinung noch nicht vorhanden; oder was ſo ſcheint, iſt von keiner beweiſenden Kraft. Es iſt keine Stimme des Volkes; es iſt bloß ein Echo, die Stimme eines einzigen Denkenden, von vielen leeren Köpfen wiederholt.

Jemehr hingegen der große Körper einer Nation Objecte hat, die ihm wichtig ſcheinen, und für die er ſich intereſſirt; je mehr Vorbegriffe er ſchon hat, und je mehr er zu eigner unabhängiger Verſtandesbeſchäftigung gewöhnt und aufgelegt iſt: deſto mehr Urtheile und über deſto mehr Gegenſtände werden in dieſer Nation von einzelnen Perſonen gefällt und geäußert, und deſto mehr unterſcheidet ſich die Uebereinſtimmung in einigen Meinungen von der Verſchiedenheit der Urtheile in andern; deſto eher, deutlicher und vollſtändiger bildet und offenbaret ſich eine öffentliche Meinung.

Zu dem Erſtern, zur Erweiterung des Intereſſe, iſt ein glücklicher äußerer Zuſtand, Befreyung von den Sorgen für die erſten Lebensbedürfniſſe, eine feinere und mannigfaltigere Empfindlichkeit, und Bekanntſchaft mit den Vergnügungen des Geiſtes, der Einbildungskraft und der Geſelligkeit nothwendig.

Zu dem Zweyten, zur Erweckung des Selbſtdenkens und um dazu fähig zu ſeyn, gehören natürliches Genie, welches eine Nation vor der andern voraus hat und Bildung des Geiſtes ſowohl durch Kenntniſſe als durch Uebung im Denken. Vermehrte, fortgehende Bereicherung der Erkenntniß führt endlich unausbleiblich auf Selbſtdenken, und man kann die Gelehrſamkeit nicht bloß als das Gerüſte, ſondern als das Fundament der Philoſophie anſehen.

2. Unter den verſchiednen Gegenſtänden, über welche die Menſchen, wenn ſie anfangen, einen mehr umfaſſenden Eigennutz, Wißbegierde und Urtheilsfähigkeit zu bekommen, eine Meinung bey ſich feſtſetzen, ſind einige, die der Beobachtung ſo wenig ausgeſetzt, über die Sphäre des menſchlichen Verſtandes ſo weit erhaben, und ſo ſehr von dem Subjectiven abhängig ſind, daß ſich darüber von ſelbſt eine öffentliche Meinung oder eine freye und dauerhafte Uebereinſtimmung ſchwerlich einfindet. Dahin gehören die Gegen-

ſtände der Religion und Metaphyſik. Hier iſt das Denken nur die Sache Weniger; und wo Meinung bey dem großen Haufen iſt, muß dieſe Meinung auf Autorität gegründet ſeyn. Andre abſtracte Wiſſenſchaften und deren Gegenſtände können gleichfalls nie ein Object des Urtheils und einer Meinung bey den ungelehrten größern Theile der Menſchen werden. Politik, Oekonomie, ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte; alle Dinge, welche unmittelbar in die öffentliche Wohlfahrt einſchlagen, allgemeines Vergnügen oder Mißvergnügen erregen, und dabey durch Erfahrungen zu erkennen ſind, die jeder in dem gewöhnlichen Leben machen kann, — dieſe ſind das eigentliche Gebieth der öffentlichen Meinung.

Doch wird jeder dieſer Gegenſtände mehr oder weniger an die Reihe kommen, je nachdem er ſein Geheimnißvolles mehr oder weniger verliert, und nachdem er mehr oder weniger zu Genüſſen oder Beſchwerden Anlaß giebt, die jeder empfindet.

3. Die öffentliche Meinung hat es entweder mit Principien, oder mit Beurtheilung gewiſſer beſondern Maßregeln, oder einzelnen Perſonen zu thun. Sie beſchäftigt ſich, in Abſicht der Politik, entweder damit, welches die beſte Staatsver-

faſſung, welches die vernünftigſten und billigſten Gewohnheiten des Völkerrechts, welches die allgemeinen Endzwecke der Regierung ſeyn ſollen; oder ſie urtheilt über die Billigkeit und Unbilligkeit, den Nutzen und Schaden, das Zweckmäßige und Unzweckmäßige der einzelnen Geſetze und Schritte der Regierung. — So kann es eine öffentliche Meinung über die Wiſſenſchaften, ihren Werth und die allgemeinen Grundſätze der Künſte, und es kann eine über die vorhandnen und erſcheinenden Werke der Kunſt und ihre Urheber geben.

Eine öffentliche Meinung über Principien bildet ſich weit ſpäter, als eine öffentliche Meinung über einzelne Vorfälle, Handlungen und Werke. Aber die öffentliche Meinung über die letztern iſt weit öfter irrig, als die über die erſtern. Eine Nation muß ſchon in der Cultur weit vorgerückt ſeyn, wenn Viele in ihr unabhängig über allgemeine Grundſätze der Politik und der ſchönen Wiſſenſchaften etwas bey ſich entſchieden haben ſollen. Aber ſie kommt zeitig dazu, über Krieg und Frieden, über Generale, Miniſter, Dichter und Schriftſteller zu urtheilen. Im letztern Falle wirken gemeiniglich die Leidenſchaften und örtliche und perſönlichen Umſtän de um ſo viel mehr mit, je wichtiger die Sache und je größer und empfindbarer ihr Einfluß iſt. So wie daher das mangelnde Intereſſe zuerſt das Selbſtdenken verhinderte, ſo hindert zuletzt das zu ſtarke Intereſſe das richtige Denken. Daher wird, wo es eine öffentliche Meinung über Schriftſteller, und eine über Miniſter und Feldherren in einer Nation giebt, jener weit eher zu trauen ſeyn, als dieſer.

Von Rechts wegen ſollte die öffentliche Meinung über die Principien vor der über die einzelnen Thatſachen oder Perſonen vorhergehen: denn wonach ſollen dieſe beurtheilt werden, als nach jenen? Daß aber der Gang der öffentlichen Meinung umgekehrt iſt, zeigt ſchon, daß man nicht in allen Epochen und bey allen Nationen, noch weniger in gleichem Grade derſelben trauen darf. Eine Nation gelangt ſo wie der einzelne Menſch zur Erkenntniß der Wahrheit durch Widerlegung der Irrthümer. Nur indem er viele falſchen Hypotheſen nach einſeitiger Anſicht macht, dieſe bey genauerer Prüfung falſch befindet und immer wieder neue wagt; nur auf dieſem Wege ſchreitet der menſchliche Geiſt gleichſam von Irrthum zu Irrthum, aber doch von einem gröbern zu einem feinern Irrthume fort, bis er endlich durch die Vervielfältigung ſeiner Verſuche der Wahrheit näher kommt. Auf eben dieſe Weiſe ſchweiſt die öffentliche Meinung bey einer Nation, auch dann, wenn dieſelbe wirklich anfängt, unter die ſelbſtdenkenden zu gehören, unter vielen Irrthümern herum, und kommt nur dadurch der Wahrheit näher, daß Erfahrungen, die Erfolge der Dinge, oder beſſere und genauere Beobachtungen ſie von dem Punkte wieder abbringen, in welchem ſie ſich aus Irrthum vereinigt hatten,

4. Für die Ruhe der Staaten iſt es nützlicher, wenn keine öffentliche Meinung über politiſche Gegenſtände vorhanden iſt, als wenn eine falſche herrſcht, und wenn ſie ſtark und leidenſchaftlich iſt.

Man hat oft und viel über den Nutzen und Schaden der Aufklärung geſchrieben und geſprochen. Wer ſich ſelbſt verſteht und ein vernünftiger Menſch iſt, kann die Ausbreitung und Cultur der Vernunft, worin eben die Aufklärung beſteht, für nicht anders als nützlich halten. Darüber kann aber die Frage ſeyn, ob es nicht beſſer iſt, daß ein Menſch oder eine Nation, wenn ſie noch unfähig ſind, richtig zu urtheilen, lieber gar nicht urtheilen Iſt nicht eine gewiſſe

Geiſtesunthätigkeit, die mit Beſcheidenheit und Einſchränkung auf ſeinen unmittelbaren Beruf und Wirkungs- und Geſichts-Kreis verbunden iſt, beſſer, als eine falſch gerichtete Thätigkeit, die den Menſchen über ſeine Sphäre hinausführt, und ihn oft zum Verderben Anderer und der Geſellſchaft thätig macht?

Es iſt bey einzelnen Menſchen und beſonders im Alter der Kindheit leichter zu beurtheilen, was bey Völkern, die ſich in einem ähnlichen Zuſtande befinden, ſchwerer wird. — Ein unfähiger Kopf urtheilt über nichts, und ſcheuet das Selbſtdenken. Ein leidenſchaftlicher Querkopf macht ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten äußerſt viel Mühe, iſt hartnäckig und widerſpänſtig, ohne doch ſelbſt ſich wohl berathen zu können. Er urtheilt für ſich, und verachtet die Entſcheidung des Anſehens, der Geſetze und ſeiner Obern; aber er urtheilt falſch. — So kann es bey einem ganzen Haufen der Menſchen wohl Statt finden, daß Selbſtthätigkeit des Geiſtes ohne ſonderliche Einſicht vorhanden iſt; Streben nach Unabhängigkeit in Meinungen, ohne die Kraft zu eigner Unterſuchung: — daher dann auch wohl eine öffentliche Meinung entſteht, die den Geſetzen Trotz biethet und doch keine wahren Verbeſſerungen zum Zweck und zur Folge hat.

Dieſes iſt indeß ein Uebel, welches aus dem Temperament und den natürlichen Anlagen eines Volkes entſteht; und dem, wenn es da iſt, nicht anders von denen, welche zu höherer Cultur gelangt ſind, abgeholfen werden kann, als durch vollſtändigere Belehrung und durch zweckmäßigere Beſchäftigung dieſer thätigen Geiſteskraft.

5. Aber ein andrer Umſtand kommt hierbey für diejenigen zu bedenken, welche der öffentlichen Meinung die Autorität einräumen, die Maßregeln der Regierung leiten zu können. Es iſt nähmlich ſehr ſchwer, ſie richtig zu erkennen. In dieſem Puncte der Schwierigkeit iſt die öffentliche Meinung dem allgemeinen Willen am ähnlichſten. Wenn man auch darüber einig wäre, daß die letztere immer gut ſey, ſo iſt es doch gar nicht auszumachen, durch welches Organ ſich dieſer allgemeine Wille hören läßt, und wie man, bey Erforſchung deſſelben durch irgend eine Art von Stimmenſammlung, vor Täuſchungen, ja vor muthwilligem Betruge ſicher iſt.

Erſtens. Die herrſchende Meinung einer großen Menge, ſo lange dieſe ruhig iſt, zu wiſſen, iſt immer nur möglich durch Muthmaßung, bey der man irren kann. Immer ſind es nur einige Wenige, die laut und verſtändlich ihre Meinung äußern; und nur aus den Zeichen des Beyfalls oder des Mißfallens, den dieſe Sprecher erhalten, kann man auf die Geſinnungen der Stillſchweigenden ſchließen. Aber wie viele und gute Richter verbergen ſich, die doch ihren Anhang haben, und deren Gefolge, wenn es zum Streite käme, ſehr leicht die Partey, welche laut wird, überwiegen könnte. — Dieſer Irrthum über den Geiſt der Zeit, über die verborgnen Geſinnungen des größern Theils der Menſchen, über das, was im Finſtern geurtheilt und gethan wird, iſt ſehr häufig von den fähigſten Leuten begangen worden.

Zweytens. So bald eine gewiſſe Meinung von den Sprechern der Nation, von ihrem dreiſteſten, beredteſten, lauteſten Theile öffentlich und entſcheidend behauptet wird; oder wenn gar Macht und Autorität eine Meinung unterſtützen: ſo ziehen ſich die, welche das Gegentheil denken, zurück und entfernen ſich von den Augen des

Publicums, ohne deßhalb ihre Meinung zu ändern. Daraus läßt ſich das beſondere Phänomen erklären, daß, in Zeiten von Reformen und Revolutionen beſonders, die Nationen, ſelbſt die, welche ihres geſetzten Charakters und ihrer Standhaftigkeit wegen berühmt ſind, ſo äußerſt veränderlich ſcheinen.

Man iſt erſtaunt, in der Engliſchen Geſchichte die Bereitwilligkeit zu ſehen, mit welcher ſich dieſe Nation den Religionsveränderungen ihrer Könige im ſechzehnten Jahrhundert zu fügen ſcheint. Sie wird antipapiſtiſch unter Heinrich; lutheriſch unter Eduard; katholiſch unter Maria und anglicaniſch unter Eliſabet. So ſcheint es: aber die Sache verhält ſich anders. Unter jeder Regierung kam nur ein andrer Theil der Nation auf das große Theater des Staates; ein andrer zog ſich in das Privatleben und die Verborgenheit zurück. Einige Leichtſinnige änderten auch wohl ohne Zweifel ihre Bekenntniſſe mit den Umſtänden der Zeit; aber der größere Theil verbarg nur ſeine Geſinnungen, und ließ ſie, nachdem eine günſtige Veränderung vorgegangen war, wieder laut werden.

Drittens. Es ſind beſonders die Parteyhäupter und Revolutionsſtifter, welche die öffentliche Meinung beſtändig im Munde führen: denn da ſie ihre Autorität nur auf den Willen und Beyfall des Volkes gründen, ſo müſſen ſie die Autorität dieſes Willens auf alle Weiſe aufrecht zu erhalten ſuchen. Aber eben ſie ſind es, welche am meiſten dazu beytragen, daß man über dieſe öffentliche Meinung getäuſcht wird. Denn ſobald Parteyen, Vereinigung Vieler unter irgend ein Oberhaupt, ſobald Verabredung und Einfluß Statt finden, ſo hört das, was eigentlich öffentliche Meinung genannt werden kann, auf, oder ſie verliert wenigſtens den Charakter, nach welchem ſie auf eine gewiſſe Autorität Anſpruch machen kann. Eine herrſchende Partey verſcheucht überdieß, ſo lange ſie beſteht und vereinigt iſt, die oft weit größere Anzahl anders Denkender, die, da ſie keinen Vereinigungspunkt finden, ihre Meinung ſo wenig laut werden laſſen, als es geſchieht, wenn ſie den Anſprüchen einer anerkannten und gefürchteten Autorität widerſpricht. — Selbſt in der litterariſchen Welt, in welcher doch Anſehen und Herrſchaft und alſo auch Partey nicht ſo viel Einfluß haben, weil ſie nicht ſo große Belohnungen auszutheilen hat und mit ſo großen Gefahren droht, als die politiſche Welt; ſelbſt in ihr iſt, ſo lange es eine Partey giebt, die zuſammenhält, die viel ſchreibt und mehrere gute Köpfe unter ſich zählt, nicht leicht zu erkennen, wie die Nation, oder der gelehrte und aufgeklärte Theil derſelben im Ganzen von einer gewiſſen Art der Philoſophie oder der Schriften urtheilt. Es ſcheint oft, daß der Beyfall, den man ihnen giebt, allgemein und unbeſtritten ſey; und im Stillen gährt ein Mißfallen, eine Unzufriedenheit; ſo viele Kritiken werden im verborgnen über die öffentlich gelobten Bücher und Autoren gemacht, daß am Ende ihre Herrſchaft nur auf der Zurückhaltung, der Trägheit oder Furchtſamkeit der anders Denkenden beruht.

Je mehr man Achtung für die öffentliche Meinung hat, deſto mehr Widerwillen muß man gegen das Stiften von Parteyen haben.

6. So viel iſt gewiß, daß die gründlichſten Verbeſſerungen, die bey einer Nation in Staat, Kirche und Wiſſenſchaften geſchehen, diejenigen ſind, welche durch die öffentliche Meinung, wenn eine vorhanden iſt, geleitet und durch dieſe beſtätiget werden. Ich will ſo viel ſagen. Wenn eine Nation weit genug in der Cultur

vergerückt iſt, daß ſehr viele Einzelne ſowohl Intereſſe als Fähigkeit haben, ſelbſt über die Gegenſtände nachzudenken, welche das öffentliche Wohl betreffen; — wenn alsdann in dieſer Nation viele Einzelne oder der größere Theil im Stillen die Schädlichkeit eines gewiſſen Mißbrauchs, die Nothwendigkeit irgend einer Verbeſſerung entdeckt hat; — wenn die Uebereinſtimmung der Meinungen hierüber nach und nach laut und ruchtbar wird: — dann iſt der Zeitpunkt da, wo die Veränderung unumgänglich iſt; wo aber auch die Reform mit dem glücklichſten Erfolge unternommen wird.

Eben dieſer wohlthätige Effect der öffentlichen Meinung aber, ſo wie die wirkliche Bildung derſelben, iſt nur in Zeiten der Ruhe möglich; und alles, was einer Gewaltthätigkeit oder auch nur einer heftigen und parteyiſchen Betreibung der Sache nahe kommt, ſtört und hindert dieſelbe.

Es gehört Ruhe und Unbefangenheit dazu, wenn der Menſch nachdenken ſoll. Nicht bloß die Gefahr, ſondern auch eine gewiſſe Verwirrung der Dinge, eine zu große Lebhaftigkeit der

Veränderungen und Auftritte, umnebelt und betäubt den Verſtand, oder führt ihn irre. Dieſes trifft freylich bey einer Nation mehr ein, als bey der andern. So wie einzelne Menſchen unter Zerſtreuung und Geräuſch beſſer arbeiten können, als andre; ſo können, wie es ſcheint, auch manche Nationen den Tumult beſſer ertragen. Im Ganzen aber iſt jedes zu lebhafte Schauſpiel ein Hinderniß der Meditation.

Es gehört ferner der Mangel fremder ſtarker Einflüſſe dazu, wenn der Menſch ſeinen eignen Gedanken Gehör geben ſoll. Die Urtheile der Beſcheidnen, oder ſchwachen oder auch nicht ſehr genievollen Leute ſind leiſe. Sie wagen kaum ſich ſelbſt zu ſagen, was ſie über Sachen denken, über welche Andre ſchon geurtheilt haben. Werden nun ſolche Urtheile Andrer auf eine ungewöhnliche Art laut, durch Beredtſamkeit unterſtützt, durch eine Beyfall klatſchende Partey ausgebreitet: ſo geben jene größeren Theils ſchwächeren Denker und unberedteren Sprecher alle Concurrenz auf, und ſchmiegen ſich unter die Fahne des Anführers, ohne von ſeiner Meinung überzeugt zu ſeyn.

Allenthalben und zu allen Zeiten, wo auf die Sinnen oder die Imagination des Menſchen ſehr ſtark gewirkt wird, im Kriege, bey Ungewittern, öffentlichen Unglücksfällen, Revolutionen und Empörungen, da denken nur die Menſchen von der ſtärkſten Natur und den feſteſten Nerven nach, und nur die Muthvollſten, ja Unverſchämteſten treten auf und ſagen laut, was ſie denken. Die Schwächern und Furchtſamen werden zu ſolcher Zeit betäubt, ſie hören und ſehen nichts, ihre Denkkraſt iſt gehemmt; — deſto eher ergeben ſie ſich der erſten beſten Meinung, die ihnen mit Ungeſtüm oder Lebhaſtigkeit vorgetragen wird: oder wenn auch der Tumult in der phyſiſchen oder moraliſchen Welt ihre Fähigkeit nicht ganz unterdrückt, ſo hindert er ſie doch, unabhängig zu bleiben und ihren eignen Meinungen, welche nicht deutlich und entſchieden genug ſind, zu folgen.

Wenn demnach die Uebereinſtimmung derjenigen Ideen, welche ſich in den Köpfen der einzelnen Menſchen für ſich gebildet haben, die einzig wahre öffentliche Meinung iſt: ſo wird, um dieſelbe befragen zu können, durchaus erfordert, daß jeder ruhig, mit Muße, ohne durch eine

Partey oder ein überwiegendes Anſehen einzelner Perſonen und Geſellſchaften beſtimmt worden zu ſeyn, nachgedacht habe. Es iſt nothwendig, daß dieſes ſtille Nachdenken von Vielen, ohne eine beſtimmte Abſicht, — (bloß um des Intereſſe des Gegenſtandes willen) ſey wiederhohlt worden. — Dieß iſt die einzige Lage und Stimmung des Gemüths, welche der Aeußerung der Verſtandeskräfte und dem Finden der Wahrheit günſtig iſt. Man muß Thei an dem Gegenſtande nehmen, den man unterſucht, aber man muß nicht einen gegenwärtigen und nahen Endzweck, welcher den Ehrgeiz und Eigennutz angeht, dadurch zu erreichen ſuchen. Jenes Intereſſe iſt zur Erweckung der Aufmerkſamkeit, dieſe Abweſenheit eines nahen und dringenden Zweckes oder Antriebes iſt zur Erhaltung der Unbefangenheit und Freyheit des Gemüthes nothwendig. Die beſten Gedanken kommen dem Menſchen dann, wenn er nur nebenbey eine Sache, die ihm an ſich wichtig iſt, mit gutem Muthe ohne Furcht und Begierde betrachtet. — Was in dieſem Zuſtande ſich einem Menſchen oft auf gleiche Weiſe immer ſo und ſo darſtellt, das, was ſich bey einem ſolchen ruhigen und durch nichts gewaltſam beſchleunigten Nachdenken von ſelbſt bey ihm entwickelt, das kann man, wenn er ſonſt ein fähiger und zum Unterſuchen geſchickter Mann iſt, für ein der Wahrheit ſich näherndes Reſultat halten. Und das, worin auf gleiche Art nachdenkende Menſchen, die mit einander in keinem Zuſammenhange ſtanden, doch mit einander übereinſtimmen, kann man ſo ziemlich ohne Gefahr für Wahrheit gelten laſſen.

Ohne Zweifel haben auch auf dieſe ſo erklärte, auf dieſe in der That achtungswürdige öffentliche Meinung einzelne Perſonen, beſonders die Weiſern, die Geehrtern, und die Beredtern der Nation viel Einfluß. Und hier iſt inſonderheit der Einfluß der Schriftſteller bey einer leſenden Nation unverkennbar. — Selbſtdenkende Menſchen der Art, daß ſie gar keine Belehrung von andern Menſchen zum Grunde legten, giebt es gar nicht; die, welche dieſe Belehrung verachten, werden gemeiniglich paradoxe Speculanten oder Schwärmer, wenn ſie nicht Genies der erſten Größe ſind. Der größere Theil vernünftiger Menſchen bekommt durch Erziehung, Lecture und Umgang ſeine Prämiſſen und zieht durch eignes Nachdenken nur die eine oder die andre Schlußfolge. Und in ſofern alſo Einer Viele belehrt, ſo können ſich auch die Ideen dieſes Einen unvermerkt in die noch ſo unabhängig ſcheinenden Meinungen der Andern einſchleichen. — Indeß ſo lange dieſer Einfluß, es ſey der Obern, es ſey der Gelehrten und Schriftſteller, bloß auf Belehrung, nicht auf Erweckung von Leidenſchaften geht, ſo lange iſt er nützlich und nothwendig.

Es werden zwar alsdann auch die Irrthümer dieſer Einzelnen Einfluß auf die Menge haben: aber dieß iſt der Gang der Dinge, daß ſich die menſchliche Natur im Einzelnen, vervollkommnet, Einzelne zuerſt die Wiſſenſchaften erfinden und erweitern, Einzelne die Lehrer Vieler und ganzer Nationen werden. — Weiter, als dieſe hervorragenden Menſchen, dieſe Lehrer des Menſchengeſchlechts in der Erforſchung der Wahrheit und Erkenntniß der Irrthümer gekommen ſind, wird die öffentliche oder gemeine Meinung wohl nie fortſchreiten; und da dieſe gemeiniglich nur die bekannten durch jene Lehrer ausgebreiteten Principien und Maximen auf die Vorfälle des Tages, und die Gegenſtände, die unter ihren Augen ſind, anwendet: ſo wird ſie freylich irre gehen, wenn die Principien irrig ſind. Dieſer

Mangel der öffentlichen Meinung iſt aber eine unabänderliche Folge der menſchlichen Schwachheit und der erſt allmähligen und ſtufenweiſe vorgehenden Annäherung der menſchlichen Meinungen zur Wahrheit.

Die Schriftſteller erſcheinen, in Abſicht der öffentlichen Meinung, allerdings in einem Lichte, das von der einen Seite ihren Beruf ehrwürdiger, von der andern ihre Pflichten ſchwerer und ihre Verantwortung größer macht. Sie wirken dabey auf eine doppelte Weiſe. Einmahl ſind ſie vorzüglich diejenigen, welche die öffentliche Meinung beſtimmen helfen, weil auf keinem andern Wege ein Menſch mit ſo vielen Menſchen ſprechen und ihnen ſeine Gedanken, Urtheile und Gründe ſo deutlich und vollſtändig mittheilen kann. Wenn dieſe daher fähig ſind, Eindruck zu machen, und die Einſtimmung der übrigen Menſchen zu gewinnen, ſo befördern ſie auf dem Wege öffentlicher Schriften dieſen Endzweck am gewiſſeſten. — Die Schriftſteller ſcheinen aber auch gleichſam die Wortführer der öffentlichen Meinung, — diejenigen, welche das öffentlich zur Sprache bringen, was vorher in den Unterredungen und den Gedanken Vieler behandelt worden war. — Hier aber iſt es, wo ſie auch am meiſten ſich und Andre täuſchen können. Schriftſteller ſind billig ſchon des Parteygeiſtes verdächtig, die als Sammler von den Stimmen des Publicums auftreten. Nur dadurch können ſie beytragen, über die Exiſtenz einer öffentlichen Meinung, und welche ſie ſey, aufzuklären, daß, wenn ſie den Gegenſtand genauer beſtimmen, darüber ihre eigne Meinung laut äußern und mit Gründen vortragen, die viele Leſer an ſich ziehen, — dieſes die ſchlummernden Gedanken Anderer bis zur Deutlichkeit erweckt, viel Reden und Schreiben über die Sache veranlaßt, und gleichſam die im verborgnen umlaufenden Actenſtücke des Prozeſſes nach und nach vollſtändig vor den Richterſtuhl des Publicums bringt.

Ich ſchließe mit folgender Betrachtung.

Bey der Frage, ob die öffentliche Meinung reſpectirt werden müſſe, und welchen Einfluß ſie wirklich habe, kommt ſehr viel auf den Zuſtand des Volkes, auf die Stufe der Cultur, auf welcher es ſteht, und beſonders auf den Unterſchied der Bildung an, welcher den Abſtand der höhern und regierenden Stände von dem regierten großen Haufen ausmacht. Es hat Zeiten und Völker gegeben, wo der lehrende und regierende Theil, die Prieſter- und Regenten-Claſſe wirklich vor dem übrigen Haufen der Nation ſo weit voraus waren, daß ſie nicht bloß als Adminiſtratoren und Lehrer, ſondern als Vormünder ihrer Untergebnen mit Recht angeſehen werden konnten. Das war beſonders der Fall, wenn eine aufgeklärtere Völkerſchaft eine rohere unterjochte. Das iſt das Verhältniß, welches ſich die Griechen über die ſo genannten Barbaren anmaßten, welche die Europäer über die Amerikaniſchen Wilden wirklich beſaßen. Es iſt das Verhältniß, auf welches Ariſtoteles die Rechtmäßigkeit der Sklaverey gründet. Und allerdings iſt es in dieſem Zuſtande, wie in der Herrſchaft der Aeltern über unmündige Kinder, unmöglich, die Meinung oder den Willen der Untergebnen, bey den Maßregeln der zu führenden Regierung zu befragen. — Es giebt entweder eine ſolche Meinung gar nicht; oder ſie wäre Blindheit und ungeſtüme Sinnlichkeit. Die Einſicht und der Wille des obern Theiles entſcheidet alsdann unumſchränkt. Unglücklich genug iſt dieſer Zuſtand für beyde Theile, wenn nicht durch freywillige Anſtalten des edlern Theils, oder durch die natürliche Mittheilung der Einſichten und der Cultur unter Menſchen, die einander ſo nahe ſind, nach und nach die untern Claſſen eines ſolchen Volks ſich auf die Stufe emporheben, daß ſie moraliſch regiert zu werden fähig ſind. Bey der Fortdauer jenes Despotismus verwildern die aufgeklärten Deſpoten; und die dummen Sklaven werden endlich boshaft. — In einem glücklichern Zuſtande des Menſchengeſchlechts, wo zwiſchen den verſchiednen Claſſen der Nationen, den regierenden und den regierten, kein ſolcher Abſchnitt iſt, wo ſich gleiche Anlagen, obſchon ungleich ausgebildet, durch alle Stände vertheilt finden, und wo das höhere Talent und die tiefere Einſicht bald in der oberſten bald in der niedrigſten Claſſe erſcheint: in einem ſolchen Zuſtande wird die öffentliche Meinung, oder die Uebereinſtimmung der Menſchen, die auch kein conſtitutionelles Recht haben, ihre Stimme zur Führung der öffentlichen Geſchäfte mit zu geben, immer wichtiger; — und es wird immer nothwendiger, ſowohl die völlige Aufklärung durch erweiterten und verbeſſerten Unterricht des Volks zu befördern, damit nicht die einmahl rege gewordne Wißbegierde, und die Selbſtthätigkeit des Nachdenkens, der nothwendigen Hülfsmittel beraubt, in deſto größere Verirrungen gerathe, als auch auf das, was durch die einſtimmige Ueberzeugung und Behauptung der Vernünftigſten und am beſten Unterrichteten entſchieden iſt, zu achten, und nicht durch Inſtitute und Verordnungen, die demſelben zuwiderlaufen, das Anſehen der Regierung in Gefahr zu ſetzen, oder den Fortgang der Nation zu hindern.

III.

Ueber die Schwärmerey.

I. Was iſt Schwärmerey?

Was ein Schwärmer ſey, und ob Dieſer oder Jener dieſen Nahmen verdiene, darüber kann ewig geſtritten werden; weil das Wort nicht bloß eine gewiſſe Eigenſchaft, ſondern auch einen gewiſſen Grad dieſer Eigenſchaft anzeigt. Daß der Schwärmer ſeiner Einbildungskraft zu viel einräumt, darüber ſind alle einig. Wie groß aber muß nun die Herrſchaft derſelben ſeyn, oder wie weit müſſen die dadurch veranlaßten Meinungen, Leidenſchaften und Handlungen von dem gemeinen Maßſtabe des Menſchenverſtandes abweichen, um zur Schwärmerey zu werden? das kann niemand mit allgemeiner Uebereinſtimmung entſcheiden. Auch iſt es kein ſonderliches Verdienſt, die Vieldeutigkeit ſolcher Wörter zu fixiren, indem man willkührliche Beſtimmungen hinzufügt. Geſetzt auch, daß eine ſolche Beſtimmung aus Erfahrungen geſchöpft und folglich reell iſt, — ich will ſagen, daß ſich wirklich Charaktere finden, auf welche die verfertigte künſtliche Definition paßt; geſetzt, daß dieſelbe eine merkliche unterſchiedne Gränze von den zunächſt damit verwandten Modificationen bezeichnet: ſo wird ſie doch immer nur eine von den vielen Gradationen angeben, die im gemeinen Leben aus Armuth der Sprache mit jenem Worte ausgedrückt werden müſſen. Aber die Natur und Art einer ſolchen Eigenſchaft an ſich zu unterſuchen, und diejenigen allgemeinen Regeln aufzuſpüren, nach welchen die Progreſſion in den Graden derſelben fortgeht, oder nach denen die verſchiednen Abſtufungen ihre Wirkungen auf des Menſchen übrige Perſon und Aufführung abändern: das iſt gewiß das eigenthümliche Geſchäft des Philoſophen und an ſich eine nützliche Arbeit.

Wenn man irgend eine Ausartung eines Dinges beſchreiben will, ſo muß man erſt an den natürlichen Zuſtand deſſelben erinnern. Der Bauer, welcher mit fünf geſunden Sinnen, aber ohne Verfeinerung derſelben, nichts weiß und denkt, und ſich um nichts anders bekümmert, als was zu dem Gebiethe derſelben gehört, der mit ſeiner Feldarbeit und mit dem Gewinnſte oder Verluſte bey derſelben ſein Gemüth ganz allein beſchäftigt erhält; der ſich im Moraliſchen und Geiſtlichen entweder ſeinen natürlichen Trieben überläßt, oder ſich an die Lehren hält, die er durch Autorität ſeiner Erzieher, Lehrer, Vorgeſetzten und der Bibel erhalten hat, das, was er davon verſteht, praktiſch anwendet, über das, was er nicht verſteht, auch nicht nachdenkt; — dieſer Bauer iſt gewiß kein Schwärmer. Eben ſo gewiß hingegen iſt der einer, welcher Geiſter ſieht, weiſſagt und Wunder thun will.

Schwärmerey iſt in dieſer Abhandlung eine Ueberſpannung und Verirrung der Einbildungskraft, vermöge welcher ein Menſch Viſionen für Thatſachen hält, und ſich zu Wünſchen, Begierden und Handlungen verleiten läßt, welche auf die Vorausſetzung der Wahrheit jener Thatſachen gegründet ſind.

Es iſt daher klar, warum es das Unſichtbare und Ueberſinnliche iſt, welches die Schwärmerey veranlaßt; und warum diejenigen am meiſten in Gefahr ſind, in Schwärmerey zu gerathen, deren Gemüth am meiſten vom Unſichtbaren eingenommen iſt. Gegenſtände, die in die Sinne fallen, zerſtören die Illuſionen der Einbildungskraft. — Wenn wir aber am Unſinnlichen ein großes Intereſſe nehmen; ſo iſt eine Folge, daß wir nach beſtimmten und lebhaften Vorſtellungen davon ſtreben. Dazu kann die Einbildungskraft allein uns verhelfen. Sie hat freyes Spiel, wo ihr keine Erfahrungen vorleuchten: und wenn ſie ſich anſtrengt, die Stelle derſelben zu erſetzen, ſo iſt ſie ſchon auf dem halben Wege ſich zu verirren.

Wäre der Menſch ganz ſinnlich, wäre er bloß Thier; ſo hätte die Schwärmerey gar keinen Zugang zu ihm. Sie iſt alſo der Fehler einer höheren Natur, ſie iſt die Ausartung edlerer Kräfte.

Die wirkliche ſichtbare Welt und die Erfahrungen, welche der Menſch in derſelben macht, ſind die ſicherſte Grundlage der menſchlichen Erkenntniß. Der Menſch entfernt ſich davon durch dreyerley Operationen: erſtlich, wenn er die ſinnlichen Eindrücke mit einander vergleicht, und daraus abſtrakte Begriffe macht oder Schlüſſe zieht; zweytens, wenn er ſich abweſende Scenen in der Imagination vormahlt oder neue zuſammenſetzt; drittens, wenn er über ſein Inneres nachdenkt, und ſein eignes Denken, ſeine Empfindungen, Ideen, Neigungen, Leidenſchaften zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen macht.

Sobald jemand von dem Unſichtbaren mehr wiſſen will, als er durch ſeine Sinne und durch Schlüſſe aus dem, was er durch ſie erkennt, herausbringen kann, ſo muß er ſchwärmen oder dichten. In eben der Periode daher, in welcher der menſchliche Geiſt zuerſt ſo weit erwacht, daß er nach dem Unſichtbaren fragt, beginnt auch ſchon die Schwärmerey. Ja ſie iſt in den Zeiten der Unwiſſenheit und Barbarey am allergrößten; weil es noch ſo wenig Wege giebt, zu einer vernünftigen Kenntniß des Ueberſinnlichen zu gelangen; weil noch ſo wenig Schlüſſe aus den ſinnlichen Erfahrungen gezogen ſind. Bey allen wilden oder halbgebildeten Nationen findet man daher Gaukler, Zauberer und Geiſterbeſchwörer; und allenthalben, wo Schwärmer ſind, finden ſich auch Betrüger. Der, welcher noch immer unermüdet die höhern Kenntniſſe und Kräfte ſucht, iſt der Schwärmer; der, welcher ſie ſchon gefunden zu haben vorgiebt, und ſie mittheilt, iſt gemeiniglich der Betrüger.

Daß die Schwärmerey mit dem Unſichtbaren und Geiſtigen zu thun habe, wird auch durch den Gebrauch des Wortes in einer andern Gattung beſtätigt. Man redet von Schwärmern in der Liebe. Das ſind diejenigen nicht, welche ein junges rothwangiges Mädchen mit vollem Buſen und runden Armen, kurz, die dasjenige lieben, was ſchön für das Auge iſt und zum Vergnügen einladet. Die aber werden der Schwärmereyen beſchuldigt, welche von einer mittelmäßigen Figur, einem erſtorbnen Auge, einer blaſſen Geſichtsfarbe entzückt ſind, und in ihrer Geliebten überirrdiſche Reitze finden, die kein andrer Sterblicher mit leiblichen Augen in ihr entdeckt.

Zwiſchen Begeiſterung (Enthuſiasmus) und Schwärmerey iſt ein weſentlicher Unterſchied. Jene exaltirt nur die Begierden, erhöht die Hoffnungen, verſchönert das wirklich Vorhandne. Dieſe aber ſchafft neue Gegenſtande; ſie giebt dem ein Daſeyn und eine Geſtalt, was nirgend iſt. Die Begeiſterung ſchränkt ſich auf Empfindungen und Begierden ein; die Schwärmerey ſchiebt uns Erdichtungen als wirkliche Kenntniſſe unter.

Die wahre Schwärmerey iſt eine Art, ein niedrigerer Grad von Verrückung. Eben darum iſt es ſo ſchwer, die Natur und die Urſachen derſelben zu erforſchen, weil bey Verrückung eine Unordnung in den Organen iſt, über welche der Philoſoph keine Beobachtungen mehr anſtellen kann, und von welcher auch der Arzt wenig zu ſagen weiß. Bey einem ſolchen Menſchen geht dann alles nach andern Geſetzen, als den gewöhnlichen, deren Verbindung unſre Kenntniß der menſchlichen Natur ausmacht. Ein Menſch, der Geiſter ſieht, wo keine ſind, der mit Gott zu reden oder in den dritten Himmel entzückt zu ſeyn glaubt, iſt ein Kranker. Die eigentliche Beſchaffenheit der Krankheit wird kein Menſch entdecken. Aber man kann beobachten, welche Temperamente und Charaktere dazu geneigt ſind, welche vorhergehenden kleinern Verirrungen auf dieſe größern führen, und welches gleichſam die Folge der Symptomen ſey. Auch darin iſt die Schwärmerey einer Krankheit des Körpers ähnlich, daß einleuchtende Gründe, welche ſonſt geſchickt ſind, Irrthümer und Leidenſchaften zu heben oder zu entkräften, nichts über den Schwärmer vermögen, ſondern daß dieſer eher durch Veränderung ſeiner Lage, durch Beſchäftigung u. dgl. geheilt wird.

Es iſt auch darum ſchwer, hinter Schwärmereyen zu kommen, weil vernünftige Leute ſich ſelbſt ſcheuen, ſie anzuſehen und zu beobachten. Denn da ſie nicht gewiß ſind, ob ſie den Betrug entdecken werden, und doch Thatſachen, welche ihren Principien zuwider ſind, nicht glauben und vertheidigen wollen: ſo fürchten ſie ſich, in die unangenehme Alternative zu kommen, entweder ohne Gründe zu läugnen, oder durch einen Schein getäuſcht zu werden.

So wie derjenige Menſch, der im Praktiſchen und in den Verhältniſſen des geſelligen Lebens über ſeine Sphäre hinausgehen will, leicht ein Ungerechter und ein Böſewicht wird: ſo wird der, welcher über ſeine Sphäre als Menſch im Erkennen und Empfinden hinausgehen will, leicht ein *Schwärmer*.

Wer nicht mit dem, was ſeine Sinne empfinden, bey allen ſeinen Ideen anfängt und alles darauf zurückführt; wer im Alterthume mehr, als die unſern Erfahrungen ähnlichen Facta, ſucht; wer in den Wiſſenſchaften Aufſchlüſſe über Dinge erwartet, wozu neue Erfahrungen gehören, die man ohne andre Sinne nicht haben kann; wer ſeine Imagination zu etwas anderm braucht, als zur Nachahmung und Wiederhohlung des Sinnlichen; der iſt vorbereitet, Schwärmer zu werden, oder iſt es ſchon wirklich.

Da ein ſolcher aber doch immer ein Menſch bleibt und keine andern Fähigkeiten hat, als die übrigen Menſchen; ſo muß er ſich durch eine Täuſchung entweder etwas als wirklich vorſtellen, was nirgends iſt, oder er muß hinter dem, was er weiß, mehr Geheimnißvolles ſuchen, als darin liegt. Die einzige Seelen-Fähigkeit, die willkührlich zuſammenſetzt und aus alten Stücken etwas neues hervorbringt, iſt die Einbildungskraft: wer mehr wiſſen oder genießen will, als Menſchen möglich iſt, muß ſich daher hauptſäch- an ſie wenden.

Dieſe Fähigkeit muß aber erhöht ſeyn, wenn einer ein Schwärmer werden ſoll; und die Erhöhung der Einbildungskraft geſchicht nur durch eine ſinnlich ſtarke Empfindung. Eine ſolche liegt daher auch bey jeder Schwärmerey zum Grunde; ſo wie etwa bey Träumen ein Schall oder ein Stoß die erſte Veranlaſſung zu den Traumgeſichten giebt und den Gang derſelben leitet.

Dieſe leitende Empfindung bey dem Schwärmer iſt oft zugleich eine ſinnliche Begierde oder artet in dieſe aus. Keine iſt der Verbindung mit der Schwärmerey ſo fähig, als die Liebe. Dieſe iſt körperlich, wirkt auf das ganze Nervenſyſtem und ſtimmt oder zerrüttet deßwegen die Einbildungskraft. In dergleichen ſinnliche Affecten fällt der Schwärmer oft aus ſeinen Ekſtaſen zurück.

Alles das macht Schwärmer, oder veranlaßt Arten der Schwärmerey, was, durch keine ſinnliche Empfindung erkennbar, doch eine heftige Liebe erregt. Daher macht der Naturtrieb der Geſchlechter dann ſchwärmeriſch, wenn er noch nicht befriedigt worden iſt, und nur noch Triebe und dunkle Ahndungen da ſind, die man für ſehr wichtig hält und nicht völlig erklären kann. Der ſinnliche Genuß, der das Räthſel auflöſt, zerſtreut auch die Schwärmerey: denn mit der äußerſten Luſt zeigt er doch die Gränze der Empfindung; und nichts iſt ſchwärmeriſch oder erregt Schwärmerey, als was unendlich und unbegränzt iſt. Nichts wirklich Geſehenes oder Empfundenes iſt eigentlich Stoff der Schwärmerey: denn hier wird ſie durch den deutlichen Begriff von der Sache gehindert; nur das Ungeſehene oder Unſichtbare, was man nie erfahren hat, oder was ſich nie erfahren läßt, iſt dazu geſchickt. So verehrt man immer den Fremden, von dem wir einige vortreffliche Eigenſchaften wiſſen, mit größerm Enthuſiasmus. Die durchgängige Kenntniß ſchränkt unſre Verehrung ein.

Nicht bloß in den Leidenſchaften, auch in den Wiſſenſchaften iſt es das Räthſelhafte, das, wovon wir nur Anzeigen haben, aus welchem wir noch Andres muthmaßen oder als für künftige Aufſchlüſſe aufbehalten anſehen, was Schwärmerey erregt. Phyſik und Mathematik haben nicht leicht Schwärmer gemacht; aber wohl die Chymie; weil dieſe geheimnißvollere Facta enthält. Der wirkliche Künſtler-Geſchmack, der auf ein wahres Verſtehen der Kunſtwerke und ihres Werthes gegründet iſt, geht ſelten bis zum Enthuſiasmus. Aber die Liebhaberey ſolcher Halbkenner, die noch mehr Empfindung von großen Kunſtwerken erwarten, als haben, iſt ſchon öfter in Schwärmerey ausgeartet.

Am meiſten aber ſind es die großen Gegenſtände der ganz unſichtbaren Welt: Gott, die Zukunft, die höhern Geiſter und der erſte Urſprung der Dinge, welche das eigentliche Gebieth der Schwärmerey ausmachen.

Das letzte, die Erklärung des Urſprungs der Dinge iſt nur ein Gegenſtand der Speculation oder der Ideen; die drey andern ſind zugleich

Gegenſtände des Begehrens und können Urſachen von Leidenſchaften werden.

II. Arten der Schwärmerey.

Die Schwärmerey theilt ſich daher in zwey Hauptarten: in diejenige, welche nur zu wiſſen verlangt und das Unerklärbare zu erklären verſucht, welche man die ſpeculative oder theoretiſche nennen könnte; und in die, welche zugleich auf die Neigungen und das Betragen wirkſam iſt, welche ich die praktiſche nennen will.

Dieſe letztere ſucht entweder den unſichtbaren Gegenſtand bloß zu genießen, ſich mit ihm zu vereinigen, in der Anſchauung deſſelben glücklich zu ſeyn; oder auf denſelben, z. B. auf Gott und die Geiſter, zu wirken und ſie zu bewegen, auf gewiſſe beſtimmte Weiſe zu handeln; oder ſie treibt zu gewiſſen Handlungen gegen andre Menſchen, vermöge der beſondern Verbindung, in der man mit dem Unſichtbaren zu ſtehen glaubt. Man könnte das erſte die beſchauliche, das zweyte die theurgiſche, das dritte die fanatiſche Schwärmerey nennen.

1. Speculative Schwärmerey; ſchwärmeriſche Erklärungen und Theorien.

Sie haben theils den Urſprung der Dinge und Phänomene der Natur zum Gegenſtande, theils göttliche Dinge und die Zukunft.

Die Theorien über den Urſprung der Dinge haben theils ſchwärmeriſche Empfindungen, theils ſchwärmeriſche Meinungen zum Grunde.

Zu den Theorien und Erklärungen, welche ſchwärmeriſche Empfindungen zum Grunde haben, rechne ich vornehmlich diejenige, welche aus Liebe und Haß die Entſtehung der Dinge erklärt, und ſich im Grunde auf den Geſchlechtstrieb bezieht. Sie theilt ſich wieder in die allegoriſche, welche dieſe Affecten ſelbſt der Materie nicht zueignet, aber etwas denſelben ähnliches darin annimmt; — und in die mythologiſche, welche eine wirkliche Zeugung, im animaliſchen Sinne annimmt. Beyde Erklärungen ſind ſehr alt; und die Liebe, mehr moraliſch oder mehr phyſiſch betrachtet, ſpielt in allen Cosmogonien der alten und neuen Schwärmer eine große Rolle. So iſt auch die bibliſche Erzählung von dem Sündenfall auf den Geſchlechtstrieb und deſſen

Verirrungen bezogen worden. Man hat von Vermiſchung der Menſchen mit Dämonen oder einem mythiſchen Ehebruche wiſſen wollen, u. dgl.

Erklärungen, welche ſchwärmeriſche Meinungen zum Grunde haben, ſind diejenigen, welche die Geiſter zu Hülfe nehmen, deren Nahmen, Geſchlecht und Unterordnung angeben, und jedem bey der Hervorbringung der Dinge ſeine beſtimmte Rolle zutheilen. Dieß geſchah in der alten Theogonie der Griechen, und ſpäter in dem Syſteme der Gnoſtiker.

Es iſt dieſes eine der unbegreiflichſten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes. Denn ein ſimples Factum kann man ſich einbilden: eine ſolche Reihe von Thatſachen aber kann ſich kein Menſch einbilden, ſondern er muß ſie erfinden. Und da man weder die mögliche Veranlaſſung noch die Abſicht davon ſieht; ſo begreift man durchaus nicht, wie Menſchen auf dieſe ſyſtematiſchen Thorheiten gefallen ſind, oder wie ſie Mehrern haben annehmlich ſcheinen können. Es ſcheint in dieſem Falle, wie in manchen andern, nothwendig, daß die Betrügerey der Schwärmerey vorarbeite; daß zwar die Schwärmerey, in Abſicht gewiſſer nur im Allgemeinen erkannten oder geahndeten Gegenſtände, vorangehe, der Betrug aber, oder die gefliſſentliche Erdichtung beſonderer nähern Beſtimmungen derſelben durch einen Nichtſchwärmer, welcher von der herrſchenden Diſpoſition Gebrauch macht, darauf folge; und daß durch dieſes Letztere hinwiederum die Schwärmerey begünſtiget und modificirt werde. In dem gegenwärtigen Falle, z. B. muß die Sucht, von der unſichtbaren Geiſterwelt viel zu wiſſen und eine ſchwärmeriſche Einbildung, in die Bekanntſchaft mit derſelben durch gewiſſe Mittel kommen zu können, vorangehen. Dieſe Stimmung nützen einige nicht davon befangene, abſichtlich zu Werke gehende, Menſchen, welche Nahmen, Verrichtungen und Verhältniſſe der Geiſter nach den ſchon herrſchenden Grundideen erdichten; und auf einem freylich auch noch unbegreiflichen Wege ſchaffen ſich dieſe Glauben und Nachbethung von dem ſchwärmeriſchen Haufen.

Eine andre Art, wie etwas ähnliches entſtehen kann, iſt, wenn ſich bey einem Menſchen ſelbſt Schwärmerey mit einem grübelnden metaphyſiſchen Kopfe und mit einer Neigung zum Erdichten verbindet. Ein ſolcher kann, was er denkt und erdichtet, für Eingebung halten. Aber doch iſt dieß gewiß ſelten, wenn die Erdichtung nicht ſinnlich und anſchaulich iſt. Niemand wird auf dieſe Weiſe Nahmen der Geiſter lernen, und ſie ſelbſt für wahr halten.

Man hört oft ſagen, daß ebenderſelbe Menſch Schwärmer und Betrüger zugleich ſeyn könne. Wenn von Zuſtänden zu verſchiednen Zeiten die Rede iſt, ſo iſt es möglich, und die Erſcheinung kommt oft vor. Iſt von gleichzeitigen Zuſtänden die Rede, ſo iſt es durchaus undenkbar.

Es iſt möglich, daß ein Menſch, der Schwärmer geweſen iſt, und das Nichtvorhandne zu ſehen geglaubt hat, die Täuſchung, nachdem ſie bey ihm ſelbſt vorüber iſt, auf Andre fortpflanzt und bey ihnen unterhält, weil es ihm nützlich iſt, oder aus welchen Gründen es immer geſchehe.

Es iſt auch möglich, daß ein Menſch ſich gleichſam auf der Gränze beyder Zuſtände, des geſunden Verſtandes und der Schwärmerey, befinde, und lichte Augenblicke habe, wo er dichtet, und Anfälle des Wahnwitzes, wo er das für wahr hält, was er ſelbſt erdichtet hat. Dieſes Phänomen iſt indeß gewiß ſelten; — und was man auch von Lügnern ſagen mag, die ihre eignen Erfindungen zuletzt für Wahrheit halten: ſo kann dieß bey lügenhaft ausgeſchmückten Er zählungen allerdings der Fall ſeyn, bey gänzlich erfundnen durchaus nicht. Wenn man wahre und erdichtete Umſtände unter einander gemiſcht hat: ſo kann man vielleicht am Ende ſelbſt das Wahre aus dem Falſchen nicht mehr heraus finden. Daß aber jemand in eben dem Augenblicke, in Abſicht eben der Sache zugleich Schwärmer und Betrüger ſeyn könne, iſt durchaus und abſolut widerſprechend. Denn entweder glaubt er, die Sache ſey ſo, wie ſie der vernünſtige Menſch nicht ſieht, und wie keiner ſie erkennen kann; — dann iſt er ein Schwärmer: oder er glaubt ſie nicht, und überredet Andre; dann iſt er ein Betrüger. Aber glauben und nicht glauben zu gleicher Zeit, das läßt ſich nicht vereinigen.

Die ſchwärmeriſchen Erklärungen einzelner Naturerſcheinungen geſchehen auf ähnliche Weiſe, indem man einige auf Beobachtungen gegründete eigne Naturkenntniſſe, oder übel und unvollkommen verſtandne wiſſenſchaftliche zu Hülfe nimmt. — Die Chymie und die Kunſtausdrücke derſelben haben hierbey beſondern Beyſtand geliefert; — weil die Chymie mit wunderbaren Erzeugungen, die ſich nach mechaniſchen und mathematiſchen Geſetzen nicht erklären laſſen, zu thun hat.

Ein dritter Gegenſtand ſchwärmeriſcher Theorien und Belehrungen ſind Gott und göttliche Dinge. Bis zur höchſten Gottheit hat ſich indeß die Schwärmerey, wenn ſie nicht bis zur Verrückung gegangen iſt, nicht gewagt, um von ihrem Zuſtande, ihren Verrichtungen u. ſ. w. einen eingebildeten Unterricht zu geben; — hier hat doch das Bewußtſeyn, hiervon durchaus nichts zu wiſſen, verbunden mit der Verehrung gegen dieſes Weſen, die den wahren Schwärmern in vorzüglichem Grade eigen iſt, ſelbſt die verirrte Einbildungskraft und die träumenden Fähigkeiten zurückgehalten.

Deſto mehr hat ſich dieſelbe auf dem weiten Felde der untergeordneten Gottheiten, der Engel und Dämonen, geübt.

Daher ſind auch alle Religionen, welche ſich zur Schwärmerey hinneigen, mit dem höchſten Gott (als einem zu metaphyſiſchen Begriffe, oder als einem über uns zu ſehr erhabnen Weſen) weniger beſchäftigt, als mit den übermenſchlichen Weſen, die der Gottheit nur nahe kommen.

Ein vierter Gegenſtand ſchwärmeriſcher Theorien ſind die Ausſichten in die Zukunft. Hier findet die gutartigſte, unſchädlichſte, aber auch die am wenigſten Eingang findende Schwärmerey Statt.

Bald hat der Menſch eine einzelne Lieblings Empfindung, bald alle ſeine Empfindungen, in ſeinen Gedanken erweitert, verfeinert, — und ſich daraus den künftigen Zuſtand gebildet.

In den älteſten Zeiten iſt die künftige Seligkeit ein Mahl, oder ein Aufenthalt in einer ſchönen Gegend. Die letztre Idee zeigt ſchon feiner empfindende Menſchen. — Die Philoſophen ſetzten den Umgang mit den Heroen und Dämonen hinzu, weil ſie im Unterricht geben und nehmen Vergnügen fanden. Das ſimple Anſchauen der Gottheit entſteht aus richtigern Ideen; dieſe Vorſtellung iſt jedoch ſchon ſchwärmeriſcher, weil ſie einen ganz überſinnlichen Gegenſtand verſinnlichen will.

Die alte Mythologie iſt viel umſtändlicher in Beſchreibung der Hölle, als des Himmels. Der Vergnügungen, die ſich ausdrücken laſſen, ſind nicht ſo viele, als der Qualen *). Aber eben deßwegen wurden auch dieſe ſo beſtimmt angege-

---

*) Oder vielmehr die menſchliche Juſtiz weiß ungleich mehr von poſitiven Strafen, als von Belohnungen.

Anmerk. d. H.

denen Strafen bald unglaublich und lächerlich. Die einfachere aber ſchrecklichere Vorſtellung von Feuer, welche in neuern Zeiten durch die in der Bibel vorkommenden Bilder ausgebreitet worden iſt, war fähiger, die Imagination zu entzünden, — und hat ſchon mehrmahls ſchwärmeriſche Schrecken hervorgebracht.

Schwedenborg, der wachend Traumgeſichter hatte, ſah die Zukunft, als wirklicher Schwärmer; Lavater nur als Dichter und Philoſoph, der einen Hang zur Schwärmerey hat. Beyde blieben bey der Zuſammenſetzung deſſen, was in dieſer Welt ihnen bekannt war.

Allen ſolchen Theorien iſt beſonders die Auslegung eines alten für heilig gehaltenen Buches, das in einer ausgeſtorbenen, nicht völlig verſtandnen Sprache geſchrieben iſt, oder die Erklärung alter ehrwürdig gewordner Symbole und Allegorien günſtig. Alles, was dunkel und räthſelhaft iſt, erregt bey Menſchen, die Anlage zur Schwärmerey haben, die Idee von Geheimniſſen, von verſteckten Erkenntniſſen oder Wunderkräften. Daher ſuchen ſie auch das Verſtändniß nicht auf dem geraden Wege, nicht den Sinn des Ganzen zu erforſchen; ſondern ſie halten ſich an einzelne Wörter, Figuren oder Töne. Einen doppelten Sinn und lauter Allegorien anzunehmen, iſt die gemäßigte Schwärmerey der Ausleger; die, welche jeden Buchſtaben beſonders erklärt, und in jedem Worte ein Geheimniß ſucht, iſt die äußerſte. —

2. Die beſchauliche Schwärmerey.

Dieſe zielt auf Vereinigung mit Gott und den Geiſtern ab. Ich rechne dahin zuerſt den ſogenannten Quietismus, eine völlige Unthätigkeit, eine Unterdrückung eigner Kräfte und eigner Wirkſamkeit, um dadurch für die Einwirkung höherer Weſen empfänglicher zu werden.

Eine andre Art ſolcher Schwärmer ſucht dieß durch körperlichen Rauſch, Bewegung und Taumel zu befördern. Dahin gehört die Begeiſterung oder Wuth der Bacchanten, ſo wie der Corybanten und Cureten in den älteſten Zeiten; — eben ſo die heftigen Bewegungen des Körpers, verbunden mit lärmender Muſik und berauſchenden Getränken, bey den Jongleurs der Wilden; die Gewohnheit gewiſſer Türkiſcher Mönche, ſich immer im Kreiſe herumzudrehen, indem ſie die Nahmen Gottes herſchreyen.

Ferner haben manche gebildetern und feiner empfindenden Menſchen, beſonders Weibsperſonen, durch den Geſchlechtstrieb aufgereizt, eine eigne Diſpoſition zu dieſer Art von beſchaulicher Schwärmerey.

3. Die theurgiſche Schwärmerey.

Es iſt höchſt auffallend und ſeltſam, daß Menſchen, welche gewiſſe Götter oder Geiſter verehren, und für höhere Weſen halten, eben dieſelben doch zugleich als abhängige und dienſtbare Weſen betrachten, die ſie durch gewiſſe Mittel ſich unterwürfig machen können.

Noch ſeltſamer iſt, daß Schwärmer dieſer Art, da ſie doch den Weſen, auf die ſie wirken wollten, eine geiſtige über die Menſchheit erhabne Natur zuſchrieben, demungeachtet gröbere, mehr körperliche und materielle Mittel brauchten, ſie zu bewegen und zu gewiſſen Handlungen zu lenken, als bey Menſchen, dieſen kleinern und ſchwächern Geiſtern, angewandt werden.

Das Widerſprechende in den Anmaßungen einer ſolchen Magie zeigt ſich ſchon bey folgender Ueberlegung.

Man will auf Geiſter durch körperliche Mittel wirken. Indem man nun das, was die beabſichtigte wunderbare Wirkung thun ſoll, einen Geiſt nennt, ſo ſagt man doch eben damit, daß es ein Weſen ſey, welches nur durch moraliſche Mittel, durch Ideen und Abſichten, getrieben und in ſeinen Handlungen regieret wird: denn das iſt das Unterſcheidende eines Geiſtes. Indem man Körper und körperliche Handlungen dazu braucht, dieſes unſichtbare Weſen zu lenken, ſagt man, daß es nicht durch Motive regiert wird. Man iſt alſo mit ſich ſelbſt im Widerſpruch. Der Geiſt, mit dem man vorgiebt zu thun zu haben, iſt ein ungereimtes Hirngeſpinſt.

Und wenn die Natur des Geiſtes im Denken und Wollen liegt, ſo iſt der höhere Geiſt derjenige, welcher mehr und beſſer und vernünftiger denkt, und nach ſolchen Gedanken kräftiger will. Auf einen Geiſt kann nicht anders als durch Ueberzeugung und Bewegungsgründe gewirkt werden. Je höher der Geiſt iſt, deſto treffender und wahrer müſſen die Vorſtellungen, deſto vernünftiger müſſen die Motive ſeyn. Kurz man kann gar nicht von Geiſtern reden, wenn man nicht von menſchlichen Geiſtern die Analogie hernimmt; auch nicht von Stufen der Geiſter, wenn man nicht den Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch, in Abſicht des Verſtandes und Herzens, zum Maßſtabe nimmt. Aber nach dieſer Analogie zu urtheilen, wirken Mittel, dergleichen die Magie anwendet, auf einen Geiſt, und noch dazu einen abweſenden, gar nicht; und er iſt beſto erhabner über phyſiſche Einflüſſe, je vollkommner er iſt. Die Magie ſtellt uns Weſen auf, die auf der einen Seite weit mächtiger, als die Menſchen, und beynahe allwiſſend, auf der andern weit unvernünftiger und ſchwächer ſind; die weit genug ſehen, um vielleicht in einem andern Weltkörper die Gaukeleyen des Beſchwörers zu erkennen, und doch ſo eingeſchränkt, daß ſie dieſen Gauckeleyen gehorchen müſſen; und wiederum ſo mächtig, daß ſie die Wunder thun, die der Beſchwörer für ſich nicht thun kann.

Demunerachtet zeigt die Erfahrung, daß in allen Jahrhunderten die, welche auf eine ſchwärmeriſche Weiſe die Geiſterwelt zu erforſchen, ja zu beherrſchen ſuchten, leicht auf den Wahn gebracht wurden, daß gewiſſe Pflanzen, gewiſſe Manipulationen, Nahmen, Opfer oder Räuchwerk, die Kraft hätten, die Todten und die Dämonen herbeyzuziehen und ſie zu nöthigen, daß ſie erſchienen, etwas ausſagten, oder ſich auf die gewünſchte Weiſe thätig erzeigten.

Von den älteſten Zeiten an, hielten die Menſchen die Nahmen der Götter für etwas außerordentliches und wichtiges. Bey den Griechen hatte jede Gottheit eine Menge Nahmen, und die Hymnen thun oft nichts anders, als daß ſie dieſelben aufzählen. Der andächtige Heide ſetzte immer eine Deprecations-Formel hinzu, wenn er fürchtete, dem Gott, den er anbethete, nicht den Nahmen gegeben zu haben, den er wünſchte. — Die Juden ſelbſt, weiſer, als irgend ein Volk, in ihrer Theologie, glaubten doch an die Heiligkeit und Wirkſamkeit gewiſſer Nahmen Gottes. — Leicht alſo konnte man, da das Unſichtbare mit dem Geheimnißvollen, und dieſes mit dem Ungereimten nahe zuſammenhängt, auf den Gedanken kommen, die Dämonen würden durch die Kraft gewiſſer Nahmen und Töne, die ehrwürdig und heilig für ſie wären, bezaubert und müßten wider ihren Willen dem Eindrucke, den dieſelben auf ſie machten, nachgeben.

Daß Opfer und Blutvergießen den Göttern Speiſe bereiten, iſt die allgemeine alte Idee: und man nahm alſo zu ähnlichen Operationen ſeine Zuflucht, um die Dämonen zu bewegen.

Die Arzneykräfte der Kräuter, und die Widmung gewiſſer Kräuter und Thiere an gewiſſe Gottheiten waren die beyden Urſachen, warum den Kräutern ein geheimnißvoller, wunderthätiger Einfluß zugeſchrieben wurde.

Räuchwerk iſt, ſo wie Opfer, ein Theil des Gottesdienſtes. Und von den Ceremonien des

Gottesdienſtes ſind die theurgiſchen Operationen gemeiniglich entlehnt. Daher zu unſern Zeiten die Schwärmer die Gebräuche der Meſſe und überhaupt den katholiſchen Gottesdienſt, weil er mehr Ceremonien hat, bey ihren Verrichtungen nachgeahmt haben.

Hierbey iſt nun wieder die Schwärmerey durchaus in der Abhängigkeit von vorhergehendem Betruge, oder von Aberglauben. —

Die beſtimmten Mittel die Dämonen zu citiren, kann keine bloße, ſich ſelbſt überlaſſene, noch ſo ausſchweifende Einbildungskraft angeben; ſondern die muß der Menſch anders woher nehmen, entweder von alten Meinungen und Traditionen, oder von Erfindungen und gefliſſentlichen Lügen andrer Menſchen. Eben ſo wenig kann es die bloße Einbildung ſeyn, die ihm, bey dem Gebrauche ſolcher Mittel, den gewünſchten Effect darſtellt, ſondern es müſſen Veranſtaltungen vorhergehen, die dieſen Effect ſichern, wenigſtens den Schein davon bewirken.

Ich würde den vorgeblichen Meiſter ſolcher Künſte fragen: woher weißt du, daß dieſe Mittel oder Ceremonien auf Geiſter wirken? Haben ſie es dir ſelbſt geſagt? Dann iſt es aus gutem Willen, daß ſie ſich dir unterwerfen: du zwingſt ſie nicht; ſondern ſie wollen dir dienen. Was brauchten ſie dir ſonſt das Geheimniß, wie ihnen beyzukommen iſt, zu eröffnen? — Aber dann iſt es ja gar nicht erſt nöthig, ſolche Künſte zu brauchen. Ein bloßer Wink von dir, ein Befehl, ſelbſt nur dein Wille, den ſie ſo gut, als deine Grimaſſen, aus der Entfernung wahrnehmen können, wäre genug geweſen, ſie in Bewegung zu ſetzen. Oder haſt du die Regeln deiner Kunſt aus Tradition? Aber wie lernten denn deine Voraltern, die nicht andre Sinne, als du, hatten, die Geiſter kennen, und wie wurden ſie benachrichtiget, welche Nahmen oder welche Gerüche ihnen angenehm oder fürchterlich wären? — Denn das wirſt du doch keinen vernünftigen Menſchen bereden, daß man durch Beobachtung und Erfahrung, nach und nach, wie zu einer andern Kunſt, ſo auch zur Magie gelangen könne. Dazu müßte das erſte Datum doch die Erfahrung von dem Daſeyn und der Wirkung der Geiſter ſelbſt ſeyn. Aber ſie erſcheinen, ſie wirken nie ohne ſolche magiſche Operationen. Und doch müßten dieſe erſt das letzte Reſultat vieler, mit ihnen und ihrer Art zu wirken und zu leiden angeſtellten, Beobachtungen ſeyn. — Alſo Offenbarung allein müßte der Grund der Magie ſeyn: entweder Offenbarung des höchſten Gottes, oder der niedrigern Geiſter ſelbſt, deren ſich die Magie bedient. Auf die erſtere machen die Magier ſelbſt keine Anſprüche; und es wäre auch im höchſten Grade ungereimt, daß Gott einen Menſchen in außerordentlichen Wirkungen unterſtützen wollte, und ihn erſt an eine gewiſſe Methode wieſe, wodurch er die Untergötter ſich dienſtbar machen könne, da er nur ſelbſt mit ſeiner Macht zutreten darf, auch den Willen und das Vorhaben des Menſchen, dem er dieſe Kräfte verleiben will, in jedem Augenblick erkennt. Es iſt alſo kein Weg erdenklich, auf welchem ein Menſch zu dieſer Wiſſenſchaft gekommen wäre. Er ſoll die Geiſter zwingen, und dieſe müſſen ihn erſt unterrichten, wie er ſie zwingen ſoll. Sie geben ihm, wie ſpielende Kinder, das Seil ſelbſt in die Hände, womit er ſie binden ſoll. Eben ſo gut wäre es ja, ſeinem bloßen Willen zu gehorchen.

Religionen, die auf Wunder gegründet ſind, und wunderbare Erzählungen und Ceremonien enthalten, ſind, ſo lange ſie aufrichtig und in Einfalt geglaubt werden, der Moralität oft günſtig und beförderlich und der Schwärmerey nicht günſtig; Wenn ſie aber veraltet ſind und ihre eigne innre

Kraft über die Gemüther der Menſchen verloren haben; — wenn man anfängt, darüber zu räſonniren und ſie entweder durch eine neue Secte oder durch Philoſophen beſtritten werden: dann geſchieht es, daß die Partey, welche ſich derſelben ernſtlich annimmt und für ſie kämpft, indem ſie ihre eignen Leidenſchaften mit in den Streit miſcht, und ihre neuern Kenntniſſe mit den alten Traditionen vereiniget, in Schwärmerey geräth, und dasjenige, was bloße Ceremonie geweſen war, in Theurgie verwandelt. Socrates glaubte halb zweifelnd an die Volksreligion; Xenophon fragte auf ſeinen Rath das Orakel zu Delphi, da er wiſſen wollte, ob es gut für ihn wäre, die Expedition des jüngern Cyrus mit zu machen. Deßwegen waren Socrates und Xenophon nicht Schwärmer. — Die Neuplatoniker hingegen, welche angefeuert von dem Widerſprechungsgeiſte, den das zu ihrer Zeit überhand nehmende Chriſtenthum erregte, das Heidenthum aus allen Kräften vertheidigten und ausſchmückten, Julian, Plotin, Porphyr, waren Schwärmer, oder wurden es.

Wenn indeß die durch Aberglauben beſtimmte Schwärmerey dergleichen theurgiſche Operationen anfing: ſo mußte der Betrug immer dazu kom men, wenn ſie lange in Ruf und Ehren bleiben ſollten. Denn wenn auch ein einmahliges Mißlingen derſelben den Gläubigen nicht abſchreckt, der es etwa bloß auf Rechnung ſeiner eignen Unheiligkeit ſetzet: ſo ſind doch Wenige beharrlich genug, immerfort bey mühſamen und künſtlichen Verrichtungen, die zu nichts führen, auszuhalten. Da alſo müſſen nun täuſchende Künſte hinzukommen; und hier mag der rechte Punkt ſeyn, wo der Schwärmer in den Betrieger übergeht, wenn er nähmlich vor dem Volke eine Hoffnung, die er bey Andern erregte, weil er ſie ſelbſt hatte, und die ihm fehlſchlägt, aufrecht zu halten hat.

Dieſe Verrichtungen zielen bey den Schwärmern, je nachdem der Geiſt und die Moralität des Zeitalters und der Secte ſind, entweder auf Beſtätigung der Lehren von der Exiſtenz Gottes, der Geiſter, und der Zukunft, und alſo auf die Religion; oder auf Befeſtigung gewiſſer moraliſchen Vorſchriften; oder auf Weiſſagung und Hervorbringung wunderthätiger Erfolge, zum Nutzen oder Schaden Andrer.

Die Giftmiſcher und die Magier ſind ſchon vor Alters zuſammengeſellt worden. Und die Macht, heimlich wunderbare Veränderungen hervorzubringen, bringt Uebelgeſinnte leicht auf den Gedanken, heimlich zu ſchaden. Wie vielerley Arten hat nicht die boshafte Schwärmerey erdacht, Menſchen durch magiſche Operationen zu tödten, zu verſtümmeln, oder auch zur Liebe zu zwingen.

Eine ſolche Vermiſchung des Religiöſen mit dem Verbrechen iſt vielleicht zugleich das Schändlichſte und das Unſinnigſte, was es in der menſchlichen Natur und in menſchlichen Handlungen giebt: aber es hat wirklich exiſtirt. Die übernatürlichen Kräfte, unabhängig von der höhern Weisheit und Güte, wie wir ſie in Gott damit vereinigt glauben, ſind eine gefährliche Idee, und ſie ſind das rechte Centrum der Schwärmerey. Denn wenn in einem Weſen Verſtand und Tugend mit wunderthätiger Macht verbunden ſind, ſo iſt kein andrer Weg, ſich dieſes Weſen günſtig zu machen, als wenn man ſelbſt vernünftig und tugendhaft iſt. Aber das vernunftloſe Mächtige kann auch durch thörichte Mittel bewegen, kann auch zum Dienſte des Laſters gebraucht werden.

4. Die fanatiſche Schwärmerey.

Dieſe iſt verfolgend; ſie geht auf Bekehrungen oder Eroberungen aus, und will große Umkehrungen in der Welt machen, weil ſie ſich, durch einen höhern Beruf dazu berechtigt, und durch höhere Kräfte darin unterſtützt glaubt.

Dieſer Fanatismus iſt nur möglich, wo ein großer Haufen oder ein ganzes Volk an ſchwärmeriſchen Ideen Theil nimmt, und findet ſich bey dem Entſtehen neuer Secten und in den Zeiten der Religions-Revolutionen. Die glücklichſten Schwärmer dieſer Art waren Mahomed und deſſen Nachfolger, die ihr Reich auf eine neue Religion gründeten: der unglücklichſte war vielleicht der König der Wiedertäufer in Münſter, Johann von Leiden. Der ſchwärmeriſche Regent iſt immer der größte Deſpot, denn er regiert mit göttlicher Autorität.

Die nächſte Abſicht des politiſch agirenden Religions-Schwärmers iſt zuerſt die Ausbreitung der wahren Religion, zunächſt Zerſtörung vermeinter Tyranney, und Wiederherſtellung von Freyheit und Gleichheit.

Es iſt aber ein bemerkungswerther Unterſchied zwiſchen folgenden zwey Arten dieſer Schwärmerey.

Es giebt eine, welche den Schwärmer zum verfolgenden Orthodoxen ſeiner vaterländiſchen

Religion, und eine, welche ihn zum Separatiſten macht.

In der einen Gattung ſind es ganz die eignen Ideen und Einbildungen des Menſchen, welche diejenige Stärke bekommen, daß ſie ſeine Vernunft und ſeine Sinnlichkeit zugleich beherrſchen, und ihn von der gewöhnlichen Art zu denken und zu handeln entfernen. Dieſe Art von Schwärmern verwirft alle Tradition und alle äußere durch Menſchen oder Schriften ihnen zukommende Offenbarung, — oder ſieht ſie wenigſtens als einen mangelhaften, veralteten, der Erläuterung und Ergänzung bedürfenden Unterricht an, der dem innerlich Erleuchteten, theils entbehrlich, theils ihm allein verſtändlich und brauchbar ſey. Dieſe hält ſich alſo dafür an das innre Licht, es ſey, daß ſie wirklich göttliche Eingebungen zu haben glaubt, oder daß ſie wenigſtens denjenigen Aufſchlüſſen, die aus ihren eignen Betrachtungen herkommen, ein höheres Anſehen beylegt.

Die andre Gattung von Schwärmern ergreift nur mit ihrer Einbildungskraft die allgemein angenommenen und im kirchlichen Syſteme ihrer Partey aufgeſtellten Ideen, und indem ſie ſich von der Wahrheit derſelben durch innere Erfahrungen zu überzeugen ſucht, geräth ſie ebenfalls auf ausſchweifende Einbildungen und dieſen gemäße Leidenſchaften, die aber ſämmtlich nur das, was andre fromme Anhänger der Volksreligion glauben, oder dahin geſtellt ſeyn laſſen, in Empfindungen und Principien des Verhaltens verwandeln.

Die erſte Gattung von Schwärmern iſt, da ſie ſich von der herrſchenden Kirche abſondert und ſich gegen das Anſehen derſelben zu vertheidigen hat, ſchwächer, zurückhaltender, demüthiger. Da der Schwärmer, welcher aus ſich ſelbſt ſein Licht ſchöpft, nur einzeln iſt, wenigſtens ſpät und ſelten eine Secte ſtiftet, ſo werden ſeine Einbildungen nicht ſo unterſtützt, ſeine Leidenſchaften nicht ſo angeflammt. Er iſt alſo ſelten oder niemahls verfolgend, auch eben nicht bekehrungsſüchtig, weil er ſein höheres Licht für einen Vorzug hält, den er vor Ungeweiheten verbirgt, und Andern nicht einmahl gerne mittheilt.

Die andre Gattung von Schwärmern ſtützt ſich auf die Autorität der Kirche, der ſie gleichſam zu Hülfe kommt, deren Lehren ſie durch ihre vermeinten Erfahrungen, Eingebungen und Wunderkräfte beſtätiget, und deren Feinde ſie durch die kräftigſten Beweiſe bekämpfen hilft. Dabey wird ſie durch zwey Principe in Bewegung geſetzt: durch die göttliche Autorität der Lehren und der Tradition, welchen ſie ergeben iſt, und durch ihre eigne ausſchweifende Einbildungskraft. Es iſt alſo natürlich, daß dieſe Gattung von Schwärmern viel weiter über das Ziel hinausgeht; daß ſie die göttliche Lehre, deren Annehmung ihr die erſte Pflicht aller Menſchen ſcheint, und deren Wahrheit ſie nun ſo anſchaulich erkennt, ſelbſt mit Feuer und Schwert auszubreiten ſucht. Mit *einem* Worte, wenn Aberglaube mit Schwärmerey, blinde Anhänglichkeit an ein herrſchendes Syſtem und ein Prieſter-Regiment mit ſchimäriſchen Einbildungen von eigner Heiligkeit und einer Verbindung mit Gott oder andern höhern Weſen, vermittelſt jenes Syſtems, zuſammenkommen: ſo muß daraus der wahre Fanatismus entſtehen. Und dieſe Schwärmerey iſt weit anſteckender, da ſie viel mehr Gehülfen und Beförderer hat, und alſo die Vereinigung vieler Menſchen, wodurch alle Leidenſchaften verſtärkt werden, hier auch die Schwärmerey auf einen höheren Grad treibt.

Aus dieſer genauern Darſtellung der verſchiednen Arten der Schwärmerey ergiebt ſich nun näher, welches eigentlich die Einbildungen ſind, welche der Schwärmer für Thatſachen annimmt.

Sie ſind vornehmlich Umgang mit Gott oder Geiſtern und abgeſchiednen Seelen; Einwirkung derſelben auf ſeine Gedanken, Geſinnungen und Handlungen, Mitwirkung derſelben zu gewiſſen äußern Erfolgen nach des Menſchen Willen, oder Wunderkräfte; Mittheilung von Kenntniſſen, beſonders künftiger Dinge, oder die Gabe der Weiſſagung; ſichtbares Erſcheinen heiliger Sachen oder Perſonen, und eine völlige Vernichtung des eignen Weſens und der eignen Kräfte, und Verſenkung derſelben in ein höheres Weſen.

Hierher gehören nun auch die politiſchen Schwärmer, eine weit ſeltnere Erſcheinung, als die religiöſen, und die nur unter dem Brauſen einer Staats-Umwälzung entſteht. Denn alle politiſchen Meinungen gehen ihrer Natur nach auf das Sinnliche und Sichtbare; und ſind daher ſchon der Mitwirkung der Einbildungskraft und der Schwärmerey, im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht fähig. Dazu kommt, daß das Politiſche auf das Individuum nur einen ſo mäßigen Einfluß hat daß die Leidenſchaften dadurch gewöhnlich nur ſchwach angereizt werden. Ein anderes aber iſt es, wenn große Aenderungen ſchon im Werke ſind, ſehr Viele daran Theil nehmen, und große Hoffnungen und Wünſche von dieſer Seite rege werden.

Hier erhitzen die Menſchen einander wechſelsweiſe; und die ſchon wahrgenommene Veränderung, welche ſie bewirkt haben, macht ſie immer dreiſter, neues zu wagen.

Unſer Zeitalter ſieht von dieſer Schwärmerey ein in ſeiner Art einziges Beyſpiel *). Sie iſt der Religions-Schwärmerey in vielen Puncten ähnlich. Sie geht auch auf das Unſichtbare; auf eine Ordnung der Dinge, die noch nirgends iſt, und von der nicht einmahl ein beſtimmter Begriff vorhanden iſt. Sie ſieht dieſe neue Ordnung als etwas Göttliches, die Bewirkung derſelben als etwas über alle andern Pflichten erhabenes an, und macht daher in den natürlichen und moraliſchen Empfindungen eine eben ſolche Zerrüttung, als die Religionsſchwärmerey von jeher gethan hat. Sie iſt grauſam und verfolgend; ſie iſt gleichgültig gegen eigne Wunden und den Tod.

Es giebt aber auch noch eine gewiſſe laboriöſe, überthätige Schwärmerey ſanfterer Art. Das

---

*) Man erräth leicht, daß G. dieß zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution ſchrieb.

iſt die, welche in der Welt mehr Gutes wirken will, als in des einzelnen Menſchen und des Privatmannes Kräften ſteht. Wenn nun die natürlichen Urſachen die Unternehmungen eines ſolchen Menſchen nicht, wie er wünſcht und erwartet, begünſtigen, ſo findet er oft ſeinen Troſt nur in der Einbildung von unſichtbaren ihn unterſtützenden Kräften.

III. Urſprung und Entſtehungsart der Schwärmerey.

Die Urſachen liegen theils in beſondern Dispoſitionen des Körpers und Geiſtes; theils in den Begebenheiten und Lagen gewiſſer Menſchen; theils in den Zeitumſtänden und der gemeinſchaftlichen Lage der Menſchen und Völker.

1. Dispoſitionen des Körpers und Geiſtes.

Eben dieſelben, welche die Verrückung hervorbringen, ſind es auch, welche der Schwärmerey zum Grunde liegen. Sie ſind

Erſtens im Körper Nervenſchwäche oder zu große krankhafte Bewegbarkeit der Nerven. Die Schwärmer, die wir im Alterthume oder auch in neuern Zeiten bey wilden Völkern antreffen, als wie die Schamanen, ſind mehrentheils zugleich Epileptiſche. Solche Menſchen ſind vorzüglich zur beſchaulichen oder melancholiſchen Schwärmerey, zu Viſionen gemacht. Den kältern Erdſtrichen, deren Bewohnern überhaupt Nervenſchwäche eigenthümlich iſt, ſcheint auch dieſe Art von Schwärmerey beſonders zuzugehören.

Ferner heftige Bewegung und große Hitze des Blutes, welches ſich gegen den Kopf drängt, und die Bilder der Imagination lebhafter, alle Leidenſchaften feuriger macht. Dieß iſt die Schwärmerey der wärmern Zonen; ſie iſt weit häufiger, heftiger, verfolgender und ausdauernder.

Beſonders aber der Geſchlechtstrieb bey einem hitzigen Temperament; wenn ihm entweder ein Menſch aus Religioſität widerſtanden hat; (daher ſo viele Nonnen und Mönche Schwärmer geworden ſind;) oder wenn die Umſtände ſich der Befriedigung deſſelben widerſetzt haben, nach der bekannten Bemerkung, daß alte Buhlſchweſtern Betſchweſtern werden.

Zweytens: im Geiſte diejenigen Dispoſitionen, welche mit jenen körperlichen zuſammenhängen. Alſo vornehmlich Stolz und Liebe. So wie dieſe oft Narren gemacht haben, ſo haben ſie auch Schwärmer gemacht. Der Stolz thut dieß, inſofern der Stolze ſich höhere Vortreflichkeit, größere Einſichten oder Kräfte wünſcht, als in dem Looſe der Sterblichen liegen und auf dem natürlichen Wege zu erhalten ſind, und ſich endlich ſelbige zu beſitzen einbildet.

Ferner *alles, was das Gemüth, die Denk- oder die Willens-Kraft, überſpannt*, und ſie von dem gewohnten Wege der ſinnlichen Erfahrungen, und der auf Erfahrungen gegründeten Vernunftſchlüſſe, die allen Menſchen begreiflich ſind, oder von den natürlichen Trieben und den ordentlichen Mitteln, ſie durch Erlangung von Vermögen und Anſehen zu befriedigen, entferne.

1. Anhaltendes Nachforſchen über unſichtbare, über unſre Sinnen erhabne Gegenſtände, beſonders über die der Religion und andre im Vorhergehenden genannte. Alles anſtrengende Betrachten ſolcher Dinge, die wir weder ſinnlichen Erfahrungen und Verſuchen unterwerfen, noch auf ſolche zurückführen können, erzeugen endlich eine gewiſſe Leere des Gemüthes, oder Thorheiten, zu welchen auch die Schwärmerey gehört. Die Vorſtellung von Gott ſelbſt iſt vielleicht die

einzige überſinnliche Idee, mit welcher man ſic ob ſie ſich gleich nie völlig deutlich machen läßt, ohne Gefahr, in Schwärmerey zu gerathen, lange beſchäftigen kann; erſtlich, weil ſie zu groß für die Einbildungskraft iſt; zum andern, weil ſie mit der ganzen ſinnlichen Natur zuſammenhängt, indem jede wahrgenommene Ordnung und Schönheit an die Idee des Schöpfers und Regierers der Welt angeknüpft werden kann. Auch geräth derjenige, welchem religiöſe Empfindungen natürlich ſind, nicht ſo leicht in Schwärmerey, wie der, welcher von Natur wenig und ſchwache Empfindungen dieſer Art hat, und ſie mit Gewalt erkünſteln will. Ein ſolcher geht dann leicht vom Mangel in den Exceß über.

2. Eine zu große Entfernung von den Vergnügungen und Beſchäftigungen der Welt, der bürgerlichen Geſellſchaft und des Umganges. — Der, welcher nicht mit und unter Menſchen handeln und glücklich ſeyn will, welcher es durchaus in Armuth und Einſamkeit ſeyn will; wer den mäßigen Gebrauch der äußern Güter ſowohl als den unmäßigen verwirft, und weder Amt noch Stand oder Achtung in der Welt, ja nicht einmahl nützliche Beſchäftigung ſucht, wird immer mehr oder weniger in Schwärmerey gerathen.

Daher haben die Herrnhuther dem übeln Erfolge und den Ausſchweifungen der Schwärmerey bey ſich ſelbſt dadurch gewehrt, daß ſie fleißig und induſtriös ſind, und den Fleiß in Berufsarbeiten zur Tugend machen. Nur die müßigen religiöſen Leute werden eigentliche Schwärmer.

3. Halbverſtandne Kenntniſſe der Natur, beſonders des Geheimnißreichen in der Natur, ohne die nöthigen und ſoliden Kenntniſſe der Mathematik und Phyſik. Dieſe halben Kenntniſſe werden dann gemeiniglich mit dem Moraliſchen und Geiſtlichen auf eine unnatürliche Art zuſammen verbunden; und aus dieſer Vermiſchung phyſiſcher und geiſtiger, theologiſcher oder pſychologiſcher Begriffe entſteht oft eine eigne Art der Schwärmerey.

4. Der menſchliche Geiſt iſt, wie der Körper, dazu gemacht, von äußerer Nahrung zu leben, die zwar jeder in ſich verarbeiten, die er aber von außen empfangen muß. Die Nahrung des Körpers ſind Speiſe und Trank; die Nahrung des Geiſtes beſteht in Lectüre, Umgang, Arbeit und allen den Begriffen, welche er durch die fünf Sinne und körperliche Beſchäftigungen erhält. Die übermäßige Enthaltſamkeit des Kör-

pers iſt eine von den Urſachen der Schwärmerey; die übermäßige Enthaltſamkeit und Nahrungsloſigkeit des Geiſtes iſt eine andre. Wenn demſelben nicht ſolide Vorſtellungen durch die Sinne zugeführt werden, ſo lebt er bloß von ſeinen Einbildungen, und dieſe ſchärfen und erhitzen ſich nach und nach eben ſo, wie die Säfte des Körpers, wenn demſelben nicht neue Nahrung zugeführt wird. Wer alſo denken will, wo nichts zu unterſuchen iſt; wer innerlich genießen will, ohne alle äußern Gegenſtände; wer Kenntniſſe erwartet, ohne Unterricht, ohne Gelehrſamkeit, Reiſen oder Bücher; wer einen hohen Grad von Glückſeligkeit genießen will, ohne alle Hülfsmittel des geſelligen Umganges; — wer zu einem hohen Grade von ſittlicher Vortrefflichkeit, ohne wohlthätige Ausübung des Guten in einem nützlichen Berufe, kommen will; kurz, wer auf ein hohes Ziel ſeiner Thätigkeit geſpannt iſt, und doch nicht einen ſolchen Weg einſchlägt, an welchem die Sinne, der Körper und die äußre ſichtbare Welt Theil nehmen, der iſt in Gefahr, Schwärmer zu werden.

5. So wie der Witz und die kalt überlegende, beſonders mathematiſche Vernunft der Schwärmerey ungünſtig ſind: ſo iſt hingegen eine dich-

teriſche Einbildungskraft, die nicht durch Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Lecture Stoff bekommt, noch durch den räſonnirenden Verſtand geleitet wird, zum Ungeheuren, Romantiſchen und Schwärmeriſchen geneigt.

2. Begebenheiten, Lagen und Schickſale.

Dieſe wirken auf Hervorbringung oder Verhinderung der Schwärmerey theils durch die Diſpoſitionen des Gemüthes, zu denen ſie Anlaß geben; theils durch die Gegenſtände, welche ſie dem Menſchen darſtellen; theils durch das Anſteckende der Beyſpiele, unter welche ſie ihn verſetzen.

1. Manche Unglücksfälle machen den Menſchen geneigt, an den Tod, die Ewigkeit und die unſichtbare Welt zu denken, und ſich zu ſehr mit ihnen zu beſchäftigen. Dieß thut vornehmlich der Tod geliebter Perſonen; beſonders, wenn er die Zurückgelaſſenen zugleich in Einſamkeit und Elend verſetzt.

Das Bewußtſeyn großer Verbrechen, oder doch ſolcher, die man begangen zu haben glaubt, erfüllt den Menſchen mit einer ungewöhnlichen Furcht vor der Zukunft und vor den unſichtbaren Mächten und treibt ihn zu allerley Verſöhnungen, die nach Maßgabe andrer Umſtände auf Aberglauben oder Schwärmerey hinauslaufen. Daher kommt es, daß in den ſchwärmeriſchen Secten ſo viele eine förmliche Bekehrungs-Geſchichte von ſich zu erzählen wiſſen, wo vor ihrer Umkehrung und Beruhigung eine lange und ſchreckliche Angſt herging: ein Phänomen, welches die Enthuſiaſten in der Folge als nothwendig zu einer wahren Bekehrung forderten, und welches in der That, wenn es nicht erheuchelt iſt, das Gemüth zu ſchwärmeriſchem Glauben an unſichtbare und übernatürliche Verſöhnungs- und Beſſerungs-Mittel ſtimmt.

2. Der Aufenthalt in hohen Gebirgen, in Klüften, auf Inſeln und Küſten eines ſtürmiſchen Oceans erfüllt die Sinne und die Imagination mit großen zum Theil ſchrecklichen Bildern. Dieſe Gegenſtände führen jedoch mehr auf die phyſiſche Macht der Natur, als auf die unſichtbare der Geiſter. Daher machen ſie nur unter beſondern Umſtänden ſchwärmeriſch. Gewiß aber iſt doch, daß ſich an ſolchen Orten Schwärmer, Geiſterſeher, Propheten und Wunderthäter öfter einfinden und länger in Anſehen erhalten: wozu aber ohne Zweifel beyträgt, daß dieſe von der übrigen Welt abgeſonderten Gegenden auch an

dem Fortgange des Lichts in derſelben weniger Theil nehmen können. So kann der Anblick großer und ſchrecklicher Natur-Revolutionen, Erdbeben, Verwüſtungen, wie Verrückung und Melancholie, ſo auch Schwärmerey bewirken.

3. Wenn der Menſch in einem Zeitraume oder unter einer Geſellſchaft lebt, wo eine ſchwärmeriſche Andacht herrſchend iſt: ſo wird manches Gemüth, durch bloße Theilnahme daran, ſchwärmeriſch, in welchem auch kein eigner Same dazu liegt. Wahre Schwärmer ſind immer in gewiſſer Abſicht ſtark, heftig, — ſie ſind fixirt auf einen Punct; ſie handeln, denken und reden gleichförmig: daher haben ſie auf ſchwächere Gemüther, die ihnen nahe kommen, immer einen ſtarken Einfluß.

Insbeſondre kann die Erfahrung davon, daß gewiſſe ſchwärmeriſche Begriffe bis zum Tode ausgehalten und denſelben ſogar leichter gemacht haben, bey den Zeugen ſolcher Auftritte, eine Vermuthung von der Wahrheit deſſen, worauf ſo viel Standhaftigkeit und Muth gegründet waren, zurücklaſſen.

Es giebt auch eitle Schwärmer, die ihre Imagination erhöht haben, um ſich ein gewiſſes Verdienſt zu erträumen, welches ſie in den gewöhnlichen Verhältniſſen unter andern Menſchen nicht hatten. Wenn ein Menſch, der große Anſprüche auf Erhabenheit über Andre macht, und doch weder durch ſeine höheren Talente noch durch ſeine Glücksumſtände darin unterſtützt wird, auf das Moraliſche und Geiſtliche fällt: ſo geräth er durch Ueberſpannung ſeiner religiöſen Gefühle, oder durch falſche Einbildungen, welche er ſich von dem Grade ſeiner Frömmigkeit macht, leicht in Schwärmerey. So iſt mancher ein Frömmling und ein Geiſterſeher geworden, wenn ihm nichts mehr hat gelingen wollen.

3. Urſachen, die in den Zeitumſtänden und der allgemeinen Lage der Menſchen und Völker liegen.

1. Es kommt hierbey zuvörderſt auf den Geiſt der herrſchenden Religion an. Jede moraliſche iſt weniger ſchwärmeriſch, und veranlaßt weniger Schwärmerey. Der Glaube an alte Wunder und Weiſſagungen kann allerdings, ſo lange er feſt iſt, einen Glauben an ähnliche wunderbare Ereigniſſe in der gegenwärtigen Zeit oder doch eine Begierde darnach hervorbringen. Doch iſt es etwas anders, wenn dieſe alten Wunder nur zur Beſtätigung moraliſcher Lehren vorher geglaubt und

gepredigt werden; oder wenn auf denſelben, als auf Hauptſachen, beſtanden wird, und eine Folge vermeinter neuerer Wunder immer den Glauben an die alten auffriſcht. Es iſt etwas ganz anderes, ob jene alten Wunder bloß in dem Verſtande und Gedächtniſſe, oder ob ſie in der Einbildungskraft der Gläubigen exiſtiren.

Eine Religion, welche an Ceremonien, Geheimniſſen und Wundern reich iſt, fängt, wie ich ſchon geſagt habe, erſt dann an, Schwärmerey hervorzubringen, wenn ſie anfängt, vernachläſſigt und beſtritten zu werden: denn dieſes Phänomen zeigt, daß der gegenwärtige Zuſtand der Menſchen den feſten und einfältigen alten Glauben nicht mehr zuläßt. Diejenigen, welche nun noch demſelben anhängen, können dieß nur durch einen von dem gewöhnlichen abgehenden Zuſtand ihres Gemüthes, oder durch eine Exaltation, in der ſie ſich über den Einfluß der Ideen ihres Zeitalters hinwegſetzen.

2. Auf der andern Seite iſt, bey großen Reformen der Religion oder bey Einführung neuer, die Schwärmerey im Anfange unausbleiblich. Theils wird überhaupt dadurch ein religiöſer Eifer erregt, und das Unſichtbare bekommt eine größere Gewalt über viele Gemüther; theils fin-

den die Anführer neuer Secten oft ihren Vortheil dabey, die Schwärmerey zu erregen: und die Betrüger finden ſich, wo die Geneigtheit ſich betrügen zu laſſen vorhanden iſt; theils endlich wird durch die Streitigkeiten oder Verfolgungen der neuen Secten, oder auch wohl durch die Strenge ihrer Sittenlehre; durch ihre Eingezogenheit, durch ihre Entfernung von den Vergnügungen und Beſchäftigungen der Welt, der Geiſt ihrer Anhänger ſo auf ihre eignen Ideen und beſonders auf metaphyſiſche, welche die Religion und das Unſichtbare betreffen, eingeſchränkt, daß dieſe nothwendig einen ungewöhnlichen Grad von Feuer und Stärke bekommen müſſen.

2. So wie die Zeit, wo beſtehende Volks-Religionen anfangen in Verfall zu kommen, und andre ſich erheben, an Schwärmern reich iſt; ſo iſt es auch die Zeit, wo Revolutionen in den Wiſſenſchaften und Kenntniſſen der Menſchen beginnen. Wenn ſie nach einer langen ruhigen Unwiſſenheit anfangen, ſich mit der Unterſuchung der Natur zu beſchäftigen, und ſchon einige Beobachtungen und Entdeckungen gemacht haben, — aber theils noch durch keine geſunde Logik geleitet werden, theils noch nicht die Grundgeſetze der Phyſik und Mechanik gehörig kennen; — in

dieſem Stande einer halben Wiſſenſchaft, muß die Einbildungskraft dem noch ununterrichteten Verſtande zu Hülfe kommen; die Menſchen erdenken ſich, was ſie gründlich kennen zu lernen noch außer Stande ſind. — Daher die Cosmogonien der alten Griechiſchen Philoſophen, die im Grunde ſchwärmeriſche Träumereyen waren, — und in neuern Zeiten die ähnlichen Meinungen des Theophraſtus Paracelſus, Jacob Böhm und Andrer.

Der unwiſſende Menſch bleibt bey dem Sinnlichen ſtehen, er iſt zufrieden mit der engen Grenze ſeiner Einſichten, und ſeine Begierde geht nicht weiter, als ſein Verſtand. — Aber wenn die Wißbegierde erwacht, und die Hülfsmittel zu Erlangung der Wiſſenſchaft noch fehlen; dann pflegt der menſchliche Geiſt auszuſchweifen; dann nimmt er die Religion, alte Hieroglyphen, und alles, was nur unverſtändlich iſt, zu Hülfe, um aus ihnen die Lücken wahrer Kenntniſſe auszufüllen.

Dieſe Ausſchweifung der Einbildungskraft findet ſich eben ſowohl bey der erſten Erfindung der Wiſſenſchaften, als bey der Wiederherſtellung derſelben, aber doch auf verſchiedne Weiſe. Dieſes kommt hauptſächlich daher, daß man bey der

Wiederherſtellung Bücher hat, aus welchen man ſchöpft; bey der Erfindung nicht. Alte unverſtändliche Bücher und Monumente aber ſind recht eigentlich ein Werkzeug und eine Quelle der Schwärmerey. — Sie enthalten etwas Unſichtbares und Geheimnißvolles; ſie haben die Verehrung der Menſchen auf ihrer Seite, und ziehen alſo ihre Aufmerkſamkeit auf eine außerordentliche Weiſe an ſich; — die Idee, daß die Menſchen zuerſt weiſer, vollkommner und beſſer waren, führet darauf, in dieſen Monumenten des Alterthums alle Weisheit und alle Erkenntniſſe zu ſuchen. Die Auslegung derſelben aber giebt der Einbildung ſo viel Spielraum, daß ſie, wenn ſie nicht durch Kritik, Geſchichte und Phyſik, (das heißt, durch ſchon vervollkommnete Wiſſenſchaften) verwahrt wird, auf Abwege gerathen muß.

Bey der erſten Erfindung der Wiſſenſchaften beſchäftiget ſich die Einbildungskraft nur mit der Natur ſelbſt; oder ſie ſpielt mit Worten. Und die Töne der Sprache geben oft zu ſeltſamen Principien Anlaß. Doch geſchieht auch dann etwas ähnliches, wie bey Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Denn vor dem erſten Keime wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen gehen doch religiöſe und politiſche Ceremonien und Monumente vorher, die alsdann ſchon eine Ehrwürdigkeit haben. Und an dieſe machen ſich ebenfalls die erſten Philoſophen vor allem Andern, und ſuchen in ihnen Geheimniſſe.

4. Alles nun, was dieſe ſymboliſche Ueberlieferung der Begriffe in Gebräuchen und Hieroglyphen in einer übermäßigen Verehrung erhält, und die Menſchen veranlaßt, darin, mit Vernachläßigung des deutlichen und faßlichen Unterrichts, den die Wiſſenſchaften geben, eine höhere Weisheit zu ſuchen, das führt ſehr leicht auf Schwärmerey. — Und dieſes thut die geheime Geſellſchaft der Freymäurer. Ihre Symbole haben daher ſchon manche verführt, hinter der Aegyptiſchen und Cabbaliſtiſchen Weisheit mehr zu ſuchen, als dahinter zu finden iſt. —

Ueberhaupt ſind geheime Geſellſchaften ſehr ſchicklich dazu, Pflanzſchulen der Schwärmerey zu ſeyn. Erſtlich hat das Geheimnißvolle ſelbſt ſchon an ſich etwas die Einbildungskraft anſpannendes und Erwartung erregendes. Ferner können ſich Betrüger ſehr gut in denſelben verbergen. Beſonders geben ſie dann der Schwärmerey Nahrung, wenn eine geheime Geſellſchaft ſich an die Religion anſchließt, von ihr Gebräuche entlehnt u. dgl. Ja die Errichtung geheimer Geſellſchaften ſetzt ſchon eine Schwärmerey voraus; indem man keinen moraliſchen oder wiſſenſchaftlichen Zweck, weder Aufklärung noch Beſſerung der Menſchen auf ſolchem Wege zu befördern hoffen kann, ohne ſelbſt ſchon von der Einbildungskraft irre geführt zu ſeyn, und den geraden Weg der Vernunft verlaſſen zu haben. Es ſchwebt daher immer ein Geiſt der Schwärmerey und falſcher Einbildungen über ihnen, ſo lange ſie nicht in bloße Coterien und Clubs ausarten, welche die Thüre nur aus alter Gewohnheit verſchließen, nachdem ſie alle Abſichten, die Heimlichkeit verlangen, aufgegeben haben.

5. Wenn ſich der kriegeriſche Geiſt mit Unwiſſenheit und Religioſität in einem Zeitalter vereiniget, ſo iſt er ſehr geſchickt, Schwärmerey hervorzubringen. Ein Beweis ſind die Kreuzzüge. Dasjenige, wofür man ſich in Leibes- und Lebens-Gefahr giebt, wird eben dadurch, daß man ſo viel dafür gewagt hat, dem Gemüthe größer und ehrwürdiger erſcheinen, und die Einbildungskraft in ſtärkere Flammen ſetzen.

Man fragt, warum die Schwärmerey in unſern Tagen ſo ſehr überhand genommen. Erſtens muß man freylich wiſſen, ob das Factum richtig ſey. Auftritte, die denen unſrer Zeit ähnlich ſind, hat es zu jeder Zeit gegeben. Wenn aber etwas an der Sache iſt, ſo kommt es ohne Zweifel zum Theil daher, daß der Glaube an die poſitive Religion ſehr abgenommen hat, und doch Viele noch ein Bedürfniß in ſich fühlen, welches durch die Arbeiten, Zeitvertreibe und Endzwecke dieſes Lebens nicht ausgefüllt wird.

So lange die Menſchen an die Bibel und die Lehren der väterlichen Religion feſt glaubten, ſo lange waren ſie mit dem Troſte und den Einſichten, welche dieſe gewährten, zufrieden. So wie ſie es für Sünde hielten, irgend etwas, das zu den Lehren der Religion gehörte, zu bezweifeln; ſo ſahen ſie es auch für unerlaubt an, ausgrübeln oder erforſchen zu wollen, was die Quelle aller Erkenntniſſe dieſer Art, die heil. Schrift, nicht darreichte. Daher war bey den Einen der Aberglaube, bey den Andern eine vernünftige Religioſität eine Schutzwehr gegen die Schwärmerey. Nachdem dieſer Glaube ſchwächer geworden iſt, und die Autorität der Lehrbücher und Lehrer abgenommen hat; ſo fällt mit jener Einſchränkung und Unterwürfigkeit des Geiſtes zugleich jene Ueberzeugung und jener Troſt weg. Man will aber doch etwas haben, ſich auf die

Zukunft zu beruhigen. Keinen Weg dazu ſieht man nun mehr für unerlaubt an. Dieſer Stimmung der Gemüther bedienen ſich verſchmitzte Leute: und aus dieſem Grunde entſteht Schwärmerey gerade zu der Zeit, wo Philoſophie und Unglaube herrſchen.

IV. Nutzen und Schaden der Schwärmerey.

Was Schwärmerey, an ſich betrachtet, ſchade, iſt einleuchtend, und als eine verkehrte Beſchaffenheit des Geiſtes kann ſie nie nutzen. Es iſt alſo nur von den Folgen die Rede, die ſie zuweilen unter beſondern Umſtänden, in Verbindung mit andern Urſachen gehabt hat. Und da zeigt ſich

1. Daß in finſtern Zeiten die Schwärmerey im Ganzen mehr auf der Seite der Tugend ſey, als der Aberglaube oder die kalte reine Sinnlichkeit. Die Schwärmer, die ihrem innern Lichte folgen, widerſtehen wenigſtens der zu großen Autorität der Prieſter, und arbeiten ſo gewiſſer Maßen der Freyheit der Vernunft vor. Sie

ſtreben ferner nach neuen Kenntniſſen und fühlen alſo die Unzulänglichkeit der alten, — ein gutes Symptom, welches endlich den Menſchen entweder zum Lichte, oder zur Anerkennung und dem Bekenntniſſe ſeines Unvermögens führt.

So wie in den finſtern Jahrhunderten des Aberglaubens Schwärmer oft die Rechte des freyen und eignen Denkens wieder ins Andenken bringen müſſen: ſo ſind hingegen in Zeiten der Aufklärung Schwärmer die größten Feinde des Fortgangs derſelben. Hier ſind ſie faſt immer Betrogne und werden von böſen abſichtlich zu Werke gehenden Menſchen regiert; dort betrogen ſie ſich ſelbſt, und waren durch ihren Irrthum weniger ſchädlich.

2. Ueberhaupt iſt die Schwärmerey nur im Haufen, im Gefolge und Dienſte des Aberglaubens, und beherrſcht und eingeleitet durch Betrüger, gemeinſchädlich. In dem erſten Falle durch die Gewalt, welche die ſchwärmeriſche Menge auszuüben immer bereit iſt; in dem zweyten vermöge des Despotismus, den ſie ſich über andre Menſchen und ihre Gemüther anmaßt; im dritten durch die boshaften Plane der Verführer. Außer dieſen drey Fällen, iſt ſie eine Krank-

heit, die nur dem ſchadet, welcher damit behaftet iſt.

V. Von den Mitteln, Schwärmerey zu entdecken und zu heilen.

Erſtens: wie kann man ſchwärmeriſche Einbildungen und Täuſchungen von Wahrheit unterſcheiden, oder ſich durch Vernunftgründe vor dem blendenden Scheine waffnen?

1. So oft bey vorgeblichen Wirkungen außerordentlicher Kräfte das Phyſiſche mit dem Moraliſchen verbunden wird; wenn der Wunderthäter, oder der, welcher mit den Geiſtern umgehe, körperliche Manipulationen und den Gebrauch körperlicher Werkzeuge mit moraliſchen Hülfsmitteln, als Gebeth, Faſten und Religions-Gebräuchen, oder überhaupt mit der Forderung einer beſondern Frömmigkeit und Tugend, zuſammenknüpft: ſo liegt Unwahrheit, Einbildung oder Betrug zum Grunde: denn das Phyſiſche wirkt immer gleichförmig, die moraliſchen Geſinnungen mögen ſeyn, wie ſie wollen: und dieſe werden hinwiederum nie von dem Phyſiſchen, von Geſtalten, Körpern und Bewegungen, unmittelbar

regiert. Das Zuſammenſchmelzen zweyer in der Natur ganz disparaten und völlig getrennten Kräfte kann nur durch die Einbildungskraft oder durch Erdichtung bewirkt werden. Daher läßt ſich a priori behaupten: Bey dem thieriſchen Magnetismus, ſey er an ſich wahr oder nicht wahr, befand ſich Schwärmerey oder Betrug, wenn der Magnetiſeur zur vollſtändigen Wirkſamkeit ſeines Reibens oder ſeiner Bewegungen der Hände Glauben und Frömmigkeit forderte.

2. Es liegt Schwärmerey oder Betrug zum Grunde, wenn man Weisheit und große Aufſchlüſſe über die Natur der Dinge, in den älteſten Zeiten, unter ſolchen Völkern ſucht, von deren Weisheit wir entweder nichts, höchſtens mangelhafte unverſtändliche Bruchſtücke kennen; oder von welchen wir gewiß wiſſen, daß ſie roh und unwiſſend waren. — Wir ſind jetzt ſo weit in der Geſchichte und Kritik, daß wir gewiß ſind, aus den Hieroglyphen der Aegypter und den Vedams der Indier, und aus gewiſſen Symbolen, die uns aus dem Alterthume übrig ſind, ſey nichts an Unterricht zu ſchöpfen; und wer dieß verſucht, ſchwärmt oder betrügt.

3. Wer den Fortgang der Wiſſenſchaften verachtet und geringſchätzt, und einen andern Weg einſchlagen will, die Natur der Dinge zu kennen, als die geſammelten Erfahrungen der Menſchen, verbunden mit der Theorie der Zahlen und Figuren, alſo die Geſchichte, die Litteratur und die Mathematik zeigen: der iſt Schwärmer oder er macht Schwärmer; er mag die Bibel oder den Zendaveſta, oder die Cabbala, oder die Tradition irgend einer geheimen Geſellſchaft zum Grunde legen.

4. Sobald ein Menſch von geiſtigen Dingen, oder der Zukunft zu erfahren behauptet, was kein andrer Menſch erfahren kann, und was nicht jedermann bekannt iſt; doch aber in ſeinen vorgegebenen höhern Kenntniſſen nichts anders, als eine Compoſition von Bruchſtücken aus der ſinnlichen Welt und dem geſelligen Leben der Menſchen zeigt: ſo iſt ſicher, daß ſeine Einbildungskraft ihm einen Streich ſpielt, oder er ſelbſt andern Menſchen. Sein eignes Gemächte, die Dichtung ſeiner eignen Imagination, tritt dann gewiß an die Stelle der Eingebung.

Die Schwärmer, die uns aus der unſichtbaren Welt Dinge erzählen, die den Dingen der ſichtbaren ähnlich ſind, pflegen ſich dann damit zu helfen, daß ſie dieſe nur alle verſchönern, vergrößern, den Superlativ von jeder Beſchaffen- brauchen; und eben dieß verräth den Betrug. —

5. Alles Unausſprechliche iſt mehr oder weniger ſchwärmeriſch. Ich will ſo viel ſagen: der ſicherſte Probierſtein der Wahrheit iſt die deutliche Mittheilung durch Worte. Gefühle, die ſich nicht ausdrücken laſſen, ſind größtentheils körperliche Gefühle. Wenn aber Ideen unausſprechlich genannt werden, ſo zeigt dieß eben an, daß der Körper und körperliche Eindrücke viel Antheil daran haben: welches immer der Fall bey der Schwärmerey iſt.

6. Alle geheimen Aufſchlüſſe über die Natur der Dinge ſind ſchwärmeriſch. Denn erſtens mußte der, welcher zuerſt ein Geheimniß aus einer großen Wahrheit machte, ſelbſt im Irrthume ſeyn; und ſchon dieß macht ſeine Entdeckung verdächtig. Zweytens kann wohl ein Menſch allein einzelne Körper und einzelne Beſchaffenheiten der Dinge durch Zufall oder Verſtand entdecken, und dieſe Entdeckung kann er unter Wenige einſchließen: aber über die Natur der Dinge überhaupt und den Zuſammenhang des Ganzen kann er keine Entdeckungen machen, die nicht jeder

Andre auch machen kann: und das Geheimhalten wäre alſo vergebens.

7. Alles Excentriſche iſt mehr oder weniger in Gefahr, ſchwärmeriſch zu ſeyn. Warum ſollte dann das Wahre und das Gute ſich eben mit dem Abentheuerlichen in Kleidung, Stellung, Lebensart, oder Ton der Stimme zuſammengeſellen? Warum ſoll ich die Weisheit gerade bey dem ſuchen, der nicht ſo iſt, wie andre Menſchen? — Das Außerordentliche und Auffallende in einem Menſchen entſteht überdieß gemeiniglich ſchon aus gewiſſen Verirrungen ſeiner Einbildungskraft, und einer Schwäche der Urtheilskraft, — die in andern Dingen auf ähnliche Verirrungen ſchließen laſſen. Wenn ich alſo ſehe, daß derſelbe Menſch, der höhere Einſichten zu haben, oder über höhere Kräfte zu gebiethen vorgiebt, von dem gewöhnlichen Decorum in ſeinem Betragen abweicht; ſo iſt mir jenes Vorgeben billig verdächtig.

Zweytens: wie kann man der Schwärmerey wehren oder ihr abhelfen?

Die Schwärmerey hat zwey groſſe Feinde, die Sinnlichkeit und die Vernunft, — das, was wir wirklich ſehen und hören, und das, was wir mathematiſch beweiſen können; — ſie hat einen großen Freund und Gönner, dieſer iſt die Wißbegierde, die das Ueberſinnliche erforſchen will.

Man widerſtehe alſo der Schwärmerey zuvörderſt mit Hülfe der Sinnlichkeit. Der Menſch iſt hauptſächlich für die ſichtbare und gegenwärtige Natur der Dinge gemacht; er iſt Körper und Geiſt; er ſieht nur Körper, und ahndet das Geiſtige vermittelſt der Körper: weiter ſoll, weiter kann er nichts. In dieſer Sphäre, welche die Natur dem Menſchen angewieſen hat, muß er ſich halten. Das Erforſchen der gegenwärtigen und ſichtbaren Dinge, und das Handeln gegen dieſe, nach ihren ſinnlich wahrgenommenen Verhältniſſen, das muß ſein Leben eigentlich ausfüllen. Die Speculation über das Unſichtbare, den Urſprung der Dinge, über Gott, die Geiſterwelt, die Zukunft, muß nur Augenblicke einnehmen. — Es ſind gleichſam nur Blicke, die uns das Sichtbare zuweilen in das Unſichtbare thun läßt. Aber ſich ausſchließend damit zu beſchäftigen, daraus ein eignes, abgeſondertes Studium zu machen, — das kann nicht gelingen, und muß entweder in trocknem Wortkram oder in Schwärmerey endigen.

Beſonders alſo muß ſich der Menſch von Geſchäften und Umgang nicht abſondern. Körperliche Arbeit, die etwas hervorbringt, Beſorgung der menſchlichen Angelegenheiten, und Erlernung der Wiſſenſchaften, — das ſind die einzigen und die unumgänglich nothwendigen Beſchäftigungen des Menſchen. Wer dieſe nicht treibt, der wird Taugenichts oder Schwärmer; und das Letztere unfehlbar, wenn er Wißbegierde und Ehrgeitz hat. Folgende drey Sachen wehren alſo vorzüglich der Schwärmerey: 1) Geſchäfte; Kriegs- und Staatsgeſchäfte haben ſchon manchen Kranken dieſer Art geheilt. 2) Umgang und Geſellſchaft *). 3) Cultur der wahren Wiſſenſchaft, durch Bücher und Unterricht.

Man widerſteht daher der Schwärmerey zweytens durch die Vernunft: theils durch eine gewiſſe Cultur, theils durch Grundſätze derſelben.

1. Was den erſten Punkt betrifft, ſo hindert nichts die Schwärmerey mehr, als diejenige Philoſophie, welche die Begriffe bis in ihre Ele-

---

*) Der Weltumgang thut dieß jedoch nicht ſowohl bey den Großen, die ihn von Jugend auf genoſſen haben, als bey den Kleinen, welche ſich erſt den Zutritt zur Welt bahnen müſſen.

mente zergliedert und von jedem eignen Begriffe, der durch ein Wort ausgedrückt wird, den Urſprung in einer Empfindung und Erfahrung aufſucht. Durch ein ſolches Analyſiren kommt man am beſten dahinter, welches leere Worte ſind. Und ſobald ein Mann, der ſich großer Einſichten rühmt, ſolche Worte braucht, als wenn ſie Realitäten bedeuteten: ſo bald kann man überzeugt ſeyn, daß er entweder ſchwärmt oder die nicht Nachdenkenden täuſchen will. So wenn Caglioſtro, nach Ferbers Nachrichten (Berl. Mon. 1790 Oct. S. 310) den Conſtellationen Einfluß auf ſeine Verrichtungen zuſchrieb: ſo mußte er ſchon durch dieſe Aeußerung bey Vernünftigen den Credit verlieren. Denn was iſt eine Conſtellation? Eine von uns zum Theil willkührlich, zum Theil nach ihrer ſcheinbaren Nähe gemachte Verbindung von Sternen. Eine ſolche bloß ſcheinbare, von den Geſetzen der Perſpectiv abhängende, Verbindung läßt auf ihre wirkliche Verbindung gar keinen Schluß zu; und es können alſo auch keine neuen Kräfte aus dieſen Verbindungen erzeugt werden.

So ſcheinen alle Geſchöpfe der Einbildungskraft nur, in ihrer Zuſammenſetzung betrachtet, etwas Wirkliches zu ſeyn: ſo bald man ſieht, aus welchen Beſtandtheilen ſie gebildet ſind, ſo erkennt man gleich, daß der Menſch ſelbſt der Künſtler iſt, welcher das Werk geſchaffen hat. Eben aus dem Urſprunge der Begriffe von Gott, den Geiſtern und der künftigen Welt erhellet, wie weit wir in Abſicht der Kenntniß derſelben kommen können. Daher iſt

2. Sokratiſche Kenntniß von den Grenzen unſrer Vernunft, und von dem Erkennbaren und Nichterkennbaren ein wahres Bollwerk gegen die Schwärmerey. Denn wer mir das an ſich nicht Erkennbare entdecken will, der zeigt ſich eben dadurch ſchon als Schwärmer.

3. Beſonders aber iſt eine auf Mathematik und Phyſik gegründete Kenntniß der Natur ein Verwahrungsmittel gegen Schwärmerey; — theils, durch die richtige Art zu denken, welche dieſe Wiſſenſchaften einflößen, theils, durch die Vorkenntniſſe, die ſie zur Aufdeckung mannichfaltigen Betrugs geben, theils, durch die Probierſteine des Wahren, die ſie enthalten. Denn was dieſen Geſetzen widerſpricht, iſt Betrug oder Einbildung.

4. Auch die moraliſche Tendenz aller Kenntniſſe und Unterſuchungen, wenn man ſie vor Augen hat, ſichert vor der Schwärmerey. Dieſe

moraliſche Tendenz iſt, daß man nur zu wiſſen verlangt, um gut zu handeln und ſtandhaft im Unglück zu ſeyn, alles übrige aber für geringe hält. Der Schwärmer will durch viele Umſchweife auch dahin kommen. Er will mit Gott oder den Geiſtern vereiniget ſeyn; er will Entzückungen haben, um tugendhaft zu werden. Der wahre Tugendhafte eilt unmittelbar dem Ziele zu, und vermeidet dadurch dieſe Abwege. Die unmäßige Wißbegierde iſt ein Hauptgrund der Schwärmerey; ſie wird aber durch nichts beſſer im Zaume gehalten, als durch einen praktiſchen Endzweck. Daher gerathen diejenigen ſelten in Schwärmerey, welche die nahe liegenden Endzwecke ihrer Erhebung oder Bereicherung zum Zwecke alles ihres Wiſſens, wie ihres Strebens machen. Eine ſolche Begränzung iſt allerdings für den beſſern Menſchen zu eng und zu niedrig. Aber ins Unendliche hinaus ſpeculiren iſt dem Menſchen ebenfalls ſchädlich: er muß eine Abſicht haben, warum er nach etwas forſcht; und inſofern er dieſe erreichen kann, muß er Hand ans Werk legen und die müßigen Fragen aufgeben.

Daher behalte man zweytens folgende Grundſätze der Vernunft vor Augen.

1. Alle Speculationen über andre Geiſter, als Gott und den menſchlichen Geiſt, und auch über dieſen anders, als inſofern er ſich durch körperliche Werkzeuge in Reden und Handlungen zeiget, ſind unnütz und vergeblich, und führen, fortgeſetzt, auf Einbildungen und Schwärmerey.

2. Gott ſelbſt wird an ſich nicht erkannt, ſondern der Begriff von ihm nur aus der Erfahrung von unſerm eignen Denken und Wollen geſchöpft, durch die Idee von der Größe der Welt erhöhet, und durch die Wahrnehmung der Ordnung in derſelben und unſer moraliſches Bedürfniß, als höchſtes Ideal der Moralität aufgeſtellt. Alle Ideen alſo, welche ſich mit ihm beſchäftigen, müſſen ſich entweder auf die Ordnung und Schönheit der Natur oder auf unſre Moralität beziehen. Jede andre Erforſchung ſeines Weſens, ohne die Erforſchung der Natur oder unſers Geiſtes, ſelbſt die unmittelbare Beſchäftigung des Gemüths mit ihm, führt auf Schwärmerey. Der Begriff Gott iſt gleichſam nur ein begleitender Begriff; ein Reſultat von andern, eine Farbe gleichſam, welche unſre Kenntniſſe der Natur und unſers moraliſchen Selbſt annehmen, niemahls eine eigne abgeſonderte, für ſich beſtehende Kenntniß.

3. Ueberhaupt, da der Menſch aus Körper und Geiſt beſteht, halb phyſiſches, halb moraliſches Weſen iſt: ſo liegt zur richtigen Beſchaffenheit jenes Zuſtandes, der das Widerſpiel von Schwärmerey iſt, gar ſehr viel daran, daß beyde Genoſſen gleichen Schrittes mit einander einher gehen, daß Geiſt und Körper zugleich geübt, beſchäftigt, genährt, gepflegt werden. Wer denken, geiſtig genießen, hohe Ideen haben, und nicht ſehen, hören, leſen will; wer ſeinem Körper Nahrung und Erhohlung, ſeinem Geiſte Abwechſelung und Zeitvertreib durch Umgang, Kunſtwerke, abwechſelnde Naturſcenen verſagt, — wer das vernachläſſigt, was den Körper afficirt, und durch ihn den Geiſt, und nur mit dem zu thun haben will, was den Geiſt unmittelbar beſchäftigt: der wird, wenn er nicht bald durch Erfahrung von der Vergeblichkeit aller andern Bemühungen um Wahrheit, Wiſſenſchaft und Tugend, als die durch Hülfe der Sinne, ſinnlicher Erkenntniſſe und wechſelſeitiger körperlicher und äußerlicher Actionen, Geſchäfte und Uebungen geſchieht, überzeugt wird, zu leeren Einbildungen ſeine Zuflucht nehmen, die, nachdem ſie mehr oder weniger fix und lebhaft ſind und den geſunden Menſchenverſtand mehr oder weniger unterdrücken, ihn auch mehr oder weniger zum Schwärmer machen werden.

4. Als ein moraliſches Verwahrungsmittel gegen die Schwärmerey iſt dem Menſchen die Bekämpfung des Stolzes zu empfehlen: Beſcheidenheit nicht nur in Abſicht der Meinung von ſeinem eignen Werthe, ſondern auch in Abſicht ſeiner Anſprüche und Hoffnungen. Du biſt Menſch, ſage man ſich, und mußt, weder deiner Frömmigkeit und Tugend, noch deines Verſtandes wegen, etwas mehr verlangen, als zu ſeyn, zu wiſſen, zu können, was alle andern Menſchen auch ſind, wiſſen und können; und du mußt deinen Vorzug nur in der Anordnung, Uebereinſtimmung und zweckmäßigen Anwendung, nicht in einem Uebermaße von Einſichten und Kräften finden.

Die Begierde zum Außerordentlichen macht der Schwärmerey empfänglich und giebt den Menſchen dem Betrüger Preis. Die Liebe zum Außerordentlichen aber iſt eine Frucht des Stolzes. Selbſt von den Gewohnheiten der Welt muß man ſich in unſchuldigen Dingen nicht zu viel entfernen. Wer Sitten und Moden vernachläßigt und in Kleinigkeiten viel Beſonderes an ſich hat, der iſt entweder ein Menſch ohne Aufmerkſamkeit und Geſchmack, oder ein großes Genie, oder ein Schwärmer. Das Erſte muß niemand ſeyn; das Zweyte muß ſich niemand anmaßen; das Dritte muß man fliehen. Was nothwendige Beſtimmung der Natur iſt, dem folgt der Menſch, ohne daß er es weiß; was aber ſein freyer Wille thun kann, daß muß er nach der Uebereinſtimmung mit andern Menſchen und der Geſellſchaft reguliren.

IV.

Ueber
den Stolz.

Erſter Abſchnitt.

Erklärung und Weſen des Stolzes.

Stolz iſt der Affect, welcher entſteht, wenn der Menſch ſich mit andern vergleicht, und ſich über dieſelben erhaben, oder ſie weit unter ſich findet.

Beydes iſt nicht ganz einerley. Die erſte Art des Stolzes kann mit einer gewiſſen Werthſchätzung Andrer verbunden ſeyn; aber der Stolze glaubt über ſie hinwegzuragen. Die zweyte darf nicht immer mit einer großen Werthſchätzung ſeiner ſelbſt verbunden ſeyn; aber er iſt auf eine tiefe Verachtung Andrer gegründet.

Der Stolz hat ſeinen Sitz theils in der Geſinnung, theils in dem Betragen des Menſchen.

I. In Abſicht auf die Geſinnung ſchreibt der Stolze ſich das Recht zu, von Andern geehrt zu werden, und ihnen wenig Ehre zu erweiſen.

Er ſchreibt ſich alſo nicht immer höhere Verdienſte zu; er urtheilt nicht einmahl über das Verdienſt. Er ſchreibt ſich nur Rechte zu, mögen dieſe von der Gewohnheit, von den Geſetzen, mögen ſie herkommen, woher ſie wollen. So wie der Eitle Ehre verlangt, ſo glaubt der Stolze, daß ihm Ehre gebühre. —

Es ſind alſo zwey Ideen, auf welchen die Geſinnung des Stolzen beruht: erſtens, daß er gewiſſe Vorzüge vor Andern habe; zweytens, daß dieſen Vorzügen Ehre gebühre.

Der Irrthum bey dieſen Ideen liegt nun entweder darin, daß man ſich ſelbſt zu viel, Andre zu wenig ſchätzt; oder darin, daß man mit den Vorzügen, die man hat, zu große Vorrechte verbunden glaubt; oder endlich darin, daß man dieſe Rechte, deren Genuß man nur von der Einſicht und dem guten Willen Andrer erwarten ſoll, erzwingen will.

II. Das Betragen des Stolzes iſt entweder ein Zeichen jener Geſinnungen, — es iſt verachtend; — oder ein Fordern jener Rechte, — und es iſt anmaßend.

Der Stolz, der auf perſönliche Eigenſchaften gegründet iſt, iſt mehr ein Stolz der Geſinnung; — und wenn er ſich im Betragen zeigt, ſo iſt es mehr, weil er ſich verräth, als weil er abſichtlich ſich zeigen will.

Der Stolz, welcher auf Verhältniſſen des Standes und Reichthums beruht, iſt mehr ein Stolz des **Betragens**, und zwar der Anmaßung.

Zweyter Abſchnitt.

Arten des Stolzes.

Die beſondern Arten des Stolzes unterſcheiden ſich *theils* durch die Anlagen im Charakter der ſtolzen Perſonen; *theils* durch die perſönlichen Eigenſchaften, auf welche er ſich gründet; *theils* durch den Stand und die äußern Verhältniſſe der Stolzen.

I. Unterſchiede in Abſicht der Anlagen im Charakter bey den ſtolzen Perſonen.

Die erſte Art iſt: *Stolz* mit *Unwiſſenheit* und *Schwäche* verbunden, oder *Aufgeblaſenheit*. Die Aehnlichkeit, welche bey dieſem metaphoriſchen Ausdrucke zum Grunde liegt, iſt ſehr richtig. Die Art der Erhebung, welche man damit bezeichnet, gleicht wirklich einer mit Luft angefüllten Blaſe. Eine kleine Oeffnung macht, daß ſie zuſammenfällt. Auf eine ähnliche Weiſe übertreibt zuweilen ein Menſch, der ſich ſelbſt und andre zu wenig kennt, und Anlage zu übermäßiger Selbſtſchätzung hat, ſeine Anmaßungen und ſeine Selbſterhebung bis zum Lächerlichen. Weil er aber von den Anſprüchen Andrer und den Mitteln, die ſie haben, ſie geltend zu machen, nicht unterrichtet iſt; ſo iſt er auch gar nicht vorbereitet auf die Angriffe, die auf ſeinen Stolz geſchehen können: — und weil er ſchwach iſt; ſo hat er auch keine Mittel ſich zu vertheidigen, wenn er unerwartet angegriffen wird.

Daher iſt ein ſolcher Menſch wechſelsweiſe in ſeinem Betragen ſtolz und kriechend, eigenſinnig und nachgebend: je nachdem er zu Leuten kommt, die ihn fürchten, oder die ſich ihm widerſetzen; die ſeine Anmaßungen für gültig annehmen, oder die dieſelben verachten.

Dieſer Charakter iſt unter geſitteten und wohlgezognen Leuten nicht häufig. Es gehört ein Grad von Dummheit oder Uncultur dazu, wenn man die andre beleidigende Erhabenheit, die man ſich zuſchreibt, ſo deutlich und allgemein zu erkennen giebt, ohne im mindeſten der Unterſtützung gewiß zu ſeyn, welche die öffentliche Meinung, oder die Meinung der Perſonen, bey denen man iſt, oder die Geſetze, oder die eigne Ueberlegenheit an Geiſt oder Muth ſolchen Anſprüchen giebt.

Ueberhaupt da der Stolz ſo handelt, als glaube er in dem Beſitze der Ehre zu ſeyn; ſo iſt er mehr oder weniger thöricht und verdienet alſo mehr oder weniger den Nahmen der Aufgeblaſenheit, nachdem dieſer Beſitz noch mehr oder weniger unſicher iſt.

Dieſes Eigenthum ſelbſt aber liegt in der Meinung der Menſchen. Der alſo, welcher mit einigem Schein des Rechts ſtolz thun will, muß ſchon der günſtigen oder ehrerbiethigen Aufnahme von Seiten ſehr vieler Menſchen gewiß ſeyn. Und dann kann er den einen oder den andern, der noch dieſe Meinung oder Geſinnung nicht annehmen will, durch ſein Betragen gleichſam zu der Pflicht anweiſen, eine ſchon anerkannte Superiorität zu ehren. Aber wo dieſe Meinung noch gar nicht beſteht: da wird kein Andrer, als ein aufgeblaſener, die Vorzüge, die er ſich zuſchreibt, als Rechte, die er geltend machen will, merken laſſen.

Die Aufgeblaſenheit iſt daher ſelten der Stolz ſolcher Perſonen, denen wirklich ein hoher Stand und Herrſcher-Rechte zukommen. Denn da gemeiniglich dieſe Gründe der Ehre hinlänglich reſpectirt werden; ſo iſt der, welcher in dem Beſitz ſolcher Vorzüge iſt, gemeiniglich auch gewiß genug in dem Beſitze der Ehre. Wenn er alſo Stolz, oder die Anforderung zeigt, geehrt zu werden: ſo ſcheint dieß theils nicht lächerlich, weil er nur ein Eigenthum, welches ihm zukommt, mit zu vieler Heftigkeit behauptet; theils wird es auch nicht leicht in ſo unſchickliche Aeußerungen ausarten, weil der, welcher Urſache hat, ſich der Ehre Andrer gewiß zu halten, und derſelben gewohnt iſt, weder ſo begierig nach den Bezeugungen derſelben iſt, noch ſo leicht verleitet wird, ſie von Andern zu erpreſſen oder zu erbetteln.

Es ſind daher diejenigen Vorzüge, welche von niedrigerem Range in der Meinung der Welt ſind, oder welche weniger anerkannt werden, und ihrem Beſitzer weniger Ehre oder Ehrerbiethung verſchaffen, die den Stolzen zur Aufgeblaſenheit verleiten. Daher vorzüglich pedantiſche Gelehrſamkeit oder Reichthum ſchwache und einfältige Gemüther aufgeblaſen macht.

Die Aufgeblaſenheit iſt von einer doppelten Art, entweder Prahlerey oder Dickethun. Jenes iſt eine unverſtändige, unſchickliche und zweckloſe Auskramung ſeiner Vorzüge, und der Beweiſe, die man davon gegeben hat, oder zu geben im Stande iſt. — Eine reiche Kauffrau, die unter Adlichen von ihren Juwelen, ihren koſtbaren Spitzen, ihren Landgütern, ihrem Haushofmeiſter redet; die ihre Armbänder um einen ganzen Tiſch herumgehen läßt, die von Waaren redet, welche Fürſtinnen zu theuer waren, und die ſie gekauft hat u. dgl.; iſt ein Muſter von unverſtändiger Prahlerey. Die Juden waren ſonſt Muſter darin; — eben aus der Urſache, welche ich angegeben habe, weil ihnen die Ehre etwas fremdes war, und ſie trotz ihres Reichthums, den ſie ſonſt hochanſchlugen, ſich doch verachtet glaubten.

Je mehr man mit einer unmäßigen Schätzung gewiſſer Vortheile, die man beſitzt, doch die Meinung der Welt abweichend von dieſer ſeiner Meinung ſieht; und je mehr und größerer Widerſpruch iſt zwiſchen dem Rechte, welches man an Ehre zu haben glaubt, und der Ehre, die man wirklich erhält; deſto mehr iſt man in Gefahr, in Prahlerey zu fallen. Der von ſich eingenommene Gelehrte einer gewiſſen Art iſt eben ſo in Gefahr in Prahlerey zu fallen, als der Reiche. Witz und Verſtand kündigen ſich auch Unbekannten an, und haben immer ihren Werth, wenn ſie auch nicht zu großem Anſehen Recht geben. Aber abſtruſe oder ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit iſt ein Vorzug, der dem Publicum nicht ſichtbar werden kann. Der, welcher ſeine Anſprüche auf Achtung darauf gründet, findet die Gemüther nicht vorbereitet, und hat wenig Mittel, Andre davon zu überzeugen. Iſt ihm alſo viel daran gelegen, ſeine Würde zu behaupten: ſo geräth er leicht in Verſuchung, ſeine Werke, oder das Lob, das er erhalten hat, ſelbſt bekannt zu machen.

Unter der prahleriſchen Erzählung der Vorzüge, die man beſitzt, zeichnet ſich beſonders diejenige Prahlerey aus, da man ſich ſeiner Verbindungen mit vornehmen Leuten rühmt. Sie iſt vorzüglich niedrig und verächtlich, weil ſie zeigt, wie wenig der Menſch hofft, geradezu den Beyfall oder die Achtung derer zu erhalten, mit denen er zuſammen iſt, dergeſtalt, daß er ſie durch vornehme und Ehrfurcht gebiethende Nahmen derer blenden oder ſchrecken will, die ihm einſt mehr Ehre erwieſen, als er von den Anweſenden erhält.

Von der Prahlerey iſt das Dickethun, die Aufgeblaſenheit im engern Sinne, verſchieden, da ein Menſch nur in Geberden, Gang, Ton, Reden, die hohe Meinung anzeigt, die er von ſich, und die niedrige, die er von Andern hat. Wenn ein ſolches Betragen nicht durch Reichthum, Stand oder Herrſchaft unterſtützt wird, ſo macht es einen theatraliſch-komiſchen Charakter aus, ein Geſpötte der Knaben. — Iſt es mit Gewalt verbunden, ſo entſteht Deſpotismus und Uebermuth daraus; mit hohem Range verbunden, iſt es der eigentlich läſtige und beleidigende Adel-Stolz; bey dem bloßen Reichthum iſt es nur verhaßt und abgeſchmackt.

Die zweyte Art iſt Stolz, mit Menſchen-Haß verbunden, und alſo ohne ſittliche Bildung, oder Uebermuth (Insulte).

Der Stolze ſetzt immer in ſeinen Augen die Rechte Andrer herab. — Die ſittliche Bildung flößt eine allgemeine Achtung gegen alle Menſchen ein, welchen Unterſchied man auch in ihrem Verdienſte oder ihrer Lage annehmen kann. Die Menſchenliebe und Gutherzigkeit erfüllen den Menſchen doch auch mit einem theilnehmendem Wohlwollen für ſeine Mitgeſchöpfe, als für empfindende Weſen, wenn er ſie auch nicht als achtbare Weſen hochſchätzt. — Wenn aber ein Menſch ſich, ſeines Ranges, ſeiner Macht oder gewiſſer Eigenſchaften wegen, über Andre weit hinweg ſetzet, und weder Pflichten gegen ſie anerkennt, noch Empfindungen der Sympathie gegen ſie hat: ſo wird er allerdings ſie behandeln, wie der Menſch das Thier oder die lebloſe Sache behandelt. Wenn er kann, ſo wird er Deſpot ſeyn, und den Verachteten zum Sklaven machen: er wird das Leben und die Schmerzen deſſelben für Nichts halten.

Der ſtolze Sieger, wenn er unmoraliſch und ohne Gefühl iſt, iſt immer ein grauſamer Sieger.

So im kleinen iſt der übermüthige Stolz, welcher beleidigt, kränkt, demüthigt, wenn er dazu die Gewalt hat, immer der, welcher unnatürliche Anmaßungen individueller Vorzüge mit Mangel von moraliſcher Bildung verbindet. Tugend und Sympathie mildern immer den Stolz ein wenig, weil ſie zwey Seiten zeigen, wo die andern Menſchen dem Stolzen wieder nahe kommen, — in ihrer vernünftigen Natur und in ihrer Fähigkeit, Leiden und Vergnügen zu empfinden. — Unbändiger Stolz wirkt alſo der Tugend und Sympathie entgegen, macht hartherzig, und ſchwächt das Motiv der Pflicht. Und umgekehrt, wo dieſe beyden Triebfedern fehlen, wo Anlage zum Stolz iſt, und dieſelbe nicht etwa durch äußere Umſtände und Verhältniſſe unterdrückt wird; da wird der Stolz gewiß übermüthig. Der Uebermuth aber iſt doppelt; — er beſteht entweder in Handlungen und einem Betragen, wodurch man Andre ihre Niedrigkeit auf eine kränkende Weiſe empfinden läßt; — oder in Handlungen und Reden, durch welche man ſie zu erniedrigen ſucht. Dieſe ſind wieder von verſchiedner Art: entweder wirkliche Beleidigungen, körperliche oder andre, die zugleich ſchimpflich ſind, (αἰκίαι καὶ ὕβρεις,) — oder Spöttereyen, und Zumuthungen, ſich zu verächtlichen Dienſten, oder zu muthwilligen Scherzen gebrauchen zu laſſen. Der übermüthige Stolz höhnt oder mißhandelt.

Der abſcheulichſte Uebermuth und Despotismus ſind immer dann aus dem Stolz entſtanden, wenn Regenten ſich für Nachfolger eines Heiligen oder Propheten hielten, wie die Caliphen; für Söhne der Sonne, wie die Könige von

Peru; oder für eine edlere Menſchenart, wie die Spanier in Amerika.

II. Unterſchiede des Stolzes in Abſicht der perſönlichen Eigenſchaften, auf welche er ſich gründet.

Es hat dieſe Gattung des Stolzes drey Hauptquellen, nach welchen ſich auch ſein Charakter auszeichnet. Ich unterſcheide den Stolz auf Tapferkeit, den Stolz auf Schönheit, und den auf Wiſſenſchaft. Man könnte den erſten den ritterlichen oder militäriſchen, den andern den weiblichen, den dritten den gelehrten oder philoſophiſchen heißen. — Der erſte gränzt an Herrſchſucht, und artet leicht in Uebermuth aus. Mit Geiſtescultur und feinen Sitten verbunden giebt er den beſten Anſtand, — und iſt ſelbſt freywillig, (zuweilen affectirt,) beſcheiden und höflich gegen die Schwachen, — und daher beſonders gegen das ſchöne Geſchlecht. — Der zweyte gränzt an Eitelkeit, Frivolität, und Wohlleben. Es iſt ein zwiefacher Nachtheil mit ihm verknüpft. So lange die Eigenſchaft, worauf der weibliche Stolz ſich gründet, vorhanden iſt, — ein Vorzug, der durch keine Mühe erworben ward, ohne Arbeit und Verdienſt Beyfall erhält, und die Zwecke des Lebens ohne angewendete Mittel zu erreichen ſcheint, — ſo verdrängt oder vermindert die Schätzung deſſelben den Trieb nach jeder andern Vollkommenheit. Da aber Schönheit und was mit ihr zuſammenhängt nur eine Blume der Jugend iſt: ſo dauert die darauf gegründete Leidenſchaft länger, als ihr Grund: und dann entſtehen Affectation, Ziererey, Unmuth, Neid, und alle die Uebellaune, die eine verlorne Hoheit und Größe giebt.

Der philoſophiſche Stolz iſt von zwiefacher Art: der prahlende und ſchwatzhafte, und der verſchwiegne und geheimnißvolle. Der eine will alle Welt belehren, der andre hält niemanden ſeiner Weisheit werth. — Das Letztere iſt der Stolz der Braminen oder der alten ägyptiſchen Prieſter. Das Erſtere war der Stolz der Sophiſten und Rhetoren im alten Athen.

Ueberhaupt nimmt der Stolz einen zwiefachen Charakter an: entweder er befriedigt ſich mit dem Bewußtſeyn ſeiner eignen Erhabenheit, und ſieht ſchon die Mittheilung und Bekanntmachung ſeiner Vorzüge als eine Entweihung an; oder er will die Huldigung aller Welt haben und ſucht alſo ſeine Vorzüge bekannt zu machen Der erſtere hat etwas edleres, iſt aber im Grunde unnützer, iſt dem Stolzen ſelbſt beſchwerlicher, und kann weniger geheilt werden; weil ſich ein ſolcher Menſch nie mit andern vergleicht, ſich ſelten mit ihnen auf die Probe ſetzt. Wenn ein ſolcher Stolz ſich ganzer Caſten und Claſſen bemeiſtert, wie in Hindoſtan und Aegypten, ſo iſt er das größte Hinderniß des Fortgangs wahrer Cultur. — Der andre iſt kleinlicher, Andern beſchwerlicher, aber auch zuweilen nützlich durch den Eifer, welchen er einflößt, nützliche Kenntniſſe mitzutheilen, und immer leichter zurückzutreiben oder zu heilen, weil ſich die vermeinte Ueberlegenheit eines Menſchen immer verliert, wenn er ſeine Einſichten mit Vielen umtauſcht, und die Einſichten Andrer kennen lernt.

III. Unterſchiede des Stolzes, in Abſicht der äußern Verhältniſſe und des Standes des Menſchen.

1. **Amtsſtolz**, oder die Einbildung von dem großen Vorzuge über Andre, wegen des Amtes, welches man bekleidet.

Dieſer Stolz verbirgt ſich gerne unter den ehrwürdigen Mantel der Pflicht oder des Rechtes: **der Pflicht**, wenn die Ausübung einer gewiſſen Autorität, mit welcher man zum gemeinen Beſten bekleidet iſt, darauf zu beruhen ſcheint, daß das Amt und der, welcher es verwaltet, von Andern geehrt werden; — des Rechts, wenn man nicht ſein Anſehen, ſondern das Anſehen ſeines Corporis, ſeines Collegii, ſeiner Nachfolger zu vertheidigen und aufrecht zu halten hat.

Unterarten des Amtsſtolzes ſind

A. Der geiſtliche Stolz. Er hat verſchiedne Wendungen genommen, nachdem die Begriffe von dem Zwecke des geiſtlichen Amtes ſich verändert haben.

Die ſchlimmſte Art dieſes Stolzes, weil ſie auf den irrigſten Vorſtellungen beruht, iſt der eigentliche Prieſterſtolz, welcher aus der Einbildung entſpringt, daß der Prieſter, als Diener der Gottheit, näher mit ihr verwandt, ihr wohlgefälliger, als andre Menſchen, gleichſam die Mittelsperſon zwiſchen Gott und den übrigen ſey. — Dann folgt der Stolz, zu welchem ein Diener der Religion, als Cenſor oder geiſtlicher Richter über Recht und Unrecht, verleitet wird. — Dieſes Cenſor-Amt iſt zwar ſchon eine mehr mit der Moralität verbundne Prieſterverrichtung, es enthält aber eine zu ausgebreitete Autorität, welche bald in Herrſchaft ausartet. Das war der

Stolz der chriſtlichen Geiſtlichkeit, und ſelbſt der Päbſte, wodurch ſie Herren der Welt wurden; das war der Stolz der Beichtväter in der lutheriſchen Kirche.

Eine dritte Art des geiſtlichen Stolzes iſt derjenige, welcher ſich auf eine geglaubte größere Heiligkeit der Sitten gründet. Odi profanum iſt ſein Wahlſpruch. Daher ſind gewöhnlich die ſtrengſten und enthaltſamſten Frommen die ſtolzeſten. — Dieſer Stolz wäre noch verzeihlich, wenn er nur nicht das Weſen eben der Tugend, auf die er ſich gründet, zerſtörte. Denn nur in gottesdienſtlichen Uebungen oder in Kaſteyungen, d. h. in Zeichen oder dem Scheine der Tugend kann ein Menſch ſo ſichtbar Andre übertreffen. Sobald er die wahre Heiligkeit ſucht, wird er ſich für keinen Heiligen mehr halten.

Die vierte Art des Stolzes, welche hier noch in Betrachtung kommt, iſt der Stolz eines Lehrers; und dieſer geht ſchon in die allgemeine Gattung des Gelehrten-Stolzes über, weil er auf Beredtſamkeit, Talente, Popularität u. dgl. gegründet iſt.

So lange diejenige Meinung von dem Stande des Geiſtlichen herrſcht, auf welche ſich die erſte der angeführten Arten des Stolzes gründet, ſo lange herrſchen Prieſterſtand und Aberglaube zugleich.

In der Periode, welcher die zweyte Art eigen iſt, erlangt der eine Prieſterſtand eine Autorität neben der bürgerlichen, die dieſe oft bekämpfen und mit ihr im Streite liegen wird. Die dritte Art iſt das Eigenthum kleiner Secten und neugeſtifteter oder umgeformter Religionen, und dauert nicht in die Länge, ſondern hört auf, ſo wie der erſte Eifer erkaltet. Die letzte Art iſt auf die richtigſten Begriffe von der Beſtimmung des Prediger-Standes gegründet; da ſich dann der eigentliche geiſtliche Stolz verliert.

Der Prieſterſtolz wird klein und verächtlich, wenn er anfängt, ſich bloß gegen die Gemeinen auszulaſſen, und vor den Großen ſich beugt. Dann iſt er ſeinem Falle nahe. — Es war aber eine Zeit, wo er beyde, die Großen und Kleinen unterjocht hatte, und damahls war er gefährlich.

Der Prieſterſtand war zuerſt ſelbſt herrſchend, wie in Aethiopien und Aegypten. In andern Ländern trat er mit den Staats-Oberhäuptern in Verbindung und theilte ſeine Gewalt mit ihnen, um an der ihrigen Theil zu nehmen, wie in Rom; — in noch andern machte er eine coordinirte Hierarchie, wie in dem Katholiſch-Chriſtlichen Europa, — eine Einrichtung, woraus unausbleiblich Zerrüttungen entſtehen.

B. Der richterliche Stolz (la morgue du juge) hat ſein Eigenthümliches. Er iſt entweder esprit de corps, oder der Stolz, einem anſehnlichen Corpus im Staate zuzugehören; oder er iſt eigentlicher Richterſtolz — Stolz darauf, daß man das Schickſal der Parteyen in ſeinen Händen hat; oder endlich er iſt bloßer Rangſtolz, — inſofern die Richter-Aemter anſehnlich ſind. Die erſte Art des Stolzes bey dem Richter iſt die gefährlichſte. Sie kann niemahls entſtehen, wenn nicht die Richter in eine Körperſchaft unter ſich verbunden ſind, und einen gewiſſen Antheil an der Regierung haben, der ſich mit den richterlichen Functionen nicht verträgt. Am meiſten entſteht dieſes aus der Käuflichkeit und Erblichkeit der Richterſtellen. Dieſes iſt aber ein höchſt verderbliches Syſtem, das eine zweyte Claſſe des Adels einführt, und in ein Geſchäft, wo allein Geſetz, Vernunft und Wiſſenſchaft herrſchen ſollen, alle Vorurtheile des Standes oder der Geburt miſcht.

Derjenige Stolz eines Richters, welcher eigentlich auf das Amt deſſelben und auf die Autorität und den Einfluß ſeiner Entſcheidungen gegründet iſt, wird deſto weniger Statt finden, je mehr die Rechtswiſſenſchaft vervollkommnet, je weniger der Willkühr des Richters überlaſſen iſt. — Er äußert ſich theils gegen die Parteyen, theils gegen die bey dem Gerichtshofe angeſtellten Subalternen.

Unſer Zeitalter und unſre Regierungsform haben dem Aufkommen dieſes Stolzes gewehrt: denn in der That iſt das Anſehn des bloßen Richters, der bloß mit der Anwendung der Geſetze auf einzelne Fälle beſchäftiget iſt, der Ausartung des Stolzes am wenigſten unterworfen.

C. Der Stolz des Adminiſtrators.

Die Aemter, die mit der Verwaltung der Finanzen und mit der Landes-Policey und Landes-Oekonomie zu thun haben, räumen nothwendig mehr willkührliche Autorität ein, und gewähren deßhalb mehr und öftern Einfluß auf Wohl und Wehe, Reichthum und Armuth vieler Perſonen. Solche Stellen ſind daher allerdings fähig, einen an Deſpotismus gränzenden Stolz einzuflößen. Und es iſt vielleicht der Probierſtein eines glücklich organiſirten Staats und eines vollkommnen National-Charakters, wenn in dieſen Adminiſtrations-Aemtern männliche Kraft mit dem Geiſte der Gleichheit, Popularität und Beſcheidenheit verbunden iſt.

2. Geburtsſtolz.

In ihm kann man am meiſten die Natur des wahren Stolzes ſehen. Er wird unterſtützt durch das Alterthum und die Gewohnheit, durch die Zahl und die Macht derer, welche gleiche Privilegien haben, durch die Geſetze des Staats. Er hat gewiſſer Maßen den beſten, ſolideſten Grund: denn, wenn irgend etwas Menſchen über Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad erheben kann, ſo iſt es der Vorzug der Race oder der Geburt. Die Vorzüge, welche er durch Cultur, Wiſſenſchaft und Tugend in dieſem kurzen Leben erlangen kann, ſind doch nie ſo bedeutend, daß ſie ihn zum Stolze berechtigen. Racen aber können ſich in dem Maße gegen andre verfeinern und veredeln, daß die Abkömmlinge derſelben anderes Geſchlechts zu ſeyn ſcheinen. — Der Geburtsſtolz wird ſogar zur Tugend erhoben, wenn dieſe höhere Selbſtſchätzung als eine Triebfeder zu einem anſtändigen Betragen oder zur Uebernehmung ſchwerer und gefährlicher Pflichten angeſehen wird. — Da die andern Stützen der Ehre wankend und vergänglich ſind, ein hohes Amt dem Menſchen genommen werden kann, ſeine Annehmlichkeit, ſein Verſtand und ſein Muth ihn im Alter und in Krankheit verlaſſen können: ſo bleibt der Vorzug, den er mit auf die Welt gebracht hat, bis an ſeinen Tod unverändert.

Um deßwillen iſt keinem Stolze ſchlimmer beyzukommen, als dem adlichen: unter der Larve der Politeſſe iſt er doch immer verſteckt. Aber weil es ein gewohnter und ſolid gegründeter Vorzug iſt, ſo wird auch der Stolz auf denſelben nicht leicht zu ſolchen Fehltritten verleiten, zu denen neue und noch beſtrittene Anmaßungen verführen. Das Prahlen iſt wenigen Unvernünftigen und übel Erzogenen eigen. Selbſt in Reden und Betragen unter Perſonen des geſitteten Bürgerſtandes wird der Adliche, welcher ſich ſeiner Erhabenheit über ſie im Stillen bewußt iſt und freut, eine vorzügliche Beſcheidenheit und Höflichkeit annehmen. Er wird die Unadlichen ihre Ungleichheit mehr durch ſeine Art zu leben und ſein Betragen im Ganzen fühlen laſſen, indem er ſich von ihnen entfernt, ſie aus ſeinen Geſellſchaften ausſchließt, ſie auch, ſobald er ſelbſt einigen Einfluß hat, gegen Adliche zurückſetzt. — Es giebt einen Stolz, der will ſich unter denen brüſten, welche unter ihm ſind, um ſeiner Hoheit recht zu genießen. Es giebt einen andern, der will ſich von denen, die unter ihm ſind, nicht nahe kommen laſſen. Dieß Letztere iſt der Stolz der Brahminen, und der Adelſtolz iſt ein Abglanz davon.

Den Stolz des Adels vermehrt die Herrſchaft, die er über ſeine Vaſallen oder Unterthanen, und die er als Officier über die Soldaten führt. Daher ſind auch der Landedelmann und der Officier in der Regel ſtolzer, als der, welcher von ſeinen Renten in der Stadt lebt.

3. Gelehrtenſtolz. Es iſt entweder Stolz auf Genie; oder Stolz auf Gelehrſamkeit und gelehrten Ruhm; oder Stolz auf Schulherrſchaft.

Der Stolz auf Genie iſt dem Adelſtolze etwas ähnlich, weil er Stolz auf etwas angebohrnes, und auf etwas anerkannt großes iſt. Er iſt ſelten oder nie prahlhaft: weil der Mann von Genie glaubt, daß man es von ſelbſt an ihm erkennen müſſe, wenn man einen ſeiner würdigen Geiſt hat; oder daß man nicht werth ſey, von ſeinen Vorzügen unterrichtet zu werden, wenn man ſie nicht von ſelbſt gewahr wird. Er iſt verſchloſſen, ſich abſondernd. Er will von Vielen geprieſen werden, achtet aber Wenige ſeines Umgangs werth. Doch macht er oft gegen

Leute von hoher Geburt und großem Range Ausnahmen: ob er gleich auch zuweilen etwas darein ſetzt, ſeine Unabhängigkeit von dieſen zu zeigen. Der Mann von Genie bezeigt am erſten Stolz gegen den Gelehrten, deſſen Anſprüche den ſeinigen nahe kommen, und die er deſto weiter von ſich wegwirft. Er wird mit gemeinen Menſchen, ohne ſonderliche Bildung, lieber umgehen, und ſich ihnen mehr mittheilen, als Gelehrten, denen es an an origineller Denkkraft fehlt, oder denen er kein ſtarkes Gefühl zutraut. — Er wird zuweilen ſeinen Gedanken, Ausſprüchen und Sentenzen eine größere Kraft beylegen, als ſie haben, und mehr von ihnen erwarten, als der Wahrheit gemäß iſt, und es den andern Menſchen übel nehmen, und ſie verachten, wenn ſie nicht ſeine bloßen Winke verſtehen und ſchätzen.

Der Stolz auf Gelehrſamkeit und Bücherruhm iſt dem auf Reichthum ähnlich. Gelehrſamkeit iſt ebenfalls etwas erworbenes; nur kann man weniger, als in Abſicht des Reichthums, den Leuten zeigen, wie viel man davon hat. — Und als Schriftſteller iſt man ein Acteur, der auf den Schauplatz tritt. Alsdann iſt man gegen Beyfall und Tadel, gegen Klatſchen und ziſchen viel empfindlicher: jenes zu erhalten, dieſes zu vermeiden, macht das Geſchäft des Lebens aus. Daher werden Schriftſteller, und die, welche auf ihren Rang als Gelehrte ſtolz ſind, verleitet, viel von ihren Schriften, Bewunderern, Recenſionen, Gegnern und gelehrten Streitigkeiten, kurz von allen den Sachen zu reden, welche ſie ſelbſt als bedeutende Bürger der Gelehrten-Republik darſtellen. — Um ſeinen Werth auf einen gewiſſen Grad zu bringen, muß der Gelehrte unter ſeines Gleichen hervorragen: daher iſt ſein Stolz gegen niemanden ſo ſehr als gegen Gelehrte gerichtet, die er unter ſich hält. — Gegen dieſe artet er ſogar oft in Feindſeligkeit aus, um ſie zu unterdrücken, — beſonders wenn ſich ein näheres aus Concurrenz entſpringendes Intereſſe damit verbindet. — Hieraus entſteht Pedanterey, — eine Erhebung ſeiner Gattung der Gelehrſamkeit über andre Gattungen: denn daraus folgt deſto mehr ſeine Erhabenheit, wenn er in der vornehmſten Gattung einer der erſten iſt.

Der Stolz des Gelehrten macht, daß er den Umgang der Adlichen und Großen ſucht, theils, weil er durch dieſe Auszeichnung, (zu den Großen Zutritt zu haben,) einen Beweis ſeines erlangten Ruhms erhält, theils, weil er dieſen ſich mehr gleich ſchätzt, da ſie, was ihnen von Seiten der Wiſſenſchaft oder des Genies abgeht, wieder durch andre Vorzüge erſetzen.

Zuweilen artet dieſer Stolz in ein gebieteriſches Weſen, einen entſcheidenden Ton, (anſtatt des prahlenden,) in Diſputirſucht, in eine Hohnneckerey andrer, (beſonders anmaßender) Gelehrten, in Streitſchriften und Kritiken aus. — Der Gelehrte, der durch Widerſpruch ſo leicht aufgebracht wird, und die, welche ihm mit ſchwachen Gründen widerſprochen haben, zu demüthigen ſucht, iſt gewiß ſtolz, wenn auch in andrer Hinſicht ſeine Sitten und ſein Betragen popular und beſcheiden ſind.

Der Stolz auf Schulherrſchaft, oder auf die Gewalt und das Anſehen, welches ein Lehrer unter ſeinen Schülern hat, iſt der lächerlichſte und am meiſten pedantiſche unter allen. Es widerfahrt aber leicht ſolchen Leuten, welche Anfanger belehren, und ſich eines großen Uebergewichtes über dieſe bewußt ſind, daß ſie das Publicum im Ganzen, oder die Menſchen, mit denen ſie umgehen, ein wenig wie Schüler behandeln.

4. Frauenzimmerſtolz. Ich habe oben ſchon davon gehandelt, wo von dem Stolze auf Schönheit die Rede war. Hier ſetze ich noch hinzu theils den Frauenzimmer-Stolz im Allgemeinen, theils den Stolz der vornehmen, den Stolz der keuſchen und züchtigen, endlich den Stolz der verſtändigen und gelehrten Weiber.

In Ländern, wo das ſchöne Geſchlecht geehrt und bedient wird, giebt es einen gewiſſen allgemeinen Stolz deſſelben. Frauenzimmer, die nicht viel ſittliche Bildung erhalten haben, oder von Natur nicht gutherzig ſind, pflegen leicht gegen Fremde oder Unbekannte, die ihnen nicht entweder durch eine hübſche Geſtalt, oder durch Rang und Anſehen empfohlen werden, verächtlich zu thun.

Ueberhaupt iſt das Frauenzimmer, eben, weil es der ſchwächere Theil iſt, am ſtolzeſten, unter den beyden Geſchlechtern, auf die Vorzüge des Glücks, welche ihm zu Theil geworden ſind, beſonders auf die der Geburt; und läßt ſie Andern im Umgange am meiſten auf eine drückende Art merken. Beſonders äußert es dieſen Stolz gegen ſein eignes Geſchlecht. Adliche Frauenzimmer ſind es vornehmlich, welche die

Ausſchließung der Bürgerlichen von adlichen Geſellſchaften verlangen. Sie ſind es, welche die aus mehrern Ständen vermiſchten Clubs, wenn zu denſelben auch Frauenzimmer Zutritt haben, zerſtören, und von kurzer Dauer machen. Sie haben es in ihrer Gewalt, dem, welchen ſie demüthigen wollen, mit einer ausgezeichneten und kränkenden Verächtlichkeit zu begegnen. Eine adliche ſtolze junge Dame, die einen verdienſtvollen Bürgerlichen an ihrer einen, einen Adlichen an der andern ſitzen hat, wird ihr Geſicht und ihr Geſpräch immer zu dem letztern wenden, und des erſtern Verſuche, eine Unterhaltung anzufangen, (denn freywillig wird ſie ihn nie in das Geſpräch ziehen) immer durch kurze, abgebrochne Antworten zurückſtoßen.

In Abſicht des geſelligen Lebens, haben die Frauenzimmer bey uns Europäern eine Stimme, und müſſen ſie unter allen geſitteten Nationen haben. Eben deßwegen hat auch ihr Charakter auf daſſelbe einen groſſen Einfluß. — Ihre Denkungsart muß geändert werden, wenn ſchlimme geſellige Gewohnheiten aufhören ſollen. Sie müſſen von dem Unterſchiede der Stände anfangen anders zu denken; ſie müſſen das Verdienſt dem Range vorziehen lernen, wenn ſich die Stände im Umgange einander nähern ſollen.

Einen gefährlichen Feind aber hat der weibliche Stolz, den der männliche nicht hat. Die Liebe nähmlich, als Leidenſchaft und als Genuß, demüthigt das Weib und macht es unterwürfig, ſo wie ſie den Mann gewöhnlich erhebt und ſtolzer macht, als er zuvor war. Die Beyſpiele ſind nicht ſelten von Frauenzimmern hohen Ranges und großen Stolzes, welche die Leidenſchaft der Liebe und der Genuß der Wolluſt einem unwürdigen oder ihnen ſehr ungleichen Gegenſtande knechtiſch unterworfen hat; und die, um der Befriedigung dieſer ihrer Neigung willen, ihren Stolz und ihre Anſprüche völlig vergeſſen haben.

Frauenzimmer, die auf ihre Schönheit oder auf ihren Rang ſtolz ſind, finden Unterſtützung und eine Partey, die ihren Stolz rechtfertiget. Frauenzimmer, die auf ihre weibliche Tugend ſtolz ſind, können ſelten das Anſehen, welches ſie hierauf gründen, über die Gränzen ihres Hausweſens ausdehnen. Die endlich, welche auf Verſtand oder gar auf Wiſſenſchaft ſtolz ſind, finden allenthalben nur Spötter und Widerſacher. — Deßwegen ſind die beyden erſten Arten des Frauenzimmer-Stolzes für Andre am meiſten von Folgen; — und die Erziehung muß am meiſten denjenigen Fehlern vorzubeugen ſuchen, die am wenigſten durch die Meinungen und Gewohnheiten der Welt im Zaume gehalten, oder gebeſſert werden.

5. Handwerker-Stolz; Bauernſtolz.

Beyde bekommen nur dadurch einen eignen Charakter, daß Sitten und Lebensart dieſer Claſſen etwas unterſcheidendes haben, und daß ihr Stolz mit der Meinung, welche die höhern Stände von ihnen hägen, beſonders contraſtiret.

Bey beyden iſt der Reichthum der vornehmſte Grund. — Der Handwerksſtolz erhält durch das Anſehen, welches ein Handwerker bey ſeiner Zunft, und vermittelſt derſelben in ſeiner Stadt haben kann, eine gewiſſe Würde, und trägt zu einer größern Sittlichkeit des Standes bey. Dieß iſt beſonders in Reichsſtädten der Fall. Es entſteht dann nähmlich, wie bey dem Adel, ein Ehrgefühl, vermöge deſſen der angeſehene Handwerksmann vieles als unanſtändig für ſich anſieht. Und wenn dieſes Ehrgefühl ihm gleich oft ſehr erlaubte und ſehr unſchuldige Sachen verbiethet, ſo hält es ihn doch auch von wirklich ſchändlichen ab.

Der Bauernſtand hat nie eine ſolche Verbindung oder Einrichtung gehabt, durch welche er als Corps ein gewiſſes Anſehen erlangt hätte; vielmehr hat ſeine Unterthänigkeit unter den Adel und ſeine gewöhnliche Rohigkeit ihm immer die unterſte Claſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft angewieſen. Deßwegen iſt ſtolz zu ſeyn für ihn etwas fremdes und unnatürliches; und er iſt es, wenn er durch die Umſtände begünſtigt wird, auf eine inſolentere Weiſe. Zugleich drückt er es auf eine gröbere Weiſe aus; und das iſt die Urſache, warum man den Nahmen Bauernſtolz zur Bezeichnung einer eignen Art übermüthigen und rauhen Stolzes angewandt hat. — Die Urſache, warum ein Menſch, der in Verachtung und Unterdrückung gelebt hat, wenn er zu Ehren und Herrſchaft gelangt, Andre ſeine Hoheit und Macht drückender, als ein aus nicht ſo tiefer Niedrigkeit Erhobner, fühlen läßt, iſt wohl theils Unwillen gegen die, welche ihn ehedem gedrückt haben, und eine Rache, die er dafür auch an Unſchuldigen ausübt, theils die gewöhnliche Uebertreibung des Genuſſes lange entbehrter Güter, theils die zu hohe Vorſtellung, die ſich ein, mit dem Großen und Achtungswürdigen in der Welt noch unbekannter, Glückspilz von ſeiner eignen Größe und Bedeutſamkeit macht.

Es iſt überhaupt ein zwiefacher Unterſchied zu machen; erſtens, zwiſchen dem Stolze, der auf eignes Urtheil des Menſchen von ſeinem Werthe oder Vorzuge vor Andern, und dem, der auf Vorurtheil und Meinung gegründet iſt; zweytens, zwiſchen dem Stolze, welchen ein Menſch einzeln hat, und bloß auf ſolche Eigenſchaften und Verhältniſſe gründet, die ihm perſönlich eigen ſind; und zwiſchen dem, welchen er mit einer gewiſſen Körperſchaft gemein hat, und auf Vorzüge gründet, die er mit Vielen theilt, aber noch vor Mehrern voraus hat.

Gemeiniglich iſt der Stolz, welcher auf eignes Urtheil gegründet iſt, der ſolitäre Stolz, wenn ich ſo ſagen darf; und der Stolz, den ein Menſch mit einem ganzen Corpus gemein hat, iſt der auf Meinung und Vorurtheil gegründete.

Der Stolz auf perſönliche Vorzüge, die man ſich nach eignem Urtheile beylegt, iſt ſeltner; er findet weit mehr Widerſtand bey Andern und weniger Unterſtützung; er iſt auch bey dem Menſchen ſelbſt nicht allemahl gleich, weil niemand immer über ſich ſelbſt einerley Urtheil fällt; er iſt drückender gegen Freunde, Anverwandten, Hausgenoſſen, Kinder, als gegen Fremde. Wenn er ſich mit dem Stolze, zu einem gewiſſen Corpus zu gehören, vereinigt, oder durch Macht unterſtützt wird, ſo kann er ſehr despotiſch werden.

Der Stolz aber, den ein Menſch wegen ſeines Theilnehmens an den Vorzügen eines gewiſſen Standes oder Corporis hat, iſt der gewöhnlichſte. Er wird ſich auch bey den Individuen vorzüglich dann zeigen, wenn Viele einer ſolchen Claſſe beyſammen wohnen. So iſt der Adel in Reſidenzſtädten, der Gelehrte auf Univerſitäten in größrer Verſuchung, ſtolz zu werden, oder ſich ſo zu betragen.

6. Stolz der Macht, oder Herrſchers- und Befehlshaber-Stolz. —

Sein Denkſpruch iſt: parcere devictis et debellare superbos. — Der Feldmarſchall Schwerin ließ Fähndriche ſich niederſetzen, und Generallieutenants vor ſich ſtehen. — Der Mächtige, wie der König, verlangt von denen, die unter ihm ſind, nicht ſowohl geehrt zu werden: denn an Zeichen der Ehre fehlt es ihm niemahls, und er glaubt ſich ſchon erhaben genug, um die Ehrerbiethung vorausſetzen zu können; er verlangt Unterwürſigkeit und Gehorſam. — Um dieſe zu erhalten, ſucht er ſich durch Popularität die Liebe der niedrigſten Claſſen, (von denen er Widerſetzlichkeit am wenigſten erwarten darf,) zu erwerben, und durch Ernſt und Anſehen die höheren Claſſen von der Gleichſtellung mit ihm, die ſeiner Autorität gefährlich werden könnte, zurückzuſchrecken. —

So wie überhaupt der Stolz nach dem Maße mehr Entſchuldigung findet, oder mehr gebilliget wird, als mehr Mittel vorhanden ſind, ihn zu unterſtützen, oder mehr Rechte, auf die er ſich gründet: ſo wird er bey der höchſten Gewalt von dem großen Haufen ſelbſt als eine Pflicht angeſehen, und gehört unter die Mittel, eine rechtmäßige Autorität aufrecht zu erhalten.

Dritter Abſchnitt.

Eigenſchaften und Symptome des Stolzes.

Dieſe ſind entweder allgemeine, die aus der Natur des Stolzes entſtehen; oder beſondre, die von dem Charakter oder der Lage des Stolzen abhängen.

I. Allgemeine Symptome des Stolzes.

Ich rede zuerſt von denjenigen Eigenheiten des Stolzes, welche ſich auf Andre beziehen; und dann von denen, welche die eigne Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchen betreffen.

I. Symptome des Stolzes in Beziehung auf Andre.

Der Stolz entfernt von andern Menſchen, und iſt der Menſchenliebe entgegen. Er iſt von Natur eine kalte Dispoſition des Gemüths, und iſt nur kalten Gemüthern eigen. Ueberdieß liebe man nicht leicht die, welche man verachtet. Selbſt das Mitleiden wird dadurch verhindert. Endlich iſt der Solze mehr mit ſich beſchäftigt, und verſetzt ſich alſo nicht leicht in die Stelle Andrer, welches zum Wohlthun gehört.

Der Stolze iſt leicht beleidigt, und glaubt nicht leicht, Andre zu beleidigen: denn ſich ſchreibt er, wenigſtens ſtillſchweigend, viele Rechte zu, Andern wenige. — Iſt er daher mit einem übrigens rohen und ungebildeten Charakter verbunden, ſo wird er, beſonders gegen Unbekannte, und im jugendlichen Alter, händelſüchtig und geneigt, Andre zu beleidigen und zu beſchimpfen.

Der Stolz macht in der Regel muthig, und führt zu einer gewiſſen Geringſchätzung der Gefahr. Um deßwillen liebt der Adel den Krieg; und die Beyſpiele von Großen, die, um Ehre zu erlangen, ihr Leben gewagt haben, ſind häufig. Von der einen Seite giebt die Schüchternheit, welche aus der Inferiorität unter Andern entſteht, wenn ſie habituell wird, leicht dem Charakter den Zug der Furchtſamkeit: und niemanden zu fürchten im geſelligen und friedlichen Umgange, führt das Gemüth dazu, auch den Feind im Kampfe nicht zu fürchten. Von der andern Seite iſt es einmahl angenommene Meinung, daß Tapferkeit ehrt und Feigheit ſchändet. Darum wird der Stolze, der in einem Kampfe zugleich ſeine Ehre zu ſichern hat, durch ſtärkere

Beweggründe aufgefordert, der Gefahr zu trotzen. Der liebſte Theil ſeiner Exiſtenz ſteht auf dem Spiel: er kann ihn nur erhalten, indem er ſeine Exiſtenz ſelbſt Preis giebt.

Der Stolze will unabhängig ſcheinen: daher will er auch den Schein des Ueberfluſſes von ſich geben und den des Mangels vermeiden. Er wird daher zur Freygebigkeit in den Ausgaben bewogen, die Andern in die Augen fallen. Der Stolz hat etwas der Großmuth ähnliches. Man muß nichts von Andern annehmen, aber man muß Andern mittheilen, und beſonders muß man ihnen bezahlen, was man ſchuldig iſt, wenn man groß thun will. Unmöglich kann ein Kritiker, in dem Augenblicke, da er eine Knauſerey begeht, ſich ein ſtolzes Air geben. — Daher werden junge ſtolze Adliche leicht Verſchwender, indem ſie ſich in den Ehrenausgaben des Spiels, der Geſchenke, der Luſtbarkeiten, ein Anſehen unter ihres Gleichen geben wollen.

Ein höherer Grad von Stolz aber macht, daß ein ſolcher Menſch dieſe Regeln der Gerechtigkeit nur auf ſeines Gleichen ausdehnt: und die geringeren Claſſen gewiſſer Maßen für verpflichtet hält, ſeinen Bedürfniſſen und beſonders ſeinem Luxus zu dienen. Daher hält er es für hohe Pflicht, Spielſchulden zu bezahlen, macht ſich aber kein Gewiſſen daraus, dem Handwerksmanne und Kaufmanne ſchuldig zu bleiben.

Der Stolze ſchreibt ſich höhere Rechte zu. Dieſe laufen immer zuletzt auf Eigenthum oder auf Herrſchaft hinaus. Daher glaubt der Stolze, daß ihm der Reichthum gebühre, ſo wie die Ehrenſtellen. — Er glaubt ſich beſonders zu einem gewiſſen Luxus berechtigt, und beneidet nicht bloß, ſondern tadelt und mißbilligt auch den Luxus derer, die er unter ſich glaubt.

Der Stolze iſt geneigt, die allerunterſte Claſſe, gegen die, welche ihm die nächſte iſt und mit ihm rivaliſirt, zu vertheidigen. Er fürchtet ſich, mit dem ſich gemein zu machen, der nicht weit unter ihm iſt; aber er glaubt, ſich gegen die, welche tief unter ihm ſind, herablaſſen zu müſſen.

2. Beſchaffenheit und Symptome des Stolzes in Abſicht der eignen Glückſeligkeit und Vervollkommnung des Menſchen.

Dieſe werden am beſten erkannt, wenn man den Stolz mit ſeinem nächſten Verwandten, der Eitelkeit, vergleicht.

Der Eitle iſt nach Beyfall begierig und ſucht Zeugniſſe für ſeine Verdienſte. Dieſe werden ihm oft verweigert: noch öfter iſt er in Abſicht derſelben mißtrauiſch und ungewiß. Das Leben eines Eiteln iſt ein unruhiges ängſtliches Leben. Der Stolze hingegen glaubt zu haben, was jener ſucht. Er hält ſich entweder der Ehre verſichert, oder verachtet die, welche ſie ihm verweigern. Inſofern iſt bey dem Stolze weit mehr Zufriedenheit und Glückſeligkeit. Wenn er nicht geſtört wird, ſo befriedigt er den Menſchen und macht ihn wirklich von andern Menſchen unabhängiger.

Aber von der andern Seite, da er macht, daß der Stolze von den Menſchen, die um ihn ſind, viel fordert, beſonders aufmerkſame Dienſtbefliſſenheit, eine Pflicht, welche Menſchen, auf die Länge, am allerungernſten leiſten: ſo hat er oft Urſache, mit denen, die um ihn ſind, unzufrieden zu ſeyn. Er iſt leicht mürriſch, auffahrend und heftig gegen Dienſtbothen und Untergebne, auch gegen Freunde oft über Kleinigkeiten verdrießlich und ohne Nachſicht; — daher wenig zur eigentlichen Freundſchaft gemacht.

Der Stolz, welcher Art er ſey, iſt ein Hinderniß des Fortſchreitens zur Vollkommenheit. Er befriedigt den Menſchen zu ſehr mit dem, was er ſchon erlangt hat. Daher kommt in der Regel die mindere Anſtrengung, die gewöhnlich der Adel beym Studiren zeigt. — Der Stolze will lieber bloß genießen, als erwerben: Er will einen Reichen vorſtellen, der von den Renten ſeines geſammelten Geldes lebt.

Der Stolz hat an ſich etwas ſteifes, ungeſchmeidiges in der Denkart und in den Sitten zur Begleitung, beſonders der, welchen ich weiter oben den ſolitären nannte, der Stolz einzelner Menſchen, die ſich weniger in dem Umgange mit ihres Gleichen abſchleifen. Er iſt weniger thätig, zum Stillſchweigen geneigt, kein Freund lebhafter Luſtigkeit, die uns immer von unſrer Höhe herabſetzt, und denen gleich macht, unter denen wir luſtig ſind — Er iſt, unvermiſcht mit andern Leidenſchaften, an ſich eine freudenloſe Gemüthsart, weil er das Princip der Mittheilung und der Sympathie ſchwächt, auf welchem unſre meiſten Freuden beruhen.

II. Beſondre Symptome einiger beſondern Arten des Stolzes.

Der Stolz, welcher auf Stand und Anſehen in der Republik beruht, und beſonders darauf, daß man einem angeſehenen Corpus zugehört, — welchen ich mit einem Worte Adelſtolz nennen will, macht, daß der Menſch ſich zu den Perſonen, mit welchen er den Rang gemein hat, vorzüglich hinneigt, ſich leichter und inniger mit ihnen verbindet, je mehr er dadurch von dem übrigen Hauſen abgeſondert wird. Dieſer Corporations-Stolz macht alſo einſeitig geſellig: und iſt dieſe Corporation groß, ſo kann dieß allein den Zuſtand des Menſchen angenehm machen. Hieraus entſpringt in der That die größre Geſelligkeit des Adels unter ſich ſelbſt. Ein Adlicher wird zu dem andern hingezogen, weil er in ihm eben dieſelbe herrſchende Meinung von dem Werthe der Geburt und allen damit verbundnen Vorrechten findet, und mit einem andern Adlichen ein gleiches Intereſſe zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten hat, — ein Band, welches deſto ſtärker wird, je reger und lebhafter die Rivalität zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande iſt. Endlich genießt der Adliche der Ehre ſeines Standes nicht beſſer, und kann ſeinen Vorzug vor demjenigen Bürgerlichen, welchen er nicht beherrſcht, nicht beſſer zeigen, als wenn er ſich ausſchließend mit ſeines Gleichen im Umgange verbindet und dem Unadlichen den Zutritt verſagt.

Der Stolz hingegen, welcher auf beſondere perſönliche Eigenſchaften, Verdienſt, Gelehrſamkeit, Genie u. ſ. w. gegründet iſt, iſolirt und entfernt von dem Menſchen.

Von ihm gilt das Griechiſche Sprichwort: αὐθάδεια ἐρημίας σύνοικος. Wer ſich ſelbſt übermäßig ſchätzt, mag für ſich bleiben. — Wenn er auch einige Perſonen für ſeines Gleichen hält, in den Sachen, worauf er ſich das meiſte einbildet: ſo iſt doch deren eine zu kleine Anzahl, als daß durch den Umgang derſelben die Geſelligkeit Nahrung bekäme. Bey andern aber findet er entweder einen Mangel der ſchätzenswürdigen Eigenſchaften, um derentwillen er ihre Freundſchaft begehren könnte, oder er findet einen Kaltſinn und eine zu geringe Achtung gegen diejenige Art der Vollkommenheit, die er ſelbſt hat. Er fürchtet entweder, nicht geſchätzt zu werden, was er werth iſt; oder er ſchätzt Andre ſelbſt nicht. Und das Zuſammentreffen der beyden Umſtände, daß dieſer auf ein perſönliches Verdienſt Stolze bey Andern daſſelbe Verdienſt, und zugleich die ihm genugthuende Anerkennung des Seinigen fände, iſt ſelten. Alles alſo, was aus der Ungeſelligkeit weiter folgt, iſt auch als eine Wirkung jenes Stolzes anzuſehen.

Der Stolz auf Geburt, Rang und äußre Verhältniſſe läßt beſonders gerne die Familie, Frau, Kinder, Verwandte daran Theil nehmen. Der Glanz alles deſſen, was mit ihm näher zuſammenhängt, trägt zur Aufrechterhaltung dieſer Art von Anſprüchen viel bey. Daher erhebt man ſich bey dieſer Art des Stolzes nicht über die Seinigen, man ſucht dieſe vielmehr mit ſich zugleich über Andre zu erheben. Der auf individuelle Vorzüge gegründete Stolz hingegen macht, da er ſich ganz auf die eigne Perſon einſchränkt, oft auch den Mann in ſeinem eignen Hauſe ungeſellig, entfernt den Vater von den Kindern, den Mann von der Frau, entfremdet Geſchwiſter. — Der auf ſeine Einſichten Stolze findet kein Intereſſe, auch den Verſtand ſeiner Frau oder ſeiner Kinder geltend zu machen: er findet vielmehr oft eines darin, ſie als Perſonen von geringern Fähigkeiten darzuſtellen. — Der *auf ſeine Familie* Stolze, iſt unter den Seinigen unter ſeines Gleichen, und wird durch ihre Ehre geehrt. Der *auf ſich* Stolze findet kein Intereſſe, das Anſehen der Seinigen zu heben: und er entfernt ſie von ſich durch ſeine vermeinte Erhabenheit.

Es giebt endlich einen Stolz, welchen der Menſch gegen Alle, Höhere und Niedrigere, auf gleiche Art hägt; es giebt einen andern, der mit einer eben ſo großen Demuth und ſelbſt mit kriechendem Weſen gegen diejenigen, welche über ihm ſind, verbunden iſt. Der erſtere iſt in gewiſſer Betrachtung edler. Es iſt gewöhnlich der Stolz der Macht und der Stolz des perſönlichen Verdienſtes, (ich nehme dieſes Wort im weiteſten Sinne für alle Eigenſchaften, welche einen Vorzug geben.) Ohne Macht und Anſehen, muß dieſe Art von Stolz ſich verborgen halten. Wer ſtolz gegen Alle iſt, und doch nach den äußern Verhältniſſen nicht viel bedeutet, muß ſich nothwendig von der Geſellſchaft der Menſchen entfernt halten, wenn er nicht öftere Demüthigungen erfahren will. — Der Stolz, der ſich über die Niedrigen erhebt und vor den Hohen beugt, hat etwas Niederträchtiges, Spuren von Feigheit, eine Miſchung von tyranniſcher Gemüthsart und Sklavenſinn. Es iſt der eigenthümliche Charakter der Herrn von geſtern. Durch Schmeicheley und Unterwürfigkeit unter die Großen erhoben ſie ſich. Dieſe Maßregeln behalten ſie bey, um ſich zu erhalten. Aber ihr Zweck war, ihren Uebermuth und ihre Einbildung von ſich auslaſſen zu können: und ſie ſchweifen im Genuſſe des geſuchten Vergnügens aus, wo ſich die Gelegenheit dazu zeigt. — Alle die, welche auf ihren

Rang ſtolz ſind, (wenn er nicht einer der höchſten iſt;) ſind in ähnlichem Falle, und mit beſſerem Grunde. Sie können nähmlich, wenn ſie mit ſich ſelbſt übereinſtimmend ſeyn wollen, nicht unterlaſſen, diejenigen ſehr zu ehren, die das Glück über ſie geſetzt hat; da ſie von denjenigen, welche an Rang unter ihnen ſind, ſo große Demuth fordern.

Ich ſetze noch folgende zwey Bemerkungen hinzu:

1. Der Stolz nimmt verſchiedene Charaktere an, oder zeigt verſchiedne Symptome: nachdem der Vorzug deſſen ſich der Stolze erfreut, von der Welt anerkannt und anerkennbar iſt; oder etwas dem großen Haufen unbekanntes und von ungleicher und ungewiſſer Schätzung in der öffentlichen Meinung iſt. Güter der erſten Art ſind Rang; hohe Geburt, anſehnliche Titel, Gunſt bey den Großen, Herrſchaft, ſichtbarer Reichthum, endlich großer Ruhm. Güter der andern Art ſind Verſtand, Klugheit, Gelehrſamkeit, alle Tugenden, — ſelbſt Reichthum, inſofern er nicht durch Luxus ins Auge fällt u. dgl. Der, welcher auf Güter der erſten Art ſtolz iſt, wird ſich zu zeigen ſuchen: denn dann genießt er der Ehre. Der, welcher auf die Güter der letzten Art ſtolz iſt, wird ſich zurückziehen, und ſich

eher verborgen halten, weil er das Anſehen, das ihm gebührt, zu compromittiren fürchtet, ſobald er unter Unbekannte kömmt. Jener wird die große Welt, den Umgang, und beſonders die Verbindung mit den Vornehmen ſuchen. — Dieſer wird eine Verachtung der Welt und der Großen affectiren. Er wird ſich ſogar zuweilen mit Leuten, die unter ihm ſind, einlaſſen, weil ihm eine freywillige Herablaſſung weniger koſtet, bey welcher er das Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit beybehält, als eine äußere Gleichheit mit Perſonen, über die er im Innern erhaben zu ſeyn glaubt.

2. Mit dem Stolze auf Geburt, Rang, und Titel iſt gewöhnlich die Meinung von der Wichtigkeit des Ceremoniels und aller der Conventionen und Gebräuche verbunden, welche die Leute von Range unter ſich, und zur Abſonderung von dem großen Haufen erfunden haben. So wie der ſtolze Domherr die Statuten ſeines Kapitels und die in dem Miſſale ſeiner Kirche vorgeſchriebenen Gebräuche anſieht, ſo ſieht der ſtolze Hofmann die Etikette des Hofes an. Es iſt ein Studium für ihn; er thut ſich auf die Kenntniß dieſes Ceremoniels viel zu gute; er verachtet die, welche nicht zum Hofe gehören, ſchon deßwegen, weil ſie die-

ſe Dinge nicht wiſſen. So lachte eine Franzöſiſche Hof-Dame, in der Kapelle von Verſailles, dem Arthur Young ins Geſicht, weil er ſie fragte, ob der Prinz, welcher eben, nach einem feyerlichen mit Muſik begleiteten Hochamte, das blaue Band erhielt, der Dauphin ſey. Arthur Young erfuhr darauf von einem Freunde, daß die Dauphins von Frankreich den heil. Geiſt Orden gleich bey ihrer Geburt erhielten, und daß es der Dame ungereimt geſchienen hätte, daß ein Menſch dieſen ihr und allen Hofleuten ſo bekannten Umſtand nicht wiſſe.

Der Menſch wird ſich denjenigen Uebereinkommungen und willkührlichen Geſetzen leicht unterwerfen, durch die er ſelbſt zugleich hervorgezogen wird: und das um deſto mehr, je mehr er ſeine Erhabenheit bloß auf die gemeinſchaftliche Würde und Hoheit der Claſſe gründet, welche dieſe Verabredungen unter ſich getroffen hat. Jeder, der nur durch die Theilnahme an den Rechten einer Körperſchaft, deren Mitglied er iſt, eine gewiſſe Würde und eine angenehme Exiſtenz in der Welt erhält, wird die Geſetze und Einrichtungen ehren und befolgen, durch welche die Körperſchaft in ihrer Verbindung aufrecht erhalten wird. Selbſt die, welche durch Glück und Umſtände in Verbindungen mit dem Adel und der vornehmen Welt gekommen ſind, ohne dazu zu gehören, werden, je mehr ſie ſich auf dieſe Diſtinction zu gute thun, ſich um deſto williger den ihnen zuvor fremden Gebräuchen und Conventionen der Claſſe, von welcher ſie aufgenommen, oder geduldet werden, unterwerfen.

Aus entgegengeſetzten Urſachen aber wird der, welcher auf Eigenſchaften ſtolz iſt, die ihm als Individuum allein eigen ſind, und die ihn alſo, anſtatt ihn mit irgend einem Corpus genauer zu vereinigen, nur von den Menſchen überhaupt entfernen, — gegen alles, was Gebräuche, Conventionen, — Titel, Complimente u. ſ. w. heißt, mit einiger Verachtung, oder mit Unwillen erfüllt ſeyn. Er wird entweder über alles das, als über Stützen eines verdienſtloſen Ehrgeitzes, hinweg zu ſeyn glauben, oder er wird dieſe Anſtalten als Ungerechtigkeiten gegen das einzige und wahre Ehrenvolle, das perſönliche Verdienſt, anſehen. Daher ſind unter ſtolzen Gelehrten oder Genie-Männern ſo viele Sonderlinge. Sie finden es freylich auch bequemer, ganz ihrem Hange zu folgen, — beſonders, wenn ihre Ideen lebhaft, ihre Triebe ſtark ſind, und ſie alſo durch ihre eigne Activität an der Nachahmung Andrer gehindert werden. Aber hinzukommen muß allemahl noch das, daß ſie ſich aus dem Urtheile Andrer wenig machen, daß ſie den conventionellen Anſtand nur für die Erfindung von Schwachköpfen halten, die ihre eigne Unbedeutſamkeit, durch den Schein von Wichtigkeit in äußern Formen, verbergen wollen.

Vierter Abſchnitt.

Moralität des Stolzes.

Dieſe kann entweder aus der Vernunftmäſſigkeit, d. h. aus der Schicklichkeit und Wahrheit des Stolzes beurtheilt werden; — oder aus dem Einfluſſe deſſelben auf den Menſchen ſelbſt, ſeine Geſinnungen und Handlungsweiſe, und auf Andre, in Abſicht ihres Wohls und ihrer Glückſeligkeit.

I. Vernunftmäßigkeit, Wahrheit, Schicklichkeit des Stolzes.

Da der Stolz eine Erhebung über Andre iſt, und da dieſe Erhebung Grade hat; — ſo kommt es bey der Moralität des Stolzes, wenn wir ſie aus dem erſten der beyden vorhin angegebnen Geſichtspunkte betrachten, auf folgende zwey Fragen an.

Erſtens: iſt die Meinung, die wir von unſrer Erhabenheit und der Niedrigkeit andrer Menſchen hägen, iſt das Verhältniß, welches wir in dieſer Hinſicht zwiſchen uns und ihnen annehmen, richtig; und ſind die Vorrechte, die wir uns vor ihnen anmaßen, dieſem Unterſchiede angemeſſen? Zweytens: ſind nicht gewiſſe natürliche Eigenſchaften in uns und andern Menſchen vorhanden, welche die Ungleichheit, die von der einen Seite wirklich da iſt, mäßigen, und zwiſchen Menſchen und Menſchen noch ein zweytes Verhältniß begründen, auf welches wir bey Regulirung unſers Verhaltens gleichfalls Rückſicht zu nehmen haben? Iſt eben deßhalb nicht ein Betragen gegen die Niedrigern unſchicklich, welches bloß nach dem erſten jener beyden Verhältniſſe berechnet iſt?

Dieſem zu Folge werden alſo

1. in Abſicht des Stolzes überhaupt ſich folgende Betrachtungen ergeben.

Erſtens. Welchen Unterſchied auch äußere Verhältniſſe, oder perſönliche Eigenſchaften zwiſchen Menſchen und Menſchen machen: ſo können ſie niemahls ſo weit gehen, daß ein Menſch zur Verachtung des andern, (wenn dieſer keines Verbrechens überwieſen iſt,) berechtigt würde; und ein Stolz alſo, welcher verachtet, (und dieß iſt eigentlich Stolz) iſt allemahl dem wahren Verhältniſſe, in welchem ſich ein Menſch gegen andre befindet, entgegen. Obgleich das, was Verachten heißt, ſich nicht auf ganz beſtimmte Begriffe bringen läßt: ſo kann es doch durch einige Merkmahle angegeben werden. — Der höchſte Grad von Verachtung iſt, wenn ich jemanden, ſeiner Nichtigkeit wegen, als der allgemeinen Rechte der Menſchheit nicht mehr theilhaftig anſehe. Ich betrachte und behandle ihn alsdann als ein Thier. — Dieſe Verachtung iſt die Infamie; ſie liegt der Erklärung für vogelfrey zum Grunde; und ſie kann nie anders rechtlich, oder erlaubt ſeyn, als wenn ein Menſch Verbrechen begangen hat, die ihn aller moraliſchen Empfindung beraubt zeigen, und zugleich ihn zu einem gemeinſchaftlichen Feinde des menſchlichen Geſchlechts machen. — Mit dieſer Verachtung, welche in civiliſirten Ländern, auch als Strafe, niemanden zuerkannt wird, ſteht diejenige in Verwandtſchaft, die den Menſchen des Umganges, und ſolcher Erweiſungen der Achtung oder der Zuneigung unwürdig hält, welche ein Menſch von dem andern, ohne irgend beſondre Rückſichte, als die der gemeinſchaftlichen Natur, erwarten kann. Ein Menſch kann von dem andern erwarten, daß er ihm antwortet, wenn er ihn anredet: — daß er ſich gelegentlich ihm ſo weit nähert, als die Natur der Geſchäfte, die ſie mit einander abzumachen haben, erfordert; daß er, während dieſes kurzen Umgangs, ihn, wie einen zwar gleichgültigen, aber ihm nicht mißfälligen Menſchen behandele. Ich verachte alſo den, welchem ich mich nicht einmahl nähern will, weil ich mich ſchon durch ſeine Gegenwart und ſeine Anrede beleidiget halte. Den höchſten Grad dieſes Stolzes beweiſen die höhern Caſten der Hindoſtaner, wenn ſie auch die Berührung der niedern als eine Verunreinigung ſcheuen. — Ich verachte den, welchem ich, bloß ſeiner vermeinten Niedrigkeit wegen, wenn ich mit ihm etwas zu thun zu haben gezwungen bin, ſo begegne, als wenn ich mit ihm unzufrieden wäre, oder als wenn er mich beleidigt hätte. — Und dieß iſt in der That der Ton vieler Stolzen gegen Geringere. Sie wenden ſich ſo viel als möglich von ihnen weg, und vermeiden ihnen nahe zu kommen. Sie antworten ſo kurz, wie möglich, und reden ſie niemahls an. Sie haben etwas unfreundliches, oder etwas ſpöttiſches in ihrer Art mit ihnen umzugehn.

Mit einem Worte, ſobald die Geringſchätzung des Andern und die übermäßige Schätzung unſrer ſelbſt ſo weit geht, dieſes Urtheil eben den Effect auf unſer Gemüth thut, als wenn wir von dieſem Andern wären beleidigt worden, — bis zur Unzufriedenheit mit dem, was der Andere thut und ſagt, ſobald er es in Beziehung auf uns thut und ſagt, und bis zur Neigung ihn zu kränken, oder ihm empfindlich zu fallen, und ihn ſeinen Abſtand dadurch merken zu laſſen: ſo bald iſt es wahre, eigentliche Verachtung; — wirklicher Stolz. Und daß dieſer der Wahrheit und der wirklichen Beſchaffenheit der Dinge entgegen ſey, iſt klar. — Denn erſtens ſind und bleiben die Gleichheitspunkte, in welchen die an perſönlichen Verdienſten noch ſo weit entfernten Menſchen mit einander übereinkommen, immer zahlreicher und wichtiger, als die Punkte, in welchen ſie ſich unterſcheiden. Weder die Vorzüge der Wiſſenſchaft und des Verſtandes, noch die der Tugend machen einen ſolchen Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch, als die ihnen gemeinſchaftliche vernünftige und moraliſche Natur, — (die auch nicht ohne wirklich vernünftige Ideen, und moraliſche Handlungen ſeyn kann,) Aehnlichkeiten unter ihnen hervorbringt. — Dieſe Aehnlichkeiten ſind noch von einem weit größern Gewichte, wenn ſie mit den Vorzügen des Glücks, des Ranges und der Macht auf die Wage gelegt werden. Es iſt alſo der Grad von Achtung, welcher einem Menſchen, als Menſchen, gebührt, immer viel bedeutender, als der Grad von Nicht-Achtung, der ihm gebührt, weil er dieſer Menſch, von dieſen perſönlichen Mängeln und Fehlern, — oder von dieſem Stande u. dgl. iſt. — Zweytens: ein Menſch, der nicht verdient, von mir geachtet zu werden, verdient deßwegen nicht von mir unfreundlich behandelt zu werden. Er hat mich durch ſeine Niedrigkeit nicht beleidigt; ich habe alſo kein Recht, ihm wieder wehe zu thun. — Eine Nichtſchätzung, die bis zum Unwillen geht, wenn der Nichtgeachtete mir zu nahe kommt, iſt immer eine unnatürliche und der Vernunft widerſprechende Gemüthsdispoſition.

Die Grade dieſer Nichtachtung Andrer, oder dieſes Mißfallens an ihnen, das bloß aus der Verachtung entſpringt, ſind unzählig; und die Unſchicklichkeiten ſind eben ſo vielfach, durch welche der Stolz ſich verwerflich macht, inſofern der Grad, welchen er jedes Mahl beweiſt, den beſondern Umſtänden und Verhältniſſen des Menſchen, gegen welchen er ihn beweiſt, nicht angemeſſen ſind.

Der Stolz iſt zweytens inſofern der geſunden vernunftmäßigen Denkart zuwider, als er ſelbſt eine einſeitige Denkart iſt und alle Sachen einſeitig betrachtet. Alle Menſchen, die ſtolz ſind, ſind auf einen gewiſſen einzelnen Vorzug ſtolz. Keiner kann ſich auch nur einbilden, in allen Stücken, wodurch Menſchen, nach der Wahrheit, oder nach der Meinung, vor andern Menſchen einen Vorzug haben, die übrigen zu übertreffen. Um nun alſo durch dieſen einzelnen Vorzug ſich ſo von den natürlichen Geſinnungen und dem natürlichen Betragen gegen Andre abbringen zu laſſen, wie es bey dem Stolze geſchieht, iſt es unumgänglich nöthig, daß die Idee dieſes Vorzugs zur idea fixa bey dem Menſchen werde, daß er ſich und alle Dinge unter dieſem Geſichtspunkte, und von dieſer Seite betrachte, daß er unaufhörlich auf dieſe Betrachtung zurückkehre. So iſt es auch in der That bey dem ſtolzen Adlichen, Reichen oder Gelehrten. Jener träumt, denkt, redet nichts, als von Ahnen. Bey jedem Fremden, den er ſieht, iſt der erſte Gedanke deſſen Stammbaum. In ſeine Geſchäfte, in ſeine Vergnügungen miſcht ſich immer das Andenken ſeiner Geburt. So ſieht der zweyte nichts an dem Menſchen, als ob er reich oder ein Bettler; der dritte nichts, als ob er ein berühmter Gelehrter, oder ein Unwiſſender iſt. — Wäre das nicht; räumten ſie dieſem Zweige der menſchlichen Vollkommenheit, den ſie beſitzen, nur *den* Platz in ihrem Andenken und ihrer Achtung ein, der ihm unter den übrigen gebührt: ſo würden ſie nie von ſich, im eigentlichen Sinne eingenommen ſeyn, ſo würden ſie nie ſo viel Urſache zur Verachtung Andrer finden. — Aber, wenn das die Denkungsart des Stolzen iſt: wie weit von der Wahrheit abgehend iſt ſie! Die Natur hat den Menſchen und ſeinen Zuſtand als ein Zuſammengeſetztes aus einer großen Anzahl von Kräften, Vermögen und Gütern dargeſtellt. — Jeder Vorzug, den er beſitzt, iſt eine Kraft etwas zu wirken. Eine ſolche iſt das Genie, die Gelehrſamkeit, Stand, Reichthum. — Alle dieſe Kräfte und ihren Beytrag zur allgemeinen Glückſeligkeit muß der Menſch erkennen und überſehen, wenn er richtig über das menſchliche Leben, über ſich und Andre urtheilen will. Er muß ſich als einen Menſchen betrachten, der durch die beſondern Hülfsmittel, welche ihm die Vorſehung an natürlichen Gaben oder Gütern des Glückes verlieh, auch einen beſondern Beruf in der Welt erhalten hat: — nähmlich, den, dieſe Mittel aufs beſte zu dem großen Endzwecke der Menſchheit anzuwenden. Aber in ſeiner Beurtheilung der Dinge kann nie Richtigkeit, und alſo in ſeinem Betragen nie Schicklichkeit ſeyn, wenn er nicht die Mannigfaltigkeit dieſer Hülfsmittel, und der zum allgemeinen Wohl nöthigen Mitarbeiter und Werkzeuge überſieht, und wenn er nicht jedem Menſchen und jeder Kraft im Menſchen den Werth beylegt, den ſie in Beziehung auf die Erreichung unſrer edelſten Endzwecke haben. — Sobald dieß geſchieht, ſo wird der Menſch im eigentlichen Verſtande unbefangen und alſo unparteyiſch ſeyn. Er wird nicht über ſeine eigne Größe erſtaunen, (das Staunen über ſeine eignen Vorzüge aber iſt eben der Stolz;) weil er rings um ſich Erhabenheiten und Kräfte andrer Art, aber von gleichem und größerem Werthe ſieht. Er wird ſelten auf Menſchen ſtoßen, die ihm der abſoluten Verachtung werth ſcheinen. Er wird ſelten, wenn er ſein ganzes Weſen mit dem Ganzen des Andern vergleicht, ſich ſo weit hervorragend über ihm finden.

2. Was nun insbeſondre die drey gewöhnlichſten Arten des Stolzes betrifft: den auf Rang, Geburt und Amt, den auf Reichthum, — und den auf Fähigkeiten, Kunſt und Wiſſenſchaft: ſo zeigt ſich noch näher, warum das Eingenommenſeyn von einem oder dem andern dieſer Vorzüge, welches eigentlich das Weſen des Stolzes ausmacht, der vernünftigen Einſicht der Dinge und der Wahrheit zuwider iſt.

Wenn ein Menſch auf irgend etwas ſtolz ſeyn dürfte, ſo müßte er es auf das ſeyn, was am meiſten von ihm abhängt, wovon er ſelbſt am meiſten Urheber iſt; alſo auf ſeine freyen Handlungen. Aber niemand hat je über ausgeübte Tugenden den Grad von Stolz empfunden, welchen Hoheit, Fähigkeiten oder Reichthum erregen. Schon dieß iſt ein Beweis von der Verkehrtheit des Stolzes. — Daß aber dieſe drey Sachen, wenn nicht in gleichem Grade, doch alle zum Theil, Güter des Glücks ſind, iſt augenſcheinlich; indem die Fähigkeiten dem Menſchen zum Theil angebohren ſind, und die Gelegenheiten und Anläſſe, ſie auszubilden, ihm nur durch ſeine Lage in der Welt zukommen, oder mangeln. Wenn auch im Fleiße eine Tugend zu ſeyn ſcheint: ſo iſt bekannt, wie wenig der unfruchtbare und mißlingende Fleiß geachtet wird; wie wenig Stolz er hervorbringt. — Der gute Kopf iſt mehr geehrt, und wird ſtolzer, wenn er gleich faul iſt, weil er doch mehr hervorbringt.

Der auf einen dieſer Vorzüge Stolze iſt alſo auf ſein Glück ſtolz. Es ſcheint aber unmenſchlich und iſt gewiß unſchicklich, die Mängel, die der Andre als Unglück beſeufzt, ihm noch als Verbrechen anzurechnen, — und ihn deßhalb durch Demüthigung zu beſtrafen.

Alles kömmt nun, bey der moraliſchen Beurtheilung dieſer verſchiednen Arten des Stolzes von Seiten der Vernunftmäßigkeit, darauf an, den Werth der Geburt, des Reichthums und der erworbnen und natürlichen Geſchicklichkeiten zu unterſuchen: wie viel nähmlich, wenn man auch von dem *Selbſterwerben* dieſer Eigenſchaften abſtrahirt, von den ſchätzbarſten und liebenswürdigſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur, (welche doch immer zuletzt den Maßſtab des Werthes und der Achtung geben muß) mit jedem dieſer Vorzüge verbunden ſind. Dieſe Unterſuchung hat alſo eigentlich die Natur des Adels, der Gelehrſamkeit und des Reichthums, zum Gegenſtande. Sie kann aber hier nur ſo weit ausgeführt werden, als nöthig iſt, um die vorzüglichſten Irrthümer zu entdecken, welche jeder von dieſen Arten des Stolzes zur Stütze dienen: und mit deren erkannten Unwahrheit alſo auch die Ueberzeugung von der Unſchicklichkeit des darauf gegründeten Stolzes zuſammenhängt. Einige Beyſpiele werden genug ſeyn.

Der Adliche glaubt, daß mit einer vornehmen Geburt ein feineres Gefühl der Ehre, eine größere Furcht vor Niederträchtigkeiten, eine Anlage zur Tapferkeit, und eine vorzügliche Fähigkeit zu Befehlshaberſtellen und zur Direction der Geſchäfte verbunden ſind. Einige Gründe ſind auch vorhanden, welche glaublich machen, daß dieſe Tugenden oder dieſe Anlagen das Eigenthum des Adels ſind. Und in der That entſteht kein Vorurtheil, ohne einen Schein der Wahrheit; keines, in welchem nicht einige Wahrheit verborgen wäre, die nur durch Uebertreibung zum Irrthume wird.

Daß es aber Uebertreibung ſey, jene Fähigkeiten und Tugenden als ein Erbtheil des Adels und einen Theil ſeiner Vorzüge anzuſehn, iſt, bey einer gründlichen Unterſuchung der Sache, wenn man alle hieher gehörigen Erfahrungen vergleicht, unwiderleglich. Was die Tapferkeit betrifft, ſo wiſſen wir, daß ſie im Kriege von den allergemeinſten Leuten, die als Soldaten dienen, in ſo hohem Grade, und ohne Erwartung irgend einer Belohnung, als immermehr von den adlichen Officieren, bewieſen wird. Wenn der Mittelſtand darin zurückzuſtehen ſcheint, ſo iſt es nur ſo lange, als er von allen Gelegenheiten entfernt iſt, ſeinen Körper abzuhärten oder ſeinen Muth zu üben. — Empfindungen der Ehre, als des wahren Anſtändigen, nicht derjenigen Ehre, die ſelbſt eine Geburt des Stolzes iſt, — finden ſich in allen tugendhaften Gemüthern, und nur Mangel von Erziehung und Aufklärung kann ſelbſt der unterſten Claſſe gewiſſe feine Arten des Ehrgefühls rauben. — Sobald irgend ein niedriger Stand die Mittel in die Hände bekommen hat, ſich zu bilden: ſo hat er auch die Anlagen zu jeder Vollkommenheit in ſich gefunden. Und wenn der Adel noch in äußrer Würde und Artigkeit einen Vorzug hat, ſo iſt es mehr dem ungerechten ihm einmahl eingeräumten Vorzuge, der unbilligen Zurückſetzung, die der Unadliche in der bürgerlichen Geſellſchaft erfährt, als den wirklich verſchiednen Fähigkeiten und Anlagen beyder Claſſen zuzuſchreiben.

Der Adliche irrt, wenn er glaubt, daß jeder, welcher nicht ſeines Standes iſt, in dieſem Stücke hinter ihm zurück ſei; wenn er glaubt, daß jedem, den er an Freymüthigkeit, edler Dreiſtigkeit, Muth und guter Lebensart übertrifft, dieſe Eigenſchaften, ich will ſagen, die eigentlichen Geiſtesfähigkeiten und Tugenden, die bey denſelben zum Grunde liegen und den Werth davon ausmachen, gänzlich fehlen; — und daß nicht vielmehr bloß die weniger günſtige Lage, in welcher er ſich befindet, oder doch befunden hat, das wider ihn herrſchende Vorurtheil, die Geringſchätzung, die er allenthalben findet, ihn hindern, ſich im Umgange von ſeiner beſten Seite, auf eine in die Augen fallende Art zu zeigen. Er irrt ſich endlich, wenn er dieſen Tugenden und Vorzügen einen ſo großen Werth beylegt, daß nicht auch Leute, die ihrer in einem gewiſſen Grade ermangeln, von andern Seiten in einem noch höhern Grade ſchätzbar ſeyn können.

Ein Adlicher, der die mit einer anſehnlichen Geburt verbundnen ſchätzbaren und liebenswürdigen Eigenſchaften, mögen ſie nun als eine bloße Folge ſeiner günſtigern Lage, oder als ein Verdienſt ſeiner Perſon angeſehen werden, richtig erkennt, abwägt. und gegen andre dem Adel nicht eigenthümlichen Vorzüge gehörig würdiget, der hat ein edles Selbſtgefühl, — aber er wird nie ſtolz ſeyn. Der, welcher um einiger dem Range anklebenden Talente und Tugenden willen, den vornehmen Mann in allem den übrigen Menſchen überlegen glaubt; der, in dem Punkte dieſer Vorzüge ſelbſt, den Unterſchied zwiſchen ſich und andern Menſchen weit übertreibt, und eben ſo ſehr den Werth, welcher dieſen Vorzügen gebührt, vergrößert: nur der wird von ſich ſelbſt ſeines Standes wegen eine ſo hohe Meinung haben, die ihn ſtolz machen könne. Da aber in der Meinung, die ihn ſtolz macht, ſo mannigfaltige Irrthümer ſind: ſo kann dieſer Stolz nicht anders als fehlerhaft ſeyn.

Auch der Reichthum hat ſeine eignen Tugenden; auch er iſt von gewiſſen Fehlern frey, die die Armuth mit ſich führt. — Nach der Regel, iſt mit dem Beſitze eines anſehnlichen Eigenthums eine Achtung gegen das Eigenthum Andrer, eine Abneigung vor niederträchtigen oder unerlaubten Erwerbswegen, und eine größre Theilnehmung an dem allgemeinen Beſten verbunden. Die Armuth hat nicht nur Verſuchungen zu Laſtern, die den Reichen nie reitzen können: ſondern ſie ermangelt auch der Gelegenheit, viele Tugenden auszuüben, deren Ausübung dem Reichen leicht fällt. Es darf nur ein geringer Grad von Ehrbegierde dazu kommen, ſo wird der Reiche freygebig und großmüthig, wo er ſich kann ſehen laſſen; — er bezahlt genau alles, was er ſchuldig iſt, und zeigt ſich als ein vorzüglich nützliches und angenehmes Glied der Geſellſchaft. Alle dieſe Tugenden aber, ſo wie die Vortheile, welche die Geſellſchaft von ihm hat, übertreibt ſich der Reiche in ſeinen Gedanken, wenn er auf ſeinen Reichthum ſtolz iſt. — Denn man muß wiſſen, daß die menſchliche Natur in ihrer größten Ausartung nie ſo tief ſinkt, daß der Menſch auf etwas anders ſtolz wäre, als auf Tugenden, oder auf den Schein von Tugenden: und nur indem er ſich überredet, daß mit dieſer und jener Lage eine gewiſſe innre Größe und Hoheit verbunden ſey, wird er auf die Gaben des Glückes ſtolz.

Wie wenig aber dieſe dem Reichthum beygemeſſenen Tugenden ihm allein zugehören; wie oft ſie bey ihm fehlen; wie viele vollkommen ehrliche arme oder mittelmäßig reiche Leute, und wie viele reiche Schurken es giebt; wie wenig Freygebigkeit und Anſtand bey einem vollen Beutel zu bedeuten haben; und wie oft der Rei che nur den Schein dieſer Eigenſchaften von ſich giebt, indeß ſie der Unbemittelte wirklich hat: das wird jeder bemerkt haben, der in der Welt mit einiger Aufmerkſamkeit gelebt hat.

Der ſtolze Gelehrte ſündigt eben ſo durch übermäßige Schätzung derjenigen Geiſtes-Vollkommenheiten, die er für den eigenthümlichen Vorzug ſeines Studiums und ſeiner Wiſſenſchaft hält. Er verwechſelt Verſtand mit Gelehrſamkeit, — legt der beſondern Art des Fleißes, mit welcher er ſeine Tage zugebracht hat, eine Schwierigkeit und einen Werth bey, die ſie nicht hat, und wird nicht gewahr, daß auch ohne gelehrte Kenntniſſe, viele großen und ſchätzbaren Eigenſchaften vorhanden ſeyn, und viele nützlichen Werke ausgeführt werden können.

Aus allen dieſen Betrachtungen folgt, daß der Stolz nie in dem Menſchen aufkeimt, wenn er ſich nur um deßwillen ſchätzt, was er ſich wirklich ſelbſt ſchuldig iſt; — daß er nie aufkeimt, wenn er auch alle ſeine Vorzüge, — die von der Natur und dem Glück empfangnen und die erworbnen, zuſammenrechnet, — woferu er ſich nur genau und beſtimmt denkt, wie viel dieſer Vorzüge ſind, was ſie werth ſind, in welchem Grade ſie andern Menſchen mangeln, und welchen Erſatz dieſe dafür anzubiethen haben.

II. Betrachtung der Moralität des Stolzes von Seiten ſeines Einfluſſes auf das Wohl des Menſchen ſelbſt und Andrer.

1. Einfluß auf den Menſchen ſelbſt.

Ein Theil des Stolzes beſteht in Selbſtgefühl, ein Theil in der Schätzung Andrer. Jenes iſt zu hoch und zu günſtig; dieſe iſt zu nachtheilig. — In dem Gefühle ſeiner Vorzüge liegt etwas, welches nach aller Erfahrung unſtreitig nützlich iſt. Es iſt eine Schutzwehr gegen Verſuchungen; es iſt ein Sporn zu Anſtrengungen; es dient zur Belebung des Muthes in Gefahren. Aber inſofern es auf Uebertreibung und Einbildung beruht, iſt es dem Menſchen in folgenden Rückſichten moraliſch nachtheilig; und das zu ungünſtige Urtheil über andre — iſt es noch weit mehr. Beydes hindert ſeine Vervollkommnung und beydes macht ihn unglücklich.

A. Der Stolz hindert die Vervollkommnung des Menſchen.

a) Die übermäßige Selbſtſchätzung, die im Stolz enthalten iſt, thut dieſes.

Ueberhaupt wird die Begierde nach Fortgang ſchwächer, wo man ſchon glaubt ſehr weit gelangt zu ſeyn. Jeder ſtolze Menſch glaubt ſchon zu beſitzen, wonach derjenige ſtrebt, der ſich zu verbeſſern und zu bilden ſucht; er glaubt ſchon Vollkommenheit, oder wenigſtens das Recht auf Ehre zu haben, welches man mit Vollkommenheit vermiſcht, und welches man gemeiniglich durch dieſe zu erwerben ſucht. Alle vornehmen Jünglinge haben eine Abneigung vom Fleiß; alle ſtolzen Gelehrten ſtudiren weniger, und machen ſich die Einſichten Andrer weniger zu Nutze. — Da insbeſondre jeder nur auf einen gewiſſen beſtimmten einzelnen Vorzug ſtolz iſt, und in demſelben die ganze Vollkommenheit des Menſchen ſucht: ſo bekümmert er ſich gerade um diejenigen Fähigkeiten und Tugenden am wenigſten, die mit ſeiner Lage und mit der Sache, worauf er ſtolz iſt, nicht zuſammenhängen. Da dieß aber gerade ſeine ſchwächſte Seite iſt: ſo hindert der Stolz jeden Menſchen, gerade diejenigen Theile ſeiner Fähigkeiten oder ſeines Characters auszubilden, in welchen er am meiſten zurück iſt, gerade diejenigen Vollkommenheiten zu erwerben, die ihm am meiſten fehlen. — Der Adliche z. B., bey welchem Artigkeit, Muth, Anſtand Vorzüge ſind, zu denen er natürliche Anlagen und viele Hülfsmittel ſie auszubilden hat, wird, wenn er ſtolz darauf iſt, nur dasjenige ſuchen, wodurch er dieſe Vorzüge erhöhen kann, und diejenigen Uebungen vernachläßigen, wodurch er ſich Vollkommenheiten erwerben ſoll, die gerade nicht dem Stande, als Stande, eigen ſind: — er wird die Leibesübungen und den Umgang, allenfalls die ſchönen Künſte lieben; aber er wird ernſthafte Wiſſenſchaften, die Aufklärung des Verſtandes über Religion und Moral, die Kenntniß der Natur, und den ſitzenden Fleiß geringe ſchätzen. Aus gleichem Grunde vernachläßigt oft ein junger Gelehrter, der ſchnelle Fortſchritte im Wiſſen macht, ſein Aeußeres, fragt nichts nach den Annehmlichkeiten gefälliger Sitten, wenig nach den praktiſchen Kenntniſſen, welche die Erfahrung und die Geſchäfte geben. — Und ſo ſchließt der Stolz jeden in ſeinem eignen Kreiſe ein, aus dem er nun alle Dinge ſchief beurtheilt, und innerhalb deſſen er ſich ſelbſt immer einſeitiger und immer fehlerhafter ausbildet.

b) Die zu geringe Schätzung Andrer, die im Stolze liegt, hindert die Vervollkommnung des Menſchen.

Es giebt keine größere moraliſche Vollkommenheit, als Menſchenliebe, und das Beſtreben, Andre glücklich zu machen. — Nichts aber verhindert die Entſtehung dieſer Geſinnung und ihre Wirkſamkeit ſo ſehr, als die Verachtung Anderer. — Man liebt niemanden, den man nicht ſchätzt. Man nimmt an der Wohlfahrt desjenigen nie mit großem Eifer Theil, deſſen Perſon ſelbſt man für ein ganz unbedeutendes Weſen hält. Wie könnte denn das Schickſal eines Menſchen wichtig ſeyn, der ſelbſt nichts bedeutet? — Der Stolz vermindert alſo in den Augen deſſen, der dieſer Leidenſchaft unterworfen iſt, ſehr die Anzahl derer, welche er ſeiner Fürſorge und Theilnahme würdig ſchätzt. — Ich kannte einen ſtolzen Arzt, der niemanden curiren wollte, als den er für würdig anſahe, daß man für ſein Leben beſorgt wäre. Daher kommt die Gleichgültigkeit vieler Großen gegen die Armuth, und die Bedrückung des gemeinen Mannes und beſonders ihrer Unterthanen auf dem Lande. Der Stolz iſt nicht nur an ſich ſchon egoiſtiſch, indem er ohne eine ſchon vorhandne Diſpoſition, nur auf ſich ſelbſt Acht zu geben, und nichts für wichtig zu halten, als was mit uns in Verbindung ſteht, oder uns ähnlich iſt, gar nicht entſtehen würde: ſondern er wirkt auch gerade zu auf Schwächung derjenigen Eindrücke, welche der Zuſtand des Verachteten ſonſt auf uns machen würde, und die uns zu ſeiner Unterſtützung, oder zu Erleichterung ſeiner Laſten bewegen würden.

Der Stolz, wenn er einen gewiſſen Grad erreicht, ſchwächt nicht bloß die Sympathie, die der Grund der Menſchenliebe iſt, ſondern er verunſtaltet ſelbſt die moraliſchen Grundſätze: indem er diejenige Gleichheit der Menſchen, worauf ihre erſten Rechte gegründet ſind, nicht anerkennt. So ein verderbliches Syſtem das Gleichheits Syſtem im revolutioniſtiſchen Sinne iſt, wenn es eine gewaltſame Aufhebung aller bürgerlichen und Eigenthums-Ungleichheit mit ſich führt: ein ſo richtiges und nothwendiges Syſtem iſt das der moraliſchen Gleichheit, deſſen Princi-pium ſo ausgedrückt werden kann: „alle Unterſchiede, die einem Menſchen Vorrechte vor andern geben können, ſie mögen in der Verſchiedenheit ihrer natürlichen und erworbnen Eigenſchaften, oder in geſellſchaftlichen Einrichtungen liegen; ſind nie ſo wichtig und ſo groß, als die Aehnlichkeiten, welche unter ihnen noch übrig bleiben: und die Achtung für die menſchliche Natur muß eine überwiegend herrſchende Geſinnung in dem Gemüthe jedes tugendhaften Mannes ſeyn.“ — Dieſem Princip nun wirkt der Stolz entgegen. Er vergrößert alles, was den Menſchen vor andern auszeichnet; er überſieht alles, was er mit ihnen gemein hat. — Wenn dieſe Art zu denken durch die Gewohnheit vieler Jahre, und durch das Beyſpiel vieler ähnlich Geſinnten befeſtiget wird: ſo hört wirklich der Stolze auf, andre Menſchen als Menſchen zu betrachten. Daß dieß möglich ſey, ſehen wir aus dem Syſtem der Sklaverey, das ehedem von ganzen aufgeklärten und geſitteten Nationen angenommen war, und in welchem nach der ausdrücklichen Erklärung des Römiſchen Geſetzbuchs der Menſch für eine Sache, für ein der Perſönlichkeit ermangelndes Eigenthum angeſehen wird. — Der Stolz der Nationen gegen einander iſt die größte Stütze der Sklaverey geweſen. Daher erklärte Ariſtoteles die ſo genannten Barbaren für gebohrne Sklaven der Griechen. Der Stolz der Sieger gegen die Ueberwundnen war eine andre ſolche Stütze. — Allenthalben wirkt der Stolz darauf hin, den Verachteten als Sache, als ein Werkzeug für ſich, — oder wenn er dieß nicht ſeyn kann, als ein völlig unnützes und unbedeutendes Weſen zu behandeln. — Keine Geſinnung aber iſt der Moralität unmittelbarer entgegen.

B. Der Stolz hat, vermöge des ihm eignen Uebermaßes von Selbſtſchätzung und der zu geringen Achtung für Andre, einen nachtheiligen Einfluß auf die Wohlfahrt des Menſchen.

a) Es iſt zwar im Stolze etwas, das zur Zufriedenheit führt: — und der, welcher glaubt, Ehre zu beſitzen, oder daß ihm Ehre gebühre, iſt allerdings von den Beunruhigungen frey, die für den Eiteln aus der Ungewißheit entſtehen, ob er die geſuchte Ehre erlangen werde. Der, welcher auf ſeinen Stand ſtolz iſt, trachtet nicht mit Verlangen nach einem höhern: wer auf ſeinen Reichthum ſtolz iſt, hat nicht mehr die brennende Begierde des Habſüchtigen, reich zu werden. Wer auf ſeine innern Vorzüge ſtolz iſt, bettelt weniger um den Beyfall Andrer, als der, welcher ungewiß über ſeinen Werth, überall Zeugniſſe zur Beſtätigung deſſelben ſucht. — Die Selbſtzufriedenheit iſt eine Folge der Selbſtſchätzung; und in der That kann niemand glücklich ſeyn, der ſich verachtet. Aber dieſer Vortheil entſteht aus dem gehörigen Maße, nicht aus dem Ausſchweifenden der Selbſtſchätzung, und am wenigſten entſteht er aus einer Vergleichung mit Andern, und aus einer Erhebung über ſie.

b) Dieſe hinzukommenden Beſtimmungen aber, die den Stolz eben zum Stolze machen, wirken nachtheilig erſtlich durch die zu großen Anforderungen, die man bey dieſer Gemüths-Beſchaffenheit an die Menſchen, — zweytens durch die, welche man ſelbſt an das Schickſal macht. Der Stolze hält ſich immer größrer Ehre werth, als er erhält. Er iſt alſo ſehr oft beleidigt, und noch öfter unzufrieden. Er iſt deßwegen ſelten zur Freundſchaft gemacht, weil er eine Aufmerkſamkeit von dem Freunde fordert, welche dieſem in die Länge läſtig wird, und weil er ſelbſt zum Argwohne geneigt iſt. Niemand iſt gerne geſehen unter der Claſſe, gegen welche er ſtolz thut. — Um deßwillen ſchadet in der That der Stolz auf Gelehrſamkeit, Genie oder Tugend der Glückſeligkeit des Menſchen und ſeiner Brauchbarkeit im geſelligen Leben noch mehr, als der Stolz auf Adel oder Reichthum. Denn Adliche und Reiche haben doch wenigſtens eine zahlreiche Claſſe, die ſie für ihres Gleichen halten müſſen, und mit denen ſie auch wirklich auf dem Fuße der Gleichheit umgehen. Wer aber ſich höhere Fähigkeiten oder größere Einſichten, als andern Menſchen, zuſchreibt, und jeden verachtet, den er für ſchwächer am Geiſte, oder für unwiſſender oder ſittlich unvollkommner hält, der ſchätzt im Grunde jedermann gering, und macht nur wenige und ſeltne Ausnahmen. Deßwegen iſt er es, der durch ſeinen Stolz iſolirt wird, und ein freudenloſes Leben führt, wie ein Despot.

So wie die Anforderungen des Stolzen an andre Menſchen ihn unzufrieden mit der Geſellſchaft machen, ſo machen die Anſprüche, die er an das Glück, als die Belohnung des Verdienſtes, richtet, ihn unzufrieden mit der Vorſehung. Viele beſondre Schattirungen fügt zwar hier das Temperament jedes Stolzen hinzu. Es giebt einige Wenige, die, auf ihren Zuſtand wie auf ihre Perſon ſtolz, ſich für glücklich und verdienſtvoll zugleich halten. Aber der größte Theil ſieht ſein Verdienſt für groß, (unter Verdienſt verſtehe ich hier jeden vermeinten Rechtsgrund zu gewiſſen Anſprüchen: auch der Mann von großem Herkommen glaubt, ſchon in ſeinem Familien-Nahmen ein Recht auf Glück in der Welt zu haben;) aber ſein Glück nur für gering an. Er glaubt alſo immer, daß ihm unrecht geſchehe, und daß nach Billigkeit er in der Welt vortheilhafter geſtellt, reicher und angeſehener ſeyn ſolle. — Die Beſcheidenheit iſt die Mutter der Zufriedenheit; und Zufriedenheit iſt eine von den Cardinal-Tugenden des Menſchen.

c) Aus dem Geſagten folgt nun, daß verdrießliche Leidenſchaften, die, welche aus der Unzufriedenheit und dem Unwillen entſtehen, bey dem Stolzen, (wenn er nicht außerordentlich vom Zufall begünſtigt iſt, — und dieß iſt doch nur ein ſeltner Fall,) mehr, als bey andern Menſchen, herrſchen. Er iſt oft mißmuthig über das, was ihm widerfährt; und er ſieht es zugleich für Unrecht an: dieſe beyden Empfindungen zuſammengenommen bringen den Zorn hervor. Die Miene des Stolzen und die Miene des Zornigen ſind miteinander verwandt: ein Beweis, daß beyde Gemüthsarten Aehnlichkeit haben. Der ſtolze Herr wird öfter auf ſeine Bedienten zürnen; und überhaupt, was nur Mißvergnügen bey dem Beſcheidnen iſt, iſt bey dem Stolzen Zorn. Aber die zornartige Dispoſition des Gemüths iſt von der Freude und von der Tugend gleich weit entfernt.

2. Einfluß des Stolzes auf andre Menſchen.

Der Stolz macht andre Menſchen, wenn

dieſe nicht ein beſonderes glückliches Temperament (oder die Seelenſtarke des Weiſen) beſitzen, theils unglücklich, theils übelgeſinnt.

A) Er trägt zum Unglück und Verdruß anderer Menſchen bey. Weil jeder Menſch eine gewiſſe Selbſtſchätzung hat, — (wer keine hat, iſt ein unſittlicher, ungebildeter oder blödſinniger Menſch;) und einige Achtung von Andern verlangt: ſo wird auch jeder durch die Verachtung, welche ihm Andre erweiſen, gekränkt; — beſonders, die ihm diejenigen erweiſen, welche er ſelbſt in der Welt geehrt ſieht. Vorzüglich im Mittelſtande iſt die erfahrne Geringſchätzung der Höhern, die man doch nicht vermeiden kann, oder die Furcht vor derſelben, eine von den Hauptquellen der unangenehmen Empfindungen, die das Leben verbittern. Der Stolze trägt alſo wirklich durch ſeine Aufführung dazu bey, Andre mit ihrem Zuſtande unzufrieden und unglücklich zu machen, und dieß um ſo viel mehr, je mehr er wirklich Vorzüge beſitzt, die er vor ihnen voraus hat. Daher die Menſchenliebe ihn deſto mehr bewegen ſollte, beſcheiden zu ſeyn, und den Ton der Gleichheit mit Andern anzunehmen, je mehr er, in gewiſſen Rückſichten, wirklich über ſie erhaben iſt. — Der Stolze der einen Art (der es auf ſeine Einſichten oder andre perſönlichen Qualitäten iſt,) entfernt ſich von andern Menſchen, und läßt ihnen alſo von dem Guten, welches er ihnen thun, oder von dem Vergnügen, das er ihnen verſchaffen könnte, weniger zukommen, als wenn er beſcheiden und in ſeinen Gedanken ihnen gleich wäre. Selbſt Gattinn, Kinder und Hausgenoſſen werden des Verſtandes, der Einſichten und der Gelehrſamkeit eines ſtolzen Mannes wenig froh. Er ſpart ſeine Weisheit für Zuhörer auf, die derſelben würdiger ſind. — Der Stolze der andern Art, (der auf Stand, Macht und äußre Verhältniſſe Stolze) iſt nicht nur unthätig für Andre, und alſo nicht wohlthätig; ſondern er iſt ſogar thätig, Andre zu demüthigen, und trägt poſitiv, nach verſchiednen Graden, zu dem Mißvergnugen ſehr vieler Menſchen bey.

Armuth hat ihren bitterſten Stachel nicht in den Entbehrungen, wozu ſie nöthigt, ſondern in der Verachtung, welcher ſie ausſetzt. Der Stolze iſt es, der den Armen unglücklich macht. — Rang und Aemter und Titel würden nicht ein ſo begehrtes Gut ſeyn, wenn man ſie nicht als eine Schutzwehr gegen die verächtlichen Blicke anſähe, die ein unbekannter, titelloſer Mann von Zeit zu Zeit in der Welt zu erwarten hat. Eine große Hälfte des menſchlichen Geſchlechts wird durch den Stolz der andern Hälfte unglücklich.

B) Aus dieſem Uebel entſteht ein zweytes; das iſt der Unwille, den der Stolz bey dem Verachteten erregt. — Alles das böſe Geblüt, welches in den Staaten zwiſchen den verſchiedenen Ständen vorhanden iſt, und welches in Zeiten einer Revolution in öffentliche Gewaltthätigkeiten und in alle Grauſamkeiten bürgerlicher Kriege auszubrechen pflegt, — das ſammelt ſich nur durch die oft wiederkommenden Fälle, wo die geringere und mittlere Claſſe durch den Stolz der Großen und Reichen beleidigt worden iſt. Nichts erhält ſo nachtheilige Gährungen unter den Menſchen, — nachtheilig für ihre Moralität, und für die Ruhe der Staaten, — als die gegebnen und empfangnen Beleidigungen dieſer geringern Art, welche vom Stolze herrühren, und vom Ehrgeitze weit härter, als ſie es verdienen, geahndet werden. Gegen Eingriffe in mein Eigenthum ſtehen mir die Gerichte offen; Beleidigungen meiner Perſon kann ich ahnden: aber Kränkungen meines Ehrgeitzes und Herabſetzungen muß ich ertragen, wenn ich der Niedrigere bin, ohne mich widerſetzen zu können. Deſto größer aber iſt der Groll wegen einer Beleidigung, je weniger ich von dem Beleidiger Genugthuung fordern kann; je weniger ſogar meine Klagen gelten, oder nur deutlich und Andern einleuchtend gemacht werden können.

Um Liebe und brüderliche Eintracht in einer Geſellſchaft von Menſchen auszubreiten, müſſen die Höhern unter ihnen, die Weiſern und die Mächtigern ſich zu den übrigen herablaſſen, ohne ſich die Herablaſſung merken zu laſſen. Der Niedrige in jeder Rückſicht kann nicht hinaufſteigen; der Schwache kann ſich nicht Kräfte geben: aber der, welcher hoch ſteht, kann ſich herunterlaſſen; der Starke kann ſeine Kraft mäßigen. — Und das muß er thun, nicht nur, wenn er dem übrigen Theile ſeines Geſchlechts nützlich werden, ſondern auch, wenn er in dieſem Geſinnungen des Wohlwollens und der wahren Achtung gegen ſich erwecken will.

Fünfter Abſchnitt.

Urſachen des Stolzes.

Die Urſachen des Stolzes liegen erſtens, im Temperament; zweytens, in der Gewohnheit und der Erziehung; drittens, in der Unwiſſenheit.

I. Temperament.

Welche beſtimmte Miſchung der Säfte, welche Beſchaffenheit der feſten Theile, welche Anlagen in den erſten körperlichen und geiſtigen Natur-Stoffen dazu gehören, um in einem Menſchen gerade dieſe Idee von ſeiner Würde und der Niedrigkeit Andrer herrſchend, fortdauernd und lebhaft zu machen: das iſt zwar nicht möglich anzugeben. Aber ſo viel iſt ſowohl aus der Beobachtung des dem einen Volke mehr als dem Andern eignen Nationalſtolzes, als aus ähnlichen Unterſcheiden eines Individuums von dem andern, die ſonſt keine ſichtbaren Urſachen in den Umſtänden dieſer Perſonen haben, zu ſchließen, daß weder die Lage des Menſchen allein, noch die Ideen allein, die ſich deutlich angeben laſſen, hinreichend ſind, den jedesmahligen Stolz oder die Demuth deſſelben zu erklären; ſondern, daß dieſe Eigenſchaft mit unter die urſprünglichen gehöre, oder mit den urſprünglichen genau zuſammenhänge, die ſich aus der natürlichen Conſtitution des Körpers und des Gemüths herleiten laſſen.

So viel ſehen wir, ein kriegeriſcher Muth bey einer Nation, und eine zornartige Diſpoſition des Gemüths ſind mit Stolz verbunden; und ſo iſt es auch bey den einzelnen Perſonen. Die ſtreitbarſten, die, welche geneigt ſind, Gefahren zu trotzen, oder ſie aufzuſuchen, ſind zugleich die ſtolzeſten, und unter günſtigen Umſtänden die übermüthigſten. Ohne Zweifel iſt bey Menſchen, die über ihre Vorzüge auch gar nicht nachgedacht, und ſich mit Andern nie verglichen haben, das bloße Gefühl einer jugendlichen Kraft hinlänglich, ſie in ihren Gedanken über diejenigen hinwegzuſetzen, die ſie für ſchwach halten, oder deren Kraft ſie nicht verſucht haben. Jede ſolche Fälle der Kraft ſucht im Streite ſich zu zeigen. Der Wettkampf mit andern iſt das erſte, was der Jüngling ſucht, der ſich in irgend einer Sache vorzüglich ſtark fühlt. Erhält er nun bey dieſen erſten Verſuchen den Sieg, ſo kommt der Stolz auf die erfahrne Ueberlegenheit ſeiner Kraft zu dem bloßen innern Gefühle derſelben hinzu. — Der Stolz der Türken hängt mit ihrer kriegeriſchen und zum Zorne geneigten Gemüthsart zuſammen. — Der Stolz, welchen an allen Orten der Stand eines Soldaten einflößt, wenn er nicht durch Nebenumſtände unterdrückt wird, iſt ein Stolz auf körperliche Kräfte, oder kriegeriſche Geſchicklichkeiten.

Eine andre Diſpoſition zum Stolz iſt, wenn vor[illegible] der Verſtand einem Menſchen mit weniger Empfindlichkeit des Herzens zu Theile wird. — Mitleiden, Liebe mildert immer den Stolz, oder läßt ihn nicht aufkeimen. Wenn die Natur einen höhern Grad ſympathetiſchen Gefühls mit den Freuden und Leiden Andrer verliehen hat: der iſt theils weniger mit ſich ſelbſt beſchäftigt, theils immer bedenklich, Andern ſich vorzuziehen, um ihnen nicht wehe zu thun. Wer aber auf der einen Seite Kräfte in ſich fühlt, auf die er ſich etwas zu Gute thun und eine Ueberlegenheit über Andre gründen kann; auf der andern nicht zur Freundſchaft, zum Mitleiden, zur Nachſicht gegen Andre durch natürliche Triebe hingezogen wird: der iſolirt ſich nach und nach von den andern Menſchen, zieht ſich mit ſeinen Gedanken immer mehr in ſich ſelbſt zuſammen, und bekommt zugleich eine größere Meinung von ſich und eine größere Dreiſtigkeit, dieſe Meinung gegen Andre auszulaſſen. — Kälte und Unempfindlichkeit ſind Veranlaſſungen des Stolzes, ſowohl, wenn die Vorzüge, welche der Menſch hat, Güter des Glücks, als, wenn ſie perſönliche Gaben und erworbne Geſchicklichkeiten ſind. Auf den menſchenfreundlichen, zur Zärtlichkeit geneigten, empfindſamen Menſchen haben auch die Vorurtheile des Standes und die Beyſpiele und Maximen des Stolzes, die er von ſeines Gleichen bekommt, nicht den Einfluß, daß ſie ihn gegen die Niedrigern kalt und trocken machen können.

So wie vorzüglicher Verſtand ohne Herz oder mit einem kalten Herzen ſtolz macht: ſo kann auf der andern Seite die Schwäche des Verſtandes, und die Unfähigkeit nachzudenken den Grund zum Stolz eines Menſchen legen, wenn er vom Glücke begünſtigt iſt. (Iſt er es nicht, ſo wird ſein Stolz von jedermann verlacht, und iſt ſehr bald gedemüthigt.) Theils iſt derjenige Menſch, welcher nicht nachdenkt, mehr, als andre, in der Gewalt der Gewohnheit und des allgemeinen Beyſpiels; daher er in Ermangelung eines eignen Urtheils, ganz die Denkungsart ſeiner Standesgenoſſen, bis zur Uebertreibung, annimmt: theils iſt ein ſolcher unfähig, einen Werth einzuſehen, den er ſelbſt erſt aufſuchen und entdecken müßte. Er findet alles verächtlich, außer dem, was er von Jugend auf blindlings verehren gelernt hat.

II. Gewohnheit und Erziehung.

Die Werthſchätzung derjenigen Dinge, welche wir erſt dann, wenn wir zum Gebrauche unſrer Vernunft kommen, kennen lernen, und deren Werth wir erſt dann anfangen zu prüfen und zu ſchätzen, werden wir ſelten ſehr übertreiben. Nur das, was uns, von den erſten Jahren der Kindheit an, durch die übereinſtimmenden Meinungen und Beyſpiele der Perſonen, welche bey uns in dem größten Anſehen ſtanden, als heilig, ehrwürdig, groß, glorreich, — dargeſtellt worden iſt: nur das wird ſich unſers Gemüths, unſrer Bewunderung oder Verehrung ſo völlig bemeiſtern, daß aus dieſer Bewunderung fortdauernde Leidenſchaften oder Gemüthsdiſpoſitionen entſpringen. — So iſt es ſelbſt in Abſicht der Religion. Der Grund zu dem Eifer, mit welchem der Menſch gewiſſen Lehrſätzen und

Gebräuchen ergeben iſt, wird gemeiniglich in der Jugend gelegt, und der Eifer ſelbſt iſt mehr eine Frucht der Gewohnheit als der Ueberzeugung. — Von dieſer Art iſt vorzüglich der Adelſtolz bey den Meiſten, die er beſitzt. So kann auch ſehr wohl der Kaufmanns- und Reichthums-Stolz bey einem jungen Menſchen entſtehen, der in ſeiner Familie, und allen Familien, mit welchen er umgeht, nichts, als Handel, und Geld ſchätzen hört. — Der Gelehrtenſtolz entſteht auf dieſem Wege ſeltener, weil dieſer Vorzug nicht gewiſſen Familien oder Claſſen, ſondern einzelnen Perſonen zugehört. Demungeachtet iſt auch der Pedantismus größtentheils Nachahmung, nicht eignes Urtheil, und der Gelehrte, der über den Werth ſeiner Wiſſenſchaft, nach ſeinen eignen Einſichten, nicht nach den Gewohnheiten und Meinungen derer urtheilt, die ſeine frühern Lehrer und Leiter geweſen ſind, wird ſelten auf dieſe ſeine Wiſſenſchaft ſtolz werden.

Je mehr ein Menſch daher ſich mehr nach Gewohnheit als nach eignem Urtheil beſtimmt, je einen größern Einfluß das Beyſpiel und der Nachahmungstrieb bey ihm haben, je ſeltner er eigne Urtheile, in Widerſpruche mit der allgemeinen Meinung von den Dingen, fällt: deſto mehr wird er in jedem Stande immer die eignen Fehler und Vorurtheile des Standes haben. Und da dieſe bey jedem Stande, der gewiſſe Vorzüge eigenthümlich hat, z. B. dem Adel, oder ehedem bey dem Stande der graduirten Gelehrten, auf Stolz und Verachtung Andrer führen: ſo wird er als Mitglied eines ſolchen Standes ſtolz ſeyn.

III. Unwiſſenheit.

Meine Meinung iſt dieſe: Wenn ein Menſch, oder eine Claſſe von Menſchen ſich über andre in Gedanken ſehr erhebt, ſo liegt der Grund gemeiniglich darin, daß jener Menſch und jene Claſſe die Menſchen und die Claſſen, welche von ihnen verachtet werden, nicht kennen. Sie würden ſonſt in dem verachteten Gegenſtande wirklich ſo viele ſchätzbaren Seiten entdecken, die ſie zwingen würden, ihren Stolz abzulegen; oder die doch denſelben ſehr mäßigen müßten.

Bey dem Nationalſtolz iſt dieß augenſcheinlich. Nur diejenigen Nationen verachten einander, die einander nicht kennen. Die unwiſſendſten in Abſicht der auswärtigen Angelegenheiten, in Abſicht fremder Sprachen, ausländiſcher Litteratur u. dgl. ſind immer die ſtolzeſten. — Daher der unbändige Stolz der Türken, die nicht fähig ſind, unſre Vorzüge einzuſehen. Daher der langdauernde ungerechte Stolz der Engländer und Franzoſen gegen die Deutſchen; weil jene unſre Fortſchritte in Cultur, Kunſt und Wiſſenſchaft nicht beobachtet hatten, und aus Unkunde der Sprache nicht beobachten konnten. Daher der unmäßige Stolz der Griechen gegen die Barbaren, den diejenigen Griechen, welche die Sprache irgend eines ungriechiſchen Volks lernten, und mit deſſen Verfaſſung, Künſten und Weisheit bekannt wurden, gemeiniglich mit einer eben ſo übertriebenen Verehrung der Barbaren vertauſchten; (faſt eben ſo, wie die wenigen Engländer und Franzoſen, die ſo weit in der Kenntniß unſrer Sprache gekommen ſind unſre Bücher leſen zu können, wiederum zu günſtige Urtheile von verſchiednen Zweigen unſrer Litteratur gefällt haben.) — Selbſt die wilden und rohen Völker, die von den geſitteten und cultivirten mit Recht ſcheinen verachtet zu werden, gewinnen, wenn man mit ihnen recht genau bekannt wird, und beſonders, wenn man ihre Sprache verſteht.

Was von den Nationen wahr iſt, das iſt noch weit mehr von den verſchiednen Claſſen und Ständen in einer Nation wahr, die ſich einander wechſelſeitig verachten und haſſen. — Wenn der große Hauſe der Adlichen wüßte, wie viel Verſtand, Aufklärung, Sittlichkeit, und wahre Artigkeit im Mittelſtande ſind, und wie wenig die Wohlerzogenen aus der letztern Claſſe hinter den feinſten Weltleuten zurückſtehen: ſo würden die Einbildungen derſelben von ihrer angebornen und immerwährenden Erhabenheit verſchwinden müſſen. Ein ähnliches Vorurtheil nährt der höhere Bürgerſtand, in Abſicht des Handwerksſtandes. Jener nimmt ſich nie die Mühe, tief in die Kenntniß von dieſem einzudringen. Er urtheilt immer von dem Ganzen, nach wenigen rohen und unwiſſenden Indviduen, die ihm vorgekommen ſind. Die ziemlich allgemeine Verachtung des Bauern, in welcher Bürger und Adlicher übereinſtimmen, iſt nicht auf beſſere Gründe gebaut. Wer kennt wohl den Bauer? Der Gutsbeſitzer, der mit ihm faſt nur in Sachen eines collidirenden Intereſſe zu thun hat? Der Prediger, der ihn bey ſeinen Amts-Verrichtungen ſieht? — Wenn unter beyden Claſſen einzelne Männer ſich genau und lange mit dem Landmanne abgegeben haben: ſo haben ſie auch viel mehr Achtung gegen ihn gewonnen, als die meiſten ihres Gleichen hägen.

Der Gelehrte, wenn er ſtolz iſt, kennt ebenfalls gewiß nicht, was für Verſtand, Witz, Kraft und Annehmlichkeit unter Menſchen ſind und ſeyn können, die wenige oder gar keine Bücher geleſen haben: ſo wie umgekehrt die Verachtung des Bücher-Gelehrten, die dem practiſch oder durch Umgang gebildeten Manne eigen zu ſeyn pflegt, nur aus der Unbekanntſchaft mit dem, was Gelehrſamkeit vorzügliches hat, und was wahre Gelehrte zum Nutzen und Vergnügen der menſchlichen Geſellſchaft geleiſtet haben, herrühren kann.

Es können freylich Menſchen auch bey der genaueſten Bekanntſchaft verächtlich bleiben. Aber der Stolz verachtet immer in Bauſch und Bogen. Er entfernt ſich immer von dem, was er verachtet: er kann es alſo nicht kennen lernen. Man kann daher mit Recht vorausſetzen, daß in den meiſten Fällen Unwiſſenheit des Vorzüglichen, welches Andre beſitzen, auf die hohe Meinung des Menſchen von ſich ſelbſt Einfluß habe.

Sechſter Abſchnitt.

Heilmittel des Stolzes.

Die Mittel wider den Stolz ergeben ſich großen Theils aus den ſo eben angeführten Urſachen deſſelben. Sie ſind

I. Allgemeine, die ſich auf alle Arten des Stolzes beziehen.

Eine leere Einbildung wird durch die Vernunft beſtritten; eine Neigung, die Andre kränkt, wird durch die Menſchenliebe beſiegt; eine gänzliche Vernachläſſigung Andrer, (welche eigentlich Verachtung heißt,) — durch die Achtung für Recht und Pflicht.

1. Da die Urſache der falſchen Vorſtellung, die ſich der Stolze von ſeinem großen Werthe und dem geringe Werthe Andrer macht, entweder in Vorurtheilen, die er ununterſucht angenommen hat, oder in eignen ſeichten und einſeitigen Beurtheilungen liegt: ſo iſt klar, daß gegen diejenigen Irrthümer des Stolzes, welche auf Vorurtheilen beruhen, kein beſſeres Mittel iſt, als das Selbſtdenken; gegen die Irrthümer, die aus eigner Beurtheilung entſtehen, kein

beſſeres Mittel, als Kenntniſſe, und eine gründliche unparteyiſche Prüfung.

Unter Selbſtdenken verſtehe ich das eigne Nachdenken des Menſchen über ſich ſelbſt und Andre, über ſeine und ihre Lage und Verhältniſſe, über ſeinen und ihren Werth. Wenige Stolze würdigen die, welche ſie verachten, einer aufmerkſamen Betrachtung. Diejenigen, welche gewohnt ſind, unabhängig von herrſchenden Meinungen und Gewohnheiten, die Sachen und die Menſchen ſo anzuſehen, als wenn ſie ſie zum erſten Mahle ſähen, ſind ſelten ſtolz. — Der Stolz iſt, wie der Enthuſiasmus: er entſteht öfter durch die Theilnahme an den Empfindungen und Geſinnungen einer Menge, mit welcher man innig verbunden iſt, als aus den unmittelbaren Eindrücken der Gegenſtände auf uns ſelbſt. Beyde werden auf gleiche Weiſe herabgeſtimmt, wenn der Menſch den Einfluß des Beyſpiels bey ſich zu entkräften weiß.

Die Cultur der Vernunft und des Nachdenkens kann nicht immer den Einfluß der Gewohnheit und des Beyſpiels verhindern. Dieſe Principien wirken früher, als die Vernunft reif genug iſt, um Einſprüche zu thun. Daher findet dieſe oft ſchon den Platz völlig beſetzt, gewiſſe Ideen ſir geworden, gewiſſe Denkungsarten unabänderlich befeſtigt. Aber gegen ſtolze Einbildungen, welche der einzelne Menſch ſich ſelbſt macht, muß die Vernunft hinreichend ſeyn können, den Sieg zu erhalten; oder ſie muß ſchlecht angebaut ſeyn, oder unrecht angewandt werden. Wenn wir verſtändige Männer ſtolz ſehen: ſo können wir gewiß ſeyn, ihr Studium war in eine Sache concentrirt, und vernachläſſigte andre, beſonders die wichtigſten, — die menſchliche Natur und das menſchliche Leben.

Jeder Menſch, der gewiſſe Talente und perſönliche Verzüge in einem höhern Grade beſitzt, hat echte Philoſophie mehr, als Andre, nöthig. Weil er wirklich ein wichtigeres Glied der Geſellſchaft iſt, — da er mehr Kräfte hat: — ſo hat er deſto mehr nöthig, den Werth und die Wichtigkeit der Dinge beſſer, als Andre, zu erkennen und zu beurtheilen, damit er nicht nur, nach ſeinem Talente, an dem Nutzen oder dem Vergnügen der Geſellſchaft arbeite; ſondern auch ſelbſt wiſſe, wo dieſes ſein Talent hingehört, wie es als ein Rad in die übrigen Räder des großen Maſchinenwerkes zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt oder der menſchlichen Vervollkommnung eingreift, und daß er darnach ſeinen

Standort, den ihm kein Diplom, kein bürgerliches Geſetz, ſondern ſein Talent, und die Meinung, welche er von dieſem Talente hat, anweiſen, richtig zu beſtimmen, und wohl zu behaupten wiſſe.

2. Da aber der Stolz nicht bloß ein Urtheil über Andre fällt, daß ſie weniger werth ſind, als es der Wahrheit gemäß iſt, ſondern auch ein Betragen gegen ſie annimmt, welches entweder eine gänzliche Vernachläſſigung und eine Gleichſtellung derſelben mit ganz unempfindlichen oder vernunftloſen Weſen anzeigt, oder ſelbſt die Abſicht hat, ihnen unangenehme Empfindungen zu erwecken: ſo ſind *Achtung* für die menſchliche Natur, und *Liebe* gegen die Menſchen, die beyden ſicherſten Gegenmittel gegen Geſinnungen, die jenes Betragen veranlaſſen.

Achtung der menſchlichen Natur iſt Achtung der Vernunft, der Moralität, der Freyheit und der Pflicht. — Sie iſt die letzte und edelſte Frucht der Geiſtesbildung — Die menſchliche Natur auch unter ungünſtigen Formen, und in einem noch unentwickelten Zuſtande wieder zu erkennen, — das iſt die Wirkung eines gehörigen Unterrichts in Moral und Religion, und einer durch Erziehung und eigne Uebung geſchärften Aufmerkſamkeit.

Die Achtung der menſchlichen Natur hat zwey Folgen, welche beyde dem Stolze in gleichem Grade entgegen ſtehen. — Die erſte iſt, daß man ſich über keinen Menſchen ſo unendlich weit erhaben glaubt; die andre, daß man allgemeine Rechte anerkennt, die man jedem, auch dem Geringſten, zugeſtehen, — allgemeine Pflichten, die man auch dem Verächtlichſten leiſten muß. Die Gränze dieſer Rechte und Pflichten läßt ſich, in Anſehung deſſen, was nicht Zwangs-Recht iſt, und vor dem Richter gefordert werden kann, nicht genau beſtimmen. Die Geſinnung eines jeden giebt hier den Maßſtab. Aber eben der, welcher, durchdrungen von dem Adel eines vernünftigen und der Moralität fähigen Geiſtes, in jedem Menſchen ein Weſen erkennt, das zum letzten Endzwecke der Welt gehört, und das, unter gewiſſen Umſtänden, zu allem fähig iſt, was die größten Männer zu Gegenſtänden der Bewunderung und der Verehrung gemacht hat: der wird den Umfang dieſer allgemeinen Menſchenrechte und Menſchenpflichten erweitern. Von ſelbſt wird Freundlichkeit, Beſcheidenheit, Höflichkeit, Aufmerkſamkeit, Andre nicht zu beleidigen, die Reden und die Geberden eines ſolchen Mannes regieren.

So wie es vernünftige Leute zur Regel für Eheleute gemacht haben, in ihrem Betragen gegen einander immer etwas von der Artigkeit im Betragen und Ausdrucke beyzubehalten, die wir ohne Ausnahme gegen Fremde beobachten, und nie die Vertraulichkeit bis zur gänzlichen Vernachläſſigung des Anſtandes auszudehnen: ſo iſt es die Regel der Vernunft, im Betragen gegen alle Menſchen etwas von der Beſcheidenheit, Höflichkeit und Zurückhaltung zu beobachten, die wir gewöhnlicher Weiſe gegen Höhere oder gegen Fremde, die unſers Gleichen ſind, beweiſen. Dieſe Höflichkeit wird derjenige, der richtig den Werth der menſchlichen Natur gefaßt hat, und wirklich von Achtung gegen ſie beſeelt iſt, auch unter die allgemeinen Pflichten rechnen; und der Menſch von natürlich feiner Empfindlichkeit wird von ſelbſt dazu gebracht werden. — Umgekehrt aber iſt dieſe frühzeitige Uebung, allen Menſchen, Dienſtbothen, dem Pöbel ſelbſt, mit einem gewiſſen gefälligen Anſtande, ohne Härte, und mit einer Art von Achtung zu begegnen, ſelbſt wieder ein treffliches Mittel, dem Stolze vorzubeugen, oder ihm entgegen zu arbeiten.

Denn auch mechaniſche Uebungen, wenn ſie mit den richtigen Vorſchriften der Vernunft zuſammentreffen, tragen dazu bey, dieſe zu unterſtützen, und die Kraft der Wahrheit, zu ihrer Zeit, zu befördern.

Liebe gegen die Menſchen iſt eine Theilnahme an dem Wohl und Wehe, welches ihnen mit uns gemein iſt. Dieſe Liebe iſt zum Theil eine Folge der natürlichen Empfindlichkeit, die ſich kein Menſch ſelbſt geben kann; aber zum Theil iſt ſie auch eine Folge vernünftiger Betrachtungen über die guten Eigenſchaften auch böſer und verächtlicher Menſchen, und über die Dienſte, welche uns auch der große vernachläſſigte Hauſe leiſtet; — ſie iſt auch eine Folge der Uebung, Gutes zu thun. Die Wohlthätigkeit aus Pflicht macht endlich wohlthätig aus Neigung: und Wohlwollen kann mit Stolz in demſelben Augenblicke in der Seele nicht beſtehen. Man nähre daher nur jenes auf alle Weiſe, und dieſer wird abnehmen.

II. Beſondre Heilmittel für die verſchiednen Arten des Stolzes.

1. Für den Stolz auf Rang, Stand, Glück, und äußere Verhältniſſe.

Eines der erſten und größten iſt, wenn der

Vornehme oder Reiche ſich perſönliche Verdienſte durch Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und nützliche Arbeiten erwirbt.

Jeder Adliche, der, außer ſeinem Adel, auch noch andre Vorzüge hat, die ihm perſönlich eigen ſind, wird unſtreitig den höhern Rang dieſer vor den Vorzügen der Geburt und des Glücks gewahr. Sein Stolz bekömmt alſo wenigſtens eine Diverſion: er wird getheilt zwiſchen zweyerley Arten der Anſprüche, zwiſchen denen eines vornehmen und denen eines klugen, oder gelehrten, oder erfahrnen, thätigen Mannes. Schon dadurch iſt viel gewonnen: denn das Vorurtheil und der Hochmuth des Standes beherrſchen ihn doch nicht mehr unumſchränkt. In dem Streite zweyer Arten des Ehrgeitzes, findet die Vernunft manchmahl einen glücklichen Augenblick, wo ſie gehört wird, und die leeren Einbildungen beyder angreifen kann. — Dazu kommt, daß, wenn der Adliche Wiſſenſchaft an ſich ſchätzt, er doch auch diejenigen Perſonen anfängt etwas werth zu halten, welche auch Wiſſenſchaft haben, die, welche die ſeinige vermehren können, oder denen er wenigſtens ſeine Kenntniß mittheilen, und mit denen er ſich angenehm unterhalten kann. So findet jeder, der auf eine perſönliche Vollkommenheit einen Werth legt, doch einige Leute eines geringern Standes, die er hochzuachten genöthigt iſt. Seine Verachtung gegen den Stand überhaupt kann alſo nicht mehr ſo groß bleiben.

Ein zweytes Gegenmittel gegen den Stolz auf Stand oder Reichthum iſt ein thätiges, geſchäftiges, arbeitſames Leben.

Unter den Vornehmen und den Reichen ſind es hauptſächlich die Müßiggänger, welche ſtolz ſind. Der müßige Soldat, und der müßige Hofmann, der in nichts als Vergnügungen lebt, oder lange Weile hat, — der iſt unter dem Adel am ſtolzeſten.

Wenige große Kaufleute ſind ſo ſtolz, wie diejenigen Kapitaliſten, welche ohne Geſchäfte im Ueberfluſſe leben. — Der leicht erworbne Reichthum, mit Luxus verbunden, macht am meiſten ſtolz.

Geſchäfte bringen zuerſt den Menſchen in ſo viele Verbindungen mit andern, und ſchleifen ihn auf ſo mannigfaltige Weiſe gegen die übrigen Stände ab, daß er wohl zuweilen Härte, aber ſelten Verachtung in einem gewiſſen Grade gegen ſie beybehalten kann.

Kein ſtolzeres Geſchöpf, als der Orientaliſche Deſpot, der ſich vor keinem ſeiner Unterthanen ſehen läßt, der weder Hand noch Fuß rührt, für den Andre denken und ſprechen müſſen. Mit der größeren Thätigkeit der Europäiſchen Monarchen hat ihr Stolz ſich vermindert. Sie ſind mehr unter Menſchen gekommen, haben an den gemeinſchaftlichen Gefühlen Andrer Theil genommen, haben Tugenden und Verdienſte kennen gelernt, und ſind alſo von der barbariſchen Höhe einer vermeinten übermenſchlichen Würde herabgeſtiegen. So geht es, mehr oder weniger, auch den Privatleuten. Bey welchen Anlage und Anlaß zum Stolz iſt, die dürfen ſich nur in einen engen Kreis einſchließen und müßig gehen, um unerträglich zu werden. Das Mittheilen aber, der Umgang mit Vielen, die Mannigfaltigkeit der Jdeen und Betrachtungen, welche die Geſchäfte darbiethen, die Abwechſelung der Gegenſtände, laſſen die Keime des Stolzes nicht ſo empor wachſen. Der Hahn auf ſeinem Miſte, ſagt man, iſt am ſtolzeſten; — und jeder Menſch, der aus ſeiner Lage wenig herauskommt, welches bey gemeinnütziger Geſchäftigkeit nicht wohl Statt findet, — iſt geneigt ſtolz zu werden.

Kenntniß der Welt, Reiſen und alle diejenigen Beſchäftigungen, welche uns die Menſchen und Stände unter ſehr verſchiednen Formen zeigen, wirken daher ebenfalls dem Stolze entgegen.

Dieß iſt ſchon daraus klar, weil die Unwiſſenheit uns als eine Quelle des Stolzes erſchien. — Diejenige Art der Unwiſſenheit aber, von welcher dieß gilt, wird durch den wirklichen Anblick mannigfaltiger Gegenſtände beſſer und für unſern Endzweck dienlicher gehoben, als durch bloßen Unterricht. — Zwar kann die allgemeine Schätzung des Reichthums, die der Reiche, und das gleichförmige Vorurtheil für den Adel, welches der Adliche durch ganz Europa findet, einen ſchwachen Kopf auch wohl noch mehr verrücken. Der Mann mit dem vollen Beutel ſieht allenthalben, wo er hinkommt, die Menſchen, die von ihm zu gewinnen hoffen, wetteifern, ihm zu dienen. Der Reiſende, der einen bekannten Nahmen mitbringt, findet an allen Höfen und in allen Geſellſchaften des Adels Zutritt, von welchen ſein verdienſtvollſter Reiſegefährte ohne adlichen Nahmen ausgeſchloſſen wird. Eben in dieſer gleichförmigen Achtung ſo vieler Nationen gegen Reichthum und Geburt liegt das Verſührende dieſer beyden Vorzüge zum Stolze. — Und in der That, der Adliche, welcher nur von Hof zu Hof und von einer Aſſemblee zur andern reiſet, wird ſo befeſtiget in ſeinem Syſtem zurückkommen, daß ſchwerlich etwas mehr dagegen auszurichten ſeyn wird.

Ganz anders iſt es, wenn der junge Reiſende die Natur, oder Kunſt und Wiſſenſchaft aufſucht. Dieß bringt ihn nicht nur in Verbindung mit vielen Leuten, die nicht ſeines Standes ſind, und die ſich doch ſeine ganze Hochachtung erwerben, oder ſeine Dankbarkeit verdienen, ſondern er wird auch Vieler benöthigt, die auf ſeinen Rang und Titel keine Rückſicht nehmen, und ihn nur ſchätzen, oder ihm dienen, nachdem er ihnen gefällt oder ſich ihre Achtung erwirbt. — Endlich wird auf dieſe Art die Reiſe zu einem Lehr-Curſus: ſie macht den Menſchen mit einer Menge neuer ſchätzenswürdigen Dinge bekannt, und berichtigt dadurch ſeinen Maßſtab des Werthes.

2. Heilmittel des Stolzes für den, welcher auf Talente, Gelehrſamkeit, und andre perſönliche Vorzüge ſtolz iſt.

Das eine iſt die Ueberlegung, welche ihn lehrt, was ſeine Geſchicklichkeit werth ſey, wo er ſie her habe, und wie große und verborgne Vorzüge in Andern ſind.

Das andre iſt die Bemühung, ſein Talent wirklich zum Beſten der Menſchen zu nützen.

1. Wenn irgend jemandes Stolz von Rechtes wegen ſollte durch Verſtand geheilt werden können, ſo ſollte es deſſen Stolz ſeyn, der eben auf ſeinen Verſtand ſtolz iſt, oder auf irgend etwas, das mit dem Verſtande zuſammenhängt, und durch Verſtand erworben wird. Ihm aber, dem Manne von Talent, iſt auch vorzüglich die vorhin empfohlne Ueberlegung nöthig. Ohne dieſe, und ohne Kenntniß ſeines Zweckes, der Natur des Menſchen, des Zuſammenhanges der menſchlichen Geſellſchaft, und des mannigfaltigen Beytrages, der ſich von allen Seiten vereinigen muß, wenn die Welt nicht nur beſtehen, ſondern beſonders, wenn ſie in Verſtand und Glückſeligkeit fortſchreiten ſoll, — ohne eine ſolche Kenntniß iſt der, welcher höhere Kräfte, als Andere, empfangen hat, in Gefahr, unfreundlicher, ungeſelliger, Andern läſtiger zu werden, als der unfähige und gemeine Menſch. — Dahin muß die Bemühung des Erziehers und Lehrers gerichtet ſeyn, darauf muß der Menſch ſelbſt, wenn

er ſeine eigne Bildung befördern will, losarbeiten, daß er zugleich das Bewußtſeyn ſeiner Kraft mit Demuth und Beſcheidenheit erhält. — Dieſe Dispoſition iſt der Wahrheit allein gemäß: und wer kann die Wahrheit klärer ſehen, und auf wen ſoll ſie ſtärkern Eindruck machen, als auf den Mann von Verſtande? Jeder wird, wenn er ſich unterſucht, nicht bloß die Mängel und Schwächen ſelbſt in dem, worin er ſich auszeichnet, gewahr werden, ſo, daß er oft eher muthlos als ſtolz werden möchte; ſondern wenn er auch ſein Werk in derjenigen Vollkommenheit darſtellt, deren es fähig iſt, wenn er wirklich in ſeiner Gattung etwas vorzügliches leiſtet: ſo iſt er doch in ſeinen eignen Augen, (welches eben die beßre Art von Demuth iſt,) nichts mehr, als ein vernünftiger Menſch; und ein jeder andrer vernünftige Menſch; iſt ſeines Gleichen. In hundert Fällen beſteht der Unterſchied mehr in der Gabe ſich auszudrücken, als in den Gedanken ſelbſt. Eine gemeinſchaftliche Maſſe von Ideen herrſcht im menſchlichen Geſchlechte. Die, welche ein Menſch allein hat, ſind ſehr zählbar: und der Mann von Genie hält gleichſam nur Buch und Rechnung über die Schätze der Weisheit, die in andern Seelen verborgen und vernachläſſigt liegen. Daher kommt es, daß den beſten Gedanken der Männer von Genie auch der gemeine Leſer Beyfall geben kann: weil er in ſich ſchon den Keim zu den Gedanken findet, die ihm der Schriftſteller entwickelt. — Und wie viel Talente muß der nicht hinwiederum entbehren, der eines vorzüglich anbaut?

2. Die Anwendung unſrer Talente zum gemeinen Beſten, zum Nutzen und zum Vergnügen Andrer macht größtentheils beſcheidner. — Einmahl meſſen wir uns alsdann mit Andern vor dem Publicum; und wir finden alsdann immer unſern Mann, der uns gewachſen, oder uns überlegen iſt. Einſichten, welche frey mitgetheilt, geprüft, verbeſſert werden, laſſen den Stolz nicht ſo aufkommen, als die verſchloſſenen und zurückgehaltenen. — Ueberdieß iſt mit jeder gemeinnützigen Beſchäftigung dieſes verbunden, daß wir die Menſchen, für die wir arbeiten, mehr lieb gewinnen, und daher weniger ſtolz gegen ſie werden.

Zu dem Ende aber iſt es nützlich, daß ſich die vorzüglichen Männer ſolche Arbeiten ſuchen, die nicht bloß ihre Talente zu zeigen dienen, wodurch ſie gleichſam nur eine Probe ihrer Erhabenheit über Andre ablegen, ſondern ſolche, durch die ſie wirklich dem Publicum Dienſte leiſten.

Vor zwey Dingen müſſen ſich die Gelehrten von Range, und die Leute von Genie hüten, — das eine iſt, daß ſie dem Umgange der Großen nicht nachlaufen, und ſich von denen, die ihnen dem Stande und der Geburt nach gleich, aber an Geiſt und Fähigkeit unter ihnen ſind, entfernen, um ſich nur denen mitzutheilen, die mit nicht mehrern Geiſtesgaben nur einen höheren Rang beſitzen.

Es kann zuweilen ſeyn, daß der Ton der Artigkeit und der Geſchmack an den Künſten, der in den Geſellſchaften der Großen herrſcht, etwas anziehendes für den Gelehrten und weiſen Mann hat: aber außerdem, daß er dadurch derjenigen Claſſe, welcher er am allernützlichſten werden könnte, fremd und oft verhaßt wird, — daß er unter den Großen immer nur eine erbethene Rolle ſpielt, in der ein Theil ſeiner Kraft verloren geht, wird auch ſein eigner Stolz auf eine für ihn ſchädliche Weiſe genährt.

Der zweyte Abweg iſt, wenn ein Gelehrter, durch einen ähnlichen Stolz verleitet, den Umgang der Angeſehenen und Artigen flieht, und nur mit Leuten umgehen will, die unter ihm ſind, ihn bewundern, ihn herrſchen laſſen. Die letzte Partie zu ergreifen, iſt vielleicht noch ſchlimmer. Sie bringt dem Menſchen dieſen Schaden: erſtens, daß er ſich in ſeinen Geſellſchaften vernachläſſigt, daß er da einſchläft und dieſe Trägheit auch mit zur Arbeit bringt; zweytens, daß er ſtolz und deſpotiſch in hohem Grade wird und endlich alle Menſchen ſo behandeln will, wie dieſe Claſſe ſeiner nachgebenden, demüthigen Schmeichler.

Die rechte Denkungsart des Menſchen, beſonders des Gelehrten in ſich zu befeſtigen, muß er ſich in der Wahl ſeines Umgangs genau in der Mitte halten, — ich will ſagen, mit gleicher Bereitwilligkeit den Umgang aller verſtändigen und guten Menſchen aufſuchen, in welchem Stande ſie ſich befinden. Bey ihm muß die ungerechte Vorliebe gegen das Vornehme, das ihn ehrt, oder das Niedrige, das ihm ſchmeichelt, am wenigſten vorwalten. Iſt es möglich, und erlauben es ſeine Umſtände: ſo iſt es gut, wenn er ſich mit beyden Claſſen verbindet, und dadurch ſelbſt gleichſam das Band unter ihnen wird.

Iſt ſeine Lage dazu nicht gemacht, ſo muß er ſich hauptſächlich an denjenigen Stand halten, aus dem er herſtammt, — muß in demſelben die Würdigſten und Klügſten, wenn er kann, wählen, aber keinen Verſtändigen und Guten ſeiner unwerth ſchätzen.

Kein pedantiſcher Stolz wird gegen die gefliſſentliche Popularität des Umgangs aushalten. Unter den Menſchen wird man immer ihres Gleichen ſeyn und ſcheinen müſſen, wenn man nicht bald ihrer überdrüſſig und ihnen läſtig werden ſoll.

Endlich iſt gewiß eine vernünftige Gottes-Verehrung ein großes Hülfsmittel gegen den Stolz. Die Demuth iſt von je her als eine Religionstugend angeſehen worden; und der Aberglaube hat daraus eine Mönchstugend gemacht, die zuletzt auf Heucheley hinauslauft. Aber ſo wie der Begriff von Gott alle Begriffe von den Dingen der Welt erſt vollſtändig macht und in ein Syſtem bringt: ſo bringt er auch in die verſchiednen Abſtufungen des Werths und der Schätzung der Dinge die gehörige Unterordnung. — Unter einem höchſten Weſen, ſind, als deſſen Mitarbeiter und Werkzeuge, alle moraliſchen Geſchöpfe einander gleich. Alle werden erhoben durch den höhern Zweck, den ſie alsdann haben; alle werden in ihre Schranken gewieſen durch den weiten Abſtand, in welchem ſie von dem vollkommenſten Weſen ſtehen. Kinder eines Vaters, arbeitend an einerley großem Werke, unter gemeinſchaftlichen Geſetzen, von einer gleichen Vorſehung geleitet: — wie ſollten dann die elenden kleinen Unterſchiede von Geburt, Reichthum, Gelehrſamkeit, oder irgend einer Gabe der Natur oder des Glücks, ſie ſo weit von einander abſondern können? Ihre Vereinigung iſt ihr Glück. Wer unter ſeines Gleichen lebt, der iſt glücklich: und wer feſt glaubt, daß alle Menſchen ſeines Gleichen ſind, (und doch dabey aus Achtung gegen die Geſetze die Unterſchiede der bürgerlichen Geſellſchaft ehrt,) der iſt bey weitem zugleich der Glücklichſte und Weiſeſte.

Druckfehler.

Seite 99. Zeile 14. iſt zu leſen: Erklärer. S. 104. Z. 2. von unten: mehrerer. S. 181. Z. 17. welcher. S. 237. Z. 9. v. u. die Beziehung finden, welche.